Wigand's
Conversations-Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet.

Dritter Band.

Caldara — Deutsch-Brod.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1847.

C.

Caldara, Polidoro, nach seiner Vaterstadt genannt Caravaggio, geb. 1495, kam jung nach Rom, und diente als Handlanger bei den Maurerarbeiten im Vatican, der damals unter Raffael's Leitung so großartig verschönert wurde. Hier im Anblick der glänzenden Arbeiten des Genies entwickelte sich auch C.'s Talent. Einer der eifrigsten Schüler Raffael's, Maturino, nahm sich seiner an, und unterrichtete ihn im Zeichnen; und bald gelang es C., durch unermüdlichen Eifer sich zum Künstler zu bilden. Mit Maturino soll er schon an der Ausführung der kleinen grau in grau gemalten Bilder in den Bogen des Vaticans Theil genommen haben. Nach Raffael's Tode schmückten beide Künstler, Polidoro und Maturino, gemeinschaftlich die Façaden mehrerer römischen Paläste durch ähnliche grau in grau gemalte Compositionen, in denen sie die Darstellungen der besten Basreliefs mit der größten Vollkommenheit nachahmten. Von diesen und ähnlichen Arbeiten hat sich fast Nichts erhalten; man kennt sie fast nur aus Kupferstichen. Bei der Belagerung Rom's im J. 1527 entflohen Polidoro und Maturino. Der letztere starb an der Pest; Polidoro ging nach Neapel und, da er hier keinen Verdienst fand, nach Messina, wo er bald zahlreiche Bestellungen zu Altarbildern erhielt, von denen das Museum zu Neapel eine große Anzahl enthält. In diesen selbständigen Werken weicht Polidoro auffallend von dem Charakter der röm. Schule ab, und nähert sich mehr der gemeinen Natürlichkeit der Niederländer. Seine Arbeiten brachten ihm vielen Gewinn; als er nach Rom zurückkehren wollte, wurde er von einem nach seinem Gelde gierigen Diener 1543 ermordet. Seine Gebeine ruhen in der Kathedrale zu Messina.

Caldara, Antonio, einer der größten Contrapunctisten und Kirchencomponisten Italiens, geb. um 1674 zu Venedig, begann schon im 19. Jahre seines Lebens seine musikalische Laufbahn, indem er mehrere Opern schrieb, deren glückliche Erfolge seinen Namen in ganz Italien bekannt machten. Im J. 1714 ward er als Hof-Vicekapellmeister nach Wien berufen. Hatten seine bisherigen Kirchencompositionen in einfach schmuckloser Darstellung dem Geiste seines unerreichbaren Vorgängers Palestrina nachgestrebt, so gewannen sie jetzt durch das Studium der deutschen Meister noch mehr Tiefe und Kraft, und seine Partituren erscheinen, für die damalige Zeit wenigstens, sehr reich figurirt. Er war ein sehr fruchtbarer Componist. Gerber führt in seinem Tonkünstler-Lexicon nicht weniger als 43 Opern auf, von denen aber die wenigsten gedruckt sind, obgleich keine ohne Werth ist. In dem kaiserlichen Hof-Archive, so wie in Privatsammlungen zu Wien sollen noch viele Compositionen dieses Tonsetzers im Manuscript vorhanden sein. Er starb, fast 90 Jahre alt, 1763.

Calderari, Kesselschmiede, eine der vielen geheimen politischen Gesellschaften in Italien, welche eben so wie die Carbonari (s. d.) dieselbe Tendenz, nämlich die Einheit Italien's und dessen Befreiung von auswärtiger Herrschaft, hatten; allein über die Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, zerfielen sie, so daß sie sich feindlich gegenüber standen. Ueber diese Gesellschaften etwas Bestimmtes zu sagen, ist sehr schwierig, und obgleich die Carbonari

1817 ihre Statuten und Verhandlungen haben drucken lassen, so ist doch diesen nicht ganz zu trauen, und das eigentlich Geschichtliche derselben liegt immer noch zu sehr im Dunkel. Die C. sollen 1813 aus den Carbonari entstanden, und seit dieser Zeit der Letztern bitterste Feinde geworden sein, was der Polizeiminister Fürst Canosa benutzt habe, um so eine feste Stütze gegen die verdächtigen Carbonari zu haben. Er soll sie in Curien getheilt, ihnen den Namen Calderari del contrapeso gegeben, und sie bewaffnet haben, weswegen ihn aber der König Ferdinand entlassen und verbannt habe, weil dies Alles ohne sein Vorwissen geschehen sei. Gegründet scheint dies zu sein, denn Canosa trat 1816 aus dem Ministerium, und die C. wurden verfolgt, und harte Strafgesetze in Ansehung ihrer erlassen. Nach Canosa's anonymer Schrift: „I pifferi di montagna" (Dublin 1820), sollen die C. in Palermo entstanden sein (nicht in Neapel); als Lord Bentink die Zünfte dort aufhob, und vorzüglich die Kesselschmiede (Calderari), bewaffneten sie sich gegen die englische Herrschaft. Canosa bediente sich ihrer als Gegengewicht gegen die Carbonari, nahm sie aber, nach obiger Schrift, nicht in Schutz. Die C. bestanden meistens aus Leuten der niedrigern Stände, daher sie auch Nichts drucken ließen, wie die Carbonari.

Calderon de la Barca Henao y Riaño, Don Pedro, ein berühmter dramatischer Dichter Spanien's, stammte aus einer alten adeligen Familie, wurde den 1. Januar 1601 zu Madrid geboren, und erhielt seine Bildung im Jesuitencollegium daselbst. In seinem 13. Jahre bezog er schon die hohe Schule zu Salamanca, wo er sich hauptsächlich mit Mathematik, Geographie, Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz beschäftigte. Vor seinem 14. Jahre schrieb er schon ein Schauspiel: „el Carro del cielo." Sein Talent erwarb ihm viele Freunde. Bald wurde er mit vielen Großen am Hofe bekannt, die ihm Gelegenheit verschafften, sein poetisches Genie zu entwickeln. 1625 trat er aus besonderer Neigung in den Soldatenstand, und trug 10 Jahre nicht ohne Ruhm die Waffen in Mailand und den Niederlanden. Der prachtliebende König Philipp IV. rief ihn jedoch 1636 zurück und übertrug ihm die Leitung des Theaters, so wie die Anordnung der königlichen Feste und Lustbarkeiten; verlieh ihm auch im folgenden Jahre den St. Jagoorden. Als 1640 alle Orden an dem Feldzug in Catalonien Antheil nehmen mußten, wollte auch C. sich in die Reihen der Krieger stellen, allein der König rief ihn zu sich, und trug ihm auf, ein Theaterstück zu schreiben. C. schrieb „Certamen de amor y zelos", welches Stück mit ungemeiner Pracht aufgeführt wurde; aber darauf folgte er dem Heere nach Catalonien, und gesellte sich zu den Fahnen des berühmten Herzogs Gaspare de Guzman, Grafen von Olivarez. Nach dem Frieden kehrte er an den Hof zurück, erhielt viele Gunstbezeigungen, unter anderm auch eine monatliche Pension von 30 escudos de oro. Im Jahre 1649 erhielt er den Auftrag, den Plan zu den prächtigen Triumphbogen zu entwerfen, welche bei dem Einzuge der Königin Maria Anna von Oesterreich errichtet werden sollten. Zehn Jahre hindurch arbeitete C. fleißig für das Theater, bis er endlich 1651 von dem Orden die Erlaubniß bekam, in den geistlichen Stand zu treten. 1653 erhielt er eine Capellanstelle bei der Capelle de los señores Reyes nuevos in Toledo. Da er indeß zu weit vom Hofe entfernt war, und für das Theater arbeiten mußte, so ernannte ihn der König 1663 zum Capelan de honor an der königl. Hofkapelle, doch behielt er seine Stelle in Toledo bei, und bekam zugleich eine Pension auf die Einkünfte von Sicilien angewiesen. In demselben Jahre ward er auch von der Congregation des Apostels San Pedro zu Madrid als Mitglied aufgenommen, und 1666 zum Capellanmayor dieses Vereins ernannt, dem er aus Dankbarkeit sein ganzes Vermögen vermachte. Er starb 1681, nach Andern 1687, am 25. Mai, und wurde in der Pfarrkirche St. Salvador zu Madrid begraben, wo ihm die Congregation ein prächtiges Denkmal errichtete. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er vorzugsweise Autos sacramentales (Frohnleichnamsstücke) gedichtet, und diese fanden so allgemeinen Beifall, daß die bedeutendsten Städte Spaniens dergleichen Stücke bei ihm bestellten, wodurch, da sie sehr gut bezahlt wurden, sich sein Vermögen sehr vermehrte. Auch sagten diese Stücke seinem religiösen Charakter mehr zu, als die andern dramatischen Arbeiten; er verwendete

größere Sorgsamkeit auf ihre Ausarbeitung, und legte ihnen auch einen größern Werth bei. Die spanische Nation nennt C. ihren größten dramatischen Dichter, und er ist es auch in mehr als einer Beziehung, obgleich auch er an den Schwächen seiner Zeit krankt, namentlich an der Vorliebe für schwülstige Ziererei in der Sprache und Ueberladung an Bildern, wie sie durch Gongora und seine Schule damals üblich geworden war. Uebrigens stellt C. in seinen Schauspielen ein sehr treues Bild seiner Zeit, namentlich der damaligen höhern Stände auf, was natürlich denselben einen noch höhern Werth für die Nachwelt giebt. Unter seinen weltlichen Schauspielen nimmt „Der standhafte Prinz", unter seinen Autos „Die Wunder des Kreuzes" die höchste Stelle ein. Die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 128. Unter ihnen sind viele Intriguenstücke, heroische Comödien und historische Schauspiele. Außerdem schrieb er noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorspiele) und 100 Saynetes (Divertissements). Sein letztes Schauspiel „Hado y divisa" schrieb er im 81. Jahre seines Lebens. Seine kleinern Gedichte, Lieder, Sonette, Romanzen fanden zwar zu seiner Zeit nicht geringern Beifall, sind aber doch verloren gegangen, und kaum haben sich die Namen davon erhalten. Die vollständigste Ausgabe seiner Schauspiele erschien zu Madrid (9 Bde., 1683—89), eine andere Ausgabe besorgte de Apontes (10 Bde. Madrid 1760—63, 4). In der neuern Zeit begann Keil eine kritische Ausgabe, wovon aber nur 3 Bde., mit 30 Stücken erschienen (Lpz. 1820—23); eine andere ward von ihm vollendet (4 Bde., Lpz. 1830). Von den Deutschen wurde C. vielfach übersetzt, so von A. W. Schlegel in seinem „Spanischen Theater" (2 Bde., Berl. 1803—9), Gries (7 Bde., Berl. 1815—26; 2 Aufl. 8 Bde., 1840—41), E. von der Malsburg (6 Bde., Leipz. 1819—25); Göthe und Schlegel haben das Verdienst, C. die deutsche Bühne geöffnet zu haben

Calderon, Don Serafin, ein spanischer Dichter der neuesten Zeit, geboren zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Malaga, studirte auf der Universität zu Granada die Rechte, und wurde 1822 daselbst Professor der Poesie und Rhetorik. Schon damals erregte er durch mehrere Gedichte die öffentliche Aufmerksamkeit. Bald darauf übernahm er eine Advocatur in seiner Vaterstadt, wurde aber dadurch den Musen nicht untreu. Im Jahr 1830 ging er nach Madrid, gab hier anonym seine „Poesias del solitario" (Madrid 1833) heraus, die eben so wie einige Artikel über andalusische Sitten, die er in dem Journal „Cartas españolas" erscheinen ließ, mit großem Beifall aufgenommen wurden. Im Auftrag der Regierung schrieb er ein Lehrbuch der Staatsverwaltungsgrundsätze („Principios de administracion"), nach dem Französischen des J. C. Bonnin. Im J. 1834 wurde er Generalauditor bei der Nordarmee, und 1836 Civilgouverneur von Logroño. Ein Sturz vom Pferde nöthigte ihn, noch in demselben Jahre zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Madrid zu gehen. Während er hier seine Genesung abwartete, legte er eine Sammlung der immer seltener werdenden Schätze der altspanischen Nationalliteratur der handschriftlichen und gedruckten Cancioneros und Romanceros an, um später eine kritische Ausgabe von ihnen zu geben; auch schrieb er damals seine Novelle „Cristianos y moriscos", gedruckt in der „Colleccion de novelas originales españolas" (Madr. 1838). Im J. 1837 wurde er politischer Chef in Sevilla, mußte aber in Folge des Aufstands im Novbr. 1838 flüchten, und beschäftigte sich von jetzt an, ins Privatleben zurückgezogen, nur mit den Wissenschaften und der Dichtkunst. Er hat sehr schätzbare Studien über die Literatur der Morisken gemacht.

Caldiero, Dorf mit 2200 Einw., am Vibio, im Gouvernement Venedig des venetianisch-lombardischen Königreichs; hier fiel am 29—31. Octb. 1805 eine Schlacht vor zwischen dem Erzherzoge Karl und dem Marschall Massena, welcher Letztere nach einem Verlust von 9000 Mann zurückgedrängt wurde. Der Erzherzog Karl konnte seinen Sieg nicht benutzen, und zog sich am 1. Nov. nach Laibach, Cilli und Görz zurück, wobei 5000 Franzosen, die ihn verfolgten, vom General Hiller eingeschlossen wurden, und nach tapferer Gegenwehr bei Casa Albertini sich ergeben mußten.

Caledonia hieß bei den Römern das schottische Gebirgsland im Norden der Busen Clyde und Forth, und Caledonier nennt Tacitus alle Bewohner dieses Landes, wo-

gegen Ptolemäus diese Benennung nur auf die Bewohner des nordwestlichen Theils beschränkt. Sie gehörten dem celtischen Stamm an, und ihr früherer Name hat sich noch in dem der **Gaelen**, Bergschotten, erhalten. Seit dem Anfang des 3. Jahrh. wurden ihre Einbrüche in das röm. Britannien immer häufiger, und die Römer vermochten ihnen immer weniger zu widerstehen. Sie werden seit dem 4. Jahrh. mit einem andern celtischen Namen Picten genannt, der wohl nicht aus dem Lateinischen herzuleiten sein möchte. Zu ihnen gesellten sich die Scoten, die zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. genannt werden, und von Irland herüber in das jetzige Argyle eingewandert waren. Gegen die Raubzüge beider Völker riefen die Briten im 5. Jahrh. die Sachsen zu Hülfe. Die Scoten zerstörten, wahrscheinlich durch neue Einwanderungen verstärkt, um 839 das Pictenreich, und gaben dem jetzigen **Schottland** (s. d.) den Namen.

Caledonischer Kanal reicht vom Fort William in Schottland am atlantischen Meere bis in die Nordsee zum Busen Murray-Firth bei Inverneß, also vom 56—53. Grade der Breite. Er geht durch die 3 Seen Oich, Lochy und Neß, ist an beiden Mündungen durch Festungswerke geschützt, und nach dem neuen niederländischen Kanale von Amsterdam nach Nieuwe Diep der breiteste und tiefste europäische Kanal. Acht Hauptschleusen, welche 172 F. lang und 40 F. breit sind, erleichtern die Schifffahrt in diesem Kanal, so daß Fregatten von 32 Kanonen ihn passiren können. Wegen der gefährlich zu befahrenden Küste von Hochschottland wurde dieser Kanal mit einem Kostenaufwande von 800,000 Thlrn. fahrbar gemacht, und Dampfböte erleichtern bei widrigem Winde die Schifffahrt. An den Küsten siedeln sich von Jahre zu Jahre mehr Menschen an, und man sieht schon hier und da bedeutende und zierliche Landgüter, wo man vor 20 Jahren nur Haide, Moor und Felsen antraf. Hauptvortheile dieses Kanals sind die Verbindung zwischen der Ostsee, Irland und Liverpool, die Bevölkerung und der Anbau dieser öden Gegend, und der Wachsthum der Fischereien in Schottland.

Calembourg heißt im Französischen eine Art Wortwitz, welcher theils in der Zweideutigkeit des Wortes selbst, theils darin besteht, daß man irgend einem Worte ein zwar dem Klange nach gleiches, hinsichtlich des Sinnes aber ganz verschiedenes Wort unterschiebt. Diese Witzgattung wird bald von einem Grafen Calemborg aus Westfalen, der durch seine schlechte Aussprache des Französischen zu häufigen Verwechslungen Anlaß gab, bald von einem Apotheker Calembourg in Paris hergeleitet. Die franz. Sprache ist sehr reich an Worten, die C.'s veranlassen können; auch die deutsche Sprache haben in der neuern Zeit mehrere Schriftsteller, wie Saphir, Oettinger und besonders die Berliner Komiker in dieser Hinsicht ausgebeutet.

Calhoun, John C., einer der bedeutendsten amerikanischen Staatsmänner, wurde am 18. März 1782 im Distrikt Abbeville im Südcarolina geboren, und stammt aus einer irländischen Familie, die sich 1733 in Pennsylvanien niederließ, 1756 aber nach Südcarolina zog, und daselbst eine Niederlassung gründete, die den Namen Calhoun's settlement erhielt. Die Cherokesen, ein benachbarter Indianerstamm, überfielen die Familie, und erschlugen sämmtliche Mitglieder mit Ausnahme des ältesten Sohnes, **Patrick C.**, welcher die Nichte eines presbyterianischen Predigers heirathete. C., der jüngste Sohn dieser Ehe, erhielt eine sorgfältige Erziehung, und bezog später die Universität zu Yale, wo er sich besonders den historischen und politischen Studien widmete. Bei einem geübten Advocaten, Desaussure, studirte er darauf Jurisprudenz, und fing dann 1807 in Südcarolina an zu praktiziren. Im Jahre 1809 wurde er in die gesetzgebende Versammlung dieses Staats gewählt, und entwickelte hier ein so ausgezeichnetes Rednertalent und so umfassende Kenntnisse als Staatsmann und Politiker, daß er 2 Jahre darauf als Mitglied des Congresses nach Washington gesandt wurde. Hier stand er bald an der Spitze der Kriegspartei, und übte einen bedeutenden Einfluß auf den ganzen Congreß aus. Er war nach einander Vorsitzer des Comité der auswärtigen Angelegenheiten und Vorsitzer des Comité, welches mit der Regulirung der Umlaufsmittel beauftragt war. Als solcher widersetzte er sich der Einführung einer Zettelbank. Im Jahre 1817 ernannte ihn der Präsident Monroe zum

Kriegsminister, und in dieser Eigenschaft gab er die glänzendsten Beweise seines administrativen Talents. Die Verwaltung dieses Departements war in die größte Unordnung gerathen; C., der mehr als 40 Mill. Dollars Rückstände fand, reducirte diese Summe in weniger als 6 Jahren auf 3 Millionen. Er setzte die Kosten eines Soldaten, die unter seinem Vorgänger auf 451 Dollars jährlich angeschlagen waren, auf 287 herab, und ersparte dadurch dem Staatsschatz jährlich mehr als $1\frac{1}{2}$ Million Dollars. Während der zweiten Präsidentschaft Monroe's wurde er mit Crawford, Jackson und Adams zur Präsidentenwürde vorgeschlagen; doch trat er freiwillig zurück, und John Quincy Adams wurde gewählt. Da dieser mit seiner Partei keine Majorität im Congresse erhielt, wurde 1828 General Jackson als Präsident und C. als Vicepräsident erwählt. Bald nach Jackson's Präsidentschaftsantritt wurde der berüchtigte hohe Zolltarif vorgeschlagen. C. widersetzte sich ihm von vorn herein, und legte bald darauf seine Vicepräsidentschaft nieder. Die gesetzgebende Versammlung seines Staats wählte ihn darauf in den Senat, wo er in der Sitzung von 1833—34 seine Nullificationsdoctrin entwickelte, welche die Vereinigten Staaten ohne die Compromißacte Henry Clay's bald in einen Bürgerkrieg gestürzt hätte. Hierdurch gerieth C. in eine feindliche Stellung zur demokratischen Partei, der er sein ganzes Leben hindurch zugethan gewesen war. Im Jahre 1835 wollte die Whigpartei bei der neuen Präsidentenwahl ihn zu ihrem Candidaten aufstellen; doch C. begriff, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei. Als van Buren auf der außerordentlichen Congreßsitzung von 1836 das Unterschatzkammersystem in Vorschlag brachte, erklärte C., daß er es nur mit den Grundsätzen, nicht mit den Personen zu thun habe, und für den Vorschlag des Präsidenten stimmen werde. Seit dieser Zeit trat er öfters wieder im Senat als beredter und geistreicher Vorkämpfer demokratischer Grundsätze auf. An den neuen Präsidentschaftswahlen 1841 nahm er keinen Theil, und hinderte auch nicht wie früher, daß der Staat von Südcarolina van Buren seine Stimme gab. C.'s glänzendste Periode begann mit Harrison's Administration. Die Opposition zerfiel damals in eine ultrademokratische und in eine gemäßigte Partei. An der Spitze der erstern stand Thomas Henry Benton, ein Mann von geringer Gelehrsamkeit, aber großen statistischen Kenntnissen; die gemäßigte Opposition führte C. an. Auch bei der letzten Wahl eines Präsidenten wurde C. von den südlichen Staaten vorgeschlagen; da er aber im Norden durch seine Nullificationsdoctrin und durch sein Bekämpfen des hohen Zolltarifs fast alle Anhänger verloren hatte, so mußten diese Versuche vergeblich sein; nur in New-York hatte er die Anhänger des freien Handels für sich. Im Jahre 1844 wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und blieb es auch unter der Präsidentschaft Polk's. C. ist kein Mann des Volks; doch behält er das Schicksal Südcarolina's in seiner Hand. Das Parteijoch konnte er nie ertragen, und hat auch nie zu Popularitätskünsten seine Zuflucht genommen. Stets hat er aber die Achtung und Bewunderung der bedeutendsten Männer aller Parteien für sich gehabt. Er ist von hoher schlanker Statur; in seinem Gesichte liegt der Ausdruck von Entschlossenheit und Charakterfestigkeit. Sein Vortrag ist bündig, kräftig und kurz, ohne alle rhetorischen Floskeln, und geht stracks auf sein gestecktes Ziel los. Uebrigens sind seine Reden keineswegs nach dem Muster der Alten gebildet, fast allen fehlt das Exordium. Eigenthümlich ist seine Gestikulation. Er geht während der Rede auf und ab, während sein rechter Arm regelmäßig hin und her schwankt wie der Perpendikel einer Uhr.

Caliber heißt eigentlich der Durchmesser der Seele eines Feuerrohrs, im Allgemeinen wird das Wort aber zur Bezeichnung der Art des Geschützes, mittels der Angabe der Größe oder des Gewichts seines Vollgeschosses gebraucht. Ein zu 12pfündigen Kugeln eingerichtetes Geschütz nennt man ein 12pfündiges Rohr, und spricht daher auch von Röhren von 12pfündigem Caliber. Beim Wurfgeschütz nennt man gegenwärtig sogar noch das Gewicht der steinernen Kugel, welche in früherer Zeit bei demselben angewendet wurde, um das Caliber zu bezeichnen. So bezeichnet das 7pfündige Caliber eine Haubitze (Mörser), welche geeignet ist, eine 7pfündige steinerne Kugel aufzunehmen, obgleich die eiserne Vollkugel von gleicher Größe, 24 Pfd., und die hier vorzugsweise gebrauchte eiserne (hohle)

Granate $14\frac{1}{2}$ Pfd. wiegt. In England, Frankreich, Belgien und einigen andern Staaten gibt man bei Bezeichnung des C.'s nicht das Gewicht, sondern den Durchmesser des Geschosses an; so heißt z. B. daselbst die 7pfündige Haubitze $5\frac{1}{2}$ zöllig. Die Arten des C. umfaßten in früherer Zeit fast alle mögliche Zahlen der Gewichte von $\frac{1}{2}$ Loth bis 1000 und mehr Pfunden; jetzt hat man sie, und mit Recht, auf eine möglichst kleine Anzahl beschränkt. Der Calibermaßstab oder Artilleriemaßstab, erfunden 1540 von Georg Hartmann in Nürnberg, galt in früherer Zeit als ein unentbehrliches Besitzthum des Constablers. Er gibt die Durchmesser der Geschütze an, zu welchem Zwecke er treppenförmig an seiner langen Seite ausgeschnitten war, und in das Geschütz gesetzt werden konnte; häufig gab er aber auch nur die Durchmesser der Geschosse von verschiedenem Gewicht und Material, z. B. Eisen, Stein, Blei ꝛc. an.

Californien, das nordwestliche Küstengebiet des mexicanischen Staatenvereins, zerfällt in Alt- oder Niedercalifornien oder die eigentliche Californische Halbinsel, und in Hoch- oder Neucalifornien, nördlich von der Einmündung des Rio-Colorado bis zum Cap Mendocino. Das Land faßt ungefähr 4000 □M., und wird der ganzen Länge nach von den nordamerikanischen Seealpen oder Westcordilleren durchzogen, die vielfach vulkanischen Charakter verrathen (z. B. der 4600 F. hohe Vulkan Gigania), westlich steil abfallen, südlich kahle Flächen auf dem breiten Rücken tragen, und nördlich allmälig zu den Oregonplatten übergehen. Größere Flüsse des Landes sind: der Rio-Colorado und der Buenaventura, beide an der Nordgrenze der beiden C.; das südliche Land wird nur durch kurze und karge Wasseradern bewässert; im Norden sollen sich außerdem Hochseen, Gebirgsseen befinden, die aber zum größten Theil noch unbekannt sind. Das Klima ist, namentlich im Süden, und wo es nicht durch die Nähe des Meeres gemildert wird, unerträglich heiß; daher sind nur die Küstenlandschaften, wo die Ausdünstungen des Meeres häufig Regen hervorbringen, besonders fruchtbar, doch wird der fruchtbare Boden aus Mangel an fleißigen Händen weniger benutzt, als er es seiner Natur nach werden könnte. Im Süden gedeiht Wein-, Oel- und Obstbau, überall aber das europäische Getreide: die Viehzucht wird durch treffliche Weiden befördert, und der Reichthum an wilden Thieren, wie Hirsche, Rehe, Füchse, im Süden das wilde californische Schaf, im Norden der Bär, begünstigt die Jagdlust der Bewohner, die sich außerdem noch mit dem Fang von Schildkröten und Fischottern, mit Fischerei, und dem Aufsuchen der Perlenmuschel beschäftigen. Die Bevölkerung ist sehr dünn über das Land vertheilt. Man zählt ungefähr im Ganzen 40,000 Einw. Die Indianer, die ungefähr drei Viertheil ausmachen, zerfallen in viele Stämme, von denen jeder eine besondere Sprache redet; die wichtigsten sind im Süden die Monquis, im Norden die Achastlier, Ecclemaches, Ikas, Escelen und A. Zum Theil sind sie zum Christenthum bekehrt worden, und haben unter der Leitung der meist katholischen Missionäre die unstäte, schmutzige und träge Lebensweise mit größerer Thätigkeit vertauscht, namentlich treiben sie vielen Ackerbau und Handel. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel des Landes sind Getreide, Pferde, Leder, Seife, verschiedene Fettsubstanzen, Schildkröten und Perlen, die meistentheils auf die Sandwichinseln und die nördlichen russischen Besitzungen geführt werden. Die Bergwerke sollen besonders Gold und Silber liefern. In Niedercalifornien, 2600 □M. groß, mit ungefähr 10,000 Einw., sind die Hauptwohnplätze die Missionsorte San-Ignacio, beim Vulkan de los Virginos, San Josef de Cavo, Todos los Santos und Loreto; in Hochcalifornien, 1450 □M. groß, mit ungefähr 30,000 Einw., San-Diego, San-Barbara, San-Carlos de Monterei und San-Francisco. Schon 1534 entdeckten spanische Schiffe C., doch wurde es erst 2 Jahre später durch Ferdinand Cortez in Besitz genommen, indem er bei Santa Cruz eine Colonie gründete. Diese hatte aber nicht blos mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen, sondern auch die fortwährenden Feindseligkeiten der mexikanischen Caziken zurückzuweisen. Lange Zeit hielt man C. für eine Insel, weshalb Franz Drake, der 1577 in C. landete, dem Lande den Namen Neu-Albion gab, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. in Islas-Carolinas umgewandelt wurde. Erst im Jahr 1700 entdeckte der Jesuit Eusebio Francisco Kino, daß C. eine Halbinsel sei. Er veranlaßte

mehrere neue Missions-Niederlassungen, die schnell empor blühten und die Eroberung des Landes durch die Spanier vorbereiteten. Diese theilten C. in die Intendanzen Alt- und Neucalifornien, und machten es zur nordwestlichsten Provinz Mexiko's, dessen Schicksal es von nun an theilte (S. **Mexiko**).

Caligä hieß die Fußbekleidung der römischen Soldaten, namentlich der Gemeinen, die man deshalb auch zuweilen Caligati nannte. Die C. unterschieden sich wahrscheinlich von den Sandalen dadurch, daß sie mit Nägeln von Holz oder Eisen beschlagen waren, und mit Riemen bis an die Waden aufgebunden wurden. In der spätern Zeit trugen auch die höhern Anführer bei den Römern C., die aber kostbarer waren und campagi genannt wurden. Doch muß man die C. wohl unterscheiden von den ehernen Halbstiefeln oder Beinschienen (ocreae), die besonders den rechten Fuß schützten, der im Schwertkampfe vorgesetzt wurde.

Caligula, Cajus Cäsar Augustus Germanicus, Sohn des Germanicus und der Agrippina, geb. 12 n. Chr. im Lager, und auch zum Theil daselbst erzogen, erhielt von den Halbstiefeln (caligae), die er gleich den Soldaten zu tragen pflegte, den Namen Caligula. Da er sich Tiberius Gunst zu erwerben gewußt hatte, so entging er dem grausamen Schicksal seiner Aeltern und Geschwister, und ward sogar mit des Drusus Sohn zum Erben des Reichs eingesetzt. Nach dem Tode des Tiberius, 37 n. Chr., bemächtigte er sich leicht des Thrones, da er schon seines Vaters wegen beliebt war, verdrängte seinen Miterben und ließ ihn nachher tödten. Anfangs zeigte er sich besser, als es sein Zusammenleben mit Tiberius, und dessen eigene Rede, daß er C. zum Verderben des römischen Reichs auferziehe, vermuthen ließ. Er verbannte die Erfinder schändlicher Vergnügungen von Rom, ließ die von Augustus festgesetzten Anordnungen, welche unter seines Vorgängers Regierung vernachläßigt worden waren, auf's Neue in Ausübung bringen, bestrafte die Statthalter, welche sich bestechen ließen, ließ die Schriften verbrennen, die den Feinden seiner Familie nachtheilig werden konnten, den Gemellus zum Fürsten der Jugend ausrufen, um ihm einen Ersatz für die Thronentsagung zu geben, und schloß ein Bündniß mit Artabanus, dem Könige der Parther, welcher in Gegenwart des römischen Legaten das Bildniß des Kaisers küßte. Aber in Zeit von 8 Monaten war seine Mäßigung, seine Gerechtigkeit, seine Sorgfalt für das allgemeine Wohl verschwunden. Eine schreckliche Habsucht und Verschwendung, eine wahnsinnige Grausamkeit und viele andere Leidenschaften fingen an, ihn ganz zu beherrschen, und es ist wohl möglich, daß eine Krankheit, die ihn in jener Zeit befiel, seinen Verstand zerrüttet habe, wie es die Römer glaubten. Unzählige Hinrichtungen folgten einander; die Güter der Gemordeten fielen dem Kaiser zu, doch ließ dieser auch aus bloser grausamer Lust Verbrecher und Unschuldige während seiner Mahlzeiten vor sich foltern und morden, wie er denn auch den Wunsch aussprach, daß das römische Volk nur Einen Kopf haben möge, um ihn mit Einem Streiche abhauen zu können. Aus Eifersucht auf Xerres Ruhm ließ er eine $1^1/_2$ Stunde lange, straßenartige Schiffbrücke von Misenum bis Puteoli über die Meeresbucht schlagen, und nachdem er sie mit großer Pracht eingeweiht hatte, am folgenden Tage eine Menge Menschen, die sich auf der Brücke versammelt hatten, ins Meer stürzen. In seinem Uebermuth erklärte er sich selbst für einen Gott, ließ sich anbeten, und erbaute seiner eignen Gottheit einen Tempel, in welchem seine Statue von zahlreichen Anbetern verehrt wurde, suchte auf die unnatürlichste Art seine Lüste zu befriedigen, ließ seine Schwester Drusilla nach ihrem Tode göttlich verehren, verliebte sich in die Lollia Paulina, blos weil er gehört hatte, daß ihre Großmutter sehr schön gewesen sei, entriß sie ihrem Gemahle, und ließ sie dann wieder von sich. Seinem Pferde ließ er einen Stall von Marmor, und eine Krippe von Elfenbein machen, und gab ihm Wachen, damit es nicht im Schlafe gestört würde, ja er war sogar Willens, es zum Consul zu machen. Um Kriegsruhm zu erwerben, rüstete er sich zu einem Feldzuge gegen die Germanen, ging mit einem ungeheuren Heere über den Rhein, kehrte aber wieder um, ohne den Feind gesehen zu haben, den aufzusuchen auch nicht seine Absicht war. Darauf stellte er an der Britannien gegenüber liegenden Küste Galliens sein Heer in Schlachtordnung

auf, bestieg einen Dreiruderer, kehrte aber, nachdem er sich nur wenig von der Küste entfernt hatte, zurück, und ließ darauf die Soldaten Muscheln am Strande sammeln, die er in Rom als eine dem Ocean entrissene Beute den Göttern weihen wollte. Anfangs wollte er dieses Zuges wegen einen Triumph in Rom feiern, und ließ zu diesem Endzwecke gefangene Gallier in Germanen verkleiden, begnügte sich aber endlich mit einer Ovation. Noch beabsichtigte er den größten Theil des Senats und der Ritter hinzurichten, wie nach seinem Tode aus zwei Büchern hervorging, deren eines gladius, d. i. Schwerdt, das andere pugio, d. i. Dolch, betitelt war, und welche die Namen der zum Tode Bestimmten enthielten. Ehe er aber diese Absicht ausführen konnte, wurde er mit seiner Gemahlin, Cäsonia, und seiner Tochter durch eine Verschwörung, an deren Spitze zwei prätorianische Tribunen, Cassius Chärea und Cornelius Sabinus, standen, ermordet, im J. 41 n. Chr.

Calixtiner, von calix, d. h. der Kelch, den sie bei der Communion auch für die Laien forderten, oder Utraquisten, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, sub utraque, dem Laien zu reichen verlangten, nannte man die gemäßigten Hussiten (s. d.) in Böhmen, deren Forderungen von der Kirchenversammlung zu Basel 1433 bewilligt wurden. Sie besiegten am 30. Mai 1434 bei Böhmischbrot die Taboriten, die den Verträgen nicht beitreten wollten, und als sie den Kaiser Sigismund als König von Böhmen anerkannt hatten, erhielten sie freie Religionsübung, die sie auch unter Georg Podiebrad 1450—71 behaupteten, obgleich Pius II. die Compactaten 1462 für ungültig erklärte. Ihre Weigerung, im Schmalkaldischen Kriege gegen die Protestanten zu kämpfen, zog ihnen Anfangs heftige Verfolgungen zu, doch wurden sie 1556 in dem Religionsfrieden aufgenommen, und unter Maximilian II. erfuhren sie eine noch mildere Behandlung. Unter Rudolph II. wurde ihre Lage bedenklicher. Nur mit Mühe setzten sie es durch, daß durch den am 9. Juli 1609 ausgefertigten Majestätsbrief die von ihnen in Verbindung mit den böhmischen Brüdern und den Evangelischen eingerichtete böhmische Confession öffentlich anerkannt, ihre Kirchenordnung bestätigt, und ihnen die Wahl von Defensoren gestattet wurde. Die Verletzungen dieses Majestätsbriefs unter König Matthias und die von den vereinigten Evangelischen versuchte Selbsthülfe führte den dreißigjährigen Krieg herbei, und der kurze Triumph der Böhmen unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, endete nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag 1620 mit völliger Unterdrückung des Protestantismus. Ein großer Theil der Calixtiner floh vor den zahlreichen Hinrichtungen nach Sachsen, Polen und Preußen; nur Wenige hielten sich in größter Verborgenheit im Herzogthume Friedland, im wsetinischen Gebiete und unter den Baronen von Zerotin und Waldstein auf.

Calixtus ist der Name von 4 Päpsten. — C. I., der Heilige, Bischof von Rom, unter Heliogabalus und Alexander Severus, regierte von 219—223, und fand den Tod bei einem Volksaufstande. — C. II., vorher Guido, aus dem burgundischen Hause, wurde 1119 Nachfolger des Papstes Gelasius II., nachdem er Erzbischof von Vienne und päpstlicher Legat in Frankreich gewesen war. Nach heftigen Kämpfen schloß er 1122 mit Kaiser Heinrich V. das Wormser Concordat ab, und endigte dadurch den Streit über die Investitur (s. d.). Nach diesem auf der ersten allgemeinen Lateransynode 1123 bestätigten Concordate sollten die Aebte und Bischöfe mit den Regalien nicht wie bisher durch Ring und Stab, sondern, weil jene deutschen Symbole zugleich eine Ertheilung des geistlichen Amtes andeuteten, durch das Scepter belehnt werden. Er starb 1124. — C. III., Cardinalbischof von Tusculum, hieß eigentlich Johann Unghieri, und war der dritte Gegenpapst, den Kaiser Friedrich I. seinem Feinde Alexander III., 1168, entgegenstellte. Er wurde im Frieden von Venedig 1177 preisgegeben, und später Statthalter von Benevent. — C. IV., hieß vorher Alfons Borgia, und war vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl Rath des Königs Alfons von Aragonien und beider Sicilien, und Bischof von Valencia. Als solcher schloß er die Friedensverträge zwischen Castilien und dem Papst Eugen IV. ab, und bahnte sich dadurch den Weg zum Cardinale. Seit 1455 herrschte er als Papst mit allen Anmaßungen und Künsten seiner unternehmendsten Vorgänger. Bald nach seiner Erhe-

bung rief er die Fürsten und Völker zu einem Kreuzzuge gegen die Türken auf, den er selbst durch starke Rüstungen zur See und Hülfsgelder, die er an Skanderbeg zahlte, begann. Die Unzufriedenheit der deutschen Reichsfürsten über das von Aeneas Sylvius (Piccolomini) erschlichene Wiener Concordat, und ihre Beschwerden über die päpstlichen Reservationen und Provisionen, sowie die Unselbständigkeit des Kaisers Friedrich III. vereitelten aber in Deutschland, in Frankreich der Widerwille wegen Erhebung des Zehnten zum Türkenkriege, gegen welche die Universitäten zu Paris und Toulouse förmlich appellirten, seine Absichten. Den König Alfons, seinen frühern Wohlthäter, beleidigte er selbst, indem er ihm die Belehnung mit Benevent und Terracina und die Legitimation und Anerkennung seines Bastard's, Ferdinand, zum König von Neapel verweigerte. C. wollte nämlich seinen Neffen, Pedro Borgia, zum König von Neapel machen, den er bereits zum Herzog von Spoleto und Gouverneur von Rom ernannt hatte, während er die Brüder desselben mit dem Cardinalshute beschenkte. Diese Begünstigung seiner Neffen, deren Sittenlosigkeit allgemein bekannt war, machte ihn auch bei den Römern verhaßt. Sein Zug gegen die Türken hatte keine Folge, als die Eroberung von drei kleinen Inseln. Neue Rüstungen gegen die Türken unterbrach sein Tod am 6. August 1458. Seine Grundsätze werden dadurch am Besten erkannt, wenn man hört, daß er den Rath des Kurfürsten von Brandenburg, Dr. Knorre, vorläufig durch Aeneas Sylvius des Eides der Treue gegen seinen Herrn entbinden ließ, um Gefälligkeiten zu erhalten, die Dieser mit seiner Dienstpflicht unvereinbar fand.

Calixtus, eigentlich Callisen, Georg, ein geistvoller, aufgeklärter Theolog der protestantischen Kirche im 17. Jahrh., geb. 1586 zu Meelby im Holsteinischen, erhielt seine Bildung zu Flensburg und Helmstädt, und trat in letzterer Stadt 1605 als Privatdocent der Philosophie auf. Zwei Jahre nachher wandte er sich zur Theologie, besuchte 1609 die süddeutschen Universitäten, kehrte 1611 nach Helmstädt zurück, und machte sich hier bald durch polemische Disputationen über kirchliche Dogmen als einen originellen Kopf und muthigen Bekämpfer herrschender Vorurtheile bemerklich. Bald darauf unternahm er in Begleitung eines reichen Niederländers eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, kehrte im J. 1613 nach Helmstädt zurück, wurde im folgenden Jahre Professor der Theologie daselbst und 1636 Abt von Königslutter, und starb, eine Zierde der Universität Helmstädt, am 19. März 1656. Sein lebendiger Geist, die Tiefe seiner Kenntnisse und die auf seinen Reisen gewonnene größere Reife des Urtheils über Welt und Menschenleben hatten ihn zu hellern Ansichten und zu größerer Duldsamkeit gegen anders Denkende geführt, als die Engherzigkeit der Theologen seiner Zeit vertragen mochte. Daher nannte man ihn einen heimlichen Katholiken, weil er in der Schrift „De praecipuis religionis christianae capitibus“ (Helmst. 1613) der katholischen Lehre günstig schien, und weil er sich in dem „Epitome theologiae moralis“ (Helmst. 1634; neue Aufl. 1662, 4.) und in der Schrift „De tolerantia reformatorum etc.“ (Helmst. 1658; neue Aufl. 1697, 4.), den Reformirten in einigen Puncten näherte, war er den Anhängern des Buchstabens der Concordienformel der ärgsten Ketzerei verdächtig. Vergeblich suchte er zu beweisen, daß die ältesten christlichen Glaubensbekenntnisse allen Religionsparteien gemeinsam seien. Man beschuldigte ihn der Religionsmengerei (Synkretismus), und warf auf ihn den bittersten Haß und Groll, besonders als er auf dem Religionsgespräch zu Thorn 1645, zu dem der reformirte Kurfürst von Brandenburg ihn als Friedensvermittler sandte, mit den reformirten Theologen vertrauter umging als mit den protestantischen. Vorzüglich feindselig traten gegen ihn die sächsischen Theologen Weller, Calov und Hülsemann auf, die ihm auf alle nur mögliche Art zu schaden suchten, und sogar den Kurfürsten von Sachsen Johann Georg I. bestimmten zu versuchen, ob er den Herzog August von Braunschweig zu feindseligen Schritten gegen die Helmstädter Theologen bewegen könne. Allein C. wurde geschützt, und durch einen Reichstagsbeschluß von 1655 wurde den Verketzerern Stillschweigen geboten. So hatte denn Calixtus Ruhe, aber die gegen ihn erhobenen synkretistischen Streitigkeiten dauerten noch nach seinem Tode fort. Um die Theologie hat er sich unge-

meine Verdienste erworben. Der Dogmatik gab er eine ganz neue Gestalt, auch war er der Erste, welcher einen Unterschied zwischen Dogmatik und Moral machte. Er weckte den Sinn für kirchenhistorische Studien, und verfaßte manche gute Schriften, die noch größern Werth haben würden, wenn sie mehr ausgeführt wären. Vgl. Henke „Georg C. und seine Zeit" (Abth. I., Halle 1833), der auch C.'s „Briefwechsel" (Halle 1833) herausgab. — Friedrich Ulrich C., Sohn des Vorigen, geb. 1622, den 8. März, wurde ebenfalls Professor der Theologie zu Helmstädt, vertheidigte die Meinungen seines Vaters, machte sich durch mehrere gehaltvolle, historische und dogmatische Schriften berühmt, und starb den 13. Januar 1701.

Calkoen, Jan Frederik van Beek, geb. am 5. Mai 1772 zu Gröningen, studirte Astronomie und Theologie zu Utrecht, Leipzig, Göttingen, Jena, Gotha und Berlin, wurde 1799 Professor der Astronomie zu Leyden, 1805 zu Utrecht, und Mitglied mehrerer deutschen gelehrten Gesellschaften. König Ludwig von Holland machte ihn zum Mitgliede des holländischen Nationalinstitutes. Er starb am 25. Mai 1811. Unter seinen zahlreichen Werken zeichnet sich aus: Euryalus, über das Schöne (1802); über die Uhrwerke der Alten; seine gekrönte Preisschrift zur Widerlegung von Dupuis: „Origine de tous les cultes," worin er den Ursprung des jüdischen und christlichen Gottesdienstes gründlich nachwies.

Callico, ein weißes Baumwollenzeuch, welches in Ostindien verfertigt, in England gebleicht, gedruckt und verkauft wurde, weswegen bald alle englische gedruckte Kattune C. hießen. Zuerst hatten diese Kattune einen braunen Grund mit rothen Blumen, und man erhielt in Deutschland zweierlei Arten derselben, nämlich: full chints, Doppeldruck, mit doppelt rother Farbe, und half chints, mit einfacher rother Farbe. Später erschienen diese Kattune auch in andern Farben, und bald hießen alle gedruckte Kattune C., besonders während das Continentalsystem alle englischen Waaren vom Festlande Europa's abhielt.

Calliano, ein freundlich gelegener Ort in Tyrol, am linken Ufer der Etsch, ist besonders militärisch wichtig, wegen des stark befestigten Bergpasses, Castel-della-Pietra. Hier besiegten die Oesterreicher 1487 die Venetianer und Napoleon die Oesterreicher am 4. Septbr. 1796, und erzwang sich dadurch den Eintritt in Tyrol.

Callisen, Christian Friedrich, General-Superintendent des Herzogthums Schleswig, ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, der wie selten ein Anderer die Bedürfnisse des Volks in Absicht auf Lektüre kennt und zu leiten versteht, ist der Sohn des ehemaligen dänischen Justizraths Christian Callisen, und am 20. Februar 1777 zu Glückstadt geboren. Er studirte seit 1794 Theologie und Philosophie zu Kiel, Leipzig und Jena, wurde 1800 Privatdocent der Philosophie zu Kiel, 1803 Prediger zu Hollingstedt, 1804 Kirchenpropst der Propstei Hütten, und Pastor zu Schleswig, 1821 Ritter vom Dannebrog, 1835 Schloßprediger, Oberkonsistorialrath und General-Superintendent, 1836 Dannebrogsmann und erstes Mitglied der schleswig-holsteinischen Regierung, und erhielt von Kiel den Honorartitel eines Doktors der Theologie. Er ist seit 1803 mit einer Tochter des 1824 verstorbenen Konferenzrathes Heinrich Callisen verheirathet. Mit Ausnahme des „Theophilus — ein Beitrag zur Philosophie der Religion" sind seine sämmtlichen sehr zahlreichen Schriften, von denen die meisten wiederholt neu aufgelegt worden sind, entweder Handbücher zur Erlernung der Wissenschaften, oder kurze Abrisse zur Belehrung für das Volk. Dahin gehören seine Grundrisse der Philosophie, Logik, Metaphysik, Psychologie, des philosophischen Rechts, der Sittenlehre, Religion, der Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft u. s. w. Außerdem lieferte er Aufsätze, Abhandlungen und Recensionen zu den Journalen Grollmann's, Rullmann's, Kayser's, Schmidt's, Schwarz's, Schuderoff's, Wachler's, Olshausen's und Tzschirner's. Sein Bruder ist Adolph Karl Peter C., dänischer wirklicher Etatsrath in Kopenhagen, am 8. April 1786 in Glückstadt geboren, studirte in Kiel Medicin, und nachdem er 1809 den Doktorgrad erworben hatte, machte er eine dreijährige wissenschaftliche Reise durch das Auslnd. Bald nach

seiner Rückkehr wurde er 1813 Regimentschirurg beim ersten Leibregiment zu Kopenhagen, 1816 außerordentlicher, bald darauf ordentlicher Professor, Etatsrath, 1836 Ritter des Dannebrogordens und Mitglied des königlichen Sanitätscollegiums für Dänemark. Er ist Verfasser mehrerer medicinischen Schriften, unter denen vorzüglich der Erwähnung werth ist das „Medicinische Schriftstellerlexikon" (2 Bde. 1830—37), wozu 3 Bde. anonyme Schriftsteller und von 1838—44 Nachträge, 5 Bde. erschienen sind.

Callot, Jacques, einer der trefflichsten Kupferstecher seiner Zeit, geboren 1592 (nach Andern 1593 oder 94) zu Nancy aus einer daselbst ansässigen vornehmen lothringischen Familie. Sein Vater war Wappenherold des Herzogs von Lothringen. In dem Knaben C. entwickelte sich das Talent für die zeichnende Kunst ungemein schnell und leidenschaftlich; da aber die Aeltern einen solchen Beruf für unvereinbar mit dem Rang der Familie ansahen, verdoppelten sie nur ihre Strenge, um diese Neigung zu unterdrücken. Diesem drückenden Zwange zu entgehen, entfloh C., kaum 12 Jahr alt, aus dem Vaterhause, und schlug den ersten besten Weg nach Italien ein. Unterwegs schloß er sich einer Zigeunerbande an, die derselben Straße folgte, und die Eindrücke, welche die abenteuerlichen Gestalten und die ganze eigenthümliche Haltung dieser nomadischen Horden auf C. hervorbrachten, haben sich später in seinen Darstellungen derselben abgeprägt, und namentlich den Stoff zu den berühmten 4 Blättern gegeben, auf denen er das Zigeunerleben ebenso ergötzlich als geistreich darstellte. In Florenz, das er mit dieser Bande erreichte, nahm sich ein Offizier seiner an, und gab ihn zu Remy Canta-Gallina in die Lehre, bei welchem C. besonders mit der Radirnadel umzugehen lernte. Sein Gönner verschaffte ihm auch das nöthige Reisegeld, als er seiner Sehnsucht nach Rom nicht mehr widerstehen konnte. Hier erkannten ihn Kaufleute aus Nancy, und brachten ihn zu seinen Aeltern wieder zurück. Da aber der Vater seine Ansichten über den künftigen Beruf des Sohnes nicht geändert hatte, entfloh C. nach 2 Jahren wieder, um dem unerträglichen Zwange zu entgehen, kam aber auf seiner Wanderung nach Italien nur bis Turin, wo ihn ein älterer Bruder erkannte, und abermals nach Nancy zurückbrachte. Sein Vater war unterdeß von seinem Kunstdrange überzeugt worden, und trat ihm jetzt in seinem Streben nicht mehr hinderlich entgegen, sondern schickte ihn selbst nach Rom, wo C. Anfangs beim Maler Julius Parigi sich im Zeichnen übte, dann unter Thomassin's Leitung sich gründlich zum Kupferstecher ausbildete. Die Eifersucht des Meisters, der eine schöne junge Frau hatte, vertrieb C. aus Rom. Er wandte sich nach Florenz, wo er sich durch seine kunstreichen Blätter bald bekannt machte, und namentlich die Aufmerksamkeit des Großherzogs Cosimo II. auf sich zog. Zu den besten Leistungen des jungen Künstlers aus dieser Zeit gehören eine Madonna nach A. del Sarto, gegen 50 Stücke aus größeren Gemälden, vorzüglich aber 20 Stiche, Schlachten und Siege der Medicis vorstellend, und die 7 Todsünden, nach Bernardino Barbatello, genannt Pocetti, in 4 Blättern. Auch fertigte er für den Großherzog eine Reihe von Blättern, welche die glänzenden Hoffeste der Zeit zum Gegenstand hatten. Nach seines erlauchten Gönners Tode kehrte er 1621 in seine Vaterstadt zurück, und fand auch hier am lothringschen Hofe eine höchst ehrenvolle Aufnahme. Von jetzt an entwickelte sich sein eigenthümliches Talent für phantastisch-humoristische Darstellungen, das ihn besonders berühmt machte, immer mehr. Seine Capricen und Maskendarstellungen, besonders das große Caroussel und die große Straße, worin dasselbe vorging, ist eines seiner schönsten Werke. Die Statthalterin der Niederlande berief ihn zu sich, um eine Darstellung der Belagerung von Breda zu stechen, die er auch in 6 Blättern vollendete. Eben so rief ihn König Ludwig XIII. nach Paris, und übertrug ihm den Stich der berühmten Belagerung von Rochelle und der Insel Rhé. In Paris wurde C. mit Ehre und Reichthum überschüttet, demungeachtet konnte er nicht bewogen werden, die Eroberung seiner Vaterstadt Nancy durch die Franzosen mit seinem Grabstichel zu verewigen; auch lehnte er es entschieden ab, selbst mit einen ansehnlichen Jahrgehalt in Paris zu bleiben. Als endlich Lothringen 1633 dem französischen Staate völlig einverleibt ward, entschloß er sich, die Heimath ganz zu verlassen und wieder nach Florenz zu ziehen. Doch während der Vorbereitung zu dieser Reise überraschte ihn der Tod am

28. März 1635. Die Familiengruft in der Franziskanerkirche zu Nancy bewahrt seine Gebeine; sein schönes Denkmal wurde während der französischen Revolution zerstört. Seine künstlerische Thätigkeit war überaus groß; so zählt das königl. Kupferstichcabinet in Dresden allein 1800 Kupferblätter von seiner Hand. Seine Blätter, namentlich die, wo er theils die Feste seiner Zeit, theils andere Gegenstände des wirklichen Lebens darstellte, sind für die Geschichte der Sitten, der Lebensverhältnisse, der Ereignisse und der Leiden jener Zeit von großem Werth. In dieser Hinsicht sind namentlich seine Blätter unter dem Titel: „Misères de la guerre“ hervorzuheben. In seinen phantastischen Blättern wußte er selbst das Abenteuerlichste mit einem höchst ergötzlichen Leben zu vergleichen. Nur das Gebiet des Idealen war ihm fremd, weshalb seine Darstellungen aus der Heiligen-Geschichte stets an Manier leiden. In technischer Hinsicht wußte er die Radirnadel ganz wie den Grabstichel zu behandeln, und führte sie bei aller Kühnheit und Lebhaftigkeit seiner Phantasie, doch mit Ruhe und Besonnenheit. Kein Meister hat so wie er gewußt, in einem kleinen Raume eine Fülle von Gegenständen zusammen zu drängen, die, ohne den Blick zu verwirren, neben einander, ja in einander heraustreten, so daß das Einzelne, als Einzelnes für sich bestehend, doch dem Ganzen sich anreiht.

Callus heißt die eigenthümliche Knochenmasse, welche sich besonders an durch Bruch verletzten Knochen bildet, um das Verlorengegangene zu ergänzen und die aufgehobene Verbindung wieder herzustellen. Es ist eine durch Ausschwitzung entstehende Masse, die, Anfangs weich und gallertartig, nach und nach in dem Grade erhärtet, daß sie die Härte des unverletzten Knochens bei Weitem übertrifft. Anfangs ist bei der Bildung des C. nur die Knochenhaut oder das Periosteum thätig, woraus der sogenannte provisorische C. entsteht, welches das gebrochene Knochenstück ring- oder wallförmig umgibt; später beginnt die Ausschwitzung der Masse auch in den Bruchenden des Knochens selbst, wodurch die eigentliche Verwachsung desselben oder die Heilung des Knochenbruchs herbeigeführt wird. C. oder Callosität heißt auch die H a u t s c h w i e l e oder die durch wiederholten Druck herbeigeführte Verdickung der äußern Haut.

Calmet, Augustin, geb. den 26. Febr. 1672 zu Mesnil la Horgue bei Commercy, wurde 1688 Benedictiner von der Congregation des heil. Vannus zu Toul, lehrte seit 1698 in mehreren Klöstern Theologie und Philosophie, wurde 1718 Abt zu Nancy, 1728 zu Sennones in Lothringen, und starb den 20. October 1757 zu Paris. Um die Bibelerklärung machte er sich sehr verdient durch: „Commentaire sur tous les livres de l'anc. et du nouv. Testam.“ (Paris 1707—1716, 23 Bde., 4.); „Dictionnaire hist. et crit. de la Bible“ (Paris 1722—1728, 4 Bde. Fol.), deutsch von Glöckner, (Liegnitz 1751—1754), worin das früher Geleistete zusammengestellt und gesichtet, und der Wortverstand und die Erklärungen mit ziemlicher Unbefangenheit gemacht worden sind. Verdienstvoll war auch seine „Histoire ecclesiastique et civile de Lorraine“ (Nancy 1728, 4 Thle. Fol.; 1745—1747, 6 Thle. Fol.), welches das erste auf selbständigen Forschungen beruhende Werk über die Geschichte Lothringen's ist, obwohl es, wie alle seine Werke, zu weitschweifig ist. Seine übrigen Werke sind für unsere Zeit ohne Werth.

Calomarde, Don Francisco Tadeo, spanischer Exminister, dessen einst so große, aber wenig ehrenvolle Rolle nun seit einigen Jahren ausgespielt ist, wurde 1775 in Villel, einem Flecken in der Provinz Teruel in Aragonien von armen Aeltern, deren Gewerbe in der Anfertigung der in manchen Provinzen Spaniens von den Landleuten getragenen hanferen Schuhe, genannt Alpargatas, bestand, geboren. Aus diesem niedern Stande und den dürftigsten Umständen schwang er sich durch Glückszufälle, die sein Leben zu einem wahren Roman machen, zu der höchsten Würde in der Staatsverwaltung empor. Seine Aeltern schickten ihn in die Stadt Teruel, wo er Lateinisch lernte und sich seinen Unterhalt dadurch erwarb, daß er Sonntags Briefe auf die umliegenden Dörfer trug. Bald darauf nahm ihn eine Dame als Pagen in ihr Haus, und ließ ihn weiter die Schule besuchen. Zu den Universitätsstudien fand sich dadurch Gelegenheit, daß er in Saragossa eine Hauslehrerstelle erhielt. Nach Beendigung der Universitätsstudien wurde er Advocat, erwarb sich

den juristischen Doktorgrad, und fungirte zugleich als Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Aragonien. Doch verließ er Saragossa wieder, und ging auf gut Glück nach Madrid, wo er bald dadurch im Justizministerium eine Anstellung erhielt, daß er sich um die Hand der etwas häßlichen Nichte des damaligen Leibarztes des Königs, Lerga, eines Landsmanns von C., bewarb. Lerga wußte bald den damals noch allmächtigen Friedensfürsten für eine Anstellung C's. zu gewinnen. Zwar heirathete dieser jene Nichte, von der er sich jetzt sogleich zurückziehen wollte, nur, indem ihm die Wahl zwischen dieser Heirath und den Galeeren gelassen wurde, doch behandelte er sie mit völliger Zurücksetzung, und trennte sich 1808 gänzlich von ihr. In den Wechselfällen, welche jetzt das Land trafen, von der französischen Herrschaft bis zur Wiederherstellung der absoluten Monarchie Ferdinand's VII., gab C. schon vielfache Beweise, wie seine Gesinnung feil sei, und er nur seinem Ehrgeize diene. Denn er, Anhänger der Constitution von 1812, huldigte nach dem Umsturze derselben sogleich Ferdinand VII., und wurde zum obersten Beamten der „Secretaria general de Indias" ernannt. Doch war C. damals noch nicht mit sich einig, welchen Fahnen er folgen und welches politische Glaubensbekenntniß er annehmen oder erheucheln sollte, um zu immer höhern Staatswürden zu gelangen. Oftmals schien er es mit den Liberalen redlich zu meinen, bis der Sieg der Reaction im Jahre 1823 ihm den Weg zeigte, auf dem er zum Ziele seiner Wünsche gelangte; er wurde eifriger Anhänger der apostolischen und absolut-monarchischen Partei, und vor ihr auch als ein, je feileres, desto brauchbareres Werkzeug erkannt. Bald sah er sich zum Secretär beim hohen Rathe von Castilien und Anfangs 1824 zum Justizminister befördert. Diesen Posten hat er, ein seltenes Beispiel, mit der Unterbrechung von ein Paar Stunden Ungnade im Jahre 1827, 8 Jahre lang behauptet, und war fast immer das eigentliche Haupt des Ministeriums. Doch zeigte der traurige Zustand des Landes, daß dies nicht zu seinem Ruhme gesagt sein sollte. Der Beweggrund aller seiner Handlungen war auch nicht die Beglückung des Landes, sondern die Aufrechthaltung der Partei, welche er aus ehrgeizigen und eigennützigen Absichten zu der seinigen gemacht hatte. Die Einzelheiten seiner Ministerialverwaltung gehören in eine Geschichte Spaniens; wir bemerken nur, daß die Grundzüge derselben Aufrechthaltung des Absolutismus, Begünstigung der Geistlichkeit, Unterdrückung jeder freisinnigeren Bestrebung sowohl in politischer als in wissenschaftlicher Beziehung, und unerhörte Strenge der Justiz war. Dabei herrschte der verächtlichste Nepotismus, der jeden Ehrenwerthen abschrecken mußte, auf eine würdigere Weise zu Amt und Ansehen zu gelangen. C. stürzte zuletzt in eine Grube, die er sich selbst gegraben hatte. Er wurde nämlich ein geheimer Carlist, nicht weil er wirklich die liberalere Regung, die sich an Ferdinand's Hofe in weltlichen und geistlichen Dingen noch bei des Königs Lebzeiten kundgab, und für die Zukunft noch entschiedener werden zu wollen schien, verabscheute, sondern weil er die Ueberzeugung hatte, Don Carlos würde siegen, und sich dessen Gunst im Voraus versichert halten wollte. Niemand ahnte dies, denn C. bestrafte die von ihm selbst angeregten Carlistischen Aufstände, wenn sie mißlangen, auf das Strengste. Endlich verrieth er sich, indem er bei dem Scheintode des Königs, im Jahre 1832, sich sogleich für Don Carlos erklärte; um seiner Rolle treu zu bleiben, trug er viel zu der bekannten Ueberlistung des schon ganz schwachen Königs bei, daß dieser das Decret vom 29. März 1830, durch welches das salische Gesetz aufgehoben war, wieder zurücknahm, und C. wurde selbst mit der Abfassung des neuen Decrets, welches das salische Gesetz und damit die Nachfolge des Don Carlos wieder in Kraft setzte, beauftragt. Das war ein gewagter Stand, denn zu gleicher Zeit waren schon wieder tausend Ränke in Bewegung gesetzt, um den König zur abermaligen Sinnesänderung und zur nochmaligen Aufhebung des salischen Gesetzes zu bewegen. Letzteres gelang, und das Ministerium fiel. C., welcher von der Infantin Donna Louise Charlotte, Gemahlin des Infanten Don Francisco de Paula und Schwester der Königin Christine, in einer Privatunterredung mit Verwünschungen überhäuft sein, und sogar einen Schlag in das Gesicht bekommen haben soll, wurde auf seine Güter in Aragonien verwiesen. Von hier begab er sich, da einige Monate später ein Verhaftsbefehl gegen ihn

ausgefertigt wurde, als Franciscaner verkleidet nach Frankreich, das er nach unsäglichen Gefahren erreichte. Seitdem lebte er, von der französischen Polizei bewacht, in Orleans, dann zu Toulouse, zurückgesunken in die obscure Unbedeutendheit des gemeinen Lebens und des großen Haufens, dem er der Geburt, der Anlage und der Gesinnung nach angehörte. Er starb im J. 1842, hinterließ aber nicht mehr als eine halbe Million Francs in baarem Gelde, so daß man annehmen muß, das ungeheure Vermögen, das er in Spanien erworben, sei dort zurückgeblieben.

Calonne, Charles Alexander de, Generalcontroleur der Finanzen Ludwig's XVI., wurde am 20. Jan. 1734 zu Douay geboren, wo sich damals sein Vater als erster Präsident des Parlament's aufhielt. Nachdem er zu Paris studirt und zu Artois sich dem Stande der Advocaten gewidmet hatte, eröffneten ihm seine Talente allmälig den Weg zu den Stellen eines Generalprocurators bei dem Parlamente von Douay, zum Requetenmeister, zum Intendanten von Metz und dann von Lille. Als der den Jesuiten ergebene Gouverneur der Bretagne, der Herzog von Aiguillon, den Generalgouverneur Chalotais (s. d.), der sich eben so freimüthig gegen die Jesuiten, wie gegen die gewaltsamen Steuermaßregeln des Hofes aussprach, zu stürzen beabsichtigte, ließ sich der ehrgeizige C. dazu gebrauchen, die Verhaftung des Ehrenmannes einzuleiten, indem er vorgab, in einem untergeschobenen Pasquille gegen den König die Handschrift Chalotais' zu erkennen. Hierdurch wurde er dem Hofe bekannt, und in Folge dessen, als die Nachfolger Necker's, die Minister Fleury und Ormesson, ihre Aemter niederlegten, weil sie nicht im Stande waren, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, im Jahre 1783 unter dem Einflusse des Grafen von Artois und des Ministers des Auswärtigen, Vergennes, zum Generalcontroleur der Finanzen erhoben. In dieser Stellung suchte C. Alles hervor, dem Hofe zu gefallen. Er gab glänzende Feste, bezahlte die Schulden des Grafen von Artois, verschaffte der Königin reichlich Geld, verschaffte seinen Günstlingen und Schützlingen Pensionen und Gratificationen, bezahlte alle Rückstände, und kaufte sogar St. Cloud und Rambouillet. Wenn der König sich nach dem Zustande des Schatzes erkundigte, und über die Hülfsmittel Aufschluß verlangte, entwarf er das ansprechendste Gemälde von dem glücklichen Zustande Frankreichs. Er brüstete sich mit Plänen, die das Deficit der Finanzen völlig decken müßten, wollte sie aber nicht eher entdecken, bis es Zeit sei. Um stets Geld zu haben, bediente er sich ganz einfacher Mittel, er borgte, anticipirte, erließ Kanzleiedicte, prolongirte und erhöhte die Zuschußsteuern, wie es vor ihm kein anderer gethan. Das Parlament machte zwar gegen solche Edicte Gegenvorstellungen; doch der König befahl die Einregistrirung, und man gehorchte. Als endlich alle Mittel, Geld herbeizuschaffen, erschöpft, und das Volk durch übermäßige Steuern ganz ausgesogen war, trat er 1786 mit seinem oft besprochenen Plane hervor, der auf Einberufung der Notabeln hinauslief. Er wollte nämlich die Steuerprivilegien der Vornehmen und Reichen vernichten, die Frohnen und den Salzzoll aufheben, und eine gleichmäßige Vertheilung der Steuern verlangen. Die Notabeln hielten am 22. Febr. 1787 ihre erste Sitzung zu Versailles; allein C.'s glänzender Bericht vermochte nicht das furchtbare Geständniß zu verbergen, daß ein Ausfall von 115 Millionen vorhanden sei. Zwar suchte sich C. dadurch zu vertheidigen, daß er denselben auf die Zeit des Abbé Terrai zurückleitete, wo er damals 40 Millionen betragen; Necker's Verwaltung habe eben so viel, und er selbst 35 Millionen dazu gebracht; allein Nichts vermochte seinen Sturz zu hindern, wenn er schon noch den Großsiegelbewahrer Miromesnil entlassen sah. C. wurde seines Amtes entsetzt, und nach Lothringen verbannt. Von hier aus ging er nach London, wo er, statt einer Einladung der russischen Kaiserin Katharina zu folgen, sich damit vergebens beschäftigte, die gegen ihn von allen Seiten her erhobenen Anklagen zu widerlegen. In London heirathete er die Wittwe des Hrn. v. Harveley, die ihm ein großes Vermögen als Mitgift mitbrachte. Als sich 1789 die Generalstände versammelten, schlug sein Plan, sich von dem Adel von Bailleul wählen zu lassen, fehl. Dies veranlaßte ihn, von London aus seine Polemik gegen die beginnende französische Revolution fortzusetzen. Er wurde der thätigste Agent der Partei von Coblenz. Doch zog er sich später das Mißfallen derselben zu

durch sein: „Tableau de l'Europe en Novembre 1795" (London 8.). Er bat 1802 um die Erläubniß, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, welche Bonaparte ihm auch gewährte. Einen Monat nach seiner Ankunft in Paris starb er daselbst am 30. Oct. 1802. Seine Wittwe, deren Vermögen er für die Sache der Emigrirten geopfert hatte, lebte noch einige Zeit in Paris in einem Zustande, der an das Elend grenzte. Man besitzt von C. mehrere Schriften über die Finanzwissenschaft und Politik, die bei aller Eleganz dennoch für unsere Zeit von keiner Bedeutung mehr sind. — Sein Bruder, der Abbé Calonne, emigrirte beim Beginnen der Revolution, und redigirte in London den Courrier de l'Europe. Später gründete er in Canada eine kleine Colonie, Trois Rivières, in der er bis an seinen 1822 erfolgten Tod die Functionen eines Geistlichen versah.

Calorimeter, s. Wärmemesser.

Calottisten, oder Le régiment de la calotte nannte sich unter Ludwig XIV. ein Verein von Witzbolden und Spöttern. Die Organisation des Vereins war ganz militärisch; an seiner Spitze stand der Gardeoffizier Torsac und der Gardeobrist Aimon. Den Namen entlehnte der Verein von Calotte, einer Kappe, deren sich die Mönche bedienten, um die Tonsur zu schützen, und die überhaupt Alle trugen, die ihren Kopf gegen widrige Einflüsse schützen zu müssen glaubten. Die Erlaubniß, eine solche Mütze zu tragen, schickte der Verein als Diplom des Ordens der schwachen Köpfe Jedem zu, der einen dummen oder lächerlichen Streich gemacht hatte. Diese Art von Censur des gesellschaftlichen Lebens, über die man sich nicht empfindlich zeigen konnte, verletzte doch oft sehr, und als die C. sich immer furchtbarer machten, ihren Orden selbst an die höchsten Personen des Hofes, sogar an auswärtige Fürsten schickten, und den König selbst mit ihrem Spott nicht verschonten, wurden sie endlich unter dem Minister Fleury aufgehoben. Die Calottisten führten ein mit allen Zeichen der Narrheit verziertes Wappen mit der Devise: „C'est régner que de savoir rire!" Vgl. „Mémoires pour servir à l'histoire de la calotte" (Bas. 1825), eine Schrift, die zu ihrer Zeit durch ihren satirischen, geistreichen Inhalt viel Aufsehn machte. — „Régime de la calotte" hieß unter der Restauration die Priesterwirthschaft.

Calov, Abraham, ein gelehrter und höchst orthodoxer protestantischer Theolog, geb. 1612 zu Mohrungen, war nach einander Docent in Königsberg, Rector in Danzig, seit 1650 Generalsuperindent und Professor der Theologie zu Wittenberg, und starb daselbst am 25. Febr. 1686. Er eiferte als ultralutherischer Orthodox gegen jeden Andersglaubenden, besonders gegen Grotius, Calixt u. s. w. Von seinen zahlreichen Schriften, die fast vergessen sind, sind die wichtigsten: „Systema loc. theol." (Wittenb. 1655, 6 Bde., 4.); „Biblia illustrata" (Das. 1672, 5 Bde.); „Isagoges ad s. theol." (Ebend. 1632.); „Historia syncretistica" (das. 1682, 4). Auch war er einer der Verfasser des „Consensus repetitus fidei vere lutheranae", der 1655 von den sächs. Theologen unterschrieben werden mußte.

Calprenède, Gautier de Costes de la, geb. zu Tolgou in Gascogne, gest. 1673 zu Paris als königl. Kammerherr, schrieb mehrere bändereiche Ritterromane mit alt-römischen und griechischen Namen, welche sich durch öfters gut gezeichnete Charaktere, ziemlich gute Sprache, künstliche Verflechtung der Begebenheiten auszeichnen, aber bei allen diesen Vorzügen doch sehr langweilig sind, und in denen sich viele lächerliche Uebertreibungen finden. Folgende dieser Romane machten zu ihrer Zeit großes Aufsehen: Cassandra (Paris 1642, 10 Bde.); Cleopatra (12 Bde.); Faramond (7 Bde.), u. a. m.

Calpurnius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, zu welchem die Familien Piso (s. d.), Bestia, Bibulus gehörten. Aus der letztern ist besonders M. Calpurnius Bibulus, Cäsar's College in der Aedilität und dem Consulate bekannt. — Unter den Frauen aus diesem Geschlecht sind besonders bekannt geworden: Cäsar's letzte Gemahlin, Calpurnia, die Tochter des L. Calpurnius Piso, der 58 vor Chr. Consul war, und Calpurnia, die Tochter des L. Calpurnius Bestia, die sich selbst tödtete, als ihr Gemahl P. Antistius von L. Damasippus im J. 82 ermordet wurde, weil er für einen Sullaner galt.

Calpurnius, Titus Julius, geb. auf Sicilien, lebte wahrscheinlich im 3. Jahrh. nach Chr. Seine noch übrigen 11 Idyllen nähern sich denen Virgil's und Theokrit's, müssen ihnen aber an Reinheit und Zierlichkeit der Sprache weichen. Die erste Ausgabe erschien zu Rom 1471; dann wurden sie in den Sammlungen von Maittaire, Burmann, Wernsdorf, auch in Webers „Corpus poëtarum lat." (Frankf. 1833) aufgenommen; besonders herausgegeben wurden sie von Beck (Lpz. 1803), mit Virgil's „Eclogae" von Grauff (Bern 1836); ins Deutsche übersetzt von Adelung (Petersb. 1804), Wiß (Lpz. 1805) und Klausen (Altona 1807).

Calquiren heißt eine Zeichnung nach ihren Umrissen durch ein mit Oel oder Firniß getränktes Papier nachzeichnen, indem man die durchschimmernden Umrisse nachzieht; auch kann man dies bewirken, indem man die Rückseite eines Kupferstichs oder einer Zeichnung mit Kreide einreibt, sie auf ein weißes Blatt legt, und die Linien des zu copirenden Gegenstandes mit einer stumpfen Nadel nachzieht, so daß sie auf dem untergelegten Papiere sichtbar werden. Man wendet das C. in der Maler- und Kupferstechkunst an, wo man öfter ein Gemälde oder einen Kupferstich genau auf der Platte nachzeichnen will. Der Kupferstecher muß indeß entweder Firnißpapier nehmen, um auf der Rückseite desselben die Zeichnung sehen zu können, oder sich des sogenannten Gegenabdrucks bedienen, d. h. die Zeichnung muß angefeuchtet, mit einem ebenfalls angefeuchteten Blatte weißen Papiers belegt, und beides so unter die Kupferdruckpresse gebracht werden. Dies Beides geschieht nämlich deswegen, weil im Unterlassungsfalle die Abdrücke eines Gemäldes u. s. w. verkehrt erscheinen würden.

Calvados, ein Departement des nordwestlichen Frankreichs, das einen Theil der ehemaligen Normandie umfaßt, ist 101 QM. groß, und besteht aus einer wellenförmigen Fläche, welche sich von den südlichen Hügelketten allmälig zu der Nordküste hinabsenkt, die theils aus Sanddünen besteht, theils aus 4 bis 700 F. hohen Felsen. Das Land ist fruchtbar und gut bewässert, nur längs der Küste sandig und unergiebig. Es zählt ungefähr 500,000 E., die sich mit Ackerbau, Obst- und Gemüsebau und Viehzucht beschäftigen, auch Fischfang, namentlich Austern-, Muscheln- und Hummerfischerei treiben. Die sehr lebhafte Industrie besteht besonders aus Fabriken in Leinwand, Baumwollenwaaren, Spitzen, Papier, Leder 2c. Mit diesen Natur- und Kunstproducten wird ein großer Handel getrieben. Die bedeutendsten Städte sind: Caen (s. d), Honsteur, Lisieur, Falaise, Bayeur, Pont l'Eveque und Vire.

Calvaert, Dionys, ein berühmter Maler, geb. 1555 zu Antwerpen, studirte in Italien die Malerkunst unter Fontana und Sabbatini in Bologna, ging dann nach Rom, wo Rafael sein Muster war, und stiftete dann eine Schule zu Bologna, welche Meister, wie Guido, Domenichino, Albano und andre, gebildet hat. Er starb 1619 zu Bologna, wo sich auch seine vorzüglichsten Werke befinden. Seine Gemälde sind trefflich, was Perspective, Architektur, Anatomie und Colorit betrifft, aber an seinen Figuren läßt sich Manches tadeln. Er wird als einer der Wiederhersteller der Bologneser Schule angesehen.

Calvarienberg 1) liegt jetzt in der Ringmauer Jerusalem's, und war früher außerhalb dieser Stadt gelegen; die Schädelstätte (Golgatha), der Richtplatz der alten Juden. Merkwürdig ist auf diesem Berge die von der heiligen Helene, Konstantin's Mutter, im 4. Jahrh. erbaute große Kirche. 2) Ein Hügel, Berg oder Kapelle, wo ein Kreuz aufgepflanzt ist, wohin während der Fasten gewallfahrtet wird. Viele solcher Berge haben Wege, welche mit kleinen Kapellen, Bildern oder Inschriften aus der Leidensgeschichte besetzt sind.

Calvin, Johannes, eigentlich Jean Chauvin, der Reformator in Genf, ward am 20. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren, wo sein Vater Gérard C., Procureur fiscal und Secretär des Bisthums war, und schon frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt. Schon im 12. Jahre erhielt er eine Pfründe bei dem Dom seiner Vaterstadt, und in Paris, wo er studirte, eine andere. Durch seinen waldensisch gesinnten Oheim Pierre Robert Olivetanus lernte er Zwingli's und Luther's Lehre kennen, die sich bereits zu verbreiten begann und diese Kenntniß bewog ihn, das Studium der Theologie mit dem der Rechte

zu vertauschen, weil er an der Wahrheit des Katholicismus zu zweifeln begann. Er begab sich deshalb nach Orleans und warf sich mit solchem Eifer auf das neue Studium, daß seine Lehrer ihm nach kurzer Zeit von selbst die Doktorwürde anboten, die er aber bescheiden ablehnte. Zur Fortsetzung des Rechtsstudiums ging er nach Bourges, wo der berühmte Rechtsgelehrte Alciati lehrte. Hier lernte er den Professor der griechischen Sprache, Melchior Volkmar kennen, und das Studium der griechischen Sprache, zu dem ihn dieser anregte, führte ihn zu dem der Bibel und dadurch zur Theologie zurück. Er ging darauf 1532 nach Paris, wo er sich offen zu den Lehren der Reformation bekannte, und alle seine Kräfte der Verbreitung der Kirchenverbesserung weihte. Doch schon 1533 mußte er Paris verlassen, da Franz I. den Verfolgungen der Reformirten aus politischen Gründen freies Spiel ließ, und die öffentliche Stimme ihn, Calvin, als den Haupturheber aller dieser Neuerungen nannte. Selbst die Schwester des Königs, Margarethe von Navarra, konnte ihn nicht schützen. Er begab sich nach Angoulème zu dem Kanonikus Dutillet, bei dem er seine Studien fortsetzte, ging dann 1534 noch einmal nach Paris, verließ aber Frankreich ganz, als er sah, daß er sich daselbst nicht halten konnte. Er ging nun nach Basel, wo er 1535 die „Institutio christianae religionis“ herausgab, die später ins Französische übersetzt, von ihm mehrmals überarbeitet, am Vollständigsten zu Straßburg 1559 gedruckt ward (neue Ausgabe von Tholuck, 2 Bde., Berl. 1834—35; deutsch von Krummacher, Bd. 1, Elberf. 1823, neue Aufl. 1834). Ihr fügte er die berühmte Dedication an Franz I. bei, worin er die Reformirten gegen den Vorwurf zu rechtfertigen suchte, daß sie Aufrührer und Widertäufer seien und mit den Lutheranern dieselben Lehren predigten. Hier entwickelte er zugleich seine Lehre, verwarf den Papst als untrügliches Oberhaupt der Kirche, läugnete das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen, erkannte nur die Taufe und das Abendmahl als Sacramente an, und betrachtete selbst diese nicht als unerläßlich zur Seligkeit. Die Messe war ihm eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienst. Um seine leidende Gesundheit zu stärken, ging er nach Ferrara, wo er bei der Herzogin Renata, der Tochter Ludwig's XII., eine günstige Aufnahme fand. Verfolgt und in Aosta entdeckt, konnte er sich nur durch die Flucht retten, ging um die Mitte des Jahres 1536 nach Paris, und da er auch hier keine Sicherheit fand, wieder nach Basel. Auf dem Wege dahin ward er in Genf, das sich erst seit kurzem von der Oberherrschaft des Bischofs und der Grafen von Savoyen frei gemacht hatte, von Farel (s. d.) mit der Leitung des theologischen Unterrichts beauftragt. Hier schrieb er seinen „Catéchisme de l'église de Genève“ (1536), der in fast alle Sprachen übersetzt wurde. Seine finstere Sittenstrenge, die er auch den Genfern aufnöthigen wollte, brachte ihn aber auch hier in unangenehme Conflicte. Eine große Partei der Genfer sahen mit Unwillen ihre kaum errungene Freiheit durch den fanatischen Eifer eines Predigers bis in ihr innerstes Privatleben bedroht, und ergriff daher gern den Umstand, daß C. und Farel sich der Annahme der Beschlüsse der Synode zu Lausanne in Bezug auf einige äußere Gebräuche widersetzten, um Beide aus dem jungen Freistaat zu verbannen. C. begab sich Anfangs nach Bern, doch als seine Berner Freunde seine Zurückberufung nicht bewirken konnten, nach Straßburg, wo er durch Bucer's Vermittlung zum Lehrer der Theologie ernannt wurde. Auch hier entfaltete er bald seine großartige Thätigkeit, mit der er überall für die neue Lehre zu wirken suchte. Er versammelte die zahlreich aus Frankreich Geflüchteten zu einer Gemeinde, die bald sehr ansehnlich wurde; nahm aber auch fortwährend den lebhaftesten Antheil an den Vorgängen in Genf. So erließ er unter Anderm zwei Sendschreiben an die Genfer, als diese von dem Cardinal Sadolet aufgefordert wurden, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Im J. 1540 erschien seine Schrift über das Abendmahl, worin er sowohl von Luther's, als Zwingli's Ansicht abwich. Im J. 1541 gelang es endlich seinen Freunden, seine Zurückberufung nach Genf zu bewirken. Im Sept. dieses Jahres kehrte er dahin zurück, nachdem er noch dem Reichstag zu Frankfurt und den Berathungen zu Regensburg als Abgeordneter Straßburgs beigewohnt hatte. Gleich nach seiner Rückkehr legte er dem Rathe zu Genf seinen Plan zur Verbesserung der Sitten vor, wonach ein aus Geistlichen und Laien zu-

sammengesetztes Consistorium über die Erhaltung der reinen Lehre und Sitten wachen sollte. Er ward angenommen und mit einer beispiellosen Strenge in Ausübung gebracht, indem in Fällen, wo Kirchenstrafen nicht zureichten, selbst der Arm der weltlichen Gerechtigkeit in Anspruch genommen ward. So fiel das Haupt des Jac. Gruet unter dem Henkerbeile, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, und die Kirchenordnungen zu stürzen gesucht habe; Seb. Castelli, ein Gegner der Prädestinationslehre, mußte 1544 flüchtig werden. Auf diese Weise herrschte C. tyrannisch in Genf, trotz dem fanatischsten Inquisitor der römischen Kirche über Handlungen und Gesinnungen der Genfer; ja er ging noch weiter. Indem er den Spanier Michael Servet (s. d.), der das Geheimniß der Dreieinigkeit geläugnet, und auf seiner Flucht aus dem Inquisitionsgefängnisse zu Vienne Genf berührt hatte, verhaften und zum Feuertode verurtheilen ließ, vergaß er ganz, was er selbst der freien Forschung verdankte, und brandmarkte seine Kirchenverbesserung mit dem unauslöschlichen Makel der Unduldsamkeit und der Gewissenstyrannei. Daß alle Lehrer der neuen Kirchenreform, selbst Melanchthon, diesen scheußlichen Mord billigten, kann C. nicht entschuldigen. Er, der so viel von den Verfolgungen der Katholiken erlitten, mußte am Ersten wissen, was man den Andersglaubenden schuldig sei. Uebrigens kannte seine rastlose Thätigkeit keine Grenzen. Er hatte den bedeutendsten Einfluß auf manche Veränderungen in der bürgerlichen Gesetzgebung und den Regierungsformen Genfs, ertheilte Auskunft über juristische und theologische Bedenken, leitete die politischen Verhandlungen der Republik, wohnte allen Berathungen des Consistoriums, allen Sitzungen der Predigergesellschaft bei, predigte fast täglich, ertheilte wöchentlich dreimal theologischen Unterricht, und fand auch noch Zeit für eine Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Meinungen, so wie zu einem Briefwechsel durch ganz Europa, besonders aber nach Frankreich, wo er seine Lehren auf alle Weise zu verbreiten suchte. Von seinen Schriften sind besonders wichtig seine „Commentaires sur la concordance ou harmonie des Évangelistes" (4 Bde., Genf 1561). Mehrere seiner Schriften sind in neuester Zeit wieder herausgegeben worden, z. B. „In novum Testamentum commentarii" von Tholuck (7 Bde., Halle 1833—34; 2. Aufl. Bd. 1 und 2., Berl. 1838); „In libros Psalmorum commentarii" ebenfalls von Tholuck (2 Bde., Berl. 1836); „In librum Geneseos commentarii" von Hengstenberg (2 Bde., Berl. 1838), Bretschneider gab „Calvini, Theod. Bezae etc. literae nondum editae" (Lpz. 1835) heraus. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam (9 Bde., 1667, Fol.); die Genfer Bibliothek bewahrt noch 2023 Predigten von ihm in der Handschrift. C. starb am 27. Mai 1564. Er war nüchtern und streng in seinen Sitten, von schwachem Körper und oft leidend, aber von düsterer, unbeugsamer Gemüthsart. Seine Uneigennützigkeit ist fast ohne Beispiel, denn sein ganzer Jahresgehalt bestand bis an seinen Tod in 150 Francs, 15 Maß Getreide, und 2 Fässern Wein. Aber eben so groß war auch seine Unduldsamkeit, die er vergeblich zu bekämpfen strebte. An Tiefe der Kenntnisse, Scharfsinn und glänzender Darstellungsgabe übertraf er alle Theologen seiner Zeit. Vor Allem aber besaß er die Gabe der Rede und jenen strengen, durchgreifenden Sinn, der mit seinem Organisationstalent ihn besonders zum Herrschen geschickt machte. In Straßburg verheirathete er sich mit einer Wittwe, Idelette de Bures, die er 1549 durch den Tod verlor; ein mit ihr gezeugter Sohn war schon früher gestorben. Seitdem verheirathete er sich nicht wieder. Seine Anhänger nannten sich erst seit dem Religionsgespräche zu Poissy 1561 nach ihm Calvinisten.

Calvisius, Sethus, ein ausgezeichneter Chronolog und Musiker, wurde am 21. Febr. 1556 geboren. Sein Vater Jacob Kallwitz, war ein armer Tagelöhner zu Gorichleben in Thüringen. C. bildete sich auf den Schulen zu Frankenhausen und Magdeburg, und besuchte später die Universitäten zu Helmstädt und Leipzig. In der letztern Stadt wurde er 1580 bald nach seiner Ankunft Musikdirector an der Paulinerkirche, kam dann 1582 als Cantor nach Schulpforte, und 1594 ward er Cantor an der Thomasschule zu Leipzig, welches Amt ihm gleichzeitig mit einer Professur in Frankfurt an der Oder angetragen wurde, die er aber ablehnte. Auch alle spätern Berufungen, z. B. 1611 als Lehrer

der Mathematik an der Universität zu Wittenberg, schlug er aus, und starb zu Leipzig am 14. Nov. 1615. Sein berühmtestes Werk ist sein „Opus chronologicum“ (Leipz. 1605. 4. neue Aufl., Frankf. 1650 und 1685. Fol.), eine Frucht 20jähriger Forschungen, das von den berühmten Chronologen Scaliger, Casaubonus und Petavius sehr geschätzt wurde, lange Zeit bei chronologischen Untersuchungen als einzige Richtschnur galt und noch jetzt von Wichtigkeit ist. Als Musiker gab er mehrere theoretische Werke heraus, die in gutem Latein geschrieben sind, und componirte viele Motetten, Hymnen, Psalmen rc.

Camaldulenser, ein von Romuald oder Romualdi, einem Benedictiner aus dem herzoglichen Hause von Ravenna, 1018 zu Camaldoli in den Apenninen gestifteter Orden, dessen Mönche sich den strengsten Ordensregeln unterwerfen mußten. Sie trugen einen weißen Rock, ein Scapulier, einen wollenen Gürtel und eine Kutte, beobachteten die strengste Abgeschiedenheit, unterwarfen sich harten Bußübungen, und sprachen sich nur in den kanonischen Stunden in dem Bethause. Papst Alexander II. bestätigte den Orden 1072. Ungeachtet der Strenge breitete sich derselbe sehr aus, aber alle Klöster blieben dem Priorat von Camaldoli unterworfen. Der Orden theilte sich in Einsiedler, Observanten und Conventualen, die durch Leo X. 1513 zu einem Ganzen vereinigt wurden. Doch gab es im 18. Jahrh. 5 unabhängige, unter eignen Generalen stehende Brüderschaften zu Camaldoli, zu Turin, zu Kronenberg bei Perugia, zu Murano bei Venedig, zu Großbois bei Paris. Der Prior Rudolph, der die strengen Ordensregeln milderte, stiftete 1086 auch eine Gesellschaft von Camaldulensernonnen. Joseph II. hob den 12. Jan. 1782 diesen Orden in Oesterreich auf. In Neapel ist er 1822 wieder hergestellt worden.

Camarilla, (Kämmerchen), stammt ursprünglich aus Spanien, und bezeichnet eine geheime, einflußreiche Partei, welche sich der Wirksamkeit der Staatsverwaltung im Geheimen widersetzt. Der Ausdruck C. erhielt diese Bedeutung 1814 bei der Rückkehr Ferdinand's VII. nach Spanien, als Schmeichler die königl. Vorzimmer besetzt hielten, um seine Befehle zu erwarten, oder sich ihm angenehm zu machen. Diese Günstlinge erhielten bald bedeutenden Einfluß auf die Staatsverwaltung, wurden durch die Revolution von 1820 gestürzt, erhielten aber 1823 ihren Einfluß wieder und haben sich seitdem durch Hülfe auswärtiger oder einheimischer Politik aufrecht zu erhalten gewußt. Hieraus geht hervor, daß ein solcher geheimer Einfluß eine solche geheime Gewalt schon früher in die Staatsverwaltung nicht allein Spaniens, sondern auch anderer Reiche mächtig eingriff, in Spanien aber erst diese Benennung erhielt, wo Günstlinge jeglicher Art dem Despotismus hülfreiche Hand leisteten, um die Freiheit des Volks zu unterdrücken. Auch in Deutschland hat sich hin und wieder eine solche geheime Gewalt Einfluß zu verschaffen gewußt, und das deutsche Volk durch freche Willkür beleidigt.

Camayeu, oder Camaïeu heißt ein Gemälde, welches in Einer Farbe ausgeführt ist, besonders häufig als Darstellung einer Reliefsculptur. Die grau in grau gemalten C. heißen Grisaillen. Die Holzschnittdrucke, welche Nachahmung eines solchen Gemäldes enthalten, erhalten denselben Namen, während sie von den Italienern als Chiaroscuro bezeichnet werden. Im weitern Sinne heißt Camaïeu auch ein eintöniges schlechtes Bild. Der Name kommt her von Camaeus oder Camays, womit man früher den Sardonyx benannte. Im 16. Jahrh. waren die Arbeiten namentlich sehr beliebt, und Franz Mazzuoli, genannt der Parmesaner, verfertigte eine Menge Gemälde in der Art, die dann von Andreani, Hugo von Carpi, Anton von Trente und andern Holzgravierern nachgeahmt wurden.

Cambacérès, Jean Jacques Régis de, Herzog von Parma, Prinz des Kaiserreichs, Erzkanzler desselben, Mitglied der französischen Akademie u. s. w., wurde am 18. Decbr. 1753 zu Montpellier geboren, und stammte aus einer Familie angesehener Rechtsgelehrter. Er war Rath an dem cour des aides et des comptes in seiner Vaterstadt, als die Revolution ausbrach, wurde 1791 Präsident des Criminalgerichts zu Montpellier, und richtete als solcher das Geschwornengericht im Departement des Herault ein. Darauf wurde er in den Nationalconvent berufen, und erhielt als Mitglied der Gesetzgebungscommission

einen bedeutenden Einfluß auf die Gesetzentwürfe. In dem Processe gegen den König sprach er dem Convente das Recht ab, diesen zu richten, beantragte den Aufschub seiner Hinrichtung, und wirkte dem König die Erlaubniß aus, mit seiner Familie und seinen Vertheidigern zu verkehren. An der Errichtung des Wohlfahrtsausschusses im März 1793 hatte er großen Antheil, klagte Dumouriez des Hochverraths an, und verfaßte später den Entwurf des neuen Civilgesetzbuches, das im August 1793 dem Convente vorgelegt wurde. Darauf erhielt er den Auftrag, in Gemeinschaft mit Merlin von Douai alle Gesetze zu revidiren und in ein Gesetzbuch zusammenzutragen. An der Revolution des 9. Thermidor nahm er keinen Antheil, erlangte aber später doch solchen Einfluß, daß er später Präsident des Convents und dann des Wohlfahrtsausschusses wurde. In dieser Stellung suchte er besonders den Frieden mit Preußen und Spanien zu befördern, machte sich aber dadurch, wie durch die seiner Würde angemessene Haltung verdächtig, nach einer Dictatur zu streben, oder die Monarchie wieder herstellen zu wollen. Er wurde deshalb vom Präsidium entfernt, worauf er sich wieder der Gesetzgebung widmete. Von Neuem legte er jetzt dem Rath der Fünfhundert seinen früher verfaßten Entwurf des Civilcodex vor, der die Grundlage des „Code Napoléon“ bildete. Im J. 1796 wurde er Präsident der Fünfhundert, mußte aber bald wieder auf Verlangen des Directoriums austreten, worauf er sich abermals seinen Rechtsgeschäften zuwandte. Siéyes ernannte ihn zum Justizminister und Bonaparte nach der Revolution vom 18. Brumaire zum zweiten Consul, und erhob ihn, als Kaiser, zum Erzkanzler, zum Prinzen, und 1808 zum Herzoge von Parma. Er zeichnete sich durch große Anhänglichkeit an Napoleon aus, beschäftigte sich mit der Abfassung des Code civil und der vielen, unter Napoleon's Regierung erschienenen Senatusconsulte. Er war 1813 Präsident des Regentschaftrathes, ging 1814 mit der Regierung nach Blois, und sandte von dort am 9. April seine Zustimmung zu des Kaisers Absetzung. 1815 nahm er seine Functionen wieder auf, und wurde Präsident der Pairskammer. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen wurde er als Königsmörder verbannt, worauf er nach Belgien ging. Durch die Vermittelung des Ministers Decazes erhielt er 1818 die Erlaubniß zurückzukehren, und starb am 5. März 1824 zu Paris. C. war in den heftigsten Revolutionsstürmen ein gemäßigter, dem geordneten Rechtszustande geneigter Mann, und hat das wesentliche Verdienst, dem heutigen französischen Rechte Form und Ausdruck gegeben zu haben. Er soll Memoiren hinterlassen haben, und ein nach seinem Tode mit der Regierung geführter Rechtsstreit um die Herausgabe derselben macht dies sehr wahrscheinlich.

Cambiosi, Lucas, genannt Compiage, geb. 1527 zu Maneglai im Genuesischen, studirte in Rom und Frankreich die Gemälde Rafael's und Michel Angelo's, ging dann nach Spanien, und malte Plafonds im Escurial. Seine Gemälde zeichnen sich durch Leichtigkeit, Anmuth und fruchtbare Einbildungskraft aus, obwohl auch öfter unnatürliche Situationen sich mit untermischen. Er ist als das Haupt der genuesischen Schule zu betrachten; gest. 1585.

Cambon, Joseph, Mitglied des Nationalconvents, geboren 1754 zu Montpellier, stand beim Ausbruch der Revolution dem väterlichen Geschäfte vor. Mit jener Leidenschaftlichkeit, die dem südlichen Charakter so eigenthümlich ist, gab er sich der politischen Bewegung hin, proclamirte nach der Flucht des Königs im Februar 1791 unter seinen Landsleuten die Republik, und wurde im September desselben Jahres als Abgeordneter in die gesetzgebende Versammlung gewählt. Hier wandte er besonders den Finanzen seine Thätigkeit und seine Talente zu. Anfangs gehörte er zu den radicalsten Mitgliedern dieser Versammlung, setzte namentlich die Confiscation der Güter der Emigranten durch, und beantragte, daß die Geistlichen, die Offiziere, selbst die Minister zu Staatsdienern erklärt und aus der Staatskasse besoldet werden sollten. Später zeigte er gemäßigtere Gesinnungen, namentlich in Bezug auf Ludwig XVI., dessen Leben er sicher zu stellen wünschte. Als Mitglied des Convents entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit, denuncirte die Ausschweifungen der pariser Gemeinde und die aufrührerischen Flugblätter Marat's, versetzte mehrere betrügerische Zahlmeister und Commissaire der Armee in Anklagestand, und ver-

langte, daß eine gesetzliche Verwaltung der eroberten Provinzen eingerichtet würde. Im April 1793 wurde er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, und suchte in dieser Stellung den Sturz der Girondisten zu verhindern. Robespierre, der die wahren Republikaner fürchtete, betrachtete auch C. mit Mißtrauen, besonders da dieser sich schon früher gegen die Dictatur ausgesprochen hatte. Am 8. Thermidor griff Robespierre namentlich seine Schritte in Bezug auf die Finanzen an. C., auf eine große Partei Gleichgesinnter im Convent gestützt, rechtfertigte sich in Bezug auf die Anklage, und trat selbst als Ankläger seines Gegners auf. Durch seine Vertheidigung mehrerer Mitglieder des Ausschusses, z. B. Billaud, Callot, &c., zog er sich den Haß Tallien's zu, der ihn der Mitschuld jener Männer bezüchtigte. C. entging der Verhaftung, indem er sich verbarg, und wagte sich erst nach der Amnestie vom 4. Brumaire des Jahres IV. wieder hervor. Er zog sich nach Montpellier zurück, und lebte fortan entfernt von öffentlichen Geschäften. Erst im Jahre 1815 wurde er während der hundert Tage wieder in die Kammer gewählt, wo er viel Mäßigung zeigte. Im folgenden Jahre traf ihn das Verbannungsurtheil, das gegen die Conventsmitglieder im Allgemeinen ausgesprochen wurde. Er zog sich nach Brüssel zurück, wo er nach Einigen am 15. Febr. 1820 gestorben sein soll, während eine andere Nachricht ihn im benannten Jahre nach Frankreich zurückgehen und in Montpellier leben läßt.

Cambray, oder Cammerik, eine alte schön gebaute und befestigte Stadt an der Schelde, im französischen Departement du Nord, mit 20,000 E., ist Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, hat ein ziemlich starkes Fort und eine Citadelle, einen bischöflichen Palast und eine schöne Kathedrale, mit einer ausgezeichneten Orgel. Besonders berühmt sind die Fabriken in Battist, Linon und Gaze, auch wird viel Zwirn, Leder, Seife, Tabak und Tapeten gefertigt, und damit wie mit den Producten der umliegenden Gegend ein bedeutender Handel getrieben. C. war schon unter den Römern eine Stadt im belgischen Gallien, erhielt später eine römische Colonie, und wurde bald eine der vornehmsten und schönsten Städte Galliens. Im Jahre 370 zerstörte es der Usurpator Maximus; die Alanen und Vandalen eroberten es später. Für kurze Zeit war es Hauptstadt der Gothen, denen es die Römer wieder abnahmen. Der Frankenkönig Clodio eroberte es 437, und machte es zu seiner Residenz; später gehörte C. zu Austrasien, mit dem es nach dem Tode Ludwig des Frommen an Lothringen kam. In dieser Zeit wurde C. mit seinem Gebiet eine Grafschaft, die Kaiser Heinrich I. den Bischöfen von C. gab. Erbliche Castellane von C. waren die Herren von Crevecoeur, nach deren Aussterben die Castellanei an die Herren von Montmirail kam. Philipp von Valois brachte sie 1340 durch Kauf an sich, und jetzt wurden gewöhnlich die Dauphins Castellane von C. Ludwig XI. zog die von Karl VII. an Burgund verpfändete Castellanei von C. wieder ein, worüber ein langer Streit entstand, bis Kaiser Karl V. 1543 die streitigen Güter den Herren von Beures, als den rechtmäßigen Herren, zurückgab. Im Jahre 1581 trat C. der Sache der sich von Spanien losreißenden Niederländer bei. Die Stadt wurde 1595 von den Spaniern erobert, 1677 von den Franzosen eingenommen und im Nimweger Frieden von den Spaniern förmlich an Frankreich abgetreten. Das Bisthum zu C. wurde schon 390 gestiftet; der Sprengel desselben änderte sich mehrmals, und Papst Paul IV. vergrößerte ihn besonders. Im Jahre 1559 ward es zum Erzbisthum erhoben, das aber während der Revolution einging, worauf nach Abschluß des Concordats am 10. Septbr. 1810 nur ein bischöflicher Stuhl zu C. wieder errichtet und unter das Erzbisthum Paris gestellt wurde. In C. wurde am 10. Septbr. 1508 zwischen Kaiser Maximilian I., Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, die Ligue (s. d.) gegen Venedig und 1529 der sogenannte Damenfriede durch Margaretha, verwittwete Herzogin von Savoyen und Statthalterin der Niederlande, und Louise, die verwittwete Herzogin von Angouleme, und Franz I. zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen, durch welchen Frankreich Burgund erhielt, dagegen auf alle Hoheit über Artois und Flandern verzichtete. Karl VI. und Philipp V. ließen zu C. 1724 einen Friedenscongreß eröffnen, der aber durch den Vergleich vom 30. April 1725 sich erledigte. C. war die erste französische Stadt, welche Ludwig XVIII. im

Jahre 1815 aufnahm. Nach dem deutschen Befreiungskriege war C. von 1815 bis 1818 das Hauptquartier Wellington's und der englischen Occupationsarmee.

Cambridge, die zweite Universitätsstadt Englands, am Cam, über welche eine schöne eiserne Brücke führt, ist in Vergleich mit Oxford offen, freundlich und weniger geräuschvoll. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat schöne Plätze, namentlich den Marktplatz mit dem Rathhaus und einen schönen Brunnen, 14 Pfarrkirchen, mehrere Bethäuser der Dissenters und 24,000 E., welche fast nur von der Universität leben. Diese besteht schon seit alter Zeit. Schon Siegbert, König der Ostangeln, soll im Jahre 630 Unterrichtsanstalten hier gegründet haben. Die älteste Stiftungsurkunde der Universität ist vom Jahre 1229 aus der Regierungszeit Heinrich's III. Die meist neuen und geschmackvollen Universitätsgebäude stehen durch Gärten mit einander in Verbindung, und bilden so ein Ganzes. Es sind deren 17, nämlich 13 Colleges und 4 Halls, deren Aufeinanderfolge das Jahr der Stiftung bestimmt. Das St. Peters-College, ein altes Gebäude aus Backsteinen, wurde 1256 oder 1284, Clarahall 1326, Pembrokehall 1343, Corpus-Christi-College 1356, Trinityhall 1350, Gonville- und Cajuscollege 1348 u. 1357, Kingscollege 1441, Queenscollege 1448, Katharinahall 1475, Jesuscollege 1496, Christcollege 1505, St. Johnscollege 1511, das Magdalenencollege 1584, Sidneycollege 1593 und das Downingcollege 1800 gestiftet, aber 1821 erst eröffnet. Jedes dieser Gebäude umfaßt außer den Wohnungen für die Lehrer und Studenten eine Bibliothek, eine Kapelle, einen Speisesaal und einen Garten. In diesen Collegen und Hallen wohnen ungefähr 2000 Studenten; doch mit den Baccalaurien, Magistern und Doktoren, deren Zahl sich über 1600 beläuft, zählt die Universität in der Regel 4 bis 5000 Mitglieder, von denen aber ein großer Theil nicht anwesend ist. Der akademische Senat besteht aus sämmtlichen Doktoren und Magistern der Universität, die gleich der Stadt 2 Abgeordnete ins Parlament sendet. Eine vorzügliche Zierde der Universität ist die im gothischen Style sehr kunstreich gebaute Königskirche, ferner die große Bibliothek von 140,000 Bdn. und gegen 4000 Handschriften, das der Universität 1806 vermachte Fitz-Williammuseum mit einer Bibliothek von 60,000 Bdn., einem prächtigen Kupferstichkabinet und einer auserlesenen Gemäldegallerie, die Sternwarte mit einem kupfernen Himmelsglobus von 18 Fuß Durchmesser, das neuerbaute Observatorium, der botanische Garten, das anatomische Theater und das Senathaus. Vgl. „A history of the university of C." (2 Bde. Lond. 1805. 4. mit Kupfern). — Unter den übrigen Orten des Namens Cambridge in England und den Vereinigten Staaten Nordamerika's ist besonders zu nennen die Stadt C a m b r i d g e in Massachusetts am Charles, Boston gegenüber, mit dem sie durch eine lange prachtvolle Brücke, ebenso wie mit Charlestown in Verbindung steht. Sie ist sehr weitläufig angelegt und Sitz einer Universität, welche 1638 vom Prediger Harvard gestiftet wurde, und nach ihm Harvardscollege heißt. Sie ist die berühmteste und älteste der ganzen Union, nach dem Muster der englischen eingerichtet, und hat 30 Professoren, 3 bis 400 Studenten, eine beträchtliche Bibliothek, einen botanischen Garten, ein Naturaliencabinet und eine Sternwarte. Mit der Universität steht eine lateinische Schule in Verbindung; außerdem besitzt die Stadt noch eine medicinische Lehranstalt und 6000 E.

Cambridge, Adolphus Frederik, Herzog von, mit dem Titel eines Grafen von Tipperary und Barons von Culloden, Bruder des jetzigen Königs von Hanover und des Herzogs August Frederik von Sussex, so wie der väterliche Oheim der Königin Viktoria von Großbritannien, ist der sechste und jüngste Sohn des am 29. Jan. 1820 in hohem Alter und nach wiederholten Anfällen von Geisteszerrüttung verstorbenen Königs Georg III. und der am 17. Novbr. 1818 verstorbenen Königin Sophie Charlotte, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Er ist am 25. Februar 1774 geboren, und 1790 als Fähndrich in die Armee aufgenommen, er studirte darauf einige Zeit in Göttingen und kehrte 1793 von Berlin, wo er am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm II. den letzten Winter zugebracht hatte, nach London zurück, um dem Feldzuge in den Niederlanden beizuwohnen. In der Schlacht bei Hondschoote am 8. Sept. 1793, welche der Herzog von

York, Generalissimus der englisch-hanöverschen Armee, gegen den französischen General Houchard verlor, gerieth C. in französische Gefangenschaft, aus der ihn aber ein glücklicher Zufall sogleich wieder befreite. In dem Parlamente, in das er, 1794 majorenn geworden, als Herzog von Cambridge eintrat, bekannte er sich, ohne merklich hervorzutreten, zu den Grundsätzen Burke's und vermehrte dadurch die Zahl der Gegenstimmen gegen Fox. Sein Widerwille gegen die Greuel der französischen Revolution machte ihn nicht nur zum Gegner von Fox und dem Prinzip desselben, die aufrührerische Nation ihrem Schicksale zu überlassen und sich des Krieges zu enthalten, sondern er machte ihn auch zum Feind des französischen Volkes, und gab ihm glühenden Haß gegen Napoleon ein. Er war ein Anhänger, nicht Gegner, der Regierungsgrundsätze, welche Pitt, der felsenfeste Vertheidiger der britischen Nationalität und des englischen Ruhmes, in Anwendung brachte, wenn gleich von diesem Staatsmanne darin abweichend, daß er wünschte, dem kränkelnden Könige möchte eine Regentschaft an die Seite gesetzt werden. Seine Sendung zur Vertheidigung Hanovers gegen die französische Invasion 1803 blieb ohne Folgen, da er, kaum angekommen, den Befehl dem General Wallmoden übergab und dadurch sich von der Theilnahme an dem Unglücke befreite, welches die hanöversche Armee bald nachher traf. C. wurde noch vor dem Sturze Napoleon's General, dann großbritannischer Feldmarschall, am 24. Oct. 1816 Generalstatthalter des neuen Königreichs Hanover, in Folge der Unruhen zu Göttingen 1831 zum Vicekönig ernannt. Unter ihm wurde 1819 die alte ständische Verfassung geregelt und vorläufig festgestellt, und 1833 das von Wilhelm IV. verliehene neue Grundgesetz eingeführt und mit großer Vorliebe verwirklicht. Der Tod des Königs Wilhelm IV. 1837 machte seiner Wirksamkeit ein Ende. Hanover fiel an den ältesten Prinzen Ernst August, und C. kehrte nach England zurück. Die Milde, Liberalität und große Rechtschaffenheit, die er im Laufe seiner Verwaltung vielfach bethätigt, hatte ihm die Liebe und Zuneigung der Hanoveraner erworben. Seit dem 7. Mai 1818 ist er mit der Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, Auguste Wilhelmine Louise (geb. am 25. Juli 1797), vermählt, und in dieser Ehe sind ihm ein Sohn Georg (am 26. März 1819), und zwei Töchter: Auguste (am 19. Juli 1822) und Maria (am 27. Nov. 1833), geboren.

Cambronne, Pierre Jacques Etienne, Graf von, französischer General, geb. am 26. Decbr. 1770 zu St. Sebastian bei Nantes, wurde Anfangs für den Handelsstand bestimmt, ließ sich aber nach seines Vaters Tode in die Nationalgarde einschreiben, und kämpfte dann in der nanteser Legion gegen die Vendéer. Vom Gemeinen stieg er bald zum Hauptmann empor, und zeigte sich bei jeder Gelegenheit eben so tapfer als gemäßigt, indem er mehrmals Rebellen entschlüpfen ließ und einer Menge Emigranten das Leben rettete. Im J. 1795 focht er unter Massena, und zeichnete sich in der Schweiz 1799 bei mehrern Gelegenheiten durch persönliche Tapferkeit aus. Als am 27. Juli 1800 der tapfere Latour-d'Auvergne unter seinen Augen bei Oberhausen gefallen war, wollte ihm das Heer auf dem Schlachtfelde zum ersten Grenadier der Republik ernennen, doch der bescheidene C. nahm diese Ehre nicht an. Er stieg nach und nach zum Bataillonschef und Oberst des 16. Linien-Inf.-Regiments, zeichnete sich in der Schlacht bei Jena, und im Kriege gegen Oesterreich 1809 aus, kämpfte dann als Commandant des dritten Gardevoltigeurregiments in Spanien, dann in Rußland, und nahm im Jahre 1813 Theil an den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und in dem Gefecht bei Hanau. In dem Gefecht bei Craone und später bei der Vertheidigung von Paris wurde er schwer verwundet. Napoleon ernannte ihn zum Baron und zum Brigadegeneral. Später begleitete er den Kaiser als Chef der Division von der alten Garde auf die Insel Elba, und kehrte 1815 mit ihm wieder nach Frankreich zurück. Hier ernannte ihn Napoleon zum Großkreuz der Ehrenlegion und Generallieutenant, und erhob ihn zum Grafen und Pair von Frankreich. In der Schlacht bei Waterloo hielt er an der Spitze der Division der alten Garde lange Zeit das Feuer und das Herandringen der preußischen Massen aus. Unter einem Haufen seiner gefallenen Kameraden wurde er mit Wunden bedeckt gefunden, gefangen

genommen und nach England abgeführt. Als er hier erfuhr, daß sein Name unter den Generalen begriffen sei, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten, weil sie die Regierung mit den Waffen in der Hand angegriffen hätten, reiste er freiwillig nach Paris, um sich vor dem Kriegsrath zu vertheidigen. Er wurde von 2 Kriegsgerichten freigesprochen, weil er Ludwig XVIII. keinen Eid der Treue geleistet hatte. Der König ernannte ihn 1820 zum Commandanten von Lille, und erhob ihn später zum Maréchal de Camp.

Cameen nennt man im Allgemeinen alle erhaben geschnittene Steine im Gegensatz zu den vertieft geschnittenen oder Intaglien (s. Steinschneiderkunst). Besonders aber versteht man unter diesem Namen solche erhaben geschnittene Steine, auf welche durch schichtenförmiges Schneiden der Grund eine andere Farbe als die darauf geschnittene Figur erhielt. Die Alten bedienten sich vorzüglich hierzu des Onix und Sardonix, des Achat, Amethyst, Carneol, Hyacinth, des Specksteins rc. Da aber solche Steine, welche aus Schichten von verschiedener Farbe bestehen, nicht sehr häufig gefunden werden, so verfertigten schon die Alten auch künstliche Cameen. Schon in der frühesten Zeit scheint die Kunst bekannt gewesen zu sein, solche Steine zu C. zu verarbeiten; sie stammt wahrscheinlich aus Indien, von wo sie zu den Persern, Phöniciern, Aegyptern, endlich zu den Griechen und Römern kam. Der griechische Name für solche Arbeiten ist Ektypa; den Namen Camee, der erst in der neuern Zeit gebräuchlich geworden ist, leiten Einige vom lateinischen gemma, Andere vom orientalischen cameja (Gesundheitsamulett) und noch Andere von camaeus ab. Die Cameen wurden bei den Alten besonders zum Schmuck, und vorzugsweise von den Frauen an Gürteln, Säumen der Gewänder, Ohrgehängen, Hals- und Armbändern, Agraffen rc. getragen; auch pflegte man sie in Vasen und Trinkbecher zur Verschönerung einzusetzen. Berühmte Cameen sind die gemma Augusta zu Wien, auch der Wiener-Achat genannt, worauf die Vergötterung des Augustus und der Livia vorgestellt ist, und der Tiberianische Achat, oder die Camée de St. Denis zu Paris, die 25 Figuren in 3 Feldern enthält. Für das Studium der alten Kunst und Literatur und für den Kunstliebhaber vertreten Abdrücke ächter Cameen, sobald sie genau sind, die Stelle der Steine selbst; dergleichen Abdrücke lieferten vorzüglich die Fabrik zu Trapani in Sizilien, die Wedgewood'sche Steingutfabrik in England und mehrere deutsche Künstler, wie Lippert, Collin, Rabenstein u. A. Sie sind meist in Glasflüssen, Schwefel, Porcellan, Steingut und ähnlichen Massen. Vgl. Fiorillo, „Aufsätze artistischen Inhalts" (Bde. 2) und Gurlitt, „Archäologische Schriften," herausgegeben von Müller (Altona 1831).

Camenä, Camenen (Camanen). Camena, eine altitalische Gottheit, auch Camese genannt, und später mit Carmenta identificirt, war das Symbol der höchsten göttlichen Weisheit, der Wissenschaft des Zukünftigen und des Vergangenen. Ihr Begriff, Anfangs dunkler, dann heller in den Vorstellungen von der Carmenta, kommt ungefähr dem der griechischen Athene gleich. Man nahm auch mehrere (2) C. an. Ihnen weihete Numa einen Quell und Hain, und dieses gab Anlaß, sie mit den Musen zu verwechseln, deren Begriff sie bei den römischen Dichtern ganz haben.

Camera clara, C. lucida, C. obscura. Von diesen drei nahe verwandten optischen Instrumenten stellen wir, der Zeitfolge nach, die C. obscura voran, die schon in der Mitte des sechszehenten Jahrhunderts von Joh. Baptista Porta, einem neapolitanischen Edelmanne, erfunden wurde. Sie besteht im Wesentlichen aus einem dunkeln Raume, in welchen durch eine feine Oeffnung in der Seitenwand nur höchst feine Strahlenbündel, gleichsam nur einzelne Strahlen von den außerhalb befindlichen, hell erleuchteten Objecten fallen, die sich innerhalb der Oeffnung durchkreuzen, und auf der gegenüber liegenden Seitenwand in derselben Folge an einander reihen, in welcher sie vom Objecte außerhalb ausgingen. Es entsteht auf diese Art ein umgekehrtes Bild des äußern Gegenstandes mit den natürlichen Farben desselben, dessen Größe verschieden ausfällt, je nachdem die Entfernung der Seitenwände des verfinsterten Raumes geringer oder größer ist. Um dem Mangel an gehöriger Erleuchtung des Bildes abzuhelfen, kam Porta auf

den Gedanken, die Oeffnung zu erweitern, und mit einem Sammelglase zu versehen, dessen Brennweite der Entfernung der gegenüber liegenden Wand gleich ist, und fand, daß bei dieser Einrichtung die C. obscura bei Weitem an Deutlichkeit der Bilder gewann. Da nämlich dann alle von einem Puncte ausgehende Strahlen auch wieder in einem Puncte gebrochen werden, so hindert die Menge der auffallenden Strahlen dennoch die Deutlichkeit des Bildes nicht, wie es sonst bei Erweiterung der Oeffnung geschehen sein würde. Statt des verdunkelten Zimmers leistet nun auch ein parallelepipedischer Kasten dieselben Dienste; doch läßt sich hier die Verschiedenheit in der nähern Einrichtung des Instruments nicht angeben. Sein wesentlichster Nutzen ist der, den es dem Landschaftsmaler beim Copiren leistet. Bringt man in der einen Seitenwand eines Kastens ein Sammelglas, ihm gegenüber einen gegen die Axe desselben um 45 Grad geneigten Planspiegel, und darüber eine zweite ziemlich große Glaslinse an, auf welcher sich die Bilder der äußern Gegenstände mit lebhaften Farben und scharfen Umrissen zeigen, so erhält man die Camera clara. Die Camera lucida endlich, erfunden 1809 von Wollaston, dient ebenfalls, wie die Camera obscura, zum Copiren der Gegenstände, wird aber ohne einen abgeschlossenen Raum construirt. Im Wesentlichen besteht sie aus einem vierkantigen Glas-Prisma, durch welches die Lichtstrahlen der zu betrachtenden Gegenstände so reflectirt werden, daß das Auge diese auf einer, mit weißem Papiere belegten, Tischplatte sieht, wo sie dann ihren Umrissen nach leicht nachgezeichnet werden können.

Cameralwissenschaft, oder Cameralistik, ist die wissenschaftliche Darstellung des gesammten Gebietes der materiellen Thätigkeit der einzelnen Staatsbürger, und ist wohl von der Finanzwissenschaft (s. d.) und von Nationalökonomie (s. d.) zu unterscheiden. Sie zerfällt in drei Hauptabtheilungen: 1) in die Landwirthschaftskunde (s. d.), welche die Feldwirthschaft mit der Viehzucht, dem Garten- und Wiesenbaue, die Forstwissenschaft und die Bergbaukunde in sich faßt; 2) In die Gewerbskunde (s. d.), welche wieder, je nachdem das Erzeugniß des menschlichen Fleißes entweder durch Hände und Maschinen, oder durch Feuer und Hammer hervorgebracht wird, in das Manufacturwesen und in das Fabrikwesen zerfällt; 3) In die Handelskunde (s. d.). — Die Cameralwissenschaft hat erst in neuern Zeiten eine wissenschaftliche Bearbeitung und diejenige Aufmerksamkeit gefunden, welche sie ihres bedeutenden Einflusses auf das Wohl der einzelnen Glieder und des ganzen Staates wegen verdient. Man verkannte Anfangs den Standpunct, welcher ihr im Systeme zukommt, und faßte unter dem Namen der Cameralwissenschaften die ganzen staatswissenschaftlichen Studien zusammen, oder behandelte die letztern doch nur anhangsweise mit den Cameralwissenschaften. Allein beide Disciplinen sind sorgfältig von einander zu unterscheiden, wie solches auch in neuesten Zeiten zu geschehen pflegt, und selbst dadurch anerkannt wird, daß auf manchen Hochschulen neben den früher bestandenen Lehrstühlen der Cameralwissenschaften selbständige Lehrstühle der Staatswissenschaften errichtet sind. Die letztern sind offenbar die Hauptwissenschaft, zu welcher sich die Cameralistik nur als Vorbereitungs- und Hilfswissenschaft verhält. Zu den Männern, welche sich um die Bearbeitung der Cameralwissenschaften seit ihrer neuen Stellung im Systeme besonders verdient gemacht haben, gehören: Weber, v. Lamprecht, Walther, Schmalz, Sturm, Fulda, Rau u. s. w. Sie ziehen indeß immer noch mehr oder weniger fremdartige Gegenstände, als Polizei, Finanz, selbst Politik, in das streng abgeschlossene Gebiet dieser Wissenschaft, wodurch nicht selten Begriffsverwirrungen hervorgebracht werden.

Camerarius, Joachim, wurde zu Bamberg am 12. April 1500 geboren, hieß eigentlich Liebhard, und nannte sich Camerarius, weil seine Vorfahren am Hofe des Bischofs von Bamberg die Stelle eines Kämmerers bekleidet hatten. Schon in einem Alter von 16 Jahren versah er oft die Stelle seines Lehrers, Richard Crocus, welcher über die griechische Sprache auf der Universität Leipzig las, welche Camerarius bereits im 13. Jahre bezogen hatte. In Erfurt trat er 1518 mit Eobanus Hesse in Verbindung, und kam 1521 nach Wittenberg, wo er die innigste Freundschaft mit Melanchthon schloß. In seinem 24.

Jahre gab er zuerst eine lateinische Uebersetzung einer Rede des Demosthenes heraus, und bald darauf Bemerkungen über die Tusculanen des Cicero, was ihn mit Erasmus in Berührung brachte. 1527 wurde er in Nürnberg Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache, und 1530 vom Senat als Abgeordneter zum Reichstag nach Augsburg gesandt. Hier hatte er großen Antheil an der Abfassung der augsburg'schen Confession. Zu Tübingen, auf welche Universität ihn der Herzog Ulrich von Würtemberg berufen hatte, schrieb C. seine „Elemente der Rhetorik". Im J. 1541 war er, im Auftrage der Herzoge Heinrich und Moritz von Sachsen, nebst Caspar Börner mit der neuen Organisation der Universität Leipzig beschäftigt, wo er lange Zeit hindurch Rector und Decan war. Im Jahre 1555 war er abermals Abgeordneter beim Reichstage in Augsburg, ging von da mit Melanchthon nach Nürnberg, und 1556 mit demselben auf den Reichstag zu Regensburg. Kaiser Maximilian II. berief ihn 1559 nach Wien, um sich mit ihm über verschiedene kirchliche Angelegenheiten zu berathen, und behandelte ihn mit großer Aufmerksamkeit. Er starb zu Leipzig am 17. April 1574. C. war einer der größten Literatoren und Polyhistoren Deutschlands, und hat zu den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im 16. Jahrh. durch die Ausgaben, Uebersetzungen und Commentare vieler griechischen und lateinischen Autoren, wie durch seine eignen zum Theil noch immer geschätzten Schriften und die Umgestaltung der Universitäten Leipzig und Tübingen ungemein viel beigetragen. Der Umfang seiner Kenntnisse, seine gemäßigten Gesinnungen, seine sanfte und überzeugende Beredtsamkeit und die Festigkeit seines Charakters erwarben ihm die Achtung aller seiner Zeitgenossen. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Von großem Interesse sind seine Biographien von Eobanus Hessius, des Herzogs Georg von Anhalt, Melanchthon's, so wie die Sammlung der Melanchthon'schen Briefe (Leipzig 1569); interessante Beiträge zur Zeitgeschichte liefern seine „Epistolae familiares" (3 Bde., Frankf. 1583—95) und seine „Commentarii linguae graecae et latinae" (Bas. 1551, Fol.) sind noch jetzt nicht ohne Werth. — Sein Sohn, Joachim C., einer der gelehrtesten Aerzte und Botaniker seiner Zeit, geb. am 6. Nov. 1534 zu Nürnberg, studirte zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Arzneiwissenschaft, und promovirte in derselben zu Bologna. Seit 1564 ließ er sich in Nürnberg als praktischer Arzt nieder, veranlaßte den dasigen Magistrat, eine medicinische Lehranstalt zu stiften, und blieb deren Decan bis an seinen Tod. Besonders liebte er die Botanik, legte einen botanischen Garten an, und war unermüdlich im Sammeln von Materialien zu mehrern großen botanischen Werken, die er vorbereitete. So kaufte er unter Andern von Caspar Wolf in Zürich die kostbare botanische Bibliothek und die Handschriften Conrad Geßner's für 150 Gulden, worunter sich auch eine Sammlung von 1500 in Holz geschnittener Pflanzen befand, die er zum Theil bei der Herausgabe des „Epitome Matthioli de plantis etc." (Frankf. 1586; deutsch von Handsch unter dem Titel „Kräuterbuch" (Frankf. 1586) benutzte. Von seinen übrigen Werken sind zu erwähnen „De re rustica opuscula nonnulla" (Nürnb. 1577), der Katalog der Pflanzen seines Gartens unter dem Titel: „Hortus medicus et philosophicus" (Frankf. 1588, 4) und „Symbolorum et emblematum ex re herbaria desumtorum centuria una" (Nürnb. 1590—97. 4.). Er starb zu Nürnberg 1598. Aus dem Geschlechte des Camerarius sind noch als treffliche Aerzte und Botaniker zu nennen, Johann Rudolph mit seinem Sohne Elias Rudolph, so wie dessen beide Söhne, Elias und Rudolph Jakob, nicht weniger des Letztern Sohn, Alexander.

Cameronianer, Cameronier, eine Partei der Presbyterianer in Schottland, welche sich 1675 unter der Regierung Karl's II., der die Presbyterianer vernichten wollte, bildeten, um ihre kirchliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie sprachen dem Könige das Recht auf den Thron ab, weswegen sie verfolgt, Viele hingerichtet wurden, und ihr Anführer, der Prediger Archibald Cameron, nach welchem sie benannt wurden, blieb 1678 in einem Gefechte. Durch die gegen sie verübten Grausamkeiten wurden sie noch erbitterter, sie erklärten sich gegen den katholisch gesinnten Jakob, und erlangten mit den Presbyterianern ihr früheres Ansehen erst 1690 mit dem Falle der Stuarte, seit welcher Zeit sie sich ruhiger verhielten, ohne sich jedoch ganz besänftigen zu lassen, und noch 1709 wurde ein

Haufen von ihnen, der sich gegen die Beschlüsse der Regierung aufgelehnt hatte, durch Soldaten zerstreut, worauf sie sich ganz verloren.

Camillus, Marcus Furius, Sohn des Lucius Furius Modullinus, geb. um 307 nach Erbauung Roms, einer der ruhmvollsten Helden und Patrioten der alten Republik, war fünf Mal Dictator, vier Mal Triumphirender und Roms zweiter Gründer. Schon sehr frühzeitig that er sich in den Kriegen seiner Vaterstadt hervor. So in der Schlacht gegen die Aequer und Volsker, als er unter dem Dictator Postumius focht. In dem zehnten Jahre des letzten Krieges gegen Veji, das fast 100 Jahre lang Roms aufstrebende Macht niedergehalten hatte, ward er zum Dictator ernannt, schlug die Falisker und Capenaten, und wandte sich endlich zur Belagerung von Veji, das er mit stürmender Hand gewann. Sein Stolz auf diesen Sieg verleitete ihn, bei dem Triumphe auf einem Wagen mit vier weißen Pferden in Rom einzuziehen, was niemals vor ihm geschehen, denn ein solches Gespann wurde für heilig gehalten. Schon das reizte den Unwillen des Volks, der sich noch mehr steigerte, als er den Zehnten von der vejentinischen Beute forderte, den er bei seinem Aufbruche gegen Veji dem pythischen Apoll, wenn er die Stadt eroberte, angelobt hatte. Demungeachtet ward er 394 v. Chr. wieder zum Kriegstribun ernannt, fiel mit einer großen Macht bei den Faliskern ein, und belagerte Falerii, eine große stark befestigte Stadt. Ein Schulmeister, so wird erzählt, wollte die Falerier durch ihre Kinder verrathen. Er führte diese nämlich zu den römischen Vorposten, und überlieferte sie als Geißeln dem Camillus. Dieser, dem Verrath abhold, befahl dagegen, dem Schulmeister die Hände auf den Rücken zu binden, und den Knaben Ruthen und Peitschen zu geben, damit sie den Verräther in die Stadt trieben. Solche Großmuth bewog die Falerier sich zu ergeben, und Camillus schloß ein Bündniß mit ihnen. Schon früher hatte sich C. dem Vorschlag widersetzt, mit einem Theile der Bürger Roms Veji zu bevölkern. Auch jetzt widersetzte er sich dem erneuerten Vorschlage, und mehrte dadurch den Haß des Volkes. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute von Veji unterschlagen, Falerii zu mild behandelt zu haben, und nach der Obergewalt zu streben. Da C. seine Verurtheilung voraus sah, verbannte er sich selbst aus der Stadt, obgleich seine Freunde seine Strafe für ihn bezahlen wollten. Bald mußten die Römer diese Verurtheilung bereuen. Der Gallier B r e n n u s (s. d.) bemächtigte sich Roms bis auf das Capitol. Die Römer flüchteten größtentheils nach Veji, C. aber sammelte in edler Vaterlandsliebe die Bewohner Ardea's, wo er sich aufhielt, und schlug die sorglos vor Ardea gelagerten Gallier. Darauf erhielt er vom Senat Ehrenerklärung, Zurückberufung und Ernennung zum Dictator, und eilte jetzt mit 20,000 Römern, denen sich noch viele Auswärtige aus Latium anschlossen, zum Ersatz des Capitols herbei. Dies sollte eben mit Golde losgekauft werden; doch C. rief: „Mit Eisen; nicht mit Golde kauft sich Rom los!" und brach die begonnenen Unterhandlungen ab. Es kam zum Treffen; in der Nacht verließen die Gallier ihr Lager. C. aber eilte ihnen nach, und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Triumphirend zog C. von Neuem in Rom ein, wo er von dem jauchzenden Volke als Romulus, als Vater des Vaterlandes begrüßt ward. Allein Rom war in einen Schutthaufen verwandelt, und das Volk beschloß nach Veji zu wandern, indem man Besorgnisse wegen C.'s Macht zu erregen suchte. Aus Furcht vor Unruhen mußte C. seine Dictatur behalten, die Rathsherrn suchten das Volk zufrieden zu stellen, und Rom ward wieder aufgebaut. Aber noch war der Bau nicht ganz vollendet, als die Aequer, Volsker und Latiner einen Einfall in das Land machten, und die Tyrrhener die römische Bundesstadt Sutrium belagerten. Camillus, zum dritten Male zum Dictator ernannt, eilte dem Feinde entgegen, ließ Wurffeuer in den Wall schleudern, und überließ die Beute seinen Soldaten. Hierauf nahm er die Stadt der Aequer ein, unterwarf die Volsker, ging auf Sutrium los, besetzte dessen Mauern, und vertrieb den Feind. Zum dritten Mal zog er triumphirend in Rom ein, erstattete von der Beute den Römern, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat in den Privatstand zurück. Als die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er wieder zum Kriegstribun erwählt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an

den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des M. Manlius Capitolinus (s.d.). In den durch diesen erregten Unruhen ward ihm abermals die Dictatur übertragen, und unter seinem Einfluß ward Manlius verurtheilt und hingerichtet. Schon im vorgerückten Alter ernannte man C. zum sechsten Mal zum Volkstribun; und obgleich er es ablehnte, so sollte er dennoch die Pläne entwerfen, die Heeresführung übernehmen und mit Lucius Furius auf den Feind losgehen. Dies waren die Pränestiner und Volsker. C. rückte auf sie los, schlug sie, eroberte ihr Lager, und rieb den größten Theil des Heeres auf. Hierauf überfiel er die Tyrrhener, eroberte Tusculum, und dessen Bewohner unterwarfen sich ohne Widerstand. Als später Licinius Stola einen großen Aufruhr in der Stadt erregte, so ward C. zum vierten Male Dictator, legte jedoch sein Amt, Krankheit vorgebend, bald nieder. Beinahe 80 Jahre alt, übernahm er nochmals den Befehl gegen die Gallier, welche wieder eingefallen waren, besiegte sie, und jagte den Feind in die Flucht. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde vermittelte er die Annahme der Licinischen Gesetze und dadurch den Frieden zwischen Patriciern und Plebejern, ließ darauf neben dem Capitol der Eintracht einen Tempel bauen, und starb, von ganz Rom betrauert, 365 v. Chr.

Camilo, Francesco, Schüler seines Stiefvaters Pedros de las Cuevas, ausgezeichneter spanischer Maler, gest. 1671 in der Blüthe seines Alters, malte vorzüglich religiöse Gegenstände. Seine Gemälde zeichnen sich durch lebhaftes und zartes Colorit, so wie durch Correctheit der Zeichnung aus. Bewundernswürdig ist seine Madonna in S. Juan de Dios zu Madrid. In der Eremitage zu Petersburg befindet sich von ihm eine Himmelfahrt Maria's. Viele seiner Bilder sind zu Alcala, Segovia und Salamanca.

Camisaden oder Camisarden hießen im 13. und 14. Jahrh. die nächtlichen Ueberfälle des Feindes, weil die Krieger dabei, um sich in der Finsterniß zu erkennen, ein Hemd über den Harnisch zogen. Auf solche Weise überfielen noch 1525 die Kaiserlichen das franz. Lager bei Pavia; auch in den niederländischen Kriegen wurden mehrere solcher Ueberfälle ausgeführt.

Camisarden wurden im Anfange des 18. Jahrh. die französischen Reformirten in den Sevennen genannt, welche sich der Gewaltthätigkeit der königlichen Befehlshaber widersetzten. Sie überfielen in der Nacht, und um nicht gekannt zu werden, im bloßem Hemde (woher der Name C.) die Steuereinnehmer, und hingen sie mit den Steuerrollen auf. Königliche Soldaten, welche man gegen sie sandte, wurden von einem Bauer, Jean Cavalier, der sich zum Oberhaupte der C. aufgeworfen hatte, und sich durch großes Ansehen, Muth und Talente Achtung zu verschaffen wußte, zurückgedrängt, so daß die Regierung mit ihnen anfing zu unterhandeln, und der Marschall Villars einen Vergleich abschloß, nach welchem die Ungerechtigkeiten der Steuereinnehmer gerügt wurden, und Cavalier als Obrist in königliche Dienste trat. Er verließ indeß, mehrerer Kränkungen wegen, Frankreich, trat unter der Königin Anna in englische Dienste, und starb 1740 als General und Gouverneur der Insel Jersey. Voltaire kannte ihn in London, und gibt ihm das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes. Galli ist Verfasser der unter C.'s Namen erschienenen Memoiren des Krieges in den Sevennen.

Camoens, Luis de, der größte Dichter der Portugiesen, geboren um das Jahr 1524 oder 1529 zu Lissabon, studirte auf der vom Könige Dom Juan III. errichteten Universität Coimbra, und begab sich nach vollendeten Studien nach seiner Vaterstadt zurück. Seine ausgezeichneten Talente empfahlen ihn überall. Zwischen ihm und einer Hofdame, Namens Donna Catharina de Attayde, entstand eine Liebschaft, und dies legte den Grund zu seinen spätern Schicksalen. Der König erfuhr es, und verbannte C. vom Hofe. Er begab sich nach Santarem zu seinen mütterlichen Verwandten, suchte in ernsten Studien Trost für seinen Liebesschmerz, den er in mehrern herrlichen Elegien (namentlich die 3.) ausströmte, und entwarf hier schon den Plan zu seinem großen Epos. Doch diese ruhige Thätigkeit sagte seinem feurigen Geiste nicht zu. Er nahm Dienste bei der Expedition, die Johann III. gegen Marokko ausrüstete, that sich hier durch glänzende Tapferkeit hervor, verlor aber auch in einem Seegefechte sein rechtes Auge. Nach längerm Aufenthalt in Afrika kehrte er nach Lissabon, wo sein militärischer Ruf bereits die gute Folge ge-

habt hatte, die Verbannung vom Hofe von ihm zu nehmen. Doch Neid und Verkleinerungssucht arbeiteten unaufhörlich, ihn um den Lohn zu bringen, den er so wohl verdient, und er beschloß endlich sein Vaterland zu verlassen, wo das Verdienst so wenig anerkannt wurde. Mit einer Flotte, unter der Anführung des Dom Fernando Alvarez Cabral, schiffte er sich 1553 nach Ostindien ein, und kam in Goa an. Von hier zog er mit dem portugiesischen Vicekönig Dom Alfonso de Noranha gegen den König von Chembé in den Krieg. Als er 1555 nach Goa zurückkehrte, erhielt er daselbst die Nachricht von dem Tode des Prinzen Juan, Vaters des Königs Dom Sebastian und seines Freundes Dom Antonio de Noranha, seiner Gönner, wodurch er sehr erschüttert ward. Nach dem Tode des Dom Alfonso de Noranha ging er mit einer Flotte ins rothe Meer, brachte den Winter auf der Insel Ormusz zu, und begab sich dann wieder nach Goa zurück. Hier schienen sich für kurze Zeit die Verhältnisse für ihn günstiger zu gestalten, doch jetzt sorgte er selbst dafür, sie zu trüben. An die Stelle des Vicekönigs Dom Pedro Mascarenhas war Dom Franc. Barreto getreten. C. tadelte diese Wahl in mehrern bittern Satiren, namentlich in den „Disparates na India" (Tollheiten in Indien), worin er den Vicekönig und seine nächste Umgebung nicht mit freundlichen Farben malte. Dafür ward er verhaftet und nach China verbannt 1556. Doch auch hier fanden seine ausgezeichneten Eigenschaften bald Freundschaft und Theilnahme. Er ward Oberverwalter der Gelder der Verstorbenen in Macao, ein, wie es scheint, sehr einträgliches Amt, das er 5 Jahre in ungestörter Ruhe verwaltete. Während dieser Zeit förderte er das Werk seines Lebens, sein großes Gedicht, mit außerordentlicher Thätigkeit. Da unterdessen Dom Constantin de Braganza Vicekönig von Indien geworden war, regte sich der Wunsch in ihm, nach Goa zurückzukehren. Er rüstete auf eigne Kosten ein Schiff aus, hatte aber das Unglück, an der chinesischen Küste, bei der Mündung des Flusses Mecon, Schiffbruch zu leiden und all sein kaum erworbenes Vermögen in den Wellen zu verlieren. Nur sein Gedicht rettete er. Die Eingeborenen nahmen ihn freundlich auf, und erzeigten ihm großartige Gastfreundschaft. C. schilderte diese Scene im 10. Gesang der Lusiade. Auch sollen hier die berühmten „Quintilhas" enstanden sein, eine Paraphrase des 130. Psalm. Sobald er eine günstige Gelegenheit fand, eilte er nach Goa, wo ihn der Vicekönig liebreich aufnahm und mit ihm einen Freundschaftsbund schloß, wodurch diese Zeit zur schönsten seines wechselvollen Lebens wurde. Sie dauerte nicht lange. Schon im Oct. 1561 kam in Dom Francisco Coutinho, Graf von Redondo, ein neuer Vicekönig, der sich von des Dichters Feinden bestimmen ließ, ihn, angeblicher Unterschleife wegen, zu verhaften. C. rechtfertigte sich glänzend; doch eben als er das Gefängniß verlassen wollte, legte ein Gläubiger von Neuem Beschlag auf ihn. Ein scherzhaftes Gedicht mit dem Anfang: „Quee Diabo ha taõ danado etc.", das er über diesen Fall an den Vicekönig richtete, verschaffte ihm die Freiheit. Während er noch mit dem Plane umging, nach Portugal zurückzukehren, that ihm Francisco Barreto, der eben Gouverneur von Sofala geworden war, den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten. C. schlug ein, in der Hoffnung, dort früher ein Schiff zu finden, das ihn nach Europa mitnehmen könne, und Barreto streckte dem armen Dichter die Reisekosten bis Sofala, 200 Crusaden, vor. Bald erkannte aber C., daß er dem Gouverneur nur zur Unterhaltung dienen sollte, und die Sehnsucht, sich aus dieser drückenden Abhängigkeit zu befreien, stieg immer höher. Sein Wunsch ward erfüllt. Ein auf der Rückreise nach Portugal begriffenes Schiff legte bei Sofala an, und die Passagiere, hochgeehrt, den gefeierten Dichter zum Reisegefährten zu erhalten, schossen selbst die 200 Crusados zusammen, die jetzt Barreto zuvor verlangte, ehe er C. wollte ziehen lassen. Im J. 1569 kam er in Lissabon wieder an. Doch hätte er zu keiner ungünstigern Zeit ankommen können. Er wollte durch die Herausgabe seines großen Gedichts sich eine neue Zukunft gründen, und in Lissabon wüthete die Pest, und verbreitete Verwirrung und Trauer in alle Kreise der Gesellschaft. Daher konnte er erst nach 3 Jahren den Druck seines Gedichts erlangen. Die erste Ausgabe erschien 1572 in geschmackvoller Ausstattung, und mit einer Dedication an den jungen König Dom Sebastian. Dieser Pfaffenzögling gab dem Dichter dafür ein Gnadengehalt von 15000 Reis d. h. fünf und

zwanzig Thaler, und die Erlaubniß, überall in Begleitung des Hofes erscheinen zu dürfen. Der so geringe Jahresgehalt hörte aber bald ganz auf, da Dom Sebastian auf seinem Zuge nach Marokko 1578 unterging, und C. versank in solche Dürftigkeit, daß er nur von den Almosen lebte, die sein Diener, der ihm in allen Lagen seines Lebens treu geblieben war, für ihn erbettelte. Aus dieser Zeit stammen mehrere lyrische Gedichte, welche zum Theil die rührendsten Klagen enthalten. C. starb endlich in einem Hospitale zu Lissabon 1579, und nur mit Mühe konnte man 16 Jahre später sein Grab auffinden, als Dom Gonzalo Coutinho dem großen Dichter eine würdigere Ruhestätte errichten wollte. — C. bildet den großen Schlußstein der Blüthezeit der portugiesischen Poesie. Sein Epos besingt nicht blos den Gama und die Entdeckung Indiens, nicht blos die dortige Herrschaft und die Heldenthaten der Portugiesen, sondern Alles, was irgend aus der ältern Geschichte seines Volkes ritterlich, schön, groß, edel und liebevoll rührend war, ist hier aufgenommen und zu einem großen Ganzen verflochten. Deshalb nannte der Dichter es auch „Os Lusiados" d. h. die Portugiesen, woraus erst spätere Herausgeber Lusiada gemacht haben. In der Zusammensetzung des Ganzen mag man manches Fehlerhafte finden, wie z. B. die durchgängige Beibehaltung der griechischen Mythologie, und ihre Vermischung mit der christlichen; aber die ganze Ausführung belebt ein echt dichterischer und wahrhaft epischer Geist und die lebendige Vaterlandsliebe, das volle Gefühl für Natur und Menschheit, die Empfänglichkeit für kühne, nationale Bestrebungen, die überall mit den sprechendsten Zügen hervortreten, so wie die vollendete Sprache und der bezaubernde Wohlklang in den schön gebauten Octaven geben dem Werke im Original einen unendlichen Reiz. Dazu kommt noch die Neuheit der Scenen und Charaktere, besonders der Völkerschaften an der afrikanischen Küste, die herrlichen Schilderungen der Natur und Sitten, anziehende Erzählungen und reichhaltige Einschaltungen, namentlich die im 3. Gesang künstlich eingewebte Geschichte Portugals, und die rührend schöne Erzählung von dem Tode der Ines de Castro — Alles dies mußte das Gedicht zum Gemeingut der Nation machen. Außer den „Lusiaden" schrieb er Sonette, Canzonen, Sestinen, Oden, Elegien, Eklogen, Stanzen, Redondillen, Epigramme, Satiren, Briefe und 3 Comödien, „Amphitruo" nach Plautus, „König Seleucus" und „Liebe des Philodem." Die neueste und beste Gesammtausgabe seiner „Obras completas" besorgten Barreto Feio und Monteiro (3 Bde., Hamb. 1834); die vorzüglichste Ausgabe der „Lusiaden" Souza-Botelho, (Par. 1817, Fol., wieder abgedruckt Par. 1819, mit einigen Veränderungen von Verdier, Par. 1823). Das Epos wurde in viele Sprachen übersetzt: ins Spanische von Gomez de Tapia (Salamanca 1580), Garzes (Madr. 1691) und Lamb. Gil nebst den „Poesias varias" (3 Bde., Madr. 1818); ins Französische von Millié (2 Bde., Par. 1825; 2. verb. Aufl. mit Anmerkungen von Dubeux und Biographie von Magnin, Par. 1841); ins Italienische von Ant. Nervi (2 Bde., Mail. 1821), und von A. Briccolani (Par. 1826); ins Englische von Mickle (Orf. 1776, 4. und 3 Bde., Lond. 1807, 12), und von Th. Moore Musgrave (Lond. 1826); ins Polnische von Przybylski (Krakau 1790); ins Deutsche von Donner (Stuttg. 1834). Vgl. John Adamson „Memoirs of the life and writings of Luis de C." (2 Bde., Lond 1820).

Campagna di Roma, der größte Theil des alten Latiums in Italien, worin Rom liegt. Es grenzt im Westen und Osten an Neapel, im Norden an Toscana und Sabina, und im Osten an das mittelländische Meer, und ist 15 deutsche Meilen lang und 30 breit. Früher, zur Zeit der Macht Roms, sah man hier Städte, Landhäuser, Haine, Kornfelder, lachende Wiesen u. s. w., während jetzt der ganze Landstrich wüst und öde ist, und die durch Sümpfe verpestete Luft jedes lebende Wesen fern hält. Diese schädliche Luft, aria cattiva, hat aber nicht seinen Grund im Sumpfwasser, da sie sich nicht allein in Wäldern und Tiefen, sondern auch auf Bergen findet; die chemische Beschaffenheit des Bodens ist wahrscheinlich der Grund hiervon. Selbst mehrere Gegenden und Straßen von Rom sind jetzt der übeln, verpesteten Luft wegen verlassen, welche vorzüglich vom Juli bis October die größte Gefahr bringt, und wenn nicht kräftige Verbesserungsmittel, oder ein neuer Vulkan durch Eruptionen die Atmosphäre reinigen, was leicht

geschehen kann, da das Land vulkanisch ist, so möchte wohl der schöne Landstrich, worin Rom liegt, nach Jahrhunderten eine Wüstenei werden, welche nur im Winter als Viehweide zu benutzen wäre. Die südöstlich der C. liegenden pontinischen Sümpfe verpesten durch ihre niedrige Lage, und weil das Wasser so schlecht oder gar nicht abgeleitet wird, ebenfalls die Luft. Der Boden der C. ist fast ganz eben, und der Monte Marino, der St. Oresto und die albaner Berge, mit der höchsten Spitze, dem Monte Cavo, sind die einzigen Erhöhungen, auf denen die Orte Frascati, Colonna, Albano und andere liegen. Von den Seen sind die merkwürdigsten: der Regillus, Solfatara, den Schwefelquellen bilden; Nemi und der merkwürdige albanesische See. Alle diese Seen waren früher Krater von Vulkanen. Der albanesische See hat einen Ableitungskanal, der 393 vor Ch. bei der Belagerung von Veji erbaut wurde und noch jetzt eines der vorzüglichsten Werke dieser Gattung ist. Der Boden der C. ist fruchtbar, aber trocken, der Anbau ist vernachlässigt, und nur ein kleiner Theil des Landes wird bebaut. Die Arbeiter erkranken häufig am Fieber, welches sie sich durch das Uebernachten auf freiem Felde zuziehen, da sich nur einzelne Hütten (Casali) und kleine Flecken und Dörfer in der C. finden. Trümmer von Thürmen, Tempeln, Grabmälern, Wasserleitungen mit Epheu umrankt, bedecken überall die C. Wilde Rinderheerden sind die einzigen Säugethiere, welche das ganze Jahr hindurch in der C. bleiben, während die Schafheerden nur den Winter hindurch hier geweidet und im Sommer in die Apenninen getrieben werden. Die Hirten, deren Aussehen übrigens eher an die Steppen der Tartarei erinnert, als an die Nähe von Rom, erreichen kein hohes Alter, indem sie ebenfalls nach und nach durch die feuchten Ausdünstungen des Bodens hinweggerafft werden. Anpflanzungen von Bäumen würden vielleicht die Atmosphäre verbessern, wie es die Gegenden beweisen, wo viele Bäume stehen, z. B. bei Monterosi, oder am See Albano. Nach Livius war zwar die C. schon von jeher ungesund, allein durch die höchste Anstrengung und durch die den Römern zu Gebote stehenden Menge von Mitteln wurde sie cultivirt. Auch einige Päpste, namentlich Pius VI., haben die ungesunde Luft durch Austrocknen der pontinischen Sümpfe in Etwas zu mindern gesucht, und unter der franz. Herrschaft erwarb sich besonders der damalige Gouverneur von Rom, General Miollis, durch Anpflanzen von Bäumen, Urbarmachen der Felder, und Trockenlegen der Sümpfe, große Verdienste. Diese Versuche blieben aber immer vereinzelt, und daher im Ganzen erfolglos, und so möchte wohl der Fluch, unter dem das einst so reich begabte Land zu seufzen scheint, nur in der Trägheit der Bewohner, und in der Gleichgültigkeit der Regierung zu suchen sein. Vgl. Westphal „Die römische C., topographisch und antiquarisch dargestellt" (Berl. 1829, 4.) und Didier „La Campagne de Rome" (Par. 1842).

Campagnoli, Bartolomeo, geb. zu Cento bei Bologna 1751, einer der berühmtesten Violinspieler und tüchtiger Componist für dies Instrument, Schüler von Nardini und Tartini, seit 1780 Musikdirector des Herzogs Karl von Curland zu Dresden, seit 1797 Concertmeister in Leipzig, später in Paris und Hanover, starb nach 1820. Er war Verfasser einer ausgezeichneten Violinschule. Seine beiden Töchter Albertina C., geb. zu Dresden 1795, und Gianetta C., geb. 1797 zu Leipzig, bildeten sich unter ihres Vaters Leitung zu Sängerinnen, betraten 1816 in Italien zuerst die Bühne, und zeichneten sich später in Frankfurt und Hanover, Albertine als Bravoursängerin, Gianetta durch ihr treffliches Spiel als Soubrette aus. Nach ihres Vaters Tode gingen sie wahrscheinlich nach Italien zurück.

Campan, Jeanne Louise Henriette, geb. Genet, die treueste Dienerin der Königin Marie Antoinette, wurde 1752 zu Paris geboren. Sie war Anfangs Vorleserin der Töchter Ludwig's XV., und wurde dann erste Kammerfrau der Königin Marie Antoinette, welche sie an Campan, den Sohn ihres geheimen Secretärs, verheirathete. Sie bewies ihrer Gebieterin bis zu den letzten Augenblicken unausgesetzte Treue und legte dann zu St. Germain ein Erziehungsinstitut für Mädchen an, welches großen Ruf erlangte. Napoleon ernannte sie zur Vorsteherin der Anstalt zu Ecouen für Töchter der Offiziere der Ehren-

legion, wo sie 7 Jahre lang rühmlich wirkte. Ludwig XVIII. hob diese Anstalt auf, Mad. Campan verlor ihre Stelle, und starb 1822 zu Nantes. Ihr einziger Sohn, Henri C., geb. 1772, wurde als ein Verwandter Ney's gröblich gemißhandelt, und starb an den hierbei empfangenen Wunden 1821. Sie hinterließ „Memoiren über das Privatleben der Königin Marie Antoinette" (4 Bde., 5. Aufl., Par. 1824) und ein „Journal anecdotique" (Par. 1824), welches interessante Beiträge zu Napoleon's und A. Leben enthält.

Campana, Pedro, geb. 1503 zu Brüssel, studirte daselbst Malerei, ging dann nach Rom, wo er Mehreres malte. Zu Bologna malte er einen Triumphbogen zu Karl's V. Krönung. Seine wichtigsten Werke befinden sich zu Sevilla. Er bildete sich nach Dürer's Werken. Richtige Zeichnung, schöne Draperie und vorzügliches Helldunkel zeichnen seine Gemälde aus. 1548 ging er nach Spanien, verließ dasselbe erst im hohen Alter, und starb 1570 oder 1580 in seinem Vaterlande.

Campanella, Thomas, ein berühmter Philosoph des 17. Jahrh., wurde am 5. Sept. 1568 zu Stilo, einem Flecken in Calabrien, geboren, trat schon in seinem 15. Jahre in ein Dominicanerkloster, und studirte später Theologie und Philosophie zu Neapel und Cosenza. Schon in dieser frühen Zeit scheinen ihm Zweifel über die damals als einziger Born philosophischer Wahrheiten verehrte aristotelische Lehre aufgestiegen zu sein, und um sich ungestörter den Studien der Philosophie zu weihen, zog er sich nach Balbia in die Einsamkeit zurück, und schrieb hier seine „Philosophia sensibus demonstrata" (Neapel 1591). Doch dieses Werk zog ihm einen wahren Sturm von Angriffen von Seiten der damals noch sehr mächtigen aristotelischen Partei zu. Man beschuldigte ihn der Zauberei; er mußte aus seiner Heimath fliehen, und lebte längere Zeit abwechselnd in Rom, Florenz, Venedig, Padua und Bologna. In letzterer Stadt raubte man ihm heimlich seine Papiere, und überlieferte sie der Inquisition in Rom. Im J. 1599 kehrte er nach Neapel und bald darauf in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er der spanischen Regierung verdächtig, plötzlich verhaftet, und 26 Jahre lang in den Gefängnissen zu Neapel zurückgehalten, ohne daß je die wirklichen Gründe seiner Verhaftung zu Tage gekommen wären. Man beschuldigte ihn bald eines beabsichtigten Majestätsverbrechens, bald sollte er der Verfasser des berüchtigten Buches „De tribus impostoribus" sein; Einige behaupteten, er habe sich zum König von Ober-Calabrien aufwerfen wollen, Andere, er habe sich für den Messias ausgegeben. Siebenmal wurde er auf die Folter gebracht; doch keine Qual konnte ihn vermögen, solche Beschuldigungen für Wahrheit zu erkennen. Vergeblich verwandte sich der Papst und mehrere andere einflußreiche Fürsten für seine Freilassung. Erst im Mai 1626 gelang es Papst Urban VIII., seine Auslieferung an die Inquisition zu Rom zu bewirken, gegen das Versprechen, ihn als Ketzer zu richten. C. wurde jetzt, doch nur zum Schein und zum Schutz gegen fernere Verfolgungen, in die Gefängnisse der Inquisition nach Rom abgeführt. Während seiner langen Gefangenschaft in Neapel wurde ihm kein Buch zugelassen, nur schreiben durfte er, und er verfaßte hier gegen 40 verschiedene Schriften, philosophischen, mathematischen, physikalischen, medicinischen, astrologischen, theologischen und politischen Inhalts; auch viele Gedichte, von denen Vieles veruntreut wurde und nie wieder zum Vorschein kam. Im J. 1629 ließ ihn Papst Urban VIII. mit einem ansehnlichen Jahrgehalt frei, und würdigte ihn seines nähern Umgangs. Neue Verfolgungen von Seiten der Spanier nöthigten ihn, 1634 nach Frankreich zu gehen, wo er von Ludwig XIII. und Richelieu ehrenvoll und wohlwollend aufgenommen wurde, und einen Jahrgehalt von 2000 Livres bezog. Lebensmüde und von seinem Schicksal entkräftet, zog er sich in ein Dominicanerkloster in der Straße St. Honoré zurück, wo er am 21. Mai 1639 starb, noch ehe er die nach einem encyklopädischen Plane geordnete Sammlung seiner Werke, von denen nur der 1., 2. und 4. Band (Paris 1638) erschienen, beendigt hatte. Ein großer Theil seiner im Gefängniß geschriebenen Schriften wurde noch vor seiner Freilassung durch einen Sachsen, Tobias Adami, der ihn im Gefängnisse kennen gelernt hatte, in Deutschland gedruckt, namentlich „De sensu rerum et magia" (Frankf. 1620, 4.; 2 Aufl., Par. 1636), „De gentilismo non retinendo" (Par. 1636, 4.), „Astrologicorum libri VII" (Lyon 1629

und Frankf. 1630, 4.), „Prodromus philosophiae instauratae“ (Frankf. 1617), „Exordium metaphysicae novae“ und „Nova physiologia secundum principia propria“; „Apologia pro Galilaeo“ (Frankf. 1622) und „Philosophia epilogistica realis“ (Frankf. 1623); auf letztere beziehen sich auch die „Disputationes in IV partes suae philosophiae realis libr. VI“ (Par. 1637). Unter dem Namen Settimontano Squilla erschienen seine ital. Gedichte „Scelta d'alcune poesie filosofiche“ (Frankf. 1622; neueste Ausg. von Orelli, Lugano 1834). Außer diesen Schriften sind noch aus dieser Zeit die „Civitas solis“ (Frankf. 1623), eine Art Platonischer Republik, „Atheismus triumphatus seu contra Antichristianismum“ (Rom 1631, Fol.), eine Rechtfertigung der geoffenbarten Religion und römischen Kirchenlehre, die „Universalis philosophia“ (Par. 1638, Fol.) und die „Philosophia rationalis“ (5 Bde., Par. 1638, 4.). Den Katholicismus und Papismus vertheidigte er in der „Monarchia Messiae“ (Air 1633) und in „Della libertà e della felice Suggezione allo stato ecclesiastico“ (Air 1633, 4.). Beide Werke verschafften ihm die Gunst des Papstes. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Naudé (Par. 1642). In allen prägt sich die Originalität seines Geistes, und der kühne Schwung und der Reichthum seiner Ideen aus. Sein philosophisches System nimmt eine bedeutende Stelle in der Periode der Geschichte der Philosophie ein, welche den Uebergang von der Scholastik zu der selbständigen neuern Philosophie bildet. Doch wird die Klarheit seines Vortrags durch seine astrologischen und magischen Träumereien, die er überall einmischt, sehr beeinträchtigt. Mit Unrecht hat Adelung ihm in seiner „Geschichte der menschl. Narrheit“ einen Platz gegeben.

Campanen sind in den Festungen der alten italienischen Kriegsbaukunst eine Art isolirt liegender, für Kleingewehr eingerichteter Casematten oder Galerien, die gewöhnlich in der hinter der Escarpenmauer des Hauptwalls fortlaufenden Minengalerie, und zwar in den Flanken, Courtinen und Bollwerksfacen angebracht waren, und aus kleinen, mit einer Kuppel überwölbten Sammelplätzen bestanden, worinnen ungefähr 3 Mann stehen konnten. Bei manchen Befestigungen findet man dergleichen C. 2 bis 3 Etagen über einander.

Campanerthal, ein reizendes Thal im Bezirke von Bagnères, im französischen Departement der Ober-Pyrenäen, erhält seinen Namen vom Flecken Campan, der ungefähr 4000 Einw. hat, und in dessen Nähe berühmte Marmorbrüche und eine Tropfsteinhöhle sich befinden. Jean Paul's Dichtung „das Campanerthal“ machte diese Gegend auch in Deutschland berühmt.

Campanien ist die alte Benennung einer Landschaft des Königreichs Neapel, der jetzigen Provinz Terra di Lavoro, und wurde westlich von Latium, nördlich von Samnium, östlich von Lucanien, und südlich und südwestlich vom tyrrhenischen Meere begrenzt, um dessen große Buchten, den Meerbusen von Puteoli und von Pusta, es sich ausbreitet. Landeinwärts wird die Ebene, aus welcher das Land besteht, vom Apennin und einigen Seitenästen desselben eingeschlossen. Der Hauptfluß ist der Volturnus; der Liris trennt das Land von Latium; außerdem bewässern es noch mehrere kleine Küstenflüsse. An der Mündung des Liris befinden sich große Sümpfe (die Maremmen). Als Seen sind anzuführen der Averner- und Lucrinersee. Das Land ist reich an Naturschönheiten, wir nennen nur das Vorgebirge Misenum, den Vesuv, die phlegräischen Gefilde. Wichtige Erinnerungen knüpfen sich auch an die Städte Bajä, Cumä, Misenum, Linternum, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum und Capua. Die üppige Fruchtbarkeit des Landes (man erntete dreimal des Jahres Weizen, Dinkel und Gemüse), die milde, von kühlen Seelüften gemäßigte Temperatur, die malerische Pracht einer wunderbaren Natur verleiteten aber von jeher die Bewohner zu üppigem Lebensgenuß, weichlichen Sitten, zu Abspannung und Erschlaffung, und alle Völker, welche dieses herrliche Land errangen, von den Osken bis zu den Normannen, erlagen den Verlockungen des reizenden Landes. Die Römer, welche C. vorzugsweise regio felix nannten, hatten hier ihre schönsten Villen. Die vorzüglichsten Denkmäler, die sich hier finden, schilderte Paolini in seinem Prachtwerke „Memorie su i monumenti di antichità in Miseno, Baoli etc.“ (Neap. 1812, 4.).

Campbell, Thomas, einer der ausgezeichnetsten unter den Dichtern Englands

neuerer Zeit, geb. am 7. Sept. 1777 zu Glasgow in Schottland, zeigte schon früh große Anlagen, so daß er bereits im 12. Jahre die Universität seiner Vaterstadt bezog. Er studirte fast alle Fächer der Wissenschaft, besonders aber Philosophie, classische Literatur und Geschichte. Nach Beendigung seiner Universitätsjahre besuchte er die Gebirge von Argyleshire, ging dann nach Edinburg, wo er sich den dortigen Literatoren und Dichtern anschloß, und schrieb im 21. Jahre sein Lehrgedicht „The pleasures of Hope", welches seinen Dichterruhm gründete. Kosciusko soll bei Lesung der Stelle über Polens Ende Thränen vergossen haben. Von 1800—1803 bereiste C. mehrere Länder Europas, und hielt sich längere Zeit in Deutschland auf, wo er mit Klopstock und mehreren andern ausgezeichneten Dichtern und Gelehrten bekannt wurde. Ueber Hamburg zurückgekehrt, blieb er in London, bis er sich nach seiner Verheirathung 1803 in Sydenham niederließ. Im J. 1821 gründete er das „New Monthly Magazine", das unter seiner Leitung eine der ausgezeichnetsten englischen Zeitschriften wurde, trat aber 1832 von der Theilnahme davon zurück, nachdem er schon im Juli 1831 eine neue Monatschrift „The metropolitan Magazine" begründet hatte. Sein treuer Freund und Bewunderer, Charles James Fox, verschaffte ihm eine Pension von 300 Pfd. St. Im J. 1828 erwählten ihn die Studenten der Universität Glasgow zum Rector der Hochschule; auch war er einer der thätigsten Beförderer der Londoner Universität, zu welcher er 1825 den Plan entwarf. Im J. 1842 besuchte er Deutschland zum zweiten Male. Nach seiner Rückkehr hielt er sich einige Zeit in London auf, begab sich dann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Boulogne, und starb daselbst am 15. Juni 1844. Außer seinem bereits genannten Gedichte schrieb er das erzählende Gedicht „Gertrude of Wyoming" (London 1809), gab eine Anthologie britischer Dichter von Chaucer bis Anstey heraus unter dem Titel „Specimens of british poets" (7 Bde., Lond. 1819), und verfaßte mehrere geschichtliche Werke; „Annals of Great Britain from the accession of George III. to the peace of Amiens" (3 Bde., Lond. 1808), eine Biographie Friedrich's des Großen, „The Life of Mrs. Siddons" (der berühmten Schauspielerin), „The Life of Petrarch", und gab auch „Letters from Algiers" heraus, das Resultat einer 1832 nach Algier unternommenen Reise. In seinen Gedichten zeichnet er sich durch Reinheit und Eleganz der Sprache, Wärme des Gefühls und eine edle Freisinnigkeit aus. Mehrere seiner lyrischen Dichtungen und Balladen gehören zu dem Besten, was England in dieser Hinsicht aufzuweisen hat. Seine irdischen Ueberreste wurden am 3. Juli 1844 in dem sogenannten Poetenwinkel der Westminsterabtei, wenige Fuß von dem Shakespeare-Monument, beigesetzt.

Campbell, Sir John, Mitglied des britischen Parlaments, und einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, ist der Sohn eines Geistlichen aus der Nähe Edinburgs, zu Cupar 1778 geboren, und studirte in Edinburg, worauf er in London Berichterstatter des Morning Chronicle wurde, und sich 1807 als Sachwalter der englischen Bar widmete. Er erlangte bald eine ausgedehnte Praxis, mehr durch den Ruf seiner gründlichen Rechtskenntniß, als durch seine juristische Beredsamkeit, auf die er wenig Sorgfalt verwendet; seine Reden sind gewöhnlich so rauh und ungefällig, als die Gedanken und mitgetheilten Thatsachen tief und überzeugend. Bald nach seiner Verbindung mit der Tochter des torystischen Lords Abinger (1822) kam er in das Parlament, in welchem er bei Rechtsverhandlungen gern gehört wird, so sehr auch sein von ihm mit Zähigkeit festgehaltener schottischer Idiotismus auffällt. Er gehört zu der jetzt ministeriellen Partei der Whigs, zu deren Siegen er nicht wenig beitrug. Unter dem Whigministerium des Lord Melbourne wurde er zum Kronanwalt erhoben, hatte als solcher ein jährliches Einkommen von mehr als 10,000 Pfd. St., und leistete seiner Partei während der Krisis von 1835 den wichtigsten Dienst, als er durch seine über seine gewöhnliche Mäßigung sich erhebende Rede bei der Wahl den Sieg über die torystischen Mitbewerber davon trug. Im J. 1841 ward er Lordkanzler von Irland, und wußte sich bald die Achtung und Zuneigung der Irländer zu erwerben, obgleich man Anfangs die Berufung eines Schotten zu diesem Amte nur ungern sah. Im folgenden Jahre mußte er einem torystischen Nachfolger weichen. Im J. 1846,

als seine Partei abermals an die Regierung kam, ward er von dem Premierminister Lord J. Russel zum Kanzler des Herzogthums Lancaster ernannt.

Campe, Joachim Heinrich, geb. zu Deensen im Braunschweig'schen 1746, wurde zuerst auf der Schule zu Holzminden gebildet, bezog dann die Universität Helmstädt und Halle, und studirte daselbst Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente Prinz Heinrich von Preußen; doch angeregt von Basedow's Bemühungen, dem Erziehungs- und Unterrichtswesen eine bessere Gestalt zu geben, widmete er sich gleichfalls der Bildung der Jugend, gab einige philosophische und pädagogische Schriften, die Resultate seines Studiums von Locke und Rousseau's Erziehungsansichten, heraus und folgte 1776 einem Rufe als Educationsrath und Lehrer am Philanthropin nach Dessau. Als Basedow die Direction dieser Anstalt niederlegte, übernahm er dieses Amt, zog sich aber nach einiger Zeit davon zurück, und legte in der Nähe von Hamburg eine Privaterziehungsanstalt an. Im J. 1783 bewog ihn seine geschwächte Gesundheit, diese Anstalt dem Professor Trapp zu überlassen, worauf er sich nur literarischen Beschäftigungen widmete. Im J. 1787 ward er als Schulrath nach Braunschweig berufen, um bei der einzuleitenden Schulreform thätig zu sein. Zugleich übernahm er daselbst die bis dahin mit dem Waisenhause verbundene Buchhandlung, die unter dem Namen der Schulbuchhandlung bekannt ist, und durch den Verlag seiner eignen Schriften bald einen großen Aufschwung nahm. Später übergab er sie seinem Schwiegersohne Vieweg (gest. am 25. Dec. 1835). Da die Schulverbesserung den davon gehegten Erwartungen nicht entsprach, legte er 1805 seine Stelle nieder, wurde Dechant des Stifts Cyriaci, lebte zurückgezogen nur seiner Familie und seinen schriftstellerischen Arbeiten, erhielt 1809 von der Universität Helmstädt das Diplom eines Doktors der Theologie, und starb am 22. Oct. 1818. Er ruht in seinem Garten, wo ihm vom Herzoge eine Familiengrabstätte bewilligt worden war. C. war ein durchaus edler, von patriotischem Gemeinsinn erfüllter Mann, und wenn er auch in seinem vielseitigen Wirken nicht überall das erreichte, was er erstrebte, so ist doch der Geist, aus dem diese Bestrebungen flossen, stets höchst ehren- und anerkennungswerth. Als Philosoph weiß er recht gut von trocknen, speculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, von weisem Ernste zu den heitern Spielen der Jugend überzugehen. Seine Verdienste um das Erziehungswesen sind mit großem Beifall anerkannt worden. Besserung der Sitten und Bereicherung des Geistes, eine Umwandlung des gesammten Erziehungswesens und die daraus hervorgehende gründlichere Bildung der Jugend waren das Ziel, dem er in seinen pädagogischen Schriften zustrebte. Daß er den Werth der Erkenntniß des classischen Alterthums verkannte, und sich zu eng dem Philanthropismus und der damit zusammenhängenden reinpraktischen Richtung anschloß, daß er z. B. die Poesie als eine brodlose Kunst verwarf, ist zum Theil eine Folge des beschränkten Kreises, in welchem sich seine Philosophie drehte, die selbst wieder nur ein verkümmerter Rest der Wolf'schen Lehre war, wie sie vor Kant in Deutschland herrschte. Auch seine Bemühungen um die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache haben nur zu oft die Gestalt des Sonderbaren angenommen. Er vergaß auch hier, daß der strebende und immer neu sich gestaltende Geist der Zeit etwas Anderes ist, als die in der Studirstube ausgeklügelte Theorie. Doch haben viele seiner lexicalischen Arbeiten ein bleibendes Verdienst, namentlich sein, besonders mit Bernd herausgegebenes „Wörterbuch der deutschen Sprache" (5 Bde., Braunschweig 1807—11, 4.). Seine „sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften" umfassen 37 Bände (4. Aufl., Braunschw. 1829—32). Weit verbreitet ist davon „Robinson der Jüngere" (32. Aufl., Braunschw. 1842), der in alle europäische Sprachen übersetzt wurde; eben so sein „Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend" (9. Aufl., Braunschw. 1832).

Campeche, eine Stadt an der Westküste der zum mexikanischen Staatenbunde gehörigen Halbinsel Yucatan, hat einen guten Hafen, und liegt an der gleichnamigen Bai des mexikanischen Meerbusens, rings von Hügeln umgeben. Es zählt 7000 Einw., die lebhaften Handel mit Wachs und Campecheholz treiben. Als in der jüngsten Zeit Yucatan sich gegen Mexiko erhob, war C. der Hauptsitz der im Novbr. 1842 eröffneten Feindselig-

keiten. Am 18. Novbr. 1842 fiel in der Nähe der Stadt ein lebhaftes Gefecht zwischen den Yucatanern und Mexikanern vor, das aber unentschieden blieb, obgleich die Letztern einen Verlust von 200 Mann erlitten, und die Stadt vergeblich von der See aus blockirten. Die Scene erneuerte sich am 24. Novbr., wo die Mexikaner die Höhen vor C. erstürmten, und sich in deren Besitz trotz hartnäckiger Gegenwehr behaupteten. Erst im Januar 1843 wurden sie wieder davon verdrängt, und am 4. Febr. von den Yucatanern unter Anführung des Generals Llergo aufs Haupt geschlagen. Darauf beschlossen die Yucataner, sofort ihre Unabhängigkeit zu erklären, und die Nationalflagge aufzupflanzen.

Campecheholz, s. Blauholz.

Camper, Peter, ein gelehrter Arzt und Anatom des 18. Jahrh., geb. 1722 zu Leyden, wurde 1750 Professor der Anatomie und Chirurgie zu Franeker, 1755 zu Amsterdam, und 1763 zu Gröningen. Seit 1773 machte er mehrere Reisen, ließ sich dann zu Franeker nieder, erhielt zu Haag 1787 Sitz im Staatsrathe, und starb daselbst 1789. Er war einer der scharfsinnigsten Aerzte und Naturforscher des 18. Jahrhunderts, und erwarb sich um Chirurgie, Anatomie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneiwissenschaft große Verdienste. Merkwürdig ist die Aufstellung seiner Gesichtslinien, worüber er in der Zeichnenschule zu Amsterdam eine Abhandlung vorlas; eben so zeugt seine Untersuchung über die Sprachwerkzeuge der Affen von großem Scharfsinne. Auch war er ein großer Beförderer der schönen Künste, zeichnete selbst sehr fertig mit der Feder, malte in Oel, bossirte und versuchte sich selbst in der Bildhauerei. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunst war seine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künsten, die eine Untersuchung über die natürliche Verschiedenheit der Gesichter bei Personen aus verschiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Sculptur, nebst einer Methode, Köpfe, natürliche Gestalten und Bildnisse einzelner Personen richtig zu skizziren. Interessant ist die von seinem Sohne G. A. Camper herausgegebene „Description anatomique d'un éléphant mâle" (Par. 1802, Fol.). Eine Sammlung seiner größern und kleinern Schriften erschien unter dem Titel „Oeuvres qui ont pour objet l'histoire naturelle, la physiologie et l'anatomie comparée" (3 Bde., Par. 1803, mit einem Atlas in Fol.).

Camphuisen, Dirk Rafelsz, ein berühmter niederländischer Maler und Dichter, geb. 1586 zu Gorkum. Sein älterer Bruder, der nach dem frühen Tode seiner Aeltern seine Erziehung leitete, gab ihn zu einem Maler in die Lehre, wo er schnell große Fortschritte machte, und bald seinen Lehrer übertraf. Später widmete er sich den Wissenschaften, studirte in Leyden Theologie, wobei er sich besonders an Arminius anschloß, und wurde Prediger in dem Dorfe Vleuten. Während der allgemeinen Verfolgung der Arminianer wurde auch er von seinem Amte vertrieben, und irrte, mit Armuth und Noth kämpfend, von Ort zu Ort, bis er zu Dokkum in Friesland eine Zuflucht fand. Hier starb er am 9. Juli 1626. Seine kleinen Landschaften mit Mondscheinbeleuchtung sind noch jetzt sehr gesucht. Als Dichter zeichnete er sich durch Originalität und Tiefe des Gefühls aus. Rob. Roberthin übersetzte mehrere seiner Gedichte, namentlich „Der Maimorgen", ins Deutsche, ohne jedoch das Original zu erreichen. Vgl. Koopmann „Redevoering over C. als mensch en dichter" (Amst. 1804).

Campi, eine Künstlerfamilie aus Cremona, die besonders in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. blühte, und durch Studium und Nachahmung der großen Meister aus dem Anfang des Jahrh. so wie der Natur sich von der Entartung der damaligen italienischen Malerei frei erhielt. — Galeazzo C., geb. 1475 zu Cremona, gest. 1536, zeigte in seinen Gemälden noch Nachklänge der alten wahren Kunst; er ist ein guter Colorist, doch kalt im Ausdruck. — Bedeutender sind seine drei Söhne, Giulio C. (geb. um 1500, gest. 1572), Antonio C. und Vicenzio C. Namentlich zeichnete sich der Erstere aus, der sich nach Giulio Romano, Tizian, und andern Meistern bildete, deren Styl er abwechselnd in seinen Gemälden nachahmte. Seine Zeichnung ist großartig und voll, überall zeigte er das Verständniß des Nackten, und Mannichfaltigkeit und Fülle der Ideen. Auch in der Plastik

und Baukunst erwarb er sich einen geachteten Namen. Antonio war eben so geschickt als Maler, wie als Baumeister; doch ahmte er in der ersten Kunst zu sehr den Correggio nach; er ist zugleich als Geschichtschreiber seiner Vaterstadt bekannt. Er lebte noch 1586. Der Dritte, Vicenzio, kommt seinen Brüdern im Colorit fast gleich, steht ihnen aber in der Zeichnung nach. Am Meisten geschätzt werden seine Bildnisse und Früchte, besonders seine kleinen Cabinetstücke. Er starb 1591. — Derselben Familie gehört ein anderer ausgezeichneter Künstler, Bernardino C., an. Er lernte Anfangs die Goldschmiedekunst, ward aber später ein Schüler des Giulio C., und wußte sich Tizian's Manier so zu eigen zu machen, daß man selten seine Copien von den Originalen unterscheiden konnte. Auch besonders Correggio und Raffael studirte er fleißig, doch ohne ein sclavischer Nachahmer derselben zu werden. Cremona besitzt viele Werke seiner Hand, namentlich die berühmtesten seiner Gemälde, die Kuppel des Chores bei der St. Sigismundskirche, ein Bild von 56 Ellen Umfang und mit 7 Ellen hohen Figuren, ferner eine Geburt Christi in St. Domenico derselben Stadt. Seine berühmtesten Schüler sind: Sofonisba Anguisciola, und G. B. Trotto.

Campistron, Jean Galbert de, ein französischer Dichter, geb. um 1656 zu Toulouse, ward von seinen Aeltern, in Folge eines Duells, in dem er gefährlich verwundet ward, in seinem 17. Jahre nach Paris gebracht, wo sich in ihm die Liebe zur Dichtkunst entwickelte, der er fortan sein ganzes Leben huldigte. Er ward mit Racine bekannt, was ihm bei der Fertigung, besonders seines ersten Trauerspiels, „Virginie“, sehr ersprießlich war. Seine Tragödien fanden zu ihrer Zeit alle großen Beifall, besonders wurde „Tiridate“ gerühmt. In seinem „Andronic“ behandelte er denselben Gegenstand, der Schiller's „Don Carlos“ zum Grunde liegt. Er war lange Zeit Secretär des Herzogs von Vendome und starb am 11. Mai 1723 zu Toulouse. Seine dramatischen Arbeiten sind gesammelt in seinen „Oeuvres“ (3 Bde., Par. 1750). — Sein Bruder, Louis de C., geb. 1660, gest. im Jesuitencollegium zu Toulouse 1737, machte sich seiner Zeit einen Namen als lyrischer Dichter.

Campo Formio, ein Dorf mit Schloß bei Udine, im österr. Gouvernement Venedig, wurde vorzüglich merkwürdig durch den daselbst in der Nacht vom 17. auf den 18. Oct. 1797 zwischen Frankreich und Oesterreich geschlossenen Frieden, den von Seiten der Erstern der General Bonaparte, von Seiten des Letztern Cobenzl, Meerveldt, Degelmann, und Marchese di Gallo unterzeichneten. Die eigentlichen Unterhandlungen waren zu Udine und Passeriano, dem Hauptquartiere Bonaparte's, gepflogen worden. Oesterreich trat nach langem Zaudern, und erst nachdem durch die Revolution vom 18. Fructidor jede Aussicht auf eine royalistische Contrerevolution verschwunden war, die niederländischen Provinzen Mailand und Mantua ab, und erhielt von den venetianischen Staaten Istrien, Dalmatien, und das linke Ufer der Etsch, während Frankreich den andern Theil Venedigs, dessen Besitzungen in Albanien und auf den Ionischen Inseln nahm. In geheimen Artikeln willigte Oesterreich in die Abtretung des linken Rheinufers, bedingte sich aber dabei Salzburg, und den Strich Bayerns am Inn als Entschädigung aus; dem Herzog von Modena und andern italienischen Fürsten wurden Entschädigungen in Deutschland versprochen, auch sollen die geheimen Artikel Bedingungen gegen eine Vergrößerung Preußens enthalten haben. Zur Feststellung der Angelegenheiten des deutschen Reichs wurde ein neuer Congreß anberaumt, und am 9. Dec. 1797 zu Rastatt eröffnet. Das Directorium war mit diesem Vertrage sehr unzufrieden, angeblich, weil Bonaparte das Interesse Frankreichs nicht gehörig wahrgenommen habe; der wahre Grund der Unzufriedenheit lag wohl in der eigenmächtigen Weise, wie Bonaparte dabei verfahren war, welche das Ansehen des Directoriums sehr in Schatten stellte.

Campo santo, s. Pisa.

Campomañes, Pedro Rodriguez, Graf von, Minister und Director der von Philipp V. 1738 gestifteten königl. Akademie der Geschichte und Mathematik, geb. am 1. Juli 1723 zu Santa Eulalia de Sorriba in Asturien, zeigte früh schon ausgezeichnete

Anlagen, die Anfangs von seiner Mutter, später von seinem Oheim mit Sorgfalt ausgebildet wurden. Nach Beendigung seiner akademischen Studien ergriff er die praktische Laufbahn eines Advocaten, setzte aber daneben seine gelehrten Studien mit unermüdlichem Eifer fort, besonders in Bezug auf die Geschichte der Tempelherrn, des spanischen Kriegswesens, Karthago's, und der in Spanien angesiedelten fremden Völker. In Folge seiner schriftstellerischen Erzeugnisse, die als Resultate seiner Studien in dieser Zeit erschienen, ernannte ihn die königl. Akademie der Inschriften in Paris zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Karl III. ernannte ihn nach seiner Thronbesteigung zum Beisitzer im Postdepartement, und forderte ihn zu einer statistischen Beschreibung dieses Zweigs der Verwaltung auf. Diese Arbeit erhielt dadurch eine außerordentliche Wichtigkeit, weil C. während seiner Beschäftigung mit ihr zu der Erkenntniß kam, wie nachtheilig die Anhäufungen der Landgüter in todter Hand, der Beförderung der Landeskultur, des Wohlstandes und der Bevölkerung Spaniens sei. Das Resultat war sein „Tratado de la regalia de amortizacion" (Madrid 1765, Fol.; neue Aufl., mit einem Elogium des C. von Arnao, Gerona 1821, 4), worin er zu beweisen suchte, daß die spanische Regierung das Recht habe, die Veräußerungen zur todten Hand zu beschränken, was am Zweckmäßigsten durch ein Amortisationsgesetz geschehen könne. Diese Schrift rief natürlich die gesammte Geistlichkeit in die Schranken, und die römische Curie erließ sogar ein Abmahnungsbreve gegen die Ausübung der weltlichen Hoheitsrechte in Ansehung der Kirche. An diese für Spaniens Wohlfahrt so bedeutsamen Untersuchungen über Bodenkultur und deren Benutzung reihte C. Untersuchungen über die Beförderungsmittel des Gewerb- und Kunstfleißes an, und lieferte in seinem „Discurso sobre el fomento de la industria popular" (Madrid 1774, deutsch Stuttg. 1778) das erste gute Werk in Spanien über Nationalökonomie, dem er im folgenden Jahre seine Abhandlung über die volksmäßige Erziehung der Handwerker, „Discurso sobre la educacion popular de los artisanos y su fomento" folgen ließ. Diese Arbeiten erhielten den vollen Beifall des Königs und seiner Minister, und hatten namentlich wesentlichen Einfluß auf die Befreiung des amerikanischen Handels, die Ausdehnung desselben auf andere Häfen, als blos auf Cadix, die freie Einfuhr gewisser Rohstoffe, die Errichtung einer Nationalbank, die Stiftung volkswirthschaftlicher Gesellschaften rc. Diese Forschungen machten C. mit den ältesten Gesetzen der spanischen Monarchie, und der Chronologie der gothischen Könige bekannt, über die er mehrere Aufsätze und Sammlungen herausgab. Daneben suchte er auch auf die Verbesserung der Schulbildung und namentlich der Lehrbücher zu wirken, und schrieb selbst eine Abhandlung über die Schreibkunst. Schon 1762 hatte ihn der König zum Fiscal des hohen Raths von Castilien ernannt, 1768 wurde er königlicher Rath, und bei dem Regierungsantritt Karl's IV. im Jahr 1788 Präsident des königl. Rathes und 1791 Staatsrath. In dieser Stellung erwarb er sich die größten Verdienste um sein Vaterland. Er unterwarf die Zigeuner und andere Landstreicher einer strengen Polizei, gewöhnte sie an bürgerliche Lebensart, und bewog sie, sich beim Heere, beim Seewesen, oder bei öffentlichen Arbeiten anstellen zu lassen; er minderte durch weise Anstalten den ungeheuren Preis der Lebensmittel in Madrid, und verbesserte Ackerbau und Viehzucht. Gleiche Sorgfalt widmete er dem Armenwesen, den Hospitaleinrichtungen, der Erleichterung des Steuerwesens (1765 wurde sogar der Getreidehandel frei gegeben), dem Postwesen, den Universitäten, und den Rechtsverwaltungen. Diese großartige Thätigkeit mußte ihm natürlich zahlreiche Feinde zuziehen. Lange hielt er sich in der königlichen Gunst; endlich gelang es aber seinen Gegnern, ihm diese zu entziehen. Er verlor seine Aemter, und lebte fortan in der Zurückgezogenheit, nur den Wissenschaften. Er starb am 3. Febr. 1802.

Camuccini, Vincenzo, einer der vorzüglichsten neuern italienischen Historienmaler, geb. 1773 zu Rom, bildete sich Anfangs in der französischen Schule, später aber zu Rom, wo er besonders die Werke Raffael's, Dominichino's und Andrea's del Sarto studirte, bald bedeutende Aufträge erhielt, und als Maler an der Peterskirche angestellt wurde. Im Jahre 1818 wurde er als Director der Akademie nach Neapel berufen, kehrte

aber bald wieder nach Rom zurück, und erhielt hier die Aufsicht über die Gemäldegallerie des Vaticans. Die ersten Gemälde, mit welchen er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog, waren der Tod Cäsar's und der Tod der Virginia. Schon hier, noch mehr aber in seinen spätern Gemälden, erinnert die Anordnung, besonders die der Hauptgruppen, an die französische theatralische Weise. Unter seinen spätern Werken wurde besonders die Darstellung des ungläubigen Thomas berühmt, die für die Peterskirche in Mosaik gearbeitet wurde. Geschätzt werden auch mehrere Darstellungen aus der römischen Geschichte, ferner der Tod der Maria Magdalena, die für Karl IV. von Spanien gemalte Grablegung Christi, die Bekehrung Saul's, die Sendung der Benedictiner nach England. Mit Landi führte er die Deckengemälde im Palast Torlonia aus. Am Meisten gefällt er aber in seinen Cartons, und in den gemalten kleineren Skizzen. Auch als Portraitmaler ist er ausgezeichnet, so wie er sich auch als glücklicher Restaurator alter Gemälde berühmt gemacht hat, wobei ihn besonders sein Bruder Pietro C., der 1833 starb, unterstützte. Er starb am 2. Septbr. 1844.

Camus, Charles Etienne Louis, geb. 1690 zu Cresy in Brie, war Professor der Mathematik zu Paris, und Mitglied der Akademien zu Paris und London; gest. 1768. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, und wurde 1736 nach Lappland geschickt, um mit mehreren Gelehrten einen Grad in der Nähe des Pols zu messen. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Cours de mathématique" (Paris 1735); „Élemens des arithmétiques" und „Élémens de mécanique."

Camus, Armand Gaston, ein scharfsinniger Rechtsgelehrter und Politiker, Mitglied des Nationalinstituts, geb. am 2. April 1740 zu Paris, studirte die Rechte, und ward wegen seiner großen Kenntnisse des kanonischen Rechts von der französischen Geistlichkeit zu ihrem Advocaten beim Parlament ernannt; auch der Kurfürst von Trier und die Fürsten von Salm-Salm wählten ihn zu ihrem Rathe; doch gab er diese einträglichen Bestallungen später von selbst wieder auf. Seiner freisinnigen Grundsätze wegen wählte ihn die pariser Gemeinde 1789 zum Vertreter des dritten Standes in den Generalstaaten, wo er einer der ersten war, welche den Eid ablegten, sich nicht eher zu trennen, bis die Constitution errungen sei. Auch zeigte sich C. bei jeder Gelegenheit als heftiger Gegner des römischen Hofes, setzte die Einziehung der päpstlichen Annatengelder, sowie die Aufhebung der dem Papste gehörigen Grafschaft Venaissin durch, und sprach sich entschieden für die neue Civilconstitution des Klerus aus. Er war mit ganzer Seele Jansenist, und verband mit politischem Enthusiasmus eine aufrichtige Religiosität. Besonders widmete er sich der Ordnung der Finanzen; und als es ihm gelang, das sogenannte rothe Buch, in welchem die Ausgaben des Hofes und der Prinzen verzeichnet waren, zu erhalten, ließ er es sogleich drucken, wodurch die Minister und der Hof auf das Aergste preisgegeben wurden. Auch setzte er es durch, daß die Generalpächter abgeschafft, die Schulden für den Grafen Artois nicht bezahlt, und die Apanage für die französischen Prinzen auf eine Million herabgesetzt wurde. Heftig trat er gegen Mirabeau auf, als dieser die Interessen der königl. Gewalt zu vertheidigen suchte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich als Archivar der constituirenden Versammlung, indem er die Urkunden über die aufgehobenen Corporationen und Inschriften vor der Zerstreuung bewahrte. In dem Convent ward er vom Departement der Ober-Loire gewählt. Hier stimmte er für den Tod Ludwig's XVI., versetzte 1793 Dumouriez in Anklagestand, und wurde nebst den andern Commissären an ihn nach Flandern abgeschickt, um den verdächtigen General zu überwachen. Dieser aber ließ ihn mit seinen Collegen verhaften, und lieferte sie den Oesterreichern aus. Während seiner zweijährigen Gefangenschaft zu Mastricht, Koblenz, Königgrätz und Ollmütz, beschäftigte er sich mit der Uebersetzung des Epiktet und Cebes. Nachdem er am 25. Decbr. 1795 gegen die Tochter Ludwig's XVI. ausgewechselt worden war, kam er in den Rath der Fünfhundert, und ward dessen Präsident. Nach 2 Jahren trat er aus demselben, und lebte nun als Mitglied des Instituts nur seinen literarischen Arbeiten. Seinen Principien bis ans Ende treu, stimmte er am 10. Juli 1802 gegen das lebenslängliche Consulat Napoleon's. Er starb

den 2. Nov. 1804. C. war von unbeugsamem, hartem Charakter, aber auch von erprobter Rechtschaffenheit. Seine Schriften zeugen von der Vielseitigkeit seiner Bildung; namentlich beschäftigte er sich viel mit der Geschichte der Buchdruckerkunst, über welche mehrere Abhandlungen in den Memoiren des Instituts niedergelegt sind. Zu den vorzüglichsten seiner Schriften gehören: „Lettres sur la profession d'avocat, et bibliothèque des livres de droit" (2 Bde., Par. 1772—77), „Histoire des animaux d'Aristote avec le texte en regard" (2 Bde., Par. 1783), „Code judiciaire, ou recueil des décrets de l'assemblée nationale et constituante sur l'ordre judiciaire" (4 Bde., Par. 1792), „Voyage dans les départements nouvellemeut réunis" (2 Bde., Par. 1803).

Canada nennt man im weitern Sinne die sämmtlichen britischen Besitzungen auf dem Continente Nordamerika's vom atlantischen Ocean im Osten bis zum großen Ocean, und von den Grenzen der nordamerikanischen Freistaaten bis zu den Küsten der Hudsonsbai und des Meeres der nördlichen Durchfahrten im Norden, mit Ausnahme der Gouvernements Neu-Braunschweig und Neu-Schottland. Im engern Sinne versteht man darunter den Theil der englischen Besitzungen Nordamerika's, welcher im Norden der großen nordamerikanischen Seen, westlich vom Albanygebirge und dem Lorenzbusen, zu beiden Seiten des St. Lorenzstroms bis zu den Hudsonsbailändern und Labrador von 41° bis 52° nördl. Br., und von 290°—310° östl. L. sich erstreckt, und einen Flächeninhalt von ungefähr 14,000 QM. enthält. C. ist eine ausgedehnte Ebene; nur zu beiden Seiten des breiten Thales des St. Lorenzstromes erhebt sich der Boden zu einem wellenförmigen Flachlande, das mit zahlreichen Bergen und Thälern abwechselt. Die Hauptgebirge sind die Landeshöhe, eine nördliche Bergkette am St. Lorenzstrom, und das Alleghanygebirge. Der Hauptstrom ist der St. Lorenzstrom, der die großen canadischen Seen, den St. Francissee, den See der beiden Berge, und den St. Peterssee bildet. Unter seinen Nebenflüssen sind die bedeutendsten der Ottawa, St. Mgurice oder Three-Rivers, Batiscan, Champlain-River, St. Anne, Jacques-Cartier, Montmorency, Saguenay, Chateauguy, Yamaska, der St. Francis, Nicolet, Chaudière, und der Etchemin, die wieder zum Theil zahlreiche Nebenflüsse haben. Nur zum Theil gehören dem Lande an der Ristigouche, der sich in die Bai von Chaleurs ergießt, und der St. John, der sich nach Neu-Braunschweig wendet. Zu den größten Seen gehören der Ober-, der Huron-, Erie-, Ontario-, Simcoe-, St. Clair-, und Georgesee, der Nipissing, Temiscaming, und Rice-Lake, welche sämmtlich theils untereinander, theils mit dem St. Lorenzstrom in Verbindung stehen, und durch mehrere Kanäle noch genauer verbunden werden. Die bedeutendsten Kanäle sind: der Rideaukanal, der den Ontariosee bei Kingston mit dem Flusse Ottawa verbindet, der Wellandkanal zwischen dem Ontario- und Eriesee, der Grenville-, und der La-Chinekanal. Das Klima ist gesund, der Winter hart und anhaltend, der Sommer sehr warm. Das Land ist sehr fruchtbar und ergiebig, und liefert Gold, Eisen, Blei, Kupfer, Steinkohlen, Schwefel, Salpeter, Meerschaum, Kalk, Gyps, und etwas Salz; die Waldungen sind reich an Holz, besonders Schiffsbauholz, eines der wichtigsten Ausfuhrproducte. Man findet zahlreiche Arten Eichen, Eschen, Ulmen und Buchen, daneben mancherlei Arten Kiefern, Tannen, Fichten, Lärchen und Cedern; auch gedeihen der rothe und der Zucker-Ahorn, der Eisenbaum, so wie Sassafras, Lorbeer- und Maulbeerbäume. Der Acker- und Gartenbau liefert viel Getreide, Mais, Hirse, Buchweizen, Hülsenfrüchte, Hanf, Tabak, Flachs, Kartoffeln, Melonen, alle Arten Gemüse, fast alle europäischen Obstarten rc. Das Thierreich hat viele wilde und jagdbare Thiere, besonders die ihres kostbaren Pelzwerks wegen sehr verfolgten Fuchs- und Wieselarten; ferner findet man das Elenn-, Renn- und Moosthier, den Bison, Büffel, Edelhirsch, Dammhirsch, Biber rc., viele Sumpf- und Wasservögel, Schlangen (auch die Klapperschlange), Fische (namentlich Lachse und Störe rc.). Die Bewohner bestehen theils aus Eingeborenen, theils aus Eingewanderten. Die Ersteren, deren Zahl sich sehr gemindert hat, haben sämmtlich das Christenthum und mit ihm eine gewisse Cultur angenommen (sie treiben Ackerbau, Viehzucht und einige Handwerke), und gehören zu den Stämmen der Huronen und Irokesen rc. Die Eingewanderten sind

theils Franzosen, theils Engländer und Deutsche. Die Zahl der Eingebornen wird auf 30,000, die der Bewohner europäischen Ursprungs auf 1,270,000 Köpfe angegeben, so daß die Gesammtbevölkerung 1,300,000 Einw., beträgt. Auch die Europäer beschäftigen sich meistentheils mit Jagd, Fischerei, Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie steht noch auf einer sehr niedern Stufe; doch wird viel Handel getrieben mit den Landesproducten, namentlich mit Pelzwerk, Getreide, Mehl, Holz, Blei, Butter und gesalzenen Fischen. Die Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zur katholischen Religion, und steht unter dem Erzbischof von Quebeck, die übrigen gehören theils zur englischen, theils zur presbyterianischen Kirche; auch gibt es Quäker, Lutheraner und Mennoniten; für den Volksunterricht ist noch wenig gesorgt, weshalb die Bildung des größern Theils der Bewohner noch sehr mangelhaft ist. Im Jahre 1784 wurde C. zu einem britischen Generalgouvernement gemacht, und 1791 in die 2 Gouvernements, Ober- und Untercanada, getheilt, von denen jedes durch ein besonderes Parlament regiert wird. In Folge der neuesten Ereignisse sind beide Theile wieder unter einem Gouverneur vereinigt und durch ein Parlament vertreten, zu welchem jede der beiden Provinzen 39 Mitglieder sendet. Untercanada ist der nach der Küste zu liegende Theil, 6800 QM. groß, mit 820,000 europäischen Einw., die größtentheils französischen Ursprungs sind. Er zerfällt in die Distrikte Montreal, Three-Rivers, Gaspe, St. Francis und Quebeck. Obercanada, das besonders durch den Ottawafluß von Untercanada getrennt ist, enthält auf 4700 QM. 450,000 europäische Bewohner, die meistentheils britischen Ursprungs sind. Es ist in die Distrikte Eastern, Ottawa, Bathurst, Johnstown, Midland, Newcastle, Home, Gore, Niagara, London und Western getheilt.

Das Festland Nordamerika's wurde unter Heinrich VIII. von England, 1497 durch 2 italienische Seefahrer, Giovanni und Sebastian Caboto (s. d.), entdeckt, als sie eine westliche Durchfahrt nach China suchten. Sie hatten die Küsten bis zum 67° nördl. B. verfolgt; doch wurden ihre Entdeckungen von den Engländern lange Zeit vernachlässigt. Daher nahm zu Anfang des 16. Jahrh. ein in französischen Diensten stehender Italiener, Giovanni Verazani, der Florida besucht hatte, dann an den Küsten Nordamerika's hingesegelt war, das Land für König Franz I. in Besitz, und nannte es Neu-Frankreich. In den Jahren 1534 und 1535 machte Jacques Cartier aus St. Malo zweimalige Reisen in dieses Land, erforschte das Innere desselben, schloß Verträge mit den Eingeborenen ab, und suchte das Land zu colonisiren. Die Religions- und Bürgerkriege, welche später in Frankreich ausbrachen, verhinderten die Regierung, für die Colonie wesentlich zu sorgen. Sie wurde fast ganz aufgegeben, und später Privatleuten überlassen. So erhielt im Jahre 1600 Chauvin von Heinrich IV. das Privilegium eines ausschließlichen Handels mit C., wohin er, in Verbindung mit Andern, mehrere Reisen machte, und von dort die werthvollsten Pelzwaaren mitbrachte, die er gegen Kleinigkeiten von den Indianern eingetauscht hatte. Nach Chauvin's Tode erhielt Samuel de Champlain, mit Demont und Dechatte das Handelsmonopol, errichtete an verschiedenen Puncten Factoreien, und legte am 3. Jan. 1608 Quebeck an. Zugleich mischten sich aber auch die Jesuiten in die Angelegenheiten der neuen Colonie, deren Aufblühen dadurch sehr verhindert wurde. Zu ihrer Hebung bildete sich 1627 unter Richelieu's Protection eine neue Handelsgesellschaft von 100 Mitgliedern, die aber nicht glücklicher war. Im Gegentheil wurde Quebeck 1629 von den Engländern erobert. Im Frieden von St. Germain kam der Ort zwar an Frankreich wieder zurück, die Colonie wollte aber deshalb nicht mehr gedeihen, im Gegentheil vernichteten die von den Colonisten gegen die Indianer verübten Grausamkeiten, welche von den letztern bei jeder Gelegenheit wieder vergolten wurden, jeden geordneten und sichern Anbau des Landes. Um diesen verderblichen Zustand aufhören zu lassen, hob Colbert 1663 die bisherige Handelsgesellschaft auf, stellte sämmtliche Colonien unter die Oberaufsicht der Krone Frankreichs, und übertrug 1664 die Verwaltung des Landes der französisch-westindischen Compagnie. Diese Veränderungen erregten allgemeine Unzufriedenheit in C., so daß endlich Colbert 1674 den König bewog, sämmtliche, der westindischen Compagnie überlassene Territorien an sich zu ziehen, deren Schulden und den laufenden Werth ihres Capitalstocks

zu übernehmen, und die Leitung der canadischen Colonien einem von der Regierung ernannten Gouverneur zu übergeben. Von jetzt an machte das französische C. rasche Fortschritte, und entwickelte nach und nach eine solche Macht gegen die Grenze von Neu-England, daß es die Eifersucht der britischen Ansiedler erregte, und in einen fortdauernden Grenzkrieg mit diesen verwickelt wurde, bei welchem beide Parteien abwechselnd von den Eingebornen unterstützt wurden. Die Engländer suchten sich wiederholt C.'s zu bemächtigen; sie eroberten 1759 Quebeck, und nöthigten endlich im Frieden zu Versailles 1763 Frankreich zur völligen Abtretung von C. Um die Bevölkerung nach und nach in eine durchaus englische zu verwandeln, wurde am 7. Oct. 1763 in der ganzen Provinz das französische Recht abgeschafft, und sowohl für Criminal- als Civilrechtsverhältnisse das englische Recht eingeführt; und um auch der englischen Sprache bald möglichst Eingang zu verschaffen, erließen die englischen Gerichtshöfe ihre Sentenzen nur in englischer Sprache. Diese Neuerungen erregten großen Unwillen bei den französischen Canadiern, und als in den jetzigen vereinten Staaten die Revolution ausbrach, fand sich die englische Regierung bewogen, durch die sogenannte Quebeck-Acte von 1774 die alte französische Civilverfassung wieder herzustellen. Nur das englische Criminalrecht ließ man fortbestehen; auch sollten alle Ländereien und Güter, welche nicht schon früher im Seigneuralverbande gestanden, nach englischem Rechte von den Ansiedlern besessen werden. Durch diese und andere Zugeständnisse wurde die neu erworbene Provinz ziemlich beruhigt, um so mehr, da in der Bevölkerung noch gar kein Hang zu Widersetzlichkeit und Unruhen, am Wenigsten irgend eine Sympathie für die benachbarten Colonien lag. Eine andere Gestalt erhielten die Verhältnisse in C. nach dem Frieden in Nordamerika durch die auf Betrieb Pitt's erlassene Parlamentsacte von 1791, gewöhnlich die Constitution von 1791 genannt. Durch sie wurde die Provinz in 2 Gouvernements, Ober- und Untercanada, getheilt, deren jedes eine gesonderte und selbständige Regierung und Verfassung erhielt, bestehend aus einem Gouverneur, einem Vollziehungsrathe, einem gesetzgebenden Rathe, und einer Art Repräsentantenkammer, in welcher der vermögendere Theil der Bevölkerung vertreten war.

Diese neue Verfassung war durchaus nicht geeignet, die Stimmung in C. günstig für England zu machen; im Gegentheil war die Trennung in Obercanada und Untercanada gerade eine Lähmung in dem Streben, allmälig eine Verschmelzung der beiden Nationalitäten hervorzubringen. Obercanada war damals, wie auch noch jetzt, weit weniger bevölkert als Untercanada. Da nun die Einwandernden jetzt häufiger Engländer als Franzosen waren, so konnten diese, wenn sie sich nach Obercanada wandten, leichter hoffen, mit ihrer Nationalität der einheimischen das Gleichgewicht und allmälig das Uebergewicht zu halten. So geschah es, und Obercanada ist daher fast ganz englisch geworden, während Untercanada fast ganz französisch geblieben ist. Was also blos eine Trennung in der Verwaltung sein sollte, ist eine für alle Verhältnisse, namentlich den Handel und jede den Flor des Landes fördernde Unternehmung, im höchsten Grade lähmende Nationaltrennung geworden. Doch ungeachtet aller dieser und noch vieler anderer Mißverhältnisse wankte in C. die Treue gegen das Mutterland so wenig, daß nach dem Ablaufe des im J. 1812 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ausgebrochenen Krieges öffentlich der Eifer und die Loyalität der Colonisten von Seiten des Prinz-Regenten anerkannt und belobt wurden. Nach der Herstellung des europäischen Friedens im J. 1815 strömte eine Masse der bisher durch den Krieg beschäftigten Individuen, Offiziere, wie Soldaten, die daheim keinen genügenden Wirkungskreis mehr fanden, hinüber nach C., um hier Geld, Einfluß und Aemter zu erlangen; die Schroffheit, mit der sie sich in Besitz zu setzen suchten, bildete ein neues Element des Mißvergnügens. Dieses wurde durch die milde und umsichtige Politik des Generalgouverneurs Sir J. C. Sherbrooke (1816—1818) zwar einige Zeit hindurch zurückgehalten; aber nach seinem Abgange nahmen die Reibungen nur um so verstärkter wieder ihren Anfang, so daß im J. 1820 in der ganzen Provinz die größte Aufregung herrschte. Man klagte

immer offener von Seiten der Volkspartei über Verschleuderung und Veruntreuung der öffentlichen Gelder, über Parteilichkeit und Bedrückungen, und indem diese Beschwerden von Seiten des Gouverneurs und des Vollziehungsrathes keiner gründlichen Erwägung gewürdigt wurden, man vielmehr die Aufregung als einen Versuch der Empörung gegen die legitime Gewalt behandelte, so wurde sehr bald das, was bisher nur Parteisache innerhalb der Colonie gewesen war, zu einer sich entschieden aussprechenden Abneigung und Opposition gegen die Regierung des Mutterlandes, die bald um so gefährlicher werden sollte, als seit dieser Zeit ein durch populäre Beredsamkeit ausgezeichnetes Individuum, Joseph Louis Papineau (s. d.), Mitglied der Assembly für die Stadt Montreal, als Wortführer an die Spitze trat, der denn auch seitdem unausgesetzt Wortführer der Oppositionspartei in Niedercanada geblieben ist. Niedercanada ist es, womit wir uns hier zunächst zu beschäftigen haben, und das wir meinen, wenn wir nicht Obercanada ausdrücklich namhaft machen. Denn in letzterm sind die Verhältnisse so durchaus verschieden, daß man sie, ungeachtet des Zusammentreffens der dortigen Unruhen mit denen in dem erstern, doch eigens darstellen muß.

Die Schwierigkeiten, welche zwischen dem Gouverneur, den beiden Räthen und dem gesammten Beamtenpersonale auf der einen, und der Assembly auf der andern Seite obzuwalten anfingen, und mit jedem Jahre bedenklicher wurden, betrafen zunächst das von der Letztern angesprochene Recht, Beamte zur Verantwortung zu ziehen und in Anklagestand zu versetzen, ein Recht, worauf sie wegen der nur zu häufigen schreienden Mißbräuche der Beamtengewalt und der mannigfachen Pflichtverletzungen um so heftiger drangen. Nichts konnte gehässiger sein, als die Hartnäckigkeit, mit der man sich auf der andern Seite demselben widersetzte, und ein Zugeständniß nur unter der Bedingung machen wollte, daß das Forum der in Anklagestand versetzten Beamten der legislative Rath sein sollte, einer Bedingung, durch welche bei der Art der Zusammensetzung dieses Körpers jenes Recht selbst wieder vernichtet wurde. So kam dieser Punct nie zu einer Erledigung, und die Verhandlungen führten nur zu einer Vermehrung der gegenseitigen Erbitterung. Bald erhielt diese Beschwerde die bestimmtere Richtung auf die Verantwortlichkeit der executiven Gewalt überhaupt, denn das constitutionelle Leben mußte, sobald es aus der Kindheit heraustrat, einsehen, daß eine Repräsentativverfassung ohne Verantwortlichkeit der executiven Gewalt ein Unding ist. Wir werden diesem immer dringender hervortretenden Verlangen daher noch oft begegnen. Ein zweiter Streitpunct, der nach dem Abgange des erwähnten Gouverneurs Sherbrooke, unter der Verwaltung des Herzogs von Richmond, die Parteien zu entzünden begann, und seitdem unter wachsenden Schwierigkeiten und ohne alle Aussicht auf Erledigung stehen geblieben, war die Finanzverwaltung. Die Einnahmen C.'s zerfallen in drei Theile, die sogenannten ständigen Kroneinkünfte, d. h. die im Jahre 1774 nach der Bestimmung des englischen Parlaments an die Stelle der frühern französischen getretenen Auflagen im Betrage von 35,000 Pfd., die zufälligen Kroneinkünfte, welche der Krone als Oberlehnsherrn zustehen, etwa 5000 Pfd., und die große Revenue, d. h. die von dem Repräsentantenhause zu votirenden Abgaben, auf 140,000 Pfd. geschätzt. Die beiden erstern waren ausschließlich zur Besoldung der Beamten bestimmt, von den letztern der kleinere Theil zu demselben Zwecke, der größere zu den übrigen Bedürfnissen der Provinz. Doch wurden diese durch die Einnahmen nicht gedeckt, und das englische Parlament bewilligte immer noch eine namhafte Summe für C. Dies war ein Grund mehr, daß der Gouverneur und der Vollziehungsrath das Recht der ganz freien Verwendung der Einnahme in Anspruch nahm. Dies rief aber eine um so heftigere Opposition des Repräsentantenhauses hervor, als nicht allein Veruntreuungen und gewissenlose Verschleuderungen der zum Besten der Provinz bestimmten Gelder augenscheinlich waren, sondern auch ein namhafter Theil derselben zu Sinekuren und andern Auswüchsen der, wegen der feindseligen Nationalität doppelt verhaßten Beamtenhierarchie verwandt wurde. Die Vertreter des Volks verlangten daher das Recht der Zustimmung zur Verwendung der öffentlichen Einnahmen, selbst bis in die Details der ein-

zelnen Beamtenbesoldungen. Die Regierung wollte dagegen die beanspruchte Controle nur unter der Bedingung zugestehen, daß von der Einsicht in die Details der Ausgaben abgestanden, und eine ständige Civilliste*), d. h. für eine bestimmte Reihe von Jahren bewilligt würde. Die Streitigkeiten und die Spannung zwischen beiden Parteien wurde gesteigert, und immer exclusiver unter dem Gouverneur Dalhousie, welcher 1820 die Provinz betrat, ein zwar energischer und redlicher Mann, der aber nicht die Gabe hatte, sein Benehmen nach den hiesigen eigenthümlichen Verhältnissen einzurichten, und durch sein krasses Auftreten die Opposition in ihrer Unnachgiebigkeit noch bestärkte. Die Aufhebung der Seigneuralverfassung durch die Canada-Lehnacte (Canada-tenures-act) im J. 1826 war auch mehr ein Mittel, die französische Nationalität zu erbittern, als sie zu brechen. Noch mehr aber wuchs die Spannung, als zu gleicher Zeit der Gouverneur, nach Analogie des Rechtes der Krone im englischen Unterhause, die Befugniß in Anspruch nahm, den von der Assembly erwählten Sprecher derselben anerkennen oder verwerfen zu dürfen, und in Folge dessen im J. 1827 sich weigerte, die Erwählung Papineau's zu dieser Würde zu bestätigen. Die Assembly ging nach dieser Weigerung des Gouverneurs auseinander, am 22. Novbr. 1827, zwei Tage nach ihrem Zusammentreten, und ein Ausschuß von 35 Wahlmännern trat zusammen, um die Aufregung zu einer energischen Demonstration gegen die Regierungsmaßregeln zu benutzen, und zugleich die hauptsächlichsten Uebelstände der Verfassung aufzudecken. Es gingen zwei mit 87,000 Unterschriften versehene Petitionen an das englische Parlament, welche außer der Bitte um Abberufung Dalhousie's auch eine Aufzählung der wichtigsten Beschwerdepuncte enthielten. Diese betrafen, wie man nach dem Vorhergehenden erwarten darf, die Ernennung der Mitglieder des legislativen Raths durch die Krone, und die dadurch nothwendige Verfehlung seines Zweckes, das Unwesen der Beamtenhierarchie, und den Mangel einer Verantwortlichkeit der vollziehenden Gewalt überhaupt, die Mängel der Finanzverwaltung, die Anweisung eines Siebentheils aller Ländereien für den Unterhalt der englischen Geistlichkeit u. A. Die letztere Beschwerde, wovon im Vorhergehenden noch nicht gesprochen ist, betrifft ein besonders gefährliches Uebel, woran der Zustand des Landes krankt. Ungeachtet des der katholischen Confession zugesicherten Schutzes hat nämlich die englische Regierung in C. von jeher die Episkopalkirche auf eine empörende Weise begünstigt, und, ähnlich wie in Schottland und Irland, das Uebergewicht derselben über alle übrigen Secten durch liegende Gründe, ja durch directe Besteuerung der übrigen Confessionen zu sichern gesucht, und dies in einem Lande, wo $^4/_5$ aller Einwohner Katholiken oder englische und schottische Dissenters sind. Vergebens hatte die Reformpartei darauf gedrungen, daß die Clergy reserves, d. h. diejenigen Theile der noch unangebauten Ländereien, welche für den Unterhalt der Staatskirche bei Seite gesetzt waren, zu Erziehungszwecken verwendet würden, vergebens hatte sie sich darüber beschwert, daß nie ein Katholik zum Mitgliede des legislativen Raths ernannt, und daß auch unter den Protestanten die Episkopalen den Presbyterianern, Dissenters und Methodisten bei jeder Gelegenheit, namentlich bei der Besetzung der Aemter, vorgezogen würden. Das englische Unterhaus setzte in Folge dieser Petitionen im J. 1828 eine Commission nieder, und obwohl dieselbe die Beschwerden der Canadier zum größern Theile gegründet fand und eine Abänderung der Institutionen für nothwendig erklärte, so geschah doch vorläufig Nichts, als daß Dalhousie, dessen Stellung immer unhaltbarer geworden war, abberufen wurde. Nichtsdestoweniger trat in der Provinz einige Ruhe ein, da während der Jahre 1828—1833 in den Personen des Sir James Kempt und des Lords Aylmer zwei unparteiische und versöhnliche Gouverneure auf einander folgten. Man näherte sich gegenseitig, die Assembly bewilligte rückständige Gelder, der Gouverneur schaffte mehrere offenbare Mißbräuche ab, aber da jede Partei nur temporisiren wollte, so kam es auch in dieser Zeit nie zu einer gründlichen Erledigung der Uebelstände. Die dringende Forderung einer gänzlichen Reform der vorhan-

*) Unter Civilliste ist bei Colonialangelegenheiten die für die Besoldung der Beamten und andere Verwaltungskosten ausgesetzte Summe zu verstehen.

denen Verfassung stellte sehr bald beide Parteien wiederum scharf einander gegenüber. Die 1832 von Seiten Englands vorgenommene Reorganisation deß gesetzgebenden Rathes, wonach alle Richter bis auf die Oberrichter der Colonie daraus entfernt, dagegen elf französische Canadier darin aufgenommen wurden, war nur ein unwirksames Palliativ. Es ging 1833 wieder eine Petition an das Mutterland um Wählbarkeit auch dieses Raths durch das Volk. Die Antwort war abschlägig, und unter der dadurch gesteigerten Feindseligkeit der Gemüther litten wieder besonders die Finanzangelegenheiten. In den Jahren 1833, 1834 und 1835 kam kein Budget zu Stande, und die Kassen waren so erschöpft, daß selbst die Beamten nicht besoldet werden konnten, und daß zum Unterhalte der Gefangenen in Quebeck der Sheriff Vorschüsse aus seinem eignen Vermögen machen mußte. 1834 sandte die Assembly Herrn Roebuck als Bevollmächtigten an das Mutterland, mit nochmaliger Vorstellung ihrer Beschwerden. Diese Sendung macht abermals in der Geschichte C.'s Epoche. Das Parlament setzte darauf wieder eine Commission nieder, und auf den Vorschlag derselben ging 1835 eine andere Commission, an deren Spitze Lord Gosford stand, nach C. ab. Doch führte auch diese zu keinem bedeutenden Ergebnisse, weil die Assembly von vorn herein in den Umfang der derselben ertheilten Instruction Mißtrauen setzen zu müssen glaubte. Sowohl der legislative Rath, als die Assembly weigerten sich sogar, mit der Commission in Unterhandlung zu treten, und die Berichte derselben nach England enthielten Nichts als Unerfreuliches. Die Assembly faßte im Februar 1836 mit 55 gegen 7 Stimmen den Beschluß, an den König selbst eine Adresse zu richten mit der Erklärung, daß sie sich jetzt nur zu einer Steuerbewilligung von 6 Monaten entschließen könne, und daß sie die Bewilligung einer ständigen Civilliste, und jedes andern Wunsches der Regierung ganz zurückweisen müsse, bevor nicht die Fundamentalabänderungen in der Verfassung getroffen, d. h. der legislative Rath wählbar, und die executive Macht verantwortlich gemacht wäre.

Auch in Obercanada hatte sich der Stoff zur Unzufriedenheit immer mehr gehäuft, obwohl er ganz anderer Art war als in der benachbarten Provinz. Die Unzufriedenheit hat hier vielmehr dieselben Ursachen, die auch in andern englischen Provinzen, Neubraunschweig, Neuschottland u. s. w. obwalten, und auch hier unter ungünstigen Umständen zu einem Ausbruche führen könnten. Die Ursachen liegen tiefer, namentlich ist keine so in die Augen fallende, wie in Untercanada die Nationalverschiedenheit. Der Streit, welcher dort schwebt, existirt lediglich zwischen einer Population britischen Ursprungs. Obercanada ist seit langer Zeit durch eine Partei beherrscht (wir bedienen uns hier mehr oder weniger der eignen Worte Lord Durham's, aus seinem weiter unten näher zu erwähnenden Berichte), die man, weil sie durch Familienconnexionen zusammengehalten wird, in der ganzen Provinz als family compact bezeichnet. Diese von Zeit zu Zeit rekrutirte Corporation ist allmälig in den Besitz aller höhern öffentlichen Aemter gelangt, durch welche es ihr möglich geworden, alle Regierungsgewalt an sich zu reißen; durch das Uebergewicht, welches ihr unter den vorhandenen Verhältnissen im sogenannten legislative council zu Theil geworden, hat sie auch mächtigen Einfluß auf die Gesetzgebung erlangt und fortwährend behauptet; überdies verfügt die Partei über eine Menge kleinerer lediglich vom Gouverneur abhängiger Posten. Die auf einander folgenden Gouverneure der Provinz sind bald nach ihrer Ankunft unter den Einfluß des Familien-Compacts gerathen, oder wenn sie vielleicht Anfangs einen kurzen Kampf gegen denselben begonnen, so haben sie, wegen der Unmöglichkeit durchzudringen, doch den Widerstand sehr bald aufgegeben, und die reale Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der wohlorganisirten Corporation gänzlich überlassen. Der Richterstand, die Civilverwaltung, das Kirchen- und Schulwesen sind dergestalt mit den Anhängern dieser Partei angefüllt worden; durch Verleihung oder Kauf haben sich dieselben überdies in den Besitz fast des ganzen unbebauten Bodens der Provinz gesetzt, sie sind sehr einflußreich bei den privilegirten Banken geworden, und überdies haben sie sich aller Stellen von Bedeutung und Einkommen bemächtigt. Der Hauptbestandtheil dieser Partei besteht aus eingebornen Bewohnern des Landes oder aus Einwanderern, die sich daselbst schon vor

dem letzten Kriege mit dem Vereinigten Staaten niedergelassen. Die ansehnlichsten Mitglieder bekennen sich zur anglikanischen Kirche, und von jeher hat das Streben, die Ansprüche der Letztern aufrecht zu erhalten, eines der auszeichnenden Merkmale dieser Classe ausgemacht. Ein so ausgedehntes Monopol der Macht mußte im Verlaufe der Zeit Neid erwecken, Mißvergnügen erregen und zuletzt einen Kampf hervorrufen. Es bildete sich consequent eine Opposition gegen den family compact in der Assembly. Von hier aus ward bald die herrschende Partei heftig bestürmt, von hier aus liberale Regierungsgrundsätze verbreitet, die Verschwendung der Beamten-Hierarchie hervorgehoben, von hier ging die Untersuchung alter Mißbräuche aus, um Reformen durchzusetzen, und vor allen Dingen größere Sparsamkeit in der Verwaltung einzuführen. Auf solche Weise traten sich gegenüber (ganz ähnlich wie in England selbst, aber ganz verschieden von Niedercanada) Reformer und Conservative. Die Reformer, bald zu der Einsicht gelangt, daß sie niemals bedeutende und dauernde Erfolge gewinnen würden, so lange die Regierungsgewalt ganz und ungetheilt in den Händen der Gegenpartei bliebe, concentrirten seitdem alle ihre Kräfte dahin, die Verantwortlichkeit der höhern Regierungsbeamten durchzusetzen. Der Kampf dieser beiden Parteien hat ebenfalls in Obercanada einen, weit mehr dem Mutterlande, als Niedercanada ähnlichen Charakter, kein so abgeschlossenes und starres Gegenüberstehen, sondern wechselndes Kriegsglück, parlamentäre Taktik, bedeutungsvolle Krise des bald zu Gunsten der Reformer, bald zu Gunsten der Conservativen ausfallenden Wahlactes u. s. w. Wäre die Zusammensetzung des executiven Rathes von der Majorität abhängig gewesen, wie in England die des Ministeriums, so hätte sich daraus allmälig ein Resultat ergeben müssen. So aber wirkte jener Kampf gar nicht bis auf den Kern des Staatslebens ein. Die Schwierigkeit, eine Lösung der Verwickelungen herbeizuführen, wurde auch in Obercanada mit der Zeit bedeutend vermehrt. Jeder mißlungene Versuch der Reformer steigerte auf ihrer Seite die Erbitterung und die Hartnäckigkeit, auf der andern Seite die höhnende Herausforderung. Gefährlich wurde die Lage der Dinge seit 1832, als der Schotte Mackenzie (s. d.), als Leiter und Wortführer an die Spitze der Opposition trat. Wir finden daher schon 1834 auch in Obercanada ein Committee der Beschwerden niedergesetzt, und eine Adresse an den König von England abgesendet, mit ziemlich denselben Klagepuncten, die uns in Untercanada begegnet.

Die Forderungen beider Provinzen wurden von dem britisch. Parlament abschlägig beschieden, ihre Beschwerden nicht berücksichtigt, und den Assemblies blos empfohlen, durch erneuerte Bewilligung der Steuern für Deckung des entstandenen Deficits zu sorgen. Darauf brach in Quebeck ein großer Tumult aus, und die Assembly von Untercanada verweigerte von Neuem alle Steuern, bis die Entscheidung des Parlaments zurückgenommen, und die vorgebrachten Beschwerden der Provinzen vollständig erledigt seien. Der Gouverneur löste sie auf, aber die liberale Partei suchte sich enger aneinander anzuschließen und für einen entschlossenen Widerstand vorzubereiten. Sie bildete unter dem Namen, die „Söhne der Freiheit“ eine Association, mit einem Centralausschuß zur Leitung ihrer Unternehmung in Montreal, und eine Proclamation vom 6. Oct. 1837 sprach von nichts Geringerm als einem Anschluß an die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bald kam es zum förmlichen Kriege zwischen den verschiedenen Parteien, denn auch die Anhänger der Regierung waren in einem sogenannten Club der Loyalisten zusammengetreten, und zu Ende des Jahres 1837 proclamirte die englische Regierung das Kriegsgesetz und suspendirte die Assembly in Untercanada. Auch in Obercanada brach ein blutiger Kampf aus; doch in beiden Provinzen zogen die Insurgenten den Kürzern, kamen um oder mußten in die Vereinigten Staaten flüchten. Vergeblich suchten sie von hier aus C. von Neuem zu insurgiren; doch wäre fast durch die Wegnahme und das Verbrennen eines nordamerikanischen Dampfschiffs von Seiten der Briten, und durch einen Angriff auf die zum Staate New-York gehörige Insel Navy im J. 1838, um die auf derselben befindlichen Insurgenten zu vertreiben, ein Bruch zwischen England und den Vereinigten Staaten herbeigeführt worden. Um die Streitigkeiten völlig zu heben, wurde endlich Lord Durham als Generalgouverneur mit unum-

schränkter Vollmacht nach C. gesendet, doch entsprach er den von ihm gehegten Erwartungen keineswegs, ja, als der Rath der Königin seine canadischen Ordonanzen für gesetzwidrig erklärte, beging er sogar die Taktlosigkeit, von dieser Entscheidung an das canadische Volk zu appelliren, wodurch selbst unter den Loyalisten eine gehässige Stimmung gegen das Mutterland hervorgerufen wurde. Lord Sydenham, sein Nachfolger, war in seinem Bestreben das Land zu beruhigen, glücklicher, besonders da die englische Regierung eine der Hauptforderungen gewährte, ein verantwortliches Ministerium oder Vollziehungsrath. Vor allen Dingen wurde aber 1840 die Trennung zwischen Ober- und Untercanada aufgehoben, und beide Provinzen wieder als ein Ganzes unter einen Generalgouverneur gestellt. Sydenham's Nachfolger, Sir Charles Bagot, fuhr in dessen versöhnendem Geiste zu wirken fort, und nahm, ohne Rücksicht auf politische Meinungen, selbst Männer in den Vollziehungsrath auf, auf deren Kopf ein Preis gesetzt war. So ist wenigstens äußerlich wieder Ruhe in diese beiden Provinzen zurückgekehrt, ja die Regierung hat sogar mehreren früher geächteten Theilnehmern an den Unruhen, wie dem Hauptanstifter derselben Papineau, die Rückkehr ins Vaterland erlaubt. Demungeachtet wollen mehrere öffentliche Stimmen an eine dauernde Ruhe in Untercanada nicht glauben, und halten eine völlige Losreißung dieses Landstrichs von England, und seinen Beitritt zu dem nordamerikanischen Staatenverein, in längerer oder kürzerer Zeit für nicht unwahrscheinlich, und wenn man bedenkt, daß die Anglificationsversuche des französischen Untercanada noch immer fortdauern, daß dieses Letztere jetzt, seit der Wiedervereinigung mit Obercanada, gerade das Doppelte an Steuern zu bezahlen hat als ehedem (statt 150,000, 300,000 Pfd. St.), und daß viele andere Beschwerden noch immer fortdauern, so möchte diese Prophezeihung wohl leicht mit der Zeit in Erfüllung gehen. Vgl. Anderson „Canada" (Lond. 1814), Bouchette „The british dominions in North-America" (2 Bde., Lond. 1831), und Lebrun, „Tableau statistique et politique des deux Canada" (Par. 1832).

Canale, Antonio, auch Canaletto und il Tonino genannt, ein venetianischer Maler, geb. 1697, war Sohn und Schüler eines Theatermalers, Namens Bernardo, und seiner Zeit hochberühmt als Ruinen-, Perspectiv- und Landschaftmaler. Vorzüglich geschätzt werden seine venetianischen Ansichten, die häufig kopirt wurden, und die durch Frische und Treue und Kraft des Wiedergegebenen zu den beachtenswerthesten Werken der Kunst gehören. Die geistvollen Figuren in seinen Bildern sind von Tiepolo gemalt. C. starb zu London 1768, wo er sich durch Zeichnung der schönsten Gegenden großen Ruhm und ein ansehnliches Vermögen erwarb. Mehrere dieser englischen und italienischen Prospecte sind theils von ihm, theils von Andern in Kupfer gestochen worden, z. B. von Visentino (3 Thle., Vened. 1742, br. Fol.) und Fletscher. — Sein Neffe und Schüler, Bernardo Bellotti, genannt Canaletto, geb. 1724 zu Venedig, gest. 1780 zu Warschau, zeichnete sich als Maler und Kupferstecher aus, hatte sich Antonio's Manier ganz zu eigen gemacht, und arbeitete mit Leichtigkeit und Geist. Er war Mitglied der Malerakademie zu Dresden.

Canale, Joseph, ein berühmter italienischer Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Rom 1725, (nach Andern 1721 oder 1728), Schüler Frey's und der Akademie des Cavaliere Benefiale, wurde 1751 Hofkupferstecher und Zeichenmeister der sächsischen Prinzen und Prinzessinnen zu Dresden, bei der Gründung der Akademie 1765 Professor an derselben, zog viele tüchtige Schüler, und hatte thätigen Antheil an dem großen Galeriewerk. Er starb 1802 und hat eine große Menge Kupferstiche hinterlassen.

Canariensamen, das Product einer Pflanzengattung (Phalaris canariensis), die zur natürlichen Familie der Gräser gehört. Sie ist ursprünglich auf den Canarischen Inseln heimisch, wird aber jetzt auch in Italien, Frankreich, der Schweiz und Thüringen, besonders in der Gegend von Erfurt gebaut, und dient zum Futter der Canarienvögel. Außerdem benutzt man den C. auch zur Bereitung einer guten Schlichte zur Baumwollenweberei, und zur Appretur der Seidenzeuge. In Italien macht man Brod und Grütze daraus.

Canarienvogel (Fringilla canaria, L.), stammt von den canarischen Inseln, wo er ursprünglich weißlichgelbes Gefieder hat. Er gehört zur Gattung der Finken, und wird seit dem 15. Jahrh. wegen seines Gesanges in Europa als Stubenvogel gehalten. Mit Hänflingen, Stieglitzen, Zeisigen u. s. w. erzeugt er viele Bastarde. Sie werden gegen 20 Jahr alt, und lassen sich zu vielerlei Kunststücken abrichten.

Canarische Inseln, eine Gruppe von 10 größern und kleinern Inseln, die auf 151 □M. mehr als 232,000 Einw. zählen, liegen im atlantischen Ocean, an der Westküste Afrika's, und waren schon den Alten bekannt. Die Römer nannten sie Purpurinseln, von hier lebenden Purpurschnecken. Insulae canariae heißen sie von den großen Hunden, welche man hier fand. Sie liegen unter 27° 39′ bis 29° 26′ nördlicher Br. und 0° bis 5′ östlicher Länge von Ferro. Dieser kleine Archipel ist vulkanischen Ursprungs, der Boden ist fruchtbar, die Luft gesund, und diese Inseln verdienen wirklich den Namen der glücklichen Inseln wegen ihrer Schönheit und Lieblichkeit. Nächst dem Kanale von Konstantinopel, und dem Meerbusen von Neapel, bilden diese Inseln die schönste Gegend der Erde, und zu allen Zeiten sind sie als Feenreich gepriesen worden. Bewohnt werden die sieben Inseln, Teneriffa (s. d.), die größte, Gran Canaria, mit 33 □M., und 50,000 Einw., die fruchtbarste der Inseln, mit der Hauptstadt Palmas; Palma 15 □M. mit 30,000 Einw.; Gomera, von 8 □M. mit 7000 Einw; Fuertaventura, 35 □M. mit 10,000 E.; Lanzarote, 13 □M. mit 10,000 Einw., und Ferro, die kleinste der Inseln. Das äußere Ansehen der Inseln im Allgemeinen, wie in ihren einzelnen Theilen ist ziemlich gleichförmig. Fast immer findet sich auf dem Gipfel der überall stetig abfallenden größten Erhebung eine kesselförmige Vertiefung, La Caldara genannt, und an den Abhängen ein strahlenförmig ausgehendes System tief eingerissener Spalten, Barancos benannt, von denen gewöhnlich nur eine in den Kessel dringt, und die innere Structur der regelmäßig geschichteten Vulkangesteine zeigt. An den Bergen zeigt sich die Pflanzengeographie in fünf auf einander folgenden Regionen, von den reifenden Palmenfrüchten am Meeresufer bis zur Alpenflora der höchsten Berge. Bis zu 12,000 F. geht die Region der afrikanischen Formen, bei einer mittlern Jahrestemperatur von 18° R., wo der Pisang, die Dattelpalme, der Drachenblutbaum, und das Zuckerrohr gedeiht; darauf folgt, bis zur Höhe von 2600 F., mit einer Temperatur von 14° R., die Region der europäischen Cultur, wo die schönsten Weingärten, Mais- und Kornfelder, Oel- und Kastanienwälder prangen; bis zu 4100 F. geht die dritte Region, welche die der immer grünen Wälder ist, wo unter einer Temperatur von 10° R. der üppigste Pflanzenwuchs sich in den Lorbeerwaldungen entfaltet; von hier bis zu 5000 F., und mit einer Temperatur von 8° R., herrscht bei vorherrschender südlicher Trockenheit, und mehr monatlichem Schneefall, die Region der Kieferwälder (Pinus canariensis) und gemeinen Farrenkräuter, worauf bis zur Höhe von 10,300 F., und unter einer Temperatur von 4°, die alpinische Region folgt. Die letzten Höhen der Pics sind ohne alle Vegetation, ragen aber noch nicht in die ewige Schneeregion hinein. Das Thierreich ist sehr beschränkt, und meist aus andern Ländern hier eingeführt, so das Dromedar aus Afrika, Hunde, Schweine, Schafe, Frettchen und Katzen; eigenthümlich ist die Canarische Ziege. Unter den Vögeln, von denen viele Sing-, Sumpf- und Seevögel die Inseln nur als Winterstation benutzen, ist der Canarienvogel heimisch. Amphibien und Fische sind reichlich vorhanden; Seidenraupen und Bienen werden fleißig gepflegt, die aus Afrika herüberziehenden Heuschrecken gefürchtet. Der Handelsverkehr der Inseln ist ziemlich belebt, doch die Industrie nur auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt. Einen großen Ausfuhrartikel, besonders nach Amerika und England, bildet der sehr geschätzte weiße, süße Wein, Canariensect; neben ihm sind Haupthandelsartikel Weingeist, rohe Seide, Soda und Südfrüchte. Vgl. Leop. von Buch „Physikalische Beschreibung der C.“ (Berl. 1825, 4), und Mac Gregor „Die C. nach ihrem gegenwärtigen Zustande“ (deutsch, Hanov. 1831). Von den ursprünglichen Bewohnern, den Guanchen, findet man nur noch ihre Mumien in den Grabgewölben von Teneriffa, und in einigen europäischen Cabineten. Gegen Ende des 13.

Jahrh. wurden diese Inseln, welche schon den Karthagern bekannt waren, und von denen Juba II., König beider Mauritanien, zuerst eine genaue Beschreibung lieferte, die aber verloren gegangen, doch von Plinius in seiner „Historia naturalis" benutzt worden ist, von den Genuesen entdeckt, durch Ugolino Vivaldi und Tedisio Doria. Clemens VI. schenkte sie 1344 dem spanischen Prinzen Ludwig de la Cerda, der sie jedoch nie sein Eigenthum nennen konnte. 1478 eroberten sie die Spanier, und vertilgten die ursprünglichen Einwohner, die Guanchen, gänzlich. Diese waren ein schöner Menschenstamm, waren civilisirt, lebten unter geordneten Regierungen, hatten eine eigene Religion, und waren in Krieger, Priester und Hirten eingetheilt. Die Spanier verkauften diese unglücklichen Menschen zu Sevilla öffentlich, wie später die Amerikaner. Bereist wurden diese Inseln oft: die vorzüglichsten Reisenden waren Forster, Humboldt und Leopold von Buch.

Canaster, s. Tabak.

Cancrin, Georg, Graf, General der Infanterie und kaiserl. russ. Finanzminister, geb. 1773 zu Hanau, erhielt auf dem dortigen Gymnasium seine erste Bildung, studirte 1790 in Gießen (wo er mit dem Prälaten Schmidt sehr befreundet wurde), und später bis 1794 zu Marburg die Rechtsgelehrsamkeit. Da ihm sein Vorhaben, in Hessen-Darmstadt angestellt zu werden, scheiterte, ging er 1796 nach Rußland, wo sein Vater in Staraja Russa, im Gouvernement Nowgorod, über die Salzwerke die oberste Leitung hatte. 1811 wurde er als Generalintendant der Armee durch den Kaiser Alexander angestellt, und nach dem Tode des Baron von Campenhausen 1823 Finanzminister. Er erhielt noch ausgedehntere Vollmachten als sein Vorgänger, übernahm später auch die Oberleitung des Corps der Bergingenieurs, und wurde 1838 mit Beibehaltung seiner Posten der Person des Kaisers attachirt. Im J. 1844 bat er um seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst, die ihm auch der Kaiser in den gnädigsten Ausdrücken gewährte. C. ist ein talentvoller, reichgebildeter Mann von festem Charakter, und hat während seiner Geschäftsführung zur Hebung und Beförderung der Industrie und des Handels Rußlands viel gethan, namentlich um es mehr und mehr vom Auslande zu emancipiren. Sein Werk „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege, und über ihr Wechselverhältniß zu den Operationen" (3 Bde., Petersb. 1822—23), wie seine neueste Schrift „Oekonomie der menschlichen Gesellschaft" (Stuttg. 1845) ist die Frucht seiner reichen Erfahrung. Als eine Jugendarbeit von ihm nennt man den Roman „Dagobert, eine Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" (Altona 1796).

Candelaber, candelabrum, ein Gestell, um Lichter darauf zu setzen, war ursprünglich von Rohr, später machten die Griechen die zierlichsten Leuchter nach dieser Idee. Akanthusstauden, Stämme mit Epheu oder andern Blättern umwunden, bildeten den C., während Löwentatzen und andere Verzierungen das Fußgestell schmückten. Bei den Griechen hießen sie Lychnuchen, bei den Römern candelabra, candelabri. Alte C. finden sich unter andern im britischen Museum zu London, im Louvre zu Paris, vorzüglich aber im Vatican zu Rom, wo eine eigne Sammlung von C. in Marmor aufbewahrt wird, und in der Glyptothek zu München. In Herculanum fand man mehrere C. aus Bronze, mit Silber oder andern Metallen ausgelegt. Der Pharos von Alexandrien war ein großer C., und war, wie viele andere dieser Gattung, dem Aeskulapsdienste, gleichsam als heilige Fackel geweiht. Die berühmtesten Candelaberfabriken der alten Welt waren nach Plinius zu Aegina und Tarent. Auch die neuere Zeit hat große C. aufzuweisen, von denen der sogenannte thüringische C. der bekannteste ist. Auf einer Anhöhe in Thüringen zwischen den Dörfern Catterfeld und Altenberge, 3 Stunden von Gotha, wo Bonifacius, der Apostel der Deutschen, um 720 die erste Kirche in Thüringen gebaut hatte, wollte Nikolaus Brückner, ein Altenberger, ein Monument errichten. Er machte deswegen in seinem Testamente eine Stiftung, und Herzog August von Gotha unterstützte das Unternehmen. Am 1. Sept 1811 wurde das Denkmal, ein 30 Fuß hoher C. aus Sandstein, feierlichst eingeweiht.

Candidat war bei den Römern Bezeichnung derer, welche sich um ein Amt be-

warben, und welche in weißer Kleidung erscheinen mußten, um sich so bemerkbar zu machen. Die Candidati trugen kein Unterkleid, um ihre, im Kriege empfangenen Wunden auf der Brust für sich sprechen zu lassen, oder um so ihre Demuth zu bezeigen. Diese Bewerbung dauerte gewöhnlich zwei Jahre; im ersten zeigte der C. durch öffentliche Reden seine Befähigung zu einem Amte, im zweiten ließ er beim Consul oder Prätor seinen Namen in die Liste der Bewerber eintragen, worauf er die einzelnen wahlfähigen Bürger anging, um sich ihre Stimmen zu verschaffen. Bei dieser eigentlichen Amtsbewerbung (ambitio) durften aber keine unrechtlichen Mittel, wie Bestechungen, Drohungen rc. angewendet werden, was durch eine Reihe von Gesetzen streng untersagt war. Der durch Stimmenmehrheit Gewählte hieß designatus, und dankte gewöhnlich sogleich nach der Wahl den Bürgern für das ihm geschenkte Vertrauen; das Amt selbst aber trat er erst mit dem nächstfolgenden Jahre an. Nur durch besondere Vergünstigung von Seiten des Senats oder des Volkes durfte Jemand auch in seiner Abwesenheit anhalten. Jetzt bezeichnet C. jeden Bewerber um ein Amt, besonders aber einen Theologen, der nach zurückgelegten Studien und Prüfungen das Recht hat zu predigen, und sich um eine Pfarrstelle zu bewerben.

Candide, Name eines berühmten Romans von Voltaire, worin er das System des Optimismus persiflirt.

Candirte Sachen werden die Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. s. w., genannt, die mit, bis zur Tafelconsistenz gekochtem, raffinirtem Zucker überzogen, und einige auch durchdrungen sind. Sie sind ein Gegenstand des Handels, und jedes Land liefert solche zur Ausfuhr, z. B. Deutschland Calmus, und verschiedene deutsche Gewürze; Frankreich, namentlich Montpellier, Tours und Nancy candirte Früchte; Italien, hauptsächlich Genua die candirten Schalen einer eigenen Citronenart (Citronaten) u. s. w. — Candis oder Candiszucker wird erhalten durch langsames und ruhiges Abkühlen einer, bis zur Probe eingedickten Zuckerlösung, durch welche sich durchkreuzende Zwirnsfäden gezogen sind, und die man 10—14 Tage sich selbst überläßt. Nach dieser Zeit haben sich sowohl an den Fäden als an den Seiten und am Boden des Gefäßes regelmäßige Krystalle gebildet.

Canga-Arguelles, Don José, ehemaliger spanischer Finanzminister, geb. in Asturien, zeichnete sich schon früh als Staatsbeamter durch Talente und großen Eifer für constitutionelle Grundsätze aus. Früher war er Abgeordneter von Valencia bei den Cortes von 1812. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr nach Spanien wurde C. nach Peñiscola, einer Landzunge in der Provinz Valencia verbannt, und erst im Juli 1816 zurückberufen, und in Valencia angestellt. Nach der Revolution von 1820 erhielt er die Leitung des Finanzdepartements. In dieser Stellung legte er den Cortes eine Uebersicht aller Staats- und Kirchengüter in Spanien vor, und außerdem hatte er schon früher eine treffliche Schrift über den Zustand des spanischen Finanzwesens („Memoria sobre el credito publico“, Madrid 1820) herausgegeben. Er bewies, daß die jährliche Einnahme nicht zureiche, indem das Deficit in jedem Jahre um 340,050,231 Realen steige. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug er vor: eine Anleihe von 200 Mill. zu machen, den 7. Theil der Klöster und Kirchengüter, und die kleinern Besitzungen an der Nordküste von Afrika, zu verkaufen, und einige indirecte Steuern zu erheben. Diese Vorschläge wurden jedoch nur theilweise realisirt, und die Nationalschuld blieb immer noch sehr bedeutend. Im März 1821 trat C. aus dem Ministerium, wurde 1822 zum Mitgliede der Cortes gewählt, sprach hier für die Constitution und drang von Neuem darauf, die Finanzen durch Reformen zu verbessern. Nach Vernichtung der Constitution floh er nach England, wo er das umfangreiche Werk „Diccionario de hacienda para el uso de la suprema direccion de ella“ (5 Bde., Lond. 1827—28) und die „Elementas de ciencia de hacienda“ (Lond. 1825) schrieb. Im J. 1829 erhielt er die Erlaubniß nach Spanien zurückzukehren. Später trat er wieder in die Cortes, und zeigte sich hier seinen frühern gemäßigten Grundsätzen getreu, doch hat er keine besonders hervortretende Rolle mehr gespielt.

Canino, kleine Stadt im Kirchenstaate; gehört Lucian Bonaparte, der davon den Titel Fürst von C. führt.

Canisius, Petrus, geb. 1524 zu Nimwegen, war der erste deutsche Jesuit, wurde 1549 Professor zu Ingolstadt und Rector der dortigen Universität, 1551 Rector des Jesuitencollegium's zu Wien, und starb 1597 zu Freiburg in der Schweiz. In Köln trat er zuerst den Reformationsversuchen des Kurfürsten Hermann von Köln entgegen, gab der Universität zu Wien eine andere Verfassung nach jesuitischen und päpstlichen Grundsätzen, und hatte großen Einfluß auf das Schul- und Kirchenwesen in Oesterreich. Sein großer Einfluß auf Kaiser Ferdinand I., die Verbreitung der Jesuiten, welche er so sehr beförderte, da er der erste Provinzial derselben in Deutschland war, und seine Schriften haben sehr dazu beigetragen, die Verbreitung des Protestantismus zu hemmen. In Prag, Dillingen, Freiburg und Augsburg, stiftete er jesuitische Collegia. Seine wichtigsten Schriften sind: der große und kleine Katechismus, in denen er die ganze christliche Lehre, dem Lehrbegriffe seiner Kirche getreu, unter die beiden Rubriken der Weisheit und Gerechtigkeit geordnet, mit großer Klarheit vortrug. Sie erschienen unter dem Titel „Summa doctrinae christianae sive catechismus major" (Wien 1554; beste Ausg. Antw. 1587; neueste Ausg. Landsh. 1842), weitläufig commentirt von dem Jesuiten Petrus Busäus (Köln 1586, Fol; neueste Ausgabe 4 Bde., Augsburg 1833) und seine „Institutiones christianae pietatis sive parvus catechismus catholicorum" (1566), die viele hundert Mal neu aufgelegt und in fast alle Sprachen übersetzt werden, (deutsch von Colmar, Mainz 1840), so wie sein „Manuale catholicorum in usum pie precandi collectum" (Antw. 1530; neueste Aufl. Augsb. 1841; deutsch, 8. Aufl. Landsh. 1829). — Heinrich C., Neffe des Vorigen, geb. zu Nimwegen 1572, starb 1610 als Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Summa juris canonici" (Ingolst. 1599, 4), und „Antiquae lectiones seu antiqua monumenta ad historiam mediae aetatis illustrandam" (7 Bde., Ingolstadt 1601—1608, 4); eine neue Ausgabe besorgte Basnage unter dem Titel: „*Thesaurus* monumentorum ecclesiasticorum" (7 Bde., Antw. 1721, Fol.).

Canitz, Friedrich Rudolph, Freiherr von, ein deuscher Dichter, entsprossen aus einer alt adeligen Familie, welche schon im 12. Jahrh. in Urkunden genannt wird, und mehrere ausgezeichnete Männer geliefert hat, wurde zu Berlin am 27. Nov. 1654 geboren, erhielt im älterlichen und großälterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, studirte zu Leyden und Leipzig die Rechte, und machte dann eine Reise durch Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr wurde er 1676 Kammerjunker am preußischen Hofe, dann Legationsrath, in welcher Stellung er besonders bei den Kurfürstlichen Höfen am Rhein gebraucht wurde, worauf ihn König Friedrich I. 1697 zum geheimen Staatsrath ernannte, und der Kaiser ihn in den Reichsfreiherrnstand erhob 1698. An den zu Aachen eröffneten Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge nahm er als bevollmächtigter Minister Antheil, mußte aber wegen zunehmender Kränklichkeit 1699 seine Abberufung nachsuchen, und starb noch in demselben Jahre am 16. Aug. zu Berlin. Als Staatsmann erwarb er sich durch seine diplomatische Gewandtheit das Vertrauen seiner Fürsten; als Dichter zeichnete er sich besonders dadurch aus, daß er sich von der Schwulst und Unnatur der damaligen schles. Dichterschulen frei erhielt, einen gebildeten Geschmack verräth, und überhaupt eine würdige Haltung und eine züchtigere Reinheit zeigt. Streng genommen kann man ihn eigentlich keinen Dichter nennen, denn seine Verse sind nur nüchternes Verstandeswerk. Doch wurde die Satire wieder in Deutschland durch ihn besonders belebt. Seine Gedichte erschienen erst nach seinem Tode unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte", herausgeg. von J. Lange (Berl. 1700; vollständiger von J. A. König, Lpz. 1727; 14. Aufl. 1765).

Canitz und Dallwitz, Karl, Freiherr von, preuß. Generalmajor und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. 1787 zu Cassel, studirte eine Zeit lang in Marburg die Rechte, und trat dann in hessische Kriegsdienste. Als aber die hess. Truppen aufgelöst waren, so nahm er preußische Dienste, zeichnete sich 1807 in Schlesien, dann in Preußen aus, mußte 1812 mit gegen Rußland ziehen, schloß sich aber an ein russi-

sches Corps an, und kam unter General von Tettenborn nach Berlin und Hamburg. 1813 kehrte er zur preuß. Armee nach Schlesien zurück, wurde dann im York'schen Armeekorps als Generalstabsoffizier angestellt, und zeichnete sich in den Feldzügen von 1813—1815 rühmlichst aus. Nach dem 2. Pariser Frieden ward er Major im Generalstabe zu Breslau, dann von hier nach Berlin versetzt, und Adjutant des Prinzen Wilhelm. Während des russ.-türk. Krieges kam er als preußischer Gesandter nach Konstantinopel, kehrte von hier 1829 nach Berlin zurück, wurde Commandeur eines Husarenregiments in Danzig, und wohnte als preuß. Abgeordneter im russischen Hauptquartiere des Feldmarschalls Diebitsch dem Feldzuge gegen Polen bei. Später ordnete er die Verhältnisse der nach Preußen übergetretenen Polen. Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August von Hanover wurde er Gesandter bei den Höfen von Hanover und Braunschweig; doch sind die Beziehungen, die er zu den Verfassungsveränderungen in Hanover gehabt hat, nicht bekannt geworden. Später ward er zum preußischen Gesandten in Wien, und 1845, nach dem Rücktritt des Freiherrn von Bülow, erst interimistisch, dann definitiv zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. C. ist seiner politischen Gesinnung nach ein Aristokrat der ehrenwerthern Classe, der seinen Stolz und seine Bestimmung nicht in dem Kriechen, sondern im festen Stehen um den Thron sucht. Als Schriftsteller trat er auf in seinem trefflichen Werke „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei" (2 Bde., Berl. 1823—24), auch wird er mit vieler Wahrscheinlichkeit als der Verfasser des anonym erschienenen Buchs „Betrachtungen eines Laien über das Leben Jesu von Strauß" (Gött. 1837) genannt.

Canlassi, Guido, mit dem Beinamen Cagnacci, wegen seiner häßlichen Physiognomie, geb. 1601 zu St. Arcangelo bei Rimini, oder zu Casteldurante, war ein Schüler Guido Reni's, und ein ausgezeichneter italienischer Maler. Früher malte er in der Manier seines großen Lehrers, später aber verließ er diese zu seinem Nachtheile. Er starb 1681 zu Wien.

Cannabich, Gottfried Christian, geboren zu Sondershausen am 27. April 1745, wurde theils von seinem Vater, dem Rector zu Breitenbach im Sonderhausischen, theils auf dem Gymnasium zu Sondershausen gebildet, und studirte zu Jena Theologie. Im Jahre 1767 wurde er in Sondershausen als Prediger angestellt, und 1794 zum Pastor, Superintendenten, Kirchen- und Consistorialrath daselbst ernannt. Im Jahre 1809 nöthigte ihn eine schwere Krankheit, dem Beruf als Prediger zu entsagen, er wurde dann 1813 seiner Amtsgeschäfte förmlich entbunden, und starb am 23. Sept. 1830. In seinen Mußestunden vertiefte er sich in das Studium der Philosophie, bildete sich nach und nach ein eigenes philosophisches und theologisches System, und gerieth, als er dieses durch Lehre und Schrift zu verbreiten suchte, in vielfache literarische Fehden. Besonderes Aufsehen machte unter seinen zahlreichen Schriften die „Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche" (Zerbst und Leipzig 1799; 2. Aufl. 1800). Außerdem sind noch zu erwähnen „Vollständiger Unterricht in der christlichen Religion" (Erfurt 1796; 2. Aufl. 1803), „Anleitung zu gehörigen und dem Geiste des Zeitalters gemäßen Einrichtungen der christlichen Religionsverträge" (Leipz. 1806), „Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien" (5 Bde., Sondersh. 1795—1804), und „Predigten über den Werth und Gebrauch der Reformation zur Beförderung einer edlen Denk- und Gewissensfreiheit" (Leipz. 1795).

Cannabich, Johann Gottfried Friedrich, des Vorigen Sohn, einer der verdienstvollsten Geographen der neuesten Zeit, geb. 1786 zu Sondershausen, wurde theils durch seinen Vater, theils durch Hauslehrer und in der Schule seines Geburtsortes gebildet, und nach vollendeten Studien als Rector an der Stadtschule zu Greußen im Schwarzburgischen, später als Prediger zu Niederbösa im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen angestellt, und ist gegenwärtig Pfarrer zu Greußen. Er hat sich durch viele Schriften ausgezeichnete Verdienste um die Geographie erworben, u. a. durch sein „Lehrbuch der Geographie" (14. Aufl. Weim. 1836), „Kleine Schulgeographie" (14. Aufl. Weim. 1841), „Neueste Kunde vom Königreiche der Niederlande" (Weimar 1831), „Neueste Kunde von Jonien und Krakau" (ebendas.

1821), „Neueste Kunde von Baden, Nassau, Hohenzollern, Lippe, Waldeck" (1827), „Stat. geograph. Beschreibung des Königreichs Preußen" (6 Bde., Dresden 1827—28; neue Ausg. 1835), „Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg" (2 Bde., Dresd. 1828), „Neuestes Gemälde von Frankreich" (2 Bde., 1831—32), und „Neuestes Gemälde des europäischen Rußlands und des Königreichs Polen" (2 Bde., 1833), welche beide Werke in der neuen Bearbeitung von Schulz's „Allgemeiner Erdkunde" den 19. und 26. Bd. ausmachen; ferner das „Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie" (3 Bde., Eisleben 1833—38; 2. Aufl. 1838—40); „Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Geographie" (2. Aufl., Eisl. 1836). Mit Gaspari, Hassel, Gutsmuths und Ukert gab er das „Vollständige Handbuch der Erdbeschreibung (23 Bde., Weim. 1819—27) heraus, wo die Bearbeitungen von Frankreich, den Niederlanden und Westindien von ihm sind. Mit Meinert besorgte er die 9. verbesserte Aufl. von Galetti's „Allgemeiner Weltkunde" (Pesth 1840, 4).

Cannabich, Christian, berühmter deutscher Violinvirtuos und beliebter Operncomponist, geb. in Mannheim 1742, studirte unter Jomelli in Italien die Composition, wurde 1756 in seiner Vaterstadt erster Violinist, und 1765 Concertmeister und Director der italienischen Oper in München. Er schrieb mehrere Opern, z. B. „Azakia", „La Croisée", „Electra" (auch in Paris 1788 aufgeführt), so wie Instrumentalcompositionen und Ballete, die zu ihrer Zeit großen Beifall fanden. Vor den Kriegsstürmen entfloh er 1796 nach Wien, wo er im folgenden Jahre starb. — Sein Sohn Karl C., geb. zu München 1769, zeichnete sich ebenfalls als Violinspieler aus, und wurde später seines Vaters Nachfolger. Er starb 1806.

Cannä, unweit des heutigen Canne, in der neapolitanischen Provinz Terre di Bari, lag an der Mündung des Aufidus (Ofanto) ins adriatische Meer. Hier schlug 216 v. Chr. im 2. punischen Kriege Hannibal die Römer unter C. Terentius Varro. Die Römer waren gegen 90,000 Mann stark, denen Hannibal nur 40,000 Mann Fußvolk, und 10,000 Reiter entgegen zu stellen hatte. Varro, der mit seinem Mitconsul Aemilius Paulus den Oberbefehl wechselte, war stolz auf einige Siege in Reitergefechten, welche ihm Hannibal schlau überlassen hatte, um ihn zu einer Hauptschlacht bewegen zu können, während Aemilius Paulus nur die Defensive ergreifen wollte, um den Hannibal durch Hin- und Herzüge zu schwächen. Da nun aber durch Varro's kleine Siege der Senat seine Meinung geändert, und dem Varro eine Hauptschlacht zu wagen befohlen hatte, so breitete dieser sein Heer in der Ebene aus, lehnte seinen rechten Flügel an den Fluß Aufidus, und Hannibal ließ auch nicht lange auf sich warten, überschritt den Aufidus, und stellte sein kleines Herr dem römischen gegenüber in Schlachtordnung, wonach beide Schlachtordnungen folgendermaßen standen: In beiden Schlachtordnungen nahm das Fußvolk die Mitte ein, die Reiterei stand auf den Flügeln, und der linke Flügel der Karthäger lehnte sich an den Aufidus, wogegen der rechte der Römer diesen Fluß besetzt hatte. Die römische Reiterei wurde zu Anfange der Schlacht von den numidischen Reitern zurückgeworfen, worauf diese Letztern dem römischen Fußvolke in den Rücken kamen, welches nun, von 2 Seiten bedrängt, auseinander gesprengt und völlig geschlagen wurde. 20,000 Römer nahmen die Karthager gefangen, 45,000 wurden getödtet, und Hannibal würde Rom haben nehmen können, wenn sein Heer nicht zu sehr geschwächt gewesen wäre, Karthago Geld geschickt, und er sich nicht zu lange in Capua aufgehalten hätte. Der Consul Aemilius Paulus, und beide Proconsuln Atilius und Servilius, mehrere Consularen und 80 Männer von senatorischem Range, die im Heere dienten, blieben. Das Schlachtfeld heißt noch heute das Blutfeld, wo man jetzt noch Waffen u. dgl. ausgräbt. Hannibal zerstörte Cannä, und schickte einige Scheffel Goldringe, welche man den gefallenen römischen Rittern abgenommen hatte, als Zeichen des Sieges nach Karthago (S. Hannibal).

Canneliren heißt in der Sprache der Baukunst auskehlen, aushöhlen; Cannelirt, gereift, z. B. gereifte Säulen; Cannelirung, rinnenförmige Aushöhlung, Vertiefung.

Cannes, eine schön gelegene, gut gebaute Stadt am nordöstlichen Ende des Golfs von Napoule am Mittelmeere im französischen Departement Var, hat ein Schloß, einen guten Hafen und 3000 Einw., welche Wein, Oliven, Feigen und Südfrüchte bauen, beträchtliche Sardellen- und Anchovisfischerei betreiben, und mit diesen Gegenständen handeln. In der Bucht von St. Juan, zwischen C. und Antibes, landete Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba 1815. C. gegenüber liegen die Lerinischen Inseln St. Maguerite und St. Honorat. Auf der erstern saß der Mann mit der eisernen Maske gefangen.

Canning, George, einer der größten Staatsmänner der neuern Zeit, stammte aus einer irländischen Familie ab, und wurde am 11. April 1770 zu London geboren. Sein Vater hatte sich frühzeitig in England niedergelassen, und mit einem schönen, aber armen Mädchen verheirathet, welcher Umstand ihn mit seiner Familie entzweiete. In seinen Vermögensumständen äußerst beschränkt, ergriff er, da er als Advocat kein Glück machte, die Dichtkunst, in welcher er ebenfalls sich nicht besonders auszeichnete, und legte endlich eine Weinschenke an. Sorgen und Noth nagten an seiner Gesundheit, und rafften ihn ein Jahr nach der Geburt seines Sohnes hin. Seine unglückliche Wittwe trieb die Noth endlich auf die Bühne. Sie heirathete einen Schauspieler, der jedoch ebenfalls starb, und wurde dann die Gattin eines gewissen Hunn, eines Tuchhändlers in Exeter, nach dessen Tode sie sich abermals genöthigt sah, die Bühne zu betreten, bis endlich ihr Sohn ihr eine glücklichere Existenz zu gründen im Stande war. Dieser kam nach seines Vaters Tode zu seinem Oheim, der sich treulich seiner annahm, und für Erziehung und Unterricht sorgte. Auch zeigte C. sich bald dieser Fürsorge würdig. Schon auf der Schule zu Eton trat er, kaum 15 Jahre alt, als Schriftsteller auf, und mehrere Beiträge, die er in ein von mehrern ältern Schülern redigirtes Journal „The microcosm" lieferte, erwarben ihm viele Gönner und Freunde. Später setzte er seine Studien in Oxford fort, und gewann hier die Freundschaft des Lord Liverpool, die für seine spätere politische Laufbahn sich sehr folgenreich erwies. Auch Pitt ward hier schon auf den strebenden jungen Mann bei einem gelegentlichen Besuche aufmerksam. Von Oxford begab sich C. nach London, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, vertauschte aber diese Laufbahn auf Burke's Rath mit der politischen, und trat 1793 auf Pitt's Betrieb als Vertreter des verfallenen Fleckens Newport (auf der Insel Wight) ins Parlament. Hier zeichnete er sich schon im Jahre 1794 durch eine zu Gunsten eines mit dem Könige von Sardinien geschlossenen Vertrages gehaltene Rede aus. Vorzüglich feindselig sprach er beständig gegen Frankreich und die Revolution, so daß selbst der ihm schon früher, seit der Abfassung einiger witzigen Verse im Sinne des Ministerium's, gewogene Pitt seinen Eifer bisweilen zügeln mußte. Auch als Schriftsteller diente er seiner Partei, wie er denn im Jahre 1797 in Verbindung mit Lord Liverpool, George Elias (später Lord Seaford) und Frere den Plan zu der Zeitschrift „The Anti-Jacobin, or weekly examiner" entwarf, die bis zum J. 1798 fortgesetzt wurde, und feindlich gegen alle dem Republicanismus huldigende Journale auftrat. Im Jahre 1796 wurde er wiederum von dem Burgflecken von Wendover gewählt, und alsbald auch als Unterstaatssecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten (im 26. Jahre seines Alters) angestellt. Seine Talente wie seine Persönlichkeit gewannen ihm fortwährend die Herzen seiner Collegen und Vorgesetzten. Er vermählte sich mit der reichen Miß Scott, Tochter des Generals dieses Namens, und Schwester der Herzogin von Portland. Als Pitt bekanntlich 1802 nach Unterzeichnung des Friedens von Amiens vom Ministerium sich zurückzog, so ward auch C. mit in seines Patrons Rücktritt verwickelt, kehrte aber schon 1803, vom irländischen Burgflecken Tralee gewählt, ins Parlament zurück, und wurde, als Pitt das Staatsruder wiederum ergriffen, Schatzmeister der Marine. Nach Pitt's Tode (1806) verlor C. seinen Einfluß, und warf sich gegen Fox in die Arme der neuen Opposition. Unter Percival erhielt er 1807 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem er das Bombardement von Kopenhagen und die Wegführung der dänischen Flotte vollziehen ließ. Unter ihm wurde auch am 14. Jan. 1809 zu London

der Allianzvertrag zwischen England und Spanien mit der obersten Junta abgeschlossen, welche im Namen Ferdinand's VII. Spanien regierte. Die von ihm (Aug. 1809) veranstaltete Expedition nach Walcheren wurde von seinem Collegen Castlereagh gemißbilligt, mit welchem sich C. in Hyde-Park-Corner deshalb auf Pistolen schlug. Dann trat er aus dem Ministerium, ging im Parlament aber keineswegs entschieden zur Opposition über. Im Jahre 1812 wählte ihn die Stadt Liverpool zum Parlamentsmitgliede, und er sprach nun eifrig für die Emancipation der Katholiken; dagegen wurde er später ein Redner für die Abhängigkeit Norwegen's und dessen Einverleibung mit Schweden. Seine Ernennung zum Gesandtschaftsposten in der eines Hofes ermangelnden Stadt Lissabon (1813) gab ihn öfters dem Spotte der Londner Blätter und Caricaturen Preis; dagegen genoß er im Jahre 1816 die zweideutige Ehre in Frankreich, vorzüglich zu Bordeaux, mit der größten Auszeichnung empfangen zu werden. Nur nach einem heftigen Kampfe mit den zu seinen Gunsten endlich verzichtenden Candidaten der Volkspartei, den HH. Shepherd und Leylau, gelang es ihm, sogar mit Gefahr seines Lebens, abermals von Liverpool in's Parlament gewählt zu werden. Zugleich trat er wiederum in die Amtscarriere ein, und wurde 1817 Präsident des indischen Ministerialdepartements (Board of Control). Da er aber bei dem Proceß gegen die Königin weder für noch gegen diese Fürstin, mit der er früher befreundet gewesen war, auftreten wollte, verließ er England, bereiste Frankreich und Italien, war später noch einige Zeit außerordentlicher Gesandter in der Schweiz, und kehrte erst nach Beilegung des Processes, im Nov. 1820, nach London und in seine frühere Stellung zurück. Im März 1822 vertheidigte er die Einrichtung der ostindischen Board of Control mit aller ihm zum Gebote stehenden Kraft des Witzes gegen die Angriffe des alten humoristischen Lord Creevey, der eine Untersuchung der Geschäftsführung dieser Behörde beantragte, welche nach Pitts, ihres Stifters, Angabe weder dem Lande noch der ostindischen Compagnie Etwas kosten sollte, und die jetzt 26,000 Pfd. St. jährlich verschlinge. Creevey's Antrag wurde verworfen und C. noch in demselben Monat von den Directoren der Compagnie an die Stelle des aus Ostindien zurückkehrenden Marquis von Hastings zum Generalgouverneur ernannt. Schon lag das Schiff, das C. aus Europa entführen sollte, bereit, als Lord Castlereagh sich selbst entleibte, und C. an seine Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Erst von jetzt an trat er selbständig mit seinen durch eine lange Erfahrung gewonnenen politischen Ansichten nach und nach hervor, bis er sie in der kurzen Zeit, wo er als Premierminister an der Spitze der britischen Regierung stand, unverschleiert den Augen Europa's offen darlegte. Wie sehr man ihn auch früher der leidenschaftlichen Theilnahme am Pitt'schen Systeme zeihen mochte, die feste Regel seiner eigenen Staatsverwaltung wurde gleichförmiger Schutz des Rechts und der religiösen wie bürgerlichen Freiheit für die ganze Welt. Nach diesem Grundsatze machte er die britische Politik unabhängig von der bisherigen Cabinetspolitik. Er führte zuerst den Grundsatz der Unabhängigkeit aller Staaten handelnd durch, wenn schon England unter Castlereagh's Namen am 19. Januar 1822 das Nichtinterventionssystem ausgesprochen hatte. Zwar unternahm England nicht die Vertheidigung der unhaltbaren spanischen Verfassung, welche nach dem Willen des Congresses zu Verona im Jahre 1823 durch französische Waffen vernichtet werden sollte; allein es duldete auch nicht, daß eine andere Macht zur Unterwerfung seiner abtrünnigen amerikanischen Colonien Spanien bewaffneten Beistand leistete, vielmehr gab es das erste Beispiel der Anerkennung dieser Colonie. Gleichergestalt wurde unter Canning, der schon auf der Schule zu Eton Gedichte über die Sclaverei der Griechen verfaßt hatte, von England, als Ibrahim Pascha in Morea wüthete, der Vertrag mit Rußland am 4. April 1826 geschlossen, welcher den Vertrag vom 6. Juli 1827 zwischen England, Rußland und Frankreich, so wie nach Canning's Tode die Schlacht bei Navarin zur Folge hatte, wodurch Griechenland seine Freiheit begründet erhielt. Auch die Verhältnisse Brasilien's und Portugal's ordnete Canning, wobei er den Brasiliern die Abschaffung des Negerhandels zur Bedingung machte, für welchen großen Zweck er überhaupt auf die menschenfreundlichste Weise wirkte, wenn er schon den Widerwillen der

Pflanzer in den englischen Colonien, wegen Verbesserung des Zustandes der Sclaven, nicht gänzlich darnieder kämpfen konnte. In Bezug auf die innern Angelegenheiten England's huldigte Canning dem Principe der größten Handelsfreiheit, und unter seinem Ministerium fanden die bedeutendsten Erweiterungen desselben Statt. Nur nach den heftigsten Parteikämpfen wurde der der Nation und dem Könige unentbehrliche Canning nach dem Grafen Liverpool, den ein Schlagfluß am 17. Februar 1827 zur fernern Führung der Geschäfte untauglich gemacht hatte, an die Spitze des Ministerium's gestellt; allein fortwährend blieb sein Streit mit seinen Neidern und der stolzen englischen Aristokratie. Die Gleichstellung der Katholiken in den bürgerlichen Rechten, für welche sich Canning erklärte, scheiterte zuletzt an dem Widerspruche des Minister's Peel, so wie ebenfalls die von ihm beabsichtigte Aufhebung der britischen, die großen englischen Grundeigenthümer auf Kosten des Volkes begünstigenden Korngesetze, in welcher Beziehung vorzüglich Wellington die Opposition gegen Canning bildete. Endlich erlagen die physischen Kräfte des hochherzigen Mannes den Anstrengungen seiner Feinde. Er starb am 8. August 1827 zu Chiswick in dem Landhause des Herzogs von Devonshire, und erhielt in der Westminsterabtei neben Pitt sein Grab. Ein ausgezeichneter Rang gebührt Canning als Parlamentsredner, wenn er schon nicht durchgängig Burke, Pitt und Fox erreichte. Seine geistvolle, mit Scharfsinn, Sprachgewandtheit und häufig mit bitterm Witz durchdrungene Behandlung des vorliegenden Gegenstandes verfehlte selten ihres Zweckes. Mitunter wollten Spötter bemerken, daß Canning's Beredsamkeit etwas nach der Oellampe rieche, weil sie öfters mit Stellen aus der alten classischen Literatur verbrämt war. Meistens arbeitete er seine Reden aus, sprach aber auch öfters frei, nur sah er dann die Reden vor dem Drucke durch. Als Minister hatte er im Parlament nur eine schwache Opposition zu bekämpfen, die ihm früher den Vorwurf machte, daß er sein System nicht rasch und kräftig genug durchführe, später aber fast gänzlich verschwand. Trotz dem, daß ihm, wie oben erwähnt, seine Gemahlin ein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte, starb Canning arm. Seine Wittwe erhielt im Jan. 1828 die Pairswürde, und eine jährliche Pension von 3000 Pfd. St. Seine Reden, die er seit 1812 gehalten hatte, erschienen zu London 1825. R. Therry gab C.'s „Speeches with a memoir of his life“ (6 Bde., Lond. 1828) heraus. Von C.'s 2 Söhnen ertrank der älteste, Seecapitän W i l l i a m C. am 24. Sept. 1828 auf der Insel Madeira beim Baden, weshalb die Pairswürde auf seinen jüngern Sohn, C h a r l e s J o h n C., überging. Vgl. Stapleton „The political life of C.“ (3 Bde., Lond. 1831; 2 Aufl. 1832), Rod „Memoirs of the life of George C.“ (2 Bde. Lond. 1828); und Robert Bell „The life of George C.“ (Lond. 1846).

Cano, Alonzo, geb. 1601 zu Granada, zeichnete sich als Maler, Bildhauer und Baumeister aus, und hat mit Michel Angelo viel Aehnlichkeit. In der Baukunst war er Schüler seines Vaters, widmete sich dann der Malerei unter Pacheco und Juan del Castillo, wurde 1638 Hofmaler des Königs, und war als Architekt und Maler vielfach beschäftigt. Ein schreckliches Ereigniß zerstörte plötzlich all sein Glück. Eines Tages fand er, bei seiner Rückkehr in seine Wohnung, seine Gattin ermordet und sein Haus beraubt. Da sein Diener, ein Italiener, entflohen war, fiel der Verdacht auf diesen, bis sich bei der Untersuchung ergab, daß C. auf den Italiener eifersüchtig gewesen sei, und selbst mit einer andern Frau ein Verständniß gehabt habe. Jetzt maß man ihm den Mord seiner Gattin zu, und verurtheilte ihn. Er entfloh aus Madrid, und hielt sich in Valencia einige Zeit in einem Karthäuserkloster verborgen. Später kehrte er nach Madrid zurück, übergab sich selbst den Gerichten, da er des steten Zwangs müde war, und wurde auf die Folter gebracht, wobei man aber aus Achtung vor seiner Kunst den rechten Arm verschonte. Da er alle Qualen litt, ohne Etwas zu gestehen, begnadigte ihn endlich der König, und ernannte ihn zu seinem Residenten (Racionero) in Granada, wo er 1676 starb. Seine Gemälde, die meist in Granada Sevilla, und Madrid sich finden, zeichnen sich durch Grazie und eigenthümlichen Reiz des Colorits aus.

Cano, zwei berühmte Seefahrer, S e b a s t i a n d e l C., geb. zu Guetaria in Guipuz-

coa, begleitete Magellan auf seiner Reise um die Welt, und kehrte nach dessen Tode 1522 nach 3 Jahren und 4 Wochen nach Spanien zurück. Karl V. ertheilte ihm die Erlaubniß, eine Erdkugel mit der Umschrift: „Primus me circumvexisti," in seinem Wappen zu führen. Auf einer neuen Entdeckungsreise starb er 1526 in der Südsee. — Jakob C., geb. in Portugal im 15. Jahrh., zeichnete sich gleichfalls als Seefahrer aus, entdeckte das Königreich Congo, und wurde nach seiner Rückkehr als Gesandter dahin zurückgeschickt, worauf er noch weiter vordrang und jenseits des Zaire noch einige Entdeckungen machte. 1486 kehrte er nach Lissabon zurück, und starb bald darauf.

Canosa, das alte Canusium, Stadt am Ofanto in der Provinz Bari des Königreichs Neapel. Es hat 4000 Einw. und die sehenswerthe Hauptkirche, in welcher sich das prächtige Grabmal des durch Tasso's befreites Jerusalem berühmten Ritters Boemund befindet. In der Nähe von Canosa fand man beim Nachgraben viele alte Gräber, welche in einen mit Erde bedeckten Felsen gehauen sind, und in welchen sich viele Vasen von Erde nnd von verschiedener Farbe befanden. 1813 fand ein Gutsbesitzer beim Nachgraben ein Grab, in welchem ein geharnischter Krieger lag, der sogleich bei Berührung der Luft zusammenfiel. Die Wände waren mit schönen Hieroglyphen geziert, und man fand eine kupferne Lampe, Waffen, Geräthschaften und mehrere Vasen in dem Grabe. Die Malereien auf den Vasen sind wichtig. S. Millin's „Description des tombeaux de Canosa ainsi que des bas-reliefs, des armures et des vases peints, qui y ont été découverts en 1813" (Paris 1813 Fol). Eine halbe Meile von Canosa ist das Schlachtfeld von Cannä.

Canossa, Marktflecken im Herzogthume Modena, nahe bei Reggio. In der Nähe liegt das Bergschloß gleiches Namens, in welchem 951 Adelheid, König Lothars Wittwe, von Berengar belagert wurde, und wo der deutsche Kaiser Heinrich IV. sich 1077 so schimpflich vor dem Papste Gregor VII. demüthigte. Es gehörte damals der Markgräfin Mathilde von Toscana, deren Verhältniß zu Gregor VII. wohl nicht reine, himmlische Liebe war.

Canot oder Pirogue, ein Fahrzeug der Wilden in Amerika aus Rinde. Diese Fahrzeuge sind sehr leicht, für 3—5, oft auch für mehrere Personen eingerichtet, wo sie dann mit Segeln versehen sind.

Canova, Antonio, geb. 1757 zu Possagno bei Treviso, zeigte schon in früher Jugend viele Anlagen im Modelliren von Thieren, so daß der venetianische Nobile Falieri aufmerksam auf ihn ward, und ihn zu einem Bildhauer in Bassano in die Lehre gab. Von hier kam er in die Akademie nach Venedig, wo er sich durch mehrere Arbeiten so auszeichnete, daß er vom Senate einen Jahrgehalt von 300 Ducati erhielt, um sich in Rom ausbilden zu können. Hier schuf er Theseus, auf dem Minotaur sitzend, wodurch er allgemeine Bewunderung erregte, und seinen Ruf gründete. Viele Monumente, mythische Gruppen, Statuen u. a. Arbeiten gingen nun aus seiner Werkstatt hervor, und besonders schmückte er die Peterskirche mit mehrern genial gedachten Werken seines Meißels. In den Jahren 1798 und 1799 bereiste er mit dem Prinzen Rezzonico Deutschland, malte nach seiner Rückkehr ein schönes Altarblatt für die Kirche seines Geburtsorts, wurde dann vom Papste zum Oberaufseher aller römischen Kunstsachen, aller Kunstunternehmungen und zum Ritter des goldenen Sporns ernannt. 1802 rief ihn Bonaparte nach Paris, wo er dessen Büste anfertigte, welche großes Aufsehen erregte, und jetzt im Besitze des Herzogs von Wellington ist. Andere Werke seines Meißels aus dieser Zeit sind: das Grabmal des Papstes Clemens XIV., in der Kirche degli Apostoli zu Rom; Amor und Psyche; der junge Prinz Czartoryski als Liebesgott; das Grabmal des Papstes Clemens XIII. in der Peterskirche; ein geflügelter Amor; Venus und Adonis; eine Psyche; eine büßende Magdalena in Marmor; eine Hebe; ein rasender Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert; 2 Faustkämpfer, Kreugas und Damoxenos; Amor und Psyche stehend; ein Palamedes; das Grabmal der Erzherzogin Christina von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen,

in der Augustinerkirche zu Wien; Perseus mit dem Haupte der Medusa; wodurch sein Ruhm noch mehr vergrößert wurde. Pius VII. ernannte ihn 1815, zum Lohne für seine Bemühungen, die von den Franzosen geraubten Kunstwerke aus Frankreich zurück zu schaffen, zum Marquis von Ischia mit 3000 Scudi Einkommen. Spätere Werke Canova's sind: ein Mars Pacifer; mehrere Büsten; Washington als Imperator; die Monumente Pius VII. und des Cardinal's von York; eine aus dem Bade steigende Venus; ein Monument des Kupferstechers Volpato; Theseus, der den Centauren erlegt, ein großartiges, ausgezeichnetes Werk; Alfieri's Grabmal; die aus dem Bade steigenden Charitinnen; Venus; Hektor; Paris; eine Muse u. a. m. C. starb zu Venedig am 13. Octbr. 1822, wo ihm in der Kirche de Frati ein Denkmal aus Marmor errichtet wurde. Sein Leichnam ruht in der von ihm selbst erbauten prächtigen Kirche zu Passagno; seine rechte Hand kam durch seinen Bruder in Besitz der Akademie der schönen Künste zu Venedig in neuerer Zeit, 1833, ließ ihm Papst Gregor XVI. in der capitolinischen Bibliothek zu Rom ein neues Denkmal setzen. C. hat den unbestrittenen Ruhm, durch seine Werke der Bildhauerkunst wieder Achtung verschafft zu haben, da sie bis dahin blos als Luxus unter den Künsten angesehen wurde. Dazu trug selbst die ihm von Kunstkennern und Dilettanten sehr bitter vorgeworfene, ihm eigenthümliche Manier der Anmuth und Zierlichkeit, die er in allen Gestalten auszudrücken, die übertriebene Sorgfalt in Bearbeitung des Marmors, die Beizen, womit er ihm den Reiz der Weichheit zu geben suchte, seit er als selbständiger Meister auftrat, sehr wesentlich bei. Auf diese Weise ist er auch als Schöpfer einer neuen Epoche in der Bildhauerkunst anzusehen, denn er gab der Stimmung der Zeit den angemessenen Ausdruck. Da diese Stimmung vorzugsweise als Sentimentalität sich äußerte, mußte dies auch der vorherrschende Charakter seiner Schöpfungen werden. Und daß dies der Fall war, erkennt man aus dem allgemeinen Beifall, mit dem alle seine Werke aufgenommen wurden. In der Zeit seiner Wirksamkeit als ausübender Künstler lassen sich übrigens genau zwei Perioden unterscheiden. In der erstern huldigte er noch ausschließlich der Nachahmung der Antike, weshalb die dieser Zeit angehörenden Werke einen ganz verschiedenen Charakter von den spätern tragen. In den Mußestunden pflegte er zur Erholung zu malen, und die noch vorhandenen Proben seines Talents zeigen von einem tiefen Studium der venetianischen Meister. Im Umgange war er äußerst liebenswürdig. Vgl. die Biographien C.'s von Missinini (4 Bde., Pisa 1824) und Cicognara (Ven. 1823), so wie „The works of C." in Umrissen gestochen von Moses (3 Bde., Lond. 1828).

Canstein, Karl Hildebrand, Freiherr von, Stifter der nach ihm benannten Bibelanstalt zu Halle, geb. am 4. Aug. 1667 zu Lindenberg, erhielt von trefflichen Hauslehrern seine wissenschaftliche Vorbildung, und bezog schon in seinem 16. Lebensjahre die Universität zu Frankfurt a. O., wo er die Rechte studirte. Nach vollendeten Studien machte er mit seinem Bruder eine Reise durch Holland, England, Frankreich, Italien und das südliche Deutschland, kehrte beim Tode des großen Kurfürsten nach Berlin zurück, und wurde von dessen Nachfolger 1689 zum Kammerjunker ernannt. Nach einigen Jahren vertauschte er diese Stellung mit dem Militärdienst, und machte den Feldzug in Flandern mit, der 1697 mit dem Ryswiker Frieden endete. Ein heftiger Anfall der rothen Ruhr nöthigte ihn auch den Kriegsdienst bald wieder zu verlassen, worauf er sich in den Privatstand zurückzog, und in Berlin lebte. Hier wurde er mit Spener, und durch diesen mit mehrern Mitgliedern der theologischen Facultät der neu errichteten Universität zu Halle, namentlich mit Francke, bekannt. Wie sehr beide Männer auf die Befestigung seiner Frömmigkeit gewirkt haben, erkannte er selbst dankbar an; zu gleicher Zeit regten sie ihn aber auch zur Gründung der Bibelanstalt an, die noch jetzt segensreich fortwirkt. Schon früh war in ihm der Wunsch rege geworden, die Erkenntniß des göttlichen Worts möglichst zu verbreiten; nur war er lange zweifelhaft, wie dies am Sichersten zu bewerkstelligen sei. Endlich entschied er sich für eine Bibelausgabe mit stehenden Lettern, und legte seine Gedanken hierüber in dem „Ohnmaßgeblicher Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei" (Berlin 1710) dem

Publikum vor, das er darin zu freiwilligen Beiträgen aufforderte. Diese gingen in so reichem Maaße ein, daß er noch in demselben Jahre mit Francke das Werk beginnen konnte. Im Jahre 1713 erschien zuerst das Neue Testament mit stehenbleibenden Lettern gedruckt, 1715 die ganze Bibel in kleinerem und 1717 in größerem Format. Die auf diese Weise begründete Canstein'sche Bibelanstalt vervollkommnete und erweiterte sich im Laufe der Zeit immer mehr; sie erhielt 1735 ihre eigene Druckerei, errichtete Geschwindpressen und Stereotypen, und vermehrte die Bibelausgaben. Ihren Absatz schätzt man jährlich auf 55,000 Bibeln und auf 5000 Exemplare des Neuen Testaments. Seit deren Bestehen sind schon 3,083,000 Bibeln und 1,150,000 Exemplare des Neuen Testaments verbraucht worden. C. sah nur den Anfang seines segensreichen Unternehmens; er starb bereits am 19. August 1719 zu Berlin. Außer dem bereits angeführten „Vorschlag" schrieb er eine „Harmonie der vier-Evangelien" (Halle, 1718, Fol.) und ein „Leben Spener's," das erst nach seinem Tode gedruckt wurde (Halle 1729).

Cantabile, singbar, nennt man in der Musik den Abschnitt, welcher eine wohlgefällig fließende Melodie hat; es ist also Bezeichnung einer sangreichen Stelle, sowohl eines vocalen, als auch instrumentalen Tonstückes. Ist C. Ueberschrift eines Tonstückes, so zeigt es an, daß das Tonstück in mäßiger Bewegung, mit einfach edlem Vortrage einherschreiten soll, und ist dann so viel als: Arioso, Cabaletta, Cantilena, Canzone.

Cantabrer, ein wildes Gebirgsvolk des alten Spaniens in dem heutigen Burgos und den angrenzenden Gegenden des biscayischen Meerbusens, waren vermuthlich celtischen Stammes. Sie bewohnen die höchsten und ausgebreitetsten Gebirgsreihen, zwischen Palencia, la Montana und Asturia, und hatten 8 Städte, von denen Juliabriga, in der Nähe der Quelle des Ebro (Iberus), Velica und Konkana als die wichtigsten genannt werden. Die Römer schildern das Volk als wild und den Scythen und Thraziern ähnlich, das auf der bloßen Erde schlief, und unempfindlich gegen den Schmerz war. Auch die Frauen, welche den Ackerbau betrieben, werden von sehr kräftigem, fast männlichem Charakter geschildert. Die Römer führten 6 Jahre lang (24—18 v. Ch.) einen äußerst blutigen Krieg mit ihnen, worin die C. den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Augustus begann diesen cantabrischen Krieg, wie er auch heißt, in eigener Person, Agrippa beendigte ihn. Unter Tiberius empörten sich die C. von Neuem, worauf Jener Besatzungen in ihre Städte legte. Ein Theil des Volks zog sich in die unzugänglichen Gebirge zurück, und blieb unbesiegt. Nachkommen derselben sollen die Basken (s. d.) sein.

Cantabrisches Gebirg nennt man im Allgemeinen das ganze Rand- und Küstengebirg, welches sich 80 M. lang von Cap Finisterre bis zum Südfuß der Westpyrenäen an der Bidassoa längs der Nordküste Spaniens hinzieht, und dieselbe von der castilischen Hochebene scheidet. Das Gebirg erhebt sich bis zur Höhe von 4—6000 F., und seine Gipfel ragen bis zu der untern Grenze der Schneeregion hinauf, fällt gegen Süden zu sanfter ab, als gegen Norden, enthält 1600—1900 F. hohe Plateaulandschaften, wird gegen Norden von den reißenden Küstenflüssen vielfach schluchtenartig zerrissen, und springt in schroffen Vorgebirgen weit in das Meer hinaus. Beim Volke ist der Name cantabrisches Gebirg völlig unbekannt, dagegen unterscheidet dieses die vielfachen Gliederungen des Gebirgsrückens durch eine Menge Specialnamen, wie die Sierra de Aralar, Aranzazu, Altuna und Altube, die alle mehr oder weniger wild und romantisch, fruchtbare und gewerbreiche Thallandschaften einschließen. Der Name cantabrisches Gebirg ist nur dem Theil geblieben, der im Osten sich an die Plateaus von Alava, westlich an die 3800 F. hohe Scheitelfläche des Plateaus von Raynosa anlehnt, und durch die 6000 F. hohe Liebana mit den asturischen und galleischen Gebirgslandschaften zusammenhängt.

Cantal, ein Departement des südlichen Frankreichs mit 260,000 E. auf 106 QM., liegt zwischen den Departements Puy-de-Dome, Haute-Loire, Lozère, Aveyron, Lot und Corrèze, und ist das frühere Herzogthum Auvergne. Es wird von der Dordogne, Rue, Arceuil, Cere, Alagnon 2c. bewässert, und schließt die höchsten Gebirgstheile der Auvergne (s. d.) in sich. Das Land ist dürftig bebaut, und die ziemlich rohen Bewohner

wandern gewöhnlich nach den großen Städten aus, um sich ihren Unterhalt zu suchen. Die vier Bezirksstädte sind Murat, St. Flour, Mauriac und Aurillac, welches letztere ungefähr 11,000 E. zählt, die Tapeten, Haarsiebe und Spitzenfabrikation betreiben, und Gerbereien, Hammerwerke und lebhaften Handel unterhalten. — Die Stadt **Cantal**, an der Jordane und am Südwestfluß des Monte-Cantal, ist gut gebaut, hat ein Schloß, 2 Kirchen, ein Collège, eine Ackerbau- Kunst- und Handelsgesellschaft, eine Bibliothek und eine Beschäleranstalt nebst Rennbahn für 13 südliche Departements.

Cantarini, Simon, mit dem Beinamen il Pesarese, geb. 1612 zu Pesaro, bildete sich unter der Aufsicht seines Freundes und Lehrers Guido Reni zum vorzüglichen Maler aus, so daß man seine Gemälde oft mit denen seines Lehrers verwechselt. Außerdem hinterließ er noch einige seiner Werke in Kupfer gestochen und 30 radirte Blätter nach Caracci und Paul Veronese.

Cantate, ein lyrisches, für Gesang mit Begleitung in Musik gesetztes Gedicht, dessen einzelne Theile sehr verschiedenartig in Charakter, und häufig auch in der Form sind. Sein Inhalt kann weltlich und auch geistlich sein, und im letztern Falle nähert es sich dem Oratorium. Poetisch gehört es, jener Willkür wegen, keiner bestimmten Gattung eigenthümlich. **Cantatine**, eine Cantate, deren einzelne Theile sehr kurz sind, oder eine kleine Cantate für eine Singstimme.

Canterbury, die Hauptstadt der britischen Grafschaft Kent, in einem freundlichen Thale am Flusse Stour, von dessen Armen und Kanälen sie durchschnitten wird, ist alterthümlich gebaut und Sitz des ersten Erzbischofs oder Primas von England, der aber gewöhnlich in Lambethhouse in Southwark residirt. Unter den vielen schönen Gebäuden der Stadt zeichnet sich besonders aus die große Domkirche mit herrlichen Glasmalereien, erbaut in Form eines doppelten Kreuzes, mit den Denkmälern des 1170 in ihr ermordeten Erzbischofs Thomas Becket und des schwarzen Prinzen, und mit einer unterirdischen Kirche, in welcher die Wallonen Gottesdienst halten. Der Dom ist 514 F. lang, das Schiff der Kirche 80 Fuß und der Thurm 235 Fuß hoch. Außerdem besitzt C. noch 15 andere Kirchen, von denen besonders die Martinskirche wegen ihres mit Sculpturen reich verzierten Taufbeckens merkwürdig ist, mehrere Bethäuser und Kapellen und eine Synagoge. Unter den weltlichen Gebäuden sind am Bedeutendsten das Rathhaus, das Theater, mehrere Krankenhäuser und Kasernen. Die Einwohner, deren man gegen 15,000 zählt, treiben viel Hopfenbau, fertigen baumwollene und seidene Zeuge, und unterhalten einen lebhaften Handel mit Pökelfleisch und Getreide. Die Stadt soll sehr alt und schon 900 v. Chr. erbaut worden sein. Von den Römern wurde sie Durovernum genannt, und noch erinnern viele Spuren römischer Alterthümer an jene Zeit. Später war C. lange der Sitz der angelsächsischen Könige von Kent. Das Christenthum wurde sehr früh eingeführt, und das erste Bisthum in England im 6. Jahrh. hier gegründet. Jetzt ist der Erzbischof von C. nicht blos Primas von Großbritannien, sondern auch erster Pair des Königreichs, hat das Recht den König zu krönen, hat 20 bischöfliche Sprengel unter sich, und das Recht, die einzelnen hohen Geistlichen zu den kirchlichen Synoden zusammen zu berufen.

Cantilena, ist ungefähr das, was Melodie oder Gesang bedeutet, und bezeichnet in der Musiksprache besonders sangbare, melodiöse Stellen eines Tonstückes, weswegen man von einem sangbaren und fließenden Tonstücke sagt, es habe eine schöne Cantilene. (S. Cantabile und Cabaletta.)

Canton bedeutet im Allgemeinen einen Bezirk. In der Schweiz heißt jede Republik ein C. Im preußischen Staate hatte sonst, wie in Rußland, jedes Regiment seinen besonderen C., aus welchem es recrutirt wurde, weshalb cantonpflichtig so viel hieß, als militärpflichtig.

Cantonnirung oder **Cantonnement** heißt theils der Bezirk, in welchen eine Truppenabtheilung einquartirt wird, theils die dadurch bezeichnete Art des Unterbringens der Truppen. Rückt nämlich eine Truppenabtheilung aus ihrem Standquartiere

aus, und wird sie in eine Anzahl Ortschaften einquartiert, so sagt man: sie cantonnire. Die Cantonnirung ist dem Lager entgegengesetzt, und kann eng oder weitläufig sein, je nachdem eine Ortschaft viel oder wenig Truppen aufnehmen muß. Die Stärke der Einquartierung richtet sich theils nach der Größe und Wohlhabenheit der Ortschaften, theils nach der Entfernung vom Feinde. Je näher derselbe steht, desto enger pflegt man die Truppen zu cantonniren, damit sie um so schneller unter die Waffen zu bringen sind. Bei weitläufigen C. rechnet man auf jede Feuerstätte (Haushaltung) einen Mann, bei engen deren 4—5; daher können die engen C. ohne Magazinverpflegung auf längere Zeit nicht bestehen. Uebrigens erhalten die C. nach dem Zweck und der Dauer genauere Benennungen, z. B. flüchtige, stehende, Marsch-, Blokade-, Observationscantonnirungen.

Cantor wird gewöhnlich derjenige Lehrer an Gymnasien oder auf Stadt- und Landschulen genannt, welcher mit der Leitung des Kirchengesanges, der Kirchenmusik und des Gesangunterrichts beauftragt ist. In den ältesten Zeiten, unmittelbar nach Einführung des Kirchengesanges, nahm der Cantor an den Kathedralschulen eine sehr wichtige Stelle ein, da ihm nicht allein die Leitung des Chorgesanges und des Gesangunterrichts der Knaben, sondern auch die Bestimmung der Leseabschnitte für die großen Feste und die Anfertigung der Kirchenkalender oblag. Daher war der Titel Cantor ein sehr ehrenvoller, und sein Amt wurde auch von Denen verwaltet, die schon höhern kirchlichen Aemtern vorgestanden hatten. In den Domstiftern hat der Cantor gewöhnlich die vierte Stelle nach dem Senior; in dem frühern Domstift zu Straßburg folgte er gleich nach dem Decan.

Cantus firmus, ursprünglich der vom Papste Gregor eingeführte Choralgesang in den acht sogenannten Kirchentonarten; beim Contrapuncte diejenige Melodie, zu welcher andere gesetzt werden sollen.

Canzone ist eine besondere Form lyrischer Gedichte, provençalischen Ursprungs, und besonders von den Italienern ausgebildet; von Petrarca erhielt sie ihre regelmäßige Form. Sie besteht aus mehrern Stanzen von unbestimmter Zahl; Versart und Reimstellung sind in jeder Stanze gleichförmig, jedoch ist die Anzahl der Verse nicht bestimmt. Am Meisten dient zur Regel die canzone Petrarchesca oder Toscana, deren keine unter 5 und über 10 Stanzen hat, und keine Stanze unter 9 und über 20 Verse. Jede Strophe hat drei Abtheilungen; die beiden ersten, welche gleichförmige Hälften ausmachen, und entweder aus Binarien, Ternarien oder Quaternarien bestehen, heißen piedi; die dritte heißt sirima oder coda; sie hat in ihrem Baue mit den ersten Nichts gemein und keine bestimmte Anzahl von Versen. Die Schlußstanze ist gewöhnlich kleiner, als die beiden übrigen, und heißt ripresa, congedo, commiato, weil sie meist eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang enthält, von dem er Abschied nimmt. Die Versart wählt der Dichter frei; bei ernsten Gegenständen meist nur elf-, bei leichten, heitern auch siebensylbig. Man hat verschiedene Arten Canzonen. Eine sehr alte Art ist die canzone a ballo oder ballata, weil sie zum Tanze gesungen wurde; jetzt ist sie jedoch außer Gebrauche. Andere Arten, wobei man die antiken Chorgesänge und Hymnen zum Muster nahm, erinnern auch an die ursprüngliche Vereinigung von Tanz, Gesang und Musik. Dahin gehört die canzone a la greca, die man eintheilt in Strophe, Gegenstrophe und Epodos, oder volta, rivolta und stanza, oder ballata, contraballata und stanza. Mit dieser hat Aehnlichkeit die canzone Pindarica, welche Luigi Alamanni (s. d.) im 16. Jahrhundert eingeführt, und Chiabrera (s. d.) ausgebildet, der sich auch in der canzone Anacreontica, mit kurzen Strophen und Versen, ausgezeichnet hat. Die Canzonen gehören ihrer Natur nach zu der Dichtungsgattung der Oden, und nur die anakreontische Canzone nähert sich schon durch die Gleichförmigkeit der Strophen dem Liede. Indeß hat diese keineswegs blos Scherz und Fröhlichkeit zum Gegenstande; so wenig sie blos das leichte, kurze anakreontische Versmaß hat, sondern nur kleinere Stanzen und Verse von allen Längen, eben so wenig hat sie auch blos leichten Inhalt, sondern sie ist oft von ernstem, ja feierlichem Charakter, und zuweilen voll dithyrambischer Begeisterung.

Cap heißt im Allgemeinen jeder besonders markirt in das Wasser hervorsprin-

gende Theil einer Küste; besonders aber nennt man meist nur die größern Landspitzen so, welche in das Meer hineinragen; tragen sie einen felsigen Charakter, so heißen sie Felscap oder Vorgebirge. Die letztern sind sehr oft die äußersten Vorsprünge eines Gebirgssystems, und werden am Großartigsten ausgeprägt und am Zahlreichsten angetroffen an den südwärts gerichteten Küstenländern der Welttheile, wie sich denn alle Continente im Allgemeinen nach Süden zu zuspitzen. Die große Bedeutung, welche die Auffindung und Umschiffung der Südwestspitze Afrika's zu Ende des 15. Jahrh. erhielt, war die Ursache, daß man nach und nach das Cap der guten Hoffnung schlechtweg das Cap nannte. — Capland heißt der südlichste Theil Afrika's, soweit der gegenwärtige britische Besitz geht, vom 30°—35° südl. Br. und vom 35°—46° östl. Länge. Es wird nördlich vom Namaqualande und dem Lande der Hottentotten und Buschmänner, nordöstlich vom Gebiete der Kaffern, südlich vom indischen und westlich vom atlantischen Ocean umschlossen. Die Küsten sind sehr reich an Buchten, von denen die bedeutendsten im Westen die St. Helena-, Saldanha- und Tafelbai, im Süden die Falsche-, Plettenberg-, Franziscus- und Algoabai sind. Die vorzüglichsten Vorgebirge zwischen ihnen sind Cap-Castle, der guten Hoffnung, Lagullas, Delgado, Franziscus und Recife. Die Bodenbildung des Caplandes ist die in Afrika allgemein eigenthümliche Terrassenform, indem von Norden nach Süden Hochland, Stufenland und wellenförmiges Küstenland treppenartig auf einander folgen, und durch höher aufgesetzte Randgebirge von einander geschieden sind. Die Hochplatte des Orangeflusses, welche sich bis zu 5000 F. Mittelhöhe erhebt, schließt im Norden das Capland an das innere Hochafrika an. Von der Küste nach dem Innern hin ziehen sich nach der Richtung der Küste fast parallele Bergketten, wie die Karreeberge im Norden, und gegen Südwest, Süd und Südost steigt der Boden allmählig zu einer Vorbergszone auf, über die sich die höchsten Randgebirge mit theilweise schneebedeckten Gipfeln unter den verschiedensten Specialnamen ungefähr 10,000 F. hoch erheben. In diesen höhern Gebirgen liegen die zahlreichen Quellen der Küstenflüsse. Das Stufenland ist durchschnittlich 3000 F. hoch, und heißt im Allgemeinen die Karrooebene. Mit den Jahreszeiten bildet hier die Landschaft bald das Bild eines üppig grünenden, mit Blumen aller Art geschmückten Angers, belebt durch zahllose Heerden verschiedener Thiere, bald einer sonnverbrannten, öden Fläche. Aus dieser Mittellandschaft gelangt man über ein vielfach gegliedertes, ungefähr 5000 F. hohes Randgebirge, durch welches sich die Küstenflüsse in ihrem reißenden Laufe tiefe und schwer zu passirende Felsspalten gegraben haben, in das eigentliche Küstenland, ein schmaler, oft kaum 5 Meilen breiter, aber reich bewässerter und fruchtbarer Landstrich, der von niedern Bergen und Hügeln durchzogen wird, aus dem sich nur einzelne höhere Berge erheben, z. B. der Tafelberg im Süden der Capstadt (3445 F. hoch). Zu den bedeutendsten Küstenflüssen gehören: der Elephanten- und der große Bergfluß im Westen, der Breede-, Gauritz-, Gamtos-, Sunday-, der große Fisch- und an der Kafferngrenze der Kaifluß im Süden. Das Klima ist im Allgemeinen sehr gesund. Einheimisch sind hier der Oelbaum, Eisenholz-, afrikanische Brot-, Drachenblut-, Wunder-, Corallenbaum ꝛc. Die europäischen Getreidearten, sowie die Weinreben, welche den Capwein liefern, sind mit Nutzen eingeführt worden. Das Land ist reich an Hausthieren, Raubthieren und Vögeln aller Art, unter denen auch der Strauß; doch gibt es nicht minder viele giftige Schlangen, giftige Scorpionen und zahllose Heuschrecken. Arm ist das Land an Mineralien. Die Bewohner bestehen theils aus Eingeborenen, theils aus Colonisten; jene sind Hottentotten (s. d.), und Buschmänner (s. d.), diese meist Holländer, Engländer und Deutsche. Die Missionäre der Herrnhuther und die Missionsgesellschaft in London haben sich um die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen große Verdienste erworben; die im Caplande wohnenden Hottentotten sind fast alle zum Christenthum bekehrt. Die Colonisten beschäftigen sich theils mit Acker- und Weinbau, theils mit Viehzucht. Ihre Bildung nimmt immer mehr ab, je weiter sie von der Capstadt entfernt sind. An Kirchen und Schulen fehlt es noch sehr. Das Land steht unter einem britischen Gouverneur, ist ungefähr 6000 QM. groß, in Distrikte getheilt, und wird ungefähr von 120,000

Menschen bewohnt, unter welchen sich außer den Hottentotten, deren Zahl man auf 40,000 schätzt, noch ungefähr 35,000 Malaien, Neger und Chinesen befinden. Der Hauptort der ganzen Colonie ist die **Capstadt**. Sie ist Sitz der Colonialregierung, Sammelplatz für die Land- und Seemacht, die sich ungefähr auf 5000 Mann beläuft, und hat 20,000 E., die sich besonders mit Aus- und Einfuhrhandel beschäftigen. Seit 1826 besteht hier ein von der Regierung errichtetes Museum für Kunst- und Naturgegenstände, und 1829 wurde das erste Gymnasium daselbst eröffnet.

Das Cap oder das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde 1486 von dem Portugiesen Bartolomeo Diaz entdeckt, und 1497 von Vasco de Gama umschifft. Damals erkannten die Portugiesen, deren Augen nur auf Indien gerichtet waren, die Wichtigkeit der Lage des Ortes nicht. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts ließ die holländisch-ostindische Compagnie durch den Schiffschirurg Vankisbeck einige Anlagen am Cap errichten; aber erst 1652 sicherten sie sich den Besitz des Landes und der Stadt durch Festungswerke und eine Besatzung. Die neue Colonie lebte zwar in fortdauerndem Kampfe mit den Eingeborenen des Landes, demungeachtet blühte ihr Wohlstand immer höher auf, obgleich die holländische Regierung sie sichtbar vernachlässigte, und nicht daran dachte, die eingerissenen und immer weiter um sich greifenden Mißbräuche zu beseitigen, und den politischen Zustand der Colonie zu verbessern. Die Engländer, die schon während des nordamerikanischen Freiheitskrieges, wiewohl vergeblich, versucht hatten, sich der Capstadt zu bemächtigen, nahmen sie 1795 in Besitz, mußten sie aber im Frieden von Amiens an Holland zurückgeben. Im Jahr 1806 eroberten die Engländer von Neuem die Capcolonie, und erhielten sie im Frieden von 1814 für immer von Holland abgetreten. Seitdem hat die englische Regierung manche Verbesserungen eingeführt, auch das Gebiet nach dem Fischflusse hin durch Ansiedelung einer bewaffneten Colonie erweitert, die zwar Anfangs eine sehr gefährliche Stellung gegen die Kaffern einnahm, nach und nach aber durch Handelsverbindungen und Friedensverträge günstig selbst auf die Wilden einwirkte. Das Capland ist für England von außerordentlicher Wichtigkeit als Stationspunct und Hauptwaffenplatz seiner Seemacht im atlantischen und indischen Ocean. Von hier aus werden die Inseln Mauritius und Madagascar mit dem nöthigen Bedarf versehen; von hier aus gehen Wallfischfangsexpeditionen nach den Gewässern des großen australischen Continents und nach dem Südpol; und für die nach Ostindien gehenden Schiffe bietet es einen angemessenen Ruhepunct, und tritt gewissermaßen als Vermittler zwischen Südamerika, Afrika und Australien auf. Die britische Regierung führte ein ganz anderes Regierungssystem als die Holländer ein, indem sie die Ansiedelung kleiner Landstellen begünstigte, die unmäßigen, dem Ganzen nachtheiligen Weiderechte beschränkte, und das Grundeigenthum nach britischem Colonialrechte durch Anlegung ordentlicher Erbbücher feststellte. Bei dem Allen blieben noch eine Unzahl von Mißbräuchen, und namentlich war die Verwaltung des Lord Somerset so schlecht, und es liefen so zahlreiche Beschwerden in London ein, daß die englische Regierung eine Untersuchung anzustellen beschloß. Noch ehe die Commissidn eintraf, legte der Lord 1827 seine Stelle nieder. Sein Nachfolger, Lord Cole, gab 1829 den Hottentotten und übrigen freien Farbigen im Gebiet der Colonie gleiche Berechtigung mit den übrigen Bewohnern. Dies und die Aufhebung des Sclavenhandels erregte große Unzufriedenheit unter den alten holländisch. Colonistenfamilien, den sogenannten Boers, und als 1837 die Emancipation der Hottentotten und 1839 die der Neger ausgeführt werden sollte, lehnten sie sich fast allgemein dagegen auf. Als dies Nichts half, verkauften 5000 Boers ihren Grundbesitz, und siedelten sich in dem Gebiete des Zulusfürsten Dingaan in Port-Natal an. Hier führten sie Anfangs gegen die Eingeborenen einen ziemlich unglücklichen Krieg, setzten sich aber endlich fest, und weigerten sich wiederholt, auf das englische Gebiet zurückzukehren. Bald folgten ihrem Beispiel noch viele andere Colonisten, so daß die Zahl der Ausgewanderten nach und nach auf 24,000 Individuen stieg, die selbst der bewaffneten Macht der brit. Regierung trotzten, und sich für unabhängig erklärten, aber 1843 sich nach manchen vergeblichen Unterhandlungen England unterwarfen.

Capacität heißt in der Geometrie die Inhaltsfähigkeit eines hohlen Körpers, da-

her C. eines Schiffs, eines Mastes oder sonst eines Gefäßes. Ueber Wärmecapacität der Körper s. Wärme; über Sättigungscapacität s. Säuren.

Capacitäten, ein neues politisches Wort, das namentlich in Frankreich bei den Discussionen über das Wahlgesetz eine wichtige Rolle spielt, bedeutet diejenigen Staatsbürger, welche durch vollkommene Bildung und wissenschaftliche Kenntniß befähigt sind, an den Wahlen und an den Vertretungen in den Volkskammern Theil zu nehmen, die aber durch den Mangel des gesetzlichen Vermögens davon ausgeschlossen sind. In den meisten Repräsentativstaaten ist nämlich der Wahlmodus für die Volkskammern auf Besitz und Eigenthum gegründet, indem die Theilnahme an den Wahlen und an der Vertretung von einem fest bestimmten Wahlcensus abhängt. In Frankreich und England ist aber auch in der neuern Zeit die Frage entstanden, ob nicht die sogenannten Capacitäten an diesen Rechten Theil nehmen könnten, und die Vertheidiger dieses neuen Systems behaupten namentlich, daß nur durch Annahme derselben eine wahre Volksrepräsentation möglich sei. Die Gegner dieser Erweiterung der Volksrepräsentation machen jedoch dagegen geltend, daß ein solches Wahlsystem bei consequenter Durchführung in's Unbestimmte gehen würde, da nicht allein Advocaten und Notare, Aerzte und Mitglieder gelehrter Gesellschaften, sondern auch andere Männer an diesen Rechten Theil nehmen, und als Capacitäten aufgestellt werden würden, welche keine Garantie für die Aufrechthaltung des bestehenden Besitzstandes bieten könnten. Besonders dieser letztere Grund scheint in Frankreich bis jetzt der Annahme dieses Systems entgegen zu stehen.

Capece-Latro, Joseph, stammte aus einer vornehmen neapolitanischen Familie, bildete schon früh seine glücklichen Anlagen mit großer Liebe für alles Wissenschaftliche aus, wurde Erzbischof von Tarent und Primas des Königreichs, und kämpfte hier gegen Aberglauben und gegen die angemaßte Macht des römischen Stuhles. Zuerst trat er mit einem Werke auf, in welchem er gegen die Rechtmäßigkeit des dem Papste von Seiten Neapel's zu entrichtenden Tributs sprach; dann schrieb er kühn gegen das Cölibat der Priester, stellte es als ein Verbrechen gegen die Moral und die Natur dar, und erregte hierdurch die Aufmerksamkeit von ganz Italien. Die Königin Caroline beachtete seinen Rath nicht, als die Revolution auch Italien bedrohete, und als diese hier wirklich ausbrach, that er Alles, was in seinen Kräften stand, um seinem Vaterlande die Ruhe wieder zu geben. Bei der Rückkehr der königlichen Familie wurde er auf des schändlichen Ruffo Anzeige eingekerkert, zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, weil man die ganze Nation dadurch zu erbittern fürchtete. Er wollte indessen, überzeugt von seiner Unschuld, nur dann das Gefängniß verlassen, wenn dieselbe öffentlich anerkannt sei, und seine Freiheit nicht von der Gnade, sondern von der Gerechtigkeit des Fürsten erhalten. Der König bewilligte dies aus Furcht, und entschuldigte sich wegen der Verfassung. Unter Joachim Murat's Regierung wurde C. Minister des Innern, und sorgte von nun an väterlich für das Wohl seines Vaterlandes. Nach der Vertreibung der Napoleoniden verlor er das Erzbisthum Tarent, und lebte seitdem im Schooße der Ruhe den Wissenschaften und Künsten. Außer mehrern trefflichen, aber nicht gedruckten Werken ließ Dorow 1832 in Berlin von C.-L. drucken: „Elogio de Federigo II. Re di Prussia," welche sich durch Schönheit der Sprache und rhetorischen Schwung auszeichnet. Angelo Sgura, Canonicus an der Domkirche zu Tarent, gab zu Genf 1826 einen Theil der Lebensgeschichte C.-L.'s heraus unter dem Titel: „Relazione della condotta dell' arcivescovo di Taranto Monsignor Giuseppe Capece-Latro nelle famose vicende del regno di Napoli nel 1799."

Capefigue, Baptiste Honoré Raymond, französisch. Historiker, der sich einen schnellen Ruhm erschrieben, denselben aber auch eben so schnell zerschrieben hat, wurde 1799 zu Marseille geboren, und kam, nachdem er in seiner Vaterstadt gebildet war, bald nach 1820 nach Paris, wo er, strenger Royalist und Anhänger der Restauration, Mitredacteur der „Quoditienne" und bald darauf Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wurde; letzteres ist er bis zur Julirevolution geblieben. Wir haben uns hier nur mit seiner literarischen Thätigkeit zu beschäftigen, deren reiches Ergebniß, bei einem noch so

jungen Manne, staunenswerth ist, und uns als Urtheil über ihn zunächst das des Fleißes abnöthigt. Das weitere Urtheil über ihn wird aber nicht so günstig ausfallen. Drei einzeln stehende, und auch ihrem Charakter nach weniger ausgeprägte Werke von ihm: „Histoire des Juifs depuis les Machabées“, „Recueil des opérations de l'armée française en Espagne, sous les ordres du duc d'Angoulême“ (Par. 1823 und 1824) und „Vie de St.-Vincent de Paule“ (Par. 1827), außer Acht lassend, betrachten wir hier zwei Reihen von Werken, die eine dem französischen Mittelalter und einem Theile der neuern Zeit, die andere der Tagesgeschichte und der Politik angehörend, und haben dabei Dreierlei in Erwägung zu ziehen: 1) seine historische Methode, 2) seine Auffassung der Geschichte überhaupt und 3) seine politische Stellung in der Gegenwart. Die Werke der ersten Reihe sind: „Essai sur les invasions des Normands dans les Gaules, suivi d'un aperçu des effets que les établissements des hommes du Nord ont eu sur la langue, la littérature, les moeurs, les institutions sociales, etc. (Paris 1823), „Histoire de Philippe Auguste“ (Paris 1827—29, 4. Bd.; ein vom Institut gekröntes Werk), „Histoire constutionelle et administrative de la France depuis la mort de Philippe Auguste; première époque: de Louis VIII jusqu' à la fin du règne de Louis XI“ (Par. 1831, 4. Bde.), „Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV“ (Par. 1834, 4. Bde.), „Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV“ (Par. 1835 ff., 8. Bd.), „Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe“ (Par. 1837, 6 Bde.) und „Philippe d'Orléans, régent de France, 1715—1723“ (Par. 1838, 2. Bd.). Der Tagespolitik gehören an: „Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche ainée des Bourbons“ (Par. 1831, 10 Bde.; neue Ausg. 4 Bde., 1842); der Verfasser nannte sich auf dem Titel desselben nicht namentlich, sondern nur „Par un homme d'état“; es rühren auch viele Partien darin nicht von C., sondern von andern, ihm geistesverwandten Staatsmännern, als Decazes, Beugnot u. A. her); „Europe pendant le consulat et l'empire de Napoléon“ (12 Bde., 1839—41), „Cent jours“ (2 Bde., Par. 1841; deutsch, Freiburg 1843), „Le Gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, 1830 à 1835“ (Par. 1835, 2. Bd.) und „Le ministère de M. Thiers, les chambres et l'opposition de M. Guizot“ Par. 1836). Was nun zuerst des Verfassers historische Methode betrifft, so verdient die fleißige Forschung und das Quellenstudium, obwohl bei der großen Menge der Werke nicht immer die Kritik gleich scharf bleiben konnte, ein vorzügliches Lob, nicht minder die leichte und gewandte Darstellung, ein C. eigenthümliches Talent, das ihn aber zu dieser fast unerhörten Vielschreiberei verleitet hat. Die eigenthümliche Art der Geschichtsschreibung aber ist mehr oder weniger verfehlt. Im Gegensatze zu den Profilzeichnungen und auflösenden Räsonnements der Schule des achtzehnten Jahrhunderts — und überhaupt mit unverhohlener Verachtung fast aller übrigen Historiker, — ein häßlicher Flecken an C. — geht er Schritt vor Schritt, ohne Hervorhebung der Hauptsachen, ohne vernünftige und geschmackvolle Auswahl, ohne geistige Durchdringung, ohne leitenden Faden. Seine Werke gleichen einem mit üppigen, weit hin sich verbreitenden Wucherpflanzen bedeckten Gartenbeete, sie sind mit einem Gepäcke von Anführungen, mit einem beschwerlichen Ballast von Originalurkunden und Texten überladen, daß sie immer nur wie eine Compilation von Materialien erscheinen. C. führt den Leser in seine Forschungen selber ein, er stellt mehr die Materialien des Gebäudes als das Gebäude selbst vor Augen; „er verdaut,“ so hat man gesagt, „seine Geschichte vor aller Welt.“ Dieser Compilationsluxus gibt den Werken in den Augen der Unkundigen den Schein einer staunenswerthen Gelehrsamkeit, für ein reiferes Urtheil erklärt er es aber gerade, wie es C. möglich gewesen, so schnell so viele und so bändereiche Werke zu schreiben. Der gerügte Fehler tritt in den spätern, dem Zeitalter Ludwig's XIV. und XV. angehörenden Werken weit greller hervor als in den frühern. Noch ungünstiger müssen wir über C. urtheilen, wenn wir seine Auffassung der Geschichte betrachten. Es ist die beschränkteste, unfreieste. Er erhebt die Autorität des Papstes, Männer, die eine bedeutende Rolle, namentlich bei Hofe, gespielt, zu seinen Götzen, und will das Licht nicht sehen, das über Ereignisse der Ver-

gangenheit verbreitet ist; er verläugnet das Urtheil, das sich die Nachwelt, vielleicht im Gegensatze zu der durch Rücksichten gebundenen Mitwelt, darüber gebildet hat. Seine Stimmführung gleicht oft der offiziellen Defension eines Advocaten. Sein Werk „Histoire de la Réforme etc." erscheint wie von einem Geheimschreiber Philipp's II. verfaßt. Verkehrter kann der Regent Philipp von Orleans, der Cardinal Dubois, die Mätressen u. s. w. nicht aufgefaßt werden, als es in dem letzten Werke jener ersten Reihe geschieht. Auch dieser Fehler trifft in so hohem Grade erst die spätern Werke, das Mittelalter verdankt ihm viel. Die drei Werke der zweiten Reihe führen uns auf den dritten Gesichtspunct bei dieser Betrachtung, auf seine politische Gesinnung. Das Werk „Le Gouvernement de Juillet" ist ein Angriff auf die Julirevolution, ein offenbares Manifest der Contrerevolution, und in demselben Geiste sind auch die beiden andern verfaßt. Es erregte aber jenes viel Aufsehen, theils des Gegenstandes und der Prätension des Verfassers wegen, theils wegen mehrerer fälschlich ausgebreiteten Gerüchte von der Eingebung desselben durch das Ministerium selbst. C.'s Ansicht von der Lage Frankreichs seit 1815 athmet nur Beschränktheit, wo nicht gar Heuchelei, und nicht jene dämonische Unwiderstehlichkeit, die uns auch an Männern einer Gegenpartei gefällt. Er glaubt an die Wahrheit der Restauration, und sieht in der Julirevolution Lüge, er glaubt, daß die Gesellschaft und die Interessen der Restauration dem Wesen nach noch gegenwärtig bestehen, und glaubt, daß durch die Julirevolution gewisse Prinzipien über Regierung und Verwaltung des Staats in Anregung gekommen, welche in ihrer praktischen Anwendung nur zerstörend auf Staat und Gesellschaft einwirken können, und deshalb mit allen der Staatsgewalt, wie sie aus dieser Revolution selbst hervorgegangen ist, zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden müssen; er verwirft die Julirevolution nicht blos in ihrer äußern Erscheinung, sondern ihrem Wesen, ihrer Idee nach, als Thatsache in der Entwickelungsgeschichte der constitutionellen Monarchie und des politischen Gedankens unseres Jahrhunderts. — Der historische Roman von C., „Jacques II. à Saint-Germain" (Par. 1833, 2 Bde.) ist ein unbedeutendes Werk, das kaum nöthig hatte vergessen zu werden.

Capella, Marcianus Minucius Felix, ein gelehrter Grammatiker in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, geboren zu Medaura in Afrika, wurde zu Karthago erzogen, und war später römischer Proconsul. Er ist besonders als Verfasser einer Art Encyclopädie bekannt, die er unter dem Titel: „Satiricon" in einem schwülstigen und theilweise unreinen Latein um das Jahr 470 v. Chr. in Rom zusammentrug, und welche im Mittelalter beim Unterricht vielfach gebraucht wurde. Das Ganze besteht aus 9 Büchern, von denen die beiden ersten „De nuptiis philologiae et Mercurii" die Vermählung des Mercur mit der Philologie allegorisch darstellen, die übrigen von den sieben freien Künsten handeln. Die erste Ausgabe erschien zu Vicenza (1499, Fol.), die neueste von Kopp (Frankf. 1836, 4.).

Capella, Galeazzo Flavio Capra, geb. 1487 zu Mailand, war Staatssecretär unter dem Herzoge Franz Sforza und Karl V., zeichnete sich als Literator aus, und starb 1537. Seine historischen Schriften: „De rebus in Italia gestis et de bello mediolanensi (Venedig, 1532, 4. und öfter); „Historia belli mussiani" (Straßburg, 1538), eine Fortsetzung des vorigen Werks, sind wegen der genauen Kenntniß, die er in Folge seiner Lebensverhältnisse mit den Ereignissen seiner Zeit hatte, von großem Werth.

Capelle, Guillaume Antoine Benoit, Baron, geb. 1775 zu Sales Curan im Departement de l'Aveyron, schloß sich bei Anfange der Revolution den Republicanern an, und wurde 1790 Mitglied der südlichen Föderation. Nach 2 Jahren trat er unter die Grenadiere, wurde Lieutenant, 1794 seines Dienstes als Neffe eines Emigrirten entsetzt, dann verhaftet, erhielt aber durch den 9. Thermidor seine Freiheit wieder. Später wurde er Generalsecretär der Departements der Seealpen und Stura, dann kam er als Präfect nach Livorno, wo er ein vertrauliches Verhältniß mit Elisa Bonaparte, Fürstin von Lucca und Piombino, anknüpfte, weswegen ihn Napoleon 1810 zum Präfecten du Leman ernannte. 1813 verließ er seine Präfectur, wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, erhielt seine

Freiheit durch die Rückkehr der Bourbons und unter Ludwig XVIII. die Präfectur des Departements Ain. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba verließ er seine Stelle, floh nach der Schweiz, von dort nach Gent, wo Ludwig XVIII. sich seiner zu mehrern diplomatischen Geschäften bediente. Nach der Restauration erhielt er zuerst die Präfectur von Doubs, wurde bald darauf nach Paris gerufen, wo er gegen den Marschall Ney zeugte, der ihn bei Ludwig's XVIII. Vertreibung vergebens aufgefordert hatte, sich für Napoleon zu erklären, und wurde dafür 1816 zum Staatsrathe ernannt. Er ordnete am 24. desselben Jahres mit den Abgeordneten des heiligen Bundes die von Seiten Frankreich's zu leistenden Zahlungen, kam dann als Generalsecretär in das Ministerium des Innern, erhielt die Präfectur von Versailles unter Karl X., und ward unter Polignac Minister der öffentlichen Arbeiten, wo er besonders die Ordonnanzen unterschrieb. Er entfloh aus Frankreich beim Ausbruch der Julirevolution, kehrte später nach Frankreich zurück, und starb am 25. Oct. 1843 zu Montpellier.

Capellen, Godard Alex. Gerard Philipp, Baron van der, ein ausgezeichneter niederländischer Staatsmann der neuern Zeit, geb. am 15. Decbr. 1778, verlor seinen Vater, der sich durch die Vertheidigung der Festung Gorkum im Jahre 1787 gegen die Preußen bekannt machte, und ein heftiger Antioranier war, schon im 9. Jahre seines Lebens. Er erhielt eine treffliche Erziehung, und ward 1803 Secretär bei der Rechenkammer zu Utrecht, 1805 Mitglied des Finanzraths und 1806 Generalsecretär des Departements Utrecht. Im Jahre 1808 ernannte ihn König Ludwig zum Commissar in Ostfriesland, nach Besitznahme dieser Provinz zu ihrem Präfecten, und endlich 1809 zum Staatsrath und zum Minister des Cultus und der inneren Angelegenheiten. Als Napoleon Holland mit Frankreich vereinigte, legte er seine Aemter nieder, lehnte beharrlich jede weitere Anstellung ab, und ging nach Deutschland, wo er bis im December 1813 als Privatmann lebte. In dem letztgenannten Jahre wurde er zum Generalcommissar des Departements der Zuidersee (Nordholland und Utrecht), und bald darauf zum Staatssecretär für Handel und Seefahrt berufen, trat aber diese Stelle nicht an, weil ihn König Wilhelm I. als niederländischen Commissär zu dem Generalgouverneur Baron von Vincent nach Brüssel schickte, welcher im Namen der fünf Mächte die belgischen Provinzen verwaltete. Als im August 1814 Belgien mit Holland vereinigt wurde, trat er als Staatssecretär an die Spitze des belgischen Ministeriums, worauf ihn der König zum Generalgouverneur von Niederländisch Indien ernannte, zuvor ihn aber mit einer wichtigen Mission an den Wiener Congreß schickte. Im October 1815 reiste er nach Indien ab, und leitete die dortigen Angelegenheiten bis zum Februar 1826. Nach seiner Rückkehr lehnte er Anfangs jede fernere öffentliche Anstellung ab, übernahm aber 1828 das Präsidium des Curatoriums der Universität zu Utrecht, wohnte dann 1838 als außerordentlicher Gesandter der Krönung der Königin Victoria bei, und zeigte in derselben Eigenschaft am britischen Hofe 1840 die Thronbesteigung Wilhelm's II. an, welcher ihn bald darauf zum Oberkammerherrn ernannte. Er lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landgute Vollenhoven bei Utrecht.

Capellen, Theodorus Frederik van, ein verdienstvoller holländischer Seemann, geb. zu Nimwegen am 6. September 1762 von deutschen Aeltern, trat schon in seinem 10. Jahre in die Marine der Vereinigten Niederlande, wurde 1778 Lieutenant, zeichnete sich in mehrern Gefechten durch Tapferkeit und Umsicht aus, und ward 1783 Capitän. Als im Jahr 1792 Holland von den Franzosen bedroht wurde, leistete er mit mehrern Kanonenbooten, die unter seinen Befehlen standen, gegen den General Dumouriez kräftigen Widerstand. Nach dem Ausbruch der Revolution in Holland im Jahre 1795 lebte er in der Zurückgezogenheit, übernahm aber 1799 den Befehl eines Theils der holländischen Flotte. Mit dieser ergab er sich den Engländern, wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gefordert, und da er sich nicht stellte, in contumaciam zum Tode verurtheilt. Er lebte jetzt in England, und kehrte erst 1813 in sein Vaterland zurück, worauf er zum Viceadmiral ernannt wurde, und 1815 den Befehl über die niederländische Flotte erhielt, welche sich

zur Expedition gegen die Raubstaaten mit der englischen Flotte unter den Befehlen des Admiral Lord Exmouth vereinigte. Bei dem Bombardement Algier's am 27. August 1816 zeichnete er sich rühmlich aus, und hatte wesentlichen Antheil an dem glücklichen Gelingen des Unternehmens, was sowohl von England als seinem Vaterlande anerkannt wurde. Seine geschwächte Gesundheit und sein vorgerücktes Alter bewogen ihn darauf, seine Entlassung aus dem activen Seedienst zu nehmen. Im Jahre 1822 ward er zum Hofmarschall des Prinzen von Oranien ernannt, und starb am 15. April 1824 zu Brüssel.

Capello, Bianca, geb. um 1548 zu Venedig, aus einer edlen Familie, verliebte sich in einen jungen Florentiner, Pietro Buonaventuri, Commis eines Handelshauses zu Venedig, und floh mit ihm nach Florenz. Hier folgte ihnen ein Achtungsbefehl des Senats zu Venedig, von Bianca's Aeltern erwirkt, der ihnen jedoch nicht schadete. In Florenz lebte das junge Paar, welches zu Pistoja priesterlich verbunden war, dürftig; allein ihr Glück war gemacht, als Bianca dem Großherzoge Franz, der sie zufällig sah, eine heftige Liebe einflößte, welche sie auch nicht zurückwies. Der Großherzog Franz lebte Anfangs heimlich mit Bianca; als aber seine Vermählung mit Johanna von Oesterreich geschlossen war, nahm er keine Rücksicht mehr, machte Buonaventuri zum Intendanten seines Palastes, ließ ihn aber schon 1570 ermorden, als er zu anmaßend wurde. Bianca stellte sich schwanger, und schob einen Sohn unter, da die rechtmäßige Gemahlin dem Großherzoge nur Töchter geboren hatte, und da sie ihn so gefesselt hatte, und die Erzherzogin bald darauf starb, so wußte sie es durch vielerlei Künste dahin zu bringen, daß Franz sich heimlich mit ihr vermählte. Da ihr aber diese heimliche Ehe nicht genügte, so brachte sie es 1579 dahin, daß sie öffentlich als Großherzogin anerkannt wurde. Nun ernannte sie der Senat zu Venedig, der früher die Achtung gegen sie ausgesprochen hatte, sich jetzt aber durch ihre Erhöhung geschmeichelt fühlte, zur wahren Tochter der Republik. Die Florentinerin machte sich indessen bald durch ihren unmäßigen Stolz, und besonders durch ihren herrschsüchtigen Bruder, der Minister und Günstling des Großherzogs war, sehr verhaßt, und da sie sich im Falle des Todes ihres Gemahls gern mit dessen nächstem Erben, dem Cardinal Ferdinand von Medicis, aussöhnen wollte, so wußte sie 1587 eine Zusammenkunft mit demselben zu veranstalten, worauf sie und ihr Gemahl am 19. October plötzlich starben. Der Cardinal von Medicis ließ sie wahrscheinlich vergiften, und hat sich von diesem Verdachte nicht reinigen können.

Capetinger heißen die Glieder der dritten fränkischen Dynastie, die gegen Ende des 10. Jahrh. mit Hugo Capet den Thron von Frankreich bestieg. Der Name Capet wird gewöhnlich von Cappetus oder Mönchskapuze abgeleitet, weil die beiden Herzoge Hugo, Vater und Sohn, zugleich Aebte von St. Martin de Tours waren. Als Stammvater des Hauses Capet wird Robert der Starke, Herzog von Frankreich und Graf von Anjou genannt, der 866 gegen die Normänner blieb. Die Abstammung Roberts wird verschieden angegeben. Bald nennt man ihn einen Nachkommen des Sachsen Wittekind, bald Chlodwig's; Einige lassen ihn von Pipin von Heristal, Andere von den Welfen, noch Andere von Karl dem Großen abstammen; Dante nennt ihn den Sohn eines Fleischers in Paris. Roberts Sohn Odo, Herzog von Neustrien und Graf von Paris, vertheidigte 887 Paris glücklich gegen die Normannen, und wurde deshalb 888 von den mächtigen Baronen zum König von Frankreich erwählt. Nach seinem Tode 898 bemächtigte sich sein Bruder, Robert, der fränkischen Krone, wurde aber im folgenden Jahre von Karl dem Einfältigen verdrängt und unterdrückt. Seine Tochter verheirathete sich mit Rudolph von Burgund, der 923 König wurde und 936 starb. Hugo der Große, der Weiße oder der Abt, war mit Hadwida, der Tochter Heinrich's I. von Deutschland, vermählt, war Graf von Paris und Orleans, Herzog von Frankreich und Burgund, und besaß den ganzen Länderstrich von der Loire bis in die Picardie. Die Krone Frankreichs lehnte er ab, und ließ dagegen erst seinen Schwager Rudolph, dann Ludwig den Ultramariner, und endlich Lothar wählen. Er starb 956, und hinterließ 3 Söhne und 2 Töchter, von denen der älteste Sohn, Hugo, den letzten Rest der königl. Gewalt in dem sich auflösenden Frankenreich an sich riß, und

durch Nachgiebigkeit und Klugheit sowohl gegen die Kirche als gegen die zahllosen, unabhängig gewordenen Vasallen sich zu erhalten wußte. Seine beiden Brüder, Otto, gest. 965, und Heinrich, gest. 1002, behielten das Herzogthum Burgund, das nach ihrem Tode an die fränkischen Könige fiel; seine Schwestern, Beatrix und Emma, wurden an die Herzoge von Lothringen und Normandie vermählt. Hugo selbst erhielt am 3. Juli 987 zu Noyon von den Großen den Titel eines Königs von Frankreich. Der letzte Karolinger, Karl, ein Sohn Ludwig's des Ultramariner's, suchte ihm zwar die Krone zu entreißen, wurde aber 989 von Hugo gefangen genommen, und bis zu seinem Tode in Orleans festgehalten. Um seinen Nachkommen den Thron zu sichern, nahm er seinen Sohn Robert schon 988 zum Mitregenten an, der ihn auch nach seinem Tode 996 als König folgte. Robert war ein gutmüthiger aber schwacher Fürst. Da er durch seine Gemahlin Bertha, die Wittwe des Grafen von Blois, die Anwartschaft auf die burgundischen Länder hatte, die sonst an den Kaiser gefallen wären, so benutzte Papst Gregor V., der den Kaiser in seinen Absichten unterstützte, den Umstand, daß Robert mit Bertha im vierten Grade verwandt war, und verlangte die Auflösung dieser Ehe. Anfangs weigerte sich der König, seine Gemahlin zu verstoßen; als er aber in den Bann gethan und von Allen verlassen wurde, fügte er sich, und heirathete Constanze, die Nichte des Grafen von Anjou, die durch ihren wilden unbändigen Sinn das Leben des schwachen Mannes vielfach verbitterte. Aus Gefälligkeit für die Kirche ließ er den Häretikern nachspüren und sie grausam hinrichten, führte um die burgundische Erbschaft einen 14jährigen Krieg, trat aber 1016 einen Theil derselben an den Stiefsohn des letzten Herzogs Otto Wilhelm ab, schlug später die Kaiserkrone, welche die Italiener ihm anboten, aus, und starb 1031 mit dem Beinamen des Frommen. Er hinterließ 2 Söhne und 2 Töchter, von denen die letztern an den Grafen von Flandern und an den Herzog von der Normandie vermählt wurden. Von seinen Söhnen folgte ihm der Aelteste, Heinrich, aus der Ehe mit der Constanze, der schon seit 1026 sein Mitregent gewesen war, auf den Thron von Frankreich; Robert wurde Stammvater des ältern burgundischen Hauses. Anfangs hatte Heinrich Frankreich so wohl wie Burgund in Besitz genommen, doch bald nach seiner Thronbesteigung erregte seine Mutter zu Gunsten ihres jüngsten Sohnes, Robert, einen Aufstand, der Heinrich fast Thron und Leben gekostet hätte. Er floh zu Robert dem Teufel in die Normandie, und setzte sich mit dessen Hülfe wieder in Besitz seines Reichs. Aus Dankbarkeit schenkte er dem Herzog Robert die Grafschaft Verin und mehrere andere Herrschaften, und hielt auch später Roberts Sohn im Besitz der Normandie aufrecht, obgleich er ihm die Herrschaft Verin zu entreißen suchte. Sein Bruder Robert erhielt die burgundischen Lande.

Heinrich hatte sich zweimal vermählt, und hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Anna von Rußland 2 Söhne, Philipp und Hugo, von denen der erste die Krone erhielt, der andre aber sich in dem Kreuzzug von 1096 berühmt machte, durch seine Vermählung mit der Tochter des Grafen von Vermandois Stifter eines neuen Familienzweigs wurde, und 1102 starb. Philipp der Erste war bei dem Tode seines Vaters erst 8 Jahr alt, weshalb sein Oheim, Graf Balduin von Flandern, die Regentschaft übernahm. Im Jahre 1066 trat Philipp die Regierung an. An den großen Ereignissen seiner Zeit nahm er wenig Theil; doch unterstützte er den Sohn Wilhelms des Eroberers, Robert, in der Empörung gegen seinen Vater, worauf dieser einen verheerenden Zug gegen Paris unternahm, der Philipp wahrscheinlich die Krone gekostet haben würde, wenn Wilhelm nicht 1089 durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft worden wäre. Der Wollust ergeben, verstieß er seine Gemahlin Bertha, die Tochter des Grafen von Holland, entführte Bertrade, die Gattin des alten Grafen von Anjou; als er sich aber auch an den Gütern der Kirche vergriff, that ihn der Papst 1094 in den Bann, von dem er erst nach gethaner Kirchenbuße absolvirt wurde. Er starb 1108. Sein Sohn und Nachfolger, Louis VI. oder der Dicke, hatte schon bei den Lebzeiten seines Vaters sich bemüht, die königliche Würde zu höherm Ansehen zu bringen. Bis jetzt erstreckte sich das fränkische Königthum kaum über das Herzogthum von Paris. Ludwig führte einen fortwährenden Krieg gegen die kleinen Dynasten, befreite die

Städte von der Bedrückung der Barone, schaffte zum Theil die Leibeigenschaft ab, und suchte den königl. Gerichten Ansehen und Kraft zu geben, indem er bei denselben eine Art Instanzenzug einführte. Hierin wurde er von den 4 Brüdern Garlande, seinen Freunden und Ministern, vielfach unterstützt. Er starb 1137, und hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Mathilde von Montmorency eine zahlreiche Familie. Da sein ältester Sohn Philipp schon vor dem Vater gestorben war, fiel die Krone an den zweiten, Ludwig; Heinrich wurde Erzbischof von Rheims; Robert, Stammvater der Herzoge von Dreux; Constanze vermählte sich zuerst mit Eustach von Blois, gekröntem König von England, dann mit Raimund IV., Grafen von Toulouse; Peter, der jüngste, wurde der Stammvater des Hauses Courtenai. Ludwig VII. oder der Jüngere vergrößerte seine Macht bedeutend durch seine Heirath mit Eleonore von Guyenne, Erbin der Besitzungen des Herzogs von Aquitanien. Als er aber 1141 vom Papst Innocenz II. in den Bann gethan wurde, weil er den Bischof von Bourges eigenmächtig eingesetzt hatte, so überzog er aus Rache den Anstifter dieser päpstlichen Ungnade, den Grafen Thibaut von der Champagne, mit Krieg, zerstörte Vitry, und verbrannte daselbst eine mit mehr als 1000 Menschen angefüllte Kirche. Zur Sühnung dieser Unthat unternahm er hierauf einen Kreuzzug nach dem Oriente, von dem er erst nach 2 Jahren zurückkehrte. In Frankreich fand er seine Gemahlin Eleonore treulos, und verstieß sie 1153 trotz der Gegenmahnungen seines Ministers Suger. Eleonore brachte hierauf ihr reiches Erbe mit ihrer Hand an Heinrich von Plantagenet, der schon vorher Herzog von Anjou, Maine und der Normandie war, und durch diese Heirath weit mächtiger als der König von Frankreich ward. Ludwig würde auch wahrscheinlich seinen Thron verloren haben, besonders da Heinrich 1155 auch König von England ward, wenn diesem nicht die Unruhen in England zu viel zu schaffen gemacht hätten. Er starb 1180. Ihm folgte Philipp August (s. d.), einer der größten Fürsten seines Stammes, der sich gegen den Willen seiner Verwandten mit Isabelle von Hainault, einer Urenkelin des letzten Karolingers, vermählt, und so die Interessen beider Häuser vereinigt hatte. Er starb 1223, und hinterließ den Thron seinem Sohne Ludwig VIII. oder dem Löwen, der nicht ohne Glück regierte, aber schon 1226 starb, wie man sagt, an Gift, das ihm Thibaut von Champagne, der Liebhaber seiner Gemahlin Blanca von Castilien, beigebracht hatte. Von seinen Söhnen starb der älteste, Philipp, schon vor ihm, weshalb Ludwig IX. oder der Heilige ihm auf dem Throne folgte; sein dritter Sohn Robert (gest. 1249) ward Stammvater der Grafen von Artois, die aber schon 1472 wieder ausstarben; sein vierter Sohn Alfons, Graf von Poitiers, vermählte sich mit der Erbin von Toulouse, und brachte dieses Gebiet, da er 1271 kinderlos starb, an die Krone; Karl, der jüngste Sohn (gest. 1295), ward Stammvater des Hauses Anjou, das später den Thron von Neapel bestieg.

Ludwig IX. (s. d.) starb 1270 vor Tunis, und hinterließ von seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter des ältern Grafen von der Provence, 11 Kinder: Ludwig starb schon im 16. Jahre; Philipp, der die Krone erbte; Robert, Stammvater des Hauses Bourbon (s. d.); Peter, Graf von Alençon; Johann Tristan (gest. 1270); Yolanthe, Erbin von Nevers, vermählt mit dem Grafen von Flandern; Johanne von Chatillon, Gräfin von Blois; Isabella, Gemahlin des Königs von Navarra; Blanca, vermählt mit Fernando de la Cerda; Margaretha, Gemahlin des Herzogs von Brabant und Agnes, Gemahlin Robert's II. von Burgund. Philipp III. brachte von seinem Kreuzzuge gegen Tunis den Sarg seines Vaters, zweier Brüder und zweier Oheime mit, und gewann dadurch nicht allein die Krone, sondern auch die Provinzen Poitou, Auvergne und Toulouse. Auch sein Sohn Philipp IV. oder der Schöne vergrößerte sein Gebiet durch seine Verheirathung mit Johanna, der Erbin von Navarra und Champagne. Theils hierdurch, theils durch die Bemühungen seines Oheims, Karl von Anjou, den Thron von Neapel zu gewinnen, ward Philipp in die spanischen und italienischen Streitigkeiten verwickelt. Zwar unterwarf er sich 1276 Navarra, konnte aber in Sicilien die Kinder de la Cerda's nicht aufrecht erhalten. Um die sicilianische Vesper zu rächen, brach er in Catalonien ein gegen den Nebenbuhler seines Oheims, Peter von Aragonien, starb aber 1285 daselbst an der Pest.

Von seinen Söhnen erbte Philipp der Schöne den Thron, und Karl ward der Stammvater des Hauses Valois, das bald den Thron besteigen sollte. Philipp IV. oder der Schöne bestieg mit 17 Jahren den Thron, zeigte aber bald große Hinneigung zu Willkür und Despotismus. Gegen Edward I. von England erkämpfte er eine Reihe von Siegen, bis endlich die tapfern Flamländer seine Heere aufrieben und seinen Fortschritten einen Ziel setzten. Die Macht der Kirche und der Päpste zügelte er auf gewaltthätige Weise, und zwang die Nachfolger des Papstes Bonifaz III. in Avignon ihren Sitz zu nehmen. Ein ewiger Schandfleck für ihn war die Verbrennung des Großmeisters des Tempelherrnordens nebst 60 Rittern, die seiner Gier nach ihren Schätzen und Gütern zum Opfer fielen. Er starb 1314, und hinterließ 3 Söhne und eine Tochter. Sein Sohn Ludwig X. oder der Zänker hätte durch seine Schwäche, mit der er Frankreich den Vasallen preis gab, viel schaden können; doch starb er schon 1316. Seine Tochter Johanna, die Erbin von Navarra, vermählte sich mit Philipp von Evreux. Da sein Sohn Johann schon 8 Tage nach der Geburt starb, bestieg Ludwig's Bruder, Philipp V. oder der Lange, den Thron. Auch er hinterließ bei seinem Tode 1320 keine männlichen Nachkommen, weshalb die Krone an den dritten Sohn Philipp's des Schönen fiel, an Karl IV. oder den Schönen, der aber gleichfalls 1328 ohne männliche Erben starb. Jetzt machte Edward III., König von England, dessen Mutter, Isabella, die Tochter Philipp's des Schönen gewesen war, auf die Krone von Frankreich Anspruch; doch nach dem in Frankreich gültigen salischen Gesetz bestieg Philipp von Valois, der Vetter des letzten Capetinger's und Enkel Philipp's des Schönen, den französischen Thron. Mit ihm begann die Dynastie Valois (s. d.).

Capillarität oder Haarröhrchenwirkung. Capillar- oder Haarröhrchen heißen Röhrchen, deren innerer Durchmesser oft kaum die Dicke eines Haares beträgt, mögen sie nun aus Glas oder einer anderen Substanz bestehen. Stellt man ein solches an beiden Endpuncten offenes Röhrchen (das, um die Wirkung deutlicher wahrnehmen zu können, am Besten aus Glas gebildet ist) in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, so steigt das Wasser im Innern der Röhre, gegen das allgemein bekannte Gesetz, über die Fläche (Niveau) des äußern Wassers. Dasselbe geschieht auch bei jeder andern Flüssigkeit, die das Material des Röhrchens benetzt, während hingegen jede Flüssigkeit, welche dieses nicht thut, wie z. B. das Quecksilber, im Innern des Röhrchens unter dem Niveau der äußern Flüssigkeit stehen bleibt. Die Physiker erklären diese merkwürdige Erscheinung aus der starken Anziehung, welche die innern Wände des Röhrchens auf die Flüssigkeit ausüben. Aus dieser Eigenschaft der Haarröhrchen erklären sich viele Erscheinungen in der Natur, z. B. das Durchseichen der Flüssigkeiten durch poröse feste Körper, wie Löschpapier, das Naßwerden eines ganzen Sandhaufens, der auf feuchtem Boden liegt, oder einer Mauer, die auf feuchtem Grunde steht, das Aufziehen des Weingeistes, Oels in die Lampendochte, das Wegnehmen eines Tropfens, eines Tintenflecks rc. mit Löschpapier, das Aufnehmen der Flüssigkeit durch organische Körper, Pflanzen, Bäume rc. Die große Kraft der Haarröhrchenwirkung kann man besonders daraus ersehen, daß man mittelst derselben Mühlsteine sprengen kann, und daß sich Stricke, die durch starke Gewichte gespannt sind, verkürzen, sobald sie naß werden. Vgl. Laplace „Théorie de l'action capillaire" (Par. 1806) und Poisson „Nouvelle théorie de l'action capillaire" (Par. 1831).

Capistranus, Johann, geb. am 24. Juni 1386 zu Capistrano, einem neapolitanischen Städtchen in Abruzzo ulteriore, studirte Anfangs die Rechte, trat aber in seinem 30. Jahre, durch eine angeblich himmlische Erscheinung dazu veranlaßt, in den Franciscanerorden, und zeichnete sich sehr bald durch seine Sittenstrenge und seinen glühenden Eifer gegen die zahlreichen Secten in Italien aus. Die Päpste Martin V., Eugen IV. und Felix V. verwendeten ihn deshalb vorzugsweise als Legat und Inquisitor zur Unterdrückung der vorzüglich in Neapel und dem Kirchenstaate verbreiteten Secte der Fraticellen. Diesem Geschäfte lag er fast 25 Jahre ob. Im Jahre 1444 ward er Generalvicar der sogenannten Observanten oder strengern Franciscaner, und 1450 ernannte ihn Nicolaus V. zu seinem Legaten in Deutschland, um den hussitischen Ketzereien ein Ende zu machen, und die Deut-

schen zum Kreuzzug gegen die Türken zu bewegen. In Deutschland nahm man ihn überall fast wie einen Heiligen auf; namentlich aber fand er in Wien die begeistertste Aufnahme, indem das Volk stundenlang auf öffentlicher Straße und in gedrängten Massen seinen Predigten zuhörte, obgleich er, des Deutschen nicht mächtig, nur in lateinischer Sprache predigte. In Mähren predigte er auch mit Erfolg gegen die Hussiten; er soll z. B. den Magnaten Wenzeslaw von Bascowicz mit 2000 seiner Leibeigenen, und im Ganzen gegen 16,000 Hussiten zum katholischen Glauben bekehrt haben; nur das ihm vom hussitischen Erzbischof Rockyczana von Prag angebotene Religionsgespräch scheint nicht nach seinem Sinn gewesen zu sein. Er eilte, Prag und Böhmen zu verlassen, und begab sich nach Breslau, wo er wie ein Gesandter des Herrn empfangen wurde. Hier begann er auch als päpstlicher Großinquisitor eine Untersuchung gegen die Juden, die man der Entweihung der Hostie beschuldigt hatte, und ließ 40 unter den Qualen der Folter Bekennende den Scheiterhaufen besteigen, die andern aus der Stadt jagen. Dabei gab er dem Nachrichter noch Unterricht im Martern. Auch in Schweidnitz, Löwenberg und Liegnitz fielen seinem Fanatismus blutige Opfer. Im Jahre 1454 predigte er zu Krakau, that Wunder, und stiftete hier wie in Breslau ein Franciscanerkloster von der strengen Observanz. Da seine Predigten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken bei den deutschen Fürsten kein Gehör fanden, wendete er sich an die große Menge, und wirklich ließen sich Viele anwerben, gegen die unter Muhamed II. heranrückenden Türken zu fechten. Nur liefen die so gewonnenen Schaaren gar bald wieder aus einander. Da nun Belgrad, Ungarns Schutzmauer, von einem türkischen Heere von 150,000 Mann hart bedrängt wurde, so wendete er sich endlich an die Ungarn, und erlangte durch seine begeisternden Reden, daß ihm Johann Corvin Hunnyades ein Heer von 60,000 Streitern zuführte, durch welches die türkische Flotte an der Donau zerstört und die Festung mit Lebensmitteln und frischer Besatzung versehen wurde. C. führte hierbei selbst den linken Flügel des Heeres an, warf sich selbst nach Belgrad, schlug mit seiner begeisterten Schaar einen allgemeinen Sturm der Türken siegreich ab, und jagte endlich bei einem Ausfall in Verbindung mit Hunnyades das ganze feindliche Heer in wilde Flucht (6. Aug. 1456). Die Anstrengung und die durch die unbegrabenen Leichname um Belgrad verpestete Luft warfen ihn aufs Krankenlager; er starb den 23. Oct. 1456 im Franciscanerkloster zu Illock. Besonders nach seinem Tode verbreitete sich der Ruf seiner Wunderthätigkeit, und zahlreiche Schaaren wallfahrteten nach seinem Grabe. Alexander VIII. erhob ihn zum Heiligen, und bestimmte den 23. Oct. zu seinem Festtage. C.'s theologische Abhandlungen und Streitschriften sind ohne Werth.

Capitän, das italienische capitano, das spanische capitan, bei den Römern centurio (s. Centurie), bei den Deutschen Hauptmann, heißt der Befehlshaber einer Compagnie von 100 bis 200 Mann. Früher bezogen die Inhaber der Compagnien auch die Löhnung der beurlaubten Mannschaften, weshalb die Compagnien von einem Stabscapitän befehligt wurden. Capitaine général hieß sonst in Frankreich so viel wie Marschall, Capitaine de guides heißt in Frankreich der Offizier, der die Aufsicht über die Boten und Wege führt, und die Marschrouten entwirft; Capitaine d'armes, bei den Deutschen auch Rüst- oder Rottmeister genannt, ist der Unteroffizier, welchem die Aufsicht und Verwahrung der Waffen und Montirungsstücke einer Compagnie übertragen ist. — See- oder Schiffscapitän heißt der Befehlshaber eines Linienschiffs oder einer Fregatte, sobald kein Admiral sich am Bord befindet; übrigens hat der Schiffscapitän den Rang eines Obersten der Landarmee, da er in der Regel 800—1000 Mann unter seinem Befehle hat. Damit sind nicht zu vergleichen die Führer der Post- und Kauffahrteischiffe, die auch den Titel Capitän führen, aber als blose Schiffer keinen besondern Rang haben. — Generalcapitän heißt in Spanien der an der Spitze einer Provinz stehende Obergeneral.

Capital im weitesten Sinne ist der ganze Vorrath von Gütern, den Jemand besitzt, oder das Vermögen (s. d.) überhaupt. In einer engern, und zwar in der wissenschaftlichen Bedeutung, versteht man darunter diejenigen Güter, welche den Ueberschuß über dasjenige Vermögen bilden, welches zum gegenwärtigen Gebrauche bestimmt ist. In

dieser Bedeutung, in welcher man es auch wohl mit den Namen: Erwerbscapital, Erwerbsstamm, Verlag, zu bezeichnen pflegt, setzt man es dem Verbrauchsvorrathe entgegen, und sieht es als eine der drei Quellen des Einkommens (Land, Arbeit und Capital) an. In der engsten und zwar in der Bedeutung des gewöhnlichen Lebens versteht man unter Capital eine Summe Geldes. Das Capital im weitesten Sinne kann man abtheilen in persönliches oder dingliches, je nachdem die Güter, welche Jemand besitzt, geistiger oder sinnlicher Natur sind. Zu erstern gehören nicht blos die Fähigkeiten des Geistes, sondern auch die Eigenschaften des Körpers. — Das Capital ist, je nach der Verschiedenheit des Subjectes, in dessen Eigenthume es sich befindet, entweder Privat-, Volks- oder Staatscapital. Das Capital in der wissenschaftlichen (national-ökonomischen) Bedeutung ist nur dinglicher Natur, und empfängt seine Eigenschaft als Capital erst durch die Ausscheidung eines Theils des Sachvorraths von dem Verbrauche. Es setzt nicht blos den Erwerb, sondern auch die Erhaltung und Aufbewahrung dieses Vorrathes voraus, und kann nur durch Sparsamkeit entstehen, weil bei dem größten Erwerbe nie capitalisirt werden kann, wenn nicht zurückgelegt, sondern Alles wieder verbraucht wird. Der gesammelte Vorrath an Gütern kann nun entweder zum Erwerbe benutzt werden, oder ungebraucht und unbenutzt liegen bleiben. Im erstern Falle nennt man ihn lebendiges, im zweiten todtes Capital. Die gehörige Benutzung der den Verbrauch überschießenden Güter ist von der größten Wichtigkeit, das richtige Anlegen des Capitals eine nicht leicht zu erlernende Kunst. Es lassen sich dadurch die bedeutendsten Wirkungen hervorbringen und die überraschendsten Erfolge erzielen, sei es nun, daß man das Capital anwendet, um dadurch die geistigen Kräfte Anderer zu unterstützen, zu beleben, und sich dienstbar zu machen, sei es, daß man sich seiner bedient, um der Natur Erzeugnisse abzugewinnen, welche dann wieder zu neuen Vorräthen anwachsen, und zu selbständigen Gütern erhoben werden. In dieser Beziehung läßt sich das Capital verwenden, entweder auf Bodenverbesserung zur Urbarmachung oder Erhöhung der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, zum Bergbaue u. s. w., oder auf Bauwerke, welche unmittelbar für den Erwerb angelegt werden, als landwirthschaftliche Gebäude, Werkstätten, Kaufhäuser, Landstraßen, Canäle u. s. w.; oder auf Arbeitszeug von dem einfachen Geräthe des Jägers und Fischers bis zu den zusammengesetztesten Maschinen des Fabrikherrn; oder auf rohe und verarbeitete Stoffe, sie mögen zum Betriebe des Erwerbes oder zum Absatze bestimmt sein, sie mögen in dem Saatkorne des Landmannes, der Wolle des Webers oder den Waaren des Kaufmanns bestehen; oder endlich zur Verwandlung in baares Geld oder in Capitalien im engsten Sinne, welche Viele nicht unter den Begriff des C.'s in staatswirthschaftlicher Bedeutung aufnehmen wollen, weil die Geldcapitale an sich Nichts erwerben, sondern nur vermittelst ihrer Anlegung in der Landwirthschaft dem Handel und Gewerbe ein Einkommen liefern. Sie fürchten in der allgemeinen Haushaltungsrechnung dadurch einen falschen Werth und einen doppelten Ansatz zu erhalten, und wollen die Geldvorräthe nur als todtes C. aufgeführt wissen. Allein es entsteht dann ein Einkommen, welches sich nicht wegläugnen läßt, ohne daß man eine Quelle dafür angeben, und seinen Ursprung aus dem Ertrage des Landes, der Arbeit und des C.'s nachweisen könnte. Darf man das baare Geld, das mächtigste Motiv in dieser Erdenwelt (nervus rerum gerendarum), zu den todten C. zählen, während man Bauwerke und Arbeitszeug thätige C. nennt, deren Ertrag doch auch in dem Ertrage des Landes und der Arbeit enthalten ist? Wie diese kann auch das Geldcapital ein Mittel zur Erzielung eines Ertrages, ein wirkendes Capital sein. — Die Mitwirkung des C.'s in wissenschaflicher Bedeutung zur Hervorbringung neuer Güter kann auf zweierlei verschiedene Weisen geschehen, entweder so, daß der Besitz des C.'s aufgegeben, und dieses, indem es erwirbt, selbst zerstört wird, oder so, daß es dem Eigenthümer verbleibt und den Erwerb überdauert. Ist Ersteres der Fall, so nennt man das C. umlaufend. Es gehört dahin alles Dasjenige, was als roher Stoff verarbeitet, was den Arbeitern als Nahrungsmittel oder als Lohn gegeben wird u. s. w. Bleibt das erwerbende C. im Besitze des Erwerbers, so nennt man es stehend.

Dahin gehören alle Werkzeuge und Maschinen, alle Gebäude, welche entweder zur Aufbewahrung derselben, oder zur Wohnung der Arbeiter dienen, so wie alle Mittel zur Fortschaffung der Erzeugnisse, als Wagen, Schiffe u. s. w. Das umlaufende C. hat nicht, wie das stehende, seinen Zweck schon gefunden, sondern es ist erst auf dem Wege, ihn zu erreichen. Das Bauholz gehört zum umlaufenden C., wird es aufgezimmert, zum stehenden C. Das umlaufende C. kann daher sowohl Mutter des stehenden Capitals, als des Verbrauchsvorrathes werden.

Capitale heißt bei Festungen und Schanzen diejenige gerade Linie, welche einen ausspringenden Winkel halbirt. Beim Construiren und Ausstecken der Befestigungen ist die C. eine Hauptlinie, besonders für den Angriff befestigter Plätze und Schanzen, da die Communicationsgräben (Sappen und Zickzacks) gegen eine anzugreifende Festungsfront gewöhnlich auf der C. geführt werden.

Capitalgewinn nennt man alles Dasjenige, was vermittelst des Capitals, im Gegensatze von Land und Arbeit, erworben wird; in jeder Preisbestimmung sind die drei Elemente: Bodenrente, Arbeitslohn und Capitalgewinn enthalten (s. Capitalrente).

Capitalist ist Derjenige, welcher sein Capital Andern zur Benutzung übergibt, und sich dafür ein bestimmtes Aequivalent, gewöhnlich Zins genannt, ausbedingt.

Capitalrente ist im weitern Sinne der Ertrag, welcher aus der Anlage eines Capitals hervorgeht, im engern Sinne aber der Ertrag solcher Capitalien, welche die Besitzer derselben Andern, sei es zur productiven oder unproductiven Thätigkeit, dargeliehen haben. Es kommt dabei keine persönliche Thätigkeit in Betracht, allein das Capital, ohne Zuthun des Eigenthümers, erwirbt. Das Capital kann in Geld oder andern Werthen und nutzbaren Dingen bestehen. Gewöhnlich hat man hier aber Ersteres vor Augen, und nennt dann den Ertrag, den es abwirft, Capitalzins oder Zins, Zinsen (s. d.) schlechtweg.

Capitalsteuer (richtiger Capitalrentensteuer) ist eine Unterart der Abgaben oder Steuern (s. d.), welche der Staat von den Staatsbürgern zur Erreichung der Staatszwecke erhebt. Sie rechtfertigt sich, insofern sie nur den reinen Ertrag trifft, wogegen eine Vermögenssteuer, welche den Stamm selbst trifft, mit den vernunftmäßigen Principien der Finanzwissenschaft nicht übereinstimmt. Es treten aber in der Anwendung der Capitalsteuer mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, wohin vornämlich die gehören, daß die Capitalien den Augen des Staats verborgen sind, und daß er daher Selbstschätzung zulassen, und sich auf die Gewissenhaftigkeit der zu Besteuernden verlassen muß. Es tritt dies namentlich bei den aus Darlehen gezogenen Renten ein, die theils zur Verheimlichung geschickter sind, und um so mehr dazu verleiten werden, als die Steuer bedeutend ist, bei denen aber durch eine ängstliche Controle und lästige Erforschung der Vermögensverhältnisse leicht dem Verkehr bedeutend geschadet werden kann. Ferner ist die Gefahr nicht zu verkennen, daß solche Capitalien leicht dadurch der inländischen Industrie entzogen, und in's Ausland geleitet werden, wo sie von dergleichen Abgaben frei sind. Endlich ist es unbillig, da wo ein gesetzlicher Zinsfuß festgesetzt ist, und dadurch die Capitalisten von der Benutzung der Concurrenz und von jeder möglichen höhern Nutzung und Wiedereinbringung der gezahlten Abgabe ausgeschlossen sind, sie mit einer solchen zu belasten, welche überdem für arme, alte und gebrechliche Leute, welche ihre kleine Rente zum nothdürftigsten Lebensunterhalte gebrauchen, höchst drückend werden kann.

Capitalverbrechen, crimen capitale, ist ein Verbrechen, für welches der Tod erkannt wird; bei den Römern verlor der Verbrecher nicht allein das Leben, sondern auch die Freiheit und die bürgerlichen Rechte.

Capitel, caput, capitulum, Hauptstück, Hauptinhalt, Abtheilung einer Schrift, bei deren Anfange der Inhalt kurz angegeben wird. Bei den Alten kommen keine C. vor, sondern blos Bücher, d. h. Rollen, und die C. finden sich erst im 12. Jahrh., wo das A. T. der Bequemlichkeit wegen in C. abgetheilt wurde, wahrscheinlich von Stephan Langthon, Erzbischof von Canterbury, oder von Hugo de St. Caro. Zuerst bezeichnete man

die Abschnitte am Rande mit Puncten, dann mit Zahlen. Das N. T. wurde früh in C. getheilt, und zwar war diese Eintheilung verschieden, bis Eusebius, und nach ihm Hieronymus, die jetzt allgemein übliche einführten, denen Erasmus und Stephanus in ihren Ausgaben des N. T. folgten. Diese Eintheilungsart wandte Johannes de Lapide, Reuchlin's Lehrer, zuerst bei den Profanscribenten an, und nach ihm wurde diese Sitte allgemein. — C. heißt in den Klöstern das große Gemach, wo sich die Mönche täglich versammeln, und wo ihnen ein Capitel, ein Abschnitt ihrer Regel vorgelesen, und jede wichtige Klosterangelegenheit verhandelt wird. Auch heißt C. die Gesammtheit der Canonici an einer Kirche.

Capitolium, der capitolinische Tempel, war in mehrere Kapellen (cellae) geschieden, in welchen Jupiter, Juno und Minerva verehrt wurden. 614 v. Chr. legte Tarquinius Priscus den Grund dazu, Tarquinius Superbus setzte den Bau fort, und nach der Vertreibung der Könige wurde er vollendet. Benannt wurde das Capitolium nach einem bei dem Baue des Tempels aufgefundenen Menschenhaupte, Caput Oli oder Toli. Unter Sulla, Vespasian und Domitian brannte es ab, wurde aber jedes Mal schöner wieder aufgebaut, und der Letztere verordnete die capitolinischen Spiele. Das Gebäude bestand aus 3 Tempeln, in welchen die oben genannten Gottheiten verehrt wurden, war 200 Fuß lang und 185 breit, und Jupiters Statue aus Gold und Elfenbein war eine Zierde des Ganzen. Das Dach des Tempels bestand aus Erz, und war vergoldet. Ueberhaupt war das Ganze prächtig ausgeschmückt, und die Vergoldung allein hatte 12,000 Talente (beinahe 12 Millionen Thaler) gekostet. Eine Quadriga von Metall und vergoldet war auf dem Giebel angebracht, und in dem großen Porticus wurde das Volk bei Triumphen gespeist. Eine ungeheuere Menge der kostbarsten Weihgeschenke, die sibyllinischen Bücher, die wichtigsten Staatspapiere, die Statuen aller Gottheiten, die Gesetztafeln u. dgl. wurden hier aufbewahrt. Hier opferten die Consuln und Feldherren, hier wurde der heilige Nagel eingeschlagen, und überhaupt alles Feierliche hatte hier seinen Schauplatz. Gegen die Gallier, welche ganz Rom verbrannt hatten, behaupteten sich die Römer auf dem Capitolium standhaft. Bei dem Einfalle der Gothen wurde es fast ganz zerstört, eben so noch öfter von den barbarischen Völkern, welche in Italien einfielen. Auf der Stelle, wo früher der Tempel des Jupiter Capitolinus war, steht jetzt die Ara coeli, eine Kirche der Maria, und der tarpejische Felsen ist durch ihn umgebende Ruinen zu einer unbedeutenden Anhöhe geworden. Der Papst Bonifacius IX. erbaute an der Stelle des alten Capitolium's das neue Campidoglio nach Michel Angelo's Risse, welches aus 3 Hauptgebäuden besteht, und einen großartigen Anblick gewährt. Hier ist die Wohnung des Senators von Rom.

Capitularien heißen die seit Karl Martell von den Königen der Franken erlassenen gesetzlichen Verordnungen im Gegensatz zu den, für die einzelnen Völker zusammengestellten Gesetzbüchern (leges). Sie sind sehr verschiedenen Inhalts und behandeln theils reine Privatangelegenheiten, theils sind sie als Partikulargesetze anzusehen (capitularia specialia), während andere für das ganze Reich gültig sind (capitularia generalia). Daher herrscht auch sowohl in Bezug auf ihre Abfassung als in Betreff ihrer Publikation eine große Verschiedenheit. Wir besitzen keine vollständige Sammlung von ihnen; namentlich sind die C. von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen nicht ganz erhalten. Der Grund davon liegt darin, daß diese Verordnungen Anfangs nur von Privatpersonen gesammelt wurden, z. B. vom Abt Andegisus im J. 827, dessen Sammlung Benedictus Levita vermehrte. Erst später wurden ähnliche Sammlungen von Fürsten veranlaßt, z. B. von Lothar im J. 847. Alle diese Sammlungen sind sehr ungeordnet. Seit dem 16. Jahrhundert wurden mehrere Ausgaben von ihnen veranstaltet, unter denen die von Stephan Baluzzi (2 Bde. Par. 1677, dann 1780, Basel 1796, Fol.) die vollständigste und correcteste ist.

Capitulation heißt im Allgemeinen Vertrag, und zwar zunächst zwischen Sieger und Besiegten, wegen Einstellung des Kampfes. Wenn die Besatzung eines belagerten Platzes keine Vertheidigungsmittel mehr zu besitzen glaubt, wenn sie auf keinen Ersatz

zu hoffen hat, oder völligen Mangel an Lebensmittel oder Trinkwasser leidet, so steckt sie gewöhnlich die weiße Fahne auf zum Zeichen, daß sie wegen der Uebergabe unterhandeln (capituliren) will. Darauf wird das Feuern eingestellt, und ein Parlamentär abgesendet, um die Bedingungen der Uebergabe festzustellen, die der capitulirende Theil so vortheilhaft und ehrenvoll als möglich zu erlangen strebt. Das nennt man eine ehrenvolle Capitulation. Sie kann nur geschlossen werden, wenn die Bresche im Hauptwall bereits offen und der Sturm unvermeidlich ist. Capitulationen im freien Felde entstehen, wenn einzelne Truppentheile von ihrem Hauptheere abgeschnitten sind, und keine Möglichkeit mehr vor sich sehen, sich zu demselben durchzuschlagen. Die Geschichte erwähnt mehrere Beispiele solcher Capitulationen, wo zaghafte Befehlshaber oder entmuthigte Truppen sich lieber dem Feinde ergaben, als den Versuch wagten, sich mit dem Degen in der Faust einen Weg zu bahnen. — Capitulation heißt auch der Vertrag eines Soldaten mit seinem Obersten über freiwillige Verlängerung seiner abgelaufenen Dienstzeit. — In der deutschen Geschichte hat das Wort Capitulation noch die besondere Bedeutung eines Vertrags zwischen den Reichsfürsten und dem zu erwählenden Kaiser. Schon nach dem Fall der Hohenstaufen benutzten die geistlichen Kurfürsten ihren überwiegenden Einfluß bei den Wahlen, um sich von dem neu gewählten Kaiser in besondern Verträgen gewisse Vorrechte versprechen zu lassen. Gewöhnlich aber wurden die Wahlcapitulationen der deutschen Kaiser seit Karl V., von dem man fürchtete, er werde als König von Spanien die besondere Verfassung von Deutschland nicht achten, was man dadurch zu beseitigen hoffte, daß man ihn nöthigte, die Feststellung gewisser Puncte eidlich zu geloben. Seitdem wurden jedem deutschen Kaiser von den Kurfürsten solche Wahlcapitulationen vorgelegt, die er förmlich beschwören mußte, und die eine wichtige Classe der Reichsgrundgesetze ausmacht. Seit 1612 bestritten jedoch die übrigen Reichsstände den Kurfürsten dieses wichtige Vorrecht. Im J. 1671 wurde daher ein Project zu einer beständigen Wahlcapitulation vorgelegt; doch konnte man sich darüber nicht vereinigen, weil die Kurfürsten sich das Recht vorbehalten wollten, Zusätze und Veränderungen in derselben vornehmen zu können. Während des Interregnums vor der Wahl Karl VI. kam man endlich über eine sogenannte capitulatio perpetua überein, die zwar nicht völlig unabänderlich blieb, im Ganzen aber allen spätern Wahlcapitulationen zum Grunde gelegt ward. Die letzte Wahlcapitulation, die des Kaisers Franz II., vom 5. Juli 1792 ist noch jetzt wegen der darin aufgestellten Grundsätze des Landesstaatsrechts von Wichtigkeit. — Auch die geistlichen Stifter in Deutschland fingen seit dem 15. Jahrh. an, ihren neu zu erwählenden Aebten, Bischöfen und Erzbischöfen gewisse Regeln der künftigen Regierung als Bedingung vorzulegen, und von ihnen eidlich versprechen zu lassen; doch wurden diese Capitulationen häufig vom Papste cassirt, weil sie unrechtmäßiger Weise die Regierungsrechte zu Gunsten der Domherren beschränkten.

Capmany y de Montpalau, Don Antonio de, ein ausgezeichneter spanischer Historiker, Kritiker und Archäolog, geb. zu Barcelona 1742, nach Andern 1749 oder 1754, wählte Anfangs die militärische Laufbahn, und machte den Krieg gegen Portugal 1762 mit, trat 1770 aus der Armee, und erhielt den Auftrag, eine Colonie catalonischer Handwerker und Gärtner in die Sierra Morena zu führen, und als Commissar zu beaufsichtigen. Dieses Amt bekleidete er bis zur Absetzung des Stifters dieser Colonie, Don Pablo Olavide, begab sich dann nach Madrid, wurde hier zum Mitglied der königl. Akademie der Geschichte aufgenommen, und 1790 deren beständiger Secretär, und lebte mit rastloser Thätigkeit seinen Studien. Bei der Occupation Madrids von Seiten der Franzosen im J. 1808 entfloh er nach Sevilla, nahm einen sehr hervorragenden Theil an dem Befreiungskriege, wie als Deputirter an den Verhandlungen der Cortes, bis er am 14. Nov. 1813 der in Cadiz grassirenden Epidemie zum Opfer fiel. Unter seinen historischen Schriften zeichnen sich besonders aus „Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona“ (4 Bde., Madr. 1779—92), „Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona“ (2 Bde., Madr. 1791, 4.), „Ordenanzas de las armadas navales de la corona de Aragon“ (Madr. 1787, 4.), „Antiguos tratados de

paces y alianzas entre algunos Reyes de Aragon" (Madr. 1786, 4.), so wie die „Cuestiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica y militar" (Madr. 1807). Einen besonders vortheilhaften Ruf erwarben ihm seine „Filosofia de la elocuencia" (Madr. 1777; verb. Aufl., Lond. 1812; Gerona 1826 u. öfter); ferner das „Teatro historico-critico de la elocuencia castellana" (5 Bde., Madr. 1786—94), wieder abgedruckt unter dem Titel „Tesoro de prosadores españoles" (Par. 1841). Sehr geschätzt wird auch seine „Arte de traducir del idioma frances al castellano" (Madr. 1776, 4.), neue Ausgabe von Galiano und Salva (Par. 1835) und das „Diccionario frances-español" (Madr. 1805, 4.).

Capo d'Istria, die Hauptstadt des Istrianer Kreises im Gouvernium Triest im Königreich Illyrien, liegt auf einem felsigen Eilande im Meerbusen von Triest, und ist durch eine 2800 F. lange steinerne Brücke mit dem Lande verbunden. Die Straßen sind eng und düster, die Gebäude alt, die Mauern der Befestigungen verfallen. Sehenswerth übrigens ist die alte ehrwürdige Domkirche mit schönen Bildhauereiarbeiten und Gemälden, so wie das im alterthümlichen Styl erbaute Rathhaus. Die Stadt ist Sitz eines Domcapitels des vereinigten Bisthums Triest, der Salinendirection für das Littorale, hat 30 Kirchen, 2 Klöster, ein Gymnasium, 2 Hauptschulen, ein Theater, mehrere Hospitäler und eine Strafanstalt. An Trinkwasser fehlt es gänzlich, weshalb eine Wasserleitung dasselbe vom Festlande herbeiführt, so wie man auch in Zisternen das Regenwasser auffängt. Die Einwohner, 6000 an der Zahl, beschäftigen sich mit Verfertigung von Leder und Seife, treiben viel Küstenschifffahrt und Fischerei, Wein- und Oelbau, und gewinnen in Baisalzschlämmereien eine große Menge Seesalz, mit dem sie ebenfalls einen nicht unbeträchtlichen Handel treiben. Die Stadt hieß im Alterthum Aegida, erhielt nach ihrer Eroberung durch den oströmischen Kaiser Justinian I. im 6. Jahrh. n. Chr. zu Ehren des Oheims desselben den Namen Justinopolis, machte sich aber später unabhängig vom griechischen Kaiserreiche, und bildete eine Republik, bis sie im 10. Jahrh. die Hoheit der Venetianer anerkennen mußte. Im 14. Jahrh. eroberten die Genueser C., die es bis 1478 behielten, wo die Venetianer die Stadt von Neuem einnahmen und nun zur Hauptstadt von Istrien erhoben. Mit Istrien kam es dann an Oestreich.

Caponnièren heißen im Allgemeinen bombenfeste bedeckte Räume oder Gänge in Festungen, die entweder eigene abgeschlossene Werke zur Vertheidigung des Hauptgrabens bilden, oder blos sichere bedeckte Gänge sind, welche die Außenwerke mit dem Hauptplatz verbinden. In der neuern Befestigungskunst werden die C. besonders gern zur Vertheidigung eingerichtet, und zu diesem Zweck meist von Mauerwerk aufgeführt, zuweilen mehrere Etagen hoch, und zu Geschütz und kleinem Gewehr eingerichtet. In den Festungen Koblenz, Posen, Ingolstadt ꝛc. machen die Grabencaponnièren einen wesentlichen Theil des Befestigungssystems aus. Es sind dann meist förmlich kasemattirte Gebäude, wie sie auch schon Montalembert angegeben hat. Manchmal sind es auch blos mit gemauerten oder Erdbrustwehren zu beiden Seiten eingefaßte und mit Gewehrscharten versehene Gänge, welche oben mit einer Balkendecke, auf welche Erde geschüttet ist, überdeckt sind. Sollen die C. nur die eine Seite des Grabens mit ihrem Feuer bestreichen, so heißen sie halbe, sollen sie dies zu beiden Seiten thun, so nennt man sie ganze C. Rückencaponnièren (Caponnières à feu de revers) heißen diejenigen, welche sich in den ausspringenden Winkeln der Contrescarpe befinden. Ob sich die C. so vortheilhaft bewähren werden, als ihre Vertheidiger behaupten, müssen künftige Belagerungen zeigen. Jetzt haben sie schon viele Gegner gefunden, die in ihnen besonders den Nachtheil sehen, daß sie die Vertheidigungsmittel zersplittern und isoliren, und überhaupt das Vertheidigungswerk zu sehr verkünsteln.

Caprara, Giambattista, geb. 1733 zu Bologna, war der Sohn eines Grafen von Monte Cocolli, nahm aber den Namen seiner Mutter Caprara an. Er wählte den geistlichen Stand, wurde 1758 unter Benedict XIV. Vicelegat von Ravenna, und kam 1785 im Auftrage Pius' VI. nach Wien, um den Kaiser Joseph zu bestimmen, nicht zu rasch und zu eigenmächtig in Kirchenangelegenheiten zu entscheiden, richtete aber hier Nichts aus.

1792 wurde er Cardinal, bald darauf Beisitzer im Staatsrathe und 1800 Bischof von Jesi. 1801 wurde er unter Pius VII. nach Paris als legatus a latere gesandt, schloß das Concordat ab, wurde Erzbischof von Mailand und salbte Napoleon zum Könige von Italien. Er starb den 21. Juni 1810 zu Paris, nachdem er vorher das Augenlicht verloren hatte.

Capri, bei den Alten Capreä genannt, eine reizende Insel im Golf von Neapel, durch ihre Lage an der Punta della Campanella für Neapel von großer militärischer Wichtigkeit, ist ungefähr eine QM. groß, enthält gegen 4000 Einw. und zerfällt in die 2 Hälften Capri und Anacapri. Letztere ist der höhere und unfruchtbare Theil, und beide sind nur durch einen schmalen, steilen, in den Felsen gehauenen Fußpfad von 533 Stufen mit einander verbunden. Die einzigen Ortschaften dieser Insel sind Capri und Anacapri auf den gleichnamigen Felsenhälften, die große Marina am Landungsplatze, ein elendes Fischerdorf von einigen 20 Hütten und groß nur genannt zum Gegensatz zu der kleinen Marina, einem einzelnen Hause auf der südlichen Küste. Früher war C. der Sitz eines Bischofs, welcher von seinen Haupteinkünften, der Abgabe des Wachtelfanges, Wachtelbischof genannt wurde. Die Einwohner sind fleißig und arbeitsam, und leben von Oel- und Weinbau, versinken aber trotz ihres Fleißes durch die verkehrte neapolitanische Verwaltung in immer tiefere Verarmung. Nicht allein, daß man die Producte dieser Insel wie die eines fremden Landes mit hohen Zöllen belegt, schickt man auch Räuber, oft sogar Mörder nach Capri, um daselbst ihre Strafzeit abzusitzen, und zwar nicht im Kerker, sondern als dienstthuendes Militär. Getreide wird auf der Insel gar nicht gebraucht; der wenige Bedarf an Schlachtvieh wird von Neapel herübergeschafft. Das Sammeln des Seesalzes ist bei Galeerenstrafe verboten. Die Einwohner, besonders auf Capri, sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, und die Frauen zeichnen sich durch reizende Gesichtsbildung aus. Auf Anacapri findet man dagegen häufig afrikanische Physiognomien. Eine Miglie von der großen Marina liegt die viel besuchte blaue Grotte (grotta azurra oder blua). Der Eingang in dieselbe ist bei ruhiger See etwa 4 Fuß über dem Spiegel, der Reisende streckt sich auf den Boden eines besonders dazu eingerichteten Nachens, und der Schiffer benutzt den Moment, wo die Wellen zurückkehren, um den Kahn hineinzuzwängen; bei einigermaßen bewegtem Meere ist der Besuch der Grotte nicht rathsam, eines Theils weil dann der ganze Zauber der Farbe verloren geht, besonders aber weil der Ausgang auf längere Zeit unmöglich werden kann. Die günstigste Stunde des Besuchs ist die eilfte des Vormittags, wo die Sonne dicht vor der Grotte auf das Meer leuchtet, und jenen wundervollen Reflex hervorbringt. Die Höhle selbst ist über 100 F. lang und 50 F. breit. Die hintern Wände sind mit Tropfstein begleitet. Der größte Reiz aber besteht in jener unbeschreiblich schönen glänzenden Atlasbläue des Wassers, in seiner Durchsichtigkeit, in der öligen Schwere, mit der es sich an den schwimmenden Körper hängt, und den Badenden von lichter blauer Farbe umflossen zeigt, besonders aber in dem Abglanz der Wasserfarbe an der Felsenwölbung. Verfallene Stufen lassen vermuthen, daß diese heimliche Badezelle mit einer der Villen des Tiberius in Verbindung stand. Wieder entdeckt wurde diese Grotte von 2 Deutschen, dem Maler Fries aus Heidelberg und Kobisch aus Breslau, welche im J. 1826 es wagten, in die nur bei ruhigem Meere sichtbare Oeffnung hineinzuschwimmen, und deren Namen wunderlich genug verdreht noch jetzt in dankbarer Erinnerung des Volks leben. Auf dem östlichen Vorgebirge der Insel liegen die Trümmer des Tiberiuspalastes. Ein anderer nicht minder romantischer Punct ist die Grotta del matrimonio. Von dem höchsten Puncte der Insel, dem Monte-Salaro, genießt man eine der umfassendsten Ansichten Italiens, indem man mit einem Blicke die Meerbusen von Gaëta, Neapel und Salerno und im Hintergrund die terrassenförmig aufsteigenden Bergreihen überschaut. Die Insel war Anfangs Eigenthum der Stadt Neapolis, von welcher sie Augustus durch Kauf und Tausch an sich brachte. Die entzückende Lage der Insel bewog ihn, sie mit einem prächtigen Palast zu schmücken, und zu seinem Lieblingsaufenthalt zu erwählen. Tiberius errichtete hier 12 Villen, und überließ sich in ihnen allen Genüssen

seiner gemeinen Seele. Im Mittelalter und bis in die neueste Zeit war C. nur immer ein offenes Gewahrsam für Staatsverbrecher. Historisch denkwürdig wurde die Insel erst wieder durch den Ueberfall der Franzosen im October 1807 unter dem General Lamarque, der sich dadurch in den Besitz des westlichen Theils derselben setzte, und die Engländer unter Hudson Lowe, die sich noch 16 Tage auf der Ostküste vertheidigten, zur Capitulation zwang.

Capriccio, Caprice (Eigensinn), heißt eine Gattung Musikstücke, welche theils im Formenbau sich nicht an eine bestimmte scharfbegrenzte Gattung anschließen, theils in der Besonderheit der Motive, oder durch das eigensinnige Festhalten einer Figur ihren Namen rechtfertigt. Ihr Charakter ist Eigenthümlichkeit der Erfindung und Keckheit der Ausführung. Eine besondere Art des C. ist die Etude (s. d.).

Capua, Hauptstadt der Provinz Terra di Lavoro im Königreiche Neapel, liegt am Volturno, hat 7300 Einw., und ist schlecht gebaut. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs und Tribunals, hat eine Kriegsschule, eine sehenswerthe Kathedrale, und in der Nähe liegen die Trümmer des alten Capua, wo noch die Ruinen eines Amphitheaters zu sehen sind. In alten Zeiten war Capua eine der größten und schönsten Städte und der Aufenthalt vieler reichen Römer; jetzt aber steht die Luft der Umgegend wegen der ungesunden Sümpfe in keinem guten Rufe. Hannibal nahm hier nach der Schlacht bei Cannä seinen Aufenthalt, und begünstigte sie sehr, weswegen sie sich mit ihm gegen die Römer verband, von denen sie jedoch nach 5 Jahren erobert und zerstört wurde. Römische Colonisten bauten sie wieder auf, und durch Julius Cäsar, der wieder 20,000 Colonisten hinsandte, gedieh sie zu großem Wohlstand. Später zerstörten sie die Vandalen. Narses ließ sie wieder aufbauen, worauf die Longobarden sie wieder zerstörten. Das jetzige C. ist im 9. Jahrhunderte erbaut.

Caput mortuum, Todtenkopf, englisch Roth, wird der in der Retorte nach der Destillation der Schwefelsäure aus Eisenvitriol zurückbleibende Rückstand genannt, welcher zum Anstreichen benutzt wird, und aus Eisenoxyd besteht.

Carabiner heißt eine der Infanterie-Flinte nachgebildete Schußwaffe der Reiterei, welche sich durch kürzeren Lauf, kleineres Caliber und größere Leichtigkeit von jener unterscheidet; auch ist sie nicht mit einem Bajonett versehen. Der C. hat gewöhnlich einen glatten Lauf, doch befindet sich bei jeder Schwadron eine Anzahl Reiter, welche mit gezogenen C. bewaffnet sind, und Büchsenschützen heißen. In frühern Zeiten hatte nur die leichte Reiterei C., die wahrscheinlich zuerst zur Zeit Karl's VIII. und Ludwig's XII. von den Italienern gebraucht wurden. Damals hieß sie Patrinale und war sehr kurz. Um eine größere Schußweite zu erhalten, gaben ihm die Spanier wahrscheinlich eine Länge von 3½ Fuß. Die ältesten C. waren mit einem Radschloß versehen, und wurden der größern Bequemlichkeit wegen mit Patronen geladen. Der C. hing an einem Riemen über der Schulter, wie ihn noch jetzt die französischen Chasseurs d'Afrique tragen; später pflegte man die C. an der rechten Lende in einem ledernen Schuh zu tragen, und hing sie erst im Gefecht an einen am Bandelier befestigten Haken. Die C. der französischen, österreichischen und russischen Dragoner kommen an Länge den Infanterieflinten ziemlich gleich, und die neuen französischen Artilleriecarabiner sind percussionirt, und für den Dienst für Afrika mit leichten Bajonetten versehen.

Carabiniers hießen ursprünglich die mit kürzern Feuergewehren (Carabinern) bewaffneten Reiter; in den deutschen Heeren nannte man sie Anfangs Hakenschützen. Bei den Oesterreichern war noch im siebenjährigen Kriege jedem Küraßierregimente eine Schwadron Carabiniers zugetheilt, und auch die französischen, preußischen und sächsischen C. unterschieden sich nur durch die Benennung von den Küraßieren. In der neuern Zeit legten die deutschen C. ihre Küraße ab. Zur Zeit des Revolutionskrieges wurden bei den Franzosen auch C. zu Fuße errichtet, die gezogene Gewehre führten, und Compagnienweise den Regimentern zugetheilt wurden, ähnlich den deutschen Scharfschützen. Auch die in der neuesten Zeit errichteten Chasseurs de Vincennes oder Chasseurs d'Orléans sind nichts weiter als C. zu Fuß; jedes Bataillon ist in 8 Compagnien getheilt, von denen 7

mit gewöhnlichen, und 1 mit schweren Carabinern bewaffnet ist; die erstern heißen Carabines ordinaires, haben 4 Züge, und schießen eine Kugel, deren 20 auf 1 Pfd. Blei gehen; die schweren heißen grosses carabines, haben 6 Züge, und von ihren Kugeln gehen 12 auf 1 Pfd. Blei, die leichten schießen bis auf 400, die schweren bis auf 600 Metres mit großer Genauigkeit.

Caracalla, eigentlich M. Aurelius Antoninus Bassianus, geb. 188 n. Chr. zu Lyon, ältester Sohn des Kaisers Septimius Severus, erhielt von der Caracalla, einem langen gallischen Kleide, die er in Rom zur Volkstracht machen wollte, den Spottnamen C. Severus nahm ihn und seinen Bruder Geta, als sie noch Knaben waren, auf einem Feldzuge gegen die Parther mit, wo die kaiserliche Leibwache sie zu Cäsaren ausrief. 206 machten Beide den Krieg gegen die Briten mit, und erhielten den Beinamen Britannicus. Hier machte C. einen Versuch, seinen Vater zu ermorden, und als dies nicht gelang, wiegelte er das Heer gegen ihn auf, erhielt aber für Beides Verzeihung. Nach des Vaters Tode, 211, sollten C. und Geta gemeinschaftlich regieren, allein C. ließ seinen Bruder schon zu Anfange des J. 212 in den Armen seiner Mutter ermorden. Viele Freunde und Diener des unglücklichen Geta, einige Vestalinnen, selbst der berühmte Jurist Papinianus, theilten dasselbe Schicksal, weil sie den Tod Geta's beklagt hatten. Um seine wahnsinnige Verschwendungslust zu befriedigen, und seine Soldaten zufrieden zu stellen, griff er zu endlosen Bedrückungen und Räubereien. Allen freien Nichtbürgern gab er das Bürgerrecht, um von ihnen dieselben Abgaben wie von den Bürgern zu erhalten. Auf seinen Kriegszügen, auf denen er bald den macedonischen Alexander, bald den Sulla nachahmen wollte, suchte er die von der Tyrannei der frühern Kaiser noch verschont gebliebenen Provinzen auszusaugen. Zuerst ging er über den Rhein gegen die Katten und Alemannen, kehrte aber bald zurück, ohne Etwas ausgerichtet zu haben, griff darauf die Geten in Dacien an, ohne bessern Erfolg, und ging endlich nach Asien, wo er bei Ilium den Achilles durch Opfer und Spiele feierte. Hinterlistig beraubte er den König des kleinen Staats Edessa, einen Bundesgenossen der Römer, seiner Herrschaft, und hielt den König von Armenien gefangen, obgleich er nicht wagte, sein Land anzugreifen. Seine Grausamkeiten und sein Blutdurst kannten keine Grenzen. Nach Geta's Tode soll er binnen Kurzem 20,000 Menschen als dessen Anhänger ermordet haben; er vergiftete seinen Freigelassenen Festus, um Achilles' Schmerz über den Tod des Patroklus nachzuahmen, verübte in Gallien Grausamkeiten aller Art, eben so in Dacien, Antiochien, Macedonien, Thracien, Nikomedien, und ließ ein gräßliches Blutbad unter den Bürgern von Alexandrien anrichten. Nach Parthien unternahm er einen verheerenden Streifzug, nachdem er den König Artabanus IV. getäuscht hatte, und wollte ihn im folgenden Jahre, 217, wiederholen, als ihn Macrinus, der Präfect der Prätorianer, der erfahren hatte, daß sein eignes Leben bedroht sei, zwischen Edessa und Carrä ermorden ließ. Aus Furcht vor den Soldaten, die C. liebten, versetzte man ihn unter die Götter. Unter den Bauten, die er zu Rom errichtete, sind besonders die Thermen (Thermae Antoninianae seu Caracallae) berühmt, unweit der Porta Capena.

Caraccas, eine Provinz des Freistaats Venezuela (s. d.) in Südamerika, ist 3800 QM. groß, und zählt 500,000 Einw. Seit 1498, wo es Columbus entdeckte, gehörte es den Spaniern; 1526 vergab es Kaiser Karl V. als Lehen der Krone Castilien für eine Anleihe an den Handelsherrn Welser in Augsburg; da aber die dorthin geschickten deutschen Soldaten durch ihre Geldgier und Grausamkeit gegen die Eingebornen die Colonie zu Grunde richteten, gaben die Welser 1546 die Besitzung wieder an Spanien, die C. einem besondern Vicekönig übergaben. 1810 empörte sich C. unter Miranda gegen die spanische Zwangsherrschaft, und es wurde unter ihm und unter Bolivar gegen die königlich-spanischen Truppen unter Morillo mit der größesten Erbitterung und unter großem Blutvergießen hier gekämpft, bis C. 1821 erst als ein Theil des Freistaates Columbia, dann 1831 als eine besondere Republik unter dem Namen Venezuela (s. d.) sich für frei erklärte. Die größte Stadt des Landes ist die Hauptstadt Caraccas oder San Leon de C., in einem Thale von hohen Gebirgen umgeben, ist gut gebaut, hat 50,000 Einw.,

eine Universität, und ist der Sitz eines Erzbischofs. Die Kathedrale ist prächtig gebaut. 1812 verwüstete ein furchtbares Erdbeben einen Theil der Stadt, die aber seitdem zweckmäßig und schöner wieder aufgebaut ist. Die Einw. unterhalten einige Manufacturen, und treiben lebhaften Handel, besonders ausgeführt werden Cacao, Tabak, Indigo, Baumwolle, Farbholz, Chinarinde und Häute.

Caraccioli, eine alte Familie im Königreiche Neapel, welche im 9. Jahrh. aus Griechenland eingewandert sein soll, große Reichthümer besitzt, und aus welcher sich mehrere Glieder berühmt gemacht haben. Ser Gianni C., der Begründer des Ansehens und Reichthums der Familie, wurde 1415 Secretär der Königin Johanna II. von Neapel und ihr erklärter Günstling. Mit Ehren, Würden und Gütern überhäuft, wurde er immer unersättlicher in seiner Habsucht. Schon war er Connetable und Großseneschall des Reichs, Herr des Herzogthums Melfi, und besaß die Titel eines Herzogs von Vicenza, Grafen von Avellino und Herrn von Capua, als er von der Königin noch das Herzogthum Amalfi und das Fürstenthum Salerno verlangte. Als diese die Bitte abschlug, gerieth er in solchen Zorn, daß er die Königin mißhandelte. Er sollte verhaftet werden, und verlor, während er sich dem widersetzte, das Leben, 1432. Seine Güter wurden confiscirt, seine Mörder begnadigt. — Giovanni C., Fürst zu Melfi, Herzog von Venosa, Ascoli und Soria, Großseneschall von Neapel und Marschall von Frankreich, war bei dem Einfall der Franzosen in Neapel unter Karl VIII. und Ludwig XII. ein treuer Freund derselben, wandte sich aber später zur Partei Kaiser Karl's V. In Folge dessen wurde er 1520 von dem franz. Marschall Lautrec gefangen genommen und nach Frankreich geführt. Franz I. verzieh ihm, entschädigte ihn für die erlittenen Verluste durch mehrere Güter, und übertrug ihm sogar die Führung seiner Heere in der Provence. Dies edle Betragen gewann C. völlig für Frankreich, dem er sehr wichtige Dienste leistete. Im J. 1543 erhielt er mit dem Marschallstab den Oberbefehl in Piemont, starb aber 1544, als er von dort nach Frankreich zurückreiste, zu Susa. — Marino C., ein gewandter Diplomat, geb. 1464 zu Neapel. Leo X. lernte ihn 1515 auf dem lateranischen Concil kennen, wo er im Auftrage des Herzogs von Mailand erschienen war, ernannte ihn zum apostolischen Protonotar, und schickte ihn 1518 nach Deutschland, um den Kurfürsten von Sachsen zur Auslieferung Luther's zu bewegen. Hier lernte ihn Kaiser Karl V. kennen, fand Gefallen an ihm, und gebrauchte ihn zu wichtigen Sendungen nach Venedig, England, und besonders nach Mailand. Im J. 1524 verlieh er C. das Bisthum Catanea, verschaffte ihm später durch Paul V. den Cardinalshut, und ernannte ihn nach des letzten Herzogs von Mailand Tode zum Statthalter von Mailand, wo er 1538 starb. — Louis Antoine de C., geb. 1721 zu Mons, studirte in Italien, wo er bei Benedict XIV. und Clemens XIII. in großem Ansehen stand, bereiste dann Deutschland und Polen, wo er als Hofmeister die Kinder des Prinzen Rzewuski erzog, kehrte dann nach Paris zurück, wo er in ziemlich dürftigen Umständen 1803 starb, da die polnische Revolution ihn der Pension beraubte, die er aus Polen und Oesterreich bezog. Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen sich aus: „Lettres et récréations morales“ (4 Bde., 1767), „Dictionnaire pittoresque et sentencieux“ (3 Bde., 1768); besonders aber machten seine „Lettres intéressantes du pape Clément XIV.“ (4 Bde., 1777) großes Aufsehen, und lange hielt man den genannten Papst (Ganganelli) für den wirklichen Verfasser derselben. — Franz C. wurde gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts geboren, und trat sehr früh in neapolitanische Seedienste, in denen er von Grad zu Grad empor stieg, bis er im J. 1793 Admiral wurde. Er commandirte als solcher die neapolitanischen Schiffe in der Expedition vor Toulon. Als König Ferdinand IV. im Laufe der damaligen Begebenheiten gezwungen war, nach Sicilien zu flüchten, so erhielt C. den Auftrag, ihn dahin zu geleiten. Der König wählte zu seiner Ueberfahrt engl. Schiffe; diese erlitten aber auf derselben bedeutende Havarien, während C. die seiner Obhut anvertrauten sicher leitete. Dies scheint den Neid der Engländer erweckt zu haben. Bei dem Könige und der Königin verleumdet, kehrte C. nach Neapel zurück, und trat in die Dienste der neugeschaffenen parthenopeischen Republik, und trieb, trotz des üblen Zustandes der

neapolitanischen Marine, die englisch-sicilianische Flotte zurück. In Folge einer mit dem Cardinal Ruffo abgeschlossenen Capitulation räumten die Franzosen Neapel; allein der engl. Admiral Nelson bestritt die Gültigkeit dieser Capitulation, und C. wurde als ein Agent der Revolution zum Tode am Galgen verurtheilt, den er mit kaltem Blute erlitt, nachdem er vergebens von Nelson die Gnade erbeten hatte, erschossen zu werden. — Marquis de C., geb. 1711, war um 1745 neapolitanischer Gesandter zu London und Paris. Er wird in allen Memoiren seiner Zeit erwähnt wegen seines feinen und gebildeten Benehmens in allen großen Gesellschaften, deren Zierde er war. Späterhin wurde er Vicekönig von Sicilien. Er starb 1789 zu Palermo.

Carafa oder Caraffa, Michele, ein beliebter italienischer Tonsetzer, wurde 1787 zu Neapel geb., wo er musikalischen Unterricht unter Fenaroli im Conservatorium, und später den Cherubini's zu Paris genoß. Als Liedercomponist ist er vorzüglich; auch hat seine Opera seria: „Gabriele de Vergy", in welcher er sich dem franz. Geschmack näherte, vielen Beifall gefunden.

Caraffa, eine berühmte neapolitanische Familie, von deren Gliedern sich mehrere als Feldherren und Staatsmänner ausgezeichnet haben. Olivier C., geb. 1406, war der Sohn von Franz C., und Neffe des Grafen Daniel v. Montalone, der bei Alfons von Aragon und Ferdinand, König von Neapel, in hoher Gunst stand. Papst Paul II. ernannte ihn 1467 zum Cardinal, und Sixtus IV. schickte ihn als Legat a Latere an den König Alfons von Neapel, auch ernannte er ihn 1472 zum Admiral über eine gegen die Türken ausgerüstete Flotte, mit welcher er Smyrna und den Hafen von Satalia in Afrika eroberte. Er starb am 20. Jan. 1511 zu Rom, wo er die berühmte Pasquinstatue wiederaufrichten ließ. — Karl C., Neffe des Papstes Paul IV., und 3. Sohn des Grafen Joh. Alfons von Montorio, geb. zu Neapel am 29. März 1517, focht erst als Soldat in den Niederlanden unter den Spaniern, trat dann in den Malteserorden, und wurde von Paul IV. zum Cardinal erhoben. Da der Papst zu seiner und seines Bruders Gunsten die Colonna's ihrer Güter beraubte, sah er sich mit König Philipp II. von Spanien in Krieg verwickelt, der von Karl C. zu Gunsten der C.'s 1557 beigelegt wurde. Seine Willkür, mit der er, ohne Erlaubniß des Papstes, neue Steuern erhob, erregte den Unwillen des Volks. Der Papst, durch einen Mönch und die Klagen der Armen darauf aufmerksam gemacht, und eifersüchtig auf die Macht der beiden Brüder, verbannte sie 1559 und beraubte sie aller ihrer Würden. Er selbst starb acht Monate darauf. Pius IV., sein Nachfolger, ein erbitterter Feind der C.'s, ließ die Brüder gefangen nehmen, und den Cardinal 1561 im Gefängniß erdrosseln. Pius V., Nachfolger Pius' IV., ließ aber den Proceß der beiden Brüder revidiren, und sie 1566 für unschuldig erklären. — Johann C., Graf von Montorio, Bruder des Vorigen, wurde von seinem Oheim, dem Papst Paul IV., zum Herzog von Palliano und zum Generalissimus der päpstlichen Land- und Seemacht erhoben. Später fiel er in Ungnade bei seinem Oheim; Pius IV. aber ließ ihn 1561 enthaupten, weil er angeklagt wurde, seine Gattin Violanta Discarsona des Ehebruchs fälschlich beschuldigt und ermordet zu haben. — Anton C., geb. 1538 zu Neapel, wurde unter dem Papste Pius V. Cardinal, und erhielt die Aufsicht über die Congregation zur Verbesserung der Bibel, und Erklärung des tridentinischen Conciliums. Unter Gregor XIII. wurde er Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek und starb 1591. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: die Uebersetzungen des Comment. Theodoreti in Psalmos; Gregorii Nazianzeni orationes aus dem Griech. ins Lateinische. Außerdem veranstaltete er eine Ausgabe der Septuaginta mit Scholien von Pietro Morin (Rom 1587, Fol.), lat. von Nobilius (ebend. 1588, Fol.); griechisch und lateinisch, mit dem N. T. (Paris 1628, 3 Bde., Fol.). — Anton C. zeichnete sich in österreichischen Diensten, besonders in Ungarn gegen die Türken aus, ging im Auftrage Leopold's I. nach Polen, um Johann Sobiesky um Hilfe gegen die Türken, welche Wien belagerten, zu bitten. Später focht er gegen die Türken in Ungarn und Siebenbürgen, eroberte Eperies, Erla, Griechisch-Weißenburg, Belgrad und Munkacs, machte sich aber in Ungarn durch seine Grausamkeit und Unmenschlichkeit, die er bei Untersuchung der Verschwörung des Tököly zeigte, allgemein verhaßt. Er starb 1693 zu Wien.

Caraman, Jos. Franç., s. **Chimay**, Prinz von.

Carascosa, Michele, Baron, geb. in Sicilien von armen Aeltern, trat früh in neapolitanische Dienste. Als König Ferdinand beim Vordringen der franz. Heere sich nach Sicilien begab, schloß er sich an die republicanische Partei an, die 1798, nach Mack's Niederlage, die parthenopeische Republik proclamirte; dennoch erhielt er Begnadigung, als Ruffo Neapel erobert, und alle Beamten und Anhänger der Republik geächtet wurden. Als 1806 die Franzosen Neapel von Neuem besetzten, nahm C. sogleich wieder Kriegsdienste, wurde Bataillonschef unter Joseph Bonaparte, und focht mit Auszeichnung in Spanien. Joachim Murat erhob ihn zu den höhern militärischen Würden, so daß er als Divisionsgeneral 1814 einen Theil des Heeres gegen die Franzosen befehligte, und 1815 gegen die Oesterreicher focht, wo er die Militärconvention von Casalanza mit unterzeichnete. Die Militärinsurrection in Neapel 1820 sollte er als Kriegsminister dämpfen, allein auch unter seinen Truppen brach der Aufruhr aus, und er nahm bald darauf selbst Theil an der Revolution. Gegen die Oesterreicher sollte er die Straße von Terracina nach Neapel decken, wurde aber von ihnen umgangen, sein Heer zerstreut, und er floh erst nach Barcelona, dann nach England, wo er sich mit seinem frühern Waffengefährten, dem General Pepe, überwarf und duellirte. Seine „Mémoires historiques, polit. et milit. sur la révolution du royaume de Naples en 1820" (London 1823) sind nicht ohne Werth.

Caravaggio, s. Caldara.

Caravaggio, Michel Angelo Amerighi oder Merigi, genannt Michel Angelo da, wurde 1569 zu Caravaggio im Mailändischen geboren, verließ das Maurerhandwerk, wozu er anfänglich bestimmt war, und studirte zu Mailand und Venedig die Malerkunst, worauf er in Rom Aufsehen zu erregen anfing. Nachahmung der Natur war in seinen Werken dieses Künstlers höchstes Streben, und vor diesem verschwand das Ideal. Meisterhaft verband er aber das Colorit mit der Kraft des Helldunkels. Sein eignes Leben war auf mannichfache Weise verworren, und seine Bilder, die gewissermaßen den Stempel desselben und seiner Zeit tragen, sind in dieser Hinsicht höchst charakteristisch. Eines Mordes wegen mußte er aus Rom flüchten; aus andern Orten vertrieb ihn sein Ungestüm, der ihn in Streitigkeiten und Duelle verwickelte. In Malta, wo ihn der Großmeister zur Belohnung seiner künstlerischen Leistungen zum Ritter schlug, war ebenfalls seines Bleibens nicht. Endlich ward er auf der Rückkehr nach Rom überfallen, und starb an seinen Wunden im J. 1609.

Carbonari, d. h. Köhler, ist der Name einer weit verbreiteten, geheimen politischen Gesellschaft in Italien, die zuerst 1820 aus ihrem geheimnißvollen Dunkel hervortrat. In den Instructionen, Katechismen der verschiedenen Grade, so wie in den Statuten und Ritualen, die sie von Zeit zu Zeit drucken ließ, ist nie der eigentliche Geist des Ganzen, das geheime Spiel der Obern dargestellt; weshalb man aus diesen einseitigen Schilderungen noch jetzt kein ganz klares Bild sich entwerfen kann. Die Fabeln über ihr hohes Alter zerfallen in sich, da ihre Entstehung am Wahrscheinlichsten erst in die Zeit der jüngsten französischen Herrschaft über Neapel fällt. Botta erzählt in seiner „Storia d'Italia", daß sich unter Murat's Herrschaft die Republicaner in die Abruzzen geflüchtet, und dort von gleichem Hasse gegen die Franzosen, wie gegen König Ferdinand beseelt, einen geheimen Bund geschlossen und sich Köhler genannt hätten. Ihr Haupt war Capobianco, ein ausgezeichneter Redner; ihr Zweck sprach sich in dem Zuruf aus: „Rache des durch den Wolf erdrückten Lammes." Der König Ferdinand und seine Gemahlin wünschten ihren Beistand gegen die Franzosen und schickten den Prinzen Moliterni, der selbst ein heimlicher Republicaner war, an sie ab. Graf Orlow schreibt in seinen „Mémoires sur le royaume de Naples" die Stiftung oder neue Belebung der C. der Königin Caroline von Sicilien zu; Andere nennen den vormaligen Polizeiminister Maghella als den Stifter oder denjenigen, welcher ihnen politische Bedeutung gegeben habe. Das Rituale der C. war vom Kohlenbrennen hergenommen. Vertreibung der Wölfe aus den Wäldern, d. h. Kampf gegen Tyrannei war die Grundlage ihrer Symbole. Früher verstand man darunter nur Be-

freiung von ausländischer Herrschaft; nach der Restauration der vertriebenen Königsfamilie entwickelten sich aber wahrscheinlich demokratische und antimonarchische Grundsätze, die namentlich den höhern Graden mitgetheilt wurden. Unter einander nannten sie sich gute Vettern. Uebrigens scheint keine allgemeine Verbindung und Leitung des Ordens zu Stande gekommen zu sein, obgleich die Vereine der einzelnen Orte unter einander in Verbindung standen, nämlich nach den Provinzen. Der Versammlungsort hieß Hütte (baracca), die äußere Umgebung Wald, das Innere der Hütte Kohlenverkauf (vendita). Der Verein sämmtlicher Hütten einer Provinz nannte sich eine Republik. Solcher Republiken waren Westlucanien in Principato citra, die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die Republik Ostlucanien in Bassilicata, mit dem Hauptsitz zu Potenza, ferner die Republiken Hirpinien, Daunien ꝛc. Wohl suchten die Oberhütten (alte vendite) in Neapel und Salerno den Orden wenigstens für das Königreich unter eine allgemeine Direction zu bringen, scheinen damit aber nicht recht zu Stande gekommen zu sein. Das Volk zeigte sich für die Sache sehr eingenommen, denn gleich nach der neuern Stiftung des Vereins zählte er schon 24—30,000 Mitglieder, und dieser Eifer verbreitete sich in ganz Italien dergestalt, daß im Monat März 1820 allein gegen 650,000 neue Mitglieder aufgenommen worden sein sollen. Vorzüglich scheint der geistliche Stand und das Militär sich zu dem Verein gedrängt zu haben. In den Statuten spricht sich neben den politischen auch ein religiös-protestantischer Charakter aus, der diesem Bunde eine ganz besondere Bedeutung gibt. Es heißt nämlich darin: „Jeder Carbonaro hat das natürliche und unveräußerliche Recht, den Allmächtigen nach seiner eigenen Einsicht und Ueberzeugung zu verehren.“ Aus der Freimaurerei ist die Carbonaria nicht entstanden, doch hat sie manche Form von dieser entlehnt. Nach ihrem Muster bildeten sich bald ähnliche Vereine, die aber zum Theil ausarteten; so die Calderari (s. d), die europäischen Patrioten, die Decisi, d. h. Entschlossenen, die aber, nachdem ihr Haupt, Ciro Annichiarico, ein ehemaliger Geistlicher, 1817 von dem General Church gefangen genommen und hingerichtet worden war, sich gänzlich auflösten.

Auch in Frankreich hatten sich seit der Restauration der Bourbons mehrere geheime Gesellschaften gebildet, die sich, als 1820 die Carbonaria öffentlich auftrat, mit dieser verbrüderten, und bald darauf in Paris sich völlig mit ihr verschmolzen. Nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont, als sämmtliche Regierungen die Theilnahme an der Verbindung als Hochverrath verboten, wurde Paris der Mittelpunkt der Charbonnerie, die von jetzt an einen vorherrschend französischen Charakter annahm. Die Eingeweihten nannten sich auch hier gute Vettern (bons cousins), die nicht C. wurden pagani oder Heiden genannt. Jede Venta bestand aus 20 Mitgliedern; die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Centralventa, die wieder durch einen Deputirten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ertheilte den hohen Venten durch Emissäre ihre Befehle. Uebrigens galt der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, und die ganze Verbindung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe; auch kannte jeder Carbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach den Statuten sollte der Meineid, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruch eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Loos bestimmten bon cousin mit dem Tode bestraft werden. In den ersten Zeiten ihrer Verpflanzung nach Frankreich bis zu Ende des französisch-spanischen Krieges und dem Umsturz der Cortesverfassung war die Charbonnerie sehr thätig. In Paris allein sollen mehrere hundert Venten bestanden haben, und im Jahre 1821 zeigten nicht weniger als 25 Präfecten das Bestehen solcher Vereine in ihren Departements an. Auch unter dem Heere fand diese Verbindung großen Anhang. Vom Sept. 1820 bis zum 16. März 1821 bestand ein eigenes Comité für militärische Wirksamkeit. Im Ganzen soll damals die Zahl der C. in Frankreich mehr als 60,000 betragen haben. Nach dem Sieg der Restauration in Spanien, der in Frankreich eine bedeutende Rückwirkung äußerte, beschränkte sich die Verbindung mehr auf eine revolutionäre Bearbeitung des Volksgeistes, und nur wenige Einge-

weihte nahmen an dieser Art der Thätigkeit einen fortwährenden Antheil. So bestand der Verein bis zum Jahr 1830, und zählte Männer in seiner Mitte, die nach der Julirevolution eine bedeutende Rolle spielten, wie den spätern Justizminister Barthe (s. d.), den Herzog von Montebello u. A. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, und seitdem scheint die frühere Verbindung sich völlig aufgelöst zu haben. Die Republicaner bildeten aber einen neuen Bund, die sogenannte Charbonnerie démocratique, die ihre Formen aus der alten Carbonaeria entlehnte, ihren Zweck aber in der Richtung einer allgemeinen Republik fand. Die Ideen, welche der neuen Charbonnerie zu Grunde lagen, waren die einer absoluten Gleichheit, wie sie Babeuf ausgesprochen hatte. An der Spitze der Verbindung stand der 1837 gestorbene Buonarotti (s. d.), ein früherer Mitverschworener Babeuf's. Nächst ihm waren Teste und der Deputirte d'Argenson die vorzüglichsten Leiter. Diesen Männern schien Paris die Hauptstadt der Welt, und Alles, was nicht von da ausging, schon darum verdächtig. Daher arbeiteten sie, vielleicht ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein, auf einen unbedingten Absolutismus der Hauptstadt hin, und suchten selbst dem Grundsatz einer demokratischen Dictatur, also dem Absolutismus eines Einzelnen, Anerkennung zu verschaffen. Dieses Streben, Alles von Paris abhängig zu machen, war später auch die Veranlassung einer theilweisen Auflösung der Gesellschaft, namentlich sagten sich zuerst mehrere italienische Flüchtlinge von ihr los, um das Junge Italien (s. d.), zu gründen, woraus vielfache Kämpfe dieser Verbindungen unter sich und gegenseitige Anklagen entstanden. Demungeachtet scheint die Charbonnerie démocratique noch jetzt, wenn auch nur in sehr schwachen Verzweigungen, fortzubestehen. Im Jahre 1841 wenigstens wurde in Südfrankreich eine als reformirte Carbonaria bezeichnete Verbindung entdeckt. Der Bund hat jedoch zu keiner Zeit eine große Verbreitung erhalten.

Carburi, Marino, geb. auf der Insel Cefalonia, verließ sein Vaterland wegen einer Criminaluntersuchung, begab sich nach Rußland, wo er unter dem angenommenen Namen Lascary Dienste nahm. Bei der Errichtung der Statue Peter's des Großen wurde unter seiner Leitung der 21 Fuß hohe, 19 F. breite und 42 F. lange Granitfelsen nach Petersburg geschafft, wofür er 7000 Rubel zur Belohnung erhielt. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er dort den Anbau des Indigo zu fördern, wurde aber 1782 bei einem Aufstande, worin er mit verwickelt war, ermordet.

Carcasse, ein Kopfzeug, oder das dazu erforderliche aus Draht verfertigte Gerippe, oder auch das Gerippe des Schiffes ohne Masten, Verdecke u. s. w. Auch bedeutet es eine Brandkugel (s. Brandbomben).

Cardanus, Hieronymus, ein berühmter italienischer Mathematiker, Arzt, Naturforscher und Philosoph, geb. am 24. Sept. 1501 zu Pavia. Sein Vater, Facius C., gehörte einer der angesehensten Familien Mailands an und lebte in dieser Stadt als Rechtsgelehrter, so wie seiner ausgebreiteten Kenntniß in Mathematik und Medicin wegen in hohem Ansehen. Nach einer strengen und seltsamen Erziehung im väterlichen Hause ging der junge C. 1521 nach Pavia und 1524 nach Padua, um seine Studien zu vollenden. In der letztern Stadt wurde er Doctor der Medicin; im Jahre 1526 flüchtete er aus dem von Pest und Hungersnoth bedrängten Pavia in das benachbarte Städtchen Sacco. Im Jahre 1534 erhielt er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Mailand, wo er auch als praktischer Arzt großen Ruhm erwarb und 1539 zum Mitglied des Collegii medici ernannt wurde. Eine Einladung des Königs von Dänemark, an der Universität zu Kopenhagen, eine Professur zu übernehmen, lehnte er ab, weil Klima und Religion des Landes ihm zuwider sei, wobei der letztere Weigerungsgrund namentlich sehr sonderbar bei dem Manne erscheint, der selbst der Irreligiösität und des Atheismus beschuldigt wurde. Dagegen nahm er 1552 die Einladung des Erzbischofs von St. Andrews und Primas von Schottland, Hamilton, nach London an, der seit vielen Jahren am Asthma litt, und vergeblich die ausgezeichnetsten Aerzte Deutschlands und Frankreichs consultirt hatte. Wirklich stellte C. die Gesundheit des geistlichen Herrn her, und kehrte nach 10 Monaten durch die Niederlande und

Deutschland reich belohnt nach Mailand zurück. Im Jahre 1559 übernahm er eine Professur der Medicin in Pavia, und ging 1562 in gleicher Eigenschaft nach Bologna. Hier traf ihn das Unglück, daß er 1570 in Folge einer Anklage, die sich später als unbegründet erwies, ins Gefängniß geworfen wurde, welches man später in Stubenarrest verwandelte. Erst im Sept. 1571 erhielt er seine völlige Freiheit wieder, worauf er sich nach Rom begab und vom Papst eine Pension bezog. Er starb am 2. Sept. 1572, wie Einige behaupten, eines freiwilligen Hungertodes, um seinen von ihm selbst vorher gesagten Sterbetag nicht zu überleben. Gewiß ist, daß er der Astrologie sehr ergeben war, und sich selbst sowohl, als Andere, z. B. den König Edward IV. von England, öfter das Heroskop stellte. Trafen seine Wahrsagungen nicht ein, so schrieb er dies nur seiner eigenen Unwissenheit, nie der Trüglichkeit seiner vermeintlichen Kunst zu. Sein ausschweifendes Leben war Schuld, daß er bei allem Ruhm, den er sich besonders als Arzt erworben, während eines großen Theils seines Lebens in Dürftigkeit lebte. In seiner Familie erlebte er viel Kummer. Sein ältester Sohn Joseph Baptista C., der gleichfalls Arzt war, wurde 1560 in seinem 26. Lebensjahre zu Pavia enthauptet, weil er seine untreue Frau zu vergiften versucht hatte. C.'s Wissenschaft und Thätigkeit war sehr vielseitig. Seine Leistungen in Physik und Metaphysik legte er in den beiden Werken nieder „De subtilitate" und „De rerum varietate"; doch sind diese so unzusammenhängend, und mit so vielen paradoxen, oft sich widersprechenden Behauptungen angefüllt, daß sie sich in kein System bringen lassen. Als Arzt trat er ziemlich selbständig auf, obgleich ihm die Kenntniß der Anatomie fehlte. Er war unendlich eitel auf seine medicinischen Kenntnisse, und seine Behauptung, daß nur alle 1000 Jahre ein großer Arzt geboren werde, und er selbst seit der Erschaffung der Welt der siebente sei, zeigt die unbegränzte Anmaßung, die in ihm lebte. Die größten Verdienste erwarb er sich um die Mathematik, namentlich um die Algebra, in welcher die Regel zur Auflösung der Gleichungen des dritten Grades nach seinem Namen die cardanische Regel oder Formel heißt, obgleich es ausgemacht ist, daß nicht C., sondern ein gewisser Tartaglia oder Tartalea die Auflösung dieser Gleichungen gefunden habe. Die seit ihrer Erfindung in Italien am meisten gepflegte Algebra spornte nämlich die Mathematiker dieses Landes zu einem kaum glaublichen Wetteifer an, und wie unsre Virtuosen, zogen sie von Stadt zu Stadt, um mit ihren Erfindungen öffentlich zu siegen und zu glänzen. Als nun C. die Kunde von der wichtigen Entdeckung Tartalea's erhalten hatte, sparte er weder List noch Versprechungen, um sie kennen zu lernen. Lange widerstand Tartalea; endlich vertraute er ihm 1539, von C. verrätherisch überlistet, die Methode an, worauf dieser sich nicht entblödete, die Entdeckung als seine eigene auszugeben, und in seiner Schrift „Ars magna sive de regulis algebraicis" 1545 bekannt zu machen. Der Streit darüber dauerte bis zu C.'s Tode. Eine Schilderung seines eignen Lebens gab er in dem Werke „De vita propria", in dem er mit vieler Aufrichtigkeit seine großen Schwächen, z. B. seine überwiegende Neigung zum Spiel und zu schönen Frauen offen bekennt. Seine zahlreichen Schriften wurden von Spon gesammelt und herausgegeben (10 Bde., Lyon 1663, Fol.); doch fehlen in dieser Sammlung die „Metoposcopia 800 faciei humanae iconibus complexa" (Par. 1658, Fol.).

Cardi, Lodovico, mit dem Beinamen Civoli oder Cigoli, ein ausgezeichneter Maler und Baumeister, geb. 1556 zu Empoli, erlernte die Malerkunst unter Allori und S. Titi, bildete sich dann nach Andrea del Sarto und Correggio, vorzüglich aber gewann er durch das fleißige Studium der sinn- und gemüthvollen Darstellungen Baroccio's zu Florenz die ihm eigenthümliche Entwickelung seines Talents. Auch in seinen Werken der Baukunst, wo er sich besonders Michel Angelo zum Muster nahm, ist er nicht ohne Selbständigkeit. Er stand in hoher Achtung bei seinen Zeitgenossen, namentlich bei den damaligen Päpsten und Großherzogen von Toscana. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: Die Geschichte des geheilten Lahmen in der Peterskirche. Der erste Entwurf dieses Gemäldes war bereits vollendet, als ein Feind C.'s ihn eilig nachzeichnete, in Kupfer äzte und nun C. keck des Plagiats beschuldigte. C. vernichtete sogleich vor aller Augen seinen Entwurf und begann

das Gemälde von Neuem auf ganz verschiedene Weise. Das Gemälde wird von A. Sacchi, nach Rafael's Verklärung und Domenichino's heil. Hieronymus für das schönste Werk in Rom gehalten; ferner die Marter des heiligen Stephan, 1587 für die Nonnen zu Monte Domini ausgeführt, der alte Tobias, der den Engel beschenken will (jetzt in der Eremitage zu Petersburg).

Cardigan, eine Grafschaft im südlichen Theile des englischen Fürstenthum Wales, an den Küsten des irischen Canals, welcher hier mit dem Busen von Cardigan ziemlich tief in das Land einbuchtet, ist im Osten von dichtbewaldeten und erzreichen Höhen erfüllt, z. B. der Plenlymmon 2869 F. hoch, im Westen eben und geschickt zum Getreidebau und wird von mehrern kleinen Flüssen an der Südgrenze vom Tivy bewässert. Die Grafschaft ist 44 QM. groß und zählt gegen 40,000 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt Cardigan, an der Mündung des Tivy, über welchen eine schöne Brücke von 7 Bogen führt, hat einen kleinen aber guten Hafen, und besaß vormals ein festes und umfangreiches Schloß, von dem jetzt nur noch wenig Trümmer übrig sind. Die 2800 Einw. treiben lebhaften Küstenhandel und Fisch-, besonders Lachsfang. Von hier aus landeten die Engländer zuerst in Irland. In der neusten Zeit war C. einer der Hauptsitze der Rebeccaunruhen.

Cardinal wird das aus weißem Weine, bittern Pomeranzenschalen oder Bischofsextract und Zucker bereitete Getränk genannt; ist auch noch der Saft der Ananas hinzufügt, so heißt er Ananas-Cardinal.

Cardinal, vom lat. Cardinalis (eigentlich vorzüglich, vornehm), war als Titel und Würde schon früher, auch außer der Kirche, gebräuchlich. Es führten diesen Titel öfter die Großen an den Höfen mehrerer weltlicher Fürsten. Seit dem 7. und 8. Jahrh. gab es in der Kirche Cardinalbischöfe (zum Unterschiede von den Titularbischöfen), Cardinalpresbyter und Cardinaldiakonen. Jetzt beschränkt sich dieser Titel auf die höhern Geistlichen der römischen Kirche, die das Recht haben, den Papst aus ihrer Mitte zu wählen, und die seinen Rath bilden. Im 11. Jahrh. hießen besonders die Pfarrer der 7 Hauptkirchen der nächsten päpstlichen Diöces, nämlich die Bischöfe von Ostia, Porto, St. Rufina, Alba, Sabina, Tuscoli und Präneste, Cardinalbischöfe. Sie versahen abwechselnd die Verrichtungen des Papstes, und der erste, der Bischof von Ostia, weihte den Papst. Erst Nikolaus II. legte 1059 den Grund zu der jetzigen Bedeutung der Cardinäle, indem er durch ein Decret die Papstwahl vorzugsweise von den Cardinalbischöfen abhängig machte. Innocenz III. beschränkte auf sie das Recht, den Papst zu wählen, 1130, und Alexander III. sprach ihnen 1179 das alleinige Recht der Papstwahl zu, indem Jeder als rechtmäßiger Papst zu betrachten sei, der zwei Drittheile ihrer Stimmen habe. Die Anzahl der Cardinäle wurde durch Zuziehung der Diakonen sehr vermehrt. Es gab demnach Cardinaldiakonen, Cardinalpresbyter u. Cardinalbischöfe. Sixtus V. setzte 1586 ihre Zahl auf 70 fest, nämlich 6 Bischöfe aus der Nähe von Rom, 50 Cardinalpresbyter und 14 Cardinaldiakonen. Der Papst allein wählt die Cardinäle und läßt die Namen der Gewählten in dem Consistorium mit der Formel „fratres habebitis“ (Ihr sollt zu Brüdern erhalten u. s. w.) vorlesen, und den Gewählten die Wahl durch Uebersendung des Cardinalhutes bekannt machen. Früher führten sie den Titel Illustrissimi, aber durch Urban VIII. seit 1630 Eminentissimi, Eminenz. Vor andern Geistlichen zeichnen sich die C. durch die Kleidung aus. Ihre Insignien sind ein Chorrock mit kurzem Purpurmantel und einem Käppchen, über welchem sie den Cardinalhut, von rother oder violetter Farbe, mit seidenen Schnüren, an deren Enden Quasten sind, tragen. Den Papst wählen sie im Conclave. Der älteste Cardinal ist Dechant des Cardinalcollegii, und dieser hat das Recht, den Papst zu krönen.

Cardinalgegenden, Cardinalpunkte, heißen die vier Haupthimmelsgegenden am Horizonte: Süd, Nord, Ost und West; wogegen die übrigen Nebengegenden heißen.

Cardinalsreligiosen (C.-principalen) heißen zu Rheims die vier Chorherren, welche an hohen Festen das Hochamt hielten.

Cardinaltugenden, so viel wie Haupttugenden oder Stammtugenden, auch vornehmste und allgemeine Tugenden genannt. Die Eintheilung der Tugenden, welche der Annahme dieser C.-Tugenden zum Grunde liegt, hat ihren Ursprung in der griechischen Philosophie. Sokrates empfahl seinen Schülern vornehmlich folgende vier: 1) Gottesfurcht (εὐσεβεια), 2) Enthaltsamkeit (ἐγκρατεια), 3) Tapferkeit (ἀνδρεια) und 4) Gerechtigkeit (δικαιοσυνη); auch Plato unterscheidet vier Arten oder Theile der Tugend, nämlich Weisheit (σοφια), Mäßigung (σωφροσυνη), Tapferkeit und Gerechtigkeit. Bei Aristoteles hatte die Eintheilung in 4 Cardinaltugenden keine durchgreifende Bedeutung, da er die ethische Tugend als Mittleres zwischen entgegengesetzten Fehlern auffaßt; nur die Weisheit, die aber nach ihm nicht sowohl sittliche Einsicht, als theoretische Erkenntniß ist, setzte er als die Tugend des Denkens, den Tugenden des thätigen Lebens entgegen. Die Stoiker schlossen sich zwar zum Theil an Aristoteles an, kehrten aber zu jenen 4 Cardinaltugenden zurück. Diese bestanden bei ihnen in der vernünftigen Erforschung des Wahren (oder in der Erkenntniß dessen, was wir zu thun oder zu lassen haben), in der Mäßigkeit (oder Herrschaft über die Triebe), in der Tapferkeit oder Seelenstärke, und in der Gerechtigkeit, welche Jedem das Seine nach richtigem Verhältniß zutheilt. Plotin und mit ihm einige Neuplatoniker theilten die Tugenden in 4 Classen, bürgerliche oder politische, philosophische oder reinigende, religiöse und endlich göttliche oder Mustertugenden. Die vier Cardinaltugenden gingen, zufolge des Ansehens der alten Philosophen, später auch in die christliche Moral über; nur fügten Einige ihnen noch die drei sogenannten christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung bei, und nannten jene die philosophischen Tugenden.

Cardinalvicarius heißt der Stellvertreter des Papstes hinsichtlich des Bisthumes Rom, zu welchem die Stadt und ein ansehnliches Gebiet gehört. C.-Vicekanzler ist der Titel desjenigen Cardinals, welcher Vorsteher der päpstlichen Kanzlei ist, und im Range höher steht, als alle übrigen Cardinäle.

Carey, Henri, Dichter und Componist des bekannten englischen Volksliedes „God save the king", welches ursprünglich zu einer Cantate auf das Geburtsfest Georg's II. bestimmt war, und daher anfing „God save our great George, our King etc.", war ein unehelicher Sohn des George Savile, Herzogs von Halifax, geb. zu London um 1696. Den ersten musikalischen Unterricht erhielt er von einem Deutschen Olaus Westeinson Linnert, später wurde er durch Rosingrave und Geminiani weiter ausgebildet. Er war unerschöpflich in Erfindung von stets neuen, gefälligen, und oft tief ergreifenden Melodien zu den Liedern, Balladen und kleinen Cantaten, deren Text er selbst dichtete. Davon zeugen außer den schon erwähnten „God save the king", das Zwischenspiel „Henry or the parting Lovers", das mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, und mehrere andere komische Liederspiele wie „The Dragon of Wantley", „The honest Yorkshire Man" etc. Eine Sammlung kleiner Lieder gab er 1720, sechs Cantaten 1732 heraus. Auch soll er der erste Gründer der zu London bestehenden Pensionsanstalt für alt gewordene dürftige Musiker und deren Wittwen und Waisen sein. Zeit seines Lebens hatte er mit Mangel zu kämpfen, obgleich er sich mit Privatunterricht beschäftigte und Lehrer an öffentlichen Anstalten war. Diese Noth brachte ihn endlich 1744 so weit, daß er sich, in einem Anfall von Verzweiflung, das Leben selbst nahm. Seine sämmtlichen Lieder erschienen in mehreren Lieferungen (London 1740), seine sämmtlichen dramatischen Dichtungen 1743.

Carey, William, ein englischer Orientalist von namhaften Verdiensten um die Bearbeitung der indischen Sprachstämme und um Verbreitung christlich-europäischer Civilisation in Indien, ist der Sohn eines dürftigen Schullehrers, und am 17. August 1761 in dem Dorfe Paulerspury in Northampton-Shire geboren. Die ärmlichen Umstände seiner Aeltern zwangen ihn, das Handwerk eines Dorfschusters zu ergreifen, das er bis in sein

24. Jahr betrieb, daneben konnte er aber seinem angeborenen Hange, Sprachen zu lernen, nicht widerstehen. Mit Leichtigkeit lernte er nach den schlechten Hülfsmitteln, die ihm der Zufall in die Hände führte, das Lateinische, Griechische und Hebräische, und widmete sich darauf der Theologie, in der er bald ordinirt, 1786 als Pastor der Gemeine der Wiedertäufer im Dorfe Moulton bei Northampton, und 1787 in Leicester angestellt wurde. Auf Veranlassung einer Privatgesellschaft ging er 1793 als Missionär mit seiner ganzen Familie nach Ostindien. Er hielt sich, da er befürchten mußte, von der indischen Compagnie als unbefugter Missionär zurückgeschickt zu werden, in einem einige Meilen von Calcutta entlegenen Walde auf, bis er das Amt eines Vorstehers einer Indigo-Factorei, das er bis 1800 verwaltete, bekam. In dieser Zeit studirte er in den Freistunden die ostindischen Sprachen und die Naturgeschichte, und sammelte einen reichen Schatz indischer Sprachgelehrsamkeit. Die Regierung und die Compagnie, welche endlich einsahen, mit welchem nachhaltigen Eifer sich C. den Interessen der Humanität widmete, ertheilte ihm 1800 die Erlaubniß, in Indien zu bleiben. In demselben Jahre gründete er mit Marshman, Ward u. A. in Serampore, wo er sich niederließ, die unter dem Namen Serampore College bekannte Missionsanstalt, die jetzt der Mittelpunkt von 24 durch ganz Indien verbreiteten Gemeinen ist, und vom Könige Universitätsprivilegien erhielt. Im folgenden Jahre wurde er Lehrer der bengalischen Sprache am neuen College zu Fort William. In Serampore hatte er eine Druckerei mit Lettern für mehr als 40 verschiedene indische Sprachen errichtet, und dort ließ er verschiedene Bibelübersetzungen, von ihm verfaßt oder veranlaßt, drucken. Sein erstes Werk war eine bengalische Grammatik (2. Ausgabe 1805), darauf folgte „Hitopadesha“, indische Fabeln und Erzählungen in der Sprache der Mahratten, und der „Ramayana de Valmeeki“, der sanskritische Text mit Anmerkungen und englischer Uebersetzung (3 Bde., 1806—1810), und eine Grammatik des Sanskrit, die zweite in europäischer Sprache geschriebene. Der Grammatik der Mahrattensprache, die er 1808 in zweiter Ausgabe erscheinen ließ, folgte ein Lexikon für dieselbe Sprache 1810, eine Sprachlehre des Pendjab 1812, der telingschen und karnatschen Sprachen, und 1815 ein Lexikon des Bengalischen, in drei Quartbänden, an welchem vorzüglich sein Sohn Felix C., geb. 1786 und gest. am 10. Nov. 1822, mitgearbeitet hatte. Auf seine Veranlassung wurde die ganze Bibel ins Chinesische, und in 6 indische Sprachen, und das neue Testament in 21 indische Dialekte übersetzt und im Volke verbreitet. Mehrere Manuscripte, die er druckfertig liegen hatte, verbrannten mit der von ihm angelegten Druckerei 1812, ein schmerzlicher Verlust für ihn und für die Wissenschaft. Eine freiwillige Subscription brachte indessen bald so viel ein, daß er eine neue Druckerei anlegen konnte. Sein steigender Ruhm veranlaßte die Regierung, ihn zum Professor des Sanskrit, Mahrattischen und Bengalischen in Calcutta zu ernennen; von England kam der Titel eines Doctors der Theologie, und die asiatischen Gesellschaften zu Calcutta, Paris, London u. a. nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Er ist übrigens der Herausgeber von Schröder's Lexikon des Tibetanischen, und von Roxbergh's „Flora indica“, worin das von ihm entdeckte, und nach ihm benannte Pflanzengenus Careya Roxb. beschrieben ist. Zu Calcutta hat er eine Ackerbaugesellschaft, und zu Serampore auf eigne Kosten einen botanischen Garten gestiftet. Als Philanthrop erwarb er sich dadurch die Achtung des Menschenfreundes, daß auf seine Veranlassung vom Gouvernement sowohl die barbarischen Kinderopfer am Ganga-Sangor, als auch das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer abgeschafft wurden. Er starb zu Calcutta am 9. Juni 1834. Sein Sohn Felix ist Verfasser einer Grammatik des Birmanischen (1814), und Uebersetzer mehrerer englischen Werke in das Bengalische, Sanskrit und Birmanische.

Caricatur, d. h. Spott- oder Zerrbild, vom italienischen caricare, überladen, übertreiben, heißt eine Darstellung, in welcher einzelne Theile, besondere Eigenschaften oder Merkmale eines dargestellten Gegenstandes in das Häßliche verzerrt, und durch den Gegensatz, welcher sich den Betrachtenden dabei aufdringt, lächerlich gemacht werden. Die Caricatur ist in der zeichnenden Kunst ziemlich dasselbe, was die burleske Satire in der Poesie

ist, und wird oft mit Vortheil in freien Staaten zu Angriffen auf die Personen hochgestellter Staatsbeamten angewendet, indem es ein Mittel wird, das auszusprechen, was in Schriften auszusprechen verboten oder gefährlich sein würde. Es darf nie die Aufgabe der C. sein, das blos Körperliche zu cariciren, sie muß stets eine moralische Tendenz und den Zweck damit verbinden, zugleich die entsprechenden selbst verschuldeten geistigen Gebrechen der dargestellten Personen zur Anschauung zu bringen. So hat z. B. Leonardo da Vinci in seinen Caricaturen den Dummen, den Geizigen, den Prahler, den Murrkopf, den Hochmüthigen rc. dargestellt, und durch richtige Auffassung und oft nur durch die vorzüglich richtige Ausprägung eines charakteristischen äußern Merkmals die unterscheidende geistige Physiognomie deutlich hervorgehoben. Die C. ist dem Satiriker unentbehrlich, und eben so wenig kann die Komödie sich die C. nehmen lassen. Die Buffonnerien und die Burlesken beruhen hauptsächlich auf dem Gebrauch der C., und Fallstaff bei Shakespeare, Don Quixote bei Cervantes, Tartaglia bei Gozzi, der Buffo der italienischen Oper, die Masken des italienischen Volkslustspiels sind Caricaturen, wie deren auch die deutsche Bühne häufig zur Anwendung bringt. Die Grenze, wo die C. in's Widerwärtige übergeht, ist in der darstellenden, wie in der bildenden Kunst nur zu leicht zu überschreiten, weil blos das vollkommen ausgebildete ästhetische Gefühl dem Künstler die feine Grenzlinie zeigen kann, wo seine Darstellung aufhört, C. zu sein, und weil diese Bildung nur Wenigen eigen ist. Schon die Alten wandten die C. häufig an; die ältere griechische Komödie, in welcher nur öffentliche Persönlichkeiten auftraten, war nur eine fortlaufende politische Caricatur, und wie fleißig sie in der bildenden Kunst geübt wurde, beweisen mehrere Herculanische Gemälde. Die C. nach Leonardo da Vinci und Annibale Caracci zeichnen sich durch den ihnen eigenen Sinn für Schönheit und Idealität aus, den die Künstler mit ihren Darstellungen zu verbinden wußten; unter den Franzosen der ältern Zeit ist blos noch Callot, unter den Engländern Hogarth zu nennen. Ueberhaupt haben die Engländer auch in andern Kunstregionen die C. fleißig geübt, wie ihre komischen Romane beweisen. Am Thätigsten sind sie von jeher in der politischen C. gewesen, in der sich in der neuern Zeit besonders Gilray und Bunbury auszeichneten. Der Letztere benutzte sein glückliches Talent oft zu moralischen Zwecken; der Erstere konnte mit seinem originellen und schlagenden Witze in dem Kriege Englands gegen Frankreich geradezu für eine politische Macht gelten. Seine Caricaturen wurden von Böttiger in der Zeitschrift „London und Paris" erklärt und erschienen mit historisch-politischen Erläuterungen und biographischen Nachrichten, wahrscheinlich von Payne, London 1824. In der neuesten Zeit haben sich besonders der anonyme H. B. und Cruikshank als Caricaturenzeichner einen Namen gemacht. Auch in Frankreich ist die politische C. mit großer Gewandtheit geübt worden, wie denn der Charakter der Nation dieser Geistesrichtung sich besonders hinneigt, und gern alle allgemeine Vorkommnisse des Lebens vor den Richterstuhl des Lächerlichen zieht. Die Deutschen haben bis jetzt wenig Anlage zur C. gezeigt, wenn auch in der neuesten Zeit eine Menge politischer C., besonders von Berlin aus, erschienen sind. Bei den Meisten sah man, daß die Zeichner sich auf einem der Nation noch unbekannten Gebiete befinden; entweder waren sie zu studirt und deshalb dem Volke unverständlich, oder zu geistlos, um den Gebildeten zu genügen; Alle entbehrten aber jener kecken Behandlungsweise, welche die C. erfordert. Vgl. Grohmann's Uebersetzung von Groose's „Regeln zur Caricaturzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Malerei" (Leipz. 1799) und Malcolm's „Historical sketch of the art of caricaturing" (Lond. 1813. 4.).

Carignano auch **Carignan** genannt, eine freundlich gebaute Stadt in der piemontesischen Provinz Turin, am linken Ufer des Po, in einer fruchtbaren Gegend, hat 7500 E., eine schöne Pfarrkirche und einen mit prächtigen Hallen umgebenen Marktplatz, und ist der Hauptort des Herzogthums gleiches Namens, nach welcher die jüngere Linie des Hauses Savoyen den Namen Savoyen-Carignan führt, welche 1831 mit Karl Albert Amadeus den sardinischen Thron bestieg.

Carissimi, Giacomo, einer der berühmtesten italienischen Kirchencomponisten des

17. Jahrhunderts, geb. um 1600 zu Venedig (nach Andern zu Padua), war 1649 päpstlicher Capellmeister zu Rom, lebte noch 1672 und starb 90 Jahre alt. Er gab den Recitativen ihre jetzige Gestalt, führte einen bewegtern Baß statt des bis dahin üblichen schwerfälligen ein, und fügte zuerst den Kirchenmusiken Instrumentalbegleitung bei. Er hat viele geistliche Oratorien, Cantaten und Motetten geschrieben und seine Zeitgenossen rühmen ihn wegen des charakteristischen Ausdrucks seiner Empfindungen und wegen seines leichten fließenden Styls. Besonders gerühmt werden seine Oratorien „Jephta" und „Salomon's Urtheil." Seine Anleitung zum Singen, die oft herausgegeben und auch ins Deutsche und Englische übersetzt wurde, war lange Zeit sehr geschätzt.

Carl, Henriette, eigentlich Bertha, eine deutsche Kunstsängerin, zu Berlin am 12. Juli 1811 geboren, wurde in dem dortigen Luisenstifte, einer Wohlthätigkeits-Anstalt, erzogen, die der jetzige König zum Andenken an die verstorbene Königin Luise für Arme und deren Unterhaltung gegründet hat. Auf Anrathen des Grafen Karl Friedrich Moritz von Brühl, General-Intendanten der Schauspiele zu Berlin, der ihre Stimme bewunderte, widmete sie sich dem Theater. Von der Sängerin Auguste Schmalz nur in der rein deutschen Musik unterrichtet, sang die junge Carl in der ersten Zeit ziemlich steif, so daß sie auf ihrer ersten Kunstreise 1827 nur den Ruf einer talentvollen und vielversprechenden Anfängerin erhielt. Sie entschloß sich bald darauf, nach Italien, in die Schule der neuern Musik zu gehen, und dort bildete sie sich unter Leitung der Pasta, Bianchi, Ronconi u. A. zur wahren Kunstsängerin aus, und als solche erntete sie auf dem Theater zu Turin, Bologna, Rom, Mailand und, von Mercadante nach Spanien eingeladen, in Madrid, Cadix, Sevilla, London, Haag und Brüssel den entschiedensten Beifall. Kaum nach Berlin zurückgekehrt, folgte sie einer Einladung nach Petersburg, wo sie das Ansehen der Carradori-Allan verdunkelte. Mit gleichem Enthusiasmus wurde sie in Moskau und Warschau und an verschiedenen Orten in Deutschland, wohin sie 1834 zurückkehrte, gehört. Sie ließ sich 1834 einige Zeit in Stuttgart nieder, unternahm aber schon 1836 wieder eine neue Kunstreise nach Oesterreich, wurde 1837 in Pesth engagirt, und besuchte von da aus 1839 abermals mehrere süddeutsche Bühnen. Ihrer ganzen innern und äußern Individualität nach gehört sie dem heroischen und hochtragischen Fache an, und glänzt daher namentlich als Desdemona in „Othello," als Semiramis, Anna Boleyn, Amenaide im „Tancred," Pamyra in der „Belagerung von Korinth" u. a. Ihre Stimme hat einen weiten Umfang, vom kleinen f bis zum dreigestrichenen f, ist überraschend biegsam und so kunstgeübt, daß sie die schwierigsten Tonfiguren mit Kraft, Leichtigkeit, Sicherheit, Präcision und Schönheit auszuführen vermag. Dazu kommt die Lebhaftigkeit ihres Spiels und eine edle Körpergestalt, wodurch theatralische Effekte unterstützt werden.

Carli, Giovanni Rinaldo, Graf von, zuweilen nach seiner Gemahlin Carli-Rubbi genannt, geb. im April 1720, aus einer alten Familie zu Capo d'Istria, trat schon sehr jung als Schriftsteller auf, studirte auf der Universität zu Padua besonders Geometrie und alte Sprachen, und wurde 1741 Professor der Astronomie und der Seewissenschaften zu Venedig, wo er zur Verbesserung der Arbeiten im Arsenal beitrug, und mit Genehmigung des Senats eine neue Art Kriegsschiffe erbaute. Nach dem Tode seiner Gemahlin sah er sich genöthigt, seine Professur niederzulegen, um die Verwaltung seiner großen Güter in Istrien zu übernehmen, dabei setzte er aber seine antiquarischen Forschungen fort. Unglückliche industrielle Unternehmungen zogen den Verlust eines großen Theils seines Vermögens nach sich, weshalb er die Präsidentschaft des 1765 neu errichteten Handelscollegiums und des Oberstudienraths in Mayland, die ihm von Wien aus angetragen wurde, annahm. Im J. 1769 wurde er geheimer Staatsrath und 1771 Präsident des Finanzcollegiums zu Mayland, und starb daselbst am 22. Februar 1795. In seinen hohen Aemtern wirkte er höchst wohlthätig. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen: „Delle monete e dell' istituzione delle zecche d'Italia etc." (Mail. 1750—60) und „Delle antichità italiche" (5 Bde. Mail. 1788—91.). Eine von ihm selbst be-

sorgte Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Mailand (15 Bde. 1784—94). — Giovanni Girolamo C., Antiquar und Naturhistoriker, geb. 1719 in der Gegend von Siena, gest. 1786 in Mantua als Secretär der Akademie dieser Stadt, machte sich besonders durch Gründung des Museums und der öffentlichen Bibliothek daselbst verdient.

Carlino, eigentlich Carlo Antonio Bertinazzi, der berühmteste Arlequin der französischen Bühne, geb. 1713 zu Turin, war Anfangs Fähnrich bei den Truppen des Königs von Sardinien, mußte später, um sich seinen Unterhalt zu erwerben, Unterricht im Fechten und Tanzen ertheilen, wandte sich dann ganz der Bühne zu, und erwarb sich hier durch sein Talent so großen Beifall, daß er, nach einigen Kunstreisen in Italien, 1791 nach Paris ging, und Mitglied der italienischen Komödie daselbst wurde. Hier spielte er die Rollen des Arlequin 42 Jahre lang mit dem entschiedensten Beifalle. Im spätern Alter litt er an großer Hypochondrie, welches aber auf seine Heiterkeit auf der Bühne keinen Einfluß hatte. Er starb 1783 zu Paris und hinterließ ein Lustspiel: „Les nouvelles métamorphoses d'Arlequin," welches 1763 erschien. Er erwarb sich besondern Beifall durch sein Talent im Improvisiren, worin er eine solche Gewandtheit hatte, daß er im Stande war, ein Stück in 5 Akten aus dem Stegreife aufzuführen, wie sein: „Les vingt-six infortunes d'Arlequin" beweisen. Die Schrift: „Clément XIV. et Carlo Bertinazzi, corréspondance inédite" (Par. 1827) ist rein erdichtet, und soll von H. de Latouche herrühren.

Carlisle, eine alterthümliche Stadt in der englischen Graffschaft Cumberland, nahe am Zusammenfluß des Eden und Calder, in der Nähe des Solwaybusens, mit dem es seit 1823 durch einen Canal verbunden, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Castell, eine Citadelle, eine schöne Kathedrale und 24,000 E., welche Mousselinwebereien, Kattundruckereien, Hutmanufacturen, Leinwebereien 2c. betreiben, und einen bedeutenden Handel unterhalten. Auf dem festen Schlosse wurde die unglückliche Maria Stuart nach ihrer Flucht aus Schottland eine Zeit lang gefangen gehalten. In der Nähe befinden sich viele Spuren römischer Alterthümer, da die Römer hier eine feste Station hatten, Luguvallum genannt. Die Picten und Scoten zerstörten die Stadt bei ihren wiederholten Einfällen. Egbert, König von Northumberland, baute sie wieder auf, und umgab sie mit einer Mauer. König Wilhelm II. erbaute die Citadelle und das Castell; doch fiel sie bald in die Gewalt der Schotten, die sie bis zur Zeit Heinrich's VII. abwechselnd an die Engländer verloren und wieder gewannen.

Carlisle, George Howard, Graf von, geboren den 17. September 1773, stammte von einem Zweige des alten herzogl. Hauses Norfolk, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts den Grafentitel erhielt, empfing seine Bildung in Eton und Oxford, wurde bei einer Gesandtschaft des Lords Malmesbury angestellt, kam später in das Parlament, und zur Zeit Napoleon's nach Berlin. Als 1827 durch Canning ein neues Ministerium gebildet wurde, erhielt er eine Stelle im Cabinet, und war bis 1828 Siegelbewahrer. Sein in der Grafschaft York gelegenes Stammschloß, Howard, enthält eine herrliche Gemäldesammlung älterer und neuerer Zeit. Sein Vater war Friedrich Howard, Graf von C., geb. 1748, gest. 1825, der als Staatsmann und Dichter bekannt, in der Literatur noch bekannter geworden ist als Vormund Lord Byron's (s. d.), der, durch seine Vormundschaft gereizt, seine poetischen Producte in seinen „English bards and scotch reviewers" mit schonungsloser Härte geißelte.

Carlone, Name einer berühmten italienischen Künstlerfamilie, die besonders im 17. und 18. Jahrh. blühte. Die berühmtesten Mitglieder derselben sind Tadder, C., Bildhauer, aus der Lombardei gebürtig, gest. 1613, arbeitete gemeinschaftlich mit seinem Bruder Joseph für die Höfe von England, Spanien und Mantua. — Sein ältester Sohn Giovanni C., geb. 1590 zu Genua, entwickelte unter der Leitung seines Vaters

und Peter Sorri's ein vorzügliches Malertalent, das er später unter Passignani, bei dem er die Frescomalerei übte, noch weiter entwickelte. Er starb schon 1630. Er ist genau und anmuthig in der Zeichnung, groß in der Auffassung geschichtlicher Handlungen, tief im Ausdruck, und sein Colorit bei Wandgemälden außerordentlich schön. — Giovanni Battista C., des Vorigen Bruder, 1592 zu Genua geboren, und ebenfalls Passignani's Schüler, malte anfangs gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dessen Manier er sich so vollkommen aneignete, daß man ihre Gemälde schwer unterscheiden kann. Später trat er in die Dienste des Herzogs von Savoyen und starb 1659. Besonders trefflich sind seine Wandgemälde, denen er eine Zartheit, Frische und Gleichförmigkeit der Pinselstriche gab, daß sie Oelgemälden gleichen. — Bernardo und Tommaso C., Söhne Joseph's, waren geschickte Bildhauer. — Auch Andrea C., Sohn Giov. Batt. C.'s, geb. 1627, gest. 1697, war ein tüchtiger Maler, der sich besonders nach Titian, Veronese und Tintoretto bildete, und in Perugia eine Malerschule stiftete.

Carlos, Don, Infant von Spanien, Sohn Philipp's II. und Marien's von Portugal, erblickte das Licht der Welt zu Valladolid im J. 1545; seine Geburt kostete 4 Tage darnach seiner Mutter das Leben. Den Schwächlichen erzog des Königs Schwester, Johanna, auf eine Weise, die seinen hartnäckigen Charakter nur noch fester begründete. Schwer ist es, ein vollständiges Bild von dem Prinzen nach den verschiedenen Urtheilen sich zu entwerfen, welche die Geschichtschreiber seiner Zeit über ihn fällen. Lassen auch Einige derselben des Infanten Brust mit Liebe zum Ruhme und zum wahren Muthe erfüllt sein, wird er auch als Feind der Inquisition dargestellt, so mag es doch auf der andern Seite nicht geläugnet werden, daß unbändige Herrschsucht und Stolz den Prinzen beseelte, und seine leicht erregten Leidenschaften in tollen Ausbrüchen den ihnen gewordenen Widerstand zu durchbrechen droheten. Je mehr man ihn beschränkte, desto heftiger wurden seine Neigungen. Philipp II., welcher 1560 bei den Ständen zu Toledo seine Anerkennung bewirkte, liebte ihn Anfangs; dies beweist die ängstliche Sorge an des Sohnes Krankenbette, worauf denselben ein hitziges Fieber geworfen hatte. Der Leib des heil. Didacius sollte das Wunder der Genesung des Prinzen bewirkt haben, und der eifrig katholische Philipp hielt beim Papste um dessen wirkliche Heiligsprechung an. Und doch entspann sich zwischen Vater und Sohn jene Feindschaft, die eine der trübsten Stellen in Philipp's traurigem Leben bildet. Freilich stand der Prinz mit seinem Vater in entschiedenem Gegensatze. Philipp, vorzüglich im Anfange, lauter Ruhe und Friedlichkeit, Carlos voll eines brennenden Eifers zu den Waffen und den Soldaten zugethan, von einer Heftigkeit, die es nicht der Mühe werth hielt, irgend eine Leidenschaft zu verbergen. Der Sparsamkeit des Königs setzte er eine glänzende Freigebigkeit entgegen. Manche haben den Hauptgrund zu dem Mißverständniß zwischen Vater und Sohn darin gesucht, daß Philipp sich mit Elisabeth, der Tochter Heinrich's II., vermählte, obgleich deren Vermählung mit C. bereits stipulirt war. Llorente beweist dagegen, daß C. in Elisabeth niemals verliebt gewesen, während auch auf die fleckenreine Königin kein Verdacht eines vertrauten Verhältnisses zu C. fällt. Im J. 1562 schickte Philipp den Prinzen auf die Universität zu Alcala de Henares, in der Hoffnung, daß das Studium der Wissenschaften seinen unbändigen Charakter mildern würde. Da er sich hierin täuschte, und seinen Sohn ohne Sinnesänderung des Thrones für unwürdig hielt, ließ er 1563 seine beiden Neffen, die Erzherzoge Rudolf und Ernst, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in seinen Staaten zuzusichern. Unter solchen fortwährenden Mißverständnissen zwischen Vater und Sohn beschloß C. 1565 Spanien zu verlassen, wurde aber durch Ruy Gomez de Silva, einen Vertrauten Philipp's, der sich auch in C.'s Vertrauen einzuschleichen gewußt hatte, davon zurückgehalten. Vergeblich hatte er wiederholt gebeten, Theil an der Regierung nehmen zu dürfen. Als der Aufstand in den Niederlanden ausbrach, verlangte er zur Beruhigung dieser Provinzen abgesendet zu werden. Alba ward ihm vorgezogen. Mit diesem leidenschaftlichen Streben nach großartiger Thätigkeit wurde dieses ungestüme Gemüth, das sich von allen Seiten zu größter Unthätigkeit gefesselt sah, endlich bis zur Verrückung gespannt. Alle Umgebungen seines Vaters, selbst

seinen Oheim, den Infanten Don Juan, haßte er tödtlich. Am Weihnachstage 1567 beichtete er einem Priester, daß er entschlossen sei, einen Menschen zu tödten, und der Prior des Klosters von Atocha entlockte ihm sogar Aeußerungen, aus denen man entnehmen konnte, daß er seinem Vater selbst nach dem Leben trachtete. Alles, was er that und sprach, ward seinem Vater hinterbracht. Als er endlich einen Angriff auf das Leben des Infanten Don Juan unternommen, ließ Philipp in der Nacht vom 18. Jan. 1568 alle Papiere des Prinzen wegnehmen, und übergab ihn selbst der Bewachung des Herzogs von Feria und 6 Edelleuten. Der Prinz, außer sich über die harte Gefangenschaft, in der man ihm selbst das Nöthigste entziehen zu wollen schien, suchte sich umsonst den Tod zu geben, indem er sich in ein angezündetes Feuer stürzte, unmäßig im Essen und Trinken sich benahm und einen Diamant verschluckte. Der Staatsrath, unter dem Vorsitze des Cardinals, Großinquisitors und Präsidenten des Rathes von Castilien, Espinosa, erhielt die wider Don Carlos angestellte Untersuchung, und soll, trotz dem, daß der Papst und alle Fürsten, bei denen Philipp sein Benehmen schriftlich zu rechtfertigen gesucht hatte, beim Könige von Spanien sich für ihn verwendeten, das Todesurtheil über ihn gesprochen haben. Ließ ihn nun der Vater im Gefängnisse langsam hinsterben? (was Viele behaupten, indem nach ihnen der Tod des Prinzen dem Fortgange der Krankheit eines bösartigen Fiebers, das sich der Prinz durch seine Unmäßigkeit zugezogen.), überlassen wurde, oder hat man in der That, wie erzählt wird, C.'s Sarg untersucht und Kopf und Rumpf getrennt gefunden? Genug, in so unglückseligen Verhältnissen lebte Philipp, daß er von seinem Sohne sterben oder ihn tödten lassen mußte. Am 21. Juli 1568 soll, nach der Erzählung derer, welche der ersten Meinuug beipflichten, der Prinz die Sterbesacramente genommen und den König um Verzeihung haben bitten lassen. In der Nacht zum 24. Juli erschien an seinem Sterbelager der König und ertheilte ihm, von ihm unerkannt, seinen Segen. Dann entfernte sich Philipp weinend. Um 4 Uhr Morgens starb C., und wurde zu Madrid im Dominicanernonnenkloster El Real begraben. Seine ihm dereinst bestimmt gewesene Stiefmutter, die Königin Elisabeth, folgte ihm am 23. October desselben Jahres an den Folgen einer zu frühzeitigen Entbindung. Das Gerücht von seiner Vergiftung ist grundlos. Die Proceßacten wurden auf Philipp's II. Befehl 1592 zu Simancas im königl. Archive niedergelegt. Tragische Schriftsteller verschiedener Nationen, wie Schiller, Alfieri, Campistron, Otway, benutzten den ihnen durch C.'s Schicksal dargebotenen Stoff. Vgl. Ranke „Zur Geschichte des Don C." in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (Bd. 46.).

Carlos, Don, Maria, Isidor de Borbon, Infant von Spanien und Bruder des Königs Ferdinand's VII., wurde am 29. März 1788 geboren, vermählte sich am 3. Oct. 1816 zu Madrid mit der dritten Tochter Königs Johann I. von Portugal, Maria Francisca d'Assisi (geb. den 22. April 1800), die ihm 3 Söhne schenkte: Carlos, geb. 1818, Juan, geb. 1822, und Fernando, geb. 1824. Er ward nach den bekannten Bayonner Verhandlungen (5. und 10. Mai 1808) mit in das Schicksal und die Gefangenschaft seiner Brüder, Ferdinand und Francisco da Paula, verflochten, und kehrte mit ihnen 1814 nach Spanien zurück, wo er beständig dem Hofe Ferdinand's, 1823 auch nach Cadiz, folgte. Als dieser am 1. October 1823 als absoluter König hergestellt worden war, wurde Don Carlos der mächtigste Stützpunct der sogen. apostol. Partei in Spanien, besonders da auch die dritte Vermählung des Königs keine Aussicht zu directer Nachkommenschaft bot. Allmählig entstanden Bewegungen und offene Aufstände zu Gunsten des C., die aber ohne Erfolg blieben. C.'s Aussicht auf die nächste Thronfolge wurde aber vernichtet, als der König 1829 sich zum vierten Male, und zwar mit Maria Christina, der jüngern Schwester der Gemahlin des Infanten Don Francisco da Paula, vermählte, und für den Fall einer blos weiblichen Nachkommenschaft am 29. März 1830 die schon von Karl IV. auf der Cortes Verlangen 1789 decretirte pragmatische Sanction erließ, nach welcher das von den Bourbons in Spanien eingeführte salische Gesetz aufgehoben und dadurch nach altcastilischem Rechte die Thronfolge der span. Infantinnen wiederum hergestellt wurde, und am 12. Oct. 1830 und im Januar 1832 die Königin jedesmal von

einer Tochter genas. Zwar gelang es der apostolischen Partei, den todtkranken König im September 1832 zur Wiederherstellung des salischen Gesetzes zu vermögen; allein nach seiner Genesung setzte er die frühere pragmatische Sanction wieder in Kraft, und als die Bemühungen der Anhänger des Infanten zu dessen Gunsten ihm zu lästig wurden, verwies er 1833 nicht blos die Prinzessin von Beira, die jetzige Gemahlin des C., sondern auch C. selbst, und den Infanten Don Sebastian nach Portugal. Als er sich von hier aus weigerte, der Huldigung der Prinzessin von Asturien beizuwohnen, befahl er ihm, nach dem Kirchenstaat zu gehen. C. erklärte dagegen seinem Bruder in officieller Weise, daß er von der Gültigkeit seiner Rechte auf die Krone Spaniens überzeugt, andere Rechte nicht anerkennen könne, und als Ferdinand VII. schon am 29. Sept. 1833 starb, betrachtete sich C. als rechtmäßiger Herrscher von Spanien, ließ sich von seiner Partei huldigen, und wurde auch als solcher von Don Miguel anerkannt. Als er sich weigerte, sich nach Italien einzuschiffen, erklärte ihn die Königin Regentin für einen Rebellen, und schloß mit Portugal, Frankreich und England den Quadrupelvertrag ab, um C. so wie Dom Miguel aus der Halbinsel zu vertreiben. Der Zweck wurde erreicht, noch ehe der Vertrag ratificirt war; denn am 1. Juni 1834 schiffte sich C. nach England ein, wies aber auch beharrlich den ihm von der Königin Regentin angebotenen bedeutenden Jahrgehalt zurück. Unterdeß war im nördlichen Spanien bereits der Bürgerkrieg ausgebrochen, und C. verließ schon am 1. Juli heimlich wieder England, und begab sich verkleidet über Paris, Bordeaux und Bayonne nach den baskischen Provinzen, um dem Aufstand der Karlisten durch seine Gegenwart größern Nachdruck zu geben. Nach abwechselndem Glücke mußte er aber 1839 auf französischem Boden eine Zuflucht suchen (s. Spanien). Schon 1834 war C. und seine Nachkommenschaft durch fast einstimmigen Beschluß der Proceres wie der Procuratoren von der Thronfolge ausgeschlossen und vom spanischen Boden verbannt worden. Diesen Beschluß bestätigten die constituirenden Cortes von 1836 einstimmig. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin im J. 1834 vermählte er sich 1838 mit Maria Theresia, Infantin von Portugal und Wittwe des Infanten Peter von Spanien, der Mutter des Infanten Sebastian. In Frankreich wurde ihm das Schloß zu Bourges zu seinem Aufenthalte angewiesen. Im J. 1845 entsagte er zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Grafen von Montemolin, allen seinen Rechten auf den Thron Spaniens, worauf er die Erlaubniß erhielt, Frankreich zu verlassen. Er lebt jetzt in Italien.

Carlowitz, Hans Georg von, königlich sächsischer Staatsminister und Chef des Ministerialdepartements für den Kultus und den öffentlichen Unterricht, ein aufgeklärter Staatsmann, voll Wohlwollen, von mannigfach erprobter Einsicht und vieljähriger Erfahrung, stammt aus einem Geschlechte, das in alter Zeit und noch ehe sich ein Zweig desselben während der Herrschaft des Kaisers Sigismund in Deutschland, in den meißnischen Landen, niederließ, Grafschaften, Fürsten- und Herzogthümer regierte und selbst die Kronen von Ungarn, Sicilien und Neapel trug. C. ist der zweite Sohn des Kreiskommissärs, Hans Karl August (gest. 1783), Majoratsherrn auf Großhartmannsdorf und Liebstadt, Erbherrn auf Oberschöna und Kirchbach und kurfürstlich sächsischen Oberstlieutenants von der Infanterie, und wurde in Großhartmannsdorf 1775, nach andern Angaben am 11. Dec. 1772 geboren. Durch Privatunterricht im älterlichen Hause und in Leipzig vorbereitet, studirte er auf der Landesuniversität, wurde 1793 examinirt, 1794 Oberhofgerichtsassessor, 1795 Amtshauptmann, 1805 geheimer Finanzrath in Dresden, 1821 sächsischer Bundesgesandter in Frankfurt am Main, 1827 Mitglied des Geheimenraths in Dresden mit dem Titel eines wirklichen geheimen Rathes und eines Directors der Oberrechnungsdeputation. Er war unter denen, welche die Regierung 1830 zur Wiederherstellung der Ruhe nach Leipzig sandte, so wie er den kräftigsten Antheil an der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde nahm. Frei von den Ansprüchen, die der Adel in der Erinnerung an die alte Zeit gegen den Geist der modernen Welt hier und dort geltend zu machen sucht, arbeitete er in seinen verschiedenen Functionen im Sinne der modernen Civilisation, Jedem das Recht gebend, das ihm zukommt. Nach der Aufhebung des Geheimen-

rathes, einer Oberbehörde, deren administrative Function der rein consultativen hatte weichen müssen, erhielt C. den Beisitz im Staatsministerium und 1834 das schwierige Ministerium des Innern, in dessen Leitung er durch seltene Humanität und durch langgeprüfte Geschäftserfahrung den Beifall jedes Unbefangenen erwarb. Als der erste sächs. Cultusminister Dr. Ernst G. Müller, dessen Erhebung 1832 die öffentliche Meinung als eine Concession und als das öffentlich abgelegte Geständniß ansah, die Landesregierung räume nur dem Talent und dem wahren persönlichen Verdienste, nicht der zufälligen Geburt, die entsprechenden Staatsämter ein, plötzlich im März 1836 mit Tode abgegangen war, konnte die Regierung keine bessere Wahl treffen, als dadurch, daß sie den in der öffentlichen Meinung gleichfalls hochstehenden C. zum Nachfolger Müller's ernannte. Am 18. Juni 1836 wurde der Finanzdirector Ed. Gottlob Nostiz und Jänkendorf, Sohn des Ordenskanzlers und Conferenzministers Gottlob Adolph Ernst N. (Arthur von Nordstern), Chef des Ministeriums des Innern, und C. übernahm das Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts. In der Verwaltung dieses neuen Postens folgte er den Grundsätzen, die seinen Vorgänger bei der unternommenen, theils schon ausgeführten, theils nur erst vorbereiteten Radicalreform des sächsischen Kirchen- und Schulwesens geleitet hatten, und in diesem Sinne brachte er 1836 mehrere neue Gesetzentwürfe, z. B. über Vertheilung der Parochiallasten, über die Begründung einer Wittwen- und Waisenkasse für die Angehörigen von Kirchen- und Schuldienern, über die Rechtsverhältnisse der Studirenden, über die Ressortverhältnisse des Cultusministers zu den in Evangelicis beauftragten Staatsministern und über die Ausführung des dem Staate zustehenden jus circa sacra über die katholische Kirche, zur Berathung in die neuen Kammern. Wenn sich Einzelne über die neuen Organisationen beschwerten und wohl behaupteten, die Staatspolitik trachte danach, die Kirche durch mißlungenes Reformiren in eine Staatspolizeianstalt zu verwandeln, so bleiben dies nur die Stimmen Einzelner, die nicht begreifen wollen, daß die völlige Abtrennung der Kirche von der Autorität des Staates der gerade Weg zum hierarchischen Terrorismus und zur Tödtung des kirchlichen Sinnes ist, und daß sie, die Tadler, die sonst die Apostel des Bewegungsprincipes sind, mit sich selbst in Widerspruch gerathen, indem sie für die Kirche allein ewige Stabilität beanspruchen. Vorzüglich richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Volksschulwesens. Die Seminarien wurden vermehrt oder erweitert, und durch ein Ministerialrescript von 1839 die Predigtamtscandidaten aufgefordert, für eine jährliche Remuneration von 150 Thlr. und freie Wohnung interimsweise auf dem Lande den Unterricht zu übernehmen. Und wie das öffentliche Streben C.'s allenthalben ein vernunftgemäßes Fortschreiten im Staatsleben und der Volksbildung bezeugt, so weist die Devise seines Wappenschildes „virtuti nulla invia est via" auf die wahre Würdigung seiner Staatspolitik und seines Charakters hin. Der von seinem König und den Fürsten des Auslandes mit Orden geehrte Mann nahm den köstlichsten Schmuck, die Liebe und Verehrung des sächs. Volks, mit ins Grab. Er starb am 18. März 1840 an mehrfachen Kopfleiden. — Sein Sohn ist Albert von Carlowitz, ein tüchtiger Redner in der ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung, und seine Brüder sind Karl Adolph und Friedrich August v. C. — Karl Adolph wurde am 21. Juli 1774 (1771 ?) in Großhartmannsdorf geboren, widmete sich ausschließlich dem Kriegsdienste, trat 1786 in das kurfürstliche Heer, und war in der Garde du Corps bereits Rittmeister, als seines Vaters Tod 1793 ihn zur Uebernahme der Majoratsgüter Großhartmannsdorf und Liebstadt abrief. Er lebte, vermählt mit einer Gräfin von Pötting, in ländlicher Ruhe bis 1806, in welchem Jahre er wieder als Rittmeister in die sächsische Armee trat, Adjutant des Generals von Zezschwitz und 1809 nach dem Feldzuge in Oesterreich Major und Ritter des Heinrichsordens wurde. Er errichtete das neue Jägerbataillon, bei dem er später zum Obristen avancirte. Der Ausgang des französischen Feldzuges gegen Rußland bestimmte ihn, sich den Alliirten anzuschließen. Er wurde russischer Generalmajor und nach der Schlacht bei Leipzig im russischen Gouvernement für das Königreich Sachsen Chef des Kriegsdepartements. In Wien, wohin ihn der Kaiser Alexander berufen hatte, nahm er

Theil an den Verhandlungen, trat als Generalmajor in preußische Dienste, und machte als preußischer Bevollmächtigter in dem Hauptquartier der österreichischen Armee, die sich unter dem General Frimont in Italien zusammenzog, den Feldzug von 1815 im südlichen Frankreich mit. Im October 1815 wurde er Inspecteur der thüringischen Landwehr, 1821 Commandant von Magdeburg, 1822 Generallieutenant, 1824 Vicegouverneur von Mainz, und 1829, decorirt mit dem rothen Adlerorden erster Classe, mit dem Großkreuz des österreichischen Ordens der eisernen Krone und des großherzoglich hessischen Ludwigsordens, Gouverneur von Breslau bis zu seinem am 20. Januar 1837 erfolgten Tode. — Sein Bruder Friedrich August ist zu Großhartmannsdorf 1777 geboren, diente im preußischen Heere, wurde darauf Kammerherr zu Koburg, und starb 1840 als wirklicher geheimer Rath und Staatsminister des Herzogthums Koburg-Gotha. Unter seiner Leitung hat die Regierung in Verbindung mit den Ständen viele von den Mißbräuchen und veralteten Institutionen, die 1830 und 1832 Anlaß zu Beschwerden und Unruhen gaben, entweder entfernt und reformirt, oder die Aufhebung in Aussicht gestellt. Dahin gehören die Bestimmungen über das Heimathsrecht, über Bestrafung des Forstfrevels, der Veruntreuung der Staatsdiener, über Gleichstellung in der Militärpflicht, Theilung der Gemeinheiten und Aufhebung der Koppeltriften, der Succumbenz- und Hülfsgelder u. s. w. Die Ueberzahl der Beamten wurde zur Erleichterung der Volkslasten allmälig beschränkt, und um die Bodencultur im Lande zu heben, ließ die Regierung bessere Landwirthschaftsmethoden auf den Domänen einführen. Mit vieler Umsicht unterstützte C. den Entwurf einer neuen Stadtordnung, die im März 1832 von dem Herzog genehmigt, der Bürgerschaft größere Selbständigkeit in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheit ertheilt, und dadurch den Sinn und Eifer des Bürgers für das gemeine Wohl erhöht. C. hinterließ zwei Söhne, die als Offiziere im preußischen Heere dienen.

Carlyle, Thomas. Noch vor einem Menschenalter war die deutsche Literatur im Auslande, vorzüglich bei den beiden dominirenden Literaturvölkern, bei den Briten und Franzosen, als etwas Barbarisches, als ein fremdes Ungethüm oder wenigstens als eine müßige Spielerei mit abstracten Begriffen und todtgeborenen Gedanken verachtet. Daß dies nicht mehr so ist, daß der Engländer den alten Begriff, den er mit dem Ausdruck „deutsch" zu verbinden gewohnt war, aufgab, und zu der Ueberzeugung gelangte, die deutsche Literatur habe einen der französischen und englischen gleichen Höhepunct erreicht, und in ihr liege der Saamen, welcher in dem Wechselverhältniß der gebildeten Völker auch deren Literaturen und geistige Thätigkeit befruchte — diese Veränderung einer an sich ungegründeten und aus Vorurtheil entsprungenen Meinung haben wir vorzugsweise den Leistungen zu verdanken, durch die Thomas Carlyle den Irrthum zunächst in den gebildeten Classen seiner Landesgenossen austilgte oder berichtigte. Er ist ein Schotte, am 4. Dec. 1795 in Ecclesham in der Grafschaft Dumfries geboren, und sollte nach dem Willen seines Vaters, eines wohlhabenden Landwirths, Theologie studiren; aber eigener Instinkt und äußere Umstände, wie z. B. Bekanntschaft mit Walter Scott und andern Freunden deutscher Literatur und Sprache, trieben ihn zu dem Studium des Deutschen und der Geschichte. Die beiden größten deutschen Dichter, die wahren Repräsentanten deutscher Sinnigkeit und deutscher Strebekraft, Schiller und Göthe, studirte er mit dem eisernen Fleiße eines Genies; dazu suchte und fand er in Deutschland, das er übrigens nie besucht hat, freundschaftliche Correspondenten, und selbst mit Göthe leitete er einen Briefwechsel ein. Sein erstes unter seinem Namen erschienenes Werk „Life of Schiller, an examination of his works" (London 1825), dem in demselben Jahre „William Meister's apprenticeship" in 3 Bänden folgte, erweckte wie mit einem Zauberschlage die Begierde der Engländer nach der Kenntniß der deutschen Geisteswelt. Was Lord Gower, Thirlwall (Professor in Cambridge), John Blackie und David Syme leisteten, brachte lange nicht die Wirkung hervor, die Carlyle hatte. Zwei Jahre darauf gab er eine Sammlung von Göthe, Tieck, Fouqué, Jean Paul, Hoffmann und Musäus mit kritischen und biographischen Bemerkungen unter dem Titel „German Romances" (Edinb., 4 Bde.) heraus. Zu gleicher Zeit suchte er durch Auf-

sätze in den Journalen für Verbreitung der deutschen Literatur zu wirken, wie er denn wahrscheinlich der Verfasser der gehaltvollen Kritiken ist, die in verschiedenen englischen Reviews jährlich erscheinen. Göthe, als er dies rührige Streben sah, äußerte: „Es freut mich, zu sehen, wie die alte Pedanterie der Schotten in den letzten Jahren dem Ernst und der Gründlichkeit Platz gemacht hat. Wenn ich betrachte, wie sie mich früher behandelten, und was nun Carlyle in wenigen Jahren für die deutsche Literatur gethan hat, so erscheint es wirklich außerordentlich." In seinem Werke „French revolution, a history" (3 Bde., London 1837) hat er seinen Beruf als Historiker documentirt; er hat Alison's „Geschichte der französischen Revolution" 1834, in welchem derselbe alle Vorzüge des Fleißes und glücklicher Analyse der Thatsachen seiner ächt britischen Parteisucht geopfert hat, eben so weit übertroffen, als er hinter dem eben so politisch, wie künstlerisch und literärisch bedeutsamen Werke des französischen Staatsmannes Thiers zurückbleibt. In seinem spätern Werke „Sartor resartus (3 Bde., London 1838) ist C. auf den schlüpfrigen Boden eines Nachahmers des Jean Paul gerathen. Ist der Styl und der höchst eigenthümliche Gedankengang Jean Paul's für den Deutschen unnachahmlich, wie vielmehr muß er es für einen Ausländer sein! Die neuesten Werke C.'s beschäftigen sich besonders mit der Geschichte der englischen Revolution unter Cromwell; „Past and present" (Lond. 1843) ist gewissermaßen ein Vorläufer eines größern Geschichtswerks, obwohl es sich vorzugsweise mit dem gegenwärtigen Elend der untern Volksklassen, seinen Ursachen und ihrer etwaigen Abhülfe beschäftigt, welchen Gegenstand er in der „Geschichte des Chartismus" noch specieller behandelt hat. Eine weitere Studie ist die Herausgabe der „Briefe und Reden Cromwell's" (Lond. 1845), worin er diesen von den Parteien so arg geschmeichelten Staatsmann in einem reinen Lichte darstellt. C. wohnt jetzt gewöhnlich zu Chelsea bei London.

Carmagnola, feste Stadt in der Provinz Piemont des Königreiches Sardinien, hat 12,000 Einwohner, welche Handel treiben.

Carmagnole bedeutet ursprünglich einen Tanz, wozu in der ersten Zeit der franz. Republik bei Volksfesten, Aufständen, Hinrichtungen u. dgl. gesungen wurde. Sie erhielt wahrscheinlich ihren Namen von der Stadt Carmagnola in Piemont, und entstand, als das Volk feindselig und erbittert wurde gegen das Veto des Königs wider die Beschlüsse der Nationalversammlung. Der Gesang begann mit den Worten: „Madam' Veto avait promis", und jede Strophe schloß mit dem Refrain „Dansons la Carmagnole — Vive le son — Du canon." Er kam besonders seit 1792 in Aufnahme; Napoleon verwarf als Consul die C. wie die übrigen Revolutionslieder. — C. wurden auch die Jacobiner nach der Kleidung, die sie den Arbeitsclassen entlehnt hatten (weite Schifferhosen, Weste mit Aermeln und rothe Mütze), genannt. Endlich hießen auch die lügenhaften Amtsberichte, welche die republicanischen Beamten in Frankreich häufig veröffentlichen, C. Uebrigens war C. schon vor der Revolution die Benennung der Savoyardenknaben in Paris, die sich als Schuhputzer, Schornsteinfegerjungen, Kleiderreiniger 2c. ernähren, wahrscheinlich nach der sardinischen Stadt Carmagnole so genannt.

Carmagnoli, Franz Bussone, mit dem Beinamen C., geb. 1390 zu Carmagnola, war der Sohn eines Bauern. In den Kriegen, welche Philipp Visconti von Mailand führte, diente er mit großer Auszeichnung, so daß er Feldherr wurde, und eine Verwandte seines Fürsten heirathete. Er eroberte für seinen Herrn Genua und die ganze Lombardei, wurde demselben verdächtig, floh 1425 nach Venedig, und trat in die Dienste der Republik. Er siegte 1427 bei Macalo über seinen frühern Herrn, machte sich aber auch hier verdächtig, wozu einige Unternehmungen kamen, welche unglücklich abliefen, und wurde 1432 enthauptet.

Carmenta oder **Carmentis** war bei den Römern der Name einer weissagenden Göttin, welche am Fuße des Capitolinischen Berges einen Tempel und am Carmentalischen Thore Altäre hatte. Am 11. und 15. Januar wurde ihr Fest, vorzüglich nur von Frauen gefeiert, wobei sie als Postvorta und Antevorta (d. h. als die in die Zukunft blickende

und in die Vergangenheit schauende Göttin) angerufen wurde. Dieses Fest hieß **Carmentalia**. Man setzte sie mit Faunus in Verbindung, machte sie zur Mutter des Arkadiers Evander, und leitete ihre Verehrung von diesem her; doch ist sie auf jeden Fall eine ursprünglich italische Gottheit, und fällt mit den Camenae zusammen.

Carmer, Johann Heinrich Kasimir, Graf von, ein berühmter preußischer Staatsmann, geb. am 29. December 1721, in der damals kurpfälzischen Oberamtsstadt Kreuznach, trat 1749 aus dem pfälzischen Staatsdienst in den preußischen, wurde 1750 Regierungsrath in Oppeln, 1751 Director, 1763 Präsident der Regierung zu Breslau, und 1768 Justizminister und Chefpräsident sämmtlicher Regierungen in Schlesien. Hier erwarb er sich um das Wohl des Landes die nachhaltigsten Verdienste; er ordnete das Hypothekenwesen, stiftete ein landschaftliches Creditsystem in Schlesien, vereinfachte den Geschäftsgang, und errichtete eine ökonomische Gesellschaft. Im J. 1779 ernannte ihn der König zum Großkanzler und Chef der Justiz, und übertrug ihm die Reformen des Justizwesens, da die vom früheren Großkanzler von Cocceji ausgegangenen Verbesserungen sich mehrfach mangelhaft gezeigt hatten. Nach vieljährigen Studien und Berathungen mit den gelehrtesten und erfahrensten Männern der Monarchie begann er 1781 die Umgestaltung der preußischen Rechtsinstitute mit der neuen Proceßordnung, und vollendete diese 1791. In diesem Jahre beendete er auch das allgemeine preußische Gesetzbuch, welches durch König Friedrich Wilhelm II. am 1. Juni 1794 unter dem Namen „Allgemeines Landrecht" Gesetzeskraft erhielt. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde C. mit mehreren Orden beschenkt, und von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben. Im J. 1798 zog er sich aus dem öffentlichen Leben auf sein Gut Rützen bei Glogau zurück, und starb am 23. May 1801.

Carmichael, Richard, ein ausgezeichneter Wundarzt, gegenwärtig Lehrer am Richmond surgical hospital und Präsident des irländischen Collegiums der Wundärzte zu Dublin, hat sich besonders in seinen Schriften über den Krebs (Dublin 1806 und 1809), über Skrofeln (Lond. 1810; deutsch von Choulant, Leipz. 1818), vorzüglich aber über die Lustseuche ein großes Verdienst erworben, indem er nachwies, daß es eine Menge ähnlicher, von der eigentlichen Syphilis aber wohl zu unterscheidender Affectionen gebe, und auf den Mißbrauch des Quecksilbers gegen die Lustseuche aufmerksam machte. Besonders hervorzuheben sind in dieser Hinsicht von seinen Schriften „An essay on the venereal diseases which have been confounded with syphilis" (2 Bde., Dubl. 1814—15; 2. Aufl. 1825), „An essay on venereal diseases and the use and abuse of mercury in their treatment" (2 Bde., Lond. 1814; 2. Aufl. 1825), „Observations on the symptoms and specific distinctions of venereal diseases', (Lond. 1815 und 1818; deutsch von Kühn, Leipz. 1819), „Clinical lectures on venereal diseases", herausgeg. von Gordon (Dubl. 1842, deutsch, Leipz. 1843.).

Carmontelle, franz. Dichter, geb. den 25. August 1717 zu Paris, starb ebendaselbst den 26. December 1806. C. war Vorleser und Ordonnateur des fêtes des Herzogs von Orleans, und hat sich durch seine „Proverbes dramatiques" (10 Bde., Par. 1768—1811; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1822) besonders einen Namen gemacht. Diese kleinen Stücke sind nur eine Folge dramatischer Scenen, ohne eine künstliche Verwicklung und dramatische Entwicklung, aber äußerst brauchbar für Gesellschaftstheater; sie sind von manchem dramatischen Dichter als eine reiche Fundgrube vielfach benutzt worden. C. soll außer seinen gedruckten Sachen noch Manuscripte zu mehr als 100 Bänden hinterlassen haben. Zugleich besaß er viel Talent für Malerei, porträtirte fast alle berühmte Personen seiner Zeit, und malte eine Art Transparents, die 100 und mehr Fuß lang waren und, indem sie sich nach und nach aufrollten, eine Reihe von Scenen zeigten.

Carnation heißt in der Malerei die natürliche Farbe der Haut, dann die Darstellung des menschlichen Fleisches durch Farben. Die stoffliche Beschaffenheit des Körpers und besonders die größere oder geringere Durchsichtigkeit der Haut machen diesen Theil der

künstlerischen Technik sehr schwierig. Jeder Künstler befolgt in der Darstellung der C. eine eigenthümliche Weise, die ebenfalls C. heißt.

Carneus ist ein Beiname des Apollo, unter dem er besonders in Lacedämon und im Spartanischen verehrt wurde. Diesen Beinamen leitet man auf verschiedene Weise ab, entweder von dem Sohne Carnus, einem Akarnanier, der von dem Herakliden Hippotes getödtet worden sein soll, wofür Apollo über die Herakliden bei dem Zuge in den Peloponnes die Pest schickte, von der sie sich erst durch Einführung dieses Cultus befreiten; oder von dem griechischen Namen des Cornelius-Kirschbaumes. Die Griechen sollen nämlich auf dem Berge Ida aus einem dem Apollo heiligen Haine zur Verfertigung des bekannten hölzernen Pferdes solche Bäume gefällt, und den darüber erzürnten Gott durch eine Feier wieder versöhnt haben. Der Cultus des carneischen Apollo ist sicher ein sehr alter. Das Fest, welches den Namen Carnea erhielt, dauerte 9 Tage.

Carneval, s. Fastnacht.

Carnicer, Don Ramon, seit 1828 Kapellmeister der königlichen Theater zu Madrid, der einzige dieses Namens würdige Tonsetzer, den Spanien gegenwärtig aufzuweisen hat. Er ist in Tarrega, einem Flecken im Distrikt Cervera in Catalonien, 1789 geboren, und bildete sich in der Musik zu Seo-de-Urgel, seit 1806 in Barcelona, und von 1808—1814 auf den balearischen Inseln. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr nach Barcelona sandte ihn die dortige Theaterdirection 1816 nach Italien, mit dem Auftrage, einen Kapellmeister zu engagiren. Er bewog den 1832 in Navarra verstorbenen Pietro Generali, die Direktion für die Wintersaison anzunehmen; er selbst wurde neben Generali zweiter und 1818 erster Kapellmeister, und folgte 1828 dem Rufe nach Madrid. Die günstige Aufnahme, welche mehrere seiner früheren im Geiste Rossini's ausgeführten Compositionen fanden, ermuthigten ihn zu größern Werken. Er hat folgende für sehr gelungen gehaltene Opern componirt: „Elena y Constantino," „Don Juan Tenorio," „Elena y Malvina," „El colon," „El Eufemio de Messina." Daneben haben wir von ihm Kirchenstücke, Todtenmessen und vortrefflich komponirte spanische Volkslieder. Jetzt soll er mit dem Versuche umgehen, eine spanische Nationaloper zu stiften.

Carnot, Lazare Nicolas Marguérite, Graf, geb. den 13. Mai 1753 zu Nolay in Burgund, starb den 3. Aug. 1823 in Magdeburg, war der Sohn eines Advocaten, und zeigte schon von Kindheit an ein seltenes Talent für Mathematik und militärische Wissenschaften. Ein eifriger Anhänger der Revolution, bei deren Ausbruche er Ingenieurhauptmann war, leistete er der Republik nicht unwichtige Dienste. Unerschütterliche Rechtlichkeit und ein edler Enthusiasmus für sein Vaterland bezeichnen jede seiner Handlungen. Als Deputirter der gesetzgebenden Versammlung, im J. 1791, rieth er besonders, die Stellen der adeligen Offiziere, von denen der größte Theil emigrirt war, durch bürgerliche Unteroffiziere zu besetzen, wie er denn Anfangs vorzugsweise nur an den Berathungen über militärische Angelegenheiten Theil nahm. Als Conventsmitglied stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., ward im Monat März zur Nordarmee gesandt, hatte unter Jourdan Theil an dem Siege bei Maubeuge, und zeichnete sich bei einem Angriffe aus, wo er eine Sturmcolonne selbst anführte, den feigen General Gratien auf dem Schlachtfelde absetzte, und Frankreich aus einer großen Gefahr rettete. Einen großen Einfluß auf die damaligen Kriegsoperationen erwarb er sich als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, wo er, im Besitze aller Archive, Gelegenheit fand, die strategischen Bewegungen der republicanischen Heere auf eine geregeltere Basis zurückzuführen. Er stand mit sämmtlichen 14 Armeen in fortwährender Correspondenz, und ertheilte allen Heerführern die ausführlichsten, scharfsinnigsten, sowohl die großen Operationen wie die Details und die Verwaltung umfassenden Instructionen. Robespierre's Macht suchte er zu schwächen, dennoch wurde er nach dessen Tode wiederholt angeklagt, aber stets wieder frei gesprochen. Im J. 1795 gelangte er in das Directorium, verlor aber durch Barras das Kriegsportefeuille, ward durch dessen Intriguen in die Proscription vom 18. Fructidor verwickelt, und entging der Deportation nur durch die Flucht nach der Schweiz. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er die deutsch in

Hamburg 1799 erschienene Schrift: „Réponse de Carnot, l'un des fondateurs de la république et membre constitutionnel du directoire exécutif au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor an V, etc., deckte darin die Schändlichkeiten seiner ehemaligen Collegen auf, und trug dadurch nicht wenig zum Sturz derselben am 30. Prairial (18. Juni 1799) bei. Nach dem 18. Brumaire ward er zurückberufen, zum Inspecteur aux revues und zwei Monate darauf zum Kriegsminister ernannt. Als eifriger Republicaner paßten seine Ansichten wenig zu den ehrgeizigen Bestrebungen Napoleons, er legte deshalb seinen Posten bald wieder nieder, und stimmte als berufenes Mitglied des Tribunats gegen das lebenslängliche Consulat und die Kaiserwürde. Nach Aufhebung desselben zog er sich in das Privatleben zurück. Mehrmals versuchte es Napoleon, ihn für sein Interesse zu gewinnen, aber immer vergebens. Der Glanz des kaiserlichen Thrones vermochte den unbeugsamen Charakter des Republicaner's, der seinem Vaterlande eine andere Gestaltung zugedacht hatte, nicht zu blenden. Erst im J. 1814, als Frankreich von feindlichen Heeren überschwemmt ward, bot er von Neuem seine Dienste an, und übernahm die Vertheidigung Antwerpens, das er erst nach der Abdankung Napoleon's und auf Befehl Ludwig's XVIII. übergab. Aber auch mit der neuen Regierung konnte er sich nicht befreunden, und eine Denkschrift, worin er deren Verfahren heftig tadelte, war Ursache, daß er in Ungnade fiel. Während der 100 Tage ward C. zum Grafen und Pair des Reichs erhoben, und erhielt das Portefeuille des Ministeriums des Innern. Seinen Grundsätzen treu, benutzte er seine Stellung, um dem Lande eine freiere Verfassung zu verschaffen, und ward nach Napoleon's abermaligem Sturze zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, allein die Rückkehr der Bourbonen entfernte den wahren Patrioten abermals aus dem Geschäftsleben. Die Verordnung vom 24. Juli war Ursache, warum er zu Anfange des Jahres 1815 Frankreich mit seiner Familie verließ, und nach Rußland reiste. Von da zurückgekehrt, ließ er sich (nach Einigen auf den Wunsch der großen Mächte) in Magdeburg nieder, und widmete sich dort, bis an sein Ende in größter Zurückgezogenheit lebend, den Studien und der Erziehung seines jüngsten Sohnes. Erwarb sich C. die Achtung und Liebe seiner Mitbürger durch strenge Rechtlichkeit und wahren Patriotismus, so verdient er nicht weniger unsere Aufmerksamkeit durch sein Verdienst als Schriftsteller. Unter die vorzüglichsten seiner Werke gehören: „Éloge de Vauban“ (Dijon 1783), „Essai sur les machines en général“ (ebend. 1784), „Oeuvres mathématiques“ (Basel 1796), „Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal“ (Paris 1796, 2. Aufl. 1813), „Traité de la corrélation des figures de géométrie“ (Paris 1801), „Géométrie de position“ (ebend. deutsch, Altona 1810). Auf Befehl Napoleons schrieb er 1809 „De la défense des places fortes“ (3 Bde., 3. Aufl., Par. 1812, 4.), „Exposé de la conduite politique de C. depuis le 1. juillet 1814“ (Par. 1815). Auch als Dichter versuchte er sich nicht ohne Glück, wie sein komisches Heldengedicht „Don Quichotte“ (Leipz., 1820. 12.) beweist. Nach seinem Tode erschienen die „Mémoires historiques et militaires sur C.“ (Par. 1824). Vgl. „Correspondance de Napoléon avec le comte C. pendant les cent jours“ (Par. 1819), Rioust's „Vie de C.“ (Genf 1817), und Körte's „Leben C.'s“ (Lpz. 1820). — Sein Sohn Lazare Hyppolite C., geb. am 6. April 1801 zu St. Omer, kehrte nach seines Vaters Tode nach Frankreich zurück, übernahm die 1819 gegründete „Revue encyclopédique“ von Jullien, und beachtete in diesem Journal besonders die deutsche Literatur, die er während seines Aufenthaltes in Deutschland genau kennen gelernt hatte, was er namentlich durch seine treffliche Uebersetzung der Müller'schen „Griechenlieder“ (Par. 1828) bewies. Früher war er ein Anhänger des St. Simonismus, trennte sich aber von dieser Secte, gab auch die Redaction des „Globe“ auf, die er eine Zeit lang geführt hatte, als dieses Journal eine kirchliche Tendenz annahm. Der Tod seines Bruders, Sadi C., der an der Cholera starb, und sich durch ein geschätztes Werk über die Theorie des Dampfes bekannt gemacht hat, hemmte für einige Zeit seine Thätigkeit. Darauf machte er eine Reise nach Holland, England und der Schweiz, und begann mit frischer Kraft seine Studien. Er besorgte eine Ausgabe der

„Mémoires" von Gregoire, zu der er eine treffliche historische Einleitung schrieb. Im J. Jahre 1839 wurde er von der Stadt Paris zum Deputirten gewählt, und nahm in der Kammer seinen Sitz auf der äußersten Linken.

Caro, Annibale, geb. 1507 zu Civita nuova in der Mark Ancona, war Erzieher der Kinder eines reichen Florentiner's, dann dessen Secretär, und seit 1543 Secretär des Piedro Lodovico Farnese, Herzogs von Parma und Piacenza. Hier sammelte er Antiken und Münzen, und gab mehrere Werke in Versen und Prosa heraus. Als der Fürst ermordet wurde, trat er in die Dienste des neuen Herzogs Ottavio Farnese, und später in die Dienste der Brüder desselben, der beiden Cardinäle Ranuccio und Alessandro, wo er bis an seinen Tod 1566 blieb. Von seinen Werken sind die vorzüglichsten: Uebersetzung der Aeneide Virgil's (Venedig, 1581, 4.; Paris 1760, 2 Bde.); eine Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles; „Lettere familiari" (Venedig 1572—75, 2 Bde., 4., 6. Aufl. Mail. 1807); „Rime" (Mailand 1569); „Lettere inedite di Annibale C." so wie die, welche Mazzuchelli mit Anmerkungen (2 Bde. Mail. 1829) herausgab. Außerdem schrieb er ein Lustspiel „Gli straccioni" (Ven. 1582), und unter dem Namen Barbagrigia ein Lob der Feigen („La ficheide") und eine Lobrede auf die große Nase Leonis von Ancona, des Präsidenten der Accademia della virtù. Die toskanische Sprache war sein Hauptstudium, und der Ruf seiner reinen, zierlichen Schreibart in Versen und Prosa verbreitete sich durch ganz Italien. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (6 Bde. 1757).

Carolath-Beuthen, ein in Schlesien begütertes deutsches Fürstengeschlecht, hieß ursprünglich Schönaich, und war im 15. Jahrh. in der Lausitz ansässig. — Fabian von Schönaich stand im Dienst des Kaisers Karl V. und des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Die Verdienste, die er sich als Staatsmann und Feldherr erworben hatte, belohnte Kaiser Ferdinand I. dadurch, daß er ihm 1551 die Standesherrschaft Muskau in der Oberlausitz als Mannlehen ertheilte, und ihn in den Freiherrnstand erhob. Fabian hatte auch die Städte Sprottau, Parchwitz und Freistadt, sowie die Herrschaften Carolath und Beuthen erworben. Da er 1591 ohne Leibeserben starb, fiel Muskau dem Lehnsherrn wieder zu. — Georg von Schönaich, der Enkel seines Oheims, erhielt die Herrschaften Carolath und Beuthen, aus denen 1610 ein Majorat der Familie gegründet wurde, nachdem sie zuvor zu einer Standesherrschaft erhoben worden waren. — Nach Georgs Tode fiel das Majorat an seines Bruders Sohn, Johann, der an den böhmischen Unruhen Theil nahm, und es in Folge dessen verlor. Sein Bruder Sebastian erhielt es auf Verwenden des Kurfürsten von Brandenburg 1650 wieder zurück. — Hans Georg, sein Enkel, erbte die Majoratsgüter, wurde 1689 zum freien sächsischen Standesherrn von Carolath und Beuthen, und 1700 zum Reichsgrafen erhoben. Als Friedrich der Große Schlesien in Besitz genommen hatte, erhob er 1741 die Standesherrschaft zum Fürstenthum, wodurch Hans Karl zum Fürsten von Carolath und Beuthen wurde. — Sein Sohn und Nachfolger Johann Karl erhielt die fürstliche Würde für alle seine Nachkommen. — Der jetzt regierende Fürst ist Heinrich, geb. 1783, preußischer Oberjägermeister und Mitglied des Staatsraths. Er folgte 1817 seinem Vater, und vermählte sich bald nachher mit der Gräfin Adelheid von Pappenheim, geb. 1797. Da er nur zwei Töchter hat, so fällt das Fürstenthum an den ältesten Sohn seines 1820 gestorbenen Bruders Karl, den Prinzen Ludwig von Schönaich-Carolath, geb. 1811. — Das Fürstenthum Carolath gehört zum Freistädter Kreise im Regierungsbezirk Liegnitz der Provinz Schlesien, ist $4^1/_2$ □M. groß, zählt 10,000 E., und besteht aus der Stadt Beuthen, dem Sitz der fürstlichen Regierung, einem Marktflecken und 21 Dörfern, worunter Carolath mit dem fürstlichen Residenzschlosse.

Caroli, Peter Franz, geb. 1638 zu Turin, starb 1716 zu Rom als Professor der Akademie. Als Maler gehörte er der lombardischen Schule an, hatte sich in Venedig, Florenz und Rom gebildet, und seine Gemälde zeichnen sich durch schönes Colorit und

große Vollendung aus. Sein Hauptstudium war das der Perspective; man hat von ihm die innern Prospecte mehrerer Kirchen in Rom.

Carolina, s. Halsgerichtsordnung.

Carolina, eine Landschaft im südlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen Virginia, Tenessee und Georgia, wurde schon 1497 von Sebastian Capoto entdeckt, doch erst 1512 von den Spaniern unter Ponce de Leon als ein Theil Florida's in Besitz genommen, die das Land ebenfalls bald wieder verließen, da mehrere Colonisationsversuche mißlangen. Darauf setzten sich die Franzosen fest, und nannten das Land nach ihrem damaligen König Carolana. Die französischen Ansiedler wurden wieder von den Spaniern vertrieben, worauf das Land wieder ohne Niederlassung blieb. Auch die Colonisationsversuche der Engländer unter Walter Raleigh 1584 hatten keinen gedeihlichen Erfolg. Erst als Karl II. von England 1660 alles Land zwischen dem 31° — 36° nörd. Br. an 8 Engländer als Lehen vom königl. Schlosse Greenwich verlieh, und die Verwaltung und Einrichtung der Colonisation gänzlich frei gab, begann die 1662 aus Virginien dahin geführte Colonie sich zu heben. Es entstand der Ort Albemarle, und das Land erhielt den Namen Carolina. Die neuen Eigenthümer ließen sich 1667 von dem berühmten Philosophen Locke eine Verfassung entwerfen, die sich aber bald als unpraktisch erwies, und so viele Streitigkeiten hervorrief, daß sie bald abgeschafft werden mußte. In den Jahren 1669 und 1677 brachen wiederholte Aufstände aus. Im J. 1682 wurde C. in 3 Grafschaften, 2 für das nördliche und 1 für das südliche Carolina, getheilt und 1717 diese Grafschaften in Kirchspiele eingetheilt. Im J. 1729 zog die britische Regierung gegen eine Entschädigung von 17,500 Pf. Sterl. das Lehen wieder ein, und theilte das Land in 2 Colonien, Nord- und Südcarolina, von denen jede einen besondern Statthalter und Rath erhielt. Seitdem nahm Volksmenge und Wohlstand bedeutend zu; beide Colonien waren aber auch mit von den ersten, die sich 1769 gegen die Regierung auflehnten, und traten nach dem Sieg der Revolution als 2 selbständige Staaten der Union bei. (S. Nordcarolina und Südcarolina.)

Carolina Maria, Tochter Kaiser Franz I. und Maria Theresia's, geb. den 13. Aug. 1752, wurde am 12. Aug. 1765 mit dem Könige Ferdinand I. beider Sicilien vermählt. Dem Ehecontracte zufolge sollte sie erst nach der Geburt eines Prinzen an den Regierungsgeschäften Theil nehmen. Allein dies dauerte ihr zu lange. Schon 1777 wußte sie den alten Minister Tanucci, der des Königs und der Neapolitaner Vertrauen besaß, zu verdrängen, um unter dessen Nachfolger Sambuca größern Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Als dieser 1784 seine Entlassung genommen, erhob sie an seiner Statt den Franzosen Acton (s. d.), der die Finanzen zerrüttete, und sich durch Begünstigung der Ausländer und Einführung einer Staatsinquisition, nach welcher Niemand gegen die Staatsverwaltung oder gegen den Minister reden durfte, allgemein verhaßt machte. Dies und die fortwährenden Verurtheilungen, Auflagen, Verhaftungen, Dienstentsetzungen empörten nicht allein das Volk, sondern auch den Adel des Reiches, und um diese Gährung zu unterdrücken, ließ die Königin und ihr niederträchtiger Liebling ächt despotisch die ihnen Verdächtigen verhaften, verbannen und hinrichten. Die Empörung des Volkes begann damit, daß man den verhaßten Vanini, Präsidenten der Sicherheitsjunta, aus dem Lande jagte, und es wäre vielleicht zu den gewaltsamsten Auftritten gekommen, wenn nicht die Königin 1798 den Krieg gegen Frankreich erklärt hätte, um den Empörern eine andere Richtung zu geben. Nachdem Mack geschlagen war, bemächtigten sich die Franzosen schnell des Landes, und die königliche Familie mit den Ministern mußte unter dem Schutze der englischen Flotte nach Sicilien fliehen. 1799 erhielt der König sein Reich wieder durch den Aufstand des Cardinal's Ruffo in Calabrien, und jetzt tyrannisirte die berüchtigte Lady Hamilton, welche zu großen Einfluß auf die Königin, auf Nelson und ihren Gemahl, Gesandten am Hofe zu Neapel, erlangt hatte, das Land auf das Fürchterlichste. Die Capitulation von Neapel wurde gebrochen, und eine Staatsjunta unter dem Vorsitz Speziali's (s. d.) ächtete und strafte die Anhänger und Beamten der interi-

nistischen Regierung, bis die Schlacht bei Marengo das Land von diesem despotischen Drucke befreite. Bei der Wiedereroberung des Reichs entzweite sie sich mit dem englischen Feldherrn Lord Bentink, der ihr keinen Einfluß auf die Regierung gestatten wollte, entfernte sich 1811 nach Wien, und starb am 8. Sept. 1814 zu Schönbrunn.

Caroline Amalie Elisabeth, Gemahlin König Georg's IV. von Großbritannien und Hanover, war am 17. Mai 1768 geboren, und die 2. Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Schwester des englischen Königs Georg's III., Augusta. Ihre Jugend verlebte sie ziemlich zwangvoll am Hofe des Vaters. Im 27. Jahre ihres Alters wurde sie mit dem Prinzen von Wales, nachmals Georg IV., vermählt, dem sie 1796 eine Tochter, Charlotte Auguste (st. am 6. Novbr. 1816 als Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, jetzigen Königs der Belgier) gebar. Der Prinz, der diese Ehe nur gezwungen einging, und an ein üppiges, schwelgerisches Leben gewöhnt war, wandte sich schon bei dem ersten Erscheinen seiner Gemahlin auf englischem Boden von ihr, trennte sich aber nach ihrem glücklich überstandenen Wochenbett förmlich und für immer von ihr. Die Prinzessin lebte seitdem in einem Landhause zu Blackheath, vom Hofe entfernt, und erwarb sich als Opfer der zügellosen Lebensweise ihres Gemahls die Theilnahme des Volks. Im Jahre 1808 veranlaßten höchst ehrenrührige, von ihrem Gemahl und der sie nicht liebenden regierenden Königin absichtlich begünstigte Gerüchte über ihren vertrauten Umgang mit mehreren Personen, unter denen man Sir Sidney Smith und Capitän Manby nannte, Georg III., eine Untersuchung über ihr Betragen einleiten zu lassen, die sie von jener gehässigen Anklage freisprach, aber nicht umhin konnte, das Unvorsichtige ihres Benehmens zu rügen. Der König suchte durch einen feierlichen Besuch ihre Ehrenrettung zu bestätigen, und während auch die Brüder ihres Gemahls ihr auf eine achtungsvolle Weise entgegenkamen, gab das englische Volk seine Zuneigung für die Prinzessin öffentlich kund. Gerechten Grund zu einer vom Prinz-Regenten indessen beseitigten Klage glaubte die Prinzessin 1813 über die Hindernisse erheben zu dürfen, die man dem Umgange mit ihrer Tochter in den Weg legte. Nach erhaltener Erlaubniß verließ C. im folgenden Jahre England, und durchreiste nun Deutschland, Italien, Griechenland, Syrien, um Jerusalem zu sehen, und brachte dann meistens ihre Zeit am Comersee auf einer Villa zu. So sehr auch die Prinzessin durch ihre Güte und Menschenfreundlichkeit sich die Herzen gewann, so wurde doch der Umgang mit dem Italiener Bergami, der sie auf jenem Zuge in ihrem Gefolge begleitete, Veranlassung, daß jene anstößigen Gerüchte entstanden, welche später leider nur zu sehr der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Als ihr Gemahl am 29. Jan. 1820 den Thron Englands bestieg, machte er ihr durch Lord Hutchinson den Antrag, England nie wieder zu betreten, und auf den Titel einer Königin von England zu verzichten, dafür aber 50,000 Pf. St. jährlich zu empfangen. Die Königin verwarf dieses entehrende Ansinnen, und erhob dagegen laut ihre Beschwerden über die verweigerte Anerkennung, und deckte die Umtriebe auf, die man gegen sie heimlich durch den Baron v. Ompteda hatte anzetteln lassen. Gegen den Willen ihrer Feinde kehrte sie am 5. Juni 1820 plötzlich nach England zurück, und wurde von dem ihr zugethanen Volke wie eine Triumphirende empfangen. Jetzt trat Lord Liverpool im Parlamente mit der berüchtigten Anklage auf, welche die Königin der Krone als Ehebrecherin verlustig erklären, und der öffentlichen Schmach Preis geben sollte. Mit Kraft bekämpfte vor Allen Brougham ihre Gegner, und fortwährend behielt sie des Volkes Gunst, welchen Scandal dieser Proceß auch England, ja dem gesammten Europa darbieten mochte. Endlich gelang es zwar den Ministern, mit einer mühsam errungenen Majorität von 123 gegen 95 Stimmen die Strafbill gegen die Königin im Oberhause durchzusetzen; allein ihre weitere Ausführung wurde auf 6 Monate verschoben, d. h. — fallen gelassen. Fortan hielt sich C., von ihrem Gemahle getrennt, zu Brandenbourghouse auf; versuchte aber umsonst wider den Beschluß des Geh. Raths der Krönung Georg's IV. im Juli 1821 beizuwohnen, und selbst mit gekrönt zu werden, sondern wurde vielmehr auf eine demüthigende Weise zurückgewiesen. Eine bei ihrem angegriffenen Gemüthszustande um so nachtheiligere Erkältung führte am 7. August 1821

ihren Tod herbei. Ihre sterbliche Hülle ward nach Braunschweig in die Gruft ihrer Vorfahren gebracht.

Caroline Mathilde, Gemahlin König Christian's VII. von Dänemark, wurde am 22. Juli 1751 geboren, und war die Posthuma des Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig. Im Jahre 1766 vermählte sie sich, und gebar am 28. Jan. 1768 den nachherigen König Friedrich VI. Weniger die Abneigung der Königin Sophia Magdalena, der Großmutter ihres Gemahls, als der Haß seiner Stiefmutter, Juliana Maria, bereiteten ihr ein unglückliches Loos. Erbittert gegen die Letztere schloß sich Caroline, trotz ihres anfänglichen Widerwillens, an ihres Gemahls Günstling, Joh. Fried. Struensee (s. d.) allmälig an, der seinen Einfluß auf den jungen Monarchen treulich benutzte, die Regierungsgewalt nach und nach in seine und der Königin Hände zu bringen. Am 17. Jan. 1772 gelang es der Partei der Königin Stiefmutter und ihres Sohnes Friedrich, ihren wider jene Regierungsweise gefaßten Plan in Ausführung zu bringen. Von den damals Verhafteten verloren Struensee und Brandt ihren Kopf auf dem Schafotte; nur durch die Verwendung des englischen Gesandten Keith entging die in die Festung Kronenburg gefangen gesetzte Königin einer gerichtlichen Verurtheilung, wurde aber am 6. April 1772 durch eine die Untersuchung führende Hofcommission von ihrem Gemahle geschieden. Ihr Bruder, Georg III., König von England, erwirkte ihre Freilassung, worauf sie nach Celle ging, und dort, niedergebeugt von Gram und Kummer, am 10. Mai 1775 in der Blüthe ihrer Jahre starb. Die Landstände des Fürstenthums Lüneburg setzten ihr im Garten zu Celle ein Denkmal. Vgl. „Die letzten Stunden der Königin von Dänemark", worin auch ihr merkwürdiges Abschiedsschreiben an Georg III. enthalten ist, in welchem sie feierlich ihre Unschuld betheuerte.

Caron, Augustin Joseph, französischer Oberstlieutenant bei der Cavalerie, bekannt als Opfer einer mißlungenen Verschwörung gegen die Restaurationsregierung, gehörte zu denjenigen Offizieren, die nach der Restauration der Bourbons verabschiedet und auf eine kleine Pension gesetzt wurden. Er lebte seitdem mißvergnügt im Elsaß, ließ sich hier in ein Militärcomplot ein, das entdeckt, und 1821 vor der Pairskammer gerichtet wurde. C. wurde auf die Vertheidigung Barthe's frei gesprochen, und zog sich jetzt nach Kolmar zurück. Am 1. Jan. 1822 wurde zu Béfort eine neue Militärverschwörung entdeckt. Unter den zu Kolmar Verhafteten befand sich auch der Freund und ehemalige Waffengenosse C.'s, der Oberst Pailhez, den C. gern, selbst mit Gewalt, befreit hätte. Er theilte diesen Wunsch mehreren Offizieren mit, von denen er den Behörden angezeigt wurde. Eine Menge Unteroffiziere und Gemeine mußten sich darauf, auf Veranlassung ihres Chefs, des Baron von Létang, der dafür zum Oberstlieutenant gemacht wurde, scheinbar geneigt zeigen, das Unternehmen zu unterstützen, und als C. zauderte, zwangen sie ihn unter dem Vorwande, daß er sie compromittirt habe, am 22. Juli 1822 die Fahne des Aufruhrs in der Umgegend zu erheben. Nachdem die vermeintlichen Aufrührer einen Tag lang in der Nähe von Kolmar, C. an der Spitze, die Felder und Dörfer durchritten hatten, warfen sie am folgenden die Maske ab, beschimpften, mißhandelten und banden C., und führten ihn unter dem Geschrei „Es lebe der König!" nach Kolmar zurück. Jeder der Theilnehmer an dem schändlichen Unternehmen erhielt hierauf zur Belohnung 1500 Francs, und die Unteroffiziere wurden zu Lieutenants ernannt. C. wurde durch ein Kriegsgericht verurtheilt, und zu Straßburg erschossen; er starb mit dem Muthe eines Mannes, und commandirte selbst Feuer.

Carotten nennt man Tabak in Stangen, welche gewöhnlich die Gestalt von zwei in den Grundflächen zusammenhängenden Pyramiden haben, und ungefähr 10—15 Zoll lang sind. Man macht sie aus getrockneten, sortirten und ausgeripptten Tabaksblättern, welche die gewöhnliche Beize erlangt haben und zuvor in sogenannte Puppen verwandelt sind, mit Hülfe eines besondern Werkzeugs, das der Carottenzug heißt, und umwickelt sie dann fest und dicht mit Bindfaden, damit sie in dieser Form bequemer auf der Rappirmühle rappirt oder zerrieben werden können. In England erhalten die C. auch die Form

eines langen und schmalen Kegels, nicht unähnlich den Pastinakwurzeln. Die C. können, ohne zu verderben, an einem nicht gar zu trockenen Orte viele Jahre aufbewahrt werden. Die besten kommen aus Dünkirchen, St. Omer und Straßburg; auch in Hamburg und Altona werden eine Menge gefertigt; doch sind die deutschen und holländischen nicht so gut wie die ächt französischen.

Carotto, Gian Francesco, ein ausgezeichneter veronesischer Maler, geb. 1470 zu Verona, bildete sich in der Schule des Liberale in Verona, und des Andrea Montegna zu Mantua, dessen harte strenge Manier in seinen frühern Arbeiten noch sichtbar ist. Später hatte das Studium der Werke Leonardo da Vinci's und Rafael's einen bedeutenden Einfluß auf seine Ausbildung. Er glänzt weniger durch große Compositionen, ist aber dafür desto glücklicher im Charakter und Ausdruck einzelner Gestalten. Sein Colorit ist warm und verschmolzen. Seine Werke befinden sich vorzüglich in den Kirchen von Verona, namentlich in der Kirche St. Eufemia, wo der Erzengel Michael sein bestes Bild ist. In der Schönburgischen Galerie zu Pommersfelde befindet sich eine Maria mit dem Kinde zwischen der heiligen Katharina und dem heiligen Antonius. Er starb 1546. — Giovanni C., sein Bruder, geb. 1490, ist als Architekturmaler ausgezeichnet, auch rühmt man seine Copien alter Ueberreste der Baukunst, von denen J. M. Falconetto eine Sammlung durch J. Georgi und F. Huret in Kupfer stechen ließ. C. war Baumeister und Maler, so wie Lehrer des großen Paul Veronese. Er starb 1555. — Ein anderer C. war einer der ausgezeichnetsten Medailleure des 15. Jahrh., Pisanello's Schüler.

Carové, Friedrich Wilhelm, ist ein unermüdlicher Kämpfer und productiver Schriftsteller für Freiheit und Recht, der mit der Fackel der Vernunft alle Seiten des historischen und philosophischen Wissens beleuchtet und mit redlichem Sinne, mit Umsicht, Tiefe und Scharfblick an die Lösung der Fragen tritt, die gegenwärtig wie Töne bacchantischer Musik scheinbar wirr und wild durcheinander brausen. Er ist zu Koblenz am 20. Juni 1789 in einer katholischen Familie geboren, widmete sich in Trier der Rechtswissenschaft, wurde 1809 Advocat, 1811 Conseiller-auditeur in Trier, 1814 bei der Verwaltung der Rheinschifffahrtsoctroi angestellt, ging 1816 nach Heidelberg, um sich wissenschaftlich weiter auszubilden, wurde daselbst 1818 zum Doctor der Philosophie promovirt, lebte ein Jahr in Berlin, und habilitirte sich als Privatdocent 1819 an der Universität zu Breslau; aber schon 1820 gab er diese Stellung auf, und lebte bis 1822 in Heidelberg, seitdem in Frankfurt am Main. Als Jurist beurkundete er seinen schriftstellerischen Beruf durch das Werk „Ueber das Recht und die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Beurtheilung" (Frankf. 1825) und durch die ältere Schrift „Entwurf einer Burschenschaftsordnung und Versuch einer Begründung derselben" (Eisenach 1818), deren Veröffentlichung unter den damaligen Umständen in gewissen Regionen nicht gern mag gesehen worden sein. Von ungleich größerer Bedeutung sind die Leistungen, mit denen C. das Gebiet der philosophischen und historischen Wissenschaft bereicherte. Vor Allem beschäftigten ihn die Fragen, welche die neueste Zeit über das Verhältniß zwischen Philosophie, Kirche, Protestantismus und Katholicismus bewegen. In seiner Art, wie er die verschiedenen wissenschaftlichen und Lebenserscheinungen auffaßt, beurtheilt und zu lösen sucht, bekennt sich C. weder zum strengen Protestantismus, noch zum Katholicismus, weder zu den Kategorien Kant's, noch zu den Principien Hegel's, oder einer andern philosophischen Autorität, sondern er steht auf der Spitze jenes Deismus, welcher das Concret-Allgemeine sucht, und das Denken überall dem Erkennen der concreten Besonderheit zuwendet. Sein Denken verfolgt ein hohes Ziel, das Ideal einer alle Zeiten und alle Völker gleich befriedigenden Menschheitsreligion, in der alle Zersplitterung aufgeht, und die Kirche, von Hierarchie und menschlicher Satzung befreit, realisirte Idee, oder wahres, reines, ungetrübtes Christenthum wird. In allen seinen Schriften, die näher oder entfernt die Stellung der Kirche, der Philosophie und der Kirchensatzungen zu einander untersuchen, weist C. darauf hin, daß dem Buchstaben nach von dem Augenblick an, wo die Menschheit zum Bewußtsein der geistigen Seite ihres Wesens gekommen ist, durch alle die Jahrtausende der Weltgeschichte hindurch, so wie unter allen

Zonen und Himmelsstrichen, von welchen sie Besitz nahm, eine alleinseligmachende Kirche gemeint und erstrebt wurde, daß dies aber nie eine Alleinseligmacherei gewesen sei, die sich nur durch Ketzerrichter, Großinquisitoren, Heiligenbilder, Peitschenhiebe, Scheiterhaufen, Bannstrahlen, überrechtgläubige und verfolgungssüchtige Theologen habe erhalten können. Er will, daß „die Natur wieder zum Tempel der Gottheit eingeweiht werde," und sieht in dem gegenwärtigen Streben, in dem Gewirr scheinbar unvereinbarer Gegensätze auf dem Grunde der gewaltigen Zeitgährung das „Bedürfniß der Harmonisirung," den Drang nach Alles umfassender Einheit. „Das höchste Streben der größten und edelsten Geister" — (schreibt er im „Neorama" III, 82) — „geht darauf hin, nicht mehr aus einem abstracten Princip ein ganzes Weltsystem hervorzuspinnen, sondern alles Wissen nach seinem immanenten Zusammenhange zu einem einigen organischen System zu gestalten; — nicht mehr außerhalb des sogenannten positiven Rechts ein abstractes Naturrecht aufzustellen, sondern das alle Menschen, alle Nationen wesentlich verknüpfende göttliche Vernunftrecht zu einer allgemeinen Wirkungsnorm zu construiren; — nicht mehr eine abstracte Naturreligion über alle positiven Religionen zu erheben, sondern die absolute Religion zu entdecken, in welche dieselben sich auflösen könnten, weil sie allen Bedürfnissen des ganzen Menschen zu genügen und jede bisher noch forttönende absolut scheinende Dissonanz in einen einzigen großen Weltaccord aufzulösen vermöchte." Die Schriften, in denen er diesen sublimen, transcendentalen Deismus vorträgt, sind: „Ueber alleinseligmachende Kirche" (2 Bde., Frankf. 1826, 2. Aufl. 1835), „Ueber Religion und Philosophie" (Götting. 1827), „Was heißt römisch-katholische Kirche" (Altenb. 1828), „Kosmorama. Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion" (Frankf. 1831), „Der St. Simonismus und die neuere französische Philosophie" (Leipz. 1831), „Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien" (Leipz. 1834), „Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland" (Leipz. 1832), „Ueber das Cölibatgesetz des römisch-katholischen Klerus" (Frankf. 1832), „Ueber kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche" (Leipz. 1835) und „Papismus und Humanität" (Leipz. 1838). Eine interessante Einzelschrift ist der „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer welthistorischen Bestimmung" (Hanau 1834). In einzelnen der genannten Werke, namentlich aber in dem „Neorama. Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte" (3 Bde., Leipz. 1838), so wie in mehrern Zeitschriften, z. B. in dem Magazin für die Literatur des Auslandes, in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, in der Darmstädter Allg. Kirchenzeitung, in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst u. a. hat er werthvolle kritisch-philosophische Aufsätze über Literatur, Culturgeschichte und Civilisation gegeben. Rastlos thätig, wie er ist, hat er sich außerdem mit glücklichem Erfolge auch als Belletrist und als Dichter versucht. Nachdem er mit Eberhard de Groote das „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816" herausgegeben hatte, ließ er die „Romantischen Blätter" (Eisenach 1818) und die „Moosrosen zum Christgeschenk" (1831), „Gedichte und Erzählungen" erscheinen, in denen C. in großen Farbenmassen das innere Leben der Natur hinwirft, und dabei das Lebensgemälde auf der wahren poetischen Höhe immer freundlich, in kindlicher Frische und Reinheit hält. In den Erzählungen, von denen Sarah Austin „Das Mährchen ohne Ende", in seiner Art ein wahres Cabinetsstück der deutschen Literatur, ins Englische übersetzt, wie in den Gedichten, durchdringt jeden Gedanken der Geist jener Alles umfassenden, Alles erzeugenden und pflegenden Weltliebe, der C., nur in anderer Form, in seinen philosophischen Untersuchungen über die Religion, einen Altar aufbaut, dem die ganze Welt sich beugen soll.

Carpaccio, Vittore, einer der trefflichsten Maler der ältern venetianischen Schule, war ein Nebenbuhler der Bellini und des letzten Vivarino. Seine künstlerische Thätigkeit gehört dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. an. Seine Werke zeichnen sich

aus durch Natürlichkeit des Ausdrucks, durch phantasievolle Erfindung, gute Anordnung, reiche Mannichfaltigkeiten der Gesichter und Trachten, und geschickte Architektur und Landschaftsmalerei. Am Liebsten stellte er dramatische Vorgänge heiliger Geschichten dar, die er durch mannichfache Episoden und eine vielgestaltete Umgebung naiv in das Leben einzuführen und darzustellen weiß. Verschiedene heilige Geschichten hat er in einer Reihenfolge von Bildern gemalt, z. B. die Geschichte der heiligen Ursula auf 8 Bildern, früher im Sprachzimmer des Klosters dieser Heiligen zu Venedig, jetzt in der dortigen Akademie (von Baratti gestochen); die Geschichte des heiligen Stephanus in 5 Bildern, die gegenwärtig in Mailand, Paris und Berlin zerstreut sind. Er starb um 1525, über 70 Jahr alt. — Ein Sohn oder Enkel desselben, Benedetto C., lebte um 1540. Die Rotunda zu Capo d'Istria bewahrt von ihm eine Krönung von U. L. Frauen, die sich besonders durch wirksames Halbdunkel auszeichnet.

Carpentaria, der östliche Theil der Nordküste von Neu-Holland und dem Meerbusen gleichen Namens, ist an der östlichen Seite des Busens sandig und flach, an der Westseite des Busens hoch und steil ansteigend, im Innern wenig bekannt. Die Bewohner gehören der Papuarace an, deren Sprache, in viele Idiome zerfallend, mit keiner bekannten australischen Verwandtschaft hat. Die überhaupt nicht sehr zahlreiche Race steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. Der Carpentariabusen ist der größte und am Tiefsten eindringende des Continents von Australien. Er hat einen Küstenumfang von 1200 Meilen, und ist von Norden nach Süden 105 Meilen lang, und bei seiner Mündung 75 Meilen breit. Die wichtigsten Inseln, welche in ihr liegen, sind die Inselgruppe Wellesley, Sir-Edward-Pellew, das Groote Eiland oder die Büschingsinsel, und die Melvillegruppe, auf welcher letztern die Engländer 1825 eine Colonie begründeten. Die Holländer kannten das Land schon 1600, und 1618 soll es von einem holländischen Seefahrer Carpenter seinen Namen erhalten haben. Cook untersuchte 1770 den Busen von C. und das an demselben liegende Land näher, und Flinders umfuhr 1802 die ganze Küste, und nahm sie auf.

Carpentras, ein französischer Bezirk im Departement Vaucluse, $16^1/_2$ QM. groß, mit ungefähr 48,000 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt des Bezirks ist eine alte, mit hohen Mauern umgebene Stadt, und liegt auf einer Anhöhe am Flusse Auzon in Form eines Dreiecks. Im Norden und Osten ist sie von hohen Bergen umgeben. Sie hat eine alte Kathedrale, mehrere Pfarrkirchen, eine Synagoge, ein Hospital, einen bischöflichen Palast, eine Bibliothek von 60,000 Bdn. und ein Münzcabinet von 6000 Münzen und Medaillen. Eine großartige Wasserleitung von 48 Bogen, deren größter 40 F. hoch und 70 F. weit ist, versorgt die Stadt mit Trinkwasser. Die Einwohner, 10,000, darunter 2000 Juden, die in einem besondern Stadtviertel wohnen, beschäftigen sich mit Gerbereien, Färbereien, Seidenmühlen, Baumwollenfabriken, Scheidewasser- und Bijouteriefabriken, Branntweinbrennereien, und treiben mit ihren Fabrikaten, so wie mit einigen Naturproducten, namentlich Obst, Krapp und Safran einen lebhaften Handel. Aus den Zeiten der Römer, welche hierher eine Colonie verpflanzten, finden sich noch die Ueberreste eines Triumphbogens des Domitius Ahenobarbus. Im Alterthum war es seines vortrefflichen Weizenbaues wegen berühmt. Die Bischöfe, die es schon sehr früh erhalten hatte, nahmen unter den Merovingern ihren Sitz, in dem $1^1/_2$ Stunden östlich gelegenen Vendasque, hielten aber stets ihren alten Titel Bischöfe von C. bei. Im Mittelalter war C. Hauptstadt der Grafschaft Venaissin, und als solche häufig der Aufenthalt der Päpste von Avignon. Während der ersten französischen Revolution machte sich C. durch die tapfere Vertheidigung gegen den Revolutionsgeneral Jourdan 1793 bekannt.

Carpi, Hugo da, ein italienischer Maler und Formenschneider, soll der Sohn des Pfalzgrafen und Notars Astolfo da Panicho gewesen, und um 1486 nach Einigen zu Rom, nach Andern zu Carpi geboren worden sein. Seine Thätigkeit setzt man gewöhnlich in die Jahre 1518 und 1532, und nennt ihn einen Schüler Rafael's. Als Maler hat er sich nicht ausgezeichnet. Vasari nennt ihn nur mittelmäßig, aber geschickt zu allen möglichen Künsteleien. So soll er ein Oelgemälde mit den Fingern gemalt haben. Besonders

berühmt ist C. durch seine Kunst im Formenschneiden geworden, wo er namentlich die Weise der bildlichen Darstellung durch den Druck zweier und mehrerer Platten mit verschiedenen Schattentönen, was die Italiener Chiaroscuro, d. h. Helldunkel nennen, zu großer Vollkommenheit brachte. Die Erfindung dieser Kunst, die man ihm ebenfalls hat zuwenden wollen, gehört aber nicht ihm, sondern den Deutschen, indem schon weit früher deutsche Meister diese Technik anwendeten. Uebrigens war C. ein vortrefflicher Zeichner, so wie ein glücklicher Beobachter des Lichteffects. Seine Blätter sind sehr schwer zu bestimmen, weil auch Anton da Trenta, Andr. Andreani und Andere in derselben Weise gearbeitet haben, und sich ebenso wie C. selten auf ihren Blättern nannten.

Carpi, Flecken an der Etsch im Gouvernement Venedig des lombardisch-venetian. Königreichs. Hier schlug am 7. Juli 1701 Eugen die Franzosen unter dem Marschall Catinat, welcher sich erst hinter den Mincio und dann hinter den Oglio zurückziehen mußte.

Carpioni, Julius, geb. 1611 zu Venedig, gest. 1674 zu Verona, bildete sich unter Alessandro Varotari, und zeichnete sich als Maler und Steinschneider aus. Seine Gemälde sind ausgezeichnet durch schönes Colorit, Zartheit und Vollendung.

Carpzov, eine Familie, von deren Gliedern sich mehrere als Rechtsgelehrte und Theologen berühmt gemacht haben. Sie stammten von Simon C. ab, der in der Mitte des 16. Jahrh. Bürgermeister zu Brandenburg war. Von seinen zwei Söhnen starb Joachim C. 1628 als dänischer Generalfeldzeugmeister zu Glückstadt im Holsteinischen; der andere, Benedict C., geb. am 22. Oct. 1565 zu Brandenburg, war 1595 Professor der Rechte zu Wittenberg, seit 1602 Kanzler der verwittweten Kurfürstin Sophie zu Colditz, ging dann wieder nach Wittenberg zurück, und starb daselbst am 26. Nov. 1624. Er hinterließ fünf Söhne. 1) Conrad C., geb. zu Wittenberg 1593, war Professor daselbst, wurde dann Kanzler des Magdeburgischen Erzstifts, und starb am 12. Febr. 1658. 2) Benedict C., geb. den 27. Mai 1595 zu Wittenberg, war Assessor des Schöppenstuhls und des Oberhofgerichts zu Leipzig, kurfürstlicher Rath und Prof. der Rechte daselbst, dann Appellationsrath in Dresden, 1653 Geheimerrath, zog dann wieder nach Leipzig, und starb daselbst am 30. Aug. 1666. Er war ein ausgezeichneter Jurist seiner Zeit. Durch seine Schriften, von denen die bekanntesten: „Practica rerum criminalium" (Wittenberg 1635, Fol., 7. Aufl. Leipz. 1739 u. öfter); „De capitulatione Caesarea" (Erfurt 1623, 4.), „Decisiones illustrium Saxonum" (Leipz. 1646, Fol.; neueste Aufl. 1733); „Definitiones forenses" (Leipz. 1668, Fol.); „Processus juris saxonici" (Jena 1657, Fol.; neueste Aufl. 1708), hatte er einen außerordentlichen Einfluß auf die Rechtsverwaltung, und zwar nicht blos in Sachsen. Spätere Gelehrte haben sehr hart über ihn geurtheilt, doch muß man in Bezug auf ihn wohl die Ansichten seiner Zeit berücksichtigen, über der er freilich nicht stand. Er war mit Tortur und Todesstrafe stets bei der Hand, und soll 20,000 Todesurtheile gefällt haben. Sein Inquisitionsproceß erhielt in den sächs. Ländern gesetzliches Ansehen. 3) Christian C., geb. zu Colditz am 20. Apr. 1605, starb am 20. Dec. 1642 als Professor der Rechte zu Frankfurt an der Oder. 4) August C., geb. zu Colditz am 4. Juni 1612, ward 1651 Kanzler und Consistorialpräsident zu Coburg, 1675 gothaischer Geheimrath, und starb, hochverdient um die coburgischen Lande, am 19. Nov. 1683. Er war sehr religiös, und hat seit 1655 die Bibel 24mal durchgelesen. 5) Johann Benedict C., geb. zu Rochlitz am 22. Juli 1607, gest. als Professor der Theologie zu Leipzig am 22. Oct. 1657, erwarb sich besonders durch sein „Systema theologicum" (2 Bde., Lpz. 1653, 4.) einen großen Ruf. Von seinen 5 Söhnen zeichneten sich besonders aus Johann Benedict C., geb. am 24. Apr. 1639 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Theologie und Prediger an der Thomaskirche am 23. März 1699, als tüchtiger Kenner der hebr. Sprache und Literatur, und Uebersetzer mehrerer rabbinischer Schriften; Samuel Benedict C., geb. am 17. Jan. 1647, gest. am 31. Aug. 1707 als Oberhofprediger zu Dresden; Friedrich Benedict C., geb. am 1. Jan. 1649, der die Rechte studirte, später Kaufmann wurde, als Senator zu Leipzig am 20. Mai 1699 starb, und ein eifriger Beförderer der Literatur

war. — Von den übrigen Gliedern dieser Familie sind noch zu erwähnen Johann Gottlob C., Sohn des Oberhofpredigers Sam. Ben. C., einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, geb. 1679 zu Dresden, war Prof. der hebr. Sprache zu Leipzig, und starb 1776 als Superintendent zu Lübeck. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders zu nennen: „Critica sacra vet. Test." (3 Thle., Lpz. 1728); „Introductio in libros canonicos vet. Test." (Lpz. 1721, 4., neueste Aufl. 1757); „Apparatus hist. crit. antiquitatum et codicis sacri et gentis Hebraeae" (ebend. 1748, 4.). — Johann Benedict C., ein älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Dresden 1675, gest. als Kreisamtmann des sächs. Kurkreises zu Wittenberg 1739, ist bekannt als Herausgeber des „Neueröffneten Ehrentempels merkwürdiger Antiquitäten des Markgrafenthums Oberlausitz" (Bautzen 1719, Fol., m. K.). — Joh. Bened. C., Enkel des Professors der Theologie, Joh. Bened. C., geb. am 20. Mai 1720, wurde 1747 Professor der Philosophie zu Leipzig, 1748 Professor der Dichtkunst und griech. Sprache zu Helmstädt, im folgenden Jahre Professor der Theologie daselbst, 1759 Abt zu Königslutter, und starb am 28. Apr. 1803, nachdem er 15 Jahre lang wegen Schwäche der Füße seine Studirstube fast nicht verlassen hatte. Er erwarb sich um die grammatische Auslegung des Neuen Testaments große Verdienste. — Friedrich Benedict C., Sohn des Kreisamtmanns Joh. Bened. C., geb. 1702 zu Zittau, starb als Professor des Natur- und Völkerrechts in Wittenberg 1744.

Carracci, eine berühmte italienische Künstlerfamilie aus Bologna, Begründer einer Malerschule, welche die durch geistlose Nachahmung früherer Meister bereits tief gesunkene Kunst wieder auf den Weg des Fortschritts brachten. Auch sie gingen von Nachahmung früherer Meisterwerke aus, und sind von einer gewissen Nüchternheit des Gefühls nicht freizusprechen, weshalb man sie und ihre Schüler die Eklektiker der Malerei nannte; doch ist die Ehrenhaftigkeit ihres Strebens dabei wohl anzuerkennen, wie sie denn überall, wo sie sich freier an das Vorbild der Natur anschlossen, Ausgezeichnetes hervorbrachten. — Lodovico C., der Sohn eines Fleischers, geb. 1555 zu Bologna, machte Anfangs nur geringe Fortschritte in seiner Kunst, weshalb auch sein erster Lehrer Fontana, und später Tintoretto ihm riethen, das erfolglose Streben, Maler zu werden, aufzugeben. C. blieb aber standhaft, ging von Venedig nach Florenz, wo er seine Studien unter Andrea del Sarto und Passignano fortsetzte, und kehrte erst als anerkannt tüchtiger Maler in seine Vaterstadt zurück. Hier fand er sich aber von denen, welche Correggio und seine Schule nachahmten, von jeder großartigen Wirksamkeit ausgeschlossen. Um einen Anhang zu gewinnen, zog er daher seine Vettern Agostino und Annibale C., die bereits eines ziemlichen Rufes genossen, an sich, und errichtete, besonders auf des Letztern Vorschlag, in seinem Hause eine Malerschule, die schnell eine große Bedeutsamkeit erhielt, und den meisten übrigen Kunstlehrern, besonders Calvaert, den größten Theil ihrer Schüler entzog. Ludwig's Bilder zeichnen sich durch Stärke und Wahrheit im Ausdruck der Leidenschaften, fast stets geschmackvolle Gewandung aus, leiden aber häufig an einem unangenehmen Colorit. Seine besten Werke sind die Darstellungen aus der Geschichte des heil. Benedict und der Legende der heil. Cäcilie, 7 Freskogemälde in dem berühmten Porticus von S. Michele in Bosco bei Bologna; die Verkündigung Mariä in der Kathedrale zu Bologna, Beides riesenhafte Werke; in dem letztern Bilde soll ein von ihm zu spät entdeckter Fehler in dem Faltenwurf von dem durchsichtigen Gewande des übergroßen Erzengels, wodurch eine Verwechselung der Füße entsteht, Ursache seines Todes gewesen sein, indem der Gram darüber ihn schon 1619 tödtete. Treffliche Arbeiten von ihm besitzen auch die Museen in Berlin, München, Wien, die Eremitage zu St. Petersburg und englische Sammlungen. C. war auch Kupferstecher, und seine Blätter sind durch meisterhafte Zeichnung und Sicherheit des Stichs ausgezeichnet. — Agostino C., geb. 1558 zu Bologna, Sohn eines Schneiders, war Anfangs zum Goldschmied bestimmt, wurde aber von seinem Vetter für die Malerkunst gewonnen, und bald dessen geschicktester Schüler. Er studirte zugleich mit Eifer Mathematik, Philosophie, Astrologie, Geographie, Geschichte, Dichtkunst und Malerei, und zwar die letztere unter Fontana, Passerotti und seinem Vetter Ludovico C., und steht in der geist-

reichen Anordnung der Ideen und im Ausdrucke höher als die übrigen Glieder dieser Familie; lieferte aber nicht viele Gemälde, sondern beschäftigte sich mehr mit Kupferstechen, und zwar aus Gutmüthigkeit, weil sein Bruder Annibale, dem er vorgezogen worden war, eifersüchtig ihn beredet hatte, sich mehr dem Kupferstechen zu widmen, weil er darin mehr Glück machen würde. Agostino's vorzüglichstes Werk ist die Communion des heiligen Hieronymus, welches sich unter Napoleon im Museum zu Paris befand. Es besteht aus 15 Figuren über Lebensgröße, welche durch edle Zeichnung ein Meisterstück sind, und war lange das Hauptstudium der Schule der Carracci. Agostino's letztes Gemälde malte er zu Parma, die himmlische, irdische und feile Liebe, an welchem aber noch eine Figur fehlte, als er 1601, nach Andern 1605, an Erschöpfung starb. — Annibale C., des Vorigen Bruder, geb. 1560 zu Bologna, lernte Anfangs das Schneiderhandwerk bei seinem Vater, widmete sich aber dann der Malerkunst unter seinem Vetter Lodovico, wo er bei großen Talenten bald die Manier des Paul Veronese, Tizian und Correggio nachahmte. Um die Landschaftsmalerei erwarb er sich das Verdienst, sie durch Geschmack und Abwechselung mehr ausgebildet zu haben. In der Frescomalerei war er ebenfalls ausgezeichnet, und berühmt ist in dieser Hinsicht seine Ausschmückung der berühmten farnesischen Galerie. An Erfindung steht er den beiden Vorigen nach, übertrifft sie aber im Colorit und in der Ausführung. Zu seinen ausgezeichnetsten Gemälden gehören der Genius des Ruhms und die Almosenvertheilung des heil. Rochus, beide in der Galerie zu Dresden befindlich. Er starb 1609 zu Rom aus Kummer über die schlechte Anerkennung seiner Verdienste und über den Undank des Cardinals Farnese, und liegt neben Rafael in der Kirche des Pantheons begraben. — Antonio C., ein natürlicher Sohn Agostino's, geb. 1583 zu Venedig, war ein Schüler seines Oheims Annibale, mit dem er nach Rom ging, wo besonders einige Frescogemälde und die Altarbilder in der Kirche St. Bartolomeo von seinem schönen Talente zeugen. Er starb 1618 zu Rom an den Folgen seines ausschweifenden Lebens. — Francesco C., ein jüngerer Bruder Agostino's und Annibale's, genannt Franceschino, geb. 1595, entwickelte schnell ein bedeutendes Talent zum Zeichnen und Malen, aber auch eine gewaltige Selbstüberschätzung, indem er es wagte, seinem Meister eine neue Schule entgegenzusetzen. Er starb schon 1622 an den Folgen seines zügellosen Lebens. — Zu den Schülern der Carracci gehören die vorzüglichsten Maler des 17. Jahrh., wie Domenichino, Guido Reni, Lanfranco, Albani und Andere.

Carrara, eine im apuanischen Gebirge hochgelegene Stadt des Herzogthums Massa-Carrara, das zum Herzogthum Modena gehört, ist rings von zackigen, nackten Marmorfelsen umgeben, welche ein schönes herrlich angebautes Thal umschließen. Die Stadt hat einen herzoglichen Palast, eine Akademie der Wissenschaften und Bildhauerkunst, und gegen 8000 Einw., die sich fast ausschließlich mit dem Brechen und Bearbeiten des hier gewonnenen Marmors beschäftigen. Es gibt weißen, der am Meisten gesucht ist, aber auch schwarzen, gelben und grünlich aderigen Marmor, und diese Brüche sind schon seit 2000 Jahren bekannt. Der weiße sogenannte carrarische Marmor wird vorzüglich bei den Dörfern Torrano, Polvaccio und Serravezza gebrochen, beschäftigt ununterbrochen gegen 1200 Arbeiter, und soll einen jährlichen Ertrag von 200,000 Thlr. abwerfen. In der Stadt selbst beschäftigen sich viele Einwohner theils mit dem ersten Bearbeiten und Auswählen der rohen Blöcke für das Ausland, theils mit Marmorarbeiten und Verzierungen für Häuser und Kirchen. Der Marmor wird nach allen Ländern Europa's, nach Asien, Afrika und Amerika gesendet.

Carrel, Armand, das Haupt der republicanischen Partei in Frankreich, war zu Rouen im J. 1800 geboren, und widmete sich gegen den Willen seines Vaters, eines bemittelten Kaufmanns, dem Kriegsdienst, kam durch Vermittelung seines Obersten in die Militärschule von St. Cyr, und zeichnete sich hier bald durch Fleiß und Thätigkeit aus, schloß sich aber auch hier schon mit glühendem Enthusiasmus manchem geheimen politischen Vereine an, an denen es nach der Restauration und Napoleon's Fall in Frankreich nicht fehlte. Im J. 1819 ward er als Unterlieutenant in das zu Béfort und Neubreisach gar-

nisonirende 29. Infanterieregiment versetzt, war bei der 1820 daselbst ausgebrochenen Verschwörung betheiligt, kam aber nicht mit in Untersuchung, sondern wurde mit seinem Regimente nach Marseille verlegt. Das müßige Garnisonleben konnte seinem, nach ausgezeichneter Thätigkeit strebenden Geist nicht genügen. Mißmüthig verfolgte er in den Stunden seiner Muße den parlamentarischen Kampf, in welchem die politische Zukunft Frankreichs sich zu entwickeln begann. Endlich, als die Parteien in immer dichtern Haufen einander gegenüber traten, und der Absolutismus den vollständigen Sieg davon zu tragen drohte, gab er seinen Militärdienst auf, um sich dem Dienst der Freiheit zu widmen. Es war im J. 1823, wo der Herzog von Angoulême mit einem französischen Heere zur Vernichtung der spanischen Constitution auszog. C. eilte nach Barcelona, und trat in das von Mina aus italienischen und französischen Flüchtlingen gebildete Freicorps. Als dieses in Folge einer Capitulation die Waffen strecken mußte, ward C. als Kriegsgefangener nach Frankreich abgeführt. Zwar war ihm das Leben gesichert worden, demungeachtet wurde er in Toulon vor ein Kriegsgericht gestellt, und zum Tode verurtheilt, weil er die Waffen gegen sein Vaterland getragen habe. Ein Formfehler im Urtheil rettete ihn, aber auch ein zweites Kriegsgericht sprach die Todesstrafe gegen ihn aus; erst ein drittes sprach ihn frei, nachdem er 1 Jahr im strengsten Gewahrsam gesessen hatte. C. begab sich hierauf nach Paris, trieb mit Eifer historische und politische Studien, und wurde mit Thiers, Mignet und Augustin Thierry bekannt. Er schloß sich besonders an den Letztern an, und schrieb auf dessen Rath ein Résumé der Geschichte von Schottland, das trotz der Flüchtigkeit, mit der es bearbeitet war, doch vielen Beifall fand. Im J. 1827 gab er eine Darstellung der Contrerevolution in England unter Karl II. und Jacob II. heraus, die wegen ihrer Beziehungen auf Frankreich von der liberalen Partei ebenfalls sehr gepriesen wurde. Im J. 1830 vereinigte er sich mit Thiers und Mignet zur Herausgabe des „National", der durch Geist, Talent und Entschiedenheit bald an der Spitze aller Oppositionsblätter stand. Als die Juliordonnanzen erschienen, und sich seine beiden Mitredactoren zurückzogen, trat C. allein an die Spitze des „National", und veranlaßte am 26. Juli die Protestation der Herausgeber und Redactoren der Journale, die der erste Anfang des Widerstandes war, denn nur die Journalisten und deren zahlreiche Arbeiter begannen die 3tägige Freiheitsschlacht. Als aber bereits der Kampf in den Straßen wüthete, fand C. noch Mittel, einzelne Blätter seiner Zeitschrift herauszugeben, die aber kein Journal mehr bildeten, sondern als Maueranschläge die Bürger zum Kampfe aufforderten. Als der Sieg erfochten war, krochen die beiden Mitredactoren aus ihrem Versteck wieder hervor, und wußten ihre Verdienste in ein so helles Licht zu stellen, daß sie die glänzendsten Ehrenämter erhielten, auch C. wurde nicht vergessen. Er erhielt eine Sendung nach der Bretagne, wo er seinen durch Familienverbindungen gehobenen Einfluß geltend machen sollte. Nach seiner Rückkehr nach Paris bot man ihm die Präfectur im Departement des Cantal an; es war eine Verbannung, und C. lehnte sie ab, er blieb Redacteur des „National" wie zuvor. Schon die nächste Zukunft zeigte, was der Sieg über die ältere Dynastie Frankreich für Früchte getragen hatte. Ein neuer König trat an die Spitze der Regierung, der der Freiheit, wie sie sich C. dachte, gefährlicher war, als irgend Einer. Er wollte eine Republik im Innern, und eine republicanische Propaganda nach Außen, trat auf diese Weise in entschiedene Opposition gegen die neue Regierung und entwickelte nun in seinem Blatte mit Folgerichtigkeit und streng sittlichem Ernste die Consequenzen des durch die Revolution anerkannten Princips der Volkssouveränität. Da er keinem König der Franzosen Treue schwören wollte, so schlug er auch die Wahl seiner Mitbürger zum Offizier der Nationalgarde aus, und lehnte selbst die Julidecoration ab, auf die er durch seine Theilnahme an den 3 Tagen Anspruch hatte. Durch das Feuer, womit er seine Ansichten vortrug, so wie durch die bewährte Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit seines Charakters ward er bald das anerkannte Haupt der republicanischen Partei, und der gefährlichste Gegner der Regierung, deren Schwankungen und Mißgriffe er mit unerbittlichem Scharfsinn bloßlegte. Dabei war er aber ein Gegner von Conspirationen, die bei der Unzulänglichkeit der

Mittel, worüber die Unzufriedenen zu gebieten hatten, schon im Voraus als erfolglos erschienen, und die Stellung der Parteien, gegen die sie gerichtet waren, nur befestigen mußten; zog sich aber auch dadurch von Zeit zu Zeit den Haß und die Vorwürfe der stürmisch revolutionären Faction zu. Die Kühnheit, womit er in seinem „National" auftrat, verwickelte ihn in zahlreiche gerichtliche Händel. Besonders drohend war seine Lage nach den Juniunruhen von 1832, wo Paris in Belagerungszustand versetzt ward, und er, der übrigens vom Aufstande ernstlich abgerathen hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Dies geschah gerade zu der Zeit, wo Thiers, C.'s alter Freund und Mitredacteur am National, eben Minister war. Nicht dieser sehr ehrliche Freund, sondern ein Zufall rettete C. vor Kerker und Blutgerüst. Er hielt sich verborgen, und schrieb unerschrocken von seinem Verstecke aus den „National" fort, bis die Entscheidung des Cassationshofes den Belagerungszustand aufhob, und er zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurückkehren konnte. C. war übrigens bereit, sich den ordentlichen Gerichten zu stellen; aber dieselbe Behörde, die ihn vor ein Kriegsgericht haben wollte, gab jetzt, aus mangelndem Grunde zu einem gerichtlichen Verfahren, die Anklage völlig auf. Inzwischen fand er bald Gelegenheit, für die Behauptung seiner politischen Ansichten mit seiner Person wiederholt einzustehen. Die Neckereien der liberalen Blätter über den seltsamen Feldzug der Herzogin von Berry führten zwischen den Republicanern und Legitimisten zahlreiche Herausforderungen und Zweikämpfe herbei. Auch C. ward mit dem Herausgeber eines legitimistischen Journals in ein Duell verwickelt, das am 2. Febr. 1833 stattfand. Er erhielt eine gefährliche Stichwunde in den Unterleib, und jetzt, da sein Aufkommen zweifelhaft war, zeigte sich die allgemeine Achtung, in der C. stand. Die angesehensten Männer aller Parteien zogen persönlich Erkundigungen über seinen Zustand ein, und, um den Zudrang der Fragenden zu befriedigen, mußten Bulletin's ausgegeben werden. Je weiter sich die Regierung von der liberalen Meinung entfernte, um so bitterer wurden die Angriffe, die sie von der Presse erfuhr, und um so unvermeidlicher wurde es für die Machthaber, die unbegrenzte Freiheit des gedruckten Wortes zu beschränken, welche die Julirevolution eingeführt hatte. Die Regierung, die ihr Ziel mit festem Blicke vor Augen hatte, befolgte den alten Grundsatz: Divide ut imperes, und ließ zuerst auf die Blätter der extremen Meinungen das ganze Gewicht ihrer Macht fallen. Die offen revolutionären Blätter, welche die Vorhut der republikanischen Partei bildeten, erlagen zuerst, weil die gewaltthätigsten Maßregeln gegen diese immer nur als die Abwehr der frevelhaftesten Herausforderungen erschienen. Aber auch der gemäßigtere „National" hatte einen schweren Stand. Ein Gesetz aus den Zeiten der Restauration verbot den Journalen bei schwerer Strafe die Beurtheilungen der Entscheidungen der Gerichtshöfe. Dieses Gesetz war seit langer Zeit nicht in Anwendung gekommen; die Herausgeber des „National" kannten es vielleicht gar nicht, oder glaubten wenigstens, daß es durch die Julirevolution außer Wirksamkeit gesetzt sei, und räumten daher eine besondere Abtheilung in ihrem Blatte den Verhandlungen der Gerichtshöfe ein. Dieses veraltete Gesetz beschloß man jetzt wieder geltend zu machen, und der Gerant des „National", Paulin, wurde in Folge desselben zu einer Geldstrafe von 2000 Fr. und zu 2 Monaten Gefängniß verurtheilt; dem Blatte wurde aber für immer verboten, Berichte über gerichtliche Verhandlungen aufzunehmen. Da die gerichtlichen Verhandlungen in den französischen Journalen für viele Leser der anziehendste Theil des Inhalts sind, so änderten die Herausgeber des „National" den Titel ihres Blattes, und ließen ihn im nächsten Jahre unter dem Namen des „National de 1834" erscheinen. Sie glaubten nach dieser Veränderung und nach der Wahl eines neuen Geranten werde das Blatt als eine neue Unternehmung gelten, auf welche sich das Verbot gegen den alten „National" nicht mehr anwenden ließe. Doch die Regierung wollte sich von einem letzten Gegner befreien; die Gerichte betrachteten den „National de 1834" als die Fortsetzung des einfachen „National", und verurtheilten C., der jetzt allein die Verantwortlichkeit übernommen hatte, da 3 von den Herausgebern bereits im Gefängnisse saßen, zu 6monatlicher Gefängnißstrafe. Seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, wich er aber der Vollziehung des Urtheils aus, und ging nach London, stellte sich

aber nach seiner Rückkehr gewissenhaft zur Abbüßung seiner Strafe ein. Eine neue Krisis kam für Frankreich durch den Aufstand der Masse der republicanischen Partei im April 1834. C. sagte den unglücklichen Ausgang dieser Schilderhebung voraus; aber als die Schlacht geschlagen und verloren war, trat er muthig auf, und vertheidigte, was von den Freiheiten der Nation noch übrig geblieben, mit unerschütterlicher Ausdauer und heldenmüthiger Kühnheit. In seinem Blatte erhob er sich gegen die Ungerechtigkeit und Gesetzwidrigkeit des gegen die Aprilgefangenen beobachteten Verfahrens, und deckte die ganze Nichtigkeit und Armseligkeit der alten Senatoren Bonaparte's, seiner übelberüchtigten Marschälle und Generalprocuratoren und der neuen Adeligen der Restauration auf, die jetzt zum hohen Richteramte berufen waren. Der Zorn der ganzen Pairskammer, die sich somit an den Pranger gestellt sah, richtete sich gegen den „National", und C.'s Freund Rouen, der die Verantwortlichkeit für diesen Aufsatz übernommen hatte, wurde vor die Schranken der Pairskammer geladen, und wählte C. zu seinem Vertheidiger. Doch C. trat weniger als Vertheidiger, denn als Ankläger auf. Er sprach von der Pairskammer seit der Zeit ihrer Errichtung, von den Veränderungen, die sie erfahren, von dem politischen Charakter, den sie von Anfang an gehabt habe; er verweilte bei den Grundsätzen des Marschalls Ney, und protestirte feierlichst gegen diesen verabscheuungswürdigen Mord. Ein ungeheuerer Tumult entstand darauf, der sich noch vermehrte, als der General Excelmans in die Worte ausbrach: „Ich theile die Ansicht des Vertheidigers. Ja, die Verurtheilung des Marschalls Ney war ein gesetzloser Meuchelmord!" Die Vertheidigung wurde unterbrochen, und die Pairskammer verurtheilte den Geranten des Blattes zu einer Geldstrafe von 10,000 Fr. und zu 2 Jahren Gefängniß. Die Journale aller Farben, die legitimistischen wie die liberalen, sprachen sich in den bittersten Ausdrücken gegen das Urtheil der Pairskammer aus. Die Geldbuße von 10,000 Fr. war in wenig Tagen durch öffentliche Unterzeichnung gedeckt, und der „National" machte mit gerechtem Stolze die Liste bekannt, welche die ersten Namen Frankreichs enthielt. Die Anklagen gegen den „National" folgten sich jetzt unablässig, schlugen aber meist vor den Geschwornengerichten in einen Triumph des verfolgten Blattes um. Neuen Anlaß zu Verfolgungen gab das Attentat Fieschi's, ja, C. wurde sogar auf bloße leere Verdachtsgründe hin 8 Tage lang verhaftet. Vergeblich that er Alles, um die Vollstreckung der berüchtigten Septembergesetze zu hindern. Darauf verstummte der kühne Zorn seiner Rede, und eine kalte Verachtung ward fortan der Grundton seiner publicistischen Betrachtungen. Doch diese wiederholten Erniedrigungen der freien Presse sollte der muthige Vorkämpfer derselben nicht lange überleben. Emil von Girardin, ein literarischer Abenteurer, der das Feld der Tagespolitik zu seinem Privatvortheile auszubeuten suchte, reizte durch unwürdige Angriffe gegen den „National" und gegen C. selbst, diesen zu einer Herausforderung. Der 22. Juli 1836 war der Tag dieses unglücklichen Zweikampfes. C. feuerte zuerst, und verwundete seinen Gegner leicht am Schenkel; Girardin, der mehr durch den Schrecken als durch die Wirkung der Kugel umgestürzt war, erhob sich wieder, und traf seinen Gegner tödtlich in den Unterleib. C. starb nach 2tägigem Todeskampfe am 24. Juli in einem Landhause zu St. Mandé, und sein Leichnam wurde am folgenden Tage, ungeachtet des ungünstigen Wetters, unter Begleitung von mehr als 10,000 Menschen, unter ihnen die hervorragendsten Männer aller Meinungen, zur Erde bestattet. Ein Denkmal von dem ihm gleich gesinnten Künstler David schmückt sein Grab auf dem Kirchhofe zu St. Mandé.

Carrier, Jean Baptiste, Mitglied des französischen Nationalconvents und der furchtbarste Vollstrecker seiner Befehle, ein Ungeheuer, wie es sich nur in einer politisch aufgeregten Zeit bilden konnte, war 1756 in dem Dorfe Yolai bei Aurillac in der Ober-Auvergne geboren, und beim Ausbruch der Revolution Procurator. Im Jahre 1792 wurde er zum Deputirten für den Convent gewählt, und ward bald eines seiner einflußreichsten Mitglieder. Er beförderte wesentlich die Errichtung des Revolutionstribunals, stimmte für den Tod Ludwig's XVI., verlangte die Verhaftung des Herzogs von Orleans, und verfolgte die Girondisten mit erbittertem Haß. Bald nach dem Sieg der Bergpartei, am 31. Mai

1793, ward C. zur Bestrafung der Gemäßigten nach der Normandie geschickt, und scheint hier mit ziemlicher Mäßigung zu Werke gegangen zu sein; wenigstens ist keine Klage gegen ihn laut geworden. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine ähnliche Mission nach Nantes. Als er aber am 8. Oct. die Stadt betrat, fand er alle Kerker und öffentliche Gebäude mit Kriegsgefangenen und politischen Verdächtigen gefüllt, und jeder neue Sieg der Republicaner über die Vendéer mehrte die Zahl der Unglücklichen, während eine Rotte gemeinen Volks aus Nantes selbst eifrig beflissen war, durch Anklägerei ihr Leben zu fristen. Anfangs nahm C. noch mit einem Anstrich von Gesetzlichkeit die Verurtheilungen und Hinrichtungen vor; bald aber wurde ihm dieser Geschäftsgang zu langweilig, und um die Gefangenen schneller los zu werden, schlug er den Stadtbehörden vor, sie ohne Urtheil und vorherige Untersuchung in Masse hinzurichten. So entstanden die sogenannten Noyaden, Baignaden oder verticale Deportationen, wo man Hunderte von Unglücklichen auf Fahrzeuge brachte, deren Boden sich mittelst Klappen öffnen ließ, oder man band je 2 und 2 Gefangene von verschiedenem Geschlecht zusammen, und stürzte sie unter Säbelhieben und Bajonettstichen ins Wasser, was man republicanische Hochzeiten nannte. Da auch diese Verfahrungsweise die sich stets von Neuem füllenden Kerker nicht schnell genug leerte, trieb man täglich gegen 500 Gefangene aus dem Entrepot in die nahen Steinbrüche, und metzelte sie hier in Masse nieder. Da der Convent sich nicht ins Mittel schlug, dauerten diese Gräuel über einen Monat fort, und 15000 Menschen, ohne Ansehen des Alters, Geschlechts und Standes, waren in dieser Frist hingerichtet worden. Man verfuhr dabei so nachlässig, daß selbst fremde Kriegsgefangene der blinden Mordwuth zum Opfer fielen. Das Wasser der Loire war so verdorben, daß man den Gebrauch desselben untersagen mußte. Selbst Robespierre mißbilligte die Verfahrungsweise C.'s, und rief ihn zurück; doch dieser rechtfertigte mit frecher Stirn im Convent seine Maßregeln, und wagte sogar zur Nacheiferung aufzufordern. Erst als Robespierre gefallen war, verlangte die öffentliche Stimme auch C.'s Bestrafung. Noch zauderte der Convent, denn es fehlte an schriftlichen Beweisen gegen ihn; erst als man 2 Documente herbeischaffte, in welchen er 50—60 Individuen ohne Urtheilsspruch zu guillotiniren befahl, ward er, trotz seiner Vertheidigungsrede, in welcher er behauptete, wenn er schuldig sei, sei auch der ganze Convent schuldig, dessen Befehle er nur ausgeführt habe, verurtheilt, und am 16. Decbr. 1794 hingerichtet. Noch auf dem Schaffot versicherte er, nur nach Vorschrift und Pflicht gehandelt zu haben, und den Tod unschuldig zu erleiden.

Carriera, Rosa Alba, eine berühmte italienische Malerin, geb. 1675 zu Venedig, gest. daselbst 1757, übte sich Anfangs unter der Leitung J. A. Lazzari's, Diamantini's und A. Balestra's in der Oel- und Miniaturmalerei, wandte sich dann zur Darstellung von Pastellbildnissen, und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß ihre Gemälde bei aller ihrer Leichtigkeit der Ausführung fast die Kraft und Anmuth der Oelgemälde erreichen. Sie gewann schnell einen ausgebreiteten Ruf, wurde nach Wien und Paris geladen, um die kaiserlichen und königlichen Familien zu malen, von den Akademien zu Rom, Bologna und Paris zum Mitglied ernannt, und von Königen und Fürsten aufgesucht und mit Auszeichnung behandelt. Ihr inneres Leben scheint aber weder ruhig noch glücklich gewesen zu sein, und im Alter hatte sie noch das Unglück, zu erblinden. Dom. Giov. Vianelli gab einen Theil ihres Tagebuchs unter dem Titel „Diario degli anni 1720 e 21, scritta da Rosa Carriera" (Vened. 1793) mit Anmerkungen heraus. Von ihren Bildern besitzt die Dresdner Galerie allein 157 Stücke.

Carro, Jean de, geb. zu Genf den 8. Aug. 1770, wurde in Edinburg 1793 Doctor der Medizin, kehrte dann nach Genf zurück, und begab sich von dort nach Wien, wo er 1796 der Universität förmlich zugeschrieben wurde. In Schottland mit dem Schutzmittel Jenners gegen die Blattern genau bekannt geworden, wurde er ein eifriger Anhänger dieses Manne, und versuchte zuerst seinen eigenen Söhnen 1799 die Blattern einzuimpfen. Seinen Bemühungen, dieses Schutzmittel gegen eine der gefährlichsten Krankheiten allenthalben zu verbreiten, kamen die Staatsbehörden vielfach fördernd entgegen, wie z. B. seine

Schrift „Observations et expériences sur l'inoculation de la vaccine“ (Wien 1801, deutsch von Portenschlag, Wien 1802) in der gesammten österreichischen Monarchie offiziell empfohlen wurde. Ihm gelang es, den Impfstoff flüssig bis nach Goa, Ceylon und Sumatra zu bringen, indem er, so weit es möglich war, denselben zu Lande sandte. Auch in der Türkei, Griechenland und Indien wurden durch ihn Impfungen veranlaßt, und die Nachrichten darüber veröffentlichte er in der Schrift „Histoire de la vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes orientales“ (Wien 1803, deutsch von Friese, Bresl. 1804). Im J. 1825 nahm er seinen Wohnort in Prag, und besuchte von hier aus regelmäßig während der Badezeit Karlsbad, welches ihm manche Verbesserungen verdankte. Auf seinen Vorschlag wurden Vorrichtungen zu Schwefelräucherungen getroffen, die er schon in seinen „Observations sur les fumigations sulfureuses“ (Wien 1817; deutsch von Wächter, Wien 1819), anempfohlen hatte. Später gab er seine Schrift „Carlsbad, ses eaux minérales, et ses nouveaux bains à vapeurs“ (Karlsb. 1827), die Polyglottenausgabe der Ode Boguslaw Hessenstein von Lobkowitz zu Ehren der Karlsbader Quelle „Sur l'ode de Lobkowitz in thermas Caroli IV.“ (Prag 1829) mit schätzbaren Bemerkungen über Carlsbads ältere Geschichte und seine „Treatise upon the mineral springs of Carlsbad, with the flora and fauna of the circle of Elbogen“ (Lpz. 1842) heraus.

Carron, ein schottisches Dorf am gleichnamigen Flusse in der Grafschaft Stirling, ist berühmt durch seine 1760 von den Gebrüdern Carron angelegten Eisengießereien, die mehr als 2000 Menschen beschäftigen. Vorzüglich werden hier schwere Geschütze, Stückkugeln, Bomben, Eisenschienen, Brücken, auch Anker, Ambose und andere grobe und feine Eisenwaaren gefertigt.

Carronaden sind kurze, meistentheils eiserne Schiffsgeschütze mit cylindrischen Kammern, deren Rohr nur 6 bis 8 Caliber lang ist, und wobei auf jedes Pfund der Kugel nur 55—60 Pfd. Rohrgewicht gerechnet wird. Sie unterscheiden sich von den Landgeschützen besonders dadurch, daß ihre Mündung mittelst einer kleinen Hohlkehle trichterförmig erweitert ist. Statt der Schildzapfen ist unten am Rohr in der Mitte seiner Länge eine runde Scheibe mit einem Loche in der Mitte angegossen, welche zwischen 2 ähnlichen über die Lafette hervorstehenden eingelegt, und mit denselben mittelst eines durchgesteckten eisernen Bolzens verbunden wird. Die C. liegen auf einer Art Röhrenlafette, welche, da sie vorn an einem Drehbolzen befestigt, und hinten mit 2 kleinen Rollrädern versehen ist, eine schnelle und leichte Seitenrichtung gestattet. Die Höhenrichtung erhält das Rohr durch eine stehende 4armige Richtschraube, welche mit ihrem untern Theile in einer Pfanne auf der Lafette, oben aber in einer Schraubenmutter läuft, welche die Traube des Rohrs bildet. Die C. sind hauptsächlich zum Schießen von Vollkugeln bestimmt, und erhalten $^1/_{12}$ kugelschwere Ladung; doch schießt man auch Brandgeschosse und Kartätschen aus ihnen. Erfunden wurden die C. 1752 vom General Melville, zuerst angewendet aber bei der englischen Marine im nordamerikanischen Freiheitskriege. Da sie vermöge der Kürze und des geringern Gewichts des Rohrs leicht zu bedienen waren, und durch ihr großes Caliber eine bedeutende Wirkung hervorbrachten, wurden sie bei Engländern und Franzosen bald auf allen Kriegsschiffen eingeführt. Die erstern führen C. von 12—68 Pfd., die letztern nur bis zum Caliber von 36 Pfd.

Carroussel hießen im Mittelalter ritterliche Uebungen im Fahren, Ringstechen, Scheibenwerfen, Stoßen ꝛc., welche an den fürstlichen Höfen bei festlichen Gelegenheiten mit vieler Pracht und großem Aufwande gehalten wurden. Sie sind sehr alt; in der Geschichte werden C. zuerst 842 bei der Zusammenkunft Karl's des Kahlen und Ludwig's des Deutschen erwähnt. Später wurden sie durch die Tourniere verdrängt, kamen aber wieder auf, als diese mit der Ritterschaft allmälig in Verfall geriethen. Der Sieger beim C. erhielt, wie beim Tournier, von den Damen den Preis; doch nahmen diese auch wohl selbst an den Spielen Antheil. — Jetzt versteht man unter Carrousselreiten die schulgerechte Ausführung künstlicher Figuren durch Reiter. Auch hat man zur Belustigung der Jugend C.'s durch mechanische Vorrichtung hergestellt.

Carstens, Asmus Jacob, einer der bedeutendsten Maler der neuern Zeit, geb. 1754 zu St. Jürgen bei Schleswig, eines Müllers Sohn, zeigte frühzeitig eine entschiedene Neigung zur Kunst, mußte jedoch auf Geheiß seines Vormundes auf 3 Jahre als Lehrling in eine Weinhandlung eintreten. Schon als Knabe zeichnete er alle Holzschnitte nach, die er in seinem Dorfe auftreiben konnte. Nach dem Ablauf seiner Lehrjahre eilte er 1776 zu einem Jugendfreund, dem Maler Ipsen nach Kopenhagen, wo er, zum Behuf der Geschichtsmalerei, das Studium der Anatomie begann, und zu seinem Unterhalt sich mit Porträtiren beschäftigte. Bald zerfiel er mit der Akademie und der Weise des akademischen Unterrichts, und beschloß 1783 geradezu nach Italien zu gehen. Mit den dürftigsten Reisemitteln versehen gelangte er bis Mailand; hier aber nöthigten ihn Unkenntniß der Sprache und besonders Mangel an Geld zur Umkehr. Ueber Zürich, wo er Geßner und Lavater kennen lernte, kam er nach Lübeck, und erwarb sich hier 5 Jahre lang seinen dürftigen Unterhalt mit Porträtiren, wandte aber jede mühsam errungene Mußezeit zum Componiren an, obgleich von Kränklichkeit und Dürftigkeit fast stets niedergedrückt. Hier lernte ihn C. Fernow (s. d.) und Overbeck kennen, und der Letztere setzte ihn in den Stand, nach Berlin zu reisen. Auch hier lebte er 2 Jahre fast gänzlich unbekannt und in den dürftigsten Umständen, bis ihm seine große Composition, der Fall der Engel, die Stelle eines Professors an der Akademie verschaffte. Mit einer Pension von 450 Thlr. reiste er 1792 nach Rom, wo er die Werke Michel Angelo's und Rafael's besonders studirte. Sein erstes Werk in Rom war der Besuch der Argonauten beim Centaur Chiron, das sich durch Reinheit des Styls, Schönheit der Formen und treffliche Vertheilung des Lichts auszeichnet. Seine spätern sehr zahlreichen Arbeiten sind fast sämmtlich aus den classischen Dichtern des Alterthums entnommen. Eine Kunstausstellung eigner Werke, die er 1795 zu Rom unternahm, wirkte für den Künstler außerordentlich günstig, indem sie ihm Mittel gab, sich unabhängig von der Berliner Akademie zu machen, mit deren Curatoren er zerfallen war; doch eben, als er die Früchte seines Strebens pflücken wollte, ereilte ihn der Tod. Er starb in Folge einer langwierigen Brustkrankheit 1798 zu Rom. C. hatte bei seiner Bildung einen eignen, von allen seinen Zeitgenossen abgesonderten Weg eingeschlagen. Er hatte eine entschiedene Abneigung gegen die akademische Lehrmethode, namentlich gegen das anhaltende Copiren, gegen Modell- und Antikenzeichnungen. Er begnügte sich, durch aufmerksames Betrachten die Form der Gegenstände seinem Geiste einzuprägen, und studirte auf diese Weise die Werke seiner Lieblingsmeister. Auch zeigen seine Werke, wie tief er den Geist der wahren Meister seiner Kunst erfaßt hatte; denn er war der Erste, welcher der zerfahrenen Kunst des 15. Jahrh. wieder mit classischem Streben und mit classischer Durchbildung entgegentrat, und die vollendetern Kunstschöpfungen der neuesten Zeit vorbereitete. Alle seine Arbeiten, die größtentheils in Zeichnungen und Malereien in Wasserfarben bestehen, zeichnen sich durch eine Reinheit des Sinns, eine Erhabenheit des Styls und einen Adel der Form aus, die ihn den ersten Meistern ebenbürtig zur Seite setzen. Mit dem Gebrauch der Oelfarben wurde er zu spät bekannt; zu Frescomalereien, worin er wohl das Höchste hätte leisten können, bot sich ihm keine Gelegenheit dar. Seine letzten Werke waren Oedipus nach Sophokles und 24 Zeichnungen nach Appollonius Rhodius, welche der ausgezeichnete Landschaftsmaler Koch in Kupfer stach, und unter dem Titel „Les Argonautes" (Rom 1799) herausgab. Viele seiner Zeichnungen besitzt Weimar.

Cartagena, Carthago nova, liegt auf einer Landspitze am mittelländischen Meere in der spanischen Provinz Murcia, hat einen sichern Hafen, der zu den großen Kriegshäfen Spaniens gehört, und einer der vorzüglichsten im Mittelmeere ist, ist mit Wällen und Mauern umgeben, und wird durch ein Castell geschützt. Sie hat 2 Vorstädte, schöne gerade Straßen, 6 Plätze, ein königl. Hospital, Schiffswerfte, 3 Kirchen, 9 Klöster und ein Findelhaus. Außerdem ist es der Sitz eines Bischofs, eines Seedepartements, hat eine Seecadettenschule, eine Sternwarte, einen botanischen Garten u. s. w. Die Stadt zählt 36,000, nach Andern 29,000 Einw., die sich besonders mit Handel und Seewesen beschäftigen,

Segeltuch, Leder und Seidenwaaren verfertigen. Der Handel umfaßt besonders Schiffsbedürfnisse, ferner Barille, Seide, Edelsteine, Korn und andere Landesproducte. Die Sümpfe und Moräste, deren Ausdünstungen früher die Luft ungesund machten, sind jetzt zum großen Theil ausgetrocknet. In der Nähe von C. findet man Alaun, Diamanten, Rubine, Amethyste ꝛc., und drei Meilen von der Stadt sind die Salzwerke Pinates, einige Meilen östlicher 4 heiße Quellen, die sogenannten Bäder von Archena. C. wurde von Hasdrubal gegründet, besonders wegen der in der Nähe befindlichen beträchtlichen Silbergruben, durch welche Hannibal in den Stand gesetzt wurde, sich zu seinem Feldzuge über die Alpen zu rüsten. Unter den Römern, denen sie durch Scipio unterworfen wurde, schwang sie sich zu einer der ersten Städte am Mittelmeere auf. Erst in den Stürmen der Völkerwanderung erlag C. den verheerenden Zügen der Alanen und Vandalen, und konnte sich nur langsam wieder erheben, so daß das bereits errichtete Erzbisthum nach Murcia verlegt werden mußte. Erst im 16. Jahrh. erhob sie sich wieder zu dem frühern Glanze. In der neuesten Zeit (Febr. 1844) erhob sich C. bei dem Drohen einer neuen Reaction zugleich mit Alicante gegen die Regierung (S. Spanien). — Cartagena la nueva, Hauptstadt des Departements Magdalena im südamerikanischen Freistaate Neugranada auf einer gebogenen Landspitze und an der Mündung eines Arms des Magdalenenflusses, hat einen sichern Hafen, und ist stark befestigt. Sie ist der Sitz eines Bischofs und zählt gegen 25,000 Einw., welche starken Handel mit Perlen, Smaragden, Chinarinde und andern Landesproducten treiben. Die Stadt wurde um die Mitte des 16. Jahrh. von den Spaniern angelegt, aber schon 1585 von Franz Drake erobert und verbrannt. Bald erhob sie sich jedoch wieder, trotz der vielen Kämpfe, die sie mit den Piraten zu bestehen hatte. Zu Ende des 17. Jahrh. wurde sie von den Franzosen genommen, die ihre Werke sprengten, da sie sich hier nicht zu halten vermochten. Ein Angriff der Engländer 1741 wurde siegreich zurück geschlagen. Unter der spanischen Herrschaft gelangte die Stadt zu großem Reichthum, da hier die Silbergallionen anlegten, bis die Flotte von Panama ankam. Im J. 1815 widerstand sie der Aufforderung Bolivar's, sich ihm anzuschließen, sagte sich aber kurz darauf freiwillig von der spanischen Krone los. Nach einer langwierigen und hartnäckigen Belagerung mußte sie sich 1816 dem spanischen General Morillo ergeben, und erst im Sept. 1820 gelang es dem General der Republicaner Montillo, nach einer nicht weniger hartnäckigen Belagerung, die Stadt den Spaniern zu entreißen. Die Anlegung des Hafens von Savanilla in neuerer Zeit, der für die Ausfuhr der Producte des Binnenhandels eine sehr günstige Lage hat, droht der Bedeutung C.'s für immer zu schaden, da sich der Handel nothwendig nach jenem Hafen ziehen muß, sobald Savanilla die Erlaubniß erhält, ausländische Waaren einzuführen, was bis jetzt nur ein Vorrecht von C. und Santa-Marta war.

Cartell bezeichnet ursprünglich die schriftliche Herausforderung zum Zweikampf, dann aber auch einen Vertrag wegen Auslieferung der Kriegsgefangenen oder Deserteurs. Schon zur Zeit der französischen Revolution fanden zwischen allen kriegsführenden Mächten Cartelle statt, und es galt ein Hauptmann für 6, ein Lieutenant für 4, ein Unteroffizier oder Reiter für 2 Mann Fußvolk. Die Gefangenen, welche nicht ausgetauscht werden konnten, wurden durch Geld ausgelöst. Jetzt findet die Auslieferung der Gefangenen erst nach Beendigung des Kriegs statt. Am 10. Februar 1831 wurde zwischen den gesammten Staaten des deutschen Bundes ein allgemeiner Vertrag wegen Auslieferung der Deserteurs und Militärpflichtigen abgeschlossen, nur die eigenen Unterthanen, welche aus fremden Kriegsdiensten desertiren, werden nicht ausgeliefert. — Cartellschiff heißt ein Kriegsschiff, welches entweder Kriegsgefangene zur Auswechselung führt, oder mit dem Gegner Unterhandlungen anknüpfen soll. Es führt nur eine Kanone mit sich, hat weder Kriegsvorräthe noch Waaren am Bord, und darf von den kriegführenden Parteien nicht verletzt werden.

Cartesianische Teufelchen, Diaboli Cartesiani, heißen nach Cartesius Angabe aus Glas verfertigte kleine Puppen, welche mit einer kleinen Oeffnung oben versehen, etwas

leichter als ein gleiches Volumen Wasser sind, so daß sie also schwimmen. Diese kleinen Figuren werden in ein mit Wasser gefülltes Gefäß mit engem Halse gethan, welches mit Blasenhaut verschlossen wird. Drückt man nun mit dem Finger auf die Blasenhaut, so sinkt die schwimmende Puppe nieder, indem ein kleiner Theil Wassers in die hohle Puppe dringt, wodurch diese specifisch schwerer wird. Läßt der Druck nach, so wird das in der Puppe befindliche Wasser zurückgedrängt, und die so erleichterte steigt wieder bis an die Oberfläche des Wassers.

Cartesius, s. Descartes.

Cartheuser, Joh. Friedr., ein ausgezeichneter Chemiker und Botaniker, geb. 1704 zu Hayn in der Grafschaft Stollberg, war Prof. der Chemie, Pharmacie, Anatomie, Botanik, Pathologie und Therapie zu Frankf. a. d. O., wo er 1777 starb. Besonders verdient machte er sich durch seine Untersuchungen über die natürlichen Balsam-Geruchssalze und andere Arzneikörper. Seine Vorträge wie seine sorgfältig ausgearbeiteten Schriften förderten das Studium der Medicin ungemein. Seine wichtigsten Schriften sind: „Elementa chymicae medicae" (Halle 1736), „Rudimenta materiae medic. rationalis" (Frankf. a. d. O. 1741, 4), „Pharmacologia" (Berlin 1745), „Fundamenta materiae medicae" (Frankf. 1749; Paris 1752, 12, 4 Bde.), „Fundamenta pathologiae et therapiae" (2 Thle., Frankf. a. d. O., 1758 und 1762). — Sein Sohn Friedrich August C., geb. 1734 zu Halle, seit 1754 Professor der Mineralogie rc. zu Frankfurt an der Oder, 1756 Professor der Medicin und Naturgeschichte zu Gießen und gest. 1796 als darmstädtischer Geheimrath zu Schierstein im Nassauischen, hat Werke über Chemie und Mineralogie hinterlassen, die aber nur noch für den Literarhistoriker Werth haben. Von seinen poesielosen Sinngedichten nahm Schultz 28 in seine epigrammatische Anthologie (Thl. 3) auf.

Carton nennt man in der Malerei eine Zeichnung auf starkem Papier, Pappe oder anderm Material, deren man sich zum Modell bei einem größern in Fresco, Oel, Tapeten, auch wohl in Glas und Mosaik auszuführenden Gemälde bedient. Namentlich sind C.'s beim Frescomalen nöthig, weil dabei ein schnelles Verfahren erfordert wird, und eine Verzeichnung sich schwer verbessern läßt. Bei der Anwendung werden die C.'s gewöhnlich durchgezeichnet, oder man durchsticht die Umrisse der Gegenstände mit einer Nadel, und fährt dann mit einem Säckchen von Kohlenstaub über die Löcher, um dadurch die Zeichnung an die Wand zu bringen; auch schnitt man sonst die Figuren beim Frescomalen aus, und hielt sie an den nassen Anwurf fest, worauf der Maler mit einem eisernen oder hölzernen Stifte am Rande desselben hinfuhr, so daß die Umrisse der Figuren, wenn man den C. wegnahm, in einer leichten aber sichtbaren Vertiefung auf dem frischen Kalke erschienen. Bei den Gobelinstapeten schneidet man noch jetzt die Zeichnungen aus, und legt sie hinter oder unter den Einschlag, damit der Wirker seine Arbeit darnach einrichten kann. Daher müssen die C. in Farben ausgeführt sein. Solche C.'s fertigte Rafael für den Papst Leo X., nach welchen die berühmten Tapeten zur Ausschmückung eines Zimmers im Vatican in den Niederlanden gewirkt wurden. Es waren ursprünglich 10 C.'s mit Darstellungen aus den Geschichten des Neuen Testaments; jetzt sind nur noch 7 von ihnen erhalten, die in der Galerie des Schlosses Hamptoncourt bei London aufbewahrt werden. Sie sind am Besten abgebildet in Dorigny's „Pinacotheca Hamptoniana". Vgl. Gunn „Cartonensia" (Lond. 1831). In der spätern Zeit arbeiteten die Künstler mehr nach kleinen Skizzen ins Große, und erst neuerdings haben einige deutsche Künstler, wie Cornelius, Overbeck, Schnorr u. A. durch Anfertigung fleißiger C.'s. Aufmerksamkeit erregt. — In der Buchdruckerkunst heißt C. ein neu gedrucktes Blatt, welches ein fehlerhaftes und auszuschneidendes ersetzen soll. — C.'s nennt man auch die pappenen Behältnisse zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupferstichen rc.; ferner die langen pappenen Schachteln zur Aufbewahrung von Modewaaren. — In der Buchbinderkunst heißt cartoniren ein einfach geheftetes Buch mit einem Einband von leichter Pappe versehen.

Cartouche ist eigentlich eine Rolle; gewöhnlich aber nennt man so die in Form

einer halb aufgewickelten Rolle, Behufs zur Aufschrift bei Wappen, Planen, Charten ꝛc., besonders in früherer Zeit, gebräuchliche Verzierung; auf Münzen heißt C. das Täfelchen, welches die Angabe des Werths oder die Legende enthält. — C. heißt bei Jägern, Scharfschützen und der Reiterei die Patrontasche, welche Abtheilungen für Patronen, Kugeln und das übrige kleine Schießgeräthe, auch in der neuern Zeit ein Täschchen für die Zündhütchen enthält, und von Jägern und Scharfschützen vor dem Leib getragen wird. Bei einigen Artillerien heißen C. die wollenen oder papiernen Pulversäcke, worin sich die Ladung befindet; weshalb man Kugel-, Kartätsch- und Haubitzcartouchen hat; für die Mörser, die mit blosem Pulver geladen werden, gibt es keine. Bei andern Artillerien gebraucht man dafür das Wort Patronen. — Cartouchenadel nennt man die etwa 10 Zoll lange eiserne, unten dreikantig zugespitzte Nadel, womit die C. nachdem sie mit dem Setzkolben zu Boden gebracht ist, durch das Zündloch durchstochen wird, damit die Schlagröhre (das Brändchen) die Pulverladung desto leichter entzünden kann.

Cartouche, Louis Dominique, ein berüchtigter Gauner und Dieb, geb. zu Paris 1693, wurde schon in früher Jugend wegen Diebereien aus der Schule und aus dem väterlichen Hause gejagt, schloß sich darauf an eine Diebesbande in der Normandie, ging später nach Paris zurück, und bildete daselbst eine große Bande, zu deren Anführer er sich durch seine Unerschrockenheit, Kühnheit, Schlauheit und Grausamkeit aufschwang. Nachdem er viele Greuelthaten verrichtet, und Furcht und Schrecken vor seinem Namen verbreitet, wurde er nahe bei Paris in einer Dorfschenke am 14. Oct. 1721 ergriffen, war aber durch die Folter nicht dahin zu bringen, einen seiner Genossen zu nennen. Zum Tode durch's Rad verurtheilt, glaubte er, daß seine Raubgenossen ihn befreien würden; als er aber auf dem Schaffot stand, und er sich hierin getäuscht sah, nannte er dieselben, und wurde den 28. Nov. 1721 hingerichtet. Noch während des Processes wurde er durch Legrand und Riccoboni auf die Bühne gebracht. Vgl. Desessart „Procès fameux“ (2 Bde.).

Cartwright, John, ein englischer Publicist und eifriger Vertheidiger der Parlamentsreform, geb. 1740 zu Marnham in der Grafschaft Nottingham, wurde ursprünglich zum Landwirth bestimmt, trat aber früh in den Seedienst ein, und focht rühmlich im Kriege gegen Frankreich. Schon 1770 nahm er aber seine Entlassung, wurde Major bei der Miliz der Grafschaft Nottingham, und begann seine politischen Flugschriften zu schreiben, unter denen besonders „American independence the glory and interest of Great Britain“ großes Aufsehen erregte. Im Jahre 1780 gründete er mit Dr. John Jebb, Granville, Sharpe u. A. die Gesellschaft für constitutionelle Belehrung; auch machte er jeden Sommer eine Reise durch einen Theil Englands, um seine Grundsätze zu verbreiten, und seinen politischen Lehren Anhänger zu verschaffen. Noch entschiedener traten seine radicalen Ansichten hervor seit dem Ausbruch der französischen Revolution, und sein Antheil an den damaligen Volksversammlungen wurde so auffällig, daß man ihn 1793 von seinem Posten als Major der Miliz entfernte. Das hinderte ihn aber in seinem Streben nicht, und er fuhr fort, eine große Reihe von Schriften besonders in Bezug auf Parlamentsreformen herauszugeben. Auch gegen den Sclavenhandel trat er energisch auf, und verlangte in seinen Briefen, daß sie als Seeräuberei erklärt werde, womit er auch später durchdrang. Im J. 1810 ließ er sich in London nieder, und setzte hier seine politisch literarische Thätigkeit eifrig fort. Nach dem Aufstande in Manchester nahm er an einer Volksversammlung in Birmingham Theil, und wurde deshalb 1821 der Theilnahme einer Verschwörung für schuldig erklärt, jedoch nur mit einer Geldbuße von 100 Pfd. Sterl. bestraft. Er starb am 13. Sept. 1824. In seinen politischen Schriften spricht sich überall ein edler Geist aus, und sie sind nicht ohne Kraft und Gründlichkeit geschrieben, nur fehlt ihnen eine gewandtere Darstellung. Vgl. die von seines Bruders Tochter herausgegebenen „The life and correspondence of C.“ (2 Bde., Lond. 1826). — Sein Bruder, Edmund C., geb. 1743 zu Nottinghamshire, studirte zu Orford, wurde Rector zu Boadly Merwood in Leicestershire und Präbendarius zu Lincoln, und starb 1824. Er zeichnete sich als Dichter, Mechaniker und Chemiker aus. Unter seinen Gedichten erhielt die Erzählung „Armyne and Elvira“ großen Beifall;

außerdem war er Mitredacteur des Monthly review. Seinem Erfindungsgeiste verdankt das Maschinenwesen vielfache Verbesserungen. So stellte er 1786 eine sehr sinnreiche Webemaschine auf, für die er ein Patent erhielt; doch ehe er die Erfindung ausbeuten konnte, wurde das Fabrikgebäude ein Raub der Flammen. Seine Wollkrämpelmaschine, die er 1790 herstellte, hat der Wollfabrication in England allein gegen 2 Mill. Pfd. Sterl. erspart. Auch erfand er verschiedene neue Färbungsmittel, wofür ihm das Parlament auf Antrag der Manufacturbesitzer in Manchester eine Gratification von 10,000 Pfd. Sterl. bewilligte. Eben so erfand er eine Maschine, die, von 2 Menschen getreten, große Lasten schnell fortschaffte, und die man ihm zu Ehren Cartwright's Centaur nannte. Auch mit der Bewegung von Wagen und Schiffen durch Dämpfe beschäftigte er sich Jahre lang, und soll sogar den fertigen Plan eines Dampfschiffs einem amerikanischen Capitän zur Ausführung witgetheilt haben.

Carus, Karl Gustav, als Gelehrter, Physiolog, Arzt und bildender Künstler rühmlichst bekannt, wurde den 3. Jan. 1789 in Leipzig geboren, wo sein Vater im Besitz einer Färberei war. Nachdem er die Thomasschule mehrere Jahre besucht hatte, bezog er 1804 die Universität seiner Vaterstadt, Anfangs um sich durch das Studium der Chemie zur erfolgreichern Betreibung des väterlichen Geschäfts vorzubereiten; später zogen ihn aber auch die Anatomie und Medicin an, und so widmete er sich seit 1806 ganz dem Studium der medicinischen Wissenschaften. 1811 wurde er Privatdocent und Dr. der Medicin, las über vergleichende Anatomie, die ersten derartigen Vorträge, die in Leipzig gehalten wurden. Später wandte er besondre Aufmerksamkeit der Entbindungskunst und den Frauenkrankheiten zu, auch machte er sich mit der Oelmalerei vertraut. Im Jahre 1813 zog er sich in dem franz. Spital zu Pfaffendorf bei Leipzig ein schweres Nervenfieber zu, von dem er sich nur langsam erholte. Nach der Reorganisation der medicinisch-chirurgischen Akademie erhielt er 1815 einen Ruf als Professor der Entbindungskunst und Director der geburtshülflichen Klinik daselbst, wurde 1827 Leibarzt des Königs von Sachsen, und zugleich Hof- und Medicinalrath, und begleitete 1829 den jetzigen König Friedrich August auf einer Reise nach Italien und der Schweiz. Seine Vorträge, die er 1827 über Anthropologie, und 1829 über Psychologie vor einem ausgewählten Kreise hielt, fanden vielen Beifall. Im Jahre 1833 gewann er den Preis der Akademie der Wissenschaften in Paris, für die Entdeckung des Blutkreislaufs in den Insecten, und seine Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Thiere, und machte 1835 eine Reise nach Paris und in die Rheingegenden. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondre des Gehirns" (Leipz. 1814, 4), „Lehrbuch der Zootomie" (1818, 2. Aufl. 1834), „Lehrbuch der Gynäkologie" (2 Bde., 1820, 3. Aufl. 1838), „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie" (5 Hefte, Lpz. 1826—1840), „Ueber den Blutkreislauf der Insecten" (1827, 4), „Grundzüge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie" (Dresden 1828, 3 Bde.), „Ueber die Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüstes" (Leipz. 1828, Fol.), „Analekten zur Natur- und Heilkunde" (Dresden 1829), „Vorlesungen über Psychologie" (Leipz. 1831), „Briefe über Landschaftsmalerei" (1831, 2. Aufl. 1835), „Paris und die Rheingegenden, Tagebuch einer Reise im Jahre 1835" (Leipz. 1836), „System der Physiologie" (3 Bde., Leipz. und Dresd. 1838—40), „Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie" (Stuttg. 1841), „Atlas der Kranioskopie" (Heft 1 und 2, Leipz. 1843—45), „Zwölf Briefe über Erdbeben" (Stuttg. 1841), „Göthe, seine Individualität und sein Verhältniß zu den Naturwissenschaften" (Lpz. 1843), und „England und Schottland im Jahre 1844" (2 Bde., Berlin 1844—45).

Carvalho, Jozé da Silva, portugiesischer Staatsmann, der dreimal sein Vaterland mit dem Exil vertauschen mußte, zweimal: weil er zu liberal, das dritte Mal: weil er der herrschenden Partei zu servil schien, ist 1782 in der Provinz Beira geboren, und studirte in Coimbra die Rechtswissenschaften, in denen er den Doctortitel erhielt. Nach längerem Aufenthalte in Lissabon fand er erst 1810 als Juiz de fora und 1814 als Juiz de

orphaos eine Anstellung in Oporto. In demselben Jahre betrat er als Berichterstatter bei den Provinzial-Militärgerichten die politische Laufbahn, in der er sich in der Folge zu den höchsten Staatswürden erhob. Seine Abneigung gegen den auch in Portugal wach gewordenen Absolutismus der Aristokratie und des bigotten römischen Clerus trieb ihn, je empfänglicher er für demokratische Grundsätze war, wovon er schon in seinen Studentenjahren zu Coimbra Beweise gegeben hatte, desto mehr zur Unzufriedenheit mit dem herrschenden Regierungssystem, und zuletzt sogar in die Arme einer Verschwörung, die seit 1817 eingeleitet, 1820 mit der Revolution und Constitution von 1822 endete. Er wurde Mitglied der damals eingesetzten Regenz, und darauf von dem zurückgekommenen König Johann VI. zuerst zum Präsidenten der Lissaboner Municipalität, dann zum Justizminister ernannt, eine Würde, die er nicht ohne Nutzen fur die neue politische Ordnung, bis zu dem von ihm in den Cortes selbst angekündigten Siege der Contrerevolution des Absolutismus 1823 verwaltete. Die Erhebung seiner politischen Gegner zwang ihn nach England zu entweichen, wo er in eingeschränkter Lebensweise mit staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt bis zur Proklamirung der Constitution Dom Pedro's 1826 verweilte. Er beschwor in London die neue Verfassungsurkunde, und kehrte nach Portugal zurück, aber nur um es 1828, nachdem sich der Infant Dom Miguel des Thrones bemächtigt, und die Constitution aufgegeben hatte, wieder zu verlassen und in England gastliche Aufnahme zu suchen. Er schloß sich den Absichten des Exkaisers Dom Pedro auf die Wiedereroberung Portugals zu Gunsten der Donna Maria an, und diente diesem mit unbegrenzter Ergebenheit. Dom Pedro ernannte ihn noch in London zum Mitglied des für die junge Königin eingesetzten Regentschaftsrathes, und in dieser Eigenschaft bewirkte er die erste, zur Expedition nöthige Anleihe bei Ardoin und Comp., wobei ihm die Freundschaft Mendizabals nicht wenig beigestanden haben mag. Bald nachdem Dom Pedro auf den Azoren gelandet war, wurde C. von dem Exkaiser dorthin gerufen, zum Mitglied des Ministeriums ohne Portefeuille, dann nach der Landung in Portugal zum Director der Civilverwaltung bei der Armee, Präsidenten des Tribunals der Justiz und des Friedens, und Ende des Jahres 1832 zum Finanzminister ernannnt. Im Besitze des unbegrenzten Vertrauens Dom Pedro's setzte C. ungehindert die Maßregeln durch, die er nach Einnahme Lissabons zur Wiederherstellung des beinahe ganz vernichteten Staatscredits für nothwendig erachtete. Dabei unterstützte ihn vorzüglich die Staatsklugheit der britischen Gewalthaber. So lange C. an der Spitze der Finanzen stand, wurden die Zinsen der Anleihen regelmäßig bezahlt, das Heer und die Beamten erhielten ihren Sold und ihr Gehalt, die Douanen wurden neu organisirt, und die Justiz, für die er Präsident des obersten Tribunals war, reformirt. So zweckmäßig im Einzelnen C.'s Verwaltung war, an Tadlern, Neidern und leidenschaftlichen Gegnern fehlte es ihm nicht. Kurz nach dem Tode Dom Pedro's erhob sich eine mächtige Partei gegen das ganze Ministerium; Taipa vergaß so sehr die Gesetze des Geziemenden, daß er C. einen Dieb und Falschmünzer nannte. Nichts desto weniger blieb C. auf seinem Posten, und auf seinen Rath wurden die übrigen Ministerialdepartements in der Art besetzt, daß Palmella das Präsidium im Ministerialrath, Ferraz die Justiz, der Bischof von Coimbra das Innere, Terceira das Departement des Kriegs, Agostinho Freire das Seewesen, und Villareal das Auswärtige zu verwalten hatte. Mit dem im Mai 1835 neu gebildeten und im November desselben Jahres aufgelösten Ministerium Saldanha verlor auch C. sein Portefeuille, das an seiner Stelle der ungeschickte Financier Campos vom Conseilspräsidenten Loulé empfing. Campos blieb nur wenige Monate im Amte, überall brachte er in die wenige Ordnung, die kaum eingeführt war, Verwirrung, und zuletzt soll sich sogar noch eine Unredlichkeit, darin bestehend, herausgestellt haben, daß er 750 Contos von dem Papiergelde, das in der Bank hinterlegt war, um verbrannt zu werden, verkauft habe. In dem am 20. April 1836 neu gebildeten Ministerium, das aus Villareal, Miranda, Freire, Auguiar und Palmella bestand, wirkte C.'s Uebernahme des Finanzdepartements zauberhaft; die vorzüglichsten Capitalisten Oporto's, die ihre Börsen unter Campos geschlossen hatten, thaten sie wieder auf, und stellten ihm sogleich über eine Mill.

Thlr. zur Bezahlung der Rückstände zur Verfügung. Aber noch ehe er die letzten Verwirrungen ausgleichen konnte, brach die Revolution vom Sept. aus, welche die Constitution von 1820 proklamirte, und dem bisherigen Ministerium, als einem Werkzeuge der englischen Politik, ein Ende machte. C. war von der Gegenpartei heftig verfolgt, so daß er sich mit Saldanha und Terceira auf ein englisches Schiff flüchten mußte. Man warf ihm vor, seine ganze Finanzkunst bestehe darin, von Anleihen zu leben, ein Verfahren, wodurch der Staat dem Bankerott unfehlbar entgegengeführt würde. Mit hämischer Bitterkeit deutete man auf den Reichthum hin, den C. sich als Finanzminister erworben habe, und verglich mit der Pracht und dem äußern Glanze, den er um sich verbreitete, seine frühere Dürftigkeit, die ihn in der Verbannung von englischer Großmuth, von Almosen leben ließ, während er jetzt mehr denn eine Million besitzen soll. Die Revolte von 1836 hatte ihn aller Macht und alles Einflusses beraubt, aber noch lebte in ihm die Hoffnung auf Wiederherstellung der Charte Dom Pedro's. Dieselbe List, durch die er mit seiner Partei gestürzt war, wählte er, um seine Gegner aus dem Besitze der Macht zu vertreiben. Unterstützt von dem britischen Gesandten Lord Howard de Walden, den es schmerzte, den englischen Einfluß in Portugal vermindert zu sehen, bereiteten C., Saldanha und Terceira eine Gegenrevolution vor, die aber im Nov. 1836 gänzlich mißlang, und dem Freunde C.'s, Agostinho Freire, das Leben kostete. C. floh zum drittenmal nach England, bis die allgemeine Amnestie auch ihn im Mai 1838 wieder zurückberief. Mehrmals wurde er bei Ministerkrisen als Derjenige bezeichnet, dessen Eintritt in das Cabinet nothwendig sei, wenn sich das Land aus seiner Finanznoth retten wolle, aber die Gegner der Chartisten ließen es nicht an Verleumdungen fehlen, durch die das Volk gegen ihn aufgebracht ward. Noch im Juni 1838 entging er kaum der Gefahr, zu Tode gesteinigt zu werden. An der Empörung zu Porto im Jahre 1842, zur Herstellung der pedristischen Charte, war C. ebenfalls betheiligt, und ist seitdem wieder Staatsrath geworden. — Sein Bruder Joao da C. ist im Sept. 1835 zum Grafen von Carvalho erhoben worden. — Einige andre unter dem Namen Carvalho bekannt gewordene Männer sind Don Manuel Antonio da C., war 1826 und 27 Finanzminister, 1836 Präsident der Deputirtenkammer und im April 1838 interimistisch für den zum Baron Tajal ernannten Kaufmann J. d'Oliveira Finanzminister. Migueis da C. war 1834 und 1836 portugiesischer Gesandter in Rom, und Caballero C. Geschäftsträger 1837 in London. Jozé da Casto Carvalho wurde 1831 Mitglied der Regentschaft für den Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien, und Pedro Alfonso da C. war 1836 bis 38 brasilischer Geschäftsträger und Generalconsul in Stockholm und Kopenhagen, nachdem er kurze Zeit vorher in gleicher Funktion in Madrid gewesen war.

Casa, Giovanni della, ein berühmter italienischer Dichter und Prosaiker, geb. zu Mugello bei Florenz den 28. Juni 1503, besuchte die Universitäten zu Bologna, Padua und Rom, nahm Dienste als Geistlicher bei dem Cardinale Alessandro Farnese, der unter dem Namen Paul III. 1534 den päpstlichen Thron bestieg, wurde 1541 apostolischer Commissär zu Florenz, Mitglied der Akademie daselbst, 1544 Erzbischof von Benevent, und noch in demselben Jahre päpstlicher Nuntius zu Venedig. In dieser Stellung zeigte er große Gewandtheit, richtete aber, trotz des glänzenden Rednertalents, von dem er mehrere Beweise gab, Nichts aus. Papst Julius III. rief ihn von seinem Posten ab, worauf er im Venetianischen als Privatmann den Wissenschaften und der Dichtkunst lebte. Paul IV. rief ihn nach Rom zurück, und ernannte ihn zum geheimen Staatssecretär. Bei der Cardinalswahl von 1555 sah er sich unverhofft übergangen, wie man glaubt, weil er von Frankreich zu eifrig empfohlen worden. Er starb zu Rom am 14. Nov. 1556. In seinen lyrischen Gedichten vereinigte er schwelgerische Bilderfülle, rücksichtslose Keckheit und komische Volksthümlichkeit mit künstlerischer Anmuth und strenger Correctheit; seine Prosa ist rein, leicht und gewandt. Am Bekanntesten ist von ihm geworden „Galateo, ovvero de' costumi“ (neuerlich herausgegeben von Tommaseo, Mail. 1825), zum Unterricht eines jungen Herrn von Stande; außerdem schrieb er „Degli uffizj communi tra gli amici su-

periori ed inferiori"; die beste und vollständigste Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig" (3 Bde., 1752, 4). Das berüchtigte Werk von ihm „Capitolo del forno ist mit s. terze rime in Berni's opere burlesche, 3 Bd. abgedruckt.

Casale, die Hauptstadt des ehemaligen gleichnamigen Marquisat's, das dem vormaligen Markgrafen von Montferrat gehörte, liegt am rechten Ufer des Po in der sardinischen Provinz Turin, und hat als Festung eine wichtige Rolle gespielt. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, hat ein altes Schloß, einen schönen Dom und andre sehenswerthe Kirchen, ein Theater und 17,000 Einw., welche viel Landwirthschaft, besonders viel Wein- und Seidenbau treiben. Bekannt ist der Syrup von Casale, der aus den Wurzeln einer Rohrart bereitet wird, die in der Umgegend an den Ufern der Flüsse in großer Menge wächst.

Casanova, Franz, geb. 1727 zu London, bildete sich in Venedig und Paris zum Maler aus, und starb 1805 zu Briel bei Wien. Er kam früh nach Florenz, wo er die Malerei erlernte. Anfangs widmete er sich der Historienmalerei, später legte er sich ausschließend auf Darstellung von Schlachten. Im J. 1742 kam er nach Paris, wo er Mitglied der Akademie wurde, und einige Schüler bildete; als ihn die strenge Kritik Diderot's von Paris vertrieb, begab er sich nach Dresden, wo ihm ein großes Gemälde, das er für die Galerie fertigte, viele Bestellungen verschaffte. Später ging er nach Wien, und malte daselbst für die Kaiserin von Rußland die Siege der Russen über die Türken. Seine Bilder zeichnen sich durch kühne Ausführung und feuriges Colorit aus, ermangeln aber völlig jeder idealen Bedeutung, selbst die Einheit des Ganzen geht im Gewühle der Schlachten verloren. — Johann C., des Vorigen Bruder, geb. 1730 zu London, nach Andern 1722 zu Venedig, wurde 1764 Professor und Director der Akademie der Künste zu Dresden, wo er 1798 starb. Er war ebenfalls Maler, erwarb sich aber durch seine „Abhandlung über alte Kunstdenkmäler" (Leipzig 1771) noch größern Ruf. Beide waren Brüder des durch seine Schicksale merkwürdigen Joh. Jacob Casanova de Seingalt.

Casanova de Seingalt, Joh. Jacob, geb. 1725 zu Venedig, Verfasser der Memoiren (deutsch, im Auszuge 12 Bde., Lpz. 1822—1828; französisch, Lpz. 1836 ff.), welche sein vielgestaltetes und vielbewegtes Leben enthalten. Er war der älteste Sohn eines Schauspielers, der aus dem spanischen Geschlechte Palafox abstammen soll. Seine Mutter war die Tochter des Schuhmachers Fanosi und ebenfalls Schauspielerin. C. widmete sich dem Studium der Rechte, schrieb schon in seinem 16. Jahre zwei Dissertationen: „Utrum Hebraei possint construere novas synagogas" und „De testamentis", hatte aber auch schon in dieser Zeit mehrere Liebesabenteuer, welche überhaupt in seinem Leben eine große Rolle spielen. Zu Venedig erhielt er die niedern Weihen des Priesterstandes, trat in ein Seminar, wurde aber hier seines liederlichen Lebens wegen weggejagt. Nach mancherlei Abenteuern kam er nach Rom, wo ihm der Cardinal Aquaviva eine Stelle verschaffte, und wo er dem Papste Benedict XIV. persönlich bekannt wurde. Wegen einer Unbesonnenheit verlor er seine Stelle, gerieth in die Hände der spanischen und österreichischen Truppen, welche damals in Italien standen, erhielt aber bald seine Freiheit wieder, trat in venetianische Kriegsdienste, und eilte nun, mit Empfehlungen an den Renegaten, Grafen Bonneval, versehen, nach Konstantinopel. Hier will ihn ein alter Türke zum Renegaten machen, und ihn mit seiner Tochter verheirathen, Militärdienst aber ruft ihn nach Corfu; hier beleidigt muß er nach Venedig zurückkehren, wo er sich als Violinspieler seinen Unterhalt erwirbt. Hier rettete er den angesehenen und reichen Senator Bagradio vom Tode, wurde von demselben adoptirt, mußte aber bald Venedig wegen seiner Unbesonnenheiten wieder verlassen, besuchte Mailand, Cesena, Parma, Mantua, Genf, wo er überall Liebeshändel anknüpfte, worunter sich vorzüglich der mit der reizenden Henriette auszeichnet, die er aus einem entehrenden Zustande gerettet, von der er aber, auf das Verlangen ihrer Verwandten zu Genf, sich trennen muß. Nach Venedig zurückgekehrt wußte er noch immer den alten Bagradio zu fesseln, erwarb sich durch Spiel bedeutende Summen Geldes, machte

eine Reise nach Paris, wo er sich einige Zeit aufhielt, kehrte dann nach Venedig zurück, und wurde hier, da er sich der Regierung vielfach verdächtig gemacht hatte, in die Bleikammern gesetzt, aus denen er sich eben so listig als kühn befreite. Hierauf besuchte er Paris zum zweiten Male, kam hier mit dem Herzoge von Choiseul und den merkwürdigsten und angesehensten Personen in Berührung; ging dann nach der Schweiz, wo er Voltaire und Haller besuchte, und reiste von hier über Grenoble, Avignon, Marseille, Toulon, Nizza, Genua, Livorno nach Florenz, wo er mit Suwarow bekannt wurde. Von nun an lebte er abwechselnd in Rom, Neapel, Florenz, Parma, Turin, Paris, in der Schweiz und im südlichen Deutschland, begab sich dann nach London, welches er aber bald in höchst traurigen Umständen verließ, und nun das nördliche Europa besuchte. In Berlin wurde er durch den Grafen Schwerin Friedrich II. bekannt, der ihn bei der Cadettenanstalt als Gouverneur anstellen wollte. In Petersburg kam er in persönliche Berührung mit der Kaiserin Katharina, hatte aber in Warschau das Unglück, durch ein Duell mit Branicki alle seine Hoffnungen in Polen scheitern zu sehen, ging von dort nach Dresden, und dann über Prag nach Wien, wo ihm der Aufenthalt verweigert wurde. Nun begab er sich über München nach Paris, welches er aber wegen einer Lettre de cachet verlassen mußte, worauf er nach Madrid reiste, wo er mit den merkwürdigsten Männern bekannt wurde, welches er aber auch bald wegen seines Leichtsinnes verlassen mußte. Jetzt wandte er sich nach Aix in der Provence, machte hier die Bekanntschaft Cagliostro's und des Marquis d'Argens, besuchte dann abermals Rom und Neapel, und begab sich darauf nach seiner Geburtsstadt Venedig, mit deren Regierung er sich ausgesöhnt hatte; ja er soll der Republik geheime Dienste geleistet haben. Aber auch jetzt, nach so vielen Kreuz- und Querzügen, konnte er hier keine Ruhe finden, sondern besuchte nochmals Paris, wurde hier dem Grafen von Waldstein aus Böhmen bekannt, den er durch seine Kenntniß der Chemie und Kabbala fesselte. Auf dessen Einladung, mit ihm ein Laboratorium anzulegen, begleitete C. den Grafen nach Dux in Böhmen, wo er dessen Bibliothek ordnete, sein Leben, die fälschlich sogenannten Memoiren, schrieb, sich mit den Wissenschaften beschäftigte, und zu Wien im Juni 1803 starb. So interessant diese Memoiren durch des Verfassers Bekanntschaft mit den merkwürdigsten Männern, und durch die Schilderung der Sitten seiner Zeit sind, eben so schamlos, frivol und gemein tritt uns im ganzen Werke des Verfassers grobe Lasterhaftigkeit entgegen, der seinen sich zu Gunsten falsch gedeuteten Grundsatz: Humana non sunt turpia in vollem Maße geltend gemacht hat. Außerdem verfaßte C. mehrere Werke, von denen die bekanntesten sind: „Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna sino alla pace fra la Russia e la porta ottomana etc. (Grätz 1774, 3 Theile, unvollendet); „Histoire de ma fuite des prisons de la république de Venise, qu'on appelle les plombs" (Prag 1788); und sein „Isocameron" (Prag 1788—1800, 5 Bde.).

Casas, Bartolomeo de las, s. Las Casas.

Casaubon, Isaak de, gewöhnlich Casaubonus genannt, geboren den 18. Febr. 1559 zu Genf, wohin seine Aeltern aus der Dauphiné sich der Religion wegen begeben hatten, sprach schon im 9. Jahre fertig lateinisch, studirte später in seiner Vaterstadt orientalische Sprachen, Theologie und Jurisprudenz, und wurde schon 1582 Professor der griechischen Sprache daselbst. 1596 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Montpellier berufen, blieb aber nur 2 Jahre hier, indem ihn Heinrich IV. nach Paris berief, wo er Bibliothekar wurde, nach Heinrich's IV. Tode aber nach England ging, und daselbst am 1. Juli 1614 starb. Er liegt in der Westminsterabtei begraben. Er war einer der größten Gelehrten seiner Zeit, ein guter Kritiker und Uebersetzer, und zeichnete sich in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft als Schriftsteller aus. Den Diogenes Laërtius, Aristoteles, Paraphrastus, Theokritus, Persius, Polybius, Dionysius von Halicarnaß, Strabo, Apulejus, Plinius d. J., Sueton u. A. bearbeitete er kritisch, und lieferte Uebersetzungen dazu. Unter seinen übrigen Werken zeichnen sich aus: „De satyrica Graecorum poësi et Romanorum satyra libri II." (Paris 1605), „De libertate ecclesiastica" (Genf 1607), die „Exercitationes Baronianae". Seine Briefe gab Almeloveen heraus (Rotterdam 1709).

— Mericus C., Sohn des Vorigen, geboren 1599 zu Genf, war Rector zu Ickham bei Canterbury, Doctor der Theologie, und starb 1671, nachdem er während seines ganzen Lebens mit unerschütterlicher Treue dem König und der Religion zugethan gewesen war, zu Canterbury. Beim Ausbruch der Revolution verlor C., der bei Karl I. in hoher Gunst gestanden hatte, seine sämmtlichen geistlichen Einkünfte; vergeblich aber suchte ihn Cromwell durch glänzende Anerbietungen an sich zu fesseln. Er schlug sie trotz seiner Dürftigkeit aus. Nach der Restauration erhielt er seine sämmtlichen Würden wieder. Er zeichnete sich durch seine philologischen und theologischen Schriften aus, von welchen folgende genannt zu werden verdienen: „De quatuor linguis"; „De lingua hebr. et sax." (Lond. 1650); „De enthusiasmo" (London 1655, Greifswalde 1708) ꝛc.; außerdem gab er mehrere lateinische und griechische Schriftsteller mit Anmerkungen heraus; so den Terentius, M. Antonius, Epiktet und Cebes, Polybius, Florus, Diogenes Laërtius, Persius, Hierokles u. s. w.

Cascade heißt eigentlich ein Wasserfall, besonders ein künstlicher, in der Lustfeuerwerkerei aber auch eine Figur, an welcher eine Anzahl Röhren in mehrern Etagen über einander angebracht sind, und zwar so, daß ihr Feuer von oben nach unten ausströmt und dadurch eine Art feurigen Wasserfall bilden. Das Feuer ergießt sich scheinbar in ein Becken, dessen Rand mit farbigen Lichtern besetzt zu sein pflegt.

Casematten, Festungsgewölbe unter den Hauptwällen. Der Name, dem Spanischen entspringend, bedeutet Mordkeller, und sie trägt ihn mit der That. Die Casematten sind theils zur Vertheidigung bestimmt, namentlich die in den Flanken der Bastionen angebrachten zur Bestreichung des Wasserspiegels, theils zur Aufbewahrung des schweren Geschützes, theils endlich auch zur Wohnung für die Besatzungsmannschaft. Ihre Bauart und Einrichtung ist sehr verschieden, doch müssen sie vor Allem geräumig und trocken sein, und einen guten Luftzug haben. Ehemals wurden C. nur unter den Flanken angelegt, gegenwärtig ist man aber so für sie eingenommen, daß man sie auf allen Punkten einer Festung, und sogar in mehrern Etagen anlegt. Der Hauptnachtheil der C. besteht darin, daß, da ihre Schießscharten von Stein gemauert sind, diese, wenn sie durch feindliche Geschosse zerstört werden, mit gewöhnlichen Mitteln nicht wieder hergestellt werden können. Auch lähmt diese Art des Gefechts zu sehr den activen Muth der Truppen.

Casenave, Antoine, wurde am 9. Septbr. 1763 zu Lemboy (Depart. der Niederpyrenäen) geboren, und war vor der Revolution Advocat und dann Substitut des Generaladvocaten beim Parlamente zu Pau. Durch sein Departement im Jahre 1792 zum Nationalconvente deputirt, machte er sich durch sein Votum im Processe Louis XVI. bemerklich, dessen Tod er ein Grab der öffentlichen Freiheit nannte. Er stimmte für dessen Verhaftung bis zum Frieden, und dann für immerwährende Verbannung. Später zeichnete er sich durch eifrige Verfolgung Marat's aus. Er entging den Proscriptionen vom 31. Mai, und entriß auch Baraguay d'Hilliers, den General Kilmaine und mehrere Andere dem Tode. Nach dem 9. Thermidor erhielt er eine Sendung in das Departement der untern Seine, wo er 14 Monate lang beschäftigt war, die Gemüther zu beruhigen. Im Jahre VI wurde er Commissär in den Niederpyrenäen, und war mehrmals in Gefahr, wegen seiner im Processe des Königs bewiesenen Mäßigung ermordet zu werden. Dann trat er in den Rath der 500, und wurde gemeinschaftlich mit Cabanis, Chénier und Villetar beauftragt, die Constitution des Jahres VIII zu entwerfen. Als Mitglied des neuen gesetzgebenden Körpers wurde er dessen Secretär, und 1810 dessen Vicepräsident. Im J. 1813 wurde er der Commission beigesellt, welche Kenntniß von dem Zustande der diplomatischen Unterhandlungen nehmen sollte. In der Session von 1814 sprach er sich für die Preßfreiheit aus, und unterstützte das Gesetz, welches sich auf die von Louis XVIII. im Auslande contrahirten Schulden bezog. Als 1815 der Kriegsminister von der Tribune herab anzeigte, daß Paris sich im Vertheidigungszustande befinde, erklärte er gern, dem Vaterlandswohle seine 2 Häuser opfern zu wollen. Nach der 2. Restauration schloß C. eine Majorität von 4 Stimmen von der Kammer v. J. 1816 aus. Kummer und er-

duldete Mühseligkeiten, vor Allem der Tod seines Freundes, des Generals Mouton-Duvernet, erschütterten seine Gesundheit, so daß er am 16. April 1816 starb.

Caserta-nuova, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, in einer herrlichen Gegend gelegen, ist besonders des hier befindlichen königlichen Schlosses wegen berühmt, das eines der schönsten und größten in Europa ist. Es hat die Form eines länglichen Vierecks, dessen Vorder- und Hinterseite 746, die andern 576 F. messen. Die Höhe der 5 Stockwerke, wovon 2 dem Erdgeschoß angehören, beträgt 113 F. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich eine Kuppel, und zu beiden Seiten steigen Pavillons in die Höhe. Ein schöner Porticus von sicilischem Marmor und von 98 Säulen getragen durchschneidet das Gebäude in einer Länge von 507 F. In der Mitte kreuzt ihn ein Mittelflügel mit 2 andern Säulendurchgängen, so daß auf diese Weise 4 Höfe gebildet werden. Die Treppen sind sehr prachtvoll, die Kapelle reich ausgestattet, und das Theater sehr schön. Das Ganze umgeben englische Gartenanlagen mit künstlichen Cascaden und Springbrunnen, und nimmt einen Raum von ungefähr 85 Acker, jeden zu 900 Klaftern ein. Eben so großartig ist die Wasserleitung, welche die Springbrunnen und das Schloß mit Wasser versorgt. Aus einer Entfernung von 12 italienischen Meilen, die der Aquäduct auf einem Umweg von 27 Meilen zurücklegt, wird das Wasser aus dem Berge Taburno, erst durch eine Brücke von 3 Bogen über die Faenza, dann mittelst 3 hoher, über einander gesetzter Bogenreihen, durch das Thal Durazzo, und endlich von dem Berge Longano wiederum in 3 Bogenreihen von mehr als 1600 Schritten zum Berge Tifala geführt; die größte Höhe der Brücke beträgt 178 F. Das Schloß, das eine schöne Gemäldegalerie hat, wurde unter Karl III. 1752 von dem römischen Architekten Vanvitelli gebaut. In der Nähe liegt Caserta-vecchia, und beide Orte sollen 18,000 E. zählen. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und war ehedem der Hauptort eines gleichnamigen Fürstenthums, welches 1749 an das königliche Haus verkauft wurde. Seit dem 11. Decbr. 1843 steht C. durch eine Eisenbahn mit Neapel in Verbindung. Noch ist die königliche große Seidenfabrik in der Kolonie San-Leucio zu erwähnen.

Cases, Emanuel Auguste Dieudonné, Graf von Las, s. Las Cases.

Casino bedeutet einen Ort, wo sich eine Gesellschaft versammelt, daher diese Gesellschaft selbst. Der Name kommt von dem Berge Monte Casino in der Provinz Terra di Lavoro im Königreiche Neapel her, wo der heil. Benedict 530 ein Kloster stiftete, welches berühmt und sehr reich und das Stammhaus der Benedictiner (s. d.) wurde. Hierher reisten viele Menschen, welche theils durch die den Mönchen zugeschriebenen Heilkräfte, theils durch Gebet, theils aber auch durch die schöne, reine Luft des Berges, von welchem man die entzückendste Aussicht hat, gesund zu werden hofften. Gesunde reisten des Vergnügens wegen hierher, und, als Erinnerung an die geselligen Vergnügungen auf dem Monte Casino soll man in Italien zuerst eine geschlossene Gesellschaft und das Haus, worin sich eine solche zum geselligen Vergnügen versammelt, Casino genannt haben.

Casiri, Michael, ein gelehrter Orientalist, geb. 1710 zu Tripolis in Syrien, studirte zu Rom, und trat daselbst 1734 in den geistlichen Stand. Im J. 1735 ging er mit dem päpstlichen Legaten Assemanni (s. d.), nach Syrien auf eine Synode der Maroniten, und kehrte 1738 nach Rom zurück. Hier lehrte er in seinem Kloster orientalische Sprachen, Philosophie und Theologie, und wurde dann 1748 Bibliothekar zu Madrid, wo er den 12. März 1791 starb. Sein wichtigstes Werk ist: „Bibliotheca arabico-hispana“ (2 Bde., Madrid 1760—70), welches sämmtliche arabische Manuscripte der Bibliothek des Escurial aufzählt, und schätzbare Auszüge aus arab. Geschichtswerken enthält.

Casper, Johann Ludwig, Professor der Medicin an der Berliner Universität und seit 1834 geheimer Medicinalrath und Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium, geb. zu Berlin am 11. März 1796, studirte daselbst, in Göttingen und Halle, wurde am letztern Orte, nachdem er die Inauguralschrift „De phlegmatia alba dolente“ (1819) verfaßt, Doctor der Medicin und Chirurgie, ging eine

Zeit lang nach England und Frankreich, habilitirte sich in Berlin, und wurde 1825 außerordentlicher Professor. Er erhielt zur Belohnung für seine Verdienste, die er sich in der Cholera-Zeit erwarb, 1833 den rothen Adlerorden 4. Klasse, 1835 die große preußische Goldmedaille für Wissenschaft und Kunst, und am 21. Januar 1838 den rothen Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife. Er ist Mitglied mehrerer Gelehrten-Gesellschaften. Schriften: „Charakteristik der französischen und englischen Medicin" (1822), „Ueber Verletzungen des Rückenmarkes" (1823), „Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde" (2 Bde., Berl. 1825—37), „Ueber die Hundswuth" (1829), „Die Behandlung der Cholera durch Anwendung der Kälte" (1832), „Berliner Cholerazeitung" (1831 ff.), mit Rust: „Kritisches Repertorium für die gesammte Heilkunde" (Berl. 1823—33), und an der Stelle dieses Journals: „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde" (1833 ff.). Unter dem pseudonymen Namen Till Ballistartus schrieb er auch ein romantisches Trauerspiel „Die Karfunkelweihe" (Leipz. 1817), worin er nicht ohne Geist und Witz die falsche Romantik verspottet, im Ganzen sich aber nicht über die dreinfahrende Manier eines Studenten erhebt.

Cass, Lewis, ein berühmter nordamerikanischer Staatsmann, vormals Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris, stammt aus einer der ältesten und geachtetsten Familien Neuhampshire's. Sein Vater hatte sich im Freiheitskriege, namentlich in der Schlacht bei Bunkershill, wo er eine Compagnie Freiwilliger commandirte, rühmlich ausgezeichnet. C. wurde zu Exeter im Staate Neuhampshire geboren, wo er auch den ersten Schulunterricht genoß. Später zog seine Familie nach dem Ohio, und hier studirte C. die Rechte und trat 1802 zum erstenmal als Anwalt auf. Im J. 1806 wurde er in die Legislatur des Staats gewählt. Damals wollte eben der berüchtigte Aaron Burr die Staaten jenseits der alleghanischen Gebirge von den Vereinigten Staaten trennen und Mexiko erobern; das Werk seines Verrath's scheiterte aber an dem energischen Auftreten des Staates Ohio, und namentlich verdankt man es C., der zum Mitglied des Comité's gewählt worden war, welcher den Präsidenten Jefferson den Verhaftungsantrag gegen den Aufrührer in die Hände gab, daß jener furchtbare Schlag gegen die wichtigste Stütze der Republik, die Einigkeit, nicht gelang. Weniger glücklich war C. beim Ausbruch des Kriegs von 1812. Er schloß sich damals als Oberster des 3. Regiments der Ohiofreiwilligen an die Expedition des Generals Hull an, welche für die nordamerikanischen Waffen so unglücklich ausfiel. C. stimmte gleich vom Anfang dafür, den Kampf auf das canadische Gebiet hinüber zu spielen, doch General Hull zögerte so lange, daß die Behörden der Provinz Zeit gewannen, Anstalten zur Vertheidigung zu treffen. Als man sich endlich zum Angriff entschlossen, und C., der zuerst auf dem englischen Gebiet an's Land stieg, die Engländer von der Brücke über die Canards vertrieben hatte, zog sich die Hauptmacht, statt ihm zu folgen, nach Malden zurück, und General Hull übergab diesen wichtigen Waffenplatz schmählicherweise den Engländern durch Capitulation. Von allen Seiten eingeschlossen, mußte sich C. mit seiner kleinen Schaar ergeben, kam aber bei der nächsten Auswechselung von Gefangenen in die Vereinigten Staaten zurück und erhielt als Oberst das Commando des 2. Infanterieregiments. Bald darauf wurde er Brigadegeneral, schlug sein Hauptquartier bei Detroit auf, und beschützte die Grenze der Union. In der Schlacht an der Themse, in welcher der englische General Proctor auf's Haupt geschlagen wurde, war er Aide de camp des commandirenden Generals Harrison, und hatte nicht geringen Antheil am Siege. Darauf wurde er zum Gouverneur von Michigan ernannt, das er während des Kriegs tapfer und mit Erfolg gegen den Feind vertheidigte, und im J. 1814 neu und zweckmäßig organisirte. Als Gouverneur dieses Landes mußte er im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten mehrere Verträge mit den Indianern abschließen, wobei er eben soviel Muth und Entschlossenheit als Tact bewies, und nach und nach der Republik mehr als 3 Millionen Acker Landes erwarb. Seiner Mäßigung und Klugheit gelang es, zwischen den Ansiedlern des Westens und den am Mississippi hausenden Indianern alle Reibungen und offene Feindseligkeiten zu vermeiden. So lange er an der Spitze seines Gouvernements

stand, hielt er sich völlig frei von jeder Parteipolitik, obgleich in allen seinen Maßregeln eine entschiedene demokratische Tendenz nicht zu verkennen war. Im J. 1831 ernannte ihn General Jackson zum Kriegsminister, und er behielt diesen Posten, bis Frankreich die Schwierigkeiten, die es in Bezug auf die von den Vereinigten Staaten angesprochene Entschädigungssumme von 25 Millionen Fr. erhob, beseitigt waren. Als die französische Kammer die Summe votirt hatte, wurde C. als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten nach Paris gesandt. Hier fand er zwar bei dem König der Franzosen die günstigste Aufnahme, gerieth aber mit Guizot wegen des von England behaupteten Untersuchungsrechts in eine politisch-literarische Fehde, und legte, als derselbe Gegenstand, namentlich der zwischen Lord Ashburton und Daniel Webster abgeschlossene Vertrag, eine feindselige Correspondenz auch zwischen ihm und dem Staatssecretär in Washington hervorrief, seinen Gesandtschaftsposten nieder und kehrte nach Amerika zurück. Bei seiner Ankunft in Boston wurde er von den Anführern aller Parteien auf das Ehrenvollste empfangen und von der demokratischen Partei sogleich zum Candidaten für die Präsidentschaft aufgestellt. Bekanntlich nahmen die öffentlichen Angelegenheiten Amerika's eine andere Richtung, wodurch seine Wahl vereitelt wurde. C. schlug seinen Wohnsitz zu Cincinnati auf. Im J. 1841 schrieb C. ein Buch über die französischen Zustände, das aber kein besonderes Aufsehen erregte. Wichtiger waren seine Erwiderungen in „Galignani's Messenger" auf die Ausfälle der englischen Presse, in Bezug auf das von den Vereinigten Staaten angesprochene Gebiet an der Nordostgrenze der Union und zuletzt seine Schrift über den Quintupelvertrag von 1840 und das von England angesprochene Untersuchungsrecht „Examen de la question actuellement pendante entre les gouvernements des États-Unis d'Amérique et celui de la Grande-Bretagne concernant le droit de visite."

Cassander, Georg, ein berühmter katholischer Theolog und Märtyrer seines aufrichtigen Strebens, die kirchlichen Parteien zu versöhnen und zu vereinigen, geb. 1515 auf der Insel Kadzand oder Cassand (wonach er sich nannte) bei Brügge in den Niederlanden, war Lehrer der kathol. Theologie, des Kirchenrechts und der Philologie zu Brügge, Gent und Köln und suchte durch eine Schrift 1561 die Religionsstreitigkeiten zu schlichten, wodurch er sich aber Beza und Calvin zu Feinden machte. Kaiser Ferdinand I. rief ihn nach Wien, um durch ihn Vorschläge zur Vereinigung der Protestanten und Katholiken machen zu lassen. Da dieser schon im folgenden Jahre starb, richtete C. das von ihm geforderte Gutachten an dessen Nachfolger Maximilian II. Es erschien (Köln 1565) unter dem Titel: „De articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis und wurde später von Hugo Grotius in der „Via ad pacem ecclesiasticam" (Amst. 1642) wieder herausgegeben. Außerdem schrieb er mehrere kirchenhistorische und liturgische Werke und starb 1566 zu Köln. Freiheit in Kirchengebräuchen, Bewilligung der Priesterehe und des Laienkelches, Beibehaltung des Papstthums, der Hierarchie und der Transsubstantiationslehre, Abschaffung des Reliquien- und Bilderdienstes und anderer Mißbräuche waren C.'s Vorschläge, welche natürlich bei keiner Partei Beifall fanden, und wonach er als ein gemäßigter Katholik erscheint. Seine Werke wurden (Paris 1616 Fol.) herausgegeben von Decordes.

Cassano, eine Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, ist Sitz eines Bischofs und hat 6000 E., die sich besonders mit Oelbau beschäftigen, und unter denen sich viele Arnauten und Griechen befinden. — Cassano di Adda, ein Marktflecken an der Adda in der Delegation Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs, ist durch zwei bedeutende Schlachten berühmt geworden. Am 16. Aug. 1705 besiegten hier die Oesterreicher unter dem Prinzen Eugen die Franzosen unter Vendôme, und am 27. April 1799 siegten die Oesterreicher und Russen unter Suwarow über die Franzosen unter Moreau, worauf die Letztern die Lombardei räumen mußten, und Suwarow in Mailand einrückte.

Cassas, Louis François, Landschaftsmaler und Architekt, geb. 1756 zu Azay-le-Ferron, ein Schüler Lagrenné's, kam sehr jung nach Italien, und brachte eine schätzbare

Sammlung von Ansichten nach der Natur zusammen, die er später mit denen von Sicilien, Istrien und Dalmatien vermehrte. Hierauf begleitete er den Gesandten, Grafen von Choiseul-Gouffier, nach Konstantinopel, verglich mit Chevalier die Topographie von Troas mit den Nachrichten der Alten, zeichnete die Monumente und Gegenden, und durchreiste dann Kleinasien, Syrien, Palästina und einen Theil von Aegypten. Nach seiner Rückkehr wurde er Inspector und Professor der Zeichenkunst an der Gobelinsmanufactur in Paris, Ritter mehrerer Orden, und starb 1827. Die von ihm angelegte Modellsammlung der schönsten Bauwerke verschiedener Völker kaufte Napoleon gegen ein Jahrgeld, und ließ sie in der Kunstschule zu Paris aufstellen. Aus den auf seinen Reisen gesammelten Materialien entstand die „Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Égypte" (1799 ff. Fol. 30 Liefer.), Text von de la Porte du Theil; und die „Voyage hist. et pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie, rédigé d'après l'itinéraire de Cassas par J. Lavallée" (Paris, 1802, Folio mit 69 Kpfrn.). Die Originalzeichnungen in beiden Werken, vortreffliche Oelgemälde, sind Eigenthum der königlichen Bibliothek zu Paris.

Cassation, Richtigerklärung, Aufhebung eines Vertrags, Urtheilsspruchs, Testaments u. dergl., und zwar hat nur eine höhere Behörde das Recht, C. zu verfügen, wenn z. B. bei einem Vertrage oder Urtheilssprüche Verstöße gegen die Formen oder gegen die Gesetze begangen sind. Eben so wird ein Beamter cassirt, d. h., seines Amtes entsetzt, wenn er vorsätzlich den Pflichten seines Amtes zuwider gehandelt hat. Nach einer solchen Amtsentsetzung, durch welche ein Beamter seiner Amtsehre für verlustig erklärt wird, verliert derselbe seine Ansprüche auf fernere Versorgung von Seiten des Staats. Das einfachste Cassationsverfahren ist das beste, und in dieser Hinsicht ist das in der französischen Proceßordnung das vorzüglichste.

Cassationsgericht (Cassationshof). Nachdem in Frankreich gegen die richterlichen Entscheidungen durch die frühern Supplicationen an den König, durch die königlichen Gnadenbriefe und die Entscheidungen des Conseils nur zu häufig eine Cabinetsjustiz (s. d.) entstanden war, so wurde seit 1667 bestimmt, daß das Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (Requête civile) immer bei dem Gerichtshofe selbst angebracht, die Nichtigkeitsklage (Cassation) aber bei dem Conseil privé vorgetragen werden sollte, in welchem letztern unter des Canzlers Vorsitze 4 Staatssecretäre, die Staatsräthe und sämmtliche Requetenmeister saßen. Allein auch dieser Rath blieb dem Einflusse des Hofes immer noch zu sehr ausgesetzt, weshalb nach dem Ausbruche der franz. Revolution bereits die erste Nationalversammlung dieses Conseil aufhob, und statt dessen (1790) das Cassationstribunal einführte, welches 1804 den Namen Cassationshof erhielt. Seit 1800 wählte die Mitglieder der Senat auf Vorschlag der Consuln, die Mitglieder aber selbst ihren Präsidenten. Dann aber wählte der Kaiser den Präsidenten, so wie, nach der Charte von 1814, der König die nicht wieder zu entlassenden Räthe. Es besteht aus 3 Sectionen, jede mit einem Präsidenten, welche als Section des requêtes darüber entscheidet, ob die Gesuche in Civilsachen zuläßig sind; die beiden andern sind die Section de cassation civile und die S. de cass. criminelle. Der Oberpräsident hat den eigentlichen Vorsitz, außer wenn rücksichtlich der königl. Hofgerichte die Disciplinargewalt des Cassationshofes eintritt, wo der Siegelbewahrer als Justizminister das Präsidium erhält. Nur über die Competenz der Gerichte und die Regreßklage dagegen spricht der Cassationshof, so wie über der streitenden Parteien Nichtigkeitsgesuche, sowohl in Civil- als Criminalsachen. Wird ein Erkenntniß von diesem Collegium cassirt, so verweist es die Sache an ein anderes Gericht, worauf, wenn dasselbe einen dem ersten gleichförmigen Spruch erläßt, der Cassationshof entweder um authentische Interpretation nachsucht, oder die 3 Sectionen zusammen zum zweiten Male die Cassation ausspricht. Die authentische Interpretation muß aber unbedingt eintreten, wenn ein drittes Cassationsgesuch wegen eines 3. gleichförmigen Spruchs eingereicht wird. Die Sprüche des Cassationshofes werden öffentlich bekannt gemacht, was eine gleichförmige Entwickelung der Rechtswissenschaft herbeiführt. Der große Nutzen,

den dieses jederzeit mit den ersten Männern Frankreichs besetzte Gericht gewährte, hat dasselbe bis in die neuesten Zeiten erhalten, und sein Fortbestehen selbst in den ehemals franz., jetzt preußischen, Provinzen gesichert, indem am 21. Juni 1819 für die preuß. Rheinprovinz zu Berlin ein Revisions- und Cassationshof (mit 1 Präsidenten und 16 Räthen) errichtet wurde. Auch in Rheinbayern und Rheinhessen bestehen Cassationshöfe, die aber keineswegs einen gleich wichtigen Einfluß auf die gesammte Rechtspflege haben wie das französ. Institut. In England gehen die Nichtigkeitsklagen (writs of error) und Restitutionen meist von einem der 3 Obergerichte an die beiden andern; von Common-pleas an die Kings- (jetzt Queens-) bench; von Exchequer an das Gericht der Exchequer-chamber, bestehend aus dem Großkanzler, dem Lordschatzmeister und den Richtern der Kingsbench und Common-pleas; in Schuld- und einigen andern Sachen von der Kings-bench an die Exchequer-chamber, und in letzter Instanz an das Haus der Lords als obersten Nationalgerichtshof.

Cassianus, Johannes, ein Kirchenlehrer von vorherrschend praktischer Richtung, bekannt als vorzüglicher Beförderer des Mönchthums und Gegner des strengen Augustinerlehrthums. Ort und Zeit seiner Geburt sind unbekannt, weshalb sich auch nicht entscheiden läßt, ob er ein Scythe, Grieche oder Römer war. Nur so viel ist gewiß, daß er große Reisen im Orient gemacht hat, und eine Zeitlang Schüler und Diakon des Chrysostomus gewesen ist. Als dieser letztere, in Folge feindlicher Intriguen, vom bischöflichen Stuhle entfernt wurde, sandte die ihm treu gebliebene Geistlichkeit C. und Germanus nach Rom, wo der erstere die persönliche Bekanntschaft des Pelagius machte. Um das Jahr 415 kam C. nach Massilia, wo er bis zu seinem Tode als Presbyter rastlos thätig war. Er stiftete hier 2 Klöster nach den Grundsätzen, die er in seinen Werken „De institutis coenobiorum“ und den „Collationes patrum sceticorum“, d. i. geistliche Gespräche der Mönche in der Wüste Sketis, niedergelegt hat. Sein ganzer Bildungsgang hatte in ihm einen Widerwillen gegen dogmatische Spitzfindigkeiten entwickelt. Dies und wohl auch das Interesse, das er als Mönch an der Verdienstlichkeit mönchischer Uebungen hatte, führten ihn zum Widerspruch gegen Augustin und zu jener vermittelnden Theorie, welcher die Scholastiker den Namen Semipelagianismus beilegten. Er behauptete nämlich, der Mensch sei nach Adam's Falle nicht absolut unfähig zum Guten, trage im Gegentheil von Natur die Keime der Tugend in sich, und bringe es durch sich selbst bis zu den Anfängen guter Willensregungen; doch sei freilich zu deren Entwickelung und Vollendung die Einwirkung der göttlichen Gnade nothwendig; auch werde zuweilen der Mensch, ohne daß und ehe er es wolle, von der Gnade zum Heile hingezogen. C.'s Ansichten fanden unter den gallischen Mönchen großen Anklang, und vergeblich kämpfte Augustin und sein Freund Prosper aus Aquitanien dagegen. C. starb nach Einigen 432, nach Andern 448. Seine Werke erschienen am Vollständigsten zu Arras (1628). Vgl. Wiggers „De Joanni C.“ (3 Abhdlgn., Rostock 1824—25).

Cassini, eine durch ihre Verdienste um Astronomie und Geographie berühmte Familie. — Giovanni Domenico C., geboren den 8. Juli 1625 zu Perinaldo bei Nizza, war ein Schüler der Jesuiten zu Genua, beschäftigte sich hier mit Astronomie, und zeichnete sich in dieser Wissenschaft rühmlichst aus, so daß er 1650 in seinem 25. Jahre Professor derselben zu Bologna wurde. Von hier verbreitete sich schnell sein Ruf, so daß ihn Colbert 1669 nach Paris berief, wo er den 14. Septbr. 1712 starb, nachdem er einige Jahre vor seinem Tode das Gesicht verloren hatte. Unter seinen Entdeckungen, welche seinen Namen verewigen, sind die wichtigsten: die genaue Feststellung der Mittagslinie, wodurch die astronomischen Refractionen und die Elemente der Theorie der scheinbaren Sonnenbahn sicherer angegeben werden konnten; Entdeckung der Trabanten des Jupiter, nebst Beobachtungen und Berechnungen über die Bewegung des Jupiter, des Mars und der Venus; Entdeckung vier neuer Trabanten des Saturn, da vorher nur einer (durch Huyghens entdeckt) bekannt war, die ersten genauern Beobachtungen des Zodiakallichts; Verlängerung und genauere Angabe des großen Meridians bis Roussillon, welchen Picard angefangen

und Lahire fortgesetzt hatte; genauere Angabe der Mondare. Seine sämmtlichen Werke erschienen unter dem Titel: „Opera astronomica“ (Rom 1666, Fol.). Sein erstes Werk waren die „Observationes cometae anni 1652—53“ (Modena 1653, Fol.). Sein vorzüglichstes Werk sind „Seine Ephemeriden der Jupiterstrabanten“, welches seinen Ruhm bis auf die fernsten Zeiten fortpflanzen wird. — Jacques C., des Vorigen Sohn, geboren 1677 zu Paris, war schon 1694 Mitglied der Akademie zu Paris, reiste mit seinem Vater nach Italien, besuchte dann Holland und England, wo er 1696 Mitglied der Akademie zu London wurde. Nicht allein in der Astronomie, sondern auch in der Physik zeichnete er sich aus, vervollkommnete die Brennspiegel, machte Entdeckungen über die Bahnen der Saturnustrabanten und des Saturnusrings, bestritt die Abplattung der Erdkugel nach den Polen zu in dem Werke „De la grandeur et de la figure de la terre“ (Paris 1720, 4.), leitete später 1733 die von der Akademie der Wissenschaften veranstaltete Gradmessung von Brest bis Straßburg, wodurch sich späterhin seine Ansicht von der Abplattung der Erde zu bestätigen schien. Spätere Untersuchungen und vollkommnere Instrumente haben indessen das Gegentheil bewiesen. Er starb 1756 zu Thury. Außer dem genannten Werke hinterließ er: „Elémens d'astronomie“ (Paris 1740, 4.), „Tables astronomiques“ (ebend. 1740, 4.) u. a. — Cassini de Thury, Cesar François, Sohn des Vorigen, geb. 1714 zu Paris, zeichnete sich schon früh als Astronom aus, weswegen er im 22. Jahre Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Später war er Director des Observatoriums, und lieferte treffliche Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften. Sein vorzüglichstes Werk ist die große topographische Karte von Frankreich. Er starb 1784 an den Blattern, und hinterließ mehrere Werke und Zusätze zu den Tables astronomiques seines Vaters. — Jaques Dominique, Graf von C., des Vorigen Sohn, geb. 1740 zu Paris, war Director des Observatoriums und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, half bei der Eintheilung Frankreichs in Departements, und beendigte das große topographische Werk seines Vaters, welches unter dem Titel „Carte de la France“ (Carte de l'Académie oder Carte de Cassini) in 180 Blättern erschien. Später kamen noch zwei Blätter unter dem Titel: Carte d'assemblage und des triangles hinzu. Diese Karte ist das Muster aller großen Unternehmungen dieser Gattungen in der neuern Zeit geworden, und der Atlas national, von Dumey u. A. herausgegeben, verkleinerte sie um $^1/_3$. 1793 verlor C. die Kupferplatten dieser Karte, welche $^1/_2$ Mill. Franken gekostet hatten, durch die Revolution, und wurde verhaftet, bald aber wieder in Freiheit gesetzt. Er starb am 17. Oct. 1845 zu Thury-sous-Clermont. — Alexander Henri Gabriel, Vicomte de C., des Vorigen Sohn, geb. 1781 zu Paris, studirte Anfangs ebenfalls Astronomie, vertauschte dieses Studium aber bald mit dem der Rechtswissenschaft, während er sich in seinen Mußestunden mit Botanik beschäftigte. Eine Frucht dieser Studien waren seine „Opuscules phytologiques“, die er 1826 herausgab. Im J. 1827 ward er Mitglied der Akademie, 1829 Rath am Cassationshofe, 1831 in die Pairskammer berufen, und starb am 14. Apr. 1832.

Cassiodorus oder Cassiodorius, ein gewandter Staatsmann unter der Herrschaft der Gothen, Geschichtschreiber derselben und Beförderer der Wissenschaften in einem barbarischen Zeitalter, wurde zu Squillace in Calabrien zwischen 460 und 65 n. Chr. geboren, begleitete unter Odoacer und nach dessen Tode unter dem Ostgothenkönig Theodorich und dessen Nachfolgern mehrere wichtige Staatsämter, zog sich aber 539 nach dem von ihm erbauten Kloster Vivarese (Vivarium) in Calabrien zurück. Hier beschäftigte er sich mit theologischen Studien, hielt die Mönche zum Abschreiben alter Handschriften an, war auch selbst für Erhaltung und Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse vielfach thätig, und starb weit über 100 Jahr alt im Jahre 577. Er hat eine große Menge von Schriften hinterlassen. Seine kleinen dramatischen und rhetorischen Schriften dienten im Mittelalter vielfach als Schulschriften; sie sind uns nicht vollständig erhalten, scheinen aber nur Compilationen aus ältern Werken zu sein. Auch sein großes Geschichtswerk „Historia Gothorum“ ist verloren gegangen; doch besitzen wir einen schätzbaren Auszug von Jor-

nandes. Am Wichtigsten sind noch für unsere Zeit die „Variarum libri XII", ein Werk, welches die von ihm als Secretär des Theodorich und dessen Nachfolgern abgefaßten Schreiben und Verordnungen, so wie seine eigenen Briefe enthält, und für die genauere Kenntniß seiner Zeit noch nicht gehörig benutzt worden ist.

Cassius, Name eines alten römischen Geschlechts, das ursprünglich patricisch war, später plebejisch wurde. Von den zu ihm gehörigen Patriciern ist nur Spurius Cassius Viscellinus bekannt, Urheber des ersten Ackergesetzes im ersten Jahrh. der Republik, und Märtyrer desselben. Er bekleidete 3 Mal das Consulat, und war thätig in den Kriegen der Römer gegen die letzten Tarquinier. Als er auf gleiche Vertheilung der eroberten Ländereien drang, machte er sich bei den Patriciern und Tribunen, welche diesen populären Vorschlag keinem Patricier gönnten, verhaßt, weswegen er des Hochverraths angeklagt, und vom tarpejischen Felsen gestürzt ward. Nach andern Nachrichten soll ihn sein eigner Vater angeklagt und getödtet haben.

Cassius Longinus, Cajus, Freund des Brutus (s. d.), und das thätigste Mitglied der Verschwörung gegen Cäsar's Leben. Sein Vater und die frühern Schicksale seines Lebens sind unbekannt, doch gehörte er zu den Plebejern, und zeichnete sich als Quästor des Crassus (s. d.) im J. 53 v. Ch. durch seine Klugheit und Kriegskunst aus. Er rettete den kleinen Ueberrest des von den Parthern geschlagenen römischen Heeres, und behauptete, nach des Crassus' Tode, Syrien gegen die Parther, bis der Proconsul M. Bibulus 51 v. Chr. ankam. In dem Kriege zwischen Pompejus und Cäsar war er Anfangs auf der Seite des Erstern, und leistete ihm wichtige Dienste als Befehlshaber zur See, nämentlich 48 v. Chr. vor Messina; nach der Schlacht bei Pharsalus trat er aber zu Cäsar's Partei über, und wurde dessen Legat; stellte sich jedoch an die Spitze der Verschwörung gegen Cäsar's Leben, als dieser sich zum Herrn des römischen Reichs zu machen im Begriffe stand, und er sich sichtbar von dem mißtrauisch gewordenen Dictator vernachlässigt sah. Er war einer von Cäsar's Mördern 44 v. Ch. Darauf ging er mit Brutus nach Asien, schlug 43 den Dolabella, der ihn vertreiben wollte, und eroberte und plünderte Rhodus, während Brutus Syrien unterwarf. Darauf vereinigten sich Beide wieder mit einander, zogen nach Macedonien, und trafen bei Philippi mit ihren Gegnern Antonius und Octavian zusammen, 42 v. Ch. In der folgenden Schlacht ward C. von Antonius geschlagen, und da er auch Brutus für überwunden hielt, stürzte er sich in sein Schwert. — Sein Bruder, Lucius Cassius Longinus, war im Bürgerkriege Cäsar's Legat, nahm an dessen Ermordung keinen Theil, floh aber nach erfolgter Aussöhnung zwischen Antonius und Octavian nach der Schlacht bei Mutina, weil jetzt auch die Verwandten der Mörder verfolgt wurden, nach Asien. Nach der Schlacht bei Philippi, wo sein eigner gleichnamiger Sohn, ein Anhänger des Cassius und Brutus, gefallen war, söhnte er sich mit Antonius wieder aus. — Quintus Cassius Longinus, wahrscheinlich ein Vetter der Vorigen, war besonders in Spanien thätig, wo er sich durch seine Erpressungen allgemein verhaßt machte. Nachdem er 49 v. Ch., als Volkstribun, für Cäsar wirksam gewesen war, wurde er abermals als Proprätor nach Spanien geschickt, und setzte seine frühern Schändlichkeiten fort. Mehrere Verschwörungen gegen sein Leben schlugen fehl, selbst ein Theil seines Heeres empörte sich gegen ihn, demungeachtet wußte er ungefährdet von den Menschen mit seinen erpreßten Schätzen auf ein Schiff zu kommen. Doch die Elemente widersetzten sich seiner Abfahrt; er ertrank in der Mündung des Iberus, 47 v. Ch. — T. Cassius Severus lebte unter und nach August, und erwarb sich als Satyriker, besonders aber als Redner einen großen Ruf. Durch blumenreichen Vortrag gab er aber der Beredsamkeit eine falsche Richtung, und man fürchtete und haßte ihn wegen seiner Satyren, weswegen er auch nach Kreta, und da auch hier seine Schmähsucht nicht still war, nach dem nackten Felsen Seriphos verwiesen wurde, wo er im 25. Jahre seiner Verbannung entblößt von Allem starb.

Castagnetten, ein Instrument, welches aus zwei kleinen hölzernen, durch ein Band verbundenen Becken besteht, und wodurch ein Klappern hervorgebracht wird. Die

Spanier begleiten damit die Musik, während sie tanzen. Die C. stammen wahrscheinlich aus dem Orient, und wurden durch die Mauren nach Spanien gebracht, wo sie ihren Namen, vielleicht ihrer Aehnlichkeit mit Kastanien wegen, erhielten. Auch die Alten kannten in dem Krotalon etwas Aehnliches.

Castagno, Andrea del, geb. 1406, Sohn eines Bauern, war ein Schüler des Malers Masaccio, wußte dem Dominico Veneziano, der die Kunst in Oel zu malen nach Florenz brachte, dies Geheimniß zu entlocken, und ermordete ihn, sobald ihm dies gelungen war. Diesen Mord wußte er so sicher zu vollführen, daß er straflos ausging, während das Gericht viele Unschuldige in Untersuchung zog. Erst auf dem Todbette gestand er ihn ein. Er starb um 1477. Seine Compositionen sind sehr phantasiereich, streng und im Einzelnen oft ins Düstere fallend. C.'s beste Gemälde sind untergegangen. Von dem Gemälde, das die Hinrichtung der gegen die Mediceer verschworenen Pazzi und Salviati darstellt, erhielt er den Beinamen dagli Impiccati. Das Berliner Museum besitzt Mehreres von ihm.

Castaños, Francisco Xaver de, Herzog von Baylen, geboren 1753 zu Biscaya, stammte aus einer vornehmen Familie, begleitete seinen Schwager Orelly, unter welchem er Dienste genommen hatte, nach Preußen, studirte hier die Kriegswissenschaften, und zeichnete sich nach seiner Rückkehr in sein Vaterland so vortheilhaft aus, daß er bald nach einander Oberst, Generalmajor und 1798 Generallieutenant wurde. Als er sich aber mit mehrern Offizieren als erklärter Feind des Friedensfürsten Godoy bewies, wurde er aus Madrid verbannt. Als die Franzosen 1808 in Spanien eindrangen, erhielt C. den Oberbefehl über eine Heeresabtheilung in Andalusien, machte hier am 20. Juli 1808 die Generale Dupont und Vedal mit ihren Heeresabtheilungen zu Kriegsgefangenen, und schloß mit denselben die wichtige Capitulation von Baylen. Kurz darauf im Novbr. 1808 verlor er indessen die Schlacht bei Tudela. Später (1811) zum Obergeneral der vierten spanischen Armee ernannt, unterstützte er Wellington, half durch große Tapferkeit die Schlacht bei Vittoria erringen, wurde aber ungeachtet seiner großen Verdienste seiner Stelle entsetzt und zum Staatsrathe ernannt. Erst Ferdinand's Rückkehr gab ihm seinen vorigen Wirkungskreis wieder. Er wurde Generalcapitän von Catalonien, befehligte 1815 das zum Einrücken in Frankreich bestimmte Heer, legte aber 1816 seine Stelle nieder, weil er sich durch den Verdacht des Hofes, als hege er constitutionelle Gesinnungen, gekränkt fühlte. Im J. 1824 erhielt er seine Stelle als Generalcapitän wieder, und wurde 1825 in den Staatsrath berufen, wo er das System der Mäßigung gegen die Karlisten unterstützte. Später ward er Präsident des Raths von Castilien, widersetzte sich 1833 als solcher den Successionsbestimmungen des Ministers Zea Bermudez, und lebte seitdem vom Hofe entfernt, bis er 1843 nach Espartero's Sturz für kurze Zeit an Arguelles' Stelle zum Vormund der jungen Königin ernannt wurde.

Castel, entstanden aus dem Lateinischen castellum, d. h. verschanztes Lager oder befestigter Platz, ist mit vielen Ortsnamen in Frankreich, Spanien und Italien zusammengesetzt, z. B. Castelamare, in der sicilischen Intendanz Trapani am gleichnamigen Busen mit wichtigen Getreide-, Wein- und Sardellenhandel. — Castel-buono, in der sicilianischen Intendanz Palermo, mit 7000 E., welche einen bedeutenden Mannahandel treiben. — Castello-Branco, eine feste, durch eine starke Citadelle geschützte Stadt in der portugiesischen Provinz Oberbeira, Sitz eines Bischofs, und 6000 E. — Castelfranco in der Delegation Treviso im lombardisch-venetianischen Königreich, am Musone mit einem prächtigen Schlosse Soranzo. Die 4000 E. treiben Handel mit Seide und wollenen Zeugen. Am 23. Novbr. 1805 besiegten die Franzosen, welche unter St.-Cyr Venedig belagerten, die zum Entsatz herbeieilenden Oesterreicher unter dem Prinzen Rohan. — Castel-Gandolfo, ein am Albaner-See gelegenes Städtchen in der Nähe von Rom, mit einem schönen Lustschloß, welches dem Papst zum Sommeraufenthalt dient, und von dem aus man eine reizende Fernsicht über das Mittelmeer, den Tiberstrom, die Campagna und die Stadt Rom genießt. In der Nähe liegt die Villa Barberini, in deren

Garten man die Ueberreste einer Villa des Domitian findet. — **Castello-de-la-Plana**, eine Handels- und Seestadt in der spanischen Provinz Valencia mit 11,000 E., welche Hanf- und Leinweberei, und einen sehr bedeutenden Hanfhandel treiben. — **Castel-Sarazin**, im französischen Departement des Tarn und der Garonne, in einer fruchtbaren Gegend, am Zusammenfluß des Sanguine in die Garonne, mit 7200 E., welche sich mit Verfertigung von Leinwand, Leder, Hüten und wollenem Zeuge beschäftigen. — **Castel**, am rechten Rheinufer gelegen, eine Vorstadt von Mainz, mit dem sie durch eine auf 49 Pontons ruhende und 1650 F. lange Schiffbrücke verbunden ist, hat 3000 E., und war schon unter den Römern befestigt, wie die noch zahlreich vorhandenen Ueberreste diese Befestigung beweisen. Jetzt ist sie mit Mainz stark befestigt; die Anhöhen auf beiden Seiten werden durch 3 Außenwerke, so wie durch das hart am Rhein liegende Fort Montebello im Norden, und das Fort Mars im Süden vertheidigt.

Castelcicala, Don Fabricio Ruffo, Fürst von, stammte aus einer alten neapolitanischen Familie, trat in die diplomatische Laufbahn ein, und wurde Gesandter seines Hofes in London. Er schlug es aus, 1792 als neapolitanischer Gesandter nach Paris zu gehen, fiel deswegen in Ungnade, erhielt aber bald die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch ohne einen ministeriellen Charakter. Er nahm Theil an der Staatsjunta, welche 1796 der bekannte Minister Acton schuf, und wurde, als dieser das Ministerium niederlegte, dessen Nachfolger. Nach der Schlacht bei Abukir bewog er seinen Monarchen zur Kriegserklärung wider Frankreich, und begleitete ihn 1799 nach Sicilien. 1800 wurde er mit einer geheimen Mission nach England gesandt, und erhielt 1814 den Gesandtschaftsposten in Paris. Er weigerte sich, 1820 als Gesandter nach Madrid zu gehen, und blieb, trotz seiner Zurückberufung, in Paris, wo er am Ende auch seinen Posten bis 1832 behielt, wo er an der Cholera starb. Hier unterzeichnete er auch am 26. Sept. 1816 den Vertrag zwischen England und dem Königreiche beider Sicilien, wodurch gegen 10 Procent Abgaben die engl. Producte in die sicilianischen Häfen eingeführt werden konnten.

Castell, Edmund, geb. 1606 zu Halley in Cambridgeshire, starb als Kanonikus zu Canterbury; er war ein großer Kenner der orientalischen Sprachen, und hatte den größten Antheil an der Polyglottenbibel. Außerdem erschien von ihm das berühmte „Lexikon heptaglotton" (2 Bde., Lond. 1669, Fol.), an welchem er 17 Jahre ununterbrochen gearbeitet hatte; „Sol Angliae oriens auspiciis Caroli II." (Lond. 1666), worin 7 zugleich hebräisch, chaldäisch, syrisch, samarit., äthiop., arab., persisch, griech. und lat. verfaßte Oden enthalten sind. Er starb 1685, und hinterließ alle seine oriental. Manuscripte der Bibliothek zu Canterbury.

Castell ist der Name einer gräflichen Familie, die aus Franken stammt und früher in 2 Linien blühte. Die zu Rüdenhausen erlosch 1803, die noch bestehende zu Remlingen spaltete sich 1803 abermals in 2 Aeste, den Friedrich-Karl'schen zu Castel, und den Christian-Friedrich'schen zu Rüdenhausen. Die Grafen stehen unter bayern'scher Hoheit und haben seit dem 26. Mai 1818 die erbliche Reichsrathswürde. Die Häupter der beiden Linien regieren gemeinschaftlich, und haben das Erstgeburtsrecht eingeführt. Ihre Besitzungen umfassen 6 QM. mit 10,000 E. und 60,000 Fl. Einkünfte. Die Friedrich-Karl'sche Speciallinie besitzt außer ihrem Antheil an der Grafschaft Castell noch viele Güter in der Niederlausitz, und residirt zu Castell. Standesherr ist Friedrich Ludwig, geboren 1791. Die Christian-Friedrich'sche Speciallinie residirt zu Rüdenhausen, Standesherr ist Christian Friedrich, geb. 1772.

Castellan war der Name eines Würdenträgers von Polen. Anfangs besaßen die Castellane die Aufsicht über die Burgen, sowohl in Bezug auf das Kriegswesen, wie der Gerichtsbarkeit. Später behielten sie nur noch das richterliche Amt, verloren aber mit der Zeit auch dieses, und führten seitdem bei der allgemeinen Bewaffnung den Befehl über die Mannschaften ihrer Kreise. Seit dem 16. Jahrh. bildeten die Castellane mit den Woiwoden und Bischöfen den Senat oder die legislative Kammer, und theilten sich in 35 höhere und 49 niedere. Im J. 1775 wurde dieser Unterschied aufgehoben. Sie standen

im Range unter den Woiwoden, deren Vertreter sie auch zuweilen waren; nur der Castellan von Krakau ging in dieser Würde allen Woiwoden voran, und war der erste weltliche Senator. Zur Zeit des Herzogthums Warschau bestand der neue polnische Senat aus 9 Castellanen und eben so viel Woiwoden und Bischöfen. Die Verfassung von 1815 bestimmte, daß im Senat des Königreichs neben den Woiwoden und Bischöfen eine nicht begrenzte Anzahl Castellane Sitz und Stimme haben sollte.

Castelli, Benedetto, einer der berühmtesten Schüler Galilei's, geb. 1577 zu Brescia, war Anfangs Mönch, dann Abt eines Benedictinerklosters von der Congregation des Monte-Casino, und lehrte später, erst an der Universität zu Pisa, dann am Collegio della sapienza zu Rom, die Mathematik mit ausgezeichnetem Erfolg; Bonavent. Cavaleri und Evang. Toricelli waren seine Schüler. Er ist besonders berühmt als Hydrauliker, und zeigte seine praktische Geschicklichkeit bei seinen Wasserbauten am Trasimenischen See und am See von Bacca. Vorzügliche Dienste leistete er in dieser Beziehung auch dem Papste Urban VIII., als dieser eine Flußregulirung in Italien beabsichtigte. Er ist der eigentliche Begründer desjenigen Theils der Hydraulik, welche die Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen ꝛc. bestimmte, obgleich der von ihm 1640 aufgestellte Satz, daß die Geschwindigkeit des ausfließenden Wassers im Verhältniß zur Druckhöhe stehe, nicht richtig ist, und bald darauf von Torricelli widerlegt wurde. Bei seinen Versuchen zur Abmessung der Zeit bediente er sich schon des Pendels. Er starb 1644 zu Rom. Sein Hauptwerk „Della misura dell' acque correnti" (Rom 1628) wurde 1664 ins Französische übersetzt.

Castelli, Ignaz Vincenz Franz, ein deutscher Dichter voll Frohsinn und Naivetät, der in der rechten Mitte zwischen platter Popularität und idealer Sublimität den Wünschen und Ansprüchen der Menge eben so genügt, als er den höher Gestellten und Gebildeten durch leichten Humor, harmlose Schwänke, Einfälle, Anekdoten, Epigramme, Mährchen, heitere Reflexionen zu unterhalten versteht. Er ist in Wien am 6. März 1781 geboren, und studirte unter mancherlei Entbehrungen und unter dem Geräusch der Waffen, die er selbst 1797 als Freiwilliger auf kurze Zeit trug, um einen Feldzug gegen Frankreich mitzumachen, die Rechtswissenschaft. Lange fruchtlos blieben seine Bemühungen um eine Anstellung und um die Erlaubniß zur Advocatur, bis er 1801 ein Unterkommen in der niederösterreichischen landschaftlichen Buchhaltung, deren Secretariat er jetzt bekleidet, fand. Darauf ward er 1805 Lieferungscommissär, und 1815 folgte er als Secretär dem nachmals in den Grafenstand erhobenen Joach. Ed. von Münch-Bellinghausen nach Frankreich. In der Folge sind ihm mehrere kleine Aemter übertragen worden; unter andern ist er Agent des niederösterreichischen Herrenstandes, ständischer Häuserrevident und Beisitzer der kaiserlich königlichen Hauszinscommission, so wie Ausschußmitglied der wechselseitigen Brandversicherungsanstalt und des Vereines für Versorgung erwachsener Blinden. In allen diesen höchst prosaischen und langweiligen Aemtern, die ihn mit den Gemeinheiten des Tages in unvermeidlichen Rapport setzten, erhielt C. seinen Geist in der naiven und leicht spielenden poetischen Humoristenstimmung, die wir an dem Wiener überhaupt als eigenthümliches Geschenk der Natur achten. Das Bedürfniß, seinen Empfindungen in Versen Sprache zu verleihen, erwachte sehr früh in ihm; schon im 12. Jahre versuchte er sich in Reimen und kleinen lyrischen Stücken, dann wandte er sich zur dramatischen Dichtkunst, hatte aber auch hier Anfangs so wenig Glück, als in seinen Bemühungen um eine Amtsanstellung, überall wurden seine Erstlinge zurückgewiesen. Einen Wendepunct in seiner dramatischen Laufbahn bezeichnet sein Lustspiel „Todt und lebendig", das mit Beifall auf dem Theater an der Wien 1803 gegeben wurde. Mehr Aufsehen erregten seine „Patriotischen Kriegslieder für die österreichische Armee", die bei dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich der französischen Polizei so gefährlich schienen, daß sie durch ein Decret befahl, der Dichter Castelli solle, wo er gefunden würde, vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne Umstände verurtheilt werden. So als Märtyrer einheimischer Freiheit und Vaterlandsliebe von dem Feinde geächtet, stieg er in der Achtung des Volks, und die Regierung nahm sich seiner mit mehr Sorgfalt an. Sie sandte ihn, als

die Franzosen Wien bedrohten, mit mehrern Kostbarkeiten nach Ungarn, von wo er erst nach dem Frieden von Wien zurückkehrte. Seine nur auf kurze Zeit unterbrochene Schriftstellerthätigkeit setzte er in Wien mit gutem Erfolge fort, und wurde 1811, nachdem seine „Schweizerfamilie" den Beifall des Publikums erhalten hatte, von dem Fürsten Lobkowitz zum Hoftheaterdichter der Kärnthnerthor=Bühne mit 1500 Gulden Gehalt ernannt. Von dem Rivalen, den C. um diese Zeit an dem zum kaiserlichen Hoftheaterdichter ernannten Theodor Körner erhielt, und an dessen jugendlichem Feuer, an der muthigen überwogenden Kraft die leichte Schaumwelle des Wiener Humors zu brechen drohte, befreite ihn das Schicksal, und so konnte er seine proteusartige Wiener=Natur ungehemmt entwickeln, und sich für eine kurze Zeit zum Repräsentanten des Praterhumors gleichsam emporschreiben. In eigenen und fremden belletristischen Zeitschriften, in eigenen und Anderer Taschenbüchern und Almanachen bot er alljährlich der Lesewelt ganze Sträußer seiner poetischen Muse, und daneben ließ er eigne, zum Theil dicke Bände mit Gedichten, Anekdoten, Erzählungen, Lustspielen, Schaustücken und Operntexten erscheinen. Wir führen nur das Wichtigste kurz an: „Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten" (1.—12. Lief., Wien 1825—32), „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" (Wien 1828), „Poetische Kleinigkeiten" (5 Bde., Wien 1816—25), „Lebensklugheit in Haselnüssen" (1825), „Wiener Lebensbilder" (1828), „Dramatisches Sträußchen" (1826—39 in 23 Bden.), „Huldigung der Frauen", ein Taschenbuch, seit 1822, „Gedichte" (6 Bde., Berlin 1835); seine sämmtlichen Werke erschienen in 15 Bändchen (Wien 1844—45). Als Theaterschriftsteller hat er über 170 Stücke, theils Nachahmungen, theils Bearbeitungen französischer Vorbilder, geliefert. Seine ausgebreitete lucrative literarische Thätigkeit in Verbindung mit seinen Aemtern machte ihn zum wohlhabenden Bürger, der unverheirathet einen Theil seines Ueberflusses seinen Launen zum Opfer bringen kann. Wie es heißt, besitzt er ansehnliche Sammlungen Portraits, Handschriften, Dosen und andere Curiositäten, die er seinen Gästen und Freunden auf seiner Besitzung Hütteldorf bei Wien und in seiner Stadtwohnung mit der heitersten Laune zu zeigen pflegt. Von theatralischen Manuscripten soll er gegen 12,000 gesammelt haben. Fragen wir nun nach dem Werthe seiner poetischen Erzeugnisse, so liegt darin die ganze Charakteristik derselben, daß er ein Allerweltsdichter ist, der dem Geschmacke des Tages huldigt. Seine eigenthümlichen Geistesgaben, seine Behaglichkeit, seine Gewandtheit, sein allerliebster comfortabler Witz, seine Allerweltsmoralphilosophie, seine Naivetät und Nettigkeit berühren nur die Oberfläche des Lebens, die Blicke seines Geistes schlagen nicht ein, seine Ideen sind klar und verständlich, aber es sind herausgeputzte, an allen Gliedern zappelnde kleine Marionettenpuppen; „seine Begeisterung trägt stets das Kleid eines artigen Sträußermädchens, höchstens eines arkadischen Hirtenmädchens, aber nie das Gewand Siona's oder der delphischen Pythia. Nirgends fühlt man sich aus dem behaglichen Element des sublunarischen Treibens und Schaffens in die Aetherräume des Ideals oder des Heiligen gehoben. Als Theaterdichter ist er Sclave des Tagesgeschmacks, in dem Beifall der Menge findet er den Maßstab für die eigentliche Kunst, und in dieser Richtung hat er als Nachahmer oder Nachbildner der schlechten französischen Literatur beigetragen, den deutschen Geschmack zu verwahrlosen.

Castelnaudary, eine Handelsstadt im französischen Departement der Aude, in einer fruchtbaren Ebene am Canal du Midi, hat ein Handelsgericht, eine Börse, ein Collége, und ungefähr 10,000 E., welche Wollen und Seidenwaaren fertigen, viel Obstbau und Handel mit Getreide, Obst, Wein und andern Landesproducten treiben. Am 1. Sept. 1632 kam es hier zwischen den königlichen Truppen und der Partei des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwig's XIII., zur Schlacht die besonders durch die unbegreifliche Unthätigkeit des Herzogs von Orleans zu Gunsten der ersteren sich entschied. Der tapfere Herzog von Montmorency wurde dabei schwer verwundet, gefangen, und trotz der Bitten seiner Familie und Freunde auf Befehl des Königs am 30. Octbr. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse hingerichtet.

Casti, Giambattista, ein italienischer Dichter, geb. 1721 zu Prato im Toscana-

schen, wurde auf dem Seminar zu Montefiascone gebildet, und später Professor an demselben, wie auch Kanonikus an der dasigen Kathedralkirche. Er war ein sehr großer Freund vom Reisen, begab sich deshalb nach Paris, und ging dann auf Veranlassung des Fürsten Rosenberg nach Wien. Hier ward er mit Kaiser Joseph II. bekannt, der ihn seiner geistreichen Unterhaltung wegen sehr lieb gewann. Um sich immer mehr auszubilden und die Welt kennen zu lernen, bat er um eine Anstellung bei den kaiserlichen Gesandtschaften, kam so nach Petersburg, Berlin und Madrid, und wurde nach seiner Rückkehr, 1782, auf die Fürsprache des genannten Fürsten, zum Poeta Cesario ernannt, nachdem sein Vorgänger Metastasio gestorben war. Nach dem Tode des ihm günstigen Monarchen nahm er seinen Abschied, ging nach Florenz, 1783 nach Paris, und schrieb hier den größten Theil seiner Verse. Er starb am 6. Februar 1803, als er von einem Gastmahle spät nach Hause zurückkehrte, und wurde von einer großen Anzahl italienischer und französischer Gelehrten zu seiner Ruhestätte begleitet. Seine Schriften haben ihm einen geachteten Namen als Dichter erworben. Seinen Ruhm verdankt er vorzüglich dem satirisch-didaktischen Gedicht „Gli animali parlanti“ (5 Bde., Mail. 1802; deutsch, 3 Bde., Brem. 1817; auch franz. in Prosa von Paganel, 4 Bde., Litt. 1818, in Versen von Mareschal, 2 Bde., Par. 1819), das er in den Jahren 1792—99 schrieb, den „Novelle galanti in ottave rime“ (Par. 1793; neue Aufl. 3 Bde., Par. 1804), die meist zügellos, aber anziehend durch die Lebhaftigkeit und Eigenthümlichkeit des Styls sind. Seine komischen Opern „La grotta di Trofonio“ und „Il re Teodoro in Venezia“, beide von Paesiello, die erstere auch von Salieri componirt, sind sehr lustig und originell; anziehend seine „Rime Anacreontiche;“ am Gelungensten aber in Bezug auf Reinheit und Sorgfalt im Versbau sind „Li Giulj tre“, 200 Sonette auf einen zudringlichen Gläubiger, der nicht nachließ um 3 Giulj (oder Paoli, ungefähr 10 Groschen) zu mahnen.

Castiglione, Duc de, s. Augereau.

Castiglione delle Stiviere, Flecken im Mantuanischen, im lombard. venetian. Königreiche, mit 5300 Einw. und einem Schlosse, war sonst ein kleines Fürstenthum, dem Hause Gonzaga gehörig, von welchem es Oesterreich 1773 kaufte. Hier schlug Napoleon am 5. Aug. 1796 den General Wurmser, der sich über den Mincio zurückzog. Augereau eroberte später C., und erhielt davon den Titel Herzog von C. — Auch in Sicilien, Neapel und Toscana führen mehrere Ortschaften den Namen Castiglione. Der Ort C. in Calabrien, mit 1000 E., wurde 1835 am 12. Oct. durch ein Erdbeben zerstört, wobei gegen 100 Menschen umkamen.

Castiglione, Benedetto, geb. 1616 zu Genua, war ein Schüler von Paggi, Ferrari und Anton van Dyk, studirte in Rom, Florenz, Parma und Venedig, und bildete sich hier nach den größten Meistern. Bis 1670, wo er starb, lebte er bei dem Herzoge von Mantua, malte in höchster Vollendung besonders Märkte, Thiere und Schäferstücke, aber auch außerdem Landschaften, Bildnisse und historische Gegenstände, und seine Gemälde zeichnen sich durch Zartheit, Zierlichkeit und Schönheit in hohem Grade aus. Von seinen größern Stücken sind am Bekanntesten die Schöpfung der Thiere, ihr Einzug in die Arche Noah's und Jacob's Rückkehr mit einer großen Menge Diener und Vieh, sämmtlich im Palast Brignole. Auch als Kupferstecher hat sich C. einen großen Namen erworben; man hat ihn den zweiten Rembrandt genannt, wegen der geschickten Behandlung des Helldunkels.

Castiglione, Baldasarre, Graf, geb. 1478 zu Casatico, einem Landgute seiner Familie im Mantua'schen, war einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner des 16. Jahrh. Er erhielt seine erste Bildung von seinen Lehrern Georgio Merula und Demetrius Chalkondylas, begleitete 1499 den Markgrafen von Mantua, Francesco Gonzaga, nach Mailand, nahm dann Dienste bei dem Herzoge von Urbino, Guidobaldo di Montefeltro, und hielt sich längere Zeit an dessen prächtigem Hofe auf, als dessen Zierde er seiner Kenntnisse, Talente und liebenswürdigen Sitten wegen galt. Als er 1506 als Gesandter des Herzogs nach England geschickt worden war, ward er sehr hochachtungsvoll von Hein-

rich VIII. aufgenommen, und blieb, als 1508 der Herzog gestorben, bei dessen Nachfolger Francesco Maria della Rovere in Diensten, den er auf seinen Feldzügen gegen Frankreich begleitete, und der ihn zum Grafen erhob, und ihn mit dem Schlosse Nuvillara bei Pesaro belehnte. Im J. 1516 vermählte er sich mit einer Tochter des Grafen Guido Torello, mit der er sehr glücklich lebte, die er aber sehr bald durch den Tod verlor. Der Gram über den frühen Tod seiner Gattin führte ihn wieder in das Geräusch des öffentlichen Lebens zurück. In Rom, wohin er als Abgesandter des Herzogs an Papst Leo X. gesandt wurde, trat er mit den berühmtesten Literatoren und Künstlern in freundschaftliche Verbindung. Bei einem zweiten Aufenthalte daselbst errang er Clemens' VII. Gunst in solchem Grade, daß ihn dieser in sehr wichtigen Angelegenheiten an den Kaiser Karl V. nach Spanien sandte. Doch vermochte er den Frieden zwischen Rom und dem Kaiser nicht zu Stande zu bringen. Er fiel deshalb beim Papst in Ungnade, und obgleich ihn Karl V. mit Gunstbezeugungen überhäufte, ihn als Spanier naturalisirte und zum Bischof von Avila ernannte, vermochte ihn doch dies über jene Ungnade nicht zu trösten. Er starb am 8. Febr. 1729 zu Toledo. Seine Gebeine wurden nach Mantua gebracht, wo ihm von seinem Freunde Giulio Romano ein Monument errichtet wurde. Von seinen Schriften ist besonders sein „Cortegiano" (Ven. 1528) berühmt, ein Buch, in welchem er das Ideal eines vollkommenen Hofmannes entwirft. Es war lange Zeit eine Lieblingslectüre der höhern Stände auch außerhalb Italien; doch wurde es wegen einiger freien Aeußerungen von dem tridentinischen Concil mit dem Anathema belegt, weshalb die folgenden Ausgaben von A. Cicarelli (Vened. 1593, und Padua 1753) arg verstümmelt sind. Außerdem sind auch C.'s Briefe zu erwähnen, welche 1769 (2 Bde. 4.) bei Comino zu Padua erschienen. Sie enthalten u. a. die Geschichte der Päpste Julius II., Leo X. und Clemens VII. und manches andere Interessante. Seine latein. Gedichte sollen ganz vortrefflich sein; namentlich werden sie von Jul. Cäsar Scaliger gelobt.

Castiglione, Carlo Ottaviano, Graf, stammte aus einer edlen mailändischen Familie, widmete sein Leben dem Studium der Wissenschaften und besonders der Literatur, den Sprachen und der Geschichte. Schon seine ersten Schriften erregten durch ihre Gründlichkeit die Aufmerksamkeit der Kenner, welche sich noch steigerte bei dem Erscheinen des Werkes: „Monete cufiche dell' J. R. Museo di Milano" (Mailand 1819, 4.), worin er die kufischen Münzen im Cabinette der Brera zu Mailand beschreibt. Mit dem gelehrten Angelo Mai gab er die auf der ambrosianischen Bibliothek entdeckten Fragmente des Ulphilas heraus, unter dem Titel; „Ulphila partium ineditarum in Ambrosianis Palimpsestis ab Ang. Majo repertarum conjunctis curis ejusdem Maji et Car. Octav. Castilionaei editum" (Mailand 1819, 4.). Sein wichtigstes Werk ist „Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barberie, appelée Afrikiah par les Arabes, suivi des recherches sur les Berbères atlantiques" (Mail. 1826), worin man genaue Untersuchungen über den Ursprung und die Geschichte der in der Berberei liegenden Städte findet, deren Namen sich auf arabischen Münzen finden.

Castilho, Antonio Feliciano de, einer der berühmtesten portugiesischen Dichter, geb. am 26. Novbr. 1800 in Lissabon, hatte das Unglück, in seinem 6. Jahre durch die Masern das eine Auge ganz zu verlieren, während das andere so geschwächt wurde, daß es ihm erst nach einigen Jahren gelang, mit demselben die Farben und nahen Gegenstände von gewisser Größe zu erkennen; gleichwohl lernte er weder schreiben noch lesen, und wurde daher von seinen Eltern, die ihn früher zu den Wissenschaften bestimmt hatten, für unfähig gehalten, denselben in Zukunft obliegen zu können. Trotz dem und ungeachtet der Hindernisse, die ihm seine Blindheit brachte, trieb ihn doch die Liebe zum Wissen dazu an, Theil an den Studien seiner Brüder zu nehmen und dem Unterrichte, den sie genossen, beizuwohnen. Sein Fleiß und seine Fassungskraft waren so groß, daß er seinen Brüdern auf dem Wege der Wissenschaft nicht nur folgte, sondern sie auch zur Bewunderung der Lehrer bei weitem übertraf. In seinem 15. Jahre schon hatte er die vorbereitenden Studien der Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Geometrie, der lateinischen und griechischen Sprache

beendet. Es würde unbegreiflich scheinen, wie ein Blinder besonders in der Geometrie auch nur die geringsten Fortschritte machen könne, gäbe es nicht andere Beispiele dieser von mächtiger Liebe zu den Wissenschaften vollbrachten Wunder. Wir erinnern nur an den blindgebornen Doctor Saunderson, welcher die sphärische Projection und die wichtigsten Gegenstände der Perspektive verstand. Zum Glück für C. widmete sich einer seiner Brüder, Augusto Federigo, der sich stets als sein treuester Freund erwiesen und sich nie von ihm getrennt hat, dem Studium der Literatur, und da dies auch das Lieblingsstudium Antonio's war, so erlangte er durch seinen Bruder Kenntnisse, die er sonst nicht hätte erwerben können. In seinem dreizehnten Jahre schrieb er lateinische Verse, welche die Bewunderung der Kenner erweckten, und im Jahre 1816 dichtete er zum ersten Mal in seiner Muttersprache, indem er eine gefühlvolle und an dichterischen Schönheiten reiche Elegie auf den Tod der Königin Donna Maria I. (starb 20. März 1816) verfaßte. Er studirte alsdann auf der Universität zu Coimbra die Rechte, beschäftigte sich nicht minder mit der Naturgeschichte, Physik und Botanik und beendete seine Facultätsstudien im Jahre 1822. Da er diese aber mehr seinem Vater zu Liebe als aus eigener Lust betrieben, so ließ er während derselben auch keine Gelegenheit unbenutzt, seinen Lieblingsbeschäftigungen obzuliegen und sich neben den lateinischen Autoren, besonders mit den italienischen, portugiesischen und französischen Schriftstellern bekannt zu machen; daher erschienen bereits, als er noch Student war, seine ersten Versuche in der bukolischen Dichtung, die er vorzugsweise liebte, nämlich die „Cartas de Eco e Narciso" (Briefe der Echo und des Narciß), die, was in Portugal höchst selten ist, in wenigen Jahren vier Auflagen und einen pariser Nachdruck erlebten, und die „Primavera, colleçao de poematos" (der Frühling) (2te verbesserte Ausgabe, Lissabon 1837). Dem Willen seines Vaters, sich dem Advocatenstande zu widmen, widerstand er aus Liebe zur Natur, in der ihn besonders der Umstand begünstigte, daß sein Bruder Augusto Federigo, der den geistlichen Stand gewählt hatte, in dem Bisthum Aveiro am Abhange der Sierra de Coramalho, in einer der schönsten Gegenden Portugals, eine Landpfarre erhielt und nun im Verein mit seinem Bruder, der so die poetischen Träume seiner Jugend verwirklicht sah, seine Muße den Studien zuwandte. In dieser Einsamkeit verlebten sie fern von der Welt viele Jahre, und dort verfaßte Antonio's Bruder unter Andern eine Uebersetzung von Lucan's Pharsalia, er selbst aber übertrug die Metamorphosen und die Amores des Ovid, so wie einige Tragödien des französischen Dichters Ducis. Trotz ihres zurückgezogenen Lebens und ihrer friedlichen Beschäftigungen wurden die beiden Brüder unter der Herrschaft Dom Miguel's vielfach verfolgt, und sie sahen sich daher gezwungen, um dieselbe Zeit nach Porto zu flüchten, als der Kaiser Dom Pedro in Portugal zu landen beabsichtigte. Hier lebten sie lediglich von ihren schriftstellerischen Arbeiten, da ein Amt, das Antonio einst von dem König Johann IV. zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers erhalten hatte, aufgehoben wurde; und dennoch wäre er glücklich, hätte ihm nicht der Tod eine zärtliche, liebevolle Gattin geraubt. Die Geschichte dieser ehelichen Verbindung trägt ganz das romantische Gewand, mit dem das übrige Leben des Dichters umwunden ist. Donna Maria Isabel de Baena lebte seit ihrem 11. Jahre in dem Benedictinerkloster Vairao, vier Meilen von Porto. Sie war eine Verwandte des berühmten alten Dichters Antonio Färreira und des neueren Dichters Nicolao Tolentino de Almeida, von denen, so wie von ihrem Vater, der den Wissenschaften gleichfalls sehr zugethan war, sie den Geschmack an letzteren in sehr hohem Grade erbte. Sie hatte sich eine genaue Kenntniß der portugiesischen Classiker erworben, und ohne fremde Hilfe eine vollständige Kenntniß der französischen, spanischen und italienischen Sprache erlangt. Als die „Primavera" zum ersten Male erschien, las sie das Gedicht mit solchem Entzücken, daß sie von dem Verfasser eine höchst vortheilhafte Meinung bekam und ihm nach Coimbra, wo er sich damals aufhielt, folgende Worte schrieb:

„Wenn sich eine Echo jetzt dir zeigte,
Möchtest du es wohl wie dein Narciß?"

Sie schrieb darunter einen erdichteten Namen und gab an, wie er ihr die Antwort zu-

kommen lassen sollte. Jene Worte enthielten nämlich eine Anspielung auf C.'s Brief, der Echo und des Narciß, welche die Liebe der Nymphe, die das grausame Herz ihres Geliebten nicht zu bezwingen vermag, die Unannehmlichkeiten des Ehestandes und das Glück derer schildern, die frei von dem Joche desselben leben. Es war daher sehr natürlich, daß Donna Maria, ehe sie sich entdeckte, erst zu erfahren wünschte, ob der Dichter etwa seinem Helden gliche. Die Antwort entsprach jedoch einer Erklärung, die der Eigenliebe des Dichters in so hohem Grade schmeichelte, und es begann hierauf ein regelmäßiger Briefwechsel, der bereits geraume Zeit fortgedauert hatte, ehe der blinde Dichter den Namen seiner unbekannten Geliebten erfuhr. Als dies Geheimniß schwand, erkannten sie sich als für einander geschaffen, mannichfache Hindernisse verzögerten aber die nähere Verbindung, bis im Jahre 1834 der Dichter ganz unerwartet in Vairaoein traf, seine „Echo" heirathete und mit ihr nach Lissabon zurückkehrte. Aber sie, die ihm das Licht der Augen ersetzte und die Oede seiner Blindheit freundlich belebt hatte, starb schon am 1. Febr. 1837. Von den Schriften C.'s führen wir noch an „Portugiesischer Tribut für das Andenken des Befreiers" (Lissab. 1836), „A noite de Castelho" (die Schloßnacht), ein Gedicht, nebst Amaliens Bekenntnissen nach Delphine von Gay (Lissab. 1836), „Palabras de un Crente" (Worte eines Gläubigen) aus dem Französischen des La Mennais übersetzt, „Amor e melancolia" (neue Ausg., Lissab. 1838). Dazu kommen noch andere Erzeugnisse C.'s in Prosa und Versen, die in den Zeitschriften, besonders in dem „Journal da sociedade dos amigos das letras" erschienen sind und von großer Gelehrsamkeit und tiefem Wissen zeugen. Sein Bruder Augustino C. starb 1841. Er übersetzte Lucan's „Pharsalia" und gab mit Anton Feliciano „Quadros historicos de Portugal" (8 Lief., Liss. 1831—41) heraus, die auch in typographischer Hinsicht merkwürdig sind. — C. hat noch zwei jüngere Brüder: Joseph Feliciano und Alexander, die sich vorzüglich mit Mnemonik beschäftigen und in Gemeinschaft Werke darüber herausgaben: „Traité de mnémonique," „Dictionnaire de mnémonique," und „Traité de sténographique." Der erstere ist 1810 in Lissabon geboren, studirte in Coimbra, wurde Doctor der Philosophie, wanderte 1829 aus und hielt sich in Paris mit seinem Bruder auf. Nach dem Falle Dom Miguel's kehrten sie in ihr Vaterland zurück, nur um es 1836 als Anhänger der Cartisten und Chamorros wieder zu verlassen, worauf Joseph längere Zeit in Hamburg lebte.

Castilien bildet die Mitte der spanischen Halbinsel, sowohl in natürlicher, als politischer Hinsicht, und wird in Alt- und Neu-Castilien eingetheilt. Alt-Castilien, der nördliche Theil der Landschaft, ist eine Hochebene von 2500—3000 F. Erhebung, welche im Norden durch die höchsten Massen des Cantabrischen Küstengebirges von Asturien und dem Baskenlande, im Süden auf gleiche Weise durch die bedeutendsten Erhebungen des castilischen Scheidegebirgs von Neu-Castilien getrennt wird, und ist im Osten von den Sierren de Oca, de Urbion und Moncayo, im Westen von dem Waldgebirge von Leon und der Paramos von Traz-os-Montes umschlossen. Die auf diese Weise gebildete Hochebene wird nur selten von niedrigen Höhen unterbrochen und nur sehr gering vom Duero (s. d.) mit seinen Nebenflüssen bewässert. Diese Flüsse bilden im oberen Laufe nur flache Einschnitte, sind im Sommer wasserarm, erweitern sich aber im Winter leicht zu unzugänglichen Sumpfstrecken. Bei diesem Wassermangel und zeitweisen Wasserüberfluß ist eine Schiffbarkeit dieser Gewässer nicht möglich, und auch zur Vollendung des Canals von Castilien aus der Pisuerga nach den nördlichen Hafen von Santander ist wenig Aussicht vorhanden. Die Ebene ist dürr, ohne Wald, fast ohne Baum, ohne Wiesen und lebendige Quellen, nur mit kurzhalmigen Rasen oder andern oft strauchartigen Pflanzen bedeckt, an andern Stellen völlig nackt und völlig vegetationsleer; der Boden ist nur dürftig bebaut und meilenweit weder ein Dorf, noch ein Haus zu sehen. Die Vorhügel der Grenzgebirge sind mit Gebüschen von Stein- und immergrünen Eichen dicht besetzt. Wo Menschenhand den Boden bebaut, gedeiht die Kichererbse, Wein und Weizen, selbst der Oelbaum, wenn er vor den schon im October wehenden kalten Winden und im Winter vor Schnee und

Eiskrusten bewahrt wird. Das castilische Scheidegebirge, welches Alt-Castilien von Neu-Castilien trennt, erhebt sich aus den südaragonischen Hochterrassen im Quellgebiet des Hevares und Xalon, als ein Randgebirge, im Norden mit sanfterm, im Süden mit schrofferm Abfall, und erhält im Norden von Madrid auf schmalster Basis seine höchste Höhe in den einzelnen Theilen der Altos de Varaona, Somo Sierra, und Sierra de Guadarama, deren Gipfel bis zu 7—8000 F. aufsteigen. Im Westen erweitert sich das castilische Scheidegebirge zu einzelnen Sierren, wie die von Gredos, Francia und Gata, bildet die Basis der Sierra Estrelha, und senkt sich zu den atlantischen Küstenlandschaften hinab. Auch Neu-Castilien ist eine Hochebene, von allen Seiten von hohen Bergen umwallt, und wird im Osten von der Sierra de Albaracin und dem Plateau von Cuenca, im Süden von dem andalusischen Scheidegebirge und im Westen von den Sierren von Toledo rc. umgeben, es ist kleiner und tiefer gelegen als Alt-Castilien, theilt aber im Wesentlichen dessen landschaftlichen Charakter, es ist eben so steril, eben so spärlich bewässert durch den obern Tajo und dessen Nebenflüssen Henares, Xamara, Manzanares und Alberche, durch den Guadigna mit Giguel und Jabalar; doch bilden die Flüsse tiefere Betten und zwischen tafelförmig ebenen Platten oft enge Thäler. Der Boden, der fast keinen Regen kennt, wird nur vom nächtlichen Thaue feucht, weshalb das Land, vor dem sengenden Sonnenstrahl unbeschützt, das Ansehen einer staubigen Steppe hat, die nur hier und da von kleinen Olivenpflanzungen, Getreide-, Bohnen- und Safranfeldern in der Nähe dürftiger aus Lehm erbauter Ortschaften belebt wird. Die Bewohner, welche den Anbau des Landes fast ganz vernachlässigen, beschäftigen sich vorzugsweise mit Schafzucht; die Industrie beschränkt sich fast einzig auf Verfertigung von Wollenstoffen; der Handel erinnert fast an den Karavanenhandel, wenn man die einzelnen großen Züge bepackter Maulthiere erblickt; bedeutend ist nur der Bergbau, namentlich auf Steinsalz im Süden Neu-Castiliens, auf Quecksilber bei Almaden in der Mancha und Eisen für die Waffenschmiede von Toledo. So ist das Land im Allgemeinen in traurigem Zustande; doch sein Bewohner ist der ächte Repräsentant des spanischen Volkscharakters, die Sprache Castiliens ist die der Gebildeten im ganzen Lande geworden und seine Herrscher haben sich sämmtliche Provinzen der Halbinsel unterworfen. In der bestehenden administrativen Eintheilung Spaniens in 49 Provinzen sind die Provinzen Alt- und Neu-Castilien verschwunden, obgleich die Bezeichnung noch lange beim Volke gelten wird. Alt-Castilien umfaßt seit dem 16. Jahrh. die 4 Provinzen Burgos, Soria, Segovia und Avila, erstreckt sich durch den Küstenstrich von Santander bis ans Meer, und zählt auf 837 QM. kaum 1 Mill. E. Neu-Castilien begreift die 5 Provinzen Madrid, Guadalarara, Cuenca, Toledo und Ciudad-Real und hat 1450 QM. mit 1,374,000 E. Das frühere Königreich Castilien umfaßte, im Gegensatz zum Königreiche Aragon und den freien baskischen Provinzen, noch außerdem das Königreich Leon, Galicien, das Fürstenthum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien mit Granada und Murcia mit einer Gesammtzahl von 8,600,000 E. Als selbständiger Staat entstand Alt-Castilien aus der Grafschaft Burgos, deren Besitzer Ferdinand Gonzales sich seit 933 unabhängig machte. Ferdinand I. oder der Große erhielt 1036 bei der Theilung der väterlichen Besitzungen, Alt-Castilien, und erhob es nach manchen Erwerbungen zum Königreiche. Alfons IV. eroberte 1085 das maurische Königreich Toledo, und vereinigte es, freilich nur für kurze Zeit, unter dem Namen Neu-Castilien mit Alt-Castilien. Ferdinand III. vereinigte 1230 beide Staaten wieder unter seinem Scepter, führte das Recht der Erstgeburt ein, und sprach die Untheilbarkeit Castiliens aus. Da er die Erbfolge der weiblichen Linie anerkannt und die Ansprüche der Seitenlinie nicht genau bestimmt hatte, entstanden häufig Streitigkeiten über die Thronfolge. Unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders Alfons X. (s. d.) und Johann II. aus. Isabella, die ihrem Bruder Heinrich IV. 1474 in der Regierung folgte, hatte sich seit 1469 mit dem Kronprinzen Ferdinand von Aragon vermählt, weshalb 1479 nach dem Tode König Johann's II. von Aragon beide Länder vereinigt wurden und das Königreich Spanien bil-

deten; doch ihre gänzliche Verschmelzung erfolgte erst 1516 nach dem Tode Ferdinand's des Katholischen.

Castillejo, Cristoval de, ein berühmter span. Dichter, geb. um 1494 zu Ciudad, war einige Zeit Secretär des Kaisers Ferdinand, Bruders Karl V., und starb als Cistercienser-Mönch in dem Kloster Val de Iglesias bei Toledo. Seine Werke sind höchst originell, und schwerlich dürfte ihm in dieser Hinsicht ein anderer span. Dichter an die Seite gestellt werden können. Seine Sprache ist rein, edel und männlich; dabei ist er sehr witzig und satirisch. Leider sind aber seine Werke hie und da verstümmelt, welches daher kommt, weil sie einige Zeit lang von der Inquisition verboten waren. C. war der letzte Repräsentant der altspan. Hofpoesie und widersetzte sich standhaft der durch Boscan und Garcilaso begonnenen Einführung der classisch-italienischen Formen in der national-spanischen Dichtkunst, und gebrauchte dagegen alle Waffen, selbst die des Witzes und Spottes. Seine Gedichte scheinen erst nach seinem Tode gesammelt worden zu sein; sie erschienen zuerst zu Madrid 1573, zuletzt in Ramon Fernandez' Sammlung. (Bd. 11 und 12. Madr. 1792.).

Castlereagh, Henry Robert Stewart, Lord von, Marquis von Londonderry, einer der einflußreichsten Staatsmänner in der verhängnißvollen Zeit, welche dem Sturz Napoleon's unmittelbar vorherging und nachfolgte, stammte aus einer angesehenen, zur Zeit Jacob's I. aus Schottland nach Irland übersiedelten Familie, und ward am 18. Juni 1796 auf dem Familiensitz zu Mount-Stewart in der irischen Grafschaft Down geboren. Nach Vollendung seiner Studien in Cambridge machte er die bei den Engländern gewöhnlichen Reisen auf dem Continente, zeigte aber auch schon früh einen willenstarken, feurigen und strebsamen Geist, wie er denn schon in seinem 21. Jahre in dem irischen Parlamente durch Scharfsinn, Gewandtheit und Beredtsamkeit glänzte. Bei seiner Wahl in das Parlament hatte er seinen Wählern versprechen müssen, im Interesse des Volks zu handeln, verließ aber bald nachher die Opposition, und unterstützte die Partei des Hofes und der Regierung. Als sein naher Verwandter, Lord Camden, zum Vicekönig von Irland ernannt wurde, erhielt C. 1797 das Amt eines ersten Secretärs der irischen Verwaltung, und zeigte schon in dieser Stellung jene Härte und Unbeugsamkeit des Charakters für die Nichtachtung der Volksrechte und Volksstimme, die später für das gesammte Großbritannien, ja für ganz Europa vom verhängnißvollsten Einfluß sein sollte. Irland wurde damals von furchtbaren Parteiwirren zerrissen; die katholische und nationale Partei hatten gegen die Gewaltsamkeiten der Orangisten eine geheime Union gestiftet, und als der französische General Humbert im August 1793 an den irischen Küsten erschien, kam es auf beiden Seiten zu Scenen des wildesten politischen Fanatismus. C. begnügte sich nicht mit den gesetzlichen Mitteln zur Unterdrückung des Aufstandes; er verfolgte mit blutiger Rache seine unglücklichen Landsleute, bemächtigte sich der Häupter der Verschwörung, und erpreßte Geständnisse durch die Folter, was ihm wiederholt und noch 1818 in dem britischen Parlamente vorgeworfen wurde. Durch dieses gewaltsame Benehmen erwarb er sich aber die Gunst der Regierung, und stieg bald von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Staatsämtern. Die nächste Folge war seine Wahl in das britische Parlament, nachdem, durch seine Thätigkeit besonders, die Union errichtet worden war. Er wurde Geheim-Rath und Präsident des Board of control (Minister der ostind. Angelegenheiten) und, nachdem Pitt von Neuem in's Ministerium getreten, 1805 Minister des Kriegs und der Colonien. Im J. 1806, nach Pitt's Tode, trat er von seinen Aemtern zurück, und war im Parlament das Haupt der dem friedliebenden Ministerium von Fox und Grenville feindseligen Opposition, wo er mit besonderer Lebhaftigkeit die Verwaltung des Kriegsministers Windham angriff. Bei den damaligen Erneuerungen des Parlaments hätte er bald seinen Sitz verloren, da die Wähler der Grafschaft Down ihn verwarfen, wenn ihm nicht die Stimme des verrotteten Fleckens Broughbridge zugefallen wäre. Als im J. 1807 die Toris von Neuem an die Regierung kamen, übernahm C. wieder die Verwaltung des Kriegsministeriums, und veranstaltete als solcher unter Andern den unglücklichen Zug nach Walcheren. Canning,

der damals Minister des Auswärtigen war, griff seinen Collegen C. wegen dieser fehlgeschlagenen Expedition so heftig und persönlich an, daß zwischen Beiden am 21. Sept. 1809 ein Pistolenduell stattfand, worauf beide Minister ihre Aemter niederlegten. Noch in demselben Jahre trat aber C. wieder von Neuem und zwar an Canning's Stelle in's Ministerium und gewann hier so bedeutenden Einfluß, daß er nach Perceval's Ermordung im J. 1812 fortan die britische Politik leitete. Jetzt entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit. Er nahm Theil an den Friedensverhandlungen zu Chatillon vom 4. Febr. bis 19. März 1814, um sie zu vereiteln, und vereitelte sie wirklich; beförderte vorzüglich den Vertrag von Chaumont, indem er durch bereitwillige Versprechungen von Subsidiengeldern die Alliirten zur eifrigen Fortsetzung des Krieges anzuregen wußte; und der gänzliche Sturz Napoleon's und die Wiedereinsetzung der Bourbons ist vorzugsweise sein Werk; ja er zögerte sogar, den ersten Pariser Frieden zu unterzeichnen, weil darin Napoleon als Kaiser und Souverän von Elba anerkannt wurde. Nach dem Sturze des gemeinsamen Feindes überhäuften die Fürsten und Großen des Continents C., der gewissermaßen die Seele der europäischen Coalition gewesen war, mit überschwenglichen Ehrenbezeugungen. Betäubt und eingenommen von diesen Auszeichnungen und mit blindem Hasse gegen Alles erfüllt, was aus dem Geiste der französischen Revolution hervorgegangen war, begab er sich auf den Congreß nach Wien, und spielte daselbst eine Rolle, die der Stellung Englands, das stets behauptet hatte, das Interesse der Völker zu vertreten, nicht angemessen war. Zwar suchte er die Handelsverhältnisse Englands zu erweitern, gab sich aber außerdem völlig der Diplomatie der Aristokratie und der Höfe hin. Er opferte Polen, Sachsen, Belgien, sogar Genua auf, ungeachtet des mit William Bentinck im Namen Englands abgeschlossenen Vertrags. Das Parlament in London empfing ihn deshalb mit lautem Tadel, den er jedoch durch eine sophistische Rechtfertigung zum Schweigen zu bringen wußte. Die Rückkehr Napoleon's von Elba gab seiner frühern Thätigkeit einen neuen Aufschwung. Der mächtige Gegner wurde endlich völlig vernichtet; aber dem Gefallenen Großmuth zu erweisen, dazu war C.'s Seele zu klein. Nach dem zweiten Pariser Frieden, den er persönlich unterhandelte, trat seine beschränkte, der Volksfreiheit und dem constitutionellen System feindselige Politik immer schroffer hervor. Stets zeigte er sich bereit, jeder Verbindung gegen die nach politischer Freiheit verlangenden Völker beizutreten oder wenigstens seinen Beifall zu bezeugen. Seine Absicht, der heiligen Allianz und ihrer Politik sich anzuschließen, scheiterte an dem festen Willen seiner Collegen und des Prinzregenten. Bei dem Congreß in Aachen war er gegenwärtig; auf den Congressen zu Troppau und Laibach mußte er zwar erklären, daß England die Einmischung in die innern Angelegenheiten Neapels nicht billige, setzte aber demungeachtet der bewaffneten Intervention in Neapel und Sardinien keine Hindernisse entgegen, und billigte persönlich laut die Schritte Oesterreichs. So schwand seine nur für den Augenblick erworbene Achtung und Popularität beim britischen Volke; sein Betragen im Proceß gegen die Königin, noch mehr aber die harten despotischen Maßregeln, die er der Noth und Unzufriedenheit der niedern Volksklassen entgegensetzte, machten ihn vollends beim Volke verhaßt. Dies Gefühl und das mehr und mehr erwachende Bewußtsein, in den auswärtigen Verhältnissen Andern mehr als England genützt zu haben, soll ihm zuletzt bittere Selbstvorwürfe und Reue erweckt haben. Factisch ist, daß, als er eben nach dem Congreß zu Verona abgehen wollte, um seine Stimme zur Unterdrückung Spaniens und Griechenlands zu geben, ihn eine Gemüthskrankheit überfiel, in welcher er durch Oeffnung der Pulsadern am Halse seinem Leben selbst ein Ende machte. Er starb auf seinem Landsitze North-Cray den 12. Aug. 1822 in den Armen seines herbeieilenden Arztes. Als sein Tod bekannt wurde, erhob das Volk ein Freudengeschrei; auf einer Kirche zu London wurden sogar die Glocken geläutet, und als man die Unruhstifter vor Gericht stellte, sprach sie die Jury frei. Im Privatleben war er ein heiterer und gebildeter Hofmann. Seine Reden leiden an Wortreichthum und dunkler Weitläufigkeit.

Castrametation, das Abmessen, Abstecken und Aufschlagen eines Lagers, wobei

der Raum nach Menge und Gattung der Truppen, die das Lager beziehen sollen, zu bestimmen ist. Früher bildete die C. eine besondere Wissenschaft für den Generalstab, seit Einführung des Bivouacs ist sie entbehrlich geworden.

Castration, Entmannung, heißt die Operation, durch welche einem männlichen oder weiblichen Geschöpfe die Kraft, sich fortzupflanzen, genommen wird. Dies geschieht bei Männern entweder bei krankhaften Zuständen der Hoden, oder um durch diese Verstümmelung gewisse Absichten zu erreichen. Die C. geschieht entweder unblutig durch Zerreibung und Zerquetschung der Hoden oder Punction der Eierstöcke, oder blutig durch Ausschälen der Hoden oder Eierstöcke. Doch geschieht diese letztere Operation bei Individuen weiblichen Geschlechts sehr selten, weil die Eierstöcke sehr tief liegen, und daher die Operation viel Schwierigkeit hat. Die Folgen der C. sind verschieden, je nach der Zeit, wo sie vorgenommen wird. Erfolgt sie vor erlangter Pubertät, so erhält das Individuum nicht den ihm von der Natur bestimmten Geschlechtscharakter, sondern nähert sich mehr oder weniger dem entgegengesetzten; das männlich geborne Individuum nimmt den Charakter des weiblichen, dieses den des männlichen an. Bei männlichen Castraten bilden sich Bauch und Hüften aus, der Thorax nimmt weibliche Form an, die Muskeln bleiben weich, das Fleisch der Thiere daher zarter, Fett lagert sich überall, besonders an und im Bauche, ab, die Thiere mästen sich leichter, weshalb auch mehrere Hausthiere castrirt werden. Die Haut wird weich und sehr weiß, doch wenn auch z. B. castrirte Knaben länger ihre jugendliche Schönheit erhalten, so fehlt ihnen doch die eigentliche Frische, und im Alter werden sie auffallend häßlich. Die äußern Attribute des Mannes kommen nicht zur Entwickelung, es erscheint kein Bart, keine Achsel- und Schamhaare, (beim Hirsche kein Geweih, beim Hahn kein Kamm und keine Sporen); die Stimme bleibt knabenhaft, wird aber durch Cultur zur kräftigen Sopranstimme; doch vermögen die Castraten wegen der Weichheit der Stimmritzbänder den Buchstaben R. nicht deutlich auszusprechen. In geistiger Hinsicht verräth der Castrat überall das Bewußtsein des Mangels an wirklicher Kraft, die er meist durch Hinterlist zu ersetzen sucht, er ist reizbar, zu träger Ruhe geneigt, ohne Energie des Willens, wenn dieser nicht durch Egoismus aufgestachelt wird. Wird die C. erst nach erlangter Pubertät vorgenommen, so treten die körperlichen Veränderungen weniger, die geistigen aber um so mehr hervor. Im Oriente ist diese Operation noch jetzt sehr gewöhnlich, wo sich eifersüchtige Männer dergleichen Halbmänner als Hüter der Frauen halten. Die ältesten Griechen, eben so die Bewohner Kleinasiens kannten diese Operation, wohin sie seit Einführung asiatischer Sitten gekommen war. Die Römer kannten dieses Verfahren ebenfalls; indessen diente es in den frühern Zeiten nur als Strafe, indem der Ehemann den Schänder seines Weibes entmannte. In den spätern Zeiten der Republik und unter den Kaisern riß diese Sitte sehr ein, so daß Cäsar, Domitian, Nerva und Konstantin dieselbe bei Todesstrafe untersagten; allein schon unter Justinian's Regierung griff dieses Unwesen wieder um sich. Nach dem mosaischen Gesetze stand die Strafe des Ehebruches auf der Castration. Nach Einführung des Christenthums fanden sich mehrere Fanatiker, welche, um sich den Lüsten der Welt zu entziehen, die Castration als ein Gott wohlgefälliges Werk an sich vollziehen ließen. In den neuern Zeiten war es, besonders in Italien, Sitte, Knaben auf diese Weise zu verstümmeln, um bei ihnen die Discantstimme (Castratenstimme) zu erhalten. Hier wurden noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen 5000 Knaben jährlich castrirt, und man fand in Städten an mehrern Häusern Aushängeschilde mit den Worten: Hier werden Knaben wohlfeil castrirt. Obgleich es in Italien durch mehrere päpstliche Bullen, namentlich von Clemens XIV., bei Strafe des Kirchenbannes untersagt ist, so finden sich doch in den großen Städten viele Castraten, welche sich vom Singen ernähren, indem sie theils bei Kirchen, Opern, Concerten angestellt sind, theils umherziehen, wie bei uns z. B. die Harfenspieler. In Deutschland war es eine Zeit lang Sitte, in fürstlichen Capellen italienische Castraten anzustellen, indem man ihren Gesang höher schätzte als den eines ausgebildeten Chorknaben oder einer Kunstsängerin. — In Bezug auf die Thiere heißt c a s t r i r e n überhaupt beschneiden; doch sagt

man statt dessen bei den Pferden wallachen, bei den Hühnern kappen oder kapaunen ꝛc. Eine castrirte Schrift heißt eine solche, in welcher Stellen, die eigentlich in ihr stehen sollten, beim Druck weggelassen sind. Dies geschah früher besonders häufig bei röm. und griech. Schriftstellern, aus denen die der Jugend gefährlichen Stellen entfernt wurden, und solche verstümmelte Ausgaben bezeichnete man auf dem Titel durch Hinzufügen des Wortes castigatus.

Castries, Karl Eugen Gabriel, Marquis von, am 25. Febr. 1727 geboren, war seit dem 23. Aug. 1742 Secondelieutenant im Infanterieregiment des Königs, kämpfte dann bei Dettingen und im Nieder-Elsaß, wurde Lieutenant des Königs in Languedoc, Gouverneur von Montpellier und Cette, und befehligte unter dem Marschall von Sachsen die Armee in Flandern, wo er die Belagerungen von Menin, Ypern und Furnes deckte, und den Feldzug in der Schlacht von Courtray endigte. Dann focht er bei Fontenay, Raucour, Lawfeld und mehrern Belagerungen, und wurde 1753 Maréchal de camp. Auch im 7jährigen Kriege, in welchem er Generallieutenant wurde, zeichnete er sich auf mannigfache Weise aus, und erhielt unter Anderm in der Schlacht bei Roßbach gefährliche Wunden. 1780 ward er zum Seeminister ernannt, welche Stelle er 1787 niederlegte. Bereits 1783 war er Marschall von Frankreich geworden. Im J. 1791 emigrirte er, und fand ein ehrenvolles Asyl beim Herzoge von Braunschweig. Er befehligte alsdann eine Division der Armee der franz. Prinzen in der Champagne, und unterzeichnete die Erklärung Monsieurs an die franz. Emigrirten vom J. 1793. Im J. 1797 leitete er gemeinschaftlich mit St. Priest das sogen. Cabinet Louis' XVIII. zu Blankenburg. Er starb 74 Jahre alt, am 12. Januar 1801 zu Wolfenbüttel, und wurde in Braunschweig begraben.

Castriota, s. Scanderbeg.

Castro, Ines oder Agnes de, war die Tochter eines Portugiesen, Pedro Fernandez de Castro, wurde Hofdame der Prinzessin Constanze, Gemahlin Peter's von Portugal, welcher von ihrer Schönheit so hingerissen wurde, daß er sich 1344, nach dem Tode seiner Gemahlin, heimlich mit ihr vermählte. Der König Alfons IV., sein Vater, fürchtete, als er dies nach mehrern Jahren erfuhr, daß Ines Bruder sich zu großen Einfluß verschaffen, und ihre Kinder den rechtmäßigen Sohn Peter's von der Nachfolge verdrängen möchten, und faßte deshalb den Entschluß, Ines' auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen. Von der Mutter und Kinder Schönheit überrascht, gab er diesen Anschlag auf; allein nichtswürdige Höflinge überredeten ihn bald wieder, und ermordeten sie 1355. Peter gerieth über diese ruchlose That außer sich, empörte sich gegen seinen Vater, ließ sich nur durch seine Mutter besänftigen, und verschob seine Rache auf spätere Zeiten. Diese erschienen bei Alfons' IV. Tode. Peter hatte früher schwören müssen, die Mörder unbestraft zu lassen; allein nun, nachdem er die Mörder und Alle, welche auch nur entfernt am Morde der Ines Theil hatten, in seiner Gewalt hatte, ließ er sie sämmtlich nach den ausgesuchtesten Martern hinrichten, den Leichnam der Ines, prachtvoll geschmückt, auf einen Thron setzen, ihm alle Huldigungen einer Königin erweisen und eben so prachtvoll begraben. Auf einem Trauerwagen wurde er nach Alcobaza geführt; der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuße; der ganze 17 M. lange Weg von Coimbra nach Alcobaza war mit einer großen Menschenmenge auf beiden Seiten besetzt, welche brennende Fackeln hielten. Ueber ihrem Grabe errichtete er ein prächtiges Denkmal von weißem Marmor. Viele Dichter, wie Gomes, Camoens, Graf Julius von Soden u. A., haben den Stoff zu Dichtungen benutzt. Eine Kritik der verschiedenen Inestragödien schrieb Wittich zur Uebersetzung von Gomes' Trauerspiel, (Lpz. 1841).

Castrum doloris, lat., eigentl. Schmerzenslager, nennt man das Trauergerüste, welches zur Ehre verstorbener, vornehmer, besonders fürstlicher Personen, in der Kirche, in einer Kapelle oder in einem Zimmer aufgerichtet wird, und auf das ein wirklicher oder nachgemachter Sarg zu stehen kommt. Bei den Franzosen heißt es Chapelle ardente. Der Raum wird schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Gehängen, dem Wappen des Ver-

storbenen und andern passenden Sinnbildern verziert und durch zahlreiche Kerzen erleuchtet. In der Mitte erhebt sich der Katafalk, worauf der meist leere Sarcophag steht. Auf dem Sarg, oder auf einzelnen, denselben umgebenden Taburets liegen die der Würde und den Rang des Todten andeutenden Zeichen, wie Reichs- oder fürstliche Insignien, Orden, Degen, Epaulettes ꝛc. Den Katafalk bedeckt ein Thronhimmel, an dessen Pfeilern 4 Trauermarschälle stehen. Der, welcher dem Verstorbenen in Dienstverhältnissen am Nächsten stand, steht zur linken Seite am Kopfe des Sarges, den er mit der rechten Hand berührt. Rings um den Katafalk stehen hohe Armleuchter. Bei fürstlichen Personen ist das Castrum doloris auch mit Wachen umstellt.

Casualität heißt das Eintreten eines Zufalls in den Weltereignissen, und Casualismus die Annahme, daß ein solcher Zustand in den Weltereignissen herrscht. Bei unserer Unkenntniß der mittelbaren Verflechtung der Dinge läßt sich allenfalls wenigstens die relative Annahme eines Zufalls rechtfertigen, als herrschendes Princip in der Welt läßt sich der Zufall niemals annehmen, ohne im Widerspruch mit dem factischen Bestehen eines durchgehenden Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung zu treten. Einige Casualisten, wie z. B. die alten Atomistiker, lassen den Zufall aber auch gewöhnlich nur die Form der Dinge bestimmen, welche sie aus dem Stoffe nicht zu erklären vermögen.

Casualpredigten sind religiöse Reden, welche bei außerordentlichen Angelegenheiten, z. B. Taufe, Confirmationen, Trauungen, Leichenbestattungen, Beichthandlungen, Einweihungen, Predigereinführungen, Ordinationen u. s. w. gehalten werden, und sich dadurch von den Festpredigten unterscheiden, daß ihre Veranlassung nicht in der vorausbestimmten kirchlichen Ordnung, sondern in einem Zufalle (casus) liegt. In der katholischen Kirche ist wenig in diesem Fache geleistet worden, vielleicht deshalb, weil hier das Einzelne mehr verschwindet oder zurücktritt. In der evangelischen Kirche werden als Muster für C. genannt Greiling, Hacker, Reinhard, Löffler, Marezoll, Hanstein, Schuderoff, Dräseke, Eylert, Ammon, Schleiermacher, Goldhorn, Röhr u. A.

Casuistik wurde in der ehemaligen Theologie derjenige Theil der angewandten Moral genannt, welcher von den Grundsätzen handelte, nach welchen besondere Gewissensfälle (sogenannte casus conscientiae) zu entscheiden sind, namentlich wo eine Collision der Pflichten eintritt, und Casuist heißt ein Moralphilosoph, der solche Gewissenszweifel zu entscheiden sucht. Die C. ist schon sehr alt; ihre ersten Spuren finden sich bei den Stoikern und Talmudisten. Sie ist vorzugsweise im Interesse des Clerus ausgebildet worden, der darin ein Mittel fand, die Gewissen zu beherrschen; besonders berühmt aber wurden einzelne Jesuiten, wie Escobar, Sanchez, Busembaum u. A., durch den Scharfsinn im Erfinden von Fällen, welche alle Schwierigkeiten unnatürlich in sich vereinigten, wie durch die Seltsamkeit und Zweideutigkeit, ja nicht selten durch die offenbare Unsittlichkeit ihrer casuistischen Rathschläge. In der neuesten Zeit ist dieser Theil der Moral weggefallen, und das Wesentliche seines Inhalts wird in der Lehre von der Collision der Pflichten abgehandelt. Kant nannte die C. die Dialektik des Gewissens.

Casus oder Bezeugungsfall, Endfall, nennt man in der Grammatik die verschiedenen Beugungen, die ein Nennwort, Beiwort, Fürwort oder Zahlwort durch Veränderung seiner Endsylbe oder durch Vorwörter erleidet. Die Zahl der Casus ist in den Sprachen verschieden, da die Verhältnisse, in welchen die genannten Wörter gedacht werden, sich auf keine bestimmte Zahl beschränken lassen. Die gewöhnlichsten C. sind der Nominativus, Genitivus, Dativus, Accusativus, Vocativus und Ablativus. Die slavischen Sprachen haben 7, das Sanskrit 8, die meisten die armenische und finnische Sprache. Letztere hat 13 C. Die ungarische Sprache hat blos einen Nom., Dat. und Accus. — Casus foederis wird der Fall genannt, wenn die Erfüllung der durch einen Vertrag bestimmten Leistung eintritt.

Catalani, Angelica, die berühmteste Sängerin unserer Zeit, geb. 1782 zu Sinigaglia im Kirchenstaate, kam als Pensionärin in das Kloster Santa Lucia nicht weit von Rom, und entfaltete durch den trefflichen Unterricht, der ihr hier wurde, schon als Kind

eine solche Kraft und Schönheit der Stimme, daß bei den Feiertagsmessen, wo die C. im Chore sang, von Nah und Fern Neugierige dem Kloster zuströmten, um das Kind zu sehen und zu hören. Wegen der Unordnungen, die zum Theil in der Kirche selbst deshalb entstanden, wurde dem Kloster von Seiten höherer geistlicher Behörden untersagt, die kleine C. ferner mitsingen zu lassen. Doch theils die Thränen des Kindes, das gern sang und sich gern bewundern ließ, theils das eigne Interesse des Klosters, das durch die verminderte Einnahme bald bemerkte, welchen großen Vortheil ihm die Stimme des Kindes brachte, bewirkten, daß das Verbot nicht allzustreng gehalten wurde. In ihrem 14. Jahre war ihre Stimme bereits völlig ausgebildet; sie trat aus dem Kloster, und bereitete sich unter der Leitung des trefflichen Boselli für die Bühne vor, die sie in Venedig im 15. Jahre zum ersten Male betrat, und zwar mit einem in Italien unerhörten Erfolg. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch ganz Italien. Sie sang rasch hinter einander auf allen großen Theatern dieses Landes, in Mailand, Florenz, Rom und Neapel, und bald ward ihr Name von den Alpen bis zur südlichen Spitze Calabriens mit Entzücken und Bewunderung genannt. Im Jahre 1801 folgte sie einer sehr vortheilhaften Einladung nach Lissabon, und blieb daselbst 5 Jahre, neben dem berühmten Crescentini und der damals sehr gefeierten Gafforini, eine Zierde der italienischen Oper bildend. In Lissabon verheirathete sie sich mit dem Herrn von Valabrègue, einem französischen Capitän, der damals bei der französischen Gesandtschaft am portugiesischen Hofe angestellt war, und ging dann 1806 über Madrid und Paris nach London, überall die glänzendsten Triumphe feiernd. In Madrid gewann sie in einem einzigen Concerte 15,000 Thlr. Aehnliche Einnahmen trugen ihre Concerte in Paris ein, und ungeheure Summen gewann sie in London und auf ihren Reisen in den Provinzen. Bewunderungswürdig war ihr Vortrag von Volksliedern, und das Ministerium gebrauchte sie nicht selten, um bei den damals so häufigen Siegen Napoleon's die wachsende Niedergeschlagenheit des größern Publikums in London zu heben, denn wenn sie die Volkshymne „Rule Britannia“ oder „God save the king“ anstimmte, riß sie die kältesten Herzen zur Begeisterung hin. Nach achtjährigem Aufenthalte ging sie nach Paris, um die Leitung der italienischen Oper zu übernehmen, wobei sie jedoch namhafte Verluste erlitt, da sich ihr Gatte auf ungeschickte Weise in die Leitung der Oper einmischte, und durchaus kein vorzügliches Mitglied neben seiner Gattin dulden wollte. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba mußte sie die Leitung der Oper aufgeben, übernahm sie zwar nach der zweiten Restauration wieder, legte sie aber bald wieder nieder, da sie sich mit den obern Behörden, wahrscheinlich durch Valabrègue's Schuld, nicht einigen konnte. Jetzt unternahm sie die wiederholten Reisen durch Deutschland, Dänemark, England, Italien, Schweden bis Polen und Rußland, die wahren Triumphzügen glichen und erst 1828 endeten. Im Jahre 1830 zog sie sich auf eine von ihr erkaufte, früher der Familie Medici gehörige Villa bei Florenz zurück, wo sie ihrer Familie lebte, und stimmbegabte Mädchen im Gesang unterrichtete. Ihre körperliche Schönheit, ihr lebhaftes Spiel, der weite Umfang und die herrliche ungewöhnliche Klangkraft und Beweglichkeit ihrer Stimme machte sie zu einer seltenen, höchst bemerkenswerthen Erscheinung in der Künstlerwelt. Sie zeigte zuerst, welcher Geläufigkeit die menschliche Stimme fähig ist, von ihr wurden zuerst die Violinvariationen von Rhode gesungen, sie führte zuerst die chromatische Tonleiter mit beispielloser Geläufigkeit und Klarheit aus, und insofern kann man von ihr sagen, daß sie der ganzen neuern Gesangschule den Impuls gegeben hat. Mit Unrecht hat man sie des Neides gegen andere Sängerinnen beschuldigt; im Gegentheil hat sie bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt, daß Niemand bereitwilliger war, als sie, fremdes Verdienst anzuerkennen.

Catalaunische Felder, (Campi Catalaunici) heißt die weite Ebene um Chalons (Catalaunum) an der Marne in der Champagne, auf welcher die Westgothen im J. 441 und der römische Feldherr Aëtius einen entschiedenen Sieg über Attila (s. d.) davon trugen. Bei der Nachricht von Attila's Einbruch in Gallien war Aetius mit wenigen Truppen über die Alpen geeilt und hatte Theodorich I., den König der Westgothen, bewogen,

sich mit ihm gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. An sie schlossen sich andere celtische und germanische Völker in Gallien, namentlich die Burgunder, die Sachsen in der Normandie, ein Theil der Franken und Alanen an. Attila, der bereits Orleans belagerte, zog sich beim Herannahen des Feindes in die Champagne zurück, in deren weiten Ebenen er seine Reiterei vortheilhafter benutzen konnte. Hier kam es bei Chalons zur Schlacht. Attila selbst stand in der Mitte seines Heeres an der Spitze der Hunnen; den linken Flügel bildeten, unter Anführung von 3 Brüdern aus dem Königsgeschlecht der Amaler, die Ostgothen, den rechten die Gepiden unter Ardarich; neben dieser Hauptmacht standen noch viele andere Attila's Herrschaft unterworfene sarmatische und germanische Völker, Rugier, Heruler, Thüringer, Franken und Burgunder auf den Flügeln. Ihnen gegenüber befehligte Aëtius den linken, Theodorich den rechten Flügel, das Centrum bildeten die Alanen unter ihrem König Sangipan, dem man nicht recht traute, und der auch zuerst bald nach dem Beginn der Schlacht vor den Angriffen der Hunnen zurückwich. Diese warfen sich jetzt auf die Westgothen, die zugleich mit den Ostgothen zu kämpfen hatten und ebenfalls wankten, nachdem Theodorich gefallen war. Doch dessen Sohn, Thorismund, eilte jetzt von einem Hügel, den er besetzt hatte, herab, stellte die Ordnung unter den Seinen wieder her, und warf nach einem furchtbaren Kampfe, dem erst die Nacht ein Ziel setzte, die Feinde. Auch Aëtius hatte unterdeß auf dem andern Flügel seine Gegner geschlagen. Die Schlacht war sehr blutig, Jornandes giebt die Zahl der Gefallenen auf 162,000 an, Andre sprechen sogar von 300,000. Attila zog sich in seine Wagenburg zurück, wo man ihn Anfangs anzugreifen Willens war. Aëtius aber, der die Uebermacht fürchtete, welche die Westgothen nach völliger Vernichtung der Hunnen hätten erlangen können, soll dem Thorismund gerathen haben, in sein Reich zurück zu kehren, um sich den Besitz des Thrones zu sichern. Attila blieb noch einige Tage in seiner Wagenburg stehen, und zog dann über den Rhein nach Germanien, von wo er im folgenden Jahre wieder in Italien einbrach. Nach der Sage sollen die Geister der Gefallenen noch 3 Tage nach der Schlacht sich bekämpft haben, Kaulbach benutzte sie zu seinem vortrefflichen Gemälde „die Hunnenschlacht."

Catalonien, im spanischen Cataluña, ist die nordöstlichste Provinz des Königreichs Spanien, gehörte früher zur Krone von Aragon, und umfaßt gegenwärtig die 4 Provinzen Gerona, Barcelona, Tarragona und Lerida. Es liegt zwischen dem Mittelmeere und Aragon, zwischen Frankreich und Valencia, und enthält die versandete Mündung des **Ebro** (s. d.), dessen linken Zufluß, den Segre mit der Noguera-Pallasera und Rivagorzana, so wie die Küstenflüsse Llobregat und Ter. Die 41 Meilen lange Küste ist theils felsig, theils sandig, und bei Rosas und Tarragona mit tiefen Buchten versehen; ihre Häfen sind je nach ihrer Lage theils versandet, theils unbeschützt gegen den Wind. Das Land ist mit Ausnahme weniger und kleiner Tiefebenen ein wild zerklüftetes Bergland, und lehnt sich als Terrassenland an den großen Grenzwall der Ostpyrenäen an, von denen sich, längs dem obern linken Segreufer, die dichtbewaldete Kette des Mont de Cadis auszweigt und die mit der höchsten Spitze des Maladetta, und dem 10,722 F. hohen Pic de d'Auelthou, die Grenze des Landes bis zum Meere bilden. Das Thal von Llobregat theilt das Land in Nieder- und Obercatalonien; zu dem ersteren gehört der 3000 F. hohe Klosterberg des Montserrat, in dem letztern bildet der Monsein bei Hostalrich den Centralpunct der hohen Bergterrasse. Die kleinen Ebenen C.'s sind an der Küste das Ampurdan, die Ebene von Barcelona und das Campo de Tarragona, im Innern die Vegeria de Vique, die Vegeria de Manresa, die Llanada de Urgel, das Fontanat am untern Segre und die Huertas von Tortosa am untern Ebro. Diese Ebenen sind von Gräben, Hecken, Gärten und eingehegten Obst- und Olivenpflanzungen durchschnitten, und geben in Verbindung mit den tiefen Felsthälern reißender und brückenloser Bergwässer, welche die Waldhöhen und scharfgezackten Felskämme vielfach durchspalten, dem Lande jenen Charakter, der es von jeher besonders geschickt zu einem Parteigängerkrieg gemacht hat. Das Land wird häufig durch Nebel und Regen heimgesucht, ist aber ungeachtet dieses schnellen Temperaturwechsels im

Ganzen gesund. Die Vegetation ist meist eine ganz südliche. An der Küste gedeiht die Zwergpalme und die Orange im Freien, mit Aloehecken sind die Felder bis Mataro hin eingezäunt, und auf dem Montserrat wachsen die Oelbäume. In den Bergwäldern ist die Korkeiche gewöhnlich, und dichte Gesträuche von Stechäpfeln, Lorbeer, Myrthen, Granaten, Buchsbaum, Rosmarin, Esparto und Erica wachsen üppig da, wo jene aufhören. Im nördlichen Obercatalonien ist zwar das Klima rauher; aber auch hier gedeiht der Wein und der Oelbaum, und die Thäler und Ebenen sind mit Weizenfeldern, Reis- und Maisfluren bedeckt. Die Viehzucht ist großentheils auf die Pyrenäengegenden beschränkt, und zwar werden namentlich Schafe, Ziegen, Schweine in großer Menge gezogen; geringer ist die Rindviehzucht, noch seltener das Aufziehen von Pferden und Eseln. Die Pflege der Seidenraupe erfordert keine besondre Mühe, auch Bienenzucht wird stark betrieben; die Küstenfischerei ist sehr einträglich, und der Wildstand in den Wäldern groß, in den Pyrenäen findet man noch Bären und Wölfe. Die Berge sind reich an Eisen, Steinsalz, Schwefel, vielen Marmorarten und mehreren Edelsteinen, der Bergbau aber ist sehr vernachlässigt. Das Land ist 565 QM. groß, und wird von 1,041,200 Menschen bewohnt. Der Catalonier ist thätig und unternehmend, treibt Ackerbau, Handel und Industrie; auch ist er der einzige Spanier, der von wirklichem Wohlstande sprechen kann. Die Hafenorte Rosas, Mataro, Mongat, Barcelona, Tarragona und Tortosa sind wichtig, schon wegen des dort getriebenen Handels, und des daselbst herrschenden Gewerbfleißes. Von der kriegerischen Bedeutung des Landes geben die wichtigen Festungen Figueras, Campredon, Gerona, Urgel ꝛc. hinreichendes Zeugniß. C. war fast die erste Provinz, welche die Römer in Spanien besaßen, und die am Längsten von allen spanischen Provinzen in ihrem Besitz blieb. Damals hieß es Hispania tarraconensis. In Folge der Völkerwanderung wurde es von den Alanen, dann von den Gothen besetzt, und erhielt von beiden seinen Namen Gothalanien oder C., im 8. Jahrh. bemächtigten sich die Araber des südlichen Theils; Karl der Große eroberte es mit der spanischen Mark und ließ das Land von Barcelona aus durch fränkische Grafen regieren, die sich aber bald unabhängig von Frankreich machten. Im Jahre 1137 erwarb der Graf Raimund Berengar durch Heirath Aragon und vereinigte das Land mit dem Fürstenthum Catalonien, doch wurde dieses Bündniß öfter unterbrochen, und bis in der neuern Zeit ist C. das Land der Aufstände und der bürgerlichen Unruhen geblieben, indem es seine geraubten Freiheiten mit Hartnäckigkeit vertheidigt, oder wieder zu gewinnen sucht.

Catania oder Catanea, eine freundliche, reizend gelegene Stadt in Sicilien, ist in Bezug auf Bevölkerung und Wichtigkeit die dritte Stadt dieser Insel, und hat wegen ihrer schönen Bauart, der anmuthigen äußerst fruchtbaren Umgegend den Beinamen „la bella" erhalten. Sie liegt an der Mündung des Flußes Giaretta ins Meer und am südlichen Fuße des Aetna, dessen Lavaströme ihren früher sehr guten Hafen verschütteten und den Molo zum Theil zerstörten. Auch die Stadt selbst ist durch die Ausbrüche des Vulkans, durch Erdbeben und Erschütterungen wiederholt, besonders in den Jahren 1160 bis 80, 1669 und 1693, fast gänzlich zerstört, aber stets schöner und regelmäßiger aufgebaut worden. Sie ist mit Mauern umgeben, hat breite gerade mit Lava gepflasterte Straßen, mehrere schöne öffentliche Plätze, besonders den Markt- und Domplatz mit einem Obelisken von ägyptischem Granit und einen aus Lava gehauenen Elephanten (daher auch Elephantenplatz genannt) und mehrere sehenswürdige Gebäude, namentlich das Schloß, die blendend weiße Domkirche mit den Reliquien der heiligen Agathe, das Benedictinerkloster San-Nicolo mit einer großen Marmortreppe, einer Kirche, in welcher sich eine ausgezeichnete Orgel und vortreffliche Gemälde befinden, mit einer Bibliothek und einem Museum von Lavastücken, das Rathhaus und der Palast des Fürsten Piscari mit reichen Sammlungen. Außerdem besitzt sie 24 Klöster, viele Kirchen, mehrere Hospitäler, eine Universität und Kunstakademie, ein adeliges Collegium, und ist Sitz eines Erzbischofs, eines Appellations- und Handelsgerichts und des Großpriors des Maltheserordens. Die Bewohner der Stadt, ungefähr 70,000, zeichnen sich vor allen Süditalienern durch ihre Thä-

tigkeit und Betriebsamkeit aus, und fertigen Seiden- und Linnenzeuge, Waaren aus Bernstein, Lava, Marmor und Holz, gebleichtes Wachs, Olivenöl, Lakritzensaft, und treiben einen lebhaften Handel mit Getreide, Südfrüchten, Wein, Oel, Seide, Holz, Soda und den genannten Fabrikaten. Aus der Römerzeit stammen noch die Reste einiger Baudenkmale, welche die Erdbeben der letztvergangenen Jahrhunderte verschont haben, ein Amphitheater, ein Odeum, ein Cerestempel, Bäder, eine Wasserleitung und eine Naumachie. Das neue C., welches an der Stelle der alten ganz mit Lava bedeckten Stadt Catanea steht, beginnt 1070, wo der Normannenfürst Robert I. die Saracenen vertrieb, und hier einen Bischof einsetzte, dem er die Stadt und den Berg Aetna gegen einen jährlichen Tribut von einem Becher Wein und einem Brode schenkte. Er ist auch der Stifter des Benedictinerklosters. Kaiser Friedrich II. zerstörte die abtrünnige Stadt und errichtete daselbst ein Castell. Kaiser Karl V. vergrößerte sie, umgab sie mit Mauern und verlieh ihr viele Privilegien.

Catel, Charles Simon, ein franz. Componist, geb. 1773 zu l'Aigle im Waadtlande, kam jung nach Paris, bildete sich daselbst unter Gossec zum Musiker, wurde daselbst 1790 als Componist beim Musikchor der Pariser Nationalgarde angestellt, und später Mitglied des Instituts, als welches er am 29. Nov. 1830 starb. Jede ihm später angetragene Stellung schlug er aus. Sein Talent fand zuerst in der Trauermusik öffentliche Anerkennung, die er zu Ehren des verstorbenen Generalmajors der Nationalgarde, Gouvion, 1792 componirte. Unter seinen musikalischen Werken verschiedener Gattung ist der „Traité d'Harmonie“ (1802) am Berühmtesten geworden, den das Conservatorium beim Unterricht in der Composition zu Grunde legte. Die Unterscheidung von natürlichen und künstlichen Accorden, die er hier lehrte, ist aber nicht so neu, als gewöhnlich angenommen wird, da sie bereits schon Kirnberger und Türk ausgesprochen hatten. Er schrieb viele Compositionen für Blasinstrumente, besonders Militärmusiken, und auch mehrere Opern, z. B. „Semiramis“ (1799), „Les Bayadères“ (1810), „Zerphile et Fleur-de-Myrte“ (1818), „L'auberge de Bagnères“ u. A.

Catel, Franz, berühmter Zeichner und Maler, geb. um 1789 zu Berlin, lebte seit 1809 zu Rom und ließ sich 1830 auf seinem Gute bei Macenata in der Mark Ancona nieder. Er hat Historien, Landschaften und Genrebilder mit gleichem Erfolge gemalt. In allen seinen Gemälden spricht sich tiefes Studium der Natur und poetische Auffassung derselben, reiner Farbensinn, Correctheit der Zeichnung und treffliche Führung des Pinsels aus. Seine Ansichten von Neapel und der Umgegend, Salerno und Sicilien bilden einen interessanten Cyclus. Auf einer Reise durch Sicilien, die er im Sommer 1828 mit dem Fürsten Gallizin unternahm, sammelte er sehr interessante Studien. Seine Werke, von denen vorzüglich genannt werden die Colonnade von St. Peter im Mondenschein, der Sturm am Aetna, die Säulenhalle des Camaldulenserklosters bei Salerno, das Innere des Pantheons, das Colosseum, die Straße in Palermo, der Seesturm 2c. haben in Italien, England und Deutschland viele Freunde gefunden. Auch seine kleinern Bilder, worin er Scenen des häuslichen Lebens, ländliche Feste und Beschäftigungen darstellt, werden sehr geschätzt.

Cathcart, William, Sohn eines englischen Oberoffiziers, studirte Anfangs die Rechtswissenschaft, und trat dann in Militärdienste, in denen er den Krieg in Amerika mitmachte, und durch die verschiedenen Grade bis zum Brigadier emporstieg. In dieser Eigenschaft befand er sich bei der Armee, die unter Moira gegen Frankreich marschirte. Er unterstützte den Herzog von York bei seinem Rückzuge von Ostende, zeichnete sich am 24. Dec. 1795 vor Bortel und am folgenden 8. Jan. vor Buren aus. Im Oct. 1798 wurde er Generallieutenant, und 1807 schottischer Pair und Lordlieutenant von Clackmannanshire, Viceadmiral von Schottland und Mitglied des geheimen Conseils. Im Aug. 1809 wurde er mit der Expedition gegen Kopenhagen beauftragt. Bei seiner Rückkehr ernannte man ihn zum Viscount, Oberbefehlshaber von Irland, und dann zum russischen Gesandten. Er begleitete den Kaiser Alexander nach Prag, und befand sich in der Schlacht bei Dresden,

wo Moreau in seiner Nähe getödtet wurde. Immer bei der Avantgarde der verbündeten Heere zog er mit in Paris ein, unterzeichnete daselbst mit den Vertrag, und erschien auf dem Wiener Congresse, worauf er zum zweiten Male mit nach Frankreich ging. Später wurde er zum engl. Lord ernannt, und dann wiederum Gesandter in Rußland, wo er mehrere Jahre weilte.

Cathelineau, Jacob, einer der bekanntesten Anführer in der Vendée, wurde am 5. Jan. 1759 zu Pin-en-Mauge in Anjou geboren, und war nach und nach Maurer, Fuhrmann und Hausirer. Ruhig lebte er beim Ausbruche der Revolution im Schooße seiner Familie, als ihn ein unvorhergesehenes Ereigniß plötzlich aus der Dunkelheit zog. Am 12. März 1793 brachen bei der vom Nationalconvente decretirten Ziehung der Conscribirten die jungen Leute des Distrikts von St. Florent los, widersetzten sich den Behörden, jagten die Gendarmen und Beamten fort, und nahmen eine Kanone, die man auf sie abgefeuert hatte. Hierauf kehrten sie nach Hause zurück, und erwarteten eine furchtbare Rache der Republicaner. Die Kunde von diesem Auftritte gelangte zu Cathelineau, als er eben den Brodteig für sein Hauswesen knetete. Alsbald faßte er den Entschluß, an die Spitze seiner Landsleute zu treten, reinigte seine nackten Arme, zog seinen Rock an, versammelte die Dorfbewohner, und ermuthigte sie durch eine feurige Rede zum offenen Aufstande. Blos sieben und zwanzig Mann stark marschirte er aus, ließ von Ort zu Ort die Sturmglocke läuten, nahm die waffenfähige Mannschaft mit sich, überrumpelte viele republicanische Posten, nahm Kanonen weg, und hatte bald Tausende um sich versammelt. C., der sich zum Anführer nicht gebildet genug hielt, stellte sich unter den Befehl Bonchamp's (s. d.) und Elbée's; erst als nach der Einnahme von Saumur am 13. Juni 1793 das Bedürfniß einer Oberleitung gefühlt ward, erhielt er, der unter den Landleuten den meisten Anhang hatte, viel Muth und Beredtsamkeit, und in außerordentlichem Grade die Gabe besaß, stets neue Hülfsmittel aufzufinden, den Oberbefehl. Jetzt beschloß er einen entscheidenden Angriff auf Nantes. An der Spitze eines Heerhaufens von 80,000 Mann, die Charette aus dem untern Poitou mit 30,000 Mann verstärkte, setzte er sich gegen die offene, nur von einem einzigen Linienregimente vertheidigte Stadt in Bewegung. Doch trotz dieser großen Anzahl von Streitenden richteten die Insurgenten Nichts aus; sie wurden, nachdem den ganzen Tag des 29. Juni von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit gefochten worden war, von den Republicanern vollständig geschlagen und zerstreut. C. selbst fiel schwer verwundet im Kampfe, und starb am 11. Juli zu St. Florent an seinen Wunden. Fast seine ganze sehr zahlreiche Familie theilte im Laufe der Insurrection sein Schicksal. Seine übrig gebliebenen Kinder erhielten nach der Restauration große Pensionen.

Catilina, Lucius Sergius, ein vornehmer Römer, stammt aus einer berühmten, aber verarmten patricischen Familie, und wurde 108 v. Chr. geboren. Von der Natur mit glänzenden Anlagen ausgestattet, benutzte er diese nur zur Befriedigung einer wilden Grausamkeit und seines selbstsüchtigen Charakters. Als Jüngling schloß er sich an Sulla an und nahm den thätigsten Antheil an der Ausführung der von diesem verhängten Achtungen. Er mordete seinen Bruder, seine erste Gattin und selbst seinen eigenen Sohn, da dieser einer neuen Verbindung hinderlich schien, wurde des Incests angeklagt, indem man ihn für den Vater seines zweiten Weibes hielt, und soll mit einer Vestalin in einem verbrecherischen Umgang gestanden haben. Im Jahre 68 begleitete er die Prätur, erlaubte sich aber bei der Verwaltung der Provinz Afrika so viele Erpressungen, daß ihm der Senat die Erlaubniß um die Bewerbung des Consulats verweigerte. Rachgier und der Wunsch, seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen, bewogen ihn, jetzt eine Verschwörung gegen die bestehenden Staatsverhältnisse einzuleiten. Er verband sich zu diesem Zwecke mit mehreren jungen Männern aus den angesehensten Geschlechtern, die, gleich ihm verderbt und tief verschuldet, nur in einem Umsturz der bestehenden Verfassung ihr Heil sahen. Der Anschlag, der mit Ermordung der Consuln C. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus des Jahres 65 beginnen sollte, mißglückte; doch gab C. seinen Plan nicht auf. Nachdem er von der Anklage der Erpressungen frei gesprochen worden war,

trat er im Jahr 64 wieder unter den Bewerbern um das Consulat auf, verstärkte die Anzahl seiner Gefährten, denen er, wenn er das Consulat erlange, Aufhebung der alten Schuldbücher, Aechtungen und Aemter versprach, und knüpfte mit den in Etrurien angesiedelten Sullanischen Veteranen Verbindungen an. Auch diesmal wie früher sollen Cäsar und Crassus um das Unternehmen gewußt und es begünstigt haben; historisch bekannt ist nur, daß sie ihn und den C. Antonius bei der Bewerbung um das Consulat unterstützten. Ehe der noch wohl überdachte Plan zur Reife kam, wurde er aber verrathen. Q. Curius, der Sohn einer angesehenen Familie, aber so lasterhaft und verbrecherisch, daß sich der Senat bereits genöthigt gesehen hatte, ihn aus seiner Mitte zu stoßen, stand in unerlaubtem Umgange mit einer Frau zweideutigen Rufes, Fulvia, der er, als sie im Begriff stand, mit ihm zu brechen, plötzlich goldne Berge versprach, und als das listige Weib weiter forschte, das ganze Geheimniß anvertraute. Hierdurch erhielt Cicero Nachricht von der Verschwörung, und auch in weitern Kreisen verbreiteten sich Gerüchte von einer nahe bevorstehenden drohenden Gefahr. Cicero, der sich gleichzeitig um das Consulat bewarb, wurde daher mit Antonius in das Consulat erwählt, und wagte es jetzt schon, C. öffentlich beim Senate anzuklagen, konnte aber nicht durchdringen, denn der Hauptverschwörer wurde unter Cäsar's Vorsitz frei gesprochen. Durch Cicero's Wahl zum Consulat ward C. nur bewogen, sein Ziel mit doppeltem Eifer zu verfolgen. Er sammelte Waffen und Kriegsbedürfnisse, vergrößerte seinen Anhang auf jede Weise, ließ durch seinen treuen Genossen M. Manlius Acidinus Truppen in Etrurien werben, und hoffte namentlich durch den zum Consul gewählten C. Antonius die Maßregeln des Staats zu lähmen. Doch auch Cicero verfolgte seinen Plan mit rastloser Thätigkeit. Durch die Fulvia ward er fortdauernd von dem Umsichgreifen der Verschwörung in Kenntniß gesetzt. Seinen Collegen, C. Antonius, gewann er dadurch, daß er ihm seine gewinnreiche Provinz Macedonien überließ, und dafür Gallien nahm; zugleich verschärfte er das Gesetz gegen unrechtmäßige Bewerbungen um Ehrenämter. C. hatte die Ausführung seines Unternehmens für den Tag der neuen Wahlen im Oct. 63 festgesetzt; doch als hier die Verschwornen bewaffnet auf dem Marsfelde erschienen, trat auch Cicero mit einer überlegenen Schaar bewaffneter Männer zu seinem Schutze auf. Vergeblich suchte C., da sein Anschlag auf Cicero's Leben vereitelt war, durch ausgesendete Verschworne Italien zum Aufstande zu bringen und sich der festen Stadt Präneste zu bemächtigen. Cicero vereitelte durch seine Wachsamkeit jedes Unternehmen C.'s, vertheilte Wachen in der Stadt, um den Plan der Verschwornen, Rom anzuzünden, zu vereiteln, und machte selbst einen großen Theil der Anhänger C.'s abtrünnig, indem er den Angebern Belohnungen versprach. Am 7. Nov. enthüllte er öffentlich vor dem Senate durch die erste seiner berühmt gewordenen Catalinarischen Reden die heimlichen Umtriebe C.'s, der durch Schmähungen antwortete und, als der Senat ihm Stillschweigen auferlegte, das Haus und Rom verließ; in einer zweiten Rede, am 8. Nov., klärte Cicero das Volk über die Lage der Sachen auf, worauf C. und Manlius geächtet, und der Consul Antonius mit einem Heere gegen sie entsendet wurde; Lentulus, dem C. bei seiner Entweichung den Auftrag gegeben hatte, Rom in Brand zu stecken, wartete mit diesem Unternehmen, durch die Rüstungen des Senats geschreckt, bis zur Nacht der Saturnalien (19.—20. Dec.), doch auch hier kam ihm Cicero zuvor. Gesandte der Allobroger, die nach Rom gekommen waren, um beim Senat Beschwerde zu führen, hatten ihrem Patron Q. Fabius Sanga, von dem es Cicero erfuhr, entdeckt, daß Lentulus ihnen den Antrag gemacht hätte, ihr Volk zur Empörung aufzureizen. Um unwiderlegliche Beweise zu erlangen, bewog sie Cicero, sich von den Häuptern der Verschwornen Briefe mitgeben zu lassen, als wenn sie deren als Berechtigung vor ihrem Volke bedürften. Kaum waren aber die Gesandten mit diesen Briefen und in Begleitung eines Verschwornen, Volturcius, von Rom abgereist, so wurden sie auf Cicero's Befehl angehalten und zurückgeführt. Darauf versammelte Cicero am 3. Dec. den Senat in dem Tempel der Concordia, wohin auch Lentulus, der Senator Cethegus und die Ritter Gabinius und Statilius geladen wurden, die, von der Entdeckung Nichts ahnend, sich auch dem Gebote des Consuls stellten. Ueberführt durch die Aussage der Allobroger und durch ihre eigenen Schreiben,

wurden sie verhaftet, und Cicero machte noch an dem Abend desselben Tages das Volk mit den Vorfällen bekannt. Auf das Gerücht, daß man die Gefangenen mit Gewalt befreien wolle, versammelte sich am 5. Dec. der Senat unter dem Schutze von Bewaffneten zum Urtheilsspruche in dem Tempel der Concordia. Vergeblich suchte Julius Cäsar das Todesurtheil von den Schuldigen abzuwenden. Cicero und M. Portius Cato drangen in kräftigen Reden auf die Todesstrafe, und Lentulus wurde mit seinen Gefährten durch Henkershand im Kerker erdrosselt. Unter dem Jubelruf der Menge wurde Cicero nach Hause geleitet. Zwar machten ihm seine Gegner den Vorwurf, er habe gegen die Gesetze des Staats römische Bürger zum Tode gebracht, ehe sie durch die Volksversammlung zum Tode verurtheilt worden seien, und der Volkstribun Metellus Nepos verhinderte ihn bei der Niederlegung seines Amtes, am 31. Dec., sogar, zum Volke zu reden; dennoch bestätigte dieses mit Jubelruf seinen Schwur, er habe das Vaterland gerettet, und geleitete ihn triumphirend nach Hause. Die für C. an verschiedenen Orten Italiens begonnenen Rüstungen wurden schnell unterdrückt, sein in Etrurien gesammeltes Heer ging auf die Nachricht der Ereignisse in Rom zum Theil auseinander. Er wollte nach Gallien gehen, fand aber die Pässe über die Apenninen durch Metellus Celer besetzt. Bei seiner Rückkehr zu Anfang des Jahres 62 traf er bei Pistoria (das heutige Pistoja) in Etrurien auf das Heer des Antonius, der, angeblich wegen Krankheit, die Führung desselben seinem Legaten M. Petrejus übertragen hatte. Es kam zur Schlacht; auf beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten; Manlius und C. selbst fielen mit den meisten ihrer Brüder. Die später verhafteten einzelnen Verschwornen wurden mit dem Verlust ihres Vermögens und der Verbannung bestraft. Die Geschichte dieser Verschwörung beschrieb Sallust (s. d.) in seinem „Bellum Catilinarium."

Catinat, Nicolas von, Marschall von Frankreich, geb. am 1. Sept. 1637 zu Paris, studirte nach seines Vaters Wunsch die Rechte, gab aber seine Advocatur auf, als er einen nach seiner Ansicht gerechten Proceß verloren hatte. Er trat bei einem Cavalerieregiment in Dienste und zeichnete sich bei der Belagerung von Lille so aus, daß er die Aufmerksamkeit des Königs erregte, der ihn als Lieutenant zur Garde versetzte. Darauf wohnte er den Feldzügen von 1672—75 bei, kam 1676 in den Generalstab der Armee des Marschalls von Rochefort, welche damals zwischen der Maas und der Mosel operirte, wurde dann zum Commandanten von Château=Cambresis, später von Dünkirchen und hierauf zum Generalinspector der Armee ernannt. Im Jahre 1681 wurde er zum Maréchal de Camp befördert, und wegen Abtretung von Casale an den Herzog von Mantua geschickt. Anfangs scheiterte die Unterhandlung an der Verrätherei des Grafen v. Mattioli; nachdem aber dieser auf Befehl Ludwig's XIV. auf einer Jagd verhaftet, und man ihn nach Pignerol hatte abliefern lassen, vollzog er die Besitzergreifung mit großer Klugheit. Nach Aufhebung des Edicts von Nantes und nachdem Ludwig XIV. den Herzog von Savoyen zur Verfolgung der Waldenser bewogen hatte, erhielt er den Befehl, selbst gegen diese unglücklichen Gebirgsbewohner zu Felde zu ziehen, und mehr als 15000 Menschen kamen durch ihn in Elend und Hunger um. Im Jahre 1687 zum Gouverneur von Luxemburg ernannt, zeichnete er sich als Generallieutenant bei der Belagerung von Philippsburg, sowohl durch Umsicht, als persönliche Tapferkeit, ganz besonders aus, und erhielt darauf den Oberbefehl der Truppen in Jülich und Lüneburg, wo er sich gegen die strengen Befehle des Kriegsministers Louvois menschlicher zeigte als in Savoyen. Darauf sendete ihn Ludwig XIV. 1690 gegen den Herzog von Savoyen, der in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien eine sehr zweideutige Rolle spielte. Anfangs schonte C. den Herzog zum großen Mißvergnügen des Königs, gewann aber dessen Zufriedenheit vollkommen wieder durch die Eroberung von Susa und die Siege bei Laours und Stafarda. War er bei seinen Operationen weniger glücklich, wie es ihm später häufig geschah, so lag die Ursache nur darin, daß er oft gegen seine eigene Ansicht fechten mußte. Trotz aller Hindernisse und Intriguen eroberte er 1691 Nizza, Carmagnola und Piemont, wehrte 1692 mit einer weit geringern Macht dem herandrängenden Feind das Eindringen in Frankreich, vermittelte später 1696 den Frieden, der im

folgenden Jahre zu Ryswick geschlossen wurde, und lebte dann zurückgezogen vom Hofe in Paris, bis ihn der Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs 1701 von Neuem ins Feld rief. Er erhielt wieder den Oberbefehl, fand aber an dem Prinzen Eugen einen um so glücklichern Gegner, weil dieser frei handeln konnte und keinen so zweideutigen Bundesgenossen hatte, als es der Herzog von Savoyen war, der es ins Geheim mit dem Kaiser hielt, und diesem alle Pläne C.'s verrieth. Auf diese Weise ging die Schlacht bei Carpi verloren, und C. mußte das Land zwischen der Etsch und der Adda räumen. Sein Bericht an Ludwig XIV., der diese Anklage gegen den Herzog von Savoyen enthielt, zog ihm die Ungnade des Hofes zu, da die Gemahlin des Herzogs von Bourgogne eine savoyische Prinzessin war. Er verlor das Obercommando, sah sich aber bald vollkommen gerechtfertigt, da kurz darauf der Herzog von Savoyen die Maske ablegte. Mit Widerstreben nahm er das ihm jetzt aufgedrungene Commando im Elsaß an, forderte aber sogleich seine Entlassung wieder, als er hier die Mittel ganz unzulänglich fand. Von jetzt bis zu seinem Tode, am 25. Febr. 1712, lebte er auf seinem Gute St. Gratien bei St. Denis. C. war einer der besten Generale Ludwig's XIV. und trug nicht wenig zu dem Glanze bei, welcher Frankreichs Waffen zu der damaligen Zeit umstrahlte. Er war Soldat im vollsten Sinne des Worts, tapfer und vorsichtig, aber rasch in der Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses. Trotz seines schroffen und strengen Charakters war er ein Liebling der Soldaten, mit denen er alle Gefahren und alle Entbehrungen theilte. Gegen Niedere war er mild und human, gegen Vornehme stets stolz, und mit Höflingen wollte er nie Etwas zu thun haben. Als Ludwig XIV. alle seine Marschälle zu Rittern des Hausordens machen wollte, lehnte C. diese Ehre ab, obgleich seine Familie in ihn drang, sie wenigstens für die Familie anzunehmen.

Cato, Marc. Porcius, Censorius, auch Sapiens (der Weise) und zum Unterschied von dem Uticensischen C. Priscus und Major (der Alte, Aeltere) genannt, wurde zu Tusculum, dem heutigen Frascati, 232, nach Andern 234 oder 239 v. Chr. geboren. Aus einem unbekannten Geschlechte entsprossen, verlebte er seine früheste Jugend im Gebiete der Sabiner auf einem väterlichen Landgute, welches in der Nähe des ehemaligen Wohnsitzes des berühmten M' Curius Dentatus lag. Diesen Mann, der dreimal triumphirt und sich um Rom hoch verdient gemacht hatte, nahm Cato zum Muster in der Einfachheit und Unbescholtenheit. Durch diese Eigenschaften und durch die Anhänglichkeit an das Herkömmliche bildete er zwar den Charakter eines Römers der frühern Zeit, wo man noch Nichts von Verweichlichung wußte, in sich aus, aber dabei konnte Alles, was die Gegenwart hervorbrachte, so wenig Einfluß auf ihn gewinnen, daß die Zeitgenossen seine Rauhheit oft zu tadeln fanden. In seinem 17. Lebensjahre machte er seinen ersten Feldzug mit unter den Consuln Fabius Maximus und M. Claudius Marcellus 215 v. Chr. Im J. 208 v. Chr. war er auf Sicilien Militärtribun, und das Jahr darauf focht er im Heere des Consuls Nero bei Sena gegen Hasdrubal und erwarb sich den Ruhm eines tapfern Kriegers. Nach Verlauf einiger Zeit (202 v. Chr.) wurde er dem Scipio als Quästor in Sicilien beigesellt, jedoch ohne mit ihm in dem freundschaftlichen Verhältnisse zu leben, welches die Pflicht eines Quästors erforderte. Die Grundsätze des Scipio, der für griechische Schönheit und Sitte ganz eingenommen und sehr prachtliebend war, standen so sehr mit den Ansichten des Cato im Widerspruch, daß dieser später kein Bedenken trug, auf die Anklage seines großen Gegners hinzuarbeiten. Volksädil wurde er 199 v. Chr. mit L. Helvius und 198 v. Chr. Prätor auf Sardinien, wo er sich besonders durch seine Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit auszeichnete. 195 v. Chr. wurde er mit seinem Freunde Valer. Flaccus zum Consul erwählt, und ging mit einem Heere nach Spanien, wo er durch kluge Maßregeln an den abgefallenen Völkern die Niederlage seines Vorgängers in kurzer Zeit rächte. Er ließ die Mauern der Städte niederreißen, die Einwohner entwaffnen, und stellte, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine allgemeine Ruhe wieder her. Für dieses sein Verdienst feierte er einen Triumph, nach dessen Beendigung er sogleich das Consulat niederlegte und mit Sempronius nach Thracien ging. Bald darauf (190 v. Chr.) erfocht der Consul M' Acilius Glabrio,

besonders durch Cato's Thätigkeit, der durch einen beschwerlichen Marsch über das Gebirge die Stellung der Feinde umging, einen glänzenden Sieg über Antiochus bei Thermopylä. Cato selbst kehrte 189 v. Chr. nach Rom zurück. Im Jahre 188 v. Chr. endlich brach der lang genährte Groll dieses eifrigen Demokraten gegen Scipio Africanus aus. Durch die Volkstribunen Petilius und M. Nävius ward auf Cato's Anstiften Scipio angeklagt, daß er einen Theil der im Kriege gemachten Beute unterschlagen habe und vom Antiochus bestochen worden sei Cato erreichte zwar die beabsichtigte Verurtheilung des Scipio nicht, aber zu seiner Freude verließ der gekränkte Mann das undankbare Rom, und beschloß den Rest seiner Tage auf seinem Landgute. Das letzte obrigkeitliche Amt, welches Cato verwaltete, war die Censur (184 v. Chr. oder 570 n. E. R.), nachdem er sich schon 189, doch vergeblich, um dasselbe beworben hatte. Seinem Wunsche gemäß gab man ihm Valer. Flaccus zum Gehilfen, mit welchem allein er sich dem beschwerlichen Geschäfte unterziehen wollte. Mit unerbittlicher Strenge, aber dennoch mit so vielem Beifalle führte er sein Amt, daß man ihm nach Beendigung desselben eine Statue zu setzen beschloß, und ihm den Beinamen Censorius gab. Gegen das Ende seines Lebens wurde Cato an der Spitze von 10 Gesandten nach Karthago geschickt, um den Streit dieser Stadt mit Massinissa zu schlichten. Als er hier angekommen war, und den Reichthum der wieder aufblühenden Stadt beobachtet hatte, entzündete sich in seiner Seele ein solcher Haß gegen dieselbe, daß er nach der Rückkehr im Senat allen seinen Reden die Worte anhing: „Uebrigens glaube ich, Karthago muß zerstört werden." Leider sah der durch Leidenschaft verblendete Mann die nachtheiligen Folgen nicht, welche aus der Zerstörung Karthago's nothwendig eintreten mußten. Rom verlor durch dasselbe seinen Nebenbuhler, und das kriegerische Feuer der Römer, welches in den Kämpfen mit demselben gelöscht worden war, wüthete dann in den einzelnen Theilen des Staates bis zu seinem Untergange. Cato starb im 85. Lebensjahre. Sein Leben war ein fortdauernder Kampf, theils gegen die Optimaten, die freilich den Mann von unbekannter Herkunft, der sich erst durch eignes Verdienst zu ihrem Stande emporgeschwungen hatte, nicht mit günstigen Augen ansahen, theils gegen die nach den Kriegen in Griechenland und Asien immer mehr einreißende Verfeinerung und Verderbniß der Sitten. Sein einziges Streben ging dahin, die alte Sittenstrenge und Einfalt des Lebens der frühern Republik wieder zurückzuführen. Und wenn auch dieses ernste Festhalten an dem einmal für Recht Erkannten unsere Bewunderung in Anspruch nimmt, so müssen wir ihn doch auf der andern Seite tadeln, daß er jedem Fortschritt der Zeit hemmend entgegen treten wollte und dadurch bewies, daß er die Aufgabe seiner Zeit nicht kannte. Mit Unrecht bekämpfte er das Eindringen griechischer Sitte und Bildung, und anmaßend und lächerlich erscheint sein Antrag im Senat, die Gesandten, welche Athen zur Milderung einer dem Staate auferlegten Strafe 155 nach Rom gesandt hatte, und unter denen die berühmtesten damaligen Philosophen Griechenlands Carneades der Akademiker, Diogenes der Stoiker und Critolaus der Peripatetiker sich befanden, schnell abzufertigen, damit die Jugend, die gern ihren Vorträgen lauschte, wieder zu ihren frühern Beschäftigungen zurückkehren könne. Ueberhaupt nahmen seine Bemühungen um Zurückführung der alten Sittenstrenge nur zu oft den Charakter persönlicher Rachsucht und Leidenschaftlichkeit an. In seinem Hauswesen war er höchst einfach und mäßig; im Felde begnügte er sich mit einfacher Soldatenkost, gegen das Volk war er mild und stets bereit, es gegen die Uebergriffe der Reichen und Mächtigen zu schüzzen. Gegen seine Sclaven war er ein harter Herr, der selbst geringe Vergehen streng strafte, oft mit dem Tode. Doch freilich waren die Sclaven rechtlos und wenig besser geachtet als das Thier. So theilte sich Tugend und Laster in seinen Charakter; denn er, der den Wucher an Andern unerbittlich verfolgte, soll sich selbst vom Wucher nicht ganz frei erhalten haben. Bei dem Allen war er ein Mann von großer geistiger Kraft. Seine Beredtsamkeit muß bedeutend gewesen sein, denn man nannte ihn den röm. Demosthenes; und dabei stand ihm gegen seine vornehmen Feinde noch die Waffe des Witzes zu Gebote, die noch mehr gefürchtet war, als sein durchdringender Verstand. Wie sehr er auch gegen das Eindringen griechischer Wissenschaft in Rom eiferte, so war ihm selbst doch die Wissenschaft und

mannichfache Kenntniß nicht fremd. Auch hat er manche Schriften verfaßt, von denen wir aber nur noch den Namen oder einzelne Fragmente kennen. Sein Werk, „De re rustica" besitzen wir nur in einer spätern Ueberarbeitung, am Besten herausgegeben von Geßner und Schneider in ihren Ausgaben der „Scriptores rei rusticae"; die Fragmente seiner Reden, von denen Cicero noch 150 las, sammelte am Vollständigsten Meyer in seinen „Oratorum rom. fragmenta" (Zür. 1842); auch schrieb er ein großes Geschichtswerk „Origines", worin er die Geschichte Roms und Italiens von der ältesten bis auf seine Zeit abhandelte; die Fragmente stellte unter Andern Krause in seinen „Historicorum rom. fragmenta" (Berl. 1833) zusammen. Er war zweimal verheirathet; zuerst mit Licinia, mit der er einen Sohn erzeugte, M. Porcius Cato Licinianus, der sich als Soldat und Rechtskenner auszeichnete, aber noch vor seinem Vater, 152, starb; das zweite Mal mit Salonia, mit der er sich im hohen Alter verband; sie gebar ihm 154 den M. Porcius Cato Salonianus, der als Prätor starb, und dessen Enkel Cato Uticensis ist.

Cato, M. Porcius, zum Unterschied von seinem Urgroßvater, C. Censorius, der jüngere, auch M. Porcius Uticensis, von Utica, dem Orte seines Todes, genannt, wurde 93 v. Chr. geboren, und nach dem frühzeitigen Tode seiner Aeltern von seinem Oheim Liv. Drusus auferzogen. Schon in seinen frühesten Jahren zeigte er einen Muth und eine Besonnenheit, über welche Jedermann staunte, und in ihm den ausgezeichneten Geist erkannte, der späterhin so bedeutenden Einfluß auf Rom gewann. Plutarch erzählt, daß er im 14. Lebensjahre bei dem Anblicke der auf Sulla's Befehl ermordeten Römer erzürnt von seinem Lehrer ein Schwert gefordert habe, um den Wütherich zu ermorden. Ein schöner Zug seines Charakters ist die Eintracht mit seinem Halbbruder Cäpio. An Antipater, einem Stoiker aus Tyrus, fand Cato einen trefflichen Freund und Lehrer, der ihm die Grundsätze der Stoa so einprägte, daß C. sein ganzes Leben hindurch unerschütterlich fest an ihr hielt. Seine Beredtsamkeit zeigte C. schon in einem Streite mit den Volkstribunen, welche die von Cato dem Censor erbauete Basilica entfernen wollten, und verhinderte dieses Vorhaben. Im J. 72 v. Chr. trat er ins Heer und diente unter L. Gellius Poplicola im Kriege gegen Spartacus, wo er sich auch durch Muth und Tapferkeit Anerkennung erwarb. Darauf ging er als Kriegstribun im J. 67 zu dem Proprätor M. Rubrius nach Macedonien, doch ward er bald des einförmigen Lagerdienstes überdrüssig, wie er denn überhaupt nicht zum Krieger und Feldherrn geschaffen war, nahm auf 2 Monate Urlaub und ging nach Pergamum, von wo er den Stoiker Athenodor zurückbrachte. Im Jahre 67 trat er als Quästor zuerst ins öffentliche Leben und zeigte schon hier, was er während seiner ganzen spätern Laufbahn war, sich als den warmen Freund und Vertheidiger der Republik, als Mann von strenger Rechtlichkeit und Tugend. Da er sich schon vorher eine genaue Einsicht in die betreffenden Gesetze und Einrichtungen verschafft hatte, trat er als Quästor allen Willkürlichkeiten und Unterschleifen kühn entgegen, und vor seiner rücksichtslos strafenden Hand konnten selbst Männer von großem Ansehen, wie der Censor Lutatius Catulus, nicht schützen. Nach Ablauf seiner Quästur ging er im J. 63 abermals nach Asien, um seine Welt- und Geschäftskenntniß zu erweitern. Nach seiner Rückkehr nach Rom blieb er zwar in dem beginnenden Zwiespalt der Partien noch parteilos; doch zeigte er schon, welche Gesinnung er gegen den gefeierten Pompejus hegte, als er für Lucullus, dem Jener den ihm gebührenden Triumph zu entziehen suchte, auftrat und ihm zu seinem Rechte verhalf, und später sich mit Q. Metellus Nepos zum Tribun erwählen ließ, als er vernahm, daß dieser entschiedene Parteigänger des Pompejus sich um das Tribunat bewerbe. In der Entdeckung der catilinarischen Verschwörung 63 v. Chr. leistete er Cicero bedeutende Hülfe. Als Cicero im Senate anfragte, welche Strafe die Verschworenen verdient hätten, und Viele, wie z. B. Cäsar, für lebenslängliche Verhaftung stimmten, so trug Cato in seiner ausgezeichneten Rede, welche Sallust im 52. Cap. der catilinarischen Verschwörung aufbewahrt hat, auf Todesstrafe an, und drang durch. Da Metellus Nepos vorschlug, man solle Pompejus aus Asien zurückrufen und ihm den Oberbefehl gegen Catilina übertragen, so widersetzte sich Cato, wäre aber beinahe in einem Volksaufstande deswegen erschlagen worden. Inzwischen war Pompejus

selbst aus Asien zurückgekehrt, geschmückt mit neuen Lorbeeren wegen seiner Siege über Mithridates und von höherm Stolze gebläht. Schon vorher hatte er den Senat um Aufschub der Consulwahl ersucht, um persönlich die Bewerbung seines Legaten M. Piso zu unterstützen, der dann die Bestätigung seiner Einrichtungen in Asien und die Belohnung seiner Krieger vermitteln sollte. Auch diesem, an sich unbedeutenden Gesuch widersetzte sich C., obwohl vergeblich. Da Pompejus C. überall als einen nicht zu verachtenden Gegner seinen Entwürfen hemmend entgegen treten sah, suchte er ihn für sich zu gewinnen, und ließ durch Munatius Plancus für sich und seinen Sohn um zwei seiner Nichten werben. C. wies die Bewerbung kalt zurück und that dadurch sich und seinem Streben den meisten Schaden, indem er die Verbindung der beiden mächtigsten Männer der Republik, Pompejus und Cäsar, und dadurch den Sturz des Staats nur beschleunigte. Eben so vergeblich widersetzte er sich dem Antrag, durch welchen Cäsar als Consul im J. 59 das Volk, die Veteranen, und den Pompejus mittelst Vertheilung von Staatsländereien sich verpflichten wollte. Er wurde mit Gewalt beseitigt. Nicht glücklicher war er mit seinem Widerspruch, als Cäsar durch Verringerung der Pachtsummen für Ländereien in Asien die Ritter für sich zu gewinnen suchte. Den immer gefürchteten Gegner entfernte man mit dem Auftrag aus Rom, den König von Cypern abzusetzen und seine Habe einzuziehen. C. unterzog sich gezwungen dieser Mission und brachte glücklich die cyprischen Schätze nach Rom. Auch im J. 55, wo sich Pompejus und Crassus gemeinschaftlich um das Consulat bewarben, führte sein Widerstand zu keinem glücklicheren Resultate. Er wurde bei seinem Gange nach dem Forum mit seinem Schwager Domitius Ahenobarbus, dessen Bewerbung er unterstützen wollte, verwundet. Nachdem er auf diese Weise mit stets vergeblichem Bemühen der Uebermacht der Triumvirn entgegengearbeitet, auch das trebonianische Gesetz, welches den Consuln auf 5 Jahre Provinzen und Heere verschaffte, nicht zu verhindern vermocht hatte, schloß er sich endlich nothgedrungen bei der wachsenden Macht Cäsar's dem Pompejus an und schlug im J. 52 im Senate selbst vor, den Letztern zur Rettung des Staats aufzurufen, und zum alleinigen Consul zu ernennen. Als Cäsar feindlich gegen Rom anzog, und die Partei der Optimaten Italien räumte, wurde er nach Sicilien gesandt, sah aber bald ein, daß er sich hier nicht halten könne, und folgte Pompejus nach Dyrrhachium. Doch den starren Republicaner, den streng rechtlichen Mann konnte man hier nicht brauchen, er wurde nach Asien geschickt, um bei der Rüstung der Land- und Seemacht behülflich zu sein. Auch hier ward er dem Metellus Scipio lästig, und so ging er nach Rhodus, um hier für die Sache der Freiheit zu wirken, worauf er wieder zu Pompejus zurückkehrte, der ihm den Befehl über die Flotte gab, von dem er aber bald durch Bibulus abgelöst ward. Nach der Schlacht bei Pharsalus begab er sich erst nach Corcyra und setzte von da nach Afrika über, wo er des Pompejus Tod vernahm. Den Oberbefehl über die in der Provinz Afrika versammelten Truppen lehnte er ab, er begann allgemach an der Rettung der Republik zu verzweifeln, und übernahm nur den Oberbefehl in Utica, dessen durch Scipio und Juba beabsichtigte Zerstörung er verhindert hatte. Als er den Sieg Cäsar's bei Thapsus vernahm, sorgte er vor allen Dingen für die sichere Entsendung der röm. Senatoren und Ritter, da er bei dem Mangel an Truppen, und dem Widerwillen der Einwohner die Unmöglichkeit erkannte, die Stadt zu halten. Dem Magistrat des Orts untersagte er, für seine Sicherheit sich bei Cäsar zu verwenden, da Bitte nur dem Ueberwundenen, und Fürbitte nur dem Verbrecher zieme, und wählte sich selbst den Tod durch eigene Hand, um den Fall des Staats nicht zu überleben. Nachdem er den Proquästor, L. Cäsar, einen Verwandten des Dictators, gebeten hatte, sich bei diesem für die bei ihm Zurückbleibenden, seinen Sohn Marcus und seine Freunde Statilius, den Stoiker Apollonides und den Peripatetiker Demetrius, zu verwenden, unterhielt er sich am Abend mit diesen über den stoischen Satz, daß der Weise allein frei sei. Er entließ sie darauf, nachdem sie vergeblich versucht hatten, ihn von dem Vorhaben, das sie ahnten, abzubringen, las auf seinem Lager in Plato's „Phädon", verlangte sein Schwert, das man ihm genommen, mit Ungestüm zurück, las dann nochmals im Phädon, schickte nach Mitternacht nach dem Hafen, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß keine Schiffe mehr da seien, und

durchbohrte sich bei anbrechender Morgendämmerung. Die Unsicherheit des Stoßes hatte die Wunde nicht tödlich gemacht; die Freunde eilten herbei und legten dem Bewußtlosen einen Verband an; doch als er wieder zu sich kam, riß er den Verband ab und verblutete sich. Eine Statue bezeichnete später den Ort am Meere, wo er begraben ward. Die Urtheile seiner Zeitgenossen über diesen berühmten Römer sind sehr widersprechend, doch Cicero rühmt ihn als einen in jeder Tugend ausgezeichneten Mann. Die Nachwelt ist in seinem Lobe häufig zu weit gegangen, denn seine strenge Tugend artete oft in Starrheit und Unbeugsamkeit aus und nach seinem Grundsatze: Alles für und durch den Staat, galt ihm jedes Mittel, selbst Uebertretung des Gesetzes, für erlaubt. Sein persönlicher Charakter und sein Privatleben zeigt ihn als unbestechlich, streng die Wahrheit liebend, einfach in seinen Gewohnheiten und fast immer leidenschaftlos. In seinem öffentlichen Leben offenbart sich eine Halbheit, ein Verkennen des Geistes der Zeit, das nothwendig auf das Gelingen seiner Bestrebungen einen nachtheiligen Einfluß haben mußte. Er hing nur an dem Alten, das Bestehende wollte er unter jeder Bedingung erhalten, ihm fehlte der gestaltende, selbstschöpferische Geist, der in solchen Perioden der einbrechenden Verwirrung und Auflösung Macht und Gewalt gibt. Er erkannte wohl die Krankheit seiner Zeit, wußte sich aber nicht an die Spitze des Staates zu stellen, um dem drohenden Verderben mächtig entgegenzutreten. Daher mußte er, der beschränktere Geist, dem genialen Cäsar unterliegen, daher konnte er selbst in seiner Partei, wenn man die Optimaten für die seine halten will, wohl zum Ansehen, aber nie zur Macht gelangen. — Seine Kinder aus seiner ersten Ehe mit Atilia hatten des Vaters republicanischen Geist; seine Tochter Porcia (s. d.) tödtete sich selbst als Gemahlin des M. Brutus, sein Sohn Marcus fiel in der Schlacht bei Philippi.

Cato, Valerius, ein römischer Grammatiker im ersten Jahrh. v. Chr., aus Gallien gebürtig, soll der Verfasser eines früher dem Virgil beigelegten Gedichts „Dirae“ sein, in welchem er Verwünschungen und Klagen über den Verlust seiner Ländereien ausspricht, den er durch Sulla's Ackervertheilung im J. 81 v. Chr. erlitt. Die neuesten und die besten Ausgaben sind von Eichstädt (Jena 1826, 4.) und Putsche (Jena 1828).

Cato, Dionysius, ein römischer Dichter aus dem dritten Jahrh. n. Chr., dem man die „Disticha de moribus“ oder „Dysticha moralia“ zuschreibt. Das Buch zeichnet sich durch Sprache und Inhalt sehr vortheilhaft aus, weshalb man es auch für ein Werk viel späterer Zeit hielt, dem man nur des streng sittlichen Inhalts wegen den Namen des M. Porcius Cato vorgesetzt habe. Im Mittelalter benutzte man die Gedichte als Lehrbuch bei der Erziehung der Jugend, und übersetzte sie häufig in die deutsche („Meisters Cato Rath“) und auch in andere Sprachen. Die beste Ausgabe lieferte Arntzen (Amsterd. 1754), die neueste deutsche Uebersetzung, Fleischner (Nördl. 1832).

Cats, Jakob, Rathspensionär von Holland und einer der beliebtesten Dichter seiner Nation, geb. 1577 zu Brouwershaven auf Schouwen in Zeeland, studirte zu Leyden die Rechtswissenschaft und hielt sich dann längere Zeit in Orleans auf, wo er die juristische Doctorwürde erhielt. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland prakticirte er Anfangs in Haag als Advocat, dann in seinem Geburtsorte, wo es ihm gelang, die Lossprechung einer Hexe von Folter und Feuertod zu erringen. Zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit unternahm er eine Reise nach England und trat hier mit mehreren Gelehrten und angesehenen Männern in Verbindung. Nach Herstellung seiner Gesundheit kehrte er Anfangs in seine Vaterstadt zurück, ließ sich aber bald darauf in Middelburg nieder, verheirathete sich hier und lebte ohne Anstellung seinen Lieblingsstudien. Nach dem Waffenstillstand von 1609 nöthigten ihn die wieder ausgebrochenen Feindseligkeiten mit Spanien, nicht allein sein Landgut zu verlassen, das unter Wasser gesetzt worden war, sondern auch selbst die Waffen zu ergreifen. Darauf nahm er die Stelle eines Pensionärs von Middelburg an, welche Stelle er später mit einer ähnlichen in Dortrecht vertauschte. Im J. 1625 wurde er Curator der Universität zu Leyden und ging 1627 als Gesandter nach England, um über die Feindseligkeiten englischer Schiffe gegen die neutrale holländische Flagge Klage zu führen. Im J. 1636 wurde er zum Rathspensionär von Holland ernannt und zeigte sich in dieser

hohen Stellung bei den damaligen verwickelten Zeitverhältnissen immer als einen umsichtigen, redlichen Freund des Vaterlandes, der sich stets von einem engherzigen Parteigeist fern hielt. Im J. 1651 legte er wegen seines hohen Alters sein Amt nieder, ließ sich aber im folgenden Jahre doch wieder bewegen, eine Gesandtschaft nach England zu übernehmen, um die Mißverständnisse zwischen Cromwell und seinem Vaterlande wieder auszugleichen. Es gelang ihm nicht, und bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit England zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und starb am 12. September 1660 auf seinem Landgut Zorgvliet bei Haag. Er wurde in der Klosterkirche in Haag begraben, und 1829 setzte man ihm zu Gent ein Denkmal. Als Dichter hat Vater C., wie ihn die Holländer noch immer nennen, sich vielfache und große Verdienste erworben. Zwar erreicht er in seinen Gedichten die Höhe eines Hooft und Vondel nicht, gewinnt aber die Herzen um so mehr durch die Naivetät und liebliche Einfachheit seiner Gedanken, die durch die Reinheit des Ausdrucks, die Klarheit des Styls, verbunden mit Reichthum der Phantasie und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, noch mehr hervorgehoben wird. Bis in sein höchstes Greisenalter bewahrte er sich eine seltene Frische des Geistes; mit besonderem Beifall wurden seine größeren Gedichte „Zinnebeelden,“ „Galatea,“ „Huwelyk,“ aufgenommen und lange Zeit waren seine Gedichte neben der Bibel ein Hausbuch bei den alten Holländern. Seine sämmtlichen Werke wurden oft gedruckt; die beste Ausgabe ist die von R. Feith (19 Bde. Amst. 1790—1800. 12.). Eine deutsche Uebersetzung erschien in Hamburg (8 Bde. 1710—17).

Cattaneo, Gaetano, der Gründer und Director des mailändischen Münzcabinets, war in seiner Jugend Maler und trieb seine Kunst in Rom mit glücklichem Erfolg. Später als Zeichner bei der Münze in Mailand angestellt, bemerkte er, daß häufig Stücke von großem historischen Werthe eingeschmolzen wurden. Auf seine Anzeige übertrug ihn ein Ministerialdecret vom 20. Decbr. 1803 die Auswahl und Sammlung solcher Kostbarkeiten. Durch unermüdliche Thätigkeit, durch Käufe und Geschenke erhob sich diese Sammlung nach und nach zur ersten Italiens, besonders nachdem seit 1807 der Staat ihr seine Unterstützung angedeihen ließ. Auch verband C. damit eine numismatische Bibliothek, die binnen 8 Jahren auf 8000 Bde anwuchs. C's. Bemühungen hat man es auch zu danken, daß dieser Schatz nicht auch ein Opfer der französischen Kunstraubliebhaberei wurde, und daß die Sammlung, obgleich die österreichische Regierung die Einnahmefonds sehr verringert hat, noch jetzt fortbesteht und wächst. Besonders merkwürdig ist noch die von ihm angelegte sehr reichhaltige Sammlung falscher Münzen. Zu literarischen Arbeiten behielt C. sehr wenig Zeit. Der 1813 in lateinischer Sprache erschienene Katalog hatte nur den Zweck, das Vorhandene zum Behuf des Tausches bekannt zu machen.

Cattaro, Hauptstadt des Kreises gl. Namens in Dalmatien, am Meerbusen Bocca di Cattaro, ist von Festungswerken und hohen Bergen umgeben, Sitz eines Bischofs und hat 4000 Einwohner, unter denen viele Griechen sind. Seit 1430 besaßen die Venetianer den Kreis und die Stadt, mußten ihn aber 1797 nach dem Frieden von Campo Formio an Oesterreich abtreten. 1810 kam er an das Königreich Italien durch den Frieden von Schönbrunn und 1815 wieder an Oesterreich durch den Pariser Frieden. Die Einwohner treiben Seefahrt, Fischerei und Handel. Die Festung Castelnuovo, am Eingange des Meerbusens, schützt den Hafen der Stadt und überwacht den Handel und die Politik des unabhängigen Gebiets der Montenegriner, die ihre Grenze bis an den See von Scutari und die Gemeinde von Zenta ausgedehnt haben.

Catullus, Cajus Valerius, geb. zu Sirmium im Veronesischen, kam früh nach Rom, wo er von 86—48 v. Chr. lebte und Freund des Cicero und Cornelius Nepos war. Auf uns ist nur eine kleine Sammlung seiner Gedichte gekommen, Epigramme, Elegien, Lieder und Oden, welche sich durch Anmuth, Gefühl, gefällige und naive Darstellung auszeichnen, aber auch oft schlüpfrig und unzüchtig sind. Als Elegiker bildete er sich nach Kallimachus, und seine Oden sind theils aus dem Griechischen übersetzt, theils griechischen Originalen nachgebildet, doch sämmtlich mit Geist. Er ist der erste Römer, der sich im Heldengedichte versuchte durch sein „Epithalamium Pelei et Thetidos.“ Die frühern Ausga-

ben seiner Gedichte umfassen zugleich die von Tibull und Properz; unter den Neuern zeichnen sich die Ausgaben von Sillig (Gött. 1823.), Lachmann (Berl. 1829) und Döring (Altona 1834) aus. Besonders herausgegeben wurde das „Epithalamium" von Lenz. (Altenb. 1787), Gurlitt (Lpz. 1787) und Orelli in „Eclog. poët. lat." (Zür. 1823); in's Deutsche wurden C's. Gedichte übersetzt von Ramler (Leipzig, 1793) und Schwenck (Frankf. 1829).

Cauchois-Lemaire, Louis Augustin François, einer der berühmtesten französischen Publicisten, durch die Geschichte seiner politischen Verfolgungen auch dem Auslande bekannt, wurde am 28. Aug. 1789 zu Paris geboren, studirte daselbst, und widmete sich Anfangs dem Erziehungsfache. Nach der Restauration übernahm er mit Jouy, Etienne, Harel u. A. die Redaction des „Nain jaune". Als dieses durch sehr beißende Artikel bekannte Oppositionsjournal gewaltsam unterdrückt wurde, sah sich C., der dadurch sein geringes Vermögen einbüßte, genöthigt ins Ausland zu gehen; er begab sich nach Brüssel, und gab hier mit Guyot den „Nain jaune réfugié", den er später „Le vrai libéral" nannte, heraus. Nach und nach gelang es dem französischen Ministerium, C. auch bei der holländischen Regierung zu verdächtigen, so daß er mit 19 andern französischen Flüchtlingen den Befehl erhielt, das Königreich zu verlassen. Er wurde durch Gensdarmen über die Grenze gebracht, begab sich aber demungeachtet nach dem Haag, wo er gastfrei aufgenommen und vor den Nachstellungen seiner Gegner beschützt ward. Hier schrieb er sein „Appel à l'opinion publique et aux États-Généraux en faveur des proscrits français" (Haag 1817), eine geharnischte Klage wegen Verletzung des Völkerrechts, die in den niederländischen Kammern zu lebhaften Verhandlungen Anlaß gab, ohne jedoch zu einem, C's Wünschen entsprechenden, Ziele zu führen. Unter Decazes' Ministerium kehrte er nach Paris zurück, und war seitdem Mitarbeiter an mehreren politischen Journalen, besonders am „Constitutionnel", dem „Mercure du 19ième siècle" und dem „Courrier français"; auch verfaßte er eine große Anzahl politischer Flugschriften, von denen er eine Auswahl in seinen „Opuscules" (Paris 1821) und den „Lettres politiques, religieuses et historiques" (2 Bde, Paris 1828—32) zusammenstellte. Besonderes Aufsehen erregte seine „Lettre au duc d'Orléans sur la crise actuelle" (Paris 1827), worin er den Herzog von Orleans aufforderte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen, und wofür er zu einer 15monatlichen Gefängnißstrafe und zu einer bedeutenden Geldbuße verurtheilt wurde. Im J. 1830 arbeitete er mit Chatelain, dem Redacteur des „Courrier français", mit Carrel, Thiers &c. die Protestation der Journalisten gegen die Juliordonnanzen aus. Nach der Revolution lehnte er alle Anstellungsanerbietungen der neuen Dynastie ab, und setzte seine journalistische Thätigkeit fort. Erst 1838 nahm er ein kleines Aemtchen am Archiv an, und widmete sich seit dieser Zeit fast ausschließlich nur historischen Studien. Seine letzte Schrift ist „Histoire de la révolution de juillet" (Paris 1842). In seinen politischen Processen bis zur Julirevolution hat er mehr als 120,000 Fr. Strafe bezahlt.

Cauchy, Augustin Louis, ein ausgezeichneter Mathematiker, ist um 1780 zu Paris geboren, und verfaßte schon in seinem 16. Jahre eine Schrift über die Theorie der Wellenbewegung, welche des Drucks für würdig befunden wurde. Im J. 1816 wurde er Mitglied der mechanischen Classe der Akademie der Wissenschaften, und erhielt später eine Lehrerstelle an der politechnischen Schule. Als eifriger Legitimist folgte er einige Jahre nach der Julirevolution Karl X. ins Ausland nach, lebte längere Zeit in Prag, kehrte jedoch nach Paris zurück, wo er noch thätig ist. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Cours d'analyse" (Paris 1821; deutsch von Hupler, Königsb. 1828); „Leçons sur le calcul différentiel" (Par. 1829; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1836); „Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géometrie" (2 Bde, Par. 1826—28, 4.; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1840); „Exercices de mathématiques" (Par. 1826—29 und Prag 1835—36, 4.); „Mémoire sur la dispersion de la lumière" (Prag 1836, 4) und „Exercices d'analyse et de physique mathématique" (Prag 1839, 4.). — Sein Vater, **Louis François C.,** geb. 1755 zu Rouen, war seiner Zeit ein beliebter Gele-

genheitsdichter. Bekannt sind von ihm die „Ode au premier consul“ (1802), seine „La légion d'honneur“ (1805) und „La bataille d'Austerlitz“ (1806).

Caudinische Pässe (furculae caudinae) werden zwei hohe, enge, bewaldete Bergpässe bei der Stadt Caudium im alten Samnium, an der Grenze gegen Campanien, genannt, von woher die Straße nach Benevent durch sie führt. Berühmt wurden sie durch das Unglück, welches die Römer im zweiten samnitischen Kriege in ihnen erlitten. Im J. 321 v. Chr. ließen sich die Consuln T. Veturius und Sp. Postumius durch Unkenntniß der Gegend verleiten, mit vier röm. Legionen den westlichen Paß zu überschreiten, der jetzt nach dem Flecken Arpaja Forchia-di-Arpaja heißt. Arglos stiegen sie in ein geräumiges, von allen Seiten durch hohe Berge, durch welche sich nur nach Nordwest ein Bach (jetzt Iscloro) einen schmalen Ausgang bahnt, eingeschlossenes Thal herab. Als sie aber den gegen Osten hinaus führenden Paß, wo jetzt der Flecken Monte Sarchio liegt, ersteigen wollten, fanden sie ihn von Samniten besetzt, die auch den Eingang versperrten, zu dem sich die Römer darauf zurückwendeten. Für die Nacht schlugen sie ein Lager auf; am folgenden Tage aber, wo sie sich durchzuschlagen versuchten, erlitten sie eine große Niederlage, und mußten sich ergeben. Der samnitische Feldherr, der nicht wußte, wie er sein großes Glück benutzen sollte, ließ seinen greisen Vater, Herennius Pontius, deshalb befragen. Dieser gab den doppelten Rath, entweder die Römer ungekränkt abziehen zu lassen, und dadurch den Frieden und die Freundschaft mit den Römern für immer zu befestigen, oder sie alle niederzuhauen. Zu keiner dieser Maßregeln konnten sich der Feldherr und die Samniten verstehen. Man wählte einen Mittelweg, und nöthigte die Consuln zu einem Vertrag, nach welchem das Heer entwaffnet durch das Joch gehen mußte, und Rom sich anheischig machte, alle bisher gemachten Eroberungen herauszugeben. Der erste Theil dieses Vertrags wurde zur Verzweiflung der Römer in Vollzug gebracht, der zweite Theil kam nicht zur Ausführung, da der Senat in Rom den Vertrag nicht genehmigte, das beschimpfte Heer mit den Consuln auslieferte, und den Krieg mit größerm Nachdruck begann. Vergeblich protestirten die Samniten dagegen, und wiesen die angebotenen Gefangenen zurück. Der samnitische Feldherr C. Pontius wurde 292 v. Chr. in der Schlacht, durch welche Q. Fabius Maximus den dritten samnitischen Krieg beendigte, gefangen und enthauptet.

Caulaincourt, Armand Augustin Louis de, Herzog von Vicenza, geboren am 9. Decbr. 1772 zu Caulaincourt, einem Dorfe im Sommedepartement, trat schon in seinem 15. Lebensjahre in die französische Armee. In dem Feldzug von 1792 war er Capitän, wurde aber als ein verdächtiger Aristokrat ins Gefängniß gesetzt, und erst wieder befreit durch den allgemeinen Ruf zu den Waffen. Er trat jetzt als Grenadier ins Heer, erhielt nach 3 Jahren seinen Grad als Capitän wieder, und begleitete den General Aubert du Bayet nach Konstantinopel. Nach seiner Rückkehr wurde er Escadronchef, dann Oberst eines Carabiniersregiments, wo er sich in der Schlacht bei Hohenlinden so hervorthat, daß Moreau ihn zum General ernennen wollte; doch zog es C. vor, an der Spitze seines Regiments zu bleiben. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander von Rußland wurde er als diplomatischer Agent nach Petersburg geschickt, und erwarb sich bald die Achtung des jungen Monarchen. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er zum 3. Adjutanten des ersten Consuls und zum Brigadegeneral ernannt, und erhielt den Auftrag, in Brüssel ein neues Regiment zu bilden, in Straßburg die Erbauung einer Flottille zu betreiben, die nach Dortrecht bestimmt war, und zugleich die englischen Agenten am Rhein zu beobachten. Dieser Umstand brachte ihn in Verdacht, an der Verhaftung des Herzogs von Enghien Theil gehabt zu haben. Nach der Thronbesteigung Napoleon's ward C. zum Divisionsgeneral, zum Großstallmeister und Herzog von Vicenza ernannt, und 1807 als Gesandter nach Petersburg geschickt, wo man ihm seiner angeblichen Theilnahme an der Verhaftung des Herzogs von Enghien wegen nicht die beste Aufnahme zu Theil werden ließ. Doch bewahrte ihm der Kaiser Alexander seine Gunst, führte öffentlich für ihn das Wort zu seiner Rechtfertigung, bediente sich vielfach seines Raths, und ließ sich von ihm zu dem Congreß nach Erfurt begleiten. Als die Zerwürfnisse zwischen Alexander und Napo-

leon immer unheilbarer wurden, bat er um seine Zurückberufung, und als der Krieg gegen Rußland losbrach, bat er um eine Anstellung in Spanien. Dies schlug ihm der Kaiser ab; C. aber weigerte sich ebenso hartnäckig, von Moskau aus Unterhandlungen mit der russischen Regierung zu beginnen, da er im Voraus von deren Nutzlosigkeit überzeugt war. Auf der Eilfahrt Napoleon's aus Rußland war C. sein Begleiter, und setzte, wiewohl vergeblich, seine Oppositionen gegen des Kaisers Maßregeln fort. Im Jahre 1813 wurde er vielfach bei den diplomatischen Verhandlungen gebraucht, schloß am 4. Juni den Waffenstillstand zu Pläswitz ab, und war Bevollmächtigter bei dem Congreß zu Prag, der den Abfall Oesterreichs von Napoleon zur Folge hatte. Auch bei dem Congreß zu Chatillon war er gegenwärtig, dessen ungünstiger Ausgang ihm wohl mit Unrecht zur Last gelegt worden ist. Er verfocht bis zum letzten Augenblicke Napoleons Interesse, und C.'s Bemühungen hatte dieser namentlich zu verdanken, daß ihm die Insel Elba als souveränes Fürstenthum blieb. Diese Treue bewahrte er auch nach Napoleons Abreise. Er war beauftragt, über die Erfüllung aller Bedingungen zu wachen, und that es mit solchem Eifer, daß die zurückgekehrten Bourbons und deren Emigrantenschweif ihn zwangen, Paris zu verlassen, und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Während der hundert Tage war C. abermals Minister des Auswärtigen, wurde zum Pair erhoben, nahm an den geheimen Berathungen der Kammern über die zweite Abdankung des Kaisers Theil, und wurde Mitglied der Regierungscommission. Ueberall zeigte er sich treu den Gesetzen der Ehre und der Pflicht. Nach dem zweiten Einzuge Ludwig's XVIII. verließ er Paris, und wurde Anfangs auf die Proscriptionsliste gesetzt, auf Verwenden des Kaisers Alexander aber, der ihm seine Achtung nicht entzog, wieder von derselben gestrichen. Doch die Partei der Royalisten verfolgte ihn auf jede Weise, indem sie ihn fortdauernd der Verhaftung des Herzogs von Enghien beschuldigte. Er zog sich daher auf sein Landgut zurück, und lebte in stiller Zurückgezogenheit blos seiner Familie und der Landwirthschaft. Er starb zu Paris am 19. Februar 1827. In seinem Testamente fand man die Worte: „Vor Gott lügt man nicht; ich schwöre, daß ich nicht das Geringste mit der Verhaftung des Herzogs von Enghien zu schaffen gehabt habe." Napoleon gab ihm noch auf der Insel St. Helena ein sehr ehrendes Zeugniß. — Sein Bruder, August Jean Gabriel, Graf von C., Divisionsgeneral des französischen Kaiserreichs, geb. am 16. Sept. 1777, trat 1792 in die Armee, und wohnte allen Feldzügen der Franzosen, namentlich am Rhein und in Italien mit Auszeichnung bei. Im J. 1806 ging er als General nach Spanien, und kämpfte hier auf allen Puncten mit seltenem Geschick; namentlich machte ihn sein Uebergang über den Tajo, den er 1809 unter den Augen der vereinigten Marschälle mit eben so viel Kunst als Unerschrockenheit vollzog, berühmt. Er wurde hierauf Divisionsgeneral, mußte sich 1812 dem Feldzug nach Rußland mit anschließen, wo er Commandant des Hauptquartiers war, und fiel siegend in der Schlacht an der Moskwa, als er mit dem 2. Armeecorps die russische Infanterie durchbrochen, und an der Spitze seiner Cavalerie die mörderische Redoute angegriffen hatte, am 7. Sept. 1812.

Causalität oder Ursachlichkeit bezeichnet theils das Verhältniß der Ursache zur Wirkung, theils die Wirksamkeit der Ursache. Sie ist, an sich aufgefaßt, ein rein äußerlicher Begriff, dessen sich der gemeine Verstand bei der Auffassung der gegebenen Erfahrungswelt bedient, der aber in der Wissenschaft nur dann eine tiefere Bedeutung gewinnt, wenn er in der richtigen Verbindung, welche das System ihm anweist, gehalten wird. Die Philosophen haben verschiedene Meinungen über die Bedeutung der C. aufgestellt, je nachdem sie das Wesen der Dinge mehr oder weniger geistig erfaßten. Der Engländer Hume zweifelte, ob überhaupt der Begriff der C. für die Erkenntniß der Dinge selbst und ihrer Verhältnisse eine Bedeutung habe, oder ob sie nicht vielmehr blos ein subjectiver Begriff sei, der in Folge der Beobachtung einer gleich bleibenden Aufeinanderfolge der Ereignisse in uns entstehe. Eine ähnliche Ansicht stellte die Kant'sche Philosophie auf, indem sie behauptete, der Begriff der Ursache und Wirkung sei eine dem menschlichen Geiste ursprünglich und unabhängig von der Erfahrung inwohnende Kategorie; freilich wich Kant selbst

wieder von dieser Annahme ab, indem er den Begriff des Dings an sich als die Ursache der äußern Erscheinung der uns umgebenden Natur setzt. Andere haben die Ursache als äußere aufgefaßt, und den Causalitätsbegriff als einen physischen Einfluß (influxus physicus) dargestellt, wo denn z. B. unsere Empfindungen und Vorstellungen für Eindrücke und Abbildungen äußerer Dinge erklärt werden. Noch Andere fassen die Ursache als innere auf, wo denn das Ding als seine eigene Ursache und Wirkung erscheint, und das Causalitätsverhältniß zur Selbstbestimmung wird. Eine andere Ansicht nimmt zur Einwirkung Gottes ihre Zuflucht, woraus das System der gelegentlichen Ursachen (systema assistentiae oder causarum occasionalium) entstanden ist, d. h. die Behauptung, die Veränderung des einen Dinges sei nur die gelegentliche Ursache, daß Gott in einem andern gewisse Veränderungen hervorbringt. Verwandt ist damit Leibnitzens Lehre von der prästabilirten Harmonie (s. d.), oder die Behauptung, daß Gott ein für allemal die Veränderungen der Dinge so geordnet habe, daß sie durch einander hervorgebracht zu werden scheinen, während sie nur in einer vorherbestimmten Harmonie unter einander zusammentreffen. In neuerer Zeit, namentlich von Fichte, Schelling und Hegel, ist der Begriff der Ursache zum Theil ganz aufgegeben worden, da die Causalität nur ein höherer Proceß des Werdens ist, und als solcher seine natürliche Stellung in dem Systeme der Logik findet.

Cautel kommt her von dem latein. cautus, vorsichtig, und bedeutet im jur. Sinne die Regel, welche zur Vorsicht dient, um einen Irrthum oder Schaden abzuwenden, oder auch die andere mit uns vertragende oder sonst handelnde Partei so fest wie möglich zu binden. Den Inbegriff solcher Vorsichtsregeln, in wiefern sie einen Theil des jurist. Studiums ausmachen, nennt man Cautelarjurisprudenz.

Cauterium heißt in der Chirurgie ein jedes Mittel, durch welches man brennt, d. h. einen Theil des Körpers in denjenigen Zustand versetzt, den das Feuer hervorzubringen pflegt. Man bedient sich dazu entweder des Feuers selbst, vermittelst eines glühenden Eisens, oder ätzender Substanzen, des Höllensteins oder des kaustischen Kali's.

Caution (jur.), bedeutet eine Versicherung oder Verwahrung, die Jemand durch Bürgen, Geld, anderes Unterpfand, auch blos durch eidliche Versicherung (juratorische Caution) geben kann, damit der dieselbe Empfangende desto sicherer sei, daß die eingegangene Verbindlichkeit erfüllt werde. Im bürgerlichen Verkehr ist C. häufig, besonders aber bei Denen erforderlich, welche entweder fremde Gelder und das Vermögen Anderer zu verwalten haben, wie Vormünder, Beamte, Rechnungsführer &c., oder im Genuß irgend einer Sache sind, deren Substanz nach einem gewissen Zeitraum, oder bei dem Eintritt gewisser Bestimmungen wieder an Andere abgetreten werden soll. In Civil- und Criminalprocessen kommen C. vor zur Sicherstellung wegen oder gegen gewisse Handlungen der einen Partei oder des Angeschuldigten. In der neuern Zeit sind auch von den Herausgebern politischer Blätter Cautionen verlangt worden, angeblich wegen der von ihnen etwa zu verwirkenden Geldbußen, im Grunde aber nur, um das Entstehen solcher Journale zu erschweren.

Cavaignac, Eleonor Louis, hat an allen anarchischen Factionen und demokratischen Emeuten, die seit 1830 mit allen Künsten der Verführungen und unter den verschiedensten Formen gegen die öffentliche Ordnung in Frankreich stürmten, nicht nur den Antheil eines gewöhnlichen Mitglieds an Verschwörungen und Complotten genommen, sondern er war lange Zeit der Leiter, das Haupt und der Mittelpunct, in welchem alle Fäden der geheimen Verbindung zusammenliefen. Seine exaltirten demokratischen Gesinnungen, wie es scheint ein Erbstück, das ihm sein Vater, Conventsmitglied von 1793, hinterlassen hat, führten ihn in die Vorderreihen der Julistreiter. Jung (er ist zu Paris 1801 geboren) und muthig, aber phantastisch und von den Träumen bethört, die St. Simon, Enfantin, Fourier, Owen und ihres Gleichen unter mannichfachen bizarren Formen verbreiteten, und damit die Köpfe der unbesonnenen, mit den Verhältnissen des Lebens, so wie mit dem Grundelement der Gesellschaften und der Civilisation unbekannten Jugend

verblenden, hat C. der Monarchie den Untergang zugeschworen. Er zog sich in den Schooß der damals mächtigen Gesellschaft der Volksfreunde zurück, als er den Juliusthron sich aus dem Blute und Schutte von Paris erheben sah. Seine Geisteskraft, von der er in den Julitagen und in den zunächst folgenden Begebenheiten so eminente Beweise gegeben hatte, daß er in der Nationalgarde in Kurzem bis zum Capitän bei der Artillerie emporrückte, ferner seine Bildung und Charakterfestigkeit, die ihm im Dienste der bestehenden Ordnung leicht den Weg zu höhern Aemtern geöffnet haben würden, ließen der Gesellschaft der Volksfreunde in ihm einen Mann von großer Tüchtigkeit erkennen. Er gehörte kurz nach seinem Eintritte in die Gesellschaft zu den Häuptern derselben; sein Name stand immer neben dem von Trelat, Hubert, Raspail, Guinard, Thierry, Lennox, Lamarque u. A. In allen den Unruhen, an denen die Gesellschaft der Volksfreunde Theil hatte, erscheint auch C., so in dem furchtbaren Aufstand im October und December 1830, doch immer in einer klug berechneten Position; er konnte nie auf der That so ergriffen werden, daß ihn das Gericht hätte verurtheilen können. Anklagen auf blose Wahrscheinlichkeit gegen ihn erhoben vernichtete er jedes Mal mit der Macht der Beredtsamkeit, wie sie Wenige besitzen, und mit dem Muthe, der unbezwinglich ist, weil er eine Frucht der moralischen Ueberzeugung ist. C. hält seinen thörichten Glauben von der Republik aller europäischen Staaten für eine Wahrheit, deren Erfüllung bevorstehe. Der Kampf der Empörer, die zum Scheine das Blut der letzten Bourbonischen Exminister forderten, in der That aber auf den Umsturz des Julithrons hinarbeiteten, hatte den Einfluß der Volksfreunde dargelegt, und nicht umsonst hatte der Hof und die neue Regierung bei dem Gedanken gebebt, der lange unentschieden gebliebene Sieg möchte sich auf die Seite der Rebellen neigen. Ein Gesetz erklärte die Gesellschaft der Volksfreunde, in so weit sie aus mehr als 20 Personen bestehe, für illegal, und C. sah sich gefänglich eingezogen, aber das Gericht sprach ihn von aller Schuld frei, und die Gesellschaft trotzte der Staatsgewalt, die aus räthselhafter Schwäche die gesetzwidrige Association duldete. Diese in keiner Hinsicht zu entschuldigende Nachsicht, diese haltungslose Zerfahrenheit der Regierung mußte in den Augen C.'s, eines Mannes, der sich so fest in den Traum republicanischer Glückseligkeit hineingelebt und hineinphantasirt hatte, daß er aus dem Labyrinth seiner Absichten nicht mehr so sans façons herauskommen konnte, nur als Beweis für die Richtigkeit seines Wahnes erscheinen, und seine Vorstellung von der Macht seiner Partei befestigen. Wiederholt stellten ihn die Machthaber vor Gericht, wiederholt bezeichneten sie ihn als den, was er wirklich war, der Mittelpunct der republicanischen Conspirationen und damit verbundenen Emeuten, aber eben so oft mußte ihn der Richter als einen Schuldlosen freigeben. Erschien er so seinen Anhängern als der tüchtigste politische Schlaukopf, so war die Folge davon, daß sie ihm größere Macht und unbedingtes Vertrauen einräumten, so wie er auf der andern Seite der Regierung täglich furchtbarer wurde, und zugleich als Märtyrer der Freiheit in der öffentlichen Meinung stieg. Alle Umstände, äußere wie innere, vereinigten sich, C. in die Bahn des glühendsten Republicanismus zu treiben; durch die Maßregeln der Regierung ward er nicht prohibirt, sie peitschte ihn förmlich dazu, um seine Schuld zu vermehren, und ihr Recht auf seine Bestrafung zu vermindern. Das alte, abgenutzte Mittel, die Wirksamkeit der Volksfreunde durch Einschwärzung bestochener Anhänger zu paralysiren, mißlang, und hatte für die Regierung die größere Gefahr zur Folge, daß die Gesellschaft wachsamer wurde und geheimnißvoller that. Nahm auch C. an dem Aufstande, der über dem Grabe des Generals Lamarque entstand, keinen directen Antheil, so waren doch Glieder der Association dabei thätig. C. wurde im Dec. 1832 abermals eingezogen und abermals freigesprochen. Bald darauf löste sich der Verein der Volksfreunde freiwillig auf, und ein neuer entstand, in welchem mehrere andere geheime Gesellschaften sich vereinigten, und dadurch eine dem Staate furchtbare Macht organisirten. Das war der Verein der Menschenrechtler, welcher alle politischen Clubs beherrschte und mit sich fortriß zum Verderben der bestehenden Ordnung. Die Häupter des Vereins waren Lafayette und C., neben ihnen Marrast, Raspail, der berühmte Chemiker, Kersausie u. A. Ueber ganz Frankreich hatte die Gesellschaft ein

Netz ausgebreitet, überall hatte sie Zweigvereine, jeder aus höchstens 10 Mitgliedern bestehend. Journale wurden im Sinne der Gesellschaft redigirt, wie die Tribune, der National, und in Lyon der Précurseur. Mit der heftigsten Leidenschaftlichkeit fielen diese Zeitschriften die Regierung an, während eine reiche Masse der Verbundenen des Winkes harrten, um mit einem Male in ganz Frankreich die Sturmglocken zu ziehen. Das Blutbad, in dem sich Lyon am 9. April 1834 badete, und der Aufstand in Paris am 4. April, so wie in andern Städten, waren nur von den Menschenrechtlern hervorgerufen. Darauf erschien das der Constitution widersprechende Gesetz gegen die Associationen, und der Pairshof erhielt den Auftrag, die Lyoneser und Pariser Attentate zu erforschen, und die Urheber zu bestrafen. C. wurde eingezogen, und hier in den Reden, die er zur Vertheidigung für sich und seine Mitangeklagten hielt, zeigte er auf das Evidenteste den Jacobinismus seiner Pläne, indem er die Revolution nicht nur in die Politik und in die Form des Staates, sondern auch in die Familie und in die ganze bürgerliche Ordnung hineinverpflanzen, in der Revolution noch revolutioniren wollte. Funfzehn Monate lang hatte C. im Gefängnisse ausgehalten; als ein disjunctives Verfahren eingeleitet wurde, fand er Mittel zu entweichen. C. ging über Brüssel nach England, wo er sich, mit seinen Mitschuldigen von der Amnestie ausgeschlossen, bis jetzt aufhält.

Cavalcanti, Guido, ein italienischer Philosoph und Dichter des 13. Jahrh., war zu Florenz geboren, und vermählte sich 1266 mit der Tochter des Hauptes der Ghibellinen, Farinata degli Uberti. Nach dessen Tode nahm er seine Stelle ein, gerieth aber sehr bald mit dem Haupte der Gelfen, Corso Donati, in Streit, der ihn mehrmals durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen suchte. Da hierdurch die Ruhe der Stadt gestört wurde, verbannte die Bürgerschaft die Häupter beider Parteien, und zwar die Ghibellinen nach Sarzana. C. wurde zwar bald zurückgerufen; doch die ungesunde Luft in seinem Verbannungsorte hatte seine Gesundheit bereits zerstört. Er kam krank nach Florenz zurück, und starb daselbst um 1300. Seine Gedichte stammen sämmtlich aus seiner frühern Lebensperiode, und sind an Mandetta, ein junges Mädchen zu Toulouse, gerichtet, in welches er sich bei seiner Rückkehr von San-Jago in Galicien, wohin er als Jüngling eine Wallfahrt gemacht hatte, verliebte. Alle seine Gedichte zeichnen sich durch einen edeln Styl aus, besonders berühmt aber wurde er durch seine Canzone „Donna mi prega etc.", die als Theorie der Natur der Liebe ins metaphysische Gebiet überschweift, und vielfache Commentatoren fand, besonders den Cardinal Egidio Colonna (Siena 1602). Seine „Rime edite ed inedite" wurden, jedoch unvollständig, von Cicciaporri (Florenz 1813) herausgegeben. — Giovanni C. hat sich durch seine „Istorie florentine", in denen er den Zeitraum von 1420—52 darstellt, als ein Geschichtschreiber bekannt gemacht. Das Werk, in welchem Cosmo de Medici mit besonderm Lobe geschildert wird, und das Machiavelli als Quelle benutzte, ist am Neuesten von Polidori (2 Bde., Flor. 1838) herausgegeben worden. Auch schrieb C. eine Abhandlung über Cosmo's Verbannung und Zurückkunft („Della carcere etc."), die Moreni herausgab (Flor. 1821). — Bartolomeo C., ein vornehmer Florentiner, geboren im Oct. 1503, kämpfte schon als Jüngling für die Freiheit seines Vaterlandes als Gegner der Medici, und zeichnete sich durch Tapferkeit und Rednertalent aus. Eine seiner Reden, die er 1530 in der Kirche San-Spirito an seine Soldaten gehalten, findet sich in der Sammlung Sansovino's. Als nach Alexander's Ermordung Cosmo de Medici den Thron bestieg, verließ C. freiwillig sein Vaterland, und lebte, wie sich aus seiner innigen Verbindung mit Ricci und Pigna vermuthen läßt, wahrscheinlich einige Zeit in Ferrara. Um dieselbe Zeit besuchte er Frankreich, und zwar im Dienste des Cardinals Hippolyt von Este, der ihn von dort aus an seinen Bruder Hippolyt II. empfahl. Später begab er sich nach Rom, wo Paul III. ihm seine Gunst schenkte, und ihn in wichtigen Geschäften brauchte. Er starb in Padua 1562. Sein Lehrbuch der Rhetorik („Rettorica", Ven. 1559, Fol., u. öfter), das er auf Veranlassung Hippolyt's II. schrieb, und diesem zueignete, ist nach streng aristotelischen Grundsätzen abgefaßt; geschätzt

werden auch seine „Trattati sopra gli ottimi regimenti delle reppubl. ant. c. mod.“ (Ven. [1555] 1574; auch in den „Class. ital.“, Mail. 1805).

Cavalerie, s. Reiterei.

Cavalier, Jean, Hauptanführer der Camisarden im Cevennenkriege, geb. 1679 im Dorfe Ribaute bei Anduse, der Sohn eines Bauern, lebte mit der Landwirthschaft beschäftigt zu Genf, als die Verfolgungen der reformirten Bewohner der Cevennen unter Ludwig XIV. ihren höchsten Grad erreichten, und auch ihn zur Rückkehr in die Heimath bewogen, wo bereits mehrfache Unruhen ausgebrochen waren. Er war 24 Jahr alt, als er sich an die Spitze der bewaffneten Haufen stellte, die er mit überlegenem Geiste beherrschte, disciplinirte, und mit Muth, Umsicht und Glück gegen die königlichen Heere anführte. Als er endlich an dem Gelingen seiner Sache verzweifelte, schloß er mit dem Marschall Villars einen Vergleich ab, worin ihm der König eine Pension von 1200 Livres, das Patent eines Obersten und die Erlaubniß zusicherte, ein eigenes Regiment im Dienste des Königs zu errichten. Später berief ihn der Minister Chamillard nach Versailles; doch als er sich hier mißtrauisch beobachtet sah, entfloh er heimlich durch Holland nach England. Darauf befehligte er in den Kriegen mit den Spaniern ein aus geflüchteten Camisarden gebildetes, in piemontesischen Diensten stehendes Regiment, und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Almanza in Neucastilien am 25. April 1707 aus, wo er sehr schwer verwundet wurde. Später war er Generalmajor und Gouverneur von Jersey. Er starb 1740 in Chelsea.

Cavalier oder Katze nennt man eine eigene, auf einer Bastion angebrachte Befestigung, gewissermaßen eine Bastion auf einer andern. Der C. dient dazu, theils einen vorliegenden Punct besser beschießen zu können, als es von dem niedriger liegenden Hauptwalle der Fall sein könnte, theils die Seitenvertheidigung der Bastion zu vermehren, theils endlich auch, die Bestreichung (Enfilirung) der Courtine zu verhindern. In der neuern Zeit verlegt man die C. vom Bollwerk auf die Courtine oder hinter die Bastionen, weil man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie, im Bollwerk erbaut, den Raum verengen, und die Granaten, sobald den C. kein Graben vom Bollwerk trennt, geradezu auf die Vertheidiger des Letztern leiten.

Cavaliere, Emilio del, ein berühmter ital. Componist des 16. Jahrh., geb. zu Rom, gest. im Anfang des 17. Jahrh. als Kapellmeister zu Florenz, wo er 1570 Nachfolger des Alfonso della Viola wurde, gilt bei einigen Historikern für den Erfinder der Oper (s. d.), weil seine beiden 1590 in Florenz aufgeführten Schäferspiele „Il Satiro“ und „La Disperazione“ die ersten bekanntern Opern in Italien waren.

Cavalli, Francesco, einer der fruchtbarsten und geschätztesten unter den alten ital. Operncomponisten, zugleich auch ein ausgezeichneter Sänger und trefflicher Orgelspieler, geb. zu Venedig 1610, gest. daselbst 1674, übertraf besonders in seinen Recitativen Alles, was bisher von den Italienern in dieser Hinsicht geleistet worden war, und bediente sich zum Ausdruck gewisser Leidenschaften zuerst der Verwechslung des Klanggeschlechts. Von seinen vielen Opern sind jetzt noch 45 bekannt. Vgl. Scheibe „Der krit. Musikus“ und Burney „Geschichte der Musik“ (Bd. 4), wo man einige Fragmente aus C.'s „Erismena“ und eine ganze Arie mitgetheilt findet.

Cavallini, Pietro, ein berühmter ital. Maler, Mosaikarbeiter und Architekt des 14. Jahrh. Vasari nennt ihn einen Schüler Giotto's, dem er bei Vollendung des großen Musivgemäldes für die alte Peterskirche zu Rom geholfen haben soll, das sich, vielfach restaurirt, in der Vorhalle der neuen Peterskirche befindet. Manni gibt in der Ausgabe von Baldinucci's „Notizie“ (II, 14.) 1344 als Todesjahr C.'s an, während er nach Vasari noch 1364 lebte. Von den Wandmalereien C.'s in Rom ist Nichts mehr vorhanden, das Letzte ging 1823 beim Brande der Paulskirche zu Grunde; nur Mosaiken und Crucifixe finden sich noch. Florenz besitzt von ihm zwei Verkündigungen in S. Marco und S. Basilio; in Orvieto bewahrt die Kapelle der heil. Hostie noch das Bild des heil. Thomas von Aquin, und Assisi ein Wandgemälde, die Kreuzigung Christi. Auch schreibt

man C. das berühmte wunderthätige Madonnenbild in der Servitenkirche zu Florenz zu, das nach Andern ein Meister Bartolomeo um 1263 gemalt haben soll.

Cavanilles, Antonio Jose, geb. 1745 zu Valencia, wurde von Jesuiten gebildet, und studirte in seiner Vaterstadt Theologie und Philosophie. Später trat er in den geistlichen Stand, beförderte das Studium der Mathematik in Spanien, war Lehrer der Philosophie zu Murcia, wurde dann Erzieher der Kinder des Herzogs von Infantado, der sich als Gesandter zu Paris aufhielt, blieb 12 Jahre daselbst, und studirte besonders Botanik. Nach seiner Rückkunft in sein Vaterland erhielt er den Auftrag von der Regierung, eine botanische Reise durch Spanien zu machen, wobei er aber nicht allein das Pflanzenreich, sondern auch die Mineralogie Spaniens genau untersuchte. Der Tod überraschte ihn 1804 zu Madrid in seiner thätigen Laufbahn. C. ist einer der größten Botaniker Spaniens, der sich zugleich in allen Wissenschaften rühmlichst ausgezeichnet hat. Der schwedische Naturforscher Thunberg nannte ihm zu Ehren ein Pflanzengeschlecht Cavanilla. Die wichtigsten Werke C.'s, welche seinen Namen verewigen, sind: „Monadelphiae classis dissertationes X" (2 Bde. mit Kupfern, Paris und Madrid 1786—90, 4.); „Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur" (Madrid 1791—1804, 6 Bde., Fol., mit Kupfern); „Observaciones sobre la historia natural" etc. (Madrid, 2 Bde., 1795—97, Fol.).

Cavatine, gleichbedeutend mit Ariette, ein kleines Lied; ein Gesangstück, welches sich von der Arie nur dadurch unterscheidet, daß es aus einem Satze besteht, und wenig Wiederholungen hat.

Cavedone, Jakob, geb. 1577 oder 1580 zu Sassuolo im Herzogthume Modena, mußte sich früh seinen Lebensunterhalt erwerben, weswegen er in die Dienste eines Edelmannes trat, wo er mit der Feder einige Gemälde copirte, welche Hannibal Carracci sah, der ihn zuletzt in seine Schule aufnahm. Er zeichnete sich hier bald sehr aus, ging nach Venedig, wo er sich nach Tizian und Correggio bildete, und nach seiner Rückkunft erregten seine Gemälde große Bewunderung, so daß er als der Ausgezeichnetste der bolognesischen Schule glänzte. Durch Unglück herabgekommen, starb er zu Bologna 1660 in Dürftigkeit. Man bewundert vorzugsweise bei ihm Natur, Zusammensetzung, Draperie, und besonders zeichnen sich unter seinen Gemälden eine schlafende Venus, eine sitzende Jungfrau, St. Petronius, ein sterbender Benedictus aus.

Cavendish, Henry, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonshire, und den 10 Octbr. 1731 geboren. Er widmete sich den Wissenschaften, und vornehmlich dem Studium der Chemie. Er stellte zuerst die besondern Eigenschaften des Wasserstoffgases dar, so wie dessen Unterschiede von der atmosphärischen Luft, und entdeckte die Zusammensetzung des Wassers. Ferner vervollständigte er den Priestley'schen Versuch mit der in einer Röhre, durch welche man elektrische Funken leitet, eingeschlossenen atmosphärischen Luft. Auch in der Physik stellte C. genaue Versuche an, und entwickelte eben so gründliche Kenntnisse in Bezug auf die höhere Geometrie bei der Bestimmung der mittlern Dichtigkeit der Erdkugel. C. war Mitglied der Londoner königl. Gesellschaft, und 1803 ward er eines von den 8 auswärtigen Mitgliedern des franz. Nationalinstituts. Einfach in seiner Lebensweise und großmüthig gegen Andere blieb er auch dann, als er 1773 Erbe eines großen Vermögens nach dem Tode seines Oheims geworden war. Sein Tod erfolgte am 24. Febr. 1810. Unter seine größtentheils armen Verwandten wurde sein aus mehr als 7 Millionen Thalern bestehendes Vermögen vertheilt.

Caviar. Die Eier (Rogen) mehrerer Fische, zumal des Hausen, Sterlet, Stör, Thunfisch, Meerasch, Sander, aber auch die mehrerer in Deutschland heimischer Fische geben, durch Waschen und Kämmen gereinigt, dann getrocknet, durch ein Drahtsieb gerieben, hierauf eingesalzen, nach dem Abgießen der ersten Lake in Fässer festgedrückt, oder nach dreitägigem Liegen in Salzwasser zwischen zwei Bretter gepreßt, wieder an der Luft getrocknet und endlich möglichst fest in Fässern verpackt und vor deren Verschließung mit etwas Fisch- oder anderm fetten Oele begossen, den Caviar, russisch Ikra, französisch Caviar, und der

in Südfrankreich gewonnene auch Boutargue, und in Italien und der Levante Bottargo genannt. In deutschen Fabriken pflegt man den zum Caviar zu benutzenden harten Hechtrogen zuvor mit Wasser abzubrühen, um ihn von zähem Schleime zu befreien, und während des Einsalzens zu erwärmen, um das Eindringen des Salzes zu erleichtern.

Caxton, William, der erste Buchdrucker in England, geb. 1410 in der Grafschaft Kent, war Bürger und Kaufmann in London, brachte aber einen großen Theil seines Lebens in den Niederlanden zu, wo er im Auftrag König Eduard's IV. 1464 einen Handelsvertrag in Burgund mit Philipp dem Guten zu Stande brachte. Hier hatte er sich mit der französischen Sprache und Literatur bekannt gemacht, übersetzte mehrere der beliebtesten Werke daraus ins Englische, und erlernte, um sie in seinem Vaterlande noch mehr in Umlauf zu bringen, in Köln oder in Brügge die Buchdruckerkunst. So übersetzte er auf Veranlassung der Gemahlin Karl's des Kühnen, Margaretha, Schwester Eduard's IV., den „Recueil des histoires de Troyes" des Hofcaplans Raoul le Fevre, und druckte ihn zuerst französisch ohne Ort, Namen und Jahr, dann englisch mit der Bemerkung, daß die Uebersetzung und das Werk in Brügge 1468 begonnen, und in Köln 1471 beendet worden sei. Er schaffte sich darauf einen vollständigen Druckapparat an, den er in der Westmünsterabtei zu London aufstellte, und druckte hier 1474 das Buch „The game and playe of the chesse", eine Uebersetzung des lateinisch geschriebenen Werks von Jocobus de Cessoli, das erste in England gedruckte Buch. C. starb 1491. In typographischer Hinsicht haben diese Drucke keinen Werth, denn die Typen sind geschmacklos, und die Holzschnitte schlecht; in neuerer Zeit sind sie aber von den englischen Bibliomanen sehr gesucht und zum Theil sehr theuer bezahlt worden, wie denn z. B. der Herzog von Devonshire in der Roxburgh'schen Auction 1812 ein Exemplar der englischen Ausgabe des oben erwähnten „Recueil" mit 1000 Guineen bezahlte. Der Roxburgh-Club hat C. in der St. Margarethskirche in Westmünster ein Denkmal gesetzt. Seine Biographie von Lewis (Lond. 1737) hat Dibdin in seiner Bearbeitung von Ame's „Typograph. antiquities" (Bd. 1, 1810, 4.) wieder abdrucken lassen.

Cayenne, die Hauptstadt und Sitz der Regierung der französischen Colonie **Guiana** (s. d.) in Südamerika, liegt auf der gleichnamigen Doppelinsel, welche sich vor der Mündung des eben so genannten Flusses befindet, und wurde 1633 von den ersten Colonisten gegründet. Schon 1639, noch mehr aber 1642 erhielt der neu angelegte Ort bedeutende Erweiterungen durch die vermehrten Einwanderungen, welche theils von der Insel St. Christoph in Folge der dortigen Unruhen, theils von Europa aus geschahen, wo Poncet de Bretigny in Rouen eine Colonisationscompagnie gründete, und von wo er 400 Mann nach C. hinüberführte. Demungeachtet hat die Stadt bei den widerwärtigen Schicksalen der Colonie und wegen ihrer ungesunden Lage keine Bedeutung gewinnen können. Sie hat ungefähr 3000 E. und einen schlechten Hafen. Der Name C. wird oft auch für die ganze Colonie des französischen Guiana gebraucht.

Caylus, Anne Claude Philippe de Tubières 2c. Graf von, ein berühmter Archäolog, wurde am 31. Oct. 1692 zu Paris geboren, kämpfte im spanischen Erbfolgekriege, trat 1715 aus den Militärdiensten, und begleitete den franz. Gesandten nach Konstantinopel, von wo aus er Griechenland, die Seeplätze der Levante u. s. w. durchreiste. Im J. 1717 kehrte er auf den Wunsch seiner Mutter nach Paris zurück, wo er seine großen Sammlungen zu ordnen begann, und sich ausschließlich dem Studium des Alterthums und der Ausübung der schönen Künste widmete. Er malte, zeichnete, stach in Kupfer, dichtete (Possen, Romane, Comödien, Feenmärchen, Memoiren) und schrieb über Numismatik, Antiquitäten 2c. 2c. Eine Sammlung von Köpfen, die er nach den schönsten Zeichnungen des königlichen Cabinets in Kupfer stach, Caricaturen nach Leonardo da Vinci (eine Folge von 200 Blättern) zeigen ihn als einen eben so geistreichen als geschmackvollen Künstler. Auch sind die großen Abdrücke des Lupercalienfestes nach Bouchardon, eine Geschichte Joseph's nach Rembrandt, und viele Bilder nach Lucas van Leyden, Albrecht Dürer 2c. von ihm. Im J. 1731 ward er Mitglied der Akademie der Malerei und Sculptur, 1742

der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Auch in seinem Hauswesen wußte er Einfachheit mit Geschmack zu verbinden. Sein Vermögen wandte er auf die edelste Art an, unter Anderm stiftete er bei der Akademie mehrere Preise. Strenge Rechtlichkeit, treue Liebe und Hingebung gegen seine Freunde, Abneigung gegen alle Schmeichelei und Gleichgültigkeit gegen Ehrenbezeigungen bildeten seinen Charakter. Die Wissenschaft verdankt seinen Forschungen viele wichtige Entdeckungen. Er wies zuerst auf die Mittel hin, deren sich die Alten bei der enkaustischen Malerei bedienten; wichtig sind seine Untersuchungen über die Art, auf Marmor zu malen, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mausolus, das Theater des Curio, über die Mumien 2c., obgleich ihm die gründlichere Gelehrsamkeit abging, und er zuweilen die alten Schriftsteller mißverstand. Sein Hauptwerk ist der „Recueil d'antiquités égyptiennes" (7 Bde., Par. 1752—67, deutsch von Panzer, Bd. 1, Nürnb. 1766). Er starb am 5. Sept. 1765. — Seine Mutter, Marthe Marguerite de Vilette, Marquise de C., die Nichte der Marquise von Maintenon, geb. 1673, gest. 1729, war durch Schönheit und Geist eine Zierde des Hofes Ludwig XIV., wurde frühzeitig von ihrer Tante zum Katholicismus bekehrt, heirathete im 13. Jahre den Marquis von C., trat aber später, nach der am damaligen franz. Hofe allgemein herrschenden Sitte, in eine zärtliche Verbindung mit dem Herzog von Villeroy. In der literarischen Welt wurde sie durch die interessante Schrift „Mes souvenirs" bekannt, die zuerst von Voltaire 1770 herausgegeben wurde (neue Aufl. Par. 1804).

Cazotte, Jacques, ein ausgezeichneter humoristischer Erzähler, geb. 1720 zu Dijon, erhielt seine Bildung von den Jesuiten, und ging 1747 als Controleur des Seewesens der Inseln nach Martinique, wo er 1759 durch seine Thätigkeit viel beitrug, daß der Angriff der Engländer auf das Fort St. Pierre vereitelt wurde. Durch den Tod seines Bruders, der ihn zum Erben einsetzte, kam er in Besitz eines großen Vermögens. Er legte darauf seine Stelle nieder, und erhielt mit seinem Abschied den Titel eines Generalcommissärs des Seewesens. Bevor er Martinique verließ, hatte er seine Pflanzungen an seinen Freund, den Superior der Mission der Jesuiten, Lavalette, auf Wechsel verkauft, welche auf die jesuitische Compagnie gestellt waren. Diese honorirte sie nicht. C. begann deshalb einen fruchtlosen Proceß, und verlor dabei 50,000 Thlr. Schon früher hatte er durch seine Erzählung „Olivier" Beifall gefunden; jetzt ließ er seinen „Diable amoureux" folgen, der noch größeres Glück machte; dann übersetzte er mit Hülfe des orientalischen Mönchs Charis 4 Bde. arabische Märchen (Cabinet des fées), und gab anonym „La Brunette anglaise", eine Erzählung in Versen, heraus, die man allgemein Voltaire zuschrieb, dem dieser auch nicht widersprach. Alle seine Schriften fanden einen großen Beifall. Beim Ausbruch der Revolution sprach er sich laut und heftig gegen dieselbe aus. Er wurde deshalb 1792 auf Grund eines Briefs an seinen Freund Ponteau, den man an dem berüchtigten 10. August fand, verhaftet. Die heldenmüthige Aufopferung seiner Tochter Elisabeth, die ihn mit ihrem Leibe gegen die Dolche der Mörder an den Septembertagen beschützte, rettete ihn nur für kurze Zeit. Er wurde bald darauf abermals verhaftet und verurtheilt, und starb mit Standhaftigkeit am 25. Sept. 1792. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel „Oeuvres morales et badines" (2 Bde., Par. 1776, am Vollständigsten 4 Bde., Par. 1816). Die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, zeigt seine Oper „Les sabots", componirt von Rameau, die er in einer einzigen Nacht vollendete.

Cebes, aus Theben, ein Schüler des Sokrates. Er soll den Phädon, welcher als junger Sclave von seinem Herrn zur Unzucht gebraucht wurde, dadurch von dem moralischen Verderben gerettet haben, daß er ihn, auf Anrathen des Sokrates, kaufte, und diesem als Schüler zuführte. Etwas Näheres über C.'s Leben ist nicht auf uns gekommen. Man nennt drei von ihm verfaßte Gespräche „Hebdome", „Phrynichus" und „Pinar". Unter letzterm Namen besitzen wir noch eine Schrift, ähnlich der des Prodikus vom Herkules am Scheidewege; allein mit Recht zweifelt man an der Echtheit derselben. Aus mehrfachen Gründen darf man wohl annehmen, daß dieses Product einen spätern Philosophen, der

den Namen C. führte, oder unter diesem Namen schrieb, zum Verfasser habe. Wegen seines interessanten und unterhaltenden Inhalts ist dieses Gespräch theils für sich, theils als Anhang zum Epiktet, Theognis, Pythagoras ꝛc. öfters herausgegeben worden. Auszuzeichnen unter den größern, kritischen Ausgaben ist die von Schweighäuser (Straßburg 1806); unter den Schulausgaben nennen wir als vorzüglich die Thieme'sche, herausgegeben von Heindorf, und von Büchling, von Neuem bearbeitet und verbessert von Grosse (Meißen 1813).

Cecil, William, Lord Burleigh oder Burghley, englischer Staatsmann unter Eduard VI. und der Königin Elisabeth, wurde 1520 zu Bourne in der Grafschaft Lincoln geboren, studirte zu Cambridge und London die Rechte, hatte sich aber nach der Sitte und dem Bedürfniß seiner Zeit auch mit den wichtigsten Fragen der Theologie insoweit vertraut gemacht, daß er einst seine protestantischen Glaubensansichten gegen katholische Priester siegreich öffentlich vertheidigte. Hierdurch war er dem König Heinrich VIII. bekannt und lieb geworden, der ihm die politische Laufbahn eröffnete. Nach Heinrich's Tode zog ihn der Herzog von Somerset, der als Protector die Regierung für den minderjährigen König Eduard VI. führte, in seine Nähe, wie er denn alle entschiedene Protestanten für sich zu gewinnen suchte. C. begleitete den Herzog im schottischen Feldzuge als Requetenmeister, und erwarb sich dabei die Gunst des Protectors in solchem Grade, daß ihn dieser 1548 in den Ritterstand und zum Staatssecretär erhob. Beim Sturz des Herzogs am 16. Oct. 1549 wurde C. zwar ebenfalls in den Tower gesetzt, erhielt aber schon nach 3 Monaten seine Freiheit und seinen frühern Posten wieder, da seine Geschäftstüchtigkeit den neuen Machthabern unentbehrlich war. Als der Herzog von Northumberland den kränkelnden König am 6. Juli 1553, kurz vor seinem Tode, zur Unterzeichnung einer Acte bewog, Kraft welcher, mit Uebergehung seiner beiden Schwestern Maria und Elisabeth, eine Seitenverwandte des königl. Hauses, die Prinzessin Johanna Gray, ihm auf dem Throne folgen sollte, unterzeichnete C. das Instrument nur als Zeuge, ein Umstand, der ihm nach der Thronbesteigung Maria's Leben und Freiheit rettete. Als diese Prinzessin den Thron bestieg, legte C., als eifriger Protestant, seine Stelle als Minister nieder, trat aber zugleich offen als Freund und Anhänger der Prinzessin Elisabeth auf, damals ein sehr gefährliches Beginnen, weil die eben herrschende katholische Partei dieselbe für einen Bastard und des Thrones unwürdig erklärte. Nach Elisabeth's Thronbesteigung im J. 1558 erhielt C. sogleich das Amt eines Staatssecretärs wieder, und genoß bis zu seinem Tode das unbedingte Vertrauen der Königin. Auch zeigte er sich desselben vollkommen würdig, denn nur der Vortheil seiner Gebieterin war fortan sein höchstes Ziel. Für diesen Zweck erstrebte er mit aller Kraft die Wiederherstellung der Reformation, deshalb suchte er mit List und Gewalt Schottland zu unterwerfen, deshalb führte er ein Willkürsystem, wie es bereits unter Heinrich VIII. bestand, wieder ein, und befestigte es noch mehr, und deshalb mußte die Königin Maria Stuart das Schaffot besteigen. Die Wiedereinführung der Reformation mußte die vielfach bestrittenen Ansprüche der Königin auf den englischen Thron begründen helfen, denn da Elisabeth als Sprosse einer Ehe, die von 2 Päpsten verdammt worden war, in den Augen aller Katholiken für eine uneheliche Tochter galt, und Paul IV. selbst dem englischen Gesandten, der ihm Elisabeth's Thronbesteigung meldete, unumwunden erklärte, „England sei ein Lehen des heiligen Stuhls, und schon deswegen habe Elisabeth verwegen gehandelt, ohne seine Einwilligung den Königstitel anzunehmen, ihre Verwegenheit sei aber um so größer, da ihr als einem unehelichen Kinde kein Recht auf den Thron zustehe", so konnte Elisabeth nur durch völlige Losreißung Englands von der römischen Hierarchie ihre königliche Macht sichern. Dies war ziemlich leicht, da die päpstliche Anmaßung zu plump, und der Nationalstolz im englischen Volke noch nicht ganz erloschen war. C. fand daher nur wenig Widerspruch von Seiten der Katholiken, als er unterm 27. Dec. 1558 befahl, daß die Evangelien und Episteln, das Vater Unser und das apostolische Glaubensbekenntniß künftig nur in englischer Sprache vorgelesen werden sollte. Bei dem neu zusammen berufenen Parlament sicherte C.'s Einfluß schon in den Wahlacten dem pro-

testantischen Princip das Uebergewicht, und dieses sprach darauf der Königin und ihren Nachfolgern den Besitz der päpstlichen Einkünfte und Gewalt zu, stellte die Formen des unter Eduard VI. eingeführten Gottesdienstes wieder her, und verpflichtete Bischöfe und Geistliche zu dem Suprematseid. Die Katholiken richteten jetzt ihre Blicke hoffend auf die mit dem Könige Franz II. von Frankreich vermählte schottische Königin Maria, und daß diese bereit war, diesen Hoffnungen zu entsprechen, zeigte sie durch die Annahme des englischen Königstitels. Daher ward C.'s zweites Ziel Maria's Sturz, und er wußte der Königin Elisabeth die Nothwendigkeit der Vernichtung einer solchen Nebenbuhlerin so überzeugend darzustellen, daß schon 1559 die ersten Feindseligkeiten begannen. Ein englisches Heer rückte zur Unterstützung der Protestanten in Schottland ein, und C. selbst schloß mit den franz. Bevollmächtigten den Edinburger Vertrag ab, wornach Maria und ihr Gemahl Wappen und Titel der englischen Königswürde ablegen, die französischen Truppen Schottland räumen und auf englischen Schiffen in ihre Heimath gebracht werden sollten. Maria erkannte zwar diesen Vertrag nicht an, verlor aber bald nachher durch den Tod ihres Gemahls die Unterstützung Frankreichs, wie sie bereits die Herzen der Schotten verloren hatte, denn C. wußte durch allerlei politische Intriguen den Riß zwischen ihr und den zahlreichen Protestanten immer mehr zu erweitern. So sah sich endlich Maria 1568 genöthigt, Schutz in England bei ihrer königlichen Schwester zu suchen; C. hintertrieb aber nicht allein die persönliche Zusammenkunft der beiden Königinnen, sondern bewog auch Elisabeth, Maria unter mancherlei Vorwänden auf dem Schlosse Carlisle festzuhalten. Seine Vorsicht wurde in Kurzem gerechtfertigt, denn bald machten sich allenthalben offene und geheime Umtriebe der katholischen Partei zu Gunsten der schottischen Königin kund. Im nördlichen England brach 1571 eine gefährliche Verschwörung aus, die nur an C.'s Wachsamkeit scheiterte. Elisabeth belohnte ihn dafür durch seine Erhebung zum Lord und Pair des Reichs. Diese Auszeichnung war für C. ein neuer Antrieb, seine Vorsicht und Thätigkeit zu verdoppeln. Er umgab die unglückliche, nach Freiheit schmachtende Königin mit einem System von Spionerie, das sich zugleich um alle vornehme Katholiken Englands schlang. Unter Andern ließ er diesen letztern falsche, im Namen der Königin von Schottland oder auswärtig geschriebene Briefe überbringen, und den durch sie hervorgebrachten Eindruck beobachten. Durch diese verruchten Mittel entdeckte er 1586 eine von dem Priesterseminar zu Rheims aus geleitete Verschwörung, welche die Ermordung Elisabeth's, und die Erhebung Maria's auf den englischen Thron zum Zweck hatte. Diese Entdeckung benutzte C., um Elisabeth von ihrer gefährlichen Nebenbuhlerin zu befreien. Er verwickelte die Gefangene in die Anklage der Verschwörung, und brachte sie am 7. Febr. 1587 aufs Schaffot. Nach der Hinrichtung schien die bis dahin unerschütterliche Gunst der Königin wankend zu werden; doch waren C.'s Verdienste zu groß, und er selbst noch immer zu brauchbar, als daß die Ungnade von langer Dauer hätte sein können. Seiner Gewandtheit verdankte Elisabeth, daß das Parlament endlich zum Schattenspiel herabsank; dem Parlament ward ausdrücklich untersagt, sich in Staats- oder Kirchensachen zu mischen, sogar die Bewilligung der Gelder wurde ihm entzogen, und C. bedrohte jeden widerspenstigen und kühnen Sprecher des Unterhauses mit strenger Haft. Beim Ausbruch des Kriegs mit Spanien im J. 1588 ordnete er eine auf alle Classen des Volks gleichmäßige Erhebung einer Anleihe an, und setzte dann einen obersten Gerichtshof (Court for the correction of all abuses) ein, der unter dem Vorwande alle Mißbräuche der Rechtspflege und Verwaltung abzustellen, wieder reiche Quellen in den königlichen Schatz leitete. Einer seiner letzten Dienste war der Abschluß eines vortheilhaften Friedens mit Spanien. Er starb am 4. Aug. 1598, nachdem er 40 Jahre ununterbrochen der erste Minister Englands gewesen, und nicht nur die Gunst der Königin, sondern auch die Liebe des englischen Volks genossen hatte. In seinem Privatleben war er ein rechtschaffener und sittenreiner Mann. Vgl. Nares „Memoirs of the life and administration of Will. C., Lord Burghley" (3 Bde., Lond. 1828—32). — Sein Sohn Robert C., Graf von Salisbury, war Gesandter am französischen Hofe, wurde 1596 von der Königin Elisabeth zum Staatssecretär erhoben, und genoß wie

sein Vater das Vertrauen derselben bis zu ihrem Tode. Auch Jacob I., zu dessen Erhebung er heimlich gewirkt hatte, begünstigte ihn, und erhob ihn zur Würde eines Grafen von Salisbury. Er starb 1612, und hinterließ wie sein Vater den Ruf eines redlichen Mannes.

Ceder (pinus Cedrus), auch **Cederlärche**, morgenländische Ceder genannt, gehört der Familie der Zapfenbäume an, gleicht im Wuchse der Weißtanne, und wird, wenn sie im Gedränge aufwächst, wie diese, schlank und proportionirlich stark; nur wenn sie einzeln steht, breitet sie ihre untern, fast wagrecht auslaufenden Zweige gegen 20—24 Fuß weit aus, und macht einen so starken Schatten, daß man unter ihr kaum lesen kann. Ihr Holz wurde im Alterthum weit mehr geschätzt als jetzt; es ist leicht, fest, von feinen Geweben, gelblich oder braunröthlich, von einem wohlriechenden Harze durchdrungen, welches hindert, daß es weder von Würmern, noch von der Fäulniß angegriffen wird, sehr dauerhaft, wird aber, nicht behutsam getrocknet, eben so rissig wie anderes Nadelholz. Der Stamm erreicht eine Höhe von 100 F. und einen Umfang von 20—30 F., die Nadeln sind schwarzgrün, die Zapfen eiförmig und etwa 5 Zoll lang. Die C. erreicht ein hohes Alter, wächst aber in ihrer Jugend ziemlich schnell. In Deutschland pflegt sie in 36 Jahren 32 F. hoch zu werden, bei einem Umfang von 3 F., in England erreichte eine C. in 74 Jahren einen Umfang von 12 F. Die stärksten C. auf dem Libanon sollen so alt wie unsere Zeitrechnung sein. Ihr eigentliches Vaterland ist Syrien, besonders die Berge Libanon, Amana und Taurus. Auf dem Libanon, wo die C. noch immer reichlichen Nachwuchs findet, stehen noch ungefähr 10 uralte Stämme, die um ihrer Krüppelhaftigkeit wegen stehen geblieben sind. Auch am Kaukasus und obern Euphrat finden sich noch große Cedernwälder. In Europa wird sie nur hie und da in botanischen Gärten und Parkanlagen einzeln cultivirt. Sonst galt das Cedernholz für das beste Bauholz; König Salomon ließ aus ihm seinen Tempel aufbauen, und Aegypter und andere Völker schrieben ihm Unzerstörbarkeit und andere Wunderwirkungen zu. Das Oel und Harz des Stammes wurde im Alterthume zu Arzneimitteln viel gebraucht, und die Holzspähne benutzte man zum Einbalsamiren der Leichname. In unsern Zeiten kommt das Cedernholz nur selten noch in den Handel; selbst zum Fassen der Bleistifte braucht man es nicht mehr, wozu es ehedem sehr benutzt wurde. — Den Namen **Ceder** führen noch manche andere Bäume, die mit ihr Nichts gemein haben, z. B. der virginische Wachholder, gewisse Cypressen, der Baum in Westindien, der das Cigarrenkistenholz liefert, und in Südamerika werden wenigstens sechs verschiedene Arten von Bäumen mit diesem Namen belegt.

Cekrops hieß der erste König von Attika, der nach der Sage um 1550 v. Chr. aus Sais in Aegypten eingewandert, die Burg von Athen, die nach ihm **Cecropia** genannt, gegründet, und die wilden, rohen Bewohner der Umgegend in Religion und gesellschaftlicher Sitte unterrichtet haben soll. Nach neuern Forschungen ist er ein pelasgischer Heros, dessen Name in verschiedenen Landschaften Griechenlands als Gründer wiederkehrt. Ihm wird die Einführung des Ackerbaus, die Pflanzung des Oelbaums zugeschrieben; wie er sich denn auch dadurch ein Verdienst erwarb, daß er sein neues Vaterland mit der Schifffahrt bekannt machte. Dem Mythus zufolge war C. halb Mensch halb Schlange, oder auch halb Mann, halb Weib.

Celebes (oder Bugis), eine von den größern sundischen Inseln in Südasien, liegt östlich, durch die Straße Makassar getrennt, von Borneo 6° S. B. bis 1¾° N. B., 135°, 56′ bis 141° 20′ O. L. Der Flächeninhalt beträgt 2500 QM., und wird von 3 Mill. Menschen bewohnt, welche aus verschiedenen Völkerstämmen gemischt sind. Drei große Meerbusen von Tomini, Tolu und von Bony schneiden tief in das Land ein, und bilden zwei Landzungen, deren jede von dem westl. Theile der Insel aus eine Gebirgskette durchläuft. Unter den Flüssen ist der Makassar der bedeutendste; er entspringt auf dem Mamojagebirge und durchströmt das Königreich gleiches Namens. Der Boden ist wegen der reichlichen Bewässerung sehr fruchtbar; seine Producte sind: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Ebenholz, Baumwolle, Cocusbäume, Reis, Pfeffer, Opium. Auch

findet sich auf Celebes der Giftbaum **Bohon Upas.** Von den Hausthieren hat man Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe, Pferde, Schweine; in den Wäldern gibt es Hirsche, wilde Schweine und eine unzählige Menge Gazellen. Das Klima wird durch häufigen Regen und kühlende Winde sehr gemäßigt. Die Einwohner bestehen aus Makassaren, Buggisen, Biadschu's; außerdem sollen in den Gebirgen noch einige Stämme halbwilder Völker leben, die mit den Dayaks auf Borneo verwandt sind. Seit dem Jahre 1667 haben sich die Holländer vielen Einfluß hier erworben, jedoch ohne feste Begründung ihrer Herrschaft; ihre größte Besitzung liegt innerhalb des Königreiches Makassar. Im Fort Rotterdam ist der Sitz des Gouverneurs und der Regierungsbehörden; die nordöstlichen Besitzungen bilden kein eigenes Gouvernement, sondern stehen unter der Regierung der Insel Ternate.

Celeus, König von Eleusis, war ein Sohn des Pharus und Enkel des Kranaus; er nahm die **Ceres** (s. d.), als sie nach ihrer verlornen Tochter Proserpina umherschweifte, gastfreundlich auf. Zum Dank dafür wollte die Göttin seinen Sohn Demophon unsterblich machen, und legte ihn des Nachts ins Feuer, um seine sterblichen Theile zu vernichten. Als aber einst die Mutter Dejanira dazu kam, schrie sie vor Entsetzen auf, und das Kind verbrannte. Jetzt gab sich Ceres zu erkennen, und lehrte dem andern Sohne **Triptolemus** (s. d.) den Gebrauch des Pflugs. C. ward einer der ersten Priester der Göttin, und seine Töchter Priesterinnen derselben.

Cellamare, Antonio Giudice, Herzog von Giovenazzo, Fürst v., geb. zu Neapel 1657, wurde am spanischen Hofe erzogen, und machte auf Seiten Spaniens den größten Theil des span. Erbfolgekrieges mit. Im J. 1707 gerieth er in die Gefangenschaft der Kaiserlichen, welche ihn 5 Jahre in Mailand festhielten. Nach seiner Befreiung 1712 kehrte er nach Spanien zurück, ergriff die diplomatische Laufbahn, und wurde 1715 außerordentlicher Gesandter am französischen Hofe. Hier ging er in die Plane Alberoni's ein, und wurde das Haupt einer den Sturz des Regenten, Philipp von Orleans, bezweckenden Verschwörung. Philipp V. sollte zum Regenten von Spanien und Frankreich erklärt werden. Allein ehe der Anschlag zur Ausführung kam, entdeckte man ihn. Die sämmtlichen Theilnehmer der Verschwörung las man in C.'s aufgefangenen Briefen. Er wurde unter einer Bedeckung nach der spanischen Grenze abgeführt, dort aber zum Generalcapitän von Altcastilien ernannt. Er starb als solcher 1733 zu Sevilla. Vatout's Roman „La conspiration de C." (2 Bde. Par. 1833) behandelt diese Geschichte ziemlich historisch treu. Vgl. Marten's „Causes célèbres du droit des gens" (Bd. 1. Lpz. 1827).

Cellarius, Christoph, geb. am 22. Novbr. 1638 zu Schmalkalden, einer der ausgezeichnetsten Philologen des 16. Jahrh. Er hieß eigentlich Keller, allein seine Vorfahren hatten, wie es früher und damals üblich war, den deutschen Namen latinisirt und in Cellarius verwandelt. Nachdem er mehrere deutsche Universitäten besucht hatte, wurde er im 30. Jahre Lehrer in Weißenfels. 1673 erhielt er zu Weimar, und einige Zeit nachher zu Zeitz und Merseburg das Rectorat der dortigen Schulen. Zuletzt war er Professor der Beredtsamkeit und Geschichte zu Halle, und starb daselbst am 4. Juni 1707. Er hat eine große Zahl alter Classiker herausgegeben, die wegen ihrer gelehrten Bemerkungen und sorgfältigen Register immer geschätzt werden, als: Cicero's Briefe, die des Plinius, den Cornelius Nepos, die 12 alten Panegyristen, den Minucius Felix, Silius Italicus u. a. C.'s eigene Schriften haben alte Geschichte und Geographie, römische Antiquitäten, lateinische Sprache &c. zum Gegenstande. Seine bekannte „Notitia orbis antiqui" gab Schwarz von Neuem heraus (Lpz. 1773. 2 Bde. 4.). Seine „Orationes" gab Walch heraus (Lpz. 1714); seine „Dissertationes academicae" erschienen zu Leipzig 1712.

Celle, s. **Zelle.**

Celles, A. P. F. G., Graf **de Fischer de**, ein in der neuesten Geschichte der ehemals vereinigten Niederlande vielfach, aber selten mit Ehren genannter belgischer Staatsmann, geb. zu Brüssel 1778 oder 1779, aus einer edlen Familie Brabants, erhielt theils in seiner Vaterstadt, theils auf auswärtigen Universitäten Gelegen-

heit, sich eine sorgfältige Bildung zu erwerben, begnügte sich aber mit der oberflächlichen Weltbildung seines Standes. Als Mitglied der Deputation, welche die Provinz Brabant an Napoleon sandte, trat er zuerst öffentlich auf. In Paris heirathete er die Schwester des Generals Gérard, und kam dadurch mit vielen angesehenen Familien des Kaiserreichs in Verbindung. Nachdem er einige Zeit Mitglied des Municipalconseils gewesen, ward er 1806 Auditor im französischen Staatsrathe und Requetenmeister, dann Präfect im Departement der Unter-Loire, wo er sich um die Stadt Nantes vielfache Verdienste erwarb, und 1810 Präfect der Zuiderzee in Amsterdam. Hier machte er sich durch die Willkür, mit der er herrschte und die französischen Instructionen bei Weitem übertrieb, besonders aber durch die empörende Härte beim Recrutirungswesen, allgemein verhaßt. Mehrmals gerieth sein Leben in Gefahr, da das Volk in Amsterdam sich wiederholt gegen ihn und das französische Joch empörte. Mit dem Erscheinen der ersten russischen und preußischen Truppen auf holländischem Boden entfloh er daher nach Paris, wo aber der Sturz Napoleon's alle seine Hoffnungen zertrümmerte. Nach der Bildung des Königreichs der Vereinigten Niederlande kehrte er daher in seine Heimath zurück. Hier öffneten sich seinem Ehrgeiz bald neue Bahnen. Er wurde Mitglied der Provinzialstaaten Brabants, und kam später als Abgeordneter in die zweite Kammer der Generalstaaten, wo er sich bisweilen auf der Seite der Opposition zeigte, ohne jedoch ein festes System zu verfolgen. Schon früher hatte er sich in nicht ehrenvoller Weise von der apostolischen Partei in Belgien anwerben lassen. Als die Concordatfrage zur Sprache kam, wußte er seine diplomatische Fertigkeit so gewandt ins Licht zu stellen, daß der König ihn, den der ganze Norden der Niederlande als Verräther kannte, und den die treusten Rathgeber des Königs mit nicht viel sanfterm Titel nannten, allen Warnungen und Vorstellungen zum Trotz, zur Beilegung der streitigen Puncte nach Rom sandte. Hier schloß C. das nachtheiligste Concordat mit dem Papste ab, das in der neuesten Zeit zu Stande gekommen ist, und der König genehmigte es. Der allgemeinste Unwille der Liberalen wie der ministeriellen Partei empfing ihn bei seiner Rückkehr; demungeachtet wußte er sich nach einiger Zeit wieder mit dem glänzendsten Scheine des Liberalismus zu umgeben, und wagte sogar 1829 sich um eine Ministerstelle zu bewerben. Die energischen Warnungen van Maanen's vereitelten jedoch seine Hoffnungen. Als die Revolution in Belgien ausbrach, erklärte er sich zeitig für sie, spielte aber dabei eine so zweideutige Rolle, daß sein Plan, Belgien mit Frankreich zu vereinigen, bald deutlich hervortrat. Im Nationalcongreß stimmte er für Ausschließung des Königs Wilhelm und des ganzen nassauischen Hauses, wurde dann Mitglied des diplomatischen Comité in Brüssel, und erhielt verschiedene Sendungen nach Paris. Als Lehon die belgische Gesandtschaft in Paris erhielt, blieb er daselbst, wurde 1833 förmlich als französischer Bürger naturalisirt, und starb als französischer Staatsrath am 3. November 1833 zu Paris.

Cellini, Benvenuto, Bildhauer und Goldschmied, geb. zu Florenz 1500, gestorben daselbst am 25. Febr. 1570. In letzterer Kunst lieferte er wahre Meisterstücke, die noch jetzt, abgesehen von ihrer Seltenheit, mit den höchsten Preisen bezahlt werden. Sein langes, biederes Leben ist eine Kette zuweilen sehr belustigender Händel. Geradsinnig, kühn und nicht frei von Streitsucht, war ihm Abhängigkeit und Beeinträchtigung unerträglich. Seine Streitereien, die öfters seinen Gegnern das Leben kosteten, brachten ihn nicht selten in die größte Gefahr; doch Kühnheit und eine gewisse List, die man ihm nicht absprechen kann, und insbesondere der Schutz mächtiger Gönner, die ihm seine ausgezeichnete Geschicklichkeit gewonnen hatte, retteten ihn aus den gefährlichsten Lagen. In seiner Selbstbiographie rühmt er sich, den Connetable von Bourbon, als dieser vor Rom zog, durch einen Büchsenschuß getödtet zu haben. Nach Einnahme der Stadt bediente er auf der Engelsburg 5 Stück Geschütz, und tödtete, ebenfalls nach seiner Angabe, mit einem derselben den Prinzen von Oranien. Unter Paul III. beschuldigte man ihn, einige Juwelen aus der ihm in jener gefährlichen Zeit zum Einschmelzen übergebenen päpstlichen Krone entwendet zu haben, und obschon er seine Unschuld hinlänglich darthat, so ward er doch nur

erst auf Verwenden Franz I., dessen Gunst er früher bei Gelegenheit einer Reise nach Frankreich sich erworben hatte, aus der Haft entlassen. Er folgte der Einladung seines Befreiers, und begab sich nach Fontainebleau, wo er Mehreres für den König verfertigte. Aber auch hier war sein Aufenthalt von kurzer Dauer: die Chikanen der Herzogin d'Estampes, welcher den Hof zu machen er sich nicht entschließen konnte, nöthigten ihn in sein Vaterland zurückzukehren. Unter andern Werken, die hier sein Genius hervorrief, zeichnet sich ein Perseus mit dem Medusenhaupte in Erz, die Zierde des Marktplatzes zu Florenz, und ein Christus in der Capelle des Palastes Pitti, ganz vorzüglich aus. Bemerkenswerth sind noch seine trefflichen Stempel zu Münzen und Medaillen, deren er oft mit großer Selbstzufriedenheit Erwähnung thut. In seinen Schriften erkennt man den denkenden, kenntnißreichen Künstler. Im 58. Jahre entschloß er sich, sein vielbewegtes Leben voll Abenteuer und mannichfacher Schicksale der Mit- und Nachwelt zu übergeben. Das Original dieses von ihm in lateinischer Sprache niedergeschriebenen, höchst interessanten Werks, in welchem er eine treue, unbefangene Darstellung seines Charakters, und eine treffende Schilderung der Personen, mit welchen er in Berührung stand, niederlegte, war ehemals im Besitz des Hauses Cavalcanti, dann lange verschwunden, und gerieth 1810 zufällig in die Hände des Luigi de Poirot zu Florenz, der es nach seinem Tode 1825 der Lorenzobibliothek daselbst vermachte. Seine Autobiographie wurde zuerst von Cocchi zu Neapel, angeblich Köln 1728, nach einer lückenhaften Abschrift herausgegeben, und darnach ins Englische von Nugent (2 Bde. Lond. 1771), ins Deutsche von Göthe (2 Bde. Tübingen 1802) und ins Französ. von St. Marcell (Par. 1822) übersetzt. Einen Abdruck des Originalmanuscripts besorgte Tassi (3 Bde., Flor. 1829); wiederholt von Choulant (3 Bde., Lpz. 1833—35). Die letztere Ausgabe enthält auch C.'s „Trattati e discorsi." Vgl. Gamba „Raccordi di Benv. C." (1831).

Celsius ist der Name einer schwedischen Familie, aus welcher mehrere berühmte Gelehrte hervorgegangen sind. — Magnus C., ein berühmter Astronom und Naturforscher, geb. 1621 in Helsingland, gest. 1679 als Professor der Astronomie und Mathematik zu Upsala, machte sich besonders als Entdecker der Helsingrunen bekannt. — Sein Sohn, Olof C., geb. 1670 zu Upsala, gest. daselbst 1756 als Professor der Theologie und Domprobst, gründete mit dem Erzbischof Benzelius und Rudbek dem Jüngern die Societät der Wissenschaften in Upsala, und erwarb sich durch Unterstützung und Aufmunterung des damals noch unbekannten Linné ein bleibendes Verdienst um die Naturgeschichte. Sein „Hierobotanicon" (Ups. 1745—47) zeugt von seinen Kenntnissen in der Botanik und den orientalischen Sprachen, und ist noch immer für Bibelforscher ein unentbehrliches Werk. — Andreas C., des Vorigen Sohn, ein berühmter Astronom, geb. am 27. Novbr. 1701 zu Upsala, studirte Anfangs Jurisprudenz, wandte sich aber später den Lieblingsstudien seiner Familie zu, und wurde 1730 Professor der Astronomie. Da es zu jener Zeit in Schweden weder Sternwarten noch astronomische Instrumente gab, so bereiste er 1732 im Auftrag der Regierung die vorzüglichsten deutschen, italienischen und französischen Universitäten, hielt sich längere Zeit in Nürnberg bei Doppelmayer auf, trat in Bologna mit Cassini in Verbindung, und verbesserte in Rom die von Bianchini und Maraldi gezogene Mittagslinie in der Karthäuserkirche, die um volle 2 Minuten unrichtig war; auch beschäftigte er sich daselbst mit der Messung der Intensität des Lichts, und bestimmte die wahre Größe des altrömischen Fußes. Im Jahre 1734 kam er nach Paris, als eben Bouguer im Begriff war nach Peru abzureisen, um zur Ermittelung der Gestalt der Erde eine Gradmessung in der Nähe des Aequators im Auftrag der Pariser Akademie vorzunehmen. Dies gab C. die Veranlassung, eine zweite ähnliche Gradmessung im hohen Norden vorzuschlagen, die bald darauf Maupertuis im Verein mit mehrern Andern ausführte. Mit Outhier führte C., nachdem er aus England zurückgekehrt war, die Vermessung in Lappland aus, und erhielt für seine Mitwirkung von Louis XV. eine Pension. Nach seiner Rückkehr nach Upsala schrieb er über Maupertuis' Meridiangrad, den dieser volle 1200 Par. Fuß zu groß angegeben hatte, die Schrift „De observationibus pro figura

telluris determinanda in Gallia habitis“ (Upſ. 1738). Darauf beobachtete er zuerſt die Polhöhe nach Horrebow's Methode, und beſchäftigte ſich dann mit der Theorie der Jupiterſatelliten. Im J. 1740 errichtete auf ſeine Veranlaſſung die Regierung die ſehr reich ausgeſtattete Sternwarte in Upſala, die ſeitdem ſehr großen Ruf erlangt hat, nachdem er ſchon vorher in ſeinem Garten auf eigene Koſten ein Obſervatorium erbaut hatte. Er ſtarb den 25. April 1744, von ſeinen Zeitgenoſſen hochverehrt wegen ſeiner großen Verdienſte um die Aſtronomie, Chronologie, Geographie und Schifffahrt. Unter den vielen Abhandlungen über Aſtronomie und Phyſik, die er in den Denkſchriften der ſchwediſchen Akademie niederlegte, iſt beſonders eine über die Wärmemeſſung hervorzuheben, weil die darin vorgeſchlagene Thermometerſcala, in welcher der Zwiſchenraum zwiſchen den Temperaturen des ſchmelzenden Eiſes und des ſiedenden Waſſers in 100 gleiche Theile getheilt iſt, nach ihm die Celſius'ſche, auch die ſchwediſche, gewöhnlich aber die 100theilige oder Centeſimalſcala genannt, in der neuſten Zeit großen Beifall gefunden hat, und in Frankreich allgemein, außerdem aber auch von den Gelehrten der meiſten andern Länder angenommen iſt. Von 1728—1744 beſorgte C. auch die ſchwediſchen Kalender. — Olof von C., Sohn des Domprobſtes Olof C., geb. 1716 zu Upſala, wurde 1747 Profeſſor der Geſchichte, 1756 in den Adelſtand erhoben, 1777 Biſchof zu Lund und 1786 Mitglied der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Er war ein Polyhiſtor, beſonders ausgezeichnet aber als Geſchichtsforſcher und ſtarb 1794. Seine geſchichtlichen Werke zeigen von einer gewiſſenhaften Benutzung der ihm in Archiven und Bibliotheken offen ſtehenden Quellen. Er ſchrieb eine „Svea rikes kyrko-historia“ (Bd. I., Stockh. 1767, 4.), die Geſchichte Guſtav's I. (2 Bde, Stockh. 1746—53; 3. Aufl., 1792; deutſch Kopenh. 1753) und Erich's XIV. (Stockh. 1774; deutſch von Möller, Flensb. 1777). Auch gründete er 1742 die erſte Literaturzeitung in Schweden „Tidningar om de Lärdas arbeten.“ Seine Gedichte (ſchon als Student ſchrieb er eine Tragödie „Ingeborg“, ſpäter ein Heldengedicht „Guſtav Waſa“, auch überſetzte er einige Pſalmen und einen Theil von Homer und Virgil) zeigen durchaus Mangel an Phantaſie; beſſer ſind ſeine lateiniſchen Gedichte. In politiſcher Hinſicht zeigte er viel Energie, und war auf dem Reichstage eine der Hauptſtützen der königlichen Partei.

Celſus, ein epikuräiſcher Philoſoph im 2. Jahrh. n. Chr., ſchrieb um 140 n. Chr. eine polemiſche Schrift gegen Juden und Chriſten, die aber verloren gegangen iſt, und deren Inhalt wir nur aus der Schrift des Origines „Contra Celsum“ kennen. Er ſpottete darin beſonders über den Glauben an eine Auferſtehung des Fleiſches; doch ſcheinen ſeine Kenntniſſe des Chriſtenthums nur aus jüdiſchen Nachrichten geſchöpft, und deshalb ſehr unrichtig geweſen zu ſein.

Celſus, Aulus Cornelius, ein römiſcher Arzt, den man den röm. Hippokrates nannte, lebte wahrſcheinlich unter Auguſt und Tiber, und ſchrieb ein großes encyklopädiſches Werk, „De artibus“, worin Rhetorik, Rechtskunde, Philoſophie, Kriegskunſt, Ackerbau, Medicin behandelt waren. Uebrig davon ſind acht Bücher „De re medica“. Sie handeln 1—4 von den innern, 5—6 von den äußern Krankheiten, 7—8 von der Chirurgie. Hippokrates, Asklepiades, die Alexandriner ſind die Quellen. Klares Zuſammenfaſſen des Vorgefundenen in einfacher Lehrſprache machten ſie zu aller Zeit geſucht. Wichtig ſind die Ausgaben von Fontius (Florenz 1478), Van der Linden (Leyden 1657), Krauſe (Leipz. 1765), Targa (Padua 1769 und Verona 1810).

Celtes, Conrad, ein ſehr thätiger Beförderer des Studiums der claſſiſchen Literatur und eines beſſern wiſſenſchaftlichen Geiſtes in Deutſchland zu Ende des 15. Jahrh., war zu Wipfelde bei Würzburg am 1. Febr. 1459 geboren, und hieß eigentlich Schäfer (n. A. Pickel oder Meißel). Sein Vater, ein einfacher Landmann, ließ ihn nothdürftig von einem Mönch im Leſen, Schreiben und Latein unterrichten, und wollte ihn ſpäter bei ſeinen Winzerarbeiten beſchäftigen. C., der dazu keine Luſt hatte, entlief, und ging nach Köln, wo er 1477 unter die Zahl der Studirenden aufgenommen wurde. Hier ſtieß ihn bald die herrſchende ſcholaſtiſche Richtung zurück, weshalb er nach Leipzig und

1479 nach Erfurt ging. Nach einem längern Aufenthalte in Schlettstadt kam er 1484 nach Heidelberg, wo er sich unter Rudolph Agricola zum Philologen und lateinischen Dichter bildete. Darauf trat er zu Erfurt und Leipzig als Docent auf, und erwarb sich in der letztern Stadt die Gunst Kurfürst Friedrich des Weisen, und begleitete diesen Fürsten 1487 auf den Reichstag nach Nürnberg, wo ihn Kaiser Friedrich III. zum deutschen Dichter krönte. Hierauf blieb er noch kurze Zeit in Leipzig, ging dann nach Rostock, und unternahm von da eine Reise nach Italien, wo er die berühmtesten Gelehrten in Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Rom und Venedig hörte, und sich zu einem vielseitigen Gelehrten ausbildete. Nach seiner Rückkehr besuchte er Bayern, Böhmen und Schlesien, und hielt sich 2 Jahre lang in Krakau auf, von wo er mehrere Ausflüge, besonders nach der Ostsee, machte. In Krakau studirte er unter Albert Brutus (oder von Brudler) Astronomie und Astrologie. Seit 1491 hielt er sich einige Zeit in Prag auf, mußte es aber eiligst verlassen, weil er durch heftige Angriffe auf die Religionsgebräuche der Utraquisten und manche böhmische Nationalsitten sich den allgemeinen Haß zugezogen hatte. Ueber Nürnberg und Regensburg begab er sich jetzt nach Ingolstadt, wo er 1492 Professor der Rhetorik wurde. Aber auch hier wurde ihm der Aufenthalt bald verleidet; er ging nach Wien, dann nach Regensburg, und war im Herbst 1493 in Mainz, wo er den unmittelbarsten Antheil an der Gründung der rheinischen Gesellschaft nahm, die durch ihn bald großen Ruf erhielt. Im J. 1494 erhielt er von Neuem einen sehr schmeichelhaften Ruf als ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften nach Ingolstadt. Er nahm ihn zwar an, verließ aber noch in demselben Jahre seine Stellung wieder, um seine Reiselust zu befriedigen. Er ging nach Basel, Freiburg im Breisgau, hielt sich einige Zeit in Heidelberg auf, wo er den Kindern des Kurfürsten Philipp Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache ertheilte. Endlich berief ihn Kaiser Maximilian I. 1497 nach Wien als Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst und Aufseher der kaiserlichen Bibliothek. Hier gründete er die österreichische oder pomonische Gelehrtengesellschaft, und erwarb sich große Verdienste um die kaiserliche Bibliothek. Aber schon 1498, nach Andern 1501, unternahm er auf Kosten des Kaisers eine neue Reise durch Norddeutschland, die sich bis nach Island erstreckt haben soll. Auf seine Veranlassung stiftete der Kaiser 1501 das Collegium poëtarum zur Beförderung des Studiums der Dichtkunst und der mathematischen Wissenschaften, zu dessen Vorsteher er selbst ernannt wurde. Seine letzten Lebensjahre verlebte er in reger Thätigkeit theils zu Wien, theils auf kleinern Reisen. Auf einer der letztern fand er im Kloster Tegernsee die alte römische Reisekarte, welche er Conrad Peutinger (s. d.) schenkte, weshalb sie die Peutingersche Karte heißt. Er starb am 4. Febr. 1508. Seine Wirksamkeit als Lehrer und Dichter war außerordentlich. Er machte eine planmäßigere Lehrmethode herrschend, und wirkte namentlich zur Verbreitung des classischen Studiums und der griechischen Sprache. Als Dichter übertraf er an Fruchtbarkeit und ächtem dichterischen Geist alle seine Vorgänger in Deutschland, wenn er sich auch nicht von allen Flecken seiner Zeit rein erhalten konnte. Als historischer Forscher hat er manchen werthvollen Schatz ans Licht gezogen; sein großer Plan, ein umfassendes historisch-geographisches Werk über Deutschland und den germanischen Norden herauszugeben, kam nicht zur Ausführung. Als Philolog erwarb er sich besonders das Verdienst, das Studium der Sprache nicht als Zweck, sondern nur als Hülfsmittel zum Anbau der Realwissenschaften zu betreiben, unter denen er besonders Geschichte, Statistik und Topographie liebte. Er hinterließ eine Geschichte und Beschreibung von Nürnberg, mehrere philosophische, rhetorische und biographische Werke und eine Menge Gedichte. Vgl. Klüpfel „De vita et scriptis Conr. C.“, herausg. von Ruef und nach dessen Tode von Zell (2 Bde., Freiburg 1827, 4.), und Erhard „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland bis zur Reformation“ (Bd. 2., Magdeb. 1830).

Cenci, Beatrice, gewöhnlich die schöne Vatermörderin genannt, war die Tochter eines reichen und vornehmen Römers, Francesco C., der nach Muratori's Erzählung in seinen „Annales“ (Bd. 10.), nach seiner zweiten Vermählung seine Kinder erster Ehe auf

das Empörendste behandelte, zwei seiner Söhne von Banditen auf einer Reise ermorden ließ, und auch seine jüngste sehr schöne Tochter Beatrice zu seinen Lüsten zu gebrauchen versuchte. Umsonst suchte Beatrice beim damaligen Papste Clemens VIII. Schutz. Da ihr ruchloser Vater die Behandlung auf das Aeußerste trieb, so ließ sie ihn in Verbindung mit ihrem Bruder Giacomo von zwei Meuchelmördern im Schlafe ermorden. Die Schuldigen gestanden unter der Tortur den Mord, und wurden zum Tode verurtheilt. Da der Papst die Strafe nicht aufheben wollte, so wurde Beatrice C. und ihre Schwester am 11. Septbr. 1599 mit einer Art Guillotine hingerichtet, Giacomo C. mit einer Keule erschlagen, und der jüngere Bruder wegen seiner Jugend begnadigt. Die Reichthümer der Familie Cenci wurden confiscirt, und vom Papste Paul V. seiner Familie Borghese geschenkt, darunter die bekannte Villa Borghese. Nach einer andern Erzählung soll aber Beatrice und ihre Verwandten wenig oder keinen Antheil an dem Morde gehabt haben, sondern nur ein Gewebe von Bosheit und Schändlichkeiten der Aussage zweier Banditen wider die Mitglieder der Familie C. Glauben verschafft haben. Im Palaste Colonna zu Rom wird ein treffliches Gemälde, angeblich von Guido Reni, als ein Porträt der unglücklichen Vatermörderin gezeigt.

Censoren hießen die Magistratspersonen der alten Römer, welche das Vermögen der römischen Bürger und die Anzahl des Volkes in ein Register eintrugen, vom Jahre 442 v. Chr. an nach diesem Register die Schatzung der Bürger anfertigten, und über die Sitten wachten. Ihre Würde dauerte 5 Jahre, wurde später auf $1^1/_2$ Jahre beschränkt, und galt in Rom für die höchste, wie sie denn auch nur einmal übertragen werden konnte. Vgl. Rovers „De censorum apud Romanos auctoritate et existimatione" (Ulm 1825). — In unsern Zeiten sind Censoren diejenigen Personen, welche der Staat bestellt hat, die Büchercensur zu besorgen, d. i. die Erlaubniß zu ertheilen, daß ein Buch gedruckt werde.

Censorinus, ein römischer Grammatiker, lebte um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., und fertigte unter dem Titel „De die natali" in einem für seine Zeit erträglichen Style, eine Sammlung von verschiedenen Aufsätzen über Astronomie, Chronologie und Mathematik. Die erste Ausgabe erschien zu Bologna (1497 Fol.); später wurde die Schrift am Besten bearbeitet von Lindenbrog (Hamb. 1614, 4.), von Havercamp (Leyden 1767) und von Gruber (Nürnberg 1810).

Censur heißt im Allgemeinen und ursprünglich die Würdigung oder Schätzung irgend eines Gegenstandes; bei den Römern, von denen das Wort seinen Ursprung und seine Bedeutung herleitet, insbesondere die Schätzung des Vermögens der Bürger (s. Census); dann auch die Beaufsichtigung und Beurtheilung der Aufführung eines Menschen durch einen andern, der über ihn also eine gewisse Autorität besitzt. Diese letztere Bedeutung erhielt das Wort C. von den Römern, aber erst in späterer Zeit (s. Censoren). Diese Sittencensur, welche auch im Mittelalter, namentlich von den Geistlichen, ausgeübt wurde, war ein großes Hülfsmittel zur Herstellung einer großen Kirchenmacht, artete endlich aus in das Bestreben, auch den Gedanken zu unterjochen, und erzeugte endlich das Ablaßwesen, Ketzerverfolgung und die Inquisition. Eine andere Art Sittengerichte, weltlicher Natur, erhielt sich seit dem Mittelalter bis auf die neueste Zeit in den Ehrengerichten der Zünfte und Ritterorden, so wie in den Sitten- und Disciplinargerichten der Advocaten und Notare, z. B. in Frankreich. Gegenwärtig versteht man unter Censur vorzugsweise diejenige Art von präventiver Aufsicht, welche der Staat über die für den Druck bestimmten Schriften oder auch die Werke der Kunst, die für die Oeffentlichkeit vervielfältigt werden, ausübt. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst nämlich ist durch die Möglichkeit einer unendlich vervielfältigten und unendlich schnellen Verbreitung des Gedankens das gedruckte Wort oder der Gedanke in seiner Verkörperung wieder eine Macht geworden, die an weitgreifender und nachhaltiger Wirkung kaum ihres Gleichen hat, besonders deshalb, weil der Gedanke nicht mehr unmittelbar, wie z. B. in alten Volksversammlungen vom Munde des Sprechers zum Ohr und zum Gemüthe des Hörers dringt, sondern durch die Schrift in viel weitern Kreisen und weit dauernder wirkt. Diese Wirkung zu beschränken, den Ge-

danken gleichsam auf dem Wege zu seiner Gestaltung anzuhalten, ihn, ehe er hinaus in das Leben tritt, zu prüfen, und nöthigen Falls ihn am Hinaustreten in die Oeffentlichkeit zu hindern, ist die Aufgabe der C. In ihrer weitesten Ausdehnung begreift sie nicht nur die Beaufsichtigung des gedruckten Worts oder sinnlicher Darstellungen des Gedankens, sondern erstreckt sich auch auf alle Mittel und Wege, wodurch ein Gedankenaustausch möglich ist, wie denn selbst in Ländern, wo Preßfreiheit herrscht, nicht allein das Theater und seine Darstellungen, sondern sogar öffentliche Reden, Trinksprüche, Vorträge, musikalische Aufführungen 2c., sofern sie für ein größeres Publicum berechnet und vorbereitet sind, einer polizeilichen Ueberwachung unterliegen. Da aber die umfassendste und bedeutendste Wirksamkeit der C. diejenige ist, welche sich auf die Erzeugnisse der Druckpresse 2c. bezieht, und die Frage über Wesen, Werth, Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieses Instituts genau mit der Frage der Preßfreiheit und ihrer Geschichte zusammenhängt, so erscheint es zweckmäßiger, beide Artikel ungetrennt zu behandeln, weshalb wir daher auf den Artikel Preßgesetzgebung hinweisen.

Census hieß bei den Römern eine der wichtigsten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe ihres Reiches war, und war die ursprünglich aller 5 Jahre durch die Censoren (s. d.) vorgenommene Schätzung der römischen Bürger nach ihrem Vermögen und ihrer Eintheilung in die verschiedenen Classen. Der Census wurde vom König Servius Tullius 577 v. Chr. eingeführt, indem er die Anordnung traf, daß alle römischen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem Vermögen, der Anzahl ihrer Kinder, Sclaven u. s. w., bei Verlust ihrer Güter und bürgerlichen Freiheit, Anzeige machen mußten. Mit Zugrundelegung dieser Angaben theilte er darauf alle Bürger in 6 Classen, und diese wieder in Centurien (s. d.), nach welchen bei allen öffentlichen Verhandlungen und Wahlen gestimmt wurde. Die erste Classe umfaßte Diejenigen, deren Vermögen wenigstens 100,000 Asse betrug; für die zweite Classe wurde ein Vermögen von 75,000, für die dritte 50,000, für die vierte 25,000 und für die fünfte 11,000 Asse gefordert; in der sechsten Classe befanden sich alle Diejenigen, welche entweder gar kein, oder nur ein unbedeutendes Vermögen besaßen, die also auch keine Steuern entrichteten, und daher oft von den Alten gar nicht gerechnet wurden. Diese ursprüngliche Einrichtung erhielt zwar in der Folge manche Abänderung, blieb aber in der Hauptsache dieselbe. Vgl. Huschke „Die Verfassung des Königs Servius Tullius" (Heidelb. 1838).

Cent ist der Name einer kleinen niederländischen Scheidemünze, von der 100 einen Gulden ausmachen. Es gibt 1/2 Cent-, 1 Cent- und 2 Centstücke. Sie wurden zuerst 1821 geprägt. Auch in den Vereinigten Staaten und auf den Ionischen Inseln, mit Ausnahme von Cerigos, heißt eine Kupfermünze Cent; dort machen 100 Cent einen Dollar, hier einen spanischen Piaster.

Cent (centena, Hundred) hieß in der altgermanischen Verfassung ein kleinerer Bezirk. Jeder Gau oder größere Distrikt zerfiel in mehrere Centen, die wiederum, doch nicht überall, in Decennien oder in Genossenschaften von Zehn eingetheilt wurden. Ursprünglich umfaßte der Cent wahrscheinlich 100 freie Familien, und diese Eintheilung wurde zur Erhaltung des Friedens und Rechtszustandes und zur leichtern Versammlung der waffenfähigen Mannschaft eingeführt; denn jeder Cent übte unter sich seine eigene Gerichtsbarkeit, so wie auch der Centenarius (Centgraf) oder Vorsteher des Cent die waffenfähige Mannschaft seines Bezirks anführte. Da mit der Zeit die Ausübung der Gerichtsbarkeit die ausschließliche Funktion des Centenarius wurde, so erhielt nach und nach der Ausdruck Cent die Bedeutung eines Gerichtssprengels und des Gerichtes selbst. Ursprünglich hatten die Centenarien nur über geringere Vergehen und Privatrechtssachen ihres Bezirks Gericht zu halten; später waren Centgerichte und Centämter gleichbedeutend mit Criminalgerichtsbarkeit. Die oberste Criminalgewalt oder das Recht, am Leben zu strafen, hieß Hohe Cent, und wurde im Laufe der Zeit von den Landesherren auch den niedern Gerichten verliehen. Die Beisitzer eines solchen Centgerichts hießen Centschöffen, die dem Gericht Untergebenen, Centleute. Die ursprüngliche Centverfassung zerfiel, wie die

ganze Gauverfassung schon im 9. Jahrh.; doch blieb das Wort noch längere Zeit in dem angeführten spätern Begriff.

Centauren, ein rohes Volk Thessaliens, welches auf dem Berge Pelion sich aufhielt. Irion, ein thessalischer Prinz, soll sie, nach Pindar, mit einer Wolke (Nephele), in welcher er die Juno zu umarmen glaubte, erzeugt haben. Nach Anderer Meinung sind sie Kinder des Centaurus, eines Sohnes des Apollo, und der Stuten von Magnesia. Sie werden halb als Mensch, halb als Pferd abgebildet, und dann Hippocentauren genannt; doch gab es auch Onocentauren, die halb aus einem Esel, halb aus einem Menschen bestanden. Die ersten thessalischen Reiter und Reiterinnen sollen Veranlassung zu dieser Vorstellung gegeben haben. Zur Zeit des thessalischen Königs Irion nämlich zeigte sich auf dem Pelion eine Heerde wüthender Stiere, welche weit und breit umherstreiften, und Alles verwüsteten. Irion setzte auf ihren Tod eine große Belohnung. Die C., dadurch gereizt, bedienten sich der Pferde, verfolgten die wüthenden Stiere, und tödteten sie. Man führt mehrere Geschlechter der Centauren an: Apollo, heißt es, zeugte mit der Tochter des Peneus, Stilbe, zwei Söhne, den Centaurus und den Lapithes, daher die Centauren und Lapithen. Der Streit dieser beiden Völkerschaften, in welchem Pirithous, Theseus, Nestor und Peleus erstere mit Hülfe ihrer Erbfeinde, der Lapithen, besiegte, und vom Pelion vertrieb, ist das Bemerkenswertheste in ihrer Geschichte. In einem spätern Kriege siegten zwar die Centauren wieder, wurden aber nachher durch Heraklius überwunden und gänzlich aus Thessalien vertrieben. Sie sollen sich sodann auf die Insel der Sirenen begeben haben, und dort vor Hunger umgekommen sein. Zwei der berühmtesten Centauren sind Nessus und Chiron.

Centiare heißt in der neuesten französischen Eintheilung des Flächen- und Feldmaßes der hundertste Theil der Are (s. d.), wie Centilitre der hundertste Theil eines Litre, Centigramme der hundertste Theil einer Gramme, Centimetre der hundertste Theil eines Metre u. s. w.

Centimanen hießen die drei gewaltigen Riesen, Söhne des Uranus und der Gäa, Cottus, Briareus und Gyges. Sie hatten funfzig Köpfe und hundert Arme, und ihr Vater fürchtete ihre Riesenstärke so sehr, daß er sie gleich nach ihrer Geburt gefesselt in den Tartarus warf. Jupiter entfesselte sie wieder, da ein Orakel ihm mit ihrer Hülfe Sieg über die Titanen verhieß, mit denen der Kampf schon zehn Jahre gedauert hatte. Von Neuem begann nun der furchtbare Kampf der Titanen gegen Jupiter und sein Geschlecht; Himmel und Erde erbebten; von Jupiters unaufhörlichen Blitzen getroffen, entbrannte die Erde, der Ocean siedete, die Flammen stiegen bis in den Himmel und der Luftraum glühete. Das furchtbare Geschoß der C. siegte endlich über die gewaltige Felsstücke schleudernden Titanen; sie wurden gefesselt in den Tartarus geworfen, wo sie von den C. bewacht wurden.

Centime, oder der hundertste Theil eines Franc, ist der Name einer französischen Scheidemünze in Kupfer, welche in Stücken zu ein, zwei, fünf, zehn und zwanzig Centimes ausgeprägt wird.

Centlivre, Susanne, eine bekannte englische Schauspieldichterin, geb. in der Grafschaft Lincoln ums Jahr 1667. Ihr Vater, Besitzer eines bedeutenden Landgutes daselbst und eifriger Anhänger der Parlamentspartei während der Unruhen unter Karl I., wurde, als Karl II. den Thron wieder erlangt hatte, mit Confiscation seines Vermögens bestraft, und mußte, ohne für die Erziehung der kleinen Susanne sorgen zu können, nach Irland fliehen. In ihrem 12. Jahre war sie vater- und mutterlose Waise. Grausame Behandlung Derjenigen, denen ihre Erziehung anvertraut war, bewog sie zur Flucht. Auf dem Wege nach London traf sie einen jungen Mann, Hammond, welcher in Cambridge noch studirte. Eingenommen von Susannen's jugendlicher Schönheit beredete er sie, als Mannsperson verkleidet, ihm nach Cambridge zu folgen. Allein bald schien es Hammond räthlich, seine schöne Begleiterin wieder zu entfernen; er schickte sie daher mit einigen Empfehlungen nach London, wo sie sich zweimal verheirathete. Durch Noth getrieben, machte

Gebrauch von ihrem Dichtertalent, versuchte sich auch auf der Bühne, und heirathete 1706 den Mundkoch der Königin, M. Centlivre. Obgleich ihre Lustspiele weder durch eine schöne Schreibart, noch durch Wahrheit der Charaktere sich auszeichnen, ja nicht selten die gute Sitte beleidigen, so haben sich doch einige derselben wegen ihrer Lebendigkeit und glücklichen Erfindung in der Intrigue bis jetzt auf der Bühne erhalten; dahin gehört: „The busy-body" (deutsch bearbeitet von Junge unter dem Titel „Er mengt sich in Alles"), „A bold stroke for a wife," „The wonder! a woman keeps a secret! und „Gamester". Sie starb zu London den 1. Dec. 1723. Sie stand mit Steele, Rowe u. A. in freundschaftlicher Verbindung, zog sich aber durch ein Gedicht gegen Pope's Uebersetzung des Homer dessen Feindschaft zu, der sie in seiner „Dunciade" sehr ungerecht behandelte.

Centner, ein Gewicht von ungefähr 100 Pfunden. In Deutschland ist der C. hinsichtlich des Gewichts eben so verschieden als die Pfunde. Gewöhnlich wiegt er indessen 100, 110 oder 112 Pfunde. Der französische metrische C. = 2 Frankfurter C. und diese = 200 Pfund.

Cento bedeutet im Lateinischen eigentlich ein aus mehrern Lappen zusammen geflicktes Stück Zeug; dann hat man es auf solche Gedichte übergetragen, die aus Theilen verschiedener anderer zusammengesetzt sind. Nach Ausonius Idyll. XIII. heißt cento ein solches Gedicht, das aus der Zusammenstellung einzelner Verse fremder Gedichte entstanden ist, wobei jedoch die Regel beobachtet werden muß, daß aus zwei Halbversen des fremden Gedichtes einer, oder aus einem Halbverse und anderthalb Versen zwei Verse gebildet werden; zwei ganze Verse oder gar drei zusammen zu stellen ist regelwidrig. Doch muß man bei Zerstückelung der ursprünglichen Verse darauf sehen, daß es nicht anders als mit Beobachtung der, in der jedesmaligen Versart gebräuchlichen Cäsuren geschieht. Aus Virgil's Gedichten hat Ausonius einen solchen cento nuptialis (Idyll. XIII.) zusammengestellt. Diese Spielerei war schon unter den Griechen, nach Verfall der echten Poesie, heimisch geworden, wie die „Homerocentones", d. h. aus Homerischen Versen zusammengestoppelten Gedichte (herausgeg. von Teucher, Leipzig 1793) beweisen. In der spätern römischen Zeit wurde besonders Virgil für diesen Zweck gemißbraucht. Ausonius verfertigte die „Cento nuptialis", Proba Falconia am Schluß des 4. Jahrh. den „Cento Virgilianus", (herausgeg. von Meibom, Helmst. 1597, und Kromayer, Halle 1719), der die biblische Geschichte zum Gegenstande hat. Auch im Mittelalter und in der neuern Zeit fand diese Künstelei Liebhaber. So setzte Metellus, ein Mönch in Tegernsee, im 12. Jahrh. geistliche Lieder aus Virgil und Horaz zusammen, und im 16. Jahrh. verfertigten sogar ein gewisser Capilupus aus Mantua und sein Enkel unsittliche Machwerke dieser Art. In der italienischen Poesie verfertigte man religiöse „Centoni", vorzüglich Verse des Petrarca, in welchen statt Laura, Jesus Christus und die heilige Jungfrau steht; z. B. in dem merkwürdigen Werke „Petrarca spirituale, d. h. Sonetti et Canzoni di M. Fr. Petrarca, devenuto Teologo et Spirituale per gratia di Dio et Studio di Fratre Hieronimo Maripetro Minoritano" (Ven. 1536, 4), in welchem Anfänge und Reihenfolge der Sonette und Canzonen unverändert geblieben sind. In dieser verkünstelten Dichtungsart schrieben Bembo, Vittoria Colonna, Sigismund Filogenio Paolucci, Filippo Massini, Giulio Bidelle von Siena, Bernardino Tomitano, Romano Merighi, Ottavio Beltramo („Il Vesuvio" Neapel 1834).

Centralamerika oder **Mittelamerika** heißt derjenige Theil des amerikanischen Festlandes, welcher zwischen dem 9° und 18° n. Br. in Form einer großen, gegen 300 Meilen südöstlich ausgestreckten Landenge, die beiden großen Continentalmassen Nord- und Südamerika verbindet, und gleich einem großen Riesendamm den atlantischen und großen Ocean von einander scheidet. Mit den Nachbarfestlanden ist es nur durch schmale Landengen, im Südosten durch den Isthmus von Panama bei wenig mehr als 6 Meilen Breite mit Südamerika, im Nordwesten durch den 15 Meilen breiten Isthmus von Tehuantepec mit Nordamerika verknüpft. Der große Ocean bespült nur in großen, weiten, flachen Bogen und Baien, z. B. der von Conchagua, von Nicoya und Panama, die süd-

westlichen Felsgestade; tiefere Buchten hat das atlantische Meer ausgewühlt, von denen die bedeutendsten der Mosquito=, Honduras= und Campechegolf sind. Daher ist auch das eine Küstenland viel gegliederter als das andere; im Süden befindet sich nur die kleine Halbinsel Veragua mit der Morro=de=Puercos als größerer Vorsprung, im Norden bildet die Mosquitoküste mit dem Cap Gracias=a=Dios eine größere Ausbiegung und die Halbinsel Yucatan mit dem Cap Catoche ein weit vorspringendes Glied. Centralamerika wird wie das ganze übrige Festland von dem mächtigen Felsgebirge der Cordilleras de los Andes durchzogen, die hier den allgemeinen Namen der Anden von Guatemala führen. In ihrer ganzen Breite werden sie nur einmal durch das tiefe Thal des San=Juanflusses durchbrochen, nach dem großen Ocean zu fallen sie in steilen und wilddurchschluchteten Terrassen ab, lassen nur schmale Küstenebenen übrig, und bilden in der Nähe des Meeres langgestreckte Hochebenen von 4300 bis 4600 Fuß Höhe; der Gebirgskamm erreicht eine mittlere Höhe von 6000 Fuß; doch auf den Hochebenen erheben sich noch eine Menge 8 bis 10,000 Fuß hoher Felsspitzen und Vulkanpics. Nach der atlantischen Küste zu dacht sich das Gebirge in mannichfacher Gliederung ab, sendet einzelne Bergäste mit sehr markirt hervorspringenden Puncten bis an die Küste hinab, während es anderwärts sich zu größern Ebenen abflacht, von denen die 10 bis 15 Meilen breite Ebene der Mosquitoküste die bedeutendste ist. Zu den Seitenästen gehört die weitverzweigte Sierra von Yucatan. Bis jetzt hat man gegen 39 Vulkanberge gezählt, unter denen der Amilpas, Sapotitlan, Agua, Pacaya, Isalco, San=Salvador, Cosiguina, Viejo, Masaya, Orosi, Miraballes, Erradura und Barba sich besonders auszeichnen. Die einzelnen Gebirgstheile sind durch besondere Specialnamen unterschieden, von denen die Sierra=Nicaragua im Norden des gleichnamigen See's, die Serrania=de=Salamanca und die Cordillere=de=Veragua hervorzuheben sind. Das Land ist ausnehmend schön und fruchtbar, und mit Ausnahme der meisten höhern Bergebenen sehr reich bewässert. Große Stromsysteme gibt es zwar nicht, dagegen aber eine Menge kleiner, wohlgenährter Bergströme und Flüsse, die sämmtlich dem atlantischen Meere zueilen, unter andern der Usumasinta, Polochic, Motagua und sein Nebenfluß Kopan, der Blawfieldsfluß, der San=Juan ꝛc.; auf der westlichen Seite der Anden sind die Flußlängen wegen der Nähe des Meeres noch unbedeutender. Diese günstige Lage und die Nähe des Oceans auf allen Theilen des Landes machen das Klima C.'s zu einem der glücklichsten, unter dessen Einfluß die Natur in üppiger Weise producirt, und der Mensch im gesunden Gedeihen von den verheerenden Fieberseuchen der Nachbarländer verschont bleibt. Es bestehen hier zwischen der trocknen und nassen Jahreszeit Uebergangsperioden von 2—3 Monaten; jedoch finden diese Wechsel nicht überall gleichzeitig und in verschiedenen ausgedehnten Zeitabschnitten statt, wornach sich vorzugsweise die Regionen des nördlichen und südlichen Küstenlandes von dem über 1500 Fuß erhobenen Binnenlande unterscheiden. Unter den Zonen des Küstenlandes dauert die trockene Zeit während der Monate Februar, März und April, die Regenzeit während des Juli, August und September. Auch in der trockenen Zeit werden die Küstenzonen durch starken Nachtthau erquickt. Im höhern Binnenlande beginnt die Regenzeit schon im Mai; die höhern Bergebenen, namentlich die von 3400 bis 3700 F. Höhe entbehren des Thau's gänzlich, und bieten deshalb in der trockenen Jahreszeit das traurige Bild einer verdorrten und verbrannten Wüste. Die mittlere Wärme auf den Plateaux beträgt 17°, an den Küsten 22° R., an und für sich schon hinreichend, um einen ewigen Frühling hervorzubringen, in seinen Steigerungen aber fähig, alle Pracht und Fülle der Tropenwelt auch auf den Boden C.'s zu nähren. Den Fuß der Berge, den Boden der Thäler, die Ufer der Flüsse bedecken dichte Wälder von immergrünen Eichen, Mahagonybäumen, Baumwollenstauden und verschiedenen Palmenarten; zahllose Schmarotzerpflanzen glimmen von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig zu einer fast undurchdringlichen Masse. Die Natur hat der Menschenhand hier mit großem Aufwand vorgearbeitet, aber diese Menschenhand fehlt eben noch zur Vollendung eines irdischen Paradieses. Im Schooße der Berge sind reiche Lager von Blei, Eisen und Kupfer verborgen, ohne besondere Würdigung zu genießen; denn schon

die üppige Pflanzenwelt, welche Indigo, Vanille, Cacao, Kaffee, Baumwolle, Cochenille, Zucker, Tabak, die feinsten wie die festesten Hölzer in den Wäldern, die köstlichsten Früchte aller Art fast ohne Mühe liefert, bietet dem Handel reichen Gewinn. Der Indianer treibt den Ackerbau nur in so weit, als er für seine persönliche Subsistenz sorgen muß, er kennt weder Pflug, noch Egge, noch Spaten, und bearbeitet sein kleines Feld mit der Machete, einer Art Säbel, die zugleich seine Hauptwaffe ist. Die Creolen oder Europäer legen schon größere Wichtigkeit auf den Ackerbau, und treiben besonders eine großartige Viehzucht. Neben den europäischen Hausthieren besitzt C. auch viele wilde Thiere, die jedoch sämmtlich von weniger blutdürstigem Charakter sind, wie der Kuguar, der Panther, die Tigerkatze und wilde Katze; in den Wäldern und Savanen finden sich verschiedene Wildpretarten, der Tapir und der Eber; in den feuchten Schatten der Baumdickichte hausen mancherlei Schlangenarten, und die untern Küstenläufe der Flüsse machen Kaimans von mittlerer Größe unsicher.

Die Bewohner C.'s sind der Mehrzahl nach Indianer, Creolen und Europäer, und waren 1836 in folgender Weise in die republikanischen Staaten vertheilt;

Staaten.	Indier.	Creolen.	Weiße.	Gesammtzahl.
Costarica	25,000	—	125,000	150,000
Nicaragua	120,000	120,000	110,000	350,000
Honduras	—	240,000	60,000	300,000
Salvador	70,000	210,000	70,000	350,000
Guatimala	450,000	150,000	100,000	700,000
Föderaldistrikt	20,000	20,000	10,000	50,000
Gesammtsumme	685,000	740,000	475,000	1,900,000

In Guatimala sind die Indier ihren ursprünglichen Sitten und ihrer Sprache am Treusten geblieben; in den übrigen Staaten sprechen sie spanisch, und haben auch schon viele europäische Angewohnheiten angenommen. Im Allgemeinen leben die verschiedenen Racen in gutem Einverständniß mit einander, doch ziehen die Indier den Creolen ihre weißen Mitbrüder vor. Die meisten Indianerstämme sind katholisch, und zeichnen sich durch einen ehrlichen und sanften Charakter aus, obgleich sie theilweise noch ihrem herumstreifenden Naturleben ergeben sind. Die Ladinos, wie man die, obwohl oft schon mehrere Jahrhunderte, unter den Indianern lebenden spanischen Creolen nennt, stehen im Geruch einer gewissen Indolenz, Schwäche und Streitsucht. Auffallend ist es, daß unter den Weißen und Mischlingen mehr Mädchen als Knaben, ungefähr im Verhältniß wie 11 : 8 geboren werden, während in andern Theilen Amerika's ein gleiches Mißverhältniß auf Seiten der Knaben stattfindet. An der Nordküste sind einige Dörfer von Negern, eigentlich wahren Negercreolen, bewohnt, Kariben genannt, die ihrer großen Arbeitsliebe, Geschicklichkeit und Schifffahrtskenntniß wegen gerühmt werden. Die Creolen sind gegenwärtig die Herren des Landes. Die Regierung ist in ihrer förderalistischen Form jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet, und besteht aus einem Präsidenten, einem Senat und einem Congreß. In der Verfassung ist Sclaverei und Kastenunterschied völlig abgetheilt, alle Religionen sind geduldet, selbst das Heidenthum der Indier steht unter dem Schutze des Gesetzes. Die trefflichen Gedanken der Gesetzgeber sind noch nicht mächtig genug im Volke geworden, und können daher auch noch nicht auf das Nationalwohl fördernd einwirken; die geistige und technische Cultur steht im Allgemeinen noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und die unaufhörlichen politischen Kämpfe untergraben noch immer den innern Wohlstand. Der Handel steht noch in großem Mißverhältniß mit dem

von der Natur gebotenen Productenreichthum. Nur im Verkehr mit Mexico, Peru und Chile empfängt C. bis jetzt baares Geld; beim Handel mit Nordamerika und Europa steht es noch auf der Stufe des Waarentausches; gegen Indigo, Cochenille, Vanille, Cacao, Tabak, Nutzhölzer, Medicinalpflanzen und einige Edelsteine erhält C. aus Europa Wein, Oel und Branntwein, Wollen-, Baumwollen- und Seidenzeuge, verschiedene Mode- und Manufacturwaaren und Waffen; aus Nordamerika besonders Mehl, Pökelfleisch, Käse und Glas. Der Werth der gesammten Einfuhr beträgt ungefähr $4^1/_2$ Mill., der der Ausfuhr 3,300,000 Thaler. Der Haupthandel ist noch in den Händen der Engländer, besonders von Balize über Isabel. C. umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 13,000 QM., und zählt 29 Städte und 12 Haupthäfen. Hauptstädte in einzelnen Staaten sind: in Guatemala die Stadt gleiches Namens, in Honduras Comayagua, in San-Salvador San-Vicente und der alte Bundessitz im frühern Bundesbezirk San-Salvador, in Nicaragua Leon, in Costarica San-Jose. Von den Häfen befinden sich 6 an der Ostküste: an der Hondurasbai, Isabel, Omoa und Trugillo; am karaibischen Meere: San Juan de Nicaragua, Moin und Bocatoro; an der Westküste: Calderas, Realejo, Union, Libertad, Acajutia und Istafia.

Die Länder C.'s waren vor Zeiten der Sitz eines mächtigen Reichs, das noch immer im Andenken der Indianer lebt, dessen genauere Kenntniß zwar in tiefes Dunkel gehüllt ist, von dessen Macht und Größe aber noch immer prächtige Ruinen längst verfallener Städte Zeugniß geben. Der erste Angriff der Spanier auf C. geschah im J. 1524, wo Ferdinand Cortez nach Eroberung Mexico's den Lieutenant Piedro Alvarado mit 400 Spaniern und 4000 Mann mexicanischer Hülfstruppen gegen die südlichen an Mexico angrenzenden Länder aussandte. Ohne Widerstand nahmen sie das nördliche Chiapa in Besitz, Guatimala und noch mehr Kopan leistete aber einen kräftigen Widerstand, ward aber endlich ebenfalls überwunden, und mit San-Salvador, Honduras, Nicaragua (das schon 1522 von dem spanischen Abenteurer Gonzalez de Avila heimgesucht worden war) und Costarica von den Spaniern unterworfen. Erst 1535 wurde das nördliche Verapaz, besonders durch den Einfluß des Bartholomäus de las Casas und seiner Missionare, gewonnen; der Bezirk von Peten unterwarf sich erst 1697. Alvarado gründete darauf die noch jetzt nordwestlich von Guatimala-Antigua in Trümmern bestehende Stadt Guatimala-Vieja, und wurde erster Generalcapitän des für Rechnung der Krone Spaniens verwalteten Generalcapitanats Guatimala. Das Land blieb 3 Jahrhunderte hindurch der spanischen Krone getreu, obgleich diese nie das Geringste zur Beförderung und Unterstützung eines industriösen und intellectuellen Lebens gab. Erst als im J. 1808 die Kunde von dem Aufstande Spaniens nach C. gelangte, geriethen auch hier die Gemüther in Bewegung, und die Gährung griff um so schneller um sich, je strenger der damalige Gouverneur Don Jose Bustamente y Guerra die Flammen der Unzufriedenheit zu unterdrücken suchte. Im Dec. 1811 gab die Provinz San-Salvador das erste Zeichen zum offnen Aufruhr, ihr folgten die Städte Leon de Nicaragua und Granada, und bald war die ganze Provinz Nicaragua im Aufstand begriffen. Die Uneinigkeit der Stimmführer machte die Unterdrückung der Insurrection leicht, die Gährung aber dauerte fort, und die spätern Gouverneure waren nicht geeignet, der Stimmung der Gemüther eine andere Richtung zu geben. Der seit 1818 eingesetzte Gouverneur Don Carlos Uruita war ein schwacher Mann, und sein Nachfolger Don Gavino Gainza zeigte sich selbst der Emancipation nicht abgeneigt. Aber auch jetzt wurde das Werk der Losreißung der Colonie durch innere Zwietracht verzögert. Eine exaltirte Partei verlangte vollständige Unabhängigkeit, während die gemäßigten Liberalen wünschten, man sollte dem Beispiele Mexico's folgen, und erst die Resultate der Unternehmungen Iturbide's abwarten. Die Exaltirten siegten; am 15. Dec. 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung C.'s; Don Gavino Gainza blieb Gouverneur, erhielt aber eine aus den Repräsentanten der verschiedenen Provinzen zusammengesetzte berathende Junta als Oberaufsichtsbehörde neben sich. Auf den 1. März 1822 wurde der erste Congreß zusammenberufen; doch ehe er noch zusammengetreten war, wurde, besonders auf Veran-

lassung der Gemäßigten, am 5. Jan. 1822 der Beschluß gefaßt, die Unabhängigkeit aufzugeben, und sich der Monarchie Iturbide's zu unterwerfen, der sich am 19. Mai 1822 als Augustin I. zum Kaiser von Mexico ausrufen ließ. Dieser Beschluß war besonders von Guatemala ausgegangen; ihm widersetzten sich San-Salvador und einige Theile von Honduras und Nicaragua, und in dem jetzt ausbrechenden Bürgerkrieg unterlag Guatemala. Dem letztern kam zwar der mexicanische General Filisola zu Hülfe, und brachte durch die Convention vom 10. Sept., zu welcher er San-Salvador zwang, eine abermalige Vereinigung zu Stande; der Sturz Iturbide's aber änderte auch wieder das Geschick C.'s; Filisola erkannte die Unmöglichkeit einer Union mit Mexico, und berief selbst einen Congreß zur selbständigen Constituirung C.'s, worauf sich am 1. Juli 1823 die obengenannten 5 Staaten unter dem Namen Vereinigte Staaten von C. für unabhängig erklärten. Don Pedro Molina ward erster Präsident; ihm folgte zu Ende des Jahres 1824 Don Manuel Jose Arco. Die beiden ersten Congresse in den Jahren 1825 und 26 gingen ruhig vorüber; sie arbeiteten vorzüglich auf die Regulirung der innern Verhältnisse hin, und unter diesen Bemühungen würde sich der junge Bundesstaat bald zu einiger Bedeutung empor geschwungen haben, wenn nicht neuer innerer Zwiespalt sein Aufblühen verhindert hätte. Mit der Zeit bildeten sich 2 einander feindselige Elemente, das Aristokratische und das Demokratische, zu immer schrofferem Gegensätze aus; jenes bestand aus dem Clerus, dem altspanischen Adel und den reichen Familien des Landes, sein Hauptsitz war Guatemala, und an der Spitze stand der Präsident Arco; dieses hatte seinen Hauptsitz in San-Salvador, und stand unter der Leitung des Generals Morazan. Bald kam es zwischen beiden Staaten zu einem förmlichen Kriege, in welchem Guatemala abermals unterlag, nachdem die Hauptstadt vom General Morazan am 13. April 1829 erobert worden war. Morazan ließ den Präsidenten, Vicepräsidenten, die Minister und 80 ihrer Anhänger verhaften, und ernannte Don Jose Francesco zum provisorischen Präsidenten. Die meisten Verhafteten und mit ihnen eine Menge Mönche und Altspanier wurden aus dem Lande verbannt; 1830 aber wurde Morazan auf 8 Jahre zum wirklichen Präsidenten erwählt. Mit redlichem Streben suchte dieser besonders den Liberalismus zu fördern, den Handel zu heben, und dadurch wieder Vertrauen und Wohlstand aufzurichten. Er schloß 1832 vortheilhafte Handelsverträge mit Frankreich und England ab, ordnete die Zollverhältnisse C.'s, war aber zu schwach, die innern Zerwürfnisse zu beschwichtigen, die Parteibestrebungen zu hindern, und seinen wohlthätigen Einrichtungen Festigkeit und Dauer zu verleihen. Eine im August 1832 ausgebrochene Insurrection wurde zwar bald wieder gedämpft, das Feuer brannte aber fort; Nicaragua und Honduras trennten sich von der Centralregierung; der innere Krieg artete immer mehr in einen Kampf der Stämme und Racen aus, bis endlich im Frühjahr 1833 die 5 Staaten sich vollständig von einander trennten, und sich als unabhängige Republiken constituirten; nur ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß sollte die getrennten auch fortan noch verbinden. Noch immer kämpfte Morazan für die Centralisation, und glücklich besiegte er die Opposition der Staaten Honduras und Nicaragua, als im J. 1833 das Auftreten Carrera's, eines halbblütigen Indianers, der an der Spitze von Ladinos und Indianerhorden mordend und plündernd das Land durchzog, den Sturz Morazan's herbeiführte. Im J. 1839 löste sich die Föderation völlig auf, und zu Anfang des J. 1840 wurde er durch Carrera's Ueberrumpelung der Stadt Guatemala zur Flucht genöthigt. Er erreichte mit 27 Begleitern Libertad am stillen Ocean, schiffte sich nach dem Süden ein, und hielt sich seit 1842 im Staate Costarica auf. Von hier aus wollte er am 11. Septbr. eine Expedition nach Nicaragua unternehmen, als am Tage vor seinem Abmarsch die mit seiner Regierung unzufriedenen Bewohner von Costarica selbst sich erhoben, einen Theil seiner Truppen zu sich herüberzogen, und ihn zwangen, sich mit dem Ueberrest in San-Jose einzuschließen, wo er von den Insurgenten belagert wurde. Sämmtliche Städte des Staats, mit Ausnahme Karthago's, fielen jetzt von Morazan ab. Als dieser am 13. Septbr. aber nach Karthago floh, wurde er auch hier gefangen genommen, nach San-Jose zurückgebracht, und am 15. Septbr. daselbst mit dem General

Villaseñor erschossen. Nach diesem Ereigniß traten die Staaten Guatemala, Honduras, Nicaragua und San-Salvador am 7. Octbr. 1842 in ein abermaliges Unionsverhältniß, das aber eben so wenig zum Ziele führte, wie das erstere.

Centralbewegung nennt man die Art der Bewegung eines Körpers, bei welcher er sich dergestalt um einen Mittelpunct bewegt, daß die Ebene seiner in sich selbst zurück laufenden Bahn mit der des Mittelpunctes zusammen fällt. Um eine solche Bahn zu beschreiben, ist eine vielfache Richtungsveränderung des bewegten Körpers nothwendig, weil bei stets gleicher Richtung die Bahn eine gerade Linie würde. Steht dies fest, und bedenkt man, daß eine Kraft nur eine Richtung hervorbringt, welche der Körper unveränderlich beibehält, so wird es klar, daß bei einer Centralbewegung verschiedene Krafteindrücke im Spiele sein müssen, vermöge welcher die Richtung des bewegten Körpers gesetzmäßig abgeändert wird. Denn sobald der Faden, welcher den Stein schwingt, plötzlich zerreißt, oder sobald die Wirkung, welche derselbe ausübte, indem er den Körper festhielt, plötzlich aufhört, tritt statt der kreisförmigen Bewegung eine gradlinige ein in der Richtung der Tangente an den Punct der Bahn, in welchem der geschwungene Körper sich in dem Augenblicke befand. Eine zweite Kraft muß in der Wirkung des gespannten Fadens selbst angenommen werden, da dieser den Körper unaufhörlich nach dem Mittelpuncte der Bewegung hinzieht. Man nennt diese Kraft die Mittelpuncts- oder Centripetalkraft, jene dagegen, weil sie eine Entfernung vom Mittelpuncte bewirkt, die Centrifugal- oder Schwungkraft, wegen ihrer Richtung auch Tangentialkraft. Beide führen den gemeinschaftlichen Namen der Centralkräfte. Denken wir uns nun einen Körper von diesen beiden Kräften erregt, und nehmen wir an, daß sie in gewissen Zeittheilchen abgesetzt wirken, so muß derselbe vermöge der Centripetalkraft zunächst auf den Mittelpunct herabgetrieben werden. Während indeß dies geschieht, wirkt auch die Tangentialkraft auf ihn ein, und durch Zusammenwirkung beider muß er die Diagonale des zugehörigen Parallelogrammes durchlaufen. Im zweiten Zeittheilchen würde der Körper fortfahren, sich mit der erlangten Geschwindigkeit in der vorhin eingeschlagenen Richtung fort zu bewegen, allein durch einen neuen Anstoß von Seiten der Centripetalkraft wird er genöthigt, wiederum die Mittelrichtung zwischen beiden ihn sollicitirenden Kräften zu nehmen. Eben so setzt er seine Bahn im dritten, vierten und allen folgenden Momenten fort, so daß sie im Ganzen als eine vielfach gebrochene Linie erscheint, die sich um den Mittelpunct herumzieht. Gehen wir nun aber von der Voraussetzung ab, daß die Kräfte abgesetzt wirken, und denken sie vielmehr als stetig, so muß die gebrochene Bahn in eine krumme Linie übergehen, welche nach der Beschaffenheit der Centripetalkraft verschieden ist. Hieraus ist leicht abzunehmen, daß von beiden Kräften die Centripetalkraft den wesentlichsten Einfluß auf die Centralbewegung ausübt, indem durch sie die Bahn des bewegten Körpers bestimmt wird. Während nämlich die Tangentialkraft weiter Nichts als die Wirkung des Beharrungsvermögens in den verschiedenen Puncten der Bahn vorstellt, ändert sich die Wirkung der Centripetalkraft in allen Puncten ab, je nachdem es in ihrer Natur liegt, mit der Entfernung vom Mittelpuncte entweder zu wachsen oder abzunehmen. So bewegen sich die Himmelskörper, Planeten sowohl wie Nebenplaneten, in elliptischen Bahnen, welche durch die Centripetalkraft, die im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen steht, vorgeschrieben werden. Schwingen wir dagegen einen schweren Körper um einen Mittelpunct, so muß seine Bahn ein Kreis werden, weil die Centripetalkraft dann den Körper in jedem Augenblicke dem Mittelpuncte um so viel näher bringt, wie ihn die Fliehkraft davon entfernt. — Zur Erläuterung der Gesetze der Centralbewegung bedient man sich der Centrifugal- oder Schwungmaschine.

Centralfeuer. Zur Erklärung mancher Erscheinungen haben mehrere Naturforscher älterer und neuerer Zeit sich bewogen gefunden, ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer anzunehmen, dem sie den Namen Centralfeuer beilegten. Namentlich sollte dasselbe den Ursprung der Vulcane und der warmen Quellen zu erklären dienen. Bedenkt man indeß, daß zur Unterhaltung des Feuers nicht blos das geeignete Material,

sondern neben diesem auch ein fortwährender Luftstrom erforderlich ist, so gelangt man bald zu der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines C.'s in diesem Sinne. Statt dessen nahmen andere Naturforscher unter diesem Namen eine dem Innern der Erde inhärirende permanente Wärme an, welche den Grund für die Verschiedenheit der Klimata und der Jahreszeiten enthalten sollte, welche die Sonne allein nicht zu bewirken im Stande wäre. Indeß, wenn auch die Erfahrung zeigt, daß in gewissen Tiefen die Temperatur des Erdkörpers constant ist, so läßt sich doch deswegen keine Zunahme der Wärme mit der Tiefe folgern, und es bleibt schon deshalb die aufgestellte Meinung, welche vorzüglich von Mairan vertheidigt wurde, eine blose Hypothese. Vgl. Bischoff „Wärmelehre des Erdkörpers" (Lpz. 1837).

Centralisation, in ihrem auf die Spitze getriebenen Prinzip, ist dasjenige System der Staatsverwaltung, nach welchem der Staatsorganismus zu einer Staatsmaschine, zu einem an sich todten, künstlich in einander greifenden Räderwerke, das den Impuls zur Bewegung von Außen, von der Staatsgewalt empfangen muß, herabgesetzt wird. Vielfach sind die Uebel, welche aus der bis in das Extreme ausgebildeten Verwaltungscentralität entspringen. Unter den allergünstigsten Umständen sehen wir in den Staaten, deren Verwaltung von der mechanischen Ansicht geleitet wird, Ruhe ohne Glückseligkeit, Gewerbfleiß ohne Fortschritt, Arbeit ohne allgemeinen Wohlstand, Stabilität ohne Kraft, Regsamkeit ohne organisches Leben, materielle Ordnung ohne Sittlichkeit. Vor Allem verschwindet alles freie Staatsleben, und, wie Murhard sich ausdrückt, „an die Stelle der öffentlichen Freiheit tritt discretionäre Gewalt. Die große Masse der Staatsbürger, zu ewiger Unmündigkeit verurtheilt, muß die Führung ihrer staatsgesellschaftlichen Angelegenheiten einer Classe von Personen, die die öffentlichen Geschäfte als ein ihr zustehendes Monopol betrachtet, überlassen, ohne Bürgschaft für deren zweckmäßige Besorgung. Das Volk erscheint da als Nichts, gleichsam nur vorhanden, um regiert und bevormundet zu werden, und es ist, als wäre die Staatsgesellschaft nur um einer Minorität willen" in der Welt. Das Grundprinzip, wonach Volk und Regierung ein organisches Ganze bilden sollen, und zwar so, daß die letztere als aus dem erstern hervorgegangen anzusehen ist, wird aufgehoben, und beider Interessen erscheinen als gesonderte, als sich mehr oder weniger gegenüber stehende, als feindliche. In dem mit Consequenz durchgeführten Systeme der Centralisation vertreten die Beamten das Sonderinteresse der Verwaltung, und hierin liegt die Wurzel jenes Mißtrauens des Volkes gegen die Staatsbehörden. Das Volk fühlt, wie Brewern in seiner vortrefflichen Abhandlung über „das Verhältniß der Staatsverwaltungsbeamten im Staate" (Leipz. 1835) bemerkt, — das Volk fühlt, daß, wenn auch sein Wohl der Zweck der Regierung sein sollte, diese aber den ihr zusagenden Ansichten gemäß darunter etwas ganz Anderes verstehen kann, als aus den aus ihm selbst entwickelten Begriffen hervorgeht. Es fühlt, daß es in seinen eignen theuersten Angelegenheiten, wo es doch selbst am Besten Bescheid weiß, keine zählende Stimme hat, sondern sich ruhig gefallen lassen muß, was an einem ihm fern liegenden Orte beschlossen, und dann, durch ihm fremde oder entfremdete Beamte, ausgeführt wird, die seine wahren Interessen weder immer kennen, noch auch sie zu kennen immer im Stande sind. Die weitern Nachtheile, die aus der C. herzuleiten wären, sind, daß nicht nur die Majorität der Staatsbürger zu einer willenlosen Heerde erniedrigt wird, die sich in keiner andern Richtung bewegen darf, als wohin sie der Hirt und sein Hund treibt, sondern es bedarf dieses Verwaltungssystem in seiner äußersten Consequenz auch eines höchst verwickelten Mechanismus von großer Kostspieligkeit. Man bemerkt zwar, die Verwickelung der Staatsgeschäfte, und der äußerst künstliche Mechanismus in der Verwaltung wären natürliche Folge der verwickelten Verhältnisse, welche die Fortschritte der Civilisation hervorgerufen. Bei Völkern, die alle Lebensberufe in mannichfaltigster Verflechtung vereinigten, sei Alles künstlich geworden, so daß der einfache Socialzustand nicht mehr ausreiche. Dem ist aber in der Wirklichkeit nicht so, wenn man nur die Wirklichkeit begreifen und würdigen will. Je höher Cultur, Civilisation und Aufklärung steigen, desto weniger ist der Mensch geneigt,

sich leiten, sich gängeln und für unmündig erklären zu lassen. Mit der Zunahme an Einsichten vermindert sich die Nothwendigkeit, Alles durch die Regierung und deren Beamte zu bewirken. Die Intelligenz ist es, die das Volk befähigt, für sich selbst zu sorgen und eine politische Maschinerie von sich zu weisen, die sich blos für niedrig in der Menschenbildung stehende Nationen eignet. Ein sehr glänzendes Beispiel bietet in dieser Hinsicht Norwegen. Während Schweden nach dem Urtheile Forsell's eine der verwickeltsten, weitläufigsten, mißtrauischsten Constitutionen, und dabei eine so schwerfällige, so künstlich zusammengesetzte, auf möglichst große C. berechnete Verwaltung besitzt, wie nur irgend ein deutscher Staat haben kann, befindet sich Norwegen, dessen Einwohner von derselben Abstammung, wie die Schweden, im Genusse der einfachsten Constitution unter allen civilisirten Staaten Europa's, einige absolute Monarchien etwa ausgenommen, deren Einfachheit der Constitution in dem Nichtdasein einer politischen Charte besteht. Dabei ist die Verwaltung so einfach geordnet, so wohlfeil und so pünctlich und präcis, daß man eine historische Sünde begehen würde, wenn man dies nicht anerkennen und der präcisen Einfachheit nicht den Vorzug vor dem kostspieligen Verwickelungssystem der C. einräumen wollte. Was den Kostenpunct betrifft, so ist in dem Centralisationssysteme die Aufstellung einer Menge vermittelnder und Mittelbehörden nothwendig, durch welche die Anordnungen der obersten Regierungsbehörde wie der Funken an der elektrischen Kette hinabgeleitet wird bis an das letzte Glied. Die Beamten reichen sich die Hände, einer macht dem andern die Arbeiten schwerer und mannichfaltiger; es ist als arbeite einer um des andern willen, als habe jeder die Verpflichtung, dem andern Etwas zu thun zu machen. Die einfachsten, harmlosesten Angelegenheiten in der Gemeinde, die der schlichte Menschenverstand beim ersten Blick sogleich zu ordnen weiß, veranlassen eine weitläufige und kostspielige Schreiberei und Berichte einer Unzahl von Behörden, so daß man sagen könnte, das Centralisationssystem sei die Methode, vornehme Müßiggänger mit erfolgloser Arbeit zu überladen, und sie in steter Spannung zu erhalten. In Allem, was die Behörden nach dem Centralitätssysteme thun, empfangen sie ihren Auftrag, ihren Impuls aus dem Centrum; sie sind die Satelliten, die sich um dieses Centrum herumbewegen. In dem Centralpuncte soll die Seele alles Lebens sein, dort soll der Wille thätig sein, der Alles leitet, lenkt, anordnet und entscheidet. Abgesehen davon, daß sich der Beamte dadurch zum Werkzeug, zur verächtlichen Maschine erniedrigt, ist damit noch der große Uebelstand verbunden, daß vom obersten Gipfel der Macht her sehr oft blos nach Gutdünken, Wohlgefallen, Laune oder Willkür, oder doch nicht mit der gehörigen Sachkenntniß und hinlänglichen Erwägung und Berücksichtigung der Umstände und Localverhältnisse entschieden wird. Die Gewalt im Centralpuncte verläßt sich auf die Berichte, die wieder nur von Beamten ausgehen, welche ein Interesse haben, sich nach dem Winde zu richten, der von Oben kommt. Murhard scheint nicht Unrecht zu haben, wenn er in seiner Untersuchung der Uebel, die aus dem Centralisationssysteme entspringen, behauptet, daß „Vieles auf die persönliche Stimmung der Regierenden und Verwaltenden ankommt", und daß „Aeußerungen der Gunst oder Ungunst an die Stelle von Gerechtigkeit und Billigkeit treten. Wem man von Oben herab wohl wolle, der erreiche seinen Zweck; wer dort in Mißgunst stehe, dessen Sache gehe verloren, dessen Gesuch bleibe unerhört, möge die Erfüllung desselben auch noch so gerecht und billig sein." Was Wunder, daß bei einem solchen Systeme Servilismus und Augendienerei, diese Gifte des Gemeinsinnes und Patriotismus, überhand nehmen in der Staatsgesellschaft. Könnte man auch versichert sein, daß stets guter Wille, Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, und reger Eifer für das Gemeinwohl von Oben herab walteten, so läßt sich doch da nicht immer eine genügende Einsicht und Unbefangenheit bei der Beurtheilung so mannichfaltiger Gegenstände, die öfters zu ihrer richtigen Entscheidung Männer von einem besondern Fache erheischen, erwarten. Denn Die in letzter Instanz entscheiden, können, wären sie selbst noch so einsichtsvoll und wohlgesinnt, nur nach vorliegenden Acten urtheilen, und diese sind von Behörden verfaßt, auf deren Wahrheitsliebe sie sich verlassen müssen. Die höchste Staatsbehörde sieht also nur durch die Brille ihrer

Beamten, die in der abhängigen Stellung von jener nur zu oft sich angelegen sein lassen, so zu berichten, wie sie glauben, daß derselben angenehm sein dürfte. Ueberdies stimmt das Interesse des berichtenden Beamten nicht allzeit mit dem der Betheiligten überein, ist vielleicht gerade diesem entgegengesetzt. Allein in der obersten Region ist man nicht einmal an die gutachtlichen Aeußerungen, Vorschläge, Anträge und Urtheile der Unterbehörden gebunden; der Regent oder Minister thut dennoch, was er will, und so dient der ganze kostspielige Mechanismus von einer mannichfach abgestuften und gegliederten, zahlreichen Beamtenschaft, der ganze Apparat von Werkzeugen in der complicirten Maschinerie am Ende nicht einmal dazu, die Geltendmachung des Eigenwillens dessen, der an der Spitze steht, im Mindesten zu verhindern." Hat Murhard das Gemälde vielleicht zu sehr ins Graue gezogen, so ist der Grund seiner Beobachtung doch ein sicherer, und Jedermann, der mit Verstand die Thatsachen der Geschichte und den Charakter der Gegenwart begreift, wird die Wahrheit anerkennen, daß die Centralisation, wenn sie auf die Spitze getrieben wird, eine Geißel der Menschheit, insbesondere der Socialität ist. Bei aller ihrer Tüchtigkeit, die die Beamten erlangt haben mögen, sind sie nicht im Stande, ganz den Grad von Wirksamkeit zu entwickeln, den sie erreichen würden, wenn die Centralitätsadministration sie nicht als ihre blosen Werkzeuge ansähe. Nicht allein wählt die Centralbehörde die Beamten gewöhnlich nicht aus der Provinz, aus den Gegenden, wo sie wirken sollen, sondern sie nimmt auch häufig Versetzungen vor, und zwar unter dem Vorgeben, der Beamte dürfe sich nicht zu sehr mit den Angesessenen der Provinz identificiren, weil er dadurch das Interesse der Regierung aus dem Auge lasse. Als wenn Volk und Regierung nicht gleiches Interesse haben sollten! als wenn das Regierungsinteresse dem Vortheil und Wohle des Volkes vorgehe! Nach den Grundsätzen der C. tritt also der Beamte in der Regel sein Amt mit völliger Unkenntniß der Local- und Provinzialverhältnisse an. Hat er auch Eifer genug, sich mit dem eigenthümlichen Leben in seinem Amtsbezirke bekannt zu machen, so stehen ihm doch nicht die Mittel zu Gebote, die zur Ergründung des besondern Volkscharakters seiner Untergebenen nothwendig sind. Er kann wohl Berichte, Acten, Tabellen und sonstige statistische Notizen zu Rathe ziehen, es fehlt ihm aber stets die Hauptsache, nämlich die Angabe der Geistesrichtung, der Neigungen, der Ansichten und alles Dessen, was den Charakter, den Geist des im Amtsbezirk lebenden Volkstheiles ausmacht. Dieser Volksgeist läßt sich nicht in Tabellen bezeichnen. Angenommen aber, der Staatsdiener findet sich in die eigenthümlichen Verhältnisse, er soll wirklich so glücklich gewesen sein, das Naturell seiner Provinzialen zu begreifen, so tritt wieder das Mißgeschick dazwischen, daß ihn die Oberbehörde, je tüchtiger und brauchbarer er erscheint, desto eher in eine andere Gegend sendet. Trägt auch dies dazu bei, den Staatsdiener für ein einseitiges Interesse gefangen zu nehmen, und den Beamten eine besondere Stellung, einen eigenthümlichen Stand mit isolirten Interessen, für deren Wahrung sie nicht vom Volke, nur von der Regierung weitere Beförderung zu erwarten haben, anzuweisen, so ist damit noch ein anderer Uebelstand verbunden, welcher auf den Wohlstand des ganzen Staates höchst nachtheilig einwirkt. Es zeigt sich nämlich, daß der Centralisationsdespotismus gewisse Provinzen auf Kosten der andern begünstigt. Aus den fast blos willkürlich und launenhaft bevorzugten Provinzen wird eine das Verhältniß derselben zu andern Provinzen übersteigende Masse von Beamten rekrutirt; sie bilden eine politische Propaganda, die sich über das ganze Land verbreitet, während die Eingebornen der andern Provinzen, mögen sie auch die tüchtigsten Männer sein, sich zurückgesetzt sehen müssen. Ferner gibt es unter der Herrschaft der C. gewöhnlich nur im Mittelpuncte Kunst- und Gewerbfleiß, je weiter man sich aber von dem Sitze der Centralbehörden entfernt, desto mehr nimmt Vermögen, Reichthum, Wohlstand, Industrie, reges Leben und alle Zweige der materiellen und geistigen Betriebsamkeit ab. Selbst die Preise der Grundstücke und die Arbeitslöhne gehen herunter. Die C. hebt in jeder Hinsicht das Gleichgewicht der Provinzen auf, es zerstört das allgemeine Wohlsein des Volkes, und vernichtet alle Individualität der Localitäten. Die Beamtenhierarchie, wie sie mit der übertriebenen C. verbunden ist, bringt stets den Tod der eigentlichen Volksfreiheit, oder sie

gebiert da, wo das Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und seiner Macht gelangt, einen endlosen Kampf unter den Anhängern des einen und des andern Systems. Zum Beweise dafür erinnern wir zunächst nur an Frankreich. Dort hatte sich der Centralisationsdespotismus nach und nach auf den Trümmern des Gemeindewesens bis ins Unglaubliche ausgebildet, und machte unter Ludwig XIV., dessen Hof und Regierungsmaximen bei allen europäischen Fürsten Nachahmung fanden, die Runde durch ganz Europa. Ludwig's Grundsatz: „der Staat, der bin ich" ist die passendste Ueberschrift zu dem Systeme des centralisirenden Absolutismus. Die Revolution brach aus, und überall, wo der Absolutismus dieses Systemes die Herrschaft an sich gerissen hat, wird die Revolution nicht zu unterdrücken sein. Unter Strömen von Blut gebar die Welt einen andern Absolutismus, die Despotie der Volksmasse, die sich in den Glanz der sogenannten Volkssouverainetät hüllte. Mit seiner eisernen Hand zerschlug Napoleon das gläserne Gebilde der Volkssouverainetät, und führte ein neues Gebäude der C. auf, das an grauenvoller Consequenz alle früheren übertraf. Sein System, auch nach seinem Falle, ist weder in Frankreich untergegangen, noch ist es im übrigen Europa ohne Nachahmung geblieben. Im Jahre 1832 zählte Frankreich nicht weniger als 613,500 besoldete Beamte, welche jährlich die Summe von 347 Millionen Franken bezogen. Frankreich hatte damals eine Bevölkerung von 32 Millionen; zieht man davon 16 Millionen für das weibliche Geschlecht und $^3/_5$ für die Individuen, die unter 20 Jahren sind, ab, so kommt auf 10 Staatsbürger ein Staatsdiener! Unter den Beamten sind 6000, welche 35 Millionen, oder beinahe ein Zehntheil für sich allein erhielten, während auf jeden der übrigen 607,500 Beamten nur 513 Fr. kommen, eine Summe, die zwischen der, welche dem Staate ein Galeerensclave, und der, welche ihm ein Soldat kostet, eben in der Mitte liegt. Es würde, obgleich es an statistischen Berichten fehlt, doch nicht schwer sein, aus den Staats- und Localaddreßbüchern die Summe der Beamten anderer Staaten und den Besoldungsetat nachzuweisen.

Wir geben gern zu, daß diese so eben an dem Centralisationssystem gerügten Mängel nur dem auf die Spitze getriebenen Systeme angehören, und noch obenein dem sogenannten Zuvielregieren beigelegt werden müssen, einer Krankheit der Verwaltungen, die sich namentlich in Deutschland schon zu einer Zeit entwickelte, wo man dem Specialisirungssystem oder einer Verwaltung huldigte, welche für eine Menge von Staatsaufgaben von sehr ungleicher Bedeutung eben so viele von einander getrennte und coordinirte Behörden schuf. Ihm, dem Zuvielregieren, sind die größten Gebrechen der Verwaltungen, ihre große Kostspieligkeit bei nur geringer Wohlthätigkeit der Wirkung zur Last zu legen. Das Centralisationssystem in seiner ursprünglichen Reinheit kann nur höchst wohlthätig wirken, indem es Einfachheit, Ordnung und Harmonie in die Staatsverwaltung bringt. Wo es in seiner wahren Bedeutung herrscht, wird Jedes durch die Behörde und an dem Orte geschehen, durch welche und wo es am Besten geschehen kann, da wird das selbständige Leben der einzelnen Institute gefördert werden, aber auch alle Zweige der Staatsverwaltung nach vernunftgemäßen Principien in Hauptclassen vereinigt sein, und von da aus gesorgt werden, daß weder die Pflege eines einzelnen Theils über Gebühr vernachlässigt, noch auch ein untergeordneter Verwaltungszweig die Veranlassung größerer Thätigkeit und größern Aufwands werde, als seine Zwecke verdienen. Das klingt freilich wie die Beschreibung eines Eldorado; und wir gestehen selbst, daß wir die bessere Verwaltung nur von der langsamen stufenweisen Entwicklung des Volksbewußtseins erwarten. Zunächst wäre zu wünschen, daß die Völker sich allmälig entwöhnten, bei Beseitigung jeden Mißstands immer nur an den Staat zu denken, denn sie sind mit der Zeit so gewöhnt worden an das Vielregiertwerden, daß sie nicht zu begreifen scheinen, wie Etwas durch sie selbst geschehen könne. Eine freiere Gemeindeverfassung kann zu dieser wünschenswerthen Emancipation der Völker viel thun, wie sie schon, wo sie eingetreten ist, segensreiche Früchte getragen hat.

Centralkräfte, s. Centralbewegung.

Centralstellung nennt man in der Kriegskunst diejenige Stellung eines Hauptcorps in der Mitte eines großen Terrainabschnittes, die es gewöhnlich einnimmt, wenn man

ungewiß ist, in welcher Richtung der Feind zum Angriff vorrücken wird. Da eine solche Stellung der Armee vorzüglich den Vortheil gewähren muß, dem Feinde überall entgegen gehen zu können, er komme von woher er wolle, so ist die erste Bedingung für dieselbe die möglichste Freiheit der Bewegung. Man pflegt daher sie auf sogenannten strategischen Puncten, d. h. auf solchen zu wählen, wo eine Anzahl Straßen zusammen laufen (sogenannte Straßenknoten), weil man von da, dem Feinde nach Belieben in allen Richtungen entgegenrücken kann, sobald man durch vorgeschobene Posten sichere Nachricht von seinem Anmarsch erhalten hat.

Centralverwaltung heißt diejenige Staatsverwaltung, welche von einem Mittelpuncte aus ihre Wirksamkeit über den Gesammtumfang des Staats erstreckt und in welcher die Räder der ganzen Verwaltung zusammenlaufen. Centralverwaltung hat jede Stadt, es mag dem System der Centralisation (s. d.) oder dem des Specialisirens, dem Real- oder Provinzialsystem huldigen, doch erhält die C. besondere Macht in den Staaten, in denen das bureaukratische System vorherrscht. Der Name C. ward besonders auch auf die Behörde übertragen, welche nach der Schlacht bei Leipzig von den Alliirten durch das Publicandum vom 26. Oct. 1813 unter dem Präsidium des Freiherrn von Stein eingesetzt wurde, um die von ihnen besetzten, zur Allianz nicht gehörigen Länder für den weitern Krieg gegen Frankreich zu verwalten. Sie kam nur in den temporär vacanten Ländern zu größerer Wirksamkeit, da die übrigen Fürsten, mißtrauisch gemacht durch das Schicksal Sachsens, der Allianz beitraten und bei den diesfallsigen Verträgen Befreiung von der gedachten Einrichtung stipulirten, die man nicht für eine deutsche, sondern nur für eine preußische Behörde ansah. Nur das Königreich Sachsen, das Großherzogthum Frankfurt und Berg, so wie das Territorium des Fürsten von Isenburg und die überrheinischen Länder blieb dieser Verwaltung bis nach dem Wiener Congresse untergeordnet; für die franz. Provinzen, auf die sie ausgedehnt worden war, hörte sie am 15. Juni 1814 auf, von wo an Oesterreich und Bayern die Verwaltung des Strichs vom Elsaß bis an die Mosel gemeinschaftlich übernahmen. Vgl. (Eichhorn) „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein" (Deutschland 1814).

Centrifugalkraft, | **Centripetalkraft,** } s. Centralkräfte.

Centrifugalmaschine nennt man ein Instrument, welches dazu dient, durch schnelle Umdrehung einer horizontalen Scheibe die Wirkung der Schwungkraft nachzuweisen. Man hat davon mehrere Arten, die beste ist die, welche Desaguliers angab und Nairne verbesserte. Auch Langsdorf's Schwungmaschine, mit der man, wie mit einer Saugpumpe, Wasser heben kann, gehört hierher. — Centrifugalpendel nennt man die an einer Stange befestigte Kugel, die statt der hin- und hergehenden Pendelschwingungen eine Kreisbewegung macht. Bewirkt wird dies durch einen gegen die seitwärts gehobene Kugel ausgeübten Stoß, dessen Richtung nicht in der, durch die Pendelstange gelegten Venticalebene liegt. Pfaffius wandte diesen Pendel auch bei Uhren an.

Centrobarisch heißt Alles, was sich auf den Schwerpunkt der Körper bezieht oder davon hergeleitet wird; centrobarische Methode ist daher das Verfahren, Flächen oder Körper, welche durch die Umdrehungen von Linien oder Flächen um eine unverrückte Achse hervorgebracht werden, ihrer Größe nach aus den erzeugenden Stücke und im Wege seines Schwerpunctes zu bestimmen. Man multiplicirt zu diesem Behufe die erzeugende Größe mit dem Wege, welchen ihr Schwerpunct während der Umdrehung zurücklegt, und erhält durch dieses Product den gesuchten Inhalt. So entsteht ein Kreis durch Bewegungen einer stets in der Ebene bleibenden geraden Linie um einen ihrer unverrückten Endpuncte. Die gerade Linie ist also die erzeugende Größe und ihr Halbirungspunct ihr Schwerpunct. Somit ist der Weg der Letztern eine Kreislinie, deren Halbmesser gleich der Hälfte der erzeugenden Linie ist, und das Product aus den erzeugenden Geraden in dieser Kreislinie gibt den vollständigen Inhalt des erzeugten Kreises. Man hat diese Methode oder

Regel auch die **Guldinische** genannt, weil der Jesuit Guldin aus St. Gallen in seinem 1635—42 erschienenen Werke „Ueber den Schwerpunct" sie vielfach angewendet hat. Er ist aber nicht der Erfinder derselben, denn sie findet sich schon bei dem alten Mathematiker Pappus. Jetzt, wo man im Besitz allgemeiner Methoden der Inhaltsbestimmungen der Figuren ist, wird diese Regel nur angewendet, wo aus dem Inhalt der erzeugten Figur und der sie erzeugenden Größe der Schwerpunct der Letztern gefunden werden soll.

Centrum oder **Mittelpunct** heißt in der Geometrie derjenige Punct, welcher in einer ebenen Figur oder in einem Körper von einigen, auch wohl unendlich vielen andern Puncten gleich weit entfernt liegt; im engern Sinne ein Punct, der von allen Puncten des Umfangs oder der Oberfläche gleich weit absteht. Im letztern Sinne gibt es nur bei dem Kreise und der Kugel, im erstern auch bei andern Figuren und Körpern einen Mittelpunct. — In der Kriegswissenschaft heißt C. die Mitte einer Schlachtlinie oder eines Treffens zwischen den beiden Flügeln. Sie ist gewöhnlich der stärkste Theil desselben, und das C. durchbrechen führt zum entscheidenden Siege. In der frühern Zeit, wo die dichtzusammenhängenden Bataillone aus der Schlachtlinie ein untheilbares, dichtgeschlossenes Ganze machten, mußte das Durchbrechen des C. noch folgenreicher sein als jetzt, wo die Eintheilung der Armeen in selbständige Divisionen es zugleich um Vieles schwieriger macht. Es gelingt jetzt nur bei sehr ausgedehnten Stellungen. Das Durchbrechen des C.'s war Napoleon's Lieblingsmanöver; am Vollständigsten gelang es ihm bei Austerlitz. Meist brachte er eine Umgehung damit in Verbindung, und versuchte dann gewöhnlich einen Durchbruch nicht eher, bis die moralische Wirkung der Umgehung sichtbar wurde. — In politischer Beziehung versteht man unter Centrum (le centre) die mittelsten Plätze in der franz. Deputirtenkammer und Diejenigen, welche sie einnehmen. Die Deputirtenbänke sind nämlich in einem Halbkreise errichtet, deren beide Enden die Parteien der alten (rechte Seite) und der neuen (linke Seite) Zeit einnehmen. Die Minister befinden sich auf der ersten Bank der linken Seite, nahe an der Mitte. Ihre Anhänger befinden sich daher gewöhnlich hinter ihnen, auf den mittlern Bänken, und bestehen zum Theil aus solchen, die von ihnen abhängen (Präfecte, Regierungsbeamte u. s. w.), zum Theil aber auch aus wirklich Ueberzeugten, wohin vor allem die sog. **Doctrinairs** (s. d.) gehören, welche, nachdem sie unter dem Ministerium Villèle zur linken Seite, d. h. zur Opposition, übergegangen waren, in der neueren Zeit vorzüglich wieder das Centrum einnahmen. Doch bietet auch das Centrum mannichfaltige Schattirungen, je nachdem die daselbst Sitzenden sich mehr oder weniger zur rechten oder linken Seite hinneigen; daher spricht man auch von einem rechten und linken Centrum.

Centumviri, Hundertmänner, waren Richter, Beisitzer des Judicium centumvirale zu Rom, welche in Privatsachen, z. B. Vormundschaften, Erbschaften, Testamenten, Schuldsachen, Freiheiten u. s. w. zu richten hatten. Unter den Kaisern führten die Decemvirn unter dem Prätor den Vorsitz. Anfangs gab es 105 C., von denen der Prätor aus jeder der 35 Tribus 3 Beisitzer dieses Gerichts wählte. Nach Augustus stieg ihre Zahl auf 180. Die Entstehung des Gerichts reicht in die ältesten Zeiten der röm. Geschichte hinauf, wofür schon der Gebrauch der hasta (daher judicium hastae), welche in den frühesten Zeiten symbolisch vorkam, und die Beibehaltung der alten Proceßform spricht. Unter den Kaisern hatte das Centumviralgericht noch ein größeres Ansehen als zu den Zeiten der Republik. Zum letzten Mal wird es 395 n. Chr. genannt; bei Justinian wird es als eine Antiquität erwähnt. Vgl. Schneider „De centumviralis judicii apud Romanos origine" (Rostock, 1835), Zumpt „Ueber Ursprung, Form und Bedeutung des Centumviralgerichts in Rom" (Berl. 1838) und C. W. von Tigerström „Die innere Geschichte des röm. Rechts" (Berl. 1838).

Centurie hieß bei den Römern im Allgemeinen jede Abtheilung von hundert Dingen und Personen; im Kriegswesen namentlich eine Abtheilung von 100 Mann; 10 bildeten eine Cohorte und 60 eine Legion. Eine C. stand unter dem Centurio oder Haupt-

manne. Die C. waren indessen nicht immer 100 Mann stark, sondern sie richteten sich nach der Stärke der Legion, und es gab alsdann C. von 50, 60 u. s. w. Mann. C. hießen auch die Abtheilungen, in welche die 6 Classen des röm. Volkes von Servius Tullius getheilt waren. Nach diesen Centurien stimmte das Volk. Die erste Classe enthielt 80 Centurien, und außerdem noch die 18 Centurien der Ritter; die 2. 3. und 4. enthielten jede 20 Centurien, die 5. 30 und die 6. nur 1 Centurie.

Centurien (magdeburgische), ist die Benennung des ersten weitläufigen Werkes von protestantischer Seite über die christl. Kirchengeschichte, von welchem jeder Band ein Jahrhundert, eine C., umfaßt, und das Anfangs zu Magdeburg ausgearbeitet wurde. Die Idee der Bearbeiter dabei war, nicht blos die kirchlichen Begebenheiten zu erzählen, sondern auch die Kirchengeschichte von der Menge aufgenommener Fabeln und Legenden zu reinigen, die protestantische Lehre gegen die Katholiken zu vertheidigen und die Uebereinstimmung des Protestantismus mit dem Urchristenthume zu zeigen. Die Bearbeiter — Centuriatoren — schöpften so viel als möglich aus den Quellen, verfuhren mit der größten Vorsicht, stellten das Werk in lateinischer Sprache dar, führten es aber nur bis 1300 fort. Den Plan dazu entwarf 1552 Matthias Flacius, mit dem Beinamen Illyricus, und seine nächsten Mitarbeiter waren Joh. Wigand, Matth. Juder, Basilius Faber, Andr. Corvinus, Thom. Holzhuter, Marc. Wagner, Nik. Gallus, Pancrat. Veltpock. Außerdem verbanden sich mit ihnen eine große Anzahl anderer Gelehrten, und ihr Unternehmen wurde selbst von mehrern Fürsten unterstützt. Das Werk erschien zu Basel (1559—1574, 13 Bde. Fol.); eine neuere Ausgabe veranstalteten Baumgarten und Semler (Nürnb. 1757—64, 6 Bde. 4.), doch umfaßt diese Ausgabe nur Centurie 1—5. Einen Auszug verfertigte Lucas Osiander (Tübingen 1592—1604, 9 Bde. 4.), der in der 2. Ausg. (Tübingen 1607—1608) das 14—16. Jahrh. hinzufügte. Dieser Auszug ist ins Deutsche übersetzt von Dav. Förster (Frankf. 1597—1608, 16 Bde.). Gegen die Centurien schrieb kathol. Seits Cäs. Baronius seine „Annales ecclesiastici."

Cephalus, der Sohn des Dion, Königs von Phocis, und der Diomede, Tochter des Xuthus, war Gemahl der Prokris, der Tochter des Erechtheus, und erhielt von der Aurora die Gabe, sich beliebig verwandeln zu können. Um die Treue seiner Gattin zu prüfen, nahm er eine fremde Gestalt an, und Prokris ließ sich auch verführen. C. verstieß sie darauf, und jene floh nach Creta, wo sie von der Diana den Hund Lälaps und einen Jagdspeer erhielt, welchen beiden kein Wild entging. Sehnsucht führte sie wieder zu ihrem Gemahl zurück, mit dem sie sich wieder versöhnte, und dem sie jene Wundergaben schenkte. Da nun C. häufig vor Tage auf die Jagd ging, argwöhnte Prokris ein Liebesverhältniß mit Aurora, und schlich ihm einst durch das Gebüsch nach, wo sie C., der ein Wild vermuthete, mit dem nie fehlenden Speere tödtete. Der Areopagus strafte den unglücklichen Gatten mit ewiger Verbannung aus Athen. C. ging nach Theben, nahm an dem Zuge gegen die Teleboer Theil, stiftete dann am Vorgebirge Leukates dem Apollo ein Heiligthum, und stürzte sich hierauf zur Sühnung jenes Mords vom Felsen. Nach Ovid wurden beide von Jupiter in Elstern verwandelt; eine andere Erzählung läßt C. zum Stammherrn des Hauses des Ulysses werden. Ein anderer Cephalus war der Sohn des Merkur von der Herse, des Cecrops Tochter, oder von Creusa, des Erechtheus Tochter, wurde von Aurora geliebt, nach Syrien entführt und durch sie Vater des Tithonus. Beide Mythen sind mit einander vermischt worden und deshalb sehr dunkel.

Ceracchi, Joseph, geboren 1760 zu Rom, war schon ein berühmter Bildhauer, als er durch die in seiner Vaterstadt ausgebrochene Revolution veranlaßt, den Meißel mit dem Schwerdte vertauschte. Er war 1799 einer der eifrigsten Anhänger der neuen Republik, und ging, nachdem die Herrschaft des Papstes wieder hergestellt war, nach Paris, wo Bonaparte, der erste Consul, seine Büste zu fertigen ihm auftrug. Ceracchi aber, im Vereine mit mehrern französischen Künstlern, deren Bekanntschaft er in Rom gemacht hatte, unternahm eine Verschwörung gegen Bonaparte, wurde aber am 10. October 1800 mit Dameville, Arena und Topino Lebrün in der Oper verhaftet. Vor Gericht suchte er, im

Innersten empört, sich weiter nicht zu vertheidigen. Er wurde mit seinen Mitverschworenen zum Tode verurtheilt, und am 31. Januar 1801 hingerichtet. Mit ihm verlor die Kunst einen ihrer vorzüglichsten Meister.

Cerberus ist bei den alten der dreiköpfige, die Thore des Plutonischen Palastes in der Unterwelt bewachende Hund, von der Echidna und dem Typhon gezeugt, auf dem Rücken statt der Haare mit Schlangen bedeckt, und statt des Schwanzes in einem furchtbaren Drachen endend, welcher den Herkules durch seinen Biß verwundete. Dieser holte ihn nämlich mit vielen Gefahren aus der Unterwelt, und brachte ihn zum Eurystheus, der, durch den furchtbaren Anblick erschreckt, ihn zurückzuschaffen befahl. Er war gegen Alle in den Palast Eingehende freundlich und wedelte mit dem Schwanze, aber alle Zurückkehrenden ergriff und verschlang er. Hesiod gedenkt seiner zuerst. — Hevelius bezeichnete mit dem Namen Cerberus ein nördliches Sternbild neben der Hand des Herkules.

Cerealien oder **Halmfrüchte** heißen im Gegensatz zu den Hülsenfrüchten diejenigen Culturpflanzen, welche hohle, mit Knoten versehene Stengel treiben, lange und schmale Blätter haben, mit faserigen Wurzeln versehen sind, aus denen mehrere Stengel oder Halme hervortreiben und mehlhaltige, besonders zur Nahrung der Menschen und zu Viehfutter dienenden Saamen tragen. Man rechnet vorzugsweise dazu, Weizen, Spelz, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Reis und Hirse. Einige rechnen auch den Buchweizen mit hierher, aber mit Unrecht.

Cerealien hießen bei den Römern die der Ceres zu Ehren gefeierten Feste; dazu gehörten die Ambarvalien, Amburbien, Fordicidien und das Fest der Bona Dea. Besondere Bedeutung hatten die von den Landleuten kurz vor der Ernte nach der Mitte des Juli gefeierten C. Der Ceres wurde hierbei ein Schwein geopfert, und die Feiernden erschienen in weißen Kleidern, waren mit Eichenlaub bekränzt, und sangen unter mimischen Tänzen Erntelieder. Die im Monat April begangenen C. waren mit Circusspielen verbunden, und dauerten mehrere Tage. Der Dienst der Ceres wurde aus Griechenland entlehnt und Anfangs von griechischen Priesterinnen versehen. Nach Dionys von Halikarnaß wurde er vom Consul Aur. Postumius 495 v. Chr. eingeführt, um eine Hungersnoth abzuwenden.

Cerebralsystem heißt derjenige Theil des gesammten Nervensystems im thierischen Körper, welcher das Gehirn (cerebrum) und die von demselben ausgehenden oder sich in dasselbe versenkenden Nerven begreift. Sonst rechnete man auch die von dem Rückenmark abgehenden Nerven dazu; doch werden beide zweckmäßiger von einander getrennt. (S. Gehirn und Rückenmark.)

Ceremoniel heißt der Inbegriff der bei gewissen feierlichen Gelegenheiten in der Regel beobachteten oder zu beobachtenden, entweder durch bloßes Herkommen und Sitte, oder durch Gesetz, Verordnung oder Vertrag bestimmten Förmlichkeiten und Gebräuche. Das C. läßt sich eintheilen in Staats- und Hofceremoniel und in völkerrechtliches, zwischen verschiedenen Staaten zu beobachtendes. Das erste hängt von jedem Staate selbst ab, das zweite beruht auf gegenseitigem Uebereinkommen, auf wechselseitigen Verbündnissen und Ansprüchen. In monarchischen Staaten ist der Hof der Mittelpunct, um welchen sich das öffentliche Leben bewegt, und die Anordnung bei Staatsfeierlichkeiten, Krönungen, Huldigungen, Belohnungen, Vermählungen, Leichenbegängnissen, Audienzen 2c., geht daher von den obern Hofämtern, dem Oberhofmeister oder Oberceremonienmeister aus. Dem Ceremoniel zum Grunde liegt die Theorie des Ehrenplatzes im Gehen, Stehen und Sitzen, wie es sich an den Höfen nach und nach ausgebildet hat. Zum völkerrechtlichen Ceremoniel gehört die Rangordnung (s. d.) bei Zusammenkünften von Fürsten, bei feierlichen Audienzen der Gesandten, so wie der Schiffsgruß. Das Kanzleiceremoniel ist der Inbegriff der Regeln, welche durch Herkommen oder Vertrag bestimmt, bei allen schriftlichen Verhandlungen und Erlassen, sowohl im Lande zwischen den Behörden und gegen die Unterthanen, als auch zwischen den verschiedenen Staaten und Fürsten beobachtet werden, und bezieht sich sowohl auf die äußere Form, als auf das Material, das Siegel, den Titel der Aufschrift und auf den Titel des Schreibenden, seine Anrede-, Gruß- und Schlußform; Kaiser, Könige

und sonstige souveräne Häupter geben sich gewöhnlich den Brudertitel; Fürsten von geringerm Rang nennen sich Vettern; ebenso nennen sich die deutschen Fürsten untereinander. Zwischen verschiedenen Regenten geschieht die Communication entweder durch Staats- oder Kanzleischreiben, durch Cabinetsschreiben oder durch Handschreiben. Die Minister sind gegenwärtig in ihren Correspondenzen viel von der alten Umständlichkeit abgewichen, und bedienen sich des gewöhnlichen Briefstyls oder der bloßen Noten, in Form der pro memoria oder note verbale, wo sie von sich in der dritten Person sprechen und ohne Anrede rc. mit einander communiciren. Das Hofceremoniel hat seinen Ursprung und seine raffinirteste Ausbildung im Orient, besonders in China. Von da aus fand es seine weitere Verbreitung nach dem Abendlande, wo es besonders am byzantinischen Hofe bis zur Uebertreibung entfaltet wurde. Im Abendlande pflegte es mit besonderer Vorliebe schon Karl der Große, der sich den byzantinischen Hof zum Vorbilde nahm. Die spätern deutschen Kaiser umgaben sich mit immer größerm Glanz, je mehr ihre wirkliche Macht sank. Einen großen Zuwachs erhielt das Hofceremoniel schon unter Otto II. seit seiner Vermählung mit der griechischen Prinzessin Theophania. Kaiser Karl IV. suchte die großen äußern Ausprüche durch die goldene Bulle noch mehr zu befestigen, und Kaiser Karl V. nimmt auch in der Geschichte des C.'s eine bedeutende Stelle ein, indem er das steife Wesen der spanischen Grandezza nach Deutschland versetzte. Erst in der neuern und neuesten Zeit hat sich das alte steife C. gemildert, indem statt der ältern umständlichern Formen einfachere eingeführt wurden.

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo, die Göttin der Erde und der Fruchtbarkeit, war nach dem Mythus die Tochter des Saturnus (Kronos) und der Rhea, die Schwester des Jupiter in Sicilien, oder nach Andern in Kreta oder am Cephisus in Attika, oder Hermione, oder in Arkadien, oder endlich zu Nysa in Asien geboren. Alles Andeutungen der Fruchtbarkeit dieser Landstriche. Jupiter zeugte mit ihr die Proserpina (Persephone). Der Liebe des Neptun suchte sie zu entgehen, indem sie sich in ein Pferd verwandelte (nach Anderen in eine Furie); aber Neptun that dasselbe, und aus ihrer Vereinigung entsprang das Roß Arion und eine Tochter, von Einigen Despoina genannt. Unzufrieden aber mit diesen Kindern verließ sie den Olymp, und verbarg sich in einer Grotte. Jedoch während ihrer Abwesenheit entstand Hungersnoth im Olymp. Endlich fand Pan ihren Aufenthalt, und Jupiter ließ sie durch eine Parze zurückführen, worauf sogleich mit ihrer Ankunft wieder Segen und Fülle entstand. Von der Umarmung des Jasion, des Erfinders des Ackerbaues in Kreta, gebar sie den Plutus (den Gott des Reichthums), worüber aber Jupiter unwillig jenen mit dem Blitze erschlug. Man sieht, daß Alles dies ihre Eigenschaft als Göttin der fruchtbringenden Erde symbolisirt. Daher wird ihr auch das getreidereiche Sicilien als Lieblingsaufenthalt gegeben, und hier war es, wo Pluto ihre Tochter, Proserpina, entführte, und durch eine Oeffnung, die man noch in späten Zeiten zeigte, in die Unterwelt hinabbrachte. Als C. den Raub der geliebten Tochter erfuhr, zündete sie am Feuer des Aetna ihre Fackel an, bestieg ihren Drachenwagen, und suchte jene auf der ganzen Erde, selbst in den verborgensten Winkeln, wohin nie ein Strahl der Sonne drang. Unterwegs bestrafte sie Die, welche sie verschmäheten, und gab Denen Beweise der Huld, welche sie liebreich aufnahmen. Als sie zu Eleusis in Attika vom Celeus, ungeachtet dieser wegen der Krankheit des Sohnes Demophoon Trauer hatte, gastfreundlich aufgenommen wurde, gab sie zur Dankbarkeit dem Jünglinge die Gesundheit wieder, schenkte dem ältern Sohne Triptolemus einen Wagen mit Drachen bespannt, und die edle Frucht des Weizens, die er auf der ganzen Erde ausstreuen und der Göttin Segen unter alle Völker verbreiten sollte. In Eleusis wurde auch ihr berühmtestes Fest, die Eleusinien, gefeiert, und hier waren ihr und dem Bacchus geweihete Mysterien. Ihr Suchen war vergebens; sie sprach daher zum Zeichen ihres Schmerzes den Fluch über die ganze Erde aus. Endlich entdeckte ihr Helios den Aufenthalt der Tochter; denn seinem allsehendem Auge war der Raub nicht entgangen. Sie forderte die Tochter zurück, erlangte aber blos, weil jene schon von einer Frucht der Unterwelt genossen hatte, daß sie

alljährlich eine Zeit lang das himmlische Licht schauen durfte, dafür hob C. den Fluch der Erde wieder auf. — C. ist eine Personification der Fruchtbarkeit in der Natur, darauf deuten alle Mythen hin. Sie ist daher die fruchtbringende Erde selbst, die Allmutter, die Erfinderin und Beschützerin des Ackerbaues und der damit verbundenen Künste, die Stifterin der Staaten und aller bürgerlichen Verhältnisse, die Gesetzbringerin (Thesmiophoros oder Thesmia); sie ist es, die den rohen Nomaden zur Milderung der Sitten, zur Gewöhnung an gesellschaftliches, stetes, staatliches Leben anleitete. Späterhin und in den Mysterien verwechselte man sie mit der Cybele, mit der Mutter der Götter, deren phrygisch-thracischer Mysterieneult zu dem ihrigen Veranlassung gab. Vielleicht entwickelte sich aus dem allgemeinen Begriffe der Cybele der besondere der Ceres. Wegen der Verwandtschaft des ihr zugetheilten Charakters wurde sie auch in Gemeinschaft mit Bacchus, dem Erzeuger des Weines und der flüssigen Frucht, während sie die Hervorbringerin der trockenen ist, gesetzt, und mit ihm zugleich in den Mysterien verehrt. Sie ist abgebildet mit hoher Gestalt, einem Matronenansehen, doch mit sanft blickendem Auge, anstatt des Diadems mit einem Aehrenkranze umflochten. In der Hand trägt sie als beständige Attribute eine Fackel und einen Aehren- oder Mohnbüschel, auch ein Füllhorn; auch hat sie eine Sichel, und statt der Fackel einen unbeschlagenen Spieß. Nicht selten ist sie in Gesellschaft des Bacchus, dem sie im Schooße sitzt oder von dem sie umarmt wird, bisweilen auch auf ihrem von Drachen gezogenen Wagen. Denn die Schlange ist das der C. eigene Symbol.

Cerigo, das alte Cythera, türkisch Tscheika, eine der jonischen Inseln, die aber nicht mehr im jonischen Meere, sondern an der Südspitze von Morea, am Eingang zum griechischen Archipel unter 36° 6′ n. Br. und 40° 30′ östl. Länge liegt, scheint dem äußern Anblick nach eine einzige ununterbrochene Felsmasse zu sein, und zählt mit den kleinen Inseln Cerigotto und Pori gegen 10,000 E. auf 4½ QM. Zwischen den Felsen, welche verschiedene sehenswerthe Höhlen, namentlich Tropfsteinhöhlen im Berge Sanct-Sophia enthalten und sich in der Mitte derselben in einem ziemlich hohen Gipfel vereinigen, sieht man eine Reihe überaus fruchtbarer Thäler, deren Boden so ergiebig ist, daß man vielleicht nicht mit Unrecht glaubt, demselben die reichlichsten Getreideernten entlocken zu können. Auch bringt die Insel viel Korn, Früchte und Oel hervor, würde aber bei gehöriger Benutzung des Bodens noch weit größern Gewinn abwerfen. Der Viehstand wird auf 16,000 Ziegen und Schaafe, 1300 Pferde und Esel und auf 2500 Stück Rindvieh angegeben. Klein Wild, namentlich Hasen und Kaninchen, und Fische sind in Menge vorhanden. Die Einwohner sind hellenischer Abstammung, sprechen den neugriechischen Dialekt, treiben Seiden- und Bienenzucht, sind aber auch aus früherer Zeit als Seeräuber verrufen. Sie treiben einen ausgebreiteten Handel, namentlich mit Rosinen, von denen jährlich 5 bis 6000 Centner versendet werden. Sie stehen unter einem griechischen Bischof, der in dem Hauptorte Capsali (mit 1500 E.) seinen Sitz hat. Der beste Ankerplatz ist Sanct-Nicolo. Noch jetzt scheint C. ein Lieblingssitz der Aphrodite zu sein, denn die Mädchen von C. sind wegen ihrer Schönheit berühmt und ihrer Sprödigkeit wegen nicht verschrieen, die Männer dagegen sind rauh und hart, und begegnen dem weiblichen Geschlechte ziemlich verächtlich. Mit Ithaka und Paro sendet C. gemeinschaftlich einen Deputirten zum Senat; für die gesetzgebende Versammlung hat C. einen eigenen Deputirten. Das alte Cythera war der Aphrodite heilig, weil hier die Göttin ans Land gestiegen sein soll. Frühzeitig errichteten die Phönizier hier Colonien. Im 6. Jahrh. kam C. unter die Herrschaft der Argiver, dann unter die der Spartaner, später der Athener und Römer. Bei der Theilung des römischen Weltreichs fiel es dem byzantinischen Reiche zu, war dann lange Zeit zwischen Türken und Venetianern ein stets blutiger Zankapfel, von 1718 bis 1797 gehörte es den Letzteren. Von dieser Zeit an theilte es das Geschick der jonischen Inseln.

Cerinthus, spottweise auch Merinthus, d. h. Strick genannt, war ein Irrlehrer des apostolischen Zeitalters, von dem die Berichte sehr unsicher und verworren sind. Er soll von Aegypten nach Kleinasien gekommen sein und in Ephesus gleichzeitig mit dem

Apostel Johannes sich aufgehalten haben. Eine Sage behauptet, daß Johannes einen solchen Abscheu vor ihm gehabt habe, daß er sich nicht mit ihm in den ephesinischen Thermen habe baden wollen, aus Furcht, das Gebäude möchte über dem Ketzer zusammenbrechen. Auch glaubte man in der alten Kirche, Johannes habe sein Evangelium gegen C. geschrieben; und dieser aus Rache dem Johannes die Apokalypse untergeschoben. Neuere Forschungen haben diese Angaben widerlegt. Auch die Angaben über die Lehrmeinungen des C. sind unter sich widersprechend, indem einige Kirchenväter ihn als einen Gnostiker darstellen, andere behaupten, er habe einen grobsinnlichen Chiliasmus (s. d.) gehegt, und von den Christen die Beobachtung wenigstens eines Theils des jüdischen Ceremonialgesetzes gefordert. Seine Anhänger wurden Cerinthianer genannt, und verloren sich im 2. Jahrh. unter die Gnostiker. Vgl. Paulus „Historia Cerinthi" (Jena 1799).

Cerquozzi, Michel Angelo, geb. zu Rom 1602, ein berühmter Maler der röm. Schule, welcher durch häufige Darstellung von Schlachten den Beinamen delle battaglie (Schlachtenmaler), und später durch possenhafte Gruppirungen aus dem gemeinen Leben, in welchen er den Peter Laar nachahmte, den Beinamen delle bambocciate erhielt. Besonders gut gelang ihm die Darstellung lebendiger Scenen, Schlachten, Schiffbrüche, auch Jahrmärkte, Schäfergruppen 2c. Vorzüglich gerühmt wird sein, ehedem in der Galerie Spada zu Rom befindliches Gemälde, Masaniello unter einer Gruppe Lazzaroni, und die Brunnencur zu Aqua acetosa. Er starb zu Rom am 4. April 1660.

Certe Partie, charta partita, charte partie, charter party, ist eigentlich ein schriftlicher Vertrag zwischen zwei Personen, welcher in zwei Hälften zerschnitten, später wieder zusammengehalten wurde, und als Beweis für eine Sache galt. Im Seehandel ist es ein Schiffsfrachtbrief, Ladungsvertrag, schriftlicher Vertrag, welchen der Versender der Waaren (Befrachter) mit dem Eigenthümer eines Schiffs (Rheder) abschließt, und worin die gegenseitigen Entschädigungen festgesetzt werden, wenn eine der Vertragsbedingungen nicht ganz erfüllt ist. Zu diesen letztern gehört die Zeit der Ladung, der Ort ihrer Bestimmung, die Fracht u. s. w.

Certioration heißt in der Rechtswissenschaft eine Belehrung über gewisse Rechtsverhältnisse, welche nach Vorschrift der Rechte zuweilen bei gerichtlichen Handlungen Denen ertheilt werden muß, welchen man eine eigene Bekanntschaft in solchen Verhältnissen nicht zutrauen kann, z. B. über die Wirkung einer Erklärung, eines Verzichts, einer Quittung, über die gegen ein Erkenntniß stattfindenden Rechtsmittel 2c. Unterbleibt eine solche gesetzlich vorgeschriebene C., so kann die abgegebene Erklärung angefochten werden, und der Richter muß für den Schaden haften.

Cerutti, Guiseppe Antonio Gioachimo, geb. den 13. Juni 1738 zu Turin, trat in den Jesuitenorden, und war einer seiner ausgezeichnetsten Lehrer zu Lyon. Nach Aufhebung seines Ordens lebte er bei Nancy auf dem Lande, wurde bei dem Ausbruche der Revolution ein eifriger Vertheidiger derselben, stand mit Mirabeau, für den er sehr viel arbeitete, in enger Verbindung, und zeichnete sich als Mitglied der Nationalversammlung rühmlich aus. 1791 wurde er Mitglied des gesetzgebenden Körpers, hielt auf Mirabeau in der Kirche St. Eustache die Leichenrede, und starb den 2. Febr. 1792. Nach ihm wurde in Paris eine Straße benannt. Früh schon machte er sich durch zwei Abhandlungen bekannt, von denen die eine über die Mittel handelte, den Zweikampf zu hindern, die andere die Ursachen aufsuchte, warum die neuen Republiken den Glanz der alten nicht erreicht haben. Großes Aufsehen erregte seine „Apologie de l'institut des Jésuites" (1762), durch die er die Gunst des Dauphin erhielt. Später gründete er die Wochenschrift „La feuille villageose," die großen Einfluß gewann. Nach seinem Tode erschienen „Les jardins de Betz" (Par. 1792) und eine Auswahl seiner Werke „Oeuvres diverses" (Par. 1793).

Cervantes Saavedra, Miguel de, Sohn des Rodrigo Cervantes, wurde am

9. Oct. 1547 zu Alcalá de Henáres geboren, brachte die ersten sieben Jahre seines Lebens in seiner Vaterstadt zu, und zog dann mit seinen Aeltern nach Madrid, wo der gelehrte Juan Lopez sein Lehrer wurde. Obgleich seine Aeltern wünschten, daß er Medicin oder Theologie studiren sollte, so übte er doch mit großer Vorliebe das Studium der Poesie, namentlich als er Gelegenheit hatte, die Schauspiele des großen dramatischen Dichters und Schauspielers Lope de Rueda zu sehen. Als er 21 Jahr alt war, legte er die ersten Proben seines poetischen Talentes ab, indem er eine Elegie auf den Tod der Königin Isabelle, aus dem Hause Valois, machte. Außerdem hatte er schon eine Menge Sonette, Romanzen, Elegien und andere kleine Gedichte, u. a. das Schäfergedicht „Filena", geschrieben, die aber sehr lau aufgenommen wurden. Seine Liebe zur Poesie, der er seine ganzen Kräfte widmete, wurde die Ursache seiner Dürftigkeit, mit der er sein ganzes Leben zu kämpfen hatte. Als er sah, daß man ihn gar nicht unterstützte, so entschloß er sich, sein Vaterland zu verlassen, ging 1569 nach Italien, und wurde Kammerdiener beim Cardinal Giulio Aquaviva. Bei diesem Geistlichen blieb er ein Jahr, und folgte, als 1570 der Krieg gegen die Türken ausbrach, den Fahnen des Herzogs von Pagliano, Marco Antonio Colonna, der vom Papste Pius V. zum Befehlshaber der Truppen und Galeeren ernannt worden war, welche Cypern schützen sollten. Nicosa wurde von den Türken erobert, und erst im folgenden Jahre 1571 kam es durch die Schlacht bei Lepanto, wo sich C. rühmlichst auszeichnete, zur Entscheidung. Obgleich er das Unglück gehabt hatte, in dieser Schlacht den linken Arm zu verlieren, so erlosch dennoch nicht seine Liebe zu den Waffen, denn 1572 begab er sich nach Napel, und diente daselbst unter Philipp's II. Truppen bis 1575. Als er 1575 von Neapel auf der Galeere el Sol nach Spanien zurückkehren wollte, wurde er von dem berüchtigten Seeräuber Arnaut Mami, einem albanesischen Renegaten, nebst seinen Gefährten gefangen. Dieses traurige Geschick drückte ihn aber nicht nieder, vielmehr entwickelte sich sein Heroismus, und er machte die verwegensten Versuche zur Wiedererlangung seiner Freiheit, die, obgleich sie mißlangen, selbst bei seinen Feinden Bewunderung erregten. Ein griechischer Renegat, Namens Hassan, und Aufseher der Sclaven, hatte 3 Meilen von Algier, dicht am Meere, einen Garten, welchen ein Christensclave aus Navarra bestellte. Zu diesem begab sich C. im Febr. 1577, und verbarg sich in einer Höhle, wo er später mit 15 andern Christensclaven lebte. Ein Majorcaner, Namens Viana, kaufte sich los; dieser versprach, ein Fahrzeug in Mallorca zu kaufen und so seine Gefährten nach Spanien zu bringen. Er reiste ab, und mit vieler Mühe gelang es dem C., den Muth seiner Gefährten aufrecht zu erhalten, und ihnen Nahrungsmittel herbei zu schaffen. Kaum war Viana in seinem Vaterlande angelangt, so bot er auch wirklich Alles auf, seinen schmachtenden Brüdern Hülfe zu verschaffen. Mit einem Fahrzeuge versehen segelte er nach den Küsten Afrika's, und kam glücklich dort an. Allein kaum hatte der Befreier den Strand betreten, als er und seine Begleiter von einigen Mohren bemerkt wurden, wodurch er genöthigt wurde, sich schnell wieder zu entfernen. Nun waren die Gefangenen aufs Neue verlassen, und ein neues Unglück sollte über sie hereinbrechen. C., der schon früher sein Geheimniß einem andern Christensclaven, Namens Dorador, eröffnet hatte, wurde durch diesen Menschen, der bereits aus Eigennutz zum Koran geschworen hatte, nebst seinen Gefährten verrathen. Erzürnt fragte der Dei, wer der Rädelsführer bei dem Unternehmen sei. „Ich war es," antwortete C., „verzeihe meinen Brüdern, mich aber laß umbringen." Dieser unerschütterliche Muth erfüllte den Dei mit Bewunderung und Hochachtung. C. und seine Gefährten wurden begnadigt. Da der Dei wußte, daß der Comthur von Valencia, Jorge Olivar Mercenario, der sich damals in Algier aufhielt, C.'s Freund war, so glaubte er ein bedeutendes Lösegeld zu erhalten, und drang in ihn, Mercenario als Anstifter anzugeben. C. aber blieb standhaft, und so kam er aufs Neue ins Elend. Sein Muth sank aber auch jetzt nicht. Viermal begab er sich in große Lebensgefahr, und war sogar so kühn, unter sämmtlichen Sclaven eine Verschwörung anzuzetteln. Auch diese wurde entdeckt; dennoch wußte es C. dahin zu bringen, daß der Dei ihm auch dießmal seine Hochachtung nicht versagen konnte und ihn wieder begnadigte. Dies Alles erzählt zum Theil C.

in seiner Novelle El capitan cautivo; vgl. Topografia de Argel des P. Haedo. Er hatte nicht aufgehört, Pläne zu seiner Befreiung zu machen. Er schrieb nach Spanien, und seine Mutter und Schwester Donna Andrea begaben sich 1579 nach Madrid, und schickten ihm durch die Trinitarier Juan Gil und Antonio de la Bella, welche im Mai 1580 in Algier ankamen, 300 Ducaten. Der Dei verlangte zwar eine weit größere Summe, setzte aber seine Forderung auf 500 Piaster herab, und so wurde C. am 15. Sept. 1580 losgekauft. 1581 kam er nach Spanien zurück, und begann nun aufs Neue den Musen zu huldigen. 1584 gab er den Schäferroman „Galatea" heraus, der mit ungemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Am 12. Sept. desselben Jahres heirathete er Catalina Palacios de Salazar, und da diese ebenfalls wenig Vermögen hatte, so suchte er sich durch Schriftstellerei zu ernähren. Bis zum Jahre 1594 schrieb er 30 Schauspiele, von denen Numancia das vorzüglichste ist. Da indeß Lope de Vega damals großes Aufsehen machte, so trat er von der Bühne ab, lebte bis 1598 zu Sevilla, und ging dann nach Toledo. Erst nach einigen Jahren trat er wieder als Schriftsteller auf, und zwar in der Satyre. Da die abgeschmacktesten Ritterromane damals zur Lieblingslectüre geworden waren und Mancher dabei seinen Verstand verloren hatte, so schrieb er seinen Don Quixote, wovon 1605 zu Madrid der erste Theil erschien. Dieses Werk wurde, da vernünftige und denkende Männer darin blos eine gewöhnliche Rittergeschichte zu finden glaubten, Anfangs wenig gelesen. C. gab deshalb, um dem Buche Eingang zu verschaffen, eine kritische Flugschrift (El Buscapié) anonym heraus, und gab darin zu verstehen, daß in dem Don Quixote Anspielungen auf mehrere angesehene Zeitgenossen zu finden wären. Nun fanden sich Leser in Menge, und von der Madrider Originalausgabe wurden allein 12,000 Exemplare verkauft. 1613 erschienen seine „Novelas ejemplares", durch welche er den Schriftstellern seines Volkes eine neue Bahn eröffnete, und die sich durch edle Einfachheit und Anmuth sehr auszeichnen. 1614 gab er sein „Viage al Parnaso" heraus, welches Werk den Zweck hatte, auf den Verfall der spanischen Poesie aufmerksam zu machen. Als Anhang dazu erschien „Adjunta al Parnaso", um seinen Schauspielen mehr Eingang zu verschaffen, welche auch 1615 erschienen. 1614 erschien zu Tarragona ein zweiter Theil vom Don Quixote, dessen Verfasser sich dem Namen Alfonso Fernandez de Avellaneda gab. Dies erregte den Zorn des C., und so gab er 1615 zu Madrid den zweiten Theil des wahren Don Quixote heraus. Dies war das letzte Werk, welches noch vor seinem Tode gedruckt wurde. Den nordischen Roman „Trabajos de Persiles y Sigismunda" vollendete er 1616, und schrieb die Dedication desselben an den Grafen von Lemos noch wenige Stunden vor seinem Tode, welcher am 23. April 1616 in einem Alter von 68 Jahren erfolgte. Kein Leichenstein zeigt die Stätte, wo der Dichter ruht. Im Jahre 1835 wurde seine vom Bildhauer Don Ant. Solar verfertigte Büste, an der Vorderseite des von ihm bewohnten Hauses in Madrid aufgestellt, welches wegen Baufälligkeit neu gebaut ward. C.'s Leben beschrieb D. Greg. Mayans y Siscar (zuerst abgedruckt in der prächtigen Londoner Ausgabe des Don Quixote von 1731), dann Navarrete (Madrid 1819). Die erste deutsche Uebersetzung des Don Quixote erschien zu Frankfurt von Pahsch Basteln von der Sohle (1648 und 1649, 12), blieb aber unvollendet; die erste vollständige zu Basel und Frankfurt (1683, 2 Bde.). Unter den spätern Uebersetzungen erwähnen wir die von Bertuch (6 Bde., Lpz. 1780), von Tieck (4 Bde., Berlin 1799—1801; 3. Aufl. 1831) und von Soltau (6 Bde., Königsb. 1800; 2. Aufl. 4 Bde., Lpz. 1837); die Uebersetzung von Förster (Quedlinburg 1825—26); ist keine Uebersetzung der sämmtlichen Werke des C., wie der Titel sagt, sie enthält blos den Don Quixote, einige Novellen und das Trauerspiel Numancia. Die Novellen übersetzte Soltau (Königsb. 1801, 3 Bde.). Das Trauerspiel übersetzte der Baron de la Motte Fouqué (Taschenbuch für Freunde des Südens, Berlin 1810); die Farce El retablo de las marivillas, Bertuch (Magazin der span. und portug. Literatur 1. Th. S. 213). Die vorzüglichsten Ausgaben des Don Quixote sind die Prachtausgabe (4 Bde., Madr. 1780, 4), die von Pellicer (9 Bde., Madr. 1799), die 4. Ausgabe der Academie mit dem Leben des C. von Navarrete (5 Bde.,

Madr. 1819), und die mit dem vollständigsten Commentar von Diego Clemencin (6 Bde., Madr. 1833—39, 4); eine gute Handausgabe ist die zu Leipzig erschienene (6 Bde., 1800—7). Gesammtausgaben seiner Werke erschienen zu Madrid, ohne die Comödien (16 Bde., 1803—5), eine andere ebendaselbst, ohne die „Reise zum Parnaß" (11 Bde., 1829), bei Baudry in der „Colleccion de los majores autores españoles" (Par. 1840—41). Eine Auswahl seiner Werke gab Don Aug. Garcia de Arrieta heraus (10 Bde., Par. 1826—32).

Cervera, eine alterthümliche, am Abhang eines Hügels erbaute, und mit hohen Mauern umgebene Stadt, in der spanischen Provinz Catalonien, Subdelegation Lerida, mit breiten gut gepflasterten Straßen, und 5 bis 6000 Einw., besitzt die einzige Universität Cataloniens, die 1717 von Philipp V. gestiftet wurde, und gewöhnlich 40 Professoren und 500 Studenten zählt.

Cesari, Giuseppe, genannt Josepin oder il Cavalier d'Arpino, geboren zu Rom 1570, einer der berühmtesten Maler seines Jahrh., bildete sich unter Rafael Motta und Lelio Orsi. Schon als 13jähriger Knabe erregte er durch ein Façadengemälde Bewunderung, und galt bald durch seine Arbeiten im Vatican als der größte Meister Roms. Stolz auf die Gunst ausländischer Fürsten und der Päpste ließ er sich erst durch langes Bitten zum Arbeiten bewegen. Lebhafte Einbildungskraft, ein die Sinne bestechendes heiter blühendes Colorit und eine ungemeine Handfertigkeit zeichneten ihn vor allen andern Meistern seiner Zeit aus; dabei fehlte ihm aber der Sinn für die reine Einfalt der Natur, für das Ebenmaß der Formen und für die Würde des Styls. Seine bedeutendsten Gemälde befinden sich auf dem Saal der Conservatoren auf dem Capitol. Gerühmt wird besonders seine Schlacht zwischen den Römern und Sabinern. Er bildete eine zahlreiche Schule, und beherrschte lange Zeit die römische Kunst. Den ersten Stoß erhielt sein Ansehen und das seines zahlreichen Anhanges, der sogenannten Manieristen, durch Amerighi (s. d.). Clemens VIII. ernannte ihn zum Ritter des Christus-Ordens. Er starb zu Rom 1640 oder 1642.

Cesarotti, Melchior, geb. den 15. Mai 1730 zu Padua, ein berühmter italienischer Dichter und Literator, studirte alte Sprachen und schöne Wissenschaften in seiner Vaterstadt, und wurde hier Lehrer der Rhetorik an einem Seminare. Als solcher war er besonders thätig, seinen Obliegenheiten zu genügen, alte Vorurtheile wegzuschaffen, und übersetzte hier: Semiramis, Mahomet und La mort de César von Voltaire in italienische Verse. 1762 wurde er als Erzieher nach Venedig berufen, lernte hier die englische Sprache, um die Gedichte Ossians lesen zu können, und übersetzte dieselben in italienische Verse. 1768 kehrte er nach Padua zurück, wurde hier Professor der griechischen und hebräischen Sprache, Secretär der Akademie der Künste und Wissenschaften, und stellte Versuche an über die Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung. Napoleon ernannte ihn zum Ritter wegen seiner Verdienste, und C. verfertigte auf denselben ein Lobgedicht: Pronea (Vorsehung) 1807. Er starb den 3. Nov. 1808. Seit 1800 arbeitete er an der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche Giuseppe Barbieri, sein Freund und Nachfolger im Amte, beendigte. Sie erschien Pisa (1805 u. f. 42 Bde.). Seine wichtigsten Werke sind: die Uebersetzung der Gedichte Ossian's; die Uebersetzung der Iliade Homer's (Venedig 1795); eine Uebersetzung des Demosthenes, des Plutarch u. a. m. C. war eine jener außerordentlichen Naturen, welche sich in der Schriftstellerwelt eine neue Bahn brachen; daher erlaubt er sich viele Freiheiten und Neuerungen, welche nicht zu billigen sind. Seine Prosa und Poesie ist kühn, kräftig, aber auch mit Gallicismen vermischt. Einzig in seiner Art ist seine berühmte Uebersetzung des Ossian, welche sich durch vortreffliche Versification auszeichnet.

Cesena, eine Stadt im Kirchenstaate in der Delegation Forli am Flusse Savio, ist Sitz eines Bischofs, regelmäßig gebaut und mit Säulengängen geziert. Zu den schönsten Gebäuden gehört: die Kathedrale und das Rathhaus; der Marktplatz ist mit der ko-

lossalen Bildsäule Papst Pius VII. geziert, der hier geboren ward, und auch ein großes Hospital gestiftet hat. Noch ist das Minoritenkloster mit seiner von der Familie Malatesta herstammenden Bibliothek zu erwähnen. Die Einwohner, deren Zahl auf 15,000, von Andern nur auf 8000 angegeben wird, stehen im Rufe einer unzerstörbaren Heiterkeit, und beschäftigen sich mit Wein-, Gemüse-, Hanf- und Seidenbau; auch nähren sie sich von Schwefelgewinnung und Raffinerie. Im Mittelalter gehörte C. zu Bologna, stand zu Anfange des 13. Jahrh. unter Maghinardo de Sesanna, dann unter dem Hause Malatesta, welches die Stadt dem römischen Stuhle vermachte. Papst Alexander VI. schenkte es seinem Sohne Cäsar Borgia. Nach dessen Tode fiel es an den Kirchenstaat zurück.

Cesi, Bartolomeo, ein italienischer Maler, geboren zu Bologna 1556, lernte bei Anton Grammatica und Nosadella. Er zeichnete sich vor den meisten Künstlern der damaligen Schule zu Bologna durch strengeres Festhalten an dem Vorbild der Natur aus, und schloß sich den Carraccis in ihrem Kampfe gegen die Manieristen rühmlichst an. Vorzüglich werden seine Wandmalereien wegen ihrer lebendigen Erfindung, und noch jetzt wegen ihrer frischen Tinten gerühmt. Kunstwerke von ihm finden sich in den Karthäuserkirchen zu Ferrara, Florenz, Bologna und Siena. Er starb 1627 oder 29.

Cespedes, Pablo de, einer der berühmtesten spanischen Künstler, gleich ausgezeichnet als Maler, Bildhauer, Architekt, Dichter und Gelehrter, wurde zu Cordova 1538 geboren, und widmete sich Anfangs den Wissenschaften. Im Jahre 1556 bezog er die Universität von Alcala de Henares, und erwarb sich hier besonders in den altclassischen und orientalischen Sprachen für jene Zeit nicht gewöhnliche Kenntnisse, während er zugleich auch sein Talent für die bildenden Künste fortdauernd pflegte. Als endlich die Neigung der Kunst in ihm den Sieg davon trug, ging er nach Rom, studirte unter Zuchero und Michel Angelo, und erlangte schnell durch einige Freskogemälde und Bildhauerarbeiten einen bedeutenden Ruf. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er 1577 Ordinario an der Domkirche, und widmete nun seine ganze Kraft und Muße der Ausübung seiner Kunst. Er starb 1608 am 26. Juni in seiner Vaterstadt. Seine besten Gemälde sind in Cordova, Sevilla, Madrid und in vielen Städten Andalusiens, und zeichnen sich besonders durch Eleganz und Großartigkeit der Zeichnung, genaue Kenntniß der Anatomie, glücklichen Effect des Helldunkels, glänzendes Colorit, Wahrheit des Ausdrucks und geistreiche Composition aus. Eines der berühmtesten ist „das letzte Abendmahl" in der Domkirche zu Cordova. Auch war er das Haupt der damaligen andalusischen Malerschule, und Juan Luis Zambrana, Antonio Mohedano, Juan de Peñalosa, Antonio de Contreras, und Cristóval Vela gehörten zu seinen Schülern. Von seinen Schriften über die Kunst haben sich nur Fragmente noch erhalten, die theils sein Freund und Kunstgenosse Pacheco in der „Arte de la pintura" (1649), theils Cean-Bermudez, im Anhange zu seinem „Diccionario histórico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en España" (Madrid 1800) herausgegeben haben.

Cessart, Louis Alexander de, einer der ausgezeichnetsten französischen Ingenieure, geb. 1719 zu Paris, trat frühzeitig in den Militärdienst, und zeichnete sich in den Feldzügen von 1743—46, namentlich in den Schlachten von Fontenoi und Rocour, aus. Seiner geschwächten Gesundheit wegen nahm er seinen Abschied, trat darauf in die École de ponts et chaussées, und entwickelte hier einen solchen Fleiß und ein so glänzendes Talent, daß er 1751 zum Ingenieur der Generalität von Tours ernannt wurde. Im Jahre 1775 wurde er nach Rouen versetzt, und entwarf hier 1781 den Plan zu den höchst schwierigen Hafenbauten von Cherbourg. Die hier unternommenen Arbeiten haben seinen Namen unsterblich gemacht. Er starb 1806 eben mit der Beschreibung seiner wichtigsten Bauten beschäftigt. Das Werk gab Dubois d'Arneuville, unter dem Titel „Description des travaux hidrauliques de Louis Alex. de C." (2 Bde., Par. 1806—9, 4) heraus.

Cession heißt im Allgemeinen jede Abtretung oder Uebertragung eines Rechts, im Besonderen und vorzugsweise die Uebertragung einer Forderung oder Klage an einen

Dritten. Derjenige, welcher die Forderung abtritt, heißt Cedent, Der, an welchen sie abgetreten wird, Cessionar. Die Cession ist nur dann gültig, wenn Derjenige, welcher sie macht, die freie Disposition über sein Vermögen hat, und nur solche Rechte können cedirt werden, welche von dem Verkehr der Privatpersonen abhängen; alle Forderungen, deren Geltendmachung eine bestimmte persönliche, an sich der Uebertragung auf Andere nicht fähige Qualität voraussetzen, z. B. Alimente, Privilegien, Concessionen &c., und alle mit Verbindlichkeiten vermischten Forderungsrechte, wie Pacht, Miethe &c., sind der Natur der Sache nach nicht cessibel; ebenso sind Standes- und Familienrechte, Criminal- und Injurienklagen, so wie Aemter und Würden kein Gegenstand der Cession, obgleich in letzterm Falle eine Art Cession, die Resignation zu Gunsten eines Dritten, kraft besonderer Bestimmungen zuweilen gestattet ist. Die C. ist übrigens entweder eine freiwillige, oder eine nothwendige, je nachdem sie auf dem freien Willen des Cedenten beruht, oder dieser ohne seinen Willen zur C. verpflichtet ist, so daß der Cessionar sie ohne ein ihm geleistetes Cessionsversprechen fordern kann. Die C. wird zwischen Cessionar und Cedenten abgeschlossen, ohne daß der abgetretene Schuldner dabei zugezogen zu werden braucht. Das Verhältniß desselben wird dadurch auch keineswegs geändert. Er behält gegen den Cessionar alle Einwendungen, welche er gegen den Cedenten hatte, und kann dem letztern sogar, so lange ihm die Cession noch nicht angezeigt ist, gültige Zahlung leisten. Der Cedent haftet dem Cessionar nur dafür, daß die abgetretene Forderung wirklich vorhanden, nicht dafür, daß der Schuldner zahlungsfähig sei. Die positiven Gesetze enthalten verschiedene Verbote und Beschränkungen der Cessionen; z. B. das Verbot der C. der Forderung gegen bevormundete Personen an deren Vormünder oder an einen Mächtigern, d. h. an eine Person, durch deren Stellung, Einfluß und Ansehen der Schuldner bei dem Rechtsstreit über die Forderung in eine nachtheiligere Lage als gegenüber dem Cedenten selbst gelangen kann. In diesen Fällen ist nicht allein die C. nichtig, sondern der Cedent verliert auch seine Forderung zu Gunsten des Schuldners. Derselbe Fall tritt ein bei der C. einer Forderung eines Juden gegen einen Christen an einen andern Christen, weil dieser als ein Mächtigerer betrachtet wird. Die sogenannte exceptio legis Anastasianae, wonach der Schuldner den Cessionar nicht mehr zu bezahlen hat, als dieser wirklich für die Forderung gegeben zu haben beweist, ist in mehrern neuern Gesetzgebungen, z. B. in Frankreich, Oesterreich, Preußen und Sachsen aufgehoben worden, weil sie für den jetzigen bürgerlichen Verkehr unpassend erschien. Vgl. Mühlenbruch „Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte" (3. Aufl. Greifsw. 1836). — Cessio bonorum heißt die Erlaubniß, welche das Gesetz einem ohne sein Verschulden in Vermögensabfall Gerathenen gibt, sich durch Ueberlassung seines ganzen Vermögens an seine Gläubiger von persönlicher Verantwortung, Verhaft &c. zu befreien. (S. Concurs.)

Cetaceen, Walthiere oder Säugethiere von Fischgestalt, im gemeinen Leben Wallfische genannt, sind eine Ordnung der Säugethiere, welche ehedem zu den Fischen gerechnet wurden, obgleich sie warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, durch Lungen athmen und sonst noch durch ihren innern Bau mit den Landsäugethieren übereinstimmen. Ihre Bestimmung im Wasser zu leben, hat manche Abänderung ihrer Organisation, namentlich des Skeletts herbeigeführt. So fehlen ihnen die Hinterfüße, die durch einen breiten horizontalen Schwanz vertreten werden; die vordern Glieder sind sehr verkürzt; der Hals ist sehr kurz und äußerlich fast gar nicht unterscheidbar, indem dessen Wirbel zu einem einzigen starken Knochen verwachsen ist. Auch der Magen und Darm hat manches Eigenthümliche, und der erstere gleicht fast demjenigen der wiederkäuenden Thiere. Da sie durch die Lungen athmen, sind sie genöthigt, häufig auf die Oberfläche des Wassers zu kommen. Sie haben zwei Zitzen an der Brust und Haare als Schnurrbart, wodurch wohl, wenn sie sich senkrecht aus dem Wasser emporhoben, jene Erzählungen von manchen Reisenden von Meerjungfern, Sirenen &c., veranlaßt werden konnten. Sie scheinen nur ein einziges Junges auf einmal zu gebären, welches geraume Zeit gesäugt wird und sich von Seiten des Mutterthieres vieler Liebe zu erfreuen hat. Cuvier theilt die Wale in 2 Familien, in pflanzenfressende und

in eigentliche Wallthiere. Zu jenen, die besonders in den Mündungen großer Flüsse Amerika's und Asiens leben, und wenigstens sich mit den Vordertheilen auf das Land legen, um die Gräser abzuweiden, gehören die Seekuh (Manati), das Seeweibchen (Halicore Ill.) und das Borkenthier (Rytina Ill.), zu den letzteren die **Delphine** (s. d.), welche eigentlich Raubthiere sind, und die **Wallfische** (s. d.), die sich nur von kleinen Säugethieren nähren. Die Familie der Cetaceen umfaßt die größten der in der jetzigen Welt vorkommenden Säugethiere, und ist über den ganzen Erdkreis verbreitet, aber durch Verfolgungen theils seltener, theils aus ihren ehemaligen Wohnsitzen vertrieben worden. Vgl. Cuvier „Histoire naturelle des cétacés" (Par. 1836).

Ceto, des Pontus und der Erde Tochter, gebar mit Phorkus die Phorciden.

Cette, See= und Handelsstadt im französischen Departemente Herault mit 900 Häusern und 16000 E., liegt auf einer Landzunge zwischen dem mittelländischen Meere und dem See Thau, in welchen sich der große Südkanal endigt. Die Straßen dieser Stadt sind gut gebaut; die Einwohner beschäftigen sich mit Verfertigung wollener und seidener Waaren, haben beträchtliche Tabak=, Zucker= und Seidenfabriken, und versenden ihren Ueberfluß durch den von den Forts St. Pierre und St. Louis gesicherten und jetzt sehr ausgetieften Hafen in andere Gegenden. Im Jahre 1815 bewies die Stadt eine besondere Anhänglichkeit an ihren König, weshalb sie 1816 ein neues Wappen mit den Worten: Vive le Roi erhielt.

Ceuta (spr. Ce=uta) eine feste, in der Provinz Habata im Königreiche Fez gelegene Stadt, ist auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber, erbaut, zählt 7500 Einw. besteht aus drei Theilen: aus der Citadelle an der äußersten Spitze, **Almina**, der eigentlichen Stadt, und **Acho**, ist Sitz eines Bischofs und hat 8 Pfarrkirchen, 5 Klöster, 3 Hospitäler. C. ist wie alle andern spanischen Präsidien ein Deportationsort, wohin nicht allein die wegen schwerer Verbrechen zu den Galeeren Verurtheilten, sondern auch Diejenigen gesendet werden, welche wegen leichter Vergehungen der einfachen Strafe der Verbannung unterliegen. Die Letztern können sich mit ihrem Gewerbe beschäftigen, oder auch unter einer besondern Truppe dienen; die Galeerensclaven sind an der Kette, und werden des Nachts in einer für sie eingerichteten Kaserne bewacht. Beide werden auf Kosten der Regierung erhalten. Die Polizei ist sehr streng, und kein Fremder darf ohne Erlaubniß des Commandanten ans Land gesetzt werden. Im Jahre 1415 eroberten die Portugiesen die Stadt, welche 1570 an den König von Spanien Philipp II. kam, und auch bei der Revolution 1640 und dem Frieden zwischen Portugal und Spanien 1668 bei Spanien blieb; von 1694 bis 1720 wurde sie mehrmals von den Mauren ohne Erfolg belagert. Seit 1810 besaßen die Engländer mit den Spaniern die Stadt gemeinschaftlich.

Ceva, Tommaso, geb. am 3. Febr. 1648 zu Mailand, war, nach Lessing's Urtheile, ein eben so großer Mathematiker als Dichter. Als Dichter bewies er sich namentlich in seinem lat. Gedichte „Puer Jesus" in neun Büchern, das er selbst eher für ein komisches Heldengedicht angesehen wissen wollte. Als Mathematiker verdankt man ihm wichtige Resultate, z. B. über Theilung des Winkels, Ergebnisse der scharfsinnigsten Untersuchungen; auch erfand er ein Instrument zur Trisection des Winkels. Seine „Opuscula mathematica" erschienen zu Mailand 1699. Unter mehreren von ihm verfaßten Biographien zeichnet sich die des italienischen Dichters Lemene durch gute Bemerkungen über Poesie aus. C. starb zu Mailand am 3. Febr. 1736.

Cevallos, Dom Pedro, geb. 1764 zu Santander in Biscaya, aus einer alten castilischen Familie, studirte zu Valladolid, und widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn. Er wurde Gesandtschaftssecretär zu Lissabon, vermählte sich daselbst mit einer Nichte des Friedensfürsten, und wurde darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In den Zwistigkeiten zwischen König Karl IV. und seinem Sohne Ferdinand trat er auf Seite des Letztern, begleitete ihn nach Bayonne, und war daselbst Augenzeuge der Intriguen und Gewaltthätigkeiten, welche die Entfernung der Bourbons vom spanischen Königsthrone zu Gunsten der Napoleoniden zur Folge hatten. Joseph Bonaparte, der C., seines Einflusses

auf das Volk wegen, gewinnen zu müssen glaubte, machte ihm den Antrag, in seine Dienste zu treten. Scheinbar willigte C. ein, erklärte sich aber, sobald er nach Madrid gekommen war, gegen Joseph, vereinigte sich mit der spanischen Junta, und ging in deren Auftrag nach London. Hier gab er 1808 die berühmte Schrift über die spanischen Angelegenheiten, besonders über die Vorgänge in Bayonne, heraus, die als eine der ersten Ursachen betrachtet werden kann, welche den Unwillen Europa's über Napoleon's Politik zu thätigem Widerstande belebte. Während der Dauer des spanischen Befreiungskriegs wirkte C. in den wichtigsten Stellen zum Wohle seines Vaterlandes. Auch nach der Restauration behauptete er Anfangs einen großen Einfluß über Ferdinand VII.. Als er die Vermählung desselben mit einer portugiesischen Prinzessin widerrieth, verlor er des Königs Gunst und seine Stelle als Staatssecretär, ward als Gesandter nach Neapel, dann nach Wien geschickt, 1820 zurückgerufen, und zog sich darauf in den Privatstand zurück. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Bayonne zu, wo er 1833 starb.

Ceylon, bei den Eingeborenen Singhala oder Langa (das heilige Land) bei den Arabern des Mittelalters Sevan-Dib genannt, eine 1225 □M. (nach Stein und Cannabich 1730 □M.) große ostindische Insel, wird von Vorderindien durch die sogenannte Palksstraße getrennt, ist aber durch die Rama- oder Adamsbrücke, eine Reihe von Sandbänken, wieder damit verbunden. Von dem nördlichen Theile der Insel aus erhebt sich allmälig ein Gebirge nach der Südküste hin, und erreicht seinen höchsten Gipfel in dem 6680 Fuß hohen Adamsberg, auf welchem die Fußstapfe des Buddha sich findet. Unter den Flüssen zeichnen sich aus: der Mahawela Ganga, welcher südwestlich von Candy entspringt, aber, obgleich gegen 500 F. breit, wegen der Sandbänke und Klippen nicht schiffbar ist, und der Kalany-Ganga; er entspringt am Adamsberge, und fällt bei Colombo ins Meer. Die Insel theilt dasselbe Klima mit dem Dekkan. Im Westen die gewittervolle Regenzeit von Malabar, im Osten die von Coromandel; im Mai und April toben furchtbare Wetter im Innern. Der Anfang des Jahres ist die heißeste Zeit, der October bringt den Frühling. Die heißen Küsten sind ungesund. C. ist eine der schönsten Inseln der Erde; die hohen Gebirge sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, dessen Blumenflor die köstlichsten Wohlgerüche versendet, und werden von den schönsten und lieblichsten Thälern durchschnitten. Aber dieses Paradies ist bis jetzt fast nur ausschließliches Eigenthum der Thierwelt, deren gefährlichste, giftigste und gefräßigste Arten hier, durch die geringe Bevölkerung geschützt, üppig sich vermehren. In den ungeheuren Wäldern, die im Innern der Insel einen fast undurchdringlichen Urwald bilden, hausen wilde Elephanten, Tieger, Schakals, Füchse, Hyänen, Bären, Affen, wilde Schweine und besonders giftige Schlangen; in den Gewässern, die sich in prachtvollen Fällen durch wilde Schluchten stürzen, Krokodille in großer Menge; außerdem findet man Scorpionen und Blutegel. Uebrigens bringt das Land beinahe alle eigenthümlichen Producte Indiens und der tropischen Länder hervor. Wild wachsen Reis, Tabak, Pfeffer, Zuckerrohr, Kaffee, Pisang, Tamarinden, mehrere Palmarten, der Palmyra-, der Brod-, Ebenholz-, Talipotbaum, Hanf &c. Das vorzüglichste unter den eigenthümlichen Gewächsen ist der echte Zimmtbaum, sowohl in wildem, wie in cultivirtem Zustande. Die besten Zimmtgärten finden sich an der Küste, und es bilden deren Bewohner, ungefähr 26,000 in der Gesammtzahl, eine eigene Kaste, die sich blos mit Zimmtbau beschäftigt. Der jährliche Ertrag wird auf 400,000 Pfd. geschätzt. Auch wird viel Zimmtwasser und Zimmtöl bereitet, und aus den Zimmtwurzeln der feinste Kampher. Kokusnüsse werden in großer Anzahl ausgeführt. An zahmem Vieh, an Geflügel und Fischen ist die Insel reich. Die Perlenfischerei an der Westküste in der Bai von Kondatschi war früher ergiebiger als jetzt. Die Bevölkerung kann jetzt nicht viel unter 1,500,000 sein, und theilt sich, außer den eingewanderten Portugiesen, Holländern, Engländern und deren Abkömmlingen, in 4 von einander verschiedene Völker, nämlich die eigentlichen Singalesen, welche nach Einigen von den Singhs oder Radschputen in Hindostan, nach Andern von den Siamesen abstammen, und Candy (den mittlern Theil), so wie die Süd- und Südwestküsten bewohnen; die Malabaren oder

Hindus, welche im Besitz der Nord- und Ostküsten und der Halbinsel Dschafna-Patam sind; die Mauren oder Abkömmlinge der Araber, welche über die ganze Insel zerstreut sind, und nur im Distrikt Pultam die Masse der Bevölkerung ausmachen; und die Beddas oder Veddas, die Ureinwohner der Insel, die in einem ganz rohen Zustande in den dichtesten Wäldern ohne gesellschaftliche Ordnung leben, sich von wilden Früchten und den Thieren des Waldes nähren und auf Bäumen hausen. Dazu kommen noch in geringer Anzahl Malaien, Kaffern, Javaner, Chinesen und Parsis. Die Religion der Singalesen ist die buddhistische; ihre Literatur ist ziemlich umfangreich und enthält theologische, ascetische und schönwissenschaftliche Schriften. Dies, wie die großartigen im ganzen Lande zerstreuten Ruinen, zeigt von dem hohen Bildungsstande, den die Bewohner der Insel in früherer Zeit einnahmen. Jetzt ist die Insel in 82 Distrikte eingetheilt. Die wichtigsten Orte sind außer Candy, der Residenz des ehemaligen Königs, und der Hauptstadt Colombo (s. d.), Trinkomali (bei den Alten Spatana), Batikalo (Mordula), Gal (Odoca), Negombo (Priapius portus), Dschafna-Patam und Matura. Vgl. Percival „Beschreibung von C." (deutsch, Leipz. 1803), Davy „Account of the interior of C. etc." (Lond. 1821, 4.) und W. Knighton's „History of C. from the earliest period to the present time" (Lond. 1845).

Die Geschichte der Singalesen ist höchst fabelhaft und dunkel; nach den Sagen herrschte ihr erster König ungefähr um 550 v. Chr., sichere Nachrichten aber erhalten wir erst seit dem Jahre 1505 n. Chr., wo die Portugiesen das den Alten unter dem Namen Taprobane bekannte Ceylon gleichsam wieder entdeckten. Im Jahre 1656 wurden die Portugiesen von den Holländern vertrieben; dasselbe Schicksal traf auch diese 1795 durch die Engländer, welche 1815 den wegen seiner Grausamkeit verhaßten König von Candy gefangen nahmen, und seit 1819 nach völliger Besiegung der Eingebornen bis jetzt in dem alleinigen Besitze derselben blieben. Die Landesverfassung ist nach der englischen gebildet, und nur wenige Einrichtungen aus den Zeiten der Holländer sind beibehalten worden. Die Rechtspflege ist in den Händen der Eingebornen, die aber den britischen Behörden unterworfen sind. Die Insel ist der Krone Englands unmittelbar unterworfen, die viel zur Hebung der Colonie und zur Civilisation der Eingebornen gethan hat; sogar das Geschwornengericht ist eingeführt worden. Unstreitig steht C. noch eine glänzendere Zukunft bevor; sie kann leicht das für das Festland Indiens werden, was England in Europa ist.

Ceyx, König von Trachin in Phocis, der Sohn des Hesperus (Lucifer) und der Nymphe Philonis, war Gemahl der Alcyone, Vater des Hippasus und inniger Freund des Herkules, dessen Brudersohn er nach Einigen war. Auf einer Reise nach Miletus litt er auf dem ägäischen Meere Schiffbruch, und ward mit seiner Gemahlin in Eisvögel verwandelt.

Chabert, Joseph Bernhard, Marquis von, einer der ausgezeichnetsten Seemänner, geboren am 28. Febr. 1724 zu Toulon. In seinem 17. Jahre trat er in Seedienste, und bemerkte hier auf seinen Reisen, und namentlich auf einer Fahrt nach Acadien, die großen Mängel und Unvollkommenheiten der bisherigen Seekarten von Amerika. Nach Paris zurückgekehrt trieb er mit dem größten Fleiße Astronomie, und munterte zu gleichem Studium die französischen Seeoffiziere auf. Als Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm 1744 das Ludwigskreuz zu Theil. Nach seinem Plane unternahm man 1750 eine wissenschaftliche Beobachtungsreise in den nordamerikanischen Gewässern, deren höchst interessante Ergebnisse er durch das astronomisch-hydrographische Werk: „Voyage sur les côtes de l'Amérique septentrionale" (1753) bekannt machte. 1758 ward er zum Mitglied der Akademie ernannt; 1764 erschienen seine Karten des mittelländischen Meeres. Er wollte überhaupt einen neuen Atlas dieses Meeres erscheinen lassen, weshalb der berühmte Méchain mehrere Jahre mit Bearbeitung der auf C.'s Reisen gesammelten Notizen und Beobachtungen zubrachte; allein der amerikanische Krieg, in welchem Chabert sich rühmlichst auszeichnete, ließ dies Unternehmen nicht zur Ausführung kommen. Beim Ausbruche der Revo-

lution eilte er nach England, und kehrte erst 1802, erblindet von den großen Anstrengungen seiner Augen, nach Paris zurück, wo er von Bonaparte eine Pension erhielt. Ungeachtet seiner Blindheit ward er 1804 Mitglied der Längencommission, und überreichte derselben das Jahr darauf eine Karte von Griechenland. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein außerordentliches Gedächtniß und beharrlicher Muth ließen ihn fortwährend an jenem Institute, wie überhaupt an der Wissenschaft, den eifrigsten Antheil nehmen. Er starb am 2. Dec. 1805.

Chabot, François, einer der wüthendsten und blutigsten Jacobiner der französischen Revolution, wurde 1759 zu St. Geniez-Dol in Rovergne geboren, und trat frühzeitig in den Kapuziner-Orden. Das Lesen unsittlicher Schriften, um die geheimen Sünden kennen zu lernen, und sich dadurch zum Beichtvater und Gewissensrath vorzubereiten, hatte auf ihn den nachtheiligsten Einfluß. Er blieb auch nach der Aufhebung der Klöster Geistlicher, gab sich aber den schnödesten Lüsten hin. Der Bischof von Blois ernannte ihn zu seinem Generalvicar und wußte es dahin zu bringen, daß er im Departement Loire und Cher zum Deputirten der Nationalversammlung gewählt wurde. Hier trat er mit den heftigsten Schmähungen gegen den König, die Minister und alle gemäßigten Deputirten auf, und arbeitete unermüdlich an dem Sturze des Thrones. Seine Reden über den österreichischen Ausschuß verstrickten ihn in eine Denunciation der Minister; doch kaum war er derselben entgangen, als sein zügelloser Haß gegen die königliche Autorität ihn verleitete, sich von einigen Vertrauten mehrere leichte Wunden beibringen zu lassen, um diese That auf die Hofpartei zu schieben. Ja er soll sogar den Plan gehabt haben, sich tödten, und seine blutige Leiche in die Straßen der Vorstadt St. Antoine werfen zu lassen, um dadurch einen Volksaufstand zu erregen. Ueberhaupt gingen von ihm die meisten Gräuel der damaligen Zeit aus. In der Nacht vom 9. auf den 10. August 1792 predigte er in den Kirchen dieser Vorstadt in den lästerndsten Ausdrücken den Aufruhr, rettete aber am folgenden Tage, einige Priester und den Taubstummenlehrer Sicard vor der Wuth des blutgierigen Pöbels. Auch als Mitglied des Convents fuhr er in der bisherigen Weise fort. Von ihm rührt der Name seiner auf den höchsten Bänken des Convents sitzenden Partei Montagnards (Männer vom Berge) her, wie auch auf seinen Vorschlag die Pariser Kathedrale Notre-Dame Tempel der Vernunft genannt wurde. Sein früherer Stand, den er in seinem äußern Benehmen nie verläugnen konnte, setzte ihn häufig dem Spotte aus. Seiner Partei wurde er aber namentlich verdächtig durch seine Verheirathung mit einer jungen und schönen Oesterreicherin, und durch die Begünstigung seiner beiden Schwäger, die sich in der allgemeinen Unordnung zu bereichern strebten. Er wurde mit ihnen und einigen andern Deputirten angeklagt, sich an den Effecten der ehemaligen Indiencompagnie haben vergreifen zu wollen, und gefangen gesetzt. Vergeblich rief er Robespierre seine frühern Dienste ins Gedächtniß. Als er sah, daß er verloren war, nahm er Gift, und wegen der entsetzlichen Schmerzen Gegengift. Drei Tage später betrat er am 5. April 1794 das Blutgerüst; seine Schwäger hatte dasselbe Schicksal.

Chabrias, ein ausgezeichneter Athenischer Feldherr, erhielt 392 v. Chr. den Oberbefehl über die Athenischen Truppen um Korinth, die mit den feindlichen Spartanern befreundete Stadt, zu erobern. Er führte 390 eine Athenische Flotte nach Aegina, und züchtigte die Bewohner dieser Insel für die an der attischen Küste ausgeübten Plünderungen. Im J. 387 eroberte er die Insel Cypern, und trat dann 385 als Anführer der griechischen Miethstruppen in den Dienst des ägyptischen Königs Acorus, ward aber auf Verlangen des persischen Feldherrn Pharnabazus von seinen Landsleuten zurückgerufen. Im J. 379 verhinderte er durch geschickte Aufstellung seiner Truppen das Vordringen der Spartaner durch die Engpässe von Eleutherä gegen Theben. Mit gleichem Glück gewann er 377 einen entscheidenden Sieg über die Peloponnesen bei Naxos, und hielt mit 500 Mann Fußvolk und 200 Reitern, mit denen er den bedrängten Thebanern zu Hülfe geschickt wurde, den spartanischen Feldherrn Agesilaus von dem weitern Vordringen in Böotien ab. Diesen letztern Sieg verdankten seine Soldaten besonders der ihnen von ihm empfohlenen Stellung,

den Feind mit gefälltem Speer und auf das Knie gestütztem Schild zu empfangen. In solcher Stellung, die vorzugsweise die des C. heißt, wurden ihm in Athen Denksäulen errichtet, und sie erhielten in der Folge durch ganz Griechenland solche Berühmtheit, daß man Athleten und Mimen in der Stellung, in welcher sie den Sieg davon getragen, Statuen setzte. Lessing hält den borghesischen Fechter für den C., was von andern Kunstkennern, wie Schlegel, Heinr. Müller u. A., geläugnet wird. Als später die Athener von dem Bund mit Theben zurücktraten, und sich mit den Spartanern verbanden, vertheidigte er 368 mit Glück die Stadt Korinth gegen die Angriffe des Epaminondas; er folgte darauf 362 der Einladung des Königs von Aegypten, und leistete demselben als Admiral durch kluge Rathschläge im Kriege gegen die Perser wichtige Dienste, kehrte aber nach Griechenland zurück, als der Krieg durch das Uebertreten der Spartaner zu den Persern eine unglückliche Wendung nahm, und er keine Rettung sah. Da er fürchtete, durch seinen Kriegsruhm und durch die Pracht, in der er lebte, den Neid seiner Mitbürger zu erregen, hielt er sich nicht lange in Athen auf, sondern nahm beim Ausbruche des sogenannten Bundesgenossenkrieges den Befehl über die gegen Chios, Rhodus, Kos und Byzanz segelnde Flotte an. Er fiel während der Belagerung von Chios 353, und mit ihm verlor Athen seinen letzten glücklichen Feldherrn.

Chäronea, Stadt in Böotien, wurde schon vor dem peloponnesischen Kriege von den Athenern erobert, und mit Phocensern bevölkert, und ist Plutarch's Geburtsort. Jetzt liegt hier das Dorf Kapurna oder Kaprena, und noch sieht man hier großartige Ueberreste ehemaliger Bauten, namentlich eines in Felsen gehauenen Theaters. Hier schlug 338 v. Chr. Philipp von Macedonien die 30,000 Mann starken vereinigten Griechen, welche unter schlechten Feldherren nicht mehr den frühern Geist besaßen. Die heilige Schaar der Thebaner wurde von dem 19jährigen Alexander, der den linken Flügel der Macedonier commandirte, gänzlich geschlagen. Philipp schrieb den Griechen von jetzt an Gesetze vor, und Griechenlands Freiheit schwand mit dieser unglücklichen Schlacht. — Hier schlug außerdem Sulla 86 v. Chr. das Heer des Mithridates.

Chagrinleder ist eine Art von Pergament aus den Kreuzstücken von Roß- und Eselshäuten, denen man die eigentliche körnig-höckerige Oberfläche dadurch gegeben hat, daß man in die auf Rahmen ausgespannten, erweichten Häute den harten Saamen von Chenopodium album einpreßt, und damit trocknen läßt; nach dem Trocknen klopft man den Saamen heraus, schabt mittelst eines scharfen Instruments die hervorspringenden Theile weg, schwellt dann die Häute, worauf die Grübchen als Erhabenheiten hervortreten. Dem unechten giebt man die körnige Oberfläche durch Pressen mit einer Kupferplatte, in welche Grübchen gravirt sind. Das feinste und vorzüglich schön gefärbte Ch. kommt von Astrachan und aus Persien. Es geht besonders nach Bender und Konstantinopel, wo es zu Messerbestecken und Säbelscheiden verarbeitet wird. Das echte C. nimmt jede beliebige Farbe an; die gewöhnlichste und beliebteste Farbe ist die meergrüne, die man ihm mittelst Kupferstaubes und einer Salmiakauflösung gibt, außerdem gibt es auch blaues, rothes, schwarzes und aschgraues C. Die geringern Chagrinsorten kommen aus der Berberei, namentlich Tripolis. Die schlechteste Art, deren Oberfläche sich schält, wird aus Ziegenfellen, auch an einigen Orten Deutschlands gemacht. — Chagrin heißt auch die mit härtern und schärfern Körnern zubereitete Haut von Fischottern, Seehunden und Meerkatzen.

Chaillot, Dorf am Ende der elysäischen Felder bei Paris, zu dessen Vorstädten es gerechnet wird, hat prächtige Gärten und Landhäuser, welche von den Parisern sehr besucht werden. Am Ende des Quai Billy liegt der Palast des Königs von Rom, der von Napoleon unvollendet zurückgelassen ward; ihm gegenüber liegt die schöne Militärschule und die Invalidenbrücke, welche 467 Fuß lang und 46 Fuß breit ist, auf 5 gewölbten Bogen ruht, und mit einem Aufwande von 9 Mill. Franken erbaut wurde. In der Pfarrkirche liegt seit 1650 der tapfere Marschall von Frankreich, Josias Rantzau, begraben. Hier starb 1669 Karl's I. (1649 hingerichtet), Königs von England, Gemahlin Henriette, Tochter des (1610) ermordeten Heinrich's IV., und die Prinzessin Louise von Pfalzbayern;

Beide hatten sich in das hier befindliche Kloster de Sainte-Marie de la visitation zurückgezogen, um den Verfolgungen zu entgehen.

Chalcedon (oder Kalchedon), eine Stadt am südlichen Ende des thracischen Bosporus, Byzanz gegenüber, ward von den Megarern 685 v. Chr. gegründet, und hatte Apollocult. Nicht ungünstig für den Handel gelegen, erhob es sich bald zur Bedeutung, und erholte sich schnell von allen Unfällen. Unter den christlichen Kaisern ward es Hauptstadt der Provinz Pontica prima. 451 hielt Kaiser Marcian hier das vierte allgemeine Concil, den Monophysiten das auf der Synode zu Ephesus 449 erlangte Uebergewicht zu entreißen. Nach vielem Streite ward die Glaubensformel entworfen, die in einem Christus zwei Naturen zu einer Person vereint, ohne alle Vermischung in ihrer Eigenthümlichkeit, neben einander bestehend, annahm. Aber blutige Kämpfe folgten, und hundert Jahre des Streites vergingen, ehe die Geltung der Formel allgemein ward, nachdem sich die Monophysiten ganz getrennt, und eine eigene Kirche gebildet hatten. Später ward der Ort von den Türken zerstört; jetzt steht ein Dorf Kadikevi (Kadikjoi) an der Stelle.

Chalcedon, ein Mineral, welches zur Gattung der Quarze gehört. Er findet sich tropfsteinartig, in Rhomboëder krystallisirt, trauben-, kugel-, röhrenförmig u. s. w., und ist von grauer, blauer, weißer, brauner, gelber Farbe. Oft findet man in ihm Versteinerungen von Seethieren, Pflanzen, besonders Moose, und auch eingeschlossene Wassertropfen. Er ist meistens vermengt mit Achat, Porphyr, Grünstein, Wacke und andern Felsarten. Die schönsten Spielarten des Ch. sind: der Achat, welcher aus Amethyst, Jaspis, Chalcedon u. s. w. zusammengesetzt ist, und vielfach zu Luxusartikeln verarbeitet wird. Er findet sich in Sachsen, Baden, Sibirien und in andern Ländern. Der Karniol findet sich am Schönsten in Japan und Arabien; der schönste ist der blutrothe. Der Heliotrop kommt am Schönsten (grün mit rothen Puncten) aus Sibirien, Arabien u. s. w. Der Onyx, ein bandartiger Achat, wird besonders zu Cameen verarbeitet. Der Chrysopras ist ein durch Nickeloxyd grün gefärbter Chalcedon, findet sich besonders in Schlesien, und wird zu allerlei Luxusartikeln verarbeitet. — Der Chalcedon findet sich rein und besonders schön in Siebenbürgen, Island, Sibirien u. s. w.

Chalcis, Hauptstadt der Insel Euböa, war durch ihre Lage der Schlüssel von Griechenland, indem sie durch einen Brückendamm über den Euripus mit dem festen Lande zusammenhing. Gegründet von den Ellopiern oder Abanten vor dem trojanischen Kriege, bevölkert und cultivirt durch Ionier und Aetolier, hatte sie eine aristokratische Verfassung, an deren Spitze die Hippobotä standen, mußte sich aber nach den Perserkriegen der Herrschaft Athens unterwerfen, wovon sie nur im peloponnesischen Kriege auf einige Zeit frei ward. Sie trieb bedeutenden Handel, war fest gebaut, und mit mehreren Tempeln geschmückt. Hier starb Aristoteles. Ch. erhielt sich noch lange in seinem Wohlstande, und der Kaiser Justinian ließ es befestigen. Jetzt heißt es Euripo oder Negroponte.

Chaldäa hieß im engern Sinne der südliche, dem persischen Meerbusen und der arabischen Westküste zunächst angrenzende Theil von Babylonien (s. d.), später übertrug man den Namen C. häufig auf ganz Babylonien. Die Chaldäer, die in der ältesten Zeit Kephener geheißen haben sollen, von den Hebräern Chasdim genannt wurden, hatten ursprünglich ihre Wohnsitze in den nördlichen Gebirgen des jetzigen Kurdistan, und waren ein tapferes, kriegerisches Volk. Nachdem schon früher einige Horden sich in den Ebenen zwischen dem Euphrat und Tigris festgesetzt hatten, wurde im 7. Jahrh. das ganze Volk von den assyrischen Königen nach Babylonien gerufen, und ward hier bald der herrschende Stamm. Unbekannt ist, durch welche Veranlassung ihr Name auf die Priesterkaste übertragen ist. Die Chaldäer beteten die Gestirne an, und cultivirten daher schon früh die Sternkunde; doch war auch bei ihnen, wie bei den Aegyptern, diese Wissenschaft ein Eigenthum bevorzugter Familien und bestimmter Kasten, namentlich der Priester, die aber fest an den Satzungen ihrer Vorfahren hielten, mehr Astrologie als Astronomie trieben, und ihre Lehren vor dem Volke verheimlichten. Als die ersten Astronomen werden Thaut, Belus u. A. genannt; doch sind das nur allegorische Personen, die der Geschichte nicht

angehören. Die Chaldäer besaßen übrigens tiefere Kenntniß in der Astronomie als irgend ein anderes Volk, und hatten schon zu Alexanders des Großen Zeiten eine Reihe von Beobachtungen, aus denen man schließen könnte, daß sie sich über 2200 Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung mit der Astronomie beschäftigt hätten. Simplicius erzählt wenigstens nach Porphyrius, daß Kallisthenes, der Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitete, eine Reihe von 1900jährigen in Babylon angestellten Beobachtungen zurückgebracht, und dem Aristoteles mitgetheilt habe; dem widersprechen freilich andere Nachrichten, welche den Anfang der astronomischen Beobachtungen der Chaldäer erst ungefähr 1100 v. Chr. festsetzen; demungeachtet müssen sie sich schon lange mit Astronomie beschäftigt haben, da sie im Besitz der in der neuern Zeit sogenannten Halley'schen Periode waren, die man gewöhnlich auch die **Chaldäische** oder die Periode Saros nennt. Diese Periode umfaßt einen Zeitraum von $6585^1/_3$ Tagen, oder von 18 Julianischen Jahren und 11 Tagen (das Jahr zu $365^1/_4$ Tagen genommen). In diesem Zeitraum vollendet der Mond 223 synodische, 239 anomalistische Umläufe und 242 Umläufe in Beziehung auf seine Knoten, und es gehörte gewiß nicht gewöhnlicher Scharfsinn dazu, dieses Verhältniß aufzufinden. Da am Ende dieser Periode der Mond in Bezug auf die Sonne, auf seine Knoten und seine Erdnähe in dieselbe Stellung wieder tritt, wie am Anfang der Periode, so diente sie ihnen zur Zeitrechnung und zur Bestimmung der Finsternisse der Sonne und des Mondes, die nach Ablauf dieser Zeit ziemlich in derselben Ordnung und Größe wiederkehren. Auch nach dem Verfall ihres Reichs standen die Chaldäer ihrer astronomischen Kenntnisse wegen in großem Ansehen, und die Griechen in Alexandrien entlehnten die ältern Beobachtungen nicht von den Aegyptern, sondern von den Chaldäern, wie der „Almagest" des Ptolomäus beweist. Die uns bekannten ältesten, wissenschaftlich von ihnen angestellten Beobachtungen sind freilich nur zwei Beobachtungen von Mondfinsternissen in den Jahren 719 und 720 v. Chr. Uebrigens widersprechen sich die Nachrichten der ältern Schriftsteller über die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer vielfach. Diodor von Sicilien erzählt z. B., sie hätten den Mond als das uns nächste Gestirn angenommen, hätten gewußt, daß er sein Licht von der Sonne erhalte, und daß die Finsternisse desselben von dem Schatten der Erde verursacht würden, und dann behauptet wieder derselbe Diodor, die Chaldäer hätten weder die Rundung der Erde, noch die Ursachen der Sonnenfinsterniß gekannt. Nach Stobäus und Seneca sollen sie die Kometen für Planeten gehalten haben, die uns nur dann sichtbar würden, wenn sie der Erde in ihrem Laufe näher kämen. Damit stimmt freilich die spätere Verachtung der Chaldäer von Seiten der Römer überein, die sie nur für Wahrsager und Betrüger hielten, so daß mehrere Kaiser sie als der Gesellschaft gefährliche Glieder durch strenge Edicte aus dem Reiche verbannten. Dagegen behauptet der arabische Astronom Albategnius, daß sie die Länge des Sternjahres auf 365 Tage 6 Stunden und 11 Minuten berechneten, woraus hervorgehen würde, daß sie bereits die Vorrückung der Nachtgleichen kannten. Auch Sonnenuhren sollen sie schon früh gekannt haben, die den Tag in 12 gleiche Theile theilten. Ihre Hauptsternwarte war ein großer Tempel in Babylon, den Herodot ausführlich beschreibt, Diodor aber nur in seinen Trümmern kannte, von denen Pietro della Valle in neuerer Zeit Spuren aufgefunden zu haben glaubt. Von ihren Schriften ist Nichts auf uns gekommen, und von ihren Astronomen wird außer den oben angeführten mythischen Personen nur ein einziger in späterer Zeit, ein gewisser Berosus, namentlich genannt, welcher nach Griechenland kam, und hier solches Ansehen gewann, daß ihm in Athen Bildsäulen errichtet wurden. Er scheint von dem Geschichtschreiber, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte, verschieden gewesen zu sein.

In den ersten 3 Jahrhunderten der christlichen Kirche standen die Chaldäer unter den Partherkönigen aus dem Hause der Arsaciden und den ersten sassanidischen Königen. Die große Ruhe, deren sich das Land zu dieser Zeit erfreute, bewog viele Mönche, sich daselbst niederzulassen. Bald darauf bemächtigte sich der König von Sapor Chaldäa's, und verübte zahllose Grausamkeiten. Später brachten die Streitigkeiten zwischen verschiedenen

christlichen Secten, namentlich der Nestorianer und Eutychianer Verwirrung und Unordnung über das Land. Unter den Osmanen wurden die Chaldäer vielfach begünstigt, indem sie als Geheimschreiber und Aerzte von den Kalifen und Paschas benutzt wurden, und das Land erhielt sogar seinen eigenen Patriarchen. Mit der römischen Kirche versuchten die Chaldäer sich mehrere Male zu vereinigen; namentlich wurden den Päpsten Innocenz IV., Nicolaus IV., Julius III. und Paul V. zu diesem Zwecke Entwürfe vorgelegt; doch blieben sie ohne Erfolg. Jetzt sind die Chaldäer über ganz Asien zerstreut. In Indien leben ungefähr 300,000, die seit 3 Jahrhunderten zur katholischen Religion zurückgekehrt sind, und 30 bis 40 von chaldäischen Eutychianern bevölkerte Dörfer. In Mesopotamien findet man zu Mardir und Diarbekir Chaldäer, die eben so wie die zu Bagdad und dem ganzen Paschalik Lebenden, Katholiken sind. Auch in dem Paschalik Mosul finden sich viele Chaldäer, so wie auch in Kurdistan, Bah=Dinan, Agari und in einigen persischen Provinzen. Die Gesammtzahl der chaldäisch=katholischen Bevölkerung in Syrien und Armenien beläuft sich ungefähr auf 260,000 Seelen. Sie stehen unter einem Patriarchen, der im Paschalik Mosul seinen Sitz hat, und 6 Bischöfen, haben noch den alten Kalender, und halten streng an den Vorschriften der katholischen Religion. Sie feiern sehr viele Festtage, zu denen viele ihrer heidnischen Feste umgewandelt wurden. Die Sprache ihrer Liturgie ist die syrische; im gemeinen Leben sprechen sie armenisch. Die Chaldäer der Städte treiben Gewerbe, und namentlich sind ihre Mousseline und gedruckte Baumwollenleinwand sehr geschätzt; die Reichsten widmen sich dem Handel, der aber sehr von den ungeheuern Zöllen und Erpressungen der Regierungen niedergedrückt ist; die auf dem Lande lebenden Chaldäer beschäftigen sich meist mit Ackerbau, müssen aber den größten Theil ihres Gewinns für Abgaben und Grundzins hingeben, weil Grund und Boden dem Großherrn gehören. Viele werden von den reichen Türken als Geschäftsführer gebraucht, und stehen in dieser Hinsicht im Rufe großer Rechtlichkeit. Sie tragen lange Kleider und eine rothe von einem Turban umschlungene Mütze. Nur die Frauen der großen Städte verhüllen auf der Straße ihr Gesicht mit einem dichten Schleier; die in kleinen Städten und Dörfern lassen es unbedeckt; alle gehen aber sehr züchtig gekleidet. Die Verlobungen finden gewöhnlich 3 oder 6 Jahre vor der Hochzeit statt, und werden im Hause begangen. Der Priester bringt hierbei der Braut von dem Bräutigam einen Ring, und erhält ihre Einwilligung öffentlich; darauf machen sich die Aeltern des neuen Paares gegenseitig Geschenke, die von Zeit zu Zeit erneuert werden, um sich die eingegangene Verpflichtung ins Gedächtniß zu rufen. Die Vermählung geschieht in der Kirche, worauf viel Branntwein getrunken wird, doch ohne Fest oder Tanz. Empörend ist die Sitte des Kinderverkaufs, indem ein armer, von seinen Gläubigern bedrängter Vater ohne Umstände seine Kinder oft für eine geringe Summe verkauft. Register über die Civilverhandlungen, Geburten, Ehen und Sterbefälle führen sie nicht. Ihre Geschäfte werden meist durch Zeugen abgemacht, welche nebst den contrahirenden Parteien unterzeichnen, und ihre Siegel beidrücken. Oeffentliche Vergehungen gegen gute Sitten sind in Chaldäa höchst selten.

Chaldäische Christen, s. Syrische Christen.

Chaldäische Sprache und Literatur. Die chaldäische Sprache gehört zu den großen semitischen Sprachen, bildet mit der syrischen Sprache den aramäischen Dialekt, und wird zum Unterschied von dieser auch das Ostaramäische genannt. Sie bildete sich erst allmälig zu einer selbstständigen Mundart aus, nachdem die Chaldäer im 7. Jahrh. v. Chr. die Herrschaft über Babylonien an sich gerissen hatten. Wie dies geschehen ist, und ob der babylonisch=aramäische Dialekt zur Zeit der Unabhängigkeit des Reichs vielleicht auch zur Schriftsprache ausgebildet gewesen sei, darüber fehlen sichere Nachrichten; nur scheinen manche Erzählungen bei Herodot und Diodor, z. B. über Ninus und Semiramis, auf eine sagenreiche Vorzeit hinzudeuten. In der neuern Zeit hat man die Vermuthung aufgestellt, ob nicht die 7 Inschriften, die man unter den Ruinen von Babylon findet, und die in einer, noch nicht entzifferten Gattung der Keilschrift geschrieben sind, diesem alten Dialekte angehören. Während des babylonischen Exils nahmen die Juden die chaldäische

Sprache völlig an, und machten sie sogar bei ihrer Rückkehr nach Palästina, 516 v. Chr., zur Schriftsprache. Hierdurch ist die chaldäische Sprache, wenn auch etwas hebraisirt, auf die Nachwelt gekommen, denn in ihr sind die Bücher Esra (Cap. 4, 8—16, 18 und Cap. 7, 12—26) und Daniel (Cap. 2, 4—7, 28.) so wie mehrere Uebersetzungen und Paraphrasen alttestamentlicher Bücher, Targumim (s. d.) verfaßt. Auch viele, jetzt nur noch in griechischen Uebersetzungen vorhandene apokryphische Bücher wurden ursprünglich chaldäisch geschrieben, so wie auch Josephus sein Werk über den jüdischen Krieg zuerst in chaldäischer Sprache abfaßte; doch sind diese Urschriften verloren gegangen. Auch der Talmud ist nach der gewöhnlichen Annahme chaldäisch geschrieben, doch muß man hierbei den älteren Theil, die Mischna, von der jüngern Erklärung, der Gemara, wohl unterscheiden. Jene ist in einem, sehr an das Hebräische sich anschließenden und nur durch einzelne chaldäische Formen entstellten Dialekt, die Gemara dagegen in einem bereits sehr ausgearteten Chaldäisch geschrieben. In dem eigentlichen Chaldäa wurde die Sprache Anfangs unter der persischen und griechischen Herrschaft durch Einmischung persischer und griechischer Wörter vielfach verderbt, durch die Herrschaft der Araber aber, die Bagdad endlich selbst zur Hauptstadt des Khalifats erhoben, fast völlig verdrängt. Brauchbare Grammatiken zur Erlernung des Chaldäischen lieferten in der ältern Zeit Burtorf (1651), Louis de Dieu (1628) u. A., in der neuern Winer (Leipz. 1842), Fürst (Leipz. 1835), Petermann (Berlin 1841) und Bertheau (Gött. 1843); den Wörterbüchern von Joh. Burtorf (Basel 1646) und Zanolini (Padua 1747) liegt das Wörterbuch „Aruch" von Nathan bar Jachiel aus Rom (gest. 1106) mit den Zusätzen des Mussaphia (gest. 1674) zum Grunde, welches Landau unter dem Titel „Rabbinisch-aramäisch-deutsches Wörterbuch" (5 Bde., Prag 1819) herausgegeben hat.

Chalkographie, s. Kupferstecherkunst.

Chalkondylas, oder Chalkokondilas, Demetrius, ein griech. Grammatiker der neuern Zeit, geb. um 1424 zu Athen, Schüler von Theodor Gaza, kam nach Eroberung von Konstantinopel nach Italien, wo er die griechische Sprache lehrte, wurde um 1479 von Lorenz von Medicis nach Florenz als Lehrer der griech. Sprache berufen, erhielt dann von L. Sforza einen Ruf nach Mailand, wo er 1511 starb. Er verbreitete das Studium der griech. Sprache und Literatur im Westen von Europa, und bildete mehrere bedeutende Schüler, z. B. Reuchlin. Von ihm herausgegeben erschien Homer (2 Bde., Flor. 1488, Fol.); Isocrates (Mail. 1493, Fol.); Suidas (Mail. 1499, Fol.); auch schrieb er eine griech. Grammatik (ebend. 1493, Paris 1525, 4., Basel 1546), die sehr praktisch eingerichtet war. Bei der Herausgabe der griech. Schriftsteller verfuhr er in der Textrecension ziemlich willkürlich. — Sein Bruder, Laonicus C., war ein Zeuge des Falls von Konstantinopel, und flüchtete darauf zu seinem bereits in Italien heimischen Bruder. Er schrieb eine Geschichte der letzten Jahre des byzantinischen Kaiserreichs von 1297 bis 1482.

Chalmers, Georg, ein englischer Geschichtschreiber, geboren 1742 oder 1750 zu Forchabers in der schottischen Grafschaft Murray, studirte zu Aberdeen, dann in Edinburg die Rechte, und begleitete später einen Oheim nach den amerikanischen Colonien Englands. Hier ließ er sich in Baltimore nieder, und lebte als praktischer Rechtsgelehrter in ziemlich angenehmen Verhältnissen bis zum Ausbruch der Revolution, wo er als Anhänger des Ministeriums 1775 nach England zurückkehrte. Obschon er gleich Anfangs in London wohl aufgenommen war, gelang es ihm doch lange nicht, einen seiner Fähigkeiten würdigen Posten zu erlangen. Erst 1786 wurde er im Ministerium des Handels und der Colonien angestellt, und seine schriftstellerische Thätigkeit, zu welcher er sich von seiner dürftigen Lage genöthigt sah, verschaffte ihm den Eintritt in die vorzüglichsten, wissenschaftlichen Societäten seines Vaterlandes. Er starb 1825. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: „Political annals of the united colonies" (Lond. 1780, 4.), „On the comparative strength of Great Britain during the present and four preceding reigns" (Lond. 1782 und 1786) und die „Collection of treaties between Great Britain and other

powers" (2 Bde., Lond. 1790). Sein Hauptwerk ist aber „Caledonia, or a topographical history of North Britain" (4 Bde., Edinb. 1807, 4.). Daneben schrieb er mehrere Biographien, z. B. der Maria Stuart (Lond. 1818, 2 Bde.), Daniel de Foe's (Lond. 1790), Thomas Paine's (Lond. 1796), und nahm auch an dem Streit über die Aechtheit des angeblichen Nachlasses Shakespeare's 1796 lebhaften Antheil, dessen Echtheit er vertheidigte.

Chalmers, Thomas, Professor der Moralphilosophie früher in St. Andrews und jetzt in Edinburg, Doctor der Theologie und der ausgezeichnetste Prediger in der presbyterianischen Kirche Schottlands, um 1778 geboren, studirte in Edinburg und wurde, nachdem er einige Zeit Prediger auf dem Lande gewesen war, in ein Pfarramt nach Edinburg, darauf nach Glasgow berufen. Bis in die neuesten Zeiten galt er unter den schottischen und englischen Geistlichen für den geistvollsten und gewandtesten Vertheidiger der presbyterianischen Kirche, und als solcher entwickelte er auch theils in seinen gedruckt erschienenen Predigten „Sermons preached at the Tron church", theils in seinen Vorträgen, die er 1823 vor einer unermeßlichen Menge von Zuhörern in London hielt, nicht nur die ihm eigenthümliche kanzelrednerische Virtuosität, sondern auch ungemein warme Anhänglichkeit an die im Wesentlichen demokratisch organisirte schottische Presbyterial-Kirchenverfassung. Mannichfaltige Vorgänge scheinen aber nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten über Kirchenverfassung geblieben zu sein. Unter der Königin Elisabeth war die schottische Kirche als Staatskirche in Schottland, wie die anglicanische in England anerkannt worden, und als solche erhielt sie zugleich mit der anglicanischen gleiche Ansprüche auf die Unterstützung und die hinreichende Dotirung der Kirchen und Pfarreien von Seiten der Staatsgewalt. Die Bewohner Schottlands theilten sich beinahe zu gleichen Theilen in die beiden Kirchen, und hätte die Staatsgewalt für beide gleiche Sorge getragen, so müßten sie beide sich jetzt in gleicher äußerer Lage befinden. Dies ist aber, wie C. selbst in einem Aufsatze zeigt, den er im Sept. 1838 in der Times hat abdrucken lassen, nicht der Fall, indem er nachweist, daß zwar in den letzten vier Jahren an 200 neue Kirchen, aber nicht aus Unterstützungen von Seiten der Staatsgewalt, sondern aus den Mitteln der Gemeinden und aus freiwilligen Beiträgen erbaut worden sind. Die anglicanische Kirche in Schottland wurde dagegen aus Staatsmitteln reichlich unterstützt, und die es thaten, waren gewöhnlich nur Tories, in deren Händen die Regierung des Landes sich befand, so wie die Tories bis auf diese Stunde diejenigen sind, welche sich den Anschein geben, die einzigen Träger und Pfeiler der anglicanischen Kirche zu sein, und in dieser affectirten Anhänglichkeit an das alte System der Kirchenverfassung die nothwendigsten Reformen in dem Staatsleben entweder geradezu vereiteln, oder wenigstens für einige Zeit aufhalten. Die presbyterianische Kirche erhob nun 1837 Ansprüche auf das ihr zustehende Recht, und verlangte von der Staatsgewalt Unterstützungen. Das Whigministerium war zwar bei seinen Ansichten nicht abgeneigt, auf die Forderung einzugehen, fand aber Widerspruch an den schottischen Dissenters, die sich mit Recht darüber beschwerten, daß sie zur Dotirung der presbyterianischen Kirche herangezogen werden sollten, während sie selbst von keinem Theile auch nur die geringste Beisteuer für ihre Kirchen und Schulen erhielten. Zugleich wies eine 1835 niedergesetzte Commission nach, daß sich die Zahl der presbyterianischen Geistlichen zu der Zahl der dissentirenden in Schottland wie 66 zu 88 verhalte. Das Ministerium schlug die Forderung der Presbyterianer, welche dahin lautete, daß die Dissenters zur Erhaltung der Staatskirche steuern sollten, aus Achtung vor der Gerechtigkeit ab, und dies bewog Ch., gegen die Regierung in die Schranken zu treten. Die Gesellschaft des christlichen Einflusses rief ihn im Anfange des Jahres 1838 nach London, um dort in feurigen Worten gegen die Grundsätze der Regierung zu predigen. Er wählte sich nicht eine Kirche oder eine Kapelle, sondern schlug seine Kanzel in den Conzertsälen von Hanoversquare auf, und hielt bis zum 12. Mai 1838 Vorlesungen, für deren jede er von der Gesellschaft 50 Pfd. Gratification erhalten haben soll. In den noch in demselben Jahre durch den Druck bekannt gemachten Vorträgen hat Ch. aus Abneigung gegen das von der Regierung empfohlene und befolgte sogenannte

freiwillige System, das er spottweise den freien Handel in geistlichen Dingen zu nennen beliebt, sich von Grund aus in Widersprüchen verfangen. Er nimmt an, was noch nie Jemand gedacht, auf jeden Fall nicht behauptet hat, das freiwillige System meine, daß Jeder für seinen geistlichen Unterricht selbst bezahle, und daß, wenn irgend ein Anderer dazu beitrage, oder eine Dotation stifte, es aufhöre, ein freiwilliges System zu sein. Dies ist insoweit eine große Unredlichkeit, als die Gegner der Staatskirche wollen, daß der Staat Niemanden zwingen solle, unmittelbar oder mittelbar zur Erhaltung irgend einer besondern Form des Christenthums beizutragen. Wodurch Ch. vorzüglich in eine falsche Stellung gerieth, und in solcher Lage die Herrschaft über die Freiheit des Gedankens verlor, war der Umstand, daß er sich in London an eine politische Partei anschloß. Er, ein freier Presbyterianer und Repräsentant der demokratischen, schottischen Kirchenorganisation verband sich mit den Tories, den frühern Feinden seiner Kirche, die es nur ihrem Parteiinteresse gemäß mit der anglicanischen Kirche und der Geistlichkeit halten, zu einem Kampfe gegen die ungläubigen und für das Seelenheil der Schotten angeblich gleichgültigen Whigsminister, welche allen Glaubensparteien die religiöse Glaubensfreiheit zu erhalten geneigt sind. Solch' unpolitisches Verfahren gegen die natürlichen Freunde der schottischen Kirche vereitelte alle Wirkungen seiner Sendung. Denn indem er sich nur an die Tories, als die Unterstützer des Staatskirchensystems und der alten Exclusivität, wandte, entfernte er auch die Opposition dieses Systems von sich, und statt eine Versöhnung, wie sie von einem Geistlichen seines Ansehens erwartet werden sollte, zu vermitteln, erweiterte er nur die Kluft zwischen dem Liberalismus und dem Torysmus. Bald nach seinem Weggange von London kündigte ein Geistlicher der anglicanischen Kirche, Dr. Benson, ähnliche Vorlesungen zur Vertheidigung der Staatskirche an, und hielt deren mehrere im Juni 1838, während C. nach Paris reiste, und dort im Juni in der englischen Kapelle, Rue Taitbout, über die „Unempfindlichkeit der Menschen inmitten weltlicher Vergnügen und weltlicher Berufsgeschäfte gegen seinen Schöpfer" predigte. Im Sept. 1838 kehrte er wieder nach Edinburg zurück. Von seinen ältern Schriften sind erwähnenswerth: „An inquiry into the extent and stability of national revenue" und „The evidence and authority of the christian revelation" (Edinb. 1817).

Chalons-sur-Marne, eine Stadt im südlichen Theile der Champagne, Hauptort des Departements der Marne, am gleichnamigen Flusse, ist mit Mauern und Gräben umgeben, hat enge, doch ziemlich regelmäßig gebaute Straßen und 13,000 Einw. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth die Kathedrale, das Präfecturgebäude, das Stadthaus, die Gewerbschule und das Thor Sainte-Croix. Ueber die Marne führt eine feste steinerne Brücke. C. ist Sitz eines Suffraganbischofs, des Erzbischofs von Rheims, der Departementalbehörden, und besitzt mehrere Anstalten für höhere und niedere Bildung, z. B. eine Gesellschaft des Ackerbaus, eine königliche Schule der Künste und Handwerker, ein Communalcollegium, eine trefflich eingerichtete Gewerbschule, ein geologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bdn. und einen botanischen Garten. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit Gerbereien (namentlich Roth- und Sämischgerbereien), Leinen-, Hanf- und Wollenweberei, und treiben einen bedeutenden Handel mit den Producten des Landes, besonders Wein, Oel und Wolle. C. ist eine sehr alte Stadt, und war unter dem Namen Durocatalaunum der vornehmste Ort der Gallia belgica. In ihrer Nähe besiegte 271 n. Chr. der Cäsar Aurelianus den Tetricus, den Nebenbuhler der Cäsarenwürde; noch berühmter wurde die Umgegend der Stadt durch die Niederlage, welche Attila 451 durch Aëtius erhielt. Im Mittelalter gehörte sie nie den Grafen von Champagne, sondern stand unter dem Bischof von Chalons. — **Chalons-sur-Saone**, am rechten Ufer der Saone, eine bedeutende Handels- und Fabrikstadt des Departements der Saone und Loire, hat 5 Pfarr- und mehrere Klosterkirchen, ein Hospital, ein Waisenhaus und ein schönes Rathhaus, besitzt ein Collége, eine Zeichenschule, öffentliche Bibliothek und schöne Promenaden. Auf der Südwestseite der Stadt mündet der Canal du Centre in die Saone, wodurch C. mit Marseille und Paris in Verbindung steht. Sie hat 14,000

Einw., welche Eisen-, Woll- und Krystallwaaren, auch falsche Perlen aus den Schuppen des Weißfisches, verfertigen, und einen bedeutenden Speculations- und Commissionshandel treiben. In der Nähe finden sich viele römische Alterthümer. Zur Zeit Cäsar's hieß C. Cabillonum, und unter dem Kaiser Honorius galt sie als die zweite Stadt von Gallia Lugdunensis I. Das Christenthum wurde von dem heiligen Marcell und dem heiligen Valerianus hier verbreitet, die 179 den Märtyrertod starben. Im 4. Jahrh. entstand das Bisthum. Später nahmen die Burgunder die Stadt, die während der Völkerwanderung mehrmals zerstört wurde. Seit 830 hatte sie ihre eignen Grafen; 1247 wurde sie gegen Senlis und andere Ländereien an Burgund ausgetauscht; 1477 kam sie an die französische Krone; seitdem war sie eine ziemlich bedeutende Festung, doch sind die Werke in der neuern Zeit sehr vernachlässigt worden und verfallen.

Chalotais, Louis René de Caradeuc de la, geb. den 6. März 1701 zu Rennes, war Generalprocureur bei dem Parlamente zu Rennes, und ist merkwürdig durch seinen Einfluß auf die nach seinem Tode erfolgte Revolution und durch seine Bekämpfung der Jesuiten. C. studirte die Rechtsgelehrsamkeit, und erwarb sich bald den Ruf eines der ausgezeichnetsten Advocaten. Er war einer der Ersten, die den Kampf gegen die Jesuiten begannen, indem er in zwei dem Parlamente vorgelegten „Comptes rendus des constitutions des Jésuites" (Dec. 1761 und Mai 1762, später oft besonders gedruckt) die Lehren und das Treiben der Jesuiten schonungslos angriff. Zugleich gab er in seinem „Essai d'éducation national" (deutsch, Gött. 1771) einen neuen Plan für die gesammten öffentlichen Erziehungsanstalten an, der, eine reife Frucht seines Nachdenkens, ungleich praktischer war als die beiden berühmten Werke über die Erziehung von Diderot und Rousseau, die fast gleichzeitig erschienen. Durch die genannten Werke gegen die Jesuiten, und durch den Widerstand, den er als einflußreiches Parlamentsmitglied gegen die von den Ministern vorgeschlagenen neuen Abgaben leistete, hatte er sich zahlreiche und mächtige Feinde gemacht. Er wurde 1765 als angeblicher Verfasser einer Schmähschrift gegen einen Minister verhaftet, einige Jahre in der Citadelle von St. Malo gefangen gehalten, und endlich nach Saintes verwiesen. Erst 1775 nach Ludwig's XVI. Thronbesteigung ward er in seine Stelle als Parlamentsrath wieder eingesetzt. Die Denkschrift, die er 1767 über die unendlichen Verfolgungen und besonders über den Criminalproceß gegen ihn drucken ließ, verbreitete sich über ganz Frankreich, obgleich der Hof durch ihre Verbrennung sie zu vernichten trachtete, und trug nicht wenig dazu bei, das Ansehn der Krone in der Provinz zu schwächen. C. starb am 12. Juli 1785.

Chamade, Trommelwirbel, durch welchen der Commandant einer Festung oder eines andern eingeschlossenen Postens dem Feinde das Zeichen gibt, daß er die Vertheidigung aufzugeben entschlossen ist. Es kommt wahrscheinlich vom italienischen chiamata, d. i. Ruf, Schrei, her. Zuweilen wird die C. auch durch die Trompete signalisirt. Gleichzeitig steckt der Belagerte eine weiße Fahne aus, für den Fall, daß die C. von den Belagerern überhört oder nicht verstanden sein sollte.

Chamäleon ist der Name einer Gattung Eidechsen, die besonders im südlichen Europa, in Afrika und Asien in mehreren Arten vorkommt. Es hat einen Rollschwanz und Kletterfüße, nährt sich nur von Insecten, die es durch seine ganz eigenthümlich gestaltete Zunge, welche sie blitzschnell hervorschießen läßt, im Vorüberfliegen an der klebrigen Spitze fängt, und erreicht nur in wenigen Fällen eine bedeutende Größe. Merkwürdig ist besonders der plötzliche Farbenwechsel, indem sie bald grau, bald gelb, bald roth, bald blau erscheinen, je nach ihrem Gemüthszustande. Uebrigens ist die Sache selbst noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Früher glaubte man, dieser Farbenwechsel werde durch willkürlich hervorgebrachte theilweise Ergießungen des Blutes unter der Haut erzeugt. Neuere mikroskopische Untersuchungen haben dargethan, daß die Haut des C.'s von besonderem Bau ist, und schichtenweis buntgefärbte Flüssigkeiten enthält, die nach Willkür der Oberfläche genähert werden können und wahrscheinlich durcheinanderscheinend das Farbenspiel hervorbringen.

Bei den Alten galt das C. als Symbol der Falschheit und Heuchelei, und noch jetzt nennt man einen Menschen, welcher seine Meinung beliebig nach seinem Vortheil ändert, ein C.

Chambery, Hauptstadt des Herzogthums Savoyen, an der Laisse und Albane, in einem weiten militärisch wichtigen Thale, in welchem 4 Alpenthäler münden, hat 16,000 Einw., die sich besonders mit Destillation, so wie mit Fabrication von Leinwand, Leder, Seife, Spitzen, Seidenwaaren und Hüten beschäftigen, und einen ziemlich lebhaften Handel nach Frankreich, der Schweiz und Italien treiben. Die Stadt ist Sitz eines Erzbisthums, der Verwaltungs- und Justizbehörden des Landes, eines Gymnasiums, Collegiums, einer Malerschule u. s. w. Bemerkenswerth sind die öffentliche Bibliothek, das ehemalige Residenzschloß der Herzoge von Savoyen, die gothische Kathedrale und mehrere öffentliche Plätze. Der Handel ist durch die Lage der Stadt zwischen Frankreich, der Schweiz und Italien ziemlich bedeutend. C. ist der Vereinigungspunct des savoyischen Adels. Besonders verdient um C. machte sich der General Graf Boigne, der 1751 hier geboren, sich im Dienste der ostindischen Compagnie große Reichthümer erwarb, und nach seiner Rückkehr aus Ostindien 1799 sich hier niederließ. Er gründete Hospitäler für alte Leute, Kranke und arme Reisende, legte eine neue Straße mit Bogengängen an, vollendete den Bau des Theaters, schenkte der hier bestehenden Société royale académique de Savoye eine jährliche Rente, und verwendete überhaupt über 3½ Mill. Fr. zum Besten seiner Vaterstadt. Die Umgegend von C. bietet manches Interessante, namentlich das Thal von Aix mit seinen Heilquellen und röm. Alterthümern, den Wasserfall der Doria und des Albane, die Bäder Laboisse, den ehemaligen Landsitz des Grafen Boigne, Buisson-rond, und die durch Rousseau's Aufenthalt berühmten Charmetten. — C. kommt erst in Urkunden von 1029 vor, wo es Camberiacum genannt wird; 1232 erbaute Graf Thomas das Schloß, und seitdem war C. die Hauptstadt von Savoyen und Residenz seiner Grafen. Die Franzosen eroberten es 1525, und blieben mit einzelnen Unterbrechungen bis 1713 im Besitz der Stadt. Von 1792—1814 gehörte C. mit ganz Savoyen zu Frankreich, und war der Hauptort des Departements Montblanc; erst der Vertrag vom 20. Nov. 1815 gab es an Sardinien zurück.

Chambord, ein berühmtes französisches Schloß mit Park unweit Blois, im französischen Departement Loire und Cher. Der Park, in der Nähe des gleichnamigen Dorfes mit 1500 Einw., ist mit einer 8 Stunden langen Mauer umgeben; das Schloß selbst, im gothischen Style aus schwarzen Steinen gebaut, zählt mit seinen 4 großartigen Flügeln, Thürmen und Thürmchen 440 Säle und Zimmer, und hat Stallung für 1200 Pferde. Franz I. ließ es 1523 an der Stelle eines in Trümmer zerfallenen Jagdschlosses (Chambost oder Chambourg) der alten Grafen von Blois durch Primaticcio wieder aufbauen, um hier die Feste seiner Galanterie zu feiern. Zehn Jahre lang waren unausgesetzt 1800 Arbeiter an dem Bau beschäftigt; die innere Ausschmückung aber konnte erst unter den nachfolgenden Königen vollendet werden; alle aber blieben dem ursprünglichen Zweck des Gebäudes treu. Heinrich II. lebte hier mit der schönen Diana von Poitiers, Karl IX. und Heinrich III. feierten hier Orgien, und Ludwig XIII. und Louis XIV. brachten zum Andenken der vielen hier verlebten Stunden die Namen und Wappen ihrer Maitressen vielfach im Täfelwerk an. Später lebte der König Stanislaus Lesczinsky 9 Jahre lang hier; dann stand es einige Zeit verlassen, bis Ludwig XV. es 1745 dem Marschall von Sachsen schenkte. Dieser richtete hier Quartier für 2 Uhlanenregimenter ein, lebte mit großem Pomp daselbst bis zu seinem Tode 1750. Hiernach stand es wieder eine Weile verlassen; Ludwig XVI. belehnte 1777 die Familie Polignac damit. Im J. 1790 wurde C. als Staatsgut eingezogen, eine Zeitlang als Remontedepot gebraucht, und war im J. X der Hauptsitz der französischen Cohorte der Ehrenlegion und deren Commandantens, des Generals Augereau. Napoleon schlug es 1809 zum Krongute, schenkte es aber einen Monat nachher dem General Berthier. Im J. 1819 erhielt dessen Wittwe die Erlaubniß, es zu verkaufen, worauf sich ein Verein bildete, der es am 5. März 1821 für 1,749,677 Francs ankaufte, um es im Namen Frankreichs dem neugebornen Herzog von Bordeaux zum

Geschenk zu machen. Die Urkunde davon erhielt der Prinz am 7. Febr. 1830. Nach der Julirevolution legte die Domänenverwaltung auch auf C. Beschlag, da die Bourbons aller Staatsdomänen für verlustig erklärt worden waren; die Vormünder des Herzogs von Bordeaux betrachteten aber C. als ein Privateigenthum ihres Mündels, und erhoben einen Proceß deshalb, welchen die Domainenverwaltung in allen Instanzen verlor, da selbst der Cassationshof im J. 1841 dahin entschied, daß der Herzog von Bordeaux als freier Eigenthümer der Domaine C. zu betrachten sei, zugleich diesem aber die Weisung zugeben ließ, C. zu verkaufen, weil keinem Gliede der ältern bourbonischen Linie gestattet sei, in Frankreich Güter zu besitzen, was jedoch zur Zeit noch nicht geschehen ist. Vgl. Laube „Beschreibung und Abbildungen französischer Lustschlösser" (Mannh. 1840, 1 Bd.).

Chambre ardente hießen ehedem in Frankreich die schwarz ausgeschlagenen und mit Kerzen erleuchteten Zimmer, in welchen über schwere Verbrecher das Todesurtheil ausgesprochen wurde, wahrscheinlich wegen der harten Strafe, gewöhnlich Feuertod, die in ihnen den Verurtheilten bestimmt wurden. Insbesondere nennt man so die außerordentlichen Tribunale, welche seit Franz I. (1535) ihre Verfolgung gegen die Protestanten begannen, und als zweite Instanz des Inquisitionstribunals galten. Die Mitglieder des Tribunals wurden vom Papst ernannt, suchten durch ihre Spione die Ketzereien und Ketzer auf, und instruirten die Processe; die Chambre ardente jedoch sprach den letzten Urtheilsspruch, und übernahm die Vollziehung der Strafe. Aber trotz der strengsten Ueberwachung, der gräuelhaftesten Torturen, verbreitete sich der Protestantismus in Frankreich immer weiter. Vergeblich regte Heinrich II. die Thätigkeit der C. ardente von Neuem an, und feierte zahlreiche Autodafe's. Erst den spätern Religionskriegen und den berüchtigten Dragonaden gelang es mit Vernichtung des edelsten Theils der französischen Nation, dem Katholicismus einen vollständigen Sieg zu verschaffen. Unter Ludwig XIV. wurde abermals eine C. ardente errichtet, um die zahlreichen Vergiftungsfälle, welche nach dem Proceß der Marquise von Brinvilliers (s. d.) in Paris zum Vorschein kamen, durch strenge Untersuchungen und Bestrafungen zu mindern. Viele Personen aus den obersten Klassen der Gesellschaft, wie der Marschall von Luxemburg und die Prinzessin Luise von Savoyen, kamen dabei in Untersuchung; doch bestand der Gerichtshof nur 2 Jahre von 1679—1680. Seine Thätigkeit endigte mit der Hinrichtung der vermeintlichen Zauberin Voisin.

Chambre introuvable, dieser Spottname wurde der franz. Deputirtenkammer gegeben, welche in Frankreichs neuerer Geschichte alsbald nach Ludwigs XVIII. zweiter Rückkehr erscheint, und allerdings war schwerlich eine aufzufinden, welche dem Sinne des franz. Volkes mehr widerstrebt, und das Reactionssystem mehr begünstigt hätte. Schon vor ihrem Zusammentritte fanden jene abscheulichen, in der Geschichte Frankreichs näher zu erwähnenden Auftritte im Süden des Landes statt, wie des Marschalls Brune Ermordung zu Avignon, die der Protestanten zu Nimes und die der Mamelucken zu Marseille; Ney wurde übereilt verurtheilt und hingerichtet. Am 7. Oct. 1815 trat die Kammer zusammen, deren Mitglieder zwar von 262 auf 402 vermehrt, deren, wenn gleich in Bezirks- und Departementscollegien doppelt angeordnete Wahlen, aber ganz im Geiste der Reactionspartei geleitet worden waren, indem blos die Reichsten der Departements wählten, und diese keineswegs an die von den Bezirken (Arrondissements) Gewählten gebunden waren. Darf man sich nun wundern, wenn eine also gewählte Kammer Maßregeln adoptirte, wie die Gesetze vom 20. Dec. 1815 über die Wiedereinsetzung der Prevotalgerichte, vom 11. Jan. 1816 über die Verbannung der Königsmörder u. a. m. Die Wirksamkeit des damaligen Ministeriums, an dessen Spitze der Herzog von Richelieu stand, stimmte damit überein, und vor Allem trat die Willkür des Kriegsministers Clarke bei Besetzung der Offizierstellen in der neu organisirten Armee hervor. Endlich, nachdem bereits Unruhen in mehreren Gegenden Frankreichs ausgebrochen, fand sich die Regierung bewogen, diesen Weg zu verlassen, und der Minister Decazes trat an die Spitze der Geschäfte. Die Deputirtenkammer wurde am 5. Sept. 1816 aufgelöst, und die Deputirtenzahl auf 258 ver-

ringert. Die hierauf 1817, 1820 und in den neuesten Tagen erfolgten Veränderungen des Wahlgesetzes werden ihre weitere Erwähnung an andern Orten finden.

Chamfort, Sébastien Roch Nicolas, ein geistreicher, französischer Schriftsteller, geb. 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne als ein uneheliches Kind, kam früh nach Paris, wo er sich Chamfort nannte, da er keinen Vaternamen hatte. Anfangs schrieb er für das „Journal encyclopédique" und redigirte auch eine Zeit lang das „Vocabulaire français". Nebenbei schrieb er mehrere mit Beifall aufgenommene Lustspiele z. B. „Le marchand de Smyrne". Doch wie sehr auch sein Talent gefeiert wurde, so reichte doch sein Erwerb kaum hin, seine Bedürfnisse zu decken. Als er endlich erkrankte, entschloß er sich, um ein Jahrgeld anzuhalten, was er auch erhielt. Nach wiederhergestellter Gesundheit zog er sich aufs Land zurück und arbeitete hier die wichtigsten Artikel für das „Dictionnaire dramatique" (3 Bde. 1776), auch vollendete er hier sein Trauerspiel „Mustapha et Zéangir"; es verschaffte ihm eine Secretärstelle bei dem Prinzen Condé, die er aber bald nachher wieder aufgab, um sich nach Auteuil zu begeben. Im J. 1781 wurde er in die Akademie aufgenommen, und seine Antrittsrede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, wurde als eine seiner trefflichsten, literarischen Arbeiten bewundert; sie zog ihm aber später den Vorwurf der Undankbarkeit zu, als er Ansichten über das Institut äußerte, die mit seinen frühern in auffallendem Widerspruch standen. Er war nur kurze Zeit verheirathet, und wurde später Vorleser der Prinzessin Elisabeth, Ludwig's XVI. Schwester. Die Sache der Revolution umfaßte er mit Wärme und Eifer, und schloß sich den wichtigsten Männern der verschiedenen Parteien an, weil er Anfangs eine Vermittelung möglich glaubte. Als er die Erfolglosigkeit dieses Strebens einsah, wandte er sich mit Entschiedenheit der Sache des Volks zu, und schloß sich namentlich an Mirabeau an, für den er mehrere Schriften und Reden fertigte. Im J. 1790 verlor er seine Pension und Aemter, wodurch er sich wieder genöthigt sah, in literarischen Arbeiten seinen Lebensunterhalt zu suchen. Durch den Minister Roland erhielt er eine Bibliothekarstelle an der Nationalbibliothek; aber die Gräuel der Revolution erbitterten ihn so heftig, daß er sich zu den rücksichtslosesten Aeußerungen darüber hinreißen ließ. Deshalb ward er und Barthélemy nebst 2 andern Beamten der Bibliothek verhaftet, jedoch nach kurzer Zeit wieder frei gelassen. Dieser Vorfall hatte ihn mit solchem Schrecken und Abscheu vor den Gefängnissen erfüllt, daß er sich entschloß, einem ähnlichen Schicksal durch Selbstmord zu entgehen. Er starb an den Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte, am 13. Apr. 1794. Als Schriftsteller verdient C. seines reinen Geschmacks, seines Scharfsinns und der Eleganz seiner Darstellung wegen zu den Classikern seiner Nation gezählt zu werden. Seine Schriften wurden von Ginguéné (4 Bde. Par. 1795) und Auguis (5 Bde. Par. 1824) herausgegeben; ins Deutsche übersetzte sie Stamperl (2 Bde. Leipzig 1797).

Chamisso, Adelbert von (eigentlich Louis Charles Adelaide de Ch. de Boncourt), geb. den 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne. Er war Knabe, als seine Familie durch die Revolution vertrieben nach Berlin flüchtete. Hier war er 1796—1798 Leibpage der Königin Mutter, und diente dann bis 1808 im preuß. Heere. Nach dem Frieden von Tilsit folgte er zwar seiner Familie nach Frankreich, und ward 1810 als Professor an das Lyceum zu Napoleonsville berufen, aber bald kehrte er in sein zweites Vaterland zurück, und studirte 1812—1815 zu Berlin eifrig die Naturwissenschaften. Damals (1815) rüstete Graf Rumjanzow das Schiff Rurik unter dem Commando Otto's von Kotzebue, um eine nördliche Durchfahrt zu entdecken, und Ch. folgte dem Rufe, der Reise als Naturforscher beizuwohnen. Die Bewohner einer indianischen Insel wollten Ch. zum Könige erwählen, und noch spätere Reisende hörten dort Lieder, die den Namen des großen Chamisso priesen. Ihren Hauptzweck zwar erreichte die Expedition nicht, aber reichbeladen mit wissenschaftlicher Ausbeute kehrte sie 1818 zurück. Wie er schon unterwegs von dem Chef der Expedition arge Zurücksetzung erdulden mußte, so kam er auch später durch die rohe Art, wie man seine Arbeiten, verstümmelt und incorrect, in das allgemeine Werk über die Expedition aufnahm, um alle Anerkennung des von ihm Geleisteten, und er

mußte erst ein berühmter Dichter werden, ehe er es wagen konnte, sich und seine Bestrebungen bei dieser Reise in ein besseres Licht zu setzen. Nach seiner Rückkehr nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, wo er eine Anstellung am botanischen Garten und von der Universität für seine naturhistorischen Sammlungen, die er aus dem Reiseelend gerettet und dem Museum geschenkt hatte, das Doctordiplom erhielt. Verehrt und geliebt von Wenigen, starb er daselbst am 21. Aug. 1838. Als Naturforscher zeigte er sich in seinen Schriften „De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei“ (Berl. 1819) und „Uebersicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und Pflanzenkunde“ (Berl. 1827). Seine „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue“ (Weimar 1827) und die „Beschreibung einer Reise um die Welt“ (Gesammelte Werke 1. u. 2. Thl.) enthalten schätzbare Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, und zeichnen sich besonders durch Wahrhaftigkeit und sorgfältigen Fleiß aus. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit war die interessante Schrift „Ueber die hawaiische Sprache“ (Leipzig 1837, 4.). Noch größern Ruf erwarb er sich als Dichter. Schon 1804—6 gab er mit Varnhagen von Ense einen Musenalmanach heraus. Im J. 1813 schrieb er das berühmte und höchst originelle Märchen „Peter Schlemihl“, das 1814 sein Freund Fouqué herausgab (6. Aufl. Nürnb. 1845), in die franz., engl., holl., span. und andere Sprachen übersetzt, und von Cruikshank mit geistreichen Bildern illustrirt wurde. In seinen Gedichten, Balladen, Romanzen, die sich alle durch eine streng correcte Form und eine seltene Herrschaft über die deutsche Sprache auszeichnen, weht ein eigenthümlich düster-schmerzlicher Hauch; mit Vorliebe neigte er sich darin dem Wilden, Schroffen, selbst Grimmigen und Herzerschütternden zu, und nicht selten sind crasse Aufgaben auf noch crassere Weise von C. behandelt, daß die Aesthetik sich damit nicht immer einverstanden erklären kann, wie sehr man auch die meisterhafte Behandlung anzuerkennen genöthigt ist. Diese düstre Gemüthsstimmung C.'s wurzelte in seinem eigenthümlichen Schicksale, indem seine väterlichen Erbgüter in Anderer Besitz gekommen waren, und er Bürger eines Landes wurde, welches mit seinem Vaterlande im Kampf auf Leben und Tod begriffen war. Dieser Zwiespalt wurde noch gesteigert, als er, abgestoßen von einer künstlichen Culturwelt, die reinen und ungemischten, von ihm vielfach gefeierten Söhne Polynesiens, namentlich sein Ideal, Kadu von der Insel Radack, kennen lernte. Daher die häufige, bittere Ironie in seinen Gedichten. Doch gelang ihm zuweilen auch das Heitere, Schelmische, Spielende, und seine politischen Lieder zeichnen sich besonders durch scharfen Spott und gesunde Ironie aus. Manche seiner ernsten Balladen und Romanzen können als Meisterstücke in ihrer Art genannt werden, besonders aber ist das Gedicht „Salas y Gomez“, in Terzinen geschrieben, denen C. zuerst einen urdeutschen Charakter zu geben wußte, wegen seiner Großartigkeit hervorzuheben. Viele Gedichte von ihm enthält der „Deutsche Musenalmanach“ in den von ihm und G. Schwab herausgegebenen Jahrgängen. Seine „Gedichte“ (8. Aufl. Lpzg. 1845) bilden den 3. u. 4. Band seiner „Gesammelten Werke“, denen seine Biographie und sein Briefwechsel, herausgegeben von Hitzig, als 5. und 6. Band sich anschließen (6 Bde., Leipz. 1836—39, 2. Aufl. 1841). In Verbindung mit Gaudy übertrug C. auch eine Auswahl von Béranger's „Liedern“ ins Deutsche (Lpzg. 1838).

Chamouny, ein italienisches Dorf im Herzogthum Savoyen, von den Einwohnern Le Prieuré de Ch. oder le Prieuré genannt, hat gegen 1300 E., und verdankt seine Entstehung einem Benedictinerkloster, welches hier im J. 1099 vom Grafen Aimon von Genf errichtet wurde. Bis zum J. 1760 fand man noch kein ordentliches Wirthshaus, jetzt sind deren 3, die alle städtisch eingerichtet sind. Von C. aus, wo man treffliche Führer findet, besteigt man den Montblanc und die übrigen, das berühmte Thal von Chamouny umgebenden Gebirge. Dieses Thal, das besonders durch den Montblanc berühmt geworden ist, war bis 1741, wo 2 Engländer Pococke und Windham es zum ersten Mal besuchten, so unbekannt, daß man in Genf, 18 Stunden davon entfernt, die Gegend für eine Wildniß hielt, und die dasselbe umgebenden Gebirge mit dem Namen Les montagnes maudites (die verfluchten Berge) bezeichnete. Erst durch die Reisenden Saussure (1760)

und Bourrit's (1775) wurde die Aufmerksamkeit der Reisenden nach und nach hierher gelenkt, und bald war der Zudrang so groß, daß man von 1780—1792 während der wenigen Sommermonate jährlich 8—1200 Fremde zählte. Das Thal liegt entfernt von allen Landstraßen 3174 Fuß über dem Mittelmeere, am nördlichen Fuß des Montblanc, ist 4—5 Stunden lang, zwischen 1/4 — 1/2 Stunde breit und wird gegen Südwest vom Mont de Lacha und Vaudagne und gegen Osten vom Col de Balme geschlossen; auf der Nordseite ist es von der Gebirgskette des Mont-Breve, und auf der Südseite vom Montblanc und den Aiguilles begrenzt, und von der Arve durchströmt. Das Chamounythal gehört zu den merkwürdigsten Thälern der Alpen, und gewährt durch abwechselnde Perspectiven, Gletscher, Eisfelder, isolirte Felsblöcke und steile Bergwände das mannichfaltigste Interesse. Es wird ungefähr von 4000 Menschen bewohnt, deren Häuser zwar zu Dörfern vereinigt, doch sehr zerstreut liegen. Wegen der hohen Lage findet man hier weder Wein noch Obst; dagegen liefern die Alpenweiden vortreffliche Butter und Käse, und einen köstlichen aromatischen, ganz weißen Honig. Die Bewohner nähren sich theils von den Erzeugnissen ihres Bodens, theils als Bergführer der Reisenden. Neben dem Staunen erregenden Anblick, den der Montblanc von verschiedenen Standpuncten in diesem Thale, besonders vom Gipfel des Mont-Breve darbietet, sind die ausgezeichnetsten Puncte der Mont-en-Vert und das Eismeer auf demselben, die Quelle des Aveiron, der Col-de-Balme, der Col-de-la-Flechière, der Gletscher des Bois und der Wasserfall bei Chede auf dem Wege nach Salanche. Vergl. Gottschalk „Das Chamounythal" (Halle 1811) und Malten „Itinéraire et abrégé du Voyage à C." (1828).

Champagne, eine ehemalige Provinz Frankreichs, wurde im Norden von Lüttich und Luxemburg, im Osten von Lothringen und Franche Comté, im Süden von Bourgogne und im Westen von Isle de France und Soissonnois (in der Picardie) begrenzt, enthielt 1787 ungefähr 347 1/2 QM. mit 1,200,000 E. und zerfällt jetzt in die Departements: Marne, Aube und Obermarne und Ardennen, während auch noch andern einige kleine Theile zugetheilt sind. Die C. zerfiel in die obere und niedere Ch. und in die Brie-Champenoise. Die eigentliche C. macht einen Theil der niedern und das Herz des Landes aus, und hat einen eigenthümlichen landschaftlichen Charakter. Es bildet eine wellenförmige Ebene von 3—600 F. Höhe und einen Boden, dessen kreidige Felsunterlage vielfältig zu Tage tritt und überall nur mit dünner Ackerkrume bedeckt ist. Die dürrsten und magersten Gegenden nahe der Marne und Aisne wurden Champagne pouilleuse genannt. Nur selten unterbrechen spärliche Gehölze die weiten Ebenen des innern Landes, auf denen die Bewohner viel Roggen, trefflichen Hafer und ausgezeichnete Weine erzeugen, und zahlreiche Schafheerden ernähren, welche durch spanische bedeutend verbessert sind. Auch die Pferde von C. waren früher wegen ihrer Schnelligkeit gesucht; die Flüsse wimmeln von Fischen, die Auen von Wildpret, das aber von den Wölfen sehr viel leidet. Das Land liefert übrigens Erde zu Backsteinen, zu Töpferwaaren und Fayence. Der District von Perthois, welcher an Lothringen stößt, und Rethelois hatten viele Eisenminen und Hochöfen. Auch die unter dem Namen Blanc d'Espagne im Handel bekannte Kreide stammt aus C. Die Umgegend von Château-Thierry liefert viel Sandsteine, und der Marmor und Schiefer von Charleville, die Mühlsteine von La Ferté-sous-Jouarre, der Spath von Montmirel bilden gleichfalls bedeutende Handelszweige. Auch Feuersteine, gewöhnlich Pierre de tonnerre genannt, finden sich im Ueberfluß in den gebirgigen Gegenden und sind die besten in Europa. Die wichtigsten Städte dieser Provinz waren Troyes, Rheims, Chalons und Langres. Die C. erhielt wahrscheinlich ihren Namen von campus (Blachland). Unter den Römern gehörte es Anfangs zu der Gallia comata, später zur Gallia celtica und belgica. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Chlodewigs Söhne wurde es zum Königreich Austrasien geschlagen, und von Herzogen regiert, die aber nur Statthalter des Königs waren. Seit 714 regierten das Land erbliche Pfalzgrafen, die man auch, nach ihrer Residenz Troyes, Grafen von Troyes nannte. Durch die Vermählung Philipp IV. mit Johanna, der Erbin des Königreichs Navarra, der Champagne und Brie, kam es 1284 an Frankreich, wurde

aber erst 1361 für immer mit Frankreich vereinigt. Die Provinz behielt durch die französischen Könige dieselben Rechte, welche sie unter den Grafen gehabt hatte.

Champagne, Philipp de, geb. 1602 zu Brüssel, ging 1621 nach Paris, arbeitete zuerst bei einem unbekannten Maler, wurde aber mit Poussin bekannt, und bildete sich nach dessen Anweisung und Rathe. Mit Poussin fand er Gelegenheit unter Duchesne, der mit den Malereien im Palast Luxemburg beauftragt war, an diesen Theil zu nehmen. Duchesne, ein mittelmäßiger Künstler, wurde eifersüchtig auf C., als die Königin einigen Gemälden desselben besondern Beifall schenkte, und C., blöde und sanft, fand sich dadurch bewogen, nach Brüssel zurückzukehren. Kaum war er dort angekommen, als er die Nachricht von Duchesne's Tode, und die Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin übertrug ihm nun das Directorium und die Arbeiten im Luxemburg, und ernannte ihn zu ihrem ersten Maler, worauf er die Galerie des hommes illustres malte. Außerdem malte er in dieser Zeit sechs Bilder für die Kirche der Karmeliter in der Vorstadt St. Jacques und im Gewölbe der Kirche sein berühmtes Crucifix, welches durch die meisterhafte Perspective große Aufmerksamkeit unter den Kennern erregte. Eben so malte er die Kuppel der Sorbonne, welche nächst dem Crucifixe sein vorzüglichstes Werk ist. Er erhielt hierauf die Stelle eines Professors, und später des Directors derselben, und hoffte zum ersten königlichen Maler ernannt zu werden, als ihm Lebrun vorgezogen wurde. C. ertrug dies ohne Neid, zog sich bei heranrückendem Alter nach Port-Royal zurück, wo seine Tochter, eine Nonne, eben von einer schweren Krankheit genesen war. Dies veranlaßte ihn zu dem berühmten Gemälde, Mutter Angelika mit der Mutter Agnes im Gebet darstellend. Die Nonne sitzt im Lehnstuhl und betet; namentlich ist der Kopf von wunderbarer Schönheit. Dies Gemälde ist im Besitze des Pariser Museums und ist von großer Schönheit. Er starb 1674. C. war einer der besten niederländischen Maler, und unter seinen Gemälden zeichnen sich besonders die Bildnisse durch schönes Colorit aus.

Champagner Weine werden die in der Champagne gebauten und zu uns geführten Weine genannt, von denen man schäumende und nicht schäumende, rothe und weiße hat. Die Oerter, die sich vorzugsweise mit dem Baue und der Fertigung dieser Weine beschäftigen, sind: Ay, Hautvilliers, Epernay, Avenay, Avise, Oyer, Pierry, Closet, Lemes, Verzy, Verzynay, Mailly, Bauzy, St. Basle, Chamery. Die Bereitung der nicht schäumenden Weine ist ganz das gewöhnliche Verfahren. Die schäumenden oder moussirenden Sorten aber erhält man dadurch, daß man sie vor gänzlicher Endigung der Gährung in luftdicht verschlossene Gefäße füllt, wo dann die Kohlensäure am Entweichen verhindert wird, und, indem sie sich in der Flüssigkeit verdichtet, deren weitere Gährung verzögert. Man hält hierbei die Flaschen in umgekehrter Lage, und öffnet sie, während der ersteren Monate, von Zeit zu Zeit, um die sich im Halse ansammelnden Hefen herauszulassen. Beim Oeffnen des fertigen Weins geht dann die in dem Weine verdichtete Kohlensäure mit einer ihrer Spannung angemessenen Schnelligkeit davon, und treibt einen Theil der Flüssigkeit zugleich als Schaum mit in die Höhe. Den Haupthandel mit Champagnerweinen treiben Rheims, Avise, Epernay und Chalons-sur-Marne, und das Meiste wird auf der Marne theils in Tonnen, die man demi-queues nennt und die verschiedene Größen haben, theils in Flaschen, die in geflochtenen Körben liegen, vorzüglich nach Polen, Rußland, England, Holland, Deutschland und nach Amerika versendet. Die feinsten Weine kommen nach England, nur die Sorten zweiter Classe gehen nach Deutschland und die dritte Sorte bleibt meist in Frankreich. Der einträgliche Handel hat auch beim C. zu manchen Verfälschungen geführt, und mit Gewißheit kann man annehmen, daß der unter dem Namen C. in Frankreich und Deutschland rc. gangbare Wein nicht zum dritten Theil echter C. ist. Der meiste C., den man gegenwärtig in Paris verkauft, wird in der Stadt selbst bereitet, indem man entweder mittelst Maschinen das kohlensaure Gas in den Wein preßt, oder daß man ihm einige Ingredienzien zusetzt, die, auf einander reagirend, beim Zusammentreffen das kohlensaure Gas entwickeln. Künstlicher C. wird aus Zucker-, Birnen-, Stachelbeeren-, Birkensaft und leichten Weinen anderer Gegenden bereitet. Uebrigens kann aus jedem guten, leichten Weine durch

eine jener in der Champagne ähnlichen Behandlung ein eben so guter oder noch besser schäumender Wein bereitet werden. Auch ist es in der neuern Zeit den Deutschen gelungen, aus leichten Weinen einen dem C. ganz ähnlichen zu bereiten, der selbst den Kenner zu täuschen vermag. Hauptsächlich werden dazu Rhein-, Main-, Neckar-, Meißner- und Naumburger Weine verwendet. Solche Fabriken bestehen in Eßlingen (Keßler u. Georgi), Heilbronn (Zeller u. Stauch), Berg, Grünberg in Schlesien, Niederlößnitz bei Dresden (eine auf Actien gegründete Fabrik), Naumburg ꝛc.

Champagny, Johann Baptist Nompère de, Herzog von Cadore, Pair und Minister von Frankreich, geb. zu Roanne in Forez den 4. Aug. 1756, aus einer adligen aber armen Familie, bildete sich in der Militärschule zu Paris und machte 1774 auf der Fregatte Flora seine zwei ersten Fahrten in die Levante und gegen die Barbaresken. Nach seiner Rückkehr bestand er ein so glänzendes Examen, daß er, 24 ältere Kameraden überspringend, Schiffsfähnrich wurde. Im amerikanischen Kriege zeichnete er sich bei mehreren Gefechten aus, und als Mitglied der Generalstaaten war er einer der ersten, welche, sich dem dritten Stand anschließend, den Adel abschworen. Nachdem er 1791 aus der Nationalversammlung ausgetreten war, ward er Commandant der Nationalgarde, und nahm Theil an der Departementverwaltung. Während der Schreckensregierung zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, ward aber demungeachtet in das Gefängniß geführt und erhielt erst nach Robespierre's Fall die Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Staatsrath im Marinedepartement, und ertheilte ihm mehrere wichtige Missionen. Im Juli 1801 ging C. als Gesandter nach Wien und wußte hier durch kluges Betragen 3 Jahr lang den Wiederausbruch des Kriegs zu verzögern. Darauf rief ihn Napoleon nach Paris zurück, und ernannte ihn zum Minister des Innern, und C. zeigte sich auf diesem Posten überall von praktischer Tüchtigkeit; er verschönerte Paris, hob den Landbau und Handel, verbesserte die Hospitäler und schenkte auch den geistigen und moralischen Instituten des Reichs, dem Leihhaus, dem Theater und der Literatur seine fortwährende Aufmerksamkeit. Für das sclavische Eingehen in den Willen Napoleons ward er mit der Reichsgrafenwürde, dem Großkreuz der Ehrenlegion belohnt, und 1807 an Talleyrands Stelle zum Minister des Auswärtigen ernannt. Unter seiner Leitung dieses Ministeriums wurde der Tractat von Fontainebleau abgeschlossen, welcher der Invasion von Portugal und Spanien vorherging. In Bayonne führte er mit Schlauheit und Verstellungskunst alle Unterhandlungen mit den Agenten Karl's IV. und Ferdinand's von Spanien, und wurde dafür zum Herzog von Cadore erhoben. Bei den Unterhandlungen Preußens wegen der von Frankreich erhobenen Kriegscontributionen steigerte C. die von Daru geforderte Summe von 35 Mill. auf 154 Mill. und antwortete auf die Einsprache des Königs von Preußen mit drohenden Noten. Während des Feldzugs von 1809 hielt er sich in Deutschland auf, und schloß nach der Schlacht bei Wagram in 8 Stunden den Frieden mit Oesterreich ab, wobei er ebenfalls die von Napoleon geforderte Contribution von 75 Mill. auf 85 Mill. erhöhte, und dafür mit mehreren Orden geschmückt wurde. Er trug am Meisten dazu bei, Napoleon zur Vermählung mit einer österreichischen Erzherzogin zu bestimmen, und führte auch bei Napoleons Ehescheidung die Unterhandlung mit Josephine, die er durch sein zartes Benehmen weniger kränkend machte. Doch seiner Willfährigkeit ungeachtet in Alles was Napoleon begehrte, verlor er 1811 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, weil er den Unterhandlungen mit Romanzow, dem bevollmächtigten Minister von Rußland, keine den Absichten Napoleons entsprechende Richtung zu geben wußte. Bald darauf wurde er zum Intendanten der Krondomänen ernannt, und während Napoleon in dem Feldzug gegen Rußland abwesend war, blieb C. als Staatssecretär der Regentschaft zurück. Beim Anrücken der Alliirten gegen Paris folgte er der Kaiserin Marie Louise nach Blois. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair von Frankreich; demungeachtet schloß er sich an Napoleon an, als dieser von Elba zurückkehrte. Bei der zweiten Restauration trat er in den Privatstand zurück, wurde aber 1819 abermals in die Pairskammer gerufen, und starb am 3. Juli 1834 in Paris.

Champignon (Agaricus campestris) wird der vorzüglichste der eßbaren Blätter-

pilze genannt; sie wachsen im gemäßigten und warmen Europa wild, werden auch in Gärten gezogen, und kommen besonders aus Avignon, Bordeaux und Cette, getrocknet oder eingemacht, nach Deutschland. Für die besten hält man die von Orange. (S. Pilze.)

Champion, ein Kämpfer in den Ritterzeiten, der entweder seine eigene oder die Sache einer fremden, nicht kampffähigen, Person, z. B. einer Dame, eines Greises u. s. w., ausfocht. Diese Sitte entstand kurz vor den Kreuzzügen in Spanien. In England mußte bei der Krönung des Königs ein solcher C. geharnischt und zu Pferde in den Westminstersaal kommen, einen Fehdehandschuh hinwerfen, und mit Demjenigen kämpfen, der als Zeichen der Nichtanerkennung des Königs den Handschuh aufhob. Bei Richard's II. Thronbesteigung 1377 wurde diese Sitte zuerst erwähnt. Im frühern Mittelalter hieß C. ein Kämpfer, der bei den gerichtlichen Zweikämpfen für eine bestimmte Belohnung die Stelle eines der Betheiligten vertrat. Namentlich hatten Greise, Frauen und Kinder das Recht, solche gemiethete Kämpfer aufzustellen, sobald nicht über Majestätsverbrechen oder über Aelternmord entschieden werden sollte. Solche C. gehörten den niedrigsten Ständen an, galten als unehrenhaft, trugen besondere Kleider und Waffen, und erschienen mit verschnittenen Nägeln und Haaren in den Schranken. Sie konnten auch gleich ihren Clienten hingerichtet werden.

Championnet, Jean Etienne, ein ausgezeichneter französischer General, geb. 1762 zu Valence, war der natürliche Sohn eines angesehenen Advocaten und einer schönen Bäuerin. In seiner Jugend überließ er sich allen Ausgelassenheiten seines leidenschaftlichen Gemüths, entfloh aber dann seinem Wohnort, und ließ sich, erst 14 Jahr alt, unter die wallonischen Garden anwerben, mit denen er 1781 vor Gibraltar stand. Von jetzt an dachte er nur sich im Kriege glänzend auszuzeichnen, studirte leidenschaftlich die Militärwissenschaften und alten Sprachen und erwarb sich dadurch die Aufmerksamkeit und Zuneigung seiner Obern. Im J. 1791 wählten ihn seine Landsleute zum Commandanten eines Bataillons Freiwilliger, mit dem er zur Dämpfung von Unruhen in das Departement des Jura gesandt wurde. Er unterdrückte sie ohne Blutvergießen. Mit demselben Bataillon kam er zur Rhein- und dann zur Moselarmee und zeichnete sich bei der Erstürmung der Weißenburger Linien und bei dem Einfall in die Pfalz durch eine so glänzende Tapferkeit aus, daß ihn der Obergeneral Hoche zum Divisionsgeneral ernannte. Als solcher kam er zur Sambre- und Maasarmee und hatte einen bedeutenden Antheil an dem Siege der Franzosen bei Fleurus. Ueberhaupt nahm er an den Operationen am Niederrhein bis zum Jahre 1797 den lebhaftesten und glücklichsten Antheil, so daß er von dem Directorium öffentlich belobt wurde. Das Treffen bei Altenkirchen, der Rhein-Uebergang bei Neuwied, die Einnahme von Würzburg geben davon hinlänglich Zeugniß. Im J. 1797 wurde er an die Nordküste geschickt, wo er die 5000 gelandeten Engländer schlug und bei der Beschießung von Ostende mitwirkte; seinem Wunsch an Napoleons Feldzug in Aegypten Theil zu nehmen, willfahrte das Directorium nicht, dagegen ward er als Oberbefehlshaber der römischen Armee nach Rom geschickt. König Ferdinand von Neapel hatte nämlich ohne vorhergegangenes Manifest seine Truppen unter General Mack in den Kirchenstaat einfallen und den 29. Nov. 1798 Rom besetzen lassen; darauf erklärte das Directorium den Krieg an Neapel. C. sammelte binnen 3 Monaten einen Haufen Menschen, den man eine Armee nannte, und obgleich er Anfangs auf mehreren Puncten zurückgetrieben wurde, gewann er doch bald das Uebergewicht über Mack, vertrieb diesen aus Rom und andern festen Plätzen, unterdrückte die Insurrection in Neapel, und rückte den 25. Januar 1799 in die Hauptstadt des Reichs ein, und proklamirte eine Parthenopeische Republik. Da er es wagte, den Räubereien der vom französischen Directorium gesandten Civilcommissäre mit Gewalt Einhalt zu thun, ließ jenes ihn im März zu Neapel gefangen nehmen und nach Grenoble führen, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die Erneuerung des Directoriums brachte ihm seine Freiheit wieder, und zugleich das Commando über die Alpenarmee. Denn seine Nachfolger hatten durch ihre Untauglichkeit alle von ihm errungenen Vortheile in Neapel wieder verloren. Doch sein Glücksstern war erloschen. Zwar unterstützte er mit seinem mühsam zu Grenoble zusammengebrachten Armeecorps von 30,000 Mann die Unternehmungen Jouberts gegen

die Russen und Oesterreicher und drang in Piemont vor; erlitt aber bei Fossano und Savigliano am 5. Nov. 1799 eine entscheidende Niederlage durch die Oesterreicher, und starb 2 oder 3 Tage nach der Uebergabe von Mondovi am 10. Dec. 1799 an einer in seinem Heere ausgebrochenen Seuche.

Champlain, ein großer Binnensee in Nordamerika zwischen den Staaten New-York und Vermont und mit seinen Oberende sich nach Untercanada erstreckend, ist von Norden nach Süden 17 ½ Meile lang, von Ost nach West 3 Meilen breit, und hat einen Flächenraum von 36 ¾ QM. Er ist 350—600 F. tief, an der Westseite mit hohen Gebirgen umgeben, und endet im Süden in einen schmalen Canal, den Narrows, welcher so starke Strömungen hat, daß ein Schiff nur mit gutem Winde hinauffahren kann. Durch den Nordkanal steht er mit dem Flusse Hudson, durch den Westkanal mit den Eriesee und durch seinen Abfluß mit dem Lorenzstrom in Verbindung. Im Sommer trägt er große Fahrzeuge und im Winter friert er so fest zu, daß er mit den schwersten Schlitten befahren werden kann. Auch die ihm zuströmenden großen Gewässer sind meistentheils schiffbar, werden aber durch Stromschnellen und Katarakten öfter unterbrochen. Auf ihm hielten am 11. Sept. 1814 die Engländer und Nordamerikaner ein kleines Gefecht, worin die Ersteren geschlagen wurden. Entdeckt wurde der Champlainsee im J. 1609 durch den canadischen Statthalter Champlain.

Champmeslé, Marie de, geb. Desmares, eine französische Schauspielerin, die besonders durch Racine's Liebe zu ihr bekannt geworden ist, war 1644 zu Rouen geboren, und sah sich durch die Dürftigkeit ihres Vaters, der einer Mißheirath wegen, von seinen reichen Aeltern enterbt worden war, früh genöthigt, sich eine eigne Existenz zu schaffen. Sie ging aufs Theater, fand aber bei ihrem ersten Auftreten keinen besondern Beifall. Nachdem sie sich mit dem talentvollen Schauspieler Champmeslé verheirathet hatte, ging sie nach Paris, trat hier im Hotel de Bourgogne auf, und ward bald mit Racine bekannt, dessen Unterricht im tragischen Fache sie besonders ihre Erfolge verdankte. Ihre geistreiche Unterhaltung, noch mehr ihre große Schönheit machten ihr Haus zum Sammelplatz aller berühmten Männer jener Zeit, und ihr treffliches Spiel soll Racine zu einer seiner schönsten Schöpfungen begeistert haben. Sie starb am 15. März 1698, kurze Zeit nachdem sie sich vom Theater zurückgezogen hatte. — Ihr Gatte, Charl. Chevillet de C., Sohn eines Bandhändlers, gefiel besonders in komischen Rollen, machte sich aber auch durch mehrere Theaterstücke bekannt, die zu seiner Zeit Beifall erhielten. Sie erschienen unter dem Titel: „Théâtre de C." (2 Bde. 1742 Par. 12.) gesammelt. Er starb am 22. April 1701 plötzlich in der Kirche, wo er für seinen Neffen Messe lesen lies.

Champollion-Figeac, Jean Jacq., ein berühmter französischer Archäolog, geb. 1779 zu Figeac im Departement des Lot, nach beendigten philologischen Studien an der Bibliothek zu Grenoble angestellt, wurde später Bibliothekar und Professor der griechischen Literatur daselbst. Im J. 1828 wurde er Conservator der Manuscripte an der königlichen Bibliothek zu Paris. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören „Antiquités de Grenoble" (Gren. 1807, 4.); „Annales des Lagides" (2 Bde., Par. 1819), wofür er den Preis von der Akademie der Inschriften erhielt, und die er 1820 neu bearbeitete; „Lettre sur l'inscription du temple de Dendérah" (Gren. 1806), „Notice sur une édition d'Homère, entreprise par Wetstein" (Par. 1806) und „Notice d'un manuscrit lat. intitulé: Albani belli libri V." (Par. 1807). Mit dem Lithographen Motte gab er „Les tournois du roi René" nach Handschriften und Originalzeichnungen in der königlichen Bibliothek mit Anmerkungen und Kupfern heraus (Par. 1826, Fol.), von denen nur 200 Exemplare gedruckt wurden, und jedes Exemplar 1300 Francs kostete. Zu Silvestre's Prachtwerk „Paléographie universelle" (Par. 1839 mit 300 Kupfertaf.) lieferte er mit seinem Neffen Aimé C. den Text. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe der „Lettres des rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre (2 Bde., Par. 1840) und „Documents historiques tirés de la bibliothèque royale" (Bd. 1, Par. 1842).

Champollion, Jean François, der Bruder des Vorigen, ein scharfsinniger Forscher über die alten ägyptischen Schriftarten, besonders der Hieroglyphen, wurde zu Figeac am 23. Dec. 1790 geboren, von seinem ältern Bruder sorgfältig erzogen, und erhielt schon 1809 die Stelle eines Professors der Geschichte bei der Akademie zu Grenoble. Früh schon hatte er eine besondere Vorliebe für das ägyptische Alterthum gezeigt, weshalb er sich mit der koptischen oder ägyptischen Sprache bekannt machte. Das Resultat dieses Studiums war sein Werk „Égypte sous les Pharaons“ (3 Bde., Par. 1814). Für kurze Zeit unterbrach Napoleon's Rückkehr von Elba, und der enthusiastische Empfang, der ihm in Grenoble zu Theil wurde, und an welchem auch C. Theil nahm, die ernsten Studien des jungen Gelehrten. Die Bourbons schickten C. dafür in die Verbannung, und nachdem er lange Zeit in den Alpen umher geirrt war, kehrte er in seinen Geburtsort zurück, bis er später mit seinem Bruder Erlaubniß erhielt, sich in Paris niederzulassen. Hier lebte er Anfangs als Privatgelehrter, erregte aber bald durch seine Studien über die Hieroglyphen allgemeine Aufmerksamkeit, und gewann namentlich die Gunst des Herzogs von Blacas. Durch dessen Vermittelung bereiste er auf Kosten des Königs 1824—26 Italien, wurde 1826 Director des neu gestifteten ägyptischen Museums, und unternahm endlich 1828 auf öffentliche Kosten eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten. Nach seiner Rückkehr im J. 1830 beschäftigte er sich mit einer Ausarbeitung seiner reichen Sammlungen und Untersuchungen, starb aber schon am 4. März 1832 an der Cholera. Außer der erwähnten Schrift schrieb er „Lettre à M. Dacier, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques“ (Par. 1822) und „Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens“ (Par. 1824; 2. Aufl. 1828), worin er die schon vom Engländer Young aufgestellte Behauptung, daß manche Hieroglyphen phonetische oder alphabetische Zeichen seien, näher zu begründen suchte; „Panthéon égyptien“ (Par. 1823) mit Abbildungen ägyptischer Gottheiten aus den Papyrusrollen, und mit Bemerkungen über die ägyptischen Benennungen; „Lettres à M. le duc de Blacas relatives au musée royal égyptien de Turin“ (2 Bde., Par. 1824—26). Nach C.'s Tode erschienen „Lettres écrites d'Égypte et de Nubie“ (Par. 1833; deutsch Quedlinb. 1835). Seine nachgelassenen Manuscripte, die über 2000 Seiten füllten, kaufte die königliche Bibliothek zu Paris für 50,000 Francs. Davon erschienen bis jetzt im Druck die „Grammaire égyptienne“ (3 Bde., Par. 1838—41) und die „Monuments de l'Égypte et de la Nubie d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de C.“ (4 Bde., Fol., und 2 Bde., 4., Par. 1840—41). Als Gegner seiner Ansichten über die Hieroglyphen traten besonders Klaproth (s. d.) und Seyffarth (s. d.) auf.

Chamsin, ein Südwind in Aegypten, der alle Jahre regelmäßig wiederkehrt, so heftig weht, daß 50 Schritte weit Alles unsichtbar wird, und bei dessen Wehen die Menschen ein Gefühl von Hitze, verbunden mit einem Schmerze, der Nadelstichen ähnlich ist, empfinden. Er weht zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche, hält aber nur höchstens 3—4 Tage an. (S. Samum).

Chandler, Richard, ein berühmter englischer Hellenist, geb. 1738, studirte zu Oxford, machte sich zuerst einen Namen durch die Herausgabe der „Marmora Oxoniensia“ (Oxf. 1763, Fol.), worin er mehrere Lücken in der Chronik von Paros ausfüllte. Die antiquarische Gesellschaft zu London, und das Magdalenencollegium in Oxford ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und die Gesellschaft Dilettanti übertrug ihm die Leitung einer Reise nach dem Oriente zu antiquarischen Sammlungen und Forschungen. Er bereiste nun mit Pars und Revett in den Jahren 1764—1766 Attika, Argolis, Jonien und Elis, kehrte mit vielen Alterthümern und Notizen nach England zurück, erhielt die Würde eines Dr. der Theologie, und gab nun als Resultate seiner Reise folgende Werke heraus: „Antiquitates ionicae“ (Oxf. 1769—1800, 2 Bde.), „Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis, collectae“ (Oxford 1774—76, 2 Bde.), deutsch von Boje (Leipzig 1776 und 1777), „Reise nach Kleinasien“ (1775), „Reise nach Griechenland“ (1776), „Geschichte von Troja“ (London 1802, 4).

C. zeichnete sich besonders in der Kunst, alte Handschriften zu entziffern und zu copiren, aus. C. starb als Rector des Sprengels zu Tilchurst in Berkshire den 9. Febr. 1810.

Chandos, Marquis, dann Herzog von Buckingham und C., geb. 1797, ist der einzige Sohn des 1839 verstorbenen Herzogs von Buckingham, dessen sämmtliche Titel und Würden er erbte. Seit 1820 Vertreter der Grafschaft Buckingham, in der seine Familie großen Einfluß besaß, gehörte er Anfangs zur Partei der Whighs, trat aber 1828 mit seinem Vater zu den Tories über. Daher war er ein Hauptvertheidiger der Korngesetze, strebte aber dabei demungeachtet nach einem Schein von Popularität, wie er denn 1835 angeblich im Interesse der Pächter, mehr aber wohl zu Gunsten der großen Grundbesitzer, die Abschaffung der Malzsteuer beantragte, und in gleichem Interesse die Clausel in der Reformbill durchsetzte, daß die Zeitpächter, welche 50 Pfd. Strl. und darüber Pacht zahlten, in den Grafschaften das Wahlrecht erhielten, wodurch er den Tories überwiegenden Einfluß sicherte. Im Jahre 1838 hätte er fast das Ministerium zur Abdankung gezwungen, indem er im Unterhause den Antrag stellte, daß das Parlament über die kostspieligen Vorbereitungen des Ministeriums bei der Absendung des Lord Durham nach Canada seine Mißbilligung zu erkennen geben sollte. Der Antrag wurde nur mit zwei Stimmen zurückgewiesen. Im Jahre 1839 kam er nach dem Tode seines Vaters in das Oberhaus.

Chantrey, Francis, ein ausgezeichneter engl. Bildhauer, geb. 1782 in Morton, einem Dorfe an der Grenze der Grafschaft Derby. Schon als kleiner Knabe war es seine liebste Beschäftigung, Figuren aus Thon und Aehnlichem zu bilden. Nach dem Wunsche seiner Mutter (der Vater, ein begüterter Landmann, war bereits gestorben) sollte er ein Rechtsgelehrter werden, und deshalb die Schule zu Sheffield besuchen. Am ersten Tage seines Aufenthaltes daselbst sah er vor dem Fenster des Bildhauers und Vergolders Ramsay einige Figuren aufgestellt, und sein Entschluß, Künstler zu werden, war gefaßt. Ramsay wurde sein Lehrmeister. Hier arbeitete er 3 Jahre mit dem unermüdetsten Fleiße, er zeichnete und modellirte, wobei er die Natur zu seinem großen Vorbilde nahm. 1802 ging er nach London, und fertigte die Büste des geistvollen Horne Tooke. Durch diese gelungene Arbeit, in welcher man seine treffliche Manier erkannte, erlangte er einen solchen Ruf, daß ihm nachher die Stadt London die Ausführung des Standbildes Georg's III. übertrug. Nach Vollendung dieses Werkes machte er die Zeichnung zu einem Denkmale Nelson's, welches bei Yarmouth sich erheben sollte: Nelson als Pharus, 130 Fuß hoch, auf einem von den Vordertheilen der genommenen feindlichen Schiffe erbauten Fußgestelle. Allein die Ausführung mußte unüberwindlicher Hindernisse halben unterbleiben. Unter seinen genialen Arbeiten zeichnet sich eine Gruppe zweier im Tode sich zärtlich umfassender Schwestern, in der Kathedrale zu Lichfield die knieende Lady St. Vincent, und ein eine Taube liebkosendes Mädchen zu Woburn-Abtei ganz besonders aus. Unter seinen neuesten geschätzten Werken befinden sich die Büsten von Walter Scott, Playfair, Wordsworth u. a. 1814 reiste C. nach Paris und dann nach Italien. Geht man auch zu weit, ihn den britischen Canova zu nennen, so bleibt es doch ausgemacht, daß er, die Natur zum Vorbilde, sich eine neue Bahn schuf, und auf Veredlung seiner Kunst in England einen bedeutenden Einfluß ausübte.

Chaos (*χάος*, von *χάειν*, *χαίνειν* offen stehen) ist der Grundbedeutung nach ein leerer Raum, in welchem das All sich bildete, also das Erste, was Gott schuf, das Urelement. Aus diesem dunkeln Raume trat bei Gottes Schöpferrufe die sichtbare Welt hervor. Mehrere morgenländische Völker, z. B. die Phönicier, nahmen 2 sich später zur Erschaffung des Weltalls einigende Grundprincipien an: den Geisteshauch (Chronos), und das nächtliche Chaos (den dunklen Nebel); oder nach Anderen war das Ch. die formlose, ewige, unsichtbare, von Niemandem geschaffene Natur, in welcher die sichtbare sich bildete. Nach dem Glauben der Griechen schuf die Zeit (*χρόνος*) das Ch., den Erebus und den Tartarus, aus welchen die übrige Schöpfung entstand. Nach Andern, z. B. Hesiod, waren die 4 Grundprincipe, aus welchen Alles entstand: das Ch., die Erde, der Tartarus und Eros (Amor). Nach der Meinung der spätern Griechen war Ch. der un-

ausgebildete Urstoff, aus welchem Himmel und Erde hervorging, und nach den ionischen Philosophen war Ch. das Wasser oder die Luft, woraus Chronos die Welt formte. Die Römer verstanden unter Chaos das, was Ovid „rudis indigestaque moles" nennt.

Chapelain, Jean, französischer Dichter, geb. zu Paris am 4. Dec. 1595, studirte Anfangs Medicin, wurde später Erzieher der Söhne des Marquis de la Trousse, und widmete sich von da an dem Studium der Dichtkunst und schönen Wissenschaften. Eine Vorrede, die er zu Marini's „Adone" schrieb, machte ihn zuerst mit dem Cardinal Richelieu bekannt, und da er sich diesem vielfach gefällig zeigte, und mit ihm, bisweilen auch für ihn, arbeitete, so überhäufte ihn Richelieu mit Gunstbezeugungen, ernannte ihn zum Mitglied der neu errichteten Akademie, beauftragte ihn mit der Einrichtung derselben, und gab ihm einen bedeutenden Jahrgehalt. Von jetzt an war C. das Orakel der französischen Dichter seiner Zeit, und Alles, was er herausgab, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Hierdurch wurde er bestimmt, die Geschichte der Jungfrau von Orleans in ein Epos zu bringen, und damit er es mit Ruhe vollenden könnte, verlieh ihm der Herzog von Longueville, der von ihm etwas Bedeutendes erwartete, einen Jahrgehalt. C. begann sein Gedicht im Jahre 1630, aber erst 1656 erschienen 12 Gesänge von dem auf 24 Gesänge berechneten Ganzen. Die Langweiligkeit und das gänzlich Verfehlte des Gedichts machten es zu einem Gegenstand beißender Epigramme. Es sank bald in Vergessenheit, denn C. hatte sich darin nichts weniger denn als Dichter gezeigt. Er starb am 22. Febr. 1674. Die vollständigste Ausgabe seines Gedichts in 18 Büchern erschien zu Genf 1762. Die vollständige Originalhandschrift wird in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt.

Chapelle, eigentlich Claude Emanuel L h u i l l i e r, genannt Ch., geb. 1626 zu La Chapelle bei Paris, einer der lieblichsten französischen Dichter, stand mit Lafontaine, Racine, Boileau, Molière u. A. in vertrauten Freundschaftsverhältnissen. Seine Werke zeichnen sich durch Anmuth, Witz und leichten, fröhlichen Styl aus. Das vorzüglichste ist: „Relation d'un voyage fait en France" (1662, 12.). Außerdem schrieb er Episteln, Lieder, Sonette. Er starb den 12. Sept. 1686. Seine Werke gab Lefevre de St. Marc (1755, 2 Bde.) heraus.

Chappe, Claude, geb. 1763 zu Mans, war zum geistlichen Stande bestimmt, beschäftigte sich aber viel mit den Studien, besonders mit der Physik, und lieferte zum „Journal de physique" mehrere werthvolle Abhandlungen. Der Wunsch, sich seinen einige Stunden von ihm lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, mit ihnen durch Zeichen zu sprechen. Nachdem er seine Entdeckung auch im Großen ausführbar fand, übergab er 1792 der Nationalversammlung die Beschreibung der von ihm erfundenen Maschine, die er T e l e g r a p h (s. d.) nannte. 1793 wurde die erste telegraphische Linie an der Nordküste angelegt. Obgleich sich die Seefahrer schon im Alterthume Worte durch Zeichen mitgetheilt hatten, so muß man doch Ch. die Ehre zuerkennen, diese Kunst vervollkommnet und systematisch angewandt zu haben. Da ihm dies indeß streitig gemacht wurde, so betrübte er sich hierüber so sehr, daß er sich am 26. Januar 1805 in einem Anfalle von Melancholie in einen Brunnen stürzte, worin er ertrank. — Sein Bruder, J e a n J o s e p h C., wurde nach ihm Director der Pariser Telegraphen, verlor aber seinen Posten unter Villèle's Ministerium und starb am 26. Jan. 1829 zu Paris. Als Schriftsteller machte er sich durch die verdienstvolle „Histoire de la télégraphie" (2 Bde., Par. 1824) bekannt.

Chappe d'Auteroche, Jean, franz. Astronom, geb. am 2. März 1722 zu Mauriac in Auvergne, widmete sich Anfangs dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber später vorzugsweise mit dem Studium der Astronomie, und wurde Mitglied der Akademie. Im Auftrage derselben ging er 1761 nach Tobolsk, um daselbst den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Seine Beobachtungen wurden von einem heitern und reinen Himmel begünstigt. Nach seiner Rückkehr nach Paris gab er seine „Voyage en Sibérie fait en 1761" (2 Bde., Par. 1768, 4. m. Atlas) heraus, die manches Lehrreiche enthält, aber auch manche ungünstige Bemerkungen über Rußland, deren Widerlegung auf ziemlich nach-

drückliche Weise die Kaiserin Katharine II. selbst mit Schuwalow in dem Werke „Antidote ou examen du mauvais livre superbement imprimé, intitulé voyage de l'abbé C.“ (2 Bde. Amst. 1771) übernahm. Zu einer ähnlichen Beobachtung reiste C. 1769 auf Kosten der Akademie auch nach Californien, starb aber schon am 1. Aug. 1769 zu San-Lucar. Seine Beobachtungen auf dieser Reise gab C. F. Cassini in der „Voyage en Californie“ (Par. 1772, 4.) heraus, die aber wenig Beifall fand.

Chaptal, Jean Antoine Claude, Graf von Chanteloup und Pair von Frankreich, wurde am 5. Juni 1753 zu Nogaret, im Departement de Lozère, geboren, studirte die Medicin und die Naturwissenschaften, und lebte beim Ausbruch der Revolution als praktischer Arzt zu Montpellier. Er nahm 1791 an der Bestürmung der Citadelle von Montpellier den thätigsten Antheil, und half 1793 durch seine chemischen Kenntnisse dem Pulvermangel ab. 1794 wurde er bei der Verwaltung im Depart. Herault angestellt und Professor der Chemie zu Montpellier. Vier Jahre später trat er in das Institut ein, wirkte günstig für die Sache des 18. Brumaire, und wurde 1799 zum Staatsrathe, und im folgenden Jahre zum Minister des Innern befördert. Doch entsagte er seinen Lieblingsbeschäftigungen keineswegs, sondern errichtete vielmehr in der Nähe von Paris eine chemische Manufactur. Eine Zeit lang (1804) entzog ihm Napoleon seine Gunst, weil er den Runkelrübenzucker nicht öffentlich auf Kosten des Zuckerrohrs loben wollte; doch schon 1805 wurde er wiederum Großkreuz der Ehrenlegion, und trat in den Erhaltungssenat. Während der 100 Tage war er Staatsminister und Generaldirector des Handels und der Manufacturen. Die Rückkehr der Bourbons entzog ihn dem öffentlichen Leben; allein 1816 wurde er Mitglied der 6. Section der Akademie der Wissenschaften. Er starb im Jahre 1832. Ch. leitete die chemischen Manufacturen zu Montpellier und Neuilly, und man verdankt ihm mehrere, auf die Grundsätze der Chemie gegründete Erfindungen, z. B. das Färben der Baumwolle mit türkischem Roth, den Gebrauch alter Wolle statt der Oele bei Verfertigung der Seife u. s. w. Unter seinen Schriften zeichnet sich vornehmlich aus: „Chimie appliquée aux arts“ (Paris 1807, 4 Bde., übers. von Hermbstädt, Berlin 1808), und seine: „Chimie appliquée à l'agriculture“ (Paris 1823, 2 Bde.).

Charade, oder Sylbenräthsel, ist eine Abart des Räthsels, in welcher zuerst die einzelnen Sylben des Wortes, durch welches der nicht genannte Gegenstand bezeichnet wird, und dann das Ganze selbst nach den ihm eigenthümlichen Merkmalen in der ästhetischen Form versinnlicht werden müssen, damit man den verborgenen Gegenstand errathe. Am Meisten haben hierin die Deutschen und Franzosen geleistet.

Charakter (vom gr. χαράσσειν, prägen, stempeln,) bedeutet eigentlich das Gepräge oder Merkmal, das durch Schnitt, Eindruck härterer Stoffe in andere, weichere Stoffe, z. B. Holz, Stein, Metalle, gegeben wird; daher z. B. Charaktere auch jetzt noch die Schriftzeichen und überhaupt jedes unterscheidende, auszeichnende Merkmal irgend eines Gegenstandes bezeichnen. So spricht man von dem Charakter einer Pflanze, eines Thieres, einer Gegend, eines Ereignisses, eines Zeitalters, eines Kunstwerks, und bezeichnet damit das Eigenthümliche, wodurch sich ein Gegenstand mehr oder weniger scharf von ihm gleichartigen Gegenständen unterscheidet. So allgemein genommen ist C. ziemlich gleich bedeutend mit Individualität. Doch hat das Wort C. noch eine engere Bedeutung, wo es sich wesentlich von der bloßen Individualität unterscheidet, und der Inbegriff der Persönlichkeit als die feste und bestimmte Gestalt des Wollens erscheint, wobei das Letztere nicht blos als ein vereinzeltes Phänomen des geistigen Lebens, sondern als der Ausdruck der ganzen Structur der Neigungen, Gesinnungen, Ueberzeugungen und Entschließungen des Menschen betrachtet werden muß. Die Individualität wird immer unbewußt sein; sie wächst mit dem Menschen heran; der C. im engern Sinne ist ausschließend das Eigenthum einer vernünftigen Persönlichkeit. Die Individualität kann schwankend, unbestimmt, launenhaft sein; von dem C. erwartet man Festigkeit, Entschiedenheit, Consequenz und innere Haltung. Oft genug steht daher auch die Individualität im Kampfe mit dem C., und Charakterlosigkeit

läßt sich recht gut mit sehr kenntlicher Individualität denken, ja sie bildet oft sogar einen ganz bezeichnenden Zug der Individualität. Aber nur wo die Individualität mit dem C. verschmilzt, ist ein fester C. möglich. Uebrigens liegt darin, daß Jemand überhaupt einen C. hat, noch keine Bürgschaft, daß der C. auch sittlichen Werth habe, denn der unsittliche Mensch kann eben so gut einen festen Charakter haben als der sittliche. Der sittliche C. besteht in der Festigkeit, Klarheit und Entschiedenheit des sittlichen Wollens. Er ist ohne sittliche Bildung nicht möglich. Für die Bildung solcher und anderer Charaktereigenschaften haben aber die gewöhnliche Erziehung, Ermahnung und Zureden weit weniger Einfluß als der Umgang und besonders die Nothwendigkeit des Handelns, was freilich auf psychologischen Untersuchungen beruht, die tief in die Genesis des geistigen Lebens eindringen. — In der Kunst hat der Ausdruck **Charakter** ebenfalls eine weitere und eine engere Bedeutung. Im Allgemeinen heißt C. in allen Arten künstlerischer Darstellung, eine Idee in individueller Gestalt zur Anschauung zu bringen, und **Charakteristik** heißt dann die Gesammtheit aller der Mittel, wodurch der dargestellte individuelle Gegenstand in sich selbst begrenzt und seiner Eigenthümlichkeit nach bezeichnet wird. Jede der verschiedenen einzelnen Künste besitzt wieder verschiedene Mittel der Charakteristik. Der Dichter, der bildende Künstler, der Schauspieler 2c. werden ein Jeder anders charakterisiren. Doch ist die künstlerische Darstellung nicht bloße Charakteristik, d. h. nicht bloße Auffassung und Darstellung des durch seine eigenthümliche Natur individuell Bestimmten; genauere Bestimmungen über das Verhältniß des Charakteristischen und des Idealen gehören aber in die Aesthetik. Vom Charakter im engern Sinne kann in der Kunst nur da gesprochen werden, wo wollende und handelnde Wesen Gegenstände der Darstellung bilden. So spricht man von Charakteren im Drama 2c. In der bildenden Kunst kann von Charakteristik nur insofern die Rede sein, als die äußere Erscheinung, die Haltung des Körpers, die Mienen und Gesichtszüge, Symbole für geistige Zustände sind. In der Musik und Baukunst wird Charakteristik nur im allgemeinen Sinne gebraucht. — In der Kupferstecherkunst versteht man unter **Charakter** den Ausdruck der dargestellten Figuren überhaupt, und die Deutlichkeit und die Bestimmtheit der Umrisse insbesondere.

Chardin, Jean, ein berühmter Reisender des 17. Jahrh., geb. am 26. Novbr. 1643 als Sohn eines protestantischen Goldarbeiters zu Paris, wurde in seinem noch nicht vollendeten 21. Lebensjahre von seinem Vater nach Ostindien geschickt, um Diamanten einzukaufen. Nach kurzem Aufenthalt zu Surate begab er sich an den Hof von Persien nach Ispahan, wo er schon nach 6 Monaten zum ersten Hofjuwelier des Schahs ernannt wurde. Die Verbindungen, in die er als solcher mit den meisten Großen des Reichs kam, machten es ihm leicht, zuverlässige Nachrichten über Politik, Staatsverfassung, Militär, Sitten und Gebräuche des Landes zu erhalten. Zweimal besuchte er die prächtigen Ruinen von Persepolis. Nach einem 6jährigen Aufenthalte in Ispahan kehrte er 1760 mit reichen historischen und antiquarischen Sammlungen nach Frankreich zurück, sah sich aber schon im folgenden Jahre durch die Verfolgungen, denen er als Protestant ausgesetzt war, veranlaßt, zum zweiten Male nach Asien zu gehen. Als er nach einem 10jährigen Aufenthalte in Persien und Indien 1681 nach Europa zurückkehrte, war es nicht Frankreich, sondern England, das er zu seinem fernern Aufenthalte wählte. Er wurde hier vom König Karl II. mit Auszeichnung aufgenommen, und in der Folge zu mehrern Gesandtschaften an die Vereinigten Niederlande gebraucht, und starb in England am 26. Jan. 1713. Die beste Ausgabe seiner „Voyages en Perse et autres lieux de l'orient“ (Lond. 1686, Fol. mit Kupf.) besorgte Langlès (10 Bde., Par. 1811, mit Atlas in Fol.).

Charente, ein bedeutender Fluß im Westen Frankreichs, der beim Dorfe Cheronnac im Limousin entspringt, bei Montignac schiffbar wird und unterhalb Rochefort der Insel Aix gegenüber, im atlantischen Ocean mündet. Er gibt zwei Departements, dem der Charente und dem der Charente inférieure, den Namen. Das erstere besteht aus dem ehemaligen Angoumois, einem Theil von Saintonge und Limousin, liegt zwischen den Departements der beiden Sèvres, Vienne, Obervienne, Dordogne, Gironde und Untercharente,

und umfaßt 104 □M. mit 367,000 Einw. Das Land ist theils mit Hügeln, zum Theil mit Bergen erfüllt, wird von der hier schiffbaren Charente und ihren Nebenflüssen Tardoire und Bandia bewässert, und hat im Allgemeinen ein mildes Klima, obgleich mitunter heftige Stürme stattfinden. Der Ackerbau wird zwar nicht besonders cultivirt, erzeugt aber doch das für die Bewohner nöthige Korn; Weizen und Maismehl wird sogar ausgeführt; auch baut man Hanf und Flachs, und fertigt hieraus, wie aus welschen Nüssen, Oel, wovon jährlich gegen 16,000 Hektoliter ausgeführt werden. Haar- und Federwild gibt es in Menge, auch werden viel Trüffeln gefunden. Bedeutend ist der Weinbau, und aus dem hier erzeugten weißen Wein bereitet man den unter dem Namen Chollet geschätzten Branntwein, und fast jeder Weinbergbesitzer braut sich für den Hausbedarf den bekannten Cognac. Im J. 1833 stieg die Ausfuhr von Cognac nach England auf 110,000 Hektoliter, zum Werth von 9 Mill. Francs; nach dem Innern Frankreichs werden gegen 44,000 Hektoliter, zum Werth von 4 Mill. ausgeführt. Noch beschäftigen sich die Bewohner viel mit Obstbau und Viehzucht, namentlich mit dem Mästen des Rindviehes. Jährlich führt man gegen 25,000 Stück davon ein und 24,000 fette Ochsen wieder aus. In den Bergbezirken finden sich viele und gute Eisenminen, mit einem königlichen Hochofen und 3 Rothkupferhütten, eine Bleimine und schöne Baumühlsteine und Schieferbrüche. Noch liefern bedeutende Papiermühlen gutes Druck- und Schreibpapier, und mit allen diesen Producten treibt man einen nicht unansehnlichen Handel. In kirchlicher Hinsicht stehen die Einwohner unter dem Bischof von Angoulême, der in diesem Departement 29 Hauptkirchen hat. Die hier ansässigen 11,000 Reformirten besitzen eine Consistorialkirche und mehrere Bethäuser. Das Departement gehört zur 20. Militärdivision, steht unter dem königlichen Gerichtshof zu Bordeaux, und hat Angoulême zur Hauptstadt. — Das Departement **Charente inférieure** wurde aus dem frühern Aunis und Saintonge gebildet, und grenzt südlich und westlich an den Ocean, nördlich an das Departement Vendée, östlich an die Departements der beiden Sèvres, der Charente und Gironde. Der Boden besteht zum Theil aus trocken gelegten Sümpfen, und ist nur wenig hügelicht; an der Küste finden sich viele Salzflüsse, aus denen man viel und gutes Salz gewinnt. Der Hauptfluß ist die Charente, die hier in das Meer mündet. An der südlichen Grenze fließt die Gironde mit ihren schiffbaren Nebenflüssen. Daneben ist das Land von mehrern Kanälen durchschnitten, von dem vorzüglich der Kanal von Niort nach Rochelle zu bemerken ist. Das Land hat ein sehr mildes Klima, das nur an den Moräſten ungesund wird. Ungeachtet des vernachlässigten Ackerbaus bringt der Boden Getreide, Hanf und Flachs in Menge hervor; auch Obst (vorzüglich Kastanien, Nüsse und Pflaumen) wird in Menge und besonderer Güte erbaut, und der ansehnliche Weinertrag zu Branntwein verarbeitet. Unter den hier gezogenen Hausthieren schätzt man besonders die Pferde, Schaafe rc. Das Meer und die Flüsse bieten Fische und Austern in Ueberfluß; Mineralien, außer Seesalz, finden sich wenig. Das Departement enthält auf 130 □M. 470,000 E. Die Industrie ist unbedeutend, und beschränkt sich auf einige Fabriken in Weberei, Porzellan und Glas; wichtiger ist der Handel, der besonders durch die schiffbaren Flüsse, Kanäle und zahlreichen Rheden und Häfen an der Küste sehr befördert wird. Der bedeutendste Hafen für den Krieg und Handel ist Rochefort, für den Handel allein La Rochelle, welches zugleich die Hauptstadt des Departement ist. Zu dem Departement gehören auch die Inseln Rhé, Oleron und Aix.

Charenton, ein Marktflecken im Departement Seine eine Stunde von Paris, liegt am rechten Ufer der Marne, die sich in der Nähe mit der Seine vereinigt, und über welche eine steinerne Brücke führt. In Ch. ist eine Anstalt für 400 Wahnsinnige, an deren Wiederherstellung man kein Bedenken trägt. In den neuern Zeiten sind große Eisenwerke hier angelegt worden, welche, durch fünf Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, 500 Arbeiter beschäftigen. Auf dem linken Ufer der Marne liegt das Schloß Alfort, seit 1764 mit einer berühmten Thierarzneischule und vortrefflichen dazu gehörigen Sammlungen. 865 wurde Ch. von den Normännern erobert. 1814 gelang es den Oesterreichern, Ch. einzunehmen,

welches von den Zöglingen der Thierarzneischule lange tapfer vertheidigt wurde. 1813 starb hier Sades, der Verfasser der „Justine", im Irrenhause.

Charette de la Contrie, Franç. Athanase, einer der thätigsten und kühnsten Anführer der Vendéer im Kampfe gegen die republikanischen Franzosen, geb. zu Coussé bei Ancenis am 17. April 1763, trat 1779 in den Dienst der königlichen Marine, und war 1789, nachdem er alle niedern Grade durchlaufen hatte, Schiffslieutenant, verließ aber den Dienst in Frankreich, da sich sein adliges Blut gegen die Ideen der neuen politischen Ordnung empörte. Er ging nach Koblenz, gerieth aber hier durch Spielsucht in tiefe Schulden, und kehrte deshalb in die Bretagne zurück. Hier wurde er zunächst Chef der Nationalgarde, suchte dann in Paris Krone und König zu retten, und kam am 10. August in drohende Lebensgefahr. Glücklich der Volkswuth entgangen, lebte er fortan auf seinem Schlosse Fonteclause ein lustiges Leben. Nur mit Widerwillen folgte er der Aufforderung der Insurgenten von Nieder-Poitou, sich als Chef an ihre Spitze zu stellen. Anfangs war ihm das Glück nicht günstig. Der republikanische General Boulard brachte ihm 1793 wiederholte Niederlagen bei, und sein Haufen begann ihn zu verlassen. Da erwachte der Ehrgeiz in ihm, und ein tollkühner Angriff, den er mit wenigen Getreuen gegen die Republikaner an der Brücke von St. James in der Nähe von St. Colombin ausführte, stellte sein Ansehen wieder her, und brachte in Kurzem die ganze untere Vendée in die Gewalt der Insurgenten. Jetzt traten auch die Chefs der obern Bretagne, mit dem Obergeneral Cathelinau, mit C. in Verbindung. Tief gekränkt, daß man ihm nach Cathelinau's Tode den Oberbefehl nicht übertrug, blieb er zwar Anfangs bei dem vereinigten Heere, verließ aber nach dem Siege Bonchamps (s. d.) über Kleber die große Armee, und kehrte in das vom Feinde geräumte Gebiet zurück. Er rechnete auf eine entscheidende Niederlage der Glaubensarmee, um dann die Trümmer des aufgelösten Heeres zu sammeln, und sich so zum Herrn der Insurrection zu machen. Die völlige Niederlage der Vendéer erfolgte freilich zu Mans und Chantonay; doch auch er selbst war überall, wo er sich zeigte, geschlagen worden, und hatte dadurch, wie durch sein feindliches Benehmen, gegenüber der gemeinsamen Sache, das öffentliche Vertrauen verloren. Larochejaquelin war zum Generalissimus ernannt worden, und abermals kehrte er, in seinen ehrgeizigen Erwartungen getäuscht, in die Untervendée zurück. Als die Insurrection ihrem Ende nahe schien, schien er immer eifriger zu werden in dem erbitterten Kampfe. Er sengte und brannte, und machte seinen Namen zum Schrecken der Republikaner. Da er endlich fühlte, daß die schroffe Stellung ihm auch in dem Vertrauen seiner nächsten Anhänger schaden müsse, schloß er sich endlich an Larochejaquelin's Nachfolger, Stofflet, zum gemeinsamen Handeln an; nur dauerte diese Verbindung bei C.'s übertriebenem Ehrgeiz nicht lange. Nach fast gänzlicher Auflösung des Vendéer Heeres schloß er endlich am 15. Febr. 1795 mit dem Convent Frieden und verpflichtete sich sogar, Stofflet's Unterwerfung zu bewirken. Mit vier seiner Offiziere erschien er in voller Uniform in Nantes. Als aber die Behörden ihm befahlen, die royalistischen Abzeichen wegzulegen, weil die Bevölkerung ihren Unwillen darüber laut zu erkennen gab, und als General Hoche, den Worten des Vertrags zuwider, mehrere Vendéerhäuptlinge verhaften ließ, kehrte C. in sein Hauptquartier zurück, entschlossen, den Krieg bis auf den letzten Mann fortzusetzen. Doch das Glück war von den Vendéern gewichen. Die Landung der Emigranten auf Quibéron verunglückte, Graf Artois erschien nicht in der Vendée, um sich an die Spitze einer allgemeinen Erhebung zu stellen, und C. sah sich endlich genöthigt, von dem Walde von Aizenay aus, einen auf sich beschränkten Krieg zu führen. Verlassen und schwer verwundet, fand man ihn im Walde von Chabotière, und brachte ihn nach Angers, wo er am 29. März 1796 erschossen wurde. Edle Motive haben ihn weder bewogen den Kampf zu beginnen, noch darin auszuhalten; ja man kann wohl behaupten, daß sein Neid, seine Ehrsucht und Rachsucht nicht wenig zum Mißlingen der Insurrection beitrug.

Chargé d'Affaires, s. Gesandter.

Chariklo, eine Nymphe, die Freundin der Minerva und die Gemahlin des Eueres, war die Mutter des Tiresias, und erhielt von der Göttin für ihren Sohn die Gabe der Weissagung, als er blind geworden war, weil er dieselbe nackend gesehen hatte. — Eine andre Chariklo war die Tochter des Apollo oder Perses, Gemahlin des Centauren Chiron, welchem sie die Okyrhoe gebar.

Charitinnen, s. Grazien.

Chariton ist der Verfasser eines Romans, welcher die Liebesabenteuer des Chäreas und der Kalirrhoe in einer für jene Zeiten noch ganz erträglichen Sprache und einfacher ziemlich unverstellter Darstellung beschreibt. Einige Kritiker glauben, der Name und Geburtsort des Verfassers, er soll aus Aphrodisias in Karien gebürtig sein, sei nur erdichtet, da der Verf. selbst in seinem Roman eine Anspielung auf die Göttin der Anmuth, Charis, und der Liebe, Aphrodite, machte. Er scheint dem 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. anzugehören. Der Roman wurde mit einem sehr gelehrten Commentar zuerst von d'Orville (3 Bde., Amst. 1750, 4), nach der einzigen bis jetzt bekannten Handschrift in Florenz herausgegeben; einen verbesserten Text besorgte Beck (Leipzig 1783) mit lateinischer Uebersetzung von Reiske; der bloße Text erschien zu Venedig 1812, eine deutsche Uebersetzung von Heyne (Leipzig 1753) und Schneider (Leipzig 1807).

Charivari heißt eigentlich ein Ständchen mit Kesseln, Pfannen, Pfeifen und wildem Getöse, wodurch man der Person, der es gilt, ein allgemeines Mißfallen an den Tag zu legen sucht. Schon im Mittelalter und wohl auch hier und da noch jetzt bringt man ein solches Spottständchen solchen Personen zur Verhöhnung, welche sich zum dritten oder vierten Male, oder in ungleichem Alter verheirathen. Gegenwärtig hat das C. vorzugsweise eine politische Bedeutung, und hat sich von Frankreich aus in die angrenzenden Länder verbreitet. So empfing während der Restauration das Volk die unpopulären Deputirten mit C.'s. In neuester jedoch hat die Polizei auch diesem Gebrauch, durch den sich die Volksstimme Luft zu machen suchte, Schranken gesetzt, und die Personen, welche eine öffentliche Rolle spielen, werden nur noch in den Journalen der öffentlichen Verhöhnung preisgegeben. C. ist auch der Titel eines Pariser Tageblatts, welches diese Geißel am Schonungslosesten schwingt. Es wurde im Dec. 1832 gegründet, und kann für eine glückliche Fortsetzung des „Nain jaune" gelten, an dem im Anfang der Restauration alle Mitglieder der Opposition thätigen Antheil nahmen. Gleich bei seinem ersten Erscheinen erfreute sich das C. eines großen Beifalls, den es bis jetzt sich zu erhalten gewußt hat. Außer den geistreichen Aufsätzen, welche zum größern Theil von Forgues (Old-Nick) und von dem beliebten Vaudevillendichter Varnier herrühren, verdankt das Blatt seine Weiterverbreitung besonders den gelungenen Caricaturen von Grandville, Gavarni, Daumier, Lorentz u. A., die in ihrem Genre unübertrefflich sind. Dadurch schließt sich der C. besonders an die um das Jahr 1833 eingegangene „Caricature" an, obgleich es seit den Septembergesetzen in seinen Caricaturen nicht mehr auf das Feld der Politik überschweifen darf. In Frankreich, wo das Wort „Le ridicule tue" (der Spott tödtet) eine Wahrheit ist, kann der C. für eine Macht gelten. Auch in Deutschland und in der Schweiz hat man Nachahmungen unter dem Titel C. versucht.

Charkow, Hauptstadt der slobodischen Ukraine in Rußland, am Zusammenfluß des Lopan und der Charkowka mit 1500, meist hölzernen, Häusern und 25,000 Einw., hat 10 Kirchen, 2 Klöster, ein Waisenhaus, eine Naturaliensammlung, weibl. Erziehungsanstalt, philotechnische Gesellschaft, seit 1803 eine Universität mit einer Bibliothek, 38 Professoren und über 300 Studenten, von denen 60 auf Kosten der Regierung unterhalten werden, und 6 Jahre, nach Beendigung der akademischen Studien, als Lehrer an Schulen zu dienen verpflichtet sind. Die philotechnische Gesellschaft hat sich viel Verdienst erworben durch Anlegung von Fabriken, Branntweinbrennereien, einer Salpetersiederei und Gerberei. Mit den benachbarten Gouvernements wird ein häufiger Verkehr unterhalten durch Wechselhandel mit Galanteriewaaren, Seide, Porzellan, Kupfer und Eisen. Vier große

Jahrmärkte tragen viel zur Beförderung des Wohlstandes der Einwohner bei. Die Bewohner fertigen Filzhüte, Teppiche, Seife, Lichte, Branntwein und Leder.

Charlatan, wahrscheinlich von dem italienischen Worte ciarlare, schwatzen, plaudern, bezeichnet im Allgemeinen einen Menschen, der mehr durch Gewandtheit als durch wirkliches Wissen in irgend einer Sache sich den Schein des Ausgezeichneten zu geben sucht, und der zur Erreichung dieses Zweckes auch die Unwahrheit nicht scheut. Jeder Stand, jede Wissenschaft, jede Zeit hat ihre Charlatans; nirgends sind sie aber gewöhnlicher, als unter den Aerzten, daher man auch ursprünglich namentlich die Marktschreier, Quacksalber, Afterärzte damit bezeichnete. Seit dem Beginn des 16. Jahrh. erweiterte und verirrte sich der Begriff C. insofern, als man nicht bloß diejenigen Charlatans nannte, welche mit dem Reichthum ihrer Kenntniß, besonders Sprachkenntnisse, prahlten, sondern auch wirklich ausgezeichnete Männer, die, weil sie höher als ihr Zeitalter standen, von diesem nicht begriffen werden konnten, wie Theophrastus Paracelsus. Ueber die Charlatanerie der Gelehrten hat man mehrere Werke. Classisch ist J. B. Mencke's Satire „De charlataneria eruditorum“ (Lpz. 1715), fortgesetzt von Büschel in der Schrift „Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencke“ (Lpz. 1790, m. Kpfrn.). Außerdem nennen wir Gerdesius „Von juristischen Fintchen“ (1674), Lact „Von der Charlatanerie der Aerzte“ (1717), Eckhard „Medicinischer Maulaffe, oder der entlarvte Marktschreier“ (1719), Fröreisen „Ueber die Charlatanerie der Geistlichen“ (1735), Xenagogi „Grundriß des juristischen und medicinischen Charlatans“ (1742), und „Die gelehrte Charlatanerie in Wundern und Weissagungen“ (2 Bde., Frankf. 1746).

Charlemont mit Givet, ein aus vier Festungen bestehender Ort im französischen Departement der Ardennen, auf einem Berge, an dessen Fuße die Maas vorbeifließt, mit 4800 Einw. Die kleine Stadt Charlemont und das Schloß verdankt Karl V. (1555) ihren Ursprung, und Ludwig XIV. ließ nach dem Nimweger Frieden 1678 zwei feste Städte, Groß- und Klein-Givet (Givet St. Hilaire und Givet notre Dame) erbauen und Charlemont verstärken. Groß-Givet hat 4 Bastions, 3 Ravelins und trockne Gräben; Klein-Givet 4 Bastions, mit Wasser angefüllte Gräben. Der Felsen, auf dem Charlemont liegt, ist 200 F. hoch, sehr steil, vorzüglich an der Maas und nach Westen zu, und unangreifbar, nur die östliche Seite, welche sich allmälig erhebt, mit 6 Bastions versehen, und mit einem Horn- und Kronwerke befestigt ist, bietet einen Angriffspunct dar. Die Festung ist auf 11,000 M. eingerichtet, doch kann sie von geringerer Mannschaft vertheidigt, und außerdem noch von vielen Tausenden bewohnt werden. Der, Ch. gegenüber liegende und ebenfalls von Ludwig XIV. gut befestigte Mont d'Haur kann, wegen seiner Geräumigkeit, zugleich als verschanztes Lager gebraucht werden. Im Jahre 1815 wurden beide, Givet und Mont d'Haur, von den Preußen durch Capitulation gewonnen; doch Ch., welches noch nie angegriffen worden war, widerstand ihrer Macht. Nach dem Vertrage zu Paris hatten die Russen einige Zeit Ch. inne.

Charleroi, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Hennegau mit 6000 Einw., an der Sambre, wurde 1666 von Karl II., Könige von Spanien, angelegt, um dem französischen Heere die Einnahme von Namur zu erschweren; jedoch ohne seine Absicht zu erreichen, mußte Karl (1667) vom Baue abstehen, und dessen Vollendung Ludwig XIV. überlassen. Vauban gab auf Ludwig's Befehl Ch. eine ausgezeichnete Befestigung, welche durch die Sambre, und zwei aus großen Teichen geleitete Bäche gesichert wird. Die Festung bildet ein Sechseck, mit 5 Contrescarpen, 2 Hornwerken und 5 Ravelins versehen. Ch. hat viele Angriffe und einen öftern Wechsel der Herrschaft erfahren. Seit 1668 bis zum Nimweger Frieden 1678 behauptete es Ludwig XIV., worauf es bis 1693 unter spanischer Oberhoheit stand, in welchem Jahre es von den Franzosen unter Anführung Vauban's erstürmt wurde. In Folge schlechter Vertheidigung sah sich (1746) die Festung genöthigt, mit dem Prinzen Conti zu capituliren, ein Schicksal, welches sie, trotz der tapfersten Gegenwehr, und einer dreimaligen Verstärkung, 1794 gegen die Franzosen traf. Bei der vierten Bestürmung und einer völligen Zerstörung der Festungswerke, gelang es diesen, Ch. zu be-

zwingen am 25. Juni 1794; einen Tag zu spät kam der Prinz von Koburg mit Entsatz an. Nach der Einnahme wurde die Festung gänzlich demolirt, und blieb in diesem Zustande bis 1815, wo man sie wieder herstellte. C. ist Sitz einer Handelskammer und zweier Friedensgerichte, hat ein Collegium, einen landwirthschaftlichen Verein und eine Akademie für Zeichen- und Malerkunst. Die Bewohner beschäftigen sich mit Wollspinnerei, Tuchweberei und Fabrication von Eisenwaaren. In der Nähe befinden sich sehr ergiebige Steinkohlengruben und in und um C. mehrere Glas- und Eisenhütten, Bierbrauereien, Genevrelbrennereien und Seifensiedereien. Mit den Industrieproducten so wie mit Eisen, Steinkohlen und Vieh wird ein lebhafter Handel getrieben. Eine halbe Stunde von C. liegt die Eisenhütte Couillet, welche ein Drittel der Gesammtproduction des Gußeisens in Belgien liefert, und in ihren Gruben und Hütten 16—17,000 Arbeiter beschäftigt.

Charles, Jacq. Alexander César, ein berühmter französischer Physiker, besonders verdient durch seine Bemühungen um die Luftschifffahrt, wurde am 12. Nov. 1746 zu Baugency geboren, widmete sich in seiner Jugend mit Eifer den classischen Studien und nebenbei der Musik, Malerei und Mechanik, und arbeitete später längere Zeit im Finanzministerium. Nachdem er als Ueberzähliger aus dem Dienste entlassen war, fing er in dieser unfreiwilligen Muße an, Anfangs zu seiner Unterhaltung, die Experimente Franklin's zu widerholen, später, nachdem er sich mit der damals neuen Lehre der Elektricität bekannt gemacht hatte, hielt er erst im Beisein seiner Freunde, und endlich vor einem bezahlenden Publikum, Vorträge über Experimentalphysik, die bald so ungemeinen Beifall fanden, daß nicht nur Herzoge und Fürsten, sondern sogar Franklin und Volta zu seinen Zuhörern gehörten. C. wußte sein Publikum durch gesteigerte Großartigkeit seiner Darstellung fortwährend zu fesseln, bis ihn die, durch die Gebrüder Montgolfier versuchte Luftschifferei ausschließlich an sich zog. Er war der erste, der das Wasserstoffgas zur Füllung des Ballons brauchte, das 15mal leichter ist, als die kalte atmosphärische Luft, während die durch Feuer erwärmte atmosphärische Luft nur zweimal leichter ist. Den ersten so gefüllten Ballon ließ C. am 27. Aug. 1783 auf dem Marsfelde zu Paris steigen; die erste große Lufreise machte er mit Robert am 1. Dec. 1783. Vom König Ludwig XVI. erhielt er dafür einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften und eine Wohnung im Louvre, wo C. sein physikalisches Cabinet, damals eines der vortrefflichsten in Europa, aufstellte. Die Revolution ging schonend an dem berühmten Manne vorüber, und selbst Marat konnte ihm nicht beikommen, obgleich er mit ihm die persönlichsten Händel hatte. Eines Tages nämlich besuchte Marat, der sich ebenfalls mit Physik beschäftigte, C., und theilte diesem seine Entdeckungen über das Licht mit, durch die er Newton's Optik zu widerlegen gedachte. Als aber C. ihm seinen Irrthum nachweisen wollte, gerieth Marat in solche Wuth, daß er den Degen zog und auf C. einrannte. Der gewandte kräftige Mann entwaffnete ihn jedoch, zerbrach den Degen und prügelte den Revolutionsmann so tüchtig durch, daß er ohnmächtig von der Polizei hinweggetragen werden mußte. Im Jahre 1804 wurde er Mitglied des Instituts, dann erster Bibliothekar, und starb nach mehrjährigen Steinbeschwerden am 7. April 1825, 3 Tage nachdem er sich hatte operiren lassen.

Charlestown, Hauptstadt von Süd-Carolina im nordamerikanischen Freistaate, auf einer vom Cooper und Ashley gebildeten Insel (1630) erbaut, hat 2900 Häuser, regelmäßige unter rechten Winkeln sich schneidende Straßen, 17 Kirchen, 1 Börse, 1 öffentliche Bibliothek, eine Akademie, eine literarische und philosophische Gesellschaft, und gegen 30,000 Einw., welche mit Reis, Tabak, Baumwolle, Indigo bedeutenden Handel treiben. Der Hafen ist geräumig und sicher. Doch wird die Einfahrt in ihn durch eine Barre beschwerlich gemacht. C. ist der Hauptsitz der südlichen Aristokratie und im Sommer der Aufenthalt der reichen Pflanzer, die sie für gesünder halten als das Land, wo das sogenannte Countryfieber gefährlicher ist als das gelbe Fieber.

Charlottenbrunn, ein Flecken mit 800 Einw. im preußischen Regierungsbezirk Breslau auf dem böhmisch-schlesischen Gebirge zwischen Waldenburg und Friedland.

Es ist durch seine Lage, Industrie und Heilquellen bemerkenswerth. Die Einwohner unterhalten mehrere Färbereien und treiben nicht unbedeutenden Leinwandhandel. Der Ort ist auch wegen seiner Heilquellen berühmt, welche 1437 F. über der Ostsee liegen, aus 8 Quellen bestehen, und ein kohlensaures Eisenwasser enthalten, das Nervenschwachen und Brustkranken zum Trinken empfohlen wird. Seit 1826 ist eine Molkenbereitungsanstalt damit verbunden. In der Nähe finden sich Steinkohlengruben.

Charlottenburg, ein Lustschloß des Königs von Preußen, 2 Stunden von Berlin, mit einem schönen Garten und herrlicher Orangerie, wurde 1696 von der zweiten Gemahlin des Kurfürsten (späteren Königs) Friedrich durch Schlüter in der Nähe des Dorfes Lietzow erbaut, weshalb es Anfangs Lietzelburg hieß. Erst nach dem Tode seiner Gemahlin erhielt es vom König den jetzigen Namen. In der spätern Zeit erfuhr das Schloß viele Erweiterungen, namentlich fügte Friedrich II. dem alten Baue das sogenannte neue Schloß an und füllte es mit kostbaren Sammlungen, die aber, besonders die Gemäldegalerie, bei der Plünderung der Oesterreicher 1760 großen Schaden litten. Besonders verschönert wurde C. durch die Königin Luise, deren Grabmal, sowie das ihres Gemahls, des Königs Friedrich Wilhelm's III., den Schloßgarten zieren. Durch den Thiergarten führt von Berlin aus nach C. ein Weg, der zu den beliebtesten Spaziergängen der Berliner gehört. Seit dem Anfang des 18. Jahrh. entstand um das Schloß eine Stadt gleiches Namens, die jetzt ungefähr 8000 Einw. enthält, die sich vorzüglich von Kattundruckerei, Strumpfwirkerei, Bleichen und Branntweinbrennerei nähren. Unter den Fabriken ist besonders eine englische Maschinengarnspinnerei zu erwähnen. Die Stadt steht unter dem Polizeipräsidium Berlins und ist Sitz einer Superindentur und eines Stadtgerichts. Die reichen Berliner besitzen in und um C. zum Theil prachtvolle Landhäuser.

Charon, ein Sohn des Erebus und der Nacht, der als ein bejahrter Mann, mit finsterm Antlitze, struppigem Barte und zerlumpter Kleidung von den Alten dargestellt wird, hatte das Amt, die Seelen der Abgeschiedenen über die drei Ströme der Unterwelt, Acheron, Cocytus und Styx auf seinem morschen Kahne überzusetzen. Dafür mußten ihm die Schatten ein Fährgeld von einem oder zwei Obolus bezahlen, das man deshalb den Todten in den Mund zu legen pflegte. Aber die Schatten der unbegrabenen Todten mußten traurig am Ufer des Acheron umherschweifen, bis Ch. sie in seinen Kahn aufzunehmen Lust und Zeit hatte. Ch. wird erst bei nachhomerischen Dichtern erwähnt. Auf etruskischen Monumenten führt er einen Hammer.

Charondas, ein berühmter Gesetzgeber, aus Catanea in Sicilien, um 650 v. Chr geb., ein Zeitgenosse des Zaleukus (s. d.), gab seiner Vaterstadt, wie auch den griechischen Colonien Rhegium und Thurii in Italien treffliche Gesetze. Einer willkürlichen Abänderung seiner Gesetze suchte er durch die Bestimmung vorzubeugen, daß Jeder, der einen solchen Antrag machen wollte, mit einem Stricke um den Hals erscheinen mußte, um, im Falle daß sein Antrag verworfen werde, sofort mit dem Leben dafür zu büßen. Ein anderes seiner Gesetze bedrohte Jeden mit dem Tode, der bewaffnet in der Volksversammlung erschien, und als er selbst einst vom Lande in die Stadt zurückkehrte, der umherstreifenden Räuber wegen bewaffnet, das Volk in stürmischer Bewegung versammelt fand, und, ohne an seine Bewaffnung zu denken, unter dasselbe trat, soll er, aufmerksam gemacht auf seine Verletzung seines eigenen Gesetzes, sich selbst den Tod gegeben haben.

Charost, Armand Joseph de Bethune, Herzog von, geb. den 1. Juli 1728 zu Versailles, war ein würdiger Abkömmling Sully's, ein seltener Mann seines Standes und seiner Zeit. Nachdem die Schlacht bei Fontenay ihm Lust zum Kriegsdienste gemacht hatte, trat er in ein Cavalerieregiment und focht mit Auszeichnung während des 7jährigen Kriegs, namentlich bei der Belagerung von Münster, wo sein ausdauernder Muth die Aufmerksamkeit des ganzen Heeres auf sich zog. In Frankfurt ließ er auf eigne Kosten für die verwundeten Soldaten ein Lazareth errichten, und sandte 1758 sein ganzes Silbergeräth in die

Münze, um der Noth des Staats abzuhelfen. Nach dem Frieden zog er sich auf seine Güter zurück, versammelte einen großen Theil seiner Kampfgenossen um sich, und sorgte väterlich für ihren Unterhalt, indem er Werkstätten errichtete, Wege baute, Ackerbau und Schulunterricht verbesserte. Schon 20 Jahre vor der Revolution hob er einen großen Theil der Frohnden auf seinen Gütern auf. Um das Elend der niedern Classen zu mildern, gründete er Almosenstiftungen auf den Dörfern, legte Apotheken und Hospitäler an, sorgte für Aerzte und Hebammen, und richtete Brand- und Hagelassecuranzen ein. Als Militärgouverneur der Picardie führte er den Bau der Baumwolle ein, und sorgte auf alle Weise für Hebung der Landwirthschaft. Ein Plan zur Tilgung der Staatsschulden, den er bei der großen Finanzverlegenheit der Regierung übergab, fand keine Beachtung, weil er die Industrie zu begünstigen rieth. In der Nationalversammlung, wie schon früher in den Provinzialversammlungen, sprach er nachdrücklich für gleichmäßige Vertheilung der Steuern, und noch ehe das Decret wegen freiwilliger Beisteuer zur Bewaffnung des Vaterlandes erschien, machte er der Nation ein Geschenk von 100,000 Frcs. Der Wohlfahrtsausschuß stellte ihm das Zeugniß aus, daß er der Wohlthäter und Vater der leidenden Menschheit sei; demungeachtet wurde er als Royalist verhaftet, und 6 Monate lang im Gefängniß zurückgehalten. Erst die Revolution des 9. Thermidor befreite ihn daraus. Er zog sich jetzt auf sein Gut Meillant zurück, stiftete daselbst eine Ackerbaugesellschaft, führte im Departement Cher den Lein-, Tabak-, Krapp- und Rhabarberbau ein, verbesserte im ganzen südlichen Frankreich Windmühlen, Schmieden und die Cultur der künstlichen Wiesen, und war Mitglied aller philanthropischen Vereine, die sich in dieser Zeit in Paris bildeten. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Maire des 10. Bezirks von Paris erwählt. Als er in dieser Eigenschaft eines Tags das Taubstummeninstitut besuchte, wurde er von den Pocken angesteckt, und starb an denselben am 27. Oct. 1800. Allgemein, besonders aber von den niedern Classen, wurde der Tod dieses trefflichen Mannes betrauert, dessen herrlicher Charakter dem stumpfen Ludwig XV. wie den fanatischen Revolutionsmännern Achtung und Lob abgezwungen hatte. Er schrieb über alle Zweige der socialen Interessen zahlreiche Denkschriften, die zum Theil in den „Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale“ (1795) gesammelt sind.

Charpentier, Marc Antoine, ein französischer Componist, geb. 1634 zu Paris, ging in seinem 15. Jahre nach Italien, um sich der Malerei zu widmen, entschied sich aber hier für Musik, und wurde Schüler des berühmten Carissimi. Er ging, nachdem er schon Ruf als Componist erlangt hatte, nach Paris zurück, wurde bei Hofe angestellt, machte sich aber bald Lulli zum heftigen Feinde. Er starb 1702 als Kapellmeister zu Paris. Er schrieb Opern, Motetten und andre Gesangsachen, von denen mehrere noch jetzt Werth haben. Er galt für den gelehrtesten Musiker seiner Zeit.

Charpentier, Johann Friedrich Wilhelm von, ein berühmter Geognost und Mineralog, geb. zu Dresden am 24. Juni 1738, studirte Jurisprudenz und mathematische Wissenschaften und wurde 1766 an der damals eben errichteten Bergakademie zu Freiberg Lehrer der Mathematik und der geometrischen Zeichnung. Hier studirte er selbst die Bergwerkswissenschaften in ihrem gesammten Umfange nebst dem praktischen Grubenbau, und wurde bald in Anerkennung seines Strebens von der Regierung zum Bergcommissionsrath, Oberbergamtsassessor und 1784 zum Director des Alaunwerks zu Schwemsal, im jetzigen preußischen Regierungsbezirk Merseburg, ernannt. Im Jahre 1785 reiste er nach Ungarn, um die neue Verbesserung des Amalgamirens, die der Hofrath von Born eingeführt hatte, kennen zu lernen, und erhielt bei seiner Rückkehr den Auftrag, den Bau des großen Amalgamirwerks zu Freiberg nach seinem Plane und unter seiner Leitung anlegen zu lassen. Kaiser Joseph II. erhob ihn 1791 dafür in den Reichsadelstand, und die sächsische Regierung ernannte ihn 1800 zum Vice-, und 1801 zum wirklichen Berghauptmann. Er starb am 24. Juli 1805. C. hat sich große Verdienste um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues erworben; mehrere Zweige des Grubenbetriebs und der Verwaltung verdanken ihm wesentliche Verbesserungen, so wie er auch zur Gründung von

Bergschulanstalten thätig hinwirkte. Als Lehrer übte er durch seinen Eifer und seine Beredtsamkeit erhebend und begeisternd auf die bergakademische Jugend und förderte eifrig die geognostischen Untersuchungen des Landes unter der Leitung der Bergakademie. Unter seinen Schriften verdienen besondre Erwähnung seine „Mineralogische Geographie der Kursächsischen Lande" (Leipzig 1778, 4), „Beobachtungen über die Lagerstätten der Erze" (Lpz. 1799, 4) und „Beiträge zur geognostischen Kenntniß des Riesengebirges" (Leipzig 1804, 4).

Charpentier, Toussaint von, des Vorigen Sohn, Berghauptmann und Director des schlesischen Oberbergamtes zu Brieg, ist am 22. Nov. 1779 in Freiberg geboren. C. besuchte das Gymnasium zu Freiberg und darauf die an der Bergakademie von Lampadius, Lempe und Werner gehaltenen Vorlesungen. Sein Schwager, der berühmte Oberhofprediger Reinhard, unterrichtete ihn in der griechischen und lateinischen Sprache, und so vorbereitet bezog er die Universität in Leipzig 1797, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er wurde 1801 Auditor beim Oberhofgericht zu Leipzig: doch schon 1802 trat er auf Einladung des Ministers Heinitz, der gleich ihm aus sächsischen Diensten in preußische übergegangen war, nach Preußen über. Er wurde zuerst Bergsecretär, und als solcher gab er die interessante Schrift heraus: „Kurze Beschreibung sämmtlicher bei dem churfürstlich sächsischen Amalgamirwerke auf der Halsbrücke bei Freiberg vorkommenden Arbeiten" (Leipzig 1802). Im folgenden Jahre ernannte ihn die Regierung zum Bergassessor in Schlesien, und bald darauf zum Bergamts-Director und Oberamts-Assessor in Waldenburg, 1806 zum Bergrath und 1810 zum Oberbergrath mit Sitz und Stimme im Oberbergamts-Collegium zu Breslau. Er schrieb damals seine „Darstellung der Höhen verschiedener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens" (Breslau 1812), eine belehrende Abhandlung über schlesische Bodenverhältnisse und Ortsbeschaffenheiten. Die Frucht einer größern Reise sind seine „Bemerkungen auf einer Reise von Breslau über Salzburg durch Tyrol, die südliche Schweiz, nach Rom und Pästum im Jahre 1818" (2 Thle. Lpz. 1820). Neben mineralogischen und den das Bergwesen betreffenden Studien beschäftigte sich Ch. auch mit zoologischen, vorzüglich untersuchte er die Lehre von den Schmetterlingen. Wir haben in dieser Beziehung von ihm höchst beachtenswerthe Abhandlungen, zuerst die „Ziesler, Wickler, Schaben und Geistchen des systematischen Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend" u. s. w. (Braunschweig 1820), und außer den „Entomologicae Horae" (mit 8 Tafeln Abbildungen, Berlin 1825), das Werk von Esper „Die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen" (Erlangen 1829—31). Mit Blumenhof und Lehmann hat er auch Sven und Rinmann's „Allgemeines Bergwerks-Lexikon" (2 Bde., Lpz. 1809) herausgegeben. Ch. wurde 1828 Vice-Hauptmann von Schlesien, 1830 Berghauptmann und Director des westphälischen Oberbergamts in Dortmund und im Dec. 1835 wurde er nach Brieg versetzt.

Charrière, Frau von St. Hyacinthe de, geborne Tuyll, als Schriftstellerin unter dem Namen Abbé de la Tour bekannt, wurde um 1750 geboren, stammt aus einer reichen Familie in Holland ab, und war in ihrer Jugend Hofdame am Hofe des Erbstatthalters. Aus Neigung zu dem Lehrer ihres Bruders, dem Herrn von Charrière, einem würdigen aber herabgekommenen Edelmann, entsagte sie ihrem Rang und ihrer Familie, und zog sich mit ihrem Gatten auf ein kleines Gut bei Neufchatel zurück, wo sie Anfangs in glücklichen Verhältnissen lebte. Da das einfache Stillleben, das sie jetzt umgab, ihrem lebhaften Geiste nicht lange genügen konnte, so suchte sie in der schönen Literatur eine nachhaltigere Beschäftigung, und wurde bald eine gefeierte Schriftstellerin. Durch die französische Revolution verlor sie den größten Theil ihres Vermögens, und, um ihrem Hange zur Wohlthätigkeit auch ferner genügen zu können, schränkte sie ihren Hausstand jetzt auf das Genaueste ein. Traurige Erfahrungen von Undank, und die mißlichen Zeitumstände trübten mit der Zeit ihren edlen, liebenswürdigen Charakter; sie zog sich nach und nach ganz auf sich selbst zurück, und lebte zuletzt fast ohne allen Verkehr mit der Welt. Sie starb 1806. Unter ihrem Autornamen erschienen von ihr „Les trois femmes", „Ho-

norine d'Userche", „St. Anne et les mines d'Yedbourg", „Sir Walter Finch et son fils Williams"; unter ihrem wahren Namen „Castille, ou lettres de Lausanne" (1786), „Mistress Henley" und die beliebten Dramen „Le Toi et le Vous", „L'émigré", „L'enfant gâté" und „Comment le nomme-t-on?" Styl und Darstellung in allen diesen poetischen Producten sind voll Geist und Wahrheit und oft von hinreißendem Feuer; dabei weht in allen ihren Schriften ein philosophischer Geist und ein streng sittlicher Ernst. Die meisten ihrer Schriften übersetzte ihr Freund Huber ins Deutsche.

Charron, Pierre, ein bekannter französischer Kanzelredner und Schriftsteller, der für seine Zeit eine ausgezeichnete Wirksamkeit übte, und dessen Bestrebungen noch jetzt Anerkennung verdienen, wurde 1541 in Paris geboren, als Sohn eines Buchhändlers, der Vater von 25 Kindern war. Er studirte zu Orleans und Bourges die Rechte, und hatte schon 6 Jahre als Parlamentsadvocat prakticirt, als er sich dem geistlichen Stande widmete, und bald einen so ehrenvollen Ruf als Kanzelredner gewann, daß er rasch nach einander mehrere geistliche Aemter in Gascogne und Languedoc, und endlich den Titel eines Hofpredigers der Königin Margarethe erhielt. Im Jahre 1588 kam er nach Paris zurück, um einem Gelübde zu Folge in den Karthäuserorden zu treten; da der Prior des Ordens ihn abwies, weil er zu alt sei, sich der strengen Regel zu unterwerfen, und da sich auch der Cölestinerorden weigerte ihn aufzunehmen, so ließ er sich seines Gelübdes entbinden und blieb Weltgeistlicher. Im Jahre 1589 kam er nach Bordeaux und knüpfte hier mit Montaigne ein so enges Freundschaftsbündniß, daß dieser ihm in seinem Testamente die Erlaubniß gab, sein Familienwappen zu führen. Sein Ruf als Prediger und Literat war so anerkannt, daß er in der Versammlung der Geistlichen 1595, bei der er als Abgeordneter erschien, zum Secretär ernannt wurde. Er starb zu Paris am 16. Nov. 1603. Als Schriftsteller suchte er Montaigne nachzuahmen, konnte aber weder dessen Leichtigkeit noch dessen pikante originelle Weise erreichen. Bekannt sind von ihm der „Traité des trois verités" (Bordeaux 1594), und der „Traité de la sagesse" (Bord. 1601, beste Ausg. von Amaury Duval, 4 Bde., Paris 1821). In dem ersten bewies er gegen die Atheisten, daß es eine Religion gäbe, gegen die Nichtchristen, daß die christliche Religion die allein wahre sei, und gegen die Ketzer, daß die katholische Religion allein selig mache. Duplessis-Mornai griff dieses Werk sehr heftig an. Noch heftigere Angriffe erfuhr das zweite der oben erwähnten Werke, indem die Jesuiten, namentlich Pater Garasse, ihm deshalb den Vorwurf des Atheismus machten, und Parlament und Universität sich zur Unterdrückung des Buches vereinigten. Erst 1697 erschien wieder eine vollständige Ausgabe mit Anmerkungen von Jeannin.

Charte stammt her von χαρτης, charta, d. i. ein Blatt zum Schreiben aus Papyrus gemacht, dann überhaupt Papier, und kann in der allgemeinsten Bedeutung alle Arten von Schriften, Urkunden, Briefen u. s. w. bezeichnen. Ohne allen Beisatz gebraucht versteht man darunter gewöhnlich Freiheits- oder Gnadenbriefe, wodurch ein Regent seinen Unterthanen überhaupt, oder doch einem Theile derselben gewisse Rechte ertheilt, oder Freiheiten zugesteht, die sie früher nicht hatten, oder welche wenigstens streitig waren. Vorzüglich in England kamen diese chartae libertatum vor, und von der engl. Magna charta (s. d.), wurde der Ausdruck Charte gewöhnlich auf Verfassungsurkunden (Charta constitutionalis) angewandt. Eine Charte in diesem Sinne des Wortes kann entweder durch einen wirklichen Vertrag zwischen Volk und Regenten entstehen, oder durch des Letztern freie Bewilligung, wodurch alsdann die Charte zu einer o c t r o y i r t e n wird. In beiden Fällen, sobald die Ch. einmal von beiden Seiten angenommen ist, gilt sie als Vertrag, und das dadurch Verliehene kann rechtlicher Weise nicht wieder zurückgenommen werden.

Chartismus nennt man diejenige Partei in England, welche besonders unter den dortigen Arbeitern ihre Entstehung und ihre Anhänger hat, und in der neuern Zeit drohend genug geworden ist, um die Aufmerksamkeit jedes denkenden Menschen auf sich zu ziehen. Seine Wurzel hat der C. in einem ziemlich allgemeinen Zwiespalte der gegen-

wärtigen Gesellschaft. Neben der Geburtsaristokratie und dem Besitzstande (oder, wie man in Frankreich sagt, der Bourgeoisie) haben sich nach und nach große Massen von Staatsclassen empor gearbeitet, die gesetzlich unabhängig sind, einen großen Theil der öffentlichen Lasten tragen, denen aber zur wirklichen Theilnahme am Staatsleben und zum Genusse der socialen Lebensgüter die erste wesentliche Bedingung fehlt, nämlich der Besitz, und die, weil sie blos auf die Anwendung der physischen Arbeitskraft beschränkt sind, nie dazu gelangen können, sondern immer tiefer in Elend und Dürftigkeit versinken müssen, je größer die Massen sind, welche bei dem industriellen Aufschwung der Völker in Concurrenz treten. Diese ohne Hoffnung der Armuth Preisgegebenen sind es, welche man in der neuern Zeit Proletarier genannt hat, und sie unterscheiden sich sehr wesentlich von dem Proletariat der alten Völker durch den regen Wunsch, sich, wenn es nur möglich wäre, durch eigene Anstrengung zu helfen; auch sind sie mit dem Proletariat der südlichen Völker nicht zu verwechseln, da jenes sein Loos nicht als Schicksal hinnimmt, sondern im finstern Brüten über sein Elend eine Veränderung seiner Lage von socialen und politischen Umgestaltungen erwartet und selbst die Hand dazu bietet. Die französischen Proletarier sind durch 2 Revolutionen zu der Erfahrung gelangt, daß politische Gleichheit allein ihre Lage den Besitzenden gegenüber nicht ändert, und so haben sich denn nach und nach die verschiedenen socialistischen Systeme ausgebildet, die von Babeuf bis auf Fourrier und die jüngsten Führer des Communismus die Frage auf ihre wahre Geltung zurückzuführen, und eine durchgreifende Verbesserung des Zustandes der Proletarier vorzubereiten suchten. In England besteht noch keine politische Gleichheit, weshalb auch die Bewegung eine andere Richtung genommen hat. Der Klerus, die das Land besitzende Geburtsaristokratie und die großen Capitalisten bilden dem niedern besitzlosen Theile des Volks gegenüber eine dreifache Aristokratie, die nicht nur nicht ausschließlich im Besitz des Nationalvermögens ist, sondern auch durch das Privilegium der Wahlfähigkeit sich zur gesetzgebenden Nation aufgeschwungen hat, willkührlich die Steuern auflegt, und überhaupt über das geistige wie über das materielle Wohl des Volks nach Gutdünken entscheidet. Schon nach dem nordamerikanischen Freiheitskriege bewirkte dieses Mißverhältniß zwischen Regierenden und Regierten, besonders aber die Härte und Willkür, mit der die in der Aristokratie wurzelnde und das Volk verachtende Torypartei die Zügel der Regierung führte, eine demokratische Reaction unter den Gebildeten im englischen Mittelstande, die rein politischer Natur war, und zu einer Menge liberaler Verbindungen führte. Die strenge Wachsamkeit der Regierung, zum Theil auch der bis zum Uebermaß aufgeregte Patriotismus, ließ während der französischen Revolution die demokratische Richtung nicht aufkommen; um so kräftiger erhob sie sich aber während und nach den französischen Kriegen. Der nicht ganz besitzlose Mittelstand, von dem diese Richtung fast allein ausging, der wenigstens an ihrer Spitze stand und sie leitete, errang endlich das sich vorgesetzte Ziel: die Parlamentsreform und dadurch Theilnahme an den Verhandlungen über Wohl und Wehe des Volks. Aber während dieser Kampf zwischen Tories und Whigs noch schwankte, während er noch zweifelhaft war, ob die althergebrachte, höchst mangelhafte Vertretung des Volks noch ferner bestehen sollte, oder nicht, war die Zeit eine ganz andere geworden, die Elemente der Nation hatten sich neugestaltet, und was noch vor Kurzem der einstimmige Wunsch der gesammten Nation schien, war nur die Stimme einer einzelnen Faction. Durch die Erfindung und Einführung der Maschinen war die Industrie den gewerbfleißigen Händen des Landmannes und Kleinbürgers, der sich seit langer Zeit damit anständig nährte, entzogen worden und in die Hände von einzelnen Fabrikanten gekommen, welche nun Maschinenmenschen (Arbeiter), nicht denkende und selbst wollende Gehülfen brauchten. Der meist schnelle und leichte Verdienst, der dem Maschinenarbeiter wurde, entzog eine immer größere Masse Arbeiter dem Landbau, und erzeugte nach und nach jene zahllosen Massen von besitzlosen Menschen, welche nur vom Augenblick leben und sofort in das entsetzlichste Elend versinken, sobald die Hand nicht mehr thätig sein kann. Diese Classe der Nation steht ganz besitz- und rechtlos in England da. Ihr früherer erträglicher Zustand hat einem immer schwerer werdenden Drucke von Noth und Elend Platz gemacht,

und das Gefühl gänzlicher Hülflosigkeit hat nach und nach Ideen in diesen zahlreichen Arbeiterheerden erzeugt, welche dem Besitzstande Englands keine angenehme Zukunft weissagen. Hierbei darf man freilich nicht vergessen, daß die Ideen von Freiheit, von unleidlichem Druck, von Gleichstellung mit den übrigen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft rc. nicht eigentlich in ihnen entstanden, sondern ihrem Gemüthe von denselben Herren eingepflanzt worden sind, welche jetzt, wo sie haben, was sie wünschen, mit schwerer Hand auf sie drückt. Denn der Mittelstand, der vor Allem zu Macht und Herrschaft gelangen wollte, verbündete sich früher mit seinen Arbeitern, in denen er jetzt seine erbittertsten Feinde sieht. So kam im Jahre 1817 unter Anführung eines Majors Cartwright eine Nationalpetition zu Stande, die allgemeines Stimmrecht verlangte und dem Unterhause mit 1,700,000 Unterschriften, meist aus der arbeitenden Classe, übergeben wurde. Eine ähnliche Versammlung der industriellen Bevölkerung fand 1819 auf dem Peterloofelde bei Manchester, unter dem Vorsitze Hunt's statt, in der man über Abschaffung der Getreidegesetze und über die Lage des Landes sich berathen wollte. Doch die Versammlung wurde noch vor Eröffnung der Berathung durch die bewaffnete Macht zerstreut. Schon hierdurch wurde das Proletariat auf seine specielle Lage, und auf die Mittel, wie sie abzustellen sei, aufmerksam gemacht. Noch mehr geschah dies, seit Owen (s. d.) als Führer der Massen auftrat, und seine socialistischen Ideen verbreitete. Der Einfluß dieses Reformers war Anfangs nicht bedeutend, eben weil seine Ideen nur socialistisch waren und das englische Proletariat zunächst eine politische Reform verlangte. Auf seinen Betrieb errichtete man nach dem Princip des Arbeitsaustausches einen großen Bazar, in dem der Arbeiter seine Erzeugnisse niederlegte, und dafür seine Bedürfnisse entgegen nahm; doch wurde dieser Bazar schon 1832 wieder geschlossen, weil die Verwaltung dabei nicht ganz redlich gehandhabt worden war. Die erste politische Verbindung der arbeitenden Classe bildete sich auf Betrieb der Schüler und Anhänger Owens im J. 1827 unter dem Namen „National-Union of the working classes.“ Der Zweck war Reform des Unterhauses und der Wahlgesetze, ihr Sitz war Birmingham, von wo sie sich weiter in das Land verbreitete. Der Stifter dieser Union war Benbow, früher Schuhmacher, dann Kaffeewirth; in seiner Schule bildeten sich die jetzt hervorragendsten Chartistenführer O'Connor, Lovett, Cleave, Hetherington, O'Brien u. A.; am Bedeutendsten wurde der vor Kurzem gestorbene Sonderling Hibbet, der wissenschaftlich gebildet war, und durch sein nicht unbedeutendes Vermögen Hetherington in Stand setzte, das ungestempelte Pfennigblatt „Poor man's Guardian“ und wohlfeile republikanische Schriften herauszugeben, womit die wohlfeile Volkspresse begann. Diese erste Verbindung der Arbeiter richtete aber deswegen Nichts aus, weil die Radicalen der Mittelclasse, aus Furcht vor einer Revolution von Seiten des Proletariats, sich der Gesellschaft bemächtigten, und auf Grund derselben 1831 eine neue Union durch Vereinigung der Arbeiter mit der Mittelclasse errichteten, deren nächster Zweck Durchsetzung der Reformbill war, und die sich nach Erreichung desselben auflöste. Aber die Reformbill änderte an dem trostlosen Zustande des Arbeiters Nichts, und so entstanden auf Anregung Owens jene zahlreichen Arbeitervereine gegen die Willkür der Fabrikherren und zur Herabsetzung des Arbeitslohns. Im J. 1834 beschlossen diese Vereine eine allgemeine Arbeitseinstellung, aber diese Maßregel hatte keinen Erfolg. Die Schneider, die den Uebrigen vorangingen, kamen nur in größere Abhängigkeit, weil die Meister fremde Gesellen heranzogen. Schon dieß und die dadurch erlittenen Verluste erbitterten; die Erbitterung stieg aber durch das 1835 erlassene neue Armengesetz. Es kam abermals eine politische Verbindung zu Stande, unter dem Namen der Radical association, der in folgenden Jahren eine andere Verbindung, die Working men's association folgte, welche im Gegensatz zu jener, bei welcher die Mittelclasse mehr betheiligt war, blos aus Arbeitern bestand. Sie hatte Anfangs nur wenig Mitglieder, ist aber als die Geburtsstätte des Chartismus anzusehen. Lovett, früher Tischler, dann Kaffeewirth, endlich Buchhändler, setzte sechs Puncte der künftigen Volkscharte auf, welche dann von einer Deputation den radicalen Mitgliedern des Unterhauses O'Connell, Hume, Warburton u. A. in einem Kaffeehause zu London vorgelegt wurde,

worin man auch beschloß, zu Birmingham eine große Versammlung (Meeting) der arbeitenden Classen zu halten. In dieser Versammlung am 6. Aug. 1838 wurde der Beschluß gefaßt, in einer Petition an das Unterhaus um eine Volkscharte zu bitten, bei welcher die sechs Puncte zu Grunde gelegt würden. Die sechs Puncte hießen aber: Allgemeines Stimmrecht für jeden mündigen Mann, der bei gesundem Verstande und keines Verbrechens überführt ist; jährlich zu erneuernde Parlamente; Diäten für die Parlamentsmitglieder, damit auch Unbemittelte eine Wahl annehmen können; Wahlen durch Ballotage, um Bestechung und Einschüchterung durch die Bourgeoisie zu vermeiden; gleiche Wahldistrikte, um gleich billige Repräsentation zu sichern und endlich Aufhebung des Wahlcensus, so daß jeder Wähler auch wählbar ist. Zur Verwirklichung der Nationalpetition berief die Working men's association unter dem Namen eines Nationalconvents einen Ausschuß der Chartisten nach London, der im Anfang des Jahres 1839 zusammentrat, und 6 Monate beisammen blieb. Hier einigte man sich über die Petition und die darin aufzunehmende Volkscharte, welche aus 39 Artikeln bestand, in denen außer jenen sechs Puncten noch andere Forderungen enthalten waren, wie Einführung der Einkommensteuer, Abschaffung der neuen Armengesetze, Verminderung der Lasten rc.; auch beschloß der Convent, Agitatoren in die Provinzen zu schicken; nur über die Art des Zwanges, im Fall die Petition nicht beachtet werden sollte, entstand Zwiespalt, und die Versammlung zerfiel in 2 Parteien, in die, welche physische Gewalt (Physical-Force-Men) und in die, welche moralische Gewalt (Moral-Force-Men) angewendet wissen wollte. Die erstere trat in einen geheimen Ausschuß (Commitee of safety) zusammen, der einen wirklichen Aufstand organisiren sollte, und sandte zu diesem Zwecke Forst nach Wales, Bussey nach Yorkshire und Lancashire; Cardo erhielt die Stadt London, Taylor Northumberland und Schottland zum Insurgiren angewiesen. Auch die Moral-Force-Men begannen nach Uebergabe der Petition im Juli 1839 ihre friedliche Agitation in den Provinzen. Das Unterhaus lehnte die Petition mit 235 gegen 46 Stimmen ab; mehrere Chartisten, wie Lovett und Collins, wurden verhaftet, einzelne Versammlungen durch die Polizei zerstreut; in London ging die ganze Erscheinung unbeachtet vorüber; desto größere Bewegung aber brachte sie in den Provinzen, namentlich in den Arbeiterdistrikten hervor. Man hielt nächtliche Zusammenkünfte, bei denen es an Ausschweifungen und Verbrechen nicht fehlte. Die Commitee of safety, die in London wegen der Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung ihre Wirksamkeit gelähmt sah, zog sich nach Birmingham, und schrieb am 12. Aug. 1839 eine allgemeine Arbeitseinstellung zur Feier einer heiligen Woche aus, worauf aber die großen Massen nicht eingehen wollten. Auch der Aufstand, der am 4. Novbr. 1839 in Südwales ausbrach, wo Forst, Williams und Jones an der Spitze von 8000 Chartisten die Stadt Newport überfielen, hatte keinen Erfolg. Die Insurgenten wurden von einer Hand voll Soldaten in die Flucht geschlagen, die Anführer verhaftet und zum Tode verurtheilt, welche Strafe die Königin aber in Deportation verwandelte. Die Arbeiter beruhigten sich scheinbar, besonders nachdem die eingefleischten Chartistenhäupter mit Ausschluß Bussey's, der nach Amerika entkam, eingezogen wurden, und begnügten sich nur, für die Opfer ihrer Sache und deren Wittwen und Waisen Sammlungen anzustellen. Erst im J. 1840 traten aus den verschiedenen Provinzen Englands Abgeordnete zu Manchester zusammen, die eine neue Association für die Nationalcharte beschlossen, worauf im folgenden Jahre die noch jetzt bestehende Verbindung sich bildete. Mitglied der Gesellschaft wird Jeder, der für einen Penny eine Charte löst, und wöchentlich ebensoviel Beitrag liefert. Die Mitglieder wählen einen Ausschuß (General-Council), und dieser einen Vollziehungsrath (Executive) von 5 Personen. Der Secretär des Vollziehungsraths ist das Haupt und der Geschäftsführer der Gesellschaft. Wahrscheinlich ist ganz England in Distrikte getheilt, deren jeder dieselbe Verfassung hat; doch ist davon Nichts öffentlich bekannt geworden, weil das Gesetz affiliirte Vereine verbietet. Diese Gesellschaft umfaßt die Physical-Force-Men; ihr Haupt ist O'Connor (s. d.). Lovett und Collins stifteten nach ihrer Freilassung, unterstützt durch reiche Beisteuer und Protectionen der Radicalen aus der Mittelclasse, einen demokratischen Verein, der sich An-

fangs aus der bei der Anti-cornlaw-league betheiligten Mittelclasse recrutirten, welche sich aber bald, aus Furcht vor einer Revolution, von den Chartisten trennte, und unter Sturge in einen besondern Verein zusammen trat, die Complete suffrage association. In Folge obiger Verbindung übergaben die Chartisten am 2. Juni 1841 dem Unterhause eine mit mehr als 1,300,000 Unterschriften aus den arbeitenden Classen bedeckte Petition, die außer der Freilassung Forst's die frühern Forderungen wiederholte. Damals nahm das Parlament entschiedene Partei für diese Petition, denn erst die Stimme des Sprechers entschied für die Ablehnung des Antrags, ein Beweis, wie große Sympathien die gedrückte Lage der untern Stände unter den Vertretern des Volks gefunden hat. Auch beantragte das Parlament eine Adresse für Freilassung der gefangenen Chartisten an die Königin. Der chartistische Einfluß stürzte ferner das Whigministerium, indem die Chartisten bei den neuen Wahlen des Parlaments den Tories entschiedene Hülfe leisteten, wie schon früher die Tories den Chartisten bei den Armengesetzen sich entgegenkommend gezeigt hatten. Durch das Ausscheiden des Bourgeoisie-Elements aus der Chartistenpartei, die besonders 1843 erfolgte, weil die Chartisten den Antrag des Quäkers Sturge verwarfen, aus den Statuten der chartistischen Association den Namen Charte wegzulassen, noch mehr aber durch den Mangel an bedeutenden Führern, denn Feargus O'Connor wurde im Sept. 1842 verhaftet, und scheint seitdem in seinem Eifer erkaltet zu sein, hat der C. an innerer Einheit und Energie verloren; er weiß nicht mehr, was er eigentlich will, und wird noch einige Zeit bedürfen, ehe er sich zu einer wirklich bedeutenden Macht emporschwingt, wie er es früher war. Demungeachtet darf man sich nicht verhehlen, daß aus den Elementen des C. für England eine große Gefahr erwächst, die um so größer werden muß, da der drohende Zustand Irlands in denselben Bewegungen des Proletariats beruht, welcher bereits den C. hervorgerufen hat. Man hat in dem C. Republicanismus finden wollen; er ist aber wesentlich socialer Natur, und unterscheidet sich dadurch gänzlich von dem Radicalismus und der englischen Bourgeoisie, welcher die „sechs Puncte" Eins und Alles sind, und die höchstens noch einige Reformen der Constitution verlangt. Dies zeigte sich besonders in der neuesten Zeit. Die Aufhebung der Korngesetze und die dadurch bedingte Handelsfreiheit hat die Radicalen Englands sehr zufriedengestellt, während das Proletariat und der Chartismus nur einen neuen Angriff gegen seine Interessen darin erkennen kann, da seine bisherigen Forderungen, die Zehnstundenbill, Schutz des Arbeiters gegen die Capitalisten, guter Lohn, garantirte Stellung, Abschaffung des neuen Armengesetzes — Alles Dinge, die wenigstens ebenso wesentlich zum Chartismus gehören, wie die „sechs Puncte," direct gegen die freie Concurrenz und Handelsfreiheit gehen, die Abschaffung der Korngesetze dem Proletarier mindestens höchst gleichgültig ist. Dies wird mit der Zeit immer schärfer hervortreten, da der C., um zu erneuerter Geltung zu gelangen, das in ihm reifende sociale Element weiter ausbilden muß. (S. Socialismus.) Vgl. L. Stein „Der Socialismus und Communismus in Frankreich" (Lpz. 1842); Raumer „England" (3 Bde. Lpz. 1842); Carlyle „Chartism." (Lond. 1840) und Engels „Die Lage der arbeitenden Classen in England" (Lpz. 1845).

Chartres, Hauptstadt des französischen Departements Eure und Loire, am Flusse Eure, in einer sehr fruchtbaren und getreidereichen Gegend, ist größtentheils eng und winkelicht gebaut, mit Mauern und Gräben umgeben, und besteht aus der obern und untern Stadt und der Vorstadt St. Maurice, wo sich die Heilquelle von Petit-Prés befindet. Unter den 9 Kirchen ist besonders die Kathedrale mit zwei Thürmen, von denen der eine sich 360 Fuß erhebt, eine Zierde der Stadt, ein Meisterwerk gothischer Baukunst; 2000 Statuen aus dem 12. und 13. Jahrh. schmücken das Innere, unter denen sich besonders die Statue der Freiheit auszeichnet; im J. 1836 wurde sie durch einen Blitzstrahl bedeutend beschädigt. Außerdem befinden sich hier mehrere Hospitäler, unter denen die von dem Marquis von Aligre gestiftete Versorgungsanstalt für das große Departementshospital für 120 Blinde zu erwähnen ist. Die Stadt ist Sitz der Departementsbehörden, eines Bischofs und eines Handelsgerichts, hat ein königliches Collége, ein theologisches Seminar,

einen botanischen Garten, eine Ackerbaugesellschaft, ein physikalisches und naturwissenschaftliches Cabinet, eine öffentliche Bibliothek und 17000 E., die Wollenzeugweberei, Strumpfwirkerei, Twistspinnerei, Hutmacherei treiben, Leder und Papiertapeten verfertigen, und bedeutenden Korn- und Wollhandel treiben. C. ist eine der ältesten Städte Frankreichs, und hieß zu den Zeiten der Römer Autricum. Erst im 12. Jahrh. kommt der jetzige Name vor. Die Druiden hielten hier ihre Versammlungen. Der Sage nach soll das Christenthum schon zur Zeit der Apostel hier festen Fuß gefaßt haben. Gewiß ist, daß die Stadt schon früh ein Bisthum war. Im Mittelalter war C. der Hauptort der Landschaft Beaucé und gab der Grafschaft Chartres den Namen, die Anfangs zu Neustrien gehörte und später an die Champagne kam. Im J. 1218 wurde sie von der Champagne getrennt, durch Heirath Eigenthum des Grafen Walther von Avesnes, dann Hugo's von Chatillon; 1286 kam sie an die Krone Frankreichs. Franz I. erhob sie 1528 zu einem Herzogthum, welches in der Regel die Familie Orleans als Apanage besaß, weshalb auch der älteste Sohn des Herzogs von Orleans den Titel eines Herzogs von C. führte.

Chartularia, oder Chartaria, auch Diplomataria genannt, heißen die Copialbücher oder Abschriftensammlungen der Klöster und Stifter, welche die Urkunden derselben über Schenkungen, Käufe, Verträge ɩc. abschriftlich enthalten. Sie wurden theils zu dem Zwecke angelegt, um über die Erwerbungen und Rechte des Klosters oder Stifts einen schnellen Ueberblick zu gewinnen, theils und vorzüglich aber, bei dem Verluste einer oder mehrerer Originalurkunden die erworbenen Rechte und Besitzthümer nicht zu verlieren, da diese Abschriften selbst gesetzliche Beweiskraft hatten, sobald man nicht absichtliche Verfälschungen nachweisen konnte. Solche C. wurden auf Befehl der Päpste schon vor dem 10. Jahrh. angelegt, und das Vorhandensein derselben ist für die Geschichtsforschung von nicht geringem Vortheil.

Charwoche, auch stille, heilige, große, Trauer- oder Marterwoche genannt, heißt die Woche vor Ostern, welche vorzugsweise dem Andenken an Christi Leiden und Tod gewidmet ist. Das Wort Char leiten Einige von dem altdeutschen Worte Kar (leiden, büßen, weil die Christen vor uralter Zeit in dieser Woche besonders durch strenge Fasten und Bußübungen die Sünden abzubüßen pflegten), Andere von carena, Name der 40tägigen Fastenzeit in der alten christlichen Kirche, noch Andere von dem griechischen χάρις (Gnade, Huld), oder auch von dem lateinischen carus (lieb, theuer, daher Good-friday, d. i. guter Freitag, zum Andenken an die Huld und Liebe, welche Christus dem sündigen Menschengeschlecht durch seinen freiwilligen Opfertod erwiesen habe) ab. In der neuern Zeit hat man angenommen, daß Charfreitag eine Uebersetzung des griechischen παρασκευή sei, welches Luther gewöhnlich durch Rüsttag übersetzt, wie denn bei den Juden jeder Freitag als Vorsabbath so hieß. Dafür scheint auch die altdeutsche Benennung kara oder gara zu sprechen, was soviel als Vorbereitung, Zurüstung heißt, wornach denn Charwoche, Charfreitag, Vorbereitungswoche und Vorbereitungstag auf das Osterfest bedeuten würde. Der Charfreitag war früher der heiligste und wichtigste Tag dieser Woche, und ist es noch gegenwärtig in der gesammten protestantischen Kirche. Dies war er in der frühern Zeit auch in der katholischen Kirche. Man feierte ihn durch strenge Fasten und tiefe Stille; in manchen Ländern, z. B. in Spanien, ging man so weit, jeden Gottesdienst an diesem Tage zu unterlassen, wogegen sich aber das Concilium von Toledo im Jahre 1633 erklärte, indem es bestimmte, daß das Heil der Sündenvergebung an diesem Tage allem Volke verkündigt und das Abendmahl genossen werden sollte. Keine Glocken riefen die Gemeinde zum Gottesdienst, sondern man gab entweder gar kein Zeichen vom Beginnen desselben, oder deutete ihn durch Klopfen oder Ansagen an. Man ließ den gewöhnlichen Introitus, Intonationen ɩc. und beim Gesang die Orgel- und Musikbegleitung weg, an manchen Orten begnügte man sich sogar, blos leise und mit gedämpfter Stimme zu beten. Ferner unterließ man auch das sonst gewöhnliche Kniebeugen beim Eintritt in die Kirche vor dem Altar und beim Gebete, sowie den Bruderkuß und die Umarmung bei der Communion. Die Elemente des Abendmahls wurden nicht consecrirt, sondern die am Tage vorher con-

secrirten gebraucht. (Daher die noch jetzt in der katholischen Kirche übliche Missa praesanctificatorum). Der Genuß des Weins unterblieb ganz, und auch der Priester empfing mithin an diesem Tage das Sacrament nur unter einer Gestalt, was in der griechischen Kirche fast während der ganzen Fastenzeit vor Ostern, mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags, üblich ist. Auch der Schmuck der Kirche wurde vereinfacht, von den Altären die prachtvollen Decken, Zierrathen und Leuchter weggenommen, das Crucifix verhüllt, und erst am folgenden Tage unter besondern Ceremonien der Beschauung und Anbetung wieder bloßgestellt. Dies, sowie die hohe Feier des Tages ist jetzt in der katholischen Kirche abgekommen, und der Charfreitag wird nur als ein halber Festtag betrachtet, an welchem öffentliche Arbeiten erlaubt sind, im Gegensatz zur protestantischen Kirche, welche bekanntlich streng an der ernsten und stillen Feier festhält.

Charybdis war nach dem Mythus eine Tochter des Neptun und der Gäa, welche Jupiter ihrer Unersättlichkeit halber ins Meer stürzte, wo sie in der Meerenge von Messina hausend jedes ihr zu nahe kommende Schiff verschlang. Der ganze Mythus verdankt sein Entstehen dem in jener Meerenge sich befindenden Strudel, dessen Gewalt durch die starke Strömung des Meeres an jenem Orte und die hinzutretende Ebbe und Fluth noch vermehrt wird. Den Schiffern der Alten erschien bei ihrer Unkunde dieser Strudel um so gefährlicher, als sie in dem Streben, die Charybdis zu vermeiden, von den brandenden Wogen an den gegenüberstehenden Felsen der Scylla geschleudert zu werden fürchten mußten. Jetzt fahren die Schiffe bei ruhigem Meere sicher über den Strudel hin. Die Charybdis, auf der sicilischen Seite, heißt heut zu Tage Calofaro, die Scylla an der calabrischen Küste Rema.

Chasidim, d. h. die Frommen, ist der Name einer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstandenen, von den Rabbinen lebhaft bekämpften jüdischen Religionssecte, welche sich zu einem pietistischen Mysticismus hinneigt, das Alte Testament und dessen Satzungen gering schätzt, und durch tugendhaftes Leben, Beten und kabbalistisches Nachsinnen über Gott und seine Gebote dem Urquell des Lichts sich zu nähern glaubt. Deshalb stehen bei ihnen die Hogadas des Talmud, die Bücher der Kabbala und die Schriften ihrer eigenen Lehrer, die voll Mährchen, Wundercuren und mystischer Deuteleien sind, aber auch treffliche Vorschriften der praktischen Sittenlehre enthalten, im höchsten Ansehen. Gestiftet wurde die Secte von Israel aus Podolien, genannt Baalschem, d. h. ein mit Geistern und Gott in Verbindung stehender Mensch, der durch seine Gebete und Amulette sie zur Gewährung seiner Wünsche zu bewegen vermag. Schon von seiner Geburt an wurde dieser Wunderthäter durch auffallende Ereignisse ausgezeichnet. Der Prophet Elias kündigte seine Geburt an, seine Mutter war gerade 100 Jahr und sein Vater noch älter; schon in seiner Jugend soll er mit bösen Geistern gekämpft haben. Später begab er sich nach der podolischen Stadt Medziboze, begann seine Lehre zu verbreiten, und fand auch bald zahlreiche Schüler. Nach seinem Tode 1760 zerstreuten sich die Letztern zur Ausbreitung der neuen Lehre; besonders aber erhoben sich drei unter diesen Aposteln, nahmen gleich ihrem Patron den Titel Zaddik an, und ein jeder von ihnen einen Bezirk mit der Leitung der darin wohnenden Chasidäer. Der Titel und Rang eines Zaddik's erbt von Vater auf Sohn fort; die Gemeinde gehorcht diesen Vorstehern blindlings, und überhäuft sie mit Ehren und Geldgeschenken. Jährlich bereisen die Zaddik's ihren Sprengel; im Monat October aber wallfahrtet das Volk zu ihrem Aufenthaltsort, und in den Zeiten der Noth pflegt man die Gräber der Zaddik's zu besuchen. Diese Secte ist besonders im russischen Polen, in der Moldau und Wallachei und in einigen Gegenden Galiziens und Ungarns verbreitet, und bis jetzt haben vergeblich die rechtgläubigen Juden sie verfolgt.

Chasles, Victor Euphémon Philarète, ein geistreicher französischer Kritiker, geboren zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Mainvilliers in der Nähe von Chartres, wurde von seinem Vater, der als Repräsentant und Divisionsgeneral in der Revolution eine Rolle gespielt hatte, nach den Grundsätzen Rousseau's erzogen, und später bei einem Buchdrucker in die Lehre gegeben. Bald darauf wurde der junge C. mit seinem Meister, der sich in

eine Verschwörung eingelassen, von der Polizei festgenommen, und erst auf die dringende Verwendung Châteaubriand's freigelassen, worauf er sich nach England begab, daselbst 7 Jahre verweilte, und mit vielem Eifer die englische Literatur studirte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich begann er in einer Reihe von Aufsätzen, in der „Revue encyclopédique,“ „Revue britannique“ etc. sich als selbständiger Kritiker zu bezeigen, ohne sich in den damals herrschenden Streit der Romantiker und Classiker zu mischen. Im J. 1825 erhielt seine Denkschrift auf de Thou, und 1827 sein Versuch über die Literatur des 16. Jahrh. den Preis der Akademie. In demselben Jahre gab er einen Theil seiner Kritiken und vermischten kleinern Aufsätze unter dem Titel „Caractères et paysages“ (Par. 1827) gesammelt heraus. Von seiner Kenntniß der deutschen Sprache gibt seine Uebersetzung des Titan von Jean Paul (2 Bde. Par. 1834) Zeugniß. Im J. 1839 wurde er Conservator an der Bibliothek Mazarine, und 1841 Professor der nördlichen Literaturen am Collége de France. Bei dieser Gelegenheit ließ er 2 Dissertationen drucken, von denen die eine in lateinischer Sprache, über die Verwandtschaft der nördlichen Sprachen, und die andere von der historischen Autorität des Flavius Josephus handelt. In der neuern Zeit erschienen seine kritischen Aufsätze besonders in der „Revue de Paris“, in der „Revue des deux mondes“ und im „Journal des débats.“ Sie unterscheiden sich von denen anderer französischer Kritiker besonders dadurch, daß C. einen geistigen Magnetismus annimmt, d. h. einen gegenseitigen Einfluß der Nationen auf Nationen, der Jahrhunderte auf Jahrhunderte, wodurch er zu einer Art Weltliteratur geführt worden ist.

Chassé, David Heinrich, Baron von, ist 1765 zu Thiel in Geldern geboren und der Sohn eines Münster'schen Majors. Er trat sehr jung als Cadet in niederländische Dienste, schloß sich den Patrioten an, flüchtete aber nach deren Niederlage nach Frankreich, und trat in französische Dienste. Im Jahre 1793 war er schon Obristlieutenant, kehrte mit Pichegru's Heere nach Holland zurück, und leistete 3 Jahre später gegen die Engländer in Nordholland wesentliche Dienste. Seinen größten Ruhm erwarb er jedoch im spanischen Kriege durch seinen unerschrockenen Muth. Seine Vorliebe für den Gebrauch des Bajonnets beim Angriff verschaffte ihm den Beinamen des Bajonnetgenerals von Seiten seiner Soldaten. Louis, der damalige König von Holland, ernannte ihn wegen der Holländer Bravour unter seinem Befehle bei Ocaña zum Baron, und schenkte ihm eine Domäne von 3000 Fl. Einkünften; auch erhielt er das Commandeurkreuz des Ordens der Union. Für eine tapfere That im Bergpasse der Pyrenäen, wodurch Erlon's Armeecorps gerettet wurde, erhob ihn Napoleon zum Generallieutenant und Offizier der Ehrenlegion. Auch wurde er 1811 französischer Reichsbaron. 1814 ward er vor Paris in einem Gefechte mit den Preußen verwundet. Nach dem Frieden trat er in königl. niederländische Dienste. In der Schlacht bei Waterloo zeichnete er sich durch eine kühne Diversion, welche für die Entscheidung der Schlacht von äußerst wichtigen Folgen war, wiederum rühmlich aus, weshalb ihn König Wilhelm zum Generallieutenant ernannte, und ihm mannichfaltige Beweise des entschiedensten Vertrauens gab. Dieses Vertrauen rechtfertigte er, als ihn nach funfzehnjähriger Ruhe die belgische Revolution wieder zur kriegerischen Thätigkeit rief. Sein Monarch hatte seiner Fürsorge Antwerpen anvertraut, wo er, als Mellinet's und Niellon's wilde Schaaren, durch die Begünstigung der Einwohner, in die Stadt eingeschwärzt worden waren, sich in die Citadelle zurückzog, und, um weiteres Blutvergießen zu ersparen, einen ehrenhaften Waffenstillstand schloß. Erst als auch dieser gebrochen wurde, züchtigte er die Belgier durch das Bombardement der Stadt, und vertheidigte vom 29. Nov. bis 22. Dec. 1832 die Citadelle mit heroischer Entschlossenheit gegen die Franzosen. Noch während der Belagerung ernannte ihn der König zur Belohnung seiner Verdienste zum General der Infanterie. Nach der Uebergabe der Citadelle führten ihn die Franzosen als Geisel nach Dünkirchen, von wo er nach dem Präliminarvertrage vom 21. Mai 1833 in sein Vaterland zurückkehrte. Gegenwärtig lebt er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Stammsitze Thiel in Geldern.

Chasseurs à cheval heißen in Frankreich diejenigen leichten Reiter, welche

weder Uhlanen noch Husaren und auch nicht berittene Jäger sind. Die französischen C. kommen zuerst 1741 und zwar als Carabiniers (Scharfschützen zu Pferde) vor; seit 1776 hatte jedes Dragonerregiment eine Schwadron C., die zum Vorpostendienst und zur Flankendeckung verwendet wurde. Im J. 1779 wurden besondere C.-Regimenter formirt, deren Zahl ihrer Brauchbarkeit wegen sehr vermehrt wurde; 1814 gab es deren ungefähr 34 Regimenter. Unter der Restauration wurde die Zahl der C.-Regimenter wieder vermindert, bis sie auf 6 Regimenter zusammen schmolzen. Im J. 1831 wurden sie für den Dienst in Afrika verwendet, und erhielten den Namen Chasseurs d'Afrique. Sie sind mit Säbel, Pistolen und Carabinern bewaffnet.

Chasteler, Johann Gabriel, Marquis von, wurde am 22. Januar 1763 im Hennegau auf dem Schlosse Mulbais geboren. Nachdem er zu Metz in dem Collegium de Fort gebildet worden war, trat er 1776 in österreichische Militärdienste. Er bildete sich in Wien zu einem trefflichen Ingenieur aus, und leitete 1781—84 den Bau der Festungen Josephstadt und Theresienstadt. Er wohnte der Belagerung von Chotym, wo ihm der rechte Fuß zerschmettert wurde, und der Schlacht bei Fockſan bei. Mit rühmlicher Auszeichnung focht er als Obristlieutenant im Geniecorps in allen Feldzügen seit dem Ausbruche der franz. Revolution. So kämpfte er 1792 bei der Vertheidigung des Schlosses von Namur, 1793 bei Valenciennes, Quesnoy und Maubeuge, und besiegte vor Allem in der Schlacht von Wattigny den rechten Flügel der franz. Armee. Auch als Diplomat wurde er 1796 und 1797 in Petersburg und in Polen beschäftigt. Er wurde beauftragt, für Oesterreich die im Frieden von Campo Formio neuerworbenen venetianischen Provinzen zu übernehmen, und erhielt 1799 die Stelle eines Generalquartiermeisters der in Italien vereinigten österr. russ. Armeen. Hier half er bei Verona den Sieg über Scherer mit erkämpfen, und zeichnete sich in der Schlacht an der Trebia (17—19. Juni 1799) aus. Vor Allessandria wurde er zum 13. Male verwundet; doch schon 1800 erschien er wieder bei der Rheinarmee, und übernahm das Commando einer Brigade in Tyrol. Er war es, der die Oesterreicher befehligte, als sie gemeinschaftlich mit den Franzosen, nach dem Waffenstillstande von Stadt Steyer, Tyrol besetzten. Die Tyroler ertheilten Ch. die Landsmannschaft, weil er sich um die Wehrhaftmachung dieses Landes äußerst verdient machte. 1802 wurde er von der niederländischen Emigrantenliste gestrichen. Im Kriege vom J. 1805 zeichnete er sich durch das Gefecht am Passe Strub, den Marsch gegen Salzburg und die Vertreibung Marmont's aus Grätz aus. 1808 befestigte er Comorn, und commandirte dann das 8. Armeecorps, von dem er einen kleinen Theil nach Tyrol führte, wo er nebst Hormayr vornehmlich den Aufstand leitete. Die Capitulation der Franzosen und Bayern in Inspruck veranlaßten den zürnenden Napoleon, einen Befehl zu erlassen, wornach der öster. Gen. Ch. als Urheber des Tyroler Aufstandes in die Acht erklärt wurde. Unglücklich focht Ch. gegen die Bayern unter dem Herzoge von Danzig am 13. Mai bei Wörgl; dann drang er aber durch Kärnthen und Untersteyermark nach Ungarn. Er wurde nach dem Frieden in Troppau Militärcommandant, und focht 1813 bei Dresden und Kulm an der Spitze des Grenadiercorps der Hauptarmee. Bereits zum Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt erhoben, wurde er 1814 in letzterer Eigenschaft nach Venedig versetzt, wo er am 7. Mai 1825 an den Uebeln, welche ihm 14 Wunden verursachten, starb.

Châteaubriand, François Auguste, Vicomte de, ein Neffe Malesherbes', einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs, wurde 1769 zu Combourg in der Bretagne geboren, und hieß eigentlich Leprêtre. Sein Vater, ein Stockfischhändler zu St. Malo, hatte sich den Namen C. beigelegt, nachdem er ein früher der ausgestorbenen Familie C. zugehöriges Landgut gekauft hatte. C. trat 1786 in das Infanterieregiment Navarra, ward in Paris durch seinen Verwandten Malesherbes dem König vorgestellt, fand aber wenig Lust, sich in das Getreibe der Politik zu mischen. Mehr Neigung empfand er für literarische Beschäftigungen, und seine Verbindung mit den Tonangebern der damaligen franz. Literatur Delille, Chamfort, Laharpe 2c., die seine ersten poetischen Versuche lobten, regte in ihm den Ehrgeiz an, nach literarischem Ruhm zu streben. Als auf diesem Gebiete

ihm die Palme nicht so schnell ward, als er es sich geträumt hatte, kam er auf die Idee, als Entdecker neuer Länder zu glänzen, und schiffte sich 1791 nach Nordamerika ein. Um die nordwestliche Durchfahrt zu finden, wanderte er von Philadelphia aus durch das obere Louisiana bis zum Cap Mendocin an den Küsten des stillen Meeres, und wenn er auch die gewünschte Durchfahrt nicht fand, die er bei seinen Wanderungen bald zu suchen vergaß, so verfehlte dieser Aufenthalt unter den Indianerstämmen nicht, auf seine Bildung einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Damals dichtete er auch den Roman der Natschez, welcher das Leben der indianischen Stämme schildert, allein erst 1826 in der Sammlung seiner Werke im Drucke erschien. Da drang in seine Einsamkeit die Nachricht von dem Fortgange der französischen Revolutionsereignisse. Schnell schiffte sich C. ein, und kehrte gegen die Mitte des J. 1792 nach Frankreich zurück, wo er in die Reihen der Emigrantenarmee trat. Um diese Zeit war es, wo er sich mit dem Fräulein de la Vigne-Buisson vermählte. Er zeichnete sich im Sept. 1792 bei der Belagerung von Thionville aus, bei welcher er bedeutend verwundet wurde, ging hierauf nach England, wo er sich seines Unterhalts wegen der Schriftstellerei widmete, und mit dem Herrn de Fontanes, den er schon 1789 zu Paris kennen gelernt, Freundschaft schloß. Jetzt erschien sein „Essai historique, politique et moral sur la révolution etc." (2 Bde., Lond. 1797; neuer Abdruck, Par. 1824), den er in einer neuern Auflage (Par. 1834) nach seinen unterdessen veränderten Ansichten vielfach umarbeitete. Nach dem 18. Brumaire kehrte er eben so wie der Herr de Fontanes nach Frankreich zurück, und übernahm sogleich die Redaction des „Mercure de France" und „Journal des débats". Damals sah er noch Bonaparte als einen Mann an, den die Gottheit, wenn sie des Strafens müde ist, zum Zeichen der Versöhnung auf die Welt sendet. Er entsagte den liberalen Ideen, da sich Bonaparte ihnen abgeneigt zeigte, und trat mit seinem „Génie du christianisme" (Lond. 1802 u. öfter) auf, ein Werk, das zu keiner günstigern Zeit erscheinen konnte. Früher würde das Buch weder vor der Sorbonne, noch vor den Gegnern derselben Gnade gefunden haben; jetzt schwiegen die Geistlichen zu den etwas weltlichen Ansichten des Verfassers, weil Ton und Darstellung das religiöse Gefühl ansprachen, und Bonaparte sah es mit günstigen Augen an, da er das Ansehen der Kirche wiederherzustellen wünschte. Im J. 1803 war C. kurze Zeit Gesandtschaftssecretär unter dem Cardinal Fesch in Rom. Er dichtete in der ewigen Stadt das religiöse Gedicht „Les martyrs", das aber erst 1807 im Druck erschien. Im Febr. 1804 wurde er bevollmächtigter franz. Minister in Wallis; nahm jedoch gleich nach Hinrichtung des Herzogs von Enghien im März desselben Jahres seine Entlassung. Hierauf reiste er nach Italien, schiffte sich im Juli 1806 nach Griechenland ein, und ging über Rhodus nach Jerusalem, besuchte auf der Rückkehr Alexandrien, Kairo und Karthago, und kehrte durch Spanien im Mai 1807 nach Frankreich zurück. Bald darauf verlor er sein Eigenthumsrecht am „Mercure de France", weil er über die „Reise nach Spanien" des Herrn de Laborde einige Artikel geschrieben hatte, welche den Kaiser beleidigten. Im J. 1811 erschien seine Reise von Paris nach Jerusalem; auch wurde er in demselben Jahre Mitglied des Instituts an der Stelle Joseph Chénier's. Nach Napoleon's Sturze schrieb er im April 1814 die fast in alle europäischen Sprachen übersetzte Flugschrift „De Buonaparte et des Bourbons", wodurch er sich entschieden der Partei der Ultraroyalisten anschloß. Gegen das Ende desselben Jahres erschienen seine „Réflexions politiques sur quelques écrits du jour", wodurch er sich dem Ministerium empfahl. Bereits hatte der König Hrn. v. C. zum außerordentl. Gesandten in Schweden ernannt, als die Revolution v. 20. März 1815 ausbrach. C. ging mit dem Könige nach Gent, wo er sich unter der Zahl seiner Minister befand, und als solcher im Mai desselben Jahres seinen „Rapport au roi sur la situation intérieure de la France" redigirte, eine Schrift, welche Napoleon selbst ihres unklugen Inhalts wegen verbreiten ließ. Er kehrte nach der Schlacht von Waterloo mit dem Könige zurück, und wurde im Juli 1815 zum Staatsminister, und im August desselben Jahres zum Pair von Frankreich ernannt. Nun sprach er in den verschiedenen Sitzungen der Pairskammer gegen politische Umtriebe, gegen die theilweise Erneuerung der Deputirten=

kammer u. s. w., und wurde am 21. März 1816 bei der Reorganisation der Akademie Mitglied derselben. Kurz darauf erschien sein bekanntes Werk: „De la monarchie selon la Charte", und zugleich wurde durch die Ordonnanz vom 5. Septbr. die sogen. chambre introuvable (s. d.) aufgelöst. Ungeachtet dieser Schritt im Sinne der Volksmeinung war, so drückte doch der von den Huldigungen der Vorstadt St. Germain umgebene C. in einer Nachschrift zu jenem Werke die Unzufriedenheit seiner Partei aus. Alsbald wurde das Buch ein Gegenstand polizeilicher Verfolgungen, und drei Tage nach seiner Publication erschien eine Ordonnanz, durch welche der Vicomte als Minister entlassen wurde, weil er Zweifel in Bezug auf den königl. Willen rücksichtlich jener Ordonnanz erhoben hatte. Diese Ordonnanz erregte lebhafte Unzufriedenheit in jener Vorstadt, welche aber vorzüglich fortfuhr, die Aufsätze zu bewundern, die der berühmte Schriftsteller nunmehr wider den Verwaltungsgang unter Decazes erscheinen ließ. Vorzüglich machten seine „Remarques sur les affaires du moment" so viel Sensation, daß der Moniteur vom 21. Aug. 1818 sie zu widerlegen suchte. C.'s Ruf als Schriftsteller und politischer Redner während der 3 Sessionen 1817 bis 1820 wuchs immer mehr. Im letztern Jahre stimmte er für die Ausnahmegesetze. Zur Taufe des Herzogs von Bordeaux überreichte er ein Fläschchen Wasser aus dem Jordan, ging 1820 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Berlin, und wurde nach seiner Rückkehr nach Paris am 30. April 1821 abermals Staatsminister und Mitglied des geheimen Raths. Doch schon im August desselben Jahres nahm er von Neuem seine Entlassung als Staatsminister. Großes Aufsehn machten seine „Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort du duc de Berri". Im J. 1822 wurde er an Decazes' Stelle außerordentlicher Gesandter in London, und folgte dann dem Herzog von Montmorency zu dem Congreß von Verona. Am 28. Dec. 1822 übernahm er nach dem Rücktritt des Hrn. von Montmorency das Ministerium des Auswärtigen, weil er mit Villèle übereinstimmend über die spanischen Angelegenheiten dachte, doch bald trat zwischen C. und diesem Minister eine Kälte ein, und als der Erstere Villèle's Gesetzentwurf, die Renten herabzusetzen, in der Pairskammer nicht unterstützte, erhielt er am 5. Juni 1824 seine Entlassung. Nun begann C. aufs Neue einen hartnäckigen Kampf gegen das Ministerium, dessen Arena das Journal des Debats wurde, ungeachtet er nach Ludwig's XVIII. Tode, durch seine Flugschrift „Le Roi est mort; vive le Roi!" die Gunst Karl's X. erworben hatte. Vor Allem kämpfte er in der Pairskammer und in der „Note sur la Grèce" für die Sache der Griechen, so wie er die ganze Kraft seines Geistes auf die Vertheidigung der Preßfreiheit wandte, die er für den wesentlichsten Bestandtheil einer repräsentativen Regierung erklärte. Eben so griff er in seinem „Dernier avis aux électeurs" die Grundsätze und Handlungsweise des Villèle'schen Ministeriums an. Erst unter Martignac's Ministerium trat er wieder in ein glücklicheres Verhältniß zur Regierung. Unter diesem ging er 1829 als franz. Botschafter nach Rom, wo er vor den in ein Conclave zur Wahl eines neuen Papstes versammelten Cardinälen eine merkwürdige Rede hielt, die untermischt mit constitutionellen Ideen an einem solchen Orte wohl noch niemals gehalten worden war. Als am 8. August das unglückselige Polignac'sche Ministerium ans Ruder kam, legte C. seinen Botschafterposten nieder, und widmete sich ausschließend literarischen Arbeiten, namentlich nahmen die „Études historiques" seine Thätigkeit in Anspruch; auch beschäftigte er sich mit der Herausgabe seiner „Oeuvres complètes" in 30 Bänden, wofür ihm die Buchhändler Ladvocat und Lefèvre ein Honorar von 550,000 Franken zusicherten, das er aber selbst um 200,000 Fr. herabsetzte, als man ihn überzeugte, daß die Verleger wegen des starken Nachdrucks bei dem ersten Honorar nicht bestehen könnten.

Die Juliusrevolution fand an C. keinen unmittelbaren Theilnehmer; nur als am 7. Aug. 1830 die Beschlüsse der franz. Deputirtenkammer, wodurch der Herzogs v. Orleans auf den Thron Frankreichs berufen wurde, der Pairskammer mitgetheilt wurden, hielt er jene berühmte Rede, wodurch er mit dem hohen Schwunge seiner poetischen Beredtsamkeit die Pairs noch einmal zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux zu stimmen gedachte. Die-

selben Gesinnungen sprach er, nachdem er sich geweigert hatte, dem neuen Bürgerkönige den Eid der Treue zu leisten, und deswegen von der Pairskammer ausgeschlossen worden war, in seiner im März 1831 erschienenen Flugschrift: „De la restauration et de la monarchie élective" aus. Mit ritterlicher Treue widmete er seitdem sein Talent dem Herzoge von Bordeaux und dessen Mutter, der Herzogin von Berri, ohne sich jedoch in die Umtriebe der Karlisten zu mischen. Gegen den Gesetzentwurf, die ältere Linie der Bourbons zu verbannen, schrieb er „De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X. et de sa famille", so wie auch die Gefangennahme der Herzogin von Berri, seine eigne Verhaftung, und andere Zeitereignisse ihm Veranlassung zu mehrern Flugschriften gaben. Im J. 1832 besorgte er eine neue Ausgabe seiner Werke. Im Mai 1833 reiste er nach Prag, theils in Angelegenheiten der Herzogin von Berri, theils um Instructionen über die von den Legitimisten zu befolgende Politik einzuholen, da er von dem in Paris für die politische Emancipation und die Reform des Wahlsystems und der Kammern bestehenden Karlistenverein zum Präsidenten erwählt worden war. Auch im J. 1834 trat er noch einmal öffentlich auf, indem er an der Spitze der franz. Legitimistenpartei dem damals in London anwesenden Herzog von Bordeaux die Huldigung seiner Partei darbrachte. Uebrigens beschäftigt ihn schon seit langer Zeit die Abfassung seiner Memoiren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollen. Ein Bruchstück daraus ist sein „Congrès de Vérona, Guerre d'Espagne" (2 Bde., Par. u. Lpz. 1838). Seine 1837 herausgegebene Uebersetzung des Milton kann nicht gelungen genannt werden, und voll schiefer und einseitiger Ansichten ist sein „Essai sur la littérature anglaise", der damit in Verbindung steht. Man hat C. hoch gerühmt als Schriftsteller. Gewiß ist es, daß in allen seinen Schriften ein eigenthümliches poetisches Leben weht; er ist geistvoll, bilderreich, schreibt mit Wärme, und namentlich sind ihm Schilderungen der Natur gelungen. Im Ganzen aber fehlt seinen Ideen Tiefe und Zusammenhang. Aus seinem unbestimmten phantastischen Drange, aus seiner subjectiven Befangenheit, aus seiner träumerischen Sehnsucht gelangt er nie zu derjenigen dichterischen und schriftstellerischen Größe, welche auf die Außenwelt einen unwiderstehlichen Zauber ausübt und sie beherrscht.

Chateauroux, Hauptstadt des französischen Departements Indre, am Flusse Indre und auf einer Anhöhe gelegen, ist eng und schlecht gebaut, Sitz der Departementsbehörden, eines Handels- und Friedensgerichts, hat 4 Kirchen, ein altes Schloß, eine Bibliothek, einen botanischen Garten, ein Collége und 14,000 E., die Tuch und Wollenzeuge, Eisenwaaren, irdene Geschirre, Pergament und Leder verfertigen, und einen starken Wollhandel treiben. In der Nähe sind die Eisenwerke Clavières, welche das beste Eisen in der Provinz liefern, und für die Marine arbeiten. Louis XV. kaufte diese Stadt vom Grafen Clermont, und erhob die schöne Wittwe des Marquis La Tournelle, Marie Anne, geborne Nesle, gestorben 1746, zur Herzogin von C.

Château-Thierry, Hauptstadt des Departements Aisne, am rechten Ufer der Marne, über welche 2 Brücken führen, hat ein altes Schloß, das einst den Grafen von Vermandois gehörte, und 4700 E., die Leinwand, Serge und Leder verfertigen, und Handel mit Wein, Korn und Mehl treiben. In der Nähe sind 2 eisenhaltige Heilquellen. Karl VI. erhob C. zur Pairie, und Karl IX. 1566 zum Herzogthum.

Chatel, Ferdinand François, Stifter der sogenannten französisch-katholischen Kirche, geb. am 9. Januar 1795 zu Gannat im Departement Allier, wurde zu Clermont im Departement Puy-de-Dome erzogen, studirte im Seminar zu Montferrand Theologie, wurde dann Vicar an der Kathedrale zu Moulins, darauf Pfarrer in Morretay im Departement Allier, Almosenier des 20. Infanterieregiments und 1823 Almosenier des 2. berittenen Grenadierregiments der königlichen Garde. Nach der Julirevolution, wo die königliche Garde aufgehoben wurde, verlor er seine Stelle, und eröffnete in seiner Wohnung, in der Nähe des Pantheons, einen Betsaal, und hielt Vorträge über die von ihm längst schon ausgebildete Reform der französischen Kirche. Die Zahl seiner Anhänger wuchs so sehr an, daß er im Januar 1831 ein geräumigeres Local aufsuchen mußte, das er Anfangs in

der Straße La Sourdière, dann, im Juni desselben Jahres in der Straße Cléry fand, von wo er seine neue Kirche im November in die Straße Faubourg St. Martin verlegte. In den ersten Jahren nach der Julirevolution fand die neue Lehre trotz des Bannstrahls, den der Papst gegen dieselbe schleuderte, viel Theilnahme von Seiten des Publicums; auch die Regierung sah seinem Treiben lange ruhig zu. Erst am 28. November 1842 wurden die Thüren des neuen Tempels von Polizei wegen geschlossen, worauf sich C. nach Brüssel begab, von da aus gegen dieses Verfahren protestirte, und daselbst die Redaction des „Réformateur religieux“ begann, der jedoch ebenfalls im Mai 1843 unterdrückt wurde. (S. Französisch-katholische Kirche.)

Chatelet heißen 2 Thürme in Paris, welche zur Befestigung der beiden ältesten Brücken le pont au Change und le petit pont dienten. In den frühern Zeiten, wo Paris nur aus der Altstadt Cité bestand, konnte man nur über diese beiden Brücken in die Stadt kommen, und zur Beschützung dieser beiden Brücken waren die beiden Thürme Grand und Petit Châtelet erbaut. Ersteres war schon 885 zur Zeit der Belagerung durch die Normannen vorhanden; daß es aber von Julius Cäsar, wie Einige behaupten, erbauet sei, ist ungewiß. In demselben wohnte der Graf von Paris, und hier war zugleich der Sitz aller königlichen Gerichte. Der Graf von Paris war Stadthauptmann, Stadtvogt, Prevot, Befehlshaber der Ritterschaft und Präsident des Gerichtes, und zur Besorgung seiner Geschäfte waren ihm Amtsverweser, Lieutenants, deren 8 waren, und außerdem ein Polizeioberamtmann, Lieutenant général de la police, untergeordnet. Unter Ludwig XIV. war dieser Letztere einer der mächtigsten Reichsbeamten, indem er Chef der Polizei des ganzen Königreichs war.

Châtelet-Lomont, Gabriele Emilie, Marquise du, geborne Baronin Letonnelier de Breteuil, wurde am 17. December 1706 geboren, stammte aus einem altadeligen Hause in der Picardie, und wurde von ihrem Vater zu gelehrten Beschäftigungen angehalten. Sie verstand Latein, und gab sich mathematischen Studien hin; doch entsagte sie darum nicht der Welt und ihren Vergnügungen. 1733 zog sie sich in ihr Schloß Cirey zurück, welches sie verschönerte, und dort 6 Jahre hindurch des Umgangs mit Voltaire genoß, von dem sie englisch lernte. Sie stand mit dem Philosophen Wolf im Briefwechsel, gab eine Abhandlung über das Leibnitzische System heraus, und übersetzte Newton's „Principia“. Sie war mit dem Marquis Châtelet-Lomont, Oberhofmarschall des Königs Stanislaus Lesczinsky zu Luneville, vermählt, und starb in der letztgedachten Stadt am 10. September 1749.

Chatellerault, eine französische Stadt im Departement Vienne, an dem hier schiffbar werdenden Fluß gleichen Namens, über den eine 460 F. lange steinerne Brücke führt, liegt in einer fruchtbaren Gegend, hat mehrere Kirchen von bemerkenswerther Bauart und 9000 E., welche Eisenwaaren, besonders Messer und Scheeren, Leder, Wollen- und Leinenzeuge verfertigen. Auch befindet sich hier eine königliche Gewehr- und Waffenfabrik. König Franz I. erhob C. zum Herzogthum, und verlieh es dem Connetable Franz von Bourbon; 1538 fiel es wieder an die Krone zurück, aber unter Heinrich III. ging es durch Verpfändung wieder in Privatbesitz über. Von C. erhielt die ehemalige Vicomté Chatelleraudois den Namen.

Chatham oder Chatam, eine große, stark befestigte Stadt in der englischen Grafschaft Kent, am Medway in der Nähe bei Rochester, mit 20,000 E., ist eine der Hauptstationen der königlichen Flotte, und enthält das größte Arsenal des britischen Reichs und ein ausgezeichnetes Marine-Hospital. Die Bewohner beschäftigen sich besonders mit Schiffsbau auf den königlichen Werften und mit Arbeiten in den Arsenalen. Die Schiffswerfte und Artilleriearsenale sind zusammen fast eine englische Meile lang. Die ersteren bilden 4 Docks zum Ausbessern der größten Schiffe; auch werden hier die größten Schiffe und Flotten in der kürzesten Zeit mit allem nöthigen Bedarf ausgerüstet. Das Armenhaus von C. wurde von der Königin Elisabeth gebaut, um die im Kampf mit der spani-

schen Armada Verwundeten aufzunehmen, und steht unter der Leitung des ersten Lords der Admiralität.

Chatham, eine Inselgruppe, im Südosten von Neuseeland unter 43° 53′ südl. Br. und 200° 45′ östl. L., ist in neuester Zeit Gegenstand vielfacher Erörterungen geworden. Die in Hamburg sich bildende Gesellschaft zur Colonisirung deutscher Einwanderer ersah diese Inselgruppe zur Anlegung der ersten deutschen Colonie aus. Doch die Sache zerschlug sich bald, weil die britische Regierung ihre Ansprüche auf die, durch Engländer 1795 entdeckte Inselgruppe nicht aufgeben, sondern nur eine Ansiedelung unter britischer Landeshoheit gestatten wollte. Die größte der Inseln, welche der ganzen Gruppe den Namen gibt, ist ringsum von mehrern Eilanden umgeben, bewohnt, und soll sehr fruchtbar und gesund sein.

Chatham, William Pitt, Graf von, auch unter dem Namen Pitt der Aeltere bekannt, einer der größten Staatsmänner Englands, war der Sohn eines Landedelmanns Robert Pitt's von Boconnock, und wurde am 15. Novbr. 1708 geboren. Nachdem er zu Eton und Oxford sich classische Bildung erworben, erhielt er durch seine Freunde die Stelle eines Cornets in der Cavalerie, trat aber auch 1735 für den von seiner Familie abhängigen Flecken Old-Sarum ins Parlament, wo er sich bald durch seine Fähigkeiten und seine heiße Vaterlandsliebe Ansehen und Eintritt verschaffte. Da er im Unterhause die Gehaltvermehrung des Prinzen von Wales, dem er persönlich befreundet war, und der ihn zu seinem Kammerherrn ernannte, unterstützte, reizte er den Zorn des Ministeriums in dem Grade, daß dieses ihm seine Stelle in der Armee entzog. Als aber seine hinreißende Beredtsamkeit ihm im Parlament und im Volk immer größern Anhang verschaffte, hielt es der Hof für gerathen, ihn durch eine Anstellung in sein Interesse zu ziehen. Er wurde 1746 Schatzmeister in Irland, und bald darauf Geheimer Rath und Generalzahlmeister der Armee. Um diese Zeit setzte ihm die Herzogin von Marlborough in ihrem Testamente ein Legat von 10,000 Pfd. Sterl. aus, weil ihr der Patriotismus des kühnen Redners gefiel, und später erhielt er aus gleichem Grunde noch ein anderes Vermächtniß. Seine Gunst beim Volke stieg, als er 1755 sein Zahlmeisteramt niederlegte, weil er sich mit dem neuen Minister Fox in Bezug auf die auswärtige Politik in zu starkem Widerspruche befand. Im Jahre 1756, wo der König Fox entlassen mußte, trat Pitt als Staatssecretär ins Ministerium. Er war weder gegen das Bündniß mit Preußen, noch gegen den Krieg mit Frankreich, wollte aber das Interesse Englands ausschließlich berücksichtigen, während der König, der für seine deutschen Staaten besorgt war, eine Truppensendung nach Hanover wünschte. Pitt begann den Krieg nach einem großartigen Plan, errichtete die Nationalmiliz, und bot alle Kräfte der englischen Seemacht auf, um den Feind im eigenen Land anzugreifen. Da der König sich einer Landung an den französischen Küsten widersetzte, legte C. im April 1757 sein Amt nieder, erhielt es aber schon im Juni wieder zurück, da die ganze Nation den Patrioten stürmisch wieder verlangte, und der Krieg in Hanover unter dem Herzog von Cumberland eine üble Wendung nahm. Von jetzt an war er die Seele des englischen Cabinets. Sein Streben war besonders dahin gerichtet, das Uebergewicht Frankreichs zu untergraben, und Englands Macht zu heben; zugleich bewies er mit hinreißender Beredtsamkeit dem Volke, daß die Stärke der britischen Nation in ihrer Seemacht beruhe, und daß weder der Handel noch die Industrie der vereinigten Reiche blühen könne, wenn die englische Flotte nicht auf allen Meeren ihre Herrschaft behaupte. Während er auf diese Weise ein größeres Vertrauen zur eignen nationalen Kraft einflößte, entwickelte er auf der andern Seite, zur Ausführung seiner Pläne, die großartigste Thätigkeit. Da der König und die Tories sich hartnäckig einer Landung in Frankreich widersetzten, mußte er freilich endlich diesen Plan aufgeben; um so nachdrücklicher unterstützte er aber Frankreichs Feinde auf dem Continente, namentlich in Deutschland, und steigerte die englische Seemacht in solchem Grade, daß Frankreich bald in allen Schlachten besiegt wurde, und alle seine Colonien verlor. Spanien bot seine Vermittelung zu einer Versöhnung Frankreichs und Englands an; C. aber rieth, auch diesem den Krieg zu erklären, weil er voraussah, daß es sich bald

an Frankreich anschließen würde. Der Tod Georg II. im October 1760 hemmte die großartigen Pläne C.'s. Georg III. fürchtete für seine deutschen Staaten, gestattete den Tories in seinem Rathe größern Einfluß, und zwang C., mit dem französischen Minister Choiseul (s. d.) den Frieden zu unterhandeln. Wider seinen Willen fügte sich C. in das Unvermeidliche, machte aber so wenig Zugeständnisse, und erschwerte die Unterhandlungen so sehr, daß der französische Minister sie endlich ganz aufgab. Am 5. October 1761 legte C. sein Ministerium nieder, und trat im Parlamente an die Spitze der Opposition. Das Volk erkannte dankbar sein patriotisches Bestreben während seiner Regierung. Die Stadt London dankte ihm feierlich für seine Verwaltung, und ließ auf der Blackfriarsbrücke ihm zu Ehren eine Denktafel errichten. Die Partei des Adels setzte es zwar im Parlamente durch, daß der Krieg nicht fortgesetzt wurde; demungeachtet fürchtete die Regierung und der Hof C.'s Ansehn so sehr, daß sie ihn auf alle Weise wieder an sich zu ziehen suchten. Aber erst 1766 ließ er sich wieder bewegen, als Geheimer Siegelbewahrer in das Ministerium zu treten, verließ es aber schon 1768 wieder. Vielleicht um ihn aus dem Unterhause zu entfernen, war er in dieser Zeit zum Viscount von Burton und Grafen von Chatham ernannt worden, und mußte seinen Sitz im Oberhause nehmen. Früher hatte er oft gerathen, die amerikanischen Colonien milder und gerechter zu behandeln, und als nun 1775 der Krieg zwischen diesem und dem Mutterlande förmlich ausbrach, bot er seinen ganzen Einfluß und seine Beredtsamkeit auf, um eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen, tadelte streng die Prahlereien und die grausamen Mittel, zu der die herrschende Partei ihre Zuflucht nahm, und bewies, daß die Amerikaner in ihrer Widersetzlichkeit gegen eine willkürliche Besteuerung Nichts thäten, als was die Väter des jetzigen Englands so oft mit vollem Rechte gethan. Als nun die wiederholten Niederlagen der englischen Truppen, namentlich aber der am 13. März 1773 zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich abgeschlossene Vertrag die Regierung und ihre Partei so einschüchterte, daß sie die Ansicht aussprach, man müsse gegen günstige Handelsverbindungen mit den befreiten Colonien Frieden machen, da wankte der schwer erkrankte C., auf Krücken gestützt, ins Oberhaus, wo eben der Herzog von Richmond die Anerkennung der Amerikaner beantragte, und schilderte in einer ergreifenden Rede dem Hause die tiefe Schmach und Feigheit, die in einem solchen Schritte läge, und bewies, daß England, statt sich vor Frankreich zu demüthigen, den Krieg mit allen Kräften fortsetzen müsse. Seine Rede riß alle Parteien hin, und der Krieg ward von Neuem beschlossen. Doch dieser Sieg seiner vaterländischen Gesinnung und Weisheit war auch der letzte. Als er dem Herzog von Richmond auf die Frage, welche neue Mittel er vorschlagen könne, antworten wollte, sank er ohnmächtig in die Arme seiner Freunde, und ward bewußtlos aus dem Hause getragen. Er starb am 11. Mai 1778 auf seinem Landgute Hayes bei Kent. Das Parlament ließ ihn auf öffentliche Kosten prächtig begraben, setzte seinem ältesten Sohne ein Jahrgeld von 4000 Pfd. St. aus, und bezahlte auch seine Schulden aus dem öffentlichen Schatze, denn obgleich er nie verschwenderisch gelebt hatte, starb er doch arm. C. war in seiner Persönlichkeit von sehr einnehmendem Aeußern, und seine Freundlichkeit im Umgang, sein rechtlicher, unbestechlicher Charakter erzwangen ihm selbst die Achtung seiner politischen Feinde. Seine Reden sind voll Kraft, und verfehlten nie ihre Wirkung; sie fesseln noch jetzt den Leser. Er bezog sich gern auf die Geschichte der Alten, und suchte die Stärke und die Zukunft der britischen Nation in der Stärke und Heiligung ihrer Familienbande. In seiner Politik war er vor Allem Engländer im strengsten Sinne des Worts, und achtete die Rechte fremder Nationen nur insoweit, als sie nicht mit dem englischen Interesse in Collision geriethen. Besonders waren es zwei Feinde, die er sein ganzes Leben durch verfolgte, Frankreich, Englands Nebenbuhler auf der See, und das Papstthum, Englands Gegner in seinen kirchlichen Verhältnissen.

Châtillon-sur-Seine, Stadt im französischen Departement Côte d'or, an der Seine mit einem Schlosse, 418 Häusern, 4500 Einwohnern, Tuch-, Serge- und Mützenmanufacturen, Gewehr-, Messerfabriken rc. Berühmt wurde es besonders durch den Con-

greß zwischen Napoleon und den verbündeten Mächten in den ersten Monaten des Jahres 1814. Die Friedensvorschläge zu Frankfurt, im November 1813, nach welchen Frankreich seine natürlichen Grenzen zugestanden wurden, hatten sich zerschlagen, die feindlichen Armeen waren über den Rhein gegangen, Napoleon zur Armee abgereist, um die Ehre Frankreichs auf seinem eigenen Boden zu erkämpfen, als neue Unterhandlungen am 4. Febr. von beiden Seiten angeknüpft wurden. Caulaincourt, Herzog von Vicenza, Graf Stadion, Graf Razumowski, Freiherr von Humbold und Viscount Castlereagh waren die ernannten Bevollmächtigten. Châtillon selbst war neutral erklärt, während man mit den Waffen in der Hand den Bedingungen Gewicht zu geben versuchte, die gegenseitig aufgestellt wurden. Wie schwer konnte auf solche Weise eine Vereinigung statt finden, und wie bestimmt konnte Derjenige den Bruch des Friedensgeschäftes voraussehen, der die Triebfedern kannte, nach welchen die dabei interessirten Mächte handelten. Napoleon, obschon auf den Boden zurückgedrängt, der seit seiner Regierung noch keinen Feind gesehen hatte, war mit neuen Plänen und neuen Hoffnungen an die Spitze des Heeres getreten, auf das er um so mehr bauete, da es den heimischen Heerd vertheidigte. Ein schimpflicher Friede schien ihm unerträglicher, als der Verlust einer Krone, und die Antwort, welche er seinem Botschafter Caulaincourt ertheilte, als dieser in ihn drang, dem Bedürfnisse des Friedens Opfer zu bringen: „der Muth kann eine Krone vertheidigen, aber niemals die Unehre", war die Basis, nach welcher er den Frieden unterhandelt wissen wollte. Nach dem, was aber bereits verloren gegangen, mußte man fordern, und konnte Nichts mehr bewilligen, ohne die Ehre Frankreichs betheiligt zu sehen, deshalb war auch Napoleon weit entfernt, an einen Frieden von Châtillon zu glauben, wenn nicht vorher die erlangte Macht des Feindes durch glückliche Erfolge gebeugt worden sei. Diese zu erlangen, während man unterhandelte, war sein eifrigstes Bestreben, und die Thätigkeit der Alliirten so lange zu hemmen, bis er die Kräfte des Reiches zu seinem Vorhaben aufgeboten haben würde, die Instruction, welche er seinem Minister ertheilte. Anderer Seits hatten die Verbündeten ihren Feind durch Jahre lange Niederlagen fürchten gelernt, und nach so vielen, unerwartet erlangten Vortheilen fingen die Cabinette an zu bedenken, ob es nicht klüger wäre, das schon Erworbene sich zu sichern, als Alles auf die Spitze zu setzen, und mit Frankreich um seine Existenz zu kämpfen. Außer diesen politischen Rücksichten schien es auch das Privatinteresse Oesterreichs zu erheischen, den Fürsten, mit welchem man durch die Bande des Bluts liirt war, nicht ganz von seiner Höhe sinken zu lassen, und selbst in den Kriegsoperationen waren die Verschiedenheit der Interessen sichtbar, nach welchen die Höfe handeln zu müssen glaubten. Nichts ist daher gewisser, als daß Napoleon einen Frieden unter leidlichen Bedingungen erhalten haben würde, wenn er ihn zu der Zeit des Congresses für seine und Frankreichs Ehre für dienlich erachtet hätte. Die Unterhandlungen begannen den 4. Februar, allein schon den 7. erklärten die Verbündeten, daß nach den Waffenerfolgen, welche sie zeither erlangt, Frankreich sich mit seinen alten Grenzen vor der Revolution begnügen müsse, ferner jedem directen Einflusse auf andere Staaten außer seinen Grenzen entsagen, und alle Protectoratsrechte auf die Schweiz und Italien aufgeben solle. Caulincourt, obschon erstaunt über diese kategorische Sprache, erklärte nach dem Sinne seiner geheimen Instructionen, daß sein Souverän zwar bereit sei, jedes Opfer zu bringen, um den Frieden zu erlangen, die Wichtigkeit der neuen Bedingung ihm aber nicht erlaube, eine sofortige Antwort darauf zu ertheilen; zugleich wünschte er einen Entwurf zu sehen, welcher die Absichten der Verbündeten vollkommen entwickele, und verlangte, daß ihre Bevollmächtigten sich bestimmt über die Zahl und Art der Opfer und über die Compensationen erklären möchten. Einige Vortheile, welche die Alliirten durch die Besitznahme von Chalons sur Marne und Troyes gewonnen hatten, bestimmten Napoleon zu der Erklärung: daß er sich mit den alten Grenzen begnügen würde, wenn man auf der Stelle einen Waffenstillstand abschlösse. In einem besondern Briefe an Caulaincourt gab er diesem noch die Weisung: „Sie gehen mündlich so weit, als Sie es der Lage der Dinge angemessen finden, und wenn Sie dahin gelangen, ein positives Ultimatum zu erhalten, so berichten Sie darüber an die Regierung, um deren

letzte Befehle einzuholen." So sehr nun auch die verbündeten Mächte geneigt waren, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, so durchschauten sie doch Napoleon's Absicht, durch einen Waffenstillstand Zeit und Kraft zu erlangen, und verweigerten deshalb einen solchen wiederholt. Am 10. März überreichte der französ. Botschafter jenen Vorschlag, und beschwerte sich zugleich, daß der letzte Courier, den er empfangen habe, verhaftet, lange von russischen Generalen aufgehalten, und selbst gezwungen worden sei, seine Depeschen abzuliefern, welche dieserhalb 36 Stunden später in seine Hände gekommen seien. Außerdem enthielt eine dem Protocolle beigelegte Note die Erklärung, daß, da Belgien und das linke Rheinufer durch die Constitution mit Frankreich vereinigt worden wären, und dieses in allen Friedensschlüssen seit der Einverleibung anerkannt worden sei, er in die Abtretung eines Theiles des constitutionellen Frankreichs nicht willigen, und dies nicht einmal vorschlagen könne. Während dessen hatten sich Rußland, Preußen, England und Oesterreich durch den Vertrag von Chaumont am 1. März verpflichtet, den Krieg gegen Frankreich so lange fortzusetzen, bis dieses in die alten Grenzen der Monarchie eingeschränkt sei. Obschon nun Napoleon von dem Frankfurter Antrage, die natürlichen Grenzen beizubehalten, abzugehen schien, verweigerte er doch stets ein Ultimatum der letzt angenommenen Basis, und ein Brief, der in die Hände der Verbündeten fiel, ließ diesen keinen Zweifel über seine Ansichten übrig, und veranlaßte sie um so mehr, jeden Antrag zu einem Waffenstillstande zu verwerfen. Um die Verhandlungen nicht ganz abzubrechen, erklärte der französische Minister mündlich: Napoleon sei bereit, jeder Ansprache oder jedem constitutionellen Titel oder Einflusse in den Landen außer den Grenzen Frankreichs zu entsagen, erkenne Spaniens, Italiens, der Schweiz, Deutschlands und Hollands Unabhängigkeit, und würde gegen eine angemessene Entschädigung das Nöthige an England abtreten. Nach dieser Declaration wurde die Sitzung aufgehoben, und drei Tage darauf (am 13. März) gaben die Bevollmächtigten den Bescheid, daß dies mündliche Protokoll die Forderung eines Gegenprojects auf die Basis der alten Grenzen keineswegs erledige, und daß sie dieserhalb binnen 24 Stunden eine kategorische Antwort verlangen müßten. Caulaincourt erbat sich eine Frist bis zum 15. Abends, und reichte an diesem Tage, unter dem Titel: „Entwurf des Definitiv-Tractats zwischen Frankreich und den Verbündeten" sein Gegenproject ein. Nach diesem wollte Napoleon den Rhein behalten, entsagte Holland, Italien, der Schutzherrlichkeit der Schweiz, versicherte aber die Krone von Italien dem Prinzen Eugen. Ferner sollte die Prinzessin Elisa als Souveräne Lucca und Piombino, und der Prinz von Neufchatel für sich und seine Nachkommen sein Fürstenthum behalten, der junge Louis Napoleon für das Großherzogthum Berg entschädigt werden, der König von Sachsen in vollem Besitze des Großherzogthums Warschau bleiben, und endlich die ionischen Inseln einen Theil des Königreichs Italien ausmachen. Auf diesen Entwurf verlangte der französische Minister binnen 5 Tagen oder kürzer eine entscheidende Antwort. Man kann annehmen, daß Napoleon die Verwerfung dieser Vorschläge voraussah, und daß einige erlangte Vortheile ihn zu einer Sprache veranlaßten, welche den Ton des Siegers hatte, denn die darin gestellten Bedingungen waren allerdings weit von der Basis entfernt, nach welcher der Congreß eröffnet worden war. Den 18. März erklärten die Bevollmächtigten der Verbündeten: „Daß dieses Gegenproject von einem Gesichtspuncte ausginge, welcher ihren Instructionen und ihrem Wunsche, Europa den Frieden zu sichern, gänzlich entgegenstände." Ueberzeugt ferner, daß Napoleon nur darum Schwierigkeiten mache, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, und daß er, um einen Frieden zu erlangen, Nichts eingeräumt habe, das einen Waffenstillstand zulässig mache, wurden die Conferenzen am 19. März, 6 Tage nach Uebergabe des Ultimatum der Verbündeten, aufgehoben, und Napoleon verlor Alles — nur nicht seine Ehre.

Chatoulle, Schatulle, heißt eigentlich ein Schatz oder Geldkästchen, von mehreren Abtheilungen, worin auch wichtige Papiere aufbewahrt werden, dann die Privatcasse eines Fürsten, worin die Gelder aufbewahrt werden, welche für seinen eigenen Bedarf sind, wes-

wegen auch diejenigen Güter, welche der Fürst als Privatmann besitzt oder erworben hat, **Chatoullen- oder Patrimonialgüter** heißen.

Chatterton, Thomas, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte aller Poesie. Geb. den 20. Nov. 1752 zu Bristol nach seines Vaters Tode, eines armen Schullehrers, schien er gänzlich ohne Anlagen, und seine Mutter nahm ihn aus der Schule. Aber die bunten Buchstaben eines alten Notenbuchs erregten die Wißbegier des jungen Knaben, und rasch lernte er die Elemente. Dann besuchte er vom achten Jahre an eine Armenschule, und übte sich im Lesen, Schreiben und Rechnen; und nun in seinem zehnten Jahre trat die ganze Kraft seines Geistes hervor; still für sich las er in kurzer Zeit über 70 Bände theologischen und historischen Inhalts. 11½ Jahre alt schrieb er eine Satire auf einen Vortheils halber abtrünnig gewordenen Methodisten. Zugleich mit dem rastlosen Eifer war in dem Knaben eine tieffromme, ernste Festigkeit, so daß er im 12. Jahre confirmirt ward. Von seinem Geiste an das Hohe und Ewige angewiesen, von außen in den drückendsten Verhältnissen, die ihn zwangen, als Schreiber zu einem Notarius zu gehen, wo er mit dem Gesinde zusammen sein mußte, lernte er das Leben tief verachten, und nur Streben nach Ruhm band ihn an die Welt. Auf das Emsigste studirte er alte Sprache und Geschichte Englands, und als 1768 die Vollendung der Brücke zu Bristol gefeiert ward, ließ er einen Brief, angeblich aus einem alten Pergament, abdrucken, worin eine Ceremonie bei der Einweihung der alten Brücke beschrieben ward. Von allen Seiten drang man in den Knaben, die Quelle anzugeben, und er sagte, aus einem alten Koffer, der in einer Kirche lange aufbewahrt, dann aber, als mit altem Papiere gefüllt, preisgegeben worden sei, habe sein Vater, ein Verwandter des Küsters, viel altes Pergament nach Hause getragen, und darin habe er jenen Brief und noch viel Anderes entdeckt. Alles dies traf zu, und man glaubte ihm. Jetzt gab Chatterton rasch nach einander Gedichte Rowley's, eines Priesters unter Heinrich VI. und Eduard IV., und viele andere, angeblich aus dem 15. Jahrhundert stammende Gedichte heraus. Ein Anerbieten wichtiger Mittheilungen an Walpole, der auch darauf einging, war ohne Erfolg, da unterdeß Grey und Mason die Gedichte für unecht erklärt. Darauf ging er 1770 nach London, wo er Anfangs eine günstige Aufnahme bei einigen Buchhändlern fand, und für mehrere Tageblätter im Geiste der Opposition schrieb. Doch seine Dürftigkeit wuchs immer mehr, besonders seit dem Tode seines Gönners, des Lordmayors Backford, so daß er sich oft kaum trockenes Brod erzeugen konnte. Was er gewann, wandte er auf Geschenke für seine Mutter und Schwester, denen er die glänzendsten Aussichten vorspiegelte, und auf seinen Anzug, da er stets als Gentleman erscheinen wollte. Nachdem er schon mehrere Tage Nichts genossen, vergiftete er sich endlich am 25. Aug. 1770. Erst durch sein tragisches Ende fanden seine Gedichte große Verbreitung. In der neuern Zeit haben besonders einige Franzosen sich seiner Geschichte bemächtigt, um in seinem Bilde die Stimmungen der Gegenwart zu repräsentiren. Von seinen Gedichten, die er unter seinem Namen bekannt machte, sind die Satiren die besten; auch seine prosaischen Aufsätze sind anziehend und stechend. Ein anderer Geist gibt sich in den Nachahmungen alter Dichter zu erkennen. Geist und Sprache des 15. Jahrh. war ihm so zu eigen geworden, daß nur die gründlichsten Forschungen die Unächtheit jener Arbeiten beweisen konnten. Frei und ungehindert bewegt er sich in der schwerfälligen Weise, und inniges Gefühl, reiche Phantasie, tiefer Geist dringt überall hervor. Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu London (3 Bde., 1803).

Chaucer, Geoffrey oder Jeffrey, Patriarch der britischen Dichter, ward nach seiner eigenen Angabe 1328 zu London geboren, wohin seine Familie mit Wilhelm dem Eroberer gekommen sein soll. Er studirte in Cambridge oder Oxford, ging dann nach London, und erfreute sich hier der Gunst Eduard's III. und Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, dessen Liebe zur Herzogin Blanca er in dem Gedichte „The Dreme" besang, und darin zugleich seine Neigung zu einer Hofdame, die er in der Folge heirathete, der jüngern Schwester der Katharina Swinford, Namens Philippa Pykard, verrieth. Diese Verbindung mit der Familie Lancaster hatte den bedeutendsten Einfluß auf sein ganzes Leben. Die

Gunst des Hofes erhöhte seinen Ruhm: er galt für einen tiefen Philosophen, ausgezeichneten Juristen, Mathematiker, Theologen, vorzüglichen Redner und geistreichen Dichter. Ob er 1359 den König nach Frankreich begleitet habe, war zweifelhaft, allein durch eine unlängst entdeckte Urkunde erhellt, daß er wirklich im Kriege gedient, und somit gewinnt die bejahende Meinung an Wahrscheinlichkeit. 1367 empfing er von Eduard III. eine jährliche Pension von zwanzig Mark. In dem Patente dieser Schenkung wurde er Valettus noster genannt, ein Ehrenname, welcher nur Jünglingen vom höchsten Range ertheilt wurde, bevor sie zu Rittern geschlagen waren. Den Titel eines Ritters oder Esquire erhielt er einige Jahre später, als er mit Sir John de Mari und Sir James Pronon als Gesandter zum Dogen von Genua geschickt wurde. Bei dieser Gelegenheit soll er den Petrarca, und, nach Andern, auch den Boccaccio kennen gelernt haben; der Grund, worauf sich diese Meinung stützt, ist eine Stelle in seinem originellsten und berühmtesten Werke, die „Canterbury-Tales", welche aber verschiedene Deutung zuläßt. Später wurde C. als Gesandter nach Frankreich geschickt, um wegen einer Heirath zwischen dem Prinzen von Wallis und der Tochter Karl's V. zu unterhandeln, was aber nicht gelang. Diese Periode seines Lebens war, wie er im Testament of Love (Vermächtniß der Liebe) zu erkennen gibt, die behaglichste und glänzendste seiner Laufbahn. Als aber Johann von Gaunt in Richard's II. Gunst sank, ging auch C.'s Glücksstern unter. Er gesellte sich hierauf zur Partei des John von Northampton, welche den Meinungen Wiklef's anhing, und floh, als die Wiklefiten die Wahl eines Lordmajors von ihrer Partei zu London durchsetzen wollten, und wegen der deshalb ausgebrochenen Unruhen vom Hofe streng verfolgt wurden, nach den Niederlanden und Frankreich. Nach einiger Zeit kehrte er heimlich nach England zurück, wurde aber entdeckt, seines Amtes als Zollaufseher im Hafen von London, welches bisher ein Stellvertreter verwaltet hatte, entsetzt und verhaftet. Hier begann er sein Testament of Love zu schreiben, und machte es nach seiner baldigen Freilassung, gewissermaßen als Apologie seines frühern Lebens, bekannt. Daß er hierbei des Boethius Schrift „De consolatione" nachahmte, ist nicht zu verkennen. Der Herzog von Lancaster hatte sich, in der Hoffnung, Spanien zu erlangen, mit Peter's des Grausamen Tochter vermählt, kehrte aber, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, 1389 aus Spanien zurück. Durch das Erscheinen dieses treuen Gönners verbesserten sich auch C.'s Umstände. Nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin vermählte sich der Herzog von Lancaster mit Katharina Swynford, wodurch er C.'s Schwager und mit der königlichen Familie verwandt wurde. Er genoß die Gunst des Hofes aufs Neue, und erhielt neben andern königlichen Schenkungen eine Pension von 20 Pfund. Er erlebte den Regierungsantritt des Heinrich Bolingbroke, der ihm nicht nur seine Pensionen ließ, sondern dieselben sogar erhöhete. Die letzten Lebensjahre soll er zu Donnington Castle bei Newbury in Berkshire zugebracht und dort sein vorzüglichstes Werk: die „Canterbury-Tales" in Form des Decameron von Boccaccio, in welchem er voll Geist und Wahrheit sein Land und Volk schildert, geschrieben haben. Viele seiner Werke sind Uebersetzungen und Nachbildungen französischer Originale. Er starb zu London am 25. Oct. 1400, und wurde in der Westminsterabtei begraben. Niklas Brigham ließ ihm 1555 daselbst ein Ehrendenkmal errichten. C.'s Werke wurden in verschiedenen Handschriften aufbewahrt, was ihre fortwährende Popularität bezeugt, und nachher oft gedruckt. Die „Canterbury-Tales" erschienen zuerst 1475 aus Caxton's Offizin, ohne Datum. Die erste Gesammtausgabe von C.'s Werken besorgte William Thyane (Lond. 1532), am Vollständigsten gab sie Urry (Lond. 1721) heraus. Eine kritische Ausgabe der „Canterbury Tales" mit einem Glossar besorgte Tyrrwhitt (2 Bde., Lond. 1798, 4), eine modernisirte Umarbeitung lieferte Ogle (2 Bde., Lond. 1791). Vgl. Godwin's „History of the Life and Age of Geoffr. C." (Lond. 1803, 2 Bde.).

Chaudet, Antoine Denys, geb. den 31. März 1763 zu Paris, einer der größten neuern französischen Bildhauer, bildete sich zu Rom zum Künstler, und schloß hier mit Drouais innige Freundschaft. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er Mitglied der Akademie, und lieferte nun eine Reihe ausgezeichneter Werke, welche sich seinen Mustern, den Griechen

und Römern, nähern. Seinen Zeitgenossen gefielen indeß seine einfachen Arbeiten nicht, und erst später urtheilte man gerechter über seine Verdienste. Seine erste größere Arbeit war ein Basrelief unter dem Peristyl des Pantheons, einen sterbenden Soldaten darstellend, den der Genius des Ruhms unterstützt. Darauf arbeitete er die Statue Napoleon's, welche im Saale des gesetzgebenden Körpers aufgestellt wurde; ein Basrelief, welches die Dichtkunst darstellt, im innern Hofe des Louvre; die Statue des Friedens für den Palast der Tuilerien, die des Cincinnatus für den Saal des Senats, und die Büsten Sebastian Bourdon's, Belisar's, Malesherbes', Denon's, Fourcroi's, des Cardinals Mauri, Sabathier's und Dav. Leroi's. Zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehört auch die Statue eines jungen Mädchens, welches über eine Sinnpflanze, die sich in ihren Händen zusammenzieht, in Erstaunen und Nachsinnen geräth, und die des jungen Cyparissus. C. starb den 19. April 1810 zu Paris.

Chaudon, Louis Mayeul, geb. den 10. Mai 1737 zu Valensolles, Benedictiner der Congregation von Clugny und eifriger Kämpfer für die Glaubenssätze seiner Kirche, wandte die Muße seines Klosterlebens gewissenhaft zu tüchtigen Studien und schriftstellerischer Wirksamkeit an. Nach der Aufhebung seiner Brüderschaft im Jahre 1787 ließ er sich in der kleinen Stadt Mezin nieder, und setzte hier seine wissenschaftlichen Studien fort, ohne Theil an den politischen Stürmen der Revolution zu nehmen, die ihm aber den größten Theil seines Vermögens raubten. Von seinen Werken ist das wichtigste „Nouveau dictionnaire historique" (4 Bde., Avignon 1766; neue Aufl., 25 Bde., Par. 1822). Er war Mitglied der Akademie der Arkadier zu Rom, und starb am 28. Mai 1817. Wegen seines Eifers für die katholische Kirche erließen Papst Clemens XIII. und Pius VI. zwei belobende Breve an ihn. — Sein Bruder, Joseph Mayeul C., Capuzinermönch und Mitglied der Akademie der Arkadier zu Rom, ist ebenfalls als Schriftsteller bekannt. Er schrieb: „La vie du bien heureux Laurent des Brindes" (neueste Ausgabe, Paris 1787).

Chaulieu, Guillaume Amfrye de, geb. 1639 zu Fontenai, erwarb sich durch seine Trinklieder und Sinngedichte den Namen des französischen Anakreon, und die Freundschaft der Herzoge von Vendôme, welche ihn zum Abte von Aumale machten, und ihm mehrere Pfründen ertheilten, die ihm jährlich 30,000 Livres einbrachten. C. lebte blos seinen Vergnügungen, und besang dieselben. Seine Wein- und Liebeslieder zeichnen sich durch Anmuth und Geist aus. Er starb den 27. Juni 1720 im Tempel, wo ihm eine Wohnung angewiesen war. Am Vollständigsten erschienen seine Werke Paris 1774, 2 Bde.

Chaumette, Pierre Gaspard, wurde am 24. Mai 1763 zu Nevers geboren, wo sein Vater Schuhmacher war. Ungeachtet seiner Armuth wollte ihm derselbe eine bessere Erziehung zu Theil werden lassen; allein der junge C. liebte die Unabhängigkeit, und entzog sich der Sorgfalt, womit man seine Jugend umgab. Nach verschiedenen Beschäftigungen wurde er endlich Schreiber des Procurators von Paris. In den ersten Tagen der Revolution figurirte er unter den Unruhestiftern der Hauptstadt, verband sich mit Camille Desmoulins seit der Einnahme der Bastille, um das Volk auf den öffentlichen Plätzen zu haranguiren, nahm dann einen thätigen Antheil an den Begebenheiten des 10. August, und befand sich unter den Mitgliedern der neuen Pariser Municipalität, die an diesem Tage auf insurrectionellem Wege auf dem Stadthause installirt wurde. Ungeachtet dieses Collegium aus exaltirten Patrioten zusammengesetzt war, so zeichnete sich doch C. unter denselben durch seine ausschweifenden Ideen aus. Zum Gemeindeprocurator erwählt, hielt er eine Rede, in welcher er erklärte: „daß er sich vorher Pierre Gaspard genannt, weil sein Pathe an die Heiligen geglaubt habe, allein er, der nicht daran glaube, wolle diesen Namen mit dem des Anaxagoras vertauschen. Dies sei ein Heiliger, der wegen seines Republicanismus gehangen." Mächtig in den Clubs und in der Municipalität, eben so wohl durch seine demokratischen Ideen, als durch die Kühnheit seiner Rede und seines Organs, wurde er bald Chef derjenigen ausschweifenden Partei, welche unter dem Namen der Hebertisten bekannt ist. Vorzüglich verband er sich mit den durch die Revolution nach Paris gelockten

Ausländern, dem Preußen Cloots, dem Spanier Gusman und Andern. Die gegen den Convent am 31. Mai unternommene Insurrection und die Aechtung der Girondisten wurden vorzüglich mit durch C. vorbereitet. Später verließ er Camille Desmoulin und Danton; dann sah man ihn die Feste der Vernunft organisiren, und laut den Wunsch verkündigen, die Nation zu demoralisiren. Endlich verlangte er eine ambulante Guillotine, welche der Revolutionsarmee folgen sollte. Er war es, der Ludwig XVI. in den Tempel einen Kupferstich sandte, der die Hinrichtung des Grafen von Flandern vorstellte, so wie dem Dauphin eine kleine Guillotine. Außerdem machte sich C. dadurch bemerkbar, daß er die Unterdrückung der Pritsche in den Schulen verlangte, die öffentliche Ausübung des Cultus untersagte, Gleichheit der Leichenbegängnisse einführte, und die Zerstörung der königlichen und religiösen Monumente forderte. Unterdessen hatte der Wohlfahrtsausschuß, indem er der Nothwendigkeit nachgab, die Volksleidenschaften gegen das Ausland zu erregen, fortwährend die Gefahr gefühlt, ihnen die Leitung der Republik zu überlassen. St. Juste wurde daher beauftragt, einen Bericht gegen die ultrarevolutionäre Faction zu erstatten. In der darauf folgenden Nacht (13. März 1794) wurden die Hebertisten verhaftet und zum Tode verurtheilt. C., dessen Popularität man fürchtete, wurde erst später geächtet, und in den Luxemburg gesperrt, welchen er nicht früher verließ, als bis er (13. April 1794) das Schaffot besteigen sollte.

Chaumont, Hauptstadt des Departements Obermarne, zwischen der Suize und Marne, hat 6500 Einw., ist der Sitz der Departementsbehörden, besitzt schöne Anlagen, eine Bibliothek, ein Mineraliencabinet u. s. w. Hier wurde am 1. März 1814 der in der Geschichte einzig dastehende Allianzvertrag zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England zu dem Zwecke abgeschlossen, die Befreiung Europas von Napoleon's politischem Drucke zu bewerkstelligen, und einen dauerhaften Weltfrieden herbeizuführen. Im Fall nämlich der Friede durch die Unterhandlungen zu Chatillon (s. d.) nicht erreicht werden könnte, sollte dieser Vertrag die zwischen den Verbündeten bereits bestehenden Verpflichtungen zur kräftigen Fortsetzung des Krieges verstärken. Die Großmächte schlossen aber hier nicht nur ein Defensiv- und Offensivbündniß gegen die Person Napoleon's, sondern sie entwarfen auch schon damals den Plan zur jetzigen äußern politischen Gestaltung Europas, indem schon damals die Bestimmmung Deutschlands als Bundesstaat festgestellt wurde. Die Unterhandlungen wurden nicht gemeinsam geführt, sondern jede Großmacht unterhandelte mit den drei übrigen besonders, so daß eine Reihe geheimer bis jetzt noch nicht bekannter Verträge daraus hervorging. Zur Bekämpfung Napoleon's verpflichtete sich jede Macht, ein Contingent von 150,000 M. ins Feld zu stellen. England zahlt außerdem für jedes Kriegsjahr 5 Mill. Pfd. St. Subsidien, die zu gleichen Theilen und in bestimmten Zwischenräumen unter die drei andern Verbündeten vertheilt werden; diesen Beitrag verpflichtet es sich, Oesterreich und Preußen noch 2 Monate nach dem Frieden, und Rußland 4 Monate hindurch zu leisten, behufs der Rückkehr der Heere in ihre Heimath. Im Falle, daß einer der Verbündeten von Frankreich angegriffen wird, ist jede der drei andern Mächte gehalten, 60,000 M. Hülfstruppen, darunter 10,000 Reiter, zu stellen; nur England darf sich dabei fremder Soldtruppen bedienen, oder auch seine Unterstützung in entsprechende Subsidiengelder verwandeln. Das Bündniß wurde auf 20 Jahre geschlossen, und von Seiten Oesterreichs durch Metternich, von Seiten Englands durch Lord Castlereagh, von Selten Preußens durch Fürst Hardenberg, und von Seiten Rußlands durch Graf Nesselrode unterzeichnet. Ein zweiter Vertrag vom 3. März 1814, zwischen dem Fürsten Metternich einer- und dem Herzog von Campochiaro und dem Prinzen Cariati andrerseits abgeschlossen, bestätigte Murat im Besitz der im Kirchenstaat und Neapel gelegenen Güter der Familie Farnese.

Chaussard, Pierre Jean Baptiste, ein französischer Dichter und Schriftsteller, besonders durch seine Theilnahme an der französischen Revolution bekannt, wurde 1766 zu Paris geboren und war beim Ausbruch der Revolution Advocat des Parlaments und hatte sich auch bereits durch einige juristische Schriften einen Ruf als Schriftsteller erworben. In

seinen Flugschriften und Zeitungsartikeln (er war einer der Redactoren des revolutionären Journals „La sentinelle“) vertheidigte er die Principien der Revolution, wurde 1792 vom Minister Lebrün als Commissar des Vollziehungsraths nach Belgien geschickt, verfuhr aber in seiner heftigen Parteinahme für die Revolution so gewaltthätig, daß ihn Dumouriez 1793 von Brüssel abberufen mußte. In Paris belohnte man seinen Eifer mit dem Secretariat der Mairie von Paris, und ernannte ihn später zum Chef der Bureaux des Wohlfahrtsausschusses. Nach dem 9. Thermidor ward er Generalsecretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, legte aber diese Stelle bald nieder, und lebte nur den Studien und dem Unterricht. Später wurde er Professor der schönen Wissenschaften in Rouen, dann in Orleans, darauf in Nimes, und endlich an der Universität zu Paris. Nach der Restauration verlor er sein Amt. Er starb 1823. Er war ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, und hat zahlreiche Schriften hinterlassen. Sein bestes Werk ist sein Lehrgedicht „Épître sur quelque genre, dont Boileau n'a pas fait mention“ (1811), das er später unter dem Titel „Poétique secondaire ou essai didactique“ (1817) umgearbeitet erscheinen ließ. In seinem Testamente trug er Lemercier auf, eine Auswahl seiner Werke in 4 oder 5 Bänden zu veranstalten, deren Erlös er zur Unterstützung junger Zöglinge des Collége de France bestimmte. Sein Wunsch ging aber nicht in Erfüllung.

Chaussée, Kunststraße, Steindamm, eine durch zerschlagene Steine, Erde oder Sand erhöhete Straße. Die ersten C., deren die Geschichte gedenkt, erbauten Semiramis und die Karthager. Die Römer, bei denen die C. viae regiae, praetoriae, militares, consulares hießen, erbaueten besonders unter Augustus, Vespasian und Trajan viele derselben durch Felsen und Seen mit ungeheuren Kosten nach allen Theilen ihres großen Reiches. Sie waren auf einer Kalkmörtelschicht von Steinplatten und behauenen Steinen erbaut, wie z. B. die Appische Straße. In China finden sich sehr alte und fest gebaute C.; eben so in Peru. In Europa waren die Niederländer die Ersten, welche Kunststraßen anlegten; ihnen folgten die Franzosen, von denen die Benennung C. beibehalten ist. Die erste C. in Deutschland wurde 1753 zwischen Nördlingen und Oettingen angelegt. Die besten C. finden sich in England, Frankreich, Spanien, Oesterreich, und in neuerer Zeit in Bayern und Preußen. Am Besten sind die C. in England eingerichtet, wo den Reitern die Mitte angewiesen ist, während die Wagen stets auf der rechten Seite fahren müssen, wodurch die vielen Fahrgleise und das Ausweichen vermieden werden; außerdem sind an den Einnahmen Straßengewichtsmesser für die Wagen eingerichtet. Beim Anlegen einer Chaussée wird zuvor das bestimmte Terrain auf eine halbe Meile rechts und links des projectirten Straßenzugs genau aufgenommen, chartirt und nivellirt, dann die neue Straße in möglichst gerader Richtung von einem Orte zum andern in die Charte eingezeichnet, und die nöthigen Bauwerke, als Brücken, Durchlässe, Terrassirungen, Strebemauern, Viaducte &c. bestimmt und veranschlagt. Nur wenn man weder durch Erdbewegung, noch durch sonstige Mittel die Steigung des Planums bis auf 3 : 100, höchstens 5 : 100 bringen kann, darf man von der geraden Richtung abweichen. In Districten, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, muß die C. stets aus dem Wasser gehalten und vor Durchbrüchen durch Landbrücken und geeignete Strombauten gesichert werden. Die gewöhnliche Breite wird zu 30 F. angenommen, und nur im Nothfalle darf man davon abgehen. Zu beiden Seiten erhält die C., wo sie nicht im Auftrage liegt, Gräben, welche an der Sohle 2 F. breit sind und eine Böschung von 1—1½ F. erhalten, wenn keine Strebemauern angelegt werden. Um die C. so viel als möglich trocken zu erhalten, giebt man dem Oberbau eine gewölbte Form, deren Pfeil (sinus) ungefähr $^1/_{18}$ oder $^1/_{15}$ der ganzen Straßenbreite beträgt; und damit auch ein gewisses Längengefälle zur Beförderung des Wasserabflusses aus dem Geleisen erhalten werde, sucht man da, wo keine natürliche Steigung des Planums stattfindet, eine künstliche von 2—2½ Zoll hervorzubringen. Wenn die C. Sümpfe zu durchschneiden hat, so werden entweder Steine versenkt und darauf das Planum gegründet, oder Viaducte über auf Pfahlroste gegründete Pfeiler geführt. Der Grund einer C. wird mit großen Steinen gelegt, zwischen welchen 3 Lagen kleiner Steine geschüttet und festgestampft werden, weil von

ihnen die Festigkeit der C. abhängt. Hierauf wird Kies geschüttet, und durch Fahren erlangt eine solche C. große Festigkeit. In einigen Ländern werden neben einem solchen Steindamme sogenannte Sommerwege zur Erhaltung der C., der Pferde und Wagen, und zur Bequemlichkeit der Reisenden angelegt, welche nicht mit Steinen beworfen werden. Flußsand, Kieselsteine, Bruchsteine, Eisenschlacken u. s. w. eignen sich am Besten zum Chausséebau. Der Engländer Mac Adam empfahl Steinschutt dazu, welcher zerschlagen einen dauernden Bau abgeben soll, was man in Rußland, Frankreich und Deutschland nachgeahmt hat. Noch sind die in Holland gebräuchlichen Klinkerchausséen zu erwähnen, welche aus hart gebrannten Steinen verfertigt werden, die man auf das gehörig feste Planum, auf die hohe Kante, als Rollschicht, im Verbande mit Sand versetzt. Sie erhalten ebenfalls eine flache Wölbung, sind zwar in der Anlage etwas theuer, erfordern aber wenig Reparaturen, die noch dazu leicht herzustellen sind. Auf einer guten C. fährt ein Pferd 35 Ctr., dagegen man auf den englischen Eisenbahnen 80 Ctr. auf das Pferd rechnet. Der Landesherr hat das Recht, Chausséegeld zur Bestreitung der Baukosten zu erheben, Chausséeordnungen bekannt zu machen, bei Anlegung einer Chaussée wegen der Richtung durch ein Grundstück zu brechen u. s. w. In manchen Ländern, wie in England und Frankreich, wird gar kein Chausséegeld erhoben, in Bayern nur von Fremden, und nur ein Mal an der Grenze. In der neuern Zeit ist der Chausséebau völlig systematisirt, doch möchte er wohl durch das sich immer mehr ausbreitende Eisenbahnnetz in den Hintergrund gedrängt werden. Vgl. Pechmann, „Anleitung zum Bau der Haupt- und Vicinalstraßen" (2 Aufl. Münch. 1835), Arnd „Der Straßen- und Wegebau" (2. Aufl. Darmst. 1831), Umpfenbach „Theorie des Neubaus, Herstellung und Unterhaltung der Chausséen (Berl. 1830), Dietlein „Grundzüge der Vorlesungen über Straßen-, Brücken- und Wasserbau ꝛc." (Berl. 1832, 4).

Chauveau-Lagarde, Claude François de, einer der berühmtesten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, geb. 1767 zu Chartres, vertheidigte namentlich selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens die Königin, Charlotte Corday und Brissot. Auch den General Miranda vertheidigte er, und war so glücklich, ihn vom Tode zu retten. Er wurde mehrmals verhaftet, namentlich nach der Vertheidigung der Königin, und wurde erst durch die Revolution des 9. Thermidor auf freien Fuß gesetzt. Unter Napoleon war er Advocat beim Staatsrath, Ludwig XVIII. erhob ihn in den Adelstand, und verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Die freien Farbigen auf Martinique vertrat er 1826 gemeinschaftlich mit Isambert. Im Jahre 1828 wurde er Rath am Cassationshofe, trat aber später diesen Posten an seinen Sohn Aimé Urbain de C. ab, und zog sich auf das Land zurück. Er starb am 20. Febr. 1841. Neben seinen juristischen Schriften sind besonders bekannt worden „Exposé simple et fidèle de la conduite du général Bonnaire" (Par. 1816) und „Notice historique sur le procès de Marie Antoinette" (Par. 1816). — Adolf C., ein geachteter Advocat der Gegenwart, Professor der administrativen Rechtswissenschaft zu Toulouse, hat sich besonders bekannt gemacht durch seine gediegene „Théorie du code pénal" (4 Bde., Par. 1836).

Chauvelin, Bernard François, Marquis de, ein französischer Politiker und Redner während der Restaurationsperiode, eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der linken Seite der Deputirtenkammer, wurde am 29. Nov. 1766 zu Paris geboren, und erhielt schon früh eine Anstellung am Hofe Ludwig's XVI., neigte sich aber auch schon von Jugend auf zu den freiern politischen Grundsätzen hin, die damals einen kleinen Theil des Adels erfüllten. Deshalb dem Hofe verdächtig, wurde er 1792 der Gesandtschaft nach London beigegeben, und vertheidigte hier die Sache der Revolution mit eben so viel Muth als Würde. Nach Ludwigs XVI. Hinrichtung brach England alle Verbindungen mit Frankreich ab, und C. kehrte nach Paris zurück, von wo er abermals als Gesandter nach Florenz geschickt wurde. Hier widersetzte sich der englische Gesandte seiner Anwesenheit, indem er erklärte, wenn C. nicht binnen 24 Stunden die Stadt verlasse, werde er Livorno bombardiren lassen. Während der Schreckenszeit wurde er als verdächtig ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn erst

der Sturz Robespierre's befreite. Von jetzt an lebte er als Privatmann bis zum 18. Brumaire, worauf ihn Napoleon zum Mitglied des Tribunats ernannte. Als solches begann er mit Benjamin Constant und einigen Andern einen heftigen Kampf gegen die Uebergriffe des Consulats, namentlich sprach er sich sehr energisch gegen die Errichtung der Ehrenlegion aus. Bonaparte entfernte ihn daher aus dem Tribunat. Erst 1803 zog ihn der erste Consul wieder in den öffentlichen Dienst, indem er ihn zum Präfecten des Departements der Lys ernannte. Hier waltete er bis 1811 zum Segen des Volks, wurde dann Staatsrath und Generalintendant in Catalonien, kehrte aber beim Sturz des Reichs nach Paris zurück. Im Jahre 1817 wählte ihn das Departement Côte d'or zum Abgeordneten der Deputirtenkammer, und hier vertrat er als der gewandteste Redner die Sache der Nation gegen die Regierung. Mit Beharrlichkeit verlangte er die Zurückberufung der Geächteten, die Entfernung der Schweizersoldaten, und vertheidigte 1821 nach der Ermordung des Herzogs von Berri, die man der persönlichen Freiheit und der Freiheit der Presse zuschrieb, diese großen Errungenschaften der Revolution, obgleich vergeblich, gegen die Angriffe der Regierung. Im Jahre 1824 gelang es den Intriguen des Ministeriums, ihn aus der Kammer der Deputirten zu entfernen, aber 1827 ward er wieder gewählt. Fortdauernde Kränklichkeit nöthigte ihn 1829 auszutreten. Er starb am 9. April 1832 an der Cholera.

Chaux de Fonds, Dorf im Canton Neufschatel in der Schweiz, liegt in einem rauhen und langen Thale des nordöstlichen Jura, welches sich sehr zur Viehzucht eignet; daher treiben die Einwohner einen wichtigen Käsehandel. C. ist schön, aber sehr zerstreut gebaut; hier finden sich unter 5800 Einwohnern 400 Uhrmacher, welche jährlich 40000 goldne und silberne Uhren verfertigen, ohne die Pendeluhren zu rechnen, und 600 Spitzenmacherinnen. Hier lebten auch die berühmten Automaten-Verfertiger, Jacques Droz, Vater und Sohn. Außerdem beschäftigen sich die Bewohner mit Vergoldung, Emailarbeiten, Bildschnitzerei, Malerei, Krystall- und Achatarbeiten.

Chaves, Emanuel de Silveyra, Graf von Amarante, Marquis von, thätigstes Werkzeug Dom Miguel's von Portugal zur Vernichtung der am 1. Oct. 1822 beschworenen Constitution der Cortes, stammte aus einer alten Familie in der portugiesischen Provinz Tras-os-Montes. Unterstützt besonders von der Königin Mutter, Donna Carlota, Schwester Ferdinand's VII. von Spanien, und der apostolischen und ultraroyalistischen Partei, bestehend aus Mönchen und Aristokraten, erhob er, bei der Nachricht, daß ein französisches Heer nach Spanien kommen sollte, zuerst am 23. Febr. 1823 zu Villa Real in Tras-os-Montes die Fahne der Revolution, suchte die Provinz Entre Minho e Duero zu insurgiren, wurde aber am 4. März vom Könige als Hochverräther geächtet, und mußte sich nach mehreren glücklichen Gefechten gegen den constitutionellen General Rego am 23. März in das spanische Gebiet Leon flüchten. Von hier aus verfolgte er ungestört seine Pläne in Portugal, und zog, als Dom Miguel am 27. Mai zum absoluten König proclamirt worden war, im Triumph in Lissabon ein. Dom Miguel erhob ihn zur Belohnung für seine Verdienste zum Marquis von Chaves. Bei dem Siege der constitutionellen Partei unter Palmella mußte er mit Dom Miguel von Neuem flüchten, war später bei der zu gleichem Zwecke eingeleiteten Revolution von 1826 thätig, proclamirte zu Villa Real Dom Miguel abermals zum absoluten König von Portugal, ernannte die Königin Mutter zur Regentin, und errichtete zu Tavira eine Regierungsjunta. Zwar mußte er bald darauf vor den Constitutionellen wieder nach Galizien fliehen, kehrte aber bald darauf verstärkt nach Algarbien zurück, und wurde zum Präsidenten der Regierungsjunta zu Lamego ernannt, worauf sich mehrere Städte für Dom Miguel erklärten. Demungeachtet behaupteten sich die constitutionellen Generale Claudino, Mello, Villaflor und Angeja mit englischer Hülfe in mehreren wichtigen Plätzen des Reiches, z. B. Oporto, und schlugen die Insurgenten in Alemtejo und bei Pennaverde (9. Jan.), wodurch C. das Vertrauen und hierdurch den Oberbefehl verlor, welchen Montalegro und Molellos erhielt. C. begab sich zu dem berüchtigten Jordao nach Spanien, drang mit demselben in Portugal ein und bis nahe an Oporto vor, wurde aber hier den

5. Febr. von Villaflor und dem englischen General Stubbs gänzlich geschlagen, floh abermals ins spanische Gebiet, und hielt sich ruhig in der Gegend von Zamora auf, weil England erklärt hatte, daß es jede Einmischung Spaniens als Kriegserklärung ansehen würde. Um dies zu vermeiden, wurde er mit seiner Gattin nach Irun verwiesen, und ging später nach Bayonne. Am 5. Juli 1827 ernannte Dom Pedro seinen Bruder Dom Miguel zu seinem Stellvertreter, um den Thron seiner Tochter zu schützen. C. wirkte darauf von Spanien aus für die Erhebung Miguel's zum absoluten Herrscher Portugals, und als die constitutionelle Armee den 2. und 3. Juli 1828 durch Miguel's Generale aus Spanien vertrieben war, kehrte C. mit Tellez Jordao nach Portugal zurück. Anfangs sah sich C. von Miguel ausgezeichnet, allein bald wurde er vernachlässigt, weil der Usurpator seiner nicht mehr bedurfte. Verachtet vom Hofe zog er sich zurück, verfiel in Melancholie, und starb am 7. März 1830 zu Lissabon. Nur die Königin Mutter blieb bis zu seinem Tode seine Beschützerin.

Chavisi, Jehuda ben Salomo, der ausgezeichnetste hebräische Dichter des 13. Jahrh., ein geborner Spanier, gestorben vor 1235, machte sich besonders als Literat, Reisender und Uebersetzer wissenschaftlicher Werke aus dem Arabischen einen Namen. Er übertrug auch die berühmten Makamen Hariri's ins Hebräische, und schrieb ein selbständiges Makamenwerk „Tachkemoni" (Konstant. 1578; Amst. 1729), das von seiner Sprachgewandtheit und von seiner dichterischen Befähigung ein ehrenvolles Zeugniß gibt. Sylvestre de Sacy lieferte davon Proben in französischer Sprache.

Checks oder Cheques heißen die Anweisungen englischer Kaufleute und Privaten an ihre Bankiers, worin sie über gewisse Summen der bei jenen niedergelegten Capitalien nach Sicht verfügen. Der Form nach gleichen die C. den Wechselbriefen, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf den Inhaber lauten.

Chelard, Andreas Hippolyt, ein bekannter Componist der neuesten Zeit, großherzogl. sachsen-weimarischer wirklicher und königl. bayerscher Titularkapellmeister, wurde 1789 zu Paris geboren, und erhielt seine musikalische Bildung am dasigen Conservatorium unter Gossec, Cherubini und Méhul in der Harmonie, unter Rudolph Kreutzer im Violinspiel. Nachdem ihm die Akademie 1811 den größten Preis zuerkannt hatte, ging er als deren Pensionär zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom, studirte in Neapel unter Paesiello's und Fioravanti's Leitung, und schrieb daselbst eine komische Oper „La casa da vendere" als ersten dramatischen Versuch. Im Jahre 1816 kehrte er nach Paris zurück, brachte seine tragische Oper „Macbeth" zur Aufführung, ging aber, da er sich in allerlei Kabalen verwickelt sah, nach Deutschland, wo er 1828 den Titel eines Hofkapellmeisters vom König von Bayern erhielt. Noch in demselben Jahre kehrte er nach Paris zurück, und schrieb daselbst die komische Oper „La table et le logement". Im Jahre 1830 verließ er Frankreich von Neuem, fungirte 1831 und 1832 als Kapellmeister in München, und schrieb daselbst die tragische Oper „Mitternacht" und die Operette „der Student"; ging 1833 mit der deutschen Oper nach London, und kehrte erst 1835 nach München zurück. Hier schrieb er die große Oper „die Hermannsschlacht", nahm dann 1836 seinen Aufenthalt in Augsburg, und wurde 1840 an Hummels Stelle nach Weimar berufen. Außer seinen Opern schrieb er mehrere Messen, Cantaten und Lieder. Seine Compositionen sind reich an schönen Melodien; doch behandelt er den Gegenstand oft zu leichtfertig, und gefällt sich in Häufung technischer Schwierigkeiten und in Ueberladung der Instrumentirung.

Chelius, Maximilian Joseph, geheimer Hofrath und Professor der Medicin und Chirurgie an der Heidelberger Universität, ist am 16. August 1794 zu Mannheim geboren, und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, so wie auf der Universität, deren Zierde er jetzt ist, gebildet. Der frühe Tod seiner Aeltern setzte ihn vielen Entbehrungen aus, aber unter dem Kampfe mit den Bedürfnissen des Lebens ermüdete sein Eifer für die Wissenschaft nicht. Nachdem er 1811 eine akademische Preisfrage gelöst, und am 8. Febr. 1812 den Grad eines Doctors der Medicin und Chirurgie erlangt hatte, ging er seiner praktischen Ausbil-

dung wegen nach München und Landshut, wurde darauf 1813 Hospitalarzt in Ingolstadt und nach Verlauf einiger Monate Regimentsarzt im badischen Heere, mit dem er 1814 und 1815 die Feldzüge nach Frankreich mitmachte. Wie er nach dem ersten Feldzuge Wien besucht hatte, so ging er nach dem zweiten nach Göttingen, Berlin und Paris, von wo aus er 1817 als außerordentlicher Professor der Chirurgie nach Heidelberg gerufen, 1819 ordentl. Professor, 1821 Hofrath, 1824 geh. Hofrath wurde, und 1827 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen, so wie 1831 das des großherz. hess. Ludwigs- und Verdienstordens erhielt. Er leitet das von ihm gestiftete chirurgisch-ophthalmiatrische Institut, dessen Annalen er seit 1830 herausgiebt, und ist ein geschätzter Mitarbeiter an vielen Zeitschriften seines Faches. Sein Hauptwerk ist sein „Handbuch der Chirurgie" (2 Bde. in 4 Abth., 6. Aufl. 1840—45), welches in Wien nach der zweiten Ausgabe nachgedruckt, und ins Dänische von F. W. Mansa (1834—35), ins Französische von J. B. Pigué (1835—37, wozu ein Brüsseler Nachdruck von 1836 kommt), ins Holländische („Leerboek der Heelkunde") von G. J. Pool (1832—37) und ins Italienische „Manuale di Chirurgia" (Mailand, 4 Bde. 1837—38) von Felix Rusconi, übersetzt wurde. Eine schätzenswerthe Monographie ist der „Beitrag zur Lehre von den schwammigen Auswüchsen der harten Hirnhaut und der Schädelknochen" (Heidelb. 1831). Von seinem „Handbuch der Augenheilkunde ist bis jetzt nur der erste Theil und zwar sowohl deutsch als franz. (Stuttg. 1839) erschienen.

Chelone ist der Name einer Nymphe, welche, der griechischen Sage zu Folge, von Hermes mit ihrer an einem Flusse erbauten Wohnung in denselben gestürzt, in eine Schildkröte verwandelt, und verurtheilt wurde, ihr Haus stets auf dem Rücken zu tragen, weil sie nicht allein bei der Vermählung des Zeus mit der Hera fehlte, sondern auch über diese Verbindung spottete.

Chelsea, ein britisches Kirchspiel in der Grafschaft Middlesex an dem Nordufer der Themse und London so nahe, daß es für eine Vorstadt desselben gelten kann, ist ein regelmäßig und schön gebautes Dorf, mit breiten und gepflasterten Straßen, vielen Landhäusern, in denen die reichen Londner den Sommer zubringen, und ungefähr 20,000 Einw., welche sich besonders mit dem Land- und Gartenbau beschäftigen. Hier ist das berühmte Militärhospital für die Invaliden der Landarmee. Das Gebäude, ein breites Viereck von 790 F. in der Länge und 365 F. in der Tiefe, wurde 1682 von Wren angefangen, und 1690 vollendet. In dem innern Hofe steht die bronzene Statue des Stifters Königs Karl II. im römischen Costüm. Die Krankenstuben sind sehr nett, und mit heißen, kalten und Schwitzbädern versehen, und das Haus von Gärten und einem Gehege umgeben, und nimmt ungefähr einen Raum von 50 Acres ein. Im Hause selbst werden 336 Pensionärs unterhalten, welche in 8 Compagnien vertheilt, ihre eigenen Offiziere, Unteroffiziere und Trommelschläger haben, und die Wachtposten im Hause versehen. Außer dem Hause bezieht noch eine unbestimmte Anzahl von ausgedienten Soldaten (im Jahre 1820 gegen 20,000) eine Pension, der Gemeine täglich 5 Pence, der Unteroffizier einen Schilling, mit halbjährigem Vorschuß. Seit 1801 ist mit dieser Anstalt eine Erziehungsanstalt für Soldatenkinder (700 Knaben und 300 Mädchen) verbunden, welche von der Armee unterhalten wird, indem jeder Mann jährlich einen Tagesold dazu beiträgt. Der berühmte botanische Garten in C. wurde 1721 von Sir Slaonet gegründet, und dann den Apothekern zu London zum Geschenk gemacht; er enthält über 2000 seltene Pflanzen. Außerdem befindet sich noch in C. das Ormondsinstitut zur Bildung junger Seeleute, die Aufrersche Villa mit einer trefflichen Gemäldesammlung und eine große Wasserkunst, welche einen Theil Londons mit Wasser versorgt.

Cheltenham, ein Marktflecken in der englischen Grafschaft Gloucester am Flüßchen Chelt in einem reizenden Thale, mit 40,000 Einw., ist besonders durch 3 stark besuchte Mineralquellen bekannt, bei welchen sich weite und geschmackvolle Badesäle, Theater und herrliche Promenaden befinden. Die Badezeit dauert vom Mai bis November. Die Heilkräfte der theils warmen, theils heißen Quellen wurden erst 1716 entdeckt, 1738 aber die ersten Anlagen zur Aufnahme von Gästen gemacht.

Chemie wird die Wissenschaft genannt, welche von den verschiedenen Arten der

Materie und insbesondere von den Gesetzen handelt, nach welchen durchaus gleichartige Körper in ungleichartige zerlegt, und aus den ungleichartigen Körpern wieder neue, gleichartige hergestellt werden können. Von der Physik im engern Sinne oder der mechanischen Naturlehre unterscheidet sich die C. dadurch, daß sie, während jene es nur mit den allgemeinen Eigenschaften der Materie und den bewegenden Kräften zu thun hat, die verschiedenen Arten der Materie, d. h. die einzelnen, wohl unterschiedenen Stoffe, ihre besondern Eigenschaften und ihre gegenseitige Einwirkung in Betracht zieht. Man unterscheidet theoretische C. oder die Darstellung der Erfahrungen über die chemischen Verbindungsgesetze, über die Eigenschaften der einfachen Arten der Materie und ihrer Verbindungen, und die theoretische Verknüpfung dieser Erfahrungen, von der praktischen C. oder der Anwendung der Sätze der theoretischen C. auf die Erzeugung und Zersetzung chemischer Verbindungen, und die Kenntniß der dazu erforderlichen Apparate und Verfahrungsarten. Die theoretische C. muß der Vollständigkeit wegen die physikalischen, krystallographischen und andern Eigenschaften der zu charakterisirenden Körper berücksichtigen, und erstreckt sich mithin auch auf die Betrachtung der sogenannten Imponderabilien, Licht, Wärme, Elektricität, sofern sie auf die Aeußerung der chemischen Anziehung von Wichtigkeit sind. Die praktische C. theilt sich in analytische Chemie, oder in die Kenntniß der Mittel und Wege, chemische Verbindungen in ihre Bestandtheile zu zerlegen, und in technische Chemie, oder in die Anwendung chemischer Gesetze auf die verschiedenen technischen Operationen. Zur letzteren gehören Pharmacie, oder die Lehre von der Darstellung der Arzneimittel, Hüttenkunde, Farbenchemie, Agriculturchemie rc. Die gerichtliche und polizeiliche Chemie enthält die Anleitung zur Untersuchung und Beurtheilung von Vergiftungsfällen, Verfälschungen an Nahrungsmitteln und Waaren und ähnlichen, vom chemischen Standpunkte aus zu lösenden, criminalistischen und polizeilichen Fragen, so wie die Regeln über Beaufsichtigung der Apotheken, Droguenhandlungen rc.

Die Hauptsätze der theoretischen Chemie, ihrer gegenwärtigen Gestaltung nach, sind ungefähr folgende. Indem man sich bemühte, alle durchaus gleichartig erscheinende Naturkörper nach den Gesetzen der C. in ungleichartige Stoffe zu zerlegen, gelangte man zu einer Anzahl von Körpern, welche sich durch die uns zur Zeit zu Gebote stehenden Mittel nicht in ähnlicher Weise in verschiedenartige Materien trennen lassen; solche nicht weiter chemisch zerlegbaren Stoffe hat man Elemente (s. d.) genannt; ihre Unzerlegbarkeit oder Einfachheit gilt also nur in Bezug auf die uns jetzt zugänglichen Mittel der Analyse; es läßt sich aber a priori keineswegs entscheiden, ob nicht viele der von uns für Elemente angesehenen Stoffe noch einer weitern Zerlegung, oder vielleicht gar, wie man lange Zeit hindurch geglaubt hat, einer Ueberführung in einander, d. h. der Umwandlung eines Elements in ein anderes, fähig sind. (S. Alchemie.) Solche Elemente kennen wir jetzt 60; ihre Namen und die Chiffern, womit die Chemiker sie in ihren Formeln bezeichnen, sind: Sauerstoff O, Stickstoff N, Wasserstoff H, Chlor Cl, und Fluor F, ; diese 5 sind gasförmig; tropfbarflüssig dagegen sind nur 2, nämlich Quecksilber Hg, und Brom Br; fest sind alle übrigen, nämlich: Kohlenstoff C, Jod J, Schwefel S, Phosphor P, Selen Se, Bor Bo, Kiesel Si, und die Metalle Kalium K, Natrium Na, Lithium Li, Baryum Ba, Strontium Sr, Calcium Ca, Magnesium Mg, Beryllium Be, Yttrium Y, Erbium E, Terbium Tb, Aluminium Al, Zirkonium Zr, Thorium Th, Tellur Te, Tantal Ta, Niobium Ni, Titan Ti, Cer Ce, Lanthan La, Didym D, Mangan Ma, Eisen Fe, Kobalt Co, Nickel Ni, Arsenik As, Antimon Sb, Chrom Cr, Wolfram W, Molybdän Mo, Vanadin Va, Wismuth Bi, Blei Pb, Zinn St, Zink Zn, Cadmium Cd, Uran U, Kupfer Cu, Silber Ag, Gold Au, Platin Pt, Iridium Ir, Osmium Os, Palladium Pd, Ruthenium Ru, und Rhodium Rh. Die Elemente kommen verhältnißmäßig selten in reiner Gestalt vor, von den nicht metallischen nur Kohle und Schwefel, von den Metallen Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Platin, Arsenik, Wismuth und vielleicht auch Eisen; aber in ihren gegenseitigen Verbindungen bilden sie alle bekannten Körper der belebten und unbelebten Natur. Der letzteren gehören bei Weitem die meisten an, denn die wirklich organisirte Substanz der belebten Körper besteht nur aus

Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, wozu sich geringe Mengen Schwefel, Phosphor, Eisen, Kalk- und Talkerde, Kali- und Natronsalze noch hinzugesellen. Die Kraft, welche die verschiedenen Elemente so mit einander verbindet, daß daraus neue, und zwar vollkommen gleichartige Körper hervorgehen, an denen man nicht mehr die Eigenschaften der Bestandtheile wahrnimmt, hat man Affinität oder chemische Verwandtschaft (s. d.) genannt; diese Kraft ist zwar auch eine Anziehungskraft, unterscheidet sich aber von den gewöhnlichen mechanischen Anziehungskräften der Materie dadurch, daß sie erstens sich nur zwischen völlig verschiedenen Körpern äußert, und dies gerade um so mehr, je unähnlicher sich diese Körper sind, und daß sie zweitens nur zwischen bestimmten relativen Gewichtsverhältnissen der Elemente in Thätigkeit tritt. Nur bei unmittelbarer Berührung der Körper in möglichst vielen Puncten äußert sich die Affinität; daher wirken auch feste Körper in der Regel nicht als solche auf einander, sondern es muß wenigstens der eine von beiden durch Auflösung oder Schmelzung in flüssigen Zustand versetzt werden. Uebrigens ist die Temperatur theils durch Beförderung, theils durch Verminderung der Affinität wirksam, und dieser Erfolg läßt sich in den meisten Fällen auf den Einfluß der Cohäsionszustände zurückführen, indem zwar einerseits der flüssige und gasförmige Zustand zur Einleitung des chemischen Processes sehr förderlich ist, aber hinsichtlich des Erfolgs sehr viel darauf ankommt, welchen Cohäsionsgrad die Producte haben, so daß allemal vorzugsweise die dichtern, schwerern, unlöslichern Verbindungen entstehen, dagegen gasförmige Stoffe am Leichtesten ausgeschieden werden, weil in beiden Fällen die Tendenz der Cohäsion der Affinität zu Hülfe kommt. Auch die Masse ist von Wichtigkeit, insofern die Gegenwart großer Massen wohl zuweilen das Zustandekommen von Verbindungen befördert, die sonst nicht entstanden sein würden, obschon in die Verbindung immer nur ein Theil der Masse eintreten kann. Auf diesen erörterten Einflüssen beruht größtentheils die sogenannte Wahlverwandtschaft, d. h. derjenige Erfolg der Affinität, welcher dann eintritt, wenn mehrere Körper zugleich in die zur Einleitung eines chemischen Processes erforderlichen Bedingungen versetzt werden. Vereinigt man die Auflösung zweier zusammengesetzten Körper, so pflegen diese ihre Bestandtheile gegenseitig auszutauschen, so daß durch diesen Austausch (man nennt diesen Fall doppelte Wahlverwandtschaft) zwei neue, von den ursprünglich angewendeten oft ganz verschiedene Körper hervorgehen; z. B. es ist einer der neugebildeten Körper in der vorhandenen Flüssigkeit unlöslich; dieser scheidet sich dann aus derselben, und fällt als Niederschlag oder Präcipitat zu Boden. Die wichtigste Rolle hat fast von jeher in der Chemie die Theorie der Verbrennung gespielt; nach dieser Theorie läßt sich der jedesmalige Standpunct der Wissenschaft beurtheilen; man glaubte, nach Stahl, zur Erklärung der Licht- und Wärmeentwicklung einen besondern Stoff, einen Feuergeist, Phlogiston annehmen zu müssen, in dessen Freiwerden und Entweichen man das Wesen des ganzen Processes suchte. Lavoisier stellte dagegen eine andere Theorie auf, die antiphlogistische, wonach bei der Verbrennung immer die Verbindung eines Stoffes mit Sauerstoff vor sich geht; die Flamme dabei ist etwas Unwesentliches, sie besteht in der zufälligen Entwicklung von Licht und Wärme. Da aber Verbrennungen nicht blos in Sauerstoffgas stattfinden können, so versteht man heut zu Tage unter Verbrennung im Allgemeinen jede sehr energische Verbindung zweier Elemente, wovon das eine, durch welches verbrannt wird, d. h. der Verbrennungsunterhalter, gasförmig zu sein pflegt. Da bei den chemischen Verbindungen nicht selten elektrische Erscheinungen auftreten, ja in den meisten Fällen in Spuren nachgewiesen werden können, so hat Berzelius (s. d.) nicht nur in Bezug auf die Verbrennungserscheinungen der Elektricität eine Hauptrolle zugetheilt, sondern auch für die chemischen Verwandtschaftserscheinungen überhaupt die elektrische Polarität als wesentliche Grundlage angesehen, und darauf seine elektro-chemische Theorie begründet. Die Einwirkung der Elektricität auf Verwandtschaftsäußerungen zeigt sich besonders in der Zersetzung, welche aufgelöste Stoffe erleiden, indem wir sie in den galvanischen Strom einschalten; fast alle binären Verbindungen werden dadurch so zersetzt, daß sich der eine Bestandtheil am positiven, der andere am negativen Pole ausscheidet. (S. Elektrochemie und Galva-

nismus.) Diese Beobachtungen haben darauf geführt, daß man die Affinität in einem entgegengesetzt elektrischen Zustand gesucht, und daher in der sogenannten Spannungsreihe, d. h. einer Reihe der Elemente, in welcher alle Körper mit den vorhergehenden positiv, mit den nachfolgenden negativ werden, ein Maß der Affinität aufgestellt hat. (S. Elektrochemie.) Das feste Gewichtsverhältniß der Bestandtheile bleibt aber immer der wichtigste Umstand in Verbindungen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sich für jedes Element eine Verhältnißzahl (Aequivalent) ermitteln läßt, welche den Erfolg jeder Verbindung in der Art bestimmt, daß dieselbe immer nur in diesem relativen Gewichtsverhältnisse oder einem Multiplum desselben stattfindet. Die Aequivalente der Verbindungen sind gleich der Summe der Aequivalente der Bestandtheile. Indem man nun den oben angegebenen Buchstaben die Bedeutung eines Aequivalents giebt, so ist es leicht, durch sogenannte Formeln die Zusammensetzungsverhältnisse eines Körpers anschaulich zu machen. Gesetzt z. B., es sei für Kohlenstoff das Aequivalent 6, für Sauerstoff 8, für Schwefel 16, so würde $C\,O$ eine Verbindung von 6 Theilen Kohle mit 8 Theilen Sauerstoff (Kohlenoxydgas), $C\,O_2$ eine Verbindung von 6 Theilen Kohle mit 16 Theilen Sauerstoff (Kohlensäure), $S\,O_3$ eine Verbindung von 16 Theilen Schwefel mit 24 Theilen Sauerstoff (Schwefelsäure) bezeichnen ꝛc. Was die Art der Verbindung betrifft, so findet in der anorganischen Natur die Regel statt, daß sich zunächst immer nur 2 Stoffe verbinden (binäre Verbindung), wodurch wir die Verbindungen erster Ordnung erhalten; 2 Verbindungen erster Ordnung geben eine Verbindung zweiter Ordnung ꝛc. Im Allgemeinen treten nur Verbindungen gleicher Stufe zusammen, doch macht das Wasser und diesem gleich geltende Körper Ausnahmen. Es gibt aber auch Verbindungen von 2, von 3 und 4 Elementen, welche als Ganzes dieselbe Rolle spielen, wie ein einfacher Körper, und dann ganz gleiche Verbindungen eingehen. Solche Verbindungen heißen zusammengesetzte Radicale und geben der organischen Chemie erst ihren eigenthümlichen Charakter. Organische Verbindungen nämlich sind, wegen des Bestrebens der Radicale, in einfachere Verbindungen zu zerfallen, stets zersetzbarer als anorganische, und zwar die stickstoffhaltigen mehr als die stickstofffreien. Unter den zusammengesetzten Radicalen sind das Cyan (s. d.), das Ammonium (s. d.), die Radicale des Aethers und Alkohols, des Holzgeistes, das Protein (die Grundlage vieler stickstoffhaltigen, organisirten Körper, wie Muskelfaser, Eiweiß, Blutkügelchen, Käsestoff ꝛc.) und andere mehr zu erwähnen. Als ein Hauptfortschritt der neuern Chemie ist es anzusehen, daß sie den früher sehr dunkeln Unterschied zwischen organischer und anorganischer C. auf diesen einfachen Gegensatz der einfachen und zusammengesetzten Radicale, zurückgeführt hat. (S. Pflanzenchemie und Thierchemie.) Um eine Uebersicht über die ungeheure Menge von Verbindungen, welche man kennt, zu erhalten, müssen gewisse allgemeine Classen ausgeschieden werden; dies kann vorläufig, ohne alle Rücksicht auf das organische oder anorganische, geschehen. Die Elemente lassen sich zunächst in die beiden großen Gruppen der Metalle (s. d.) und der nicht metallischen Stoffe scheiden; die letztern sind entweder Metalloide, wie Kohle, Wasserstoff, Phosphor, Kiesel ꝛc. oder Salzbilder, wie Sauerstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel, und diese letztern bilden namentlich die negative Seite der oben angeführten Spannungsreihe. Sie verbinden sich fast ohne Ausnahme energisch mit den Metallen und den Metalloiden, und besonders sind es die Verbindungen der Metalle und Metalloide mit Sauerstoff und mit Schwefel, welche fast ausschließlich die Hauptmasse der Erde bilden, wozu noch einige Chlorverbindungen kommen. Die Salzbilder können sich auch unter sich vereinigen, namentlich geben Chlor und Schwefel mit Sauerstoff sehr stabile und wichtige Verbindungen. Die zusammengesetzten Radicalen verbinden sich mit den Salzbildern ganz nach Art der Metalloide. Einige Metalloide, namentlich Kohle, Phosphor und Kiesel, vereinigen sich häufig mit Metallen, und bilden den Uebergang zu den Verbindungen der Metalle unter sich, den sogenannten Amalgamen (s. d.) und Legirungen (s. d.). Alle binären Verbindungen haben einen dreifachen Charakter, sie sind entweder sauer oder basisch oder indifferent, im letztern Falle zuweilen amphoter, d. h. bald die Rolle der Säure, bald die der Basis spielend. Diese Abtheilungen hat man zwar zunächst von den Sauer-

stoffverbindungen (Oryden) hergenommen, später aber allgemeiner angewendet. Säuren charakterisiren sich im Allgemeinen durch sauren Geschmack, die Fähigkeit feuchtes Lakmuspapier zu röthen, und durch negatives Verhalten bei der Elektrolyse; Basen dagegen haben nur in der ausgesprochensten Form der Alkalien und alkalischen Erden den sogenannten laugenhaften Geschmack, und die Fähigkeit, geröthetes Lakmuspapier wieder zu bläuen; sie sind aber stets den Säuren entgegengesetzt, und fähig, dieselben zu sättigen oder zu neutralisiren (s. d.), d. h. ihre sauren Eigenschaften zu vernichten, und sich damit zu Salzen (s. d.) zu verbinden. Säuren sowohl wie Basen verbinden sich gern mit dem amphotersten aller Körper, dem Wasser, zu Hydraten, und auch in die Salze geht das Wasser, sowohl als Hydrat, wie als Krystallisationswasser, ein (s. Wasser.). Zwei Salze können sich wieder unter einander zu Doppelsalzen verbinden u. s. f. Diese Eintheilung gilt sowohl von den Sauerstoff- als von den Schwefelverbindungen. Bei Chlor, Brom, Jod und Fluor haben schon die einfachen Verbindungen den Namen Haloidsalze erhalten, und es heißen dann schon die Verbindungen dritter Ordnung hier Doppelsalze. Die Formeln der Verbindungen erster Ordnung werden blos durch Nebeneinanderstellung der Zeichen, mit Angabe der Aequivalente, die Formeln der Salze durch Verbindung der Zeichen für Säure und Basis, mittelst eines + Zeichens oder Kommas, dargestellt. Also SO_3 Schwefelsäure, Fe_2O_3 Eisenoryd, $SO_2 + Fe_2O_3$ schwefelsaures Eisenoryd 2c. Außer den Zeichen ist auch eine durchgreifende Nomenclatur erforderlich, wobei stets der Stamm des Namens durch das Radical (das Metalloid oder Metall) gebildet, der Verbindungszustand aber durch eine Zusatzsylbe oder Endung angegeben wird. Vollkommen durchgeführt ist dies nur in der lateinischen Nomenclatur; ein specielles Eingehen hierauf würde aber hier nicht am Orte sein. Auch die organischen Verbindungen sind saure, basische und amphotere; doch haben sich bei Weitem noch nicht alle auf ihre Radicale zurückführen lassen.

Die Kenntniß der Chemie ist aus dem Versuch, d. h. aus der Beobachtung des Erfolgs entstanden, welcher eintritt, wenn man verschiedene Körper unter gewissen Bedingungen zusammen bringt, oder eine chemische Verbindung irgend einer Einwirkung aussetzt. Der Erfolg wird allemal entweder analytischer oder synthetischer Art sein, häufig beides zugleich. Wenn man Schwefel in Sauerstoffgas erhitzt, vereinigen sich beide unter Licht- und Wärmeentwicklung zu schwefeliger Säure (Synthese); wenn man Quecksilberoryd einer bedeutenden Hitze unterwirft, entweicht Sauerstoffgas, und Quecksilber bleibt zurück (Analyse); erhitzt man Bleioryd mit Kohle, so scheidet sich Blei ab (Analyse des Bleioryds), aber der Sauerstoff bildet mit der Kohle Kohlensäure (Synthese der Kohlensäure); setzt man zu schwefelsaurem Kali salpetersauren Baryt, so fällt schwefelsaurer Baryt nieder, und salpetersaures Kali bleibt aufgelöst (doppelte Wahlverwandtschaft, Analyse in Bezug auf die ursprünglichen Salze, Synthese in Bezug auf die Producte). Außer den eigentlichen, chemischen Erfolgen, die immer durch eins der gegebenen Beispiele repräsentirt werden, hat die Chemie es häufig auch mit der Beobachtung bloser physikalischer Veränderungen der Farbe, Structur 2c. zu thun, selbst wenn diese nicht nachweislich von einer Synthese oder Analyse begleitet sind. Ein Körper, welcher in Berührung mit einem andern zu einer besonders charakteristischen Wechselwirkung Veranlassung gibt, heißt in Bezug auf den letztern ein Reagens. Auf der richtigen Anwendung der Reagentien beruht die analytische Chemie, die theils qualitativ, d. h. blos in der Absicht, die Natur der Bestandtheile zu erkennen, theils quantitativ, d. h. mit genauer Bestimmung der Gewichtsverhältnisse der Bestandtheile untersucht.

In technischer Hinsicht ist die Chemie von nicht geringerer Wichtigkeit als die Physik und Mechanik; noch größere Bedeutung hat sie aber in Bezug auf Physiologie der Pflanzen und Thiere, und daher für Agricultur, Medicin 2c. Von jeher haben die Techniker den Werth der Chemie anerkannt, und der gewaltige Aufschwung der Technik in Bezug auf Färberei, Zeugdruckerei 2c. schreibt sich erst von der Verbreitung rationeller chemischer Principien her. Die Ackerbauer, Physiologen und Aerzte haben sich, obgleich es schon in früherer Zeit iatrochemische Schulen, halb alchemistischer Natur, gegeben hat, in den letzten Jahrzehnten gegen eine Anerkennung der Chemie sehr gesträubt, theils weil die Fortschritte

derselben das Aufgeben gewisser, althergebrachter Vorurtheile forderten, theils weil man es für einen Uebergriff der Chemie hielt, Wirkungen der sogenannten Lebenskraft vom chemischen Standpuncte aus erklären zu wollen. Die Chemie hat nie verkannt, daß die allgemeinen, chemischen Gesetze im Kreise des Lebens mannichfach verändert auftreten, hat aber auch gezeigt, daß sie Vieles aufzuklären vermag, ohne die Wundermacht der sogenannten Lebenskraft herbeizurufen. Auch erkennt man jetzt mehr und mehr, daß es an der Zeit ist, nachzuweisen, wie weit allgemeine chemische und physikalische Gesetze auch in den Kreis des Lebens hinein sich verfolgen lassen, und die Bedingungen zu erörtern, welche sie hier in einer früher schlechthin der Lebenskraft zugeschriebenen Weise verändern. Thorheit wäre es, einer Richtung, welche in ihren gegenwärtigen Anfängen die segensreichsten Resultate verspricht, schon jetzt hemmend entgegen treten zu wollen, und zwar blos deshalb, weil sie später vielleicht einseitig werden könnte. Das Lehrgebäude der anorganischen Chemie steht jetzt, trotz mancher noch auszufüllenden Lücke und vorzunehmenden Revisionen, ziemlich abgeschlossen da; daher ist es auch erklärlich, daß die Hauptbestrebungen der tüchtigsten Chemiker der Gegenwart vorzüglich auf die organische Chemie gerichtet sind. Die Abschließung der anorganischen Chemie und die trefflichsten neuern Arbeiten in diesem Gebiete verdanken wir vorzüglich der schwedisch-deutschen Berzelius'schen Schule, namentlich Berzelius (s. d.), Heinrich Rose (s. d.), Mitscherlich (s. d.) und ihren zahlreichen Schülern, so wie L. Gmelin (s. d.), L. Stromeyer (s. d.), Döbereiner (s. d.), Brunner, Karsten (s. d.) u. A.; in Frankreich sind besonders in dieser Richtung zu erwähnen Gay-Lussac (s. d.), Thénard (s. d.) Persoz, Regnault, Peligot; in England Davy (s. d.) Turner (s. d.) und Graham. Die organische Chemie wurde in Frankreich besonders von Chevreuil, Pelletier und ihren Zeitgenossen, in Deutschland ebenfalls von der Berzelius'schen Schule beachtet; gegenwärtig wird sie vorzugsweise in Deutschland durch Liebig (s. d.) und seinen zahlreichen Schülern repräsentirt, doch haben auch Mitscherlich, H. Rose, Döbereiner, und in neuerer Zeit Zeise, Bunsen und Erdmann sehr tüchtige Arbeiten geliefert; in Frankreich wird sie durch Dumas (s. d.) und seine Schüler, in England durch die dorthin übersiedelte Liebig'sche Schule, Kane &c., in Holland durch Mulder repräsentirt.

Die Chemie verdankt als Wissenschaft erst der neuern Zeit ihre Entstehung. In früherer Zeit bestand sie nur aus vereinzelten Erfahrungen ohne alle verbindende Prinzipe oder durch allerlei fantastische Speculationen verknüpft (s. Alchemie). Die erste wissenschaftliche Gestaltung verdankt die C. ohne Zweifel den Deutschen Stahl (s. d.) und Becher (s. d.) zu Ende des 17. Jahrh. Im 18. Jahrh. wurde sie durch die Entdeckung vieler neuen Körper durch Black, Marggraf, Scheele (s. d.), Priestley (s. d.), Cavendish (s. d.), Lavoisier (s. d.) bereichert. Namentlich verdankt man den Letztern die Entdeckung der zusammengesetzten Natur des Wassers und der Luft. Nach Lavoisier häuften sich eines Theils die Erfahrungen im Gebiete der Mineralchemie durch Klaproth (s. d.), Tennant, Wollaston (s. d.), Davy (s. d.), (Metalle der Alkalien) und der oben Genannten, in der organischen C. durch Fourcroy (s. d.) und Vauquelin (s. d.), während in Deutschland die Lehre von den festen chemischen Verbindungsverhältnissen durch Wenzel (s. d.) und Richter (s. d.) begründet wurde. Diese wichtige Lehre gelangte durch die frühern und spätern Arbeiten eines Bergmann (s. d.), Berthollet (s. d.) Dalton (s. d.), Proust (s. d.) u. A. auf den Punct, daß sie in dem System von Berzelius, welches zugleich die erste, wirklich durchgreifende, chemische Nomenclatur aufstellte, zu einem Abschlusse kommen konnte. Vgl. Gmelin „Geschichte der Chemie" (3 Bde. Gött. 1797—99), Höfer „Histoire de la chimie" (2 Bde, Par. 1842), Dumas „Philosophie de la chimie" (deutsch von Rammelsberg, Berl. 1839) und Kopp „Geschichte der Chemie" (Braunschw. 1843); außerdem Berzelius „Lehrbuch der Chemie" (10 Bde.; 5. Aufl. Lpzg. u. Dresd. 1843 ff.), Gmelin „Handbuch der Chemie" (4. Aufl. 6 Bde. Heidelb. 1843 fg.), Liebig, als Herausgeber des 1. Bandes von Geiger's „Pharmacie" (neue Aufl., Heidelb. 1842), Graham „Lehrbuch der Chemie" (deutsch von Otto, 3 Bde, Braunschw. 1840 flg.), Mitscherlich „Lehrbuch der Chemie" (3. Aufl. 2 Bde.

Berl. 1837), Dumas „Handbuch der angewandten Chemie“ (deutsch von Alex u. Engelhardt, Nürnb. 1830 flg.), Liebig, Wöhler und Poggendorf „Wörterbuch der Chemie“ (Braunschw. 1842 flg.) und die „Jahresberichte von Berzelius“, (deutsch von Wöhler, 25 Jahrg. Tüb. 1822 flg.). Für die Theorie sind wichtig Bischof „Lehrb. d. Stöchiometrie“ (Erl. 1819), Rammelsberg „Stöchiometrie“ (Berl. 1842) und Karsten „Philosophie d. Chemie“ (Berl. 1843). Für die analytische Chemie ist noch immer ein Hauptwerk H. Rose's „Analytische Chemie“ (4. Aufl. 2 Bde. Berl. 1838), so wie auch Fresenius, „Anleitung zur quantitativen chemischen Analyse“ (Braunschw. 1845). Für technische Chemie ist zu empfehlen Schubarth „Handbuch der technischen Chemie“ (3. Aufl., 3 Bde, Berl. 1839); für medicinische und physiologische Chemie Simon „Lehrbuch der medicinischen Chemie“ (2 Bde. Berl. 1842), Lehmann „Lehrbuch der physiologischen Chemie“ (2 Bde. Lpz. 1842), Liebig „Chemie in Anwendung auf Physiologie und Medicin“ (Braunschw. 1846). Die wichtigsten Zeitschriften für Chemie sind Poggendorf's „Annalen“, Liebig's u. Wöhler's „Annalen der Chemie und Pharmacie“, Erdmann's und Marchand's „Journal für praktische Chemie“, ferner die „Annales de chimie et physique“ und das „Journal de chimie et de physique“. Als vollständige Sammlung von Auszügen aller bemerkenswerthen Abhandlungen der in- und ausländischen Journalliteratur im Fache der C. und Pharmacie dient das „Parmaceutische Centralblatt“, herausgegeben von Fechner 1830—34, redigirt von Weinlig 1835—44, und von Buchheim 1845—46. Lehmann.

Chemnicer, Iwan Iwanowicz, ein russ. Fabeldichter, wurde 1744 von deutschen, aus Sachsen stammenden Aeltern zu Petersburg geboren, studirte Anfangs Medicin, trat dann in Militärdienste, wandte sich aber endlich dem Studium der Bergwissenschaften zu. Im J. 1776 machte er eine Reise nach Deutschland, Holland und Frankreich, ward dann Hüttenverwalter, nahm aber 1781 seinen Abschied. Im J. 1784 ward er als Generalconsul nach Smyrna gesandt, verfiel darüber in Melancholie, und starb am 28. März desselben Jahres. Seine Fabeln zeichnen sich besonders durch eine große Naivetät aus; sie erschienen während seines Lebens ohne seinen Namen (1778 und 1781), wurden von seinen Zeitgenossen wenig beachtet, und erhielten erst seit 1799, wo sie mit seinem Namen erschienen, die Anerkennung, die sie verdienen.

Chemnitz, an Größe und Bevölkerung die dritte, als Handelsstadt die zweite, als Industrie- und Fabrikstadt die erste Stadt des Königreichs Sachsen, liegt in der Kreisdirection Zwickau, ist 9 Meilen von Leipzig und von Dresden entfernt, und gehört nach Lage und Bauart zu den schönsten Städten Sachsens, ja Deutschlands überhaupt; sie liegt am Fuße des Obergebirgs in einer weiten und fruchtbaren Ebene, und ist durch ihren Fleiß zu einem Wohlstand gediehen, der ihr die Mittel gab, der Natur durch die Kunst noch zu Hülfe zu kommen. Die Stadt selbst besteht aus der innern Stadt und 10 Vorstädten, hat 6 Kirchen, darunter eine katholische Kapelle, 4 Schulgebäude, und ist Sitz der Amtshauptmannschaft, der Justiz-, Rent-, Hauptsteuer- und Postämter, eines Superintendenten, und zählt über 24,000 Einw. Das 1486 gegründete und zu seiner Zeit sehr geschätzte Lyceum wurde zwar 1835 aufgehoben; doch wirken für allseitige Kenntnißerweiterung sehr vortheilhaft die 1831 durch freiwillige Beiträge geschaffene Bürgerschule, die 1836 gestiftete königliche Gewerk- und Baugewerkschule, die Sonntags- und Fabrikzeichenschule, 4 Abend- und 2 Armenschulen. An wohlthätigen Stiftungen ist die Stadt sehr reich; namentlich finden sich hier ein musterhaftes Krankenhaus, eine Kinderbewahranstalt, das Armenversorgungsamt mit 11 Hauptpflegern und 10 Bezirksvorstehern und einer Suppenanstalt, 2 Frauenvereine, ein Holzmagazin und eine Sparkasse. Zur Belebung des Gewerbfleißes besteht in C. ein Industrieverein für das Königreich Sachsen, ein Handwerkerverein mit einer Bibliothek von mehrern tausend Bänden, und mehrere Bildungsvereine. Besondere Bedeutung erhält aber C. durch seine großartige Fabrikindustrie. Für Baumwollenspinnerei bestehen 7 Fabriken; die Buntweberei beschäftigt allein 3000 Stühle; die Strumpfwirkerei 18,000 Stühle (jährlich werden über 1 Mill. Dutzend Paar Strümpfe gefertigt); die hiesigen Kattunfabriken beschäftigen gegen 500 Menschen, und stehen in

ihrer Arbeit den französischen und schweizerischen nicht nach; auch die Wachstuchfabriken sind durch ausgezeichneten Druck und Muster berühmt; außerdem gibt es 3 chemische Bleichen, und 3 Hennig'sche und 3 türkische Rothgarnfärbereien. Diese großartige Gewerbthätigkeit begründet auch einen lebhaften Handel. C. besitzt eine Zweigbank der Leipziger Bank, und richtet sich in Rechnungsart, Münz- und Wechselangelegenheiten nach Leipzig, in Maßen und Gewichten nach Dresden. An Anstalten zu Genuß und Erholung, wie Theater, geschlossene Gesellschaften, Gesellschaftsgärten und dergl. fehlt es nicht. Die frühern Festungswerke der Stadt wurden 1806 in Gärten und Anlagen verwandelt. $^1/_2$ Stunde nördlich von der Stadt liegt das Schloß gleiches Namens, das früher ein Kloster war, 1125 für Augustiner gestiftet, bald aber den Benedictinern eingeräumt wurde, und durch Schenkung der Kaiser u. s. w. mit der Zeit so sehr an Reichthum zunahm, daß es um 1500 fast die ganze Rabensteiner Herrschaft, so wie Marktnutzung, Salz- und Bergregale der ganzen Gegend besaß. Im J. 1548 wurde es aufgehoben, und ist jetzt Eigenthum der Altchemnitzer Bauern; die starke Bibliothek fiel der Leipziger Universität zu. In der alten gothischen Schloßkirche sieht man eine aus einem einzigen Eichstamm sehr schön gearbeitete Geißelung Christi. C. soll nach Einigen von den slavischen Völkerschaften der Sorben oder Wenden, nach Andern von Otto I. oder Heinrich I. gegründet worden sein. Gewöhnlich nimmt man das jetzige Fabrikdorf Altchemnitz als den ersten Wohnplatz in jener Gegend an; die historisch sichern Nachrichten über die Stadt beginnen erst mit dem Jahr 994, wo Kaiser Otto III. C. Marktgerechtigkeit ertheilte. Lange Zeit blieb es eine wendische Colonie, und erst Kaiser Lothar II. gab ihr städtische Verfassung, und erhob sie 1125 zur Reichsstadt. Anfangs hatten die kaiserlichen Schirm- und Landvoigte ihr Schloß am Markte, später residirten sie auf dem nahen Schlosse Rabenstein, und endlich wurden die Herren von Waldenburg erbliche Voigte. Kaiser Friedrich II. verpfändete 1242 C. mit Zwickau und Altenburg an Markgraf Heinrich den Erlauchten gegen 10,000 Mark Silber. Kaiser Rudolph I. nahm dem Markgrafen den Pfandbesitz wieder ab. Im J. 1308 wählte die Bürgerschaft von C. den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Gebissenen, zu ihrem Schutzherrn, und leistete ihm 1312 Huldigung; doch erst dessen Sohn und Nachfolger Friedrich der Ernste erhielt 1329 die kaiserliche Bestätigung. In dieser Zeit wurde die Stadt erweitert, und von Markgraf Wilhelm I. noch mehr befestigt. Im J. 1375 verkaufte Johann von Waldenburg das Voigteirecht über C. sammt seinem Schlosse Rabenstein an das Benedictinerkloster, und seit dieser Zeit lagen die Stadt und das Kloster in häufigem Unfrieden mit einander. Zu Ende des 14. Jahrh. faßte die Leinweberei in C. festen Fuß, während die Leinwandbleichen schon seit der Mitte dieses Jahrhunderts bestanden. Zwar wurde die Stadt häufig ein Raub der Flammen, namentlich 1379, 1389 und 1395, erhob sich aber schnell wieder aus Schutt und Asche. Die folgenden Kriegszeiten, namentlich der Hussitenkrieg und der sogenannte Bruderkrieg suchten C. mit großen Drangsalen heim; doch wußte der Gewerbsfleiß bald wieder den Schaden auszugleichen. Bei der Theilung der sächsischen Lande zwischen Ernst und Albert im J. 1485 fiel C. der albertinischen Linie zu. Die Reformation fand bald in C. Eingang, verwickelte es aber auch in die Religionskriege, unter denen es Manches zu leiden hatte; dennoch nahm der Wohlstand sichtlich zu, und schon 1532 zählte C. 320 Leinen- und Barchentweber ohne die Gesellen. Einen noch höhern Aufschwung nahm das Manufacturleben durch die vielen Niederländer, die sich zu Ende des 16. Jahrhunderts hierher zogen. Der 30jährige Krieg zerstörte diese Blüthe fast gänzlich. Die Stadt wurde wiederholt abgebrannt und geplündert, und noch 50 Jahre nach dem westphälischen Friedensschlusse lagen 350 Brandstätten wüste. Erst mit Beginn des 18. Jahrh. regte sich wieder neues Leben in allen Gewerbszweigen. Besondern Einfluß hatten darauf die Strumpfwirkerei in Baumwolle, die Zeug- und Leinenweberei, die Baumwollenweberei in Kattun rc. Schon 1730 zählte C. wieder 330 Webermeister mit 400 Gesellen. Der 7jährige Krieg und die demselben folgende Theuerung und Hungersnoth untergrub von Neuem den Wohlstand der Stadt; bald aber hob sich die Industrie wieder, namentlich durch Einführung

des Kattundrucks, durch Nachahmung englischer bunter Waaren, und Vervollkommnung der Strumpfwirkerei. Englische Maschinen für Baumwollenspinnerei und Krempelei wurden schon 1791 eingeführt, und noch mehr hob sich der Wohlstand während der Continentalsperre. Erst als nach Aufhebung des Continentalsystems England mit seinen baumwollenen Waaren und Garnen Deutschland überströmte, wurde C.'s Thätigkeit gelähmt, und die Arbeitslosigkeit griff auf Schrecken erregende Weise um sich. Auch hat es seit dieser Zeit die 1810 erreichte Blüthe, trotz aller Sorgfalt des Staats und aller Anstalten des Gemeinsinns, nicht wieder erreicht.

Chemnitz, Martin, einer der vorzüglichsten protestantischen Theologen des 16. Jahrh., geboren am 9. Novbr. 1522 zu Treuenbrietzen in der Mittelmark von armen Aeltern, verdankte seine Bildung fast nur eigenen Anstrengungen. Seine Aeltern schickten ihn 1536 auf die Schule nach Wittenberg; doch schon nach einem halben Jahre nöthigte ihn der frühe Tod seines Vaters zurückzukehren, und das Tuchmachergewerk bei seinem ältern Bruder zu erlernen. Der wißbegierige Jüngling setzte aber neben dem Handwerk seine Studien eifrig fort, bis ihm 1539 der Secretär des Raths zu Magdeburg, Peter Riemann, Gelegenheit verschaffte, die dasige Schule zu besuchen. Schon 1542 mußte er aber, seiner Armuth wegen, eine Collaboratorstelle an der Schule zu Kalbe annehmen, ging aber im folgenden Jahre nach Frankfurt a. O., wo ein Verwandter von ihm, Georg Sabinus, Professor war. Auch jetzt zwang ihn der Mangel bald, die Schullehrerstelle in Wrietzen anzunehmen; doch sobald er sich Etwas erspart hatte, ging er nach Wittenberg, und studirte daselbst auf Melanchthon's Rath Astronomie und Mathematik. Da ihn der Schmalkaldische Krieg von Wittenberg vertrieb, ging er mit seinem Verwandten Sabinus nach Königsberg, wo er 1548 Rector an der Domschule wurde. Herzog Albrecht, dem er seiner astrologischen Kenntnisse wegen empfohlen war, ließ ihn zum Magister promoviren, und ernannte ihn 1550 zu seinem Bibliothekar. Jetzt wandte er sich dem langersehnten Studium der Theologie zu, fiel aber in Ungnade beim Herzog, weil er in der Osiander'schen Streitigkeit gegen diesen Theologen Partei nahm. Daher nahm er 1553 freiwillig seinen Abschied, und ging mit einer Pension an den Hof des Markgrafen Johann von Brandenburg, und von da nach Wittenberg, wo er Vorlesungen über Melanchthon's Dogmatik hielt. Im J. 1554 folgte er einem Ruf nach Braunschweig, wo er erst Coadjutor, dann Pastor und endlich Superintendent wurde. Er starb den 8. April 1586. Er war einer der eifrigsten Lutheraner, besaß eine umfassende, gründliche Gelehrsamkeit, besonders eine große Kenntniß der biblischen Sprachen und alten Literatur, eine seltene Belesenheit in ältern theologischen Schriften, einen scharfen Verstand, Reife des Urtheils, und viel Bescheidenheit und Milde im Streite gegen die Glaubensgegner. Diese Vorzüge erwarben ihm eine entscheidende Stimme in allen theologischen Fragen seiner Zeit. Er wurde bei den wichtigsten Verhandlungen in Kirchensachen zu Rathe gezogen, und hat großen Antheil an der Feststellung des neu gestalteten evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs. Namentlich benutzten Friedrich II., König von Dänemark, die Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg seinen Rath. Zur Beilegung des Lehrstreits 1566 nach Königsberg berufen, verfertigte er mit Joachim Mörlin das preußische Doctrinalbuch „Corpus doctrinae prutheniçae", das für die Lutheraner in Preußen symbolisches Ansehen erhielt. Als er 1570 nach Göttingen berufen wurde, um kirchliche Streitigkeiten beizulegen, gab er im folgenden Jahre eine Confession für die niedersächsischen Kirchen heraus, die von dem Convent zu Wolfenbüttel angenommen wurde. Er entwarf die Statuten der Universität zu Helmstädt, und nahm thätigen Antheil an den meisten Versammlungen der Theologen damaliger Zeit. Besonders thätig war er bei der Abfassung und Einführung der bekannten Concordienformel, so wie bei der Herstellung des Friedens zwischen den Lutheranern und den heimlichen Anhängern Calvin's; doch trieb er seinen Eifer für die streng lutherische Kirche zu weit, indem er der theologischen Wissenschaft die Freiheit zu fernern Fortschritten streitig machen wollte. Unter seinen Schriften ist besonders zu erwähnen die „Loci theologici" (herausgeg. von Polyc. Leyser, 3 Bde., Wittenb. 1610). Gegen die Jesuiten trat er mit

einer geschichtlichen Beleuchtung ihrer Lehrsätze auf „Theologiae Jesuitarum praecipua capita“ (Leipz. 1562); in seinem „Examen concilii Tridentini“ (Leipz. 1565) widerlegte er nicht nur die Lehren der katholischen Kirche, sondern gab auch die wichtigsten historischen Aufschlüsse über die allmälige Entwickelung des jesuitischen Systems. Seine „Harmonie der Evangelien“, durch die er sich um die historische Auslegung der Bibel sehr verdient machte, wurde von Leyser und Joh. Gerhard vollendet. Gegen die Reformirten schrieb er „Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis Domini in coena sacra“ (Leipz. 1561). — Sein Sohn Martin C., geboren den 15. Octbr. 1561, studirte zu Leipzig, Helmstädt und Frankfurt a. O., wurde 1593 Rath des Herzogs Bogislav XIII. von Pommern, 1618 Geheimer Rath und Kanzler des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp, und starb zu Schleswig 1626. Er hinterließ 5 Söhne, von denen wir besonders Bogislav Philipp C., geboren am 9. Mai 1605 zu Stettin, erwähnen, der zu Rostock und Jena studirte, hierauf in holländische, dann in schwedische Kriegsdienste trat, und auf Oxenstierna's Empfehlung von der Königin Christine von Schweden zum Rath und Historiographen ernannt wurde. Im J. 1648 wurde er in den Adelstand erhoben, und starb im Februar 1678 auf seinem Gute Hallstadt in Schweden. Er schrieb „Der königlich schwedische in Deutschland geführte Krieg“ (2 Bde., 1648—52, Fol.); auch schreibt man ihm die unter dem Namen „Hyppolitus a Lapide“ erschienene merkwürdige Schrift zu „De ratione status in imperio nostro rom. germanico etc.“ (1640, 2. Aufl., Freyst. 1647), ein Werk, was dem kaiserlichen Hofe großen Schaden that, weil es die Absicht des Kaisers, mehrere Reichsstände zur Annahme des Prager Friedens zu bewegen, vereitelte, und überhaupt eine freiere Behandlung des Staatsrechts anbahnte.

Chénier, Louis de, ein französischer Gelehrter und Staatsmann, geboren 1723 zu Montfort bei Toulouse, ging in Handelsangelegenheiten nach Konstantinopel, und verwaltete daselbst von 1753 bis 1764 das Amt eines Generalconsuls. Nach Wiederherstellung des Friedens zwischen Frankreich und Marokko 1767 wurde er an letzterm Hofe französischer Geschäftsträger. Im J. 1784 kehrte er nach Paris zurück, und starb daselbst am 25. Mai 1790. Als Schriftsteller machte er sich durch seine „Recherches historiques sur les Maures“ (3 Bde., Par. 1787) und „Révolutions de l'empire ottoman et observations sur ses progrès, ses revers et son état présent“ (Par. 1789) bekannt. — Marie André de C., des Vorigen Sohn, geboren zu Konstantinopel 1762, kam sehr jung nach Frankreich, und trat in seinem 20. Jahre als Lieutenant in die Armee, nahm aber bald seinen Abschied, um sich den literarischen Studien zu weihen. Eine Zeit lang war er Attaché der französischen Gesandtschaft zu London unter dem Grafen von Luzerne, kehrte aber 1790 nach Paris zurück, und schloß sich der Partei der Freiheit an, die er in dem von ihm und Roucher gegründeten „Journal de Paris“ vertheidigte. Als aber die Tyrannei der Jacobiner begann, trat er mit gleichem Eifer gegen diese auf, und vertheidigte am Ende sogar die Königswürde. Namentlich rührte von ihm Ludwig's XVI. Berufung an das Volk her. Er wurde deswegen eingezogen, und nachdem man ihn fast vergessen, am 25. Juli 1794 hingerichtet. Sein Bruder Marie Joseph soll dabei ausgerufen haben: „Wer schuldig ist, muß sterben!“ Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb C. eine der schönsten Elegien, welche die französische Literatur besitzt. Die neueste und vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 zu Paris in 2 Bänden; Paul Lacroix besorgte die Herausgabe seiner prosaischen Werke (Par. 1840). — Sein jüngerer Bruder Marie Joseph de C., geboren am 28. Aug. 1764 zu Konstantinopel, kam ebenfalls sehr jung nach Paris, trat als Dragoneroffizier in das Heer, nahm aber, wie sein Bruder, bald seinen Abschied, um sich der Literatur zu widmen. Sein erster dramatischer Versuch „Azémir“ gab wenig Hoffnung für seine Zukunft als Dichter. Doch C. ließ sich dadurch von fernern Versuchen nicht abschrecken. Erfüllt von den neuen Ideen der Revolution schrieb er ein zweites Trauerspiel „Charles IX ou la Saint Barthélemi“, das am 4. Nov. 1789 kurz nach Erstürmung der Bastille und zu einer Zeit aufgeführt, wo das Königthum bereits angeklagt vor dem Tribunal des Volkes stand, einen ungeheuren Erfolg hatte, ob-

gleich es diesen in Bezug auf seinen wahren dichterischen Werth keineswegs verdiente. Jetzt folgten rasch nach einander die Dramen „Henri VIII.“, „La mort de Calas“, „Cajus Gracchus“, „Fénelon“ und „Timoléon“, in denen allen er dem Geist des Jahrhunderts und den Leidenschaften des Volkes so zu schmeicheln wußte, daß man nur diesem Umstand den ungeheuren Erfolg zuschreiben kann, dessen sie sich erfreuten. Seine exaltirten Ansichten verschafften ihm einen Platz im Nationalconvent, wo er sich den entschiedensten Demokraten anschloß. Später, wo er Mitglied des Raths der Fünfhundert und des Tribunats war, mäßigte er einigermaßen seine demokratischen Ansichten, und entwickelte bis zum Jahre 1802 eine große Thätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten. Er trug 1792 auf Errichtung der Primärschule und des Conservatoriums der Musik an, rettete 1793 die Denkmäler der Kunst und Wissenschaft vor der Zerstörung, und hatte 1795 einen vorzüglichen Antheil an der Organisation des Nationalinstituts. Sein Ruhm als dramatischer Dichter stieg immer höher, bis er die Tragödie „Cyrus“ zur Feier der Krönung Napoleon's schrieb. Diese mißfiel so sehr, daß C. von dem an der dramatischen Dichtkunst entsagte, und sich blos noch mit Uebersetzung und Nachahmung griechischer und deutscher Bühnenwerke abgab. Auch in andern Gattungen der Poesie arbeitete er mit ziemlichem Erfolge. So lieferte er den durch Méhul's Composition zum Nationallied gewordenen „Chant du départ“, die „Hymne à la raison“, den „Chant des victoires“ und andere Hymnen auf merkwürdige Zeitereignisse. Zuletzt widmete er sich ausschließlich geschichtlichen und literarischen Studien; unter Anderm schrieb er die „Fragments du cours de littérature fait à l'Athénée en 1806 et 1807“ (Par. 1818) und das „Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789“ (6. Aufl., Par. 1834). Er starb am 10. Januar 1811. Sein persönlicher Charakter war maßloser Ehrgeiz, und dieser führte ihn auch zu der Geschmacksrichtung, die sich in den meisten seiner Schriften, und namentlich in seinen Dramen ausspricht. Manche seiner Gedichte und prosaischen Erzeugnisse zeigen, daß er einen reinern Geschmack hatte, aber um Etwas zu gelten, die geschraubte Sprache der Revolution sprach. Sein obengenannter Bruder steht als Dichter weit höher. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in 8 Bänden (Par. 1823—26).

Chenille nennt man die einer haarigen Raupe ähnliche Schnur, die zu Stickereien, besonders zu Verzierungen des weiblichen Putzes gebraucht wird. Sie entsteht folgendermaßen: Man webt aus einer Kette, in der 3 bis 7 Seidenfäden und dann wieder 3 bis 12 Leinenfäden neben einander liegen, mit mehrfädigem seidenem Schusse ein 3 bis 6 Zoll breites Band, zerschneidet dieses dann der Länge nach zwischen den Leinenfäden, zieht die letztern heraus, und dreht nun mittelst eines Drehrades die erhaltenen seidenen Streifchen mit ausgefranzten Rändern schraubenartig um sich selbst. Die C., welche entweder in Menge in C.-Manufacturen, oder vom gewöhnlichen Seidenwirker und Posamentirer gefertigt wird, benutzt man theils zum Klöppeln von Figuren in Blonden, theils um Blumen in seidnes Zeug zu brochiren (brochirter Sammet oder C.-Atlas), theils auch zum Fertigen von ganzen Tüchern. Auch hat man C., welche mit einem Drahte zusammengewunden ist, um sie haltbarer zu machen.

Cher, ein französischer Fluß, entspringt im Departement Creuse in der Nähe von Auzance, fließt an den Orten Evaux, Montlaçon, Chateauneuf, St. Aignan, Chenonceaux, Bleré vorbei, nimmt mehrere Flüsse, z. B. die Tarde, die Numance, die Marmande, die Chignon, Eure, Arnon und Sauldre auf, und fällt nach einem Laufe von 42 Meilen zwischen Tours und Saumur in die Loire. Bei seiner Einmündung, welche Bec du Cher heißt, bildet er durch seine beiden Arme einen Werder, Brehemont. Er ist sehr fischreich, wird bei Vierzon im Departement Cher schiffbar, und sucht das Land mit sehr verheerenden Ueberschwemmungen heim. Bei den Alten hieß er Carus. — Das nach ihm benannte französische Departement wurde aus dem ehemaligen Oberberry und einem Theile von Bourbonnais gebildet, ist 133 □M. groß, und hat eine Bevölkerung von 278,000 Einw. Das Land ist eine größtentheils fruchtbare, wellenförmige Ebene, die von einigen waldreichen Hügeln durchzogen, von den großen Flüssen Cher, Allier und Loire bewässert wird,

und nur gegen Norden mit Haiden und Sandsteppen bedeckt ist. Das Klima ist mild und gesund, der Ackerbau wird nicht mit gehöriger Sorgfalt betrieben, doch gewinnt man viel Weizen und Korn. Bedeutender ist die Viehzucht, besonders Schafe. Der hier gebaute Wein gehört zur mittlern Classe, und wird meistens zu Cognac gebrannt. Auf den Haiden finden zahllose Bienenschwärme ihre Nahrung. Die Fischereien, besonders auf Karpfen und Lachsforellen, sind sehr einträglich. Die Waldungen liefern Bau- und Brennholz; die Gruben Eisen, Ocker und Porzellanthon. Die Industrie erstreckt sich auf Nagelschmieden, Salpetersiedereien, Pottasche- und Glashütten, Ockerschlemmereien, Porzellanfabriken, Strohhutverfertigen und Nußölmühlen. Hauptstadt des Departements ist **Bourges** (s. d.); außerdem befinden sich darin die Städte St.-Amand mit 7500 Einw., Sancerre mit 3500 Einw., und Vierzon mit 7000 Einw. Zu den Zeiten der Römer wohnten hier die Bituriger.

Cherbourg, die befestigte Hauptstadt des Departements La Manche, eine der wichtigsten Seestädte Frankreichs, liegt an der Mündung der Divette am äußersten Ende der Halbinsel Cotentin, hat 22000 E., ein Arsenal, ein Handelsgericht, eine Börse und eine Schifffahrtsschule. Die Stadt selbst ist eng und winkelicht gebaut, hat altfränkische hohe und mit Schiefer gedeckte Häuser, aber schöne Promenaden. Sehenswerth ist das Seehospital, das Theater, eine gute Gemäldegalerie, das Arsenal, die Schiffswerfte und die großartigen Magazine. In der Stadt, wie in der Nähe derselben, gibt es mehrere Porzellan-, Spiegel-, Glas-, Tuch-, Leder- und Sodafabriken, Zuckerraffinerien, Salzschlemmereien und große Bleichen. Die Einwohner treiben einen lebhaften Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Räucherwaaren, Vieh, frischen Eiern und den Producten ihrer Industrie. Der Hafen zerfällt in den aus dem Felsen Galet gesprengten Kriegshafen, welcher 40 Linienschiffe fassen kann und von einer bastionirten Einfassung mit Graben umgeben ist, und in den davon getrennten Handelshafen. Ein 10,300 F. langer, oben 90 F., unten 250 F. breiter, im Halbkreis des Meeres gebauter Damm schließt die Rhede. Der Hafen wird durch 6 Forts gedeckt. Ungeachtet der großen Anstrengung aber, welche unter Napoleon's Regierung allein gegen 80 Mill. Gulden kostete, verschlämmt sich der Hafen so, daß er stets von einem Dampfbagger gebaggert werden muß. Dem Hafen fehlen noch die Thore, weshalb bei der Fluth die Strömung so stark ist, daß oft 10—12 Ankertaue zur Festlegung eines Schiffs erforderlich sind. Zufolge einer Sage wurde C. schon zu Cäsar's Zeiten durch dessen Legaten Sabinus angelegt, und Caesaris Burgum genannt; geschichtlich fällt die Gründung C.'s in die Zeit der Merowinger, wo es Anfangs ein Schloß Namens Carusbur war, um welches nach und nach die Stadt entstand. Im J. 1298 wurde sie von den Franzosen eingenommen und verbrannt. König Edward III. von England belagerte es vergebens. Im J. 1418 fiel es in die Gewalt der Engländer, die es aber 1450 den Franzosen wieder überlassen mußten. Im J. 1758 eroberten es die Engländer unter General Bligh, und zerstörten die Hafenbauten. Im J. 1787 ließ Ludwig XVI. nach Cessart's Plane neue Schutzarbeiten für den Hafen und die Rhede beginnen, die aber so schlecht ausgeführt wurden, weil das Ingenieurcorps dagegen war, daß sie ihren Zweck verfehlten. Es wurde darauf 1789 ein Steindamm vor der Rhede errichtet, den aber in den Jahren 1807 und 1808 Stürme zum Theil niederrissen, wobei 400 Personen ihr Leben verloren. Darauf ließ Napoleon das Becken des Kriegshafens (1000 F. lang, 770 F. breit und 50 F. tief) in den Felsen sprengen. Der Bau einer Docke, zum Trockenlegen der Schiffe, begann 1813, und noch immer werden große Summen an die Hafenbauten verwendet. Am 16. Aug. 1830 schiffte sich hier Karl X. nach England ein.

Cherokesen (**Cherokees**), ein ehemals berühmter und zahlreicher Indianerstamm, wohnte ursprünglich östlich vom Mississippi in den Staaten Alabama, Mississippi, Tennessee, und im westlichen Theil von Florida, wurde aber später nach Arkansas übergesiedelt. Vor dem Kriege besaßen sie ein Areal von 24,000 engl. QM.; jetzt schätzt man ihre ganze Volkszahl nur noch auf 14,500 Seelen, worunter ungefähr 4000 wehr-

hafte Männer. Das männliche Geschlecht ist stark, wohlgebaut und schlanker, als die meisten übrigen Indianerstämme; die Frauen sind schlank, fein und wohlgebildet. Beide Geschlechter sind höchst sauber und nett in ihrem Aeußern, haben europäische Sitten angenommen, und gehören zu den civilisirtesten aller Indianerstämme. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe, besonders fabriziren sie wollene und baumwollene Kleider. Sie sind gute Weber, und ihre Webstühle sind meist von ihnen selbst verfertigt. Ein Eingeborner, Georg Gueß oder Sequoyah, erfand eine besondere Schriftsprache, und durch Hülfe von Schulen lernen ihre Kinder lesen und schreiben. Sie sind gastfreundlich und von sanften Sitten im Frieden, aber eben so tapfer im Kriege. Durch die Bemühungen der Amerikaner und Herrnhuther wurden viele zum Christenthum bekehrt. Schon lange hatten sie eine vollkommene politische Organisation. Ihre Regierungsform war republikanisch-patriarchalisch, unter eigenen Häuptlingen, die sie Satschems nannten. Ihre Gesetze waren einfach und praktisch; der Stamm, der von den Vereinigten Staaten als unabhängig anerkannt war, nahm eine den übrigen Staaten der Union ähnliche Regierungsform an. Ihr Land war in Districte getheilt, wovon jeder einen Deputirten in den Rath sandte. Im J. 1828 kam die erste cherokesische Zeitung „der Phönix", in Neu-Echota mit gegossenen Typen gedruckt, heraus. Obgleich sie stets für die englischen Niederlassungen günstig gestimmt waren, wurden sie doch von den weißen Ankömmlingen immer weiter zurückgedrängt, und sie sahen ihre Macht immer mehr und mehr schwinden. Im J. 1721 erkannte der englische Gouverneur Nicholson ihre Unabhängigkeit an, und setzte Woosatasate zu ihrem König ein. Nach der Niederlage des Generals Braddock setzte der Rath von Virginien einen Preis auf scalpirte Indianerschädel, was zu den scheußlichsten Mordthaten Veranlassung gab. Ein blutiger Krieg war die Folge davon. Die Engländer ermordeten treulos 21 als Geiseln zurückbehaltene Häuptlinge, wofür die C. die 200 Mann starke Besatzung des Forts London, die sich ihnen ergeben hatte, niedermetzelten. Erst im J. 1761 gelang es dem Obersten Montgomery, sie völlig zu unterwerfen. Während des Revolutionskrieges verhielten sich die C., wie sie es den Amerikanern versprochen hatten, vollkommen ruhig; erst gegen das Ende des Kriegs ließen sie sich von den Engländern zu Feindseligkeiten gegen die Union verleiten, wurden aber vom General Pickens geschlagen, und 1781 zu einem Friedenstractat genöthigt. Im letzten Krieg mit England kämpften viele C. mit Auszeichnung in den Reihen der Amerikaner. Im J. 1829 kam es zu Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Staate Georgien, das Ländergebiet betreffend. Da entschied der oberste Gerichtshof der Union zu ihren Gunsten, vermochte aber sein Urtheil nicht zur Ausführung zu bringen. Vergeblich versuchte man durch Bestechung der Häuptlinge die unglücklichen C. zum Verkauf ihrer Ländereien zu bewegen; endlich kam mit ungefähr 600 C. ein Vertrag zu Stande, gegen den zwar 15,000 C., die überwiegende Mehrzahl der Nation, feierlich protestirten, den aber der Congreß am 14. März 1836 als einen Act der Nation erklärte, und als Kaufschilling dem Volke 5 Mill. Dollars bestimmte. Zwei Jahre darauf wurden die unglücklichen C. gewaltsam nach Arkansas übergesiedelt. Doch scheint diese Uebersiedelung keinen wohlthätigen Einfluß auf ihre Civilisation zu haben; auch stehen sie wegen ihrer weitern Uebersiedelung nach Westen mit den Vereinigten Staaten in Unterhandlung, und im Juli 1843 bot eine Deputation denselben ihr neues Land zu sehr billigen Preisen an. Ihr Häuptling James Boyer ist wegen seiner Kriegslist und Verschlagenheit auch in den Staaten der Union bekannt.

Cherson, ein Gouvernement in Südrußland, grenzt im Westen an Bessarabien und Podolien, im Norden an Kiew und Pultawa, im Osten an Jekaterinoslaw und Taurien, und im Süden an das schwarze Meer. Es umfaßt den größern Theil von Neuserbien und die westliche Nogay- oder Oczakowsche Steppe, hat einen Flächenraum von 1664 QM., und 766,000 Einw. Das Land besteht zum größern Theil aus einer trockenen einförmigen Ebene, die nur stellenweise von Gewässern und tiefen Schluchten durchschnitten ist, und gegen Norden sich allmälig erhebt. Hier bildet das Waldgebirge, das C. nördlich von Kiew scheidet, den fruchtbarsten Theil des Gouvernements. An der

Küste ist der Boden dürr und mager, aber überall mit Eisentheilen geschwängert, und wegen der vielen Salzpflanzen, die darauf wachsen, vorzüglich zur Schafzucht geeignet. Das Innere bietet sehr fruchtbaren Boden, der aber während des heißen Sommers wegen Mangel an Wasser völlig ausdörrt. Das Klima entspricht dem der südlichen Steppen, vom Februar bis Mai mild, im Juli und August große Hitze und Dürre, im November Wintersanfang mit anhaltender Nässe, und gegen Ende December Schnee. Dieses Klima ist im Ganzen dem Ackerbau nicht günstig, daher auch nur ein kleiner Theil des Landes für ihn benutzt wird; doch baut man jetzt alle Getreidearten in ziemlicher Menge. Auch Gemüse, Obst und Melonen, vorzüglich aber der Weinbau, gedeiht trefflich. Bei Odessa hat man auch die Baumwollenstaude anzubauen versucht. Auf den grasreichen Weiden werden eine große Menge Pferde, Rindvieh und Büffel gezogen; in den noch unbebauten Steppen finden sich wilde Pferde; besonders wichtig ist aber die Schafzucht, hauptsächlich die des breitschwänzigen. Bienen finden sich wenig; auch die Fischerei ist von geringerer Bedeutung, als die Lage des Landes erwarten lassen sollte. Die Jagd liefert besonders echte Marder, deren Felle an Schwärze und Glanz die der sibirischen noch übertreffen, an Weichheit ihnen Nichts nachgeben. Der Mangel an großen Waldungen führt Mangel an Brennmaterial herbei, den man durch ein strauchartiges Schilf, durch getrockneten Kuhmist und neuerdings durch den im nördlichen Waldgebirge aufgefundenen Torf ersetzt. Die bedeutendsten Flüsse sind der Dnjeper und der Dnjester; außerdem wird das Land vom Tiligul, Bug, Ingulatz, Kutschurgan, dem großen und kleinen Kujalnik 2c. durchströmt, von denen einige im Sommer versiechen und Salz absetzen. Vor der Besitznahme des Landes durch die Russen im J. 1792 war es fast ganz verödet und unbewohnt; jetzt ist es theils durch deutsche, theils durch bulgarische und andere Colonisten bevölkert. Die Bewohner bestehen daher aus Groß- und Kleinrussen, Kosacken, Polen, Serbiern, Bulgaren, Moldauern, Armeniern, Griechen, Deutschen und Osmanen. Das Fabrik- und Manufacturwesen ist im Steigen begriffen. Das Gouvernement zerfällt in 5 Kreise, Cherson, Alexandria, Jelissawetgrad, Olwiopol und Tiraspol nebst dem Gebiet von Odessa. — Die Hauptstadt Cherson ist befestigt, liegt am Liman, einer Erweiterung des Dnjeper, und zählt 24,000 Einw. Die Stadt zerfällt in 4 Haupttheile, die Festung mit einer Kirche, der Münze, dem Zeughaus und einer Stückgießerei; die Seemagazine und Schiffswerfte; die griechische Vorstadt mit einem großen Kaufhause, und die Soldatenvorstadt. Die früher hier befindliche Admiralität wurde nach Nikolajew verlegt. Der Hafen mit einer gut eingerichteten Quarantäneanstalt war früher Stationsort der südruss. Kriegsflotte. Er ist jetzt verschlammt und für größere Schiffe unbrauchbar. Der Handel, der früher den ganzen südruss. umfaßte, hat durch Odessa's Aufblühen sehr verloren, doch laufen jährlich noch gegen 400 griechische platte Fahrzeuge ein, die Wein, Früchte und türkische Waaren bringen, und dagegen Getreide, Salz, Fleisch und Eisen eintauschen. Die Stadt war erst 1778 angelegt; die Festung von Potemkin gegründet, der auch hier begraben ist. Als im J. 1787 Joseph II. und Katharina II. in C. zusammentrafen, wurde hier unter den glänzendsten Festen ein Bund gegen die Pforte geschlossen. Eine Meile von der Stadt befindet sich das Grab des berühmten Howard, der 1790 hier dem Fieber erlag.

Chersonesus, d. i. Halbinsel, war im Alterthume der Name verschiedener Vorgebirge und Städte. Vorzugsweise nannten die Griechen und Römer die große Halbinsel Thraciens so, zwischen dem Meerbusen Melas und dem Hellespont, die durch eine fast eine Meile breite Landenge mit Thracien zusammenhing; jetzt heißt sie die Halbinsel der Dardanellen oder Gallipoli. Außerdem sind bekannt die Chersonesus Taurica, zwischen dem Pontus Euxinus und dem See Mäotis, jetzt die Halbinsel Taurien oder Krim, und Chersonesus aurea in Indien, jenseits des Ganges, die jetzige Halbinsel Malakka.

Cherub, in der Mehrzahl Cherubim, ein fabelhaftes Thier der hebräischen Symbolik, dessen Gestalt aus Mensch, Stier, Löwe und Adler zusammengesetzt ist. Die Cherubim erscheinen stets wie die Engel im Dienste Jehovah's, und werden daher auch wohl selbst unter die himmlischen Heerschaaren gezählt. Zuerst kommen sie in der Bibel vor als

Hüter des Paradieses mit flammendem Schwerte, dann als Halter und Träger des Wagenthrones Jehovah's. Nach dieser Vorstellung waren im Allerheiligsten auf dem Deckel der Bundeslade 2 Cherubim gebildet, deren Flügel zusammenstießen, die Gesichter gegen einander gekehrt, und zwischen deren Flügeln Jehova thronend gedacht wurde, von da aus seine Befehle und Offenbarungen ertheilend. In den Visionen des Propheten Ezechiel und in der Offenbarung erscheinen sie in andrer Gestalt. Bei Jenem haben sie die Gestalt eines Menschen, dessen Kopf neben dem menschlichen Antlitz noch das eines Löwen, eines Stiers und eines Adlers hat, und ihr ganzer Leib, so wie die Räder des Wagens Jehovahs, den sie auf 2 ihrer Flügel tragen, ist mit unzähligen Augen übersäet; bei Johannes umstehen 4 Cherubim, ganz mit Augen bedeckt, ein jeder mit 6 Flügeln versehen, den Thron Jehovah's; von ihnen hat der erste das Gesicht eines Menschen, der zweite das eines Löwen, der dritte das eines Stiers und der vierte das eines Adlers, wovon man frühzeitig die symbolischen Bilder der Evangelisten entnahm, indem man dem Matthäus einen Menschen, dem Marcus einen Löwen, dem Lucas den Stier und dem Johannes den Adler beigesellte. Auch bei den Arabern finden sich ähnliche Vorstellungen von dem Cherubim. Man legte diesen Phantasiebildern zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung unter. Philo in seinem Werke über die Cherubim fand in ihnen eine Allegorie der Himmelskörper; andere jüdische Gelehrte und die meisten christlichen Kirchenväter sahen in ihnen Engel, die Dionysius Areopagita in seiner „Hierarchia coelestis" zu einer besondern Classe der ersten Hierarchie machte. Auch die meisten ältern Theologen halten die C. für Engel. Erst J. D. Michaelis erklärte sie für eine poetische Fiction, und Herder verglich sie in seinem „Geist der hebräischen Poesie" mit den goldbewachenden Greifen und andern thierischen Wundergestalten. Bähr hält sie in seiner „Symbolik des mosaischen Cultus" (2 Bde. Heidelb. 1837—39) für eine Andeutung der Herrlichkeit und Heiligkeit des im Himmel thronenden Jehovah. Die spätern Maler und Bildhauer pflegen sie durch geflügelte Kinderköpfe abzubilden.

Cherubini, Maria Luigi Carlo Zenobio Salvador, einer der größten Kirchen- und Theatercomponisten der neuern Zeit, geb. am 8. Sept. 1760 zu Florenz, entwickelte schon frühzeitig ein bedeutendes musikalisches Talent, erhielt von Bartolomeo Felici, so wie von dessen Sohn Alessandro, darauf von Pietro Pizzari und Guiseppo Castrucci gründlichen Unterricht, und trat bereits im 13. Jahre als Componist in seiner Vaterstadt auf. Von dem damaligen Großherzog von Toscana, Leopold, unterstützt, setzte er 1778 seine Studien unter Sarti in Bologna fort, und erwarb sich in Kurzem die Gunst dieses Lehrers in solchem Grade, daß dieser ihm die Bearbeitung mehrerer Nebenpartien in seinen Opern anvertraute. Nachdem seine Erstlingsoper „Quinto Fabio" 1780 in Alessandrien und 1783 in Rom mit vielem Beifall über die Bühne gegangen war, erhielt er zahlreiche Bestellungen zu Opern von den verschiedenen Impressarien der Hauptstädte, wodurch sich der Ruhm seiner Kunstleistungen durch Italien verbreitete. Darauf ging er nach England, in dessen Hauptstadt eine ausgezeichnete Operngesellschaft versammelt war. Das Anhören einer wohlgelungenen Aufführung von Haydn's Symphonien machte ihn mit der Tiefe deutscher Compositionen bekannt, und führte einen Wendepunct in seinen Kunstbestrebungen herbei. Die Bekanntschaft mit Mozart's gigantischen Schöpfungen vollendete die Umwandlung, die sich von der Zeit in seinen Compositionen kund gibt. Von London begab er sich 1786 nach Paris, das er zu seinem dauernden Aufenthalte wählte, obgleich er Anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um sich und seinen Tonschöpfungen Anerkennung zu verschaffen. Zu seinen bedeutendsten Compositionen gehören die Opern: „Iphigenia in Aulide," „Demofoonte," „Medea," „Lodoisca," „Les deux journées" (in Deutschland unter dem Namen „Der Wasserträger" bekannt und beliebt), „Fanisca" (für Wien während seines Aufenthalts daselbst geschrieben), die „Abencerragen," die in Deutschland seinen Namen berühmter und beliebter machten als in Paris, wo man seine Hinneigung zur deutschen Compositionsweise mit Mißfallen bemerkte. In der spätern Zeit seines Lebens wandte er sich fast ausschließlich der Kirchencomposition zu, unter

denen namentlich die Krönungsmesse und besonders sein großartiges „Requiem" ihm einen großen Ruf erwarben. Als Director des Pariser Conservatoriums, was er seit 1822 war, hat er sich wesentliche Verdienste um dieses Kunstinstitut erworben, indem nicht allein im Allgemeinen der blühende Zustand dieses Instituts, sondern auch im Besondern die unvergleichliche Präcision des Orchesters sein Werk ist, wie er auch den entschiedensten Einfluß auf einzelne Zweige der musikalischen Doctrin, namentlich in der Compositions- und Gesangsbildung, geäußert hat. Die von ihm mit Margozzi, Gerat, Gossec und Méhul redigirte Gesangschule des Conservatoriums hat allgemeinen Ruf, ebenso sein „Lehrbuch des Contrapuncts," seine letzte öffentliche Arbeit. Er starb am 15. März 1842 zu Paris.

Cherusker, einer der berühmtesten deutschen Völkerstämme, der mit den Römern in feindliche Berührung kam. Er waltete auf beiden Seiten des Harzgebirges, im O. von der Saale begrenzt, während der südwestliche Theil des Thüringerwaldes ihn von den Chatten trennte, mit denen er noch zu Cäsar's Zeiten vermengt erscheint. Nord- und Ostgrenze ist wahrscheinlich die Aller gewesen, wo sich mit ihr die Leine vereinigt. Es ist überhaupt eine schwierige Aufgabe, die Ausdehnung des cheruskischen Gebietes genau zu bestimmen, denn auch am Westufer der Weser werden Ländereien der Cherusker erwähnt. Im Bunde mit den Cheruskern werden von den Alten folgende Völker erwähnt; die zwischen Weser, Rhein und Lippe wohnten: Kattuarier, Ansibarier, Dulgumnier, Marsen, Chamaver, Tubanten u. A., die alle Clienten derselben waren. Im J. 10 v. Chr. trafen die Römer zum ersten Male mit den Cheruskern zusammen, als nämlich Drusus bis zur Weser vordrang, aber Nichts gegen die Deutschen auszurichten vermochte, die bei seinem Angriffe zurückwichen und ihn nöthigten, wieder zum Rheine zurückzukehren. Im J. 9 unternahm Drusus abermals einen Feldzug nach Deutschland; dies Mal ging er aber, weil die Züge am Unterrhein mißlungen waren, und weil im südl. Deutschland durch den Rückzug der Markomannen Veränderungen stattgefunden hatten, von Mainz nach Deutschland hinein. Auf diesem Zuge berührte er abermals die Cherusker, die im J. 7 als Bundesgenossen der Römer erwähnt werden, und im römischen Heere die Kriegskunst erlernten. Die Ränke der Römer in Deutschland, von denen die eigenen Fürsten berichten, daß sie mehr durch Arglist, als im offnen Kampfe ausgerichtet hätten (Tacit. Annal. II, 26), die Bedrückungen aller Art, die das deutsche Leben vernichten sollten, riefen, als Varus Statthalter in Deutschland war, eine Verschwörung hervor, an welcher hauptsächlich die Cherusken Theil nahmen. Sie lockten die Römer in die Gebirge des teutoburger Waldes, und in diesem vernichteten sie dieselben in einer dreitägigen Schlacht. (S. Hermann.) Von nun an waren die Cherusker den unausgesetzten Angriffen der Römer, so oft diese noch nach Deutschland kamen, Preis gegeben. Nach dem Siege im teutoburger Walde entstand ein Krieg zwischen zwei cheruskischen Fürsten, Segest und Hermann; Letzterer hatte Segest's Tochter Thusnelda entführt; aber bald befreite Segest seine Tochter, ward darauf in seiner Burg von Hermann und seinen Freunden belagert, und rief nun den Germanicus (s. d.) um Hülfe an, der auch die Belagerer zurücktrieb und den Segest befreite. Neue Siege der Cherusker machten sie bald zu einem der ersten deutschen Völker, zumal als sich die Longobarden und Semnonen, die von dem markomannischen Bunde zurückgetreten waren, mit ihnen vereinigten, und als Hermann gegen Marbod (s. d.) einen bedeutenden Sieg erkämpft hatte. — Nach der Ermordung Hermann's im J. 20 brachen Unruhen unter ihnen aus, denen ihr jetziger Fürst Italicus, der letzte Sprößling aus Hermann's Geschlechte, nicht gewachsen war; er wurde vertrieben, von den Longobarden zwar wieder eingesetzt, aber dadurch entstand ein langer verderblicher Krieg zwischen diesen und den Cheruskern, der damit endigte, daß Letztere ihr Gebiet nur noch auf die Südseite des Harzes, bis zur Saale beschränken mußten. Im 3. Jahrhunderte verschmolzen sie in dem großen Völkerbunde der Franken.

Chester, Hauptstadt in der englischen Grafschaft Cheshire am Dee, mit 25,000 E., ist schon zur Zeit der Römer erbaut, wovon die Gestalt zeugt, welche vollkommen einem römischen Lager gleicht. Ch. hat 4 Thore und 4 Hauptstraßen, welche im Mittelpuncte

der Stadt zusammentreffen, und von vielen andern unter rechten Winkeln zerschnitten werden; längs der Häuser sind Galerien und Balustraden für Fußgänger angelegt. Die wichtigsten Gebäude sind hier: der bischöfliche Palast, eine Kathedrale nach gothischem Geschmacke, 8 Kirchen, 6 Bethäuser verschiedner Religionsparteien, ein Castell in Gestalt eines Amphitheaters, das Stadtgefängniß nach ägyptischem Style, die Assisenhalle mit einem Sitzungssaale nach ionischer Ordnung; und das Gefängniß, dessen einzelne Theile man von Einem Orte aus genau übersehen kann. Außerdem gibt es hier viele Handschuh-, Tabak-, Pfeifen-, Leder- und Leinwandfabriken und eine Eisengießerei. Die Stadt treibt bedeutenden Handel mit Käse (dem bekannten Chesterkäse), Bleiweiß, Salz, Galmei, Hopfen und Eisenwaaren. Der Verkehr ist sehr lebhaft und wird vorzüglich durch viele Kanäle befördert, deren größter (the new channel) mit 350 Tonnen belastete Fahrzeuge trägt.

Chesterfield, Philipp Dormer Stanhope, Earl of, ward 1694 zu London geboren. Unterricht im älterlichen Hause bereitete ihn für die Universität vor. Aber die Pedanterie, die damals in Cambridge herrschte, war nicht für ihn, den Stand und Anlagen für die Welt bestimmten. Seine Bildung erlangte er auf Reisen, die er von 1714 an ohne Gouverneur, da man seinem Charakter vertraute, unternahm. Besonders war es Paris, wo er in der Frauenwelt der vornehmsten Zirkel sich jene Anmuth und Gewandtheit des Benehmens gewann, die ihn stets auszeichnete. Doch bald rief man ihn zu ernsterer Thätigkeit. General Stanhope, sein Großoheim, stand bei Georg I. in besonderer Gunst, und der Wunsch, diese auch seinem jungen Verwandten zuzuwenden, ward vollkommen erfüllt. Chesterfield ward, kaum zurückgekehrt, Kammerherr des Prinzen von Wales. Bald darauf, noch ohne das gesetzliche Alter, wählte ihn St. Germains in Cornwallis für das Unterhaus, und so war für ihn die glänzende Laufbahn seines Staatslebens eröffnet. Nicht feurige, zermalmende Beredtsamkeit, oder tiefes Genie besaß er, aber Ruhe und Klarheit des Gedankens, vollkommene Eleganz im Ausdrucke, und die Anmuth des Vortrags machten ihm die Zuhörer zu eigen. Im Unterhause wie im Oberhause, in das er mit dem Tode seines Vaters eintrat, glänzte und wirkte seine Rednergabe. 1728 ging er als Gesandter nach dem Haag, und seine glückliche Abwendung der Gefahren, die Hanover bedrohten, verschaffte ihm den Hosenbandorden und das Amt eines Oberhofmeisters bei Georg II. Später war er als Vicekönig in Irland, bis er 1748 als Staatssecretär nach London zurückkehrte. Doch geschwächte Gesundheit bewog ihn bald, aus dem öffentlichen Leben sich in die Ruhe wissenschaftlicher Beschäftigungen zurückzuziehen. So lebte er glücklich in heiterer Geselligkeit; aber Verlust des Gehörs und Krankheit trübten die letzte Zeit seines Lebens, das er 1773 den 24. März, 79 Jahre alt, endete. — Man kann sein Wesen nicht besser bezeichnen, als wenn man ihn einen vollkommenen Gentleman nennt. Der feine Anstand des Vornehmen, der keinem Andern erreichbar ist, war der unendliche Reiz seiner Erscheinung. Sein Herz war mild und wohlwollend, und was er so wünschen mußte zu erreichen, ward ihm leicht, vermöge jenes Zaubers seines gesammten Wesens. Von seiner Gattin, Gräfin von Schulenburg, ohne Kinder, adoptirte er einen unehelichen Sohn, Philipp Stanhope. Und in Diesem jenen feinen Anstand, jene vollendete Kunst, sich in allen Verhältnissen der Welt zu bewegen, zu bilden, schrieb er sein berühmtestes Werk, die „Letters to his son" (2 Bde., Lond. 1774; 3 Bde., 1810—12; deutsch 6 Bde., Lpz. 1774—77). Doch ohne Erfolg, denn Jener hatte zwar Anlagen, aber es fehlte ihm Alles, sich in der Gesellschaft geltend zu machen. Er starb noch vor dem Vater, 1768. Wenn an den Briefen oft Leichtfertigkeit der Grundsätze getadelt wird, so scheint man den Standpunct des Verfassers nicht berücksichtigt zu haben. Einen Weltmann wollte Chesterfield bilden, wie er selbst war; für den ist Feinheit und Eleganz das Höchste, jener Sinn für das Anständige leitet ihn statt moralischer Grundsätze. Daß freiere Ansichten über Vieles dadurch bedingt sind, ist leicht zu begreifen, obwohl diese Niemand wird vertheidigen wollen. Mit Pope, Swift, Bolingbroke, Voltaire, Montesquieu lebte er in enger Verbindung. Samuel Johnson entfremdete ihm bald dessen derbe Weise. Seine Schreibart gilt den Engländern für das Muster des natürlichen, einfachen Styls eines

echten Gentleman's. Außer den Briefen schrieb er viele einzelne Abhandlungen in Prosa und Versen, meist für den „Spectator". Sie sind gesammelt unter dem Titel „Miscellaneous Works with Memoirs of his Life by Maty." (2 Bde. Lond. 1774, 4.; 4 Bde. 1779 und deutsch 3 Bde., Lpz. 1778—80); noch erwähnen wir seine „Posthumous pieces" (Lond. 1778, 4.).

Chevalier, Michel, seit 1838 französischer Staatsrath im außerordentlichen Dienste, ist der Sohn eines Flanellhändlers und am 13. Januar 1806 zu Limoges geboren. Aus den Schulen seiner Vaterstadt, die er von 1817 bis 1823 besuchte, ging er in die École politechnique in Paris über, verließ aber auch diese wieder 1825, um sich für das Bergwerkswesen anderswo weiter auszubilden. Widmete er sich gleich einer Doctrin, die es ganz oder vorzugsweise mit Erfahrungswissenschaften zu thun hat, deren Gegenstände mehr materieller Art sind, so war er doch nicht so sehr ein Anhänger der materiellen und industriellen Interessen, daß er der Philosophie und dem Nachdenken über Religion und über die moralischen Zustände entsagt hätte. Da ihm aber weder die armseligen, selbstgenügsamen Raisonnements der sogenannten Philosophie des 18. Jahrhunderts noch der Materialismus unserer Zeit genügte, so gab er sich um so leichter der St. Simonistischen Lehre hin, die um jene Zeit bekannter wurde. Wie viele Zöglinge der polytechnischen Schule, wie Hyppolyte Carnot, Fournel, Dugied, Enfantin, Talabot und der Verfasser von „Orient und Occident," Barrault, gab sich auch C. ganz dem Einflusse dieser Schule hin, in der Meinung, er werde hier die stets fortschreitende Harmonie zwischen der Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Industrie, zwischen Wirklichkeit und Schein vollständig aufgedeckt finden. Er schwärmte in dem Gedanken an die Möglichkeit einer neuen Civilisation, und in diesem poetischen Traume schrieb er seit der Julirevolution mehrere geistvolle Aufsätze, die in dem „Organisateur," einem periodischen Blatte der Apostel Simon's, abgedruckt wurden. Gleich seinen Genossen glaubte er, in der Julirevolution wären die Zeichen der Zeit offenbar worden, und er ließ sich von dem Wahne der ganzen Schule hinreißen, welche sich einbildete, sie könne Das, was das Volk begonnen, allein, und durch Verbesserung des Looses der zahlreichsten und ärmsten Klasse, seiner Vollendung zuführen. In dem „Globe," den sein Stifter P. Leroux im Januar 1831 der St. Simonistischen Schule übergab, und dessen Redaction C., der das Amt eines Markscheiders theils wegen geschwächter Gesundheit, theils um mit mehr Energie die Ausbildung und Verbreitung der neuen Schule zu betreiben, aufgegeben hatte, im J. 1831 übernahm, hatte C. volle Gelegenheit, die politischen Fragen des Tages nach seiner und St. Simon's Weise zu besprechen und zu lösen. Ungeachtet seiner außerordentlichen Regsamkeit kam aber doch der St.-Simonismus bald in Abnahme. Der Globe, in welchem C. revolutionär-sociale Fragen aufgeworfen und im Sinne des revolutionär-hierarchischen Simonisten-Systems beantwortet hatte, ging bald ein, und Zwiespalt unter den Häuptern drohte der Schule den nahen Untergang. Bazard und Enfantin, die beiden Väter der Gesellschaft, jener ein Logiker, der sich auf dem Wege der Praxis an den Verstand wendete, dieser der Phantasie und der Theorie ergeben, der sich einbildete, die Personification der neuen Welt zu sein, und mit seinen phantastischen Bildern und scheinbar tiefsinnigen Gedankeneruptionen auf das Gefühl zu wirken suchte, trennten sich in fast feindlichen Lagern, und C. erschien anfänglich in dem Lager Bazard's, kehrte aber bald zu dem vermeintlichen Menschenheitsbeglücker Enfantin zurück, und theilte mit diesem gleiches Schicksal, während sich eine dritte Partei aussonderte, deren Organe das von Hippolyte Carnot redigirte Blatt „Revue Encyclopédique" und das „Journal des sciences morales et politiques" waren. Enfantin mit seinen Treugebliebenen zog sich nach Ménil-Montant zurück, und stiftete dort eine Familie der St. Simonisten, deren Mitglied C. war, 1833. Die Niederlassung wurde angefeindet, C. mit Enfantin vor Gericht gestellt und zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Richter stützten ihr Urtheil vorzüglich auf das Gesetz, daß eine Association von mehr als 20 Personen ohne Genehmigung von Seiten der Regierung nicht geduldet werden solle, und auf mehrere Aufsätze im Globe über die sociale Stellung der Frauen,

über Gütergemeinschaft und Confusion der Geschlechter und Stände. C. hatte Freunde und Gönner genug, die ihn aus dem Gefängnisse befreien wollten; sie hatten ihn als einen tüchtigen Geist kennen gelernt, und waren nachsichtig gegen die Verirrung seiner Jugend, von der Enfantin und jene vermessenen Verkündiger des tausendjährigen goldnen Reiches Nutzen zu ziehen hofften. C. schlug das Ansinnen, den König um Gnade zu bitten, aus, und war nicht zu bewegen, das Gefängniß zu St. Pelagie anders als nach Ablauf seiner Strafzeit zu verlassen; nur unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit ließ er eine Erleichterung seiner Gefangenschaft zu. In der Einsamkeit des Gefängnisses war er selbst zu der Einsicht gekommen, daß der St. Simonismus nicht die Doctrin sei, durch welche die Welt erobert und reconstruirt werde, und in diesem Bewußtsein lag der Entschluß sich von der Schule loszusagen. Nach seiner Freilassung beschloß er, sich auf längere Zeit aus Frankreich zu entfernen, theils um die frühern Coterien zu vermeiden, theils um seine Person der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Seine Gönner boten ihm hierzu die Hand, indem sie es vermittelten, daß ihm der damalige Minister des Innern, Thiers, und Legrand, der Generaldirector des Brücken- und Wegebauwesens in Frankreich, zur Erforschung der socialen und moralischen Zustände Nordamerikas eine Mission dorthin auftrugen. Er reiste im Oktober 1833 ab, und lieferte in dem Journal des Debats 1834 und 1835 die geistvollsten Berichte, in denen er seinen Beruf für Erforschung nationalökonomischer, socialer und moralischer Zustände der Völker auf das Glänzendste darthat. Was von den kühnen St. Simonistischen Ideen zunächst brauchbar für Staaten und Völker sein dürfte, hat in Chevalier's „Lettres sur l'Amérique du Nord" (2 Bde. Paris 1836, deutsch 4 Bde., Lpz. 1837) eine würdige Auslegung gefunden. Neben authentischen und genauen Nachrichten über den Zustand der großen amerikanischen Union, neben statistischen Noten über Bevölkerung, Confessionen, Schulen, Banken, Auflagen, enthält das Werk höchst anziehende, tief durchdachte, geistvoll dargestellte Parallelen zwischen Amerika und Europa, vornehmlich in Bezug auf Moral, Religion, Verwaltungskunst, Gewerbe und Handel. Hier hat C. eine Masse neuer, überraschender, fruchtbarer Ansichten niedergelegt. Während seines Aufenthaltes in Nordamerika gewährte ihm die Regierung die Bitte, auch Mexiko zu besuchen, über das er im Journal des Debats geistreiche Skizzen bekannt gemacht hat. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich sandte ihn die Regierung nach England, um die Ursachen der nordamerikanischen Geld- und Handelskrise zu untersuchen; ein Fall aus dem Wagen, bei dem er sich gefährlich am Kopfe verletzte, am 18. April 1839, verhinderte nicht nur die Untersuchung, sondern nöthigte auch C. in den Bädern der Pyrenäen seine Gesundheit wieder herzustellen. Bald darauf arbeitete er für die Regierung einen Aufsatz über die Eisenbahnen, wovon ein Theil dem größern Publikum auch in Deutschland bekannt geworden ist, aus, und ließ im Anfange des Jahres 1838 das höchst wichtige Werk „Les intérêts matériels en France, travaux publics, routes, canaux, chemins de fer," deutsch von Lindner „Die Eisenbahnen im Vergleich mit den Wasserstraßen" (Stuttg. 1838), im Druck erscheinen, und um dieselbe Zeit ward er Staatsrath und Nachfolger Say's als Professor der Nationalökonomie am Collége de France. Von seinen spätern Schriften erwähnen wir seine „Histoire et description des voies de communication aux États-Unis" (2 Bde., Par. 1840—42, 4.), seine „Essais de politique industrielle (Par. 1843) und seine Cours d'économie politique, rédigé par Broët" (Par. 1842.).

Chevaux-legers heißt in Oesterreich und Bayern die leichte Reiterei; sie bilden eine Zwischengattung zwischen den Dragonern und Husaren, thun die Dienste der Husaren, und sind den französ. Chasseurs à cheval ganz ähnlich.

Chevreul, Michel Eugène, ein ausgezeichneter französischer Chemiker, geb. am 31. Aug. 1786 zu Angers, im Departement Maine und Loire, studirte zu Paris mit so bedeutendem Erfolg, daß er bereits 1809 zum Nachfolger seines Lehrers Vauquelin, dann zum Professor der physikalischen Wissenschaften am Lyceum Charlemagne, zum Examinator an der polytechnischen Schule und endlich zum Director der Färbereien an den königlichen Gobelins ernannt wurde. Im J. 1826 wurde er Mitglied der Akademie, und ist seit 1830

Professor der Chemie am Collége de France. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit seinen „Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale" (Par. 1823), darauf folgten die „Considérations générales sur l'analyse organique et sur ses applications" (Par. 1824) und mehrere Aufsätze in den „Annales de chimie." Sein „Mémoire sur les teintures," das er 1826 der Akademie überreichte, enthält seine Untersuchungen über die Farben; für das „Dictionnaire des sciences naturelles" bearbeitete er alle die Chemie betreffenden Artikel. In der neuern Zeit war er besonders bei der Herausgabe des „Journal des savants" thätig.

Chézy, Antoine Leonard, einer der ausgezeichnetsten Schüler des großen Orientalisten Silvestre de Sacy, geb. den 15. Jan. 1773 zu Paris, begann seine Studien in der polytechnischen Schule, und besuchte dann die Vorlesungen von Audran, Caussin, Silvestre de Sacy u. A. über morgenländische Sprachen. Ohne Hülfe lernte er das Sanskrit, und machte darin so große Fortschritte, daß 1814 ein eigener Lehrstuhl dieser Sprache am Collége de France für ihn errichtet wurde. 1824 erhielt er an der Schule der lebenden morgenländischen Sprachen, die durch Langlès Tod erledigte Stelle eines Lehrers der persischen Sprache, wurde Mitglied der Ehrenlegion, der Akademie der Inschriften, und war auch einer der Redacteure des „Journal des Savants." Er starb an der Cholera am 31. August 1832. Von seinen Schriften sind besonders bekannt geworden eine freie, franz. Uebersetzung des persischen Gedichts „Medschnun und Leila" (ins Deutsche übersetzt von Hartmann, 2 Bde., Amst. 1807) und Kalidasa's Schauspiel „Sakontala," das er im Original mit Uebersetzung und Anmerkungen herausgab (Par. 1830). — Seine Gattin, die bekannte deutsche Schriftstellerin und Dichterin, Wilhelmine (Helmina) Christiane C., geborne von Klencke, eine Enkelin der berühmten Karschin (s. d.), wurde geboren zu Berlin am 26. Januar 1783. Sie genoß eine vortreffliche Erziehung; wurde im 16. Jahre an einen Herrn von Hastfer verheirathet, aber ein Jahr darauf schon wieder von ihm geschieden. Frau von Genlis, welche Helminens Bekanntschaft auf einer Reise durch Berlin gemacht hatte, lud sie jetzt zu sich ein. Dem Vorschlage folgend, zog sie 1802 nach Paris, fühlte sich aber, ungeachtet des Umganges mit dieser berühmten Frau, in ihrer neuen Lage nicht ganz glücklich, und heirathete deshalb den oben genannten Antoine Leonard Chézy. Aber auch von diesem trennte sie sich, und kehrte 1810 nach Deutschland zurück, wo sie auf vielfache Weise in literärischer Hinsicht thätig war. Seitdem wohnte sie in Dresden, Wien, München, Berlin, Heidelberg, eine Zeit lang auch in Paris. Als lyrische Dichterin hat sie sich einen ehrenvollen Ruf erworben, besonders durch ihre „Gedichte" (2 Bde., Aschaffenb. 1812), und „Herzenstöne auf Pilgerwegen" (Sulzbach, 1833). Das Rittergedicht „Die drei weißen Rosen" theilte die „Urania" für 1821 mit. Ferner schrieb sie Romane, z. B. „Emma's Prüfungen" (Heidelberg 1827), „Erzählungen und Novellen" (2 Bde., Lpz. 1822), „Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin" (2 Abthlg., Heidelb. 1818), „Stundenblumen" (4 Bdchen., Wien, 1824—27). Unter dem Namen Helmina schrieb sie „Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin (verheirathete von Klencke), ein Denkmal kindlicher Liebe" (Frankf. 1805); am Bekanntesten wurde sie aber durch den von K. M. v. Weber componirten Operntext „Euryanthe" (Wien, 1824). — Einer ihrer Söhne, Wilhelm von C., ist ebenfalls der literar. Welt als Dichter bekannt. Er schrieb unter Anderm „Camoens" (Bayr. 1832), „Petrarca," ein Künstlerdrama (Bayr. 1832) und „Der fahrende Schüler" (3 Bde., Zür. 1835).

Chiabrera, Gabriello, ein berühmter lyrischer Dichter Italiens, geboren am 8. Juni 1552 zu Savona im Genuesischen. Schon vor seiner Geburt hatte er den Vater verloren, weshalb er zu Rom in dem Hause eines väterlichen Oheims erzogen ward. Hier wurde er mit den Anfangsgründen der Wissenschaft bekannt gemacht, besuchte sodann die Schule der Jesuiten, das Collegio Romano, und beendete daselbst in seinem 20. Jahre den Cursus der schönen Wissenschaften und Philosophie. Die öffentlichen Vorlesungen eines Muretus und Paulus Manucius, denen er längere Zeit beiwohnte, ingleichen der

Umgang mit Sperone Speroni trugen zu seiner Bildung ungemein viel bei. Nach dem Tode seines Oheims trat er in die Dienste des Cardinals Cornaro, allein eine Ehrensache mit einem römischen Edelmanne nöthigte ihn, Rom zu verlassen. Er kehrte in sein Vaterland zurück, wurde aber wegen einiger Händel auch von dort auf mehrere Monate verbannt. Nach seiner Rückkehr heirathete er, obgleich schon 50 Jahre alt, und lebte von nun an ruhig und unabhängig, von Hohen und Niedern geehrt. Er besuchte die Höfe mehrerer Fürsten, ließ sich aber an keinem derselben fesseln. Seine lyrischen Gedichte sind ausgezeichnet, vor allem das Lied; die übrigen Sachen: als epische Gedichte, Schäferstücke und Opern erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit; am Wenigsten gelang ihm das Trauerspiel, was seine „Erminia" und „Ippodamia" beweisen. In der Ode ahmte er besonders dem Pindar nach, weshalb man ihn den italienischen Pindar nannte, — mit wie vielem Rechte, lassen wir dahingestellt — einer gewissen Redseligkeit der Canzonenpoesie konnte er sich nicht entwöhnen. Auch in Anakreon's Liedern versuchte er sich, und nicht ohne Glück. Uebrigens verstand C. die Alten gründlich, und war so sehr für sie eingenommen, daß er sagte, um die Vortrefflichkeit eines Gedichtes zu bezeichnen, es sei griechische Poesie darin. Er starb zu Savona am 13. Oct. 1637. Seine „Opere" erschienen zu Venedig (6 Bde., 1768; 5 Bde., 1782, 12). Unter seinen einzeln erschienenen Werken nennen wir seine „Rime" (Genua, 1605—6, 4 Bde., Flor. 1627—28, 12.; 3 Bde., Rom 1718; nachgedruckt und mit einem Bande vermehrt, Ven. 1731), „Poesie liriche" (3 Bde., Livorno 1781, 12; 3 Bde., Mail., 1807) und sein Epos „Amadeida" (Genua 1620, 4., 1654, 12.).

Chiaramonti, Giovanbattista, ein ausgezeichneter italienischer Literator, geb. zu Brescia 1731, aus einer edlen italienischen Familie, studirte in Padua Philosophie und Rechtswissenschaft, und wurde in seinem 22. Jahre vom Grafen Mazzuchelli in die Gelehrten-Versammlung aufgenommen, die derselbe um sich versammelte. Von den trefflichen Abhandlungen, die er in derselben vorlas, wurden mehrere theils in Sammlungen, theils einzeln gedruckt, namentlich „Sul paterno imperio degli antichi Romani", ferner „Sopra il commercio" und „Sulle antichità letterarie Bresciane". Auch gab er manche ältere Arbeiten gelehrter Männer aus Handschriften heraus, z. B. über 200 Aufsätze von Paolo Gagliardi. Er starb 1796.

Chiari, ein hübsch gebauter Ort in der Provinz Brescia, im lombardisch-venetianischen Königreich am Oglio, war früher mit Mauern und Gräben umgeben, und hat 8000 E., welche sich mit Seidenspinnerei, Seidenweberei und Gerberei beschäftigen. Geschichtlich berühmt ist C. durch den Sieg, welchen die Oesterreicher unter Prinz Eugen im spanischen Erbfolgekriege am 1. Sept. 1701 über die Franzosen und Spanier unter dem Marschall Villeroi davon trugen.

Chiari, Pietro, geboren in Brescia zu Anfange des 18. Jahrh. Nach Vollendung seiner Studien ward er Jesuit, bald darauf aber Weltgeistlicher, und lebte als solcher, ohne irgend eine Anstellung zu suchen, unter dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena, in Venedig. Mehr als 60 Theaterstücke, die er hier in einem Zeitraume von 10—12 Jahren schrieb, zeigen von der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers, und mußten ihm allerdings als dramatischem Dichter einen Namen erwerben. Sein Nebenbuhler, aber weit vorzüglicher als er, war Goldoni, und wurden seine Producte neben denen des Letztern mit gleichem Beifalle, wie er selbst von ihnen rühmt, in Venedig aufgeführt, so kann dies nur von dem Verfalle des italienischen Theaters der damaligen Zeit ein Zeugniß geben. Ueberhaupt machte ihn das Streben, mit Goldoni gleichen Schritt zu gehen, zum bloßen Nachahmer desselben. Es fehlt seinen Producten durchgängig poetisches Leben und komischer Aufschwung; ganz und gar mißlangen ihm die Trauerspiele, deren er vier schrieb; besser sind seine Romane, doch ist der Stoff derselben zu wenig interessant, z. B. „La Ballerina ornata", „La Cantatrice per disgrazia". Auch mehrere Abhandlungen und Briefe ließ er drucken, die sich aber nicht über die Mittelmäßigkeit erheben. Er starb zu Brescia 1787, nach Andern 1788. Seine dramatischen Werke füllen 10 Bde.;

„Commedie in versi del Ab. Pietro Chiari“ (Vened. 1756) und „Nuova raccolta di Commedie in versi del Ab. etc.“ (Vened. 1762, 2 Bde.).

Chiemsee, auch das bayersche Meer genannt, der größte Landsee in Oberbayern, ist 3¼ Stunden lang, 3 Stunden breit und gegen 480 F. tief. Er wird vom Achen, Prien und Roth genährt, und hat seinen Abfluß durch die Alz, welche in den Inn mündet. Unter den reizenden Eilanden, die in ihm liegen, sind Herren- und Frauen-Chiemsee oder Herren- und Frauen-Wörth, nach den daselbst befindlichen, seit 1806 aufgehobenen Klöstern so genannt, die bedeutendsten. Das erstere ist nur von ungefähr 30 Menschen bewohnt, und weniger angebaut als das zweite; beide werden aber ihrer schönen Lage wegen vielfach besucht. Der See ist sehr fischreich, und Fischerei bildet einen Hauptnahrungszweig sowohl der Bewohner der Inseln, als der am Ufer des See's. Die Gestade sind durch reiche Fruchtgärten, Saatfelder und Weinpflanzungen angebaut.

Chieti oder Civita di Chieti, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Abruzzo citeriore, liegt unfern des Flusses Pescara auf einer Anhöhe in einer reizenden Gegend, ist Sitz eines Erzbischofs und eines Obergerichts, und hat viele Kirchen, Klöster und milde Stiftungen, so wie gegen 10,000 Einw., die Tuchweberei unterhalten, Oel, Wein, Getreide und Seide bauen, und mit den Producten des Landes Handel treiben. Im Alterthum hieß C. Theate, weshalb der Erzbischof Giov. Pietro Caraffa, der nachmalige Papst Paul IV., dem von ihm 1524 gestifteten Orden den Namen der Theatiner gab.

Chiffre bedeutet 1) eine Ziffer, ein Zahlzeichen; 2) den Schriftzug, ein geheimes, bedeutendes Zeichen, die Geheimschrift, welche durch verabredete Zeichen ausgedrückt wird. Man gebraucht hierzu Zahlen, beliebige Zeichen, z. B. Puncte, Linien, welche entweder Buchstaben oder ganze Worte ausdrücken, oder man bezeichnet im Wortregister irgend eines Werkes Pagina, Zeile und Wort, wo das Wort zu finden ist, welches gemeint wird. Die Chiffreschrift gebraucht man bei wichtigen diplomatischen Verhandlungen, und die Chiffrirkunst ist daher eine Hülfswissenschaft der Diplomatie. 3) ist C. der verschlungene Name einer Person. Chiffriren heißt mit geheimen verabredeten Schriftzügen schreiben, die Blattseiten eines Buches mit Ziffern versehen, und in der Musik durch Zahlen die höhern Accorde über den tiefen Baßnoten anzeigen.

Chile (spr. Tschile), ehedem eine spanische Colonie im südlichen Amerika, jetzt eine unabhängige Republik, ist ein langes schmales Küstenland an der Westküste Südamerikas zwischen dem 24° 15′ — 44° südl. Br. und 50° 29′ bis 58° 39′ westl. L. Die größte Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt etwas über 300 geogr. Meilen; die Breite wechselt zwischen 60 und 26 Meilen. Das Land nimmt einen Flächenraum von 5600 □M. (andere geben 6600, sogar 8222 und 8437 □M. an) und grenzt nördl. an Bolivia, westl. an die Südsee, südlich an Patagonien und östlich trennen die Anden Chile von den Staaten der argentinischen Republik. Der Boden dieses Küstenlandes steigt langsam gegen die Anden empor, und wird von niedrigen Berghügeln durchschnitten, welche von jener gewaltigen Kette sich abtrennen, stellenweise bis an das Meer reichen. Das Küstenland zeigt viele Spuren vulkanischer Verheerungen, ausgebrannte Felsen, öde Gegenden, die weit und breit mit unfruchtbaren Gesteinen bedeckt sind; nur wo die Flüsse die Thäler bewässern, ist das Land mit einem Teppich der schönsten und mannichfaltigsten Flora bedeckt. Einen traurigen Anblick gewährt dagegen die Wüste Atacama im Norden, die zuweilen noch zu Bolivia gerechnet wird, und die ödeste Gegend in ganz Amerika ist. Das Mittelland ist sehr fruchtbar, besitzt ein reizendes Klima, ist reichlich bewässert und gilt für den Garten Amerikas. Selbst die höheren Gegenden des Alpenlandes der Anden sind nicht von aller Vegetation verlassen. Wo der Schnee aufhört, kleidet sich der Boden mit einem üppigen Rasen, und die Thäler liefern nicht selten die reichsten Ernten von europäischen Getreidearten. Die beiden mittlern Höhenzüge werden von den Bewohnern im Allgemeinen Sierras genannt, und zeigen nur auf der Westseite eine bedeutendere Erhebung; auf der andern verschwinden sie

meistens unbemerkt in den noch höheren Gebirgen. Die Anden bilden einen gewaltigen Höhenzug, dessen Kamm sich im Durchschnitt 10,000 F. über der Meeresfläche erhebt, aber von Felsspitzen überragt wird, die sich wie eine Kette an einander zu schließen scheinen, und in ihrer Höhe dem berühmten Chimboraço gleichgestellt werden, oft ihn noch übertreffen sollen, z. B. der Pic von Aconcagua, Tupungato ꝛc. Bei dem Reichthum an Vulkanen können Erdbeben nichts Seltenes in C. sein. Die letzten bedeutendern Erderschütterungen geschahen in den Jahren 1822 und 1834, und waren mit großen Verheerungen begleitet. In den zu C. gehörigen Anden liegen 5 bis 6 thätige Vulkane, und andere befinden sich nicht fern von der politischen Grenze im Süden. C. ist außerordentlich reich an Flüssen, die sich in tiefen Einschnitten der Gebirge von den Anden herab in den Australocean ergießen. In den höhern Gegenden zählt man ihrer mehr als 120, von denen 50 das Meer erreichen. Sie entspringen sämmtlich in den Anden, und werden durch den schmelzenden Schnee und starke Regengüsse so reich genährt, daß einige der größern Ströme bis verhältnißmäßig tief in das Land hinein, selbst für große Seeschiffe Fahrwasser halten, z. B. der Maule, der Valdivia und Biobio im Süden des Landes; die Flüsse der nördlichen Provinzen versiegen meist während des Sommers. Auch die See'n C.'s deuten auf vulkanischen Ursprung hin, und bestehen zum größten Theil aus ausgebrannten Kratern von ungeheurer Größe und Tiefe, enthalten aber auch Inseln mit üppiger Vegetation; die bedeutendsten sind: der See Nahel Huapi im Lande der Araucaner mit ungefähr 16 Meilen im Umfang, der Lavquen von 18 Meilen Umfang ꝛc. In den sumpfigen Gegenden finden sich mehrere Salzsee'n; auch Heilquellen besitzt C. in großer Menge; doch werden sie wenig benutzt. Das Klima ist wegen der Nähe der mit ewigem Schnee bedeckten Anden auf der einen, und des Oceans auf der andern Seite, ein sehr mildes. In den Küstengegenden fällt niemals Schnee, und die Regenzeit bildet den Winter. Eigenthümlich ist's, daß C. einen solchen Gegensatz gegen die Länder im Osten der Anden bildet, indem die trockne und nasse Jahreszeit, oder Sommer und Winter, geradezu in entgegengesetzten Zeiten eintreten. Die Sommerwärme fängt im November an, und endigt im Mai, die schönsten Monate sind vom August bis November. Die Gleichförmigkeit der Witterung und das im Ganzen gemäßigte Klima begünstigt eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, besonders im Mittellande, wo dieser reichlicher bewässert ist. Dichte Wälder bedecken die Berge, reiche Fruchtfelder die Thäler und Ebenen, besonders in Süden, da der Norden durch weite Sandflächen der Bebauung weniger zugänglich ist. Die Producte sind mannichfach und wichtig; an vielen Orten baut man auf Gold und Silber und gewinnt von dem letzteren jährlich 70—100,000 Mark; in den Nordprovinzen ist Kupfer das wichtigste Product, von dem man jährlich 50—60,000 Ctr. ausführt. C. war von jeher die Kornkammer Peru's, hat aber in den letzten Jahren seinen Feldbau sehr verbessert, so daß es Mehl nach Brasilien und Californien, nach Neuholland und Manila ausführt. Wein gedeiht fast überall, ermangelt aber einer guten Behandlung; auch Tropengewächse gedeihen, wie Zuckerrohr, Bananen, Palmen, Datteln, Feigen, Baumwolle ꝛc.; daneben besitzt C. noch eine Menge eigenthümlicher Gewächse, mehr als 200 officinelle Pflanzen. Die Viehzucht treibt man sehr im Großen, und Häute, Talg und Hörner machen einen wichtigen Handelsartikel aus. Die Bevölkerung besteht aus Europäern, Creolen, Indianern, Negern und mannichfachen Mischungen unter denselben. Im Allgemeinen ist die gesammte Bevölkerung nach und nach zu einem Ganzen verschmolzen, und jetzt sind in Rücksicht auf Farbe, Sprache, Sitten und Religion nur geringe Unterschiede. Die Zahl der Bevölkerung wird von Einigen auf 1½ Mill., von Andern auf 800,000 angegeben, ohne die freien indianischen Stämme, die zum Theil in Missionen leben, meist aber unabhängig das Land im Süden des Biobio bewohnen und unter dem Gesammtnamen Araucaner (der Name des zahlreichsten Stammes) von jeher schlimme Nachbarn waren. Die Civilisation der Chilesen steht im Allgemeinen auf keiner hohen Stufe, wiewohl die Fortschritte sehr sichtbar sind. Die Begüterten begeben sich häufig nach London und Paris, um dort ihre Bildung zu holen, wie sie früher nach Spanien gingen. Die spanische Sprache ist die Büchersprache, doch lieben alle Einwohner spa-

nischer Abkunft auch die sehr weiche und wohlklingende Valichisprache. Der Chilese ist wohl gebaut, etwas gebräunt und von mittler Größe; die Frauen sind lebhaft, schlank, leidenschaftlich, am Schönsten in Concepcion, aber auch sehr vergnügungssüchtig. Die Männer kleiden sich meist europäisch, tragen aber auch eine Art Poncho oder indianischen Mantel; die Frauen vereinigen europäische und einheimische Kleidung auf eine eigene sehr zierliche Weise. Die Bewohner des Landes sind wie überall von den Städtern sehr verschieden. Am Tiefsten stehen die Guassos, Nachkömmlinge von Indianern und Europäern. Sie beschäftigen sich fast nur mit Landbau und der Viehzucht, sind körperlich kräftig und gewandt, im Kriege muthig, nüchtern und ausdauernd. Seit der Revolution sind bedeutende Veränderungen im Charakter des Volks vorgegangen; doch hat es seinen tüchtigen Charakter meist beibehalten, wodurch es dem Lande gelungen ist, unter allen seinen Nachbarn zuerst und allein, an die Stelle der Unordnung und Aufstände eine geordnete Regierung zu setzen, und dem Staate Wichtigkeit zu verschaffen. Nach der neuen Eintheilung zerfällt C. in 8 Provinzen, welche im Congreß durch eine ihrer Bevölkerung angemessene Zahl von Deputirten vertreten werden; einer jeden steht ein Intendant und ein Militärgouverneur vor; das Ganze leitet ein Präsident mit einem Ministerium, die Beide ihr Amt 5 Jahre verwalten. Die Insel Juan-Fernandez, berühmt durch Alex. Selkirk's Aufenthalt, (S. Robinson) steht als Presidio (Verbannungsort) unter dem Kriegsminister allein. Die Hauptstadt San-Jago de Chile ist der Sitz der Regierung, und hat 70,000 Einw.; der Haupthafen des Landes, wo sich der Handel eines großen Theils der Küste und der Inseln des stillen Meeres concentrirt, ist Valparaiso. Die Staatseinnahme ist wegen Zunahme der Cultur des Bodens und sehr vermehrten Handels fortwährend im Wachsen, und betrug in den Jahren 1840—42 im jährlichen Durchschnitt gegen $2^1/_2$ Mill. spanische Thaler. Die Staatsschulden C.'s bestehen in einer Mill. Pfd. Sterl. engl. Anleihe und einer fast doppelt so großen Summe einheimischer Schulden. In gewöhnlichen Jahren übersteigt die Einnahme die Ausgabe, doch haben die Kriege mit Peru, trotz der vorzugsweise guten Verwaltung, den Staatshaushalt sehr erschüttert. Im Ganzen ist der Zustand C.'s sehr befriedigend, denn es ist unter allen ehemaligen spanischen Colonien der einzige Freistaat, wo die Revolutionen keinen Anklang mehr finden, wo Ordnung herrscht, Handel und Ackerbau blüht, und der Wohlstand, die Zahl und die Bildung der Einwohner sichtbar zunimmt.

Die Geschichte C.'s vor dem 15. Jahrh. ist völlig unbekannt; nur so viel wissen wir, daß die peruanischen Inka's, angezogen durch die Fruchtbarkeit des Landes, es versuchten, sich zu Gebietern desselben zu machen, aber die Bewohner der südlichen Hälfte nicht besiegen konnten. Sobald die Spanier sich in Peru festgesetzt hatten, fiel ihr Blick auch auf C. Diego Almagro, erst Bundesgenosse dann Todfeind des Pizarro, drang 1535 zuerst von Peru her in die Provinz Coquimbo ein. Die Nordprovinzen wurden mit geringer Mühe erobert; als aber die Spanier 1550 bis an den Biobio vordrangen, mußten sie dem Aufstand der Araucos weichen, und bis zu Ende ihrer Herrschaft ist jener Fluß die Grenze der spanischen Macht geblieben. Im Jahre 1809 regte sich auch in C. die Lust, sich von Spanien unabhängig zu machen, wozu das Beispiel von Buenos-Ayres nicht wenig beitrug; und als am 8. Juli 1810 auf Befehl der spanischen Cortes der Generalcapitän Carrasco abgesetzt wurde, trat in San-Jago eine Junta zusammen, welche am 18. Sept. den Marquis de la Plata, einen Chilesen, zum Präsidenten wählte. Der spanische Oberst Figuerra versuchte zwar die Regierung zu stürzen, brachte aber nur die Revolution zum Ausbruch. Bis jetzt hatte man immer noch im Namen Spaniens gehandelt, und der am 9. Sept. 1811 zum ersten Male zusammengetretene Congreß hatte manches Gute geleistet; da bemächtigten sich die 3 Brüder, José Miguel, Juan José und Louis Carrera im Jahre 1812 der Regierung, vertrieben den Congreß und erklärten C.'s Unabhängigkeit, um sich selbst ein Reich zu gründen. Der Vicekönig von Peru, Abascal, schickte zwar im Juni 1813 den General Pareja von Lima nach Südchile; dieser wurde aber von José Miguel Carrera geschlagen und mußte sich bei Chillan verschanzen. Inzwischen hatte sich aber gegen die

Tyrannei der Brüder Carrera eine Gegenrevolution gebildet; die Junta setzte José Miguel ab, und ernannte am 24. Nov. 1813 Bernardo O'Higgins, den Sohn eines früheren Statthalters, zu ihrem Anführer, der aber gegen das spanische Heer unter Gainsa Nichts auszurichten vermochte. Eine neue Revolution setzte die Junta ab, und ernannte den geachteten Obersten Lastra zum Dictator, der im Vertrag vom 5. Mai 1814 die constitutionelle Regierung Spaniens anerkannte, ihr C. unterordnete und dafür das Zugeständniß erhielt, daß C. die vom Congreß gegebene Constitution behalten, die innern Angelegenheiten selbst besorgen, freien Handel treiben, und Abgeordnete an die Cortes nach Spanien senden sollte. Doch dieser Friedensschluß war von dem Vicekönig von Peru nur scheinbar bewilligt worden, um Zeit zu gewinnen. Sobald er Verstärkung aus Spanien erhalten hatte, erklärte er, Gainsa habe seine Instruction überschritten, und schickte Osorio mit 4000 Mann zur Unterwerfung C.'s ab. Zu gleicher Zeit eilte aber auch Carrera, der nach seiner Absetzung von den Spaniern gefangen und jetzt entkommen war, ebenfalls nach San-Jago, gewann leicht das Volk und die Soldaten, stellte die Junta wieder her, und wurde selbst zum Oberbefehlshaber ernannt. Auch O'Higgins trat wieder mit gewaffneter Macht auf, und der nun ausbrechende Bürgerkrieg erleichterte den Spaniern die Eroberung des Landes. Länger als 2 Jahre regierte nun Osorio, und das Volk schien über das Ende des Kriegs und der Herrschaft der Brüder Carrera's froh zu sein. Diese letzteren hatten sich mit ihren Anhängern nach Buenos-Ayres geflüchtet und Alles angewendet, die Plataſtaaten zur Unterstützung ihrer Absichten auf C. zu gewinnen. Diese, welche in dieser Zeit ihre Revolution vollendet hatten, und die Gefahr, die ihnen von C. aus drohte, recht gut einsahen, gingen endlich auf ihren Wunsch ein. Die ausgewanderten Chilesen organisirten sich mit den Truppen der Plataſtaaten zu einem Heere, und drangen im Febr. 1817 unter dem General San-Martin in Chile ein. Glücklich wußte dieser die Wachsamkeit der Spanier in Bezug auf seinen Marsch zu täuschen, und ohne zu bedeutende Verluste die 12—15,000 Fuß hohen Pässe der Cordilleren zu überschreiten. Die am Fuße des Gebirges unter Maroto zusammengezogenen Spanier wurden am 12. Februar bei Villa Vieja von San-Martin geschlagen, und räumten den Siegern die Hauptstadt, wo im April General O'Higgins zum Oberdirector des Staats ernannt wurde. Doch bald machten die Spanier von Peru aus einen neuen Versuch, C. zu unterwerfen. Im Januar 1818 landete Osorio mit einer neuen Expedition, und bemächtigte sich der Stadt Concepcion um so leichter, da schon wieder Uneinigkeit unter den Independenten ausgebrochen war, schlug am 19. März 1818 dieselben bei Concha Rayada, und würde sich des ganzen Landes haben bemächtigen können, wenn er seinen Sieg schnell benutzt hätte. Während er aber die Patrioten bereits für vernichtet hielt und die kostbare Zeit mit Unterhandlungen verlor, sammelten die Insurgenten die Ueberreste ihrer Armee von Neuem, zogen frische Truppen an sich, und waren schon im April im Stande, den Spaniern von Neuem eine Schlacht zu bieten, die diese denn auch bei Maypu annahmen. Sie entschied das Schicksal des Landes für immer. Die Spanier erlitten eine völlige Niederlage, mußten ihre ganze Artillerie, die Kriegskasse und Munition in den Händen der Sieger lassen, 2000 Mann blieben auf dem Platze, 3000 mit allen überlebenden Generalen und Obersten mußten sich gefangen geben, und Osorio selbst entkam nur mit Mühe mit kaum 200 Reitern. Mit leichter Mühe wurden jetzt die Spanier vollends aus dem Lande vertrieben. Sie zogen sich Anfangs nach Valdivia und nach der Insel Chiloe zurück, wurden aber aus der ersteren schon 1820 vertrieben, indem die junge Republik ihre kleine Flotte unter den Befehl des Lord Cochrane stellte, der darauf selbst die Küste von Peru angriff. Die Insel Chiloe wurde erst im Jahre 1826 durch den General Freyre von der spanischen Garnison befreit. O'Higgins hatte inzwischen mit väterlicher Sorgfalt C. regiert; er gab dem jungen Staate am 23. Oct. 1822 eine zweckmäßige Verfassung, schloß mit Columbien einen Vertrag, in welchem sich beide Staaten gegenseitig anerkannten und sich gegenseitige Hülfe versprachen, und erklärte Valparaiso 1821 für einen Freihafen. Ein neuer Zolltarif brachte ihn jedoch um seine Popularität, und General Freyre vermehrte noch die Unzufriedenheit, indem er noch dem Oberdirector die Schuld des noch nicht bezahlten Soldes seines Heeres beimaß,

und dadurch einen Aufstand vorbereitete. Als dieser ausbrach, legte O'Higgins seine Stelle nieder, und Freyre ließ sich von einem durch ihn nach Concepcion berufenen Congreß zum Regierungspräsidenten wählen. Neue Unruhen verdrängten auch ihn 1824, und als er mit Waffengewalt sich halten wollte, ward er im Juli 1828 von dem neuen Präsidenten Pinto bei San-Jago geschlagen und verwiesen. Auf Pinto folgte am 5. April 1831 der Präsident Prieto, der die Ruhe wieder herstellte, und manche nützliche Einrichtung traf. Im J. 1837 brach eine neue Verschwöruag gegen die bestehende Regierung aus, angezettelt durch den nach Peru entflohenen General Freyre. Sie wurde blutig unterdrückt, zog aber dem Lande einen Krieg mit Peru zu, indem der Präsident von Bolivia, Santa-Cruz, der sich auch Peru's bemächtigt hatte, seine Macht jetzt auch auf Chile ausdehnen wollte. Der Krieg endigte erst 1839, in welchem Jahre Santa-Cruz, durch eine Verschwörung in Peru und Bolivia genöthigt, seine Präsidentenwürde in beiden Staaten aufgeben und entfliehen mußte. Diese Kämpfe im Innern wie nach Außen brachten zwar C. viel Schulden, nützten dem Staate aber noch mehr durch Erregung des Nationalgefühls und durch die Aufstellung einer achtungswerthen Land- und Seemacht. Seitdem ist die Ruhe nicht wesentlich weiter gestört worden, und C. bildet sich immer mehr und mehr zu einem der blühendsten und mächtigsten Staaten Südamerika's aus. Im Jahre 1845 wurde es von Spanien anerkannt. Vgl. Ign. Molina „Geschichte der Eroberung von C." (deutsch, Leipz. 1786), Bas. Hall „Journal kept on the coasts of C." (2 Bde., 4. Aufl., London 1825), John Miers „Travels in C. and La Plata" (2 Bde., Lond. 1826), Meyen „Reise um die Erde" (Bd. 1, Berlin 1834), Pöppig „Reise in C., Peru ꝛc." (Bd. 1, Leipz. 1836) und d'Orbigny „Voyage dans l'Amérique méridionale" (Par. 1839 fg.).

Chiliasmus, tausendjähriges Reich. Der Chiliamus erscheint uns in einer dreifachen Bedeutung. In der weitern Bedeutung ist er die Vorstellung eines Reiches Gottes auf Erden, Reich Gottes in eigentlicher Bedeutung genommen. Mehr vergeistigt, wie dies Wort von einigen Philosophen gebraucht ist, als von Kant, Fichte, Fries u. a., ist es die Hoffnung eines künftigen, besseren Zustandes des Menschengeschlechtes, worin es bei größerer Entwickelung seiner geistigen Anlagen den Ansprüchen der Vernunft mehr Genüge leistet. Hier richten wir unsre Aufmerksamkeit auf den Chialismus in seiner grobsinnlichen Gestalt, worin er den Glauben an ein künftiges tausendjähriges Reich auf Erden bezeichnet, das der Messias bei seiner Wiederkehr gründen würde, und worin alle Guten und Gläubigen im Genusse der vollkommensten irdischen Glückseligkeit und Macht leben werden. Die Vorstellung von einem solchen 1000 Jahre dauernden Reiche kam aus dem Judenthume in das Christenthum, und stand mit den Vorstellungen der Juden von einem künftigen Messias in der genauesten Verbindung. Je mehr Drangsale die Juden gegen die Zeiten Christi unter dem Drucke fremder Völker zu dulden hatten, um so mehr steigerten sich ihre Hoffnungen von einem baldigen Retter, die bei ihnen noch durch die Aussprüche der Propheten genährt wurden, aber um so sinnlicher malten sie sich auch die Vorstellungen von dem Messias und von dem durch ihn zu stiftenden Reiche aus. Wie fest unter den Juden diese Vorstellungen hafteten, das sehen wir aus der Geschichte Jesu und der Apostel, welche diese Vorurtheile mit Eifer bekämpften, und welche so häufig mißverstanden wurden, wenn sie diesen Vorstellungen einen geistigeren Sinn unterlegen wollten. Die Judenchristen legten diese Vorstellungen nicht ganz ab, die Heidenchristen brachten die Vorstellungen von einem goldenen Zeitalter hinzu, ja beide fanden ihre Meinung durch die Aussprüche Christi und der Apostel, wenn diese von einer Wiederkunft, einer Erscheinung u. s. w. reden, und vorzüglich durch die Weissagungen in der Offenbarung Johannis (vorzüglich C. 20) bestätigt, und so war der C. unter den Christen schon in den ersten Jahrhunderten herrschender Glaube. Wie sich unter den Juden die Hoffnung auf einen Messias und auf eine irdische Herrschaft desselben gebildet hatte in den Zeiten des politischen Unglückes, so erhielt sich auch unter den Christen der C. in seiner grobsinnlichen Gestalt, so lange sie unter dem Drucke lebten. Als jedoch das Christenthum durch Constantin den Gr. Saatsreligion wurde, und der äußere Druck aufhörte, erkaltete dieser Glaube immer mehr, und erhielt sich nur noch unter einigen

schwärmerischen Parteien. In den ersten Jahrhunderten fand diese beliebte Vorstellung eine vorzügliche Nahrung durch Schriften, die im ersten und zweiten Jahrh. unter dem Namen alttestamentlicher Personen und der Apostel verbreitet wurden, z. B. in dem Testamente der 12 Patriarchen, in dem 4. Buche Esra, der Offenbarung Petri u. a. Auch in den Büchern von anerkannt christlichen Händen war die Meinung niedergelegt, z. B. in dem Briefe des Barnabas, in den von den Christen geachteten sibyllinischen Büchern und in dem Hirten des Hermas. Auch nicht blos von den Häretikern wurde sie ausgesprochen, sondern auch die rechtgläubigen Kirchenlehrer trugen diese Lehre vor, z. B. Papias, Justinus Martyr, Irenäus, Lactantius. Der Ketzer Cerinthus (s. d.) hatte sie von den Juden aufgenommen, doch kann man nicht behaupten, daß sie durch ihn erst unter den Christen Eingang gefunden habe. Eben so waren die Montanisten dem C. ergeben, und ihr Anhänger, Tertullian, vertheidigte sie in einer eigenen, nicht mehr vorhandenen Schrift. Die Gnostiker verwarfen den C. gänzlich, und auch die Lehrer der Alexandrinischen Schule traten als eifrige Gegner desselben auf, z. B. Origenes und dessen Schüler Dionysius, Bischof von Alexandrien. Origines wurde darüber von dem ägyptischen Bischofe Nepos angegriffen in der Schrift: Widerlegung der Allegoristen. Lactantius war unter den Kirchenvätern der letzte eifrige Vertheidiger des C., und seit dem 4. Jahrh. waren ihm nur noch einzelne Lehrer ergeben, vorzüglich seitdem sich Hieronymus und Augustinus als Bekämpfer desselben aufwarfen. — Wie bei den Christen, so wurde auch bei den Juden der C. festgehalten und weiter ausgebildet. Er fand an den jüdischen Rabbinern dieser Zeiten eifrige Verehrer, und er ist auch im Talmud niedergelegt. Abenteuerlich ist die Gestalt, in welcher uns der C. erscheint, obgleich die einzelnen Schilderungen sehr von einander abweichen. Die 1000jährige Dauer, wovon der C. seinen Namen führt, hat man abgeleitet aus Ps. 90, 4, nach welcher Stelle man die Schöpfungsgeschichte als Vorbild der 6000jährigen Weltdauer und einer darauf folgenden 1000jährigen Sabbathsruhe erklärt hat. Doch auch darüber gibt es verschiedene Meinungen. Ein Chiliast des 18. Jahrh. bestimmte das Reich auf 2000 Jahre. Eben so wenig hat man den Anfang dieses Reiches gleichförmig bestimmt. Die Christen haben ihn 6000 Jahre nach Erschaffung der Welt gesetzt, und um diese zu bestimmen, hat man aus dem Lebensalter alttestamentlicher Personen und den Genealogien zu berechnen gesucht, so daß Einige bis auf Christi Geburt 4000, Andere 6000 Jahre rechneten. Daher zu den verschiedenen Zeiten die verschiedenen Erwartungen des Weltendes. Der Eintritt des Reiches werde aber durch Zeichen angekündigt, durch vorhergehendes Elend und Unglück, was die Chiliasten in dem Antichrist zu personificiren pflegen. Der Beherrscher in diesem Reiche ist Christus, der alle Frommen, Gläubigen, vorzüglich die Märtyrer und Heiligen, aufnimmt, die in dem auf den Trümmern des irdischen Reiches neu errichteten Reiche in größter Ehre, Macht, Fülle und Schönheit der Natur leben. In der Schilderung der sinnlichen Genüsse sind die jüdischen und christlichen Chiliasten unerschöpflich. Die Erde ist da überall bebauet und bewohnbar, Honig wird wie Thau aus den Wolken fließen, an Böcken, fetten Lämmern und Ziegen wird ein Ueberfluß sein, wilde und zahme Thiere werden friedlich neben einander weiden. Jeder Weinstock hat 10,000 Reben, jede Rebe 10,000 Schossen, jeder Schoß 10,000 Schößchen, jedes Schößchen 10,000 Trauben, jede Traube 10,000 Beeren, jede Beere 25 Eimer Wein (das würde nach Corrodi's Berechnung von einem Weinstocke 2,500 Billionen Eimer geben). Und wenn Einer der Heiligen eine Traube abbrechen will, so wird eine andere Traube rufen: Nimm mich, ich bin besser, und preise durch mich den Herrn u. dergl. m. Seit dem 5. Jahrh. verschwand der C. fast ganz aus der Kirche, und nur von Zeit zu Zeit tauchte er bei einzelnen Fanatikern wieder auf. So bei der Erwartung des jüngsten Tages im J. 1000 und unter den Schwindeleien während der Kreuzzüge. Nach der Reformation erwachte er noch einmal bei den schwärmerischen Secten, vorzüglich durch Thomas Münzer, die diese Ideen gern mit dem Sturze des Papstthums in Verbindung brachten. Auch bei den Wiedertäufern und Theosophen waren dies Lieblingsvorstellungen. Bei den Religions- und Bürgerkriegen in Frankreich und England trösteten sich mit diesen Schwärmereien die verfolgten

Parteien; in der katholischen Kirche fand er bei den Mystikern und Quietisten Eingang; unter den Lutheranern gab es die meisten Chiliasten zur Zeit des 30jährigen Krieges. Ueberhaupt waren die Mystiker dieser Meinung am Meisten zugethan, und fanden in diesen Schwärmereien einen weiten Spielraum. Unter diesen vorzüglich die Weigelianer. Am Ende des 17. Jahrh. behauptete Joh. Wilh. Petersen mit seiner Gattin Joh. Eleonore von Merlau, veranlaßt durch die Offenbarungen des Fräuleins von Asseburg, daß ihm dieses Geheimniß geoffenbaret sei, da er bei seiner Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (s. Apokatastase) sich von den Aussprüchen der Apokalypse leiten ließ. Mehrere lutherische Theologen widerlegten den Petersen in eigenen Schriften, ohne jedoch diese Meinung ganz unterdrücken zu können. Nahe an diese Annahme grenzen die Behauptungen Spener's (s. d.), der von dem jüngsten Tage einen herrlichen Zustand der Kirche durch eine große Judenbekehrung und den Fall des Papstthums erwartete. An ihn schloß sich Joach. Lange an. Klettwich setzte das weltliche Reich Christi auf den Anfang des 18. Jahrh. Die philosophische Rechtfertigung des C. durch zwei englische Naturforscher, Thom. Burnet und Whiston, fand wegen ihres religiösen Skepticismus wenig Beifall. Im vorigen Jahrh. machten die Berechnungen Bengel's (s. d.), der eine 2000jährige Dauer annahm, und den Anfang auf 1836 setzte, und seiner Schule großes Aufsehen, und seine Schüler schmückten es durch sehr sinnliche Vorstellungen aus. Sehr sinnreich und geistvoll ist diese Lehre von Lavater und Jung Stilling vertheidigt, und ihre Meinungen haben bis in das 19. Jahrh. Anhänger gefunden. Ueberhaupt sieht man diese Schwärmereien durch alle Jahrhunderte unter den Mystikern wiederkehren, und ihre verderblichen Wirkungen auf Religion und Sittlichkeit äußern. Noch in der neuesten Zeit erwartete eine nordamerikanische Secte das Weltende im März 1843. Vgl. Corrodi's „Kritische Geschichte des Chiliasmus" (4 Thle., Zürich 1794) und Lücke „Einleitung in die Offenbarung Johannis" (Bonn 1832).

Chiloe heißt in engerer Bedeutung eine Insel, sonst auch Isla Grande genannt, im Süden von Chile an der patagonischen Küste, in weiterer Bedeutung die ganze Inselgruppe, welche sich um jene Insel meist durch vulkanische Einflüsse gebildet hat. Die Zahl der Inseln, die diesen Archipel bilden, der durch die Straße von el Ancud vom Festlande getrennt ist, wird auf 400 Eilande angegeben, wo dann die vielen nackten Klippen, welche überall aus dem Meere hervorragen, hierzu gerechnet werden. Nur 26, nach Andern 32 Inseln sind bewohnt; der ganze Archipel nimmt aber einen Flächeninhalt von 200 QM. ein, und hat gegen 46,000 E., theils Europäer, theils Indier. Auf allen herrscht die größte Armuth; die Bewohner leben von Ackerbau, Jagd und Fischerei, und treiben Viehzucht, Wollenweberei und Holzhandel. Die Inselgruppe wurde 1558 durch Garcia de Mendoza entdeckt, und gehörte seit 1565 den Spaniern. Ein Aufstand, der zu Anfang des 19. Jahrh. ausbrach, wurde durch die Spanier bald gedämpft, und als die Letztern nach der Schlacht bei Maypu 1818 Chile räumen mußten, setzten sie sich auf C. fest, das sie aber 1826 aus Mangel an Unterstützung vom Mutterlande ebenfalls zu verlassen genöthigt waren. Seitdem gehört C. zu dem Freistaat Chile (s. d.). Die Hauptinsel enthält mehr als $^2/_3$ der Gesammtbevölkerung des ganzen Archipels; die Hauptstadt heißt Castro, der bedeutendste Hafenplatz San Carlos de Chacao; beide sind 1566 durch Ruiz Gamboa gegründet.

Chilon, einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands, war aus Sparta gebürtig und daselbst Ephorus, welche Würde er zuerst eingeführt haben soll. Man schreibt ihm die Aussprüche: „Erkenne dich selbst", „In Nichts zu viel" zu. Eine Sammlung seiner Sentenzen findet sich in Orelli's „Opuscula graeca sententiosa" (Lpz. 1819).

Chimära, ein feuerspeiendes Ungeheuer der griech. Mythologie, wird von Homer als vom göttlichen Geschlechte geschildert, vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache; Hesiod dagegen nennt sie die Geburt des Typhaon und der Echidna; nach ihm hatte sie drei Köpfe, einen Löwen-, Ziegen- und Drachenkopf. Die C. wurde von Amisodarus, König von Lycien, erzogen, und von Bellerophon (s. d.) getödtet. — In übertragener Be-

deutung versteht man unter **Chimäre** ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantasie, und **chimärisch** heißt so viel als erdichtet, unmöglich, unwahrscheinlich, abenteuerlich.

Chimay, Franç. Jos. **Philippe de Riquet, Graf Caraman,** Fürst von, wurde am 21. Nov. 1777 geboren als Sohn von **Victor Maurice de Riquet, Grafen von Caraman,** der sich 1750 mit der Prinzessin Maria Anna Gabriele von C. verheirathete, und am 24. Jan. 1807 zu Paris starb. C. war beim Ausbruch der Revolution Malteserritter und Offizier bei einem Dragonerregimente, und flüchtete, wie die übrigen Anhänger der Bourbons, mit seinen Brüdern ins Ausland. Nach dem Tode seines Oheims, Philippe Gabriel Maurice Joseph de C., am 24. Juli erbte er das Fürstenthum Chimay, wurde nach der Restauration Ludwigsritter, Oberst der Cavalerie und Lieutenant der königl. Wolfsjägerei. Im J. 1815 wurde er von dem Departement der Ardennen in die Deputirtenkammer gewählt, wo er mit der Opposition stimmte. Im folgenden Jahre wurde er nicht wieder erwählt, und lebt seitdem in den Niederlanden, wo ihn der König 1810 zum Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten ernannte, in der er sich bei jeder Gelegenheit freimüthig aussprach. — Seine Gemahlin war **Therese,** die durch Schönheit, Geist und Galanterie berühmte Tochter des Grafen **Cabarrus** (s. d.) und einer Demoiselle Galabert aus Saragossa, geb. um 1776 zu Saragossa. Schon früh entspann sich zwischen ihr und dem Prinzen Listenay, der sich in Madrid aufhielt, ein Liebesverständniß; sie mußte sich indessen auf Veranstaltung ihrer Familie mit dem Parlamentsrathe de Fontenay verheirathen, den sie nach Paris begleitete, wo bald darauf die Revolution ausbrach. Hier erklärte sie sich für die Grundsätze der Revolution, ließ sich 1793 den neuen Scheidegesetzen gemäß von ihrem emigrirten Gatten scheiden, und versammelte die wichtigsten Mitglieder der constituirenden Versammlung und die ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler in ihrem Hause. Bei dem Beginne des Terrorismus fand sie es ihrer Sicherheit zuträglich, nach Bordeaux zu gehen, wo sich ein zärtliches Verhältniß zwischen ihr und Tallien, der die blutigen Decrete der Nationalversammlung ausführte, entspann. Die Frau von Fontenay bewirkte indessen, daß Tallien milder mit den Bewohnern von Bordeaux verfuhr, als ihm vorgeschrieben war, und da dies der Wohlfahrtsausschuß bald erfuhr, so wurde Tallien zur Verantwortung abgerufen, und seine Geliebte verhaftet und nach Paris gebracht. Der 9. Thermidor, an welchem Robespierre durch Tallien und seinen Anhang gestürzt wurde, gab auch ihr die Freiheit wieder. Sie verheirathete sich darauf mit Tallien, und lebte von jetzt an in engerm Verkehr mit Josephine Beauharnais, Barras, Hoche und Bonaparte, und zeigte sich stets als Beschützerin der Unterdrückten und Verfolgten. Als Tallien Bonaparte nach Aegypten begleitete, ließ sie sich von ihm scheiden. Früher hatte ihr Napoleon sehr gehuldigt, doch erlaubte er ihr weder als Consul, noch als Kaiser, an seinem Hofe zu erscheinen. Daher trat sie mit der Staël in Verbindung, lernte durch diese den Fürsten von Chimay kennen, und vermählte sich mit ihm 1805. Sie starb am 15. Jan. 1835 zu Brüssel. — Ihr ältester Sohn, **Joseph de Riquet, Graf Caraman, Prinz von C.,** geb. am 20. Aug. 1808, war Gesandter des Königs der Belgier bei dem König der Niederlande und Gouverneur der Provinz Luxemburg; seit 1842 ist er belgischer Gesandter am Bundestage zu Frankfurt am Main.

Chimborasso, einer der höchsten Gipfel der südamerikanischen Cordilleren im Staate Ecuador, erhebt sich 20,100 F. über die Meeresfläche und 12,000 F. über die Thalebene von Quito als ein freistehender Glockenberg. Früher hielt man ihn für den höchsten Punct der Cordilleren. Seine Bildung verräth frühere vulkanische Thätigkeit. Mit der obersten Region von 5000 F. ragt er in die Sphäre des ewigen Eises. Er wurde 1745 von Condamine bis auf 15,800 F., 1802 von Humboldt bis auf 19,300 F. und 1834 von Hall bis auf 18,996 F. erstiegen.

China, das größte Reich Asiens und nächst Rußland das umfangreichste der Erde, besteht aus dem eigentlichen China und den unmittelbar ihm zugehörigen Ländern Mand-

schurei, Mongolei, Thian-schan-pe-lu und Thian-schan-nan-lu, so wie den Schutzländern, den Lieu-khieu-Inseln, Korea oder Kaoli, Koko-nor, Katschi und Tibet. In dieser Ausdehnung nimmt es ein Areal von 250,000 □M. und die östliche Mitte des asiatischen Festlandes ein. Begrenzt wird es im Norden von Sibirien, längs einer die daurischen, sajanischen und altaischen Gebirgsrücken überschreitenden Linie von der Mündung des Amur bis zum Balkaschsee, im Westen durch die Gebirgssysteme des Ala-tau, Muz-tagh und Belur-tagh, von den turanischen Steppen- und Bergländern der Kirghisen, Buruts, Khokands und Badakschans, im Süden theils von den mittelbar oder unmittelbar britischen Besitzungen, theils von den unabhängigen Landen Hindostans längs der schneebedeckten Ketten des Himalaya, also von Lahore, Nepal, Butan, Assam und den Präsidentschaften Allahabad und Calcutta, ferner durch die Hochländer des Sine-schan und Jü-ling, von den hinterindischen Reichen der Birmanen, Anam und Tonkin, dem obern Lande der Laos und Lokba und im Osten von den Wellen des großen Oceans, der vom Golfe von Tonkin bis zur Amurmündung eine 650 M. lange Küste bespült. Dieses Meer erhält hier die Namen des südlichen und nördlichen chinesischen und des japanesischen; seine tiefsten Buchten sind die des gelben Meeres, der Golf von Pe-tscheli und Liao-tung. Drei größere Inseln, das japanische Kiu-siu, Formosa und Hainan, liegen dem Festlande am Nächsten, und werden von diesem durch die Straße von Korea, den Fu-kian und Junkenkanal geschieden; die Lieu-khieu-Inseln umgeben das nordchinesische Meer in weiterm Bogen, und dicht an der Küste liegen viele kleinere Archipele, wie der von Korea, der James-Hall-Archipel, der von Johai-Potocki, die Inselgruppe von Tsong-ming, Tschu-tschan, Amoy und die Lemainseln mit Hong-kong. Das gelbe Meer wird moloartig von der Halbinsel Korea umschlossen und zur Pe-tschelibucht führt nur der enge Meao-tao-Kanal, in welchem von Norden her die Halbinsel Leao-tong mit dem Cap-Charlotte und von Süden her die Schan-tung-Halbinsel mit der Nordostspitze des Cap Macartney, sich bis auf 10 M. einander nähern. Das eigentliche China, von den Chinesen Tschung-hoa (Mittelpunct der Erde, die Blume der Mitte) oder nach der regierenden Dynastie Tsching, von den Russen und nordasiatischen Völkern Kataj oder Kitaj, bei den Anamesen und Arabern Sin, bei den Persern Tschin und bei den Europäern Sina, Tschina oder China genannt, erstreckt sich vom 20. bis zum 42. Grade nördlicher Breite und vom 95. bis zum 120. Grade östlicher Länge. Es hat keine genau bestimmten Grenzen. Im Norden wird es von der Mongolei und Mandschurei durch die berühmte, 300 Meilen lange Mauer geschieden, die, schon 214 v. Chr. errichtet, im Grunde aus Granitblöcken, oben aus bläulichen Backsteinen besteht, unten 25, oben 4½ F. dick und 20 F. hoch, aller 300 Schritte mit steinernen Thürmen versehen ist, durch feste Plätze und Städte geschützt wird, über Berge, Thäler und Ströme führt und sich nordwestlich an das 100 M. lange mandschurische Pfahlwerk anschließt. Im Westen stößt es an Tibet, an die Eleuthen von Kokonor, die Sifanen und die Kalmucken. Im Süden ist der Ocean, im Osten Korea und das japanische Meer. Das Land hat eine Oberfläche von 60,000 □M. und ist das östliche Vorland von Hochasien. Es lehnt sich als eine wildverzweigte und vielfach zergliederte Alpen- und Bergterrasse an den Ostrand des hohen Hinterasiens, und wird durch die Thalfurchen der drei Hauptströme Hoang-ho, Yan-tse-kiang und Si-kiang in seiner senkrechten Gliederung am Einfachsten gruppirt. Gegen Nordosten streichen die mächtigen in die Eisregion mit Tausenden hoher Gipfel hineinragenden Alpenmassen des Yün-ling hin, und bilden mit ihrem terrassenartig gebauten Kettensystem die westliche Grenzmauer gegen das centrale Hochasien, sowie die Wurzel der ostwärts gerichteten Gebirgssysteme und ein nie versiegendes Quellenland für die zahlreichen Flüsse. Südlich erhebt sich das Gebirgsland des Jü-ling mit alpinischem Charakter zwischen den Gestaden des Golfs von Tonkin und dem Si-kiang; während sich von hier gegen Norden der riesige Miao, Nan- und Ta-jüling in ihrer Aneinanderreihung ein Bergland bilden, das bis zum rechten Yan-tse-kiang-Ufer reicht, mit Alpenmassen, Berggruppen und hohen Schneegipfeln erfüllt ist und das Meer mit felsigem, zerrissenem Gestade umgibt. Von den Alpen-

terrassen des hohen Westrandes steigen nördlich zwischen dem Yan-tse-kiang und Hoang-ho zwei parallel laufende Gebirgsreihen, unter dem Namen des Tapa-ling und Pe-ling, in niedrige Bergländer sich verflachend herab, die das Meeresufer nicht erreichen, sondern die Südwestgrenze des großen Tieflandes bilden. Die Nordwestränder desselben werden von den treppenartig aufsteigenden Bergketten begleitet, welche unter den verschiedensten Namen das chinesische Alpenland mit dem mandschurischen verbinden, und unter denen der Jak-Alin der bedeutendste ist. Das chinesische Tiefland ist der Mittelpunct des Staats und der chines. Bildung, und in jeder Beziehung vielleicht das fruchtbarste und angebauteste Land der Erde. Ein Land ohne alle Erhebung, voll stehender Gewässer, Sümpfe, Lagunen, größtentheils der fruchtbarste Marschboden von zahllosen Kanälen auf eine Strecke von mehr als 120 M. weit durchschnitten, die wahre Kornkammer des Reiches, nur mit großer Anstrengung gegen Ueberschwemmungen geschützt. Im Süden, Norden und Westen dieses Tieflandes erheben sich Gebirge, meistentheils steil aus der Ebene aufsteigend, die Stufen zum großen Hochlande, selbst im Sommer mit Schnee bedeckt, und mit allen Erscheinungen der Alpenländer, aber sehr unbekannt und nicht weniger unzugänglich, die beste Schutzwehr des Landes, da nur wenig steile Pässe zu ihnen hinanführen. Zwei gewaltige Flüsse folgen der Abdachung des Bodens; nördlich der Hoang-ho (s. d.), 430 M. lang, tief aus dem Hochlande herkommend und in den Busen von Pe-tscheli mündend, südlicher der Yan-tse-kiang (s. d.), größer als alle Ströme der Erde mit Ausnahme des Marañon. Er steht mit zwei bedeutenden Landseen, dem Tontinghu und Poyanhu (= 120 und 60 □M.), in Verbindung; schon 100 M. vor seiner Mündung ist er ½ M. breit. Der Si-kiang oder Tiger gehört ganz dem Lande an, während die beiden erstgenannten in ihrem obern Laufe Koko-nor angehören. Er folgt in paralleler Richtung der Südgrenze von Tonkin, und mündet, nachdem er ein vielarmiges Delta gebildet hat, unterhalb Kanton in der erweiterten Bucht der Bocca-Tigris. Unter den Küstenflüssen ist der Pay-ho der bedeutendste. Das Küstenmeer ist voll Untiefen, Sandbänke und Inseln, die sich stets vergrößern, daher gefährlich für die Schifffahrt und wenig benutzt. Ersatz gibt die durch die zahllosen Kanäle des Flachlandes so sehr erleichterte Verbindung im Innern. Vor Allem ist der Kaiserkanal oder Yün-ho bemerkenswerth, der 250 Meilen breit die beiden Hauptstromgebiete des Landes durchschneidet, 200 bis 1000 Fuß weit ist, theils in künstlichem Bette und auf Dämmen durch Seen und Moräste fortgeführt, theils auf Brücken über andere Flüsse geleitet, mit zahllosen Brücken und Schleusen, in einem Lande, wo Stadt an Stadt und Dorf an Dorf gedrängt ist, mit einer ungeheuern Bevölkerung, so daß Hunderttausende auf Schiffen und Flößen leben. Das Clima C.'s ist nach der verschiedenen Lage des Landes verschieden; im Allgemeinen läßt sich der Raum zwischen dem 42°—20° nördl. B. durch den 35. Breitegrad in zwei natürliche Zonen theilen, von denen die nördliche die des veränderlichen Niederschlags, die südliche die des Regens ist; doch kommen in beiden alle Climaregionen vor, weil in beiden sich das Gebirgsland bis über die Schneegrenze erhebt. Die nördliche Zone umfaßt das nördlich vom Hoang-ho gelegene Tiefland und das nordchines. Alpenland und hat 4 Jahreszeiten. Die Flüsse gefrieren hier schon im November, und behalten das Eis bis zum März; der Winter ist streng, mit Nebel, geringem Schneefall und Nordlichtern begleitet (in Peking beträgt die mittlere Temperatur — 3° R.); der Frühling wie der Herbst ist kurz; der Sommer heiß, mit einer mittlern Temperatur von 23° R. und vielem Regen. Die Zone des Regens, die in 2 Theile zerfällt, von denen die nördliche die mildesten und schönsten Gegenden umschließt, und bis zum Nan-ling, ungefähr unter dem 25. Breitegrad reicht, bietet in den niedern Berggegenden die regelmäßige Folge von zwei nassen und zwei trocknen Jahreszeiten, deren Eintritt mit den 4 Zeiten des Nordens zusammenfällt, und zeigt im Ganzen ein subtropisches Clima, wogegen das südliche und südöstliche Küstenland einen echt tropischen Charakter trägt. Die zwei Jahreszeiten sind von den Mussons abhängig; die nasse Jahreszeit tritt bei Südwestmusson vom April bis October, die trockene bei Nordostmusson vom October bis April ein. Während der Mussons wüthen an der Küste zwischen dem 34°—14° nördl. B. heftige Stürme unter dem Namen

der Teifuns, die am Fürchterlichsten im Juni und Juli, seltener vom December bis Mai wehen; je mehr landeinwärts, desto schwächer werden sie. Die mittlere Jahreszeit von Kanton ist 18° R. Diese Climaverhältnisse begünstigen eine reiche, aber auch verschiedenartige Production, die in drei Zonen des Nordens, der Mitte und des Südens einen abwechselnden Typus trägt. Der reichste Theil Ch.'s ist das Flachland, mit dem emsigsten Fleiße angebaut (selbst auf Flößen zieht man Gemüse), dennoch aber nicht im Stande, seine eigene gewaltige Menschenmenge und die Bewohner des unfruchtbaren Berglandes mit Reis und Getreide hinreichend zu versorgen; die zahllosen Gewässer müssen mit Fischen und dem hier in großer Menge lebenden Wasser- und Sumpfgeflügel aushelfen, denn die Viehzucht des Landes will nicht viel sagen und nährt Wenige; aber kein genießbarer Gegenstand wird vom Chinesen verschmähet, und Hunde, Pferde und Esel nicht weniger geschlachtet als das Schwein, das beliebteste Hausthier der Chinesen, welches in Menge gezogen wird. Das Haupterzeugniß des Landes ist Reis und Baumwolle, die wichtigsten Gegenstände des Handels aber Thee (s. d.), Zucker, Rhabarber, Gisеng, eine in Asien sehr geschätzte Arzneipflanze, Moschus; ferner ein zinkartiges Metall, dessen Bestandtheile man noch nicht genau kennt, Pakfong, auch Tsetong genannt, Borax, Alaun, Quecksilber, lackirte Waaren, Tusche, Nanking und Porzellan. Sehr wichtig ist hier, wie in Indien, Bambus und Seide. Neben den europäischen Hülsenfrüchten, Getreide- und Obstarten und Südfrüchten finden sich höchst merkwürdige, sonst unbekannte Pflanzen: verschiedene Oelpflanzen, eine Art Rettig, aus dessen Ruß die berühmte Tusche bereitet wird, Seifen-, Talg-, Wachsbäume, verschiedene Baumarten, welche vorzügliche Firnisse liefern, wodurch die Lackfarben des Landes ihre eigenthümliche Schönheit und Dauerhaftigkeit erhalten, mancherlei Apothekerpflanzen. Im Süden finden sich alle Thiere der heißen Zone, im Westen viel Moschusthiere; im Südwesten viele Affen, darunter der Gibbon. Wölfe, Luchse, Murmelthiere, wilde Hunde, Hirsche, Eber, Gazellen, Antilopen, Eichhörnchen, darunter auch das fliegende, Zobel, Ottern, Dachse, Marder, Zibethkatzen ꝛc. sind überall verbreitet. Von den Vögeln sind der Pracht-, Gold- und Silberfasan, sowie der Pfau einheimisch; außerdem gibt es viele Papageien, Flamingo's, Albatrosse, Pelicane, Kraniche, Störche, Reiher, Schnepfen, Schwäne, Gänse, Enten, Wachteln, Tauben und alle Arten europäischer Singvögel. Auf Tai-wan oder Formosa lebt der Paradiesvogel und in den höhern Gebirgen der Lämmergeier und eine Art Riesenadler. Neben den europäischen Amphibien finden sich fliegende Chamäleons und große bis 24 F. lange Schlangen. Haifische, Gelbfische, Störe und andere Fische gehen den Yan-tse-kiang hinauf; an den Küsten leben Meerdrachen, Hornfische, Muränen, Thunfische, Makrelen, Schwertfische; in den Flüssen und Seen eine zahllose Menge von Karpfen, Bärsche, Brassen, Lachse, Hechte ꝛc. Unter den Insecten finden sich besonders Bienen, herrliche Schmetterlinge, Wanderheuschrecken, aber auch die Seidenraupe (s. d.). Das Mineralreich liefert edle Metalle, jedoch werden Gold- und Silberbergwerke nicht sehr bearbeitet, und fast alle unedle, mancherlei Edelsteine, den Lasurstein (lapis lazuli), Steinkohlen, vorzügliche Porzellanerde, Salpeter, Salz u. a. m.

Das eigentliche China ist in 19 Provinzen getheilt, welche wieder in Bezirke und kleinere Districte zerfallen. Ihre Einwohnerzahl stellt sich nach einer Zählung von 1833 auf folgende Weise heraus:

	Zahl d. Einw.
Pe-Tsche-Li	27,990,871
Khiang-Su	37,843,501
Ssü-tschuan	21,435,678
Ngan-Hoei	34,168,059
Kiang-Si	30,426,999
Tsche-Kiang	26,256,784
Fu-Kiang	14,777,410

Hu-Pe } ehemals Hu-Kuang {	27,370,098
Hu-Nan } ehemals Hu-Kuang {	14,777,410
Ho-nan	23,037,171
Schan-Tung	28,958,764
Schan-Si	14,004,210
Schen-Si	10,207,256
Kan-su	15,193,125
Kuang-Tung	19,174,030
Kuang-Si	7,313,895
Yün-Nan	5,561,320
Kuei-Tscheou	5,288,219
Liao-tung	942,003

In Bezug auf die Volkszahl finden sich sehr abweichende und völlig widersprechende Angaben, die zwischen 150 und 360 Mill. schwanken. Dieser Unterschied mag wohl theils in der Art der Zählungen, wobei man nicht immer alle Classen berücksichtigte, theils in der Verschiedenheit der Zeiten, von denen sie gelten, theils endlich in den Quellen beruhen, aus denen die Reisenden schöpften. Ed. Biot beweist nämlich, daß die frühern Zählungen nur auf Steuerlisten beruhten, auf welche nur steuerbare Familien und nur Personen zwischen 30 und 60 Jahren eingezeichnet wurden, daher die Familien wegfielen, deren Häupter zum Staatsdienste gehörten, so wie diejenigen, welche sich in einer Art Leibeigenschaft befanden. Auch die verheerenden Kriege früherer Zeit, in Folge deren die geringern Grundbesitzer nicht mehr im Stande waren, die Abgaben zu bezahlen und sich in eine Art von Vasallenschaft begaben, mögen den Grund abgeben, weshalb frühere Angaben so abweichend sind. Man theilte damals die Familien in Tschu und Ke; jene waren die Grundeigenthümer, und diese bearbeiteten für jene das Feld, den deutschen Hintersassen nicht unähnlich, doch war dieses Vasallenverhältniß den Kaisern nicht genehm, die sich daher Mühe gaben, es zu lösen. Im Jahre 1745 gaben daher die Steuerrollen eine Bevölkerung von 142 Millionen Seelen an, während sie doch nach dem damals bebauten Boden auf 223 Millionen geschätzt werden mußte. Schon 1793 betrug amtlichen Quellen zufolge die Einwohnerzahl C.'s 307 Mill., und seitdem ist sie bedeutend gestiegen. In Bezug auf die Stammverschiedenheit bestehen die Einwohner aus Chinesen, dem Hauptvolk, Mandschu und Mongolen, den südwestlichen Gebirgsvölkern, unter denen man den Urstamm der Bewohner C.'s vermuthet, die zum Theil noch in halber Wildheit leben, wie in Hunan, in Kuri-tschéu, in Ssutschuan und Kuang-si, und Yao, oder Mu-yao, d. i. böse Unterthanen, genannt werden, und endlich aus den Inselbewohnern, welche Abkömmlinge von Chinesen, Japanesen, Koreanern, Tonkinern, Javanern rc. sind. Schon das äußere Ansehen der Chinesen verräth deutlich die mongolische Abkunft; die Gesichter sind breit, etwas platt mit hervortretenden Backenknochen, die Nasen klein und stumpf, die Augen hervorstehend und zusammengedrückt, Kopf- und Barthaar schwarz und hart, die Gesichtsfarbe gelb, doch in den südlichen Gegenden und in niedern Ständen dunkler als in den nördlichen Provinzen und unter den höhern Ständen; die Frauen sind oft ganz weiß. Die Hände und Füße sind besonders klein; bei den Frauen werden sie gewaltsam im Wachsthum gehindert, indem man schon in früher Jugend die Zehen umbiegt, und den so verunstalteten Fuß mit Bandagen umwickelt und in bleierne Schuhe zwingt. Wohlbeleibtheit wird sehr geschätzt; als ein Zeichen vornehmen und wohlhabenden Standes betrachtet man die langen Nägel an dem kleinen Finger. Die Männer tragen den Kopf kahl, und lassen nur einen Büschel Haare zu einen Zopfe stehen, dessen Länge und Dicke ein Gegenstand des Luxus und sogar der Besteuerung ist; die Frauen flechten ihr Haar sehr zierlich, und schmücken es mit Blumen, Nadeln und Schmetterlingen. Die Kleidung ist der Mode nicht unterworfen, und ist vielleicht seit 1000 Jahren noch immer dieselbe geblieben. Die Stoffe sind, je nach dem Stande, Leinwand oder Seide, auch Tuch und Nanking, im Winter mehr oder minder prachtvolles Pelzwerk. Die Farbe der Kleidung bei den Männern ist meistens blau, violett oder

schwarz, bei den Frauen gewöhnlich grün und rosenroth; nur der Kaiser und die kaiserlichen Prinzen haben das Vorrecht, sich in gelbe Farben zu kleiden. In der Form unterscheiden sich die Kleider des männlichen und weiblichen Geschlechts sehr wenig von einander; beide tragen weite Beinkleider, einen weiten, langen, an der rechten Brustseite offenen Rock und darüber ein kürzeres Oberkleid, Kurma genannt; die Männer tragen kegelförmige Hüte von Bambus- oder Strohgeflecht, die Frauen gehen aber unbedeckten Hauptes. Zum vollständigen Anzug gehört noch ein Leibgürtel, der bei den wohlhabenden Classen mit einer Agraffe von Achat unter der Brust geschlossen wird; an dem Leibgürtel trägt man die Tabaksdose in einem seidenen Beutel, einen Fächer und das die Gabel ersetzende Elfenbeinstäbchen. Waffen zu tragen ist außer den Soldaten Niemandem erlaubt. Es ist im Ganzen stets schwer, nach den mangelhaften Berichten der Reisenden über den Nationalcharakter eines Volkes ein sicheres Urtheil zu fällen, doch scheint man in Bezug auf die Chinesen nicht zu irren, wenn man Folgendes als die Hauptzüge ihres Charakters bezeichnet. Die abgeschlossene Lage ihres Reiches hat ihnen einen so eigenthümlich ausgeprägten Nationalcharakter gegeben, daß die Individuen als Glieder der Nation verschwinden. Zu ihren Tugenden übrigens darf man Fleiß, Höflichkeit, Friedensliebe und im Allgemeinen Milde des Charakters rechnen; auch Kindesliebe und Unterthanentreue bilden hervorstechende Züge des chinesischen Charakters. Doch diese Vorzüge werden durch weit stärkere Laster bedeutend in Schatten gestellt. Der Chinese besitzt einen unerträglichen Nationalstolz, der ihn eben im starren Festhalten des Hergebrachten bestärkt; seine Friedensliebe wird häufig zu Feigheit, die Milde zur falschen Geschmeidigkeit; daneben muß man sie der betrügerischen List im Handel und Wandel, überwiegender Hinneigung zur Wollust und Völlerei, der Erbarmungslosigkeit gegen Niedriggestellte, der Rachsucht und Bestechlichkeit anklagen. Der Chinese ist überaus geschickt im Nachahmen, weshalb er für alle Arten von Industriearbeiten außerordentlich tüchtig ist; doch macht er keine Fortschritte, weil ihn sein Nationalstolz hindert, die Vorzüge anderer Völker anzuerkennen und in sich aufzunehmen. Ein chinesischer Kaufmann z. B. in Kanton, der die Brauchbarkeit englischer Schiffe bewunderte, kam auf den Einfall, sich ein ähnliches zu bauen; sobald aber der Zollwächter dies erfuhr, zwang er ihn nicht allein, das angefangene Werk zu zerstören, sondern verurtheilte ihn auch noch zu einer namhaften Strafe, weil er die Einrichtung der barbarischen Schiffe gegen die der Chinesen hervorgehoben habe. In C. besteht noch die Sclaverei, da gewisse Verbrecher mit diesem Zustand der Leibeigenschaft bestraft werden. Solche durch Verbrechen zu Sclaven gewordene Menschen heißen Staatssclaven; außerdem gibt es noch Privatsclaven, die theils aus Kriegsgefangenen, theils aus Leuten, die sich selbst verkaufen oder von Andern verkauft werden, theils aus Kindern von Sclaven bestehen. Das Gesetz verbietet zwar den Verkauf freier Personen, doch wird es eben so wenig gehalten, wie so manche andere Gesetze. Dem Gesetze gemäß sollte auch die Ehe in C. heilig sein, denn nur der Kaiser und die Mandarinen dürfen mehrere Weiber haben; doch die Reichen spotten dieser Verordnung, indem sie sich förmliche Harems anlegen, und der Arme und auch andere Classen vermiethen ihre Frauen und Töchter, obgleich das Gesetz diese Sitte mit strengen Strafen belegt. Die Stellung des weiblichen Geschlechts in C. ist sehr untergeordnet, doch weniger beschränkt als im übrigen Orient. Die Vornehmern sperren ihre Frauen ein, wo sie mit Putz, Tabakrauchen, Sticken, Seidenweberei und Erziehung ihrer Töchter sich beschäftigen; die Weiber der Armen sind frei, müssen aber die schwersten Arbeiten übernehmen. Das häusliche Leben ist im Allgemeinen kalt und langweilig. Außer den Familiennamen erhalten die Söhne einen Zunamen, einen Namen für die Schule, einen neuen bei der Hochzeit und bei jeder höheren Stellung. Das gesellschaftliche Leben ist steif und unerträglich ceremoniös. Der Anstand wird in schnörkelhaften Bewegungen des Körpers gesucht. Schach-, Karten-, Würfel- und Fingerspiel, so wie Wetten bei Hahn- und andern Kämpfen bilden die Unterhaltung. Feiertage gibt es wenig; einen Sonntag kennt der Chinese nicht. Eigenthümlich ist die Ehrfurcht der Kinder und überhaupt der Jugend gegen das Alter, wogegen die Aeltern nur sehr geringe Liebe zu ihren Kindern haben. Die Letztern werden häufig ausgesetzt oder als Sclaven verkauft. In Peking

allein sollen jährlich gegen 9000 Kinder, die von ihren Aeltern ausgesetzt werden, auf elende Art umkommen. Ueberhaupt scheint der Chinese sich nur nach einem Sohn zu sehnen, damit ihm dieser die Ehre der Beerdigung zu Theil werden lasse. Um die Verstorbenen müssen die Hinterlassenen 3 Jahre lang in weißer Farbe trauern. So bildet der Eigennutz, Geldgier und Niederträchtigkeit den hervorstechendsten Charakterzug des Chinesen. Um seine Geldgier zu befriedigen, ist er zu Allem, selbst zu dem Schändlichsten bereit, wie denn die Bettler sich nicht selten freiwillig die schmerzhaftesten Verstümmelungen selbst zufügen, um das Mitleid anzuregen. Das auf diese Weise völlig entsittlichte Volk wird nur durch den Bambusstock im Zaum gehalten, ist aber eben deshalb auch stets zu Empörungen geneigt. Die Inselbewohner bilden ein eignes Volk. Auf Formosa leben noch sehr unbekannte Stämme mit chinesischer Gesichtsbildung, aber von malaiischer Abstammung und beinahe schwarzer Farbe, wie die Javaner. Jeder Stamm soll seine eigne Sprache haben. Sie sind wild, und nähren sich von Reis und Wildpret, das sie halb roh verzehren. Die südlichen gehen nackt, nur mit einer Schürze bekleidet; die nördlichen tragen ärmellose Jacken aus Hirschfellen und eine spitzige Mütze aus Palmblättern, mit Fasanenfedern geziert. Sie färben die Zähne schwarz, tätowiren den Leib, und schmücken sich mit Muschelwerk und farbigen Steinen. Auch hier wie auf dem Festlande hat die physische und moralische Abgeschlossenheit, in der das Volk lebt, Verachtung gegen jede Art von Neuerung und Festhalten am Hergebrachten erzeugt.

Die chinesischen Städte ersten Ranges heißen Fu, die vom zweiten Tschen, und die vom dritten Hiang. Alle haben meistentheils breite Hauptstraßen, an denen die Marktbuden liegen, regelmäßige, doch enge Nebengassen und sind mit hohen Mauern umgeben. Die Wohnungen bestehen meist in weitläufigen Gehöften und zwar aus 3 nach einander folgenden Häusern, von denen das erste von der Dienerschaft, das mittlere von dem Herrn und das dritte von den Frauen bewohnt wird. Sie sind meist alle einstöckig, die der Reichen mit kostbaren Zierrathen überladen und oft von prächtigen Gärten umgeben. Die Form des Daches deutet noch auf das Zelt des Nomaden hin. Es ist giebelförmig zusammenlaufend, aber doch dabei einwärts gedrückt und über die Wände hervorragend; es ruht auf Pfeilern, die zuweilen freistehen und eine Colonnade bilden. Die Häuser selbst sind nach der Straße zu ohne Fenster, mit Galerien umzogen, und durch mehrere Thüren nach einander verschlossen. Sie bestehen gewöhnlich aus kleinen Gemächern, die der Reichen sind im Innern mit Gold, Seide, kostbaren Hölzern, und mit Sprüchen der Weisen auf farbigem Papier geschmückt; ein großer Speisesaal oder eine Galerie verbindet die Zimmer unter einander; die kaiserlichen Gebäude sind mit gelben, die fürstlichen mit grünen, die übrigen Häuser mit grauen Ziegeln gedeckt. Erhellt werden die Gemächer durch Fenster von Papier oder Marienglas; erwärmt werden sie durch Kohlenbecken. Die meisten Zimmer haben Betten von Ziegelsteinen, mit Polstern von Baumwolle oder mit Filzdecken versehen; unter diesen Betten sind Oefen angebracht. Das Meublement ist sehr einfach. Einige schwer und massiv gearbeitete Stühle, ein Tisch, von der Decke herabhängende Laternen und Wandschirme machen, nebst einigen Matratzen und Kissen, den ganzen Hausrath aus. Neben den Stühlen stehen die Spucknäpfe, die die Gewohnheit des Rauchens unentbehrlich macht. Porzellanvasen von allen Formen sind ein Hauptschmuck der Zimmer. In einem besonders schön verzierten Schranke wird der Hausgötze aufbewahrt. Die bürgerlichen Wohnungen sind weniger kostbar als die der Reichen, zeigen aber dieselbe Schnörkelverzierung. Die geringen Classen begnügen sich mit elenden Hütten, die nur aus Lehm aufgeführt, mit Matten behangen und mit Stroh gedeckt sind. Die großen Massen der Armen leben zum Theil auf Flüssen, in sogenannten Schampans, während Tausende in den großen Städten ohne alles Obdach umherirren.

Jetzt herrschen in C. 3 Religionen, nämlich die Staatsreligion, als deren Erneuerer und Lehrer Con-fu-tse (s. d.) betrachtet wird; die Religion Tao-sse oder der Urvernunft, welche durch den Philosophen Lao-tseu ungefähr 6 Jahrh. v. Chr. gegründet ward,

und jetzt nur noch in den untern Ständen ihre Anhänger zählt, und mit der Zeit sehr verunstaltet worden ist, und endlich die Religion des Fo oder Buddha (s. d.), welche aus Indien nach C. kam. Außerdem sind seit alten Zeiten in C. Juden und Mohamedaner geduldet. Im 16. Jahrh. wurden auch die christlichen Missionäre, besonders die Jesuiten, in C. sehr tolerant behandelt, später aber der Regierung verdächtig, da in Asien die Einführung des Christenthums fast immer den Umsturz der einheimischen Regierung nach sich zog, weshalb sie bis in die neueste Zeit herab mannichfachen Verfolgungen unterworfen waren. Erst nach dem englisch-chinesischen Kriege ist auch hier eine Veränderung eingetreten und das Christenthum von der Regierung selbst als geduldet anerkannt worden. In Ansehung der Geistesbildung stehen die Chinesen seit langen Zeiten auf einer fast unveränderten Stufe; doch ist die Kenntniß des Lesens und Schreibens unter ihnen fast eben so verbreitet, wie in Deutschland, und die Zahl der Bücher außerordentlich groß. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.) Vorzüglich ausgebildet ist bei den Chinesen das mechanische Talent, und wahrhaft bewundernswürdig ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack rc., die sich nur mit ihren Kanal- und Gartenanlagen, dem Ebenen von Gebirgen und andern Arbeiten, die sie ausgeführt haben, in Vergleichung stellen läßt. Mehrere der wichtigsten Erfindungen kannten sie schon lange zuvor, ehe dieselben in Europa bekannt wurden, so z. B. den Bücherdruck, der freilich bei ihnen noch immer nur bei dem Einschneiden der Charaktere in Holztafeln geblieben ist. Auch die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie weit früher als die Europäer; doch hat diese Kenntniß keinen Einfluß auf die Beförderung der Schifffahrtskunde geübt, weil ihr Schiffsbau sehr mangelhaft geblieben ist. Das Schießpulver sollen sie ebenfalls schon vor Jahrtausenden gekannt, und Porzellan viel früher als Europäer verfertigt haben. Bewundernswerth sind ebenfalls manche ihrer Landstraßen, ihre ungeheuren Bogenbrücken, ihre pyramidalen Thürme rc.

Der Handelsverkehr der Chinesen ist besonders im Innern sehr belebt, wenn er auch nach Außen keineswegs dem Reichthum der Production entspricht. Der hauptsächlichste Handelsartikel ist Thee, von dem jährlich mehr als 90 Mill. Pfund ausgeführt werden. Nächstdem bilden Seide, Zucker, Reis, Arznei- und Gewürzpflanzen, Porzellan, Nankings, verschiedene Fabrikate des eigenthümlichen Gewerbfleißes und edle Metalle die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel, wogegen Arekanüsse, einzelne Gewürze, Vogelnester, Sandelholz, Pelzwerk, wollene Tücher, Glaswaaren und Opium die Haupteinfuhr bilden. Die letztere schätzt man auf 30, die Ausfuhr auf 35 Mill. Thaler. Bei den Zahlungen rechnet man nach Taels oder Leangs, d. i. nach Silberbarren, welche gewogen werden; als Ausgleichungsmünze gebraucht man kupferne runde Stücke mit einem viereckigen Loche zum Aufreihen an eine Schnur. Früher hatten die Portugiesen den Haupthandelsverkehr mit C. seit ihrer Festsetzung auf Macao (s. d.); doch hat dieser Handel schon längst seine Bedeutung verloren, und bis vor Kurzem wurde der auswärtige Handel mit C. nur von Russen, Engländern und Nordamerikanern getrieben, da die Holländer und Franzosen, so wie die Schweden, Dänen und Spanier, ihre erweiterte Verkehrserlaubniß nicht benutzten. Der Handel mit den Russen ist von besonderer Wichtigkeit. Er ist fast ausschließlich Karavanenhandel, nimmt seinen Weg über Kjachta, setzt jährlich gegen 8 Mill. Rubel um, und bietet namentlich durch Unterstützung einer russischen Mission zu Peking viel Gelegenheit, die chinesischen Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Der Handel der Engländer war bis zum Jahre 1834 ein Monopol der ostindischen Compagnie, und beschränkte sich nur auf Kanton. Als er in dem genannten Jahre frei gegeben wurde, kam es zu Conflicten mit den chinesischen Behörden, die endlich zu einem Kriege führten, der günstig für die Engländer endigte, denen die 5 Häfen von Kanton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ning-po und Schang-hai geöffnet, und die Insel Hong-kong förmlich abgetreten wurde. Seitdem begann für den englisch-chinesischen Handel eine neue Aera. Die Nordamerikaner begannen ihren Verkehr mit C. zuerst im J. 1802, und behaupteten sich stets den Engländern gegenüber mit Vortheil; ja sie zogen sogar aus dem englisch-chinesischen Kriege großen Gewinn, indem sie gegen gute Zahlung ihre Fahrzeuge den Chinesen wie den Engländern zu Gebote stellten.

Seitdem hat C. seine Häfen auf gleiche Weise allen Nationen geöffnet, und namentlich mit Frankreich im Jahre 1845 einen besondern Handelsvertrag geschlossen.

Die jetzige Dynastie heißt Ta-tsing, d. h. die sehr reine, und stammt aus der Mandschurei; sie wurde durch Schun-tschi gegründet, der 1643 die Mian-ming oder die chinesische Dynastie vertrieb. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch; doch ist es den Mandarinen und Tribunalen erlaubt, dem Kaiser in ehrerbietigen Formen Gegenvorstellungen zu machen. Der Kaiser nennt sich „Sohn des Himmels" und „Alleiniger Beherrscher der Welt", und wählt seinen Nachfolger aus der Zahl seiner rechtmäßigen Söhne nach Willkür. Er hat drei Gemahlinnen, von welchen nur die eine den Titel und Rang einer Kaiserin führt; die zwei übrigen heißen Fuschinen oder Königinnen; außerdem hat er noch 9 Frauen mittleren Ranges, Pinen, und noch eine große Menge Concubinen, die sämmtlich aus den Töchtern hoher Staatsbeamten gewählt werden. Der eigentliche Name des regierenden Kaisers ist unbekannt, der, unter welchem er gewöhnlich aufgeführt wird, ist blos sein Nationalname. Der jetzige Kaiser heißt Tao-Kuang, d. i. Ruhm der Vernunft; nach dem Tode erhält er noch einen geschichtlichen Ehrennamen. So nannte der jetzige Kaiser seinen Vater, Kia-King, nach dessen Tode mit dem Ehrennamen Dschin-tschung-schui-Hoang-ti, d. h. erhabener und weiser Kaiser, mitleidsvoller Vorgänger. Die Residenz des Kaisers ist Peking (s. d.), als Sommeraufenthalt dient ihm Dsche-hol, jenseits der großen Mauer, im kühlern Hochlande. Seinem Bilde werden Opfer gebracht; seine Person wird kniend angebetet, selbst vor den von ihm ausgegangenen Befehlen und Briefen kniet man nieder, und das Gesetz schreibt neunmaliges Beugen des Kopfes zur Erde vor denselben vor. Oeffentlich erscheint der Kaiser nur mit 2000 Trabanten, welche Ketten, Beile, und andere Werkzeuge tragen, die den orientalischen Despotismus charakterisiren. Die Staatseinkünfte werden auf 160 Mill. Thlr. geschätzt, und bestehen größtentheils in Naturalien. Sie beruhen auf Grundabgaben, auf Zöllen vom auswärtigen und inländischen Handel und einer Kopfsteuer, zahlbar von allen Personen zwischen 20 und 60 Jahren. Die bewaffnete Macht besteht aus 266,000 Mann erbliche Landmiliz, und dem blos aus Chinesen zusammengesetzten Heer von 666,800 M., dazu kommen 280,000 Mongolen, welche die tributpflichtigen Stämme stellen, so daß die gesammte, regelmäßige Kriegsmacht auf 1,300,000 M. angegeben wird, die mit dem Aufgebote und den Beurlaubten bis auf 1,800,000 Mann steigen kann. Der Adel zerfällt in 2 Classen, den persönlichen und amtlichen. Die erste hat 5 Grade, von denen aber die drei erstern nur den Mitgliedern der kaiserlichen Familie zukommen. Er hat den Vorrang vor dem Amtsadel und den Mandarinen. Der Rang der Mandarinen wird durch die Farbe der Knöpfe an den Mützen angedeutet. Die höchste Reichsbehörde ist der Rath der Ministermandarinen, welcher mit dem Kaiser arbeitet. Er besteht zur Hälfte aus Tartaren und zur Hälfte aus Chinesen. In jeder Provinz ist ein Mandarin Statthalter; ihm zur Seite steht ein den Statthalter beobachtender und seine Befehle vollziehender Rath. In den Städten sind besondere Gerichte. Die Ceremonialkleidung der Mandarinen besteht aus geblümtem Atlas, mit einem Ueberzuge von blauem Kreppflor. Vorn und hinten ist das Ehrenzeichen gestickt, das ihren Civil- und Militärrang andeutet. Als eine besondere Gnadenbezeugung wird das Recht ertheilt, eine Pfauenfeder hinten an der Mütze zu tragen; es kommt dem europäischen Ordenszeichen gleich. Die ganze Regierung der Chinesen scheint aus Polizeiverordnungen zu bestehen, die mit moralischen Lehren begleitet sind. Der Kaiser und die Mandarinen haben unumschränkte Gewalt über das Volk, dem blinder Gehorsam gegen seine Obrigkeit schon früh als erste Pflicht eingeprägt wird. Der Unterschied der Stände wird durch unzähliche Ceremonien jeden Augenblick ins Gedächtniß gerufen.

Keine ältere Geschichte ist wohl so fabelhaft, als die China's. Millionen Jahre sollen, wie die Chinesen erzählen, Götter, dann von Göttern stammende Herrscher über sie geherrscht haben, welchen die Erfindung des Feueranmachens, des Häuserbaues, des Ackerbaues, der Gewerbe und Künste, der Schrift, der Heilkunde, des Kalenders rc., kurz aller zur Gesittung nothwendigen Bedürfnisse und Einrichtungen zugeschrieben wird.

Die berühmtesten unter diesen mythischen Herrschern sind Fo-hi (s. d.) und Yao, unter dessen Regierung das Schu-king (s. d.) entstand. Erst mit der Dynastie Hia (von 2207—1767 v. Chr.) beginnt die historische Zeit C.'s, obgleich auch sie und die ihr folgende Dynastie Schang (bis 1122) manches Fabelhafte und Dunkele in den sie betreffenden Angaben enthalten. Nur soviel ist aber wenigstens unzweifelhaft, daß beide Dynastien historisch gewiß sind. Uebrigens gibt fast die ganze chines. Geschichte nur eine, noch dazu unbeglaubigte Folge von Thronwechseln, innern Streitigkeiten, Usurpationen, guten und schlechten Regenten und einer Menge zufälliger Ereignisse, die nur von geringem allgemeinem Interesse sind. Unter jenen oben genannten Dynastien begann C. sich social und politisch zu entwickeln; zugleich fingen aber auch damals schon (zwischen 1562—1548 v. Chr.) die für C. so verhängnißvollen Einfälle der Barbaren an. Der Gründer der darauf folgenden Dynastie Tscheu, die bis 258 v. Chr. herrschte, Wu-wang, soll viele staatliche Einrichtungen begründet, und die Cultur des Landes besonders befördert haben. Unter einem seiner Nachfolger, Ling-wang (571—544 v. Chr.), ward Con-fu-tse geboren. Um 720 v. Chr. zerfiel aber das Reich in mehrere kleine Staaten, die sich fortwährend unter einander befehdeten, weshalb diese Periode die Tscheu-kue, die Periode der kämpfenden Könige, heißt. Endlich vernichtete alle Glieder der Tscheu der tapfere Schi-hoang-ti, stiftete das Haus Tsin (256—207 v. Chr.), und erbaute zum Schutze gegen die Tataren die große Mauer, da die Einfälle derselben, die jetzt unter dem Namen der Hiong-nu (Hunnen) auftraten, und fortwährend das chines. Reich beunruhigten, immer gefährlicher wurden. Weil die Großen, deren Selbstsucht auf die Zerstückelung des Reichs hinarbeitete, sich auf die historischen Ueberlieferungen im Schu-king beriefen, befahl er, alle alte Werke, die auf Geschichte, Sitten und Gebräuche sich bezogen, zu verbrennen. Nach seinem Tode (207 v. Chr.) stürzte aber das große, von ihm vereinigte Reich zusammen, und wurde erst nach 10 Jahren von Lieu-pang, dem Stifter der Dynastie Hang, wieder zusammengebracht. Diese Dynastie theilte sich in die westliche oder Si-hang, und in die östliche oder Tong-hang; jene herrschte bis 24, diese bis 220 n. Chr. Unter den Fürsten dieser Dynastie wurden die während der großen Zerstörung der Bücher noch geretteten Bücher wieder aufgesucht, und man fand Fragmente der von Con-fu-tse bearbeiteten oder verfaßten Werke. Uebrigens breiteten die Hang ihre Herrschaft weit gegen Westen aus, und nahmen einen bedeutenden Antheil an den Angelegenheiten Mittelasiens. Unter ihnen ward die Religion Tao-sse die herrschende, doch fand auch der Buddhismus in C. Eingang, und Juden wanderten daselbst ein. Doch nach und nach arteten die Fürsten aus, und unter Hian-ti zerfiel C. wieder in 3 Königreiche, die erst 280 von Wu-ti, dem Stifter der Dynastie Tsin, die bis 420 regierte, abermals zu einem Reiche vereinigt wurden. Ein anderer Wu-ti stieß den Letzten des Hauses Tsin vom Throne, und gründete das Haus Sung (420—479). Dieses und nach ihm die Familien Tsin (bis 402), Lang (bis 537), Tschin (bis 589) und Sui (bis 619) regierten in dem südlichen chinesischen Reiche, welches man auch U-tai oder das Reich der 5 Familien nannte. Denn bereits 386 hatten die Tataren Goli, die nördlichen chinesischen Provinzen, erobert, wodurch ein nördliches chinesisches Reich entstand, das 4 Familien, 2 in- und 2 ausländische bis 581 beherrschten, wo Yang-kian, der Gründer der Sui, das Reich eroberte. Schon 617 kam die Familie Tang unter Li-yuen auf den Thron, und von Si-nyan-fu in Schen-si aus 300 Jahre lang regierte. Die ersten Kaiser aus dieser Dynastie erwarben sich um Beförderung der Civilisation, um die Vergrößerung des Reichs und die Sicherung der Grenzen nach außen große Verdienste. Besonders gerühmt wird der gelehrte Tai-tsung I., unter dem auch die Nestorianer nach C. gekommen, und die Erlaubniß zur Gründung einer Kirche erhalten haben sollen.

Aber die folgenden Kaiser ergaben sich der Ueppigkeit, und ließen sich von Verschnittenen beherrschen. Es erfolgten innere Zerrüttungen, und der letzte Kaiser Tschao-siuan-ti wurde von dem Stifter der Dynastie Heu-liang, Tschu-iwan, 907 abgesetzt. Diese wie die folgenden Dynastien Heu-tang (923), Heu-tsin (936), Heu-han (947), Heu-tscheu (950) waren nur von kurzer Dauer. Bei der wachsenden innern Ver-

wirrung des Reichs erhielten die Tartaren einen immer entschiedenern und verderblichern Einfluß auf das Geschick des Reichs, und bald hatte jede Provinz ihren unabhängigen Regenten. Da erwählten die Chinesen 990 den würdigen Tschao-kuang-yin zum Kaiser, den Stifter der zweiten Dynastie Sung, die bis 1279 regierte. Seine nächsten Nachfolger waren ihm an Tugenden gleich, dennoch litt das Reich immer mehr unter den wiederholten Einfällen der Tartaren, die Tsching-tsung 1012 nöthigten, einen Tribut an ihren Fürsten Leao-tsang zu bezahlen. Im J. 1101 vernichtete zwar Hoey-tsong das Reich der Leao-tsang mit Hülfe der Niutschi-Tartaren; aber schon 1125 wiederholten andere Tartarenstämme ihre Einfälle in C., und rissen das ganze nördliche C. oder Pe-tsche-li und Schen-si an sich. Selbst über die südlichen Provinzen herrschte Kao-tsung II. nur als ihr Tributkönig. Um dieses Joch zu brechen, schloß der Kaiser Ning-tsong ein Bündniß mit Dschingis-Khan (s. d.), und diesem großen Eroberer erlagen die Niu-tschi. Aber auch die Mongolen wandten bald ihre Waffen gegen C. selbst, überstiegen 1209 die große Mauer, und eroberten und plünderten 1215 Pe-king. Nach dem Verlust der letzten Schlacht mit den Mongolen, die Kanton belagerten, stürzte sich der letzte chines. Kaiser 1260 mit der ganzen kaiserlichen Familie ins Wasser, und Kublai-Khan ward seit 1279 unter dem Namen Schi-tsu Herrscher des Landes, und gründete die Dynastie Yuan, die bis 1368 regierte. Zum ersten Mal stand das ganze chines. Reich unter einem ausländischen Herrscher; doch nahmen die Barbaren bald chines. Sitte und Nationalität an. Die meist tüchtigen Kaiser aus dieser Familie ehrten die chines. Gesetze, Gewohnheiten und Religion, die sie selbst annahmen, beschützten Künste und Wissenschaften, und viele von ihnen waren selbst sehr gelehrt. Unter Timur-Khan kamen die ersten katholischen Christen nach Pe-king. Nach seinem Tode, 1307, entstanden Spaltungen in der kaiserlichen Familie, die durch die Tyrannei von Yen-Timur und Togon-Timur-Khan zu Bürgerkriegen wurden, und die Kräfte der Mongolen schwächten. In diesen innern Unruhen erhob sich ein Chinese von niederer Geburt, Tschu-yuan-tschang, vertrieb die mongolischen Großen, die unter sich uneins waren, unterwarf sich die übrigen chines. Fürsten und mehrere mongolische Stämme, sicherte die Nordwestgrenze des Reichs, und ward unter dem Namen Tai-tsung der Stifter der Dynastie Ming, die von 1368—1644 regierte, dem Lande 16 meist tüchtige Regenten gab, unter denen das Reich nach Westen und Süden vergrößert wurde. Unter dieser Dynastie fingen die Europäer an, in dauernden Verkehr mit China zu treten. Um 1522 setzten sich Portugiesen auf den benachbarten Inseln des Handels wegen fest; 1583 kam der Jesuit Matthias Ricci nach C., um das Christenthum zu verbreiten, und hatte damit mehr Glück, als sein Vorgänger, der Kapuziner Gaspar de Cruz. Die Portugiesen gründeten 1557 Macao, das ihnen später die Spanier abnahmen, und endlich kamen 1604 auch die Holländer, wurden aber damals in C. nicht zugelassen.

Während dem hatten Reste der Niutschi-Tartaren, die man jetzt Man-dschu nennt, und die an den Grenzen des Reichs wohnten, unter dem Kaiser Schin-tsung II. einige Wohnsitze in der Provinz Liao-tung eingeräumt erhalten. Als man sie wieder daraus vertreiben wollte, widerstanden sie unter ihrem Fürsten Tai-tsu so glücklich, daß sie die ganze Provinz Liao-tung eroberten, worauf ihr Anführer den Kaisertitel annahm. Dieser setzte den Krieg unter den chinesischen Kaisern Kuan-tsung und Hi-tsung bis zu seinem Tode fort, und die Man-dschu stellten erst die Feindseligkeiten ein, als sein Sohn Ta-tsung starb. Allein in C. selbst entstand durch Le-tse-tsching ein Aufruhr, in Folge dessen sich der Kaiser Hoai-tsung 1644 selbst entleibte. Die Gegenpartei Le-tse-tsching's rief die Man-dschu zu Hülfe, welche Pe-king und nach und nach das ganze Reich eroberten, und die noch jetzt herrschende Dynastie der Ta-tsing oder Tsing gründeten. Schun-schi, der erste Herrscher derselben, vollendete 1647 die Eroberung C.'s. Unter ihm erhielten die Russen die Erlaubniß, mit C. in Handelsverkehr zu treten, und die katholischen Missionare vermehrten die Anzahl ihrer Proselyten immer mehr. Sein Sohn Kang-hi, der ihm 1662 folgte, besiegte die eigentlichen Mongolen, eroberte Tibet und Formosa, führte von 1684—89 mit den Russen einen Krieg wegen Grenzstreitigkeiten, und vergrößerte sein Reich bedeutend. In den letzten

Jahren seiner Regierung setzten sich die Franzosen und Engländer in Kanton fest; auch gestattete er den Christen freie Religionsübung. Desto feindseliger zeigte sich den letztern sein Sohn Yung-tsching, der ihm 1722 in der Regierung nachfolgte, und schon 1724 die Christen aus seinem Reiche verbannte. Auch dessen Sohn und Nachfolger Kien-lung (s. d.), der 1735 zur Regierung kam, verfolgte die Christen, besonders in den Jahren 1746—73. Uebrigens war Kien-lung ein tapferer Krieger, eroberte Kaschgar, Jarkand, den größten Theil des Landes der Sungaren, den nordöstlichen Theil von Tibet und Lassa, die Reiche Miao-tse, Siao-kin-tschuen, und dehnte die Grenzen seines Gebiets bis nach Hindostan und die Bucharei aus. Die durch Verjagung der Sungaren verwüstete Kalmuckei bevölkerte er wieder mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Unglücklicher war er im Kriege gegen die Birmanen in Ava 1768 und 1770, wo er mehr als die Hälfte seines Heeres verlor. Im J. 1793 schickte die englisch-ostindische Compagnie eine Gesandtschaft unter Macartney an ihn ab, ohne den von ihr gewünschten Endzweck zu erreichen. Dagegen regulirte er die Handelsverhältnisse mit Rußland, legte 1796 die Regierung nieder, und starb 1799. Unter seinem Sohne Kia-king wurde das Reich durch innere Zwistigkeiten zerrüttet, und 1815 sämmtliche Katholiken vertrieben. Auf Kia-king folgte am 2. Septbr. 1820 dessen zweiter Sohn Mian-ming, geb. 1784, der während seiner Regierungszeit den Ehrennamen Tao-kuang, im mandschuischen Doroi Eldenghe, d. i. Glanz der Vernunft, führt. Unter ihm wurden 1828 die letzten katholischen Missionäre, die man noch als Kalenderverfertiger geduldet hatte, aus Pe-king vertrieben. Doch war seine Regierung von häufigen und oft sehr gefährlichen Aufständen in den Provinzen beunruhigt. So mußte er 1828 einen Aufstand der muhamedanischen Tartaren in der kleinen Bucharei, und in den J. 1831 und 1832 einen eben so gefährlichen in den westlichen Gebirgen des Reichs bekämpfen. Noch schwieriger wurde seine Stellung in Folge der Zerwürfnisse mit den Engländern. Schon zu Ende des 17. Jahrh. hatte dieses Volk einen Handelsverkehr mit den Chinesen angefangen, der seit 1720, trotz vielfacher Hemmnisse, immer fester wurde, und in England ein Monopol der ostindischen Compagnie war. Seit dem J. 1757 wurde dieser Handelsverkehr von Seiten China's auf die Vermittelung officiell anerkannter chinesischer Mäkler, der Hongs, beschränkt, dauerte aber unter mancherlei Wechselfällen und Störungen, die theils durch die übertriebenen Ansprüche der in Kanton und Macao residirenden Engländer, theils durch den eifersüchtigen Nationaldünkel und die Gewaltsamkeiten der Chinesen herbeigeführt, aber durch die kluge Politik der englisch-ostindischen Compagnie immer wieder beigelegt wurden, bis zur völligen Aufhebung des Monopols dieser Compagnie zu steigendem Vortheil der Engländer fort. Mit dieser Aufhebung trat in der unmittelbaren Berührung zwischen beiden Völkern eine Veränderung in völkerrechtlicher Beziehung ein, die zu ernsthaften Conflicten und endlich zum Kriege führte. Lord Napier ward, nach den Bestimmungen der Parlamentsacte vom 28. Aug. 1833, als erster Oberaufseher nach Kanton geschickt, um alle Handelsverhältnisse der Engländer mit C. zu reguliren, und alle Gerichtsbarkeit über sie auszuüben. Doch gleich bei seiner Ankunft daselbst im Juli 1834 kam er in Streit mit den chinesischen Behörden, die von der einseitigen Anstellung eines solchen Beamten mit so ausgedehnten Befugnissen Nichts wissen wollten, ihn in seiner Stellung nicht anerkannten, und allen Verkehr mit den Engländern abbrachen. Vergeblich suchte Lord Napier mit Drohungen, und endlich sogar mit Gewalt die Chinesen zur Anerkennung zu nöthigen. Endlich, da er sah, daß seine Hülfsmittel zur Anwendung ernster Gewaltmaßregeln nicht ausreichend seien, gab er nach, und zog sich nach Macao zurück, wo er schon am 11. Oct. 1834 starb. Der Handel in Kanton war den Engländern schon am 27. Sept. wieder freigegeben worden; doch weder Davis, noch Capitän Elliot, Lord Napier's Nachfolger im Amte eines Oberaufsehers des englisch-chines. Handels in Kanton, waren so glücklich, sich in dieser Stellung von den chines. Behörden anerkannt zu sehen. An diese eigentlich rein diplomatische Frage schloß sich bald eine andere an, die für die Engländer von weit bedenklichern Folgen zu werden drohte. Es war dies die Zulassung des bestehenden Opiumhandels von Seiten der chines.

Regierung. Schon im vorigen Jahrh. hatte die letztere scharfe Verbote gegen den Verbrauch und Verkauf des Opiums erlassen, als sie die gefährlichen Folgen der schon damals sich ausbreitenden Opiumconsumtion bemerkte. Das Verbot hatte aber keine andere Folge gehabt, als daß sich der Verbrauch und Verkauf ins Unglaubliche vermehrte, und bedeutende Summen Geld für diesen Artikel baar ins Ausland gingen. Es war ganz natürlich, daß die chines. Regierung, jetzt ohnedem durch das völkerrechtlich politische Zerwürfniß gereizt, die Gelegenheit, wo es England in seinen Maßnahmen unentschieden schwanken sah, benutzte, und jenes alte Uebel mit einem Schlage zu tilgen und den lästigen Verkehr mit England mit einem Male zu vernichten suchte.

Der mit außerordentlichen Vollmachten nach Kanton geschickte chines. Gouverneur Lin ergriff deshalb zur Unterdrückung des Opiumhandels die nachdrücklichsten Maßregeln, und erließ unter Anderm am 13. März 1839 ein Edict, in dem er die Auslieferung alles in engl. Schiffen und Magazinen befindlichen Opiums verlangte. Hierin war ihm bereits der Capitän Elliot vorangegangen, der, um die großen Vortheile, welche der Handel mit C. England brachte, nicht zu verlieren, den Opiumhandel, der überdem nur als Schleichhandel betrieben wurde, ebenfalls schon 1837 gänzlich verboten hatte. So sahen sich die engl. Kaufleute in Kanton genöthigt, ihre Vorräthe an Opium den chines. Behörden auszuliefern, und über 20,000 Kisten, im Werth von 4 Mill. Pfd. St., wurden von den Chinesen vernichtet. Die engl. Kaufleute wurden in Bezug auf Entschädigung für ihren Verlust von Elliot an die engl. Regierung gewiesen, die diese Forderung aber nicht anerkannte. Ein Streit zwischen engl. Matrosen und Chinesen, worin einer der Letztern getödtet wurde, verschlimmerte noch die Lage der Engländer in Kanton. Da die Engländer sich weigerten, den Schuldigen auszuliefern, so verbot Lin, den Engländern sowohl in Kanton als in Macao Lebensmittel zukommen zu lassen, und Ende Aug. 1839 verließen sämmtliche Engländer Macao, und begaben sich auf die Schiffe bei Hongkong. Bei einem Versuche der Engländer, sich Lebensmittel zu verschaffen, kam es mit den Chinesen zu Feindseligkeiten, worauf Lin den Eingebornen befahl, sich zu bewaffnen, und die Engländer zu vernichten. Vergeblich versuchte Elliot einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, vielmehr lief der chines. Admiral Kuang mit 29 Kriegsdschonken aus, um sich der englischen Kriegsschiffe zu bemächtigen, wurde aber mit einem Verlust von 6 Fahrzeugen bis Tschum-pi zurückgeschlagen. Die natürliche Folge dieser feindseligen Berührungen war Aufhebung alles Handels mit den Chinesen, und erhöhte Erbitterung von Seiten der Chinesen gegen die Engländer. Elliot machte wiederholte Versuche, mit dem chines. Gouverneur in friedliche Unterhandlung zu treten, doch vergeblich. Er wurde nebst noch einigen Engländern, die sich noch zu Macao aufhielten, Anfang Februars 1840 durch den chines. Feldherrn Yih von dort vertrieben, und die chines. Flotte suchte sogar am 28. Febr. die englischen Schiffe bei nächtlicher Weile in Brand zu setzen, was indeß eben so wenig gelang. Jetzt erklärte England förmlich an C. den Krieg; eine englische Flotte erschien am 28. Juni unter Admiral Elliot vor Kanton, und blockirte den Fluß Tigris, während ein anderer Theil der engl. Streitmacht am 5. und 6. Juli die Insel Tschu-san besetzte, die Hauptstadt Ting-hai einnahm, Amoy beschoß und seine Festungswerke vernichtete. Darauf segelte Admiral Elliot nach den nördlichen Gewässern C.'s, und lief am 11. Aug. in den nach Peking führenden Fluß Pe-ho ein, um die Uebergabe von Elliot's Depeschen an den Kaiser zu erzwingen, deren Annahme Lin in Kanton verweigert hatte. Dieses Ziel wurde erreicht. Die Anwesenheit einer englischen Kriegsmacht in so großer Nähe der kaiserlichen Residenz brachte eine augenblickliche Nachgiebigkeit hervor. Abgeordnete des Kaisers übernahmen die Depeschen, zeigten sich erstaunt über das Vorgefallene, zum Frieden geneigt, und nach vierwöchentlichen Unterhandlungen ward den Engländern das Versprechen von Seiten des Kaisers, daß er einen Commissär zur definitiven Verhandlung des Friedens nach Kanton senden werde, wenn die englische Flotte die Gewässer von Pe-tsche-li verlassen, und sich ebenfalls nach Kanton begeben wolle. Elliot ließ sich durch diese Versprechungen täuschen, und segelte nach Kanton zurück, wo am 29. Nov. 1840 ein kaiserlicher Commissär

in der Person Ke=schan's erschien, und die Unterhandlungen begann. Unterdeß hatte der Commodore Bremer das Commando der Flotte übernommen, da der Admiral Elliot zurückberufen worden war, und da die Unterhandlungen nach langer Dauer zu keinem Ergebniß führten, nahmen die Engländer am 9. Jan. 1841 die Forts an der Bocca Tigris, und fügten den Chinesen großen Schaden zu. Dies half. Am 20. Jan. ward ein Präliminarfriedensvertrag abgeschlossen, nach welchem der Hafen von Kanton wieder geöffnet, der Handel wieder freigegeben, den Engländern die Insel Hong=kong abgetreten, außerdem ihnen 6 Mill. Dollars Entschädigungsgelder zugesichert, und die offiziellen Verhältnisse zwischen der englischen und chines. Regierung auf den Fuß völliger Gleichheit gestellt werden sollten. Die engl. Flotte zog sich jetzt nach Hong=kong zurück. Als aber der Friedensvertrag von der chines. Regierung bis zum 24. Febr. noch nicht ratificirt worden war, begannen die Feindseligkeiten am 25. von Neuem. Die Engländer nahmen die Forts an der Bocca Tigris, zerstörten die chines. Dschonken, drangen am 18. März bis Kanton vor, und nahmen die Vorstadt der Factoreien ein. Abermals baten die Chinesen um Waffenstillstand, der ihnen auch am 20. März unter der Bedingung gewährt ward, daß der Handel freigegeben und den Kaufleuten Schutz gewährt werden sollte. Aber auch jetzt zeigten sich die Chinesen nicht zum dauernden Frieden geneigt; im Gegentheil rüstete sich die chines. Regierung immer ernstlicher zum Kriege, und der Kaiser bedrohte Jeden mit harten Strafen, der vom Frieden sprechen werde. Die feindseligsten Edicte wurden gegen die Engländer erlassen, die chines. Macht bei Kanton auf 50,000 M. verstärkt, und der Befehl über diese Truppen dem Mandschu=Feldherrn Yih=schan und dem Minister Hu übergeben, Ke=schan aber, der sich im Präliminarfriedensvertrag nachgiebig und dann feig gezeigt, zum Tode verurtheilt, und sein ganzes großes Vermögen confiscirt. Als der Oberaufseher des englischen Handels, Capitän Elliot, diese Rüstungen erfuhr, ließ er einen neuen Angriff gegen Kanton unternehmen. Der Befehlshaber des Landungsheeres, Generalmajor Sir Hugh Gough, besetzte am 24. Mai die Factoreien und Außenwerke, schlug am 25. mit 2500 M. das ganze chines. Heer vor Kanton, während die engl. Flotte die chines. Forts am Flusse und die Dschonken zerstörte, und wollte schon die innere Stadt von Kanton erstürmen, als der chines. Minister Hu selbst erschien und neue Unterhandlungen verlangte. Capitän Elliot ging nochmals darauf ein, und am 27. Mai kam mit einigen Veränderungen der schon früher geschlossene Vertrag zu Stande, die chines.=tartarischen Truppen mußten sich 13 Meilen von Kanton zurückziehen, die Engländer räumten die genommenen Forts, die Zahlung der 5 Mill. Dollars wurde bis zum 5. Juni von den Hongkaufleuten zusammengebracht, und es schien einige Zeit, als ob die Chinesen den Frieden ernstlich wollten. Die engl. Flotte ging nach Hong=kong zurück.

Bis jetzt hatten die Engländer den Krieg gegen C. nur lässig geführt, wozu sie mehrere Gründe bestimmt haben mochten. Vielleicht fürchteten sie durch zu gewaltsame Maßregeln zu einer Eroberung des ganzen Landes gezwungen zu werden, wozu sie vor der Hand noch keine Lust hatten; auch wollten sie wohl aus finanziellen Gründen den Theehandel während dieses Kriegs nicht gern aufgeben, der auch während der ganzen Feindseligkeiten aus gegenseitigem Bedürfniß und Convenienz theils offen, theils heimlich betrieben wurde. So gedachten sie denn durch theilweise Blockaden und einzelne Siege die chines. Regierung einzuschüchtern, während sie auf der andern Seite mit dem Feinde in freundlichem Verkehr blieben. Endlich sah aber die engl. Regierung ein, daß ein so schwankendes Verfahren keineswegs zu einem dauernden Frieden führen könne, und als die chinesische Regierung neue Schwierigkeiten bei Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten erhob, und neue Rüstungen begann, trat auch englischer Seits eine andere als die bisher verfolgte Politik und eine energischere Kriegsführung ein. An Capitän Elliot's Stelle wurde Sir Henry Pottinger zum ersten Oberaufseher und Bevollmächtigten der Königin von England ernannt, Admiral Parker erhielt den Oberbefehl über die Flotte, nur Sir Hugh Gough blieb Befehlshaber der Landungstruppen. Die beiden ersten kamen am 9. Aug. 1841 vor Macao an, mit ihnen trafen bedeutende Verstärkungen an Schiffen und Landungstruppen ein. Die neuen

Befehlshaber beschlossen sogleich, die wichtigsten Puncte von Hong-kong zu erobern, und dann einen entscheidenden Angriff auf Nanking und den großen Kaiserkanal zu unternehmen, und dadurch den chines. Verkehr in seiner Hauptpulsader zu lähmen. Am 21. Aug. verließ die aus 34 Fahrzeugen bestehende engl. Flotte die Insel Hong-kong, bezwang nach einem vierstündigen Gefechte, worin die Chinesen eine völlige Niederlage erlitten, das für unbezwinglich gehaltene Amoy, wo ein vollständiges Kriegsmaterial den Engländern in die Hände fiel, und wandte sich am 5. Sept., nachdem auf der vor Amoy liegenden Insel Ku-lang-su eine kleine Besatzung zurückgelassen worden war, gegen Tschu-san. Hier fanden die Engländer von Seiten der Chinesen zwar einen hartnäckigern Widerstand, als sie bis jetzt erfahren hatten, doch wurde auch diese Insel am 30. Sept. von ihnen wieder besetzt, worauf sie sich nach Tschin-hai an der Mündung des Ta-hea wandten, das von den Chinesen stark befestigt worden war. Doch auch hier blieb, trotz der tapfern Gegenwehr der tartarischen Truppen, der Sieg auf Seiten der Engländer, die die Stadt am 10. Oct. nach kurzem Kampfe gewannen. Zwei Tage darauf ergab sich Ning-po ohne allen Schwerdtstreich. Wenn aber auch den Chinesen aller activer Muth zu fehlen schien, da sie selbst bei der größten numerischen Ueberlegenheit niemals lange Stand hielten, so zeigten sie doch um so größere passive Hartnäckigkeit. Alle Städte, welche die Engländer einnahmen, fanden sie leer von Einwohnern, die sich mit dem Kostbarsten ihres Besitzes geflüchtet hatten. Von Verrätherei und Abfall zeigte sich keine Spur, ja man fand nicht einmal einen Eingebornen, der den chines. Behörden die Depeschen der Engländer gebracht hätte. In Ning-po blieben die Engländer, bis sie neue Verstärkungen, die sie erwarteten, an sich gezogen hatten. Wohl versuchten die Chinesen während dieser Zeit einen neuen Angriff auf ihre Feinde, wurden aber mit leichter Mühe und großem Verlust zurückgeschlagen. Nachdem die Verstärkungen eingetroffen waren, wandten sich die Engländer gegen Tscha-pu, den Stapelplatz des chines. Handels mit Japan, und eroberten die Stadt am 18. Mai 1842 nach geringem Widerstande. Dann segelten sie nach der Mündung des Yan-tse-kiang, die sie am 13. Juni erreichten, schifften den Fluß aufwärts bis zur Mündung des Wu-sung in den erstgenannten Fluß, wohin sie am 14. gelangten, und eroberten nach einer zweistündigen Kanonade die Befestigungen, die die Chinesen zur Sperrung des Flusses aufgeworfen hatten, und die sie mit mehr als 250 Kanonen zu halten gedachten. Am 19. Juni fiel die wichtige Handelsstadt Schang-hai fast ohne Schwerdtstreich in ihre Hände, und sie eroberten am 21. Juli die Stadt Tschin-kiang-fu, den Schlüssel des Kaiserkanals, der hier sich mit dem Yan-tse-kiang kreuzt. Die Tartaren boten hier vergeblich eine rühmenswerthe Tapferkeit auf, und gaben sich endlich, da sie Alles verloren sahen, mit ihren Frauen und Kindern selbst den Tod, ein Beispiel, das schon früher bei mehreren Gelegenheiten mehrere tartarische Anführer gegeben hatten. Hierauf wandten sich die Engländer gegen Nan-king, das sie am 6. Aug. erreichten. Doch die Hartnäckigkeit der Chinesen war endlich wirklich erschüttert. Sie baten um Waffenstillstand, um einen Friedensschluß einzuleiten. Am 15. Aug. erschienen drei vom Kaiser abgesandte Commissäre, und schon am 26. Aug. kam durch diese ein Vertrag zu Stande, wonach den Engländern außer Kanton die Häfen Amoy, Fu-tscheu-fu, Ning-po und Schang-hai geöffnet, und Hong-kong abgetreten, Regulirung der Zölle, Zulassung von Consuln in den 5 Häfen, Behandlung auf gleichem Fuße, und Zahlung von 21 Mill. Dollars als Kriegsentschädigung zugesichert ward. Der Kaiser genehmigte den Vertrag, der später von beiden Seiten förmlich ratificirt wurde. Mit Frankreich und Nordamerika wurden 1844 ähnliche Handelsverträge geschlossen, und endlich die chines. Häfen allen europäischen Nationen geöffnet. Im J. 1845 enthielten die Zeitungen das unverbürgte Gerücht, der Kaiser habe den Beschluß gefaßt, sich von der Regierung zurückzuziehen, und deshalb einen Staatsrath mit der Leitung der Geschäfte beauftragt.

L. Meyer.

Chinarinde. Mit diesem Namen belegt man mehrere Rinden verschiedener Bäume der Gattungen Cinchona und Exostemma, welche alle von dem Festlande des südlichen Amerika kommen. Zuerst wurden die Chinabäume bei der Stadt Loxa entdeckt; spä-

ter aber, als man ihre Unterscheidungszeichen genauer kennen lernte, fand man sie auch in andern Theilen Amerikas, besonders in Peru und in Neu-Granada, in einer Höhe von 4—9000 F. Die Entdeckung der fieberwidrigen Kraft der Chinarinde geschah im Jahre 1439, wo ein Corregidor von Lora der Gräfin von Cinchon, Gemahlin des Vicekönigs von Peru, China gab, und sie dadurch von einem heftigen Wechselfieber befreite, woran sie lange gelitten hatte. Bei ihrer Rückkehr nach Spanien brachte die Gräfin C. mit, und gab mehreren Personen davon. Daher erhielt das Mittel Anfangs den Namen Pulver der Gräfin. Cardinal Juan de Lugo und die Jesuiten brachten das Pulver 1643 nach Rom, weshalb die China daselbst Pulvis cardinalis oder Pulvis cardinalis de Lugo, auch Pulvis jesuiticus hieß. In England führte sie 1671 Talbor oder Talbot ein, der sie an Ludwig XIV. als Geheimmittel verkauft haben soll. Damals kostete das Pf. C. 100 Louisd'or. Um die nähere Kenntniß der verschiedenen Chinabäume erwarben sich besondere Verdienste Condamine, Jos. de Jussieu, Mutis, Ruiz, Alex. von Humboldt und Bonpland. Die echten Chinarinden kommen sämmtlich von Pflanzen der neuerdings enger begrenzten Gattung Cinchona (aus der Pentandria Monogynia des Sexualsystems). Man fällt die Bäume in der trocknen Jahreszeit, wo sich die Rinde leicht löst, zieht dieselbe nach einigen Tagen in Streifen ab, und trocknet sie in der Sonne. Zur Versendung packt man sie zu etwa 150 Pfd. in wollenes Zeug, und dieses wieder in Kuhhäute oder Kisten. Solche Packete heißen Trommeln oder Seronen. Man hat braune, gelbe, rothe und graue Chinarinde, die noch verschiedene Abarten haben, und von eben so verschiedenen Bäumen abstammen. Ihre Wirksamkeit bedingt vorzüglich der Gehalt an den beiden Chinaalkaloiden, Chinin und Cinchonin. Die C. wird in der Medicin als tonisches und als fiebervertreibendes Mittel angewandt; sie wird aber nicht blos innerlich benutzt, sondern in der Chirurgie auch äußerlich zum Verbande und zur Behandlung mancher Wunden und Geschwüre. Man wendet entweder das Pulver in Substanz an, oder macht davon Abkochungen mit Wasser, Auszüge vermittelst Wein oder Branntwein u. d. m. Die falschen C. kommen zumeist von den Bäumen der Gattungen Exostemma, Buena, Portlandia etc., aus der Familie der Rubiaceen, eine einzige von Strychnos Pseudochina aus der Familie der Strychneen. Sie enthalten keine Alkaloide und haben meist einen stärkern, widerlichbittern Geschmack. Sie ersetzen eben so wenig die echte Chinarinde als mehrere, besonders während der Continentalsperre, empfohlene Surrogate, wie z. B. die Wandflechte (Lichen parietinus L.), die Weiden-, Kastanien-, Eichenrinde und deren Alkaloide. Vgl. Bergen „Versuch einer Monographie der China" (Hamb. 1826, 4).

Chinin und Cinchonin, beides eigenthümliche Alkaloide, die in allen andern Chinarinden, mit Chinasäure verbunden, als Salze enthalten sind. Sie sind die wirksamen Bestandtheile der Chinarinden gegen Wechselfieber, und sind ihrer Zuverlässigkeit wegen bei der Heilung derselben, gleich nach ihrer Entdeckung, als Arzneimittel aufgenommen und angewandt. Das Chinin ist vorzüglich in der Königschinarinde, kommt in den meisten Eigenschaften mit dem Cinchonin überein; löst sich aber leichter in Wasser und Alkohol auf. Das Cinchonin kommt vorzüglich aus der braunen Chinarinde, krystallirt wie jenes in weißen durchsichtigen Nadeln, braucht 3500 Theile kaltes und 2500 Theile siedendes Wasser zu seiner Auflösung. Beide Stoffe schmecken höchst bitter und werden gewöhnlich in Verbindung mit Schwefelsäure als schwefelsaure Salze angewandt, wodurch sie leichter auflöslich sind. Sie sind in den Chinarinden nur in geringer Menge enthalten (ungefähr 2 Quentchen in einem Pfunde).

Chinesische Sprache und Literatur. Die chinesische Sprache ist die wichtigste und am Weitesten verbreitete unter den sogenannten einsylbigen Sprachen, die von etwa 200 Millionen Ostasiaten vom Ganges und den Steppen der Mongolei bis an das stille Meer, und vom Meerbusen bis an den Amur geredet werden, und die durch ihre eigenthümliche materielle Zusammensetzung und grammatische Structur einen von dem Culturgang der übrigen Menschheit so gänzlich verschiednen geistigen Entwicklungsproceß jener Völker beurkunden, daß sie vielleicht schlagender als alle physische Verschiedenheiten der Racen

die Unmöglichkeit, das ganze Menschengeschlecht von demselben Urstamme herzuleiten, darthun. In allen diesen unter einander unendlich verschiednen Sprachen, deren gemeinsamer Grundcharakter sich in der chinesischen am Reinsten erhalten hat, wird jeder Begriff ursprünglich durch eine Sylbe ausgedrückt; doch sind viele dieser Sylben längst zu bloßen Hülfspartikeln, oder auch zum Theil ganz bedeutungslosen Füllwörtern geworden. Die 450 Sylben, aus welchen das Chinesische besteht, beginnen, im Sinn unsrer Buchstabensprachen zu reden (mit gänzlicher Ausschließung des Lautes r), außer den Sylben I u. U, sämmtlich mit einem Consonanten, enthalten einen einfachen, doppelten oder dreidoppelten Vocal, und gehen entweder auf diesen oder auf den Nasallaut n oder ng aus, wozu noch die seltsamen, in unsrer Schrift nicht wiederzugebenden, und daher von den europäischen Sinologen auf vielerlei Art ausgedrückten Sylben urh, ürh, orl, öl oder lö (französisch eul) kommt. Da so wenige Wörter natürlich nicht lange für alle Begriffe ausreichten, so dienten 4 verschiedene Arten der Betonung (szé-sching), nämlich Ping, der gleichmäßig gehaltene, Schàng, der hohe, Kiü, der sich hebende, und li, der kurz abgestoßene Ton, die man beim Schreiben chinesischer Wörter nach dem Vorgange des Jesuiten Pantoja durch die hier gebrauchten Accentzeichen zu unterscheiden pflegt, dazu, ihre Zahl bis auf etwa 1200 zu vermehren. So hat z. B. das Wort Tschu je nach der verschiednen Art der Betonung die Bedeutungen Schwein, Herr, Säule und Küche. Auch so noch scheint freilich bei gleicher Betonung so vieler an sich gleichlautender Wörter Verwirrung unvermeidlich; doch wird ihr in der Schrift durch die gänzliche Verschiedenheit der Charaktere, für dieselben, und zwar im Gù-wén oder alten Styl hierdurch allein, im Gùan-chóa oder der neuern Umgangssprache aber auch für das Ohr durch die Combination zweier synonymen Begriffe zu einem Doppelworte vorgebeugt. So waltet z. B. bei den Wörter dáo und lú, die beide, so betont, neben vielen andern Bedeutungen auch Weg heißen, über diese Bedeutung kein Zweifel ob, sobald sie als Compositum: dáo-lú vorkommen. Durch solche Wortcombinationen werden auch alle complicirte oder den Chinesen dafür geltende Begriffe auf eine häufig sehr originelle Weise ausgedrückt. So heißt zìn heimlich überfallen, fa mit offner Gewalt angreifen, zin-fa Krieg führen; mài kaufen, mái verkaufen, mái-mài Handel und Verkehr überhaupt ɛc. Von der abweichenden Bildung solcher stehenden Combinationen, um die technischen Begriffe der verschiedenen Wissenschaften, Künste und Handwerke möglichst compendiös auszudrücken, ist die berufene Sprachverschiedenheit unter den verschiednen Ständen und Gewerben in China allein zu verstehen. Eben aus dem unerschöpflichen Reichthum aber der in der allgemeinen Umgangssprache gebräuchlichen und jedes Mißverständniß beseitigenden stehenden Composita erhellt genugsam die Absurdität der Behauptung, daß die Chinesen bei der Armuth ihrer Sprache sich nur mit Hülfe gewaltiger Gesticulationen einander verständlich machen könnten, und oft, wo auch diese nicht ausreichten, zur Schrift ihre Zuflucht nehmen müßten. Bei der Unveränderlichkeit aller chinesischen Wörter kann in der Grammatik dieser Sprache nicht von Formen-Bildung und Wandelung, von Declination und Conjugation, sondern nur von ihrem syntaktischen Bau die Rede sein. Die Baugefälle des Nomen, wie die Zeiten und Modi des Verbums und der Plural werden durch verschiedne dem Worte theils vorgesetzte, theils angehängte Partikeln ausgedrückt, die jedoch in dem besonders deshalb so viel schwierigern alten Styl nur sehr sparsam in Anwendung kommen. Die Satzbildung ist sehr einfach, doch wird das Verhältniß des Subjects zum Object, die Verbindung des Vorder- und Nachsatzes, die directe und indirecte Rede ɛc. theils durch Partikeln, theils durch die mit strenger Consequenz bestimmte Wortstellung nach Regeln angedeutet, die aus einer der unsern zu fern liegende Anschauungsweise fließen, als daß sie hier in der Kürze, wie es doch nöthig wäre, verdeutlicht werden könnten. — Hinsichtlich der Metrik genügt die Bemerkung, daß die Harmonie der chinesischen Verse in der ältern Poesie sich nur auf die periodische Wiederkehr gewisser Alliterationen und Endreime beschränkte, in der spätern dagegen überdies durch die gleiche Zahl der Sylben jeder Verszeile und durch die nach bestimmten Regeln geordnete Abwechslung des Tones Ping (s. oben) mit einem der drei andern Töne, die ihm gegenüber dieselbe Quantität mit der Collectivbenennung dse, ungleich,

repräsentiren, in der Folge dieser Sylben bedingt ist. Die Verszeile kann 3 bis 9 Sylben zählen; die meisten Gedichte aber bestehen aus fünf- oder siebensylbigen Zeilen. Die in der Poesie, wie in der poetischen Prosa vorherrschende Redeweise ist der Wèn-tschàng oder sogenannte literarische Styl, der in grammatischer Hinsicht zwischen dem sehr gedrungenen und darum dunkeln alten Styl Gù-wèn und dem bequemern Gùan-chóa, der Mandarinen-, d. i. der gebildeten Umgangssprache, die Mitte hält und der, hiervon abgesehen, an tropischen Wörtern und Phrasen in einem Grade, den wir Schwulst und blühenden Unsinn nennen würden, besonders reich ist. Merkwürdig sind darin eine Menge durchaus stereotyp gewordener Metaphore und Umschreibungen, wie das Jaspiskaninchen = der Mond; das Silbermeer = die Augen; die Gemeinschaft des Phönix suchen = sich um die Freundschaft der Tugendhaften bemühen; der rothe Staub = das Leben der Weltkinder (im Gegensatz zum Klosterleben); nach dem rothen Seidenbande streben = sich um die Hand eines Mädchens bewerben; sich vor der Pforte des Drachen neigen = durch's Examen fallen; in den Thurm der Gänse eingehen = in die Liste der Doctoren eingetragen werden ꝛc. — So viel von der Oralsprache der Chinesen, auf deren zum Theil sehr beträchtliche Dialectverschiedenheiten in dem ungeheuren Umfange ihres Gebiets wir nur im Allgemeinen hinzuweisen brauchen. Für die Europäer am Wichtigsten waren bisher der Handelsverhältnisse wegen die sehr abweichenden und den Chinesen selbst für barbarisch geltenden Mundarten der südlichen Provinzen Quag-dung (Kanton) und Fu-kian.

Daß die Schriftzeichen der Chinesen nicht den Laut, sondern den Begriff der Wörter ausdrücken, ward in Obigem bereits angedeutet, wie auch, daß die Zahl der Charaktere (Dsu oder Wèn) die der Wörter, so weit sie im Sprechen unterschieden werden, weit übersteigt. Den Ursprung ihrer Schrift, zuerst vermuthlich einer reinen Bilderschrift, setzen die Chinesen in die Zeit ihres fabelhaften Kaisers Fo-hi um 2950 v. Chr., welcher statt der geknüpften Fäden, deren man sich bis dahin bedient hatte, die ältesten Charaktere: Kö-deù, Kaulquappen (von ihrer Aehnlichkeit mit diesen Thieren so genannt) einführte, eine Schrift, womit noch die 77 Dsu der Inschrift des Yü, des von J. v. Klaproth herausgegebenen ältesten Denkmals der chinesischen Literatur, große Aehnlichkeit haben. An ihre Stelle traten um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. (zur Zeit Kung-Fu-Dsü's) die aus steifen, dünnen Strichen bestehende Schrift Tschùan, die bis unter der Dynastie Chan im 2. Jahrh. v. Chr. im Gebrauch blieb und noch hie und da auf Münzen, Siegeln ꝛc., vorkommt, wie auch eine Abart davon, die unter der Kaiserfamilie Zin um 210 v. Chr. erfundenen Charaktere Schàng-fàng-dá-tschùan, die aus geraden und rechtwinklig gebrochenen Linien bestehen. Seit der Zeit der Chan bediente man sich der grob und schwerfällig gezeichneten Kanzleischrift Lì, die noch bisweilen in Vorreden gebraucht wird, und beim schnellen Schreiben der schwer lesbaren Cursivschrift Zào, die man auch wohl auf Fächern, Tuschtafeln ꝛc. sieht. Die jetzt gebräuchlichsten Charaktere endlich heißen Giaì, und zwar in den eckigern Formen der Druckschrift sùng-bàn, in den freiern, rundlichern Zügen der Handschrift, wie sie aber auch im Druck oft nachgeahmt werden, ching-chù. Die Chinesen bedienen sich statt der Feder und der Dinte der von ihnen erfundenen schwarzen Tusche und feiner Iltis- oder Kaninchenpinsel, womit sie in senkrechten Zeilen von der Rechten zur Linken auf ihrem aus Bambus, Baumwolle, Reis oder Seide bereiteten Papiere schreiben. Die Schönschreibekunst steht bei ihnen in hohem Ansehen, ungeachtet schon unter dem Kaiser Mingdsung, dem zweiten der Dynastie der Cheutang, um 930 n. Chr. die freilich immer noch sehr unvollkommne, auf der untersten Stufe des Holzschnitts stehende, und bewegliche Lettern dem Wesen der Sprache gemäß durchaus verschmähende, Buchdruckerkunst erfunden wurde. Ein Candidat, der auf eine gute Handschrift nicht die nöthige Sorgfalt wendet, fällt, und könnte sich der Inhalt seiner Probeschrift mit den Werken eines Dschuhi oder Kungfudsü messen, ohne Gnade durch die Examina, womit die unglücklichen Chinesen vom 6. bis zum 60. Jahre abgeängstigt werden. Nach der (von Schott freilich verworfenen) Eintheilung der einheimischen Grammatiker zerfallen die chinesischen Charaktere in 6 Classen nämlich 1) Siàng-chìng, Bilder, d. i. Vorstellungen sinnlicher Gegenstände, die nur einem

einfachen Begriff entsprechen, und die in der Schriftart Tschùan noch die in der neuern zwar ganz verloren gegangene Aehnlichkeit mit denselben erkennen lassen, wie die Zeichen für Sonne, Mond, Hund, Fisch, Baum ꝛc. Die Zahl dieser Charaktere beträgt 608. 2) Choéï-i, combinirte Begriffe, d. i. solche Zeichen, die aus zweien oder mehrern der vorigen Classe zusammengesetzt sind. So gibt die Gruppirung der Charaktere Ohr und Thür den Begriff hören; Auge und Wasser: Thränen; Weib, Hand und Besen: Hausfrau; Dach und (darunter) Schwein: Schweinstall, in übertragener Bedeutung aber Menschenwohnung, Haus, Familie ꝛc. Solcher zusammengesetzten Charaktere gibt es 740. 3) Dschì-szé, andeutende Zeichen, die durch ihre Form Verhältnisse des Orts, wie oben, unten, Mitte, ferner die Zahlbegriffe u. dgl. darstellen, und deren man nur 107 hat. 4) Dschuàn-dschû, umgewandte Charaktere, die je nach ihrer Stellung in der alten Schrift Tschuàn die Bedeutung ändern, wie rechts und links, aufrecht und liegend, Mensch und Leichnam. Es gibt ihrer 372. 5) Già-dsiéi, entlehnte Zeichen oder, wie Remusat sie nennt, metaphorische, die gewisse concrete Begriffe auf andre verwandte concrete oder abstracte übertragen, wie Hand auf Handwerker oder Künstler; Herz auf Verstand, Gemüth ꝛc.; Zimmer auf Frau (Frauenzimmer!) ꝛc. Diese Classe enthält 598 Charaktere. 6) Ching-sching, Tonbilder, d. i. Charaktere, deren jeder zur Hälfte bildlich, zur Hälfte phonetisch ist; das Bild bestimmt die Bedeutung und setzt die Gattung fest; der andere Theil, bestehend in einem oder mehrern in dieser Zusammensetzung bedeutungslos gewordnen Charakteren, deutet den Ton an, und bezeichnet die Species. So trägt das Zeichen für den Begriff: weiß, chinesisch: be, in die Combination mit dem Zeichen für Baum im weitern Sinne nur die Aussprache: be über, und heißt dann in dieser Zusammensetzung: Cypresse. Der auf diese Art zusammengesetzten Charaktere zählt man 21,810, die freilich nur eine Wiederholung der Charaktere der 5 andern Classen sind, ohne daß man sich jedoch darum, wie wohl irrig behauptet worden, nach dem Erlernen dieser letztern 2425 Charaktere einer hinlänglichen Kenntniß der gesammten chinesischen Schrift rühmen kann. Die Gestalt der Charaktere Ching-sching kennt man dann zwar, abgesehen von den Behufs der Zusammensetzung fast durchweg stattfindenden Abbreviaturen und sonstigen Veränderungen, so ziemlich, nicht aber ihren Sinn eben in dieser Zusammensetzung, der denn doch die Hauptsache ist, und über dessen Verständniß sich auch a priori durchaus keine consequent anwendbaren Regeln aufstellen lassen. Sehr erleichtert wird dagegen der Gebrauch des Lexikons durch die Eintheilung sämmtlicher Charaktere in 214 Classen (Bù) nach eben so vielen aus 1 bis 17 Strichen bestehenden Schlüsseln oder Wurzelcharakteren, die nach ihrer jedesmaligen Stellung in dem zusammengesetzten Dsü als solche zu erkennen sind, und somit in ihrer bestimmten, die Eintheilung der Wörterbücher begründenden Reihenfolge gewissermaßen die Stelle des Alphabets vertreten. Erschwert wird andrerseits die Entzifferung der Charaktere durch zahlreiche Varianten, Abbreviaturen, Synonyma und manche für veraltet geltende, in vielen Büchern aber bei dem Streben der chinesischen Schriftsteller nach gelehrtem Prunk noch oft genug vorkommende Formen. Für das Verständniß der meisten, nicht streng wissenschaftlichen Bücher, freilich genügt es, von den 13 bis 60,000 Chrakteren, die man in den Wörterbüchern findet, etwa 6000 zu kennen. — Von Werken europäischer Gelehrten über die chinesische Sprache sind am Bemerkenswerthesten die theils allgemeinen, theils speciellern grammatischen Schriften von den Jesuiten Varo, Prémare und Fourmont, von Bayer in Petersburg und in neuerer Zeit von Marshman (1814), Morrison (1814), Gonçales (1829), Medhurst (1842), Callery (1842) und vor allen von Abel-Rémusat, dessen „Éléments de la grammaire chinoise“ (Paris 1822) freilich nur ein praktischer Auszug aus des P. Prémare erst 9 Jahre später in Malakka gedruckter „Notitia linguae sinicae“ ist, wie denn überhaupt die fleißigen Arbeiten der alten Jesuiten fast durchweg den Werken der neuern Sinologen als Grundlage dienten. So pflügten sämmtliche neuere Lexikographen mehr oder weniger mit dem Kalbe des Portugiesen P. Basilius de Glemona im 17. Jahrh., keiner freilich auf so unverschämte und ungeschickte Weise, wie der jüngere Deguignes in seinem „Dictionnaire de la langue chi-

noise", der deshalb von J. v. Klaproth nach Verdienst zurecht gewiesen wurde. Außer ihm sind der Engländer Morrison (1815—22), der Portugiese Gonçales (1831 u. 33) und der Franzose Callery (seit 1842) als Herausgeber von Wörterbüchern, und neben ihnen als die ausgezeichnetsten jetzt lebenden Kenner der chinesischen Sprache in England Davis, in Frankreich Pauthier und Stanislas Julien, und in Deutschland Neumann in München, Schott in Berlin und der berühmte Botaniker Endlicher in Wien zu nennen.

Die chinesische Literatur ist der Masse nach reicher, als die irgend eines andern Volks auf Erden, selbst die deutsche Uebersetzungsliteratur nicht ausgenommen, wiewohl bei der ungeheuren Anzahl von Bänden, die man in den Katalogen der chinesischen Büchersammlungen, z. B. in dem selbst 122 Bände füllenden Verzeichniß der Bibliothek des Kaisers Kianlung angegeben findet, in Anschlag zu bringen ist, daß ein chinesischer Band wegen des relativen Raums, den die Schrift erfordert, etwa nur den vierten Theil von dem Inhalt eines gleich starken in einer europäischen Sprache faßt, und überdies die Bände durchschnittlich weit dünner sind, als die unsern. Für die heilige Grundlage dieser gleichwohl unermeßlichen Literatur gelten die fünf oder nach anderer Eintheilung sechs kanonischen Bücher, die U- oder Lu-Ging, jene ältesten Urkunden chinesischer Religion, Geschichte, Poesie und Gesetzgebung, die laut der Ueberlieferung ihrem wesentlichen Inhalt nach größtentheils aus grauer Vorzeit stammen, und von dem großen Kungfudsü (Confucius) unter Kaiser Gingwang III. (den 25. der dritten Dynastie Dscheu um 500 v. Chr.) nur gesammelt und in die jetzige Form gebracht wurden. Die Ging sind: 1) I-ging, das Buch der Verwandlungen, welches die 8 Guá enthält, d. h. die Symbole der 8 Urstoffe der Welt, bestehend in der achtfachen Combination ganzer und gebrochener Linien zu eben so vielen dreilinigen Parallelen und so zu einem Achteck geordnet. Die Erfindung dieser Trigramme, die durch die mannichfachen Combinationen je zweier derselben bis auf 64 Doppel-Guá mit eben so vielfacher Complication der Begriffe vermehrt wurden, schreiben die Chinesen dem fabelhaften Kaiser Fochi (um 3400 v. Chr.) zu, den sie erläuternden Text dem Wenwang, Vater des ersten Kaisers der Dynastie Dscheu, und seinem jüngern Sohne Dscheugung (um 1100), mit deren Commentaren und seinem eignen Kungfudsü das Buch I-ging abschloß. Die lateinische Uebersetzung dieses Buchs vom P. Regis gab erst Mohl (Stutt. 1832) heraus. 2) Schu-ging enthält nicht, wie man irrig angegeben findet, eine Sammlung von Urkunden über die Geschichte der vier ersten Dynastien, da es ja schon 250 Jahre vor dem Beginn der vierten von Kungfudsü abgeschlossen wurde, sondern nur mit Reden, Instructionen, Verordnungen ꝛc. vielfach durchwebte Nachrichten über die Kaiser Jao und Schün, die Dynastien Chia und Schang und die 5 ersten Kaiser der dritten Dynastie Dscheu, also etwa über die 18 Jahrh. der chinesischen Geschichte von 2700 bis 900 v. Chr. Wir besitzen den Schuging in französischer Uebersetzung von Gaubil (1770) und von Pauthier (1841). 3) Schi-ging, das Odenbuch. Nach uralter Sitte übersandten die Beamten jeder Provinz jährlich mit dem Tribute dem Kaiser auch die Lieder, die in dem Jahre mit dem meisten Beifall aufgenommen waren, und aus dem auf diese Weise bis zu seiner Zeit angehäuften reichen Schatze von Volksliedern, Hymnen, romanzenartigen und andern Dichtungen mancher Art stellte Kungfudsü 311 die schönsten im Schiging zusammen, den in des P. Lacharme's lateinischer Uebersetzung 1830 Mohl herausgab und dann danach in meisterhafter poetischer Umschreibung Rückert dem Deutschen aneignete. 4) Tschün-zieu, die Geschichten des Frühlings und Herbstes, eine, dem Kungfudsü selbst zugeschriebene Chronik seines Vaterlandes, des Lehnkönigreichs Lu oder der jetzigen Provinz Schandung, vom J. 722 bis 481 v. Chr., französisch von Deshautesrayes, 1750. Ein lateinischer Auszug daraus von Bayer findet sich im 7. Bande der Commentarien der Petersburger Akademie. 5) Li-gi, ein sehr umfangreicher Codex der Gesetze, des Ceremonials und der genauesten Verhaltungsregeln für alle Umstände des Lebens, wird fälschlich dem erwähnten Dscheugung zugeschrieben, und zerfällt in die Bücher Dscheu-li, den Sittenspiegel der (Dynastie) Dscheu im engern Sinn, und Li-gi, den Religions- und Sittenspiegel im Allgemeinen, welche von Einigen durchaus getrennt und für das 5. und 6. der Ging ge-

zählt werden. Die Meisten aber fassen es zusammen, und Viele nennen als 6. Ging statt dessen das verloren gegangene Buch über die Musik Io-ging. — Den Gings zunächst an Ansehen stehen die Szé-schû, d. i. die vier Moralbücher, die als die Hauptquelle für die Sitten- und Staatslehren des Kungfudsü, wie sie wenigstens von seinen Schülern aufgefaßt und überliefert wurden, gelten müssen; 1) Dài-chio, die große Lehre, ein sehr kurzes Lehrbuch der Regierungskunst, dessen Kern und erstes Kapitel die einzige nach der einstimmigen Annahme der chinesischen Gelehrten wirklich vom Kungfudsü selbst herrührende Schrift ist, während der, den übrigen Inhalt des Buches ausmachende Commentar hierüber von seinem Schüler Zengdsü herrührt. Es ist von Marshman ins Englische und von Pauthier ins Lateinische und Französische übersetzt. 2) Dschûng-iûng, die unwandelbare Mitte, ein nach mehr oder weniger aphoristischen und zusammenhängenden Aussprüchen Kungfudsü's von dessen Enkel Dsüße systematisch ausgearbeitetes Lehrbuch der Lebensweisheit, besonders hinsichtlich der Beherrschung der Leidenschaften und des Maßhaltens in allen Dingen. Französisch und lateinisch von A. Rémüsat, englisch von Collie, deutsch von Schott. 3) Lün-iü, Reden und Antworten, eine Sammlung von Sentenzen Kungfudsü's in Gesprächen mit seinen Schülern, von Denkwürdigkeiten aus seinem Leben und andern zur moralischen Erbauung eingewebten alten Geschichten in 20, oder nach andern Ausgaben, in 10 Abtheilungen, und dreimal so lang, als die beiden ersten Bücher. Englisch von Marshman, deutsch von Schott. Diese 3 Bücher besitzen wir unter dem Titel Scientia sinensis in lateinischer Umschreibung von den Jesuiten Intorcetta, Hardtrich, Rougemont u. Couplet (Paris 1687) und in einer andern von P. Noel (Prag 1711). 4) Das Buch Meng-dsü, benannt nach dem berühmtesten Weisen aus der Schule Kungfudsü's, etwa 150 Jahre nach Letzterm, enthält Unterredungen desselben mit dem Fürsten Liangwang über die Pflichten und die Kunst des Regenten. Lateinisch und französisch von Stanislas Julien. Sämmtliche Szé-schû findet man französisch in Pauthier's „Livres sacrés de l'orient", (1840). Viele zählen zu den kanonischen Büchern zweiten Ranges noch den Chiá-ging, das Buch vom kindlichen Gehorsam, eine Unterredung über diesen Gegenstand zwischen Kungfudsü und Zengdsü, und den Siáo-chio, die kleine Lehre, ein Werk über die Erziehung von dem berühmten Dschudi im 12. Jahrh. n. Chr. Das Verständniß und die Auslegung der 5 oder 6 Ging und der 4 Schu und ihrer zahlreichen, zum Theil auch zu kanonischem Ansehen gelangten Umschreibungen und Commentare, worunter die des genannten Dschudi und des weisen Dschingdsü obenan stehen, bilden den fast ausschließlichen Gegenstand des Studiums der chinesischen Gelehrten, und die Grundlage jener zahllosen, alle drei Jahre concursweise abgehaltenen Districts-Provinzial- und Reichsexamina, durch welche sie nach und nach zu den Würden eines Ssendsai (glänzenden Talents), eines Giuschin (erhabenen Mannes) und eines Zinße (fast vollkommenen Meisters) oder, wie man diese Titel auch wohl, obgleich sehr uneigentlich, übersetzt hat, zu den Graden eines Baccalaureus, Licentiaten und Doctors, und zuletzt im glücklichsten Fall noch zu dem eines Dschoangjuen oder Mitgliedes des Chán-lin, das ist Pinselwaldes, des höchsten literarischen Collegiums des Reichs (man hat es durch Akademie übersetzt) promovirt werden, und durch deren Erfolg nach der seit etwa 1200 Jahren bestehenden Einrichtung die Befähigung zu allen Staatsämtern bedingt ist. Eifrig studirt werden nächst dem Ging und dem Schu die Werke der Dsü (Classiker), unter deren ältesten und geehrtesten Hoangdschan, Jonghiong, Wendschon, Laogiün (Kungfudsü's älterer Zeitgenosse) und sein 200 Jahr jüngerer Schüler Dschoangdsü hervorragen. Besonders wichtig ist der Vorletzte, das berühmteste Haupt der, in vielen, freilich sehr ausgearteten Anhängern noch fortbestehenden Secte der Dáo-szü (Lehrer der Urvernunft), deren System er in dem schwerverständlichen, von Julien ins Französische übersetzten Dáo-de-ging (Buch der Vernunft und Tugend, nach Neumann: der Kraft und Wirkung) niederlegte, und deren Hauptlehrsätze man auch in der von Neumann deutsch und chinesisch herausgegebenen kleinen Schrift Tschàng-zing-dsing-ging (Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie) findet. Diesem System, einer Art Identitätsphilosophie dem Resultat der Speculation, und einem behaglichen Epikuräismus dem praktischen Ergebniß nach, stellte die Schule, welcher Kung-

fudsü angehörte, und die er zur Vollendung brachte, eine reine, streng ascetische Moralphilosophie gegenüber, die gewissermaßen zur Staatsreligion erhoben wurde, und noch dafür gelten kann. In keinem der beiden Systeme findet sich übrigens, wie Neumann in seiner lesenswerthen Abhandlung über die Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen (Leipzig 1837) klar nachgewiesen hat, ein Spur der abstracten Gotteslehre, und die Wörter Dào (Weg, Regel, Grundregel, Urvernunft) in der Lehre Laogiün's und Tian (Himmel), Lì (Regierung, Weltregierung) und Schàng-dé (Herr oder Geist in der Höhe) in der Philosophie Kungfudsü's, welche drei letztern die Jesuiten (bis auf die eben darum verketzerten Longobardi) ihrem Bekehrungszwecken gemäß für Bezeichnungen des höchsten Wesens erklärten, können nur allenfalls in pantheistischem Sinne dafür gelten. Zu den genannten beiden Secten oder Religionen, wenn man sie so nennen will, wurde unter Kaiser Mingdi, dem 15 der Dynastie Chan, um 65 n. Chr., angeblich in Folge der auf Christus zu beziehenden aber mißverstandnen Weissagung Kungfudsü's, daß der wahre Heilige aus Westen kommen werde, noch der Naturcultus des Buddha (chinesisch Fo) aus Indien eingeführt, der in China besonders unter dem geringen Volke zahllose Anhänger fand, hier aber bald mit Verkennung seiner tiefsinnigen Symbolik in den crassesten Götzendienst ausartete, und zum Verfall der Sitten, wie der Wissenschaften das Meiste beitrug. Höchst verderblich war in dieser Hinsicht der noch jetzt sehr mächtige Einfluß der bei den Gelehrten freilich in verdienter Verachtung stehenden Cho-Schàng oder Priester des Fo, die bei uns unter dem portugiesischen Namen Bonzen bekannt sind, und in der Regel irrigerweise für chinesische Priester überhaupt genommen werden. Die Secte Fo's bereicherte die chinesische Literatur mit einer Unmasse von Uebersetzungen buddhistischer Schriften aus dem Sanscrit, und jedenfalls bewirkte die Einführung des Buddhaismus eine der wichtigsten Revolutionen in der Geschichte der chinesischen Philosophie, in welcher Neumann, im Widerspruch mit dem gewöhnlichen Vorurtheil von der Erstarrung Chinas in den herkömmlichen politischen und geistigen Formen überhaupt vier wesentlich verschiedne Epochen unterscheidet, nämlich die erste bald nach dem Regierungsantritt des Dscheu (um 1100 v. Chr.), besonders unter dem Reichsverweser und Oheim des zweiten Kaisers dieser Dynastie, Dscheugung, der die Ueberlieferungen der Urzeit, sie mit dem schon beträchtlich erweiterten geistigen Gesichtskreise der seinigen vermittelnd als Norm hinstellte, die zweite im 6. Jahrh. v. Chr. seit dem Beginn der Wirksamkeit Laogiün's und, ihm entgegenstehend, des großen Kungfudsü; die dritte seit der Wiederherstellung der alten Literatur unter Wudi, dem 5. Kaiser der Chan um 100 v. Chr. und dem etwa 150 Jahre später beginnenden Hereinbrechen des Buddhaismus unter Mingdi; endlich seit der Zeit der Ssung im 12. Jahrh. n. Chr. die noch fortdauernde vierte Periode der neuerwachten philosophischen Speculation, unter deren Begründern Dscheudsü, die beiden Dschingdsü, Schaogangdsü und vor Allem Dschuchi, „der Fürst des Wissens", hervorragen. — In den Werken aller dieser großen Geister übrigens werden die wenigen und einfachen Wahrheiten, die man darin findet, bis zum Ekel wiedergekäut, so daß nach Neumann's Bemerkung Leute, denen die klarsten Dinge so oft gesagt werden müssen, des Unterrichts kaum werth scheinen. Von logischer Anordnung der Gedanken wissen die chinesischen Philosophen Nichts; von den Kategorien des Aristoteles hatten sie nie eine Ahnung. —

Nicht minder wichtig, als die vielen Schriften über Religion und Philosophie, welche bei dem Begriffe in Vorstellung und Sprache der Chinesen sich in dem Worte Li völlig identificiren, ist die reiche historische Literatur Ch.'s, vor Allem die Szé-schu oder offiziellen Reichsannalen, die in 23 verschieden betitelten und wieder in 3705 Bücher getheilten Sammlungen die General- und Spezialgeschichte des Reichs vom Beginn der chinesischen Chronologie, d. h. des ersten 60jährigen Cyklus unter Kaiser Choangdi 2689 v. Chr. bis zur Thronbesteigung der regierenden Mandschu-Dynastie der Zing im 22sten Jahre des 73. Cyklus, 1644 n. Chr., also einen Zeitraum von 4342 J. umfaßt, und deren Glaubwürdigkeit durch die Angabe der Sonnen- und Mondfinsternisse und andrer astronomischen Erscheinungen seit dem Jahre 2155 v. Chr. (worunter der gelehrte P.

Gaubil bei der Nachrechnung nur zwei irrig angegebene und zwei zweifelhafte fand) nicht wenig erhöht wird. „Indem die Chinesen mit der Geschichte der Erde die des Himmels verbanden, beurkundeten sie die eine durch die andre." (Voltaire.) Gleichwohl ist die Geschichte der ersten 25 Jahrhunderte vielfach lückenhaft und ungewiß, da Schichuangdi, der zweite Kaiser der vierten Dynastie Zin, im J. 213 v. Chr. die alten geschichtlichen, so wie die andern kanonischen Bücher (bis auf den ỹ-ging), welche durch das geheiligte Ansehen der in ihnen überlieferten Gebräuche seinem Streben nach unumschränkter Herrschermacht im Wege standen, verbrennen ließ, und viele Gelehrte wenigstens die älteste Geschichte, wie sie nach einzelnen versteckten und später wieder aufgefundenen Exemplaren jener Bücher unter Wudi, dem fünften Kaiser der Dynastie Chan, ums Jahr 100 v. Chr., von Szemadan und dessen Sohn, dem berühmten Szemazian, unter dem Titel Szè-gi wieder hergestellt wurde, nicht für durchaus authentisch erkennen wollen. Die offiziellen Annalen der jetzigen Dynastie, die unter dem Titel Dung-choâ-lo (Chronik der östlichen Blume) mit dem Regierungsantritt des ersten Mandschu-Kaisers Schündschi begannen, und noch immer fortgesetzt werden, umfassen schon über 200 Jahre, dürfen aber vor dem Erlöschen der Dynastie nicht veröffentlicht werden. Einen Auszug aus den Reichsannalen in 120 Heften lieferte Szemangang um 1066 n. Chr. Sehr groß ist auch die Zahl historischer Monographien über einzelne Perioden, Kriege und andre Begebenheiten. Wir nennen nur Ssán-gue-dschi, die Geschichte der drei Reiche, d. i. die Erzählungen der Empörungen und Kriege in den Staaten Schu, Guei und U, in welche China unter der Dynastie Cheuchan 220 bis 264 n. Chr. gespalten war, ein Werk, das bald nach der Zeit, von der es handelt, von Dschenscheu im alten Styl verfaßt, im 13. Jahrhundert aber von Loguandschung in den Styl Wèn-tschâng übertragen, und mit vielen romanhaften Zusätzen bereichert wurde. Von Letzterm ist auch der Schùi-chù-dschùan, d. i. die Geschichte der Küsten, worin die Unternehmungen der Seeräuber, die China unter der Dynastie der Ssung seit 1058 n. Chr. beunruhigten, und die Heldenthaten des kaiserl. Feld-Ssunggiang gegen sie erzählt werden. Daß den Berichten der chinesischen Historiker selbst über die wichtigsten Facta der neuern Geschichte nicht unbedingt zu trauen ist, erhellt unter Andern aus den wesentlichen Widersprüchen zwischen den von den Jesuiten Du Halde und de Mailla nach verschiednen chinesischen Quellen mitgetheilten Nachrichten über die Eroberung Chinas durch die Mandschu im J. 1644, besonders hinsichtlich der Todesumstände Chuaidsong's, des letzten Kaisers der Ming, und der Begebenheiten seines Feldherrn Ußanguei. Eine der wichtigsten historischen Episoden neuerer Zeit ist die von Neumann ins Englische übersetzte Geschichte der Piraten in den Jahren 1807—10. An die historische Literatur der Chinesen schließt sich die verhältnißmäßig eben so reiche, doch auch nur das Reich der Mitte selbst und einige angrenzende Länder betreffende g e o g r a p h i s c h e, von welcher wir nur die Beschreibung der chinesischen Provinzen unter der Dynastie der Ming in 160 Bänden hervorheben. Auch in der Naturgeschichte leisteten sie viel, wie dies aus der aus 247 Werken zusammengetragenen Naturgeschichte der Jahre Dà-gùan von Tangschiewi (1114 v. Chr.), aus der allgemeinen Uebersicht der Naturgeschichte von Lischidschin und vielen andern voluminösen Werken erhellt. Fast alle diese Bücher sind mehr oder weniger mit Rücksicht auf praktischen Nutzen für die Heilkunde geschrieben. Streng medicinischen Inhalts aber ist der Spiegel der Arzneiwissenschaft, die Hauptadern des Reichs der Medicin (eine Materia medica) und namentlich die Magnetnadel der 81 schwierigen Puncte. Bei diesen Puncten ist an die Pulslehre zu denken, die in der chinesischen Heilkunde die Hauptrolle spielt, so wie, damit nahe zusammenhängend, in der Physiologie die Lehre von den zwei Lebensprincipien, der natürlichen Wärme und dem humidum radicale, dessen Vehikel das Blut und die Lebensgeister sind. (Die Trennung dieser beiden Elemente, der feinern Materie zù, und der gröbern Lo, bewirkt den Tod, weshalb auch der Begriff Sterben, nach Analogie der andern oben angeführten Composita, durch die Combination zù-lo ausgedrückt wird. Dies nur als Beispiel, wie unauflöslich in China Vorstellungsweise und Sprache mit einander verbunden und durch einander bedingt sind.) Uebrigens steht

die Physik im engern Sinn, wie auch Chemie, Mathematik und Astronomie, bei den Chinesen, obwohl sie sich mit Recht der frühesten Erfindung des Compasses und des Schießpulvers rühmen, eben so wohl, wie trotzdem ihre Schifffahrt und ihre Artillerie, auf einer sehr niedrigen Stufe. Der sorgfältigsten Pflege erfreute sich dagegen von jeher bei ihnen die einheimische Philologie, wie dies besonders die vielen umfangreichen und mit unermüdlichem Fleiße ausgearbeiteten Wörterbücher beweisen. Die wichtigsten sind der Dsü-guei, eine compendiöse Sammlung von Charakteren, nach den Schlüsseln geordnet, von Meingzu im J. 1615; ferner das Wörterbuch Dsching-dsü-tung von Dschangorlgung (1670), und vor allen das auf Befehl des Kaisers Kangchi von den Mitgliedern des höchsten literarischen Reichscollegiums Chan-lin (s. oben) ausgearbeitete kaiserliche Lexikon Kang-chi-dsü-dian, in 32 Bänden, das seitdem für die Sprache des Mittelreichs als höchste Norm gilt. Aus diesem Wörterbuche machte der gelehrte Wangßicheu aus der Prov. Giangßi in den 70er Jahren des vor. Jahrh. einen populären Auszug, was ihm aber übel bekam. Weil er nämlich seine Arbeit ohne allerhöchste Autorisation unternommen und veröffentlicht, und sich überdieß in derselben nicht blos erdreistet hatte, einige, „durch den rothen Pinsel geheiligte" lexilogische Bestimmungen zu kritisiren, sondern auch, was für ein Verbrechen der beleidigten Majestät gilt, die eigentlichen oder sogenannten „kleinen" Namen des Kaisers und seiner Ahnen darin anzuführen, wurde er von einem Neider auf Leib und Leben angeklagt, und von dem höchsten kaiserl. Criminalgerichtshof Ching-bu in Peking als Majestätsverbrecher zur Strafe der 100,000 Stücke, seine Kinder und Verwandten über 16 Jahre gleichfalls zum Tode, die jüngern aber, wie auch seine Weiber, zu lebenslänglicher Verbannung und Sklaverei verurtheilt — ein Urtheil, das der wegen seiner Weisheit und Milde hochgepriesene Kaiser Kianlung in seiner überschwenglichen Gnade für den Verbrecher selbst in das der einfachen Enthauptung verwandelte, in allen andern Puncten aber bestätigte. Mit dieser Probe der chinesischen Censur und Criminaljustiz können wir füglich den Uebergang zur Jurisprudenz machen, von der sie einen annähernden Begriff geben mag. Es genüge, den juristischen Werken eine Sammlung von Rechtshändeln im 12. Jahrh. unter dem Titel Long-tu-gung-wan, eine neuere unter dem Titel Du-ssing-gung-ngan, sodann die Erzählung berühmter Criminalprocesse von 1785—1822 (Bo-ngan-ssin-bien), und endlich den von Sir G. Staunton ins Englische und von Renouard de Sainte-Croix ins Französ. übersetzten Criminalcodex der jetzigen Dynastie (Dai-zing-leu-li) zu erwähnen. — Was die großen Sammelwerke über alle Fächer des Wissens betrifft, so ist es nach Abel Remusat allein schon wegen Maduanlin's bändereicher Encyklopädie Wen-chiàn-tùng-káo der Mühe werth, chinesisch zu lernen, da man in derselben den Inbegriff alles Wissenswerthen und Interessanten der chinesischen Welt im weitesten Umfange, in Vergangenheit und Gegenwart, in Natur, Kunst und Wissenschaft mit bewunderswürdiger Klarheit und Ordnung vereint findet. Eine kleine, nur wenige Blätter füllende Encyclopädie für die Jugend besitzt die an pädagogischen Werken überhaupt sehr reiche chinesische Literatur in dem von Neumann im Lehrsaal des Mittelreichs übersetzten Ssàn-dsü-ging oder dem Buche der drei Charaktere (weil es aus 356 dreisilbigen Versen besteht), das im J. 1277 n. Chr. unter Kaiser Duandsung, dem 17. der Dynastie Ssung, von Wangbocheu verfaßt wurde, und als eine compendiöse Uebersicht des chines. Erziehungssystems, wie es seit jener Zeit im Wesentlichen unverändert bis heute besteht, von Wichtigkeit ist. Zunächst zur Erbauung der Jugend dienen auch die Si-gi-gù-szè oder täglichen Exempel alter Thaten, die wir zum Theil aus Herder's deutscher Bearbeitung nach der lateinischen und franz. Uebersetzung der Jesuiten kennen.

In der unglaublich reichen poetischen Literatur Chinas stehen nächst dem Schi-ging (s. oben) die Werke des Dichters Litaibe (der unter Ssudsung, dem 7. Kaiser der Tang, blühte, und unter dem folgenden Kaiser Taidsung, 763 n. Chr., starb, oder nach der Volkssage auf einem Wallfisch gen Himmel fuhr) und seines etwas jüngern Zeitgenossen, des berühmten Lyrikers Tufu (der sich auf die Poesie legte, weil er durch's Baccalaureus-Examen gefallen war, und unter demselben Kaiser im J. 772 starb), im

höchsten Ansehen, so wie auch die lyrischen Blumenlesen Dschao-ming-wen-ssjuan, Gedichte aus der Zeit der Dynastie Liang im 6. Jahrh. v. Chr., und die hochgepriesene Sammlung Tang-schi, eine umfangreiche Anthologie aus den an poetischen Erzeugnissen besonders fruchtbaren Zeiten der Tang, 618—914 n. Chr. wovon Einiges durch Uebersetzungen auch bei uns bekannt geworden ist. „Die 300 (eigentl. 311) Lieder (des Schiging)," sagt der chinesische Herausgeber der Sammlung Tang-schi in der Vorrede dazu, „waren die Wurzel des Baumes der Poesie. Mit den Dichtern Ssuweidao und Ligiao kamen die jungen Schößlinge hervor; in den Jahren Gien-ngan (unter Kaiser Chiendi, dem letzten der Chan, um 196 n. Chr.) erwuchs sie zu einem kleinen Baume; unter den folgenden Dynastien entfaltete sich in belaubten Aesten seine Krone. Zur Zeit der Tang verbreiteten seine Zweige und Blätter ihren Schatten weit umher, und die Poesie fing an Blumen und Früchte zu tragen." Die angesehensten Dichter außer den genannten waren Ssungging, dessen Lobgedicht auf die Blume Meichoa für eines der schönsten Erzeugnisse der in Naturschilderungen besonders starken chinesischen Poesie gilt, ferner Jendschendsing, Lieudsungjuen, Mongiao, Giadao, Schadjung, Ssusche, Choangdinggien ꝛc. — Das eigentliche Epos ist den Chinesen fremd; dagegen entsprechen viele ihrer kleinern Gedichte, von denen einige durch Uebersetzungen und Nachbildungen auch in Europa bekannt wurden, dem Wesen nach unsern Romanzen und Balladen. Die Aufführung theatralischer Scenen war in China, wie eine Erzählung aus dem Leben Kungfudsü's beweist, schon zu seiner Zeit, im J. 498 v. Chr., üblich, das eigentliche chinesische Drama jedoch entsprang, wie einst das griechische aus dem Bakchosdienst, erst aus dem indischen Cultus des Fo, nahm aber in China, wo es mit großer Vorliebe bearbeitet wurde, einen streng moralischen Charakter an. Die Verfasser unsittlicher Stücke werden nicht nur polizeilich gestraft, sondern müssen auch nach dem Tode in Mingfu, dem chinesischen Fegefeuer, nach der Lehre der Fo-Anbeter, so lange büßen, als ihre Dramen auf der Oberwelt nicht ausgepfiffen werden. Die Stücke bestehen meistens aus einem Vorspiel (Ssie-dsü), das die Exposition enthält, und 4 Acten (dsche), in deren letztem der in den 3 ersten geschürzte Knoten gewöhnlich nach einer lange dazwischen liegenden Reihe von Jahren gelöst wird, und worin sich regelmäßig „das Laster erbricht, und die Tugend sich zu Tisch setzt." Es spielt aber auch, neben den zahllosen Bastonnaden, das Erbrechen im eigentlichen Sinn, wenigstens in einem uns bekannten Drama, dem auch durch eine bizarre Geistererscheinung merkwürdigen Schauspiel Deu-ngo-juen von Guanchanging, auf der chinesischen Bühne eine wichtige Rolle, und für den europäischen Geschmack können die reichen Theaterschätze des Mittelreichs selbst für ein unerschöpfliches Tartarus-emeticus-Magazin gelten. Die Stelle des berathenden, reflectirenden und erläuternden Chors im griechischen Drama vertritt im chinesischen eine an der Handlung thätigen Antheil nehmende singende Person. Der vorherrschend prosaische Dialog ist in allen Stücken mit vielen theils gesungenen, theils nur recitirten Versen durchwebt. Nach der historischen Entwickelung der dramatischen Kunst in China zerfallen die Theaterstücke in die 3 Classen der Tschuen-ki (Darstellungen merkwürdiger Begebenheiten) seit dem Kaiser Chiuandsung, dem 6. der Tang, um 720 n. Chr., der Chi-kio (Singspiele) unter der Dynastie der Ssung vom zehnten bis ins dreizehnte Jahrh. und der nach der mongolischen Dynastie der Juen (bis 1368) benannten Juen-ben, wozu auch die Dsa-gi (Mischspiele) gezählt werden. Die Meisterstücke dieser letzten Periode, unter deren Verfassern, so weit sie genannt sind, vier chinesische Hetären (Schang-ding-chang-scheu) von der Gattung der Aspasien und Leontion nicht den letzten Rang einnehmen, finden sich in der Sammlung Juen-shin-be-dschong (100 Dramen aus der Zeit der Juen), welcher auch fast alle in Europa durch Uebersetzungen bekannt gewordenen chinesischen Bühnenspiele entnommen sind. Zu den letztern gehört vor allen Dschao-schi-gu-orl (die Waise vom Hause Dschao) von Gigiündsiang, eine historische Tragödie, welcher Begebenheiten im alten Lehnkönigreich Dsin, der jetzigen Provinz Schansi, vom J. 597 bis 581 v. Chr., zur Zeit der Dscheu, zum Grunde liegen, und deren französische Uebersetzung vom P. Prémare (zuerst gedruckt 1735) Voltaire bei

seinem berühmten, übrigens einen ganz andern Stoff, nämlich die Eroberung Nordchinas durch die Mongolen im J. 1215 n. Chr. behandelnden „Orphelin de la Chine“ zum Vorbild nahm, die aber vollständig, d. h. mit den vielen von Prémare weggelassenen lyrischen Stellen, erst 1834 von Stanisl. Julien übersetzt wurde; ferner Lao-sseng-ore (der Erbe im Alter), engl. von Davis (1817), und danach französisch von Brügiere de Sorsum (1819); Chan-gung-dsü (die Leiden im Palaste Chan's), engl. von Davis (1829); Choeidlan-gi (der Kreidekreis, ein Seitenstück zu Salomon's Urtheil), französisch von Julien (1832); und die vier Stücke: Tschao-mei-chiang (die List der Zofe), von Dsching-dechoei, Chochan-schan (der vorgezeigte Leibrock), von der Hetäre (s. oben) Dschangguebin, Cho-lang-dan (die Sängerin) und Deu-ngo-juen (die Rache der Deungo), das schon erwähnte Geisterspectakelstück von Guanchanging, französisch von Bazin, dem Aeltern, in dessen „Théâtre chinois“ (1838). Die Dramatiker aus dem Jahrhundert der Juen gelten den Chinesen, wie den Engländern ihr Shakespeare und uns Deutschen vielleicht noch eben so lange Göthe und Schiller, bis auf diesen Tag für unübertreffliche, ja für unerreichbare Muster ihrer Kunst. Eine zahlreiche Auswahl neuerer Theaterstücke enthält indessen die Sammlung La-chong-schi-dschong-gio in 10 Bänden. — Einer der gefeiertsten neuern Dichter in andern Gattungen war der berühmte Kaiser Kianlung (1735—1795), der vierte der regierenden Dynastie der Zing, dessen Poesien 24 Bände füllen, und dessen Theelied, so wie sein naturhistorisch und geographisch sehr lehrreiches Lobgedicht auf die Stadt Schenjang (bekannter unter dem mandschurischen Namen Mukden), den Herrschersitz seiner mandschurischen Ahnen im Lande Leaodung, seine poetische Verewigung der Unterwerfung der Olöt-Kalmücken durch seinen Feldherrn Pandi, Dschaochoei und Fude (1754—57) und sein Gedicht auf die von ihm veranstaltete Amtsjubelfeier der alten Mandarinen (1785) auch in Europa durch die freilich sehr breiten und geschmacklosen Uebersetzungen des P. Amiot bekannt wurden, und zwar die beiden erstgenannten Gedichte in einem besondern Bande (1770), die beiden letzten in den „Mémoires concernant les Chinois“ (vol. I. und XII. 1776 und 1786). — Zur chinesischen Poesie im weitern Sinne gehören auch die meistens in Prosa abgefaßten, aber sämmtlich reich mit Versen durchwebten R o m a n e, unter welchen die zahlreichen historischen den ersten Rang einnehmen. Vor allen sind hier die Sze-da-ki-schu (4 großen Wunderbücher) zu nennen, zu welchen, außer den ersten beiden der obengenannten historischen Monographien in romantischer Bearbeitung, noch des Fo-Priesters Dschingchiuandsang Reise in die westlichen Länder und das Leben des Kaufmanns Ssimenging gehören. Populäre Auszüge aus den beiden erstgenannten Werken und noch 8 andere Erzählungen, zum Theil in dramatischer, wenigstens dialogisirter Form, sind unter dem Titel Schi-zai-dsü (die Werke der 10 Genie's) gesammelt. Die bedeutendsten durch Uebersetzungen bekannten darunter sind: Chao-kieu-dschuan (die glückliche Vereinigung), englisch von Percy (1761) und von Davis (1829), französisch von Guillard d'Arcy (1840); Jü-giao-li (die beiden Basen), französisch in 4 Bänden von Abel Rémusat (1826), als Gemäld edes chinesischen Lebens, sie sind wie die meisten andern Romane dieser Art, interessanter und lehrreicher, als die speciellsten Reisebeschreibungen; ferner die beiden dramatisirten Novellen: Ssi-ssiang-gi (die Geschichte des westlichen Hausflügels), französisch von Julien, und Pi-pa-gi (die Geschichte der Laute), franz. von Bazin; endlich die versificirte Liebesgeschichte Choa-zian (das Blumenblatt), engl. unter dem Titel „Chinese courtship“ von Thoms, deutsch von Kurz. Von den übrigen Romanen nennen wir nur das von Julien unter dem Titel „Blanche et Bleue ou les deux couleuvres fées“ übersetzte Märchen Be-sche-dsing-gi, und die Irrfahrten des Kaisers Dschiegdi, engl. von Tkin-Shen, beide so ziemlich im Geschmack der 1001 Nacht. Aus dem unter der Jurisprudenz erwähnten Magazin berühmter Rechtshändel im 12. Jahrhundert und einer Sammlung unter dem Titel Gu-gin-ki-guen (Schauplatz denkwürdiger Ereignisse aus alter und neuer Zeit) sind manche novellenartige, zum Theil sehr anziehende Erzählungen durch französische und englische Uebersetzungen von P. Dentrecolles (in Du Halde's „Histoire et description de la Chine“, t. III.), von Davis („Chinese novels“), Thoms (Die Geschichte Ssunggin's oder

das zärtliche Paar", Stanisl. Julien, Sloth, Pavie u. A. auch in Europa bekannt geworden, durch Dentrecolles namentlich die Geschichte des Dao-Philosophen (s. oben) Dschuangdsü und seines Weibes Dien, merkwürdig als das vermuthlich älteste Urbild der Matrone von Ephesus, und anmuthig variirt in Voltaire's „Zadig". Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß man sich überhaupt an dieses großen Schriftstellers zahlreiche und geistvolle Digressionen über China und die Chinesen zu halten hat, wenn man dieses Volk und seine Literatur von der vortheilhaftesten und anziehendsten Seite will kennen lernen. — Gewissermaßen als Erzeugnisse der chinesischen Poesie, und jedenfalls als unentbehrliche Hülfsmittel zum völligen Verständniß derselben, sind auch die beiden mythologischen Werke Sseuschin-gi, Geschichte der (buddhaistischen) Götter und Dämonen, und Schan-chai-ginggiai-dschü, das Buch der Berge und Ströme, anzusehen. — Vermuthlich werden in Folge des, durch den Frieden mit England (26. Aug. 1842) so beträchtlich erweiterten und erleichterten Handelsverkehrs, auch die Schätze der neuern chinesischen Literatur in jeder Gattung sich den Forschungen der europäischen Gelehrten in weiterm Umfange erschließen. Für die ältere Literatur bedarf es dessen kaum: hier liegt, Dank der rastlosen Thätigkeit der alten Jesuiten, das Material in reicher Masse vor, und es fehlt nur an Uebersetzern, es der europäischen Lesewelt zugänglich zu machen. Die reichsten chinesischen Büchersammlungen findet man in Paris, London, Berlin, München und Petersburg. Ellissen.

Chioggia oder Chiozza, eine wichtige Hafen und Handelsstadt am adriatischen Meere, in der Delegation Venedig, des lombardisch-venetianischen Königreichs, auf der Insel gleiches Namens, ist wie Venedig auf Pfählen erbaut, und hängt durch eine große aus 43 Bogen bestehende Brücke mit dem Festlande zusammen. Sie hat einen guten Hafen, der durch ein Castell gleichen Namens beschützt wird, doch ist neuerdings der Handel sehr gesunken. Von der Vorstadt Lido di Sottomarina auf der Landzunge von Brondolo führt ein Damm (Murazzo, auch Molo di Paläftrina genannt) von Quaderstücken, 32 F. dick und 3 Meilen lang, bis nach Venedig. Das Riesenwerk wurde 1751 angefangen, und von Jahr zu Jahr um 20 Schritte fortgesetzt, und sollte Venedig gegen Ueberschwemmungen des Meeres sichern. C. ist Sitz eines Bischofs, hat eine sehenswerthe Kathedrale, mehrere Unterrichtsanstalten, Klöster, Spitäler, ein Waisen- und ein Arbeitshaus und gegen 21,000 E., die sich mit Handel und Schifffahrt, Fischerei und Salzschlemmereien beschäftigen; auch werden hier viele Spitzen geklöppelt. Die Stadt, von einem Römer erbaut, führte seit dem 4. Jahrh. v. Chr. den Namen Clugia, und war neben Venedig der sicherste Zufluchtsort an der ganzen Strecke des Golfs zur Zeit der verheerenden Züge der Vandalen, Gothen, Ungarn rc. Später fiel C. unter die Herrschaft Venedigs, das 706 einen Podesta einsetzte. Im J. 1100 verlegte der Bischof von Malomocca seinen Sitz hierher. Im J. 1379 kam C. in die Gewalt der Genuesen, die es aber schon 1381 den Venetianern wieder abtreten mußten.

Chione, Tochter des Boreas und der Orithyia, gebar vom Neptun den Eumolpus (s. d.), den sie aus Scham ins Meer warf. — Eine andere Chione, auch Philonis genannt, Tochter des Dädalion und Mutter des Autolycus vom Mercur und des Philammon vom Apollon, wurde von der Diana erschossen, weil sie, im Stolz auf ihre Schönheit, sich für schöner als die Göttin hielt.

Chios, s. Skio.

Chiragra heißt die Gicht, wenn sie das Handgelenk befallen hat. Sie raubt der Hand ihre Gelenkigkeit, macht die Finger krumm und ungestaltet, indem sie um die Flechsen einen kalkigen Stoff in Knoten und Ballen anhäuft.

Chirographum heißt eigentlich Handschrift, dann so viel als Schuldschein; chirographarisch, was auf handschriftlichen Versicherungen beruht. Ein chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, der als Beweis seiner Forderung nur einen Wechsel, oder sonst eine Handschrift aufzuweisen hat; er steht nach den Gesetzen den hypothekarischen Gläubigern nach.

Chiromantie, die angebliche Kunst, aus den Linien u. s. w. der Hand die

Schicksale eines Menschen vorherzusagen. Diejenigen, welche sich solcher Kunst rühmen, Chiromanten genannt, sind Betrüger. Schon im frühesten Alterthume finden wir Spuren dieser angeblichen Kunst, z. B. 2 Mos. 13, 9; Hiob 37, 7. Aristoteles will mit der sogenannten Lebenslinie die Dauer des Lebens genau bezeichnet wissen. In Artemidor's „Traumbuche" findet sich eine ausführliche Deutung der Lineamente der Hand, und später verbreiteten Theophrastus und Cardan den Glauben an die C. besonders durch Verbindung derselben mit der Astrologie. Der Glaube an diese Pseudokunst zieht sich durch alle Jahrhunderte, und selbst in unserer Zeit ist derselbe noch nicht erstorben, wie z. B. die 1843 zu Paris verstorbene franz. Wahrsagerin Lenormand (s. d.) beweist. Die wichtigste Linie der Hand ist die Lebenslinie, welche die Wurzel des Daumens umgibt, und aus ihrer Länge, Kürze, Stärke, Schwäche, Lage, Tiefe u. s. w. soll sich die Dauer des Lebens bestimmen lassen. Sie soll mit dem Herzen in Verbindung stehen. Die 2. Linie ist die natürliche oder Kopflinie, welche in der Mitte der Hand läuft, und mit dem Kopfe und Gehirne verbunden sein soll. Die 3. Linie, die allgemeine, deutet die Körperkraft und das Schicksal des ganzen Körpers oder einzelner Glieder an. Die 4. Linie, welche mit den beiden erstgenannten ein Dreieck bildet, die sogenannte Leberlinie, deutet die Leibesbeschaffenheit an. Außerdem ist noch die sogenannte Glücks- oder Saturnslinie zu nennen, welche mitten durch die Hand auf den Mittelfinger zu läuft. Außer diesen angeführten Linien gibt es noch unzählige andere, welche auf die Deutung des Lebens großen Einfluß üben sollen.

Chiron, vom Saturn in der Gestalt eines Pferdes mit der Philyra gezeugt, weshalb er auch halbe Pferde- und halbe Menschengestalt hatte. Er gehörte zu dem Volke der Centauren in Thessalien, und war in ganz Griechenland durch seine Weisheit und seine Kenntnisse, besonders in der Musik und Arzeneikunde, berühmt, weshalb viele der Heroen ihm ihre Söhne zur Erziehung und zum Unterrichte übergaben. Unter diesen sind die berühmtesten Jason, Herkules, Nestor, Theseus, Ulysses, Kastor und Pollux u. s. w., vor allen aber Achilles, den er in der Medicin, Musik und Reitkunst unterrichtete. Als ihn Herkules in seinem Kampfe gegen die Centauren wider Willen mit einem giftigen Pfeile verwundet hatte, wünschte er sich, obgleich unsterblich, den Tod, da die Wunde unheilbar war. Auf seine Bitte machten die Götter seinem Leben ein Ende, und versetzten ihn als Schützen unter die Sterne.

Chirurgie. Den Begriff dieses Wortes erschöpfend auszudrücken, ist zu allen Zeiten vergebens versucht worden, da der Sprachgebrauch demselben eine ganz andere Bedeutung angewiesen hat, als ihm vermöge seines etymologischen Ursprungs inwohnt. Denn wenn man dem letztern zufolge unter Chirurgie denjenigen Theil der gesammten Heilkunde verstehen wollte, welcher sich zur Heilung von Krankheiten entweder der Hand, oder der durch diese geführten Instrumente bedient, so würde man dadurch das Gebiet der ältern oder gar der heutigen Wundarzneikunst eben so wenig umfassend definiren, als wenn man, wie Andere gewollt haben, derselben dadurch bestimmte Grenzen anzuweisen versuchte, daß man ihr die Beschäftigung mit äußern Krankheiten vorzugsweise oder ausschließlich zuschriebe. Folgt man der erstern Ansicht, so würde die C. die Krankheiten auf mechanischem Wege zu beseitigen suchen, während die Medicin mehr einen chemisch-dynamischen einschlägt; demnach genügt diese Ansicht keineswegs zu einer Sonderung beider, da, um nur ein Beispiel zu wählen, der Aderlaß, eine der häufigsten chirurgischen Operationen, keineswegs durch den geringen mechanischen Eingriff, sondern in den meisten Fällen auf dynamische Weise heilsam wirkt. Dasselbe Beispiel widerlegt die zweite Ansicht, indem es zeigt, daß innere Krankheiten, welche die Anwendung des Aderlasses weit öfter nöthig machen als äußere, eben so wohl Gegenstand chirurgischer Hülfsleistung sind. Außerdem läßt sich eine Grenze zwischen innern und äußern Krankheiten keineswegs bestimmt angeben, da z. B. der Blasenstein, welcher sich in einer, wenn auch nicht ganz nach außen geschlossenen Höhle des Körpers befindet, mehr der chirurgischen als der medicinischen Behandlung anheimfällt. Endlich können dieselben Krankheitszustände eben so wohl auf medicinischem als chirurgischem Wege beseitigt werden, was z. B. die Behandlung der Bauchwassersucht durch harntreibende

Mittel und durch den Bauchstich beweist. Diese wenigen Andeutungen lassen einen andern Grund der allgemein angenommenen Scheidung zwischen C. und Medicin vermuthen; und in der That ist dieselbe im Mittelalter mehr durch äußere Verhältnisse entstanden, indem auf dem Kirchenconcilium zu Tours im J. 1163 den Geistlichen, welche damals, wie in andern Wissenschaften, so auch in der Medicin die einzigen Träger der classischen Bildung waren, die Verrichtung blutiger Operationen untersagt wurde. Dadurch bildete sich eine eigene Kaste von ärztlichen Handlangern aus, welche die C. handwerksmäßig betrieben, bis sie vom 16. Jahrhunderte an, besonders durch den Vorgang des großen Ambrosius Paré, wieder zur Wissenschaft sich erhob. Seitdem hat sie durch Benutzung der wichtigsten anatomischen und physiologischen Entdeckungen so schnelle Fortschritte gemacht, daß sie ihrer Zwillingsschwester beinahe vorgeeilt ist. Die Bequemlichkeit im Lehrvortrage rechtfertigt zwar auch jetzt noch eine scheinbare und nur äußerliche Trennung beider Disciplinen; doch ist die Ueberzeugung von ihrer Untrennbarkeit so sehr ins allgemeine Bewußtsein erhoben, daß es heutzutage wenige Aerzte gibt, welche nicht in beiden eine gründliche Ausbildung erlangt haben, und daß die neuesten Medicinalgesetze mehrerer Länder (z. B. Preußen) nicht mehr die medicinische Praxis ohne vorher abgelegtes chirurgisches Examen gestatten. Es müssen sich andrerseits auch Diejenigen, welche sich mit der Behandlung der chirurgischen Krankheiten beschäftigen wollen, und denen an Orten, wo es promovirte Aerzte gibt, die Behandlung innerer Krankheiten nicht gestattet ist, dennoch, falls sie sich nicht blos auf die Verrichtung der unbedeutenden chirurgischen Handleistungen beschränken wollen, einer Prüfung unterwerfen, wobei auf ihre medicinischen Kenntnisse eben sowohl, als auf ihre chirurgischen Rücksicht genommen wird. So sehr diese Einrichtung auch von mancher Seite getadelt worden ist, und selbst in der neuesten Zeit mehrere Streitschriften hervorgerufen hat (Wasserfuhr, Rust u. A.), so geht doch aus ihr die Richtigkeit unserer Behauptung hervor, daß die Unzertrennlichkeit der Medicin und C. immer allgemeiner gefühlt wird, und daß man das Handwerksmäßige, welches sich in die chirurgische Praxis eingeschlichen hat, so viel als möglich zu verdrängen strebt. — Die Fortschritte, welche die C. in der neuesten Zeit gemacht hat, stützen sich zwar auf die wissenschaftliche Grundlage, auf welcher ihr Gebäude in den letzten vierzig Jahren aufgeführt wurde, sind aber dennoch in mancher Beziehung so überraschend und großartig, daß keine andere Wissenschaft bedeutendere aufzuweisen hat. Wiewohl die Engländer und Franzosen auch in dieser Hinsicht den Deutschen stets den Rang streitig gemacht haben, so möchte doch, was die neueste Zeit betrifft, den Deutschen der Preis gebühren. Während die operative C. in Frankreich zur Zeit der Napoleonischen Feldzüge einen hohen Gipfel der Vollkommenheit erreichte, vertieften sich die deutschen Aerzte mehr in die pathologischen Vorgänge bei mehreren bisher wenig aufgehellten und nur äußerlich betrachteten Krankheitszuständen. Die Noth der Kriegsjahre rief dann auch unter ihnen Operateure hervor, unter denen einige noch jetzt lebende (v. Gräfe, Langenbeck u. A.) zu den größten aller Zeiten gehören. Daß aber die manuelle Geschicklichkeit nur die eine Seite der C. ausmache, und daß der Chirurg durch genaue Beobachtung der äußern Erscheinungen der Krankheit und durch Erforschung der Krankheitsprocesse die Wissenschaft in hohem Grade fördere, haben Joh. Nep. Rust und Ph. v. Walther, wiewohl Beide von verschiedenen Seiten, durch Lehre und Beispiel gezeigt. Ueberhaupt hat Rust durch festere Begründung der sogenannten objectiven Diagnose, welche auf den wesentlichen äußern Kennzeichen der Krankheiten beruht, sich ein unsterbliches Verdienst erworben, indem er zugleich die Resultate vieljähriger Erfahrungen zum Eigenthume Vieler machte. Ja, von ihm könnte man allein behaupten, daß er eine chirurgische Schule gegründet habe, so weit überhaupt in neuerer Zeit davon die Rede sein kann. Der Wetteifer der Nationen zur Vervollkommnung der Wissenschaften ist heutzutage zu rege, die Mittel literärischer Mittheilung zu vielseitig, als daß sich ein Ort in dem ganzen Umfange einer Wissenschaft über alle andern erheben könnte. Zwar haben auch in der C. einzelne große Männer ihrem Wohnorte besondern Glanz verliehen: noch jetzt lebt die Erinnerung an die Wirksamkeit des großen

Delpech zu Montpellier bei Unzähligen fort; allein sein Name gehört eben so wohl der Nachwelt als der Mitwelt an, und gerade in einem fremden Lande, in Deutschland, hat er seine würdigsten Nachfolger gefunden! — Daß die Operateure von Fach, selbst die größten und berühmtesten, trotz ihres ausgedehnten Wirkungskreises (bedeutende Operateure bilden sich fast nur in größern Städten aus, weil nur diese das nöthige Material, eine große Anzahl geeigneter Krankheitsfälle, darbieten) nicht so leicht eigentliche Schüler und Nachfolger gebildet haben, scheint sehr natürlich daraus hervorzugehen, daß sie in ihrer Sphäre mehr isolirt dastehen, und daß sich ein operatives Talent nicht durch Nachahmung und schulgerechten Unterricht entwickeln läßt. Die operative Kunstfertigkeit ist eine angeborne Naturgabe, und kann selbst durch anhaltenden Eifer nur unvollkommen erworben werden. Aber selbst in diesem Talente finden unzählige Varietäten statt, indem der Eine sich gern zusammengesetzter und künstlicher Apparate bedient, der Andere so wenige und so einfache Instrumente als möglich gebraucht, Jeder aber seine Lieblingsmethoden allen andern vorzieht. — Die wichtigsten Bereicherungen hat die operative C. in der neuesten Zeit durch Dieffenbach (s. d.) erfahren, der ihre herrlichste Seite, welche sich mit der Erhaltung oder dem Wiederersatze bedrohter oder verloren gegangener Theile beschäftigt, besonders vervollkommnet hat. Auf ihn kann Luther's Ausspruch: „die Aerzte sind unsers Herrgotts Flicker" im edelsten Sinne angewendet werden. Dieffenbach hat am Meisten von allen deutschen Wundärzten den gegenwärtigen Glanz der deutschen C. befestigt. Die Bereicherungen, welche die Wissenschaft ihm zu danken hat, stützen sich auf ein einfaches und durchweg geniales Verfahren. — Die wichtigste chirurgische Erfindung der letzten Jahre ist die von C. Stromeyer zuerst mit Erfolg vollzogene Operation der Klumpfüße, welche aus einer getreuen Beobachtung der Naturbestrebungen im gesunden und krankhaften Zustande hervorgegangen ist. Dieffenbach hat zur Verbreitung derselben sehr viel beigetragen, und sie auch zur Heilung einer Art des schiefen Halses benutzt. — Die Heilung der Augenkrankheiten hat, insoweit sie durch chirurgische Hülfsleistungen bewirkt wird, zwar in der neuesten Zeit keine besonders wichtigen Bereichungen erfahren, ist aber durch ausgezeichnete, namentlich deutsche Augenärzte (v. Gräfe, Rosas, Jüngken, Ammon, Jäger u. A.) auf der hohen Stufe erhalten worden, welche sie theils am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Beer, theils am Anfange des jetzigen durch die vereinten Bestrebungen jüngerer Operateure erlangt hatte. In der Erkenntniß und Cur der Augenkrankheiten ist die Gegenwart in fortwährendem Fortschreiten begriffen, und stellt in dieser Beziehung einen Glanzpunct der Medicin dar. — Auch die Orthopädik hat durch genaue Beobachtung der Natur eine zeitgemäße Reform erhalten, zu deren wissenschaftlicher Begründung namentlich C. Stromeyer beigetragen hat. Was die französische und englische C. betrifft, so ist es bei den reichhaltigen Hülfsmitteln, deren sich die Heilanstalten in diesen Ländern erfreuen, sehr natürlich, daß so wohl einzelne Theile der Chirurgie (z. B. die Verengerungen der Harnröhre, die Steinkrankheit, die Darmnath u. a.) ausgezeichnete Bearbeiter gefunden haben, als auch die sogenannten heroischen Operationen häufig und mit großer Vollkommenheit verrichtet werden. Vgl. Portal, „Histoire de l'anatomie et de la chirurgie" (6 Bde., Par. 1760—73), A. von Haller, „Bibliotheca chirurgica" (2 Bde., Bas. 1774, 4.), Dujardin „Histoire de la chirurgie" (2 Bde., Par. 1774, 4.), Sprengel, „Steph. Hier. de Vigiliis a Kreuzenfeld bibliotheca chirurgica" (2 Bde., Wien 1781, 4.), C. Sprengel, „Geschichte der Chirurgie" (2 Bde., Halle 1805—19), J. G. Bernstein, „Geschichte der Chirurgie" (2 Bde., Lpz. 1822—23), Dessen „Bibliotheca chirurgica" (Frankf. 1829), A. G. Richter, „Anfangsgründe der Wundarzneikunst" (7 Bde., Gött. 1782; neue Aufl. 1825), Boyer „Traité des maladies chirurgicales" (8 Bde., Par. 1814—24; deutsch von Textor, 11 Bde., neueste Aufl. Würzb. 1836—41), Langenbeck, „Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten" (5 Bde., Gött. 1822—34), A. Cooper, „Lectures on the principles and practice of surgery" (3 Bde., Lond. 1824—34; deutsch, 3 Bde., Weim. 1825—28, und von

J. Schütte, 2 Bde., Kassel 1836—38), und Rust „Handbuch der Chirurgie" (18 Bde., Berl. 1830—36).

Chiusa ist der italienische Name für Gebirgspaß oder Klause, und ist mehrern Städten und Flecken beigelegt worden. Besonders wichtig ist C., eine Stadt in der sardinischen Provinz Cuneo am Pesio mit 5000 E., welche bedeutende Seidenmanufacturen, Spiegelfabriken und Weincultur unterhalten; Chiusa, ein sardinischer Flecken am Dorea-ripense, am Fuß des Berges Picheriano in der Provinz Turin, mit 3000 E., Seidenweberei und Weinbau. Von geringerer Bedeutung sind Chiusa in der sicilianischen Provinz Palermo, mit 6000 E., und Chiusa nordöstlich von Udine, an der Fella.

Chladni, Ernst Florens Friedrich, der Begründer der Akustik (s. d.) als Wissenschaft, geboren zu Wittenberg am 30. Novbr. 1756, als Sohn des Professors der Rechte Chladenius daselbst, erhielt seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma, und studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechte. Auf der letztern Universität ward er 1782 Doctor der Rechte, verließ aber nach dem Tode seines Vaters seine Wissenschaft, um sich seiner Neigung für die Naturwissenschaften hinzugeben. Obgleich er erst in seinem 19. Jahre musikalischen Unterricht erhalten hatte, war er doch ein großer Freund der Musik, und suchte namentlich durch Hülfe der Mathematik und Physik für Theorie und Ausübung der Tonkunst neue Bahnen zu brechen. Besonders beschäftigte er sich viel mit der Theorie des Gesanges, und erfand den Euphon und den Clavicylinder. Theils um diese Erfindungen bekannt zu machen, theils um seine Entdeckungen in der Akustik zu erweitern, machte er seit 1802 große Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland und Dänemark, und seine Vorlesungen über Akustik fanden überall, wegen ihrer steten Beziehungen auf die Tonkunst, großen Beifall. Er starb zu Breslau am 3. April 1827. Seine Schriften sind: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" (Leipz. 1787), „Die Akustik" (Leipz. 1802, 2. Aufl. 1830), wovon er selbst eine französische Ausgabe besorgte (Par. 1809), „Neue Beiträge zur Akustik" (Leipz. 1817) und „Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre zum Instrumentenbau" (Leipz. 1822). Ueber die feurigen Meteore oder sogenannten Boliden stellte er gleichfalls genaue Untersuchungen an, und suchte in seinen Abhandlungen „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlichen Eisenmassen" (Riga 1794) und „Ueber Feuermeteore" (Wien 1819) darzuthun, daß die Erzählung von auf die Erde herabgefallenen Stein- oder Eisenmassen keine Täuschung, sondern daß diese Massen etwas unserm Erdkörper Fremdartiges seien.

Chlapowski, Desiderius, poln. General, gebürtig und ansässig im Großherzogthume Posen, diente bereits unter Napoleon, wurde Oberst und Flügeladjutant des Kaisers im russischen Kriege. Späterhin verschaffte ihm die Heirath seiner Schwägerin Jeannette Grudzinska, nachheriger Fürstin Lowicz, die Verwandtschaft mit dem Großfürsten Constantin. Nach dem Ausbruch der poln. Revolution von 1830 schloß er sich der Sache der Polen an, und ward von Chlopicki erst zum General eines Regiments, dann einer Brigade ernannt. Während der Schlacht bei Ostrolenka drang er nach Lithauen vor, um den dortigen Aufstand zu unterstützen. Dies gelang ihm so gut, daß er sich bald an der Spitze von 5000 Mann sah. Mit Gielgud machte er gemeinschaftlich einen Angriff auf Wilna, wurde zurückgeschlagen, und mußte sich vor den ihn verfolgenden Russen auf das preußische Gebiet flüchten. Hier erlitt er eine längere Haft, wurde zur Bezahlung einer bedeutenden Geldsumme verurtheilt, und lebt jetzt auf seinen Gütern. Er schrieb „Lettres sur les événements militaires en Pologne et en Lithuanie" (Par. 1832).

Chlodwig oder Clodwig, soviel als Ludwig, ist der Name fränkischer Könige aus dem Geschlecht der Merovinger. Chlodwig I. oder der Große, geb. 465, folgte 481 seinem Vater Childerich als König eines Theils der salischen Franken, welche das nördliche Gallien bis gegen die Ardennen und die Somme bewohnten. In Verbindung mit Ragnachar, einem andern fränkischen Fürsten, der in Cambray seinen Sitz hatte, beschloß er den letzten Rest der römischen Herrschaft in Gallien zu vernichten. Er überzog daher 486 den Syagrius, welcher zwischen der Somme und Loire herrschte, mit Krieg, schlug ihn bei Sois-

sons, und nöthigte den westgothischen König, Alarich II., zu dem der Ueberwundene geflohen war, denselben auszuliefern, und ließ ihn nach langer Haft heimlich hinrichten. Darauf verlegte er seine Residenz nach Soissons, nöthigte im J. 491 die Thüringer zur Zahlung eines Tributs, und vermählte sich 493 mit Clotilde, der Nichte des burgundischen Königs Gundobald, die ihn lange vergeblich zum Christenthum zu bekehren suchte. Erst im J. 496, wo er dem König der ripuarischen Franken, Siegbert, gegen die Alemannen zu Hülfe zog, und in der Schlacht bei Zülpich, wo der Sieg sich auf die Seite seiner Feinde neigte, that er das Gelübde, sich taufen zu lassen, wenn der Sieg ihm werden sollte. Die Alemannen wurden geschlagen, und noch am Weihnachtsfeste des Jahres 496 ließ sich C. von dem Bischof Remigius zu Rheims taufen, und mit dem heiligen Oele, das nach der Legende von einer weißen Taube in einem Fläschchen vom Himmel gebracht worden sein soll, zum König salben. Seinem Beispiele folgten 3000 Franken, und der Papst Anastasius begrüßte ihn als den allerchristlichsten König, weil er nicht, wie die übrigen Könige im Westen, das arianische, sondern das rein katholische Glaubensbekenntniß angenommen hatte. In Folge dieser Vorgänge unterwarfen sich auch die Bewohner von Armorica (s. d.), im J. 497 seiner Oberherrschaft. Im Jahre 500 bekriegte er den burgundischen König Gundobald, konnte ihn aber nur durch Verrath besiegen, indem er den Bruder desselben, Godegisel, bewog, in der Schlacht bei Dijon von Jenem abzufallen. Gundobald floh nach Avignon, wo ihn C. vergeblich belagerte, und ihm endlich den Frieden gegen Tribut bewilligte. Bald nachher ließ Gundobald seinen Bruder in der Kirche zu Vienne ermorden. Unter dem Vorgeben, die Arianer zu vertilgen, in Wahrheit aber wohl aus Herrschsucht, zog C. 507 gegen den König der Westgothen, Alarich, schlug denselben in der Schlacht bei Vouglé, unweit Poitiers, tödtete den König Alarich, und drang bis Bordeaux und Toulouse vor, wo er sich des königlichen Schatzes bemächtigte, und seinen natürlichen Sohn, Theodorich, zurückließ, der aber an der weitern Eroberung des westgothischen Reichs durch den König der Ostgothen, Theodorich, verhindert wurde. C. kehrte nach Paris zurück, und erhielt unterwegs in Tours durch eine Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers, Anastasius, die Ehrenzeichen des Patriciats. Sein nächstes Ziel war jetzt die Vereinigung aller Franken unter seine Herrschaft; um dies zu erreichen, wandte er Arglist und Grausamkeit an. Gegen seinen alten Bundesgenossen Siegbert reizte er heimlich dessen herrschsüchtigen Sohn Chloderich zum Morde gegen den Vater auf, und ließ den Chloderich selbst meuchlings ermorden, worauf ihn die ripuarischen Franken in der Volksversammlung zu Köln nach deutscher Sitte auf den Schild hoben und als König anerkannten. Einen andern fränkischen Fürsten, Chararich, brachte er mit dessen Sohn durch List in seine Gewalt, ließ beide 509 zu Geistlichen weihen, später aber ermorden. Ein gleiches Schicksal traf seinen ehemaligen Verbündeten, Ragnachar, der mit seinem Bruder Richar von seinem eigenen Gefolge, welches C. durch unechte Geschenke trügerisch bestochen hatte, ausgeliefert und von C. selbst getödtet wurde. Viele andere Könige wurden auf gleiche Weise ihres Lebens und ihrer Länder beraubt. Doch genoß C. die Früchte der Siege und Mordthaten, durch welche er das neue Reich der Franken begründet hatte, nicht lange. Er starb zu Paris 511, und wurde in der von ihm selbst gegründeten Apostel- (jetzt Genofeva-) Kirche begraben. Sein Reich theilten seine 4 Söhne, Theodorich, Chlodomir, Childebert und Chlotar unter sich (s. Franken). Die Geistlichkeit verehrte ihn wegen seiner der Kirche erwiesenen Wohlthaten fast als einen Heiligen.

Chloe, die Keimende oder Grünende, ist ein Beiname der Demeter (Ceres), weil die keimende Saat unter ihrem Schutze stand. Unter diesem Beinamen hatte sie einen Tempel zu Athen, und am 6. des Monats Thargelion wurde ihr zu Ehren das Frühlingsfest Chloeia begangen.

Chlopicki, Joseph, einer der ausgezeichnetsten polnischen Generale und Dictator von Polen nach der Revolution von 1830, wurde 1772 in Galizien geboren, und trat schon als 15jähriger Knabe in ein Infanterieregiment. Sein ausgezeichnetes Militärtalent bewährte er in der Schlacht von Raclawice, das Kosciusco unsterblich machte. Nach-

dem er eine Zeit lang Adjutant des Generals Rymkiewicz gewesen, eilte er 1797 im Dombrowsky's italienisch-polnische Legionen, half dort besonders den Aufruhr im Kirchenstaate dämpfen, und kämpfte mit Auszeichnung in allen Schlachten der Legionen in Italien, wie im Feldzuge von 1807. Den Grund zu seinem hohen militärischen Ruhme legte er aber von 1808 bis 1812 in Spanien, wo er die Weichselbrigade commandirte; so bei Epila, so in den Stürmen auf Saragossa, unter Suchet in Aragonien, Catalonien und Valencia. Er ward französischer Brigadegeneral, schlug die Spanier unter Villacampa auf dem rechten Ufer des Ebro, und, als General Mina in Aragonien vordrang, ließ ihn Suchet dort, und rühmt in seinen Memoiren die Gewandtheit und das Geschick C.'s überall, wo er besondere Corps allein zu führen gehabt. Im J. 1812 ging er mit den Polen nach Rußland, und ward bei Smolensk und Mosaisk schwer verwundet. Kaiser Alexander drang besonders in C., nach dem Frieden v. 1814 nach Polen zurückzukehren und in die poln. Armee zu treten. C., ohne Vermögen, fügte sich nur gegen das Versprechen, für die, als französischer General von ihm genossene Dotation in Frankreich mit einer ähnlichen in Polen entschädigt zu werden. So lange diese Aussicht ihm blieb, trat er nicht mit dem Großfürsten in Opposition, und folgte namentlich nicht dem Beispiele von Kniaziewicz u. A., die gleich den Dienst verließen, als sie das Betragen Constantin's näher kennen gelernt. Als er aber immer länger hingehalten wurde, ergriff er die Gelegenheit einer beim Vorführen seiner Division auf dem sächsischen Platze wegen seines schlichten Tuchmantels erlittenen Beleidigung von Seiten des Großfürsten, diesem zu erklären: „Comme ce ne fut pas dans la cour du palais de Saxe, que j'ai cueilli mes décorations, ce ne sera pas dans la cour du palais de Saxe que je voudrais les déshonorer"; und gab seine Dimission. Da zu jener Zeit die Gährung des Volks wegen der Mißhandlungen, die sich der Großfürst und seine Satelliten erlaubten, erstaunend groß war, so fand dieser Vorfall in ganz Polen weiten Anklang. C.'s Worte hallten bis an die Düna und den Dniester wieder; sein Muth ward überall bewundert; sein Ruf gab dem Ereignisse die größte Bedeutung. Man dachte seines Militärgenies, seiner kriegerischen Erfahrung, und die ganze Nation wandte ihr Auge auf ihn. Er ward der populärste Mann in ganz Polen, lebte jedoch sehr zurückgezogen. Beim Ausbruch der Revolution in der Nacht vom 29. zum 30. Nov. 1830 hielt er sich verborgen, um nicht in eine Unternehmung hineingezogen zu werden, deren unglücklichen Ausgang er voraussah. Demungeachtet ward er schon am nächsten Morgen von der allgemeinen Stimme als Mann des Volks bezeichnet. Er trat darauf dem Administrationsrath bei, übernahm aber nur nach den dringendsten Bitten am 5. Dec. die Dictatur. Sein Hauptstreben ging jetzt dahin, der keimenden Anarchie zu steuern. Als aber seine strenge Mannszucht lauten Tadel nach sich zog und der patriotische Verein ihn wegen seines Benehmens zur Rechenschaft zu ziehen beschloß, legte er am 23. Jan. 1831 die Dictatur nieder, trat aber zu Anfang des Febr. als gemeiner Soldat ins Heer, um zu zeigen, daß nicht Feigheit ihn zu diesem Schritte bewogen. In den blutigen Schlachten bei Wavre am 19., und bei Grochow am 20. Febr. unterstützte er den Generalissimus mit seiner Kriegserfahrung, und feuerte das Heer durch seine beispiellose Tapferkeit zu solchem Muthe an, daß ihm zum großen Theil der Ruhm dieser Siege blieb. Auf sein Anrathen wurden am 25. Febr. die russischen Corps unter Schachowski und Geismar durch Uminski angegriffen, wobei er abermals die kaltblütigste Tapferkeit zeigte, bis eine Granatkugel ihn am Arme und an einem Fuße so verwundete, daß er vom Schlachtfelde getragen werden mußte. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er am 10. März nach Krakau, und besuchte später die böhmischen Bäder. Man hat sein Betragen sehr bitter getadelt; doch entstand es nur, weil er vom Anfang an dem Unternehmen keinen günstigen Ausgang vorhersagen konnte. Im Anfang seiner Dictatur suchte er die poln. Nation mit dem Kaiser auszusöhnen; als dies unmöglich wurde, trat er vom Schauplatze ab.

Chlor, Chlorin oder Chlorine; mit diesem Namen hat man einen einfachen Stoff belegt, welcher sowohl in der Chemie als Technik eine höchst wichtige Rolle spielt. Von Scheele, ihrem Entdecker (1774), wurde sie für Salzsäure angesehen, der Phlogiston

entzogen sei, später von Berthollet für eine Verbindung der Salzsäure mit Sauerstoff, und zuletzt wurde von Gay-Lussac, Thenard und Davy dargethan, daß sie eine einfache Substanz sei. Man erhält das Chlor beim Erhitzen von Braunstein mit Salzsäure, oder mit Kochsalz und Schwefelsäure, wobei es als ein grünlich-gelbes Gas von unangenehmem, starkem und eigenthümlichem Geruch und Geschmack erscheint, welches auf die Respirationsorgane so heftig wirkt, daß es Husten, Beklemmung, Blutspeien und selbst Schwindsucht veranlaßt. Das Chlorgas ist nicht brennbar, sondern vielmehr zündend, denn es verbindet sich mit vielen brennbaren Stoffen schon bei gewöhnlicher Temperatur unter Feuererscheinungen. Es zerstört im feuchten Zustande alle Pflanzenfarben und alle übelriechende Ausdünstungen von kranken oder todten Thieren und Pflanzen. Es löst sich ziemlich leicht in kaltem Wasser auf, und stellt damit das wässerige Chlor, oder Bleichwasser genannt, dar. Mit Wasserstoff verbindet sich das Chlor zu Chlor-Wasserstoff, dessen Auflösung in Wasser unter dem Namen Salzsäure bekannt ist. Die Verbindungen des Chlors mit den Metallen, die unter Feuererscheinungen vor sich gehen, heißen Chlor-Metalle (Chloride und Chlorüre). Wegen der oben erwähnten Eigenschaft, im feuchten Zustande fast alle pflanzlichen und thierischen Farbestoffe, Ansteckungsstoffe und faulige Ausdünstungen zu zerstören, wendet man es für sich sowohl als in Verbindung mit Kalk zum Bleichen, Räuchern &c. an. Durch Sättigung der Erde und Alkalien mit Chlorgas erhält man namentlich bleichende Verbindungen, deren üblichste das Chlornatron und Chlorkalk sind. Die höhere Sauerstoffverbindung des Chlors, der Chlorsäure, bildet Salze, welche in der Hitze Sauerstoffgas entwickeln und mit brennbaren Stoffen, wie Salpeter, explodiren. Das chlorsaure Kali ist der Hauptbestandtheil der Zündhölzchenmasse, auch hat man es zu Percussionspulver und in der Feuerwerkerei vielfach angewendet. Das Atomgewicht des Chlors ist 221,325 gegen das des Sauerstoffs = 100. — Chlorkalk ist ein leicht feucht werdendes etwas grobes Pulver, das stark nach Chlorgas riecht, weil es dasselbe nur locker gebunden enthält. Man wendet ihn besonders gern zur Luftreinigung in solchen Zimmern an, aus welchen Menschen nicht wohl entfernt werden können, und stellt ihn hier auf flachen, gläsernen oder irdnen Schalen oder Tellern hin, und befeuchtet ihn von Zeit zu Zeit mit einigen Tropfen Wasser oder Essig; doch muß man ihn nach 4—6 Tagen mit frischem vertauschen. Empfinden die im Zimmer sich aufhaltenden Personen Beschwerden beim Athmen oder Reiz zum Husten, so muß der Chlorkalk sogleich aus dem Zimmer entfernt werden. Wünscht man eine stärkere Entwickelung des Chlorgases aus Chlorkalk, so breite man 2—4 Loth Chlorkalk auf einer Schale aus, gieße allmälig 2 Loth verdünnte Schwefelsäure oder Salzsäure darauf und lasse das Gemisch in dem verschlossenen Zimmer stehen. Zu demselben Zweck kann man auch den Chlorkalk zu halben Theelöffeln in ein Gefäß mit verdünnter Säure eintragen, indem man zwischen diesen einzelnen Portionen ungefähr 10 Minuten Zeit verstreichen läßt. Im Großen wird Chlorkalk dadurch bereitet, daß man Chlorgas durch zerfallnen, möglichst thon- und eisenfreien Kalk streichen läßt. Uebrigens erhält man ihn in jeder Apotheke, muß ihn aber in verschlossenen irdenen Gefäßen aufbewahren, da Luft und Licht zerstörend auf ihn wirken. Löst man ihn in Wasser auf, so erhält man eine bleichende Flüssigkeit, mit der man auch Geräthe von Krankheitsgiften reinigen kann.

Chloris, Gemahlin des Zephyrus, Göttin der Blumen, ist die Flora (s. d.) der Römer. — Chloris, des Orchomenischen Amphion Tochter und Gemahlin des Neleus, war die Mutter des Nestor. — Chloris, die Tochter des thebanischen Amphion und der Niobe, blieb, als die Kinder der Letztern getödtet wurden, nebst Amyklas allein übrig, wurde aber vor Schrecken so bleich, daß man sie Chloris statt Meliböa nannte.

Choc, ein heftiger, durch Waffen bewirkter Angriff auf den Feind, meistens dazu bestimmt, durch seine Gewalt die feindlichen Linien zu durchbrechen, oder ein Corps zu werfen. Vorzugsweise wird dieser Ausdruck von den Angriffen der Cavalerie gebraucht.

Chocolade wird aus gerösteten und geschälten Cacaobohnen bereitet, die man entweder in einer Maschine oder in einem eisernen, erwärmten Mörser zerreibt, worauf dem

feinen Teige gepulverter Zucker und Gewürze, namentlich Zimmt, Nelken, Kardamomen, Vanille rc. beigemischt werden. Dann gießt man den Teig in verzinnte, eisenblecherne Formen, und läßt ihn erkalten und hart werden. Man hat C. mit und ohne Gewürz, ordinäre, bessere, feine und superfeine; wird die C. mit Arzneistoffen versetzt, so heißt sie Medicinal-, mit isländischem Moos Moos-Chocolade. Die Gesundheits-Chocolade ist ohne Gewürz. Man löst die C. in Wasser, Milch, Fleischbrühe oder Wein auf, und gebraucht sie dann als Getränk; auch wendet man sie zu Liqueuren an. Gute C. ist sehr glatt, fett und glänzend, leicht auflösbar, aromatisch, beim Flüssigmachen nach dem Erkalten nicht klebrig, und läßt keinen fremdartigen Bodensatz zurück. In der neuern Zeit verfälscht man sie häufig durch Beimischung von Reis-, Hafer-, Weizen- oder Kortoffelmehl, von Salep, Hasselnüssen, Mandeln und statt der Vanille von Benzoe und Storax rc. Schon seit undenklichen Zeiten war die C. ein Getränk der alten Mexikaner, von denen es die Spanier kennen lernten. Durch diese Letztern kam die C. 1520 nach Europa; in Südamerika, Spanien und Italien wird noch jetzt die meiste C. verbraucht, und aus dem letztern Lande bezog früher Deutschland größtentheils seinen Bedarf. Besonders berühmt war die C. von Lissabon, Turin, Genua, Mailand, Bayonne. Vgl. Korth „Erfindung und Wirkung der Chocolade" (Berl. 1817) und Eupel „Gründlicher Unterricht, alle Sorten Chocolade zu bereiten" (Erfurt 1828).

Choczim, oder Chotim, befestigte Stadt im russischen Gouvernement Bessarabien, am rechten Ufer des Dniester, hat etwas über 11,000 Einwohner, welche starken Handel treiben. Im Jahre 1739 erfochten die Russen, unter Anführung Münnich's, einen glänzenden Sieg über die Türken. Die Stadt ist drei Mal von den Russen erobert worden, 1739, 1769 u. 1788, wodurch sie sehr beschädigt wurde. C. hat eine starke Besatzung, und ist als Grenzfestung für die Sicherheit des Landes sehr wichtig.

Chodkjewicz, Jan Karol, ein berühmter, polnischer Feldherr, geb. 1560 aus einem berühmten Geschlecht in Lithauen, wurde auf der Jesuitenakademie zu Wilna erzogen, wo sein Vater Kastellan und Gouverneur von Liefland war, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England und Deutschland, erwarb sich im Kriege in den Niederlanden sowohl die Gunst des Herzogs von Alba, wie die des Moritz von Nassau und nahm nach seiner Rückkehr ins Vaterland unter Zamojski und Zolkjewski Theil an den Feldzügen in der Wallachei und gegen die aufrührerischen Kosaken. Hier zeichnete er sich so sehr aus, daß er zum Feldhettmann von Lithauen erhoben wurde und 1602 an Zamojski's Stelle den Oberbefehl über das polnische Heer in Liefland erhielt. Im Kriege gegen die Schweden siegte er bei Dorpat und Weissenstein, und wurde dafür zum Großhettmann von Lithauen ernannt. Im Jahre 1605 brachte er dem König Karl IX. bei Kirchholm mit einer geringen Truppenzahl eine entschiedene Niederlage bei, konnte aber seinen Sieg nicht benutzen, weil das Heer, dem der rückständige Sold nicht bezahlt wurde, ihn verließ. Mit eigenen Mitteln setzte er den Krieg noch einige Zeit fort, richtete aber nichts Entscheidendes aus, und schloß 1611 mit den Schweden einen Waffenstillstand. Darauf übertrug ihm König Siegmund III. die Fortsetzung des Kriegs in Rußland, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius unternommen hatten. Die schlechte Disciplin des Heeres, die er vergeblich zu verbessern suchte, zwang ihn, Moskau, das er besetzt hatte, zu verlassen, und nach langen Hin- und Herzügen in Rußland erlangte er endlich 1618 im Vertrage von Dywlin freien Abzug nach Polen. Nach kurzer Ruhe rief ihn die Gefahr seines Vaterlandes von Neuem ins Feld. Zolkjewski war 1620 bei Cecona gegen die Türken gefallen, C. übernahm an dessen Stelle den Oberbefehl, schlug bei Choczim sein Lager auf, war in mehrern Treffen Sieger, starb aber schon im folgenden Jahre zu Choczim. Die Beschreibung seiner Feldzüge hat er im Manuscript hinterlassen.

Chodowiecki (richtig ausgesprochen Chodowiezki), Daniel Nicolaus, wurde am 16. Oct. 1726 in Danzig geboren, wo ihn sein Vater in Nebenstunden in der Miniaturmalerei unterrichtete, welche er später nach des Vaters Tode zur Unterstützung seiner von ihm kindlich verehrten Mutter trieb. Die Liebe zur Kunst entfernte ihn von den Geschäf-

ten des Kaufmanns, welche er seit 1743 in Berlin erlernen sollte. Hier beförderte zuerst die Akademie, deren Aufmerksamkeit er durch den 1756 vollendeten Kupferstich „das Würfelspiel" auf sich gezogen, seine Studien, indem sie ihm die Bilder für ihren Kalender auftrug. Die von ihm während des 7jährigen Kriegs gestochenen „Russischen Gefangenen in Berlin" gehören zu seinen ausgezeichnetsten, aber auch zu seinen seltensten Blättern, eben so wie die Geschichte des unglücklichen Jean Calas. Die in Miniatur gemalte Lebensgeschichte Christi ist nicht weniger vortrefflich. Kaum vermochte C. den erhaltenen Aufträgen zu genügen, von denen fast die meisten in der größten Vollendung, besonders was die höchst treffende Charakteristik der Figuren angeht, ausgeführt sind; hier erinnern wir nur an die Kupfer zu den „Physiognomischen Fragmenten" Lavater's, zu Basedow's Schriften und zum „Gothaischen Kalender". Weniger bekannt ist, daß sich eine Reihe der köstlichsten Handzeichnungen C.'s, eine Reise von Berlin nach seiner Vaterstadt Danzig darstellend, im Besitze seiner an den Kaufmann Gretschel in Leipzig verheiratheten Enkelin, die selbst eine treffliche Zeichnerin und Oelmalerin ist, befindet, welche dem Besten, was C. je geliefert, gleich zu stellen sind. Auch befinden sich im Besitze derselben Familie schöne Zeichnungen zu Molière'schen Lustspielen. C. war lange Zeit Vicedirector der Berliner Akademie der bildenden Künste, und wurde endlich 1798 an Rode's Stelle wirklicher Director derselben. Er starb am 1. Febr. 1801. — Gottfried C., des Vorigen Bruder, geb. 1728, gest. 1781, radirte Mehreres theils nach eigner, theils nach seines Bruders Erfindung, und malte besonders Jagdstücke und kleinere Landschaften. — Wilhelm C., der Sohn Dan. Nic. C.'s, gest. 1805, war ebenfalls Kupferstecher, und arbeitete sehr glücklich in seines Vaters Manier.

Chodzko, Leonhard, ein emigrirter Pole, der sich in Paris niedergelassen hat und sich mit schriftstellerischen, namentlich historischen Arbeiten beschäftigt, ist zu Oborek unweit Wilna am 6. Nov. 1800 geboren und wissenschaftlich in Molodeczno und Wilna gebildet. Der Graf Michael Kleophas von Oginski, bekannt als der Componist der durch ganz Europa verbreiteten sogenannten Todtenpolonäse, führte ihn als seinen Secretär 1819 in die große Welt, indem er ihn mit auf Reisen durch einen großen Theil Europas nahm. In der Julirevolution focht er auf Seiten der Demokraten, und ein eifriger Anhänger des republikanischen Systems traf er mit Lafayette zusammen, der ihn zum Adjutanten wählte. Darauf ward er Mitglied verschiedener Comités, die für die Aufnahme und Weiterbeförderung der durch die jüngste Revolution aus ihrem Vaterlande vertriebenen oder entflohenen Polen sorgten, so wie ihm das polnische Nationalgouvernement aufgetragen hatte, das Interesse seines Vaterlandes während der Revolution der öffentlichen Meinung und der französischen Regierung gegenüber zu vertreten. Diese in der That nicht unwichtige Mission scheint dem Verhältniß zugeschrieben werden zu müssen, in welchem er zu seinem Lehrer, dem polnischen Geschichtsschreiber und Staatsmann Lelewel stand. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann C. mit der Herausgabe von Oginski's „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815" (2 Bde. Par. 1826), wozu er eine Einleitung schrieb, „Observations sur la Pologne et les Polonais, pour servir d'introduction aux Mémoires de Michel Oginski" (Par. 1827). Darauf folgte „Une esquisse chronologique de l'histoire de la littérature polonaise par Jarry de Mancy et Leonard C." (Paris 1829). Die Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit, mit welcher die Geschichte des merkwürdigen Feldzugs der Franzosen in Italien 1796 beschrieben ist, veranlaßte ihn zur Abfassung der Schriften: „Histoire des légions polonaises en Italie sous le commandement du général Dombrowski" (2 Bde Paris 1829—32), „Les polonais en Italie, tableau historique, chronologique et géographique des travaux des Polonais en Italie pour la régénération de leur patrie" (Par. 1830) und der „Histoire des légions polonaises à l'armée du Rhin et du Danube sous les généraux Kniasziewicz et Jablonowsky" (Par. 1831). In diesen 3 Schriften liefert C. ein weit vollständigeres Material als die österreichischen Nachrichten und als Saintine in seinen „Feldzügen in Italien" (3 Bde., 1830). Außerdem gab er mit Michel Podczarynski und Theodor Morawski Malte Brun's „Tableau de la Pologne ancienne et

moderne" (2 Bde., Par. 1830) heraus, und führte die oberste Leitung bei einem andern Werke, dessen Titel ist: „La Pologne, scènes historiques, monuments etc. rédigée par une société de littérateurs sous la direction de Léonard Chodzko, publiée par Ignace Stanislas Grabowski" (2 Bde., Par. 1835—38).

Choiseul ist der Name einer alten berühmten franz. Familie, deren Abstammung durch die Grafen von Langres bis auf Raymund III., Herrn von Choiseul, zurückgeführt werden kann, der i. J. 1182 sich mit Alix de Dreux, Enkelin von Ludwig dem Dicken, vermählte. Diese Familie zählt eine Menge berühmte Namen, von denen wir die bekanntesten hier erwähnen. Etienne François, Herzog von Choiseul-Amboise, Generaloberst der Schweizer, Staatsminister und Pair, wurde am 18. Juni 1719 geboren, und trat frühzeitig in Dienste unter dem Namen eines Grafen von Stainville, welchen Namen sein Großvater, ein tapferer Seeheld, angenommen hatte, als er aus Rücksichten den Herzogstitel seiner Familie aufgegeben. Nachdem er sich im österreich. Erbfolgekrieg mehrfach ausgezeichnet hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo er bald zu den höchsten Würden emporstieg. Seine Vermählung mit der Schwester der Herzogin von Gontaut, einer reichen Erbin, brachte ihm Vermögen, und seine Verbindung mit der Pompadour Befriedigung seines Ehrgeizes. Anfangs wurde er französischer Gesandter in Rom, wo er die Gunst Benedict's XIV. erwarb, dann Gesandter in Wien, und erhielt 1756 das Portefeuille des Ministerium's der auswärtigen Angelegenheiten. Zu gleicher Zeit zum Herzoge und Pair erhoben, errang der neue Minister sehr bald den höchsten Grad der königlichen Gunst, erhielt als Nachfolger des Marschall's Belle-Isle das Kriegsministerium, während er die auswärtigen Angelegenheiten seinem Verwandten, dem Grafen v. Choiseul, Herzog von Praslin, anvertraute. Zwei Jahre später führte er auch das Marineministerium. Er verband sich auch mit den Parlamenten zum Sturze der Jesuiten; schloß aber auch den drückenden Frieden von 1763, den seine Feinde als hauptsächlichen Grund ihrer Beschuldigungen benutzten. Im J. 1764 starb seine mächtigste Stütze, die Pompadour, und im folgenden Jahre der Dauphin, dem in kurzer Zeit die Gemahlin ins Grab nachfolgte. Umsonst versuchten die Feinde C.'s, die schändlichsten Gerüchte über ihn in Bezug auf diese plötzlichen Todesfälle in Umlauf zu bringen. Endlich nahmen sie, vornehmlich der Herzog von Aiguillon, der Abbé Terray und der Kanzler Maupeou, zu dem schändlichen Mittel ihre Zuflucht, daß Louis XV. das Ansehen seines Thrones herabwürdigte und die Du Barry dem Hofe vorstellen ließ, ungeachtet er bereits dem Minister sein Wort gegeben hatte, dies werde nicht geschehen. Stolz wies C. die Versuche der Du Barry, ihn zu gewinnen, zurück. Zum Theil gelenkt von seiner Schwester, der Herzogin von Grammont, machte er mit dem von der Regierung angegriffenen Parlamente gemeinschaftliche Sache. Leicht vermochten seine Feinde den König zu überzeugen, daß er die äußern Beweise von Ehrfurcht gegen den Monarchen vernachlässige, wozu die Verirrungen desselben den Unterthan niemals berechtigen. Durch ein strenges Schreiben wurde ihm die höchste Ungnade am 24. Dec. 1770 verkündet, und er nach Chanteloup verbannt. Dies Exil wurde für ihn zu einem ehrenvollen; denn nicht allein begleitete ihn das allgemeine Bedauern, sondern er fand sich am Orte seiner Verbannung beständig von einer auserwählten Gesellschaft umgeben. Und allerdings hatte sich C. während seines Ministeriums die mannigfaltigsten Verdienste erworben, besonders um das Kriegswesen, welches er nach Beendigung des 7jährigen Krieges total durch Einführung trefflicher Schulen verbesserte, und rücksichtlich dessen er insbesondere die franz. Artillerie auf eine bedeutende Stufe brachte. Gleichergestalt widmete er seine Aufmerksamkeit der Verbesserung der franz. Marine und den franz. Colonien auf den Antillen. Durch ihn wurde der Familienvertrag geschlossen, welcher die sämmtlichen regierenden Bourbons verband. Er eroberte für Frankreich die Insel Corsica, und legte dem Ehrgeize Rußland's in Bezug auf Polen beständig Hindernisse in den Weg. Nach Ludwig's XV. Tode kehrte er aus seiner Verbannung an den Hof zurück, wo er die ehrenvollste Aufnahme fand, allein kein Portefeuille wieder erhielt. Er wußte sich durch seine unerschöpfliche Heiterkeit zu trösten, lebte äußerst verschwenderisch, und starb am 8.

Mai 1785, indem er ungeheure Schulden hinterließ. Seine Gemahlin, Louise Honorine Crozat du Chatel de C., welche ihren Gemahl jederzeit zärtlich liebte, hatte durch die Verschwendung desselben den größten Theil ihres Vermögens verloren, nichts desto weniger erhielt sie die von ihm ausgesetzten Legate aufrecht. Sie blieb auch während der Revolution in Frankreich, um nicht die Gläubiger und Pensionäre ihres Mannes der Gefahr auszusetzen, das ihnen Schuldige einzubüßen, und starb zu Paris, von Jedermann geehrt, im Jahre 1801. — Claude Antoine Gabriel de Ch.-Stainville, Neffe und Erbe des Vorigen, wurde 1762 geboren, und erhielt nach seines Oheims Tode die franz. Pairwürde. Er war Oberst des königl. Dragonerregiments, und stand unter den Befehlen des Grafen von Bouillé, hatte aber 1791 das Unglück, bei der mißglückten Flucht des Königs mit verhaftet zu werden. Man sprach ihn frei, und er blieb in Frankreich bis nach den bekannten Metzeleien des Septembers, worauf er nach England auswanderte, und dort unter seinem Namen ein Husarenregiment errichtete, mit dem er gegen Frankreich kämpfte. Im März 1795 wurde er zum ersten Male gefangen, und in die Gefängnisse von Dünkirchen geworfen, aus denen er nach einem Monate entkam, und sich an Bord eines amerikanischen Schiffes rettete. Er übernahm, da fast seine sämmtlichen Verwandten auf dem Schafotte gestorben waren, die Verpflichtung gegen England, mit seinem Regimente nach Indien zu gehen und dort gegen Tippo-Saïb zu dienen, war auch bereits am 12. Nov. 1795 zu Stade eingeschifft, als er an der Küste von Calais Schiffbruch erlitt, und mit seinen Unglücksgefährten verhaftet wurde. Ungeachtet der Reclamationen von Seiten des Königs von England blieb C. 4 Jahre lang im Gefängnisse. Erst am 1. Jan. 1800, unter der Consularregierung, erhielt er seine Freiheit wieder, und ging nach England, wo er vom Könige eine Pension empfing. Buonaparte ertheilte ihm 1801 die Erlaubniß zur Rückkehr; allein er erlitt abermals eine Verhaftung und ein 18monatliches Exil, weil er in die Verschwörung von Moreau und Pichegru verwickelt gewesen war. Nach seiner abermaligen Rückkehr nach Frankreich bewilligte ihm der Kaiser eine Pension von 20,000 Fr. Bis zum Jahre 1814 verwaltete er kein öffentliches Amt; dann aber wurde er Pair von Frankreich, Generallieutenant und 1819 Generalmajor der Nationalgarde, welche Stelle er später aufgab. Seit 1814 war er in der Pairskammer ein beständiger Vertheidiger der Charte, er sprach gegen die an Marschall Ney zu vollziehende Todesstrafe, und übernahm edelmüthig (1820) die Vertheidigung des Generals Merlin, obgleich dessen Vater, der ehem. Justizminister unter dem Directorium, wider ihn bei seiner Verhaftung nach dem Schiffbruche gewirkt hatte. Nach den Julitagen war er mit Lafayette und Gérard Mitglied der provisorischen Regierung, und fuhr auch später fort, die constitutionellen Freiheiten zu vertheidigen. Auch als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht. Unter Anderm schrieb er im Gefängnisse zu Orleans die „Relation du départ de Louis XVI, le 20 Juin 1791," so wie eine „Histoire du procès des naufrages de Calais."

Choiseul-Gouffier, Maria Gabriel Auguste Florent, Graf von, berühmter Alterthumsforscher, wurde zu Paris 1752 geboren, studirte im Collegium von Harcourt, wo er einen classischen Unterricht erhielt, und frühzeitig eine Vorliebe für Alles äußerte, was Griechenland betraf. Sein Wunsch, dieses Land zu sehen, wurde ihm 1776 gewährt, wo er sich auf der vom Marquis de Chabert befehligten Atalante einschiffte. 1782 erschien der 1. Band seiner „Voyage pittoresque en Grèce," der mit großem Beifall aufgenommen wurde, und ihm 1784 den Eintritt in die Akademie der Wissenschaften verschaffte. In demselben Jahre ging er als franz. Gesandter nach Konstantinopel, wo er die Stunden der Muße den Künsten und Wissenschaften und seinen Forschungen über Alterthümer widmete, zu welchem Zwecke er viele Gelehrte und Künstler mitnahm; zugleich zeichnete er sich als Diplomat aus. In seinem Werke hatte er sich für die politische Befreiung der Griechen ausgesprochen, und die Mittel angegeben, nach welchen die Länder des alten Griechenlands einen neuen christlichen Staatenbund bilden könnten. Ein auf seinen Einfluß bei der Pforte eifersüchtiger Gesandter eines fremden Hofes machte den Divan auf die betreffende Stelle in C.'s Reisebeschreibung aufmerksam. C., davon benachrichtigt, ließ einen Carton

rücksichtlich der bezeichneten Stelle drucken, und überreichte so ein verbessertes Exemplar dem Großherrn, wodurch er seinen Credit wiederherstellte. 1791 wurde er zum Gesandten in London ernannt; er blieb aber, als ein Feind der franz. Revolution, in Konstantinopel, und sandte seine Correspondenz an die ausgewanderten französischen Prinzen. Diese Correspondenz fiel in die Hände der Republikaner, und der Convent beschloß seine Verhaftung. C. entging ihr dadurch, daß er sich nach St. Petersburg begab, wo ihn Katharina II. auf das Schmeichelhafteste empfing, und Paul I. ihn später zum geh. Rathe ernannte, und ihm die Direction der Akademie der Künste und die Aufsicht über die kaiserl. Bibliotheken anvertraute. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, und erhielt in der Akademie seine Stelle wieder. 1809 erschien von seiner griechischen Reise die 1. Lieferung des 2. Theiles, erst 1820 die 2., und 1824 die 3. C. selbst war bereits am 22. Juni 1817 in den Bädern zu Aachen gestorben. Unter seinen antiquarischen Abhandlungen, die in den Memoiren des Nationalinstituts niedergelegt sind, ist besonders eine merkwürdig, in welcher er die Ansichten F. A. Wolff's über die Entstehung der Homerischen Bücher zu widerlegen suchte. Seine Sammlung von Alterthümern war sehr bedeutend und ist gegenwärtig mit dem Museum im Louvre vereinigt. Eine neue Ausgabe seiner „Voyage" besorgten Müller und Hase (3 Bde. Par. 1841.).

Cholera oder **Brechruhr** ist eine in den Niederungen Ostindien's seit undenklichen Zeiten epidemisch herrschende, bösartige und schnell verlaufende Krankheit, deren charakteristische Erscheinungen plötzliches Schwinden der Kräfte, Hemmung der Gefäßthätigkeit, und Kaltwerden der Extremitäten sind, welche in den meisten Fällen von erschöpfenden Ausleerungen, heftigem Durste, blaugefleckter Haut und Krämpfen begleitet werden, und wobei die Geisteskräfte unversehrt bleiben. Die Cholera ist als sporadische Krankheit selbst europäischen Aerzten seit jeher oft vorgekommen, besonders in den heißen Jahreszeiten, wo die Verrichtungen des Gangliensystems durch so vielerlei Veranlassungen geschwächt und gestört werden können. In den ältesten Zeiten haben schon selbst Hippokrates, später Celsus, der treffliche Aretäus und Cälius Aurelianus Nachrichten und zum Theil genaue Beschreibungen davon gegeben. Professor Wawruch theilte der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien Spuren der Cholera im alten Testamente mit. Im 17. Jahrhunderte (1669 und 1675) nahm die in England aufgetretene Cholera einen bösartigen Charakter an und herrschte epidemisch. Willis und Sydenham haben diese Epidemie beschrieben, aber schon weniger heftige wahrscheinlich auch früher beobachtet. Ueber die in Ostindien einheimische Cholera gab zuerst Bontius, der längere Zeit in Java lebte, im Jahre 1641 eine genaue Nachricht. Später beschrieb sie Dellon, ein französischer Reisender, umständlich. Nach ihm gaben davon Thevenot und andere Reisende Nachricht. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat die Cholera mit einer noch nie gesehenen Bösartigkeit in Ostindien auf, namentlich im englischen Lager (1756—57, dann später bei Arcote 1770, 1781, 1783 und 87), auf den Küsten von Koromandel (1774—1787), in Amborethal (1769 und 1783), in Ganjam (1787), in Madras (1774, 1781 und 82), auf der Insel St. Mauritius (1778), in Yellore (1787), in Trincomale (1790), und im französischen Heere (1781—82). Nachdem die Cholera in den Jahren 1815 und 16 mehrere Gegenden von Bengalen und im Frühjahre 1817 mehrere am Ufer des Ganges liegende Städte, Noddia, Patna, Benares u. a. besucht hatte, brach sie den 28. Aug. mit einer mörderischen Heftigkeit in Jessore, etwa 100 Meilen von Calcutta, aus, wo sie in einigen Stunden mehrere, und in einigen Wochen 6000 Menschen tödtete. Von hier aus verbreitete sie sich von Ort zu Ort, bis sie im Sept. Calcutta erreicht hatte, wo sie wöchentlich 200 Menschen das Leben raubte. Im November hatte sie auch das große englische Lager angegriffen, zuerst in Mundellah, dann in den Kreisen von Jubbulpore und Sanger, und tödtete viele Tausend Menschen. Von Calcutta aus verbreitete sich die Cholera in dem Innern der Halbinsel. Bald wurden im J. 1817 die größern Städte bis zum Cap Comorin angegriffen und westlich Bombay (5. Oct. 1818) Arcote und Surate. Im Dec. 1818 erschien sie auf der Insel Ceylon, wo sie im Januar 1810 in Colombo, im Febr.

in Candy und in Trincomale erschien. Von der Insel Ceylon, wo sie mit außerordentlicher Heftigkeit wüthete und die meisten Eingebornen tödtete, verbreitete sie sich auf die übrigen Inseln des indischen Meeres, und tödtete viele Tausend Menschen. Nach einem heftigen Sturme brach sie (2. Octbr. 1820) zu Manilla auf der Insel Luzon, — dem letzten Puncte der östlichen Ausbreitung der Cholera — aus, nnd tödtete in 14 Tagen 15,000 Menschen. Im J. 1819 verbreitete sich die Cholera von Bengalen in das birmanische Reich, erschien dann auch im Meerbusen von Siam, nnd tödtete in der Hauptstadt Bancock mehr als 40,000 Menschen. In demselben Jahre soll sie durch Schiffe auf die Insel Java verpflanzt worden sein. Im J. 1820 verbreitete sie sich aus dem Meerbusen von Siam auf die Küsten von Tunkin und Cochinchina, besuchte dann China, so daß sie am 18. Oct. in Kanton, wo sie die Hälfte der Erkrankten tödtete, und im J. 1821 in Peking ausbrach, und verließ China bis zum Jahre 1827 nicht. Die westliche Verbreitung der Cholera nach Europa geschah von Bombay aus. Von hier aus ging sie nach Surate, und dann über das arabische Meer in den persischen Meerbusen (Juni und Juli 1821), wo sie in der Handelsstadt Mascate so heftig gewüthet hatte, daß wenigstens 60,000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Es kam jetzt die Reihe an die Wechabiten und wandernden Araber, von denen in einigen Wochen ungefähr 125,000 Menschen zu Grunde gingen. Bald wurden die persischen Städte Bender-Abassi und Abuschir, dann die türkische Stadt Bassora angegriffen, in welcher letztern Stadt in 14 Tagen 18,000 Menschen hingerafft wurden. Die Seuche verbreitete sich an den Ufern des Tigris und Euphrat immer weiter, bis sie am Ende Aug. Bagdad erreichte und dort 5—6000 Menschen tödtete. Von hier aus folgte sie überall den Karavanen über die syrische Wüste, und erreichte im Nov. 1822 Aleppo, hörte im Dec. auf, erwachte aber mit neuer Wuth im Juni 1823 in Laodicea und bald darauf in Antiochien. Von Bender-Abassi stieg sie bis Schiras hinauf, wo sie 16,000 Menschen tödtete, und vermied Ispahan, von wo jetzt die Handelsstraße nach Yezd verlegt wurde. Hier brach die Cholera Ende Sept. aus, hörte im Nov. auf, erwachte wieder im J. 1822, besuchte alle Städte, ausgenommen Teheran, und war am Ende des Sommers in Tauris, wo der Prinz Abbas Mirza sein Hauptquartier hatte, und folgte seinem Heere, welches durch die Cholera fast aufgerieben wurde. Von Tauris aus besuchte sie die merkwürdigeren Städte des kaspischen Meeres und im J. 1823 mehrere der russischen Grenze nahe gelegene Kreise. Im Juni war sie in Leukoran, einer Grenzstadt des russischen Reiches, und im Juli in Sallian, bei dem Ausflusse des Kur in das kaspische Meer. Dem Gange des Kur folgend, gelangte sie am 26. Aug. in die russische Festung Baku an der östlichen Küste des kaspischen Meeres. Am 22. Sept. erkrankten auf einmal in dem von hier entlegenen Astrachan viele Menschen an der Cholera. Sie hörte im Winter auf, erwachte aber wieder, obwohl in milderer Form im J. 1824. In demselben Jahre erschien sie nochmals in Bengalen auf den Ufern des Ganges und Jumnah, so wie auf der Halbinsel. Ganz besonders wüthete sie in Calcutta und Madras (Aug. 1825), verbreitete sich südlich noch in demselben Jahre am Ganges und erschien in Pondichery wieder. Im J. 1826 wüthete sie noch heftiger in Bengalen, besonders am Ganges und in den Mahrattenstaaten, brach im J. 1827 in dem Gouvernement Madras aus, wo sie auch den Gouverneur Monro tödtete. Von hier aus drang sie auf der Landstraße von Delhi nach Persien und Samarkand. Im Jahre 1828 herrschte die Cholera nicht nur in Calcutta, sondern erschien auch in Bombay auf der östlichen Küste der Halbinsel, obwohl im Ganzen dieses Jahr für Ostindien günstig war. Im Jahre 1829 erschien die Cholera in der Bucharei, in China und Persien, wo sie die bisher verschonten Städte Teheran, Tauris u. a. angriff, drang von hier im Jahre 1830 nach Georgien, Kaukasien und mehrern Gouvernements des südlichen und westlichen Rußland's, brach den 29. Juli in Astrachan wieder aus, von wo sie sich mit heftiger Wuth auf der großen Landstraße verbreitete. Am 4. Aug. zeigte sie sich in Zarizyn, am 6. in Saratow. Von hier drang sie nach Pensa und Simbirsk, dann nach Kasan, Nisnei-Nowgorod und andern Städten und Gouvernements, war am 28. Sept. in der alten Czarenstadt Moskwa, in

Bessarabien und Podolien, und drang über die Moldau schon im Jan. 1831 nach Bulgarien. Aus Podolien verbreitete sie sich über Saratow in das österreichische Galizien, in dem tarnopoler und czortkower Kreise, wo sie bis zum Juni herrschte. Die Krigsereignisse in Polen öffneten ihr einen weiten Weg. Mit der russischen Armee zog sie nach Polen, zeigte sich im Dec. 1830 in Luzk, bald darauf in Brzesc. Im Frühjahre 1831 besuchte sie die pulcawaer, liewer, podolier, volhynier, grodnoer und wilnaer Gouvernements. Im März erneuerte sie sich in Brzesc, zog dann über Terespol gerade nach Warschau, wo sie schon am 21. April ausbrach und bis zum 5. Mai von 2500 Kranken 1110 tödtete, hörte dann dem Scheine nach auf, brach aber nach der Schlacht von Ostrolenka (26. Mai) wieder aus. Fast zu gleicher Zeit brach die Cholera in Polangen, einer russischen Grenzstadt an der Ostsee, und Riga aus, wanderte nach Mitau und Bauske, brach sich trotz der strengen Maßregeln am 29. einen Weg auch nach Danzig, und erfüllte Deutschland mit Schrecken. Umsonst wandte man in Danzig die strengsten Absperrungen an, um die weitere Verbreitung der Cholera zu verhindern. Die Cholera drang in Ost- und Westpreußen ein, griff dann den Gumbinnener und Königsberger Kreis an, und brach am 14. Juni auch in Petersburg aus, obwohl in etwas milderer Form wie anderwärts. Mit großer Heftigkeit brach sie 1831 auch in der Moldau aus. In Jassy starben in kurzer Zeit 4000 Menschen. Sie verbreitete sich auch in der Walachei und jenseits der Donau in Bulgarien, und drang mit großer Schnelligkeit von Ruschtschuk bis Schumla und längs des schwarzen Meeres bis Mingrelien vor. Am 11. Juli zeigte sie sich auch in Konstantinopel, wo sie mehr als die Pest gefürchtet wird. Nachdem die Cholera Polen fast in allen Richtungen durchstreift, erreichte Galizien dasselbe Schicksal, besonders nach dem Einrücken der Dwernickyschen Armee daselbst. Am 6. Mai brach sie mit großer Wuth in Brody und in Lemberg aus, ging dann noch trotz der strengen Gesundheitscordons nach Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, und zeigte sich endlich mit ziemlicher Heftigkeit in Wien. Mähren besuchte die Cholera Mitte Sept., namentlich Brünn am 21. Sept., verbreitete sich von da nach Oesterreichisch-Schlesien, Preußisch-Schlesien, dem Großherzogthum Posen, der Provinz Brandenburg, und erschien bereits Ende Aug. in Berlin. Im Monat Sept. verbreitete sich die Cholera nach und nach in Ost- und Westpreußen und zum Theil in Pomeranien und Brandenburg. Später brach sie auch in Helsingfors und in der Festung Sweaborg (im russischen Finnland) aus. Am 9. Oct. kamen schon auch in Hamburg und eine Woche später in Altona Cholerafälle vor. Am 22. Oct. brach die Cholera im Königreiche Hanover aus, nahm aber wenig Opfer, so wie hier überhaupt die Cholera mild war. Am 20. Oct. brach die Krankheit auch in Böhmen und zwar in der Herrschaft Gubich aus. Am 28. Nov. erschien sie in Prag, wo man bis zum 25. Juli 1832 3636 Kranke zählte, wovon 2113 genasen, 1523 starben. Im November 1831 zeigte sich die Cholera auch in England, und zwar zuerst in Sunderland in Durhamshire, 300 Meilen weit von London, in welcher letztern Stadt sie am 7. Febr. 1832 ausbrach und sich allmählig in alle Gegenden verbreitete. Im Juli 1832 machte die Cholera wieder bedeutende Fortschritte in London. Am 26. März 1832 erschien sie plötzlich in Paris, und wüthete dort so heftig, daß die Zahl der Gestorbenen bis zum 18. Juli 15,506 war. Bald verbreitete sie sich auch in andere Gegenden Frankreichs. Nächst Paris wüthete sie am Heftigsten in Grenoble. Während des Sommers besuchte sie das Herzogth. Sachsen, die Niederlande und Holland, war aber meistens gelind. Dagegen wurde sie in Irland sehr bösartig, so daß dort die Sterblichkeit verhältnißmäßig viel größer war als in Großbritannien. Gegen Ende des Jahres 1832 erschien sie in Cuba, wo sie besonders die schwarze Bevölkerung heimsuchte, während sie schon im Juni desselben Jahres fast gleichzeitig Newyork und Quebeck befiel, und sich von da durch Canada und die Vereinigten Staaten ausbreitete. Im J. 1833 brach sie in Lissabon und Oporto, 1837 in Italien, auch in Centralamerika aus, ohne sich jedoch weiter zu verbreiten, und wird jetzt nur noch in Indien von Zeit zu Zeit beobachtet.

Die Cholera pflegt nach der Beschaffenheit der jedesmaligen Krankheits-Constitutionen, der Verschiedenheit der Länder, der Völker, der klimatischen Verhältnisse, der

Jahreszeiten, der Individualität des Kranken, seiner Lebensart und verschiedener anderer modificirender Ursachen in verschiedener Form aufzutreten. Das Wesen der Cholera bei allen ihren Formen ist der Krampf, welcher sich wieder nach der besondern Individualität eines jeden Kranken auf eine eigene Art äußert. Als Vorboten zeigen sich mehr oder minder auffallend und in längerer oder kürzerer Zeit ein Gefühl von Schwere und Druck in der Magen- und Nabelgegend, Appetitlosigkeit, Durst, Kollern im Bauche, Einsinken seiner Wände, öfterer Stuhl, Wadenkrampf, Kälte der Hände und Füße, schneller Puls, Mattigkeit u. s. w. Diesen Symptomen folgen die gefährlichsten Erscheinungen der Krankheit nach. In den schlimmern Fällen: Kopfbetäubung, Ohrensausen, Schwerhörigkeit, tiefes Einsinken der Augen, Todtenkälte und Unempfindlichkeit, oder sehr schmerzhaftes Zusammenziehen der Hände und Füße, kaum fühlbarer Puls, blaugefleckte oder ganz blaue, abgestorbene Haut des ganzen Körpers oder blos der Extremitäten, blauschwarze Farbe der Nägel, Verschrumpfung der Finger und Zehen, Angst und Unruhe verrathendes Gesicht und Bewegungen, mit klagendem Winseln oder Klagen mit rauher, oft nur lispelnder, fast unverständlicher Stimme. Dabei schwinden alle Kräfte, es erscheint Starrkrampf oder Kinnbackenkrampf, und der Kranke verscheidet bald unter apoplektischen Symptomen, bald unter Symptomen von Herzlähmung, in 1, 2, 3 Stunden (Chol. asphyctica). In der weniger schlimmen Form, welche mehr den Charakter eines klonischen Krampfes hat, und am Allerhäufigsten vorkommt, sind Erbrechen und Abführen die Hauptsymptome. Das Abweichen geht oft dem Erbrechen vor, und ist manchmal so stark, als wenn der ganze Inhalt der Gedärme entleert würde, mit oder ohne Schmerz, oft auch unwillkürlich, im Anfange grünlich, später und meistens wässerig, farblos, mit zahlreichen Schleimflocken, manchmal dem verdünnten Eiweiße oder dem Stärkewasser, oft dem Fleischwasser ähnlich, meistens geruchlos, oft sehr stinkend. Dem Durchfalle geht bald vor bald nach, bald erscheint zu gleicher Zeit mit ihm das Erbrechen, welches manchmal ein vorherrschendes Symptom ist, hört aber in den meisten Fällen bald auf, indem der Magen in eine gewisse Atonie verfällt. Der Puls sinkt immer mehr, und verschwindet dann im ganzen Körper gänzlich. Der Herzschlag wird schwach, zitternd und oft kaum fühlbar. Das aus den Venen gelassene Blut ist sehr dunkel und dick, klebrig. Eine eigenthümliche Veränderung leidet das Gesicht; es wird leichenblaß, schrumpft auffallend zusammen, die bläuliche Nase wird dünn, die meistens mit einem bläulichen Ringe umgebenen matten, halbgeöffneten, meistens glanzlosen, starren Augen werden in ihre Höhlen stark hineingezogen, das ganze Gesicht zeigt mit einem eigenthümlichen Ausdrucke das tiefe Leiden, Unruhe und Beängstigung (facies cholerica). Die Zunge, welche manchmal rein, blaß, trocken, öfters mit gelblich weißem Schmutze belegt ist, wird eiskalt, so wie der Athem, und doch klagen die Kranken über brennende innere Hitze, mit schrecklichem, unauslöschlichem Durste. Die Respiration wird nach und nach immer schwerer und beklommener. Bei allen diesen wichtigen, lebensgefährlichen Symptomen scheinen die höhern Geistesverrichtungen nicht zu leiden. Das Bewußtsein ist in den meisten Fällen bis auf den letzten Augenblick vorhanden, ja es waren Fälle, wo der Kranke kein Lebenszeichen verrathend, in die Leichenkammer getragen wurde, ohne es bei vollem Bewußtsein verhindern zu können. Die Reconvalescenz ist bei früher gesunden Personen meistens sehr schnell, denn die freigewordenen Nerven treten ihre unterbrochene normale Function alsogleich an, etwa wie bei andern schnell entstandenen Krampfkrankheiten, wenn sie nicht eine anderweitige krankhafte Störung durch die stürmische ärztliche Behandlung erlitten haben. Nach gehobener Krankheit sind die Recidive leicht, welche meistens gefährlicher sind, als der erste Anfall. Sehr oft geht die Cholera auch in Nachkrankheiten über, welche theils durch die Individualität des Kranken, theils durch die ärztliche Behandlung veranlaßt werden. Die schlimmste unter diesen ist eine Art Nervenfieber, mit Betäubung und Irrereden, welche gewöhnlich mit dem Tode endet. Die Leichenöffnungen bieten sehr verschiedenartige Erscheinungen dar, welche aber die Einsicht in die Natur und das Wesen dieser Vergiftungskrankheit — wie sie Hufeland nennt — durchaus nicht erleichtern. In den meisten Fällen findet man in den

innern edlen Theilen, im Gehirne, den Lungen, dem Magen, der Leber und der Milz, die Blutgefäße, so wie das Herz, mit schwarzem, dickem Blute gefüllt, was auf eine gänzliche Umstimmung des Blutlebens hindeutet.

Vor der Cholera schützt weder Lebensalter noch Geschlecht; sie greift die gesundesten und kräftigsten Männer eben so wie die zartesten Frauenzimmer, Säuglinge wie Greise an. So wie in Asien, so scheint sie auch in Europa die ärmere Volksclasse besonders in Anspruch zu nehmen. Ihre mit so vielen Mühseligkeiten, Armuth und Elend verbundene Lebensweise, ihre oft ungesunde, dumpfige, nie gelüftete Wohnung, wo sie meistens zusammengedrängt leben, macht sie empfänglicher für die Cholera erzeugenden Einflüsse und Ursachen. In Europa wurde diese Empfänglichkeit noch um Vieles gesteigert durch die von der Cholera verbreiteten übertriebenen Ideen und Vorstellungen, so wie durch die Furcht und Beängstigung, welche durch die zur Abwehrung der Cholera veranstalteten großen, kostspieligen und erschreckenden Apparate in ihnen erweckt wurden. Indessen sind fast in allen Ländern Beispiele genug gewesen, daß die Cholera auch die Schwellen der Großen und Wohlhabenden betrat. Die Empfänglichkeit für die Cholera ist in allen Ländern, von welcher Lage und Beschaffenheit sie auch sein mögen, gleich. In Rußland wüthete sie, während die Erde mit Schnee und die Flüsse mit Eis bedeckt waren, mit eben solcher Heftigkeit, wie an den Ufern des persischen Meerbusens oder in den heißen Landstrichen des übrigen Asiens; in den sandigen Wüsteneien Arabiens eben so, wie an den feuchten, sumpfigen Ufern des Euphrats; auf den hohen und fruchtbaren Ebenen von Nepaul eben so, wie auf den sumpfigen Wiesen von Mesopotamien; ihr Einfluß war auf dem Rücken des Kaukasus eben so groß, wie in den Pagoden der Hindus oder in den Palästen der Per ser; doch scheint sie über eine gewisse Höhe nicht wegzukommen. In Indien erreichte sie Seringapatam, die Plateaus von Mysore und Bengalen, sämmtlich 3000 F. über dem Meere, in Persien Schiras, 4500 F., Tauris 5118 F. über dem Meere, drang aber nicht bis in die Wüste Kobi, zwischen China und Sibirien, 8000 F., und auf die Hochebene von Armenien, 7000 F. über dem Meere, vor. Man hat viel nach den Ursachen geforscht, die die weitere Verbreitung einer solchen Krankheit hervorbringen konnten, ist aber damit zu keinem genügenden Resultate gediehen. Man hat besonders drei Ursachen aufgestellt, das Dasein eines Ansteckungsstoffes in der Krankheit selbst, eine in allgemeinen kosmischen Verhältnissen begründete Luftverderbniß, und endlich tellurische, vom Erdkörper selbst ausgehende Einflüsse, welche in gewissen Strecken das Erscheinen der C. bedingen. Doch war der Einfluß dieser drei Hauptagentien zur Hervorbringung der Krankheit keineswegs unbeschränkt, und die Beschränkung derselben schien zuzunehmen, je weiter die C. nach Westen vorrückte. Hier, namentlich in der mäßigern Lebensweise der mitteleuropäischen Völker, an dem mittlern Klima und an der zweckmäßigen Behandlung, die ihr von deutschen Aerzten entgegengesetzt wurde, brach sich die Kraft der Krankheit und die durch sie bewirkte große Sterblichkeit. Diese letztere läßt sich im Allgemeinen nicht genau berechnen, da aus Asien, wo sie am Stärksten gewesen, sichere Angaben fehlen, und diese selbst in den civilisirten Ländern Europas durch absichtliche oder zufällige Hindernisse unmöglich gemacht worden sind. Die Angabe von 30 Mill. ist jedenfalls übertrieben; wahrscheinlich darf man nur ein Drittel oder höchstens die Hälfte dieser Summe als der Wahrheit am Nächsten kommend annehmen. In Europa verlor die Krankheit an intensiver Kraft, je größere Verbreitung sie gewann, so daß z. B. von 1000 Einw. in Lemberg am 28. Tage der Epidemie 31, in Berlin aber 2, am 52. Tage der Krankheit in Lemberg 53, in Berlin $4^1/_2$ gestorben waren. An feste Proportionen kann man hierbei nicht denken, denn in Wien starben z. B. am 28. Tage der Krankheit 3, in Magdeburg 6 von 1000, und während in Berlin während der 9 monatlichen Dauer der Krankheit von 280,000 Einw. 3000 der Epidemie erlagen, starben in Paris bei einer Menschenmasse von 770,000 Einw. in den ersten 4 Wochen 12000, in London war die Sterblichkeit dagegen nur unbedeutend. Das Erkranken und die Sterblichkeit waren besonders groß am 1. und 2. Tage nach Sonntagen, Volksfesten, Tumulten &c.; doch schien das Zusammentreffen mehrerer Bedingungen nothwendig zu sein, um ein In=

dividum für die die Epidemie erzeugenden Einflüsse empfänglich zu machen oder eine Anlage zur C. in ihm zu begründen. Solche Bedingungen waren Schwäche des Körpers durch Ausschweifungen, Nachtwachen, Blutverlust, niederdrückende Gemüthsbewegungen, überstandene Krankheiten; ferner kränkliche Beschaffenheit des Magens und Darmkanals durch Völlerei, besonders übermäßiger Genuß von Branntwein und schweren Rothweinen, durch den Genuß schwer verdaulicher, schwächender oder allzu kühlender, so wie verdorbener und schlechter Nahrungsmittel; ferner der Aufenthalt in sumpfigen Gegenden, in feuchten, dunkeln, dem frischen Luftstrome und dem Sonnenlichte unzugänglichen, mit Menschen überfüllten, und mit unreinen Dünsten behafteten Wohnungen; endlich Unreinlichkeit am eignen Körper und in der Bekleidung. Doch ist auch ohne solche Bedingungen die C. bei einzelnen Individuen ausgebrochen, und andre sind mit diesen Bedingungen von ihr verschont geblieben. Die Schriften über die C. wuchsen während ihrer Dauer zu einer bedeutenden Menge an; jetzt sind die Aerzte über sie verstummt, und man erwartet noch immer vergeblich eine vollständige Geschichte ihrer Wanderung und eine erschöpfende Darstellung der Ergebnisse der theoretischen und praktischen Forschungen der Aerzte aller Länder, welche die Krankheit befiel. Ziemlich vollständige Verzeichnisse der Schriften lieferten Kleinert in der „Cholera orientalis“, Extrablatt zum „Allgemeinen Repertorium der gesammten deutschen medicinisch-chirurgischen Journalistik“ (4 Hfte., Lpz. 1831—33), und Radius „Allgemeine Cholerazeitung, oder Mittheilungen des Neuesten und Wissenswürdigsten über die asiatische Cholera“ (5 Bde., Lpz. 1831—32, 4).

Choliambus, der hinkende Jambus, auch Skazon, oder von seinem Erfinder, dem griechischen Dichter Hipponax, Hipponacteus genannt, ist ein Versmaß, welches, aus dem sechsfüßigen Jambus entstanden, diesem gleich ist, nur daß statt des letzten jambischen Fußes ein Trochäus eintritt, woher eben der Name hinkender Jambus. Er hat folgende Gestalt:

⏑ ´– ⏑ – ⏑ ‖ ´– ⏑ – | ⏑ ´– – ⏓

Warum Egnatius beständig lacht? — Zähne
Besitzt er, weiß wie Schnee; das reizt mit Recht Lachlust.

Wegen des Ueberraschenden, welches dieser plötzliche Uebergang vom jambischen Maße zum entgegengesetzten trochäischen hat, eignet sich vorzüglich dieses Versmaß zu kleinen Scherz- und Sinngedichten, zu welchem Zwecke es auch die lateinischen Dichter Catull und Martial angewendet haben. Bei den Deutschen findet man es seltener.

Cholula, eine Stadt im mexikanischen Staate Puebla, mit 16,000 Einw., hieß vor der Eroberung Mexikos durch die Spanier Churultecal, und war eine der wichtigsten Städte der Azteken, ein sehr berühmter Wallfahrtsort, wohin aus allen Theilen des Reichs zahllose Pilger zusammenströmten, um die heiligen Stellen zu besuchen. Es gab hier 300 Tempel, und hier war das alte indianische Denkmal des Teocalli von C., eine 172 F. hohe und 1355 F. breite Pyramide aus ungebrannten Ziegeln erbaut; die Plattform von 12,600 QF. war dem Gotte Quetzalcoatl geweiht, dem Stifter einer Secte, die sich den strengsten Bußübungen unterwarf. Jetzt ist die Pyramide in eine christliche Kirche umgewandelt worden.

Chopin, Friedrich Franz, ein junger polnischer Componist und Virtuos auf dem Pianoforte, der sich der neuern Romantik in der Kunst mit Entschiedenheit angeschlossen, ist 1810 zu Zelazowawola in der Nähe Warschaus geboren, und nach den ersten Unterweisungen im Clavierspiel wesentlich von Joseph Elsner (s. d.) in die Geheimnisse der Kunst eingeführt worden. Von Warschau aus machte er mehrere Reisen, vorzüglich nach Deutschland, nach Dresden, Berlin, Leipzig und nach Böhmen, ohne daß er sich irgendwo hören ließ oder sonst öffentlich zeigte, welches Pfund von Kunstgeschicklichkeit er in seinem Innern trage. Während der jüngsten polnischen Revolution wanderte er aus, und auf seiner Reise nach Paris, wo er seinen bleibenden Aufenthalt genommen hat, erregte er als Claviervirtuos in Wien und München Aufsehen sowohl durch seine kühnen Phantasien, als durch seine noch kühnere Spielfertigkeit, welcher Nichts so schwierig schien, was sie nicht überwinden

könnte. Wie es schien, suchte er als Spieler und als Tondichter absichtlich etwas Abweichendes von der herkömmlichen Regelmäßigkeit, und daher mag es kommen, daß ihm in Paris viele Gegner unkünstlerisches Haschen nach Effect vorwarfen. Er hatte zwar viele Meister gehört, und sah manchen Rivalen, der mit ihm vor den Augen der Pariser Welt um die Palme der Kunst zu ringen bereit war, aber Alles, was nur im Entferntesten an alte oder an neue Meister erinnern konnte, unterdrückte er geflissentlich, und vermied jede Tonfigur und jedes Klangbild, daß dem Style eines Andern ähnlich schien. Hierin hat er viel Verwandtschaftliches mit Hector Berlioz. In dem Suchen nach Originalität würde der minder Begabte in die Trivialität des Bizarren und Barocken versunken sein, C. aber fühlte die Kraft in sich, sein Ziel zu erreichen und Schwierigkeiten, die er sich selbst aufgab, mit unermüdlicher Geduld so zu besiegen, daß nicht nur seine Leistungen den Stempel der echten Kunst an sich tragen, sondern daß zuletzt auch seine Gegner ihm ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Seine Compositionen für das Clavier, bei denen er besonders viel der linken Hand zugetheilt hat, bestehen in Variationen, Serenaden oder Notturnos, Sonaten, Rondos, Trios für Pianoforte, Violine und Violoncell, Mazurkas, in zwei Concerts in E-moll und F-moll, in geistreichen Variationen über Mozart's „La ci darem la mano" aus dem Don Juan, und in zwei Heften Etuden.

Chor heißt ursprünglich eine Anzahl Sänger und Tänzer, welche bei festlichen Gelegenheiten die Pracht der Feierlichkeiten erhöhen mußten. Im griechischen Drama ist der C. eine Anzahl von Personen, welche, nicht eigentlich in die Handlung verflochten, nur als zufällig anwesende Zuschauer gewissermaßen als Zeugen an derselben Theil nehmen, in den Dialog selten eingreifen, und namentlich dazu bestimmt sind, die Zwischenräume des Stücks mit Gesang und Tanz auszufüllen. In den ältesten Dramen, z. B. noch zuweilen bei Aeschylus, erschien er als Hauptperson der Handlung. Wahrscheinlich entstand der C. der Tragödie aus den dithyrambischen Chören, welche, bei den Dionysusfesten um den Altar des Gottes aufgestellt, Lieder zu Ehren des Gottes absangen. Er war Anfangs sehr zahlreich, und bestand zuweilen aus 50 Personen; später wurde er auf 15 festgesetzt. Die Herbeischaffung des C. war in Athen eine bürgerliche Ehrenlast, und hieß Choragie. Der Anführer oder Vorsteher des C. hieß Koriphäus, d. h. der an der Spitze Stehende, der auch dann, wenn der C. Theil an der Handlung nahm, im Namen desselben sprach. Die Mitglieder des C. durften keine Fremden und keine Landleute sein, und wurden eben so wohl wie der Lehrer, der sie im Singen und Tanzen unterrichtete, von den Choragen bezahlt. Bisweilen theilte sich der C. in zwei Theile, welche abwechselnd sangen oder sprachen. Auch diese Abtheilungen hat man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre genannt. Sie waren während des Gesanges in Bewegung, indem sie von der einen Seite der Bühne nach der andern gingen, und nach diesen Bewegungen wurden die einzelnen Absätze des Chorgesanges, Strophe, Antistrophe und Epode genannt. Ueber die Musik, nach welcher dieser C. gesungen wurde, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Sie war wahrscheinlich sehr einfach, vielleicht eine Art rhythmisch geregelter Declamation, und wurde von den Instrumenten, wahrscheinlich Flöten, im Einklange begleitet. Als die alte Tragödie in Verfall gerieth, fiel auch der C. in den Trauerspielen weg; erst in der neuern Zeit haben einige Trauerspieldichter, namentlich Schiller in seiner „Braut von Messina", den Versuch gemacht, ihn wieder nach Art der Alten auf die Bühne zu bringen. Die Art und Weise jedoch, wie man in neuester Zeit bei der Darstelluug einiger altgriechischen Trauerspiele die C. musikalisch behandelt hat, ist keine Wiederherstellung des alten C., und sollte es wohl auch nicht sein. — In der neuern Zeit heißt C. ein vier- oder mehrstimmiger Gesang, der die Gefühle und Gesinnungen einer Menschenmenge auszudrücken bestimmt ist; jede Stimme ist daher mit mehrern Sängern und Sängerinnen besetzt. Außerdem nennt man auch eine Vereinigung von Personen zum gemeinschaftlichen Vortrage eines Musikstückes, sei es ein Instrumental- oder auch nur ein Gesangstück, ein Chor. — Der Name C. bezeichnet ferner auch den Raum vor der Orgel, wo die Sänger und Musiker zu stehen pflegen. — C. heißt ferner bei den gemischten Orgelstimmen eine zusammenhängende Pfeifenreihe, die für jede

Taste einen Ton in folgerechter Reihe gibt, auch bei einigen Saiteninstrumenten nennt man den Inbegriff derjenigen Saiten, die in einer und derselben Tonhöhe gestimmt sind, und unmittelbar neben einander liegen, C. Man nennt solche Instrumente 2, 3 oder mehrchörig, je nachdem 2, 3 oder mehr Saiten zur Hervorbringung eines und desselben Tones bestimmt sind. So wird z. B. das tafelförmige Fortepiano 2 oder 3chörig, der Flügel, 3 oder 4chörig gebaut. — Hohes C. heißt in der katholischen Kirche der gegen Morgen gelegene, gewöhnlich durch Gitter vom Schiffe getrennte Theil der Kirche, wo der Hauptaltar und die Sitze der Geistlichen sich befinden.

Choral nennt man den einfachen christlichen Kirchengesang, nur aus melodischen Haupttönen bestehend, ohne Verzierungen, langsam und mehr nach dem Gefühle als nach dem Tacte vorgetragen. Hilarius, Bischof zu Poitiers, erfand ihn im vierten Jahrh., Ambrosius, Bischof zu Mailand, beschränkte ihn 380 auf die ersten vier authentischen Tonarten der Griechen, Papst Gregor I., der Reformator des Kirchengesangs, fügte jenen die vier ersten plagalischen Tonarten hinzu, und nach ihm wurde der Choralgesang der Gregorianische genannt. Glareau, im 16. Jahrh., fügte die beiden andern griechischen Tonarten beiderlei Gattung hinzu. Luther übersetzte die bis zu seiner Zeit üblichen lateinischen Hymnen ins Deutsche, dichtete neue Lieder, setzte sie in Musik, veranlaßte, daß beides durch andere Meister geschah, und ward so der Begründer des heutigen deutschen Choralgesangs. Der Choral wird gemeiniglich einstimmig gesungen, und vierstimmig von der Orgel begleitet. Kann er vierstimmig auch von der Gemeinde gesungen werden, wie dies jetzt in manchen schweizerischen Orten geschieht, so erhöht das seine Wirkung.

Choregraphie, die Kunst, Tänze durch Zeichen anzudeuten, eben so wie man Töne durch Noten bezeichnet. Man bezeichnet den Weg der Tänzer (Touren oder Figuren), die Theile und Glieder des Weges, die Stellung der Füße, der Arme, die Bewegungen des Körpers u. s. w. Außerdem wird die Bewegung oder Schnelligkeit des Tanzes durch Zeichen angegeben, und diese Zeichen heißen choregraphische. Aus gewissen Hieroglyphen will man abnehmen, daß bereits die Aegypter diese Kunst gekannt haben; die Zeichenschrift, womit die Römer ihre saltatio aufschrieben, ist verloren gegangen. In der neuern Zeit erfand diese Kunst der Canonicus Thoinet Arbeau zu Langres. In seinem Werke, das er 1588 herausgab, und worin er sie Orchesiographie nannte, brachte er über jede Musiknote zugleich ein den Tanzschritt und die Bewegung des Tanzes andeutendes Zeichen an. Leseuillet, ein Tanzmeister in Paris, nannte diese Kunst zuerst C. Vollständig ausgebildet ward die C. durch Beauchamp, den ein Parlamentsbeschluß für den rechtmäßigen Erfinder dieser vervollkommneten Kunst erklärte. Bis zur franz. Revolution war seine Zeichenschrift vollkommen als Norm anerkannt und gebraucht, jetzt ist sie aufgegeben, und jeder Balletmeister bedient sich seiner eignen C. Vgl. Winterschmid „Anweisung zur C." (Altenb. 1758).

Choriamb heißt in der Verskunst der aus einem Choreus oder Trochäus (— ◡) und Jambus (◡ —) zusammengesetzte Fuß (— ◡ ◡ —), z. B. wonneberauscht. Die Alten hatten ganze Gedichte, die aus reinen C. zusammengesetzt waren, doch wurde der C. gewöhnlich mit andern Rythmen in Verbindung angewendet.

Chörilus ist der Name mehrerer griechischer Dichter, unter denen besonders C. aus Samos, ein Zeitgenosse und Freund des Herodot, bekannt geworden ist. Er lebte ungefähr von 468 bis 405 v. Chr., und schrieb unter dem Titel „Persica" ein Epos, das den Sieg der Athener über Xerxes verherrlichte, aber untergegangen ist. Die noch übrigen wenigen Bruchstücke sammelte und erläuterte Näke (Lpz. 1817). — Ein anderer C. aus Jasus in Karien wird von Horaz erwähnt, scheint aber wenig Dichtertalent besessen zu haben, da er nur 7 Verse zusammengebracht haben soll. Er war im Gefolge Alexanders des Großen.

Choris, Ludwig, geb. am 22. März 1795 zu Jekaterinoslaw in Klein-Rußland; seine Aeltern, geborne Deutsche, brachten ihn auf das Gymnasium zu Charkow, allein eine von früher Jugend bemerkte außerordentliche Lust und Anlage zum Zeichnen ließen alles

Andere in den Hintergrund treten. Die unerschöpflichen Formen der Natur wurden Gegenstand seiner Nachahmung und seines eifrigsten Studiums; dies veranlaßte ihn, sich vorzüglich mit Landschaftsmalerei zu beschäftigen, und diese hinwieder erweckte in ihm ein unwiderstehliches Verlangen zum Reisen. Diese Sehnsucht ward bald befriedigt, denn 1813 durfte er den Marschall von Biberstein auf seiner Reise nach dem Kaukasus begleiten, um die Flora Caucasina zu zeichnen. Nach seiner Rückkehr 1814 ging er nach Petersburg, die dortige Kunstakademie zu besuchen. Sein ausgezeichnetes Talent, verbunden mit rühmlichem Fleiße, bestimmten den Reichskanzler Grafen Rumjanzoff, ihn für das auf seine Kosten ausgerüstete Schiff Rurik, welches unter dem Befehle des Lieutenant Otto von Kotzebue die Erde umsegelte, zum Maler zu wählen. Auf dieser ziemlich 4 Jahre dauernden Seereise zeichnete er vorzüglich die Bewohner der andern Erdtheile und Südseeinseln, und Alles, was mit dem Leben dieser Völker besonders in Berührung kommt und sie charakterisirt. 1819 ging C. nach Paris, wo er von den vorzüglichsten Gelehrten ehrenvoll aufgenommen und zugleich bewogen wurde, auf Stein zeichnen zu lernen, damit sein großer Schatz von Skizzen bei deren Herausgabe Nichts an Eigenthümlichkeit verlieren möchte. Hier erschienen seine Beobachtungen und Sammlungen unter dem Titel: „Voyage pittoresque autour du monde“ (22 Lief. in Fol. Paris 1821—23). Diese so Vieles umfassenden Zeichnungen sind voll Wahrheit und Originalität, wie man sie in frühern Werken ähnlicher Art durchaus nicht findet. Aber nicht nur bei den Menschen verweilte C., auch die Physiognomie der Pflanzen ist Gegenstand seines eifrigsten Studiums. Die 1826 zu Paris erschienenen „Vues et paysages des régions équinoxiales, recueillis dans un voyage autour du monde“ bilden gewissermaßen die Fortsetzung seines oben angeführten Werkes. Ungeachtet seiner Arbeiten versäumte er nicht, bei Regnault und Gérard sich in der Historienmalerei zu vervollkommnen. Mit Letzterem reiste er 1826 nach Rheims, um eine Zeichnung von Karl's X. Krönung zu entwerfen; 1827 verließ er Frankreich, um durch Zeichnungen der Indianerstämme in Südamerika seine große Sammlung von Portraits aller Nationen der Erde zu vervollständigen; aber auf einer Reise nach Veracruz wurde er nebst seinem Gefährten, dem Engländer Henderson, am 22. März 1828 von Straßenräubern ermordet. Er hinterließ in Frankreich ein noch ungedrucktes Werk „Recueil de têtes et de costumes des habitans de la Russie, avec des vues du mont Caucase et de ses environs“, das in 18 Lief. erschien.

Chorographie heißt die Beschreibung einer Gegend oder Landschaft, Chorograph, der sich mit dieser Beschreibung beschäftigt. Chorographische Karten, Karten von einzelnen Districten, gewöhnlich im Maßstab von $^1/_{200000}$ oder 1 Meile = 1 Dezimalzoll.

Chorographiemetrie ist der Name der von Klein in Mainz, einem Künstlerdilettanten, 1839 erfundenen neuen Methode, auf bequeme Weise Höhen und Entfernungen zu messen und zu bestimmen. Man hält sie besonders für den Landschaftsmaler von Nutzen, um eine sichere Grundlage für seine nach der Natur aufgenommenen Darstellungen zu gewinnen.

Chortatzis, Georg, ein griechischer Dichter aus Kreta, lebte vermuthlich um die Mitte des 17. Jahrh., denn die in Bartholdy's Bruchstücken zur bessern Kenntniß Neugriechenlands angeführte Ausgabe seines Drama Erophile, gedruckt in Venedig 1772, war sicher nur ein neuer Abdruck dieses, durch seine Schreibart und den darin herrschenden poetischen Geschmack einen weit frühern Ursprung beurkundenden Gedichts. Bedeutendere Bruchstücke daraus, als bei dem erwähnten Schriftsteller, und eine vollständige Angabe des Inhalts finden sich in Leake's „Researches in Greece“. Die Tragödie ist merkwürdig als die erste dramatische Production der griechischen Poesie seit dem leidenden Christus Gregor's v. Nazianz (im 4. Jahrh.), war aber, weit entfernt sich an die classischen Muster des Alterthums zu lehnen, nur eine dramatisirte Nachbildung der alten italienischen Novelle Guiscardo e Gismonda, woraus auch Bürger die Idee zu seiner Ballade Lenardo und Blandine schöpfte, und ist jetzt durch den Schwulst der Sprache und die Steigerung und Häufung des Gräßlichen bis zur Caricatur auch für den geläuterten Geschmack der Neugriechen,

bei denen sie sonst hoch in Ansehen stand, ungenießbar geworden. Merkwürdig sind deutliche Spuren des Nationalhasses gegen die Türken, welche in den als Zwischenacte eingeschobenen Scenen aus Tasso's befreitem Jerusalem mit den Sarazenen verwechselt und treue Bundesgenossen des Teufels genannt werden. Der Dialog ist in gereimten politischen Versen abgefaßt, die Chorgesänge in verschiedenen, aber sämmtlich gereimten Metren, u. a. in terze rime, wie die von Leake daraus angeführten Proben. — Die Lebensumstände des Dichters sind unbekannt. Ellissen.

Chorton, der Ton, in welchem die Orgeln von den ältesten Zeiten her gestimmt wurden. Er ist in den ältesten Orgeln um eine kleine Terz, gewöhnlich aber um einen Ton, einen halben Ton, oder eine andere Fraction höher als der Kammerton. Letzterer wurde eingeführt, um bei Musiken außerhalb der Kirche gebraucht zu werden, weil der Ton der Instrumente durch tiefere Stimmung voller und schöner wurde. Jetzt werden auch die meisten Orgeln im Kammertone gestimmt.

Chotek, Karl, Graf von, Herr auf Chotkowa und Woynin, bis 1843 Oberstburggraf in Böhmen, Präsident der vereinigten böhmisch-mährisch-schlesischen Hofkammer und Conferenzminister in Wien, wurde 1783 geboren, studirte die Rechtswissenschaft in Wien und Prag, und trat 1803 beim böhmischen Gubernium in Dienste. Drei Jahre später wurde er nach Wien an die Hafkammer berufen, und 1807 als Hofsecretär angestellt. Um die Finanzverwaltung der österreichischen Monarchie und der übrigen Länder Europas kennen zu lernen, unternahm er auf kaiserlichen Befehl eine große Reise von 1807—1810. Da aber unter dem Minister Grafen Wallis das österreichische Finanzwesen gänzlich umgestaltet wurde, so wurde auch C. anders gestellt, und 1811 zum Gubernialrathe in Brünn und ein Jahr später zum Kreishauptmanne zu Prerau in Mähren ernannt, und somit seiner Thätigkeit ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Auf diesem wichtigen Posten zeichnete er sich durch rastlose Thätigkeit und persönliche Aufopferung, namentlich in dem verhängnißvollen Kriegsjahre 1813 so aus, daß ihm als gerechte Anerkennung seiner wichtigen Dienstleistungen das für jene Zeit gestiftete silberne Ehrenzeichen zu Theil ward. Graf Saurau, bevollmächtigter Einrichtungscommissär der illyrischen Provinzen, berief ihn jetzt zu sich nach Triest, um von ihm das Triester Kreisamt organisiren zu lassen. C. bereiste vor Allem diesen Kreis, überzeugte sich von den Bedürfnissen und Mängeln, sorgte für die gänzlich vernachlässigten Schulen und Landstraßen, beugte der häufig eintretenden Hungersnoth durch Einführung des Kartoffelbaues vor, und wurde so in geistiger und physischer Hinsicht zu einem großen Wohlthäter dieses verwahrlosten Gebietes. Da man bei dem Vorrücken einer österreichischen Expeditionsarmee unter Bianchi im Jahre 1815 gegen Neapel für eine provisorische Verwaltung der besetzten Landestheile besorgt sein mußte, wurde C. Generalgouverneur des Königreichs Neapel; der schnelle Sieg Bianchi's aber und die Rückkehr des Königs Ferdinand aus Sicilien machte diese Vorkehrungen unnöthig, und so ging er mit der Armee Bianchi's nach dem südlichen Frankreich. 1816 ernannte man ihn zum Hofrathe bei der Regierung zu Triest und nach dem Tode des Gouverneur's, Freiherrn von Rosetti, leitete er Alles bis zum Jahre 1818. Errichtung eines Frei- und Zwang-Arbeitshauses, eines Armeninstituts, eines Leuchtthurms an der Küste von Istrien, Regulirung des städtischen Vermögens, Tilgung alter Schuldenlasten, Anlegung neuer Wasserleitungen, Einrichtung eines Dampfbootes zwischen Triest und Venedig, der Bau eines Strafhauses in Capo d'Istria, Plan zur Anlegung der großen Straße von Optschina und Verschönerungen Triest's sind die segensreichen Spuren seiner kurzen Verwaltung. Bei einer Anwesenheit des Kaisers in Triest 1818 wurde er zum Vicepräsidenten von Tyrol, und ein Jahr nachher zum Gouverneur von Tyrol und Vorarlberg ernannt, welche Stelle er bis 1825 bekleidete. Auch in dieser Zeit war er auf gewohnte Weise thätig: er führte die Recrutirung eines Jägerregiments ein, errichtete eine Landwehr von 20,000 Mann, ein tyroler Nationalmuseum, gestaltete das Insbrucker Lyceum zu einer Universität um, stiftete eine Sparkasse, eine Armenanstalt, eine Feuerassecuranz; kurz, traf so viel wohlthätige Einrichtungen, daß auch dieses Land seiner nicht vergessen wird. Der

Kaiser berief ihn 1825 als Hofkanzler und Präsidenten der Studienhofcommission nach Wien, und übertrug ihm 1826 die oberste Verwaltung des Königreichs Böhmen. Daß er auch hier auf gleiche Art, wie früher, thätig war, beweist, um nur Einiges anzuführen, die Pilsener Eisenbahn, die Gründung eines Arbeitshauses und Errichtung des anatomischen Theaters zu Prag, seine wohlthätigen Anstalten bei der Choleraepidemie in Böhmen u. s. w. Nachdem er 1843 sein 40jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, wurde er Ende Juli desselben Jahres auf sein Ansuchen seiner Stelle als Oberburggraf enthoben.

Chouans wurden zuerst bekannt im Revolutionskriege, wo diesen Namen diejenigen Insurgentenhaufen führten, welche auf beiden Seiten der Loire im Interesse der Bourbons gegen die Republik fochten. Die politische Wichtigkeit, welche sie seit dieser Zeit unter den auf einander folgenden Regierungswechseln in Frankreich erlangt haben, und das rastlose Streben der obersten Gewalt, sie theils zu bekämpfen, theils für ihr Interesse zu gewinnen, hat auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf diese Banden gelenkt, und denselben eine gleichsam historische Bedeutung erworben. Ueber ihre Entstehung ist man ungewiß. Nach Einigen sollen die Söhne eines Schmieds, der Chouan hieß, die Ersten gewesen sein, welche Unruhen erregten, und dadurch den spätern Aufrührern den Namen gegeben haben. Andere hingegen, und diese Angabe scheint die wahrscheinlichste zu sein, leiten ihre Abkunft von den Schleichhändlern her, welche vor der Revolution in der Bretagne mit der heimlichen Ausfuhr des Salzes ein sehr einträgliches Gewerbe trieben. Diese Leute führten den Spitznamen Chat-huant (Nachteule), wegen Nachahmung der Töne dieses Vogels, welcher sie sich bedienten, um sich bei ihrem nächtlichem Gewerbe gegenseitig zu erkennen und zu Hülfe zu kommen, wenn ihnen Gefahr drohte, oder eines ihrer Mitglieder das Unglück hatte, in die Hände eines Aufsehers der Regierung zu fallen. Die Revolution, welche die Aufhebung der Salzmonopole zur Folge hatte, machte dadurch das Gewerbe der Schleichhändler unnütz, und die Leute, welche sich damit beschäftigt und ernährt hatten, zu ihren natürlichen Feinden. Während dessen hatte sich der Bürgerkrieg in der Vendée entsponnen. Die Erhaltung der Religion, der Königswürde und des Adels waren auch dort die Zwecke, wegen welcher man sich bewaffnet hatte, allein es fehlte viel, daß beide Parteien nach einem gemeinschaftlichen Plane gehandelt hätten. Wäre dies der Fall gewesen, hätte der Muth, mit welchem die Insurgenten fochten, einen Stützpunct in der übereinstimmenden Handlungsweise ihrer Anführer gefunden, wären die vielen Siege, welche sie gegen die Republikaner errangen, durch einen geregelten Operationsplan benutzt worden, hätten endlich die Engländer durch ihre treulose Politik die Insurgenten nicht verleitet, auf fremden Beistand zu hoffen, das Dasein der jungen Republik konnte mehr wie ein Mal Gefahr laufen, eine Beute derselben zu werden. Zu Ende des Jahres 1794, nachdem in diesem Kampfe alle Gräuel eines Bürgerkrieges, und von der Regierung namentlich alle Mordscenen des Terrorismus erschöpft worden waren, nachdem Robespierre gestürzt war, und der Nationalconvent wohl eingesehen hatte, daß der Wille eines ganzen Volkes nicht durch Gewaltthätigkeiten auszurotten sei, schritt man auf Carnot's Vorschlag zu einem Vergleiche. Den 2. December 1794 erschien ein Aufruf, welcher die Empörer veranlaßte, in ihre Heimath zurückzukehren, und diesem folgte später eine allgemeine Amnestie, welche den Insurgenten Vergessenheit des Vorgefallenen zusicherte. Obschon nun mehrere von den Anführern diese Bedingungen annahmen, sich mit der Regierung aussöhnten und die Republik anerkannten, so waren namentlich die C. mit unter den Letzten, welche sich dazu entschließen konnten, und der Friede bei Weitem nicht allgemein. Die Aufregung immer neu anzufachen, dazu trugen die Emigranten nicht wenig bei, und die Landung eines Corps derselben auf Quiberon, den 28. Juni 1795, gab dem nur schlecht gedämpften Zündstoffe neue Nahrung, und Alles eilte wieder zu den Waffen. Wie wenig diese Expedition den Hoffnungen entsprach, welche man sich von ihr machte, ist bekannt. Das gänzliche Mißlingen derselben hatte den Entschluß der Regierung zu Folge, den Aufständen der Vendéer und den Banden der C., welche jedes Anerbieten und jede Gelegenheit von Außen her, die alte Ordnung wieder herzustellen, mit Eifer er-

griffen, eine angestrengte Aufmerksamkeit zu widmen, und sie schien auch in dem General Hoche endlich den Mann gefunden zu haben, der geeignet war, diesen Zweck zu erreichen. Ohne grausam zu sein, verfuhr er mit der nothwendigen Strenge, und benahm dem Aufstande, indem er bemüht war, die Hauptanführer in seine Gewalt zu bekommen, seine Stützen. Mehrere derselben wurden gefangen und erschossen, und Charette, einer der unternehmendsten und gefährlichsten, büßte sein Leben den 26. März 1796 zu Nantes ein. Ein schwacher Versuch im Winter 1800 wurde durch schnelle Maßregeln im Keime erstickt, und Napoleon's kluges Benehmen, mehrere der Chouanshäupter in sein Interesse zu ziehen, namentlich aber auch die Stabilität, welche die Regierung seitdem erlangt hatte, und das Zutrauen, welches man darum in sie setzte, brachten im J. 1805 einen förmlichen Frieden zu Stande. Als indessen Napoleon's Stern unterging, und dessen gewaltiger Geist die Leidenschaften der Parteien in Frankreich nicht mehr zu einem gemeinschaftlichen Ziele führte, standen auch die Banden der C. wieder auf, und kämpften 1814 und 15 zu Gunsten der alten Dynastie und des alten Adels. Die Rückkehr derselben auf den Thron ihrer Väter, und mehrere Vergünstigungen und Belohnungen, die man ihnen, um ihrer Anhänglichkeit willen, ertheilte, führte sie zur Ruhe und zum nur festern Anschließen an den alten, morschen Stamm der Bourbonen. Als diese daher nach der Julirevolution von 1830 abermals aus Frankreich verbannt wurden, geschahen verschiedene Versuche, die Departements des Südens und Westens von Neuem zu einem Bürgerkriege gegen die neue Regierung aufzuregen; die Herzogin von Berri kam selbst, um dem Aufstande neue Kräfte zu leihen; doch die Organisation kam nicht zu Stande, und nur Einzelne ließen sich zu Mordthaten und Greueln hinreißen.

Choulant, Ludwig, Hofrath, Professor der praktischen Medizin und Director der therapeutischen Klinik an der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Dresden, am 12. Nov. 1791 daselbst geboren, wurde 1807 Pharmaceut, verließ aber 1811 diesen Beruf, und studirte in Dresden und Leipzig Medicin, ging 1817 nach Altenburg, wo er praktischer Arzt wurde und nebenbei schriftstellerte; seit 1821 war er Arzt des Krankenstifts in Dresden, von 1822 hielt er an der medicinisch-chirurgischen Akademie Vorlesungen, wurde 1823 Professor der theoretischen, 1828 der praktischen Heilkunde und Director der therapeutischen Klinik, 1836 Hofrath, und 1837 war er in dem Gefolge, das den Prinzen Johann nach Italien begleitete. Als Seiler (s. d.) 1842 das Directorium der Akademie niederlegte, wurde ihm dasselbe übertragen. C. hat ungemein viel geschrieben, vielleicht zu viel, als daß alle seine Leistungen ihn überlebten, oder daß Einiges zu Etwas mehr als zur Belastung der Literatur und zur Vergrößerung des Meßkatalogs diente. Er besorgte neue Ausgaben älterer Werke von Stahl, Platner, Fracastori, Aegidius Corboliensis, Macer, schrieb eine Menge medicinische Anleitungen, Hand- und Lehrbücher verschiedener Qualität, redigirte Zeitungen, oder lieferte Beiträge, hatte als Mitredacteur oder als Mitarbeiter Theil an verschiedenen Encyklopädien, gab sogar die „Opere“ des Cellini heraus, und verfaßte eine Zauberoper „Libussa, Herzogin von Böhmen“ (Leipz. 1823). Gäbe dem praktischen Mediciner das Vieles-Wissen einen Vorzug, in der That, C. besäße diesen Vorzug, denn, besitzt er gleich nicht so reiche Schätze, wie sie sich einst in allen Zweigen des gelehrten Wissens Kurt Sprengel erworben hatte, so sucht er doch diesem Vorbilde nachzueifern, das ihm aber wahrscheinlich stets ein Musterbild bleiben wird, schon deswegen, weil C. weder die Sprachkenntnisse, noch auch die zur schnellen Durchdringung und Aneignung der fremden Sprachen nothwendigen Anlagen, wie sie sich bei Sprengel vorfanden, besitzt. Hufeland, Schönlein, Gräfe, Krukenberg u. A. zeichneten und zeichnen sich durch Nichts weniger als durch den gelehrten Apparat aus, der bis in die für den echten Praktiker gleichgültige Mikrologie der literarhistorischen und bibliographischen Raritäten hinabsteigt, und doch sind jene Männer wahrhafte Aerzte, und haben durch ihre Vorlesungen mehr Nutzen gebracht, als ganze Wagenladungen von gelehrtem Beiwerk.

Chrestomathie heißt eine Sammlung des Besten und Brauchbarsten aus den Werken eines Schriftstellers, wie schon zu Anfang des 4. Jahrh. n. Ch. Helladius, und in

der Mitte des 5. Jahrh. Proklus solche Chrestomathien in griech. Sprache zusammenstellte. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften fing man an, zum Gebrauch für die studirende Jugend Auszüge aus den gelesensten griech. und lat. Autoren, z. B. aus Herodot, Thucydides, Livius, Cicero, Horaz, Ovid u. A. zusammenzustellen, und nannte sie C.; doch ist der Gebrauch solcher Bücher in Gelehrtenschulen in der neuesten Zeit von erfahrenen Schulmännern mit Recht mehr beschränkt worden.

Chrisam (von dem griech. χρίσμα, Salbe) bezeichnet das geweihte Salböl, ein reines, mit Balsam vermengtes Olivenöl, das in der kathol. Kirche nur am grünen Donnerstage von dem Bischofe geweihet, und bei der Taufe, der Firmung, bei der Ordination der Priester und Bischöfe, bei der Kaiser- und Königskrönung, bei der letzten Oelung, bei Einweihung der Kirchen und Altäre gebraucht wird.

Christ, Johann Friedrich, war geboren zu Coburg 1700. Er studirte zu Jena Philosophie und die Rechte, war dann Führer eines Herrn von Wollzogen in Jena, und eines Grafen von Bünau zu Leipzig, den er später auf einer Reise nach Holland, England, Frankreich und Italien begleitete. 1739 ward er Prof. in Leipzig, und lebte als solcher in segensvoller Thätigkeit, von seinen Schülern hoch verehrt und geliebt, bis zu seinem Tode 1756. Seine Schriften sind vom verschiedensten Inhalte. „Geschichte der Longobarden" (1728, 1730), „Biographie Machiavelli's" (1731), „Noctes academicae" (1727, 4 Bde.); philologischen Gehalts: „Commentar über die 10 ersten Bücher des Livius", „De Phaedro" (1746) und „Fabularum veterum Aesopiarum libri duo" (1748), in denen er die Fabeln des Phädrus für unecht und untergeschoben von Perotti erklärte; „Ueber die murrhinischen Gefäße der Alten" (1743), „Ueber die Monogramme der Künstler" (1747), „Erklärung der beiden ersten Tausende in Lippert's Daktyliothek" (1748). Ausgebreitete Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, philosophischer Blick, dem sich alles Einzelne schnell zur Einheit des Ganzen ordnet, Selbständigkeit in jeder Forschung zeichnen jedes seiner Werke aus, deren Studium jedoch durch eine dunkle Weise der Darstellung in Worten und Gedanken sehr erschwert wird. Christ war der erste, der akademische Vorlesungen über antike Kunst hielt, und obwohl seine Vorlesungen (herausgegeben von Zeune, 1776) zeigen, daß Christ noch in der alten Behandlung der Kunst, die daran nur die literärische Seite betrachtete, die Kunst selbst ganz aus den Augen ließ, befangen war, so ist doch die in das Einzelne eingehende Untersuchung sehr reich, und wohl schimmert auch ein Schein des Lichts hindurch, das der Heros der Archäologie, J. Winckelmann, später anzündete, was um so mehr zu beachten, da lange Zeit verging, ehe Winckelmann's Ansicht die alte Behandlungsweise ganz verdrängte. Man vergl. F. A. Wolf in Goethe's Winkelmann und sein Jahrh. (Bd. 37. S. 86). Zu mehrern seiner Werke radirte C. selbst die Kupfer.

Christ, Johann Ludwig, ein verdienter Oekonom, besonders Obstbaum- und Bienenzüchter, geb. 1739 zu Oehringen, war schon als Knabe ein tüchtiger Obstbaumzüchter, besuchte später das Gymnasium und die Universität, um Theologie zu studiren, und trieb auch hier wenigstens theoretisch das Studium der Obstbaumzucht, die er später, sobald er Pfarrer zu Rodheim geworden war, wieder praktisch übte; nachher wurde er Pfarrer in Kronberg bei Frankfurt am Main, und starb daselbst 1823. Neben seinem Berufe trieb er fortwährend mit Einsicht und Erfolg die Landwirthschaft, besonders die obenerwähnten Branchen, und legte seine Erfahrungen in sehr geschätzten Schriften nieder. Die besten derselben sind: „Anweisung zur nützlichsten und angenehmsten Bienenzucht für alle Gegenden" (Frankfurt 1780, 6. Aufl. 1841); „Vom Mästen des Rind-, Schweine-, Schaf- und Federviehes" (ebend. 1790, 2. Aufl. 1818); „Handbuch der Obstbaumzucht und der Obstlehre" (ebend. 1794, 4. Aufl. 1837); „Allgemeines Wörterbuch über die Bienenzucht" (ebend. 1805); „Pomologisches Handwörterbuch" (Leipz. 1802).

Christ, Joseph Anton, berühmter Schauspieler, geb. zu Wien 1744, entfloh dem Jesuitencollegium, wo er studirte, kämpfte als Husar im siebenjährigen Kriege, trat dann in Civildienste, entfloh mit einem Fräulein Peiroto da Costa, die er heimlich geheirathet,

und betrat in Salzburg unter Ilgner das Theater. Klagenfurt, Wien, Prag, Braunschweig, Dresden, wohin er 1774 kam, waren die Orte, wo er spielte. Von Dresden ging er mit Seiler, der an Döbbelin's Stelle trat, und fast von Allen verlassen wurde, nach Berlin, von da 1778 zu Schröder nach Hamburg, und 1779 wieder nach Dresden. Hier bekam er einen Ruf nach Petersburg, da er aber da nicht lange gefiel, begab er sich nach Riga. Hier starb seine Frau, und er verehelichte sich zum zweiten Male mit der Wittwe Blank. Nachdem er noch in Mainz gespielt, kehrte er 1793 nach Dresden zurück, und lebte hier hochgeachtet von allen Kunstfreunden bis zu seinem Tode, 1824. Tiefes Eindringen in den Geist der Rolle, feiner Anstand und weise Kraftberechnung in der äußern Erscheinung sichern ihm einen hohen Rang in der alten Schule von Seiler, Eckhof und Schröder. Für viele Rollen (Riccaut in Minna von Barnhelm) setzte er die Art der Auffassung durch sein Beispiel typisch fest. — Seine Tochter aus zweiter Ehe, Friederike Josephine Antonie C., verehelichte Schirmer, geb. 1785, glänzte lange Zeit als Darstellerin für muntere und sentimentale Partien, später für Anstandsdamen und Mütter auf dem Hoftheater zu Dresden. Sie starb am 31. März 1833.

Christenthum. Unter diesem Ausdrucke versteht man den Inbegriff der religiösen Vorstellungen, Einrichtungen und Lebensformen, welche Jesus Christus der Menschheit mitgetheilt hat. Das C. wurde nämlich dadurch gestiftet, daß Jesus Christus nach Gottes Rathschluß unter den Menschen auftrat, und durch seine Lehre, sein Leben und durch seinen Tod sich als den der Menschheit bestimmten Erlöser kund gab. Da sich die ersten und folgenden Gemeinden sämmtlich in dem Bekenntniß vereinigten: Jesus von Nazareth sei der verheißene Christus, so wurden sie zuerst auch von den Griechen Christianer (Apostelgesch. 11, 26.) und die von Jesus gestiftete Religion Christenthum genannt. Das C. erwuchs aus der jüdischen Religion, und behielt nicht nur die Grundlehre derselben von der Einheit Gottes, Schöpfers der Welt bei, sondern auch die heiligen Schriften der Juden (das Alte Testament) als Urkunde der früheren göttlichen Offenbarung, welche Christus, nach dem Zeugniß des Matthäus (5, 17.) nicht aufheben, sondern zu ihrer Vollendung bringen wollte. Das mosaische Gesetz oder die Nationalformen, welche die Religion bei den Juden erhalten hatte, wurde jedoch besonders auf Anregung des Apostels Paulus für die Christen völlig abgeschafft (Apostelgesch. 15.). Im Gegensatz zum Judenthum erkannte das C. Gott für den Gott und Wohlthäter aller Völker, nicht der Juden allein, und gab dieser Gottesverehrung nicht ein bestimmtes Heiligthum, z. B. den Tempel zu Jerusalem, sondern setzte sie in eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit, und sah in der Person Jesu Christi den von den Propheten verheißenen Messias, der gekommen sei, nicht das jüdische Volk allein, sondern alle Völker zu beglücken. Hierdurch unterschied es sich wesentlich von der jüdischen Religion, nach welcher der Erlöser immer noch erwartet werden mußte; von allen andern Religionen damaliger Zeit unterschied sie sich ebenso wesentlich durch Verwerfung aller Vielgötterei und durch den Glauben an den einen wahren Gott, den Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt. Der Form nach trat das C. als unmittelbare Offenbarung Gottes auf, gegeben theils durch die Person Jesu als des Mensch gewordenen Sohnes Gottes, der vor Anfang der Dinge von Gott gezeugt, und durch welchen die Welt erschaffen worden sei, theils durch die vom göttlichen Geiste erfüllten Apostel. Das Wesen des C. besteht also in dem Glauben an den einen wahren Gott und an Jesus von Nazareth als den Erlöser, und in dem Gelübde, durch diesen Glauben ein neuer sittlicher Mensch zu werden. Dieses Wesen des C. ist mit dem Wesen eines besondern Kirchenthums nicht zu verwechseln; denn zu dem letztern gehören noch die charakteristischen Merkmale, wodurch die Kirche und die religiösen Parteien sich von einander trennen. In dieser Einfachheit des religiösen Glaubens, in dieser Allgemeinheit seines Charakters, in dieser Befreiung des religiösen Lebens von aller Beschränkung durch vorgeschriebene Gebräuche und heilige Orte, in diesem edlen sittlichen Geist, der die Idee der Vollkommenheit, in dem Leben Jesu als Ideal vorgestellt, zu verwirklichen sucht, in dieser Zurückführung der Religion

in das rein Menschliche liegt eben der Grund der weiten Verbreitung des C. und seines wohlthätigen Einflusses auf menschliche Zustände.

Anfangs gewann das C. in Palästina unter den Juden Anhänger; noch schneller aber verbreitete es sich unter den Griechen und Römern; schon im ersten Jahrhundert gab es in Syrien, Kleinasien, Griechenland, Italien und der Nordküste von Afrika zahlreiche christliche Gemeinden. In Arabien, sowie in den östlichen Ländern jenseit des Euphrat und in Indien, wohin es ebenfalls gedrungen sein soll, hat es wohl nie festen Fuß gefaßt, und wurde später durch den Muhamedanismus gänzlich verdrängt. Um so tiefere Wurzel schlug es in dem damaligen römischen Weltreich, wo zu Anfang des 4. Jahrh. schon mehr als die Hälfte der Bewohner zu seinen Anhängern gehörten. Durch den Uebertritt des Kaisers Konstantin des Großen wurde es bald zur Staatsreligion des Reichs, und von dieser Zeit an nannte sich wohl auch die vollkommen gestaltete christliche Kirche die katholische, d. h. die allgemeine oder Reichskirche, im Gegensatz zu den einzelnen Sectirern, welche sich von den herrschenden religiösen Vorstellungen und Gebräuchen trennten. Schon früher war es gewöhnlich geworden, daß sich die Vorsteher einzelner Gemeinden (Bischöfe), von Zeit zu Zeit versammelten, um sich über Das zu berathschlagen und zu vereinigen, was als allgemein gültige Norm angesehen werden sollte; doch erst in dem Jahre 325 schrieb Kaiser Konstantin die erste allgemeine Synode oder Kirchenversammlung aus, und nach seinem Beispiel blieb bis zur Theilung des römischen Weltreichs die Zusammenberufung von Synoden und die Bestätigung ihrer Beschlüsse ein Vorrecht der Kaiser. Die Trennung des römischen Reichs in ein griechisches und lateinisches nach dem Tode des Kaisers Theodosius im J. 395 führte auch die Spaltung der christlichen Kirche nach sich, indem es den römischen Bischöfen nach dem Untergange des lateinischen Kaiserthums gelang, die abendländischen Provinzen ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die griechische Kirche erkannte diesen Anspruch auf Oberherrschaft nie an, und beide Kirchen nennen sich noch jetzt katholische oder allein rechtgläubige, und können daher nur durch die besondere Benennung römisch katholische und griechisch katholische unterschieden werden. Die letztere ist seit dem 9. Jahrh. unverändert geblieben in Lehre und Gebräuchen, kam, nachdem das griechische Kaiserthum von den Sarazenen und Türken erobert wurde, in traurige Abhängigkeit, fand aber später in Rußland, wohin das C. von Konstantinopel aus verbreitet worden war, eine neue Stütze, an die sich die zahlreiche christliche Bevölkerung in der europäischen und asiatischen Türkei gern anschloß. Die lateinische Kirche war glücklicher. Die Völker, welche das abendländische Reich zerstörten, nahmen das C. an, und erkannten nach und nach die Bischöfe von Rom, in deren Namen meistentheils ihnen die neue Lehre gebracht wurde, als die höchste Autorität der Kirche an; ja die Päpste strebten sogar nach der Oberherrschaft über die weltliche Macht, und wußten dieselbe auch für kurze Zeit thatsächlich zu behaupten. Der Kampf, in den sie deshalb mit den römisch deutschen Kaisern und andern weltlichen Fürsten geriethen, und der das ganze Mittelalter hindurch die Welt erschütterte, ist auch jetzt noch nicht ganz entschieden, indem die römisch katholische Kirche noch immer nach der Unabhängigkeit von der Staatsgewalt strebt. Im 16. Jahrh. verlor sie durch die Reformation einen großen Theil ihres Gebiets. Die protestantische Kirche nämlich, welche damals entstand, läugnet die Autorität des Papstes, der Kirchenväter und der Kirchenversammlungen, und erkennt nur die heilige Schrift, welche nach den Regeln der Auslegungswissenschaft und aus sich selbst zu erklären ist, für die höchste Norm des Glaubens und des Lebens der Christen an, wogegen die römisch katholische Kirche den Bischof von Rom als göttlich autorisirten Oberherrn der Kirche und die Aussprüche der Kirchenväter und die allgemeine Kirchenversammlung als Norm des Glaubens anerkennt. Die Hälfte von Deutschland, das Königreich Preußen, Kurland, Liefland, Ingermannland, Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Schottland, England, Holland und die größere Hälfte der Schweiz, auch ein großer Theil der Bewohner Frankreichs, Ungarns, Siebenbürgens und Polens hat die protestantische Form des C.'s angenommen, so wie diese auch in den Colonien der Engländer, Holländer und Dänen herrschend ist, wogegen der Katholicismus

in den vormaligen Colonien der Spanier und Portugiesen in Asien und Amerika vorherrscht. Europa und Amerika sind die Hauptsitze des C.'s; geringer ist seine Verbreitung in Asien, noch dürftiger in Afrika, wogegen es in Australien wahrscheinlich vorherrschend werden wird. Die Zahl der Bekenner des C.'s wird sehr verschieden angegeben; Maltebrun nimmt im Ganzen 228 Millionen, Gräberg 236, Pinkerton 235, Hassel 252, Balbi 260 Millionen an.

Der wesentlichste Vorzug des C.'s besteht darin, daß es die Völker, welche es angenommen haben, zu höherer sittlicher und intellectueller Entwickelung führt. Die einsichtsvollsten, sittlichsten und mächtigsten Völker des Erdreichs sind Christen, während die nicht christlichen Völker in ihrer geistigen Cultur bald still gestanden und zurück gegangen sind. Die Religionskriege, Ketzergerichte, Hexenprocesse und der hierarchische Druck, der von den verschiedenen christlichen Kirchen ausgegangen ist, kann dem C. an sich nicht zur Last gelegt werden, denn alle diese Mißbräuche sind aus den Menschensatzungen entstanden, die dem ursprünglichen C. in Folge der Zeit beigemischt worden.

Christenverfolgungen. Schon aus dem freien Geiste der christlichen Kirche und Religion, der dem früher eng beschränkten Christenthume offen widerstrebte, mußte sich bei Juden und Heiden eine lebhafte Reaction gegen die neue Lehre entwickeln. Im jüdischen Staate konnten aber auch deshalb die neugebildeten Christengemeinden auf Duldung nicht rechnen, weil der Stifter derselben als ein Empörer getödtet worden war. Da die Christen sich jeder öffentlichen Störung der Ruhe enthielten, und die obern jüdischen Behörden die nöthige Macht nicht in ihren Händen hatten, ihre feindseligen Absichten durchzusetzen, kam es freilich in Palästina zu keiner allgemeinen, von der röm. Obrigkeit begünstigten Verfolgung; nur einzelne Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem, wie Stephanus und die Apostel Jacobus der Aeltere und der Jüngere, fielen als Opfer für ihre christlichen Brüder. Anders war es in den Städten des römischen Reichs, wo die Juden Colonien hatten, und bald auch christliche Gemeinden entstehen sahen. Hier wußten sie den Argwohn der römischen Obrigkeiten gegen die Sectirer aufzuregen, und wenn auch Anfangs bei der allgemeinen Verachtung der Juden im römischen Reiche die Christengemeinden als eine jüdische Secte übersehen wurden, so nahm doch die neue Religionspartei die allgemeine Aufmerksamkeit bald mehr in Anspruch, je häufiger der Uebertritt römischer Bürger von der heidnischen Religion zur christlichen wurde. Dieser Abfall von der Religion der Väter mußte schon deshalb als ein todeswürdiges Verbrechen gelten, weil das Alterthum den Menschen nicht vom Bürger schied, die Religion blos Staatsangelegenheit war, und daher eine Verletzung religiöser Institutionen zugleich als Verletzung der bürgerlichen Gesetzgebung erschien. Dazu kam noch die Verläumdung der Christen von Seiten der Juden, die jene als eine Gesellschaft von Atheisten darstellten, und ihnen die schändlichsten Verbrechen beilegten. Von der Grundlosigkeit dieser letztern Behauptung konnten sich die römischen Obrigkeiten um so weniger überzeugen, da zwar der Abfall von einer alten und ehrwürdigen Volksreligion vor Augen lag, aber das innere Wesen des Christenthums weniger leicht zu durchschauen war, und die Idee einer alle Menschen umfassenden Religion selbst den Philosophen als ein gehaltloses Phantasiebild erschien. Je mehr nun die Zahl der Bekenner des Christenthums in allen Theilen des Reichs zunahm, und je mehr man sah, wie innig verbunden die Mitglieder der neuen Gesellschaft, deren eigentliches Wesen man nicht zu durchschauen vermochte, unter sich waren, je gefährlicher mußten ihre Versammlungen den Behörden erscheinen, und da alle Verbote die Verbreitung der neuen Lehre nicht zu hindern vermochten, so glaubte man endlich, mit strengen Strafen dagegen einschreiten zu müssen. Hierzu mußte sich die römische Polizei um so mehr für befugt halten, je mehr die Christen sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückzogen, sich weigerten, den Soldateneid zu schwören, Staatsämter zu übernehmen, und dadurch den Glauben an eine, dem Staatswesen feindlich gegenüberstehende, politische Partei noch mehr bekräftigten. Daß diese von den Behörden verfügten Verfolgungen der Christen durch die von den Priestern aufgeregte Volkswuth, welche alle öffentliche Unglücksfälle den neuen Sectirern zuschrieb,

noch wilder und fanatischer wurden, das lag in der Natur der Sache. Man nennt in der Geschichte gewöhnlich 10 Hauptverfolgungen der Christen.

Die erste trat unter Kaiser Nero im J. 64 n. Chr. ein, indem dieser wahnwitzige Wüthrich den Verdacht, die bekannte große Feuersbrunst, welche einen großen Theil Roms in Asche legte, angestiftet zu haben, von sich auf die Christen schob. Diese Verfolgung scheint sich aber nicht über Rom hinaus erstreckt zu haben. Die zweite Verfolgung verhing Domitian im J. 95 über die Christen, weil sie Jesu den Namen eines Königs beilegten. Sie fiel besonders in Kleinasien vor, hatte aber wohl mehr die Habsucht des Kaisers, als wirklichen Haß gegen die Christengemeinden zum Grunde. Die dritte Verfolgung traf die Christen unter der Regierung des Kaisers Trajan, und zwar ursprünglich in Folge des von demselben gegebenen Gesetzes gegen geschlossene Gesellschaften und geheime Verbrüderungen, das 105 auf sie angewendet wurde. Vor dem Proconsul Plinius dem Jüngern in Bithynien wurden nämlich eine Menge Anhänger des Christenthums angeklagt, daß sie in ihren Versammlungen Menschenfleisch äßen, schändliche Laster übten, und nicht nur den Untergang der alten Volksreligion, sondern auch den Umsturz des römischen Kaiserthums und die Stiftung einer neuen Monarchie beabsichtigten. Plinius forschte nach, was es eigentlich mit den Christen für eine Bewandtniß habe, und fand dabei, daß sie nur gemeinschaftliche Andachtsübungen hielten, und übrigens ein sittliches, tadelfreies Leben zu führen sich bemühten. Demungeachtet glaubte der Römer gegen Das, was er nur als verkehrten Aberglauben ansah, streng einschreiten zu müssen, und suchte daher die Christen durch Todesandrohung zu der alten Religion ihrer Väter wieder zurückzuführen. Die Widerstrebenden ließ er nach 3maliger Anmahnung, als Verächter der Staatsgesetze, zum Tode verurtheilen. In einem noch vorhandenen Briefe legte er dies Verfahren dem Kaiser zur Begutachtung vor, der ihm empfahl, nur gegen gesetzmäßig Angeklagte und Ueberführte strafend einzuschreiten. Während dieser Verfolgung wurde Simeon, der Sohn des Klopas, Nachfolger des Jacobus in der Gemeinde zu Jerusalem, auf Befehl des Statthalters Attikus gekreuzigt, ein Greis von 120 Jahren, der letzte aus Jesu Zeit und Verwandtschaft. Der Bischof Ignatius von Antiochien wurde nach einer Audienz vor dem Kaiser zum Vergnügen des Volks im Colosseum von Löwen zerrissen (116). Gewissermaßen unter dem Schutze dieses und der folgenden Kaiser lebten die Christen ungefähr 50 Jahre in ungestörter Ruhe, und nur hier und da überschritt ein Statthalter, entweder aus Sucht, sich durch Nachgiebigkeit bei dem Volke beliebt zu machen, oder selbst von wildem Fanatismus angesteckt, die kaiserlichen Befehle. Erst unter dem Kaiser Marcus Aurelius begannen die Christenverfolgungen wieder in größerer Masse, und der Kaiser, ein Anhänger der stoischen Philosophie, that ihnen schon deswegen keinen Einhalt, weil er die Christen als tolle, der bürgerlichen Ordnung gefährliche Schwärmer ansah, gegen die man nur mit den strengsten Mitteln einschreiten müsse. Eines der ersten Opfer, welches der Wuth des heidnischen Pöbels fiel, war Polycarpus, Bischof von Smyrna, der im Jahre 169 den Scheiterhaufen besteigen mußte. Noch gewaltiger als in Kleinasien brach gegen das Jahr 177 die Verfolgung gegen die neuen Gemeinden in Gallien aus, wo viele Christen zu Vienne und Lyon Märtyrer des Glaubens wurden. Man nennt sie die vierte Verfolgung. Die politischen Unruhen, welche am Schlusse des 2. Jahrh. das Reich in mehreren Theilen erschütterten, riefen auch seit 192 eine neue Verfolgung gegen die Christen hervor, die vielleicht noch heftiger wurde durch die wachsende Kühnheit, mit der die Christen als Gesammtheit hervortraten, und Kaiser Septimius Severus erließ zu gleicher Zeit ein strenges Verbot in Bezug auf den Uebertritt von der jüdischen zur christlichen Religion, das noch härtere Drangsale für die Christen herbeiführte. Die schauderhaften Erzählungen von den Martern, welche damals von den römischen Obrigkeiten angewendet wurden, um Christen jeden Alters und Geschlechts zur Abschwörung ihres Glaubens zu bringen, sind keineswegs erdichtet, die Drangsale der Christen waren so groß, daß man darin ein Vorzeichen des nahen Erscheinens des Antichrists ersehen wollte. Doch war auch diese Verfolgung keine allgemeine. In einzelnen Gegenden erkauften sich die Christen die Erlaubniß zur ungestörten Ausübung ihrer

Religion. Unter Caracalla, Macrin und Heliogabal trat, wenn auch keine gesetzlich ausgesprochene Ruhe und Duldung, doch im Ganzen eine ruhigere Zeit für die Christen ein; Alexander Severus nahm sie sogar unter seinen Schutz, obgleich er noch kein Duldungsgesetz erließ. Erst Maximin trat wieder offen feindselig gegen die Christen auf; doch geschah dies mehr gegen christliche Gelehrte und Geistliche, deren Wirksamkeit beschränkt wurde; eigentliche Verfolgungen fielen nur in einzelnen Distrikten des Reiches vor, meist hervorgerufen durch öffentliche Unglücksfälle, die man den Christen zur Last legte. Erst unter dem Kaiser Decius begann im J. 249 eine Verfolgung, deren Allgemeinheit, lange Dauer und schonungslose Grausamkeit die Absicht klar aussprach, daß man die Christen völlig ausrotten wolle. Auch war sie wirksamer, als die meisten vorhergehenden, da während der vieljährigen Ruhe unter den Christen, Geistlichen wie Laien, viel irdischer Sinn und eine gewisse Erschlaffung um sich gegriffen hatte, die Viele zum Abfall vom Glauben bewog. Es war die siebente Verfolgung. Während der achten Verfolgung unter Valerian, im J. 257, wurden meist nur Geistliche mit Todesstrafen belegt. Als eines der ersten Opfer fiel damals der Bischof Cyprianus von Karthago. Sie endigte schon mit Valerians Gefangenschaft im J. 259, denn Gallienus, sein Sohn und Nachfolger, gestattete den Christen freie Religionsübung, und gebot die Zurückgabe der confiscirten Grundstücke und Häuser. Die feindlichen Gesinnungen Aurelian's gegen die Christen, der das Gebot seines Vorgängers widerrief, wurden durch den plötzlichen Tod des Kaisers verhindert, in Thätlichkeiten auszuarten. Erst unter Kaiser Diocletian begann wieder eine traurige Zeit für die Christen, indem Dieser auf Anstiften seines Mitregenten Galerius und des Philosophen Hierokles im J. 303 die christlichen Kirchen im ganzen römischen Reiche zerstören, die heiligen Bücher wegnehmen und verbrennen, und alle nur ersinnlichen Mittel unmenschlicher Grausamkeit anwenden ließ, um sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen. Da man sie überdies aufrührerischer Gesinnungen und der Anstiftung eines Brandes im kaiserlichen Palaste zu Nikomedien beschuldigte, so mußten Tausende den Märtyrertod erleiden; selbst der den Christen geneigte Mitregent Constantius Chlorus konnte sie in Gallien und Britanien nicht ganz vor Bedrückungen schützen; in Griechenland, Illyrien, Italien und Spanien dauerten aber die Verhaftungen und Hinrichtungen, besonders der Geistlichen, bis 311 fort. Es war die zehnte und letzte große Verfolgung, welche die Christen im römischen Reiche zu erdulden hatten, denn sobald Constantin der Große, nach Besiegung des Maxentius, im J. 312 Alleinherrscher des Reichs geworden war, gab er ihnen noch in demselben Jahre durch das Toleranzedict von Mailand volle Freiheit und den Gebrauch ihrer Kirchen und Güter wieder zurück, und sein Uebertritt zum Christenthum erhob dasselbe im römischen Reiche zur Staatsreligion. Man sieht aus dieser Darstellung, daß die gewöhnliche Annahme von 10 Christenverfolgungen eine sehr ungenaue ist; auch mögen Beschreibungen vieler christlichen Schriftsteller über den Verlauf dieser Verfolgungen häufig an Uebertreibung leiden. Wenigstens geht aus Allem hervor, daß diejenigen Christen, welche sich der Verfolgung entziehen wollten, den Weg dazu fast nie verschlossen fanden. Den Tod erlitten meist nur solche, deren Leben ohnedies nicht geachtet wurde, besonders Sclaven, oder diejenigen, welche durch Rang und Einfluß doppelt schuldig erschienen, und deren Hinrichtung abschreckend wirken konnte. Am Häufigsten wurden mildere Strafen, wie Einkerkerung, Verbannung und Sclavenarbeit in den Bergwerken angewendet. Auf diese Weise schwindet das furchtbare Heer von Märtyrern, deren Mirakel so viele Bände heiliger Legenden füllen, zu einer sehr kleinen Anzahl zusammen; erklärt doch selbst Origenes, daß noch zu seiner Zeit die Zahl der Märtyrer sehr klein gewesen sei. Weit furchtbarer wütheten die Christen unter sich selbst. Wir erinnern blos an die Gräuel der Inquisition, die allein in den Niederlanden in wenig Jahren hunderttausende, der Ketzerei angeklagte, schuldlose Bürger verschlang, eine Zahl von Opfern, welche die im Laufe von 3 Jahrhunderten im römischen Reiche dem heidnischen Fanatismus zum Opfer gefallenen Märtyrer unendlich übertrifft, selbst wenn man Alles für wahr annimmt, was die Kirche über die Zahl der Märtyrer und ihrer Qualen gefabelt hat.

Christian II., König von Dänemark, Schweden und Norwegen, wegen seiner Grausamkeit und wilden Tyrannei der Böse genannt, obgleich er von Natur Nichts weniger als bös, sondern nur höchst leidenschaftlich und eigenwillig war, wurde am 2. Juli 1487 zu Kopenhagen geboren, und verrieth schon als Kind bedeutende Anlagen, die aber durch nachlässige Erzieher nicht weiter ausgebildet wurden. Sein heftiger Geist riß ihn bald zu wilden Ausschweifungen hin, die die Härte des Vaters zu spät zu tilgen suchte. Seine erste Erziehung war dem Kanonikus Hinze anvertraut worden; aber dieser vermochte so wenig als sein Vater, König Johann I., der ihn später an seinen verwilderten Hof nahm, seine wilden Sitten zu bändigen. Im 21. Jahre sandte ihn sein Vater nach Norwegen als Statthalter. Hier dämpfte er mit eben so viel Kraft als Klugheit die dort ausgebrochenen Unruhen, und bewies sich überhaupt während der Zeit seiner Statthalterschaft von 1501—12 als ein musterhafter Regent. In Bergen entbrannte er gegen die Tochter einer Schenkwirthin, der Holländerin Sigbritte, gewöhnlich Dyveke (Täubchen) genannt, in heftige Liebe, und gerieth dadurch in die Fesseln dieser beiden Weiber, von denen besonders die Mutter einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihn übte. Die Krankheit seines Vaters rief ihn nach Kopenhagen zurück, und als derselbe zu Aalborg 1513 gestorben war, ließ er sich zu Kopenhagen als König krönen. Die harte Capitulation, zu welcher ihn der Adel vor seiner Thronbesteigung gezwungen hatte, und die ihn fast aller politischen Selbständigkeit beraubte, nährte seinen Haß gegen die Aristokratie, die er während seiner ganzen Regierung hartnäckig verfolgte, bis er im Kampfe mit ihr unterging. Zum Ausbruch kam dieser Haß zunächst durch den Tod seiner Mätresse Dyveke, der er, trotz seiner Vermählung mit der Schwester Karl's V., Isabella, in heftiger Liebe ergeben blieb. Der Schloßhauptmann, Torben Oxe, dem man den Tod der Dyveke Schuld gab, oder der, wie Andere erzählen, des Königs Eifersucht durch seine heimliche Liebe zur Dyveke erregt hatte, fiel als das erste Opfer seiner Wuth. Dieser Hinrichtung folgten noch andere Personen, die seiner Macht entgegenstrebten. Darauf wandte er sich gegen Schweden, dessen Besitz er schon lange ersehnt hatte. Die dortigen Unruhen schienen die Eroberung sehr zu erleichtern. Der Administrator des Königreichs nämlich, Steen Sture der jüngere, stand in Feindschaft mit dem Erzbischofe von Upsala, Gustav Trolle, der heimlich C. die Krone Schwedens angetragen hatte. C. begab sich 1518 mit einer Flotte vor Stockholm, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, da sich Niemand in der Stadt für ihn erhob, und Steen Sture (s. d.) die Waffen gegen ihn ergriff. Erst 1520, wo der Krieg förmlich gegen Schweden erklärt wurde, gelang es ihm, das schwedische Heer bei Vogesund zu schlagen, und Stockholms sich mit List zu bemächtigen. Mit grausamer Rache wüthete er jetzt gegen alle Anhänger des in jener Schlacht tödtlich verwundeten Sture, ließ in dem sogenannten Stockholmer Blutbade, am 8. Nov. 1520, 94 der vornehmsten Adligen und Geistlichen öffentlich hinrichten, und noch außerdem in den verschiedenen Städten gegen 600 Personen würgen, regte aber dadurch auch das Volk gegen sich auf, das sich unter Gustav Wasa's (s. d.) Leitung erhob. Seine Vertreibung aus Schweden und die Losreißung dieses Landes von der Kalmarischen Union und die Erwählung Gustav Wasa's zum schwedischen König im J. 1523 war die Folge seiner Treulosigkeit und Tyrannei. Aber auch in Dänemark hatte er durch seine Gewaltthätigkeiten die Aristokratie aufs Aeußerste gereizt. Unter den jütländischen Bischöfen und Senatoren entstand eine Empörung gegen C., der in seiner Wuth, alle Empörer hinrichten zu lassen, verordnet hatte. Stockholm, Kalmar und Abo waren von Norby besetzt, aber schon wagten die Lübecker einen Angriff auf die dänischen Küsten. Eine Unterhandlung C.'s mit dem Herzoge von Schleswig-Holstein, seinem Oheime, zerschlug sich, und vergebens suchte der Erstere durch zwei neue Gesetzbücher zu Gunsten des Bauernstandes und zum Nachtheile der Geistlichkeit die Gemüther für sich zu gewinnen. Zu Ende des Jahres 1521 erklärten die Dänen und im folgenden Jahre auch Norwegen den König C. der Krone für verlustig, trugen dieselbe dem Herzoge Friedrich von Holstein an, und wiederholten die Thronentsetzung C.'s auf dem Tage von Wiborg. Da verzagte C. an seiner eigenen Sache, und verließ im April 1523 Dänemark,

die Königin, seine Kinder und das Archiv des Reichs, nebst mehreren Kostbarkeiten zu Schiffe bringend. Ein Sturm zerstreute seine Flotte, und schleuderte ihn an die norwegische Küste, von wo er nach den größten Gefahren nach Veere auf Seeland gelangte. Karl V. söhnte den Entsetzten mit dem Papste wieder aus, und die norwegischen Bischöfe ergriffen wankelmüthig aufs Neue seine Partei, indem sie ihm alles entbehrliche Kirchensilber zur Ausrüstung eines Heeres und einer Flotte übergaben. Er landete hierauf 1531 zu Opslo in Norwegen, eroberte das Land, ward aber bald von einem großen schwedischen Heere in seinen Unternehmungen gehindert, seine Flotte ward von der vereinigten dänischen und hanseatischen angegriffen und verbrannt, seine Söldner empörten sich, und so sah er sich genöthigt, mit dem dänischen Bevollmächtigten, dem Bischofe von Odense, Capitulationsverhandlungen anzuknüpfen. Eine persönliche Zusammenkunft mit Friedrich zu Kopenhagen im Juli 1532 sollte jetzt das Herz des Letztern für C. geneigt machen. Der Bischof von Odense hatte ihm nach seiner Vollmacht ein sicheres Geleit zugesagt; als C. aber vor Kopenhagen ankam, ließ der Reichsrath, da Friedrich nach Holstein geflohen war, sein Schiff 15 Tage auf der Rhede liegen, und beschloß gegen Recht und Billigkeit, an ihm auf gleiche Weise zu handeln, wie er 1518 mit den schwedischen Geiseln verfahren hatte. In Fesseln ward der getäuschte König, nachdem auch Friedrich erklärt hatte, daß die Bevollmächtigten in dem Geleitsbriefe die Grenzen ihrer Vollmacht überschritten hätten, nach der Insel Alsen abgeführt, wo er auf dem Schlosse Sonderburg in die härteste Gefangenschaft gesetzt ward. Hier verlebte er 12 lange Jahre in einem finstern Thurme, dessen Fenster man vermauert hatte, in Gesellschaft eines norwegischen Zwerges. Als der gutmüthige Christian III. 1543 den Thron bestiegen, ward seine Gefangenschaft gemildert; er mußte in einer Acte förmlich allen Ansprüchen auf die Krone entsagen, und lebte von 1549 an auf dem Schlosse Kallundborg, das ihm mit einem Jahrgehalte zum Aufenthalte angewiesen wurde, noch 10 Jahre. Er starb am 24. Januar 1559 als 78jähriger Greis. Sein blutdürstiger Sinn und die vielen Gräuelthaten, die er verübte, haben Mit- und Nachwelt gegen ihn aufgebracht, obschon nicht geläugnet werden kann, daß er als Gesetzgeber rühmend genannt werden muß. Seine Gemahlin, Isabelle, hatte bis zu ihrem Tode 1526 das harte Schicksal ihres Gatten getheilt. Er hinterließ 3 Kinder: Johann, der seinen Vater auf der Flucht begleitete und 1532, 13 Jahre alt, zu Regensburg starb; Dorothea, nachherige Gemahlin Friedrich's II., Kurfürsten von der Pfalz, und Christine, welche mit dem Herzog von Mailand, Franz Sforza, und in zweiter Ehe mit Franz, Herzog von Lothringen, vermählt war.

Christian IV., König von Dänemark und Norwegen, Herzog zu Schleswig und Holstein, ein Sohn des Königs Friedrich II. und der Prinzessin Sophia von Mecklenburg, wurde den 12. April 1577 in Seeland geboren, und erhielt theils von seinen Aeltern, theils nach seines Vaters Tode von seinen Vormündern, dem Kanzler Kaas, dem Reichsadmiral Munk, dem Statthalter von Jütland Rosenkranz und dem Rentmeister Walkendorf, die bis zu seiner Volljährigkeit die Regierung übernahmen, eine sehr sorgfältige Erziehung. Schon früh gab er vielfache Zeugnisse echter Religiosität und Gerechtigkeitsliebe, und zeigte stets für Wissenschaft und Künste hohe Achtung und rege Theilnahme. Nachdem er 1593 die Regierung selbst angetreten und sich mit der brandenburgischen Prinzessin, Anna Katharina, verheirathet hatte, unternahm er seine berühmte Reise um das Nordcap, um die Grenzen seines Reiches kennen zu lernen, und die Rechte seiner entfernten Unterthanen gegen fremde Beeinträchtigung im Küstenhandel zu schützen. Deshalb förderte er auch den Schiffsbau, und zeigte überhaupt für das Seewesen eine große Vorliebe. Seit 1610 führte er den sogenannten Kalmarischen Krieg gegen Karl IX. von Schweden und dessen Nachfolger Gustav Adolph, wegen Lappland, das Schweden beanspruchte hatte, und beendigte ihn 1613 durch einen vortheilhaften Frieden. Als Anführer der Protestanten im 30jährigen Kriege war er weniger glücklich. Für seine Staaten wirkte er während seiner langen Regierung mit unablässigem Eifer. Er legte den Grund zur dänischen Seemacht, ließ bessere und größere Schiffe bauen, als die Ostsee je gesehen hatte, dehnte den Handel des

Landes bis Ostindien aus, wo er die ersten Besitzungen erwarb, und hob den inländischen Handel besonders durch Beschränkung der Hansestädte. Auch die Gesetzgebung verbesserte er, und führte eine verständige Finanzverwaltung ein; zur Wiederauffindung der Ostküste Grönlands und zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt rüstete er mehrere Expeditionen aus, ohne jedoch sein Ziel erreichen zu können. Als Privatmann zeichnete er sich durch liebenswürdige Geradheit und Pflichttreue aus; als Fehler des großen Königs führen die alten Historiographen Jähzorn, ungezügelten Witz und große Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht an. Er starb den 28. Januar 1648. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III.

Christian VII., König von Dänemark, Sohn Friedrich's V. und dessen erster Gemahlin Louise, einer gebornen Prinzessin von England, geb. den 29. Jan. 1749, bestieg am 13. Jan. 1766 den Thron seines Vaters, und vermählte sich in demselben Jahre mit der Schwester Georg's III. von England, Caroline Mathilde (s. d.). Drei Jahre hindurch, bis 1769, machte er Reisen in's Ausland, nach Deutschland, England, Holland und Frankreich, suchte die berühmtesten Männer seiner Zeit auf, ward Mitglied gelehrter Akademien, und kehrte endlich mit dem Titel eines Doctors der beiden Rechte, den er zu Cambridge erhalten hatte, zurück. Ueberall hatte er sich als einen leutseligen und unterrichteten Fürsten, aber auch sich gänzlich unfähig gezeigt, die Staatsgeschäfte selbständig zu leiten. Frühe Ausschweifungen hatten seinen Geist geschwächt, weshalb seine Minister das Regiment führten. Bis 1770 leitete der Graf Bernstorff, der Vertraute Friedrich's V., die öffentlichen Geschäfte. Bald übertrug er diese seinem Leibarzte Struensee (s. d.), der zwar C.'s und seiner jungen Gemahlin Vertrauen, aber nicht das des Volkes zu gewinnen wußte. Seine Neuerungen in der innern Verwaltung und in der Politik brachten den unzufriedenen Adel und das Militär völlig gegen ihn auf. Nachdem die verwittw. Königin, Juliane Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Stiefmutter Christian's, vergeblich einen Zwiespalt in die königliche Ehe zu bringen gesucht hatte, um sich auf diese Weise an die Spitze der Geschäfte zu stellen, trat sie mit den ersten Familien der Mißvergnügten in nähere Verbindung, und zwang am 16. Jan. 1772 in Verband mit den Unzufriedenen und ihrem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich (Christian's VII. Halbbruder), den schwankenden König, einen Verhaftsbefehl gegen Struensee zu unterzeichnen, dem ein zweiter gegen die regierende Königin folgte, welche, wie man vorgab, die eheliche Treue verletzt, und mit dem Minister daran gearbeitet habe, den König zu einer Unterzeichnungsacte zu bewegen. Die Königin-Wittwe und ihr Sohn, der Erbprinz Friedrich, leiteten fortan fast allein die Geschäfte der Regierung, da eine Geisteskrankheit, die den König öfters heimsuchte, ihm sein letztes Ansehen raubte. Er regierte nur noch dem Namen nach. Am 24. April trat der damalige Kronprinz als Mitregent dem schwachen König zur Seite (s. Friedrich VI.). C. starb am 3. März 1808 zu Rendsburg in Holstein, wohin man ihn 1807, wegen der Beschießung Kopenhagens durch die Engländer, gebracht hatte. Während seiner Regierung, an der er persönlich, wegen fast unausgesetzter Geistesabwesenheit, nur wenig Antheil nehmen konnte, sind viele treffliche Einrichtungen getroffen worden. Die Leibeigenschaft wurde in den Herzogthümern aufgehoben, Handel und Wandel gehoben, der Schleswig-Holsteinische Kanal gegraben, treffliche Straßenbauten unternommen, Denk- und Preßfreiheit beschützt, leider aber auch durch den übertriebenen Lauf der Banconoten und den erhöheten Militäretat die Staatsschuld vermehrt. Christian hinterließ 2 Kinder, Friedrich VI., seinen Nachfolger, und die Prinzessin Augusta, vermählt mit dem 1814 verst. Herzoge von Holstein-Augustenburg. Vgl. Jens Kragh Höst: „Geschichte der dänischen Monarchie unter Christian VII.“ (Kopenhagen 1813—1816. 4 Bde.).

Christian VIII. Friedrich, König von Dänemark, ältester Sohn des am 7. Dec. 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich von Dänemark, geb. d. 18. Sept. 1786, vermählte sich 1806 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, und, nachdem er sich 1812 von ihr hatte scheiden lassen, 1815 mit Caroline Amalie, der Tochter des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Nach-

dem er 1813 zum Statthalter in Norwegen ernannt worden war, begannen die Unterhandlungen wegen Abtretung Norwegens, die in dem am 14. Jan. 1814 zu Kiel geschlossenen Frieden ausgesprochen wurde. C. legte einer Versammlung der Normänner diesen Abtretungsvertrag vor, der aber einstimmig verworfen wurde, und trotz aller Zusicherung des Königs von Schweden, in Rücksicht größerer politischer Rechte und freierer Verfassung, behauptete das normännische Volk das alte Recht seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Vergebens verlangten schwedische Abgesandte zu Christiania die Erfüllung des Kieler Friedens; der feierliche Eid, welchen Prinz Christian als Regent von Norwegen ablegte, war die Antwort, der am 13. März die Bekanntmachung folgte „daß Sieg oder Tod das Feldgeschrei des Normannen gegen Jeden sei, der seine Unabhängigkeit antasten würde.“ Bald war ein Heer von 12,000 Mann versammelt, und auf dem Reichstage zu Eidswold erklärten am 17. Mai die Abgeordneten des normännischen Volkes den Prinzen Christian zum Erbkönige von Norwegen, und entwarfen zugleich ein Staatsgrundgesetz. Als Christian I. ward der neue König am 19. Mai 1814 proclamirt, aber vergebens sandte er Herrn Karsten Anker nach London, um die Anerkennung des britischen Cabinet's zu erhalten; dieses berief sich auf die mit seinen Verbündeten eingegangenen Verträge, und erklärte am 29. April die norwegischen Küsten für gesperrt. Aehnliches geschah von Dänemark. Schon kreuzten schwedische Kriegsschiffe an der Küste von Norwegen, und die Bevollmächtigten von Oesterreich, Rußland, Preußen und England, die im Juli in Christiania ankamen, versuchten alles Mögliche, um den Prinzen zum Nachgeben zu bewegen, ja Friedrich VI. wollte ihm sogar die Erbfolge in Dänemark durch einen hohen Gerichtshof absprechen lassen, dennoch blieb Christian unabänderlich bei seinem Rechte, und verwarf alle Anträge zur Vermittelung. Da rückten am 27. Juli von Wennesberg aus 10,000 Schweden, unter dem Oberbefehle des Kronprinzen, an die Grenze; ein Heer von 13,000 Mann folgte nach, und 10,000 Mann bildeten die Nachhut. Eine Flotte, unter dem Oberbefehle des Königs von Schweden, die gleichzeitig zur See operirte, nöthigte den Admiral der norwegischen Flotille, sich zurück zu ziehen. Tapfer hatten sich die Norweger vertheidigt, aber endlich sah sich doch Christian zu dem Waffenstillstande von Moß am 14. Aug. genöthigt, in welchem er Frederikshald mit Frederikssteen den Schweden übergeben mußte. Sein Heer löste sich auf, und nachdem Schweden die zu Eidswold aufgesetzte Verfassungsurkunde genehmigt, entschloß sich Christian, am 16. Aug. zu Moß die Königskrone von Norwegen niederzulegen. Das Volk murrte zwar, fügte sich aber bald dem neuen Herrscher. Am 10. Octbr. übersandte Prinz Christian dem versammelten Storthing (Reichstag) die Entsagungsurkunde, und schiffte sich nach Dänemark ein. Im J. 1832 wurde er Mitglied des Staatsraths und Präses der Kunstakademie, da er in mehreren Zweigen der schönen Künste und Wissenschaften, sowie in der Mineralogie, Geognosie und Geologie gründliche Kenntnisse besitzt, wie seine „Beobachtungen am Vesuv, angestellt im J. 1820,“ die im Druck erschienen, beweisen. Am 3. Dec. 1839 gelangte er durch den Tod des Königs Friedrich's VI. auf den Thron Dänemark's. Er trat die Regierung unter ziemlich schwierigen Verhältnissen an. Auf der einen Seite befanden sich die Finanzen des Staats in einem traurigen Zustande, in der Staatsverwaltung machten sich in allen Zweigen Mißbräuche und der verderblichste Schlendrian bemerklich, zwischen dem deutschen und dänischen Theile der Bevölkerung war Zwiespalt ausgebrochen, und auch von Seiten verschiedener Mächte drängten sich Zumuthungen, wie z. B. in Betreff des Sundzolls auf, die nicht geeignet waren, dem Regenten die nöthige Sicherheit und Ruhe zu gewähren. Auf der andern Seite hatte die Erinnerung an sein energisches, von freisinnigen und volksthümlichen Ideen gehobenes oder wenigstens begleitetes Auftreten im J. 1813 in den Liberalen Dänemark's im Stillen schon längst die Hoffnung genährt, C. werde der Mann sein, der, auf der festen Basis der von ihm einst öffentlich bekannten liberalen politischen Grundsätze bauend, dem Volke endlich eine Constitution geben werde, wie es sie mit Recht erwarten und fordern könne. Doch C. war älter, war König geworden, und die Erwartung der Liberalen wurde vollkommen getäuscht. Der König lehnte die verschiedenen, in Adressen

aller Art ihm gemachten Zumuthungen auf Ertheilung einer Constitution ꝛc. Anfangs mit diplomatischer Feinheit ab; als sie aber immer dringender wurden, und sich in den Ständeversammlungen in förmlichen Anträgen aussprachen, wies er sie mit immer unverfänglichern Worten zurück, und griff endlich, noch ehe die Krone auf seinem Haupte stand, zu Gewaltmitteln, um seinem Willen dem Nationalwunsche gegenüber den Sieg zu verschaffen; die Aufläufe in Kopenhagen vom 22. und 23. Mai 1840 fielen noch vor seiner Krönung vor. Der König hielt sich in allen seinen Handlungen streng an die Richtschnur des conservativen Systems. Ueber die Folgen derselben für das Königreich, die Zustände, Parteiungen und namentlich die Thronfolge, s. Dänemark. — Sein Sohn, Friedrich Karl Christian, geb. am 6. Oct. 1801, der gegenwärtige Kronprinz, vermählte sich 1828 mit der Tochter des Königs Friedrich's VI.; doch eheliche Zwistigkeiten veranlaßten die Verweisung des Prinzen aus Kopenhagen und 1837 die Scheidung von seiner Gemahlin. Er vermählte sich 1841 mit der Prinzessin Caroline von Mecklenburg-Strelitz, nachdem sich die Geschiedene 1838 mit dem Herzoge Karl von Holstein-Sonderburg-Glücksburg vermählt hatte. In den letzten Regierungsjahren Friedrich's VI. lebte der Prinz als Regimentschef zu Fridericia in Jütland, ward aber nach dem Regierungsantritt seines Vaters commandirender General über Jütland und Fünen.

Christian, Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. am 19. Juli 1789, ist der Sohn des am 14. Juni 1814 mit Tode abgegangenen Herzogs Friedrich Christian, welcher sich am 27. Mai 1786 mit Louise Auguste (geb. am 7. Juli 1771), einer Schwester des Königs Friedrich IV. von Dänemark, vermählt hatte. Nach dem Tode seines Vaters erhielt C. zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, bis er am 19. Juli 1816 volljährig wurde, die Fideikommisgüter, Besitzungen, an denen der herzogliche Titel das Glänzendste ist. Seine Mutter, eine ausgezeichnete Dame, leitete seine Erziehung im Verein mit dem 1800 als Hofprediger nach Augustenburg berufenen, Glückstädter Rector der lateinischen Schule, Heinrich Friedrich Germar, (geb. am 29. Sept. 1776 zu Arensböck), einem Zögling der Kieler Universität. Von 1817—19 besuchte C. die Universitäten Genf und Heidelberg, und bildete sich in Begleitung Germar's, der bis 1817 Prinzenerzieher in Augustenburg gewesen war, auf Reisen durch einen großen Theil Deutschlands, Frankreichs und Hollands weiter aus. Er wurde in der Folge dänischer Generalmajor, und vermählte sich am 18. Sept. 1820 in Gißelfeld mit Louise Sophie, einer Tochter des Grafen Christian Conrad von Danneskjöld-Samsöe; somit verband er sich mit einem Geschlechte, das von einem natürlichen, außer der Ehe erzeugten Sohne Christian's V. abstammt, und dessen erste Gründerin, die 1719 als Gräfin von Samsöe gestorbene Sophie Amalie, Tochter des Arztes Paul Mothe war. C.'s Ehe ist sehr fruchtbar geworden, er hat in ihr drei Söhne und vier Töchter erhalten, davon ist der Aelteste, Alexander Georg Carl, und Wilhelmine gestorben, die fünf noch lebenden sind Friedrich Christian August, geb. am 6. Juli 1829, Friedrich Christian Karl August, geb. am 22. Jan. 1831, Friederike Marie Louise Auguste Karoline Henriette, geb. am 28. Aug. 1824, Karoline Amalie, geb. am 15. Jan. 1826 u. Karoline Christiane Auguste Emilie Henriette Elisabeth, geb. am 2. August 1833. C. ist übrigens das Haupt der jüngern königlichen Linie des Holsteinschen Fürstenhauses, welcher, im Falle des Aussterbens des Mannesstammes der ältern königlichen Linie (des jetzigen, dänischen Regentenhauses), die Erbfolge in Schleswig-Holstein zusteht. Seit Einführung der Provinzialstände wandte sich der Herzog den politischen Studien zu, und spielte in der schleswig'schen Ständeversammlung, in der ihm eine erbliche Virilstimme zusteht, eine bedeutende Rolle. Schon auf dem ersten schleswig'schen Landtage stellte er sich auf die Seite der Opposition, und sprach Grundsätze aus, welche ihn dem Volk als einen Mann darstellen, der gesonnen ist, gegen die Bedürfnisse der Gegenwart sein Ohr nicht zu verschließen. War er und sein Bruder Friedrich Christian Emil (geb. am 23. Aug. 1800), welcher als gewählter, städtischer Abgeordneter dem Landtage beiwohnte, auch nicht unter Denen, welche die Preßfreiheit als die Frühlingssonne der modernen Welt begrüßten, und sie von der Regierung

forderten, so brachte er doch Vorschläge vor die Stände, die, wie seine Motion auf Abschaffung der Kopfsteuer und auf Umgestaltung des wenig gut geordneten Zollwesens, den Ansichten der Regierung geradezu entgegenliefen, und ihm viele Popularität selbst in der Hütte des gedrückten Landmanns erwarben. Auch vertrat er mit vielem Nachdruck die Rechte Schleswig-Holsteins und die deutsche Nationalität derselben, gegenüber den Ansprüchen dän. Politik und den Anmaßungen dän. Nationalität. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß C. als Beförderer der Pferdezucht auch als Schriftsteller aufgetreten ist mit einer kleinen 5 ½ Bogen starken Brochüre „Versuch eines Beweises, daß die Wettrennen das wesentlichste Beförderungsmittel der Pferdezucht sind" (2. Aufl. Schleswig 1829), worin er von dem Gesichtspuncte ausgeht, daß Dänemark durch seinen mehr oder weniger fruchtbaren Boden und durch die seit lange darauf begründeten Wirthschaftseinrichtungen vor fast allen Ländern Europa's zur Production großer und starker Pferde geeignet sei. Er empfiehlt die Einführung des englischen yorkshirer Wagenpferdes; mit solchen Vollbluthengsten sollen die großen, dänischen Landstuten zusammengethan werden, wenn Danemärk die Concurrenz im Pferdehandel nicht ganz verlieren wolle. C. hat selbst ein edles Gestüt; seine für Dänemark wichtigen Ansichten sind meist selbstgemachte Erfahrungen.

Christiani, Rudolph, Doctor der Rechte, Advocat in Lüneburg und Mitglied der zweiten Kammer in der hanoverschen Ständeversammlung nach dem Staatsgrundgesetz von 1833, wurde um 1795 zu Lüneburg geboren, und widmete sich, nach kurzem Besuche des Lüneburger Gymnasiums, in Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft, doch nicht so ausschließlich, daß er darüber vergessen hätte, sich mit dem Geiste der philosophischen, historischen und vorzüglich der schönwissenschaftlichen Literatur bekannt zu machen. Waren auch die Vorlesungen Fiorillo's und Butterweck's nicht geeignet, den Zuhörer in das innerste Heiligthum der schönen Kunst einzuweihen und ihn zum Nacheifern zu begeistern, so regten sie doch den Jugendeifer dadurch an, daß sie der Jugend das ganze Material vorlegten, und den großen Reichthum zeigten, der wenig oder gar nicht durchforscht, der ordnenden Hand entgegen harrt. C. gab sich dem Einflusse beider Lehrer hin, und so gewann er jene feine Bildung, ohne welche der Jurist meistens nur als trockner Geschäftsmann, als eifriger Träger langweiliger Acten erscheint. Er las und studirte die Werke der besten Dichter verschiedener Literaturen, und versuchte sich auch, nachdem er 1818 als Doctor der Rechte nach Lüneburg zurückgekehrt war und sich daselbst als Advocat niedergelassen hatte, in eignen poetischen Productionen und Uebersetzungen, wovon er aber so bescheiden war, bis jetzt der Oeffentlichkeit Nichts mitzutheilen, mit Ausnahme einer höchst gelungenen Uebersetzung von Oehlenschläger's „Hugo von Rheinsberg," die er noch während seines Aufenthaltes in Göttingen herausgab. Als practischer Jurist war er wenig thätig, nicht aus Mangel an hervorstechenden und glänzenden Fähigkeiten, vielmehr aus Abneigung gegen das in Deutschland träge Proceßverfahren, das den Juristen mit Acten überladet, und das Recht in Papierballen vergräbt. Dem schriftlichen Verfahren zieht C. das mündliche vor, und er würde in dieser Hinsicht eine glänzendere Rolle gespielt haben, als es bei dem todten Mechanismus der Actenschreiberei möglich ist. Von dem Talent der Beredtsamkeit, die ihm die Natur verliehen, und die er durch seine philosophischen und schönwissenschaftlichen Studien cultivirt hat, hat er in der zweiten hanöverschen Kammer bedeutende Proben abgelegt. Mit dem Eintrit in die Ständeversammlung beginnt eigentlich erst seine öffentliche Wirksamkeit. Als tüchtiger Redner, voll jugendlichen Feuers, kämpfte er bei den schwierigen Fragen für Alles, was ihm als das Rechte, das Ersprießliche und Nothwendige erschien, und trat er auch nicht mit so scharfen Ausdrücken auf, wie sie von der englischen und französischen Tribune herabtönen, so war er doch muthig genug, die Worte, wie sie ihm die augenblickliche Empfindung zur Bezeichnung seines Gedankens eingab, weniger ängstlich abzuwägen, als viele der Deputirten, die mit ihm in Hanover, wie in andern deutschen Landen, für das gleiche Prinzip der Reformen stritten. In allen seit 1831 gehaltenen Ständeversammlungen war er eine Stütze des Liberalismus, und mit Stüve, Rumann, Freudentheil, Bodungen u. A. bekämpfte er das alte System, das sein Bestehen aus jenen Zeiten datirt, in denen der Sieger die Be-

siegten in das Joch der Unfreiheit spannte. Wiederholt drang er auf Preßfreiheit, und der Zauber seiner Rede besiegte den Widerstand derer, welche von dem etwaigen Mißbrauch der freien Rede staatsgefährliche Unruhen fürchteten. Um die Preßfreiheit zu retten, protestirte er 1832 in der Kammer gegen die bekannten Bundestagsbeschlüsse, insofern dieselben die Verfassung des Landes, die Rechte des Königs, der Stände und des Volkes beeinträchtigten. Die Kammer trat zwar mit großer Stimmenmehrheit seiner Protestation bei, aber es blieb bei dem Bundesbeschluß. Bei der Berathung über den Entwurf zum neuen Staatsgrundgesetz stritt er 1832 für das den Ständen zukommende Recht der Steuerbewilligung, für Heilighaltung des Briefgeheimnisses, für die Competenz der Kammer, das Schicksal der Staatsgefangenen zu berücksichtigen, für größere Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt u. s. w. In der Ständeversammlung von 1833 unterwarf er das neue Staatsgrundgesetz, zumal das sechste Capitel desselben, einer strengen Kritik. Zu der nächsten Ständeversammlung, die am 5. Dec. 1833 eröffnet wurde, ward C. nicht wieder gewählt; eine gewisse Partei, die darauf ausging, die sogenannte systematische Opposition zu sprengen, hatte seine Wahl verhindert; doch schon im Mai 1834 sandte ihn die Commun Quakenbrück als ihren Abgeordneten in die Kammer. Fortan stand er als unermüdlicher Kämpfer für Recht auf Seiten der Opposition, und setzte durch die Gewandheit und Kühnheit seiner Sprache und Beweisgründe die Anhänger der Stabilität mehr denn einmal in die peinlichste Lage. Vorzüglich tadelte er 1835 den schleppenden Gang der Regierungsmaschine und der ständischen Thätigkeit, die er eine systematische Lähmung der öffentlichen Wirksamkeit nannte. Wiederholt nahm er das Recht der Publicität für die ständischen Verhandlungen in Anspruch, erst noch 1837 verlangte er, die Regierung möchte in Uebereinstimmung mit der Vorschrift des Staatsgrundgesetzes die Censur, eine Maßregel, die nicht für deutsche, sondern für „Patagonier, Lappländer und Hottentotten passe", antiquiren und ein Preßgesetz den Ständen vorlegen. In großer Stimmenmehrheit trat ihm die zweite Kammer bei; die erste verwarf aber kurz vor der Ankunft des neuen Königs den Beschluß der zweiten. Nach dem Umsturz der Verfassung von 1833 ward er 1838 wieder zum Abgeordneten gewählt, und trat hier als unerschrockner Vertheidiger des Staatsgrundgesetzes in entschiedene Opposition mit der Regierung. Als er 1841 von der Stadt Hameln wiederholt gewählt ward, versagte ihm daher Jene den Eintritt in die zweite Kammer, und entzog sogar der Stadt Hameln wegen dieser zweiten Wiedererwählung eines ihr mißliebigen Deputirten die bisherige Garnison. Die Hauptrichtung seines öffentlichen Wirkens bezeichnet C. selbst mit dem bei einer öffentlichen Gelegenheit ausgebrachten Toaste: „Nach innen Einheit, nach außen Kraft, Furcht vor Niemand, Freiheit über Alles!" — Sein Vater ist **Christoph Johann Rudolph C.**, der am 15. April 1761 in Norbye, im Lande Schwansen, geboren ist und Theologie studirt hat. Er wurde 1787 Pastor zu Stalebuy und 1793 deutscher Hofprediger in Kopenhagen, neben welchem Amte er das Directorium der Kopenhagener Erziehungsanstalt verwaltete. Seit 1810 war er dänischer Kirchenrath und Hauptprediger zu Oldenburg im Herzogthum Holstein, 1811 Kirchenprobst, 1813 Superintendent und Consistorialrath im Fürstenthum Lübek und Hauptprediger in Eutin und 1814 Superintendent, Schulinspector und Pastor primarius zu Lüneburg; in demselben Jahre erhielt er von Marburg die theologische Doctorwürde. Zu seiner Zeit war er ein fruchtbarer und geachteter Schriftsteller sowohl für das Fach der Theologie wie für das der Pädagogik; außerdem war er Mitarbeiter an mehrern gelehrten Zeitschriften.

Christiania, Hauptstadt Norwegens, am nördlichen Ende der Christianiabai und am Fuße des Eggeberges, mit 1500 Häusern und 30,000 E., welche bedeutenden Handel treiben, hat 4 Vorstädte, und besteht aus 3 Theilen: 1) aus St. Christiania oder der Neustadt, mit breiten, in rechten Winkeln durchschnittenen Straßen; 2) Opslo, oder der Altstadt, mit einem Alaunwerke; 3) Aggerhuus, einer südl. von der Neustadt gelegenen Bergfestung, welche 1815 geschleift wurde, aber jetzt wieder einen festen Platz bildet. C. ist der Sitz des Statthalters, der obersten Reichsbehörden, eines Bischofs und Versammlungsort des Storthing. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus das Schloß, ein geschmackloses,

großes Gebäude, die Bank und Börse, das Storthings- und neue Stadthaus, der Regierungspalast, die Kathedrale, das Gebäude der Kriegsschule ꝛc. Die daselbst am 2. Sept. 1811 gestiftete, 1813 eröffnete und am 28. Juni 1824 erneuerte Universität, die einzige des Landes, zählte 1841 20 Professoren, mehrere Lectoren und 100 Studirende. Sie hat einen botanischen Garten, ein astronomisches Observatorium (1833 eröffnet), eine Bibliothek von 150,000 Bänden, ein zoologisches und mineralogisches Museum, eine Münzsammlung von 10,000 Münzen und Medaillen, eine Urkunden-Sammlung, eine schätzbare Sammlung nordischer Alterthümer, eine Modellsammlung, ein physikalisches Cabinet ꝛc. Unter den Lehrern haben sich Hansteen, Esmark und Keilhau berühmt gemacht. Außerdem findet sich in C. ein Gymnasium mit Bibliothek, das Landcadetteninstitut, die Reichsbank, Leinwand-, Glas-, Eisen- und Tuchfabriken, Pulver- und Papiermühlen, 1 Zuchthaus, 1 Waisenhaus, ein Hafen. Die Stadt hat von Christian IV. den Namen erhalten, welcher sie nach dem großen Brande 1624 wieder aufbauen ließ.

Christiansfeldt, eine Fabrikstadt im Herzogthum Schleswig, in der Nähe des kleinen Belts, am sogenannten Königswege, wurde 1772 von Herrnhutern gegründet, und besteht aus 2 parallelen Straßen, die Kirche in der Mitte auf einem grünen Platz. Die Stadt hat durch die überall herrschende Sauberkeit und die schön gebauten, meist steinernen Häuser ein freundliches Ansehen. Auswärtige Familien schicken ihre Kinder hierher zur Erziehung. C. hat gegen 1000 E., welche ausgezeichnete Leinwand, wollene und baumwollne Zeuge, Leder, Seife, Talg- und Wachslichter verfertigen.

Christianstad, die wohlbefestigte Hauptstadt des Christianstad-Län im südlichen Schweden, liegt am Flusse Helgeå, 2 Meilen von der Ostsee, ist gut gebaut und Sitz eines Landhauptmanns und eines Hofgerichts für Schonen und Bleckingen. Sie hat ein Arsenal, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und gegen 4500 Einw., welche etwas Handel und Wollzeug-, Leder- und Handschuhfabriken unterhalten. Der Hafen der Stadt liegt an der Mündung der Helgeå bei Ahus. Die Stadt wurde 1614 von König Christian IV. von Dänemark als Festung gegründet, und ist während der Kriege zwischen Schweden und Dänemark mehrmals belagert worden. — Christianstadt, die Haupstadt der den Dänen gehörigen westindischen Insel St. Croix, ist der Sitz des Gouverneurs und der Centralbehörden, hat Kirchen für Lutheraner, Reformirte, Episcopalen und Katholiken, einen geräumigen und sichern Hafen, der durch das Fort Christiansvare vertheidigt wird, und 6000 E., welche nicht unbeträchtlichen Handel treiben.

Christine, Auguste Alessandra, Königin von Schweden, geb. am 9. Dec. 1626, Tochter des großen Gustav Adolph's und der durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Prinzessin Maria Eleonora von Brandenburg. Ihr Vater wandte alles Mögliche an, um die einzige Tochter für den Thron zu erziehen, und schon 1630 erwählte er den Professor des königl. Gymnasiums zu Stockholm, Director Matthiä, einen trefflichen Mann, zu ihrem Lehrer. Als Gustav Adolph zum Kampfe für die protestantische Freiheit eilte, ließ er, gestützt auf eine Acte, welche die weibliche Linie Karl's IX. für fähig zur Thronnachfolge erklärte, seinem jungen Töchterchen von den versammelten Landständen und seinem Heere den Huldigungseid leisten. Als er 1632 bei Lützen gefallen war, traten die Kronbeamten zusammen, und beriefen eine Ständeversammlung, welche, nachdem sie die 5 höchsten Kronbeamten zu Vormündern der sechsjährigen Christine ernannt hatte, dieselbe zur Thronerbin erklärte. Nach dem Plane des Vaters, welcher mehr eine männliche Erziehung der Tochter zu geben gedachte, wurden der jungen Königin jetzt die alten Sprachen gelehrt, in denen sie bald die schnellsten Fortschritte machte. Geschichte, Geographie und Politik waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, und die lebendige Phantasie, ihr klarer Verstand und ihr außerordentliches Gedächtniß kamen ihr dabei trefflich zu Statten. Aber bald bildete sich auch in ihrem Charakter ein Hang zu dem Sonderbaren und Abnormen, der sich durch ihr ganzes Leben hindurch kund gab. Sie wanderte weite Strecken zu Fuße, trug männliche Kleidung, war eine rüstige Reiterin, liebte Jagd und männliche Spiele, und ertrug mit gleichem Muthe Hitze und Kälte, Hunger und Durst. Dabei bildete sich auch

in ihrem Charakter neben einer oft rücksichtslosen Vertraulichkeit der größte Hang zu Mißtrauen und Argwohn, zu Verachtung und Spott, zu Ungeduld und Jähzorn. Vom J. 1636 an unterrichtete sie der Großkanzler Axel Oxenstierna in der Regierungskunst, und ihr ungemeiner Geist, der Alle, die mit ihr in Berührung kamen, in Erstaunen setzte, bestimmte die Reichsstände schon 1642, ihr die Uebernahme der Regierung selbst anzutragen, welche sie aber, ihre Jugend vorschützend, ausschlug. Erst am 7. Decbr. 1644 schwur sie den Königseid, und trat als volljährige Königin an die Spitze der Geschäfte. Charakterfestigkeit und Umsicht bezeichnen rühmlichst die ersten Jahre ihrer Regierung. Durch den Vertrag zu Brömsebrö 1645 endete sie den Krieg mit Dänemark, und vergrößerte ihr Reich durch mehrere Provinzen, Gothland, Oesel, Jemteland u. s. w. Hierauf suchte sie den Frieden in Deutschland zu vermitteln, und unterzeichnete den Osnabrücker Frieden, welcher ihr außer einer Entschädigungssumme von 5,000,000 Reichsthalern die Ländereien Vor-Pommern, einen Theil von Hinter-Pommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden verschaffte. Christine schien durch ihre seltene Geistesüberlegenheit dazu berufen, eine große Rolle im Norden zu spielen, und bald bewarben sich auch Spanien, Frankreich, Holland und England um ihre Freundschaft. Jetzt pflegte sie mit weiser Umsicht Handel, Schifffahrt und Bergbau, gründete Universitäten und Schulen, und hob drückende Abgaben und Zölle auf. Umgeben von bewährten Feldherren und tüchtigen Staatsmännern aus der Schule des großen Schwedenkönigs, sollte sie nur noch einen Wunsch des Volkes erfüllen, nämlich den, sich einen Gemahl zu wählen. Ihr erschien aber die Ehe als ein drückendes Band, und ihr Unabhängigkeitssinn sträubte sich heftig dagegen. In diesem Sinne wies sie auch ihren Vetter, Karl Gustav aus Zweibrücken, der sich um ihre Hand bewarb, ab, ließ ihn aber dennoch 1649 durch die Reichsstände zu ihrem Nachfolger ernennen. Das Jahr darauf feierte sie mit hoher Pracht ihre Krönung; auf einem Triumphwagen zog sie in Stockholm ein, und hier lernte sie den schönen Italiener, Marchese Monaldeschi kennen, den sie bald zu ihrem Oberstallmeister erhob und mit übergroßer Zärtlichkeit beglückte. Seit dieser Krönung aber veränderte sich ihr Benehmen gegen ihre frühern Minister auf merkwürdige Weise. Sie fand keinen Gefallen mehr an den Staatsgeschäften, beschenkte ihre Günstlinge mit Krongütern, ließ durch kleinliche Ränke ihre besten Rathgeber verdrängen, während sie Unwürdige an deren Stelle setzte, und führte einen prächtigen Hofstaat ein, dessen Verschwendung aber bald den reichen Schatz erschöpfte. Mit nachdrücklicher Sprache suchte sie Oxenstierna an ihre Pflicht zu ermahnen, nachdem sie am 25. Octbr. 1551 in dem Senate erklärt hatte, die Regierung ihrem Nachfolger übergeben zu wollen. Die Worte des alten Kanzlers bewogen sie noch einmal, die Zügel der Regierung mit Festigkeit zu ergreifen; Wissenschaften und Künste waren ihr jetzt Erholung von den Mühen der Regierung, und ein Briefwechsel setzte sie mit den gelehrtesten Männern ihrer Zeit in Verbindung. Männer, wie Descartes, Grotius, Salmasius, Bochart, Huet, Naudé, Vossius, Conring und Meibom erschienen an ihrem Hofe, und nicht selten erlaubte sich ihre ungezügelte Laune einen derben Scherz mit den alten gelehrten Männern; bekannt ist, wie sie Meibom (s. d.) und Naudé einen griechischen Tanz unter großem Hohngelächter des Hofes aufführen ließ. Die Verschwörung des Messenius, die ihre Lieblinge und sie selbst bedroht hatte, und das Sehnen nach dem südlichen Himmel, welches ihr Buhle Monaldeschi in ihr erweckt hatte, bestimmte sie von Neuem, der Regierung zu entsagen. Sie versammelte daher 1654 zu Upsala die Stände des Reichs, und erklärte hier unerbittlich, daß sie die Zeichen der königl. Würde an Karl Gustav, ihren Nachfolger, übergeben würde. Am Tage der Abdankung erschien die 29jährige Königin, geschmückt mit Purpur, Krone und Scepter, in dem Versammlungssaale, ließ eine Verzichtungsacte vorlesen, in welcher sie sich, im Betreff ihrer Person und ihrer Diener, unbeschränkte Freiheit ohne irgend eine Verantwortlichkeit ausbedung, entkleidete sich des königl. Schmuckes, und übergab denselben an Karl Gustav. Kurze Zeit darauf ging sie in männlicher Kleidung über Dänemark und Deutschland nach Brüssel, wo sie im Geheimen in die Hände eines Dominicaners, Gnemes, das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche ablegte. Ihre Liebe zur Kunst

und zu Monaldeschi, vereint mit den Bestrebungen der Jesuiten, scheinen sie zu dieser Religionsveränderung bewogen zu haben, welche der neue Papst Alexander VII. als sein Werk darstellen wollte, und sie daher ersuchte, öffentlich das Glaubensbekenntniß zu wiederholen. Sie fügte sich dem Willen des heil. Vaters, und trat öffentlich unter prachtvoller Festlichkeit zur katholischen Religion zu Innsbruck. Von hier aus reiste sie, begleitet von Monaldeschi, nach Italien, und hielt glanzvoll in Amazonentracht zu Pferde ihren Einzug in Rom. Unter dem Donner der Kanonen betrat sie die Peterskirche, wo der Papst sie confirmirte, und ihr den Namen Alessandra zuertheilte. Nachdem sie die hauptsächlichsten Kunstdenkmale Roms gesehen, schiffte sie sich 1656 auf einer päpstl. Galeere nach Frankreich ein. Sie verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der königl. Hof sich aufhielt, und zu Paris. Von hier aus ging sie nach Turin, hauptsächlich den Frieden zwischen Spanien und Frankreich zu vermitteln, kam aber bald unverrichteter Sache wieder nach Paris zurück. Ihren zweiten Aufenthalt in Frankreich bezeichnete eine blutige That, die nur durch ihre heftige Leidenschaftlichkeit veranlaßt werden konnte, sie ließ nämlich ihren ehemaligen Liebling Monaldeschi, gegen den sie erkaltet war, nachdem der jüngere Santinelli an seine Stelle getreten war, im königl Schlosse zu Fontainebleau am 10. Novbr. 1657 ermorden. Eifersucht und Ausplaudereien zarter Geheimnisse durch den Marchese sollen sie zu dieser Blutthat, die Frankreich öffentlich mißbilligte, und die Leibnitz vergeblich vertheidigt hat, verleitet haben. 1658 kehrte sie wieder nach Rom zurück, aber der Krieg, welchen Schweden mit Dänemark, Polen, Brandenburg und Pommern zu führen hatte, brachte ihre Finanzen in Unordnung, da die bestimmten Gelder ausblieben, und Niemand ihr Vorschüsse machen wollte. Schon hatte sie ihr Silber und Geschmeide verpfändet, als ihr der Papst einen jährlichen Gehalt von 12,000 Scudi auszahlen ließ. Der Tod Karl Gustav's bewog sie 1660, nach Schweden zurück zu reisen, und obschon sie verbreitete, sie unternähme diese Reise zur Ordnung ökonomischer Angelegenheiten, so scheinen doch Thronansprüche sie dazu bewogen zu haben, da der Kronprinz erst 4 Jahre alt war. Mit würdigem Ernste aber widersetzten sich die Reichsstände, sie als Königin anzunehmen, und sie sah sich durch dieselben genöthigt, eine förmliche Entsagungsacte zu unterzeichnen. Mancherlei Unannehmlichkeiten bewogen sie, Stockholm zu verlassen, und obschon sie später 1666 eine abermalige Reise nach Schweden unternahm, so wurde sie doch durch Verordnung der Reichsstände, die sie bitter kränkte, zur augenblicklichen Rückkehr, ohne Stockholm gesehen zu haben, bewogen. Vergebens bewarb sie sich um die polnische Krone; nach dem Tode des Papstes Alexander ging sie nach Italien zurück, wo sie in Rom die Akademie der Arkadier stiftete, in welcher sie unter dem Namen Basilissa das Präsidium führte, prachtvolle Sammlungen von Münzen und Gemälden machte, und nach manchem Kummer am 19. April 1689 starb. Ihr Leichnam ward in der Peterskirche beigesetzt, wo ihr der Papst ein mit einer langen Inschrift versehenes Denkmal setzen ließ, während sie nur die Worte begehrt hatte: Vixit Christina annos LXIII. Alexander VIII. kaufte ihre Bibliothek, Odescalchi, der Neffe Innocenz IX. ihre Gemälde und Antiken. Ein bedeutender Theil ihrer Gemäldesammlung ist für 90,000 Scudi 1722 durch den Herzog Regent von Frankreich angekauft worden. Zwei Werke von Haverkamp: „Nummophilacium reg. Christinae" und das „Museum Odescalcum" enthalten das Verzeichniß ihrer eigenen Sammlungen. C. war ein Weib, das mit den größten Eigenschaften des Geistes männliche Charakterstärke verband, aber herausgetreten aus dem Gebiete der Weiblichkeit erregte sie das Mißfallen der Welt, die das Mannweib nur bewundern, aber nicht lieben konnte. Von Gestalt war sie klein, ihre Augen waren lebhaft und sanft, ihre Gesichtsfarbe braun, ihre Habichtsnase mahnte an ihren Vater. Einige kleine Werke von ihr hat Archenholz: „Memoiren der Christine" (4 Bde., Berl. 1757, 4.), gesammelt. 1762 sind unter ihrem Namen Briefe erschienen, an deren Echtheit mit Recht gezweifelt wird.

Christine Marie, s. Marie Christine.

Christologie heißt der Wortbedeutung nach die Lehre von Christus oder dem Messias. Nach der Kirchenlehre wurde der göttliche Rathschluß zur Erlösung der Mensch-

heit dadurch vollbracht, daß Gott der Sohn Mensch wurde, und als jüdischer Messias, Jesus Christus genannt, das Werk der Versöhnung vollbrachte. Die C., welche einen Theil der christlichen Glaubenslehre bildet, handelt daher sowohl von der Persönlichkeit, als von den Werken des Messias. Bekanntlich finden sich schon in der heiligen Schrift Hoffnungen auf die Ankunft des Messias ausgesprochen, die sich aber wahrscheinlich auf das dem König David gegebene Orakel gründen mochten, daß das Reich Israel für immer bei seinen Nachkommen bleiben sollte. Als nun nach Zertheilung des Reichs in Juda und Israel nicht allein die Einheit des Staates, sondern die Theokratie selbst durch die Hinneigung der Könige beider Staaten zur Abgötterei vernichtet wurde, so entstand auf den Grund jenes Orakels die Erwartung, Gott werde aus Davids Geschlecht einen Messias, d. i. einen König in Israel erwecken, ihn zu großen Thaten geistig begaben, und durch ihn den Glanz des ehemaligen jüdischen Reichs wieder herstellen. Das ist die prophetische oder altjüdische Christologie. Nach der Zertrümmerung des jüdischen Staates und während des Exils in Babylon wurden die Juden mit Zoroasters Religionssystem bekannt, und entlehnten aus ihm die Vorstellung, daß der Teufel und die Dämonen oder die Geister der Finsterniß sich in Gestalt von Götzenbildern von den Heiden verehren ließen, und deshalb die ewigen Feinde des wahren Gottes und des denselben allein verehrenden jüdischen Volkes seien. Hiermit veränderte sich die Vorstellung von der Person und von der Wirksamkeit des Messias. Die letztere bestand nicht mehr blos in der Erhebung der jüdischen Theokratie über die abgöttischen Völker, sondern wurde zum Sieg über die Macht der dämonischen Welt; und der Messias selbst wurde nicht mehr als ein bloßer menschlischer Prophet gedacht, sondern unter den Gelehrten setzte sich nun mehr und mehr die Meinung fest, Gott werde einen vor Anfang der Schöpfung aus ihm hervorgegangenen göttlichen Geist zur Erde senden, der in menschlicher Gestalt die Dämonen besiegen und das Reich Gottes stiften werde. Dies ist die spätere jüdische Christologie, und findet sich zuerst im Buche Daniel (7, 21.), das in der Zeit der Maccabäer geschrieben wurde, und in mehreren andern jüdischen Schriften. Je mehr das jüdische Volk unter dem Druck auswärtiger Eroberer zu seufzen hatte, desto mächtiger wurde die Sehnsucht nach dem Erscheinen des Messias. Zur Zeit Jesu mußte nun auch diese Erwartung schon sehr hoch gestiegen sein; und wenn man auch nicht allgemein an einen Sieg des Messias über die dämonische Welt dachte, so glaubten doch ziemlich alle Juden, der Messias werde dem jüdischen Reiche die Weltherrschaft verschaffen, die frommen verstorbenen Juden wieder auferwecken, den Teufel und die Dämonen überwunden in die Unterwelt werfen, und ein tausendjähriges Reich Gottes auf der Erde stiften (s. Chiliasmus). Die Christologie mit der christlichen Kirche nahm ebenfalls zu verschiedenen Zeiten verschiedene Gestalt an. In den 3 ersten Evangelien wird der Messias als ein großer Prophet dargestellt; Johannes, Paulus und der Verfasser des Briefes an die Ebräer dagegen finden in dem Messias das göttliche Wort, den vor der Weltschöpfung gezeugten Sohn Gottes, von Maria als Mensch geboren. Diese letztere Vorstellung wurde nach und nach in der christlichen Kirche die vorherrschende, und endlich im 4. und 5. Jahrh. zum förmlichen Glaubensartikel aufgestellt. Die Vorstellung aber von einem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden, die fortwährend ihre Anhänger fand, wurde frühzeitig von der kathol. Kirche, wie später von den Protestanten in der Augsburgischen Confession als ein jüdischer Irrthum ausdrücklich verworfen. Neuere protestantische Theologen haben diese Vorstellung von der Zukunft Christi als jüdische Zeitvorstellung betrachtet und als Symbol religiöser Ideen.

Christoph, Sanct, auch St. Christopher oder St. Kitts genannt, ist eine Insel der kleinen Antillen, die den Engländern gehört, ungefähr 3 QM. groß ist, und unter dem 17° nördl. B. und 45° westl. L. liegt. Der nordwestliche Theil der Insel wird von einer rauhen vulkanischen Bergkette durchzogen, und der 3000 F. hohe Mount-Misery ist noch immer ein thätiger Vulkan. Wie die übrigen westindischen Inseln hat C. reiche Plantagen, wo besonders Zucker, Kaffee und Baumwolle erzeugt werden. Die Gesammtausfuhr beträgt ungefähr 250,000 Pfd. Sterl., die Einfuhr nur gegen 150,000 Pfd.St.

Die Zahl der Einwohner beträgt 23,500, von denen nur ungefähr 2000 Weiße, die übrigen freie Farbige sind. Die bedeutendste Handelsstadt ist Basseterre auf der Südwestseite. C. war die erste Colonie der Franzosen in Westindien, indem der normännische Edelmann Enambuc 1625 mit 30 Mann hier landete, und eine Tabakspflanzung anlegte. Er nahm mehrere herumstreifende Engländer auf, theilte die Insel in zwei französische und zwei englische Quartiere, und brachte seine Colonie bald in einen blühenden Zustand. Als er im J. 1636 starb, übernahm Anfangs der tapfere Du Halde das Gouvernement über die Colonie, gab es aber bald wieder auf, worauf 1638 die westindische Compagnie den Comthur Poincy zum Gouverneur ernannte. Unter diesem begannen schon die später immer bedenklicher werdenden Zwistigkeiten zwischen der englischen und französischen Bevölkerung; demungeachtet wußte er sie so in Zaum zu halten, daß sie den Wohlstand der Insel nicht gefährdeten. Erst mit dem englisch-französischen Kriege im J. 1666 brachen die innern Gährungen zu förmlichen Feindseligkeiten aus. Der Besitz der Insel wechselte oft; die Franzosen erhielten sie zwar im Ryswiker Frieden wieder, aber der Werth der Colonie hatte einen unheilbaren Stoß erhalten. Im Frieden zu Utrecht 1713 wurde sie an England abgetreten, und gelangte unter englischem Schutz bald wieder zu Wohlstand, der nur vorübergehend durch heftige Orkane im J. 1766 und 1772 erschüttert wurde. Im Febr. 1782 wurde die Insel von dem Admiral Grasse und dem General Bouillé eingenommen und hart bedrängt. Erst 1784 kam sie wieder in die Gewalt der Engländer. Später suchten sie Unglücksfälle, wie heftige Regengüsse in den Jahren 1790—93, das gelbe Fieber im J. 1791, und furchtbare Orkane in den Jahren 1804 und 1811—13 heim; im März 1805 wurde sie vom französischen Admiral Missiessy in Besitz genommen, und hatte viel zu leiden; demungeachtet hob sich ihr Wohlstand immer mehr, so daß sie im J. 1816 zum Sitz eines besondern Gouvernements gemacht wurde.

Christoph, St. oder Christophel, der große Christoph oder St. Chistophorus genannt, gehört unter die Heiligen der katholischen und griech. Kirche, deren Lebensumstände fast ganz unbekannt sind. Er soll in Lycien, nach Andern in Palästina geboren sein, früher Reprobus oder Adokymos geheißen und eine Länge von 12 F. und ungewöhnliche Stärke gehabt haben. Im Gefühl seiner Kraft wollte er, wie die Legende erzählt, nur dem Mächtigsten seine Dienste weihen. Er trat daher in die eines Königs, der für den größten seiner Zeit gehalten wurde. Aber als er eines Tages fand, daß dieser sich vor dem Teufel fürchtete, verließ er ihn, und bot dem Teufel seine Dienste an. Mit diesem traf er einst im Walde auf ein Christusbild, und da der Teufel diesem ängstlich auswich, so erkannte C. Christus als den Mächtigsten, und beschloß fortan nur ihm zu dienen. Lange suchte er seinen neuen Herrn vergeblich, endlich kam er zu einem Eremiten, nach Einigen dem heiligen Babylas, der ihn taufte, und in den Lehren des Christenthums unterrichtete. Da sich aber C. zu gewöhnlichen Bußübungen nicht verstehen wollte, so brachte ihn der Eremit endlich auf den Gedanken, sich an einem großen Flusse, der keine Brücke hatte, niederzulassen, um die Pilger hinüberzutragen. Hier erschien ihm Christus selbst in Kindesgestalt, und ließ sich von C. über den Fluß tragen. Hatte C. schon aus der außerordentlichen, den starken Mann fast erdrückenden Last des Kindes, das Ungewöhnliche der Erscheinung bemerkt, so ward er erst recht inne, daß der Herr selbst vor ihm gestanden, als er seinen großen Stab, den er auf Christi Befehl in die Erde gesteckt hatte, am andern Morgen mit Laub und Datteln bewachsen fand. Viele Tausende wurden durch dieses Wunder zur Lehre Christi bekehrt. Dagnus aber, der heidnische Statthalter jener Gegend, ließ ihn ins Gefängniß werfen, und schickte, um ihn als gewöhnlichen Sünder dem Volke darzustellen, 2 sehr schöne Freudenmädchen zu ihm hinein, die ihn zum Abfall von Christo und zur Wollust reizen sollten. C. aber blieb seinem Herrn getreu, und bekehrte sogar die gefallenen Mädchen zum Christenthum. Der Statthalter ließ ihn hierauf mit eiserner glühenden Ruthen peitschen, ihm einen glühenden Helm aufsetzen und auf einen eisernen Stuhl festbinden, der über ein großes Feuer gestellt war. C. zerbrach den Stuhl und

blieb unverletzt. Jetzt sollten 3000 Soldaten mit vergifteten Pfeilen nach ihm schießen; aber die Pfeile prallten von ihm ab, schwebten in der Luft, ohne ihn zu verwunden, und einer derselben verwundete selbst den Statthalter am Auge. C. tröstete ihn deshalb, und gab ihm die Versicherung, daß er wieder genesen werde, wenn er ihn enthaupten ließe und zu seiner Heilung sich seines Blutes bediente. Dies geschah; der Statthalter aber, durch sein Blut völlig wieder hergestellt, ließ sich mit seiner ganzen Familie taufen. Die morgenländische Kirche feiert das Fest dieses Heiligen am 9. Mai, die abendländische am 25. August. Man nahm zu ihm besonders zu Zeiten der Pest seine Zuflucht; auch rief man ihn beim Schatzheben an, um dadurch die Geister zu bannen, welche die verborgenen Schätze bewachten. Die dabei gebräuchliche Gebetsformel nannte man das Christophelsgebet. Er wurde der Schutzpatron des Ordens der Mäßigkeit, der sich 1517 in Oesterreich und in den angrenzenden Staaten bildete, um dem übermäßigen Trinken und dem Fluchen zu steuern, und der nach ihm sich Christophelorden nannte. Noch werden von C. an sieben Orten, namentlich in Spanien, Reliquien gezeigt. Abgebildet wird C. gewöhnlich in riesenhafter Größe, wie er, das Christuskind auf den Schultern, auf seinen großen Stab gestützt, alle Kräfte anwendet, um der Last nicht zu erliegen. So stellt ihn auch der älteste bekannte Holzschnitt vom J. 1423 dar. — Bei den Kirchenvätern werden zuweilen alle Christen, besonders aber die Märtyrer, Christophori genannt. Bei dem gemeinen Volke heißen viele große Statuen, z. B. die des Herkules auf der Wilhelmshöhe, der große Christoph.

Christoph, der Kämpfer, geb. 1449, Sohn Herzogs Albrecht des Frommen von Oberbayern und Anna's von Braunschweig, erbte als der 5. Sohn nur wenig Güter, und hielt sich zu Schöngau auf. Er war ein sehr kriegerischer Fürst, und soll von ungemeiner Stärke gewesen sein. Von Natur aufbrausend und unruhig, lebte er mit seinem Bruder, dem Herzoge Albrecht, in steter Zwietracht. Um seine Ansprüche auf Theilnahme an der Regierung geltend zu machen, sammelte er die Unzufriedenen im Lande um sich, und errichtete mit ihnen die sogenannte Gesellschaft der Böckler des Einhorns. Albrecht überfiel aber die Mitglieder des Bundes, löste diesen auf, und bewog C. gegen ein Jahrgehalt von 3000 Gulden ihm seinen Antheil an der Herrschaft auf 5 Jahre zu überlassen. Bald reute C. dieser Vertrag; Albrecht aber, durch drohende Reden vor ihm gewarnt, ließ ihn 1471 im Bade ergreifen, und setzte ihn auf die Altveste München gefangen. Vergeblich suchte C.'s Waffengefährte, der Pfalzgraf Otto von Neumarkt, mit 100 Rittern den Gefangenen zu befreien. Erst nach 19 Monaten wurde er auf Verwenden des Kaisers Friedrich und der Stände seiner Haft entlassen. Nach wiederholten Versuchen, eine Empörung gegen seinen Bruder zu veranlassen, überließ C. 1475 seinem Bruder von Neuem auf 10 Jahre die Alleinherrschaft gegen Abtretung von Schloß und Stadt Landsberg, Schloß Paal und die Stadt Weitheim. Jetzt blieb C. ruhig, und in dieser Zeit war es, wo er auf der durch ihre Pracht bekannten Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landsberg den Woiwoden von Lublin, einen riesenhaften Ritter, der die ganze dort versammelte Ritterschaft verhöhnt hatte, besiegte. Er focht mit Ruhm im ungarischen Heere und im flandrischen Kriege, und schloß sich an das Heer des Herzogs Georg an, das dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hülfe zog. Nach Ablauf der zehnjährigen Vertragsfrist wollte er von Neuem seine Ansprüche an die Regierung in Bayern geltend machen; doch 59 Adlige, an ihrer Spitze der Ritter Nicolaus von Abensberg, der an seiner Gefangennehmung im Bade den meisten Antheil gehabt hatte, kündigten ihm Fehde an. Auch die ihm übergebenen Städte waren seiner Herrschaft müde, und wendeten sich an Albrecht. Gegen diese Uebermacht wich er zurück. Als aber die ihn befehdenden Ritter einzeln nach Hause zogen, überfiel C. den Ritter von Abensberg, und erschlug ihn unweit Freising. Ein Denkmal zeigt noch jetzt den Ort, wo die That geschah. Um sich an seinem Bruder zu rächen, ließ er sich zum Haupt des Löwlerbundes erwählen, den der in seinen Rechten und Freiheiten gekränkte Adel gegen Albrecht errichtet hatte. Als auch dieser sich hatte auflösen müssen, zog er in Begleitung mehrerer Fürsten und Edlen nach Palästina. Versöhnt mit seinem Bru-

der, den er zu seinem Erben einsetzte, starb er auf seiner Rückkehr zu Rhodus am 15. August 1493.

Christoph, Herzog von Würtemberg, einziger Sohn des Herzogs Ulrich von Würtemberg und der Prinzessin Sabina von Bayern, geb. den 12. Mai 1515. Schon in der frühesten Jugend mußte er die Launen des Schicksals erfahren, denn noch kein Jahr alt, verließ ihn die aus Würtemberg fliehende Mutter; in seinem vierten Jahre vertrieb der schwäbische Bund seinen Vater von Land und Leuten, und verkaufte, ohne des schuldlosen Thronerben zu gedenken, an Oesterreich das Herzogthum Würtemberg. In Innsbruck und Wien verbrachte nun C. die ersten Knabenjahre, wäre aber 1529 bei Belagerung Wiens durch Soliman beinahe in die Gefangenschaft der Türken gerathen, wenn nicht sein Erzieher Tyfferni ihn gerettet hätte. Im Jahre 1532 drohte ihm eine neue Gefahr, denn Kaiser Karl V. wollte ihn mit sich nach Spanien nehmen, wo der rechtmäßige Erbe von Würtemberg in einem Kloster begraben werden sollte. Abermals rettete ihn sein Erzieher; mit Lebensgefahr entführte er den jungen C. in die tyrol'schen Gebirge, und dann zu seinem Oheime nach Bayern. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) hatte C. von seinen Anverwandten Aufschlüsse über seine Lage und sein Erbe erhalten; jetzt trat er, unterstützt von mehrern deutschen Fürsten und auswärtigen Gesandten, öffentlich auf, und forderte die Wiedereinsetzung in sein Reich. Oesterreich wollte nicht nachgeben; Philipp der Großmüthige von Hessen aber, der den vertriebenen Ulrich mit Waffen unterstützte, während Franz I. von Frankreich ihm Geld lieh, zunächst jedoch die Schlacht bei Laufen im Würtemberg'schen und der Vertrag von Kaden 1534 gaben Würtemberg wieder an Ulrich zurück, der jedoch eine Acte unterzeichnen mußte, in welcher er sein Land als Afterlehn von Oesterreich anerkannte. Ulrich blickte allezeit mißtrauisch auf seinen Sohn, er konnte nicht vergessen, daß Gemahlin und Schwäger ihn selbst zu Gunsten C.'s von der Regierung hatten verdrängen wollen, daher sandte er ihn an den französischen Hof, und überließ ihn dort, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, seinem Schicksale. C. trat in französische Kriegsdienste. Mit 10,000 deutschen Lanzknechten machte er den savoyen'schen Krieg mit, ward aber in diesem Feldzuge selbst so wenig unterstützt, daß seine Gesundheit fast erlag. Neue Umtriebe, die von Bayern aus für C. gegen Ulrich unternommen wurden, hatten Letztern bestimmt, seinem Sohne die zugesicherten Gelder nicht fortzuzahlen; er befand sich daher oft in großer Verlegenheit, bis der Landgraf Philipp den Vater wieder mit dem Sohne aussöhnte. Nach achtjähriger Abwesenheit kehrte C. daher wieder zu seinem Vater zurück, wo ihn derselbe 1544 mit der ältesten Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach, Anna Maria, vermählte. Einige Jahre hindurch lebte C. ruhig in Mömpelgard, das ihm und seiner Familie von Ulrich zum Wohnsitze angewiesen war, bis neues Unglück ihn nach Würtemberg zurückrief. Herzog Ulrich war nämlich 1546 zu dem Schmalkaldischen Bunde gegen Karl V. getreten. Der unglückliche Ausgang des Kriegs brachte ihn in die äußerste Bedrängniß, so daß er sich endlich entschloß, seinen Sohn zu einer mündlichen Unterredung kommen zu lassen; aber er starb schon im November 1550, bevor er C. wieder gesehen hatte. Schon hatte jedoch Ferdinand von Oesterreich den unglücklichen Ulrich der Felonie angeklagt, und sein durch den Krieg verwüstetes Land als verwirktes Afterlehn für das Haus Oesterreich in Anspruch genommen, da übernahm C. die Zügel der Regierung. Karl V. begünstigte den neuen Fürsten gegen seinen eigenen Bruder, aber die jetzigen Verhältnisse waren ungünstiger für C. als je vorher; nur durch den Krieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen nahm seine Sache eine günstigere Wendung, und im Passauer Vertrage, welchen der Herzog C. mit mehrern andern zu Stande brachte, leistete König Ferdinand gegen eine bedeutende Entschädigungssumme Verzicht auf das Herzogthum Würtemberg. Ehrenvoll hatte sich C. aus allen diesen Verwickelungen gerettet; jetzt wandte er alle seine Thätigkeit an zum Segen seines Landes, und eine seiner ersten Sorgen war, den bei der Rückkehr seines Vaters eingeführten, durch das Interimsedict aber im Fortschreiten gehemmten Protestantismus kräftig zu unterstützen. Er setzte tüchtige Religions-

lehrer ein, von denen die ältesten ein Consistorium bildeten, das den jüngern mit Rath und That zur Hand ging. Von ihm rührt die Begründung der würtemberg'schen Klosterschulen und des theologischen Seminars zu Tübingen her, und bis auf diesen Tag dauern seine kirchlichen Anstalten fort als Zeugen von seiner Umsicht und seinem trefflichen Urtheile. Gleich segensreich waren seine politischen Einrichtungen; er dehnte die Freiheit seiner Unterthanen, die einige als Vorrecht genossen, auf alle aus; ihm verdanken sie „das würtembergische Landrecht", welches er mit den würtembergischen Ständen abfaßte, und das selbst von Napoleon nicht aufgehoben wurde. Aber das gesammte Deutschland, ja selbst Europa, haben ihm Viel zu verdanken, denn nicht genug, daß er, ein eifriger Protestant, die Reformation durch Uebersetzung der Bibel und mehrerer Schriften Luther's in das Slavonische und Serbische unter diese Völker verbreiten wollte; er war es auch, der, um den unglücklichen Hugenotten in Frankreich ein milderes Loos zu begründen, eine persönliche Zusammenkunft mit Katharina von Medici und den Guisen hatte; er war es, der vorzüglich den Religionsfrieden von Augsburg (1555) zu Stande brachte, in einem Augenblicke, als die Versammlung eben, ohne Etwas gethan zu haben, auseinander gehen wollte. Um die deutschen Fürsten, die der lutherischen Lehre zugethan waren, so eng als möglich mit einander zu verbinden, brachte er mit vieler Mühe 1560 die Versammlung von Naumburg zusammen, auf welcher sich die Anwesenden noch enger an die Augsburger Confession anschlossen. Zum Abgesandten des deutschen Reichs erwählt, zog er mit nach Frankreich, um wegen der Herausgabe der zu Deutschland gehörigen Bisthümer zu Lothringen zu unterhandeln. Auch die Katholiken sahen mit ehrfurchtsvoller Achtung auf den weisen Fürsten, und selbst Kaiser Ferdinand rief seinen Beistand an, um die Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen Könige zu bewirken. Maximilian selbst, der katholische König, hing mit der innigsten Freundschaft an dem lutherischen C. Während der achtzehn Jahre, die C. als regierender Herzog verlebte, erhob er sein zerdrücktes Land zu einem der blühendsten Staaten des protestantischen Deutschlands. Anstrengungen in seiner frühen Jugend, die Mühseligkeiten der Kriegszüge, verschiedene Unfälle und sein anhaltendes Arbeiten hatten seine Gesundheit angegriffen, und er entschlief am 28. Decbr. 1568 in einem Lebensalter von $53^1/_2$ Jahren. Der Ruhm eines trefflichen Fürsten, welchen Kaiser und Reich, vor Allen aber seine Unterthanen ihm ertheilten, folgte ihm ins Grab, und bis in die spätesten Zeiten galt bei den Würtembergern zur Bezeichnung eines volksfreundlichen Fürsten das Sprüchwort „er ist der zweite C." Seine Gemahlin hatte ihm 12 Kinder geboren, von denen zwei im frühen Alter starben, die übrigen aber, 2 Söhne und 8 Töchter, gewöhnlich die Abendstunden ihres Vaters erheiterten; leider war sein Erstgeborner, Eberhard, ein wilder, trotziger Mensch, der durch übermäßige Trunkliebe im 24. Jahre starb; C.'s zweiter Sohn Ludwig folgte ihm in der Regierung, und mit ihm erlosch seine Linie. Vgl. J. C. Pfister „Herzog C. von Würtemberg aus größtentheils noch ungedruckten Quellen" (2 Bde., 1819—20), eine treffliche Beschreibung von Ludwig's Leben und Wirken.

Christoph, Henri, s. Haiti.

Christópulos, Athanasios, der vorzüglichste neugriechische Lyriker, wurde um 1780 zu Kastoria in Macedonien geboren, kam aber schon sehr jung nach Bukarest, wo er bei den glücklichsten Anlagen und unter der Leitung tüchtiger Lehrer nicht gemeine philologische Kenntnisse erwarb. Später studirte er in Pesth Medicin und andere Wissenschaften, ließ sich hierauf in Konstantinopel, dann in Bukarest und zuletzt zu Hermannstadt in Siebenbürgen nieder. Ein Hedoniker im vollsten Sinne, lebte er, unbekümmert um das Loos seines Vaterlandes, nur dem heitersten Sinnengenuß, dessen geistige Blüthe er in seinen trefflichen Liebes- und Trinkliedern (*Ερωτικά* und *Βακχικά*, mehrmals unter dem Titel *Λυρικά* gesammelt und gedruckt) niederlegte. Ob ihm auch bei diesen Liedern nächst Anakreon die Chansons eines Piron, Désaugiers, Parny u. a. Franzosen als Muster vorschweben mochten, so zeichnen sie sich doch fast sämmtlich durch eine so eigenthümliche Färbung, durch Leichtigkeit, Zartheit und Anmuth, vor Allem aber durch die schalkhafteste Naivetät aus, daß sie ihm unter den Dichtern seiner Nation, die ihn mit Recht als ihren

neuen Anakreon begrüßte, einen ehrenvollen Platz sichern. Auch die Harmonie und zumal die Mannichfaltigkeit der Versformen ist ihm als einem neugriechischen Dichter für kein geringes Verdienst anzurechnen. Als Gelehrter machte sich C. einen Namen durch seine äolodorische Grammatik (Wien 1815), worin er die Volkssprache gegen die pedantischen Angriffe und Reformen hyperhellenistischer Neuerer vertheidigt, und die Entstehung des Rhomäischen aus jenen altgriechischen Dialekten nachzuweisen sucht. In Griechenland, wo seine Lieder so allgemein verbreitet und bekannt sind, wie die wenigen erhaltenen von Rhigas' Freiheitshymnen, wurde der greise Dichter bei einem Besuch im J. 1837, trotz seiner früher bewiesenen politischen Gleichgültigkeit, von seinen Landsleuten, besonders poetisch von seinen jüngern Kunstgenossen, vielfach gefeiert. (Ellisen.)

Christus ist die griechische Uebersetzung des hebräischen Messias, und bedeutet Gesalbter. Im Alten Testamente werden Könige Gesalbte des Herrn genannt, weil sie durch priesterliche Salbung geweiht wurden. Zu Jesu Zeiten wurde aber der Ausdruck Messias oder von den griechisch redenden Juden Christus gebraucht, um den erhabenen König Israels, den man nach den alttestamentlichen Weissagungen erwartete, zu bezeichnen; die an Jesu und an seine Sendung Glaubenden gaben ihm aber diesen Ehrennamen, weil in ihm jene Weissagungen sich erfüllt hatten. (S. Messias.)

Christusbilder würdig darzustellen, ist eine der höchsten Aufgaben der Kunst, da hier jede Grundlage eines Porträts fehlt. Die Sagen von einer Abbildung des Angesichts Jesu in Tuch, welche der König Abgar (s. d.) von Edessa besessen haben soll, so wie von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronika, und von einem Gemälde, das der Evangelist Lucas verfertigt haben soll, sind unverbürgt, und der Brief des Lentulus, Pilatus' Vorgängers, an den röm. Senat, worin er die Gestalt Christi schildert, ist offenbar unecht. Doch waren schon früh Christusbilder vorhanden. Alexander Severus besaß bereits um 230 ein solches in seinem Palaste; die ältesten C. sind wohl in den Gemälden der Katakomben zu treffen, und in den Sculpturen der Sarkophage, die beide bis ins dritte, und in den Mosaiken der Basiliken, die wenigstens bis ins vierte Jahrh. hinaufragen. Die vorherrschende Darstellungsweise ist die symbolische, indem er als guter Hirt, oder als Wunderthäter, oder auch als Gott gedacht ist; doch kommen auch Gemälde von porträtartigem Charakter vor, z. B. zwei gemalte Brustbilder in den Calixtinischen und in den Pontianischen Katakomben, abgebildet in Aringhi's „Roma subterranea nova“. Diese Gemälde zeigen ihn mit halb entblößter Brust, das Gesicht oval, mit gerader Nase, gewölbten Augenbrauen, hoher Stirn und ernstmildem Angesicht. An diesem Typus haben denn die neugriech. und italienischen Maler großentheils festgehalten bis auf Michel Angelo und Rafael. Seit dem 16. Jahrh. wurden Jupiter und Apollon Musterbilder für Christusköpfe, die dann die Züge der verschiedenen Nationen annahmen, deren Künstler sich daran versuchten. Die größten Künstler, von denen wir C. besitzen, haben empfunden, daß in dem Mangel eines bestimmten, porträtähnlichen Vorbildes die Aufforderung liegt, mit freier schöpferischer Kraft das aus dem Evangelium herausſprechende Ideal menschlichen Adels und geistiger Größe in Gestalt und Größe zu bannen, und daß hier mehr als bei jedem andern Kunstwerke religiöse Begeisterung den Pinsel oder Meißel führen müsse. Je höher und reiner das Ideal in der Brust des Künstlers lebt, desto mehr innere den Beschauer ergreifende Wahrheit wird auch sein C. haben.

Chrodegang, ein vornehmer Franke, war Referendarius Karl Martell's, und wurde unter Pipin Bischof von Metz. Er erwarb sich große Verdienste um die Herstellung einer strengen Zucht unter der verwilderten Geistlichkeit seiner Zeit, indem er zuerst unter seinem Klerus eine bestimmte Regel des kanonischen Lebens einführte. Die, welche ihr folgten, hießen Kanonici. Sie verpflichtete zum gemeinsamen Leben in Einem Hause (monasterium, Münster), zum gemeinschaftlichen Speisen und Schlafen, zum gemeinsamen Beten und Singen in gewissen, selbst nächtlichen Stunden (horae canonicae) und zu bestimmten Versammlungen, worin Capitel aus der heiligen Schrift vorgelesen wurden (daher Capitula genannt). Doch forderte sie kein eigentliches Gelübde, und duldete daher auch

eignen Besitz (S. Stift). C. starb 766; seine Regel aber wurde 789 von Karl dem Großen, dann 816 von Ludwig dem Frommen auf der Synode von Aachen bestätigt, und nach und nach fast in allen Städten des fränkischen Reichs angenommen.

Chrom ist ein 1797 von Vauquelin entdecktes Metall von weißgrauer Farbe, das im Chromeisenstein, den meisten Meteoreisenmassen, den natürlichen chromsauren Salzen, z. B. Rothbleierz rc. und einigen andern seltenen Fossilien vorkommt. Es ist vorzüglich wegen seiner Eigenschaften merkwürdig, mit fast allen Körpern farbige Zusammensetzungen zu bilden, von denen manche sich mit großem Vortheile zur Malerei, Kattundruckerei und auf Porzellan anwenden lassen. Das C. ist fest, spröde und fünfmal schwerer als Wasser. Man kennt zwei Orydationsstufen, die eine von grüner, die andere von gelblichrother Farbe. Die letztere, Chromsäure genannt, besitzt die Eigenschaften einer Säure, und ist im Wasser löslich. Das chromsaure Kali findet besonders in der Färberei Anwendung zur Darstellung des Chromgelbs, das auch an sich als Malerfarbe geschätzt wird. Auch zur Herstellung zarter Lichtbilder (s. d.) kann dieses Salz verwendet werden.

Chromatisch, vom lat. und griech. Chroma, Farbe, bedeutet in der musikalischen Kunstsprache 1) das chromatische Tonsystem, genus chromaticum, bei welchem die zwei ersten Intervalle eines Tetrachords (einer Reihe von 4 Tönen im Umfang einer reinen Quarte) kleine Secunden (Halbtöne) waren, das dritte folglich den Umfang von drei Halbtönen (übermäßige Secunde) haben mußte, so daß die zwei Tetrachorde einer Octave in unserer Weise etwa so zu bezeichnen wären: e, f, ges, a; h, c, des, e. (S. Klanggeschlecht.) Der Name: chromatisches, d. i. farbiges, System oder Klanggeschlecht kam daher, weil man diese Töne mit einer andern Farbe als die übrigen zu schreiben pflegte. 2) Später nannte man die Obertasten unserer Claviaturen, welche sich durch eine andere Farbe von den Untertasten unterschieden, farbige oder chromatische Tasten, woher die Töne derselben den Namen chromatische Töne erhielten. 3) Hiernach benannte man nun auf allen Instrumenten die Töne chromatische, welche ursprünglich ihre Benennung den chromatischen Tasten der Claviaturen verdanken, z. B. die Töne cis, dis, b, as, und diese Benennung bezeichnet also jeden Semiton, d. i. einen solchen, der nicht in der Reihe der sogenannten natürlichen Töne enthalten ist. 4) Auch die Versetzungszeichen ♯, b, ✕, bb und das Wiederrufungszeichen ♮ heißen chromatische Zeichen. Hiernach erhalten auch 5 Töne der langen Tasten, wenn sie chromatisch versetzt werden, die Benennung chromatischer Töne, z. B. fisis, fes, eis, ces, his u. s. w. 6) Eben so heißt nun auch eine Tonreihe, welche sich durch chromatische Intervalle bewegt, eine chromatische Tonreihe, oder im uneigentlichen Sinne eine chromatische Tonleiter.

Chronik (griech. Chronikon), ein Geschichtsbuch, welches die Darstellung einer Zeit enthält, unterscheidet sich von den Annalen (geschichtlichen Jahrbüchern) mehr der Form, als der Sache nach, denn die meisten der ältern Chroniken sind nur Annalen, welche die Begebenheiten nach der Reihenfolge der Jahre darstellen. Gewöhnlich bezeichnet man mit dem Namen Chroniken die größtentheils von den Geistlichen verfaßten Zeitbücher der Geschichte, welche im Mittelalter erschienen sind. Als Quellen der Geschichte verdienen sie hohen Werth, obschon sie mit Vorsicht zu gebrauchen sind, denn nicht genug, daß einige untergeschoben wurden, sie enthalten auch viel Fabelhaftes und Parteiisches, und viele sind nur mit gründlicher Prüfung zu benutzen. Beide, Chroniken wie Annalen (s. d.), finden sich bei den ältesten Völkern, die die Buchstabenschrift kannten, bei den Hebräern, Phöniciern und Römern. Unter den Geistlichen des Mittelalters, welche Chroniken verfaßten, nennen wir den Bischof von Cäsarea, Eusebius, welcher ein Chronikon aus ältern Werken für die Geschichte verfaßte, das der heil. Hieronymus von Stridon im 4. Jahrh. in das Lateinische übersetzte. Viele Geschichtswerke der Byzantiner (s. d.), das Alexandrinische Chronikon (Chronicon paschale), herausgegeben von du Fresne, die besonders von den Benedictinern verfaßten und die Geschichte seit Anfang der Welt bis zu ihrer Zeit umfassenden Werke eines Hermannus Contractus, Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen, eines Regino (der mit Christi Geburt beginnt), oder die einer besondern Zeit,

z. B. Luitprand's Geschichte seiner Zeit 891—946, eines Ditmar von Merseburg und Wittekind, oder die eines einzelnen Volkes (Gregor von Tours Geschichte der Franken, Paulus Diakonus, longobardische Geschichte); die Geschichte einzelner Ortschaften, z. B. die Chroniken der Städte, die der Abtei Saint Denis, die Geschichten einzelner berühmter Männer (Eginhard's Geschichte Karl's des Großen) gehören hierher. Zum Theil sind sie in Sammlungen herausgegeben, wie die von Schardius, Pistorius, Reuber, Freher, Goldast, Meibom, Leibnitz u. a. Vor allen verdient hier die von dem Vereine für Geschichtsforschung zu Frankfurt durch Georg Heinrich Pertz unternommene Sammlung der „Monumenta Germaniae historica" rühmend genannt zu werden. Die meisten dieser Chroniken sind bis zum 13. bis 14. Jahrh. gefertigt und in lateinischer Sprache geschrieben; fehlt der Name ihres Verfassers, so werden sie nach dem Orte oder nach dem Gelehrten, der sie aufgefunden, oder nach der Stadt, in welcher sie herausgekommen sind, benannt. Das älteste geschichtliche Buch in deutscher Sprache ist die aus mehr als 83,000 Versen bestehende Reimchronik von Ottokar von Horneck (lebte um 1280—90), von der 1821 ein Auszug in Mainz durch Th. Schacht erschienen ist. Neuere Geschichtsschreiber haben sich des Titels C. nur bei Städte- oder Ortschroniken bedient.

Chronisch heißt, was in gewisse Zeiten fällt, dann auch was lange dauert. — Chronische oder langwierige Krankheiten nennt man diejenigen, welche einen länger dauernden Verlauf haben, wohingegen die schnell verlaufenden hitzige oder acute genannt werden.

Chronogramm nennt man einen lat. Satz, in welchem die Buchstaben, welche bei den Lateinern zugleich zur Bezeichnung der Zahlen dienen, als I. V. X. L. C. M., eine bestimmte Jahreszahl geben, zu welcher die Worte in einer gewissen Beziehung stehen. Gewöhnlich wählt man dazu einen Vers, der dann Chronostichon oder Eteostichon, und wenn es ein Distichon ist, Chronodistichon heißt, z. B.

Aspera beLLa sILent; reDIIt bona gratIa paCIs:
O sI parta foret seMper In orbe qVIes!

Hier geben die Zahlbuchstaben das Jahr 1763, in welchem der Hubertsburger Friede geschlossen wurde, auf den sich das Distichon bezieht.

Chronologie, Zeitkunde, ist die Lehre, die Theile der Zeit nach einem sichern Maßstabe zu bestimmen. Die mathematische C. beschäftigt sich mit den natürlichen, durch die Natur selbst eingeführten Zeiteintheilungen; die historische bestimmt die bürgerlichen und willkürlichen Eintheilungen der Zeit bei verschiedenen Völkern mit den alten Perioden und Zeitepochen u. s. w. Natürliche Zeittheile sind solche, welche durch die Bewegung der Himmelskörper bestimmt werden: Jahre, Tage, Monate, Stunden u. s. w., daß die ersten Gesetzgeber für das bürgerliche Leben eine Bestimmung wegen dieser Zeiträume treffen mußten. Bevor aber von Messung der Zeit gesprochen werden konnte, mußte man den Begriff des Tages näher bestimmen, da ja nach demselben gemessen werden sollte; daher die Eintheilung in natürliche Tage und Nächte, und die aus denselben hervorgegangene Bestimmung des bürgerlichen Tages (s. Tag). Einige Völker haben den Tag mit dem Morgen begonnen, wie die Babylonier, andere mit dem Abende, wie die Araber, die alten Deutschen und die Juden, andere mit Mitternacht, wie die Römer und nachher die meisten Völker Europas. Aber auch die Eintheilung der Tage selbst war sehr verschieden. Die Römer unterschieden noch 16 verschiedene Zeiträume nach den Abstufungen des Lichts und der Dunkelheit während eines bürgerlichen Tages, den sie in 24 gleiche Stunden, je 12 auf Tag und Nacht, eintheilten. Gleiche Verschiedenheit findet sich bei der Eintheilung des Jahres, und erst spät bestimmte man die Dauer eines Sonnenjahres auf 365 Tage 5 St. 48′ 45″ 30‴. Ein Sonnenmonat, der durch die Zeit bestimmt wird, während jeder die 12 Zeichen des Thierkreises durchläuft, besteht aus 30 T. 10 St. 29′ 47″ 30‴. Ein Mondjahr endlich, welches verschiedene Völker annahmen, besteht aus dem Zeitraume, welchen der Mond zu 12 Umläufen der Thierkreise gebraucht. Die Größe eines Mondjahres beträgt 354 Tage 8 St. 48′ 38″ 12‴. Die willkürliche Eintheilung nach

Wochen soll von den Chaldäern herrühren. Man vergleiche übrigens hierüber den Artikel Kalender. Die verschiedenen Ansichten der einzelnen Völker über die Eintheilungen der genannten Zeiträume lehrt uns nun die historische C. Sie beschäftigt sich daher 1) mit den Jahresformen verschiedener Völker, welche gesetzlich in der bürgerlichen Gesellschaft bestanden; 2) mit denjenigen Begebenheiten, die den verschiedenen Völkern zur Bezeichnung einer Epoche oder zum Anfangspuncte ihrer Zählungsjahre dienten; z. B. Jugs der Hindus, Aera nabonassas, Seleucidische bei den Chaldäern, Syrern, Persern, Aegyptern, Erschaffung der Welt bei den Juden, die Olympiaden bei den Griechen, die Erbauung Roms, die Consular-Aera bei den Römern, die Geburt Christi bei den Christen, die Hedschra oder Flucht Muhammeds bei den Muhammedanern, und andere mehr. Natürlich muß diese Berechnung viele Schwierigkeiten mit sich führen, die man in der historischen C. damit zu beseitigen sucht, daß man 3) eine Jahresform und eine Epoche bestimmt, um auf diese die übrigen Jahresformen und Epochen der Völker zurückzuführen. Der Chronolog und Geschichtsforscher muß daher die bei den verschiedenen Völkern durch Gesetz oder Herkommen eingeführten Epochen und Jahresberechnungen — selbst wenn sie nur von Geschichtschreibern bei Abfassung der Geschichte gebraucht worden sind — genau kennen, sie mit der in Europa gebräuchlichen Jahreszeit vergleichen, und die Zeit jedes Ereignisses nach der unsrigen berechnen können, da die Zeiten, in welchen die beschriebenen Begebenheiten sich ereigneten, gewöhnlich nur nach der Rechnung angegeben werden, die bei dem Volke, für welches sie schrieben, gültig waren. Die trefflichste Darstellung der gesammten C. hat Ideler geliefert in seinem „Handbuche der mathematischen und technischen C." (2 Bde., Berl. 1825—26); vergl. auch sein „Lehrbuch der C." (Berl. 1831). Wissenschaftliche Behandlungen der C. aus älterer Zeit, die zum Theil noch jetzt Beachtung verdienen, sind vor Allem Jos. Justus Scaliger's Werk „De emendatione temporum" (zuerst 1583) und sein „Thesaurus temporum" (1606), Calvisius „Opus chronologicum" (1605), Petavius „De doctrina temporum" (1627), seine „Tabulae chronologicae" (1628) und das „Rationarium temporum" (1630). Zur Bestimmung der C. des Mittelalters dienen Haltaus „Calendarium medii aevi" (Lpz. 1729, deutsch mit Berichtigung, Erl. 1797, 4.), Waser „Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden" (Zürich 1779, Fol.), Pilgram „Calendarium chronologicum medii potissimum aevi" (Wien 1781, 4.), Helwig „Zeitrechnung zur Erörterung der Daten in Urkunden" (Wien 1787, Fol.) und Brinckmeier „Handbuch der praktischen C., besonders des Mittelalters" (Lpz. 1843). Die genauere Zeitbestimmung von Thatsachen gibt das Werk „L'art de vérifier les dates, ou la suite chronologique des événements remarquables depuis la création du monde jusqu'en 1825"; in Wedekind's chronologischen Handbüchern und in Bredow's, Kruse's und Vehse's Geschichtstabellen. Zu erwähnen sind endlich noch die ältern Lehrbücher der C. von Köhler (1717), Gatterer (1777) und Hegewisch (1811).

Chronometer, Zeitmesser, im Allgemeinen jede Uhr; im Besondern stopwatch, eine in England von Harrison erfundene Taschensecundenuhr, welche zu Längenmessungen gebraucht wird, besonders als Seeuhr zur See. Zu genauern Berechnungen muß man sich mehrerer bedienen, und von den Differenzen in der Zeitangabe ist die mittlere die genauere.

Chrysaor, Sohn des Poseidon (Neptun) und der Medusa, entstand aus dem Blute derselben, als ihr Perseus den Kopf abgeschlagen hatte. Er zeugte mit der Kallirrhoe den Geryon. — Chrysaor ist auch der Beiname mehrerer Götter.

Chryseïs, Tochter des Chryses, hieß eigentlich Astynome (S. Achilles). — Chryseïs war auch der Name einer der fünfzig Töchter des Thespius, und sie wurde durch Hercules Mutter des Onesippus.

Chryses war der Vater der Chryseïs (s. d.) und Priester des Apollo in Chryse; er kam ins griechische Lager, um die Freigebung seiner Tochter von Agamemnon zu erbitten. — Ein anderer Chryses war der Sohn des Neptun und der Chrysogeneia und der Vater des Minyas. — Ein dritter Chryses war der Sohn des Minos und der Nymphe Pareia

und lebte mit seinen Brüdern Eurymedon, Nephalion und Philolaus auf der Insel Paros, wo ihn Hercules tödtete, da er mit jenen 2 Gefährten desselben umgebracht. — Chryses, Sohn des Agamemnon und der Chryseïs, wurde von ihr nach ihrer Rückkehr in die Heimath geboren, und von ihr für einen Sohn des Apollo ausgegeben, da sie Agamemnon nicht berührt habe. Er half seinen Halbgeschwistern Orestes und Iphigenia bei der Ermordung des Königs Thoas (s. d.).

Chrysippus, Sohn des Pelops und der Nymphe Axioche oder Danaïs, wurde wegen seiner Schönheit von dem vertriebenen König Laius oder von Theseus bei den Nemeischen Spielen geraubt, von Pelops aber in einer Fehde wieder gewonnen. Auf Anstiften seiner Stiefmutter Hippodameia (s. d.) wurde er von Atreus und Thyestes getödtet und in einen Brunnen gestürzt.

Chrysippus, ein berühmter stoischer Philosoph im 3. Jahrh. v. Chr., wurde der gewöhnlichen Angabe zu Folge um 280 oder 282 v. Chr. in Tarsus, nach Andern in Soli geboren, doch rührt diese letzte Angabe wahrscheinlich daher, daß C. mit seinem Vater Apollonius in früher Jugend nach Soli zog. Ungefähr im 20. Jahre seines Lebens verließ er sein Vaterland, weil sein Vermögen von dem königlichen Fiskus eingezogen und er selbst, wahrscheinlich eines politischen Vergehens wegen, verbannt worden war. Er begab sich nach Athen, wo er die Stoiker Zeno und Kleanthes hörte, zugleich aber auch die Vorträge der Akademiker Arcesilaus und Lakydes benutzte, um die Einwürfe der Skeptiker gegen die stoische Lehre kennen zu lernen. Um jene zu entkräften, suchte er diese vollkommen auszubilden, weshalb er auch in manchen Puncten von seinen Vorgängern abwich. Dieser Untreue wegen gerieth er mit seinem Lehrer Kleanthes in Mißhelligkeiten, die in öffentliche Feindschaft übergingen, nachdem C. eine eigene philos. Schule errichtet hatte. Man rühmt besonders C.'s Talent im Disputiren, welches sich namentlich in der Logik oder Dialektik bewährte, so daß man von ihm gesagt haben soll, wenn die Götter der Dialektik sich bedienten, so könne es nur die des C. sein. Daher sieht man ihn auch als den zweiten Begründer der Stoa an. In der Ausführung der einzelnen Theile der Philosophie folgte er der von Zeno und Kleanthes eingeschlagenen Richtung. Die Logik war ihm zugleich Erkenntnißtheorie, und bezog sich auf die Fähigkeit, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Diese Fähigkeit entwickelt die Seele, die nach ihm ursprünglich als eine leere Tafel zu betrachten ist, durch Auffassung und Bearbeitung der sinnlichen Wahrnehmungen. Uebrigens hat es die Logik sowohl mit dem Bezeichnenden als mit dem Bezeichneten zu thun, weshalb C. auch Grammatik und Rhetorik in ihr Gebiet zog. In der Physik oder der Wissenschaft von der Natur und der ihr inwohnenden Gottheit stellte er diese als thätiges Princip der leitenden Materie entgegen. Die Gottheit ist ihm die lebendige Weltseele, das Schicksal oder der nothwendige Causalzusammenhang und die Vorsehung; doch nöthigte ihn die Ansicht, daß Alles was wirke, körperlich sei, die Seele selbst als ein körperliches Wesen anzunehmen und auch der Gottheit eine körperliche Natur beizulegen. Die Ethik scheint er zuerst als einen selbständigen Theil der Philosophie genauer behandelt zu haben. Als Grundsatz stellt er die Uebereinstimmung des Lebens mit der vernünftigen Natur auf. Er starb im 73. Jahre, also wahrscheinlich 208 oder 209 v. Chr. Er war ein äußerst thätiger Schriftsteller, und soll über 700 Schriften hinterlassen haben, von denen wir aber nur Fragmente besitzen. Vgl. Baguet „De Chrysippi vita, doctrina et reliquiis" (Löwen 1822) und Chr. Petersen „Philosophiae Chrysippeae fundamenta" (Bd. 1, Altona und Hamb. 1827).

Chrysographie ist die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, und stammt wahrscheinlich aus den ältesten Zeiten. Spuren von ihr finden sich in den Zeiten nach Augustus, und man belegte entweder ganze Schriften mit einer Goldtinctur, deren Verfertigung uns unbekannt ist, oder einzelne Buchstaben, welche vorher künstlich gemalt waren, mit Goldplättchen, welches vorzüglich in Urkunden, biblischen Schriften u. s. w. geschah; und oft nahm man auch rothes Pergament dazu, um das Werk noch schöner auszustatten. Aus dem Mittelalter sind mehrere solche Handschriften bekannt, unter andern das Evange-

lienbuch in der Kathedralkirche zu Aachen, welches Kaiser Otto II. aus Karl's des Gr. Grabe nehmen ließ, und worauf die deutschen Kaiser den Krönungseid leisten mußten.

Chrysolin, ein von den Franzosen erfundenes Düngungsmittel, zusammengesetzt aus den kräftigsten düngenden Gegenständen, soll noch vortheilhafter wirken als Gyps, weil die damit bestreuten Futterkräuter den Thieren nicht schädlich werden, und doch die magersten Aecker fett machen. Es läßt sich mit Vortheil den gewöhnlichen Düngungsmitteln beimischen, und soll auf Getreidefelder, natürliche Wiesen, besonders auf kalten, feuchten und sandigen Boden eine günstige Wirkung äußern.

Chrysolith, ein aus Talk oder Kieselerde und Eisenoxydul bestehendes Mineral, hat Glasglanz, ist durchsichtig und hat eine olivengrüne, gelbliche oder bräunliche Farbe. Der C. findet sich in Europa, Afrika und Amerika, besonders im Basalte und in Meteorsteinen. Er gehört zu den Edelsteinen, und wurde von den Alten sehr geschätzt. Er verliert im Feuer seine Farbe, und hat dann Aehnlichkeit mit dem Diamant, steht aber diesem an Härte nach. Man gebraucht ihn besonders zum Besetzen von Halsketten u. s. w. Eine Art C. ist der als Gemengtheil für den Basalt charakteristische, auch in Meteoreisenmassen vorkommende Olivin. Eine andere am Kaiserstuhl vorkommende sehr eisenreiche Art hat man Hyalosiderit genannt.

Chrysoloras, Emmanuel. Das Studium der griechischen Literatur war in Konstantinopel einheimisch in den höhern Ständen; gerade aus diesen traten mehrere als Lehrer in Italien auf. Auch Chrysoloras stammte aus einer der ältesten Familien. Geboren um die Mitte des 14. Jahrh. ging er 1391 als Gesandter nach Italien und England, Hülfe gegen die Türken zu suchen. So in Italien bekannt geworden, ward er 1396 als Lehrer der griechischen Sprache nach Florenz berufen. Hier ward er Wiederhersteller der griechischen Literatur in Italien. Jünglinge und Männer verließen ihre Studien, und strömten zu Chrysoloras, hoher Enthusiasmus für Poesie und Philosophie der Griechen ergriff die edelsten Geister. Er lehrte nach einander zu Florenz, Mailand (1400), Pavia, Venedig (1408), Rom, indem er während dieser Zeit oft als Gesandter gebraucht wurde. Er starb als Gesandter Johann's XXIII zu Constanz 1415. Reinheit des Charakters, tiefe Bildung, feine Sitten gewannen ihm überall Bewunderung und Liebe. Gedruckt ist von ihm eine Vergleichung des alten und neuen Roms (Paris 1665). In seiner Schule bildeten sich Leonardo und Carlo Aretino, Guarino von Verona, Ambrosius Traversari, Poggius, Bracciolini, Francesco Barbaro, Franz Filelphus, Paolo Sforzia, Rob. Ruffo, Giacomo Angeli, Niccolo Nicoli, Paolo Vergerio. — Ihn begleitete sein Neffe Johann C. nach Italien, der ebenfalls lehrte, zu bedeutendem Ansehen gelangte, und nach seines Oheims Tode nach Konstantinopel zurückging, wo er in einer hohen Stellung bis gegen 1425 lebte. Beide hat man oft verwechselt.

Chrysomallos war nach der griechischen Mythologie ein Widder mit goldenem Vließ, Sohn des Poseidon und der Theophane. Seiner bedienten sich Phrixos und Helle, da er fliegen konnte, um auf seinem Rücken nach Kolchis zu fliehen; allein Helle ertrank im Hellespont, woher dieser den Namen erhielt; und nur Phrixos kam dorthin. Er opferte den Widder und weihete sein Vließ dem Ares; allein Jason raubte es mit Hülfe der Medea. C. ist das erste Zeichen im Thierkreise.

Chrysopras, s. Chalcedon.

Chrysostomus, Dio, mit dem Beinamen Coccejanus wegen seines vertrauten Verhältnisses zu Nerva, geb. zu Prusa in Bithynien, lebte um 100 n. Chr., war früher Sophist, dann Anhänger der Stoa, und erwarb sich als Redner großen Ruf unter Domitian, vor dem er fliehen mußte, weil er ihn durch freimüthige Reden beleidigt hatte. Nerva und Trajan schätzten ihn sehr. Von seinen Reden sind noch 80 erhalten, welche an den Fehlern seines Zeitalters leiden. Sie sind gekünstelt, enthalten aber schätzbare Beiträge zur Gelehrsamkeit des Alterthums und philosophische Ideen. Sie erschienen sämmtlich zuerst zu Mailand (1476, 4), dann Paris (1604 und 1623, Fol.); später von

Reiske (Leipzig 1784, 2 Bde.). Die beste Ausgabe mit einem vollständigen kritischen Apparate lieferte Emperius (Braunschw. 1844).

Chrysostomus, Johannes, ein berühmter Redner der alten christlichen Kirche, geb. 347 zu Antiochia, wurde von seiner frommen Mutter Arethusa erzogen, und von Libanius in der Rhetorik unterrichtet. Nachdem er zuerst Sachwalter gewesen und von Meletius die heilige Taufe empfangen hatte, ward er Vorleser (Anagnost) zu Antiochien, 374 Mönch in einem Kloster dieser Stadt und 380 Diakonus, wo er außer dem Werke über das Priesterthum noch mehrere andre vortreffliche Schriften verfaßte. Durch das Studium der Alten gebildet, brachte er es zu einer außerordentlichen Fertigkeit in der Beredtsamkeit, und so wirkte er zwölf Jahre, von 386 an, auf das Eifrigste als Presbyter unter dem Bischofe Flavian von Antiochien, der ihm den Religionsunterricht und das Predigtamt übertragen hatte. Durch seine große Freimüthigkeit und Beredtsamkeit erwarb er sich die Liebe Vieler, und erhielt bald einen sehr großen Ruf. 397 ward er als Bischof nach Konstantinopel berufen; aber hier kam er in eine sehr schlimme Lage, denn die weltlich gesinnten Geistlichen und Mönche, die er zu treuer Pflichterfüllung ermahnte, wurden bald seine Feinde, namentlich als er 400 zu Ephesus eine Kirchenvisitation vornehmen mußte und dabei sehr streng verfuhr. Durch seinen heftigen Eifer, vielleicht auch durch die Art, wie er die Laster strafte, hatte er die Mächtigen des Hofes auf mannichfache Art gegen sich gereizt, und die herrschsüchtige Kaiserin Eudoxia drohte ihm auf das Aergste, wenn sie sich irgend durch seine Reden getroffen glaubte; eben so ward auch der Patriarch von Alexandrien Theophilus sein Feind, der ihn der Origenistischen Ketzerei verdächtig zu machen suchte, und deshalb 403 nach Konstantinopel kam, um daselbst als Richter zu erscheinen. Da Theophilus der Gemeinde des C. nicht traute, so versammelte er auf einem Landgute bei Chalcedon, welches unter dem Namen der Eiche bekannt war, eine Synode, woselbst des C. Feinde alles Mögliche ersannen, um ihn verhaßt zu machen; ja man beschuldigte ihn sogar des Majestätsverbrechens. Unterdessen hielt er eine Anrede voll Feuer und hochherzigen Glaubensmuthes, bewegte hierdurch die Gemüther Vieler, suchte, um keine Unruhen weiter zu erregen, aus der Kirche zu entkommen, und wurde ins Exil abgeführt. Bald aber erschien ein Abgeordneter mit einem Briefe von Konstantinopel, worin er von der Kaiserin die Erlaubniß erhielt, zurückzukommen, denn ein Erdbeben hatte diese sehr besorgt gemacht und in Bestürzung versetzt. Mit allgemeiner Freude ward C. aufgenommen; da er aber von einer Synode gerechtfertigt sein wollte, so wurde bald die herrschsüchtige Kaiserin zum Unwillen gegen ihn aufs Neue gereizt, namentlich als er über ein Fest eiferte, welches zu Ehren einer der Kaiserin gesetzten Statue gefeiert wurde, wobei sehr vieles Unanständige vorfiel. Seines Amtes aufs Neue entsetzt wurde er 404 ins Exil abgeführt, und kam nach Kukusa an der Grenze von Armenien, Isaurien und Cilicien. Hier mußte er viele Leiden erdulden, aber auch in dieser traurigen Lage fand er Gelegenheit, die Kraft und Ruhe seiner glaubensvollen Seele zu offenbaren, und er war es, der seinen Freunden zu Konstantinopel durch kraftvolle Worte Muth und Freudigkeit mittheilte. Von hier aus leitete er die Gemeinde zu Konstantinopel, und suchte durch seine Freunde für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Persern und Gothen zu wirken. So stiftete er denn auch in seiner Verbannung viel Gutes. Als sich nun der römische Bischof Innocenz und andre seiner Freunde für ihn verwendet hatten, so wurde die Rachsucht seiner Feinde aufs Neue angeregt. Um ihn daher ganz in Vergessenheit zu bringen, ward er 407 nach einer der äußersten Grenzen des oströmischen Reiches, nach Pityus in Pontus, in ein neues Exil abgeführt. Da sein Körper bereits durch frühere Leiden sehr erschöpft und angegriffen war, so starb er unterwegs bei Komana in Pontus den 14. Sept. desselben Jahres. Seine Gebeine wurden 438 nach Konstantinopel gebracht und dort mit glänzender Feier zur Erde bestattet. Die erste Ausgabe der Werke des C. ist die von Savilis (Eton 1613, 8 Theile, Fol.). Die beste Ausgabe, griech. und lat., von Montfaucon (13 Bde., Par. 1718—38; 2. Aufl. 1834—1840). Seine Schrift „De sacerdotio“ (über das Priesteramt) gaben Bengel (Stuttg. 1725) und Khager (Augsb. 1775) heraus. Die neueste Ausgabe seiner „Homi-

liae in Matthaeum" ist von Field (3 Bde., Canterb. 1839). Seine Homilien wurden übersetzt von Cramer (10 Bde., Leipzig 1748—51), die „Homilien über die Bildsäulen" von Wagner (1 Abth., Wien 1838) und die „Homilien über die Briefe des Paulus" von Arnoldi (6 Bde., Trier 1831—40). C.'s Reden zeichnen sich durch Gedankenreichthum, Originalität, Tiefe und Reinheit des Styls aus, und sind für den Theologen von ausgezeichnetem Nutzen, ebenso auch seine ausgezeichneten exegetischen Werke. Ueber die dogmatischen Ansichten dieses berühmten Kirchenlehrers vgl. Neander's „Kirchengeschichte" (2 B.) und Dessen (2 Bde., 2. Aufl. „Johannes Chrysostomos" Berlin 1832). Zu bemerken ist noch, daß der Name C. (Goldmund) ihm erst nach seinem Tode beigelegt wurde, um die Beredtsamkeit zu bezeichnen, durch die er einen so großen Ruf erhalten hatte.

Chrzanowski, Adalbert, polnischer Divisionsgeneral, geb. 1788, bildete sich in der vom Könige von Sachsen als Herzog von Warschau gestifteten Ingenieurschule, und gehörte sehr bald zu den polnischen Offizieren, die einen ausgezeichneten Ruf hinsichtlich ihres Talentes und ihrer Kenntnisse genossen. An dem Feldzuge von 1812 und 1813 nahm er als Ingenieuroffizier rühmlichen Antheil, und machte 1829 den russisch-türkischen Feldzug als Hauptmann im Generalstabe der russischen Armee mit. Von den Verhältnissen gedrängt, nahm er an der polnisch. Revolution von 1830 Antheil, obgleich sie gegen seine Ueberzeugung stritt, und wurde Anfangs nach Zamosc commandirt, um daselbst die Festungswerke wieder herzustellen. Später wurde er Commandant von Modlin, und Anfangs 1831 Chef des Stabes im Corps des Generals Zymirski. Skrzynecki ernannte ihn im Mai zum Chef seines Generalstabes, und sandte ihn mit einem Corps von 6500 Mann nach Volhynien. Ungünstige Umstände verhinderten ihn sein Ziel zu erreichen; er mußte nach Zamosc zurück, von wo er später eine bedeutende Anzahl Geschütze nach Warschau brachte. Darauf vertraute ihm Skrzynecki das Commando über ein, gegen 20,000 Mann starkes Corps an, das in Podlachien gegen den General Golowin agiren sollte. Er gewann zwar gegen den über die Hälfte schwächern Feind das Treffen bei Kaluszyn, wagte jedoch denselben weder zu vernichten, noch die bedeutenden Vortheile zu benutzen. Er trat jetzt, zum Divisionsgeneral ernannt, immer hemmender ein. Als Skrzynecki zu der sehnlichst verlangten Schlacht bei Sachacrew die Befehle bereits gegeben, erschien C. in der Nacht im Hauptquartiere, und wußte den Generalissimus von seinem Vorhaben abzubringen. In der Berathung zu Bolimow rieth er offen zur Unterwerfung, und als Krukowiecki Präsident der Regierung geworden, ging er, in dem wichtigen Amte als Gouverneur der Stadt, während des Sturmes ganz in dessen Pläne ein, entwaffnete die Municipalgarde, verhinderte die Volkserhebung, versperrte flüchtenden Landboten den Weg aus der Stadt, blieb dort unangefochten nach der Uebergabe, erhielt sogar einen russischen Paß ins Ausland, angeblich um in Paris die Emigranten zur Rückkehr nach Polen zu bewegen. Endlich trat er mit seinem frühern Dienstgrad als Oberstlieutenant in russische Dienste, und ward später zum Obrist befördert. Viele seiner Landsleute nennen ihn geradezu einen Verräther; seine Freunde entschuldigen ihn damit, daß er nie an den Erfolg des Aufstandes geglaubt hätte. Gewiß ist, daß er am Lähmendsten mit eingewirkt, daß er mit dem ihm aus dem Türkenkriege befreundeten russischen General Thielemann bei Zamosc mehrere heimliche Zusammenkünfte gehabt, und daß er seitdem besonders positiv hindernd gehandelt hat.

Chur, im Romanischen Coira, die Hauptstadt des Kantons Graubündten, am Fuße des Mitten- und Bazokelberges, in einem fruchtbaren, von hohen Bergen fast ganz eingeschlossenen Thale an der Plessur, die sich eine halbe Stunde davon in den Rhein ergießt, jetzt eingedämmt, mit einer steinernen Brücke versehen, und mittelst Kanälen durch die Stadt geleitet ist, liegt 1780 F. über der Meeresfläche, und hat 5500 meist reformirte Einwohner. In der Nähe der Stadt fängt der Rhein an, für kleine Fahrzeuge fahrbar zu werden. C. ist der Sitz der Cantonalbehörden und des Bundestags, hat mehrere gute Unterrichtsanstalten und eine ökonomische und Bergbaugesellschaft. Der obere oder östliche Theil der Stadt mit der Residenz des Bischofs, der aus dem 8. Jahrh. stammenden Dom-

kirche, mehreren Domherrncurien bildet gleichsam die Citadelle der Stadt, indem er mit eigenen Ringmauern und Thoren umgeben ist. Auch wohnen hier die wenigen Katholiken, die sich in C. aufhalten. Die Einwohner treiben einen vortheilhaften Transitohandel zwischen Italien und Deutschland, Baumwollenweberei, Zinn-, Blech- und Messingfabriken, Landbau und Viehzucht. In der Nähe ist das Lurlibad. Die Einwohner der Umgegend heißen Churwahlen. Die Stadt ist römischen Ursprungs, und hieß bei den Römern Curia Rhaetorum; später wurde sie eine freie Reichsstadt, trennte sich aber 1498 vom deutschen Reiche, und verband sich mit den rhätischen Landen. Im Jahre 1526 wurde die Reformation hier eingeführt, worauf sich der Bischof zur Vernichtung der Reformirten mit dem Abt von St. Lucien und mit mehreren weltlichen Herren verband. Der Plan wurde aber verrathen und der Abt enthauptet. Im Jahre 1622 fiel C. in die Hände der Prättigauer, kam aber schon im folgenden Jahre wieder in den Besitz der Oesterreicher. Das Bisthum C., nach der Legende vom Apostel Petrus selbst, nach Andern um 480 gegründet, erstreckte sich früher fast über das ganze Bündtnerland. Kaiser Friedrich I. ertheilte dem Bischof Egino den Fürstentitel, und an dem glänzenden Hofe des Fürstbischofs versahen die Erbherzöge von Oesterreich das Erbschenken-, die Ritter von Marmels das Erbmarschall-, die Grafen von Mätsch das Erbtruchseß-, und die Freiherren von Belmont das Erbkämmereramt. Im Jahre 1642 erhielt der Bischof Johannes Flug von Aspermont auf sein Ansuchen Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Nach Einführung der Reformation kauften sich die meisten Gemeinden von der Hoheit des Bisthums los, und 1802 wurden die meisten weltlichen Besitzungen desselben der Schweiz als Entschädigung für anderweitige Verluste zugetheilt.

Church, Sir Richard, wurde zuerst allgemein bekannt, als er in den Jahren 1813 und 1814 das Commando über das leichte griechische Infanterieregiment erhielt, welches schon früher, aus den Armatolen und Klephten gebildet, als Besatzungscorps auf die Inseln postirt worden war, und gegen Ende des Jahres 1814 wieder aufgelöst wurde. Nichts desto weniger blieb C. mit vielen der angesehensten Griechen in freundschaftlichen Verhältnissen. Im Jahre 1826 bot er deshalb dem für seine Unabhängigkeit kämpfenden Griechenland seine Dienste an, und landete daselbst im März 1827. Anfangs war er in seinen Operationen ziemlich glücklich. Er vereinigte die unter sich uneinigen Parteihäupter, brachte die Vereinigung der Nationalversammlung zu Kastri mit den in Aegina versammelten Abgeordneten zu Stande, und ward im April von der Nationalversammlung zu Trözene zum Oberbefehlshaber aller Landtruppen ernannt, mit dem Auftrage, Athen zu entsetzen. Das Unternehmen scheiterte zum Theil an der Uneinigkeit und Eifersucht der griech. Häuptlinge, zum Theil aber auch durch seine eigne Unvorsichtigkeit. Hierdurch sank C.'s Ansehen bedeutend, und die Angriffe seiner Gegner wurden heftiger. Mavrokordatos verdächtigte sogar in einer eignen Schrift seine philhellenischen Gesinnungen. Später versuchte er zu Napoli di Romania die streitenden Parteien zu vereinigen, da dies aber nicht gelang, zog er mit einem Corps Rumelioten nach der Landenge von Korinth, um den türkischen und ägyptischen Truppen in Morea die Landeszufuhr abzuschneiden, und mit Hülfe des Lord Cochrane nach Westen Eroberungen zu machen. Während der Schlacht bei Navarin, am 20. Oct., stand C. am Isthmus. Im November endlich schiffte er sich mit 5000 Mann ein, und landete am 30. zu Dragomestre in Akarnanien. Kapodistrias schickte im März 1828 einen Theil der griechischen Flotte in den Meerbusen von Ambrakia, und mit ihr zugleich ein Verstärkungscorps. Dadurch wurden die Verhältnisse günstiger. Auch sah sich Reschid Pascha durch den Abfall mehrerer Beys und Agas in Albanien genöthigt, den Rückzug anzutreten. Am 24. April nahm C. die Insel Poro, einen Vorposten von Missolunghi, konnte aber, als Reschid Pascha im Juni mit 3000 Mann wiederkehrte, Nichts gegen ihn unternehmen. Das nunmehrige Einschreiten der Großmächte zu Gunsten der Griechen war vom größten Einflusse. Reschid Pascha mußte seine Truppen aus Akarnanien nach der Hauptstadt senden, doch verzögerte sich die Einnahme der von den Feinden besetzten Plätze bis zur Mitte des Jahres 1829. Unaufhaltsam wurden nun ziemlich alle Puncte südlich am Golfe von

Ambrakia besetzt, Prevesa ausgenommen, bis die am 17. Mai erfolgte Capitulation von Anatoliko und Missolunghi das Schicksal Westgriechenlands bestimmte. C. ging jetzt nach Aegina, um über sein künftiges Verhältniß zur Regierung Gewißheit zu erhalten. Hier mußte er die ihm abholde Gesinnung des Präsidenten Kapodistrias deutlich genug erfahren. Im August suchte C. in einem Schreiben bei der Nationalversammlung zu Argos nach, seine Stelle als Generalissimus und Director der gesammten Landmacht niederlegen zu dürfen. Von der Commission der Bittschriften erhielt er die schnöde Antwort zugefertigt: seine Function als Director der Landmacht sei gesetzmäßig sogleich beim Erscheinen des Präsidenten beendigt gewesen. Von jetzt lebte er als Privatmann in Argos, in beständiger Opposition gegen die Herrschaft des Präsidenten. Seine Gegenwart in Griechenland war dem Präsidenten unerträglich, weshalb er ihm, aber ohne Erfolg, andeuten ließ, selbiges zu verlassen. Nach Ermordung des Kapodistrias schloß er sich an die Gegner der Regierung, und trat sodann an die Spitze des Heeres der Opposition in Megara. Nach der Ankunft des Königs Otto wurde er von diesem zum Staatsrathe ernannt. In einer Denkschrift, die er im Mai 1830 zu London unter dem Titel „Observations of an eligible line of frontier for Greece as an independent state" herausgab, erklärte er vom militärischen Standpuncte aus eine größere Ausdehnung Griechenlands, als die von den Großmächten bewilligte, zur Sicherheit des Staats für nothwendig.

Churchill, Charles, einer der ausgezeichnetsten Satyriker England's, geb. 1731 zu Westminster, wo sein Vater Prediger an der St. Johnskirche war. Er besuchte einige Zeit die Westminsterschule, um sodann auf der Universität Oxford Theologie zu studiren. Allein hier wurde ihm wegen seiner zu mangelhaften Kenntniß der alten Sprachen die Aufnahme verweigert; er ging hierauf nach London, und verheirathete sich, ohne irgend ein Einkommen zu haben. Sein Vater, wie sehr er auch diesen unüberlegten Schritt mißbilligte, mußte sich entschließen, das darbende junge Paar in sein Haus aufzunehmen. Jetzt studirte C. Theologie zu Sunderland, und wurde alsbald Landprediger in Wales. Da das Einkommen dieser Stelle zu einem behaglichen Leben, wie C. es wünschte, nicht hinreichend zu sein schien, so trieb der junge Prediger neben dem geistlichen Amte mehrere Handelsgeschäfte, namentlich mit Obstwein; allein schlechte Führung derselben und Hang zum Wohlleben nöthigten ihn Bankerott zu machen. Nach dem Tode seines Vaters 1758 erhielt er dessen Stelle, lebte auch eine Zeit lang seinem Stande angemessen, und suchte durch Unterrichtgeben sich noch außerdem Etwas zu erwerben. Es währte jedoch nicht lange, so hatte er abermals eine große Menge Schulden gemacht, und wurde nur durch die Großmuth eines Freundes den Händen seiner Gläubiger entrissen. Jetzt fing er an, Satyren zu schreiben; sein erstes Werk, die „Rosciade", welche 1761 ohne Namen des Verfassers erschien, war gegen die ausgeartete Schauspielkunst gerichtet. Mehrere Recensionen derselben bewogen ihn, seine „Apologie" zu schreiben, in welcher er sich als Verfasser der Rosciade nannte, und sogar den großen Garrick angriff. Hierdurch machte er sich berühmt und zugleich furchtbar. Als die Geistlichkeit ihn wegen seines Lebenswandels zur Rede setzte, legte er trotzig seine Stelle nieder, und schrieb ein Gedicht: „The Night", welches er seinem Freunde Lloyd widmete. Auch mit Colman und Thornton stand er in näherer Verbindung, aber Niemand vermochte ihn zur Besonnenheit zurückzubringen. Jetzt trat er auch in ein engeres Verhältniß mit dem gefürchteten Demagogen Wilkes, kannte überhaupt keine Rücksichten mehr, ließ sich von seiner Frau scheiden, verführte die Tochter eines Kaufmanns in Westminster, und ergab sich dem Trunke und den Ausschweifungen der Liebe im höchsten Grade. Endlich sollte er wegen politischer Vergehen verhaftet werden, floh deshalb nach Boulogne, und starb daselbst im Herbste 1764 an einem Fieber. Von seinen Satyren nennen wir: „The Prophecy of Famine", ein Spottgedicht auf die Schotten; „The Ghost", eine Satyre auf den Aberglauben; „Epistle to Hogarth", die er, seinen Freund Wilkes zu rächen, welchen Hogarth durch ein Gemälde angegriffen, geschrieben haben, und dadurch die Ursache zu Hogarth's Tode geworden sein soll; ferner: „The Conference"; „The Author"; „The Candidate"; „The Farewell"; „The Times"; „The Duellist" und „Gotham" etc.

Seine Werke erschienen in 3 Bänden (London 1774); eine neuere Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen und dem Leben des Verfassers (London 1804, 2 Bde.).

Chwostow, Dmitrij Iwanowitsch, Graf, Ehrenmitglied der russischen Akademie, russischer Dichter, geboren zu Petersburg am 19. Juli 1757, eröffnete, wie Alle, die es in Rußland zu Etwas bringen wollen, nach Vollendung seiner Studien in Moskau, seine Laufbahn im Kriegsdienste, stand 1772 in der Garde als Offizier, und brachte es 1788 unter Suwarow bis zum Oberstlieutenant. Aus dem Militär ging er in den Civildienst über, wurde 1797 im Senat Oberprocurator, Mitglied des heiligen Synod, Geheimrath und Senator mit dem Annenorden erster Classe und mit dem sardinischen Grafentitel. Als Dichter machte er sich durch lyrische und didaktische Gedichte, zumal durch Oden, und früher durch einige Lustspiele, in denen indeß das lyrische Element noch vorherrscht, einen Namen, der nur nicht so allgemein bekannt wurde, weil neben ihm andere Dichter mit größern Talenten standen, wie Derschawin, Karamsin, Dmitrijew, Krylow, Schukowski u. A., die alle ihn überragten. C. gehörte noch der alten französischen Schule an. Seine Schriften erschienen in 4 Bänden 1817. Er ist am 3. Nov. 1835 in Petersburg gestorben.

Chylus ist der Milchsaft oder Nahrungssaft, welcher aus der Verwandlung des Chymus entsteht. Es ist eine halb durchsichtige, farb- und geruchlose Flüssigkeit, die sich in seiner Zusammensetzung dem Blute sehr nähert und dessen Abgang ersetzt.

Chymus; in weiterer Bedeutung versteht man darunter den Speiseberi, so wie er, nachdem er den Magen verlassen hat, durch den Zutritt der Galle verändert worden ist. Im engern Sinne ist er der durch die Gallè zerlegte Speisebrei, der als eigentliches Material zur Ernährung dient.

Chyträus, David, eigentlich Kochhaff, ein bekannter protestantischer Theolog, geboren zu Ingelfingen in Schwaben am 26. Febr. 1530, studirte in Tübingen und dann in Wittenberg, wo er Melanchthons Schüler und Hausgenosse war. Der schmalkaldische Krieg vertrieb ihn aus Wittenberg, doch kehrte er schon 1548 dahin zurück, und hielt Vorlesungen über Rhetorik, Astronomie und Melanchthon's „Loci communes". Nachdem er 1550 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien gemacht hatte, ward er 1551 Professor zu Rostock, wohnte 1555 dem Reichstage zu Augsburg bei, und war später bei den Religionsgesprächen zu Torgau, Worms, Naumburg, Jüterbogk und anderwärts thätig. Im Jahre 1568 wurde er vom Kaiser beauftragt, die protestantischen Kirchen in Oesterreich und Steyermark zu organisiren. Im Jahre 1576 entwarf er gemeinschaftlich mit Martin Chemnitz die Statuten der Universität Helmstädt, und hatte mit diesem vielen Antheil an der Errichtung der Concordienformel. Er starb am 25. Juli 1600. Besondere Erwähnung unter seinen Schriften verdient sein „Chronicon Saxoniae ab a. 1500 ad a. 1595" (Lpz. 1595, Fol.) und seine „Historia confessionis Augustanae" (Frankf. 1578). Außerdem schrieb er noch mehrere Commentarien zu verschiedenen Büchern der heiligen Schrift und andere theologische Schriften.

Cibber, Colley, geb. den 6. Nov. 1671 zu London, Sohn eines geschickten Bildhauers, diente erst als Soldat unter dem Herzoge von Devonshire, wurde dann Schauspieler am Drurylane-Theater, und blieb es bis 1750, von wo er als Privatmann lebte, und 1757 starb. Die Rollen der Modegecken und der grims, Murrköpfe, gab er unübertrefflich. Außerdem erwarb er sich großen Ruhm durch seine Lustspiele: „Womans wit"; „Love makes a man"; „She would and she would not", u. a.; am Meisten gefiel seine Komödie: „The careless husband"; und sein gegen die Jakobiten gerichtetes Lustspiel: „The Non-juror", welches ihm viele Feinde zuzog, und eine Nachahmung des Tartuffe von Molière ist. Nachdem er das Theater verlassen, gab er die Apologie seines Lebens „Apology on the life of Colley Cibber" heraus, welche vielen Beifall fand. Seine Werke erschienen London 1777 (5 Bde.). — Theophilus C., Sohn des Vorigen, geb. 1703, besaß weniger Talent zum Schauspieler als sein Vater, widmete sich aber

ebenfalls der Bühne. Durch unmäßige Verschwendung zerrüttete er seine Vermögensumstände, ging deswegen 1757 nach Dublin, ertrank aber bei der Ueberfahrt. Er ist Verfasser einiger unbedeutender Theaterstücke. Literarisch bekannt wurde er durch die unter seinem Namen erschienen „Lives of the poets of Great Britain and Ireland to the time of Dean Swift", die aber von dem Schotten Robert Shiel herrühren sollen, der von C. die Erlaubniß, seinen Namen als Verfasser nennen zu dürfen, mit 10 Guineen erkaufte, als er Schulden halber im Gefängniß saß. — Susanne Maria C., des Vorigen Gattin, geb. 1716, wurde von ihrem Bruder, dem Doctor Arne (Verfasser von Rule Britannia) in der Musik ausgebildet, und trat dann in der Oper auf dem Haymarkettheater auf. Sie heirathete 1734 den Vorigen, trennte sich aber bald wieder von ihm, weil er sie wegen Ehebruchs verklagt hatte, widmete sich dann der Tragödie, und war eine der besten englischen Schauspielerinnen ihrer Zeit. Sie starb 1766.

Ciborium, ein Trinkgeschirr, Speisegefäß, welches ursprünglich aus ägyptischen Pflanzenstoffen gemacht wurde; in der katholischen Kirche heißt so der Weihbrodbehälter, oder das Gefäß, worin die geweihten Hostien (das Venerabile, oder das Allerheiligste) aufbewahrt werden, die Monstranz.

Cicade ist der Name einer Insectengattung mit vierhäutigen, zum Theil netzartigen, dachähnlich liegenden Flügeln und hinteren Sprungfüßen. Während der größten Sommerhitze, zur Zeit der Paarung läßt das Männchen ein eigenthümliches weittönendes Zirpen oder sogenannten Gesang hören, das durch Reiben der Flügel und eine Art Trommelfell hervorgebracht wird. Im Sommer halten die C. sich auf Bäumen und Sträuchern auf, von deren Saft sie leben; im Winter leben sie 2 bis 3 Fuß unter der Erde. Die berühmteste Art ist die italienische Cicade, deren Gesang von den Alten so geschätzt ward, daß sogar Dichter dieses Thierchen verherrlichten. An schönen Abenden hört man in Italien die C. zu Tausenden. Eine deutsche Art, braun, mit 2 hellen Querbinden auf den Oberflügeln und 6 Linien lang, ist wegen ihrer Larve merkwürdig, die auf verschiedenen Pflanzen lebt, und sich mit einem blasigen Schaume, dem sogenannten Kukuksspeichel, umgiebt.

Cicci, Maria Luigia, eine italienische Dichterin, geb. 1760 zu Pisa, empfing ihre erste Bildung als Kostgängerin eines Kloster. Schon hier las sie heimlich einige Werke vaterländischer Dichter, besonders Dante, und wurde dadurch zum eigenen Schaffen angeregt. Da man ihr Tinte und Feder entzog, schrieb sie mit Holzsplittern, die sie in den Saft rother Weinbeeren tauchte. In ihrem 15. Lebensjahre kehrte sie ins väterliche Haus zurück, wo sie ihre dichterischen Studien mit Eifer fortsetzte, und daneben Philosophie, Physik und Geschichte studirte und die englische und französische Sprache lernte. Im Jahre 1783 wurde sie Mitglied der arkadischen Zweiggesellschaft in Pisa, und bald darauf der Intronati in Siena. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie in dem Hause ihres Bruders, und versammelte hier einen geistreichen Kreis um sich. Eine Brustkrankheit raffte sie schon in ihrem 34. Jahre hinweg. Sie starb am 8. März 1794. Ihre durch Anmuth und Eleganz des Styls ausgezeichneten Dichtungen gab ihr Bruder mit einer Lobrede auf ihr Leben von Anguillesi (Parma 1796) heraus.

Ciceri, Pierre Luc Charles, Dekorationsmaler in Paris, geb. zu St. Cloud 1782, widmete sich zuerst der Musik, dann der Architektur, zuletzt im Atelier Degoty's, wo er Mitschüler Daguerre's war, der Dekorationsmalerei, in welcher er außerordentliche Fruchtbarkeit in Ausführung gelungener Werke entwickelte. Er hat über 400 Dekorationen gemalt, war 1810 in Kassel, wohin ihn der König von Westphalen berufen hatte, und malte in London für mehrere Theater. Als Dekorateur der Hoffeste leitete er die Krönungs- und andere Hoffeierlichkeiten, und erhielt, besonders wegen seiner Aquarellmalereien, den Orden der Ehrenlegion. Beschäftigt mit dem Studium der Naturwissenschaften, insoweit sie für die Technik der Malerei von Bedeutung sind, hat er 1838 ein sehr einfaches Mittel gefunden, die Farbe in den Stein hineinzubringen, und darauf ein ganz neues System in der innern und äußern Verzierung der Häuser und Gebäude gegründet. Nach seiner Er-

findung bringt die Farbe in den Stein hinein, bedeckt denselben nicht, wie bei dem gewöhnlichen Verfahren, mit einer Kruste, welche durch die Zeit und Witterung schnell verändert und zerstört wird, im Gegentheil, die Oberfläche wird, nachdem sie die Farben angenommen hat, polirt und dadurch dem Marmor ähnlich, so daß der Stein einen Glanz und eine Halbdurchsichtigkeit erhält, wie sie bisher die von der Natur gefärbten Steine besaßen.

Cicero, Marcus Tullius. Aus einem alten Rittergeschlechte, das der Unruhe des öffentlichen Lebens fern geblieben, ward er 647 (n. R. E.) den 3. Jan. zu Arpinum, einem Municipium in Samnium, geboren. Trefflichem Unterrichte, den er zu Rom im Hause eines mütterlichen Verwandten genoß, entsprach er durch die außerordentlichsten Leistungen. Früher von griechischen Lehrern geleitet, schloß er sich dann dem Dichter Archias mit inniger Liebe an. Aber mit der männlichen Toga wandte er sich zu ernsteren Studien. Philosophie, Rhetorik, Dialektik waren seinem regen aufstrebenden Geiste Gegenstände des angestrengtesten Fleißes, der nur kurze Unterbrechung fand, als C. 664 unter Cn. Pompejus als Freiwilliger den sogenannten Bundesgenossenkrieg mitmachte. Doch das Lager entsprach seinem Geiste und Körper nicht, und unter dem Akademiker Philo, dem Stoiker Diodot, dem Rhodier Molo strebte er seinem Geiste die tiefere philosophische Ausbildung zu verschaffen, während er unter den Augen des Augur's Q. Mucius Scävola und nach dessen Tode des Pontifex Scävola, der rechtskundigsten Männer Roms, sich für die glänzende Bahn des Forums vorzubereiten suchte. C. war 26 Jahr alt, als er zuerst siegreich den P. Quinctius gegen den ersten Redner Roms, Q. Hortensius, vertheidigte. Gefeiert aber wurde des jungen Redners Name, als er das Jahr darauf den Sextus Roscius von Ameria gegen den erklärten Günstling des Sulla, C. Corn. Chrysogonus, mit kühnem Muthe und glänzender Geschicklichkeit vom Verdachte des Vatermordes reinigte. Geschwächte Gesundheit bewog ihn ein Jahr später, auf einige Zeit den Schauplatz zu verlassen und nach Griechenland zu gehen. Studium der Philosophie unter Antiochus und Ausbildung in der Rhetorik beschäftigten ihn auch hier, zugleich gewann er die Freundschaft des Atticus, ein Gut für sein ganzes Leben. 676 kehrte er nach Rom zurück, und nachdem er wiederum durch gerichtliche Beredtsamkeit sich ausgezeichnet, bewarb er sich mit Glück 677 um die Quästur. Er ward nach Sicilien geschickt, und gewann sich, obwohl er bedeutende Kornsendungen nach Rom machte, die Liebe aller Siculer durch Redlichkeit und Wohlwollen so, wie kein Vorgänger. Daher war es ein harter Schlag für seine jugendliche Eitelkeit, seine Verdienste in Rom nicht bekannt zu finden. In unablässiger rühmlicher Thätigkeit vor Gericht brachte er die 5 Jahre hin, bis ihn sein Alter befähigte, 683 um die Aedilenwürde anzuhalten. Einstimmig erwählt, führte er noch vor dem Antritte die Anklage der furchtbar mißhandelten Siculer gegen den Proprätor C. Verres auf das Glänzendste durch, und sein Lohn war, daß ihm die Siculer die Erniedrigung der Kornpreise in Rom möglich machten. Auf Spiele verwandte er als Aedil wenig, doch befriedigten sie. 687 war er Prätor, und nach einer rastlosen Thätigkeit in diesem Amte gelang es ihm, trotz der Anstrengungen angesehener Nebenbuhler, für 690 zum Consul designirt zu werden. Und so war der homo novus zur höchsten Würde des Staates emporgestiegen. Wir sind bei dem Glanzpunkte seines Lebens. Cicero war es, der als Consul durch stets rege Umsicht, durch unermüdete Thätigkeit, durch kühne Entschlossenheit die Pläne des Catilina (s. d.) und seiner Verbündeten vereitelte, den Staat vom Untergange rettete. Wie Niemand vor ihm ward er Vater des Vaterlandes genannt, und zwar selbst vom ernsten, strengen Cato. Man kann wohl seiner Eitelkeit verzeihen, wenn ihn der zujauchzende Jubel des ganzen römischen Volkes berauschte. Seinem Berufe als Anwalt blieb er auch in seiner höchsten Würde treu, und vertheidigte mit Glück den C. Piso und L. Licinius Murena. Aber dem Lichte folgt Schatten, und so entwickelte sich auch aus dem höchsten Glanze seines Lebens, der Unterdrückung der Verschwörung, ein furchtbarer Sturm für Cicero. Stillschweigend galt er von jetzt als princeps senatus, aber unablässig arbeiteten die bei jener Verschwörung Betheiligten an seinem Untergange.

Zwei Männer standen sich damals in Rom gegenüber, die darauf Anspruch machten, der Weltstadt zu gebieten, Cäsar und Pompejus. Beiden war Cicero's Einfluß hinderlich. Als daher Cäsar's Genie das Triumvirat von Crassus, Pompejus und Cäsar zu Stande gebracht (693), war Cicero's Sturz nicht zweifelhaft. Clodius, persönlicher Feind des Cicero, ward auf ungesetzlichem Wege Volkstribun (695), und benutzte diese Würde, um ein altes Gesetz wieder in Kraft zu setzen, das Jeden, der einen römischen Bürger zum Tode bringe, ehe das Volk zuvor das Urtheil bestätigt habe, mit Verbannung bestrafte. C. sah sogleich, daß dies Gesetz ausschließlich für ihn gegeben sei. Vorzeitig und vergeblich suchte er das ihm drohende Unheil von sich abzuwenden, indem er in Trauerkleidern vor dem Volke erschien, und sein Mitleid zu erflehen suchte. Viele Senatoren und seine Clienten thaten wie er; doch Clodius höhnte und verspottete ihn, und da auch Pompejus sich kalt von ihm abwendete, ging C. in ein freiwilliges Exil. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als Clodius das Gesetz gegen ihn in Anwendung brachte, und er wirklich verbannt wurde. Seine Häuser wurden geschleift, seine Besitzungen eingezogen, seine Familie verfolgt. Er selbst lebte in der größten Verzagtheit zu Thessalonich bei seinem Freunde, dem Quästor Cn. Plancus, 7 Monate. Aber schon war man in Rom für ihn thätig. Clodius' Anmaßlichkeit ward unerträglich, Pompejus gab ihn auf, und trotz der angestrengtesten Gegenwehr des Clodius und seiner Partei ward den 4. August 696 C.'s Zurückberufung ausgesprochen. Cicero, seit drei Monaten in Dyrrhachium, war entschlossen, auch ohne sie zurückzukehren, aber in Brundusium gelandet, fand er den Volksbeschluß. Sein Weg nach Rom war ein Triumphzug, und der Tag seines Einzuges, wie er selbst sagt, war so viel werth als eine Unsterblichkeit. Aber Cicero hatte die Macht der Gewaltigen empfunden, und seit seiner Rückkehr zeigt sich fortwährendes Schwanken, zweifelnde Ungewißheit in seinem politischen Verhalten. Bei der Vertheidigung des P. Sextius beleidigte er Cäsar, und noch mehr durch den Angriff auf ein Gesetz desselben; aber nachdem Pompejus die Versöhnung bewirkt, vertheidigte er Cäsar's Freund, Balbus, und schrieb sogar ein Gedicht zu Cäsar's Lob. Crassus fiel 700 gegen die Parther, und Cicero's Lage, der jetzt Augur wurde, wurde immer bedenklicher, da Cäsar und Pompejus immer feindseliger sich entgegenstellten. Nach einem Gesetze, das Pompejus als alleiniger Consul (701) gegeben, bekam er Cilicien als consularische Provinz. Sie war gerade damals von den Parthern bedroht, und obwohl selbst ohne militärische Kenntnisse, gelang es ihm doch durch seinen Bruder Quintus und den Legaten C. Pontinius, den Feind zum Rückzuge zu bewegen. Glücklich bekämpfte er dann ein räuberisches Gebirgsvolk, und ward von den Truppen als Imperator begrüßt. Die Eitelkeit, mit der er jetzt ein Dankfest und den Triumph verlangte, bemerkt man nur mit Unwillen an dem großen Manne. Das Dankfest ward ihm bewilligt. Als er aber 704 zurückkehrte, brach endlich das lange in der Asche glimmende Feuer des Bürgerkriegs zur vollen Flamme aus. C. entschlossen, auf Pompejus' Seite zu treten, wollte doch auch sich gegen Cäsar nicht ohne Noth öffentlich erklären. Er lebte still auf seiner Formianischen Villa, und Cäsar machte ihm hier einen Besuch, ihn zum öffentlichen Uebertritte zu seiner Partei zu bewegen. Aber Cicero blieb fest gegen seine Vorstellungen, und entschloß sich, zu Pompejus ins Lager zu gehen. Da er hier die Vorbereitungen zum Kampfe nicht im besten Stande fand, äußerte er sich sehr bitter über diese Nachlässigkeit, und war deshalb Allen ein lästiger Gast. Unterdeß landete Cäsar, ward bei Dyrrhachium zwar geschlagen, siegte aber in der entscheidenden Schlacht von Pharsalus (705), zu der sich Pompejus, gegen den Rath C.'s, durch die Prahlerei seiner Unterfeldherrn hatte verleiten lassen. Cicero sollte jetzt das Obercommando der Pompejischen Partei übernehmen, schlug es aber aus, und erwartete in Brundusium die Entscheidung Cäsar's in banger Ungewißheit. Cäsar bestätigte ihn in allen seinen Würden, und kam ihm bei seiner Rückkehr nach Italien auf das Zuvorkommendste entgegen, so daß Cicero kein Bedenken trug, ihm nach Rom zu folgen, obwohl er, was Cäsar wünschte, thätigen Theil an den Geschäften zu nehmen, ablehnte. Er beschäftigte sich vielmehr ausschließlich mit Literatur und Philosophie, obgleich er von Zeit zu Zeit nicht unterlassen konnte, über die Schmeichler Cäsar's zu

spotten, und die Lobrede auf Cato ihnen entgegen zu setzen. Als Cäsar Marcellus verzieh, ward aber sein Mißtrauen gegen den Machthaber besiegt, und seine berühmte Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, und die eben so viel Lobsprüche als Lehren für den Dictator enthält, zeigt, wie entzückt er über die Gnade desselben war, die ihm einen Freund wiedergab. Bald sprach er für Ligurius, und bewirkte dessen Freisprechung vom Tode. In dieser Zeit trennte er sich auch von seiner Gattin Terentia, da seine zerrütteten Vermögensumstände eine reichere Verbindung nothwendig machten, und heirathete eine schöne reiche Erbin, deren Vormund er war.

Mit Unwillen sah er die immer steigende Macht Cäsar's. Als dieser endlich unter den Dolchen seiner Feinde fiel, glaubte er einen bedeutenden politischen Einfluß wieder zu gewinnen. Die Verschworenen, die ihm vom Plane Nichts mitgetheilt, wandten sich an ihn, die Zügel des Staats zu ergreifen. Er that es, aber die kräftigen Maßregeln, die er vorschlug, scheiterten an Brutus' Bedenklichkeit und der vollendeten List des M. Antonius, der sich für den Freund der Freiheit erklärte und verlangte, daß eine allgemeine Amnestie erklärt ward. Anfangs beschloß er nach Griechenland zu gehen; kehrte jedoch bald zurück, und verfaßte jene bewunderten Reden gegen Antonius, die wir unter dem Namen „Philippicae" besitzen, und die eben sowohl seine glänzende Rednergabe als seine Vaterlandsliebe beurkunden. Den jungen Octavianus, der jetzt eine hervorragende Stellung in Rom einzunehmen begann, begünstigte er Anfangs, obwohl ihn dessen scheinbare Mäßigung nicht täuschte. Von ihm gingen alle kräftigen Beschlüsse des Senats zum Kriege aus, den die Consuln und der junge Cäsar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Als nach dem Tode der beiden Consuln Octavian sich des Consulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß schloß, sank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen des Triumvirats. C. zog sich mit seinem Bruder und Neffen auf sein Landgut Tusculum zurück. Hier erfuhr er, daß Octavian, den er stets geschont, und dem Brutus sogar vorgeschlagen hatte, sich mit ihm auszusöhnen, ihn der Rache des Antonius preisgegeben habe, und daß Mörder gegen ihn ausgesandt seien. Er wollte nach Griechenland entfliehen, doch ungünstige Winde trieben ihn an die Küste zurück. Da beschloß er in dem Vaterlande zu sterben, das er einmal gerettet habe, und ließ sich nach seinem Landgute Formianum bringen. Da seine Sclaven die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn unter Anführung des Herennius und Popilius Länas, welchem Letztern er einst durch seine Beredtsamkeit das Leben gerettet hatte, besetzt fanden, versuchten sie, ihn in einer Sänfte durch einen dichten Wald nach dem Meere hin zu tragen. Bald erreichten sie die Mörder, und C., der sah, daß jeder Widerstand vergeblich sei, ließ die Sänfte niedersetzen, streckte sein Haupt dem Herennius entgegen, und rief: „Heran, Veteran, und wenn du das wenigstens recht verstehst, haue zu." Er fiel unter den Streichen am 7. Dec. des Jahres 711 d. St. R. (44 v. Chr.), in einem Alter von fast 64 Jahren. Die Umstehenden verhüllten ihr Angesicht, um die That des Entsetzens nicht zu sehen. Seinen Kopf und seine Hände ließ Antonius auf der Rednerbühne befestigen, von welcher herab seine Beredtsamkeit so oft zum Wohle des Staats ertönt war. Das Leben C.'s beschrieb unter den Alten Plutarch, unter den Neuern der Engländer Middleton in seiner „Röm. Geschichte, C.'s Zeitalter umfassend, verbunden mit dessen Lebensgeschichte" (2 Bde., Dubl. 1741; deutsch von Seidel, 4 Bde., Danzig 1791—93) und Schirlitz in seiner „Vorschule zum Cicero" (Wetzl. 1837) am Vollständigsten.

Dies ist sein Staatsleben; nicht minder reich ist die Geschichte seines wissenschaftlichen Wirkens. Uebersetzungen aus den Griechen beschäftigten ihn schon früh. Griechische Rhetoren lehrten damals in Rom fast allein gewisse Regeln der Redekunst, die von den Meisten nicht theoretisch studirt, nur durch Geisteskraft im Drange des Lebens selbst gebildet ward. Aber man fühlte das Bedürfniß einer Grundlage zu Studien, die über die ganze politische Laufbahn eines jungen Römers entscheiden mußten. Daher entschloß sich Cicero noch vor seinem Eintritte in das öffentliche Leben (gegen 671), nachdem er mündlich schon Unterricht in der Rhetorik gegeben, nach jenen griechischen Rhetoren ein Compendium zu arbeiten,

welches wir unter dem Namen „De inventione“ (herausgeg. von Lindemann, Leipz. 1828) besitzen. Er scheint der Arbeit bald überdrüssig geworden zu sein, und vollendete das Werk nicht, das er selbst als rohen Jugendversuch bezeichnet. Die vorhandenen Bücher handeln nach einer Einleitung über den Werth der Redekunst, über Auffassung und Anordnung des Gegenstandes, von den Beweisen und Gründen. Aus denselben Quellen wie Cicero, aus den Schulen derselben griechischen Rhetoren schöpfte etwas später der Verfasser der Bücher „Ad Herennium“, die wegen Aehnlichkeit des Stoffes und der Behandlung früher für Cicero's Werk galten. Diesem frühesten Werke Ciceros fügen wir die andern rhetorischen gleich an, obwohl sie durch lange Zeit getrennt sind. Denn erst als der Glanz seines politischen Lebens erloschen war, schrieb er gegen 699 auf Bitten seines Bruders das Werk „De oratore“ (herausg. von Pearce, Cambr. 1746; Müller, Leipz. und Züllichau 1819; Henrichsen, Kopenh. 1830; Kunitz, Leipz. 1836; Ellendt, 2 Bde., Leipz. 1840), worin er nach allgemeinen Betrachtungen über das Studium der Rednerkunst Alles, was zu einem vollkommnen Redner gehört, ausführlich und elegant, da er dem Buche allgemeinere Wirksamkeit wünschte, erörterte. Wahrscheinlich 704 schrieb er hierauf zum Gebrauch seines Sohnes die „Partitiones oratoriae“, in denen er fast in Frage und Antwort trocken und skelettartig die Hauptpunkte der Redekunst durchgeht; 706 folgte, da Cicero alle politische Wirksamkeit aufgegeben, der „Brutus“ (herausgeg. von Ellendt, Königsb. 1825; Stern, Hamm 1837; Meyer, Halle 1838), worin er in gewandter Charakteristik die Geschichte griechischer und besonders römischer Beredtsamkeit abriß. Er zeigt hier ein tiefes und feines Urtheil. 707 aber folgte das vollendetste Werk über Rhetorik, der „Orator“ (herausg. von Meyer, Lpzg. 1827; Göller, Lpz. 1838; Petri, Lpz. 1838) an M. Brutus, worin er die Resultate seines ganzen Denkens über den Beruf des Redners niederlegte, und in gedankenreicher Darstellung, in innerer Harmonie wie äußerer Vollendung, das Ideal des Redners, wie es ihm vorschwebte, hinzeichnete. 709 endlich auf der Reise schrieb er die „Topica“, nach Aristoteles' Vorgange, über die innern und äußern Beweise. Eine Vorrede zu seiner Uebertragung der Ktesiphontischen Reden des Aeschines und Demosthenes ist die Schrift „De optimo genere oratorum“. Von den unzähligen Reden, die C. gehalten hat, ist, wie groß die Zahl der uns noch erhaltenen auch sein mag, doch nur ein kleiner Theil auf uns gekommen. Viele wurden gar nicht aufgeschrieben, von vielen haben wir nur noch unbedeutende Bruchstücke, alle aber scheinen erst aufgezeichnet und ausgearbeitet worden zu sein, nachdem sie gehalten waren. Ihr Inhalt ist außerordentlich mannichfaltig. Theils sind es Reden vor Gericht, theils vor dem Volke, theils im Senate, und einige wurden an Cäsar persönlich gerichtet. In seinen Reden zeigt C. sein großes Talent am Glänzendsten, und erreicht das Vorzüglichste, was von den Alten geleistet worden ist. Als Cicero als Redner auftrat, war man in Rom von der Meinung, nur das Leben, die Uebung bilde den Redner, zurückgekommen, und man stritt sich, ob attische Einfachheit und Nüchternheit, oder asiatische Ausschmückung und Belebung der Rede das Wahre sei. Cicero stellte sich zwischen beide Richtungen, und suchte genaue, einfache Erörterung der Thatsachen mit mannichfacher Belebung durch alle Künste der Phantasie und des Witzes zu vereinen. Meistens ist es nicht Ueberzeugung, die er durch Gewalt der Gründe erzwingen will, sondern augenblicklich günstige Stimmung der Hörer, die er durch Erregung der Leidenschaften, Beschäftigung des Verstandes mit eingestreuten allgemeinen Maximen und Sentenzen, Gefangennehmung des Nachdenkens durch fortreißende malerische Darstellung von Einzelnheiten zu gewinnen sucht. Daher fehlt seinen Reden meist genaue Disposition und Schärfe der Beweisführung, Kraft der Gedanken; aber der Eindruck, den seine bezaubernde Darstellung, scharfsinnige und glückliche Auffindung der geringfügigsten Umstände und ihre Verbindung zu einem unwiderstehlichen Ganzen machten, war stets ihm gewiß, und so steht er unerreicht als Muster der Ueberredungskunst. Sie wurden zuerst herausgegeben zu Rom 1471, Fol., später von P. Manutius (3 Bde., Ven. 1540), Grävius (6 Bde., Amst. 1695—99) und Klotz (2 Bde., Lpzg. 1835). Die Bruchstücke verlorener Reden verdankt man den Nachforschungen Ang. Mai's,

Peyron's und Niebuhr's; sie wurden herausgegeben von Beier (Leipz. 1825). Eine deutsche Uebersetzung auserlesener Reden lieferte Wolff (5 Bde., Altona 1806—19), wozu eine neue Sammlung kam (2 Bde., Altona 1823—24).

Die dritte Classe der Schriften C.'s bilden seine philosophischen Abhandlungen, die er meistens in spätern Jahren niederschrieb, als die Zeitumstände ihn von den Staatsgeschäften entfernten, und er für die traurigen Erfahrungen im Leben Trost und bei seiner geistigen Regsamkeit einer angemessenen Beschäftigung bedurfte. Wenige Jahre umfassen die große Menge seiner philosophischen Schriften, und geben von seinem rastlosen Fleiße ein deutliches Zeugniß. 699 schrieb er das erste philosophische Werk, die Bücher „Ueber den Staat" (zum größten Theil neu aufgefunden von Mai und herausgegeben von Heinrich, Bonn 1828 u. A.). Nicht ein Ideal wollte er aufstellen, sondern mit steter Rücksicht auf Rom rief er dessen glänzendste Tage im Bilde zurück, und suchte jene alte römische Verfassung als beste Staatseinrichtung, in der allein Rettung zu suchen sei, und zu der mit Rechtlichkeit und Einfachheit man zurückkehren müsse, darzulegen. 700 folgten die Bücher „Ueber die Gesetze" (herausg. von Davisius, London 1727; Görenz, Leipz. 1809; Moser u. Creuzer, Frankf. 1824), wohl nie zum letzten Male überarbeitet, in denen er nur nach einer Deducirung des Rechts aus dem Wesen göttlicher Vernunft und menschlicher Natur eine Gesetzgebung, mit steter, oft zu wenig frei sich erhebender Rücksicht auf Rom, zu entwerfen bestrebt war. 708, als die Freiheit des Staats verloren, seine geliebte Tullia gestorben war, nun ganz zurückgezogen in die Stille der Studien, schrieb er zuerst zu eigener Beruhigung „De consolatione", ferner eine Aufmunterung zum Studium der Philosophie, „Hortensius", ferner stellte er erst in zwei, und dann nach einer Ueberarbeitung in vier Büchern der „akademischen Quästionen" die Meinungen der Akademiker dar, die in den letzten Satz, daß Nichts gewiß, Vieles wahrscheinlich sei, auslaufen (ebenfalls von Davisius, Görenz und Orelli herausgegeben). Wir besitzen das zweite Buch der ersten und einen Theil des ersten Buchs der zweiten Bearbeitung. Ferner fallen in dieses Jahr 5 Bücher „De finibus bonorum et malorum", in denen er die Meinungen der Epikureer, Stoiker und Peripatetiker über das höchste Gut entwickelte, und die Epikureischen und stoischen widerlegte. Endlich arbeitete er in diesem Jahre auch noch die „Tusculanischen Quästionen", Anfang 709 an Atticus mitgetheilt, in denen er die wichtigsten Punkte der praktischen Philosophie, Furcht vor dem Tode, Bekämpfung der Gemüthsbewegungen, Ausreichen der Tugend zum glückseligen Leben, ohne Tiefe, leicht und allgemein faßlich behandelte. 709 erschienen die Bücher „De natura Deorum", in denen die Epikureischen und stoischen Ansichten über Dasein und Wesen der Götter entwickelt und bestritten werden, so daß für die im Glauben des gemeinen Verstandes gesicherte Annahme eine wissenschaftliche Untersuchung als nöthig und noch nicht geschlossen erachtet wird. Ihnen schlossen sich die Bücher „De Divinatione" an, in denen seine Ueberzeugung von der gänzlichen Nichtigkeit dieses Aberglaubens durchscheint, indem er jedoch eine Accommodation an den Volksglauben im Leben für nothwendig erklärt. Von den Büchern „De fato", dessen Annahme er bestritten zu haben scheint, ist nur ein Bruchstück vorhanden. Ferner schrieb er 709 die Bücher „Ueber die Pflichten" an seinen Sohn. Die letzten Principe vom Sittlichguten hatte er in frühern Schriften behandelt, und so gab er hier bloß eine Anweisung für das gesellschaftliche Leben, in denen er den hier vorkommenden Widerstreit des Nützlichen und Sittlichen zu erörtern und zu schlichten bedacht war. Noch sandte er in diesem Jahre an Atticus die Schriften über das Alter und die Freundschaft, in deren jener er das Alter über mannichfache Beschuldigungen vertheidigte, in der letztern stellte er ein Ideal der unter Römern und im modernen Staatsleben verflochtenen edeln Männern mögliche Verbindung auf. Unbedeutend und wahrscheinlich früher gearbeitet sind die „Paradoxa", in denen er den Stoikern zeigen wollte, wie sie ihre Meinungen in das Volk einführen könnten. Die Bücher „De gloria", 709 geschrieben, sind ganz verloren. — C. war Römer und als solchem ging ihm ab, was den Philosophen macht, die Gabe der Abstraction und Versenkung in die Tiefe der Betrachtung. Er hat die Philosophie nicht durch weitere Ausbildung gefördert, aber durch unablässigen Fleiß eignete er sich

die Ansichten der bedeutendsten Philosophen an, und wußte sie mit der ihm eigenen Kunst des Wortes wieder zu geben. Er hatte keine bestimmte Ansicht; ein System zu gewinnen gebrach es ihm an Tiefe des Denkens und Zeit, aber mit Gewandtheit wußte er in die verschiedensten Ansichten einzugehen. Ohne Nutzen für Philosophie selbst sind seine Werke für die Geschichte derselben von unberechenbarer Wichtigkeit, obwohl ein Mißverständniß des Dargestellten bisweilen nicht zu verkennen, und deshalb die Anwendung vorsichtig geschehen muß. Von seinen poetischen Werken ist uns keins vollständig erhalten. Es sind theils Uebersetzungen aus dem Griechischen, z. B. die des Aratus, theils selbständige Gedichte, als Marius, Pontius Glaucus, Alcyones, Uxorius, Nilus, Limon, wenn die beiden letzten nicht als ein Werk anzunehmen sind, ein Gedicht über sein Consulat in 3 Büchern, von dem das Gedicht „De suis temporibus" zu unterscheiden ist, eine Elegie Tamelastis, der „Libellus jocularis" und Epigramme. Ihr Inhalt ist uns unbekannt, doch scheinen die einzelnen Fragmente einen Schluß auf ein bedeutendes Dichtertalent nicht zu rechtfertigen. Eben so wenig können wir über sein Verdienst als Historiker urtheilen. Die in griech. Sprache geschriebene Geschichte seines Consulats scheint von den Griechen viel gelesen worden zu sein. Eine Geschichte des röm. Staats, zu welcher er von seinen Freunden ermuntert wurde, und zu der er wohl vollkommen befähigt war, scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. Noch haben wir von ihm eine große Anzahl von Briefen an Staatsmänner, Verwandte und Freunde, die für die Kenntniß seiner Zeit von hohem Interesse sind, und ihres eleganten Styls wegen geschätzt werden. Die vorzüglichsten Gesammtausgaben seiner Werke sind von Minucianus (Mailand 1498, 1499); dann von Victorius (Venedig 1536), P. Manutius (Venedig 1540 und 1578—1583), Lambinus (Paris 1566), Gronov (Leyd. 1692), Verburg (Amst. 1724), Facciolati (Padua 1742 und 1773), Olivetus (Paris 1749), Ernesti (Halle 1774), Garatoni (Neapel 1777, nicht vollendet), Schütz (Leipzig 1814—1821), Orelli (Zürich 1826—1833), Nobbe (Leipzig 1827).

Cicero heißt eine Schriftgattung, weil die ersten Ausgaben von Cicero's Briefen von Schweynheim und Pannarz in Rom 1467 mit derselben gedruckt worden sind.

Cicerone heißt in Rom und ganz Italien ein Mann, der die Fremden umherführt, und ihnen Alterthümer, Merkwürdigkeiten u. dgl. zeigt und erklärt. Gründliche Kenntniß der alten Sprachen und überhaupt des Alterthums muß ein guter C. besitzen, und Archäologen, wie Hirt, Reifenstein, Fernow u. A., beschäftigten sich hiermit, um theils Andern zu nützen, theils durch wiederholte Anschauung der Kunstwerke sich selbst zu bilden. Den Namen C. erhielten diese Leute vielleicht scherzweise von ihrer Redseligkeit, wodurch man auf Cicero's Beredsamkeit anspielen wollte.

Cichorie gehört zu der Pflanzengattung Cichorium, hat auswendig gelbbraune, inwendig weiße, lange und fleischige Wurzeln, wächst auf Wegen und Aeckern wild, wird aber auch in vielen Gegenden wegen ihrer Wurzel im Großen angebaut. Die wildwachsende dient vielfach als Arzneimittel, und besitzt einen stark bittern Geschmack aber nur wenig Geruch. Durch die Cultur verliert die Wurzel ihre Bitterkeit, und ist dann zum Küchengebrauch dienlich, indem man sie theils weich gekocht, in Scheiben zerschnitten und erkaltet als Salat, theils auch als Gemüse genießt, oder auch als Brod verbäckt. Am Verbreitetsten ist ihr Gebrauch als Surrogat des Kaffes unter dem Namen Cichorienkaffe, wozu sie zuerst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den ehemaligen Kunstgärtner Timme in Arnstadt empfohlen wurde. Früher war der Handel damit weit ausgedehnter als jetzt, indem die billigern Kaffepreise und andere wohlfeilere Kaffesurrogate den Gebrauch des Cichorienkaffes sehr beschränkt haben. Besonders ausgedehnt wird der Anbau der C. im Magdeburgischen, in Thüringen, Böhmen, Oesterreich, Mähren und in der Kurmark betrieben. Sie verlangt einen reichen, lockern, sandigen Lehmboden, verträgt aber nicht frische Düngung. Man säet sie im April, und erntet sie gewöhnlich im September und October. Die Blätter der C. geben ein gutes Viehfutter; in England baut man sie blos zur Fettweide für Hammel.

Cicisbeo bezeichnet ursprünglich einen Lispler, dann einen Liebhaber, vertrauten

Freund und täglichen Gesellschafter einer verheiratheten Frau. Dieser Ausdruck ist aus Italien zu uns gekommen, wo die Sitte unter den höhern Ständen es sonst erforderte, daß eine verheirathete Frau von dem Tage der Hochzeit, oder an andern Orten nach dem ersten Jahre der Ehe, oder vom Tage der Niederkunft an, einen C., einen Hausfreund, habe, der, mit Erlaubniß ihres Mannes, überall an ihrer Seite, in Gesellschaften, Lustbarkeiten, im Theater, in der Kirche u. s. w. war, sie unterhielt, beschützte und alle erlaubten Vergnügungen mit ihr theilte; der Ehemann dagegen ging nur zu Hause mit seiner Frau um. Diese Sitte, welche seit dem 17., oder wie Andre meinen, in Genua schon seit dem 16. Jahrh. im Gebrauch war und ohne Einschränkung galt, so daß man sich durch deren Hintansetzung lächerlich machte, ist besonders seit der Zeit des franz. Einflusses fast ganz verschwunden. — In Deutschland hat Cicisbeo stets wenigstens einen verdächtigen Nebensinn.

Cicognara, Leopoldo, Graf von, italienischer Kunstkenner und Schriftsteller, geb. am 26. Nov. 1767 zu Ferrara, zeigte schon von früher Jugend an eine entschiedene Vorliebe für die schönen Künste, und verband mit ausgezeichneten Talenten einen beharrlichen strengen Fleiß. Nachdem er die Universität besucht hatte, begab er sich gegen den Willen seines Vaters nach Rom, nahm hier Theil an dem Unterricht auf der Akademie von San Luca, übte sich, da er diesen ungenügend fand, privatim mit seinen Mitschülern, Camuccini, Benvenuti und Sabatelli, im Zeichnen und den Landschaftsstudien, vernachlässigte aber auch die Beschäftigung mit der schönen Literatur nicht, wozu ihn der Umgang mit Monti, Rezzonico Cancellieri u. A. anregte. Von Rom besuchte er Neapel und Sicilien, gab in Palermo ein Gedicht „Le ore del giorno" heraus, kehrte dann ins Vaterhaus zurück, und ließ sich, nachdem er noch Florenz, Bologna, Mailand, Venedig besucht hatte, 1795 in Modena nieder. Hier wurde er nach und nach Mitglied der Giunta, dann des Corpo legislativo in Mailand, Gesandter in Turin, Deputirter bei der Commission zur Verbesserung der Verfassung in Lyon, und endlich Staatsrath. Bei der Verwandlung seines Vaterlandes in ein Königreich (1805) protestirte er, trat 1808 aus dem Staatsdienst, nahm aber doch die ihm angetragene Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig an, heirathete die durch Schönheit ausgezeichnete Wittwe Foscarini, und machte sein Haus, durch Napoleon unterstützt und bei sehr bedeutendem Gehalte, zum Sammelplatze und Mittelpunkte des guten Geschmackes und der Gelehrsamkeit. Napoleon ernannte ihn zum Ritter der eisernen Krone. Später bestätigte ihn der Kaiser Franz als Präsident der Kunstakademie zu Venedig, um die er sich namhafte Verdienste erwarb. Auf Reisen durch England, Holland, Frankreich und Deutschland sammelte er viele seltene Werke zur Kunstgeschichte, Kupferstiche, Niellen. Eine durch Namensgleichheit entstandene Personenverwechselung mit einem Theilnehmer an den Umtrieben der Carbonari veranlaßte ihn, von Paris aus die ganze Untersuchung bekannt zu machen, wodurch er aber in Venedig Mißfallen erregte und bestimmt wurde, seinen Aufenhalt in Rom zu nehmen. Mehrere Umstände und vornehmlich die seit 1814 unterbliebene Unterstützung bei Herausgabe seiner „Storia della scultura etc." hatten sein Vermögen so sehr zerrüttet, daß er sich genöthigt sah, seine mit dem größten Aufwande gesammelte ausgezeichnete Bibliothek zu veräußern. Er verfertigte deshalb ein durch Bemerkung des Inhaltes, des Werthes ꝛc. schätzenswerthes Verzeichniß derselben unter dem Titel: „Catologo ragionato dei libri d'arti e d'antichità posseduti dal Conte Cicognara (Pisa 2 Bde.) Er starb am 5. März 1834 an der Lungenschwindsucht. Sein Hauptwerk ist „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al secolo di Napoleone" (3 Bde, Ven. 1813—18, mit 181 Kpfrn.; 2. Aufl. mit Umänderung des Titels in „sino al secolo di Canova" 9 Bde, Prato 1823). Außerdem nennen wir seine Schrift „Del bello" (Pisa 1808, 4,) und die „Memorie storiche dei letterati ed artisti ferraresi" (Ferrara 1811), die zum Theil gegen Denina gerichtet sind. Mehrere seiner kleinen Schriften sind theils für sich, theils in kritischen Blättern abgedruckt worden, als: eine Abhandlung über das Pantheon, Simon Memmi, der Codex des Theophilus, die antiken Pferde am S. Marco ꝛc. Ein größeres Werk über die ausgezeichneten

Denkmäler der Baukunst in Venedig erschien 1820 in 2 Theilen unter dem Titel: „Le fabbriche più cospisue di Venezia, misurate, illustrate ed intagliate dei membri della Veneta R. Accademia di belle arti. Es enthält 250 Kupfer, welchen C. die historischen und kritischen Bemerkungen beifügte.

Cid, Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, geb. 1026, kann als der Vertreter des spanischen Ritterthumes betrachtet werden. Er ist der Gegenstand vieler Poesien seines Landes geworden, und selbst das Ausland hat ihn in Sagen und Liedern gefeiert. Seine Feinde (die Abgesandten der maurischen Könige) gaben ihm das ehrende Beiwort „el mio cid" (mein Herr) von dem arab. Sid (Herr) und Eltäghijet (Tyrann), während Volk und Fürst den gewaltigen Ritter „Campeador" (Kampfheld ohne Gleichen) benannten. Aus seiner reich mit Sagen geschmückten Geschichte wissen wir, daß sein Vater, Don Diego Laynez, aus einem altberühmten castilischen Geschlechte herstammte, und seine Mutter, Donna Theressa, die Tochter eines reichen Grafen von Asturien war. In Vivar, in der Nähe von Burgos, soll er geboren sein, und obschon der Ruhm seiner Thaten und der Glanz seines Heldenthumes bald durch Länder und Völker drang, so mischten sich doch auch der Sagen so viele seiner Geschichte bei, daß es schwer ist, die reingeschichtliche Wahrheit von dem Schmucke der Erfindung zu trennen. Unter Fernando d. Gr., der als König von Castilien (von 1033—65) herrschte, fallen die ersten Thaten seines Ruhmes. Viel erzählen uns die Romanzen und Sagen von seiner zarten Liebe zu Ximenen, der schönen Tochter des Grafen Lozana von Gormaz, der, nebst Rodrigo's Vater, Fernando's Hof verherrlichte; bald entstand aber Eifersucht zwischen beiden Vätern wegen Dienstauszeichnung und größerer Rittterehre; sie führte zum Zweikampfe, und Diego ward von Gormaz besiegt. Verhöhnt und verspottet rief dieser seinen Sohn auf zum Bluträcher der beleidigten Ehre. Nach hartem Kampfe siegte das ritterliche Gefühl in der Brust des liebenden Sohnes, und der Vater seiner Ximene fiel von seiner Hand. Jetzt mußte auch die unglückliche Tochter und Geliebte Rache über den Mörder des Vaters erflehen, dem aber unter allen Rittern keiner zu stehen wagte. Die Qualen unglücklicher Liebe hatten auch des Jünglings Herz zerrissen, und so kam es ihm erwünscht, daß die Mauren, geführt von 5 Fürsten, sengend und brennend in Castilien eingerückt waren. Da stand der noch nicht 20 jährige Jüngling („der", wie die alten Lieder melden, „zu guter Stunde geborene, zu guter Stunde umgürtete Ritter") Rodrigo auf, bestieg sein edles Roß Babieca, und stellte sich kühn dem Feinde entgegen, der bald vor dem ritterlichen Degen erlag. Er sandte darauf die 5 gefangenen Fürsten an Fernando, der zum Danke ihm seine Geliebte Ximene zuführte, und beide feierlich in Valencia vermählte. Der tapfere Arm Rodrigo's war es gewesen, der ihm Galicien, Leon und Oviedo mit Castilien verband, und als der König Fernando, wegen des Besitzes von Calahorra mit Ramiro, dem Könige von Aragon, in Streit gerieth, der zum Zweikampf führte, in welchem Ramiro zu seinem Kämpfer den Ritter Martin Gonzalez bestimmte, wählte Fernando für sich den tapfern Rodrigo, dessen siegreicher Kampf ihm Calahorra verschaffte. Als Fernando gestorben, hatte er sein Reich unter seine 3 Söhne vertheilt. Castilien an Sancho, Leon und Oviedo an Alfonzo, Galicien und einen eroberten Theil von Portugal an Garcia. Im Bruderkriege, der aus dieser Theilung entsprang, siegte Sancho über die Uebrigen, denn für ihn kämpfte der „Campeador" und trug sein Banner. Schon hatte Sancho Alfonzo gefangen genommen, und Garcia sich selbst gestürzt, nur noch eine Stadt leistete für Alfonzo hartnäckigen Widerstand; es war dies Zamora, in welcher Urraca, die Schwester Sancho's, waltete, und vor deren Mauern Sancho meuchlerisch ermordet ward. Alfonzo ward jetzt zum Throne berufen, ehe er aber den väterlichen Thron bestieg, mußte er, wie es heißt, zu Burgos dreimal einen feierlichen Eid wiederholen, daß er an der Ermordung seines Bruders nicht den geringsten Antheil genommen habe. Der C. nahm ihm im Namen der Stände Castiliens den Schwur ab, und obschon sich darüber Alfonzo beleidigt fühlte, so wollte er doch den gewaltigen Helden für sich gewinnen, und gab ihm sogar, wie die Sage verkündet, seine eigene Nichte, die liebliche Donna Ximene, zur Gemahlin (1074). Untersuchungen über diese zweimalige Vermählung haben, bei

dem Mangel aller ältern Quellen, zu Nichts geführt. Mit edler Treue diente der C. seinem neuen Könige, aber trotz dem mußte er bald die Wandelbarkeit des Fürsten erfahren, Höflinge verläumdeten ihn, und der auf seine Größe eifersüchtige Alfonzo gab Befehl zu seiner Verbannung. Der C. zog mit 300 seiner Freunde und Mannen nach Saragossa, wo er sich bald geliebt und geachtet sah; um diese Zeit hatten sich auch die spanischen Araber von ihren Glaubensgenossen, den Mauren, in Afrika Hülfe gegen die mächtigen Castilier erbeten. Diese zogen heran, und unweit Badajoz, am Ufer der Guadiana, kam es 1087 zur Schlacht; Alfonzo wurde verwundet, und mußte mit kaum 500 Reitern entfliehen. In dieser Bedrängniß rief er von Neuem nach der Hülfe des verstoßenen C., der auch sogleich zurückkehrte, und obschon die Mauren schon nach Afrika zurückgekehrt waren, dennoch an ihren Bundesgenossen den erlittenen Schimpf und die frühere Niederlage rächte. Aber neue Neider entstanden ihm aus diesen Siegen, und der verblendete König ließ sich noch einmal verleiten, seinen Retter zu verbannen. In wilder Leidenschaftlichkeit ließ er ihm jetzt, was er von der Krone erhalten hatte, entreißen, Weib, Kostbarkeiten und Geld, und nur mit Mühe gab er auf Rodrigo's Flehen Ximenen frei, die sich mit ihren Töchtern nach San Pedro de Cordoña begab; aber das Unglück vermochte nicht den Helden zu beugen, und er ging kräftiger und mächtiger aus ihm hervor. In der Gegend von Teruel in Aragon bemächtigte er sich eines Felsens, der noch jetzt C.'s Felsen (Peña del Cid) heißt. Von hier aus erfocht er glänzende Siege. Auch hierhin verfolgte ihn der Neid des Königs, es verließen ihn auf dessen Befehl seine Mannen, und in der Noth sah er keine andere Hülfe, als seinen Schatz, eigentlich aber nur Kisten voll Sand gefüllt, an einen Juden gegen 4000 Goldstücke zu verpfänden. Bald aber hatte der Ruhm eine Heldenschaar um ihn versammelt, und im April 1094 nahm er mit gewaffneter Hand das reiche Valencia ein, nachdem er die der Stadt zu Hülfe eilenden Mauren geschlagen hatte. Von Neuem verließ er die Siegesbahn, um noch einmal dem von dem Gründer Marocco bedrängten Alfonzo zu Hülfe zu eilen, aber auch diesmal mußte der großmüthige Held vor dem undankbaren Könige fliehen. Neue Lorbeeren, die er mit dem Könige von Aragon, Don Pedro, erkämpfte, verschafften ihm endlich die Bewunderung des Königs Alfonzo, der ihn selbst besuchte, und von nun an seine Treue mit Anerkennung belohnte. Um diese Zeit, meldet die Sage, ward sein Vaterherz tief verwundet. Zwei Brüder aus dem edlen Geschlechte der Grafen Carrion bewarben sich, unterstützt vom Könige Alfonzo, um die Töchter des C. Dieser willigte endlich ein, und so zogen die Brüder mit reichem Heirathsgute und ihren Frauen, Donna Elvira und Donna Sol, der Heimath zu; als sie in einer wilden Bergwüste angelangt waren, mißhandelten sie die Frauen, und zogen mit den reichen Schätzen davon. Das Bubenstück ward entdeckt, und zu Toledo hielt Alfonzo Gericht über die Räuber. Sie mußten die geraubten Schätze wieder herausgeben, und mit den Mannen des C. einen Zweikampf bestehen; in demselben wurden sie geworfen, und es blieb ihnen Nichts übrig als ein ehrloses Leben. Die Eroberung Sagunt's (Murviedro's) im J. 1095 war die letzte Waffenthat des C., er starb im Juni 1099 zu Valencia im 74. Lebensjahre. Nach dem Tode des gefürchteten Mannes versuchten die Mauren abermals Valencia zu nehmen. Die Sage erzählt, daß man, um die Feinde zu schrecken, den einbalsamirten Leichnam des C. wohlgerüstet auf sein Streitroß Babieca gesetzt, und ihm in die Rechte sein Schwert Tizona gegeben habe, worauf die Feinde geflohen wären, und Valencia in Ruhe gelassen hätten. Donna Ximene zog hierauf mit dem Leichname des Helden nach Cordoña (Cardeña) in Castilien, wo er in dem Kloster San Pedro seine Grabstätte fand. Diese letztern Sagen, welche C. zu einem Heiligen und Wunderthäter machen, mögen wohl erst spätern Ursprungs sein, und von den Mönchen des Klosters herrühren, wo er beerdigt worden war; doch waren sie schon zur Zeit Alfons' des Weisen allgemein verbreitet und geglaubt, so daß dieser einen neuen Sarg für C.'s Leichnam machen ließ, den er selbst mit Inschriften versehen haben soll. Philipp II. wollte den C. wegen der durch seinen Leichnam bewirkten Wunder heilig sprechen lassen, und in neuester Zeit wurden auf Verlangen der Cortesdeputirten aus Burgos die angeblichen Gebeine C.'s

und der Ximene aus San Pedro de Cardeña herausgenommen und im feierlichen Triumph und unter dem Jubel des Volks nach Burgos geführt und in der Kathedrale beigesetzt. Das treue Roß des Helden, Babieca, das ihn seit seiner Jugend in allen Schlachten getragen haben soll, soll unter den Bäumen vor dem Kloster San Pedro liegen; sein Banner, Schild und Becher werden zu San Pedro, sein Schwerdt Tizona im Archiv der Marquese von Falce, das andere, Colada, in der königlichen Rüstkammer zu Madrid aufbewahrt.

Schon sehr frühe wurde der Cid, als der echte Repräsentant des span. Nationalcharakters, in Volksliedern (cantares) besungen. Das älteste Denkmal der castilischen Poesie, des sogenannten „Poema del Cid," stammt wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrh., und trägt in Form und Inhalt offenbar das Gepräge seines Ursprungs, eben jener Volkslieder. Es schildert den Helden nicht blos als öffentlichen Charakter, sondern zeigt ihn auch als Gatten, Vater und Freund, und in rein menschlichen Verhältnissen. Es wurde von Sanchez in der „Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV." (Madrid 1775; neue Aufl. von Ochoa, Par. 1842) herausgegeben, und zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Begebenheiten des Cid von seiner Verbannung bis zur Verheirathung seiner Töchter mit den Grafen von Carrion enthält, die zweite sich fast ausschließlich mit den Töchtern des Cid beschäftigt. In der einzigen bis jetzt entdeckten Handschrift fehlen die Anfangsblätter, und hin und wieder einige Verse. Aus diesem „Poëma" stoppelte ein unbekannter Verfasser auf Befehl Ferdinand's, Bruders Karl's V., die „Cronica del famoso caballero Cid Ruy Diaz Campeador" zusammen, die 1552 erschien. Neuern Ursprungs, doch wahrscheinlich sämmtlich auf dem „Poëma" fußend, sind die sogenannten Cidromanzen, die vermuthlich erst um die Mitte des 16. Jahrh. aus dem Munde des Volks gesammelt und aufgezeichnet wurden. Sie erschienen zuerst gedruckt in allgemeinen Romanzensammlungen, z. B. im „Cancionero de romances" (1550), im „Romancero de Sepulveda" (1566), im „Romancero general" (1604) ꝛc.; dann in besondern Sammlungen, wie in der von Escobar (Alcalá 1612, neueste Aufl. von Reguero, Madr. 1818 und Frankf. 1828), in der von Fr. Metge (Barcelona 1626), am Vollständigsten kritisch geordnet in Duran's „Romancero de romances caballerescos e históricos" (Madr. 1832) und im besondern Abdruck daraus von Keller im „Romancero del Cid" (2 Bde. Stuttg. 1840). Die beste deutsche Bearbeitung gab Herder in seinem „Cid" (Tüb. 1806; illustrirte Ausg., Stuttg. 1838); deutsche Uebersetzungen nach Duran's und Keller's Sammlungen sind von Duttenhofer (Lpz. 1841) und Regis (Stuttg. 1842); franz. wurden die Cidromanzen bearbeitet von Creuzé de Lessert (2. Aufl. Par., 1821), von Renard (2 Bde., Bourges 1830) und mit gegenüberstehendem Text, von Renal (2 Bde., Paris 1843); italienisch von Pietro Monti (Mail. 1838). Eine schulgerechte Epopoe in 32 Gesängen und in Octaven dichtete nach den Romanzen Diego Ximenes de Ayllon (Antw. 1568, Alcalá 1579). Die wahren historischen Thatsachen, welche diesen Sagen zum Grunde liegen, lassen sich nicht mehr mit Gewißheit erörtern, da gleichzeitige Chroniken fehlen, und selbst die des 12. Jahrh. den Cid entweder gar nicht oder nur mit einzelnen Worten erwähnen. Erst seit dem 13. Jahrh. finden sich bei christlichen und muhamedanischen Geschichtschreibern umständlichere Nachrichten. Die „Genealogia del Cid Ruy Diaz" und die von Risco im Kloster San Isidro zu Leon entdeckte und im Anhang seines Werks „La Castilla y el mas famoso Castellano" (Madr. 1792) abgedruckte lat. Specialchronik „Gesta Roderici Campidocti" stammt wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrh. her. Beide enthalten schon viel Sagenhaftes. Noch mehr durch Fabeln entstellt sind die den Cid betreffenden Theile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten „Cronica general" und die von den Mönchen des Klosters von Cardeña herausgegebene „Cronica particular del Cid" (Burgos 1512 und öfter; neueste Aufl. von Huber). Ein Auszug aus dem den C. betreffenden Theil der „Cronica general" erschien unter dem Titel „Cronica del Cid Ruy Diaz" (Sevilla 1498 und öfter), und wurde als Volksbuch bis in die neueste Zeit vielfach aufgelegt. Monographien neuerer Historiker über des Cid Leben und Thaten sind von dem Portugiesen Jos. Pereyra Bayam (Liss. 1734 und 1751),

von den Spaniern Risco und Quintana, vom Engländer Southey (Lond. 1808), Joh. von Müller (im 8. Bde. seiner Werke), vorzüglich von Huber (Bremen 1829).

Cider, ein weinartiges Getränk, wird aus dem Saft solcher Früchte bereitet, die viele schleimig-zuckerhaltige Bestandtheile enthalten. Zu dem besten C. benutzt man Aepfel, besonders Borsdorfer Aepfel, und Birnen; man gewinnt aus ihnen den echten C. (vinum pomaceum); doch kann man auch aus Möhren, Pflaumen, Kirschen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren C. bereiten. Frankreich und England, weniger Deutschland, sind die vorzüglichsten Länder, wo C. bereitet wird. Hier bestehen daher auch besondere Gesetze und Verordnungen. Der beste C. kommt aus der Normandie, aus Worcester, Gloucester, Devonshire und Sommerset. In Deutschland wird nur in Thüringen und Franken C. bereitet. Ueber seine Bereitung s. Thon „Die Kunst aus Obst Wein zu bereiten" (Ilmenau 1828) und Pohl „Anleitung zur Bereitung des Obstweins" (Lpz. 1827).

Cienfuegos, Nicasio Alvarez de, eine der bedeutenderen neuern spanischen Dichter, geb. am 14. Decbr. 1764 zu Madrid, studirte zu Salamanca gerade zu jener Zeit, wo die neuere spanische Dichterschule durch Cadalso und Melendez daselbst gegründet wurde. C., der schon früh eine große Neigung und bedeutende Anlage zur Poesie gezeigt hatte, schloß sich mit Begeisterung diesem Dichterbunde an, setzte dann in Madrid seine Studien fort, und begründete 1798 seinen literarischen Ruf durch die Herausgabe seiner Gedichte. Die Regierung übertrug ihm bald darauf die Redaction der Zeitschriften „La gacela" und „El Mercurio", und stellte ihn einige Jahre darauf im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an. In dieser Stellung befand er sich, als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, und Madrid von den Franzosen besetzt wurde. Nachdem er schon wegen eines gegen den Usurpator gerichteten Artikels in der von ihm censirten „Gaceta de Madrid" von Murat heftigen Tadel sich zugezogen hatte, wurde er bald darauf wegen Theilnahme an dem Volksaufstande vom 2. Mai 1808 gegen die franz. Besatzung in Madrid zum Tode verurtheilt; jedoch ward dieses Urtheil auf Verwenden einflußreicher Freunde in Deportation nach Frankreich verwandelt. Da er es nicht über sich gewinnen konnte, bei den verhaßten Eindringlingen um Aufschub zu bitten, so wurde er ungeachtet seiner zerrütteten Gesundheit nach Frankreich abgeführt, wo er bald nach seiner Ankunft in Orthes im Juli 1809 starb. Er war Mitglied der königlich spanischen Akademie, zu der ihm seine Tragödie „Pitaco" den Zutritt verschafft hatte. Außerdem schrieb er noch die Tragödie „Idomeneo" und das Lustspiel „Die großmüthigen Schwestern" (deutsch in Melford's „Spanischen Bühnenstücken", Bd. 2. 1839); die vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Werke erschien 1816 (2 Bde., Madrid); ein Nachdruck der lyrischen Gedichte aus derselben zu Paris 1821; eine Auswahl findet man in F. J. Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (Par. 1837). In seinen Gedichten spricht sich wohl eine edle Gesinnung aus, doch fehlt ihnen die männliche Energie, durch die sich C. im Leben auszeichnete; er ergeht sich in weichen Klagen einer fast überreizten Empfindsamkeit und einer fast weibischen Melancholie. Nur in seinen Tragödien, die auch in Spanien vorzugsweise unter seinen Werken geschätzt werden, zeigt sich einigermaßen das Gepräge seines energischen Charakters, doch kommt dies hier wieder weniger zur Anschauung, da er in dieser Dichtungsart dem damals herrschenden Pseudo-Classicismus ausschließlich huldigt.

Cigarren, dünne zusammengedrehte Röllchen Tabak, welche, auf einer Seite angebrannt, ohne Pfeife und Rohr geraucht werden können. In Amerika rauchte man früher fein geschnittenen Tabak, den man in Papier rollte, daher der Name C., und man nahm dazu zuerst Tabak von der Insel Cuba. Nach Deutschland kam diese Mode durch den Handel mit Spanien. Die besten kommen von Havanna; jedoch verfertigt man auch gute in Bremen, Hamburg und andern Städten, wo sie einen bedeutenden Handelszweig bilden.

Cignani, Carlo, geb. 1628 zu Bologna, bildete sich unter Albano zum Maler, eiferte Correggio und Guido Reni nach, und war der letzte große Maler der Bologneser

Schule. Er erlangte schon durch seine ersten Gemälde großen Ruf, der sich in der Folge noch mehr steigerte, welches ihm aber auch viele Neider bereitete. Clemens XI. zeichnete ihn sehr aus, und der Herzog von Ranuccio erhob ihn in den Grafenstand. Später ging er nach Forli, um die Kuppel der Kirche Madonna del fuoco zu malen, und starb hier 1719 betrauert von seinen zahlreichen Freunden und Schülern. Seine vorzüglichsten Werke sind: Franz I. von Frankreich im Farneseschen Palaste, die Himmelfahrt der Maria zu Forli, seine Frescomalereien zu St. Michael in Bologna, u. a. C. ist ausgezeichnet in Umrissen und Gewändern, im Colorit und in der Composition. Seine vorzüglichsten Schüler sind: Franceschini, Quaini, Crespi, Felix Cignani, sein Sohn, und Paul Cignani, sein Neffe.

Cigoli, s. Cardi.

Cilicien, eine Provinz im südlichen Kleinasien, grenzt im Norden an Kappadocien, im Osten an Syrien, im Süden an das Mittelmeer und im Westen an Pamphilien und Pisidien. Das Land nahm ungefähr einen Flächenraum von 600 QM. ein, und zerfiel der Natur des Bodens nach in das ebene C. gegen Osten, welches sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnete, und in das rauhe und gebirgige C. im Westen. Das ganze Land wurde durch 3, schon im Alterthum berühmte Bergpässe geschützt, durch die vorzugsweise sogenannten cilicischen zwischen Tyana und Tarsus, durch welche Alexander aus Kappadocien eindrang (jetzt die Festung Gulundin Kalah am Seihun), durch die Amanischen am Gebirge Amanus, durch welche Darius zog, und durch die Syrischen, die durch 2 Mauern verengt waren, durch welche Alexander nach dem Siege bei Issus in Syrien eindrang. Die Bewohner des Landes stammten nach Herodot von Syrern und Phöniciern ab, was auch durch die auf cilicischen Münzen vorkommenden phönicischen Legenden bestätigt wird, und standen bei den Griechen wegen ihres Hanges zur Seeräuberei in üblem Rufe. In dem ebenen Theile C.'s wechselte die Herrschaft ziemlich häufig zwischen einheimischen Fürsten, unter denen namentlich die Familie Syennesis bekannt ist, persischen Satrapen, macedonischen, syrischen und ägyptischen Königen, bis endlich Pompejus durch Besiegung der cilicischen Seeräuber das Land zu einer römischen Provinz machte (63 v. Chr.). Die Bewohner des Hochlandes behaupteten noch lange Zeit ihre Unabhängigkeit auch gegen die Römer, und lebten unter eigenen Fürsten. Die Hauptstadt des Landes war Tarsus. Jetzt heißt das Land das Ejalet Itschil, kam 1833 nach dem Siege Ibrahim Paschas bei Konieh und dem darauf erfolgten Frieden zwischen der Pforte und dem Vicekönig von Aegypten an dieses letztere Land, fiel aber 1840 an die Pforte zurück.

Cilicium heißt bei den Römern ein aus Haaren verfertigtes rauhes Gewand, welches ursprünglich die Soldaten und Matrosen in Cilicien trugen; in der katholischen Kirche, ein Bußkleid, Bußgürtel, welches die Einsiedler und Mönche zur Kreuzigung ihres Fleisches auf dem bloßen Leibe trugen; dann bezeichnet es noch den zur Büßung in den Klöstern dienenden Gürtel von Draht, welcher inwendig mit scharfen Spitzen versehen war.

Cilly, eine alterthümlich gebaute und unansehnliche Stadt in Steyermark am Einflusse des Ködingbaches in die Sau, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein Schloß, ein Gymnasium und eine Hauptschule und ungefähr 1800 E., die starken Getreide- und Weinhandel treiben, auch beträchtlichen Transithandel auf der hier durchführenden Straße von Wien nach Triest unterhalten. Es befinden sich daher hier ansehnliche Waarenniederlagen, auch wird von hier aus der Rohitscher Stahlbrunnen, jährlich gegen 400,000 Flaschen, versendet. C. kommt schon in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. vor, und heißt auf den vorhandenen römischen Denkmälern Claudia-Celeja, wahrscheinlich weil Kaiser Claudius ihr Erbauer war. Seit 1314 war die Stadt die Residenz der Grafen von Cilly, die in der Nähe die Burg Obercilly, jetzt eine Ruine mit herrlicher Aussicht, bauten. Kaiser Sigismund erhob die Grafen von C. in den Fürstenstand. Als aber das Geschlecht 1757 ausstarb, fiel das Land an Oesterreich zurück.

Cimabue, Giovanni, ein berühmter italienischer Maler, geb. 1240 zu Florenz,

aus der edlen Familie der Cimabue, die sich auch Guattieri nannte, empfing im Dominicanerkloster Santa Maria novella Schulunterricht, fühlte sich aber mehr zu den Arbeiten der damals am Kloster beschäftigten byzantinischen Maler hingezogen als zu den Wissenschaften. Seine Vorgesetzten legten seiner Neigung und seinen Talenten keinen Zwang an, und so gelangte er bald zu einer Meisterschaft in seiner Kunst, die ihn befähigte, selbständig aufzutreten, ehe er noch das Jünglingsalter erreicht hatte. Man hat behauptet, daß Giunta Pisano sein Lehrer gewesen sei; doch läßt sich dafür keine Gewißheit geben; im Gegentheil zeigen seine ersten Werke ein strenges Anschließen an die byzantinische Manier. Er arbeitete mit großer Sorgfalt und Strenge gegen sich selbst, und zerstörte manches Werk, wenn er auch nur den kleinsten Fehler daran entdeckte, oder der leiseste Tadel darüber ausgesprochen wurde. Deshalb stand er auch bei seinen Zeitgenossen in hohen Ehren, und Karl von Anjou, nachmals König von Sicilien, besuchte ihn in seiner Werkstatt. Das Volk drängte sich herzu, und brach bei dem Anschauen des Madonnenbildes, das er dem König zeigte, in so großen Jubel aus, daß der Platz, wo dies geschah, noch heute il Borgo allegri heißt. Mit großen Feierlichkeiten wurde das Bild darauf von C.'s Hause nach der Kirche getragen. C. starb 1300, und hinterließ seine Werkstatt seinem würdigen Schüler Giotto. Seine bedeutendsten Werke, besonders in Rücksicht des dramatischen Effects, sind die großen Wandmalereien in der Kirche San Francesco zu Assisi. C. kann als Derjenige betrachtet werden, der die fast erstorbene Kunst der Malerei wieder neu belebte und ihrer nachmaligen Größe entgegenführte. Die Byzantiner und nach ihnen die italienischen Meister übten die Kunst nach einem alt überlieferten schematischen Formengesetze, wo jedes individuelle Leben erstarb. C. fühlte das Großartige, das den alten Traditionen zum Grunde lag, behielt die einfachen Typen bei, entwickelte aber aus ihnen eine bis dahin unbekannte Würde und Erhabenheit des Styls, indem er sie der Natur und dem Menschlichen näher brachte; auch die unerfreulich trockne Farbenbehandlung der Byzantiner wußte er durch einen weichern, mehr beseelten Vortrag zu ersetzen. Auch als Architekt war C. groß, und wird den berühmten Baumeistern Lago und Arnolfo, die den Dom von Florenz bauten, an die Seite gesetzt.

Cimarosa, Domenico, einer der berühmtesten italienischen Tonsetzer, geb. zu Neapel 1755, war der Sohn eines armen Schuhmachers, und Anfangs zum Bäckerhandwerk bestimmt. Als Lehrling in dieser Profession mußte er oft zu dem damals berühmten Sänger Aprile Brod hintragen, und so traf es sich, daß er bisweilen gerade in dem Augenblick in das Haus kam, wo der Maestro einem jungen reichen Mädchen Unterricht im Gesange gab. C. lauschte an der Thüre, wurde einst von Aprile und dessen Schülerin bemerkt, gestand seine große Lust zur Musik, und theils durch die Bitten des Mädchens, theils durch das außerordentliche Talent, welches Aprile an dem Knaben bemerkte, ließ sich dieser bewegen, für die weitere Ausbildung C.'s zu sorgen. Er brachte ihn zuerst in das Conservatorium della Pietà zu Neapel, dann genoß C. Sacchini's Unterricht, und endlich kam er in das Conservatorium von Loretto, wo er die Grundsätze der Schule Durante's kennen lernte und eifrig studirte. Selbständig zeigte er sein Talent zuerst in dem „Sacrificio di Abramo" und in der „Olimpiade." Noch nicht 25 Jahre alt hatte er namentlich durch die Opern „Il pittore Parigino" und „L'Italiana in Londra" auf den Haupttheatern Italiens vielfältigen Beifall erworben; auch drang schon damals sein Ruf bis nach Deutschland, wo namentlich seine „Italienerin in London" und andere Opern übersetzt und mit Beifall aufgeführt wurden. Im J. 1787 erhielt er einen Ruf nach Petersburg, wohin er die Opern „Le trame deluse" und „Il fanatico burlato" mitbrachte, die schon in Mailand mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden waren. Im J. 1790 verließ er Rußland und kehrte nach Italien zurück, wurde aber schon 1791 vom Kaiser Leopold an Salieri's Stelle nach Wien berufen. Hier erregte seine komische Oper „Il matrimonio segreto" allgemeinen Enthusiasmus, die auf Kaiser Leopold's Befehl an einem Abende zweimal gegeben werden mußte, auch 1793 in Neapel, wohin er nach des Kaisers Tode gegangen war, 57mal hintereinander in Gegenwart des Hofes aufgeführt wurde.

In Neapel wurde er mit in die revolutionären Bewegungen verwickelt, 1799 verhaftet, entfloh jedoch aus seiner Haft, und begab sich nach Venedig; starb aber hier, in Folge der im Gefängnisse erlittenen Mißhandlungen, schon am 11. Jan. 1801. Weil man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb, wurde auf Befehl der Behörden sein Leichnam geöffnet, wobei sich die Grundlosigkeit dieses Verdachtes ergab. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 seine Büste von Canova neben Sacchini und Paisiello aufgestellt. Unter der bedeutenden Zahl seiner Opern sind außer den schon erwähnten die berühmtesten die Opere serie „Gli Orazj e Curiazj“ und „Artaserse“, unter seinen Opere buffe „L'amor costante,“ „L'impresario in angustie“, „La ballerina amante,“ „Gianina e Bernardone“ und seine letzte „Il matrimonio per raggiro“, und die Intermezzi „Il maestro di capello“ und „Il calzolare.“ Seinen Ruf verdankte er besonders seinen komischen Opern, die sich durch Neuheit, Feuer, Laune und Lebendigkeit der Ideen, so wie durch große Bühnenkenntniß auszeichnen. Der Reichthum und die Frische seiner Erfindungen gaben zu der Behauptung Anlaß, ein Finale von C. enthalte Stoff für eine ganze Oper.

Cimbern, ein germanischer Volksstamm, dessen feste Wohnsitze nicht genau bekannt sind, denen aber griechische und römische Geographen und Dichter, ja selbst Historiker, wie Tacitus, Wohnungen im Norden oder Nordwesten bestimmen. Die Griechen hielten sie wohl mit Unrecht für Abkömmlinge der Kimmerier (s. d.), Sallust nennt sie Gallier, Cäsar, Tacitus und Plutarch hielten sie für Germanen; in der neuesten Zeit hat Heinr. Müller in den „Marken des Vaterlandes“ (Bd. 1. 1837) die Vermuthung aufgestellt, daß sie dem keltischen Stamme angehört haben könnten, und daß ihr Name derselbe sei, mit dem sich noch jetzt die Kelten in England Kymre oder Kamre nennen. Nach Plinius und Ptolomäus bewohnten sie später die Nordspitze des nach ihnen benannten cimbrischen Chersonnes, im heutigen Jütland. Den Römern wurden sie zuerst furchtbar, als sie im J. 113 v. Ch. in den östlichen Alpen in Illyricum erschienen, und den röm. Consul Cn. Papirius Carbo, der ihnen mit einem Heere entgegenging, bei Noreja im heutigen Steyermark schlugen. Anstatt in Italien einzudringen, nahmen sie ihren Weg westlich von der Nordseite der Alpen, und fielen vereint mit den Tigurinern in das Gebiet der Allobroger in Gallien ein, drangen hierauf südlicher und forderten von den Römern Sitze für Kriegsdienste. Solches verweigerten die Römer. Die Heere, welche M. Junius Silanus 109 v. Ch., der Consul Lucius Cassius Longinus 107 v. Ch. und M. Aurelius Scaurus ihnen entgegenstellten, wurden geschlagen, und jetzt vereinigten sie sich mit den Teutonen und Ambronen, so daß sie in drei mächtigen Haufen (Teutonen, Cimbern und Ambronen) in Gallien einfielen. Neue Streithaufen, unter dem Consul C. Manlius und dem Proconsul Q. Servilius Cäpio, wurden ihnen entgegengeschickt, aber die blutige Schlacht am Rhodanus (105) entschied abermals gegen die Römer, die in derselben 80,000 Mann verloren. Noch immer wandten sie sich nicht nach Italien; ein Theil von ihnen drang über die Pyrenäen in Iberien ein, wo er von den Keltiberern zurückgeschlagen wurde, während ein anderer Gallien verheerte, von den Belgen aber zurückgewiesen wurde. Jetzt beschlossen sie nach Italien vorzudringen, aber ein kriegskundiger Feldherr, Marius, stellte sich ihnen mächtig entgegen. Von der Westseite der Alpen sollten die Teutonen und Ambronen, von der Ostseite die Cimbern und Tiguriner in Italien einfallen. Marius hatte drei Jahre hindurch seine Schaaren an den Anblick der wilden Deutschen gewöhnt, jetzt (102) schlug er in zwei Tagen zuerst die Ambronen, dann die Teutonen bei Aix in Provence. Unterdessen überschritten die Cimbern den Rhein, ließen sich im harten Winter auf ihren Schilden über das Eis der tridentinischen Alpen herab, schlugen an der Etsch den Consul Catulus, und breiteten sich längs dem Po aus, als Marius dem geschlagenen Consul zu Hülfe eilte, und sie in einer heißen Schlacht bei Verona (oder Vercelli) am 29. Juli 101 besiegte. Von jetzt an verschwinden sie aus der Geschichte. Ein Theil von ihnen war in Gallien zurückgeblieben, wo er endlich feste Wohnsitze erhielt, und später unter dem Namen Aduatiker wieder auftrat. Die Einfälle der Cimbern in Rom hatten ein solches Schrecken verbreitet, daß noch lange Zeit hin-

durch eine große Furcht cimbrischer Schrecken, große Beute eine cimbrische Beute, großes Geschrei ein cimbrisches Geheul hieß.

Cimon oder Kimon, Sohn des Miltiades und der Hegesipyle, einer Tochter des thracischen Königs Olorus, führte, einer guten Erziehung entbehrend, in seiner Jugend ein ziemlich ausschweifendes, schwelgerisches Leben. Er übernahm nach dem Willen der strengen Atheniensischen Gesetze die Schulden seines Vaters, und ging freiwillig für ihn in den Kerker. Seine Schwester, Elpinice, verschaffte ihm die Freiheit dadurch, daß sie, obgleich wider seinen Willen, den Kallias heirathete, welcher die Gläubiger befriedigte. Der Perserkrieg gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen und bekannt zu werden. Als Themistokles den Krieg zur See zu führen beschlossen hatte, kam Cimon, von mehreren Jünglingen begleitet, auf die Burg, hängte den Zaum seines Pferdes im Tempel auf, und nahm dafür einen Schild von der Mauer, womit er zur Flotte eilte. Aristides, welcher seinen Muth in der Schlacht bei Salamis kennen gelernt hatte, begünstigte ihn auf alle Weise, um dem mächtigen Themistokles einen Nebenbuhler an die Seite zu setzen, der ihm das Gleichgewicht halten möchte. Die Athenienser übertrugen auf einer Expedition gegen die Perser dem Aristides und C. den Oberbefehl, und da Ersterer bald nach Athen zurückkehrte, befehligte C. allein die ganze griechische Seemacht. Er schlug die in Edon am Strymon (jetzt Iscar) sich festgesetzten und die Grenzen beunruhigenden Perser, vertrieb die Thracier, eroberte die Insel Skyros, und gründete daselbst durch Dahinsendung von 10,000 Mann eine Atheniensische Colonie. Die daselbst gefundenen Gebeine des Theseus wurden nach Athen gebracht, und in einem diesem Heroen eigends erbauten Tempel aufbewahrt. Hierauf zog er erobernd an der Küste Kleinasiens der persischen Flotte entgegen, welche an der Mündung des Eurymedon lag. Da die Perser, den Fluß hinaufeilend, zu ihren Landtruppen zu kommen suchten, um mit diesen gemeinschaftlich gegen ihn zu kämpfen, verfolgte er sie eben so eilig, eroberte gegen 200 Schiffe, landete und zerstreute die feindlichen Heere (469 v. Chr.). Mit reicher Beute kehrte er nach Athen zurück, zu dessen Verschönerung er selbige anwandte. Ueberhaupt war seine Freigebigkeit so groß, daß er seine Felder und Gärten niemals bewachen ließ: Jeder konnte sich nehmen, was ihm beliebte; er hatte stets Leute bei sich, die den Dürftigen Geld und Kleider verabreichten; täglich speiste er eine große Anzahl Armer, sorgte auf seine Kosten für das Begräbniß verwaist oder verarmt Verstorbener, verschönte die Stadt durch herrliche Spaziergänge und Bepflanzung des Marktes mit Platanen rc., und dies Alles that er keineswegs, um dem Volke zu schmeicheln: der deutlichste Beweis dafür ist sein Benehmen gegen den Themistokles, Perikles und Ephialtes, welche die Volksmacht zu vergrößern suchten. Die ums Jahr 466 v. Chr. sich empörenden Thasier besiegte er, nahm die Stadt mit ihren Marmorbrüchen und auf dem Festlande befindlichen Goldgruben, und gründete die Stadt Amphipolis. Solche Thaten und ihr Ruhm erregten Neid. Als C. nach Asien zurückgekehrt war, trat Perikles mit mehreren Angesehenen aus dem Volke gegen ihn auf, er habe, durch die Geschenke des Königs von Macedonien bestochen, angestanden, diesem einen Theil seiner Provinzen zu nehmen. Das Volk, welches wohl wußte, daß man in keinen feindlichen Verhältnissen mit jenem Lande stand, verwarf diese ganz ungegründete Beschuldigung. Aber daß die Lacedämonier ein auf C.'s Verwenden ihnen bei einem Aufstande der Heloten gesendetes Hülfscorps sehr bald zurückschickten, die Unbeständigket der Athenienser fürchtend, erregte allgemeinen Unwillen, der sich auch zum Theil auf C., als den Vermittler, erstreckte. Außerdem hatten Perikles und Ephialtes in seiner Abwesenheit dem Areopagus eine große Anzahl Urthel genommen und den Heliasten übergeben, wodurch die Macht des Volkes ungemein wuchs. Dieses mußte er, seinen Grundsätzen gemäß, mißbilligen; er bemühte sich, Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, stimmte aber dadurch das Volk gegen sich, was seinen Feinden die erwünschte Gelegenheit gab, ihn durch den Ostracismus auf 10 Jahre verbannen zu lassen. Er ging nach Böotien. Als bald nachher die Athenienser nach Tanagra zogen, um die aus Delphi zurückkehrenden Lacedämonier anzugreifen, erschien C., um mit seiner Tribus zu kämpfen, und die Athenienser wurden geschlagen. Dessen unge-

achtet führten sie den Krieg fort bis 456 v. Chr. Jetzt wurde, vorzüglich auf Anrathen des Perikles, der sich wahrscheinlich nicht getraute, den mit Sparta angefangenen Krieg glücklich weiter zu führen, C. nach fünfjähriger Verbannung zurückgerufen. Er schloß, unaufgefordert vom Staate, mit den Lacedämoniern Frieden, und unternahm bald darauf eine Expedition gegen Aegypten und Cypern. Von den 200 Schiffen, mit welchen er an diese den Persern zu entreißende Insel angelangt war, schickte er 60 nach Aegypten; mit den übrigen besiegte er die persische Flotte und Landarmee an der Küste Phöniciens 450 v. Chr. Ein Jahr darauf belagerte er die Stadt Citium (jetzt Chitti), starb aber, nachdem er den Artaxerxes zu einem schimpflichen Frieden gezwungen hatte, in welchem dieser die Unabhängigkeit der griechischen Städte in Jonien anerkennen mußte, an einer, wie Plutarch behauptet, im Treffen erhaltenen Wunde. Die letztern Begebenheiten und der Tod des C. wird von den Schriftstellern des Alterthums selbst abweichend erzählt, und neuere Geschichtsforscher, wie Dahlmann, Ottfr. Müller und Krüger haben den sogenannten Cimonischen Frieden völlig in Zweifel gezogen. Nach dem Tode dieses ausgezeichneten Mannes erlangte die Volkspartei das Uebergewicht und bereitete dem Staate seinen Untergang.

Cincinnati, die Hauptstadt des Staats Ohio in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, am Ohioflusse, ist schön und regelmäßig gebaut, und zählt gegen 80,000 E., während sie 1810 kaum einige Tausend umfaßte; die Stadt ist wundervoll gelegen an einer der vielen Krümmungen des Ohio. Die Berge, welche die Ufer dieses schönen Flusses einfassen, treten in der Umgegend der Stadt zurück, und bilden ein hochgelegenes Plateau, das gegen die gewöhnlichen Ueberschwemmungen des Flusses gedeckt ist. Doch schwillt der Ohio oft furchtbar an, wie er sich denn im Februar 1832 68 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand erhob, so daß man einige Straßen von C. mehrere Tage lang mit Dampfschiffen befahren konnte. Dieser Umstand macht die Wohnungen und Niederlassungen in der Nähe des Ufers ungesund, und erzeugt mancherlei Krankheiten, besonders Wechselfieber. Dessenungeachtet steigt die Bevölkerung fortdauernd, und jährlich werden gegen 4 bis 500 neue Häuser gebaut. Der Grund davon liegt in dem äußerst wichtigen Handel, der von hier den Ohio und den Mississippifluß hinabgeführt wird. Uebrigens bestehen in der Stadt mehrere Manufacturen in Eisen-, Messing-, Kupfer-, Wollen- und Baumwollenwaaren. Die Dampfschiffe, welche den Fluß fast ganz bedecken, und von welchen beständig eine große Menge ankommt und abgeht, geben der Stadt ein sehr geschäftiges Ansehen. Auch der Miami-Kanal, der von hier nach Dayton geht und 66 Meilen lang ist, unterstützt einen bedeutenden Verkehr auf den Binnenseen. Die Stadt hat gegen 13 öffentliche Schulen und viele Kirchen für alle Glaubensbekenntnisse, die zwar eng und klein und ohne irgend welchen Schmuck, aber wohl verschlossen mit dichten Teppichen und trefflichen Oefen versehen sind. Außerdem besitzt seit ungefähr 30 Jahren die Stadt ein treffliches Wasserwerk, das die Bewohner mit Wasser versieht.

Cincinnatus, Lucius Quinctius, eine der ehrwürdigsten Erscheinungen in der röm. Geschichte, und von den spätern Römern selbst als das erhabenste Beispiel altrömischer Tugend und Sitteneinfalt gefeiert, war einer der Vorkämpfer des patricischen Standes in dessen Streitigkeiten mit den Plebejern. Sein Sohn Quinctius Cäso, der ihn dabei kräftig unterstützte, wurde ein Opfer dieser Kämpfe, denn als die Plebejer nur durch das Versprechen der Patricier zur Hülfleistung gegen die Sabiner vermocht werden konnten, welche unter Herdonius sich des Capitols bemächtigt hatten, daß der Rogation des Volkstribuns C. Terentillus Arsa (s. Zwölftafelgesetze) kein Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte, und dieses Versprechen später zurückgenommen wurde, traf unter Andern auch den Quinctius Cäso C. die Strafe der Verbannung, und der Vater mußte eine so hohe Caution entrichten, daß ihm von seiner ganzen Habe nur ein kleines Landgut jenseit der Tiber blieb. Hier nährte er sich mit seiner Hände Arbeit, indem er mit eigner Hand seinen Acker pflügte. Als der Consul Valerius gegen die Volsker geblieben war, wurde C. 460 v. Chr. vom Volke zum Consul gewählt, und die Abgesandten des Senats

trafen ihn bei dem Bebauen des Feldes. Er stellte während seines Consulats die Ruhe wieder her, beschränkte die Macht der Tribunen, und machte sich durch seine Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe so beliebt, daß ihm der Senat das Consulat auch für das folgende Jahr antrug. Allein er lehnte diese Ehrenbezeigung ab, und lebte zurückgezogen auf seinem Landgute, bis das durch die Aequer bedrängte Rom ihn zum zweiten Male von dem Pfluge weg zur Dictatur berief. Nur 16 Tage bekleidete er diese Würde, befreite den von den Aequern eingeschlossenen Consul Minucius, nahm bei Nachtzeit das feindliche Heer gefangen, vertheilte die Beute unter die Soldaten, nahm nur eine goldene Krone, welche ihm seine Soldaten schenkten, an, und eilte auf sein Landgut zurück. In seinem 80. Jahre wurde er im Jahr 440 noch ein Mal zum Dictator ernannt, um den herrschsüchtigen Spurius Mälius, der eine Verschwörung gegen den Staat angezettelt hatte, zu zügeln. Letzterer wurde durch Ahala getödtet, und C. traf die wirksamsten Maßregeln zur Sicherstellung der Republik. C., der Retter und Vater des Vaterlandes, starb in hohem Alter geliebt und geachtet von seinen Mitbürgern.

Cincinnatusorden wurde 1783 in Nordamerika von mehreren hohen Offizieren als Andenken an den edeln Cincinnatus gestiftet für tapfere Krieger, welche sich zur Befestigung und Erhaltung der Freiheit ihres Vaterlandes verbunden hatten. Er erhielt aber nicht die Billigung der Freistaaten, weil man in ihm den Keim zu einem militärischen Erbadel zu sehen glaubte, was den Grundsätzen des jungen Freistaats widersprach, weswegen er nicht aufkam. Das Ordenszeichen war eine goldene Medaille mit dem Bildnisse des Cincinnatus und mit Sinnbildern der Freiheit verziert, und man trug es an einem dunkelblauen, weißgeränderten Bande.

Cinna, Lucius Cornelius, der blutige Genosse des Marius, stammte aus patricischem Geschlecht, und war, nachdem er die Prätur verwaltet hatte, Legat im Bundesgenossenkriege. Mit Sulla's Bewilligung wurde er, obgleich er zur Gegenpartei gehörte, für das Jahr 87 v. Chr. mit Cn. Octavius zum Consul gewählt, nachdem er versprochen hatte, die von Sulla nach Marius' (s. d.) Vertreibung getroffenen Einrichtungen unangetastet zu lassen. Doch kaum hatte C. sein Amt angetreten, so ließ er durch einen Tribun Sulla anklagen. Dieser beachtete die Anklage nicht, und ging in den Mithridatischen Krieg ab. C. aber brachte die Zurückrufung des Marius und das schon im vorigen Jahr beantragte Gesetz in Vorschlag, die Bundesgenossen, welche das Bürgerrecht erlangt hatten, nicht mehr in besondern Tribus und zuletzt stimmen zu lassen, sondern sie unter die alten Tribus zu vertheilen. Dem widersetzte sich an der Spitze des Senats Cn. Octavius; es kam auf dem Forum zum blutigen Gefecht, und C. ward abgesetzt und aus Rom vertrieben. Die Truppen des Appius Claudius, welche Nola belagerten, und die Bundesgenossen traten auf seine Seite, und bald sah sich C. an der Spitze eines Heeres, das Vellejus auf 30 Legionen angibt. Er rief jetzt Marius und die übrigen Verbannten zurück, und belagerte Rom, das sich ihm, nach Absetzung des an seine Stelle zum Consul erwählten Merula, ergab. Fünf Tage ließ er den Marius darin morden, behielt im J. 86 ohne Wahl mit dem Letztern das Consulat, ließ, nach des Marius' Tode, an dessen Stelle den L. Valerius Flaccus, und für das J. 85 den Cn. Papirius Carbo zu seinem Mitconsul wählen, und behielt auch im J. 84 mit Letzterem das Consulat. Als Sulla aus Asien zurückkehrte, rüsteten sich die Consuln gegen ihn, doch als C. seinem Gegner nach Griechenland entgegenziehen wollte, weigerten sich die Soldaten, ihm zu folgen, und ermordeten ihn in einem Aufstande. — Cn. Cornelius C., sein Sohn, verband sich als Jüngling mit dem Consul M. Lepidus im J. 78 zum Umsturz der Sullanischen Verfassung. Das Unternehmen mißlang, und C. floh nach Spanien zum Sertorius. Später ward er auf Cäsar's Vermittelung mit andern Verbannten zurückgerufen, und im J. 44 zum Prätor ernannt. An Cäsar's Ermordung nahm er keinen Theil, billigte sie aber öffentlich. Darüber ergrimmte das Volk so, daß es den Tribun C. Helvius Cinna, den es für ihn nahm, in Stücke riß. Lepidus nahm ihn später gegen weitere Verfolgung in Schutz. — Cnejus Cornelius C., Enkel des Pompejus und Sohn des Vorigen, stand bei Actium auf der

Seite der Feinde des Augustus. Dieser verzieh ihm, und zeichnete ihn durch besonderes Wohlwollen aus; demungeachtet ließ sich C. durch seine Vorliebe für die Republik im J. 6 n. Chr. abermals verleiten, an die Spitze einer weitverzweigten Verschwörung gegen den Kaiser zu treten. Das Complot wurde entdeckt; doch auch jetzt ließ Augustus Milde walten, und verzieh nicht allein C. sein Unrecht, sondern ernannte ihn sogar für das folgende Jahr zum Consul, worauf ihm C. bis zu seinem Tode treu ergeben blieb.

Cino da Pistoja, eigentlich Guittone Sinibaldi, ein italienischer Rechtsgelehrter und Dichter, geb. 1270 zu Pistoja, studirte die Rechte zu Bologna, wurde dann Richter in seiner Vaterstadt, mußte aber 1307 wegen seiner Theilnahme an dem berüchtigten Streite der Weißen und Schwarzen fliehen. Er besuchte nun die Lombardei und Frankreich, ließ 1314 zu Bologna seinen Commentar über den Justinianischen Codex drucken, der großes Aufsehen erregte, wurde zum Doctor der Rechte ernannt, lehrte dann diese Wissenschaft zu Florenz, und kehrte 1336 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er bald darauf starb. Außer dem genannten Commentar schrieb er Gedichte, in welchen er dem Petrarca sehr nahe kommt. Sie erschienen Rom (1558, Pisa 1813; beste Ausgabe von Ciampi, Florenz 1812, 2. Aufl.); und haben seine ihm gestorbene Geliebte Selvaggia zum Gegenstande. Er ist einer der besten Dichter seiner Zeit.

Cinque Ports sind 5 von Wilhelm dem Eroberer (1066) angelegte und Frankreich gegenüber liegende Häfen, um das Land vor fremden Einfällen zu sichern. Es gibt eigentlich 7 solcher Häfen, weil späterhin noch zwei hinzugefügt wurden, aber den Namen Cinque Ports hat man beibehalten. Sie heißen Dover, Sandwich, Romney, Hastings, Hithe, Winchelsea, Rye. Um die Bewohner dieser Städte desto fester an das englische Interesse zu fesseln, erhielten sie mehrere Freiheiten, zu denen namentlich die gehören, daß die Bürger dieser Städte sich Barone nennen, und bei den Krönungen der Könige von England den Baldachin tragen, der nach Beendigung der Feier ihr Eigenthum wurde. Früher wählte jede dieser Städte 2 Abgeordnete in das Parlament, die Reformbill von 1832 hat aber den zu unbedeutend gewordenen Winchelsea und Romney dieses Recht genommen; auch Hithe und Rye wählen nur noch einen Repräsentanten. Der Befehlshaber von Dover hatte von jeher die Aufsicht über diese Häfen unter dem Titel Lord Warden of the cinque ports, bezog einen Gehalt von 3000 Pf. Sterling, und hatte zugleich die Admiralitätsgerichtsbarkeit. In der neuern Zeit sind diese Häfen ganz verschlämmt, und dadurch hat auch ihr Zweck aufgehört; die Freiheiten aber, die man früher den Städtebewohnern verwilligt hatte, sind größtentheils beibehalten worden. Eben so besteht auch die Oberaufseherstelle als Sinecure noch, und wird gewöhnlich einem begünstigten Hof- oder Staatsmanne übertragen. Im J. 1829 erhielt sie der Herzog von Wellington, der aber die Einkünfte, die jetzt nur noch 1025 Pfd. St. betragen, dem Schatze überließ.

Cintra, eine kleine, aber schön und malerisch gelegene Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, am Abhang der Sierra de Cintra, hat gegen 4000 E. und ein altes Schloß, auf dem der abgesetzte König Alfons IV. bis zu seinem Tode 1683 gefangen saß, und das sich noch jetzt durch seine herrlichen Fontänen auszeichnet. Die Umgegend zieren Landhäuser und Gärten, und von den nahen Höhen genießt man eine entzückende Aussicht auf diese und das Meer. Auf dem Gipfel des Cintraberges stehen die Trümmer eines alten maurischen Kastells. Auf einem andern Berggipfel steht ein Hieronymitenkloster, aus Granit und im gothischen Style aufgeführt, das fremden Pilgern als Hospiz dient, auf einer andern Seite das sogenannte Korkkloster, eine Kapuzinereinsiedelei, die ihren Namen von den Korkplatten trägt, womit die Wände der in den Felsen gehauenen Zellen bedeckt sind, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Geschichtlich merkwürdig ist C. wegen der am 22. Aug. 1808 zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot hier abgeschlossenen Convention, in Folge deren die Franzosen Portugal räumen mußten.

Cipriani, Giambattista, geb. 1716 zu Pistoja, widmete sich der Malerei und ging in seinem 18. Jahre zu weiterer Ausbildung in seiner Kunst nach Rom. Seinen Lehrer

kennt man nicht; indessen sieht man aus seinen Gemälden, daß er sich Correggio's Werke zum Muster nahm. Als er sich durch mehrere Werke großen Ruhm erworben hatte, ging er nach London, wurde Mitglied der königl. Akademie, und starb hier 1785. Anmuth, Lieblichkeit und Correctheit der Zeichnung sind die Vorzüge seiner Gemälde, unter denen sich besonders die Zeichnungen zu Ariost's „Orlando furioso“ durch Anmuth auszeichnen.

Circe, eine Zauberin, deren Aeltern verschieden angegeben werden. Nach Einigen war sie die Tochter des Helios und der Perse, nach Andern des Hyperion und der Aerope, und nach noch Andern des Aeetes und der Hekate, welche sie in Zauberkünsten übertraf. Sie wohnte auf der Insel Aeäa an der Westküste Italiens in einem prächtigen Palaste in der Nähe des von ihr benannten Vorgebirges Circäum. Sie beschäftigte sich mit Weben, wobei sie sich mit Gesang ergötzte; ihre Dienerinnen waren Berg- und Flußnymphen. Als Odysseus auf seiner Irrfahrt an der Insel landete, sandte er den Eurylochus mit einigen seiner Begleiter aus, die Gegend zu erkunden. Sie kamen zum Palast der C., die sie mit Speisen und Wein bewirthete, und dann durch Berührung mit einem Zauberstabe in Schweine verwandelte. Eurylochus, der den Zaubertrank verschmäht hatte, blieb unverwandelt, und benachrichtigte Odysseus von dem Vorfalle. Dieser stieg nun selbst ans Land, um seine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Mercur, belehrte ihn, wie er der Bezauberung entgehen könne, und gab ihm die Pflanze Moly, womit er den Zauber seiner Gefährten lösen könne. So kam er zu C., deren Zaubertränke wirkungslos auf ihn waren. Als er, nach dem Rathe Mercur's, mit gezücktem Schwerte auf sie losrannte, als wolle er sie durchbohren, schwor sie ihn mit den heiligsten Eiden, sie wolle ihm kein Leid zuwenden und seine Gefährten von der Bezauberung lösen. Odysseus blieb darauf ein Jahr bei ihr, und zeugte mit ihr 2 Söhne, den Agrius und den Latinus. Bei seiner Abreise gab sie ihm den Rath, zuvor in die Unterwelt zu gehen und sich bei Tiresias Rath zu erholen, wie er glücklich nach Hause gelangen könne.

Circensische Spiele sind Spiele, die im Circus gehalten werden, und da der Circus maximus, von Tarquinius Priscus erbaut, früher der einzige und immer der bedeutendste war, so werden vorzugsweise die jährlich um Anfang des Septembers gefeierten ludi magni, auch, von einem Beinamen der Cybele, Megalenses, so genannt. Sie wurden den sogenannten großen Göttern zu Ehren gefeiert, und von Romulus eingeführt. Die dabei entfaltete Pracht stieg mit den Zeiten immer höher und erreichte unter den Kaisern den höchsten Grad. Das Fest eröffnete ein feierlicher Zug, Pompa circensis, vom Tempel des Jupiter Capitolinus durch die ganze Stadt nach dem Circus. Die Ordnung desselben war: Die Bilder der großen Götter auf Wagen (tensis) gefahren und auf Tragbahren (ferculis) getragen, die oberste Magistratsperson, verwaisdte Knaben, Söhne der Senatoren zu 15 und 16 Jahren, Magistrate, Senatoren, die zum Wettlaufe bestimmten Wagen und Pferde, die Fechter aller Art, Männer, Jünglinge und Knaben in feierlichem Tanze, Silenen und Satyrn mit großen Blumengewinden in abenteuerlichen Tänzen sich bewegend, Opferknaben, Haruspices, die Opferthiere, die Priestercollegien, zuerst der Pontifex Maximus, dann nach den übrigen Pontifices die Flamines, Augurn, Quindecemvirn der sibyllinischen Bücher, Vestalinnen u. a. Endlich ein großer Zug von Götterbildern, und Wagen voll erbeuteter Schätze. War der Zug im Circus selbst mehrere Male im Kreise herumgegangen, so wurden die feierlichen Opfer verrichtet, und dann begannen auf ein von dem Vorsteher gegebenes Zeichen die Spiele. Die Spiele waren: 1) Die Wettrennen (cursus equorum), entweder blos mit Pferden, mit einem (singulatores) oder mit zwei (desultores), oder mit Wagen (agitatores) zu zwei, vier, nach August auch sechs und mehreren Pferden. Die Wagenlenker (früher Sclaven und Freigelassene, später selbst Kaiser), waren in vier Abtheilungen mit verschiedenen Kleidern getheilt, factio alba, russata, veneta, prasina (die weiße, rothe, himmelblaue und grüne), zu denen Domitian noch die aurea und purpurea fügte. Jeder Wettlauf geschah von vier oder sechs Wagen, so daß jede Partei einen stellte, und bestand aus 7 Umläufen um die ganze Rennbahn, die zusammen unum missum ausmachten. Oft wurden 25 Wettläufe des Tages gehalten.

Der Sieger erhielt einen Palmzweig. Später traten an die Stelle der Pferde oft Tiger, Löwen, Hirsche, Elephanten. 2) Die gymnastischen Kämpfe, a) Cursus (Laufen), b) Saltus (Springen), c) Pugillatus (Faustkampf), d) Lucta (Ringen), e) Disci jactus (das Werfen mit der Wurfscheibe). Dies war das sogenannte Quinquertium. 3) Ludus trojanus, ein Scheingefecht zu Pferde, von edlen Jünglingen angestellt, mit allerhand kriegerischen Evolutionen, von Aeneas eingeführt und von Julius Cäsar erneuert. 4) Venatio (Thiergefecht). Wilde Thiere kämpften mit einander oder mit Menschen (bestiarii), die zur Strafe, oder aus natürlicher Wildheit, oder um Lohn dieses thaten. Aus den entferntesten Gegenden wurden die Thiere in Unmassen herbeigeführt. Pompejus zeigte 500 Löwen. Oft erschienen an einem Tage über 100 Elephanten. Später waren diese Hetzen mehr in den Amphitheatern. 5) Pugna equestris et pedestris. In den Spielen des Cäsar's fochten 300 Reiter gegen 500 Fußgänger. 6) Naumachia. Durch eine besondere Einrichtung konnte der circus maximus unter Wasser gesetzt werden, und nun wurden Vorstellungen von Seegefechten gegeben. Später gab es dafür viele eigends gebaute Plätze. Früher einfach und von religiöser Bedeutung arteten diese Spiele in immer größern Luxus, tollere Uebertreibung aus, da ein Magistrat den andern überbot, um die Gunst des Volks zu gewinnen. Diese Spiele gingen dem Volke über Alles, und panem et circenses war das Losungswort des gemeinen Römers. Weiter kannte er kein Bedürfniß. Sie bestanden durch die ganze Kaiserzeit, und es ist unbestimmt, wann sie aufgehört haben.

Circulation des Blutes, s. Kreislauf.

Circulation des Geldes, s. Banken, Geld und Staatspapiere.

Circummeridianhöhen der Gestirne heißen diejenigen Höhen derselben, welche sie in der Nähe des Meridians haben, die also nur wenig von den größten Höhen, die im Meridian selbst stattfinden, verschieden sind. Auf der See, wo man aus Mangel an feststehenden Instrumenten die wahre Höhe nicht genau beobachten kann, braucht man sie besonders, doch auch auf dem festen Lande, um mehrere Beobachtungen solcher Höhen in kurzer Zeit zu sammeln. Solche in der Nähe des Meridians beobachtete Höhen lassen sich nämlich leicht durch eine einfache Rechnung auf die Meridianhöhe selbst reduciren, indem man das Mittel annimmt, die Declination (s. d.) des beobachteten Gestirns dazu addirt oder subtrahirt, je nachdem sie südlich oder nördlich ist, und dadurch die Aequatorhöhe erhält; subtrahirt man dann 90 Grad von der letztern, so bekommt man die Polhöhe oder die geographische Breite des Beobachtungsortes. Auf diese Weise erhält man eben so viele Meridianhöhen, als man Beobachtungen einzelner Sterne hat.

Circumpolarsterne heißen diejenigen Sterne, welche nahe an einem Pole des Aequator stehen; dahin gehören z. B. alle Sterne des kleinen Bären, und zuweilen auch die Kometen, welche eine große Neigung zur Ekliptik haben. Die Circumpolarfixsterne braucht man besonders zur Bestimmung der Polhöhe, die dem Mittel aus den beiden Höhen eines solchen Sternes im obern und untern Durchgang im Meridian gleich ist, zur Verbesserung der Fehler an astronomischen Instrumenten rc., und sucht deshalb ihren Ort am Himmel mit der größten Genauigkeit zu bestimmen.

Circumvallationslinie nennt man diejenige Befestigungslinie, welche ein Belagerungscorps rückwärts anlegt, sich gegen die Angriffe heranrückenden Entsatzes zu schützen. Diese Arbeiten sind aber wegen des Umfanges, den sie haben müssen, so wie der zahlreichen Mannschaft, die sie zur hinlänglichen Vertheidigung erfordern würden, sehr unpraktisch, weshalb sie denn auch in neuerer Zeit meistens durch Aufstellung von Beobachtungscorps zur Deckung des Belagerungscorps ergänzt werden.

Circus war bei den Römern ein großes dachloses Gebäude, in welchem die so beliebten gymnastischen Spiele gehalten wurden. Diese Gebäude waren in einem rechtwinkligen Oblongum erbaut, schlossen sich an dem einen Ende mit einem Halbzirkel und an dem andern mit einem flachen Cirkelstücke, und waren sehr lang und geräumig. Der Haupttheil war der offene Platz, Arena, in deren Mitte die Spina, die Metae und der Obelisk sich befanden. An 3 Seiten waren die Sitze für die Zuschauer, spectacula, und

auf der 4. Seite die carceres, Hallen, wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. Außerdem waren in der Arena 3 Thore befindlich, welche in der Umfassung des Circus angelegt waren, die Porta triumphalis, aus welchem nach Beendigung der Spiele die Sieger mit großen Feierlichkeiten geführt wurden, und 2 andere, von denen das eine der Pompa circensis zum Einzuge, und das andere zum Auszuge bestimmt war. Auf den in den 4 Winkeln des C. angebrachten Balkonen wurden Trophäen aufgestellt. Von Außen war der C. mit Säulenreihen, Galerien u. s. w. verziert. Vor den untersten Sitzen zog sich ringsherum ein breiter Wassergraben, Euripus, der dazu diente, die wilden Thiere von den Zuschauern abzuhalten. Die Arena war mit Sand bestreut, in der Mitte durch eine Mauer durchschnitten, und mit Altären, kleinen Tempeln, Obelisken, Statuen, Pyramiden u. dgl. verziert. In Rom waren mehrere dieser Gebäude, von denen der Circus maximus der größte, älteste und merkwürdigste war. Er lag zwischen dem aventinischen und palatinischen Hügel, wo Romulus während der veranstalteten Spiele die Sabinerinnen rauben ließ. Tarquinius Priscus legte den Grund zu diesem großartigen Gebäude, welches nach ihm gebaut, von Cäsar vergrößert und erst von Augustus vollendet wurde. Die folgenden Kaiser bemühten sich, den Circus maximus noch mehr auszuschmücken und zu erhalten. Unter Nero brannte ein großer Theil desselben ab, unter Antoninus Pius stürzte ein Theil ein, Trajan und Konstantin stellten ihn wieder her. Hier wurden die Ludi magni veranstaltet, und es hatten hier 260,000, nach Andern 385,000 Menschen Platz. Nach Dionysius von Halicarnaß war er 2187 Fuß breit und $9331^1/_3$ F. lang.

Außer dem Circus maximus war der älteste in Rom der Circus Flaminius, außerhalb der Stadt in der zehnten Region derselben, den der Censor C. Flaminius gegründet haben soll, und worin Augustus dem Volke einst ein seltenes Schauspiel gab, indem er ihn mit Wasser füllen und mit 36 Krokodillen besetzen ließ, die hier getödtet wurden. Zu Ende des 12. Jahrh. waren von ihm noch bedeutende Ueberreste vorhanden. Für uns ist besonders der Circus des Caracalla von Wichtigkeit, weil seine Ruinen noch in gutem Zustande sich befinden. Er heißt jetzt il Circo oder la Giostra di Caracalla, und liegt vor der Porta S. Sebastiano.

Cirkassien, s. Tscherkessien.

Cirkel heißt ein zur Beschreibung eines Kreises oder zur Ausmessung gerader Linien dienendes Werkzeug. Besondere Cirkel sind 1) Charniercirkel, bei denen beide Schenkel durch ein Charnier oder ein Gewinde zusammenhängen, wie bei denen in den Reißzeugen gewöhnlich befindlichen Cirkeln. Dahin gehören auch die Bogencirkel, bei welchen der eine Schenkel mit einem Kreisbogen versehen ist, welcher durch ein Loch des andern Schenkels geht, um an denselben festgeschraubt werden zu können; die Haarzirkel, bei welchen mittelst einer Schraube im Gelenk, der Schenkel um eine sehr geringe Weite vor oder zurückgeführt werden kann, ohne daß man deshalb das Kopfgewinde des Cirkels zu bewegen braucht; die Doppelcirkel mit festem oder beweglichem Gewinde. Bei denen mit festem Gewinde ist das eine Schenkelpaar gewöhnlich doppelt so groß als das andere, und die Schenkelspitzen stehen daher auch bei jenen doppelt so weit von einander ab als bei diesen, weshalb ein solcher Cirkel zum Halbiren und Verdoppeln von gegebenen Linien gebraucht wird. 2) Federcirkel, bei denen die Schenkel durch eine bogenförmige, stählerne Feder zusammenhängen und der eine Schenkel mit einer Schraube versehen ist, die durch ein Loch des andern geht. 3) Stangencirkel, wo beide Schenkel durch eine Stange (von Metall oder Holz) verbunden sind, auf welcher sie sich verschieben, durch Schrauben aber feststellen lassen. 4) Dick-, Greif- oder Tastencirkel, deren Schenkel auswärts gekrümmt sind, und die dazu gebraucht werden, die Dicke von Cylindern oder andern Körpern zu messen. 5) Hohlcirkel, deren Schenkel an den Enden gewöhnlich rechtwinkelig auswärts gebogen sind, und die zur Messung der Durchmesser von Höhlungen dienen. 6) Mikrometercirkel, von verschiedener Einrichtung, welche ein gewonnenes Maß vergrößert darstellen. 7) Proportionalcirkel, welche aus zwei gleichen Linealen bestehen, die wie die Schenkel eines Cirkels mit einander verbunden und um einen

Punct beweglich sind, aus welchem auf beiden Linealen gerade Linien gezogen und nach verschiedenen Verhältnissen eingetheilt sind und als Maßstäbe dienen. Der P. wird nur uneigentlich zu den Cirkeln gerechnet, und sein Gebrauch beruht auf der Lehre von der Aehnlichkeit der Dreiecke. — In der Logik heißt C. ein Fehler in Erklärungen und Beweisen. Eine Cirkelerklärung nennt man die, wenn in der Erklärung das zu Erklärende unmittelbar oder mittelbar wieder vorkommt, oder wenn man einen Begriff durch einen andern deutlich machen will, welcher schon die Erkenntniß des erstern voraussetzt. Hiernach gibt es einen unmittelbaren und einen mittelbaren Erklärungscirkel. Ein Cirkelbeweis ist ein solcher, in welchem das zu Beweisende von sich selbst wieder als Beweisgrund gebraucht wird.

Cirometer oder Wollmesser heißt ein Instrument, das ein mit Mikrometertheilung versehenes Objectivglas hat. Man gebraucht es, um die Stärke der Wolle in ihren einzelnen Fäden zu messen und darnach die Feinheit derselben zu beurtheilen. Besonders bekannt sind die C. von Dollond und Köhler; Grawert hat in der neuesten Zeit einen Taschencirometer erfunden, der wesentlich verbessert ist. Doch werden gegenwärtig die C. nur selten noch angewendet, weil sie kostspielig sind, und ihre Behandlung schwierig und umständlich ist, und zugleich die Feinheit der Wollhaare bei Beurtheilung ihrer Güte kein entscheidendes Maß giebt.

Cis heißt in der Musik der durch ein Kreuz erhöhete Ton C oder die 2. Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, Cisdur diejenige harte Tonart, deren Grundton Cis ist, und welche 7 Kreuze als Vorzeichnung hat. Sie kommt nur im Laufe der Modulation in andern Tonarten vor, oder wird höchstens in Studien als Grundton eines Tonstücks gebraucht. Cismoll ist diejenige weiche Tonart, deren Grundton Cis ist, und in welcher 4 Kreuze vorgezeichnet sind.

Cisalpinische Republik hieß das von Bonaparte am 17. März 1797 gegründete Reich in Italien, das aus der Vereinigung der cis- und transpadanischen Republik entstand; es begriff in sich die österreichische Lombardei nebst dem Mantuanischen, das Gebiet von Venedig bis an die Etsch, das Herzogthum Modena, das Fürstenthum Massa und Carrara und die 3 päpstlichen Legationen, Bologna, Ferrara mit Mesola und Romagna. Am 22. Oct. 1797 kamen noch die zu Graubündten gehörigen Länder Veltlin, Bormio und Chiavenna hinzu. Sie ward in 10 Departements getheilt, und zählte auf 771 QM. über $3^1/_2$ Millionen Menschen. Nach dem Befehle des Schöpfers dieser Republik und nach dem Muster von Frankreich ward sie von 5 Directoren und 2 gesetzgebenden Räthen, dem Rathe der Alten von 80 und dem größern von 160 Mitgliedern, regiert. Mailand bildete den Sitz der Versammlung, und ihre Kriegsmacht bestand aus 20,000 M., größtentheils französischen Truppen im Solde der Republik. Nachdem sie ungefähr ein Jahr bestanden hatte, ging sie mit dem kriegslustigen Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß ein, und trat durch einen Handelsvertrag in noch engere Verbindung mit demselben. Als aber 1799 von Neuem der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochen war und sich mehr zu Gunsten der Letzteren entschieden hatte, ward die Republik aufgelöst, bald jedoch, nachdem die blutige Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) das Schicksal zu Gunsten Napoleons entschieden hatte, wieder hergestellt und neu organisirt. Ein Staatsverwaltungsrath (Consulta) von 50 und ein Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern stand jetzt an der Spitze der Republik, die am 6. Sept. durch die Landschaften Novarese und Tortonese vergrößert wurde. Oesterreich sah sich genöthigt, sie im Frieden von Luneville am 9. Febr. 1801 anzuerkennen; im folgenden Jahre, als Napoleon in Lyon war, um über das Schicksal der cisalpinischen Republik zu entscheiden, rief ihn dieselbe, als eine italische Republik, zum Präsidenten aus; als Vicepräsident ward Franz Melzi d'Erile ernannt. Nur kurze Zeit dauerte die neue Eintheilung in 13 Departements, denn schon am 17. März 1805 erklärte die bereitwillige Staatsconsulta durch eine Deputation in Paris den Kaiser der Franzosen zum Könige von Italien. Am 26. Mai ließ er sich in Mailand krönen, und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönige

von Italien. Der Pariser Friede von 1814 hob auch dieses neue Königreich auf, und erkannte die einzelnen Landschaften desselben den früheren Besitzern wieder zu.

Ciseliren heißt im Allgemeinen die künstlerische Bearbeitung der Metalle durch scharfe Instrumente, und dient zur letzten Vollendung der durch Metallguß oder getriebene Arbeit verfertigten Werke, namentlich bei Bronzearbeiten. So wendet man das C. bei Gußwaaren an, um die sogenannten Nähte, die sich als hervorragende Linien zwischen den Stücken der Formen gebildet haben, zu entfernen; oft aber bedarf das gegossene Werk noch einer weitern Ueberarbeitung. Je weniger diese Nachhülfe erfordert wird, desto höher schätzt man ein gegossenes Werk. Im engeren Sinne versteht man unter C. das Darstellen erhabener Figuren in Silber- oder Goldblech, die durch Punzen und Hammer getrieben und durch den Grabstichel vollendet werden, (S. Silberarbeiter).

Cispadanische Republik. Nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) errichtete Bonaparte, nachdem er am 20. die Freiheit der Lombardei proklamirt hatte, aus Bologna und Ferrara, zu welchem bald Modena und Reggio geschlagen wurden, die cispadanische Republik. Der Papst mußte in dem Frieden zu Tolentino (19. Febr. 1797) in die Abtretung seiner zur Republik geschlagenen Landschaften willigen, mit welchen noch Romagna und Mesola vereinigt wurden. Die Republik erhielt eine der französischen nachgebildete Verfassung, eine vollziehende Behörde aus 3 Mitgliedern als Directorium, dem ein Rath der Alten von 30 und ein großer Rath von 60 Gliedern an der Seite stand. Das Land ward in 10 Departements getheilt, und zählte ungefähr 1 Mill. Einw. Die Räthe wurden am 29. April 1797 unter großem Jubel des Volks eingesetzt; doch bald erklärten Modena und Reggio ihren Wunsch, der cisalpinischen Republik sich anzuschließen, und als auch die Romagna sich dafür aussprach, mußten auch Bologna und Ferrara auf ihre fernere Selbständigkeit verzichten, und im Juli 1797 mit der cisalpinischen Republik sich vereinigen.

Cisrhenanische Republik. Das Beispiel, welches Frankreich in der Abschaffung des monarchischen Princips gegeben hatte, fand bald bereitwillige Nachahmung, und nachdem im Jahre 1797 die cisalpinische und ligurische Republik sich gebildet hatten, versuchten auch einzelne Städte die neue Regierungsform sich anzueignen. Im Sept. 1797 erklärten sich die am Rheine gelegenen Städte Aachen, Bonn und Köln unter den Schutz Frankreichs, und proklamirten sich als cisrhenanische Republik. In den geheimen Artikeln des Friedens zu Campo Formio am 17. Oct. 1797 ward die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich bestimmt; die neugeschaffene Republik kam daher ohnehin an Frankreich, und ihr kurzes Leben ist wenig bekannt geworden.

Cisseus oder Kisseus, König in Thracien, wird von Homer Vater der Theano, von Andern der Hekuba genannt, die deshalb auch Cisseïs heißt. — Ein anderer Cisseus war einer der Gefährten des Turnus, und wurde von Aeneas getödtet.

Cissoide heißt in der höhern Geometrie eine krumme Linie der zweiten Classe (oder der dritten Ordnung), deren Gleichung ist $y^2 = \frac{x^3}{a-x}$. Sie soll von dem griechischen Geometer Diokles im 5. Jahrh. n. Chr. erfunden worden sein, um eine Aufgabe zu lösen, welche die alten Mathematiker sehr beschäftigte, nämlich zu zwei gegebenen Linien die beiden mittlern stetigen proportionalen durch Construction zu finden; nach Andern soll sie schon Geminus im 1. Jahrh. v. Chr. gekannt, und ihr, ihrer Aehnlichkeit wegen mit einem Epheublatte, den Namen C. gegeben haben. Newton gab eine Methode an, die C. mechanisch oder organisch, d. i. durch eine stetige Bewegung, zu beschreiben. Andere Constructionsmethoden stellten Uhlhorn und Brandes auf.

Cistercienser. Dieser geistliche Orden von seinem Stammkloster Citeaux, 5 Meilen von Dijon, in dem Kirchensprengel von Chalons, benannt, wurde 1098 von einem Edelmanne, Robert oder Rotbert, gestiftet. Robert war früher Benedictinermönch,

und baute sich, um die strenge Ordensregel der Benedictiner wieder herzustellen, in einer Dornwüste zu Citeaux (Cistercium) mit 24 Einsiedlern an. Der Orden erhielt den päpstlichen Schutz, und erlangte durch den Zutritt des heiligen Bernhard von Clairvaux großes Ansehen. Von diesem heißen die C. auch Bernhardiner. Durch Bernhard wuchs der Orden so schnell, daß er nach 50 Jahren schon 500 und 1250 schon über 1800 Abteien zählte. Ihre Regel schrieb ihnen Armuth vor, verbot das Fleischessen, den Gebrauch der Federbetten und leinenen Zeuge und Theilnahme an Lustbarkeiten. Die Farbe ihrer Kleidung war anfänglich grau, davon ihr Name graue Mönche; später trugen sie einen weißen Rock mit schwarzem Scapulier. Durch die Begünstigung der Bischöfe gelang es ihnen, sich der bischöflichen Oberaufsicht zu entziehen, und sich unmittelbar unter den Papst zu stellen. Ein Rath, bestehend aus dem Generale des Ordens, dem Abte von Citeaux, den Aebten von Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimond und 20 anderen Definitoren, der Anfangs jährlich, später alle 3 Jahre ein Generalcapitel hielt, leitete die Angelegenheiten des ganzen Ordens. Mit vermehrtem Reichthume artete der Orden aus, und es gingen aus ihm andere geistliche und Ritterorden hervor, als die Guilelminen, die Gilbertiner, die Grandimontenser, die Barfüßer oder Florenser (Feuillans), die Mönche von La Trappe (Trappisten), die Nonnen von Port royal (Vgl. diese einzelnen). Jetzt gibt es nur noch wenige Klöster in Spanien, Polen und Oesterreich. Die preuß. Regierung hob das Mönchskloster in Neuenzelle in der Niederlausitz im Febr. 1817 auf. In der sächsischen Oberlausitz bestehen noch zwei reiche Nonnenklöster dieses Ordens zu Marienstern und Marienthal. In Frankreich sind sie in der Zeit der Revolution von 1790 alle untergegangen. — Die Cisterciensernonnen (auch Bernhardinerinnen) sollen von der Schwester des heiligen Bernhard, Humbeline, gestiftet sein. Der 3. Abt des Cistercienser-Ordens, Stephan, errichtete für sie das erste Kloster in der Diöcese Langres. In Spanien erhielten diese von der Recollection den Namen Recollectinnen. Sie trugen ebenfalls einen weißen Rock mit schwarzem Scapulier und schwarzem Gürtel. —

Cisternen heißen die künstlichen, entweder ausgemauerten oder mit Holz ausgeschlagenen, zuweilen auch in Stein gehauenen Behälter zum Aufsammeln des Regens in wasserarmen Gegenden, besonders im Orient. Auch in Festungen, wo Quell- und Röhrwasser mangelt, oder wo dieses vom Feinde abgeschnitten werden könnte, legt man C. an, um in ihnen Schnee und Regen aufzufangen und dadurch den Wassermangel zu ersetzen. Große C. werden überwölbt. Ueber der C. sind steinerne oder hölzerne Behältnisse mit durchlöchertem Boden angebracht, die den Regen unmittelbar aufnehmen, oder durch Röhren zugeführt bekommen und denselben, durch mit Sand gefüllte Kasten laufend, gereinigt in die C. führen. Man schöpft dieses Wasser aus den C. entweder durch Eingänge, welche mit Stufen versehen sind, oder durch Pumpen. Die größten und schönsten C. finden sich in Alexandrien, Konstantinopel und in andern Städten des Orients.

Cistophori heißen alte Münzen, die zur griechischen und römischen Zeit in einigen Städten Kleinasiens, namentlich des pergamenischen Reiches, geprägt wurden und ihren Namen von ihrem Gepräge entlehnten. Der Avers zeigt nämlich die halbgeöffnete bacchische Cista, aus der eine Schlange sich hervorwindet, innerhalb eines Epheukranzes; den Revers bildet der von 2 Schlangen gezogene Wagen der Ceres, nach Andern ein Köcher, um welchen sich 2 Schlangen winden. Die C. zerfallen in pergamenische Städtemünzen, in römische Proconsular- und in Kaisermünzen, und wurden besonders in Ephesus, Pergamus, Sardes, Tralles, Apamea und Laodicea geprägt. Man kennt bis jetzt ungefähr 30 verschiedene Arten, die vor etwa 200 v. Chr. bis zur Schlacht bei Actium entstanden sein mögen. Alle sind in Silber ausgeprägt. Obgleich sie zu ihrer Zeit eine gangbare, weit verbreitete Münzsorte waren, so gehören sie doch jetzt zu den Seltenheiten. Vgl. Panelius „De cistophoris“ (Lyon 1734, 4).

Citadelle, eine kleine Festung, Schloß, welches in oder außerhalb einer Stadt oder Festung für sich abgesondert liegt, wohin die Besatzung einer Festung oder Stadt sich

zurückziehen kann, wenn sie vom Feinde verdrängt worden ist, und sich selbst nach Einnahme der Stadt vertheidigen und halten kann. In frühern Zeiten dienten die C. dazu, große Städte im Zaume zu halten. Eine C., die ihren Zweck gehörig erfüllen soll, muß hinreichenden Raum für 3—5000 Mann Besatzung haben, und die Werke der befestigten Stadt vollkommen bestreichen; auch müssen die Verbindungslinien mit der Stadt der Länge nach von den Werken der C. zu bestreichen, und die nächsten Gebäude der Stadt wenigstens 800 Schritt von der C. entfernt sein.

Citiren (von citare), aufrufen, vorladen, anführen; daher auch die verschiedenen Bedeutungen von Citation. Citate sind angeführte Stellen aus einem Schriftsteller, oder einzelne Aussprüche desselben bei schriftlichen Aufsätzen oder im mündlichen Vortrage zum Erläutern und Beweisen. In der Rechtssprache heißt citiren: Jemandem den Befehl ertheilen, vor Gericht zu erscheinen; daher ist Citation die Ladung oder Vorladung, Vorforderung vors Gericht. Die Citation geschieht theils schriftlich, theils mündlich; Ersteres gewöhnlich im Civil-, Letzteres im Criminalproceß, oder sie ist Realcitation, die in Verhaftung des Vorzuladenden besteht. Im Civilproceß wird diese nur bei Wechselschulden angewendet oder gegen Solche, welche sich beharrlich der Aufforderung der Richter ungehorsam bezeigt haben; im Criminalprocesse tritt sie häufiger ein. Citatio dilatoria ist eine aufschiebliche Vorladung, nach welcher Jemand um Aufschub und Weiterhinaussetzung des Termins anhalten kann; citatio edictalis seu publica eine öffentliche Vorladung durch Anschlag an öffentlichen Orten, durch Zeitungen u. s. w; citatio peremtoria eine entscheidende, unaufschiebliche Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht, namentlich die Fiction des Eingeständnisses gewisser, dem nicht erscheinenden Citirten nachtheiliger Puncte, z. B. daß er der Klage geständig und überführt werde erachtet werden. Uebrigens pflegt jede C. im Civilprocesse die Androhung eines Rechtsnachtheils für den Fall, daß ihr nicht Folge geleistet wird, zu enthalten; doch werden im Civil- wie im Criminalprocesse auch Entschuldigungen dieses Ungehorsams angenommen. Jeder Vorgeladene muß entweder in Person erscheinen, oder kann einen von ihm Bevollmächtigten an seiner Statt schicken; nur in Polizeiangelegenheiten muß der Geforderte persönlich erscheinen. — Einen Geist citiren heißt, ihn erscheinen lassen.

Citronen sind die Früchte des Citronenbaumes (citrus), der zur Familie der Aurantiaceen, Agrumen oder Hesperiden gehört, und von Medien, seinem Vaterlande, in die südlichen Länder Europas verpflanzt wurde. Aus Italien, Spanien, Portugal und dem südlichen Frankreich werden große Quantitäten versendet; aus Sicilien allein kommen jährlich gegen 30,000 Kisten, von denen jede 440 Stück enthält. Sie werden gewöhnlich vor völliger Reife abgenommen und verpackt, um sie vor Fäulniß zu bewahren; daher die C., welche wir erhalten, nicht sehr saftig sind. Man gebraucht von der C. theils die Schale, die getrocknet wird, theils den Saft, der eine eigene vegetabilische Säure gibt, die in scorbutischen und andern ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen ist. Auch in der Färberei wird sie angewendet. Die frischen Schalen geben das Citronenöl, welches in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten ist. Eine andere Art C. (Citrus limetta), die auf der westindischen Insel Barbados wächst, gibt das wohlriechende Bergamotöl. Auf jener Insel fertigt man aus diesen Citronenschalen auch den berühmten Crême de Barbade.

Città, so viel wie Civita, wird in manchen Zusammensetzungen italienischer Städtenamen gebraucht. Città-Vecchia, die frühere Hauptstadt Maltas, jetzt in Verfall gerathen, liegt in der Mitte dieser Insel, hat eine schöne Domkirche, Gemäldegalerie und 4000 Einw. In der Nähe befinden sich große Katacomben. Die Umgegend der Stadt gewinnt durch üppige Vegetation noch an Reiz.

Ciudad-Real, die Hauptstadt der spanischen Provinz la Mancha, ist gut und regelmäßig gebaut, hat 3 Kirchen, mehrere Klöster, Wohlthätigkeitsanstalten und 9000 Einw., welche Wollen- und Zeugweberei treiben, Leder, Handschuh und Espartogeflechte verfertigen. Am 27. März 1809 schlugen in der Nähe der Stadt die Franzosen unter Se-

bastiani die Spanier unter Urbino, und bahnten sich dadurch von Neuem den Weg zur Eroberung des spanischen Reiches.

Ciudad Rodrigo, feste Stadt am rechten Ufer des Agueda, in der spanischen Provinz Salamanca mit 2 Vorstädten, 8 Kirchen, 9 Klöstern, 3 Hospitälern, 1800 Häusern und 11,000 Einw., hat eine wichtige Citadelle, ein Collegium, ein bischöfliches Seminar und nicht unbedeutende Fabriken in Wollenzeugen, Leder und Leinwand; die hier bereitete Seife wird unter dem Namen Xabon de piedra weit versandt. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, und treibt nicht unbedeutenden Handel mit Landesproducten. Auf dem Marktplatze stehen drei römische Säulen mit Inschriften. 1810 wurde die Stadt nach einer tapfern Gegenwehr von den Franzosen eingenommen, kam aber 1812 (8. Juni) durch Wellington unter die Herrschaft der Engländer; Wellington ward dafür von den Cortes zum Herzog von Ciudad Rodrigo und zum Grand erster Classe ernannt.

Civiale, Jean, geb. 1792 zu Thiezac im Departement Cantal, erwarb sich als Arzt durch seine Erfindung, den in der Blase erzeugten Stein ohne Operation oder Instrumente zu vernichten und so den Kranken zu heilen, ein bleibendes Verdienst um die leidende Menschheit. 1817 machte er diese Erfindung, welche er Lithotritie nannte, bekannt, und erhielt von der königlichen Akademie der Wissenschaften 10,000 Frcs. und von dem königlichen Institute zu Paris 6000 Frcs. Außerdem wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Er beschrieb diese Heilmethode in seinen Werken: „De la lithotritie, ou broiement de la pierre dans la vessie“ (Par. 1827, deutsch von Renner, Berl. 1827), in der „Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux“ (Par. 1836; deutsch von Gräfe, Berl. 1837) und „Traité pratique sur les maladies des organes genito-urinaires“ (2 Bde., Par. 1837—40; deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipzig 1843, 2 Bde.). Er hat vielen Steinkranken in und außerhalb Frankreich die Gesundheit wiedergegeben.

Civilbaukunst oder die bürgerliche Baukunst, welche man gemeiniglich mit dem Ausdrucke Baukunst (s. d.) bezeichnet, umfaßt, im objectiven Sinne gedacht, das System von Regeln, nach welchem Bauwerke aufzuführen sind, die für die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens in allen seinen verschiedenartigen Beziehungen berechnet werden. Tritt bei solchen Bauwerken nur das Bedürfniß hervor, so nennt man diese Baukunst die gemeine, während allerdings der Baukünstler den von ihm aufzuführenden Gebäuden nach den Gesetzen der Geschmackslehre den Stempel der Anmuth und Schönheit aufprägen kann, weshalb der gemeinen bürgerlichen Baukunst auch mit Recht die schöne Baukunst entgegengesetzt werden mag, die man in der Reihe der schönen Künste nicht vermissen darf. Nach den Gegenständen, worauf sich die bürgerliche Baukunst bezieht, wird sie eingetheilt 1) in die städtische B. (Häuserbaukunst), welche bloß die passende, zweckmäßige Anlage und innere wie äußere Ausführung städtischer Gebäude vor Augen hat; 2) in die Landbaukunst, welche sich vornehmlich mit der Errichtung landwirthschaftlicher Gebäude beschäftigt, und 3) von Einigen in die sogenannte staatswirthschaftliche Baukunst, welche die Errichtung öffentlicher Gebäude, vorzüglich aber den Wasser-, Straßen-, Bergbau u. s. w., begreift. Vgl. „Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst u. s. w.“ von Stieglitz (5 Bde., Leipzig 1792—1798), Hirts „Baukunst nach den Grundsätzen der Alten“ (Berl. 1809, gr. Fol. mit 50 Kpfrn.), Stieglitz „Geschichte der altdeutschen Baukunst“ (Leipzig 1821), Gilly's „Handbuch der Landbaukunst“ u. s. w. (3 Bde., 6. Aufl., mit Kpfrn., bearbeitet von Triest, Braunschweig 1831) und andere Werke mehr.

Civilis, Claudius oder Julius, stammte aus der Königsfamilie der Bataver, bewies schon früh große Anlagen des Geistes, weswegen ihn die Römer in Ketten unter Nero nach Rom schleppten. Galba gab ihm später die Freiheit. C. benutzte jetzt die Thronunruhen in Rom, empörte die unterdrückten Bataver gegen die Römer, vertrieb im Jahre 70 n. Ch. in Verbindung mit den Friesen und Caninefaten die Römer aus seinem Vaterlande, schlug die Römer unter Mummius Lupercus, zwang dieselben in Castra vetera (Xanten) sich zu ergeben, und zerstörte alle Festungen der Römer am Rheine, außer Vindonissa und Mainz.

Nun schickten die Römer den Petilius Cerealis gegen ihn, der ihn bei Xanten völlig schlug. Civilis zog sich auf die batavische Insel zurück, und schloß, da er das Wohl seines Vaterlandes nicht aufs Spiel setzen wollte, einen ehrenvollen Frieden.

Civilisation. Ehe wir versuchen, ein Gemälde von der modernen Civilisation zu entwerfen, scheint es nicht unangemessen, den Begriff festzustellen, den wir mit ihr verbinden. Im gewöhnlichen Leben pflegt unter C. bloße Polizirung, äußere Glätte, konversationelle Politur, weltmännische Geschmeidigkeit, Salons-Bildung, Verstandesaufklärung, sociale Routine und Sittenverfeinerung verstanden zu werden. Von dieser gemeinen Ansicht verleitet, glaubten neuere Schriftsteller, in C. Nichts als mechanische Bildung zu erkennen, während sie in der Cultur die organische oder sogenannte „naturwüchsige" Bildung sehen wollten. So zu unterscheiden ist Willkür, denn in keinem von beiden Ausdrücken, mögen wir sie von der etymologischen oder von der philosophischen Seite betrachten, ist die geringste Spur des beliebten „Mechanischen" und „Naturwüchsigen" angedeutet. Beide, Civilisation und Cultur, sind nothwendige Erscheinungen im geistigen Leben der Menschheit, und als solche durch die Natur gleich bedingt und mit gleichen Ansprüchen auf den Vorzug des „Naturwüchsigen". Cultur in ihrem Begriffe und Umfange ist dem Begriffe der Civilisation untergeordnet, weil sie ursprünglich die materielle Natur zum Object hat und nur erst bildlich auf geistige Entwickelungen übertragen, hier doch nicht die allgemeinen, sondern die individuellen Zustände und die Bildung der Einzelnen durch Kunst und Wissenschaften bezeichnet, während das Object der Civilisation zunächst und allein der Mensch in seinen verschiedenartigsten Entwickelungen ist, und zwar nicht der einzelne Mensch, sondern der Mensch in seinen bürgerlichen, socialen Verhältnissen. Darauf führt selbst die Etymologie des Wortes. Ihrer Hauptidee nach besteht C. in der Vervollkommnung des bürgerlichen Lebens, in der Entwickelung der Gesellschaft und der Verhältnisse des Zusammenlebens der Menschen. Ihr Inhalt ist aber ferner nicht bloß das äußere Gesellschaftsleben und dessen Ausbildung, die täglich zunehmende Entwickelung von Mitteln der Kraft und des socialen Wohlseins, so wie die gleichmäßige Vertheilung der erlangten Kräfte und Güter unter die Einzelnen der Gesellschaft, sondern sie begreift in sich vorzüglich die Entwickelung des innern Lebens, die Ausbildung des geistigen Menschen selbst, seiner Fähigkeiten, Gefühle und Ideen. Sie umfaßt daher zwei Elemente, sie besteht durch zwei Grundbedingungen, und offenbart sich in zwei Symptomen; diese sind die Entwickelung des socialen Lebens und die Entwickelung des individuellen Lebens, das Fortschreiten der Gesellschaft und das Fortschreiten der Menschheit. In jeder Beziehung ist die geistige Thätigkeit maßgebend für den Charakter der Civilisation. Von den mannichfaltigen Kräften und Vermögen des Geistes ist bald die eine bald die andere vorwiegend thätig, und dadurch, wie durch die Gegenstände, an denen sich die geistigen Anstrengungen offenbaren, erhält jedes Volk, jedes Zeitalter eine eigenthümliche Civilisation, ein besonderes Gepräge. Soweit wir die Geschichte der Menschheit überblicken, sind es zwei Arten von Civilisation, die wir genau erkennen, und deren jede von der andern so verschieden ist als die Zeiten, denen sie angehören, von einander abstehen. In der antiken Welt war Einfachheit das Element der geistigen Thätigkeit, und Einheit der Rahmen, welcher die Kräfte zusammenhielt und nach einem einzigen Punkte zu wirken zwang. Die Civilisation der antiken Welt, mag sie auch bei verschiedenen Völkern sich verschieden gebrochen haben, blieb demungeachtet überall in ihrer Physiognomie die nämliche. Sie scheint aus einer Idee hervorgegangen, aus einem Elemente gegossen zu sein; man möchte sagen, die Gesellschaft gehörte einem einzigen sie beherrschenden Prinzipe an, durch welches die öffentlichen Institutionen, die Sitten, der religiöse Glaube, mit einem Worte, alle Entwickelungen der Menschen bestimmt worden. Hier war es das theokratische, dort das aristokratische, hier das despotische, dort das demokratische Princip, das sich der Gesellschaft bemächtigte, und sich consequent bis zur äußersten Spitze ausbildete; eine ausschließend wirksame Kraft beherrschte und entschied Alles. Daher ist der Grundcharakter der antiken Civilisation Einheit, Einfachheit, intensive Stärke, aber auch Einseitigkeit, Einförmigkeit, Beschränktheit, Monotonie nnd inhumane Exclusivität; die aus der Einheit des antiken Civilisations-

princips hervorgegangenen Resultate waren hier plötzliche Erschöpfung und Verlöschen des Lebensprincips, dort Unbeweglichkeit und Stagnation, in welcher die Gesellschaft, ohne aufgelöst zu sein, versteinerte. Die moderne Civilisation hat ihren Sitz nicht wie die antike an den Uferlanden des Mittelmeeres, auf einem kleinen Rande von Europa, in Asien und Afrika, sondern sie hat sich überall da niedergelassen, wo die europäische Menschheit wohnt. Sie hat einen kosmopolitischen Charakter angenommen. Ihre Physiognomie ist Mannichfaltigkeit, Unbestimmtheit und Bewegtheit; alle Formen und Principien der socialen Organisationen treffen zusammen; die geistliche und weltliche Gewalt, das theokratische, monarchische, aristokratische und demokratische Element, alle Classen und Stufen der Gesellschaft berühren sich, reiben sich an einander sind in einander verflochten, und durchdringen sich gegenseitig; die Abstufungen des Reichthums, der Freiheit, des Einflusses, der physischen Gewalt und der geistigen Macht sind unendlich mannichfach, keine für sich gesondert, keine ausgeschieden, alle mit einander im Kampf, eine jede die andere paralysirend, keine entschieden bis auf die Spitze getrieben, jede ist das nur halb, was sie sein will, aber nicht wird. Dieselbe Mannichfaltigkeit, Reibung und Unentschiedenheit herrscht in den Gemüthern, Ideen, Principien, Gesinnungen und in der Literatur. Je mehr der Menschengeist Erregungsstudien durchlief, je mehr er sich an Erfahrung bereicherte und je näher unserer Zeit; desto rascher ist die Bewegung, desto allgemeiner sind die Gegensätze, desto heißer die Kämpfe der Interessen, der Meinungen, der Sitten, der Gewohnheiten, Gefühle, Ideen und Grundsätze geworden. Welch' ungeheurer Umschwung der Dinge, welche unermeßliche Bewegung seit funfzig Jahren! Und welches sind die Resultate, welche die europäische Civilisation unter den gewaltigen Kämpfen, unter den mannichfaltigen Stürmen, unter dem Zusammensturz alter und dem Aufbau neuer Throne und Reiche, unter dem Widerstreite der Gesinnungen und Principien gewonnen hat? Ist sie erstarkt, und gewährt sie die Aussicht auf eine glückliche Zukunft? Oder geht die Gesellschaft den Stürmen der Anarchie entgegen, und setzt in der überaus gesteigerten Bewegung ihre ganze geistige und materielle Errungenschaft auf das Spiel, um von der untersten Stufe der Bildung, auf welche sie sich selbst stürzte, einen neuen Kreislauf zu beginnen?

Betrachten wir zuerst den Einfluß der materiellen Cultur auf die C. Alle materiellen Gegenstände, so wie alle materiellen Zwecke und Interessen vereinigen sich in dem Begriff der Natur, die Beobachtung und Erfahrung führen zur Kenntniß der Natur, und vermöge dieser Erfahrung kann der Mensch die Naturerzeugnisse genießen, sich aneignen, seinen Bedürfnissen anpassen, vervielfältigen, veredeln. Die Verhältnisse des Menschen zur Natur haben sich umgestaltet, mit und durch die Natur ist er zur Herrschaft über dieselbe gelangt, er benutzt sie als Zweck und als Mittel, als Werk oder als Werkzeug. In dieser Hinsicht hat unsere Zeit wunderbar rasche, großartige und folgenreiche Fortschritte gemacht, so wie sich in dieser Richtung der menschlichen Thätigkeit kein Ziel, kein Ende, keine Grenze setzen läßt. Die gewaltigsten Kräfte der Natur sind dem Menschen dienstbar geworden, sie müssen für ihn arbeiten. Die Folge davon ist Steigerung der Production und der Consumtion; Vermehrung der Bedürfnisse, Wohlfeilheit der Erzeugnisse, Begünstigung und deswegen Vermehrung der untern Volks-, d. h. der Arbeiterclasse, die Nothwendigkeit raschen Vertriebs, Erwerbsucht und Genußliebe. Die Industrie ist zum politischen Triebrad geworden. Mit dem Wachsthum der materiellen Zwecke, Mittel, Absichten haben die materiellen Interessen um sich gegriffen, an Höhe und Umfang fast Alles überflügelt, und mit ihnen ist eine Menge von Kenntnissen, Ideen und Fertigkeiten in Umlauf gesetzt worden, welche dazu beitragen, im Volke, in der Masse und da, wo sonst die Bornirtheit herrschte, das Bewußtsein der innwohnenden Macht zu wecken und zu stählen. Die wichtigste Eroberung der neuesten Zeit ist die Entdeckung und Benutzung der Dampfkraft (s. Dampfmaschinen); sie hat den Menschen im vollen Sinne des Worts zum Herrn der Erde gemacht, mit ihr hat eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit begonnen. Die Länder und Völker sind einander näher gerückt, jeder Thätigkeit tausend Wege geöffnet; die reichlichsten und vollkommensten materiellen Resultate werden mit gerin-

gem Kraftaufwande erzielt, und was sonst nur für den Reichen vorhanden war, ist jetzt Gemeingut Aller geworden. Die Eisenbahnen, die Dampfboote, die Kanäle, die Banken, die Zeitungen, die Elementarschulen, die Industrie= und Gewerbsschulen haben die Schranken weggerissen, welche sonst die Stände, die Völker und die Geister gegeneinander absperrten. Lebensgenüsse und geistige Befähigungen sind selbst dem Aermsten zugänglich geworden. In demselben Maße sind aber auch die Ansprüche, die Hoffnungen und Forderungen, und zugleich die Begierde nach materiellem Besitz, so wie die allgemeine Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen gewachsen. Die Formen, in denen sich das Leben der Vergangenheit gemessen und mehr mechanisch abwickelte, genügen nicht mehr, und wo sie in ihrer Geltung erhalten werden sollen, geben sie zu Unruhen, zu politischen Vereinen (s. d.), zu Conspirationen, Factionen und Aufständen Anlaß. Daher in unserer Zeit die fast allgemein verbreitete Bereitwilligkeit zu revolutionären Bewegungen, die von den Regierungen, ohne daß sie selbst die Absicht dazu hatten, insofern hervorgerufen wurden, als sie bald nach der Restaurationsperiode darauf ausgingen, die Geburten zu vermehren, Arbeitshände zu schaffen, das Steuercapital und den Nationalreichthum zu steigern. Vermehrung, Verbreitung und schneller Umlauf des Geldes galt ihnen für das Höchste, als hätten sie das Geheimniß gefunden, mit Geld Alles, was der Natur des Menschen angemessen ist, zu erzwingen oder zu ersetzen. Diese Einseitigkeit diente nur dazu, dem demokratischen Element neue Kräfte zuzuführen und die an sich nicht ungerechten Forderungen der Staatsgesellschaften nach größern Freiheiten zu beleben (s. Demokratie). Nur zögernd und furchtsam gewährten die Staatsgewalten, was der Zeit und dem Principe der von ihnen selbst geschaffenen Bewegung angemessen ist. Dahin gehört zunächst die Gewerbefreiheit (s. d.), eine naturrechtliche Concession, die in ihrem Princip Nichts zu wünschen übrig läßt, in der Praxis dagegen theils so sehr zur Bereicherung des Fiscus benutzt wird, wie nie das Zunft= und Gildenwesen, theils auch in Verbindung mit dem Maschinenwesen zur gänzlichen Vernichtung der kleinern bürgerlichen Gewerbe führt. Dadurch wird eine ganze Classe des Bürgerstandes seines Erwerbs beraubt, und der Zunder der Unzufriedenheit vermehrt. Ein andrer mit Nothwendigkeit aus dem Wesen des gegenwärtigen Industrialismus (s. d.) hervorgehender gefährlicher Nachtheil ist die Anhäufung des beweglichen Reichthums in den Händen Weniger. Geld und Credit, Schulden und Speculation haben eine der Vorzeit unbekannte Höhe erreicht. Das bewegliche Vermögen, der subjective Credit, bei dem weniger nach dem Werthe des Grundbesitzes, als nach der moralischen Fähigkeit und nach den intellectuellen Kräften des Industriellen gefragt wird, haben einen harten Kampf gegen das Grundeigenthum, d. h. die Bewegung gegen die Stabilität, die Impulsivkraft des Bürgerstandes gegen das Beharrungsprincip der Aristokratie begonnen. Vor allen Dingen hat sich der Contrast in den Städten ausgebildet; dort ist in den letzten Jahrzehnten die Bevölkerung, die Industrie und der bewegliche Reichthum mit den Mitteln erleichterter und beschleunigter Communication zusehends gewachsen; dort schoß aber auch die Unzufriedenheit mit den alten Institutionen rascher und drohender auf, weil die alten Herkömmlichkeiten der Städte und die Communalorganisationen wahrhafte Hemmketten des modernen Lebens sind, und weil sich kein Theil der Staatsbevölkerung mehr über Eingriffe der Staatsgewalt in die Gemeinderechte zu beschweren Ursache hatte, als die städtische. Im Mittelalter standen Städte und Fürsten in freundlichen Verhältnissen, beide halfen sich, und beide bedurften der gegenseitigen Unterstützung, um die Anmaßungen des Adels und des Klerus zurückzuweisen in die Grenzen der Gesellschaftsordnung. Nachdem die Gewalt des Adels und des hohen Klerus gebrochen war, wurden die städtischen Freiheiten und Rechte den Staatsgewalten beschwerlich, weil sich die Freiheiten der kleinern Gesellschaftskreise nicht mit dem Streben der Staatsgewalt nach unabhängiger, in sich rein absoluter Macht vertrugen. Die Municipalitäten verloren, vorzüglich seit der Reformation, alle ihre Rechte und Privilegien. Der Fürst des Volkes wurde Herr des Landes, d. h. Landesherr, dessen Laune oder Einsicht über die städtische Verfassung und Verwaltung entschied. Die Städte hatten sich durch Reichthum, durch die

Formen ihres Gemeinwesens und durch thätigen Gemeinsinn ausgezeichnet; sie waren die Sitze der politischen und bürgerlichen Freiheit und eines kühnen, unternehmenden, großartigen Freiheitssinnes gewesen. Aber all' dieses schöne sociale Leben ging unter, als die Staatsgewalt jedes Besondere in den allgemeinen Begriff des Staates, näher des Landesherrn versenkte, und die Alleinherrschaft sich auf Kosten der Mittelgewalten unter dem Namen absoluter Souveränetät in ihrer kolossalen Größe erhob. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sehen wir die Städte verödet, ihr Reichthum war in Dürftigkeit, ihr Ansehen in Ohnmacht, ihre Freiheit in Unterwürfigkeit und stummen Gehorsam, ihr Gemeinsinn in individuelle Selbstsucht, Entzweiung und Zerrüttung umgekehrt. Zugleich mit dem Absolutismus kam die Sucht nach Centralisation (s. d.), nach deren Grundsätzen der gemeinste Municipalbeamte nicht ohne Zustimmung des obersten Gewalthabers angestellt und beinahe kein Dachspan an öffentlichen Gebäuden ohne die allerhöchste Autorisation umgelegt werden durfte. Dieser geist- und leblose Mechanismus reichte für eine Zeit nicht aus, die mit der Schnelligkeit der Dampfmaschinen arbeitet. Nach langem Zögern und als die Reform nicht mehr aufgehalten werden konnte, gewährte die Staatsgewalt endlich die Städteordnungen und die Organisation der Gemeindeverfassungen (s. d.), die ihrer Unvollkommenheiten ungeachtet doch als der erste Schritt zu weitern Reorganisationen und zur Ausbildung eines mehr öffentlichen Volkslebens zu betrachten sind. In einzelnen Staaten sind die Organisationen ausgeführt, in manchen sind sie unterblieben, aus Gründen, die man nicht für mittheilenswerth hält. Dahin gehört vorzüglich die Frage nach Verfassungen (s. d.) des Staates und nach angemessener Volksrepräsentation und das gegenwärtige Streben nach Theilnahme an der Staatsregierung. Die gegenwärtige C. hat in den europäischen Völkern so viel Reife der Einsicht und der Gesinnung hervorgebracht, daß sie weiß, wie wenig ein Einziger mit dem von ihm abhängigen Beamtenheere geeignet ist, allein nicht nur die allgemeinen Nationalinteressen, sondern auch die besondern Localinteressen richtig wahrzunehmen. Das Volk will nicht herrschen, es will nicht regieren, dazu hat es keinen Beruf und keine Kraft, aber es will wissen, wozu die Staatsmittel verwendet werden; es will sich nicht mit großväterlichen Worten, denen der Sinn, d. h. die That fehlt, einschmeicheln und hinhalten lassen, sondern es will selbst seine Stimme durch Repräsentanten abgeben, und durch diese seine frei und unabhängig von der politischen Hierarchie gewählten Stimmführer die Ueberzeugung erlangen, daß die Regierungen nicht einseitig für die Interessen der Regierenden sorgen. Gerade hierin liegt der Kampf der neuern C. gegen das alte Regime, und auf welche Seite sich der Sieg neigen wird, ist nicht schwer zu erkennen, wenn wir auf weitere Thatsachen blicken. Die Staatsanleihen, ein Verfahren, wodurch die Zukunft für die Bedürfnisse der Gegenwart besteuert wird, haben der C. eine wesentlich von der frühern abweichende Richtung gegeben, denn sie haben die Publicität der Regierungshandlungen zur Folge, und stellen die Verwaltung des Staats vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung. Die Gläubiger, meist wohlunterrichtete Männer mit geläuterten und umfassenden Begriffen von Finanzwirthschaft, sind zwar der Staatsgewalt gegenüber nur Unterthanen, aber ihr Sonderinteresse gebietet ihnen, die Regierung mit Besonnenheit, wohl auch mit Mißtrauen zu bewachen, und das Resultat dieser Beobachter offenbart sich dann in dem Stande der Staatseffecten. Mögen die Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze in den dichtesten Schleier gehüllt werden, so haben wir doch in dem Curs der Staatspapiere einen untrüglichen Commentar, eine genaue Geschichte der Staatsfinanzwirthschaft. Führt dieses auf der einen Seite nothwendig zu dem Princip der Oeffentlichkeit, so stellt sich auf der andern Seite die Macht und der weitverbreitete Einfluß der Capitalisten und der bürgerlichen Geldaristokratie heraus. Die Staatsschulden dienen dem Interesse des Geldreichthums und dem beweglichen Nationalvermögen eben so bereitwillig, als sie dem Interesse des Grundbesitzes ungünstig sind, die Abgaben unverhältnißmäßig steigern, und dadurch, daß das Schwanken des Werthes der Staatspapiere unvermeidlich ist, ganze Familien in Spannung und Unruhe versetzen, und im Volke Unzufriedenheit desto gewisser erregen, je fester und allgemeiner die Ueberzeugung wird, daß in gewissen Kreisen

der Gesellschaft Millionen verschwendet werden, während das Volk unter harter Arbeit Entbehrungen aller Art ausgesetzt ist. Die französische Revolution steht der Nachwelt als warnendes Beispiel vor Augen, wohin der tief verschuldete Zustand der europäischen Staaten führen kann. Eine andere Thatsache, durch welche die neuere C. ihre grandiösen Fortschritte zu erkennen gibt und beweist, ist die Einführung des Conscriptionssystems, das sich von Frankreich aus über beinahe ganz Europa verbreitete, und die Errichtung der National- oder Bürgergarden, eine entschieden demokratische Maßregel, an welche sich mancherlei Erinnerungen und Hoffnungen knüpfen. Desselben Geistes ist der Grundsatz der gleichen Vertheilung der Abgaben. Alle Steuerfreiheiten sind verschwunden, weil die öffentlichen Ausgaben so hoch gestiegen sind, daß sie nicht einmal von Allen bestritten werden können, ohne empfindlichen Druck zu erleiden. Es wären dies Reformen, denen selbst ein entschiedener Republikaner seine Zustimmung nicht versagen dürfte, wenn sie, nicht vereinzelt wie Käseschnitzel, zur rechten Zeit und in ihrer ganzen Consequenz gewährt würden. Aber leider sehen wir gerade in den wichtigsten Fragen und bei der Wahrnehmung der Interessen, welche das Herz der Gesellschaft berühren, Unentschiedenheit, Schwankung, Entzweiung und in Folge davon Halbheit in den Maßregeln. Das Nationalheersystem ist mehr eine Belastung des Steuercapitals, als eine Schutzwache für den Gemeinsinn und für Patriotismus. Die junge Mannschaft wird in ihren besten Jahren mitten aus ihrem Berufe herausgenommen und zwei bis drei Jahre in Exercitien unterrichtet, die 1813 in vier Wochen gelernt wurden. Das Conscriptionsgesetz klingt in der Theorie so schön, wie die allgemeine Gewerbe- und Handelsfreiheit, aber in der Praxis finden beide ihre Hindernisse und beide wirken, wie jedes auf die Spitze gestellte Princip, auf das Leben nur nachtheilig. Neben dem Conscriptionssystem ist die Nationalgarde eine unbegreifliche Anomalie, wenn sie etwas mehr sein soll als die Gehülfin der Polizei, und wenn ihre Sphäre nicht mehr erweitert wird, als es meistens der Fall ist. Europa mag keinen Krieg, aber der Friede ist ohne den Genuß seiner Wohlthaten nur ein Scheinfriede mit dem ganzen Drucke des Krieges. Darin liegt ein Theil des Widerspruches, von dem der Geist der C. beherrscht und gedrückt wird. Betrachten wir die Grundsätze, von denen sich die höhere Diplomatie leiten zu lassen scheint, so finden wir auch in dieser Sphäre Unentschiedenheit und die Haltungslosigkeit, die in der Furcht vor dem Extrem die seichte Mitte sucht. Die Wiener und Pariser Verträge und sonstige Friedensacta aus den Jahren 1814 und 1815 werden angerufen, und doch sind beide so durch- und wegprotokollirt, daß sie als nicht-existent zu betrachten sind. Keine Intervention! ist das Losungswort der Politik, und diese Parole war der Untergang für Polen. Dagegen aber rückten österreichische Regimenter in Italien ein, und Frankreich setzte sich in Ancona fest, so wie die französische Nordarmee das Nichtinterventionsprincip mit Kanonensalven vor Antwerpen erklärte. Zur Erhaltung des Bestehenden wird die Heiligkeit der Verträge vorgeschoben, und dennoch ist Belgien von Holland getrennt und das salische Gesetz in Spanien aufgehoben. Die Integrität der Pforte wird von allen Parteien, von allen Cabineten proclamirt, und dennoch darf Frankreich Algier, England Aden in Arabien, Mehemed Ali Aegypten und Syrien wegnehmen, und Griechenland wie Serbien sind für sich bestehende Reiche geworden. Die Freiheit der Rheinschifffahrt ist in jenen Verträgen gesetzlich ausgesprochen und von den Fürsten Europas garantirt, und bis jetzt ist beinahe kein Strom so gebunden als der Rhein. Proclamationen, Besitzergreifungspatente und Friedenstractate verheißen den Völkern Land- und allgemeine Reichsstände und Constitutionen, aber bis auf diesen Tag ist die Verheißung noch in vielen Staaten ohne Erfolg geblieben, und wo Constitutionen gegeben oder durch Umstände erzwungen wurden, sind wichtige Bestimmungen derselben noch nicht ins Leben getreten. Alle Welt räumt Preß-, Gewissens- und Handelsfreiheit ein, alle Urkunden und Friedensinstrumente suchen Etwas darin, diese hochtönenden Worte in sich aufzunehmen, aber die Presse seufzt in den meisten Ländern unter der Willkür der Censoren, das Gewissen unter polizeilichen Autoritäten und geistlichen Cabinetsordren, und der Handel ist nur frei von einem Zollhause bis zum andern. Mitten in dem einen oder andern Lande kann der

Fremde wie der Einheimische kein Thor passiren, ohne nicht zu erfahren, daß ihm Zöllnerhände die Taschen umwühlen. Der hungrige Bettler, der auf dem Lande ein Stück Brod Almosen erhielt, muß, wenn er es nicht vor dem Thore aufzehrt, dieses Almosen noch versteuern, d. h. er muß noch einen Groschen zusammenbetteln, wenn er mit seinem Stück Brod ungestraft das Thor passiren will. Das sind Wunden unserer C., die tief in das Leben eindringen und zur Erklärung dienen, mit welchen ungeheuren Gefahren ein Krieg verbunden ist, der jeden Tag vor der Thür steht. Man sagt, Europa habe dem Eroberungskriege entsagt, und nennt dies einen Fortschritt der gegenwärtigen C. Die Menge der Ereignisse und Thatsachen, wie sie seit 1830 auf einander gefolgt sind, scheint aber zu beweisen, daß die Partei des Widerstandes und die Reaction den Krieg mehr aus Furcht vor ihrem gänzlichen Untergange, als aus Liebe zum Frieden vermeidet. So lange dieses der Grund des Friedens ist, steht derselbe auf der Schärfe des Scheermessers, und es bedarf des gerinsten Anstoßes, um die Principien zum offenen, handgemeinen Kampf hinauszutreiben auf die Schlachtfelder. Noch zittert die Hand der Menschen, aus der dunkeln Urne des Schicksals das Loos zu ziehen, welches zwischen Leben und Tod, zwischen Sein und Nicht-Sein entscheidet. Ein europäischer Krieg — es kann nur einen europäischen, einen Krieg des Welttheils geben — öffnet den Schlauch des Aeolus, in dem die Gewitterstürme gefangen liegen. Losgelassen durchwühlen sie den Ocean der bürgerlichen Gesellschaft bis in seine Tiefen. Dieses bewegliche Element, das selbst die große Masse des Volks auch da durchdringt, wo alles öffentliche Leben erstorben zu sein scheint, spottet der Kraft und der Kunst des geübten Steuermannes. Will man aber von der Sicherheit vor dem Brande reden, wenn man hier das Feuer nährt, und dort den Brennstoff anhäuft?

Mit dem äußern Gesellschaftsleben hat sich auch das innere umgestaltet. Die Sorge für die materiellen oder, besser benannt, die industriellen Interessen ist den dahin bezüglichen wissenschaftlichen Arbeiten zu Hülfe gekommen. Die tiefere Ergründung der Natureigenschaften, der Geometrie, der höhern Mathematik, der Gesetze der Mechanik, die feinere Zersetzung der Elemente der Körper, die genauere Kenntniß der Oberfläche und der Eingeweide der Erde, der Berge und der Meere, der Gestirne und der Bestandtheile der Atmosphäre haben den Künsten neuen Stoff, der Arbeit zweckmäßigere Werkzeuge, dem Verkehr und der Verbindung unter den Völkern neue Bahnen eröffnet und neue Mittel verschafft. Die Cultur der physischen Wissenschaften hat alle Erwartungen übertroffen. Der ganze Kreis der Naturwissenschaften erhielt eine andre, eine vollkommnere Gestalt. Früher waren sie sich selbst Zweck; der Naturforscher schloß sich in seine Denkstube, er und seine Wissenschaft waren vom Leben getrennt, sie hatten kein praktisches Interesse. Jetzt dagegen haben Physik, Chemie, Mechanik und alle höhern physischen Wissenschaften die Industrie, die Gewerbe und das materielle Treiben des Menschengeschlechts zur Aufgabe und zur Domäne gewählt. Die Aufhebung der Grenzen zwischen Theorie und Praxis, zwischen wissenschaftlicher Geschlossenheit und dem Leben ist ein Fortschritt der C., dessen Folgen von unberechenbarer Bedeutung sein werden. In allen übrigen Wissenschaften thut sich lebendiges Zusammengreifen der Forschungen mit dem Leben kund. Die dem wirklichen Leben so verwandte Geschichte, die nur ein Abbild des wirklichen Lebens sein soll, behauptete in der Zeit von 1815 bis 1830 einen Standpunct, auf welchem sie sich von der Gegenwart ablöste und kein heiligeres Gesetz kannte, als Gründlichkeit und Aufgebung der Subjectivität nicht nur in der historischen, sondern in jeder Forschung. Die sogenannte Objectivität wurde ein so verbreitetes Modewort, ein so schreckhaftes Losungswort, das eine so allmächtige Gewalt erhielt, daß Niemand mehr wagte, sich dagegen aufzulehnen, daß Viele zwar damit drohten und Viele es fürchteten, ohne eigentlich einen bestimmten Begriff damit zu verbinden, daß aber doch so viel durchgesetzt ward, daß sich am Ende Jeder scheuen mußte, eine Meinung zu haben und auszusprechen, und daß sich eine Toleranz in der Literatur einstellte, die von der Wuth der Kämpfe des vorigen Jahrhunderts sehr eigen abstach. Die Philologie gab ihren Verband mit der Pädagogik, die rationalistische Theologie ihre Ge-

meinschaft mit dem Leben auf; die Staatswissenschaften standen auf dem Grunde der reinen Speculation, für sie gab es keine Zustände der heimischen Länder, und wo sie eines erläuternden Beispieles für Abstractionen bedurften, bot sich ihnen die Vergangenheit oder Japan, China, oder sonst ein fern liegendes unbekanntes Land und eine unbekannte Geschichte dar. Ueberall, selbst in der plastischen Kunst, die ihre Ideale in Griechenland und Italien suchte, war die Verbindung mit den gegenwärtigen Zuständen abgebrochen, und das Wirken in der Gegenwart zum Forschen aus der Vergangenheit für die Zukunft geworden. Die großen Individualitäten verschwanden, je mehr die Charakterlosigkeit, die Furcht vor der eigenen Meinung überhand nahm. Die Trennung der geistigen Thätigkeit von dem praktischen Leben hing mit dem Bestreben zusammen, der Gegenwart die Selbständigkeit im Denken zu entreißen, und Verstand und Vernunft an den Autoritätsglauben, an historische Ueberlieferungen und an Satzungen der Vorzeit zu binden. Politische Zwecke waren es, die mit politischen Mitteln die Indifferenz erzeugten, und dahin führten, die Gegenwart über der Betrachtung des Vergangenen aufzugeben oder denen zu überlassen, die sich berufen glaubten, die Völker und die Welt nach alten Theorien zu regieren. Die neueste Zeit hat gezeigt, daß dies eine Täuschung war. Wie konnte man vergessen (schreibt Gervinus), daß niemals, so lange die Welt steht, eine Nation oder eine Zeit, die einmal angefangen hat, von einer Idee ergriffen zu werden und eine Richtung nach deren Verwirklichung einzuschlagen, aufgehört hat, diese zu verfolgen, bis sie zu dem Ziele gelangt ist, zu dem ihre Kräfte ausreichen? Wie konnte man vergessen, daß das vorige Jahrhundert die ungeheuersten Ideen aufstellte, die man zwar, weil sie in Frankreich mit einer frivolen Keckheit auf eine unnatürliche Spitze getrieben wurden, wieder fallen ließ, aber keineswegs um sie für immer liegen zu lassen! Der unbesonnene Versuch von 1830 sollte alle Gegenbestrebungen mit einem Male vernichten, aber wie er endete, ist bekannt, und er mußte so enden, denn die Macht des Volksgeistes war stärker geworden, als die Ordonnanzen einer irregeleiteten Jesuitenpropaganda jemals werden können. Wie mit einem Zauberschlage war die Welt geändert. Alle geistige Thätigkeit nahm die Richtung auf das wirkliche Leben. Gervinus hat mit treffenden Worten den Zustand geschildert, in den Europa seit 1830 getreten ist. Er sagt: „Je ungeduldiger wieder das Interesse an dem politischen Leben wird, desto mehr muß jedes andere diesem weichen; je mehr die Menschen gestaltend und verbessernd ihre äußern Zustände zu ändern streben, desto mehr werden sich die activen Kräfte vor den passiven geltend machen; je mehr das materielle Bedürfniß sich zudrängt, desto weniger wird man unfruchtbare Theorien und sterile Stoffsammlung in den Wissenschaften ertragen; je mehr die Gegenwart und das Vaterland die Menschen beschäftigt, um so weniger werden sie das Alterthum und die Fremde um dieser selbst willen behandelt sehen wollen, sondern überall wird man den Bezug auf Das suchen, was uns nahe liegt und angeht; man wird belehrende Anwendung verlangen, wo wir nur trockne Untersuchung hatten; man wird Resultate erwarten und nicht mehr bloße Erfahrungen, eine lebenvolle Wissenschaft, nicht aber nutzlose Systemmacherei, noch auch kahle Sammlerei, die Alles zu haben meint, wenn sie eine Neuigkeit hat; man wird Wahrheiten suchen, die sich aus dem Buch und in dem Leben gegenseitig bestätigen, und nicht blos vereinzelte, noch so richtige Beobachtung, von der man keinen Zweck und keinen Nutzen absieht." Der Einfluß, den die Vereinigung der Wissenschaft mit dem Leben auf C. äußerte, ist zunächst Vernichtung des blinden Glaubens und dann Stärkung der subjectiven Ueberzeugung und das Entstehen der öffentlichen Meinung. In den Völkern hat eine Fertigkeit zum Selbstdenken, eine Gymnastik des Geistes, Schärfe des Erkenntnißvermögens und Unabhängigkeit des Charakters sich gebildet, wie sie sich in keiner Zeit so evident zeigen. Immer tiefer hinab in die bürgerlichen Classen dringt der Lichtstrahl der Wissenschaften, und Schulen aller Art, entweder neu gegründet oder neu organisirt, ziehen junge Talente empor, die ihre Aufgabe darin finden, den Versöhnungsact zwischen Theorie und Praxis zu vollenden. Daß diese Richtung einen heftigen Widerspruch findet, liegt in der Natur der Umstände. Ein mächtiger Phalanx, der sein Centrum in dem Papstthum, in der alten Aristokratie, in dem

Pietismus und andern religiösen Secten, in Privilegirten und reich Dotirten hat, hat sich aufgerichtet, der Aufklärung des Volkes den Krieg zu erklären, und die moderne C. in das Jahrhundert des Mönchsthums, des Faustrechts, der Ritterburgen und des blinden Gehorsams zurückzudrängen. Es ist dies ein Auflehnen gegen den ewigen Gang des Menschengeschlechts, gegen das Urgesetz der Fortbewegung, das in der ganzen Welt von den Sternen des Himmels an bis zu dem unbedeutenden Moos in den tiefen Spalten der Erde, von den ewigen Gebirgen an bis zu den kleinsten Krystallen herrscht. „Der Mensch kann Vieles thun", sagte Ancillon in Bezug auf den Widerstand gegen die Volksaufklärung, „allein er wird bald vom großen Rad der Zeit ergriffen, fortgerissen und zermalmt, wenn er den Speichen desselben eine rückgängige Richtung zu geben versucht." Was die Ordnung der Natur herbeigeführt, hebt keine menschliche Anstrengung wieder auf. Das Vergangene ruft keine Macht zurück. Die Zukunft ist verborgen. Aber tränkten auch Kosacken und Baschkiren zum dritten und vierten Male ihre Pferde in den Wellen der Seine, und lasteten zehnfach schärfere Ordonnanzen als die von 1830 auf ganz Europa, doch wäre es nur die Gunst eines Augenblicks, die Frucht Eines Tages, ein zu wucherischen Zinsen vorgeschossenes Capital, um den gänzlichen Verfall des Hauses zu beschleunigen, dem man begegnen möchte. Kampf und Bewegung ist der Charakter der gegenwärtigen C., und je tiefer er in die entferntesten Volksclassen hinabgetrieben wird, desto höher steigt die C. und desto kräftiger und reiner bildet sie sich aus. Kampf ist Bewegung, und Bewegung ist Leben, und Leben ist die Grundbedingung der C.

Civilliste, oder Privat-Schatullen, oder Cabinetsgut heißen die Einkünfte, die der Fürst zur Bestreitung seines Hauses und Hofstaates vom Staate erhält, und die meist ganz abgesondert von den Einkünften der Familiengüter des Hauses sind. Die Dynastien der germanischen Staaten gelangten meistens dadurch zur Herrschaft ihrer Völker, daß sie die mächtigsten, namentlich die größten Grundeigenthümer in ihrer Mitte waren. Da der Staatshaushalt früher einfacher und weniger gegliedert war, so bestritten sie den Aufwand desselben aus eigenen Mitteln. Auf dieselbe Weise wurden die untergeordneten öffentlichen Functionen nur an Mächtigere vergeben, die den Aufwand dazu aus ihrem Privatvermögen bestritten. Da das Staatsoberhaupt nach und nach ein Aufsichtsrecht über diese untern Glieder der Staatsverwaltung in Anspruch nahm, ward sein Wirkungskreis umfassender, der Organismus der Staatsverwaltung künstlicher. Jetzt reichte das Einkommen der Fürsten nicht mehr hin, den immer steigenden Staatsaufwand zu decken. Sie suchten daher dasselbe durch mancherlei Mittel zu erweitern, mußten sich aber endlich an die Notabeln der Nation wenden, um von diesen die Erlaubniß zu einer Besteuerung zu erhalten. Die Besitzthümer der Fürsten, das sogenannte Hausvermögen, bildete aber fortdauernd ihr unabhängiges uncontrollirtes Einkommen, von dem sie einen Theil des Aufwandes zu bestreiten hatten, das Uebrige aber nach Gutdünken verwenden konnten, während der Ertrag der verwilligten Steuern unter ständischer Controlle, oft sogar unter deren Verwaltung stand. Aus diesen nur für einzelne und vorübergehende Bedürfnisse von den Unterthanen bewilligten Abgaben wurden nach und nach regelmäßige Steuern; noch erhielt sich lange die ursprüngliche Einrichtung, nach welcher das Volk nur herbeischaffte, was das unabhängige Einkommen des Fürsten nicht aufbrachte. In den größern Staaten, wo die Besitzthümer der Fürsten sich nicht in gleichem Verhältniß mit dem wachsenden Staatshaushalt vermehrten, überwog der Betrag des Steuereinkommens bald den der Kammer, in manchen kleinern Staaten dagegen wie in Dessau, Waldeck, Schaumburg-Lippe 2c. hat sich bis in die neusten Zeiten das umgekehrte Verhältniß erhalten. Dieses Verfahren hatte mehrere Nachtheile; es erschwerte die Uebersicht und zweckmäßige Anwendung des Staatsvermögens, nährte das Mißtrauen gegen die Fürsten, deren Verschwendung die Lasten des Volkes erhöhten, und dadurch wurde eine Trennung des Staatshaushaltes von dem des Fürsten immer nothwendiger und wünschenswerther. In den größern Staaten Europas nahm endlich der Staat das gesammte Einkommen, und überwies der Krone eine bestimmte Dotation, d i e C i v i l l i s t e. In den kleinern Staaten, namentlich Deutschlands, blieb das alte Verhältniß; in den mittlern

dagegen, wo das Kammereinkommen gewöhnlich die kleinere Hälfte des Gesammteinkommens beträgt, hielt man entweder an dem alten Modus fest, oder man wählte die Einrichtung der C., oder auch einen andern Ausweg, indem nicht der Staat dem Fürsten, sondern der Fürst der Staatskasse einen gewissen Beitrag aus dem ihm unabhängig verbleibenden fürstlichen Einkommen zu den Staatslasten aussetzte. Diese letztere Verfahrungsweise hat manche Vortheile; sie entspricht am Treuesten der Stellung der fürstlichen Gewalt, beseitigt den Verdacht eines Interesses des Fürsten, die Abgaben zu erhöhen, und gibt dem Letztern Gelegenheit, sein Einkommen durch gute Verwaltung zu vermehren; nur müssen die Stände wachsam sei, daß das fürstliche Vermögen, worauf jenes Einkommen begründet ist, nicht vermindert oder überschuldet wird. In den meisten Staaten hat man aber die Einrichtung der C. vorgezogen; nur wurde in manchen Staaten, z. B. in Preußen, ihr Betrag auf ein bestimmtes Familiengut angewiesen, oder wie in Sachsen, dem Fürstenhause das Recht zuerkannt, sein Stammgut in Anspruch zu nehmen, wenn die C. nicht mehr in einem bestimmten Betrage geleistet werde. Die Einrichtung einer bestimmten C. entstand zuerst in England, nachdem in Folge der Bürgerkriege der größere Theil der unabhängigen Einkünfte der Krone verloren gegangen war, und der Staat also zur Bestreitung des standesmäßigen Aufwandes dem König eine hinreichende Summe aussetzen mußte. Dies geschah zuerst im J. 1688. Die C. betrug damals 120,000 Pfd. St. nebst einigen Nebeneinkünften; doch mußte der König noch viele Staatslasten, namentlich die Besoldung von Staatsbeamten davon bestreiten. Erst in der neuesten Zeit wurden die öffentlichen Lasten ganz von der C. entfernt, und der Königin Victoria, namentlich auf Antrag des Kanzlers der Schatzkammer, über eine Million Pfd. St. bewilligt. In diesem Verhältniß, wo man unter dem Namen der C. nur den Aufwand des Königs und seines Hofstaates begreift, ging dieses Institut auf die meisten andern constitutionellen und selbst auf nicht constitutionelle Staaten über. In Frankreich wurde nach der Revolution eine C. bestimmt. Die des Kaisers betrug mit Einschluß der Krondotation und der Summe für die Prinzen 32,000,000 Fr. oder $^1/_{24}$ der Staatseinkünfte. Die Julirevolution setzte diese Summe auf 12 Millionen oder $^1/_{83}$ des Gesammtstaatseinkommens herab. In den Niederlanden war sie vor der Trennung von Belgien auf 2,400,000 Gulden bestimmt, und nach dieser Trennung wurde sie auf 1,425,000 Gulden herabgesetzt. In Belgien beträgt sie 3,318,608 Fr.; in Dänemark 1,480,000 Reichsbancothaler; in Schweden und Norwegen 820,000 Reichsthaler Banco, wozu Norwegen 100,000 gibt; in Griechenland wurde die C. 1837 von einer Million auf 3 Millionen Drachmen erhöht; in Lucca beträgt die eigentliche C. 440,000 Francs; in Parma 1 Million Gulden, in Toscana nur 60,000 Thaler. In Preußen bestimmte Friedrich der Große, der das Beispiel nachahmen wollte, für seinen ganzen Privataufwand mit Einschluß der Geschenke nur 220,000 Thaler; jetzt sind die Ausgaben für das königliche Haus auf das königliche Familiengut radicirt, dessen Einkommen jährlich auf $2^1/_2$ Millionen Thaler berechnet wird; in Sachsen ist nach dem Staatsgrundgesetz von 1831 die C. auf 500,000 Thaler festgesetzt; im Königreich Bayern beträgt sie seit 1834 2,350,580 Gulden, in Würtemberg 850,000 Gulden, in Kurhessen 392,000 Thaler, in Baden 650,000 Gulden, im Großherzogthum Hessen 576,000 Gulden, in Braunschweig 237,000 Thaler, in Sachsen-Altenburg 100,700 Thaler. Nach dieser Uebersicht stellt sich die C. im Vergleiche des Gesammtbedarfs des Staats am Höchsten in Parma dar, wo sie die Hälfte des Staatseinkommens beträgt; dann folgt Altenburg, Lucca, Braunschweig, Sachsen, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Würtemberg, Bayern, Schweden, Baden, Dänemark, Belgien, Holland, England, Toscana und Frankreich. Im Vergleiche der Benutzung des Domänengutes steht sie am Höchsten in Schweden, dann folgen Holland, England, Frankreich, Altenburg, Dänemark, Toscana, Sachsen, Bayern, Preußen, Hessen-Darmstadt, Braunschweig, Baden, Würtemberg und Kurhessen.

Man hat dem Institut der C. manche Nachtheile zur Last gelegt, und namentlich den Einwand vorgebracht, daß sie allzusehr einer Besoldung, wie sie den Staatsdienern gereicht werde, gleich sähe, und also der Würde der Krone, welche eine herrschende, auf Eigen-

thumsrecht begründete Gewalt, und nicht den Diener, sondern das Oberhaupt des Volkes bezeichne, Eintrag thue. Diese Voraussetzung wird nun freilich von dem constitutionellen Geiste unsers Jahrhunderts nur mit Einschränkung anerkannt; doch fällt dieser Einwand da völlig hinweg, wo ausdrücklich erklärt wird, daß die C. nur das Aequivalent für die den Staatskassen überwiesenen Nutzungen des fürstlichen Hausvermögens ist. Ein andrer Einwurf geht dahin, daß dem Fürsten durch eine solche Firirung des Einkommens die Gelegenheit geraubt werde, durch gute Bewirthschaftung dasselbe zu vermehren und sich dadurch die Mittel ungewöhnlicher fürstlicher Freigebigkeit, großartiger Unterstützung der Wissenschaften und Künste &c. zu sichern. Dies trifft eines Theils nur die wenigen Fürsten, die neben der C. nicht noch ein beträchtliches Privatvermögen besitzen; andern Theils schließt die Möglichkeit einer Vermehrung der Einnahmen durch gute Bewirthschaftung auch die einer Verminderung derselben durch schlechte Wirthschaft ein, und die C. gibt jedenfalls Sicherheit. Uebrigens soll nicht geläugnet werden, daß es unter Umständen thunlich und zweckmäßig sein könne, das fürstliche Einkommen, statt auf eine baare Geldleistung, auf ein Vermögenscomplex von Grundgütern &c. zu basiren; nur dürfen es keine Erwerbsquellen sein, die zu Plusmachereien Veranlassung geben, und sein Haushalt muß von dem des Staats getrennt bleiben. Einleuchtend sind aber in jedem Falle die Vortheile dieses Instituts. Es führt vor Allem zur Ordnung im Staatshaushalt, schützt die Fürsten gegen lästige, endlich ihm und dem Lande verderbliche Anforderungen seiner Familie und seiner Umgebung, gibt ihm den Maßstab, wonach er seine Ausgaben, dem Staatswohl unbeschadet, bemessen kann, und bewahrt ihn vor dem unangenehmen Gefühle, in seinen Privatausgaben vom Volke beaufsichtigt und beargwohnt zu werden. In Bezug auf die Ausführung der C. findet ein dreifaches Verfahren statt; entweder wird sie ein für allemal und für alle Zeiten, oder für jede Budgetsperiode von Neuem, oder bei jedem Regierungsantritt für die Dauer der Regierung festgesetzt. Die erste Methode, die in den Niederlanden und in Bayern besteht, führt zu der Gefahr, daß sie nach der einen oder der andern Seite hin mit der Zeit den Verhältnissen nicht mehr entspreche; die zweite, die bis 1834 in Bayern üblich war, hat den Uebelstand, daß eine delicate Discussion zu oft wiederkehrt und mancherlei politische Collisionen erzeugen kann; die dritte ist wohl der richtigste Weg und auch der gewöhnlichste. Die Höhe der C. muß nach den besondern Kräften des Landes, dem Bedürfnisse des fürstlichen Hauses und nach etwaigen ausbedungenen Rechten ermessen werden. Eine zu hohe C. kann dem Fürsten selbst nicht wünschenswerth sein, da ja die Wohlfahrt seines Hauses mit dem Wohl des Landes zusammenfällt und ihm daran liegen muß, dem Volke keinen Grund zur Mißstimmung zu geben; aber eben so wenig angemessen würde das entgegengesetzte Extrem sein; denn der Fürst soll nicht blos die Mittel zu einem standesgemäßen heitern fürstlichen Leben haben, sondern auch ein Wohlthäter der Armen, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften sein können.

Civilrecht. Civil kommt her von dem lateinischen civis, der Bürger, und daher bedeutet Civilrecht ursprünglich so viel als bürgerliches Recht. Allein schon bei den Römern wurde dieses Wort in verschiedenen Gegensätzen gebraucht, und bekam dadurch seine nähere Bestimmung. Sie bezeichneten zunächst damit dasjenige Recht, das die einzelnen Staaten sich als ein eigenthümliches Recht ausdrücklich (daher als ein positives Recht) constituirt hatten, und setzten es in dieser Bedeutung vornehmlich dem jus gentium, was schon nach der Vernunft allen Menschen eigen (unser heutiges Natur- oder Vernunftrecht), aber auch dem jus naturale, was nicht blos den Menschen, sondern auch den Thieren gemein war, entgegen, in welcher Beziehung das Naturrecht (s. d.) bekanntlich bei uns nicht mehr vorkommt. Unter solchen Beziehungen war die Bedingung der Gemeinschaft des Civilrechts gewöhnlich das jus civitatis, das Recht des Bürgerthums, während wegen des jus naturale und gentium Niemand Bürger zu sein brauchte. Natürlich war es hierbei, daß die römischen Juristen sich im Zweifel unter Civilrecht das römische Recht dachten. Aber der Ausdruck Civilrecht kam auch noch in andern Bedeutungen in den römischen Rechtsquellen vor. Eine der gewöhnlichsten abgeleiteten Bedeutungen ist Civilrecht als Gegen-

satz des jus honorarium gedacht. — Das sogenannte jus honorarium der Römer floß nämlich aus den Edicten der Magistratspersonen, die bei ihnen mit Verwaltung der Rechtspflege beauftragt waren, also vorzüglich aus den Edicten der Prätoren und Aedilen, welche dann die Lücken der ausdrücklichen Gesetzgebung ergänzten. (S. Römisches Recht.) Als Gegensatz des jus honorarium gedacht bildet das Civilrecht eigentlich einen negativen Begriff. — Ferner wird der Ausdruck Civilrecht auf das eigentliche römische Recht angewandt, inwiefern es in den vom Kaiser Justinian veranstalteten Sammlungen, welche das heutige Corpus juris civilis (s. d.) in sich faßt, enthalten ist, und man stellt es in diesem Sinne dem kanonischen, lehnrechtlichen und sonstigen, eigentlich germanischen Rechtsgrundsätzen gegenüber. — Endlich und heut zu Tage gewöhnlich versteht man unter Civilrecht das gesammte Privatrecht, in welchem Sinne man es vorzüglich dem Straf- oder Criminalrechte gegenüberstellt. Auf diesen Unterschied baut man denn auch gewöhnlich den zwischen der Civilrechtspflege und Criminalrechtspflege, und theilt den Proceßgang in den Civilproceß, durch welchen blos bürgerliche oder privatrechtliche Streitigkeiten verhandelt und entschieden werden, und in den Criminalproceß, durch welchen die Uebertretungen der Strafgesetze, die Verbrechen untersucht und den Gesetzen gemäß bestraft werden. — Trotz des verschiedenen Zweckes beider Proceßformen wurden doch beide in früherer Zeit auf eine und dieselbe Weise durch eine Klage eingeleitet (s. Accusations- und Inquisitionsproceß).

Civita-Vecchia, die befestigte Hauptstadt der Delegation gleiches Namens im Kirchenstaat, am Toskanischen Meere, mit einem gleichfalls befestigten Freihafen, der von 2 halbkreisförmigen Dämmen gebildet wird, während ein, den beiden gegenüber liegender, dritter Damm 2 Hafeneingänge gibt, die durch Leuchtthürme erhellt werden. Der Hafen, der die Hauptstation der päpstlichen Marine ist, bietet zugleich den einzigen Ausfuhrplatz für die Erzeugnisse des Kirchenstaats, westlich von den Apenninen. C. ist übrigens der Sitz eines Bischofs, und hat ein Arsenal, Schiffswerfte und Magazine und 8000 (n. A. 12,000) Einw., welche bedeutenden Handel treiben. Sie wurde vom Kaiser Trajan angelegt, und erhielt damals den Namen Centumcellä oder Portus Trajani; Papst Urban VIII. legte die Festungswerke an, und Innocenz XII. erklärte sie 1696 zu einem Freihafen, versorgte sie auch durch den hierher geleiteten Aquäduct von Tragino mit Trinkwasser. In der neuesten Zeit ist es mit Rom durch eine Eisenbahn verbunden.

Clackmannan, eine britische Grafschaft im südlichen Schottland zwischen dem Firth of Forth und der Grafschaft Perth, $2^1/_8$ QM. groß, mit 16,000 Einw. Der südliche Theil derselben ist treffliches Getreideland, im Norden zieht sich von Osten nach Westen das Ochilgebirge, dessen höchste Spitze der Bencleugh, 2450 F. hoch, ist. Die Grafschaft ist trefflich bebaut, der Ackerbau und die Viehzucht stehen auf einer hohen Stufe der Vollendung; auch der Bergbau wird mit Vortheil betrieben, und schon 1820 wurden jährlich gegen $1^1/_2$ Million Centner Steinkohlen ausgeführt; daneben geben die Berge Eisen, Kalk, gute Bausteine, auch Silber, Kupfer, Blei und Kobalt. Hauptausfuhrartikel sind Wolle, Mousselin, Leinwand, fette Hämmel und Getreide. — Clackmannan, Hauptstadt der Grafschaft, liegt auf einem 190 F. hohen Hügel, zwischen dem Forth und Devon, in einer reizenden Gegend, und hat 4000 Einw., die besonders mit Steinkohlen, die in der Nähe gegraben werden, einen beträchtlichen Handel treiben. Den Gipfel des Hügels krönt ein 79 Fuß hoher Thurm, in welchem man das Schwert und den Helm von Robert Bruce verwahrt. Bei C. liegen die großen Eisenwerke Devon Iron Works, so wie die vom König David gestiftete Abtei Cambuskennet und das romantische Thal von Tillycoultry, welches man das Tempe Schottlands nennt.

Clairaut, Alexis Claude, ein ausgezeichneter französischer Mathematiker, geb. am 7. Mai 1713 zu Paris, erhielt von seinem Vater, der selbst ein verdienstvoller Mathematiker war, eine sorgfältige Erziehung, und zeigte schon von frühester Jugend glänzende Anlagen. Schon in seinem 11. Jahre verfaßte C. einen Aufsatz über die 4 Curven der dritten Ordnung, die er entdeckt hatte, den sein Vater würdig fand, der Akademie vorzulegen, und nachdem er seine trefflichen „Recherches sur les courbes à double courbure" (Par.

1731, 4.) herausgegeben hatte, wurde er im 18. Jahre seines Alters in die Akademie aufgenommen. In seinem 25. Jahre ging er mit Maupertuis nach Lappland, um die große Meridianvermessung vorzunehmen, wobei er Untersuchungen über die wahre Gestalt der Erde anstellte, die er später in seinem Werke „Figure de la terre“ (Par. 1743; neue Auflage 1808) bekannt machte. Im J. 1740 hielt er allein durch die Verwerfung der Cartesianischen Wirbelhypothese, der noch Viele anhingen, die Ehre der Akademie aufrecht; auch entschied er fast allein über die Concurrenz Eulers, Maclaurins und Daniel Bernoulli's, die ihre sinnreichen Arbeiten über die Theorie der Ebbe und Fluth der Akademie eingereicht hatten. Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich später mit der schwierigen Theorie des Mondes, und legte die Resultate seiner Forschungen in der „Théorie de la lune déduite du seul principe de l'attraction“ (Par. 1752; 2. Aufl. 1765, 4.) nieder. Durch äußerst mühsame Rechnungen bestimmte er die Wiederkunft des Halley'schen Kometen auf den 15. April 1759, indem er auf die Einwirkungen der störenden Planeten, Jupiter und Saturn, Rücksicht nahm. Mit d'Alembert wurde er durch seine „Théorie des mouvements des comètes“ (Par. 1760) in einen langwierigen und heftigen Streit verwickelt. Er starb in Folge einer Indigestion und einer Erkältung am 17. Mai 1757. Persönlich war er einer der liebenswürdigsten Männer seiner Zeit und eine Zierde der Gesellschaft. Seine Werke tragen sämmtlich das Gepräge der Vollendung. Selbst seine „Éléments de géométrie“ (Par. 1741 und 1765) und „Éléments d'algèbre“ (Par. 1746 und 1760), die er für seine Schülerin, die Marquise Châtelet, schrieb, sind noch jetzt ein Muster von Klarheit und Schönheit des Styls. Von seinen zahlreichen Geschwistern (sein Vater hatte 21 Kinder) überlebte ihn nur eine Schwester, welcher der König aus Achtung für das Andenken ihres Bruders eine Pension von 1200 Livres aussetzte. — Ein Bruder von ihm, gleichfalls ein Beispiel von frühreifer Geistesentwicklung, starb 1734 in einem Alter von 12 Jahren, nachdem er schon 3 Jahre zuvor eine Schrift „Diverses quadratures circulaires elliptiques“ (Paris 1731) herausgegeben hatte.

Clairfayt, Clerfayt, François Sebastian Charles Joseph de Croix, Graf von, kaiserl. österr. Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens, aus einem angesehenen Geschlechte, ward am 14. Oct. 1733 im Schlosse Bruille unfern Binch im Hennegau geboren. In den Schlachten des 7jährigen Krieges bei Prag, Lissa, Hochkirchen und Liegnitz machte er zuerst seinen Namen bekannt, diente hierauf im bayerschen Erbfolgekriege, verwarf 1787, als der Aufstand in den Niederlanden ausgebrochen war, alle Vorschläge zur Untreue gegen Joseph II., und zeichnete sich von Neuem 1788 und 1789 als General-Feldmarschall-Lieutenant im Türkenkriege aus. Als 1792 der Krieg gegen die französ. Revolution ausgebrochen war, entwickelte C. vor Allen seine tüchtigen militärischen Kenntnisse. Nachdem er die Franzosen bei ihren ersten Einfällen in die Niederlande zurückgeschlagen hatte, bemächtigte er sich am 1. Sept. 1792 des wichtigen Postens bei Stenai, und deckte mit großer Kunst die geschwächte preußische Armee auf ihrem Rückzuge. Nachdem Dumouriez mit 80,000 Mann am 6. Novbr. 14,000 Oesterreicher, unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen, bei Jemappes geschlagen und Mons, Gent, Brüssel, Lüttich und Aachen besetzt hatte, deckte C. abermals den Rückzug des geschwächten österreichischen Heeres im unaufhörlichen Kampfe mit Wind und Wetter und verfolgenden Feinden, so daß Kenner der Kriegskunst diesen Rückzug als großes Meisterstück erklärt haben. Am 1. März 1793 überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, und hob die Belagerung von Mastricht auf; in der blutigen Schlacht bei Neerwinden commandirte er den linken Flügel, und widerstand siegreich dem Feinde. Muthvoll leitete er die Treffen bei Quivérain, Hanson und Famars, und nahm le Quesnoi ein. Im Feldzuge des Jahres 1794 stand C. in Flandern, und trat nach der Schlacht bei Fleurus an die Stelle des Prinzen von Coburg, konnte aber nur den Rückzug leiten. 1795 erhielt er die Marschallswürde und den Oberbefehl der Heere am Rheine. Am 10. Oct. schlug er die Franzosen bei Höchst, und warf sie bis Düsseldorf über den Rhein zurück. Am 29. October eroberte er die für unüberwindlich gehaltenen Festungswerke von Mainz (seine

glänzendste Waffenthat), wurde aber durch den Waffenstillstand in seinen weitern Siegen gehemmt. Unter lautem Triumphe langte er in Wien an, erhielt vom Kaiser den Orden des goldenen Vließes, mußte es aber geschehen lassen, daß nach einem Streite mit dem Minister Thugut der Erzherzog Karl im neuen Feldzuge den Oberbefehl erhielt. Er trat hierauf in den Hofkriegsrath, starb aber bald nachher am 21. Juli 1798. Die Stadt Wien hat ihm ein prächtiges Grabmahl errichtet. Er war ein kenntnißreicher, tapfrer Feldherr, ein wackrer, milder Bürger, ein redlicher Mann. Freigebig gegen Jedermann, verbrannte er kurz vor seinem Tode alle Schuldscheine, da er sich zuversichtlicher (wie er äußerte) auf sich selbst als auf seine Erben verlassen könnte. Einfach in seiner Kleidung, zeigte er sich nur am Schlachttage geschmückt mit allen Orden in der Staatsuniform, denn, sagte er, der Schlachttag ist des Kriegers Ehrentag.

Clairon, Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude, eine der berühmtesten französischen Schauspielerinnen, geb. 1723 in der Nähe von Condé in Flandern. Ihre Aeltern, obschon wenig begütert, gaben ihr eine sorgfältige Erziehung, waren aber nicht im Stande, sie für ein häusliches Leben zu gewinnen. Durch Romanenlectüre und eine Darstellung des „Grafen Essex" und der „Verliebten Thorheit" wurde in ihr der Wunsch rege, sich dem Theater zu widmen. Weder Gegenvorstellungen noch Drohungen der erzürnten Aeltern konnten sie abhalten, ihre Heimath zu verlassen und in Paris die italienische Bühne zu betreten. Da aber ihre ersten Rollen zu klein und unbedeutend waren, um die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch zu nehmen, so ging sie nach einem Jahre von Paris nach Rouen, wo sie in der komischen Oper sang und auch im Ballet tanzte. Nachher spielte sie auf den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent, bis sie 1743 nach Paris berufen und bei der Comédie française engagirt wurde. Auch hier waren die ihr zugetheilten Soubretten- und Hülfs-Rollen zu klein, um sich auszeichnen zu können, sie bestand darauf, in einer der Hauptrollen der berühmten Dumesnil als Phädra aufzutreten, und wider alles Erwarten zog sie Aller Bewunderung auf sich. Sie glänzte als Meisterin in den Darstellungen des Corneille, Racine und Voltaire, genoß gleichen Ruhm mit der Dumesnil, ja, wurde durch Voltaire's Lobeserhebungen fast über diese erhoben. Dieser große Ruf erregte die Eifersucht Vieler, und ihr Stolz veranlaßte ihr manche Feindschaft. So erschien 1743 eine Schmähschrift vom Graf Caylus: „Histoire de Mlle Cornet, dite Frétillon", worin ihr Privatleben angegriffen wurde. Dennoch spielte sie noch viele Jahre mit dem entschiedensten Beifalle, bis ein fast tragisches Ereigniß (1765) sie vom Theater ganz entfernte. Clairon weigerte sich mit Lekain u. A., mit einem im üblen Rufe stehenden Schauspieler, Dubois, aufzutreten. Dieser hatte aber einflußreiche Freunde. Sie ward Tags darauf gefänglich eingezogen, und erschien nie wieder auf der Bühne, deren Zierde sie 22 Jahre gewesen war. Ihr zwar nicht unbeträchtliches Vermögen war durch den Abbé Terray bedeutend verringert worden; sie nahm daher die Einladung des Markgrafen von Anspach sehr gern an, und lebte 17 Jahre an seinem Hofe. Hierauf begab sie sich wieder nach Paris, wo sie am 18. Januar 1803 in Armuth starb. Im Jahre 1798 erschienen von ihr: „Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexions sur la déclamation théâtrale" (übersetzt von J. H. Meister, Zürch 1798; neue Aufl., mit einer „Notice sur Mlle Clairon" von Andrieux, Par. 1822).

Clairval, Jean Baptiste, wurde gegen das Jahr 1740 zu Paris geboren, und war Anfangs Perückenmacher. Neigung und Talent führten ihn dem Schauspielerberufe zu. Er debutirte noch sehr jung 1759 in der Opéra comique, und blieb bis an das Ende seiner Laufbahn einer der vorzüglichsten Schauspieler Frankreichs. Als die komische Oper aufgehoben wurde, war C. einer der Wenigen, die bei der italienischen Komödie aufgenommen wurden, deren vorzüglichste Stütze er, vorzüglich in Liebhaberrollen, blieb. Im Juni 1792 verließ er das Theater, und erhielt, wegen 38jähriger Dienste, eine Pension, deren er sich jedoch nicht lange erfreute, indem er bereits 1795 starb.

Clairveaux, ein französisches Dorf im Bezirk Bar-sur-Aube des Departements Ober-Marne, ist durch die Cistercienserabtei berühmt, welche der heilige Bernhardt 1115

hier stiftete, und der er bis zu seinem Tode vorstand. Gegenwärtig werden die Gebäude der Abtei als Zuchthaus benutzt.

Clam-Martinitz, Gottlieb, Graf von, wurde im J. 1760 zu Linz geboren, und war 1820—1824 Oberstlandkämmerer in Böhmen. Ungemein viel verdankt dieses Land diesem Manne, vornehmlich in Bezug auf die vielen wohlthätigen Anstalten, die er in Prag gründete und leitete. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn, seine Stelle niederzulegen; er starb am 26. Sept. 1826, in der Eigenschaft als oberösterreichischer Regierungspräsident und als Stammvater der Clam-Martinitz in Böhmen, indem er sich 1791 mit der Gräfin Marianne Martinitz, dem letzten Sprößlinge ihres alten Hauses vermählt hatte. — Karl, Graf von M., des Vorigen Sohn, wurde zu Prag am 23. Mai 1792 geboren, verließ das Studium der Rechte, und nahm 1809 in dem kinsky'schen Freicorps Dienste. Während der Feldzüge 1812—14 stand er unter den Befehlen des Fürsten Schwarzenberg, und begleitete, in Gemeinschaft mit dem Feldmarschallieutenant Koller, Bonaparte nach der Insel Elba, worauf er dem Wiener Congresse beiwohnte. 1824 führte ihn ein diplomatischer Auftrag nach St. Petersburg, welches er 2 Jahre später wiedersah, als er dem Kaiser Nikolaus die Glückwünsche zur Thronbesteigung von Seiten des österreichischen Hofes zu überbringen hatte, welchen Auftrag er schon früher beim Könige Ludwig von Bayern vollzogen hatte. 1831 und später ward er wieder mit politischen Sendungen nach Mailand, Olmütz, an den preußischen Hof u. s. w. beauftragt, nachdem er schon 1830 zum Generalmajor und Hofkriegsrathe ernannt worden war. Am preuß. Hofe wußte er mit Erfolg die Verbindung gegen den in Deutschland sich regenden Geist des Fortschritts zu befestigen. Im J. 1835 ernannte ihn Kaiser Ferdinand, nach seiner Thronbesteigung, zu seinem Generaladjutanten, 1836 ward er Geheimerath und Chef der Militärsection im höchsten Staatsrathe, 1837 Feldmarschallieutenant mit Beibehaltung der Dienstleistungen um die Person des Kaisers und im Staatsrathe, und erwarb sich in dieser Stellung vielfache Verdienste um das österreichische Heerwesen, indem er das Protectionsunwesen beschränkte, eine durchgehend strengere Disciplin einführte und auf bessern Geist und Bildung im Officiercorps zu wirken suchte. In politischer Hinsicht war er ein offener Feind der Zeitideen, des Fortschritts und der Betheiligung des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, suchte daher die Reactionen zur Zurückführung des Alten zu befördern, begünstigte die aristokratischen Vorrechte, und machte diese Gesinnung häufig ziemlich schroff und nicht immer mit gelinden Mitteln geltend, was mit seinem liebenswürdigen Benehmen im Privatverkehr im grellen Gegensatze stand. Er starb am 29. Januar 1840.

Clan ist in der britischen, namentlich schottischen Geschichte die Bezeichnung einer Art freiwilligen Lehnverbandes zwischen einem Gutsherrn (Laird), als Stammesoberhaupt eines Bezirks, und seinen Unterthanen; dann der Name des Stammesoberhaupts selbst. Es gilt dies nur von Hochschottland und den Inselgruppen Shetland und Orkney. (S. Hochland.)

Claparède, Michel, wurde 1771 zu Gignac im Depart. de l'Hérault geboren. Nach Beginnen der französischen Revolution, als die franz. Grenzen bedroht wurden, ließ er sich in ein Bataillon Freiwilliger einschreiben, mit dem er nach den Alpen zog. In Piemont ernannten seine Kameraden ihren tapfern und talentvollen Gefährten durch freie Wahl zu ihrem Capitän. Italien sah C. unter Bonaparte kämpfen, der ihn zum Bataillonschef ernannte und ihn später an den Rhein sandte. Seit dem 15. Septbr. 1800 mit dem Grade eines General-Adjutanten bekleidet, war er beim Observationscorps der Gironde, und folgte dem General Leclerc nach St. Domingo, wo er zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zum Brigadegeneral befördert wurde. Nach Europa zurückgekehrt trug er viel zur Entscheidung des Sieges bei Austerlitz bei, und focht mit glücklichem Erfolge im Feldzuge 1806 gegen Preußen. Am 8. Octbr. 1808 wurde er zum Divisionsgeneral ernannt, und kämpfte am 3. Mai 1809 gegen die österreichische Nachhut bei Ebersberg, welche Waffenthat Napoleon als eine der schönsten öffentlich bezeichnete. Bei Eßlingen wurde er verwundet, und befehligte bei Wagram die 1. Division der Armee des Herzogs von

Dalmatien, welche wesentlich zum Siege beitrug. Wenige Tage nach dieser Schlacht wurde er zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt, und alsbald nach Spanien gesandt, wo er den General Silveira über den Douro zurückwarf und später sich Covilhao's bemächtigte. Im J. 1812 befehligte er bei der großen Armee ein polnisches Corps in französ. Diensten, focht an der Moskwa, und wurde an der Berezina verwundet. Wieder hergestellt, kämpfte er im folgenden Jahre in der Schlacht bei Dresden, und war nach der Schlacht bei Leipzig in Frankreich beim Corps des Herzogs von Ragusa, in welchem er bei Paris mitstritt. Nach der 1. Restauration wurde er Ritter des Ludwigsordens; nach der 2. Platzcommandant von Paris und Generalinspector der Truppen der 1. Militärdivision, so wie endlich Pair von Frankreich.

Clapperton, Hugh, geb. 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, widmete sich früh dem Seedienste, diente als Seecadet in Amerika und Westindien, kehrte als Schiffslieutenant nach Europa zurück, und lebte einige Zeit in Edinburg. Hier wurde er mit Dr. Oudney bekannt, und mit ihm und dem Major Denham machte er 1822 auf Veranlassung der afrikanischen Gesellschaft zu London eine Reise nach Timbuktu im Innern von Afrika. Im Februar reisten sie von Tripolis ab, besuchten Murzuk, die Hauptstadt von Fezzan, Lari, die nördliche Grenzstadt von Burnu, und trafen im März 1823 in Kuka, der Hauptstadt von Burnu, ein. Denham trennte sich hier von C., um weiter südlich zu reisen. C. aber untersuchte hier den See Tsaad, den Fluß Shary, die verödeten Städte Surgun, Biskur, Birnie, Gambarron, hatte aber das Unglück, seinen Freund und Gefährten Oudney im Jan. 1824 zu Murmur zu verlieren. Er setzte seine Reise nach Kano, der Hauptstadt von Haussa, fort, und schloß Freundschaft mit dem mächtigen Sultan Bello, dem Beherrscher der Fellatah's, dessen Reich das ganze südliche Djenne bis zum Tsaad begreift. Nachdem C. hier das Land so viel als möglich untersucht hatte, suchte er den Sultan durch seinen Einfluß dahin zu vermögen, den Sclavenhandel in seinen Ländern gänzlich abzuschaffen, was dieser auch wirklich that. Da ihm die Fortsetzung seiner Reise gegen Westen nicht gestattet wurde, kehrte C. beinahe auf demselben Wege über Tripolis, Italien, Frankreich nach England zurück, wo er im April 1825 eintraf. Diese umfassende Reise hat indessen den Lauf des Niger nicht ganz nachgewiesen; dagegen bestätigte und berichtigte C. den Lauf der Flüsse Dscholiba, Shary und Yaou, bestimmte die Lage und den Zustand vieler afrikanischen Länder genauer; weshalb der König von England C. bei seiner Rückkehr zum Capitän der Corvette The Brazen ernannte mit dem Auftrage, seine Entdeckungen im Innern Afrika's fortzusetzen. Am 28. August 1825 ging er unter Segel, gelangte an die Küste von Benin, und stieg mit seinen Gefährten Dickson, Morrison und Pearce ans Land. Diese drei Letztern wandten sich nach Abyssinien, wurden aber bald das Opfer des Klima's, während C. die Königreiche Yuriba, Bussa und Borgu besuchte, und von hier durch Nyffe, Yuri, Kotongra, Zegzeg nach Kano ging. Auf dem Wege nach Sakkatuh wurde ihm am 11. Octbr. 1826 Alles geraubt, sogar sein Tagebuch, welches ein unersetzlicher Verlust ist. Außerdem litt er in dieser Zeit an einer Krankheit, und als er von derselben hergestellt war, setzte er seine Reise über Sakkatuh nach Magaria fort, veruneinigte sich hier mit seinem früheren Freunde, dem Sultane Bello, der ihm rathen ließ, von seinen fernern Reisen abzustehen und nach England zurückzukehren, wahrscheinlich, weil er fürchtete, die Engländer möchten sich im Innern Afrika's festsetzen. Als C. mit dem Sultan später zusammenkam, wurde ihm dieses von Neuem angekündigt, und der Sultan ließ ihm sogar den an den Scheikh von Burnu, El-Kanemi, gerichteten Brief des Königs von England wegnehmen. Diese Behandlung und die Beschwerden der Reise wirkten so nachtheilig auf C., daß er in eine schwere Krankheit fiel, welche ihm sein Leben unweit Sakkatuh am 13. April 1827 raubte. Richard Lander, sein treuer Diener, welcher schon die erste Reise mitgemacht hatte, bestattete ihn in einem Garten des Dorfes Djangany, 5 Meilen von Sakkatuh, zur Erde. Diese zweite Reise bereicherte ebenfalls die Kenntniß des Innern Afrika's sehr, lieferte sichere Nachrichten über den Lauf des Niger, und vorzüglich ist die Beschreibung der Reiche Borgu und Yuriba ein wichtiger Beitrag

zur Geographie. Lander brachte die noch übrigen Papiere Clapperton's 1828 nach England, und Barrow benutzte sie zu der Beschreibung der Reisen Clapperton's, welche unter dem Titel erschienen: „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 23 and 24, by Major Denham, Cpt. Clapperton, and the late Dr. Oudney“ (London 1826, 4.), französisch von Eyriès und Larenaudière (Paris 1826, 3 Bde., 4.); „Journal of a second expedition into the interior of Africa from the bight of Benin to Saccatoo“ (London 1830).

Claqueurs nennt man in Paris das Chor bezahlter Klatscher, um entweder einem Schauspieler oder einer dramatischen Arbeit einen augenblicklichen Erfolg zu sichern. Seit ungefähr 17 bis 20 Jahren ist die Claque in Paris ein festes und einträgliches Gewerbe geworden, welches systematisch organisirt unter dem unmittelbaren Einfluß der Directoren und Actionäre der Theater steht. Im J. 1820 errichtete nämlich ein gewisser Sauton ein Bureau, das er „Assurance de succès dramatiques“ nannte; bei ihm meldeten sich alle jene Subjecte, welche dieses schamlose Geschäft zu dem ihrigen machen wollten, und hierher gelangten nun oft Aufträge der Theaterdirectionen, die sich auf die Zahl der C., welche zur Erzielung irgend eines Erfolges für nöthig gehalten wurde, bezogen. Die C. wurden dann vom Dichter, Director oder Schauspieler, Sänger angewiesen, wie oft, wie stark und wann geklatscht werden sollte. Man theilt die C. ein in Tapageurs, welche bei dem geringsten Anlaß klatschen; Connaisseurs, die ihre Nachbarn auf Schönheiten der Dichtungen oder des Spiels aufmerksam machen und interessante Züge aus dem Leben der Schauspieler oder Dichter erzählen; Rieurs, die über den plattesten Spaß lachen können, so daß sie auch ihre Nachbarn damit anstecken; Pleureurs, die gleiches Geschick im Weinen und Gerührtsein haben; Chatouilleurs, die vor Anfang des Stückes und in den Zwischenacten durch Herumreichen von Schnupftabak, Bonbons, Theaterzettel ꝛc., so wie durch geschickte Unterhaltung die Nachbarn in gute Laune zu versetzen wissen; Chauffeurs, die bei Tage vor allen Theaterzetteln stehen bleiben, und sobald sich mehrere versammelt haben, durch Lobpreisung des Stückes oder des Bühnenkünstlers zum Besuch des Theaters animiren, in Kaffeehäusern günstige Recensionen laut vorlesen, ungünstige entfernen ꝛc.; Bisseurs, unermüdliche Dacaporufer. Die C. werden gewöhnlich Chevaliers du lustre genannt, weil sie besonders in großer Zahl die Mitte des Parterres unter dem Kronleuchter einnehmen. Auf diese Weise wird das Publikum zum Applaudiren angeleitet, und obgleich dieses das Unwesen kennt, und sich zuweilen, wenn es zu schroff hervortritt, sehr energisch dagegen erklärt, so wird es doch im Allgemeinen geduldet, und ist im Laufe der Zeit zu einem sehr einträglichen Geschäfte geworden, da ein solches Bureau immer mit 6 bis 20,000 Fr. beim Verkauf bezahlt wird. Um ein zweifelhaftes Stück zu retten, theilt eine Theaterdirection oft 3 bis 500 Freibillets an diese noch außerdem bezahlten C. aus. Nach Deutschland ist die Unsitte bis jetzt noch nicht gedrungen; denn wenn hier auch Einzelne durch Freibillets zu mancherlei Freundschaftsdiensten und Gefälligkeiten, theils während einer Vorstellung durch Beifallklatschen, theils vor- und nachher durch günstige Recensionen veranlaßt werden, so wird doch ein solches schamloses Verhältniß, wie das zwischen C. und ihren Besoldern, wenigstens nicht öffentlich betrieben und eingestanden.

Clare, John, der Bauer von Northamptonshire genannt, ein engl. Naturdichter, geb. den 13. Juli 1793, zu Helpstone bei Peterborough in Northamptonshire, war der Sohn eines armen Tagelöhners, und mußte, da der Vater gelähmt war, schon als Knabe arbeiten, die Familie zu erhalten. Dennoch wußte er sich durch Arbeiten nach dem Feierabend noch so viel zu verdienen, um die Schule besuchen zu können, und nachdem er hier schnell lesen und schreiben gelernt, las er eifrig zu Hause die Bücher, die ihm Freunde geliehen hatten. Thomson's „Jahreszeiten“ begeisterten den 13jährigen Knaben zum ersten Gedichte „The morning walk“, dem er bald das Gegenstück „The evening walk“ folgen ließ. Ein Edelmann des Ortes bekam die Gedichte zu Gesicht, und gab dem Knaben bessern Unterricht in den Elementen; von Dorfmusikanten lernte er die Vio-

line, und so lebte er, den Tag mit harter Handarbeit, den Abend mit Lesen oder Dichten oder Musik beschäftigt in einsamer Zufriedenheit, bis 1818 der Buchhändler Drury zu Hamford ein Gedicht auf den Sonnenuntergang sah, und den Dichter zur Sammlung seiner Dichtungen veranlaßte. Sie erschien unter dem Titel „Poems descriptive of rural life and scenery, by John Clare, a Northamptonshire peasant" (3. Aufl., Lond. 1820), und erregte bald vieles Interesse, das selbst die Provinzialismen und kleine Nachlässigkeiten in der Schreibart nicht beeinträchtigten, da sich in allen eine liebenswürdige Einfachheit und Kindlichkeit neben einem Reichthum der originellsten Bilder entfaltet. Ergreifend ist die Schilderung der drückenden Leiden der Armuth in dem Gedichte: „Address to plenty in winter." Im J. 1821 erschien mit dem Bilde des Bauers aus Northamptonshire eine neue Ausgabe seiner Gedichte: „The village minstrel and other poems." Wohl hat sich seine Lage durch das Interesse, das das Publikum an seinen Dichtungen nahm, verbessert, aber er lebt treu seiner alten Einfachheit noch als Taglöhner zu Helpstone.

Clarendon, Edward Hyde, Graf von, ein ausgezeichneter Staatsmann, Großkanzler von England und Großvater der englischen Königin Maria II. und Anna, geb. zu Dinton in Wiltshire 1608. In seinem 14. Jahre kam er nach Oxford, und nachdem er 3 Jahre lang dort den Studien obgelegen, nach London, um hier die Rechte zu studiren. Bei den vom Könige Karl I. im Jahre 1640 veranlaßten zwei Parlamentsversammlungen ward er jedesmal zum Deputirten ernannt. Hier und bald nachher zeigte sich sein redlicher Wille und wahrhafter Patriotismus, der das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Volkes wollte, im schönsten Lichte, aber seine ruhige Ueberlegung und weise Mäßigung bei den zu untersuchenden Beschwerden machte ihn den Feinden des Königs verhaßt. Er trat bei dem 1642 ausgebrochenen Bürgerkriege auf die Seite des Königs, wurde Kanzler der Schatzkammer und Mitglied des geheimen Raths, und begab sich, als der König 1647 in die Hände seiner Feinde gerieth, mit dem Prinzen Karl (nachmals Karl II.) nach der Insel Jersey, verweilte hier im Verborgenen 2 Jahre, und begann seine Geschichte der bürgerlichen Unruhen, die aber erst während seiner nachmaligen Verbannung vollendet und nach seinem Tode unter dem Titel: „History of the rebellion and civil wars in England begun in the year 1641—60" (Oxford 1702—4, neueste Ausgabe ebend. 1807, 6 Bde.) herausgegeben wurde. Ebendaselbst (in Jersey) verfaßte er auch die Schriften, welche unter des Königs Namen zur Beantwortung der Manifeste des Parlaments erschienen. Nach des Königs Enthauptung am 30. Januar 1649 begab sich Hyde nach Frankreich zum neuen Könige Karl II. (vormaligen Prinzen von Wales), der ihm, um vom spanischen Hofe Unterstützung auszuwirken, nach Madrid sandte; sodann ging er nach Paris, um zwischen der Königin Mutter und dem Herzoge von York eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und endlich nach dem Haag, wo ihn 1657 der König zu seinem Großkanzler ernannte. H.'s klugen Rathschlägen verdankte es Karl II., daß er 1660 als König nach London zurückkehren durfte. H. wurde nun mit Gunstbezeugungen überhäuft: in dem nämlichen Jahre ward er Kanzler der Universität Oxford, 1661 Pair und Baron Hyde, Viscount von Cornbury und Graf von Clarendon in Wiltshire. Allein die nun bekannt gewordene Vermählung seiner Tochter mit dem Bruder des Königs erregte den Neid und die Mißgunst der Großen. Der Herzog von York, Bruder des Königs, (nachmals König Jakob II.) hatte bei seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, H.'s ältere Tochter, Anna, eine Ehrendame derselben, kennen gelernt, und sich mit ihr 1659 ohne des Königs und Großkanzlers Wissen vermählt. Erst die Schwangerschaft Anna's verrieth diese Verbindung, als Karl bereits wieder auf dem Throne saß. Die Früchte dieser Ehe waren Marie, welche vermählt mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien 1689, und Anna, welche 1702 den englischen Thron bestieg. — Lord Bristol, der gegen H. auftrat, wurde vom Parlamente zurückgewiesen, allein auch des Königs Gunst nahm bedeutend ab, denn die Ermahnungen des Großkanzlers, Feindes aller Schmeichelei und Ränke des Hofes, wurden immer lästiger. Der eben nicht glückliche Krieg mit Holland von 1664—67 und der

1662 geschehene Verkauf von Dünkirchen in Frankreich hatten Unzufriedenheit erregt, und dies gab dem Könige, der sich von seiner Gemahlin Katharina trennen und mit der Tochter eines schottischen Edelmanns vermählen wollte, aber durch C.'s Verheirathung dieses Fräuleins an den Herzog von Richmond daran verhindert wurde, erwünschte Gelegenheit, den um ihn und das Volk so verdienten Minister zu verabschieden. Am 30. August 1667 wurde ihm das große Siegel abgenommen, und nun ging man so weit, ihn des Hochverraths und mehrerer großen Verbrechen anzuklagen. Umsonst verwandte sich für ihn der Herzog von York; er sah sich genöthigt, nach Frankreich zu fliehen. Von Calais aus sandte er eine freimüthige Vertheidigungsschrift an das Haus der Lords, allein weder der König noch sonst Jemand nahm sich seiner an; die Schrift wurde vom Henker verbrannt, er selbst aber durch eine am 12. Decbr. 1667 vom Könige bestätigte Bill für Lebenszeit aus England verbannt. Der unverdiente Haß seiner Landsleute war so groß, daß er einst in seinem Hause zu Evreux von englischen Matrosen überfallen, gefährlich verwundet, nur mit Mühe ihren fernern Mißhandlungen entrissen werden konnte. Er hielt sich in verschiedenen Gegenden Frankreichs auf, und starb in der Nähe von Rouen am 7. Decbr. 1674. Sein Leichnam wurde später nach England geschafft, und in der Westminsterabtei beigesetzt. C. war ein Mann von redlichem Charakter, ausgezeichneter Klugheit, unermüdeter Thätigkeit, ein Patriot und Feind aller Schmeichelei; aber sein Benehmen, ernst und stolz, war nicht geeignet, Liebe und Zutrauen zu erwecken. Außer seiner oben angeführten Schrift ist noch zu erwähnen: „The history of the civil war in Ireland" etc. (Lond. 1721); „An Appendix" (ibid. 1724); „Clarendon's State-Papers commencing from 1621 to 1660" etc. (Oxford 1767—86, Fol.); „The life of Edward Earl of Clarendon, written by himself" (Oxford 1761, 3 Bde.) und eine Widerlegung des Hobbes'schen „Leviathan's" „View of the dangerous and pernicious errors" etc. (Oxford 1676).

Clarinett, das Clarinett, gewöhnlich die C. genannt, ein hölzernes Blaseinstrument, im Anfange des vorigen Jahrh. von Denner in Nürnberg erfunden, aber erst etwa seit Mozart allgemein gebräuchlich, ist an Umfang, Fülle und Abstufung des Tons das vollkommenste Blaseinstrument. Seine Intonation geschieht nicht wie bei der Flöte durch Brechung eines dünnen Luftstroms an einem scharfen Rande, sondern durch die Schwingungen eines dünnen Blättchens von Rohr, das in ein schnabelförmiges Mundstück (die Birn genannt) eingelegt ist. Da die Einrichtung des C. der Art ist, daß auf einem und demselben C. nicht aus allen Tonarten geblasen werden kann, so wendet man C. von verschiedener Stimmung an. In den Orchestern sind vorzüglich A-, B- und C-Clarinette im Gebrauch, von denen die erstern beiden die Töne um eine kleine Terz oder Secunde tiefer geben; bei Militärmusiken ist noch die Es-Clarinette gewöhnlich, welche eine kleine Terz höher klingt, als die Noten besagen. Iwan Müller, ein Liefländer, der lange in Paris lebte, erfand vor etwa zwanzig Jahren ein C., auf welchem aus allen Tonarten geblasen werden kann, aber nicht allein ist dessen Applicatur sehr schwierig, sondern dies Instrument hat auch den Charakter des C.'s zum Theil verloren. Als Abarten des C. ist das Bassethorn (s. d.) und die von Streitwolf in Göttingen erfundene Tenor- und Baßclarinette zu erwähnen.

Clarissinnen, ein geistlicher Orden, welchen Clara von Assisi auf Anrathen des heiligen Franz von Assisi im J. 1212 stiftete. Das erste Kloster dieser Art war neben der Kirche zu St. Damian in Assisi, daher auch die C. Damianistinnen genannt wurden, und worin die Stifterin fast 40 Jahre lang unter den schwersten Casteiungen lebte. Als sie 1253 starb, fand man nach der Legende in ihrem Herzen die Leidensinstrumente, welche noch jetzt in Montefalco gezeigt werden. Der heilige Franziscus gab dem Orden 1224 eine besondere Regel, nachdem bereits 1219 der Cardinal Hugolin, nachmals Papst Gregor IX., ein zweites Kloster zu Perusa errichtet hatte. Nach dieser Regel, die 1246 Papst Innocenz IV. erneuerte, standen die C. unter Aufsicht der Minoriten; übrigens war der Orden sehr streng, erlitt aber später wesentliche Milderungen, namentlich

durch Papst Urban IV., wodurch aber im Orden selbst heftige Spaltungen ausbrachen. Die Anhänger der mildern Regel nannten sich Urbanistinnen; die an der ursprünglichen Regel Festhaltenden, die von dem Rechte, Eigenthum zu besitzen, Nichts wissen wollten, behielten den Namen C. bei, oder nannten sich auch Niedere Frauen oder Orden Unserer Lieben Frauen; eine noch strengere Ordensregel führten die Schwestern des Ave Maria in Frankreich ein, und im J. 1631 entstanden in Italien C. strengster Observanz, und 1676 in Spanien die Clarissen-Einsiedlerinnen des St. Peter von Alcantara. Der Orden erhielt frühzeitig eine große Ausdehnung. In Deutschland war das erste Kloster der C. 1234 zu Prag gestiftet. Im Ganzen gehörten 2000 Klöster in der Blüthe des Ordens zu ihm, und noch nach der Reformation besaß er gegen 900 in Europa. Jetzt ist er ziemlich eingegangen, und die in Italien, Frankreich, Belgien, Oesterreich, Bayern 2c., bestehenden Klöster sind meistentheils der Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet. Im J. 1842 wollte der Pater Henricus Goßler in Paderborn einen ähnlichen heiligen Orden wie den der heiligen Clara stiften, wurde aber durch das Einschreiten der Behörden daran verhindert.

Clarius, ein Beiname des Apollo, von seinem berühmten Tempel in der Stadt Clarus in Kleinasien, welchen des Tiresias Tochter, Manto, die sich im Epigonenkriege hierher flüchtete, gestiftet haben soll. — Clarius war auch ein Beiname des Jupiter zu Tegea in Arkadien, den er von dem Loose erhielt, wodurch Arkas das Land unter seine Söhne vertheilte.

Clark, Sir James, ein ausgezeichneter Arzt Englands, ordentlicher Leibarzt der Königin und Baronet, studirte in Edinburg Medicin, promovirte daselbst 1817, und ließ sich, nachdem er Frankreich, Italien und die Schweiz bereist hatte, um das Klima und die Heilanstalten daselbst kennen zu lernen, auch daselbst als praktischer Arzt nieder. Bald erwarb er sich besonders durch seine Behandlung der Brustkrankheiten einen vortheilhaften Ruf, ging dann nach London, wurde hier Arzt am Georgenhospital, consultirender Arzt des Königs und der Königin der Belgier, der Herzogin von Kent und der Prinzessin Victoria. Nach ihrer Thronbesteigung ernannte die Letztere C. zu ihrem ersten Leibarzt, und verlieh ihm die Baronetswürde. Verschiedene Intriguen, in die man ihn verwickeln wollte, scheiterten an seinem vorsichtigen Betragen und seinem rechtlichen Charakter. Er erfreute sich fortdauernd der Gunst der Königin, die er 1843 bei ihrem Besuch in Frankreich begleitete. Seine Schriften bewähren den Ruf, den er sich als praktischer Arzt erworben. Er schrieb „Medical notes on climate, diseases, hospitals and medical schools in France, Italy and Switzerland, comprising an inquiry into the effects of a residence in the South of Europe in cases of pulmonary consumption“ etc. (Lond. 1820; 2. Aufl. 1822; deutsch mit Zusätzen von Fischer, Hamm 1826); „The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases, more particularly of the chest and digestive organs“ (Lond. 1829; 2. Aufl. 1830; deutsch, Weim. 1830); „A treatise on pulmonary consumption“ (Lond. 1835; deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Vetter, Lpz. 1836).

Clarke, Samuel, ein berühmter englischer Gelehrter und Theolog, geb. am 11. Oct. 1675 zu Norwich, wo er zuerst die Freischule, und 1691 die Universität Cambridge besuchte. Neben der Theologie studirte er eifrig Philosophie, Mathematik und Physik, und die hierin erworbenen Kenntnisse machten ihn fähig, 1697 eine mit Anmerkungen versehene Uebersetzung von Rohault's Physik in lateinischer Sprache herauszugeben, und durch dieses sein erstes Werk (was von seinem Bruder John C. ins Englische übersetzt wurde) das System des Descartes zu verdrängen und den Grundsätzen Newton's, dessen Optik er ebenfalls ins Lateinische übersetzte, Eingang zu verschaffen. Nach Vollendung des theologischen Cursus ernannte ihn der Bischof von Norwich, John Moore, zu seinem Caplan. 1704 u. 5 erhielt er Auftrag, die von Robert Boyle zur Behauptung der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Predigten zu halten, die er, 8 an der Zahl, in Form von Abhandlungen unter dem Titel herausgab: „Discours concerning

the being and attributes of God; the obligations of natural religion, and the truth of the christian revelation" (Lond. 1706). Durch seines Gönners, des Bischofs von Norwich, Verwenden erhielt er 1706 eine Predigerstelle zu London, wurde sodann Cabinetsprediger der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. Die Herausgabe eines Werkes „The scripture doctrine of the trinity" (London 1712) (Schriftlehre von der Dreieinigkeit) verwickelte ihn in Streitigkeiten, in Folge deren er des Amtes eines Cabinetspredigers verlustig, und beim Oberhause als Arianer angeklagt wurde. Nur durch die Erklärung, nie wieder über diesen Gegenstand mündlich oder schriftlich sich auszusprechen, konnte er seine Predigerstelle retten. Auch mit Leibnitz führte er einen gelehrten Streit, veranlaßt durch seine Schrift: „Philosophical inquiry concerning human liberty" (London 1715—17, 2 Bde.). Der Briefwechsel beider Gelehrten erschien 1717 zu London, französ. Amsterdam 1720, und deutsch in dem nämlichen Jahre von Heinr. Köhler. Durch eine Ausgabe des Jul. Cäsar (Lond. 1712) machte er sich als einen gelehrten Kenner der Alten und scharfsinnigen Erklärer ihrer Schriften bekannt. Während der Bearbeitung des Homer überraschte ihn, nachdem er 12 Bücher der Ilias mit lateinischer Uebersetzung herausgegeben hatte, der Tod am 17. Mai 1729. Sein Sohn, Samuel Clarke, vollendete diese Ausgabe und die Odyssee aus den Handschriften des Verstorbenen. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu London (1738 in 4 Bden. Fol.). Mit einer tiefen Gelehrsamkeit (er war Physiker, Mathematiker, Kritiker, Humanist und Theolog) verband er eine große Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit, die selbst von seinen Gegnern gerechte Anerkennung fand.

Clarke, Adam, ein englischer Methodistenprediger und theologischer Schriftsteller, wurde 1763 in Irland geboren, und, nachdem er schon ziemliche Fortschritte in der classischen Vorbildung gemacht, als Lehrling in eine Leinwandmanufactur gebracht. Aller Hindernisse ungeachtet wandte er sich aber wieder später den Studien zu, und studirte Theologie. In seinem 16. Jahre zog er durch einen Vortrag vor einer kleinen Versammlung die Aufmerksamkeit Wesley's, des Stifters der Methodisten, auf sich, der ihn nach England brachte, und Anfangs als Gehülfe in einer Schule unweit Bristol, später 1782 als wandernden Prediger anstellte. Als solcher wirkte er sehr viel für Ausbreitung seiner Glaubenspartei, und wurde bald einer der ausgezeichnetsten und angesehensten Prediger der Methodistengemeinde. Er war dreimal der Präsident ihrer Conferenzen, und einer der eifrigsten Beförderer der Bibelgesellschaft. Dabei trieb er rastlos seine theologischen Studien weiter, übersetzte die Bibel aus dem Urtexte, und schrieb Anmerkungen zu den Evangelien und den übrigen Büchern des Neuen Testaments. Auch gab er ein bibliographisches Lexikon heraus (6 Bde., Liverpool 1802—4). Er starb an der Cholera am 27. Aug. 1832.

Clarke, Jacq. Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marschall von Frankreich, geb. 1765 zu Landrecis im Hennegau, stammte aus einer irländischen Familie, verlor frühzeitig seinen Vater, und kam 1781 in die Militärschule zu Paris. Schon im folgenden Jahre trat er in activen Dienst, erst in ein Infanterieregiment, dann in ein Cavallerieregiment, begleitete 1790 die französische Gesandtschaft nach England, und focht dann mit Auszeichnung in den Revolutionskriegen, so daß er nach der Schlacht bei Landau 1793 zum Brigadegeneral ernannt wurde. Darauf befehligte er die Vorhut der Rheinarmee, wurde Stabschef bei derselben, 1795 jedoch als ein verdächtiger Adliger abgesetzt und verhaftet. Nach erlangter Freiheit lebte er für kurze Zeit im Elsaß, wurde aber noch in demselben Jahre 1795 zum Chef des topographischen Bureau's angestellt, zum Divisionsgeneral ernannt, und mit geheimen Aufträgen nach Wien gesandt. Nach seiner Rückkehr schickte ihn das Directorium mit Instructionen nach Italien, und trug ihm besonders auf, Bonaparte zu beobachten. C. verständigte sich mit Bonaparte, und schickte nur solche Berichte ab, die Dieser zuvor gelesen. Nach Carnot's Sturz wurde auch C. abberufen, Bonaparte behielt ihn aber bis nach Unterzeichnung des Friedens von Campo-Formio bei sich. Als C. endlich nach mehrmaliger Mahnung nach Paris zurückkehrte, ließ ihn die Regierung einige Zeit ohne Anstellung, und schickte ihn erst später

zur Abschließung eines Allianzvertrags an den König von Sardinien. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn Napoleon wieder zum Chef des topographischen Bureau's, sandte ihn während des Congresses als Commandanten nach Luneville, und dann nach Lille, um die Auswechslung der russischen Kriegsgefangenen zu bewerkstelligen. Darauf lebte C. 3 Jahre als Gesandter am Hofe des Königs von Etrurien, wurde dann Staatsrath und Cabinetssecretär des Kaisers für das See- und Kriegswesen. Im Feldzug gegen Oesterreich 1805 wurde er zum Gouverneur von Wien und zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Nach dem Preßburger Frieden schloß er mit dem russischen Minister d'Oubril einen Vertrag ab, der von dem Kaiser von Rußland nicht bestätigt wurde; ebenso scheiterte ein anderer Vertrag, den er 1807 mit Lord Yarmouth unterhandelte, weil Fox starb. Während der Besetzung Preußens war C. Gouverneur in Erfurt und dann in Berlin, kehrte 1807 nach Paris zurück und wurde Kriegsminister. Die verunglückte Unternehmung der Engländer gegen Vlissingen verschaffte ihm den Titel eines Herzogs von Feltre, nachdem er schon früher zum Grafen von Hüneburg ernannt worden war. Im J. 1813 verlor er bei der Invasion der Verbündeten den Kopf, vernachlässigte die Vertheidigungsanstalten des Reichs, und stimmte für die Absetzung des Kaisers. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair, ließ ihn aber Anfangs ohne Anstellung. Erst bei der Landung Napoleon's bei Cannes erhielt er an Soult's Stelle das Kriegsministerium, floh mit dem König nach Gent, und übernahm dort eine Sendung an den Prinzregenten von England. Im J. 1815 erhielt er abermals die Leitung des Kriegsministeriums, mußte sie aber 1817 an Gouvion St. Cyr abgeben, und wurde dafür zum Marschall des Reichs und zum Gouverneur der 15 Militärdivisionen ernannt. Er starb am 28. Octbr. 1818.

Clarke, Edward Daniel, berühmt durch seine Reisen, wurde geboren zu Willington in der Grafschaft Essex am 5. Juni 1769. Sein Vater, Edward C., ein geachteter Prediger, gab „Briefe über die spanische Nation", und sein Bruder, James C., 1810 die Biographie Nelson's und 1815 „Life of James the Second" heraus. Einige Zeit von seines Vaters Lehrer in Uffield unterrichtet, kam er in seinem 10. Jahre nach Tunbridge auf die lateinische Schule, und 1785 auf die Universität Cambridge, wo er sich vorzüglich mit Geschichte und Naturwissenschaften beschäftigte. Als Baccalaureus und Erzieher von Heinrich Tufton machte er 1791 eine Reise durch England und Frankreich, und einige Zeit darauf mit Lord Berwick nach Italien. Bei der Parlamentswahl 1796 schrieb er zu Gunsten seines Freundes Berwick „Measure for Measure" gegen Richard's „Hard Measure", und gab zu Brighton ein Blatt heraus „Le Rêveur or the waking Visions of an absent Man", das aber bald wieder aufhörte. Im folgenden Jahre begleitete er Berkeley Paget nach Schottland, den Hochlanden und Hebriden bis St. Kilda. Nach seiner Rückkehr nahm er 1798 die Stelle als Fellow des Jesus-Collegiums ein, ging aber schon am 20. Mai des folgenden Jahres mit John Marten Cripps nach Norwegen, von da nach Lappland, Schweden und Rußland. Da man ihnen die Pässe zur Rückkehr in Petersburg und Moskau verweigerte, verließen sie am 1. Juni 1800 letztgenannte Stadt, um durch das südliche Rußland einen Ausweg zu suchen, gingen über Tula nach Kasankaja, Taganrog, dem Kuban, der Tartarei, der Krimm, und endlich nach Konstantinopel. Im März 1801 bereiste C. die Ebene von Troja, ging, nachdem er mehrere griechische Inseln besucht hatte, nach Aegypten und sodann nach Jerusalem, sammelte interessante Nachrichten und eine große Masse Schätze, und kehrte, nachdem er in Thracien und Macedonien Forschungen angestellt hatte, mit Cripps und dem türkischen Gesandten, welcher nach Paris zu reisen im Begriffe war, durch die Wallachei, Deutschland und Frankreich nach England zurück. C. wurde 1803 Doctor der Rechte, beschäftigte sich bis 1807 mit Bearbeitung seiner Reise und mit mineralogischen Forschungen, und eröffnete jetzt in Cambridge seine Vorlesungen über Mineralogie, die solchen Beifall fanden, daß man eine eigene Professur der Oryktognosie errichtete, und ihm selbige übertrug. Der erste Band seiner Reisebeschreibung erschien 1810, die andern 4 Bde. bis 1816, der 6. nebst den übrigen wurde nach C.'s Tode von Robert Walpole vollendet. Die vollständige Ausgabe erschien in 11 Bden.

„Travels in various countries of Europa, Asia and Africa“ (Lond. 1819—1824). Im Jahr 1817 wurde er Unterbibliothekar in Cambridge. Unter den dieser Bibliothek gemachten Geschenken behauptet die kolossale Statue der eleusinischen Ceres, über welche C. 1803 eine Abhandlung geschrieben hat, den ersten Rang. Auch den Besitz des berühmten Sarkophags auf dem britischen Museum, über welchen er 1805 eine Schrift herausgab: „The Tomb of Alexander“, hat man ihm zu verdanken. Unter seinen gesammelten Handschriften, welche 1809 für die Bibliothek zu Oxford gekauft wurden, befindet sich der berühmte Codex des Plato, den man auf der Insel Patmos entdeckte. C.'s durch jene großen Reisen schon geschwächte Gesundheit wurde durch die chemischen Versuche, von denen er sich, aller Bitten ungeachtet, nicht abhalten ließ, vollends untergraben; er starb am 9. März 1822.

Clarus, Johann Christian August, Hof- und Medicinalrath und ordentlicher Professor der Klinik an der Universität zu Leipzig, geb. am 5. Nov. 1774 zu Buch am Forst im Herzogthume Koburg, studirte seit 1788 auf dem Koburger Gymnasium, dann seit 1795 in Leipzig die Arzneiwissenschaft, wo er 1799 als Doctor der Weltweisheit und 1801 als Doctor der Medicin promovirte. 1803 erhielt er eine außerordentliche Professur der Anatomie und Chirurgie in Leipzig und das Amt eines Prosectors. Er studirte vornehmlich die neue anatomische Lehre Bichat's mit großem Eifer, und erwarb sich in der Stellung als klinischer Lehrer im Jacobshospitale zu Leipzig bald den Ruf, der ihn in der gedachten Eigenschaft auf eine der ersten Stufen in Deutschland stellt, die ihm sein glänzender Verstand und sein reichhaltiges, auf genaue Kenntniß der alten griechischen Aerzte gegründetes Wissen bis jetzt in voller Maße erhält. Freilich hinderte ihn die Uebernahme vielfacher Aemter, in wissenschaftlicher Hinsicht thätig zu sein; doch legen noch seine 1810 erschienenen „Annalen des klinischen Instituts am Jacobshospitale in Leipzig“ das vollgiltigste Zeugniß von dem Gesagten ab, so wie seine „Beiträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände“ (1828) und die 1824 erschienene „Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck“ ihn als gerichtlichen Arzt im glänzenden Lichte erscheinen lassen. Manche, besonders die Homöopathen, werfen ihm große Vorliebe für das Alte vor; doch kommt ihm kein klinischer Lehrer Deutschlands in Kenntniß und Interpretation der alten griech. Aerzte gleich. Sein Werk „Der Krampf in pathologischer und therapeutischer Hinsicht“ (Bd. 1., Lpz. 1822) ist unvollendet geblieben.

Clary und Aldringen, ein fürstliches Haus in Böhmen und Oesterreich. — Bernhard von C., ein Florentiner, soll von Kaiser Karl IV. am 29. Jan. 1363 das Indigenat in Böhmen erhalten haben. — Franz C., welcher sich durch vortheilhaften Ankauf mehrerer confiscirten Güter ein bedeutendes Grundeigenthum in Böhmen erworben hatte, wurde 1641 vom Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben. — Sein Sohn Hieronymus, der sich vom Gemeinen bis zum Generalmajor aufgeschwungen und den Grafentitel erlangt hatte, vermehrte das Ansehen seiner Familie durch Vermählung mit Anna, der Schwester des berühmten Feldmarschalls Aldringen. Diese erbte, da die beiden andern Brüder sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, des Feldmarschalls bedeutendes Vermögen: die Herrschaft Teplitz und 800,000 Kronen baar. Der Kaiser ertheilte 1635 den Nachkommen dieser Familie das Privilegium, dem Geschlechtsnamen Clary den Aldringen'schen beifügen zu dürfen. — Johann Markus Georg, Sohn des Hieronymus, k. k. Geheimerrath und Gesandter am chursächsischen Hofe, führte seit 1680 den Titel eines Grafen von Clary und Aldringen (er starb d. 4. April 1790). — Von seinen in zwei Ehen erzeugten vier Söhnen nennen wir Johann Georg Raphael, Besitzer von Dobriczan und Stammvater der daselbst noch blühenden gräflichen Linie, in welcher Graf Leopold Kaspar, geb. am 2. Jan. 1726, gest. am 23. Nov. 1800 sich besonders auszeichnete. Er war seit 1776 Vicekanzler der vereinigten Hofstelle in Wien, von 1780—96 Präsident der obersten Justizstelle, Staats- und Conferenzminister und zuletzt Präsident der Gesetzgebungscommission, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Patriotismus und Humanität. — Franz Karl, des Johann Georg Markus ältester Sohn, Besitzer

der Herrschaft Teplitz und Graupen, machte beide Besitzungen zu einem Majorate; er starb am 20. Jan. 1751. — Franz Wenzel, dessen dritter Sohn, geb. am 8. März 1706, gest. am 21. Juni 1788, ward von Joseph II. 1767 in den Fürstenstand erhoben. — Karl Joseph, geb. 1777 in Wien, führte 1809 als Major ein Landwehrbataillon, brachte einige Jahre in Italien zu, folgte 1826 seinem Vater als Standesherr, und starb 1831. — Der jetzige Standesherr und Stammhalter ist Fürst Edmund Moritz, Sohn des Vorigen, geb. 1813, k. k. Kämmerer, seit 1841 mit einer Tochter des österreich. Staatsministers Grafen von Figuelmont vermählt. Andere Glieder dieser Familie sind: Joseph Sebastian, Franz Wenzel's ältester Bruder, k. k. Kämmerer und Regierungsrath, geb. am 20. Jan. 1698, gest. am 2. Febr. 1748; dessen zweiter Sohn, Karl Ignaz, k. k. Geheimerrath und Kämmerer, Oberst-Münz- und Bergmeister, Landesadministrationspräsident in Temeswar, und zuletzt Gubernialrath in Böhmen, starb am 5. Juni 1791. Johann Anton, des Grafen Franz Karl zweiter Sohn, Unterjägermeister in Böhmen, und churbayrischer Kämmerer, geb. am 29. Juni 1702, gest. am 24 Mai 1743, hinterließ zwei Söhne, von denen aber nur der jüngere, Philipp, geb. 1742, gest. 1795 Nachkommen hinterließ, welche in den Besitz von Oberzistwy und Lobes kamen.

Classe, von classis, die Ordnung, das Fach, die Abtheilung, der Theil eines Ganzen. Die Gattungen und Arten der Dinge heißen Classen (als Abtheilungen einer gewissen Ordnung) und die Darstellung derselben heißt eine Classification, welche sich zu einem vollständigen Classensysteme ausbildet, wenn sie regelmäßig eingerichtet wird. Ein solches System ist ein künstliches Erzeugniß des menschlichen Geistes. Das Naturreich wird auf diese Weise zur leichtern Uebersicht in Classen, Ordnungen, Geschlechter, Gattungen und Arten eingetheilt. Auf Schulen sind Classen-Abtheilungen der Schüler nach ihren verschiedenen Leistungen und Fähigkeiten.

Classensteuer ist eine besondere Art von Steuern (s. d.) und zwar eine Personalsteuer. Eine jede solche Steuer setzt eine Erwerbung voraus, ohne welche sie als Steuer überhaupt nicht gedacht werden kann. Unter der Voraussetzung, daß eine jede erwachsene Person im Durchschnitte gleich viel zu erwerben im Stande ist, besteht die allgemeine Kopfsteuer der Erwachsenen (z. B. in Dänemark). Unter Beschränkung dieser Voraussetzung nur auf gewisse Classen der Nation besteht die besondere Kopfsteuer (z. B. der Bauern und gemeinen Bürger in Rußland). Unter Classification der Glieder der Nation nach gewissen Rangverhältnissen wird diese Abgabe zu einer Rang- und Würdensteuer (z. B. die sächsische Personensteuer), und unter solcher Classification nach muthmaßlichen Einkünften zu einer modificirten Einkommensteuer. In den italienischen und deutschen Staaten des österreichischen Kaiserthums besteht eine Kopfsteuer zu 30 Kreuzer von jedem Unterthan, welcher das 15. Jahr überschritten hat, und außerdem eine zwiefache C., wovon die eine alle Gewerbe, mit Ausnahme der Landwirthschaft, trifft, die andere unter dem Namen der C. auf das Einkommen fällt, welches aus zinsbaren Capitalien und Gewerben von mehr als 100 Fl. jährlichen Ertrages, mit Einschluß der Pachtungen und Privatbesoldungen, aber nicht der Staatsbesoldungen und Pensionen, bezogen wird. Sie wird dadurch zur C., daß sie nicht einerlei Steuersatz hat, sondern bei einem Einkommen von 100 Fl. mit $2^1/_2$ pC. anfängt, und in steigenden Progressionen bis zu 20 pC. aufsteigt. Am Detaillirtesten ist diese Art der Besteuerung in Preußen ausgebildet, wo sie unter dem Namen Classensteuer durch ein Gesetz vom 30. Mai 1820 eingeführt wurde. Zum Zwecke ihrer Erhebung theilte man die sämmtlichen Unterthanen in 4 Classen, und jede dieser Classen wieder in 3 Abtheilungen, und setzte in dieser Maße jede Familie mit folgenden Steuersätzen an:

Erste Classe.				Zweite Classe.			
1. Abtheil.	12	Rthl.	monatl.	1. Abtheil.	2	Rthl.	monatl.
2. —	8	—	—	2. —	$1^1/_2$	—	—
3. —	4	—	—	3. —	1	—	—

Dritte Classe.			Vierte Classe.		
1. Abtheil.	$^2/_3$	Rthl. monatl.	1. Abtheil.	$^1/_4$	Rthl. monatl.
2. —	$^1/_2$	— —	2. —	$^1/_6$	— —
3. —	$^1/_3$	— —	3. —	die Person 1 Gr.	

In die erste Classe gehören die reichen Einwohner, in die zweite die wohlhabendern Bürger und Bauern, in die dritte die geringern Bürger, und in die letzte die Tagelöhner. Unverheirathete Personen in den 3 ersten Classen zahlen nur die Hälfte des Steuersatzes. Ausgenommen von dieser Steuer wurden die großen und mittlern Städte, welche dafür die Schlacht- und Mahlsteuer entrichten, so wie die mediatisirten Herren, das ganze Militär, die Geistlichkeit, Alle, welche auf öffentliche Kosten verpflegt werden, und die Fremden, die sich nicht über ein Jahr in Preußen aufhalten. Dessen ungeachtet, und obschon sie eigentlich nur eine Hülfssteuer zur Milderung der Verbrauchssteuer sein soll, gehört sie zu den einträglichsten der preußischen Steuern, da sie beinahe $^1/_9$ des ganzen Staatseinkommens ausmacht. Das gewöhnliche Verhältniß der jährlichen Einnahme nach Verschiedenheit der Classen und Abtheilungen ist folgendes:

Erste Classe.		Zweite Classe.	
1. Abtheil.	34,848 Rthlr.	1. Abtheil.	220,116 Rthlr.
2. —	70,000 —	2. —	233,964 —
3. —	157,128 —	3, —	669,006 —

Dritte Classe.		Vierte Classe.	
1. Abtheil.	665,628 Rthlr.	1. Abtheil.	600,388 Rthlr.
2. —	600,645 —	2. —	1,110,459 —
3. —	1,202,264 —	3. —	1,158,480 —

Die ganze Summe der jährlichen Einnahme beträgt sonach: 6,722,926, wozu die 1. Classe nur 4 pC., die 2. Cl. 17 pC., die 3. Cl. 37 pC., und die 4. Cl. 42 pC. contribuirt, oder, theilt man das Ganze in 24 Theile, die 1. Cl. 1 Theil, die 2. Cl. 4 Thl., die 3. Cl. 9 Thl. und die 4. 10 Theile liefert. Auf ein ähnliches Princip, wie diese Classensteuer, ist zum Theil auch die Gewerbsteuer (s. d.) basirt.

Classiker, von classis, wurden ursprünglich die Bürger der ersten von den 6 Classen genannt, nach der von Servius Tullius gemachten Eintheilung des röm. Volkes in Vermögensclassen; es wurden also hiermit die Bürger des ersten Ranges (cives classici, Classenbürger) bezeichnet. In diesem Sinne hat man das Wort classisch, Classiker auch auf die Literatur und Kunst angewendet, und bezeichnet damit solche Werke, die, als in ihrer Art innerlich und äußerlich vollendete, mustergültige Schrift- und Kunstwerke, den ersten Rang einnehmen. Schon im 2. Jahrh. n. Chr. gebrauchte Gellius diesen Ausdruck im bildlichen Sinne von den Werken ausgezeichneter Schriftsteller, und mit der Zeit ist er in allgemeinen Gebrauch gekommen, um das Vollendete und Gediegene in Wissenschaft, Literatur und Kunst zu bezeichnen. Fast jedes Volk des neuen Europa rühmt sich einer classischen Periode, und nennt die Schriftsteller während derselben Classiker. So Italien zur Zeit des Lorenzo de Medici im 15. Jahrh., Portugal während seiner großen Heldenzeit im 15. Jahrh., Spanien und England im 16. Jahrh., Frankreich im sogenannten siècle de Louis XIV. im 17. Jahrh., Dänemark um die Mitte, Deutschland gegen Ende des 18. Jahrh. Uebrigens können nur solche Nationen Ansprüche auf Classicität erheben, die bereits eine Literatur besitzen und eben so wenig ungebildet als überbildet oder verbildet sind. Denn Classicität besteht in Klarheit und Reinheit der Sprache, in Eigenthümlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, in der vollkommensten Harmonie der einzelnen Theile unter einander und zum Ganzen, mit einem Worte in größtmöglicher Vollendung in Form und Inhalt. Weil man diese Eigenschaften bei den Werken der Griechen und Römer in vorzüglich hohem Grade zu finden glaubte, hat man,

besonders seit dem Wiederaufleben des Studiums der alten Literatur, diese vorzugsweise als classisch bezeichnet und sie später überhaupt der neuern oder romantischen entgegen gesetzt. Auch tragen allerdings die geistigen Erzeugnisse des classischen Alterthums einen eigenthümlichen Charakter, und unterscheiden sich namentlich in zwei Puncten von denen der Neuern, nämlich darin, daß in ihnen einfache Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit mit lebendiger Schönheit Eins geworden sind, und durch die Objectivität der Darstellung. Einfache Würde und Schönheit, Sinn für Zweckmäßigkeit, Ebenmaß und Harmonie, plastische Gediegenheit und formelle Vollendung sind Eigenschaften, die man den vorzüglichsten Schriften und Kunstwerken der Griechen und Römer in ihrer Blüthezeit nicht absprechen kann, und weshalb sie stets Lehrer der Nachwelt bleiben werden. Doch wenn man auch im Allgemeinen von einer classischen Literatur in Bezug auf die Griechen und Römer spricht, so werden dadurch die verschiedenen Abstufungen nicht aufgehoben. Ihren Höhepunct erreichte die griechische Literatur im Zeitalter des Perikles, die der Römer in dem Zeitraume von Cicero bis Augustus. (S. Griechische und Römische Literatur.)

Claude Lorrain, s. Gelée, Claude.

Claudianus, Claudius, ein röm. Dichter aus Alexandrien, lebte unter den Kaisern Theodosius I. und Honorius in besonderer Freundschaft mit Stilicho. Seine Gedichte fanden so allgemeine Verehrung, daß die Kaiser Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajan's eine Bildsäule errichten ließen. Außer den Gedichten auf Honorius und Stilicho, so wie Gelegenheitsgedichten, Epigrammen und Idyllen besitzen wir von ihm zwei epische Gedichte, den „Raub der Proserpina“ und die „Gigantomachie“, die aber unvollendet geblieben ist. In seinen Dichtungen spricht sich eine reiche Phantasie, glänzende Darstellungsgabe, Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit im Ausdruck, aber auch Mangel an Geschmack und gefälliger Anmuth aus. Sie erschienen zuerst zu Vicenza (1482, Fol.), spätere gute Ausgaben sind von Kasp. Barth (Hanau 1622 und 1650, 4.), Heinsius (Leyd. 1650 und 1665, 12.), Gesner (Lpz. 1759), Burmann (Amst. 1760, 4.), König (Bd. 1. Gött. 1808) und Doullay (Par. 1836).

Claudius, ein berühmtes römisches Geschlecht, in manchen Fällen auch Clodius genannt, welches in Rom im J. 504 unter der Führung des Attius Clausus in Rom einwanderte, und hier bald in eine patrizische und eine plebejische Familie zerfiel. Attius wurde unter die Patrizier aufgenommen, und verwandelte seinen Namen in Appius Claudius. Die patrizische Familie der Claudier zeichnete sich in der ganzen Geschichte ihres Bestehens durch die stolze und feindselige Haltung, die sie gegen die Plebejer annahm, aus; doch stand ihr die plebejische Familie in derselben kampffertigen Richtung niemals nach. Bis auf Sueton's Zeiten herab zählte dieses Geschlecht 28 Consuln, 5 Dictatoren, 7 Censoren 2c. Den Vornamen Lucius gaben sie für immer auf, nachdem 2 Claudier dieses Vornamens wegen Raubes und Mordes verurtheilt worden waren. Die Clienten der C. bildeten die claudische Tribus. Unter den plebej. Familien des Claudischen Geschlechts zeichnet sich besonders die mit den Beinamen Marcellus (s. d.) aus.

Claudius Sabinus, Appius, aus Regillum im Sabinerlande, der Ahnherr des römischen Geschlechts der Claudier, verließ das Land der Sabiner, weil er von seinen Volksgenossen als Römerfreund angefeindet wurde, und einen blutigen Parteikrieg vermeiden wollte. Schon er begann mit eiserner Strenge und Consequenz den Kampf gegen die Plebejer, und suchte jede aufstrebende Regung des gedrückten Volkes zu verhindern. Er war 250 n. E. R. auf die Einladung seines römischen Freundes P. Valerius Publicola nach Rom gekommen, widersetzte sich aber schon 258 den mildern Bedingungen, welche einige menschenfreundliche Mitglieder des Senats den tief verschuldeten Plebejern stellen wollten. Im J. 259 ward er mit Publ. Servilius Consul, schändete aber seine Gewalt durch Härte und Grausamkeit gegen den überwundenen Feind, indem er 300 volskische Jünglinge, die als Geißeln des letzten Friedens in Rom verweilten, beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit den Volskern öffentlich mit Ruthen peitschen und enthaupten ließ. Nach einem glücklichen Feldzug gegen die feindlichen Staaten zog sein Mit-

consul triumphirend in Rom ein, obgleich C. aus niedriger Eifersucht dies zu verhindern gestrebt hatte. Nach beendigtem Feldzug trat C. von Neuem mit harten Maßregeln gegen die Plebejer auf, die dadurch gereizt endlich jede Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, namentlich den Waffendienst verweigerten. Vergeblich stimmte C. gegen jede Nachgiebigkeit; der Auszug des Volks auf den heiligen Berg und die Befürchtung des Senats, sich endlich ganz verlassen zu sehen, nöthigte ihm die Einsetzung der Volkstribunen und die mildere Organisation des Schuldenwesens ab. Diese wiederholten Niederlagen kränkten den stolzen Patrizier so, daß er sich selbst das Leben nahm.

Claudius Crassus, Appius, römischer Decemvir von 451 bis 449 v. Chr., ein echter Claudier, von glänzenden Eigenschaften des Geistes, aber voll Ehrsucht und gemeiner Leidenschaften, wandte sich in dem Kampfe des Volkes gegen die Patrizier zuerst auf die Seite der Ersteren, und schloß sich den Tribunen an, welche an die Stelle der Consuln ein Collegium von 10 Männern (Decemvirn) verlangten, um ein schriftliches Gesetzbuch zu erhalten. C. wurde selbst zum Decemvir gewählt, und obgleich der jüngste, ward er bald durch die Gunst des Volks an die Spitze des Collegiums gestellt. Er wußte sich schnell in dieser Würde zu behaupten und zu befestigen, und wurde daher auch im folgenden Jahre für diese Staatsbehörde wieder gewählt. Bald warf er aber die lästige Larve der Volksgunst ab, und trat mit seinen Collegen, die sich ganz von ihm leiten ließen, als der willkürlichste Tyrann auf. Widergesetzlich führten die Decemvirn auch im dritten Jahre (449) ihr Amt fort. In diesem Jahre fielen die Aequer und Sabiner räuberisch in das römische Gebiet ein. Die Decemvirn warben Truppen, und 8 von ihnen zogen dem Feinde entgegen; nur C. und Oppius blieben in der Stadt, um ihre willkürliche Gewalt aufrecht zu erhalten, übten die unerhörtesten Rechtsverletzungen und verhöhnten die von ihnen selbst gegebenen Gesetze, bis ein unerwartetes Ereigniß sie stürzte. C. hatte die heftigste Leidenschaft zu Virginia, Tochter des L. Virginius, eines angesehenen Plebejers, gefaßt, die dem frühern Volkstribun Icilius verlobt war, und wollte die Abwesenheit ihres Vaters, der sich bei dem Heere befand, benutzen, um Virginia in seine Gewalt zu bringen. Einer seiner Clienten, M. Claudius, mußte vorgeben, Virginia sei die Tochter einer ihm eigenen Sclavin, und von der Ehefrau des Virginius untergeschoben. Das Mädchen wurde auf der Straße ergriffen, vor C.'s Richterstuhl geführt, und von diesem ihrem angeblichen Herrn zugesprochen. Es entstand ein Volksauflauf, in welchem Numitorius, Virginia's Oheim, und Icilius, ihr Verlobter, C.'s verbrecherische Absichten enthüllten. Dieser mußte, bei der drohenden Haltung des Volkes, Virginia in den Händen ihrer Familie lassen, und verschob sein Endurtheil bis auf den folgenden Tag. Unterdessen war Virginia's Vater aus dem Lager herbei gerufen worden, welcher mit seiner Tochter auf dem Forum in Trauerkleidern erschien. Als C., ungeachtet der Versicherungen und Bitten des Vaters, im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, dem Claudius das Mädchen dennoch zusprach, bat Virginius um Erlaubniß, in Gegenwart der Wärterin seiner Tochter sich mit dieser noch einmal zu besprechen. Appius gab seine Einwilligung; Virginius aber ergriff das nahe liegende Messer eines Fleischers, und stieß es der Jungfrau in die Brust, weil er sie nur so vor Entehrung sichern könnte. C. wollte ihn greifen lassen, doch Virginius flüchtete ins Lager, wo die Senatoren Valerius und Horatius, die das Decemvirat haßten, sich seiner annahmen. Das Volk, schon längst empört über die Grausamkeiten der Gewalthaber, verlangte stürmisch die Auflösung der ungerechten Behörde, und wanderte, da der Senat dies verweigerte, abermals auf den heiligen Berg aus. Bestürmt von innern Parteikämpfen, und von außen von einem glücklichen Feind bedroht, sahen sich endlich die Patricier zur Nachgiebigkeit genöthigt. Das Collegium der Decemvirn wurde aufgelöst; das Consulat und Tribunat wieder hergestellt, und C. starb im Gefängniß, wie Livius sagt, durch seine eigene Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln. Sein Mitschuldiger Oppius entleibte sich ebenfalls selbst; die übrigen Decemvirn entgingen durch freiwillige Verbannung der Anklage.

Claudius Cäcus, Appius, ist besonders durch die Willkür bekannt geworden, mit welcher er als Censor (312 v. Chr.) die Söhne oder Enkel von Freigelassenen zu Senatoren, und die niedrig gebornen Bürger unter die Tribus aufnahm, Maßregeln, wodurch er den plebejischen Einfluß schwächen, und namentlich den plebejischen Adel niederdrücken wollte. Hoch verdient machte er sich um den Staat als Censor durch Anlegung der Appischen Straße und des Appischen Aquäducts. Um den Ruhm, diese Bauwerke begonnen und vollendet zu haben, sich allein zuzueignen, verdrängte er seinen Collegen aus dem Amte. Ueberhaupt war übertriebener Ehrgeiz der Hauptzug seines Charakters. Im Alter erblindete er; doch als Cineas, der Abgeordnete des Pyrrhus, den Senat bereits gewonnen hatte, den von ihm angebotenen Frieden anzunehmen, bewog er durch eine berühmt gewordene, zu Cicero's Zeit noch erhaltene Rede die Senatoren, die Räumung Italiens zur unerläßlichen Bedingung zu machen. Von zweien seiner Söhne stammten angeblich die zwei bekanntesten Zweige der Claudischen Familie ab, von denen der eine, zu welchem P. Clodius (s. d.) gehörte, den Beinamen Pulcher, der andere den Beinamen Nero führte.

Claudius, Tiberius, Drusus Cäsar, römischer Kaiser, Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern Antonia, der Schwestertochter August's. Er ward geboren zu Lyon 744 nach Roms Erbauung und 9 Jahre v. Ch. Geb. Kränklich von Natur und schwachen Geistes, in der Erziehung ganz vernachlässigt, wuchs er auf unter Sclaven und Weibern, verspottet vom Hofe und verachtet von der eigenen Mutter, die ihn selbst eine von der Natur verwahrloste Mißgeburt nannte. Weil er für halbblödsinnig galt, entging er bei der Thronbesteigung Caligula's, seines Neffen, dem Schicksal seiner Verwandten, die von jenem hingerichtet wurden. Vor seiner Erhebung auf den Thron beschäftigte er sich vielfach mit den Wissenschaften, und schrieb mehrere umfangreiche geschichtliche Werke in lat. und griech. Sprache, z. B. über die Begebenheiten seit Cäsar's Tod, über die Tyrrhener, die Karthager, die aber sämmtlich verloren gegangen sind. Bei Caligula's Ermordung (41 n. Ch.) hatte er sich in einem Winkel des Palastes versteckt, ward aber von den Prätorianern hervorgezogen und zum Kaiser ausgerufen. Der Senat hatte einige Tage vorher an die Herstellung der Republik gedacht, wurde aber gezwungen, ihn anzuerkennen. Er war der erste, welcher den Soldaten durch Geldgeschenke für seine Erhebung dankte, und seinem Beispiel mußten die spätern Kaiser folgen. Anfangs zeigte sich der neue Kaiser nicht unwürdig des Thrones, er rief die Verwiesenen zurück, gab ihnen ihre Güter wieder, verschönerte Rom durch prachtvolle Gebäude, machte Mauritanien zur römischen Provinz, und focht mit Glück gegen die Deutschen. Allein bald bemächtigten sich Messalina und die Freigelassenen der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenstellen, und verübten ungestraft an dem Leben und Vermögen der römischen Bürger die größten Schandthaten. Nach dem Tode der Messalina heirathete er die Agrippina, die ihn, weil sie den Plan, den Domitius Nero zu adoptiren, nicht durchsetzen konnte, im J. 54 durch ein Gericht vergifteter Pilze ums Leben brachte, und um den Verdacht von sich abzuwenden, ihn prachtvoll bestatten und vergöttern ließ. Seine Vergötterung gab dem Philosophen Seneca Veranlassung zu einer Schmähschrift „Apokolokyntosis". — Claudius II., Marcus Aurelius, ward nach Gallien's Ermordung 268 n. Ch. zum röm. Kaiser gewählt. Er war ein glücklicher Feldherr, suchte in dem völlig zerrütteten Reiche wieder Ordnung zurückzuführen, und seine Grenzen gegen die Einfälle der Barbaren zu sichern. Er schlug die von Rhätien in Italien eindringenden Alemannen am Gardasee (Lacus benacus), die Gothen, die Thracien, Macedonien und die Küsten Griechenlands verwüsteten, 269 bei Naissos in Obermösien, wodurch er sich den Beinamen Gothicus erwarb, starb aber schon im folgenden Jahre zu Sirmium an der Pest.

Claudius, Matthias, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bote, ein trefflicher Volksschriftsteller, ward im Flecken Rheinfeld im Holstein'schen in der Nähe von Lübeck am 15. August 1740 geboren. Nachdem er in Jena seine Studien vollendet hatte, zog er als Privatmann nach Wandsbeck bei Hamburg, ward 1776 Oberland-Commissär

in Darmstadt, kehrte aber, da anhaltende Amtsgeschäfte ihm nicht zusagten, 1777 nach seinem lieben Wandsbeck zurück. Auf die Verwendung des Grafen von Bernstorff erhielt er das Jahr darauf die leichte Stelle eines Revisors bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona, behielt aber seinen Wohnsitz im nahen Wandsbeck bei. Schon 1775 begann er seine sämmtlichen poetischen und prosaischen Aufsätze, die früher im „Wandsbecker Boten" und andern Zeitschriften abgedruckt waren, nebst mehreren noch ungedruckten unter dem Titel: „Asmus, omnia sua secum portans" oder „Sämmtl. Werke des Wandsbecker Boten" (8 Bde. Hamb. 1774—1812, neueste Aufl. 1838) zu sammeln. C. gehörte zu der geringen Zahl deutscher Schriftsteller, die mit Bewußtsein auf das Volk zu wirken suchten, und es zu belehren verstanden, während sie es zugleich unterhielten. Er ist populär und gemein verständlich, und doch zugleich auch für die Gebildeten nicht ungenießbar; seine Sprache ist rein und doch geistvoll, sein Witz volksthümlich, doch nie gemein und flach, und wenn auch seine Ungezwungenheit oft in Nachlässigkeit, seine Originalität in sprachliche Bizarrerie und Gesuchtheit ausartet, so werden diese Mängel durch eine überwiegende Zahl von Vorzügen bei Weitem überboten. Auch für die Erweckung eines nationaldeutschen Sinnes hat C. viel gethan, und von seinen Liedern sind manche, wie das Rheinweinlied, von ausgezeichneten Tonkünstlern componirt und populär geworden. Am Ende seines Lebens neigte er sich etwas zur Mystik hin, und verläugnete einigermaßen seine frühern Ansichten über Preßfreiheit und Volksaufklärung. C. stand in inniger Verbindung mit Voß, den beiden Stolberg, Klopstock und Gleim, die ihn alle schätzten und liebten, und starb am 12. Jan. 1815 im Hause seines Schwiegersohnes, Perthes zu Hamburg. Uebersetzt hat er noch außerdem Therasson's „Sethos," Ramsey's „Reisen des Cyrus," St. Martin's Schrift „Ueber Irrthum und Wahrheit," und Fenelon's „Werke religiösen Inhalts."

Clause heißt ein enger, zur Vertheidigung eingerichteter Gebirgspaß, durch den man aus einem Lande in das andere gelangt. Das feste Schloß Clausenburg in Siebenbürgen ist aus solchen Befestigungen hervorgegangen, wenn auch jetzt die Grenze des Landes weiter vorgeschoben ist. In den Alpen finden sich mehrere solcher Clausen.

Clausel (clausula), kommt her von claudere, schließen, und bedeutet eine in einen Vertrag, Gesetz u. s. w. gleichsam eingeschlossene Nebenbestimmung, wodurch die Hauptbestimmung beschränkt, und eine unter gewissen Bedingungen stattfindende Ausnahme oder Abweichung davon festgesetzt wird. Die C. dienen zur Erlangung von gewissen Vortheilen, zur Verwahrung gewisser Rechte, oder überhaupt als Cautelen (s. d.). Verclausuliren heißt daher, bei Verhandlungen mit andern Menschen sich hinter einer Menge C. gleichsam verschanzen. Ein Mandat cum clausula ist ein bedingter Befehl, Etwas zu thun oder zu unterlassen, wenn man nicht binnen einer gesetzlichen Frist gegründete Ursache des Gegentheils nachweist; ein Mandat sine clausula ist ein unbedingter Befehl. Clausula cassatoria heißt die Bestimmung, daß in irgend einem Falle die ganze Verhandlung als ungeschehen angesehen werden solle. Die C. „sammt oder sonders" giebt mehreren Bevollmächtigten das Recht, auch einzeln zu handeln.

Clausel de Coussergues, Jean Claude, wurde gegen 1765 zu Coussergues geboren, und versah die Stelle eines Rathes am cour des aides zu Montpellier, als ihn die französische Revolution zwang, diese Functionen aufzugeben. Deshalb ward er der Revolution feind, wanderte aus, vertauschte die Robe mit dem Degen, und diente einige Zeit unter der Armee von Coblenz. Unter der Consularregierung kehrte er nach Frankreich zurück. Ein von ihm angefangener Buchhandel mißglückte; allein Cambacérès Fürsprache verschaffte ihm eine Anstellung beim Appellationshofe von Montpellier als Rath. 1808 sandten ihn die Wähler von Aveyron in den gesetzgebenden Körper. Als das Glück Napoleon den Rücken kehrte, trat C. in die Reihen der Opposition, und sprach sich zu Gunsten der alten Monarchie aus. Als Mitglied der Deputirtenkammer zeichnete er sich vornehmlich durch seine Rede über die Naturalisation aus. Nach der zweiten Restauration wurde er Rath am Cassationshofe, und aufs Neue zum Deputirten durch sein Departement erwählt, war er eines

der eifrigsten Mitglieder der Majorität in der sogenannten chambre introuvable (s. d.). Man sah ihn allmälig jeden Plan wider die Preßfreiheit und die Errichtung von Prévotalhöfen unterstützen. Auch nach den Ordonnanzen vom 5. Sept. 1816 wurde C. wieder Mitglied der Deputirtenkammer, wo er, auf der äußersten Rechten sitzend, mit Villèle und Labourdonnaye gegen die Minister stimmte, und das Wahlgesetz bekämpfte. Als der Herzog von Berry ermordet worden war, verlangte er, daß Decazes als Ministerpräsident in Anklagestand versetzt werde, indem er seines Liberalismus wegen an jener Mordthat schuldig sei, was viel zum Sturze jenes Ministers beitrug.

Clausewitz, Karl von, ein ausgezeichneter preußischer General und Militärschriftsteller, geb. am 1. Juni 1780 in Burg, erhielt eine sehr mangelhafte Erziehung, und trat, kaum 12 Jahr alt, schon als Fähnrich in das Infanterieregiment Prinz Ferdinand. Hier machte er die Feldzüge am Rhein in den Jahren 1793 und 1794, fand aber erst in der Berliner Kriegsschule, die er 1801—1813 besuchte, Gelegenheit, sich wissenschaftlich auszubilden. Scharnhorst war es, der die ganze Anstalt beseelte, und die ausgezeichnetsten Einrichtungen leitete, ihm verdankte C. seine gründlichen Kenntnisse und seine ganze militärische Bildung. 1806 Adjutant des Prinzen August, ward er gemäß der Prenzlower Capitulation nach Frankreich gebracht. Später war er als Major im Generalstabe unter Scharnhorst mit den Vorbereitungen und Rüstungen beschäftigt, die in der Stille dem Kriege vorarbeiteten. Zugleich unterrichtete C. den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich von Holland in den Militärwissenschaften. Als der Krieg in Rußland begann, trat er in russische Dienste, und ward später zu dem Wittgensteinschen Corps an der Düna versetzt. Dies führte den glücklichen Schlag gegen die Truppen des Marschall Macdonald aus, und als in Folge dieses Ereignisses York sich zum Unterhandeln entschied, war C., wie es York's Wunsch gewesen, der Unterhändler. Während des Feldzuges von 1813 war er bei dem russischen Generalstabe in Blüchers Hauptquartiere, und schrieb hier während des Waffenstillstandes, von Gneisenau besonders veranlaßt, eine „Uebersicht des Feldzuges vom Jahre 1813" (Leipzig 1814). Das Werk erwarb sich das Lob aller Einsichtigen, und geraume Zeit galt Gneisenau selbst als Verfasser. Hierauf wurde er Chef des Generalstabes bei der russisch-deutschen Legion, die an Wallmoden sich anschloß, und als solcher zeichnete er sich in dem Treffen bei der Görde bedeutend aus. 1815 kehrte er in die preußischen Dienste zurück, und ward Chef des Generalstabes bei dem dritten Armeecorps, das Thielemann commandirte. Nach geschlossenem Frieden war C. erst bei dem Generalcommando am Rheine, später als Director der allgemeinen Kriegsschule in Berlin angestellt, wurde 1830 zur Artillerie versetzt und später Chef des Generalstabes des Feldmarschall Gneisenau. Er starb an der Cholera am 16. Nov. 1831 zu Breslau. Seinem Willen gemäß erschienen seine „Hinterlassenen Werke über Krieg und Kriegführung" (10 Bde., Berl. 1831—37) erst nach seinem Tode. Vorzüglich geschätzt wurden seine Werke „Vom Kriege", der „Feldzug von 1796 in Italien", die biographische Skizze „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst" und „Der Feldzug von 1815."

Clausur, eigentlich Verschließung oder Versperrung, heißt insbesondre das Verbot, wornach Mönche oder Nonnen ohne besondre Erlaubniß ihrer Obern den Bereich der Klostermauern nicht überschreiten, und überhaupt nicht mit den Weltleuten in Verkehr treten dürfen. Daher stammt auch die Benennung Klöster oder Claustra. Solche Verbote mußten häufig erneuert werden, da die Mönche viel List anwandten, um sie zu umgehen. Das gezwungene Zusammenleben der Canonici im Stiftsgebäude heißt ebenfalls Clausur. — Clausurarbeiten heißen die Probearbeiten, welche Candidaten bei verschlossenen Thüren fertigen müssen.

Clauzel, Bertrand, Graf von, französischer Marschall, geboren am 12. Dec. 1772 zu Mirepoix im Departement Arriège, diente mit Auszeichnung in dem republikanischen und kaiserlichen Heere, und nahm an vielen Siegen Napoleons in Italien und Deutschland 1809 Theil, so wie er in Spanien, wohin ihn Napoleon während des Feldzugs nach Rußland geschickt hatte, eine Zeit lang sogar Oberbefehlshaber des Heeres war. Ludwig XVIII.

ernannte ihn nach der Restauration zum Generalinspector der Infanterie, aber seine Anhänglichkeit an Napoleon trieb ihn nach dessen Rückkehr sogleich wieder zu ihm. Napoleon sandte ihn in die Vendée gegen die Anhänger der Bourbons. Nach der Schlacht bei Waterloo entwich C. nach Amerika, und wurde in Paris durch Ordonnanz als Verräther an König und Vaterland in contumaciam zum Tode verurtheilt. Gegen das Urtheil verfaßte er eine Selbstvertheidigungsschrift „Exposé justicatif de la conduite politique de M. le lieutenant-général comte C. depuis le rétablissement des Bourbons en France jusqu'au 24 juillet 1815“ (Par. 1816). Erst 1819 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, und trat als Deputirter in der Kammer auf Seiten der Opposition, so wie er einer der 221 war, welche die berühmte Adresse an Karl X. unterzeichneten. Nach der Julirevolution, die er auf jede Weise unterstützte, erhielt er das Commando in Algier (s. d.), wo er die dreifarbige Fahne aufpflanzte, einige unbedeutende Kriegszüge unternahm, aber schon zu Anfang des nächsten Jahres wieder vom Generalcommando abberufen wurde. Gegen mehrere Anklagen, die man ihm in Bezug auf seine Verwaltung machte, vertheidigte er sich in der Broschüre „Observations du général C. sur quelques actes de son commandement à Alger“ (1831). Der König ernannte ihn aber im Juli 1831 zum Marschall. C. blieb als Deputirter in Paris, und wohnte auf Seiten der Opposition den Kammerverhandlungen bei. Hier war seine Wirksamkeit eine höchst unbedeutende, denn ihm fehlte es an allem Rednertalent und an der Ruhe, mit der administrative und Regierungsangelegenheiten von allen Seiten untersucht und klar dargelegt werden wollen. Nur bei Verhandlungen über entschieden demokratische Maßregeln, wie über Aufhebung der erblichen Pairie und Mobilisirung der Nationalgarden, so wie bei den Debatten über die algierischen Angelegenheiten ließ er seine Stimme mit Nachdruck, wenn gleich in wenig rednerischen Vorträgen, vernehmen. Während er in dem unumschränkten Militärdespotismus das alleinige Mittel zur Erhaltung, Verbreitung und Befestigung der Herrschaft in Algier fand, und diese Ansicht selbst in einer zweiten Flugschrift „Nouvelles observations de M. le maréchal C. sur la consolidation d'Alger“ (Par. 1833) weiter ausführte, nannte er in der Kammer 1834 das Gesetz, welches die Napoleoniden aus Frankreich verbannt, ein ungerechtes, das zu widerrufen die neue Dynastie sich beeilen müsse. Hier vertheidigte er demokratische Principien, dort die autokratische Gewalt, die ihrem persönlichen Ruhme die Freiheit des Volkes opferte. Er verwickelte sich in Widersprüche, die räthselhaft erscheinen müßten, wenn wir nicht sähen, daß Frankreich selbst sich damals zwischen Widersprüchen und planlosem Hin- und Herfahren herumtrieb. Noch einmal glaubte die Regierung C. zum Generalcommandanten von Algier wählen zu müssen, im August 1835 sandte sie ihn nach Afrika, mit dem Auftrage, die Ruhe in der Regentschaft wieder herzustellen, die durch die schwache Philanthropie des alten Grafen Drouet d' Erlon gefährdet schien. Mit vielversprechenden Worten setzte C. den Fuß auf die afrikanische Erde, und ringsum in der ganzen Regentschaft erwachte Kriegsgetümmel, als hätte der neue Befehlshaber den Atlas stürmen und ganz Afrika bezwingen wollen. Doch seine Siege waren Niederlagen, und sein Zug gegen Konstantine (s. d.) war ein verwegenes Spiel mit dem Glücke der Waffen. Er wurde 1837 zurückberufen, und ging in Paris schweren Anklagen entgegen. Die Regierung sandte eine Commission nach Algier, die Amtsverwaltung C.'s zu untersuchen; der darauf erstattete Bericht „Funfzehn Monate der Verwaltung des Marschalls C.,“ welcher auch in deutsche Zeitungen übergegangen ist, brachte einen Haufen von Beschwerden zu Tage, so daß die Regierung fast erröthete, einen solchen Agenten als ihr Organ nach Algier geschickt zu haben. C. suchte sich in Zeitungen, in der Deputirtenkammer und in einer Flugschrift „Explications du maréchal C.“ (Par. 1837) zu rechtfertigen, aber der Schleier war einmal gehoben; man sah wie C. die Journale zu Lobrednern seiner Fähigkeiten und Verwaltung gedungen hatte, und die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als einen irregeleiteten und selbstsüchtigen Intriguanten. Im Laufe desselben Jahres sprach man davon, daß C. als Oberfeldherr der Königin Christine nach Spanien gehen werde, allein die Unterhandlungen zerschlugen sich. Im Jahre 1838 erschien C. wieder, als Deputirter in der Kammer, auf den Bänken der Opposition, ohne

besonders hervorzutreten. Er starb in der Nacht vom 20. zum 21. April 1842 zu Toulouse.

Clavicembalo oder Cembalo d'amour ist ein dem Clavier ähnliches Saiteninstrument, das Silbermann in Freiberg zu Anfang des 18. Jahrh. erfand, jetzt aber in Vergessenheit gekommen ist. — C. oder Cembalo angelico war früher der Name für Clavier oder den Kielflügel.

Clavier heißt ein Tasteninstrument, dessen Ton durch Metallstäbchen, welche aufrecht auf den Clavis stehen, und die horizontal liegenden Metallsaiten berühren, hervorgebracht wird. Unter allen Tasteninstrumenten läßt es den ausdrucksvollsten Vortrag zu. Es ist aber in neuerer Zeit durch den volleren, stärkeren Ton des Pianoforte verdrängt worden, und wenn die jetzt noch vorhandenen alten Claviere verbraucht sind, wird wahrscheinlich die Gattung überhaupt verloren gehen. Es soll von Guido von Arezzo im 11. Jahrh. erfunden sein. Die berühmtesten Clavierbauer waren Silbermann, Horn, Moß, Voit u. A. Abarten des C. waren Clavichord, Clavicylinder, Clavicytherium, Clavierharfe, Clavierorgel, Clavierharmonica, Claviergambe u. dgl. m., die zu verschiedenen Zeiten erfunden, aber nie in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Am meisten Aufsehen machte der von Chladnis erfundene Clavicylinder, bei welchem Glas sowohl der klingende als auch der jenen durch Reibung in Schwingung setzende Körper ist.

Clavierauszug ist der auf den Vortrag durch das Clavier oder Pianoforte zurückgeführte wesentliche Inhalt eines für mehrere Instrumente componirten Musikstücks. In neuerer Zeit hat man auch angefangen, den Gesang auf den Claviervortrag zurückzuführen, oder Clavierauszüge ohne Gesang aus Gesangmusik zu machen.

Clavier- oder Discantschlüssel, s. Schlüssel.

Clavière, Etienne, wurde am 27. Januar 1735 zu Genf geboren, wo er in seiner Jugend Banquiergeschäfte trieb. Später ließ er sich in Paris nieder, um den Verfolgungen zu entgehen, die seine Ansichten, in Folge der in seiner Vaterstadt ausgebrochenen Unruhen, ihm zuzogen. Geschickt in seinen Finanz-, und vorzüglich in seinen Börsenspeculationen, sammelte er in Frankreich bald ein beträchtliches Vermögen, wurde aber hier durch seine Grundsätze in den Strudel der Revolution gezogen. Die Gegner der alten Monarchie zählten ihn in ihren Reihen, wo er sich bald durch seinen Haß gegen den Hof und durch eine bittere Kritik der Finanzoperationen seines Landsmanns Necker bemerkbar machte. Als die Patrioten von 1789 sich trennten, trat C. unter die Banner der Republikaner, und wurde 1791 durch die Pariser Wähler zum stellvertretenden Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung ernannt, in welche er nach Monneron's Abgange eintrat, und ward bald in das Ministerium der Finanzen berufen. Er theilte mit seinem Collegen Roland das Schicksal der Girondisten, deren Partei er ergriffen hatte, und mußte am 20. Juni 1792 sein Portefeuille abgeben; doch erklärte die gesetzgebende Versammlung, daß er die Achtung und das Bedauern mit sich nähme. Die Hoffnung der gestürzten Minister, nach dem 10. Aug. ihr voriges Ansehen wieder zu erlangen, schlug fehl; denn die Bergpartei hatte sich der Gewalt bemächtigt. C. wurde angeklagt, auf den Vorschlag Couthon's am 2. Juni 1793 mit Lebrun verhaftet, und vor das Revolutionstribunal gestellt. Er kam aber dem Urtheile zuvor, indem er sich am 3. Dec. 1793 selbst den Tod gab. Seine Frau tödtete sich zwei Tage später durch Gift. C. war Verfasser mehrerer gehaltvoller Schriften über das Finanzwesen, z. B. „Du numéraire métallique," arbeitete an mehreren Journalen, wie an der „Chronique de Paris," und hatte auch Antheil an dem Werke „De la France et des États-Unis."

Clavijo y Fajardo, Don José, verdankte seine Berühmtheit dem traurigen Handel mit Beaumarchais. Er lebte geachtet als einsichtsvoller und für das allgemeine Beste eifrig bemühter Mann zu Madrid, wo er 1762—1767 ein auch ins Deutsche übersetztes (Bremen 1781) Wochenblatt „El pensador" herausgab, das mit glücklichem Erfolge für die Aufklärung des Volks arbeitete. Da raubte ihm das unglückliche Duell mit

Karl Beaumarchais, dessen Schwester Maria er geliebt und dann verlassen hatte, zwar nicht das Leben, aber seine öffentliche Stellung, und die Achtung, deren er früher genoß. In der größten Zurückgezogenheit lebte er zu Madrid, wo er später Director des Theaters de los Sitios, und dann Vicedirector des Naturaliencabinets war; als solcher starb er 1806. Von 1773 an hatte er die Redaction des „Mercurio historico y politico de Madrid" übernommen, außerdem übersetzte er Büffon's „Naturgeschichte" (Madr. 1786—1790, 12 Bde.). Beaumarchais und nach diesem Göthe in seinem Trauerspiele „Clavigo" entwirft ein ganz anderes Bild von dem Charakter C.'s, als dieser wirklich hatte, denn er war ein Mann von hellem Verstande, sanften Sitten und aufrichtigem Herzen.

Clavis heißt beim Clavier und ähnlichen Instrumenten so viel als Taste. Durch ihren Anschlag werden die Saiten berührt, und sie sind an dem Ende, wo sie von den Fingern berührt werden, mit Knochen oder Elfenbein belegt. Claviatur ist der Inbegriff sämmtlicher Tasten. — C. Schlüssel (s. d.), ein Zeichen, welches auf eine der 5 Linien des Notensystems gesetzt wird, um die Höhe oder Tiefe der Notenzeichen zu bestimmen; man gebraucht diese Bezeichnung nur noch selten für Schlüssel.

Clay, Henry, ein ausgezeichneter Staatsmann der nordamerikanischen Freistaaten, geb. am 12. April 1777 zu Hanover in Virginien, verlor schon als Kind seinen Vater, einen armen Prediger, und erhielt bei einem Advocaten eine nothdürftige Erziehung. Nachdem er die Rechte studirt und die Rechtspraxis begonnen hatte, ließ er sich zu Lexington in Kentucky nieder, und erwarb sich hier bald ein solches Ansehen, daß er 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur erwählt wurde. Im Jahre 1806 sandte ihn die Gesetzgebende Versammlung als Senator der Vereinigten Staaten in den Congreß. Nach seiner Zurückkunft wurde er wieder als Repräsentant in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, und versah 2 Jahre lang das Amt eines Sprechers. Im Jahre 1809 ward er wieder als Senator auf 2 Jahre nach Washington gesandt, 1811 als Repräsentant in den Congreß, und hier zum Sprecher ernannt. Monroe wählte ihn im Jahre 1814 nebst Jonathan Russel zum Mitgliede der noch außerdem von John Quincy Adams, Albert Gallatin und James Bayard zusammengesetzten Commission, welche zu Gent mit Großbritannien einen Friedensvertrag unterhandeln sollte, zu dessen glücklichem Abschlusse C. nicht wenig beitrug, eben so wie er zu London ausgezeichnet wirkte, wohin er mit Adams gegangen war, um mit der englischen Regierung einen Handelsvertrag zu stipuliren. In sein Vaterland zurückgekehrt, sprach C. im Repräsentantenhause nunmehr mit großer Energie zu Gunsten der südamerikanischen Republiken, und bewog den Congreß, sich gegen jede Einmischung der Mächte Europas zu Gunsten Spaniens zu erklären. Sein wachsender Einfluß gab ihm gegen Ende des Jahres 1824 den Muth, sich um die Präsidentschaft zu bewerben, da er jedoch einsah, daß seine 3 Mitbewerber, Jackson, Adams und Crawfurd, ihn an Talenten, Alter und Dienstleistungen überlegen waren, so verband sich C. durch ein geschicktes Manoeuvre mit demjenigen dieser drei Candidaten, welcher rücksichtlich der Stimmen den zweiten Rang unter ihnen einnahm. So wurde, indem sich die Anhänger C.'s mit denen Adams' verbanden, dieser gewählt, welcher auch nicht säumte, sich gegen C. erkenntlich zu beweisen, indem er ihn zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten 1825 ernannte. Dieser Schritt kostete ihm seine Popularität. Während der Präsidentschaft Adams' war seine politische Wirksamkeit sehr beschränkt, als aber 1828 Jackson zum Präsidenten gewählt worden war, und C. vom Staate Kentucky als Senator in den Congreß geschickt wurde, trat er zuerst mit Webster, dann mit John C. Colhoun an die Spitze der Opposition. Jetzt trat er mit seiner Theorie der innern Verbesserungen, dem sogenannten amerikanischen oder Absperrungssystem, und dem System der hohen Eingangszölle zum Schutz amerikanischer Manufacturen hervor. Auch vertheidigte er eifrig die von Jackson heftig angegriffene Nationalbank, sah aber seine Bestrebungen an der Entschlossenheit und Popularität Jacksons scheitern. In den Jahren 1835, 1840 und 1845 wurde er von den Ultraföderalisten oder Whigs zum Candidaten der Präsidentschaft vorgeschlagen, unterlag aber stets.

Clearinghaus ist eine Art Börse in London, welche 1773 die Bankiers in

London errichteten, um daselbst gegenseitig abzurechnen, und dadurch das Einkassiren zu ersparen. Im C. hat jeder Bankier einen Schubkasten, in welchen zu bestimmten Stunden die Commis die Wechsel auf jedes Haus legen, und dagegen unter getrennten Rubriken diejenigen Wechsel notiren, welche in die ihrigen gethan worden sind. Dies geschieht gewöhnlich um 12 und um 3 Uhr. Von 4 Uhr an wird Nichts mehr angenommen. Jeder Commis addirt darauf beide Seiten seines Bilanzblattes, und zieht den Saldo. Will man einen Wechsel nicht bezahlen, so schreibt man die Ursache darauf, und legt ihn in den Schubkasten des Hauses, das ihn präsentirt hat; doch muß dies noch vor 5 Uhr geschehen, da er nach dieser Zeit nicht mehr zurückgenommen wird. Um 5 Uhr begeben sich die Commis in ihre Häuser, um zu sehen, ob ihre Bilanz mit den Büchern stimmt, und wo es nöthig sein sollte, Geld zu heben. Nach einer halben Stunde kehren sie zurück, lassen ihre Bilanzblätter von 2 angestellten Inspectoren prüfen, und als richtig unterzeichnen, und zahlen den Ueberschuß an die betreffenden Häuser aus. Die unter 5 Pfd. St. stattfindende Differenz bleibt bis zum nächsten Tage unberichtigt; auch Wechsel, die nach 4 Uhr eingehen, kommen erst am folgenden Tage zur Abrechnung, sobald der Bezogene sie anerkannt hat. Durch diese Einrichtung ist der Geldverkehr in London sehr erleichtert worden; da die Auszahlung großer Summen hierdurch vermieden wird. Oft belaufen sich die Durchschnittsbeträge der täglich daselbst bezahlten Wechsel auf mehrere Millionen Pfund Sterling.

Cleef, Joseph van, geb. 1480 zu Antwerpen, mit dem Beinamen der Narr, war einer der vorzüglichsten Maler seiner Zeit; besonders ist sein Colorit so ausgezeichnet schön, daß man es den berühmtesten Meistern in Italien gleichstellen kann. Er soll aus übertriebener Eigenliebe wahnsinnig geworden sein. — Johann van C., geb. 1646 zu Rom, war ein Schüler Crayers, gehört als Maler zur flandrischen Schule, und war einer der vorzüglichsten Meister derselben. Seine Werke, welche sich denen Poussin's nähern, zeichnen sich vorzüglich durch schöne Zeichnung und Colorit aus. Er starb 1716. In den Kirchen von Gent finden sich viele Gemälde von ihm, auf denen besonders die Kinderköpfe und weiblichen Physiognomien von hoher Schönheit sind.

Cleland, John, geb. 1707, Sohn des Obersten C., wurde sehr jung als Consul nach Smyrna gesandt, von wo er nach Indien ging, das er in Folge einer Zwistigkeit mit den Behörden sehr rasch verlassen mußte. Nach seiner Rückkehr lebte er in England im größten Elende, und wurde wegen Schulden verhaftet. Veranlaßt durch den gewinnsüchtigen Buchhändler Ralph Griffiths schrieb er für 20 Guineen den berüchtigten Roman „The woman of pleasure", der dem Verleger 10,000 Pf. Sterl. einbrachte. C. aber wurde in Anklagestand deshalb versetzt, doch mit Rücksicht auf seine dürftigen Umstände freigelassen. Um ihn zu retten, gab ihm Lord John Grenville eine Pension von 200 Pf. Sterl., welche er bis an seinen Tod, den 23. Januar 1789, genoß. Unter seinen übrigen Schriften ist noch sein „Mann von Ehre" zu erwähnen, den er zur Sühne des vorgedachten Buches schrieb,

Clémence-Isaure, geb. 1464 auf dem Schlosse ihres Vaters bei Toulouse. Früh verlor sie ihren Vater, und wuchs, von der Mutter dem Himmel geweiht, in Unschuld und Frömmigkeit auf, als sie Raoul, den natürlichen Sohn des Grafen von Toulouse, kennen und lieben lernte. Die Liebenden verständigten sich bald, aber, eingedenk des mütterlichen Gelübdes, erlaubte sich C. kein Gespräch, sondern drückte nur durch Blumen, die sie in eine Spalte der Mauer legte, welche die Gärten der Nachbarhäuser von einander trennte, ihre Gefühle aus. Bald endete das stille Glück der Liebenden. Raoul zog mit seinem Vater, Raymund von Toulouse, in den Kampf gegen Maximilian von Oesterreich, und Beide fielen in der Schlacht bei Guinegaste. Clémence flüchtete den Schmerz der Liebe in den Frieden des Glaubens, und kein Verlangen band sie an das Leben, als sie das Klostergelübde aussprach. Aber des liebenden Sängers vergaß sie auch hier nicht, ein bleibendes Denkmal wollte sie ihm errichten. Zu Anfange des Jahrhunderts war von 7 Troubadours zu Toulouse ein Liederfest gegründet worden, aber längst jetzt eingegangen. Diese

Liederfeste erneuerte Clémence, und da die Blumen, die sie an Raoul gegeben, in Gold und Silber gebildet, der Preis der Sieger waren, nannte sie diese Spiele Jeux floraux. Der erste Mai war der Tag der Preisvertheilung. Eine Ode, in der sie zu den Spielen einlud, und den Frühling besang, erwarb ihr den Namen der toulousischen Sappho. Ihr ganzes Vermögen verwendete Clémence auf diese Spiele zum Andenken des Geliebten. Ihre Dichtungen erschienen zu Toulouse 1522.

Clemencin, Diego, spanischer Staatsmann und Gelehrter, geb. am 27. Septbr. 1765 zu Murcia, studirte in dem dortigen Collegium zu San-Fulgencio, und wurde 1788 Erzieher der Söhne des Herzogs von Benavente in Madrid. Bald verbreitete sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit, er wurde Mitglied der ersten wissenschaftlichen Vereine der Residenz, die Akademie der Geschichte ernannte ihn zu ihrem beständigen Secretär, und die königlich-spanische Akademie übertrug ihm die Redaction der lateinischen Erklärungen der Wörter in den neuen Ausgaben ihres Wörterbuchs. Seit 1807 war er Hauptredacteur der „Gaceta de Madrid“, mußte 1808 seines Patriotismus wegen vor den Franzosen flüchten, blieb aber fortdauernd zu Gunsten Ferdinand's VII. thätig. Im J. 1812 wurde er Official des Staatssecretariats, 1813 wirklicher Secretär des Königs, und in demselben Jahre zum Deputirten für die Cortes gewählt. Die 1813 eingetretene Reaction verdrängte ihn aus seinen Aemtern, die er erst 1820 wieder erhielt. Bald darauf wurde er zum Sectionschef der Regierung ernannt, und in den Cortes des genannten Jahres erhielt er zweimal das Amt des ersten Secretärs und ein Mal das eines Präsidenten derselben. Im J. 1822 wurde er Staatssecretär des Colonialministeriums, und erhielt nach der Krisis vom 7. Juli auch die Verwaltung des Ministeriums des Innern. Am 5. Aug. wurde er seiner Aemter entlassen, 1823 aus der Residenz verbannt, und lebte darauf, auf seinem Landgute in der Provinz Guadalaxara, literarischen Arbeiten und der Beschäftigung des Landbaues. Im Jahre 1827 erhielt er die Erlaubniß, nach Madrid zurück zu kehren, und wurde zu verschiedenen Missionen und Berathungen hinzugezogen. Im J. 1833 ward er Honorarrath beim obersten Finanztribunal, dann königlicher Oberbibliothekar und 1834 Censor, Procer des Reichs und Secretär der ersten Kammer. Er starb am 30. Juli 1835 an der Cholera. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen, sein treffliches „Elogio de la reina Isabel la Católica“ sein „Quijote comentado“ (6 Bde., Madrid 1833—39, 4.) und seine „Lecciones de gramática y ortographia castellana“ (Madrid 1842).

Clemens, Titus Flavius, nach Einigen geboren zu Athen, noch Andern zu Alexandrien, daher der Name Alexandrinus, anfangs heidnischer Philosoph, und später, nachdem er zum Christenthume übergetreten, einer der berühmtesten Lehrer der christlichen Kirche, unter der Regierung des Commodus und Septimius Severus. Den Unterricht im Christenthume verdankt er nach seiner eigenen Aussage, mehreren Lehrern, die er auf seinen Reisen in Griechenland, Unteritalien, Palästina und Aegypten kennen gelernt hatte; daher seine Bekanntschaft mit griechischer und morgenländischer Weisheit, ägyptischer Theologie, palästinensischen und ägyptisch-gnostischen Ansichten vom Christenthume. Als sein Lehrer Pantänus auf Befehl des Bischofs von Alexandrien eine Bekehrungsreise nach Indien (dem östlichen Arabien) unternehmen mußte, wurde er an dessen Stelle Vorsteher der katechetischen Schule und Presbyter der Alexandrinischen Gemeinde. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise wurde Pantänus wieder Vorsteher jener Schule, und blieb es bis an seinen Tod, wo nun zum zweiten Male Clemens dessen Stelle einnahm. Von seinen Schülern war der berühmteste, Origenes, welcher bei der Christenverfolgung 202 n. Chr., die den Clemens zur Flucht nöthigte, an dessen Stelle trat. Durch diese 3 Männer wurde das Ansehen der Alexandrinischen Schule ungemein erhöht. C. hat viele Werke geschrieben, von denen folgende 3 in griechischen Handschriften auf uns gekommen sind: 1) *Λόγος προτρεπτικὸς πρὸς Ἕλληνας*, Ermahnungsrede an die Hellenen (heidnische Griechen), zum Christenthume überzugehen; 2) *Παιδαγωγὸς*, der Erzieher, in 3 Büchern, eine Darstellung der christlichen Sittenlehre; 3) *Στρωματεῖς*, Teppiche,

das berühmteste Werk. von C. selbst, „Teppiche gnostischer Abhandlungen über die wahrhafte Philosophie (d. i. das Christenthum)" genannt; und zwar Teppiche deshalb, weil es als ein buntes Gewebe von Abhandlungen aller Art sich darstellt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese Schriften eine Nachahmung der Grade in den griechischen Mysterien sind. Der erste war die *Αποκαθαρσις*, die Reinigung vom alten Wesen, daher der *λόγος προτρέπων*, der ermahnende; der zweite die *Μύησις*, die Einweihung, daher der *λ. παιδαγωγῶν*, der leitende, bildende; der dritte die *Εποπτεία*, die Anschauung, daher Bekanntmachung mit dem Wesen der christlichen Erkenntniß durch die *Στρωματεῖς*. Ueberhaupt geben C.'s Schriften wichtige Aufschlüsse über den damaligen Zustand der Wissenschaften, und enthalten viele Nachrichten und Bruchstücke von Werken des Alterthums, die nicht bis auf uns gekommen sind. C. führte die eklektische Philosophie in das Christenthum ein, und wollte durch sie den Autoritätsglauben zur Erkenntniß (Gnosis) der Glaubensperiode erheben. Dadurch und durch seine philosophische Exegesis dem verlorengegangenen Werke „Hypotyposes" hat er sich später den Ruf eines Ketzers zugezogen, und ist von den Rechtgläubigen aus der Liste der Heiligen gestrichen worden. Sein „Hymnus auf den Erlöser" (herausgegeben von Piper, Gött. 1835) zeigt ihn auch als christlichen Dichter. Die erste griechische Ausgabe seiner Werke besorgte Petrus Victorius, (Florenz 1550); eine verbesserte Friedrich Sylburg, (Heidelberg 1592); die vollständigste mit der Homilie: „Quis dives salvetur" der Bischof von Oxford, W. Potter (Oxford 1715); die genannte Homilie mit verbessertem Texte und Anmerkungen von Karl Segaar (Utrecht 1838). Vgl. Eylert „C. von Alexandrien als Philosoph und Dichter" (Berl. 1832).

Clemens ist der Name von 17 Päpsten, unter denen drei, als schismatische, in der römischen Kirche nicht gezählt werden. — Clemens I., auch Clemens Romanus (von Rom genannt, soll der in den Briefen an die Philipper 4, 3. Erwähnte gewesen sein, und wird deshalb zu den Apostolischen Vätern (s. d.) gerechnet. Von seinem Leben ist uns wenig bekannt. Man erzählt jedoch, er wäre unter der Regierung Trajan's nach dem taurischen Chersones verwiesen, und nachdem er Viele bekehrt, mit einem Anker um den Hals in das Meer geworfen worden. Er soll 100 oder 102 gestorben sein. Nach Eusebius und Hegesippus schrieb er einen Brief an die Korinther (übersetzt von Wocher, Tüb. 1830). Der zweite, den man ihm beilegt, ist unecht. Vergl. Epist. pontif. rom. rec. Const. ed. Schoenemann. Göttingen 1796. 1. p. 6 seq. auch ed. Wetstein. Leyden, 1750 Fol. Die übrigen ihm zugeschriebenen Werke, wie die „Apostolischen Constitutionen", die „Canones", der romanhafte Bericht über seine Reisen mit dem Apostel Petrus, die in einer doppelten Recension, einmal als 16 griech. Homilien unter dem Titel „Clementinen", dann in einer lateinischen Uebersetzung des Rufinus unter dem Titel: „Recognitiones Clementis" (herausgeg. in Gersdorf's „Biblioth. patr. eccl. lat. sel.", Bd. 1.. Lpz. 1837) vorhanden sind, so wie die Briefe in den Decretalen sind unächt. Eben so irrthümlich ist die darauf gegründete Meinung Kestner's (s. dessen „Agape", Jena 1819), daß C. einen geheimen Weltbund zur Verdrängung des Heidenthums gestiftet habe. — Clemens II., vorher Suidger genannt, war zuerst Bischof von Bamberg, und wurde 1046 durch Heinrich III. Papst, der sich nebst Agnes von Poitou und Aquitanien von ihm krönen ließ. Er gab viele Verordnungen gegen die Simonie, hielt ein Concil zu Rom, und starb, wahrscheinlich von seinem Vorgänger Benedict vergiftet, 1047. — Clemens (III.), vorher Guibert, war Erzbischof von Ravenna, durch Kaiser Heinrich IV., Gegenpapst 1080, wider Gregor VII., und 1084 zu Rom eingesetzt. Er hielt sich unter den Päpsten Victor III. und Urban II., wurde zwar 1089 durch die Römer verjagt, kam 1091 mit einem Heere Heinrich's wieder nach Rom, mußte jedoch 1094 zum zweiten Male flüchten, unterwarf sich Paschalis II. und starb 1100 zu Ravenna. Er wird nicht unter die rechtmäßigen Päpste gerechnet, weil er nur über die dem Kaiser gehörenden Provinzen Deutschlands und Italiens herrschte. — Clemens III., früher Paulus, Cardinalbischof von Präneste, söhnte sich mit Kaiser Friedrich I. aus, ermunterte die europäischen Fürsten zu einem neuen

heiligen Kriege, brachte Sicilien an Herzog Roger's Sohn von Apulien, Tancred, und starb 1091. — C. IV., Guido, geb. zu Saint-Gilles in Languedoc, vermählte sich, zeugte 2 Töchter, wurde Erzbischof von Narbonne, dann Cardinalbischof von Sabina und 1265 auf Betrieb Karls von Anjou Papst. Mit seltenen Talenten ausgestattet, suchte er die Hohenstaufen in Italien zu stürzen, unterstützte deshalb Karl von Anjou, gab ihm gegen Tribut beide Sicilien, kam 1267 nach Viterbo, und bemächtigte sich, nach der Enthauptung Conradin's, der Stadt Rom. Er starb, als er eben sich zum Schiedsrichter zwischen Richard von England und Alfons von Castilien wegen der deutschen Kaiserkrone aufwarf, zu Viterbo 1269. Man hat von ihm 711 Briefe, s. Martine et Durand „Thesaur. Anecdot." (Par. 1717, Fol. T. II.) und 14 Constitutionen im „Bullar. magnum" (T. I.) Vgl. Vita Clem. IV. scr. Claud. Clemens (Leyden 1623, 12). — C. V., vorher Bertrand d'Agoust, war zuerst Erzbischof von Bordeaux, und verdankte seine päpstl. Würde dem Könige Philipp IV. von Frankreich und dessen Einflusse auf die Cardinäle. Er wurde zum Papste 1305 am 5. Juni zu Perugia gewählt, in Lyon gekrönt. Wegen der Bürgerkriege in Italien begab er sich 1309 nach Avignon, und von dieser Zeit an hatte der päpstliche Hof 70 Jahre seinen Sitz in dieser Stadt, welche Zeit die Zeit der babylonischen Gefangenschaft der Päpste genannt wird. In Folge eines geheimen Vertrags sprach er den König und seine Diener von dem Bann los, den Bonifaz VIII. über sie verhängt hatte, erklärte die Strafbullen des Letztern gegen Frankreich für ungültig, und gab dem Könige den geistlichen Zehnten in Frankreich auf fünf Jahre. Er war überhaupt eine Creatur des französischen Hofes, und machte des Königs Günstlinge zu Cardinälen; dagegen vereitelte er Philipps Plan, als dieser seinen Bruder, Karl von Valois, zum deutschen Kaiser erheben wollte. Auf der Synode zu Vienne (1311—1312) sprach er Bonifaz von der Ketzerei frei, und hob zu Gunsten Philipps den Tempelritterorden auf. Er unterwarf Venedig, welches er 1309 mit dem Interdict belegt hatte, mit Hülfe K. Robert's von Neapel, und nahm diesen König, seinen Vasallen, durch drohende Bullen in Schutz, als Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzuge 1311 die kaiserlichen Rechte in Anspruch nahm, und Robert den Besitz von Neapel streitig machte. Nach dem Tode des Kaisers ernannte er Robert 1314 zum röm. Senator und Reichsverweser in Italien. Seinen weitern Plänen zur Unterjochung von Italien trat der Tod entgegen. Er starb am 20. April 1314 zu Roquemaure in Languedoc. Er war ein großer Verschwender, und befleckte sein Leben durch Simonie und Nachsicht gegen die Laster seines Hofes; auch besaß er eine große Schlauheit, und hat als Stuhlsitzer zu Rom keinen guten Namen hinterlassen. — Clemens VI., früher Peter Roger genannt, geboren zu Maumont bei Limoges 1293, seit 1342 Papst, war erst Benedictinerabt zu Fecamp, Bischof von Arras, Rath des Königs von Frankreich und Erzbischof von Sens und Rouen, stiftete 1344 das Königreich der canarischen Inseln, bemächtigte sich 1346 des Demagogen Rienzi, verordnete 1350, das Jubeljahr alle 50 Jahre zu feiern und erließ Bannbullen gegen den Kaiser Ludwig den Bayer, den er durch Karl von Luxemburg 1346 zu verdrängen suchte. 1348 kaufte er von der Königin Johanna von Neapel, die er beschützte, das Gebiet Avignon, suchte die schismatischen Griechen und Armenier mit der katholischen Kirche zu vereinigen, und starb 1352. = Während des Schismas hießen 2 Gegenpäpste Clemens, nämlich Robert, Graf von Genf, Bischof von Cambray, welcher 1378 zu Fondi zum Papste unter dem Namen C. VII. gewählt wurde; mit ihm begann das große Schisma, er lebte von Simonie und Annaten, und starb ruhmlos den 16. Sept. 1394. — Eben so wenig vermochte der Nachfolger Benedict XIII. Aegidius Nuñoz aus Barcelona, 1424 durch drei Cardinäle zum Papste erwählt, unter den Namen Clemens VIII. sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Er residirte bis 1429 zu Peñiscola, wo er abdankte und Bischof der balearischen Inseln ward. — C. VII., Julius von Medici, natürlicher Sohn Julians von Medici, regierte von 1523 bis 1534, wurde von Leo X. als Johanniterprior legitimirt, und war früher Erzbischof von Florenz. Da er mit Franz I. von Frankreich verbunden war, und demselben von seinem Eide, den Frieden von Madrid zu halten, entband,

so ward er in eine sehr unangenehme Lage mit Karl V. verwickelt, indem dieser Rom von seinem Heere plündern ließ. C., der in die Engelsburg geflüchtet war, mußte eine Summe von 40,000 Dukaten zahlen, und 1529 einen sehr nachtheiligen Frieden mit dem Kaiser schließen. Auch mit England verfeindete er sich, weil er gegen Heinrich's VIII. Ehescheidung eine Bulle erließ. Er vermählte 1533 seine Nichte Katharina von Medici mit dem 2. Sohne des Königs Franz I., und starb in dem folgenden Jahre, nachdem er listig den dringenden Forderungen des Königs von Frankreich und des Kaisers, ein Concilium anzusetzen, ausgewichen war. — C. VIII., vorher Ippolito Aldobrandini genannt, aus Fano, früher Legat in Polen, wurde durch den Einfluß des Königs von Spanien Papst, und regierte von 1591 bis 1605. Er zwang den König Heinrich IV. von Frankreich, in die Messe zu gehen, weil die Franzosen nicht glaubten, dem Hugenottenkönige gehorchen zu müssen; doch büßte er für seine Weigerung, den König anzuerkennen, den er erst 1595 absolvirte, durch Beschränkung seiner Gewalt in Frankreich. Auch Venedig vermochte er nicht in die gewünschte Abhängigkeit von seinem Stuhle zu bringen. Dagegen eroberte er 1596 Ferrara, und vereinigte es mit dem römischen Stuhle, vermittelte den Frieden zu Vervins zwischen Frankreich und Spanien, und suchte die Thomaschristen in Ostindien mit der römischen Kirche zu vereinigen. Da er die Dominicaner in der Streitsache de auxiliis gratiae (s. Gnade) begünstigte, und die Kanonisation Loyola's ablehnte, zerfiel er mit den Jesuiten, deren Uebergriffe er auch in England hemmte. Daher wurde ihnen auch sein Tod, der am 5. März 1605 erfolgte, zugeschrieben. Von der Vulgata besorgte er 1592 eine neue Ausgabe, die nach ihm Clementina genannt wurde. — C. IX. früher Giulio Rospigliosi aus Pistoja, war längere Zeit Nuntius am spanischen Hofe und Cardinalsecretär unter Alexander VII., regierte als Papst vom 20. Juni 1667—1669, suchte die theologischen Parteien der Molinisten und Jansenisten 1668 zu vereinigen, und erhielt durch ein Breve vom 28. Sept. 1667 (den sogenannten Clementinischen Frieden), den äußern Frieden unter ihnen, auch verbesserte er die Finanzen. Um den Venezianern Geld zum Kriege gegen die Türken zu schaffen, hob er mehrere Klöster, so auch die geistlichen Orden der Jesuiten, der Chorherren von St. Gregor in Alga zu Venedig und der Brüder des heil. Hieronymus von Fiesole auf. Er suchte den Aachner Frieden zu vermitteln, unterstützte die Gelehrten, und endigte den Streit zwischen Portugal und dem römischen Stuhle, indem er die vom Könige Pedro ernannten Bischöfe bestätigte. Den Waarenhandel der Missionare untersagte er. Er starb den 9. Dec. 1669 vor Kummer über Candias Fall. — C. X., vorher Emilio Altieri, geb. 1591, wurde in seinem 80. Jahre 1670 zum Papste erwählt, begann mit Frankreich den Streit über das Regalrecht, verhinderte das Bündniß der katholischen Fürsten mit Rußland gegen die Türken, feierte 1675 ein Jubeljahr, war dem Adel bei dem Großhandel günstig, verbot nützliche Bücher, um die Leute nicht aufgeklärt zu machen, suchte seine Familie zu hohen Würden zu erheben, und verminderte deshalb die Ausgaben; auch widerrief er sein Verbot der Zollfreiheit, und starb, beherrscht von seinen Nepoten 1676. — C. XI., vorher Giovanni Francesco Albani, geb. 1649 zu Urbino, wurde 1690 Cardinal, 1700 Papst, und ließ sich von den Jesuiten wie ein kleines Kind leiten. Er erdreistete sich, gegen die 1701 neu errichtete Königswürde von Preußen zu sprechen, weil sie ohne seine Genehmigung errichtet war, und Ostpreußen den deutschen Rittern gehörte. Im span. Erbfolgekriege erklärte er sich für die Bourbons, und versagte dem Kaiser Joseph I. bei seiner Thronbesteigung das alte Präsentationsrecht zu den ersterledigten deutschen Stiftspfründen oder das Recht der ersten Bulle. Hierdurch machte er sich viele Feinde, und wurde für seine Arroganz gedemüthigt, denn er mußte dem Kaiser 1709 die Veste Comacchio abtreten, 5000 Mann Truppen seines Heeres entlassen, den Durchzug des kaiserlichen Heeres durch Neapel gestatten, Karl als König von Spanien anerkennen, wodurch er sich mit Philipp V. von Spanien so verfeindete, daß dieser ihm mehrere Jahre seinen Gehorsam versagte. Seine Protestation gegen den Frieden von Altranstädt und den König Stanislaus Lescinsky von Polen wurde nicht beachtet, sein Gesandter beim Frieden zu Utrecht nicht zugelassen, und

sein Bann über Sicilien 1715 gar nicht befolgt. Als die Jesuiten wegen der Mission in China mit den Dominicanern in Streit geriethen, entschied er gegen die Jesuiten. Unter seiner Regierung begann auch der Streit wegen der Constitutio Unigenitus, indem er in der Bulle Unigenitus von 1713 die Ausgabe des Neuen Testaments von Quesnel verdammte, und dadurch die Jansenistischen Streitigkeiten verlängerte. In Portugal erhob er das Erzbisthum Lissabon zu einem Patriarchat, beschränkte in Rom die Quartierfreiheit der Gesandten, vermehrte die oriental. Manuscripte der vatican. Bibliothek, stiftete zu Bologna eine Akademie der bildenden Künste, und starb 1721. Seine Werke (2 Bde., Frankf. 1729) enthalten Bullen, Reden und Briefe. — C. XII., vorher Lorenzo Corsini, geb. zu Florenz 1652, wurde 1706 Cardinal und 1730 Papst, mußte einen 8jährigen Infanten zum Cardinal und Erzbischof von Toledo und Sevilla erheben, Parma von Oesterreich besetzt sehen, spanische Werbungen dulden, 1737 ein Concordat mit Spanien schließen, im Streite über die Quartierfreiheit mit Venedig manches gestatten; auch trat Savoyen wegen der kirchlichen Regalrechte gegen ihn auf, und die Republik St. Marino behauptete gegen ihn ihre Unabhängigkeit. Er machte Versuche zur Vereinigung der Protestanten, und da der Kurfürst von Sachsen Direktor des Corporis Evangelicorum war, so schickte er an denselben 1732 ein Breve, das aber nicht beachtet wurde. Eben so unglücklich war er bei seinen Unionsversuchen mit der griechischen Kirche. Er ließ viele Lotterien errichten, so auch Seminare, die zu heimlicher Proselytenmacherei dienten, gelehrte Mönche in's Morgenland reisen, z. B. den Maroniten Assemanni, welcher eine Menge Handschriften und Münzen für die vaticanische Bibliothek mitbrachte; außerdem verschönerte er Rom durch öffentliche Gebäude, errichtete ein Findelhaus, baute den Freihafen zu Ancona, und starb, große Schulden hinterlassend, 1740. — C. XIII., vorher Carlo Rezzonico genannt, geb. 1693 zu Venedig, wurde 1737 Cardinal, und 1758 durch die Jesuiten und die Kaiserin Maria Theresia Papst. Seine Regierung war eine Reihe von Fehlern, denn er wurde meistens von dem Staatssecretär Torregiani geleitet, und war schwach und ängstlich. Als er einen Legaten zu den Genuesern schickte, um die Kirche zu visitiren, so wurde dieser sehr schlecht behandelt; Rom litt unter ihm von 1764 und 1766 an einer Hungersnoth, und einen tollen Streich beging er, als er 1765 die Bulle bekannt machte, welche anfängt; Apostolicum pascendi munus, worin er den Jesuiterorden als sehr nützlich darstellte, obgleich dieser schon aus Portugal 1759 vertrieben, auch in Spanien und Frankreich aufgehoben werden sollte. Mit Nachdruck trat er gegen die Könige auf, und suchte die Jesuiten auf alle mögliche Art zu schützen, besonders als man sie des 1757 versuchten Königsmordes in Portugal beschuldigte. Als nun die Jesuiten aus vielen Ländern ausgewiesen wurden, so ward der heilige Vater sehr böse, zumal da ihm die Verbannten über den Hals geschickt waren. Seinen Zorn schüttete er besonders über den Herzog von Parma aus, weil dieser nach dem Beispiele der übrigen bourbonischen Höfe einen Gerichtshof eingesetzt hatte, wohin alle Appellationen gehen sollten, die sonst nach Rom gingen. Das schon den 30. Januar 1768 ergangene Breve bedrohte den Infanten mit dem Banne, und die Bulle In coena Domini wurde auf's Neue eingeschärft. Da traten denn die bourbonischen Höfe zum Schutze für den Herzog von Parma auf, und man verlangte die Aufhebung der Jesuiten. Avignon und Venaissin nahm der König von Frankreich, Neapel nahm Benevent und verweigerte den Tribut, und Spanien wies seine Vorbehalte geistlicher Pfründen ab. Während dieser Verluste starb er am 3. Febr. 1769. — Nach seinem Tode wurde nach einem dreimonatlichen Conclave Antonio Ganganelli, geb. den 31. Oct. 1705 zu St. Angelo di Vado bei Rimini, 1769 den 19. Mai zum Papste unter dem Namen Clemens XIV. erwählt. Im Alter von 18 Jahren war er in den Minoritenorden getreten, hatte Theologie und Philosophie studirt, und später diese Wissenschaften mit Erfolg gelehrt. Benedict XIV. ernannte ihn zum Consultor der Inquisition, und Clemens XIII. 1759 zum Cardinal. In den Congregationen, die in Betreff des Herzogs von Parma und den Angelegenheiten der Jesuiten gehalten wurden, sprach er sich entschieden gegen die Ansichten des Papstes und des Staatssecretärs aus, und drang

immer von Neuem auf die Nothwendigkeit, daß sich der römische Hof mit den Fürsten aussöhnen müsse, wollte er nicht selbst untergehen. Kein Papst hatte den päpstlichen Stuhl unter schwierigern Verhältnissen bestiegen. Portugal war mit der römischen Curie zerfallen, und wollte sich unabhängig machen; Spanien, Frankreich und Neapel waren wegen der Art und Weise, wie der Herzog von Parma behandelt worden war, dem römischen Hofe entschieden feindselig, Venedig wollte die geistlichen Orden ohne Zuziehung des Papstes reformiren, Polen suchte das päpstliche Ansehen zu mindern und in Rom selbst herrschte Unzufriedenheit. Um die Fürsten auszusöhnen, suspendirte C. zunächst die Bulle In coena Domini, trat in Unterhandlung mit Portugal, indem er einen Nuntius dahin schickte, sowie mit Frankreich und Spanien, beschränkte die Zahl der Klöster und die Einkünfte des höhern Klerus, und hob endlich auch, von allen Seiten dazu aufgefordert, und von der Nothwendigkeit des Schrittes innig überzeugt, den Orden der Jesuiten durch das berühmte Breve „Dominus ac redemtor noster“ am 21. Juli 1773 auf. Von diesem Augenblicke war sein Leben von steter Todesahnung gefoltert; seine Lebenskräfte schwanden; er starb am 21. Sept. 1774. Er selbst starb mit der Ueberzeugung, vergiftet zu sein. „Ich gehe in die Ewigkeit“, sagte er, „und ich weiß, warum.“ Auch glaubte man lange Zeit, daß er in Folge einer Vergiftung gestorben sei, und warf die Schuld derselben auf die Jesuiten. Die Eröffnung seines Leichnams soll ärztlichem Gutachten zufolge das Gegentheil dargethan haben, indem sein Tod eine Folge alter skorbutischer Uebel gewesen sei. Sein Kammerpächter, Carlo Giorgi, setzte seinem Wohlthäter ein marmornes Denkmal in der Apostelkirche zu Rom, welches Canova nach Volpato's Angabe ausführte. C. zeichnete sich durch Freisinnigkeit, Staatsklugheit, gründliche Gelehrsamkeit und milden Charakter vor seinen Vorgängern rühmlich aus, beförderte und unterstützte Künste und Wissenschaften; namentlich gründete er das Clementinische Museum. Eine durch Nichts begründete Fabel ist die Erzählung, daß Ganganelli eigentlich Johann Gottfried Lange geheißen, am 22. Oct. 1702 zu Lauban geboren, Buchdrucker geworden sei, und zuletzt als solcher in Breslau gearbeitet habe, dann aber auf Reisen gegangen sei, und nie wieder etwas habe von sich hören lassen. Von den Briefen, die vom Grafen Caraccioli zuerst herausgegeben, auch von ihm ins Französische übersetzt wurden (deutsch, 5 Bde., Leipzig 1777—80), sowie von „Nouvelles lettres intéressantes du pape Clemens XIV.“ (Par. 1757; deutsch, Leipzig 1790) ist der größte Theil unächt. Vgl. Caraccioli „La vie du pape C. XIV.“ (Par. 1775; deutsch, Frankf. 1776) und „Das Leben C.'s XIV,“ (3 Bde., Berl. 1774—75).

Clement, Jacques, geboren zu Sorbon bei Rhetel im Sprengel des Erzbisthums Rheims, der Mörder Heinrichs III. Königs von Frankreich, trat unter den Orden der Dominicaner, und bald benutzten der Herzog von Mayenne, der von Aumale und die Herzogin von Montpensier den fanatisirten Schwärmer, um an dem Könige Heinrich III. Blutrache zu nehmen. Sein Prior Bourgoing und die Herzogin von Montpensier waren es vorzüglich, die den Dominicaner zur Vollziehung seiner That zu bewegen suchten, und die Versicherung, die man ihm gab, im glücklichen Falle der Rettung vom Papste zum Cardinal erhoben, im Falle des Todes aber unter die Heiligen versetzt zu werden, befestigte seinen Vorsatz. Er reiste daher im Juli 1589 von Paris nach St. Cloud ab, wo sich Heinrich III. befand. Als Ueberbringer wichtiger Nachrichten aus Paris, erhielt er Audienz beim König und erstach ihn, während Jener mit Durchlesen der Briefe beschäftigt war, mit einem vergifteten Messer, das er in der Wunde zurück ließ. Die auf das Geschrei der Königs herbei eilenden Höflinge ermordeten den Mönch. Sein Leichnam ward hierauf nach dem Richtplatze geschleift, und dort von vier Pferden auseinandergerissen und verbrannt. Bald aber erhob ihn der von den Pfaffen geleitete Pöbel zum Märtyrer, der Papst Sixtus V. selbst entblödete sich nicht, dem Mörder vor den versammelten Cardinälen eine Lobrede zu halten, in welcher er ihn mit Judith und Eleazar verglich; die Erde, die mit seinem Blute getränkt war, ward als köstliche Reliquie aufbewahrt und sein Bild auf den Altären der Kirchen aufgestellt; ja die Wuth der Pfaffen ging so weit, daß sie laut das Volk ermahnten, „der heiligen Mutter C.'s des Heiligen“ feierlich entgegen zu ziehen, als diese eine Reise nach

Paris unternahm. Erst in späteren Zeiten ist C. unter die gewöhnlichen fanatisirten Meuchelmörder gestellt worden.

Clementi, Muzio, einer der größten Claviervirtuosen und Componisten, der auf die Entwickelung des Clavierspielens einen entschiedenen Einfluß geäußert hat und als Gründer einer neuen Schule zu betrachten ist. Geboren zu Rom 1750 nach Andern 1752, wo sein Vater ein geachteter Silberarbeiter war, erhielt er bereits im 7. Jahre von dem Organisten Cordicelli Unterricht im Generalbaße und machte darin wie in den Musikstudien überhaupt so erstaunliche Fortschritte, daß man ihm bereits in seinem 9 Jahre die Stelle eines Organisten in seiner Vaterstadt anvertraute. Unter der Leitung Santarelli's eines vorzüglichen Lehrers in Gesangunterricht und des berühmten Contrapunktisten Carpini setzte er seine Studien fort und schrieb, kaum 12 Jahre alt, eine vierstimmige Messe, die nicht allein den Beifall seiner Freunde, sondern auch den seines nicht zu sehr zum Lobe aufgelegten Lehrers erhielt. Seine glänzenden Fortschritte im Clavierspiel bewogen einen Engländer Beckford ihn mit nach England zu nehmen, wo C. auf dessen Landsitz in Dorsetshire seine Studien fortsetzte und sie auf alle Zweige der schönen Wissenschaften ausdehnte. Mit unermüdlichem Eifer trieb er namentlich das theoretische und praktische Musikstudium, so daß er in seinem 18. Jahre bereits alle seine Zeitgenossen an Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck im Pianofortespiel übertraf und sein berühmtes Opus 2. herausgab, welches die Grundlage geliefert hat, auf welche die ganze Form der modernen Sonaten für das Pianoforte gebaut ist. Nachdem er Dorsetshire verlassen hatte, wurde er als Director des Orchesters bei der Oper zu London angestellt und machte später auf Anrathen Pacchierottis eine Reise auf das Festland, wohin ihn seine Compositionen und sein Ruf als großer Clavierspieler schon längst vorausgegangen war. Im Jahre 1780 ging er nach Paris, und im Sommer 1781 über Straßburg und München nach Wien, wo er Mozart, Haydn und mehrere andre berühmte Musiker kennen lernte. Nach seiner Rückkehr nach England ward er bei den Concerten des Adels angestellt und blieb daselbst, wenn man einen kurzen Aufenthalt in Paris 1784 abrechnet, ununterbrochen bis 1802. Sein Ruf als ausübender Künstler wie als Lehrer gewann immer größere Ausdehnung; alles drängte sich herbei von ihm Unterricht zu erhalten, obgleich er sich die Stunde mit einer Guinee bezahlen ließ. Nachdem er im Jahre 1800 durch den Fall der Häuser Longman und Broderig einen bedeutenden Theil seines Vermögens verloren hatte, ließ er sich durch die Vorstellung einiger bedeutenden Kaufleute bewegen, den Musikalienhandel und die Pianofortefabrikation unter seinem Namen fortzuführen, gab den Unterricht ganz auf und beschäftigte sich in seinen Freistunden mit Vervollkommnung der Construction und des Mechanismus des Pianoforte. Früher schon hatte er seine vortreffliche „Einleitung in die Kunst das Clavier zu spielen" herausgegeben. Im Jahre 1802 ging er zum dritten Mal auf das Festland und zwar in Begleitung seines Lieblingsschülers Field (s. d.). Er besuchte Paris, Wien, Petersburg, Berlin und Dresden, reiste auch in die Schweiz und nach Italien und kehrte erst 1810 nach England zurück. Eine neue Reise auf den Continent unternahm er in dem Jahre 1820 und starb am 9. März 1832 zu London. Seine Compositionen, besonders seine zahlreichen Claviersonaten, zeichnen sich durch Anmuth und Gefälligkeit der Gedanken aus, sind aber ebenso gründlich geordnet wie in dem reinsten Stil gearbeitet. Mozart warf seinem Spiele Mangel an Gefühl vor, und wirklich soll er erst in spätern Jahren diese Eigenschaft seiner glänzenden Ausführung beigesellt haben. Besonders glänzte er durch seine seltene Gabe zu improvisiren. Selbst in seinem hohen Alter verließ ihn eine ungemeine Frische und Lebendigkeit des Geistes nicht. Außer seiner oben erwähnten Clavierschule beschenkte er die musikalische Welt noch mit 2 Elementarwerken von hohem Werthe „eine praktische Formenlehre" und seinen „Gradus ad Parnassum", sein Hauptwerk, eine systematische vom leichtesten zum schwersten fortschreitende Folge von Studien.

Clementinen heißt der Theil des „Corpus juris canonici (s. d.), welcher die vom Papst Clemens V. veranstaltete Sammlung der Schlüsse des Concils von Vienne (1311), nebst einer Anzahl seiner eigenen Decretalen enthält. Die Clementinen wurden

von Clemens V. 1313 im Consistorium der Cardinäle zuerst publicirt, aber erst von dessen Nachfolger Johann XXII. im Jahre 1317 den Universitäten Paris und Bologna zugesandt. Sie sind nach der Ordnung der offiziellen Sammlungen früherer Päpste in 5 Bücher eingetheilt.

Clerk, John, Esquire of Eldin, führte die neue britische Seetaktik ein. Er war eigentlich mit dem Seewesen ganz unbekannt; allein die Art und Weise des Angriffs und Durchbrechens der feindlichen Flotten, wie sie bisher stattfand, schien ihm weniger vortheilhaft. Er entwarf im Stillen eine neue Theorie, die er erst 1779 einigen seiner Freunde bekannt machte. Die von Lord Rodney in der Seeschlacht vom 8. April 1782 gemachte Anwendung derselben rechtfertigte durch den Sieg über die französische Flotte unter der Leitung des de Grasse zwischen den Inseln Dominique und les Saintes, ihre Vorzüglichkeit Seitdem befolgten alle britischen Admirale C.'s Grundsätze. Die glänzenden Siege Howe's, St. Vincent's, Duncan's und namentlich Nelson's glorreicher bei Abukir, sind die überzeugendsten Resultate. S. John Playfair's Denkschrift in den „Verhandlungen der königl. Gesellschaft zu Edinburg" (Bd. 9).

Clermont, ist der Name mehrerer französischer Städte. Am bedeutendsten ist Clermont-Ferrand, auch blos C. genannt, Hauptstadt des Departements Puy de Dôme, auf einer sanften Anhöhe zwischen den Flüssen Bedat und Allier, am Ostabhange des Puy de Dôme, eine alterthümlich gebaute Stadt mit einer schönen gothischen Kathedrale. Die Stadt wird durch die Orte C. und Montferrand gebildet, die, eine halbe Stunde von einander, durch Alleen verbunden sind, ist Sitz der Departementalbehörden, eines Handelsgerichts und eines Bischofs, und hat eine Universitätsakademie, ein Collége, ein theologisches Seminar, eine medizinische und eine Hebammenschule, Zeichen- und Handwerksschule, geologische, botanische und Musiklehranstalten, eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, ein Mineraliencabinet, einen botanischen Garten und eine Bibliothek. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 34,000 beläuft, unterhalten Fabriken in Leinwand, wollenen Zeugen, Bändern, seidenen Strümpfen, Liqueuren, Leder, buntem Papier und Spielkarten, ferner Salpetersiedereien, Baumwollen- und Hanfspinnereien, und treiben mit den Landesprodukten, so wie mit Spedition zwischen Paris und dem südlichen Frankreich einen bedeutenden Handel. In der Vorstadt Allyre ist eine inkrustirende Quelle; außerdem befinden sich noch daselbst 2 Mineralquellen, die zu Bädern benutzt wurden. Eine Menge römischer Alterthümer, besonders eine Wasserleitung, zeugt von dem römischen Ursprunge der Stadt. Die Römer nannten sie Augusta Nemetum, bei den Eingeborenen des Landes hieß sie Gergovia oder Arverna; der heutige Name entstand aus einem Schlosse clarus mons. Im Mittelalter war C. der Sitz der Grafen gleichen Namens, später wurde C. Hauptstadt der Auvergne, weshalb sich die Grafen von Auvergne auch Grafen von C. nannten. Im Jahre 1212 schenkte Philipp August die Stadt dem Bisthum, dem sie Katharina von Medicis wieder nahm. Ludwig XIII. ließ C. und Montferrand verbinden, und nannte sie Clermont-Ferrand. Unter den 7 Kirchenversammlungen, die hier gehalten wurden, war die von 1095 die merkwürdigste, auf welcher unter Vorsitz des Papstes Urban II. der erste Kreuzzug beschlossen wurde. — Clermont-Lodève, eine gewerbfleißige Stadt im französischen Departement Herault, an der Ergue, hat ein Gymnasium, ein Handelsgericht und 11,000 Einw., welche Tuch, Hüte, seidne Waaren, Strümpfe, Leder und Vitriol verfertigen und einen bedeutenden Handel mit Wolle, Oel, Wein und Branntwein treiben.

Clermont-Tonnerre, ist der Name eines alten gräflichen Geschlechts, das aus Clermont in der Dauphiné stammt und eine Reihe geschichtlich berühmter Männer aufzuweisen hat. Eginhard C. leistete dem Papste Calixtus II. so bedeutende Dienste, daß dieser ihm erlaubte die päpstlichen Schlüssel mit der Krone im Wappen zu führen. — Ein anderer Eginhard, der gegen 1349 starb, war oberster Feldhauptmann und Connetable von Frankreich. — Bernardin C. brachte durch Heirath die Grafschaft Tonnerre an sein Haus und setzte durch 12 Kinder sein Geschlecht fort. — Sein ältester Sohn Anton C., wurde 1551 Großmeister von Frankreich, legte die Stelle 1554 nieder und wurde Gouver-

neur der Dauphiné und des Königs Generallieutenant in Savoyen; er starb 1578. — Sein jüngerer Sohn Heinrich C., der nach dem Tode seines älteren Bruders Claudius, sein Geschlecht fortsetzte, wurde durch einen königlichen Brief zum Herzog und Pair von Frankreich ernannt, und die bisherige Grafschaft C. in ein Herzogthum verwandelt. — Carl Heinrich C. wurde durch seine Vermählung mit Margarethe Charlotte von Luxemburg, Herzog von Luxemburg und Piney, und durch seine Tochter Magdalena Charlotte Bona Theresia, Ahnherr des neuen Hauses Luxemburg; während sein älterer Bruder Rocher C. die Linie zu Cruzy stiftete. — Stanislaus Graf von C., geb. 1747, war beim Ausbruch der Revolution Oberst, und trat 1789 als Abgesandter des Adels in die Generalstaaten. Da er für die Vereinigung der drei Stände stimmte, erlangte er bald eine große Popularität, und ward zu den Berathungen über die neue Constitution hinzugezogen. Er besaß ein bedeutendes Rednertalent, womit er seine Grundsätze für die constitutionelle Monarchie geltend zu machen suchte. Dadurch entzweite er sich nicht allein mit der Aristokratie, sondern auch mit der Volkspartei. Vergeblich versuchte er in der Nacht vom 4. Aug. seinen Antrag zur Bildung zweier Kammern für das königliche Veto und für andere Vorrechte der constitutionellen Krone durchzusetzen. Um den Jacobinern die Waage zu halten, gründete er mit Malouet und andern Freunden der Monarchie, den monarchischen Club, und gab mit Fontanes das „Journal des Impartiaux" heraus; doch der Club wurde von Barnave als eine Gesellschaft von Verschwornen dargestellt und mußte sich auflösen, und das Journal wurde ebenfalls nach 2 Monaten unterdrückt. Schon damals wäre er von dem Pöbel ermordet worden, wenn die Nationalversammlung sich seiner nicht angenommen hätte. Im Juni 1797 wurde er angeklagt, dem König zur Flucht behülflich gewesen zu sein, aber wieder in Freiheit gesetzt, nachdem er der Nationalversammlung schriftlich den Eid der Treue geleistet hatte. Am 10. Aug. 1792 drang eine wüthende Rotte in seine Wohnung, angeblich um nach verborgenen Waffen zu suchen; als man keine fand, schleppte man ihn vor die Section, und da auch diese keinen Grund zur Anklage fand, wurde er, als er von ihr wegging, durch einen Schuß verwundet, entfloh zwar in das Haus der Gräfin von Brissac, wurde aber hier vollends ermordet. Eine Sammlung seiner politischen Schriften erschien 1791 in 4 Bänden. — Aimé Maria Gaspard, Marquis von C., Generallieutenant, Pair von Frankreich, Marine- und Kriegsminister, geb. zu Paris 1780, trat 1799 in die polytechnische Schule, machte die Feldzüge in Italien, Spanien und Deutschland mit, und ward 1808 Adjutant des Königs von Neapel in dessen Gunsten und Diensten er fortan blieb. Im Jahre 1814 trat er mit dem Range eines Obersten in die französische Armee zurück, ward bald zum Maréchal de Camp befördert und nach der zweiten Rückkehr des Königs, Pair von Frankreich und Commandeur der Cavalerie-Grenadierbrigade der königlichen Garde. Seit dem Jahre 1817 trat er auf die Seite der reagirenden Partei, eiferte gegen die Preßfreiheit, unterstützte den Antrag Barthélemys zur Beschränkung der Wahlen, bekämpfte 1820 die Unabhängigkeit der Rechtspflege und protestirte mit einer großen Anzahl Pairs gegen das von der 2. Kammer angenommene betreffende Gesetz. Als 1820 Villèle Präsident des Conseils wurde, erhielt C. das Amt eines Marineministers und den Grad eines Generallieutenants. In dieser Stellung war er sehr thätig, die verfallene französische Seemacht zu heben. Im Jahre 1823 vertauschte er das Ministerium der Marine mit der des Krieges und war hier ebenso eifrig bemüht, das französische Heerwesen zu reorganisiren. Nach der Julirevolution weigerte er sich der neuen Regierung den Eid der Treue zu leisten, und mußte daher ins Privatleben zurücktreten.

Clichiren oder Abklatschen ist das Verfahren, auf leichte Weise sich metallene Druckstücke oder vertiefte Formen von erhabenen oder tiefgeschnittenen Arbeiten zu verschaffen. Das C. findet jetzt eine besonders ausgedehnte Anwendung bei den sogenannten illustrirten Werken. Beim C. der Holzschnitte verfährt man folgendermaßen. Man schmilzt eine Mischung von 4 Theilen Blei und einem Theile Zinn, und läßt dieselbe so weit abkühlen, bis sie Papier nicht mehr bräunt, gießt sie dann $1\frac{1}{2}$ bis höchstens $2\frac{1}{2}$ Linien in einen hinreichend großen flachen Kasten und schlägt in dem Augenblicke wo die

die Mischung anfangen will zu erstarren, die geschnittene Fläche des Holzstockes, senkrecht rasch und stark in dieselbe hinein. Nach dem Erkalten löst sich der Holzstock leicht ab und man erhält dann einen höchst genauen Abdruck des letzteren, der alle Vertiefungen erhaben zeigt und so umgekehrt. Der so erhaltene Abdruck dient dann als Form für alle später zu erzeugenden Cliché's, die auf dieselbe Weise verfertigt werden, nur mit dem Unterschied, daß man sich statt der oben genannten Masse einer eben so dicken Schicht aus Blei und Antimon bedient, oder des sogenannten Schriftgutes. Damit sich die Matrize leicht von dem Cliché ablöst, bestreicht man den abzuklatschenden Gegenstand sehr dünn mit in Wasser abgeriebenen Polierroth. Bei der bleiernen Matrize ist dieß weniger nothwendig, da sich hier in der atmosphärischen Luft ein dünnes Oxidationshäutchen bildet, welches vor dem Anhängen schützt. Außer dem Schriftgute kann man auch andre Metalllegirungen zur Anfertigung von Cliché's brauchen, sobald sie nur bei dem Uebergang aus dem flüssigen in den festen Zustand einen Augenblick des Gerinnens darbieten, in welchem das Einschlagen der Form geschehen kann. Dahin gehört z. B. das d'Arcet'sche Metall, eine Mischung aus 2 Theilen Wismuth, einem Theile Zinn und einem Theile Blei oder aus 8 Theilen Wismuth, 5 Theilen Blei und 3 Theilen Zinn oder aus 5 Theilen Wismuth, 2 Theilen Blei und 3 Theilen Zinn, nur hat diese Mischung, die schon bei der Hitze des kochenden Wassers schmilzt, das Eigenthümliche, daß sie bei öfteren Umschmelzen ihre Eigenschaften ändert, indem durch die verschiedenartige Oxidation der Metalle im Feuer sich die Mischungsverhältnisse verrücken. Das d'Arcet'sche Metall braucht man besonders zu Medaillen und Brustbildern, mit welchen in neuester Zeit, Tabaksdosen und andere derartige Luxusgegenstände verziert werden. D'Arcet gebrauchte sogar Matrizen von Gyps, Schwefel und Siegellack, wobei man aber mit großer Vorsicht zu Werke gehen muß, und gewöhnlich das Modell verliert. Das C. wird aber nicht blos zu Abformungen von Holzstöcken, Medaillen, Münzen rc. benutzt; in der französischen Revolutionszeit wurden auch die Assignaten mit Cliché's gedruckt und auch die ersten Stereotypen Didot's waren nur Cliché's von gesetzten Columnen.

Clichirmaschine. Bei dem Streben zur Vervollkommnung des Clichirens, das mit der Hand ausgeführt, immer nur einen mangelhaften, mindestens ungewissen Erfolg hatte, und dabei wegen der Möglichkeit, durch das unvermeidlich herum spritzende Metall beschädigt zu werden, für den Arbeiter sogar gefährlich war, kam man bald auf die Erfindung von C. Es sind deren mehrere erfunden worden, namentlich von Gill, Applegath, und von Pfnorre in Darmstadt, die sämmtlich auf das System der Fallwerke basirt sind.

Client, (cliens), Schutzgenosse, hieß in Rom jeder gemeine Bürger (Plebejer), welcher sich unter der vornehmeren Classe (den Patriciern) einen Beschützer (Patron) suchte, der ihm in Rechtssachen Schutz gewähren, und auch sonst sich seiner annehmen mußte. Dafür war ihm der C. zu gewissen Diensten verpflichtet, mußte bei der Ausstattung seiner Töchter behülflich sein, hatte die Verpflichtung, seinen Patron aus der Gefangenschaft loszukaufen, und wenn es sein mußte, sein Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Das Recht, das den Patronen über ihre C. zustand, nannte man das jus patronatus. Nach Niebuhrs Ansicht waren Plebejer und Clienten unterschieden und letztere erbunterthänige Vasallen der Patrizier, wogegen er die Plebejer als freie Besitzer steuerpflichtigen Landeigenthums angesehen wissen will. Das Clientelverhältniß wurde zuerst von Romulus eingeführt, welcher dasselbe als so innig und heilig ansah, daß er in einem eigenen Gesetze gestattete, daß derjenige welcher seine Pflicht als C. oder Patron verletzte von Jedermann todt geschlagen werden könnte. Unter der Kaisern hörte dieses Verhältniß aber wieder auf. Nur der Name blieb noch stehen, und man bezeichnet damit heutiges Tages theils jeden, der Fürsprache und Schutz eines Höheren sucht, und dafür dessen gehorsamen Diener macht, theils denjenigen, welcher zur Führung eines Rechtsstreites einen Anwalt angenommen hat im Verhältnisse zu diesem.

Clifford ist der Name einer der ältesten, weit verzweigtesten Familien Englands, deren Mitglieder zum Theil in der englischen Geschichte hochberühmt geworden sind. Als Stifter des Hauses gilt Walter Fitz-Pont, Herr des Schlosses Clifford in Herefordshire

der zu Heinrich II. Zeiten lebte. — Seine Tochter war Rosamunde, die Geliebte dieses Königs, ihrer Schönheit wegen von ganz England damals angebetet, von der eine alte in einer Kirche bei Oxford erhaltene Grabschrift sagt „Hic jacet Rosa mundi, non Rosamunda etc." und die einer Sage zufolge von der Königin Eleonore, während Heinrichs Abwesenheit in Frankreich, ermordet wurde. Die Hauptlinie des Geschlechts ist längst ausgestorben, das gegenwärtig noch blühende Geschlecht wurde zu Anfang des 14. Jahrh. von Ludwig C., einem Urenkel Roger's C. II. gegründet und besonders durch den Ritter Thomas Clifford emporgebracht, der durch seine politischen Intriguen unter Karl's II. Regierung sich einen so zweifelhaften Ruhm erwarb. — Georg C., Graf von Cumberland, Ritter des Hosenbandordens, geb. 1558 auf dem Schlosse Brougham in Westmoreland, ein Liebling der jungen Königin Elisabeth, welche ihn als Anerkennung seiner vielen Dienste zu ihrem Ritter wählte, und ihm einst ihren Handschuh schenkte, den er fortan mit Edelsteinen besetzt an seinem Hute trug. Im Jahre 1586 schiffte er sich auf einer kleinen von ihm selbst ausgerüsteten Escadre ein, um einen Angriff auf die Azoren zu machen und an deren Küsten zu kreuzen; doch sein Angriff auf Terceira schlug fehl, was ihm an Mannschaft übrig geblieben war, ward von Hunger und ansteckenden Krankheiten hinweggerafft, so daß er nur mit Mühe seine Schiffe nach England zurückbringen konnte. Auch die wenige Beute, die er dabei gemacht hatte, ging ihm verloren, indem das Schiff, das sie trug, an der Küste von Cornwall Schiffbruch litt. Demungeachtet unternahm er 1589 mit einer auf 11 Schiffe verstärkten Escadre einen neuen Kaperzug gegen die Spanier und Portugiesen in den westindischen Gewässern, der aber ebenso wenig zu seinem Vortheil ausfiel. Er war einer der Pairs in dem Processe der Königin von Schottland, Maria Stuart, und die Ungnade, Gefangennehmung und der Tod des Grafen Essex wird zum Theil seinen Ränken zugeschrieben. Seine unglücklichen Unternehmungen gegen die Spanier, sein Aufwand, glänzende Ritterspiele rc. kosteten ihm ziemlich sein ganzes Vermögen. Noch jetzt zeigt man seine prachtvolle Rüstung auf dem Schlosse zu Appelby. C. war nicht nur der vorzüglichste Ritter des Königreichs, sondern auch ein tüchtiger Mathematiker. Er starb 1605. — George C., englischer Gesandter zu Amsterdam, hatte auf seinem Gute Hartecamp zwischen Amsterdam und Harlem einen vortrefflichen botanischen Garten, mehrere naturhistorische Sammlungen und eine nicht unbedeutende Menagerie lebender Thiere. Linné, welcher auf des großen Boerhave Empfehlung einige Zeit Hausarzt bei C. und Aufseher des Gartens und der Sammlungen war, gab auf dessen Kosten den „Hortus Cliffortianus" heraus (1737), und nannte eine Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen nach ihm Cliffortia.

Clinton, Henry, ein englischer General, kämpfte zuerst im siebenjährigen Krige, ging sodann (1775) als Generalmajor mit den Generalen Burgoyne und Howe nach Nordamerika, und zeichnete sich in dem Kriege Englands mit seinen amerikanischen Colonien so sehr aus, daß ihm bei Howe's Rückkehr nach England (1778) das Obercommando übertragen wurde. Allein Washington zwang ihn sehr bald, Philadelphia zu verlassen und sich mit seinem Heere nach New-York zu begeben. In Charlestown, das er 1779 nahm, verübte er die gräßlichsten Metzeleien und ließ Frauen und Greise erschießen. Im folgenden Jahre versuchte er die Franzosen, die unter Lafayette Rhode-Island besetzt hatten, anzugreifen, wurde aber durch Washington daran verhindert, der von jetzt an seinen Siegen ein Ziel setzte. Der Proceß des Major André, der seinen Plan, die amerikanische Freiheit durch Corruption zu untergraben, verrieth, veranlaßte seine Zurückberufung im Jahre 1782. Er erhielt anfangs das Gouvernement von Limerick, später von Gibraltar und starb daselbst am 24. Dec. 1795. In seinen Memoiren über den amerikam. Krieg, die 1784 erschienen, suchte er sein Betragen zu rechtfertigen.

Clinton, George, Vicepräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 1736 in Ulster, jetzt Orange-County im Staate New-York. Nachdem er unter seinem Vater, dem Obristen C., im Kriege gegen Canada gekämpft hatte, fing er an, 1760 in Neu-York die Rechte zu studiren, wurde 1773 Advocat, und noch in demselben Jahre Re-

präsentant seiner Provinz bei der Colonialversammlung. Sein gegen England's Anmaßungen beharrlicher Widerstand bewirkte, daß man ihn 1775 zum Mitgliede des in Philadelphia sich versammelnden Generalcongresses erwählte; allein selbstthätig im Freiheitskriege konnte er weniger den Versammlungen beiwohnen. Er ward Brigadegeneral und 1777 Gouverneur von New-York. 1804 ernannte man ihn zum Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten und zum Präsidenten des Senates. Unverrückt das Wohl des Staates im Auge, bewirkte er unter Andern 1811 die Aufhebung der Generalbank, die zum größten Vortheile der Engländer, aber zum sichtbaren Nachtheile der Amerikaner, bestanden hatte. Er starb zu Washington am 12. April 1812.

Clinton de Witt, der dritte Sohn des Generals James Clinton, geb. am 2. März 1769 zu Little Britain im Staate New-York, erhielt seine Erziehung zu Kingston, dann im Collegium von Columbus, und studirte seit 1786 die Rechte. Im Jahre 1789 wurde er Privatsecretär seines Oheims, des Präsidenten von New-York und 1797 Repräsentant der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates; im folgenden Jahre wurde er Senator im Staate, und 1802 Senator im Congreß, wo er sich anfangs an die Partei Jefferson's anschloß. Später neigte er sich mehr der föderalistischen, jetzigen Whigpartei zu. Von 1803—1815 war er Major der Stadt New-York und 1811 erwählte ihn das Volk zum Vicegouverneur, doch trat er zugleich als Candidat der Präsidentschaft der Vereinigten Staaten auf. James Madison wurde ihm vorgezogen; doch C. behielt seine Popularität im Staate New-York, und wurde 1817 einstimmig zum Gouverneur dieses Staats erwählt. Als die Constitution desselben abgeändert wurde, trat er freiwillig von seinem Posten zurück, wurde aber 1824 wieder gewählt und verwaltete dieses wichtige Amt nur bis 1828, wo er am 11. Febr. starb. Er hat sich mannichfache Verdienste um den Staat New-York erworben. Er beendigte den großen Eriekanal, beförderte den ganzen Canalbau dieses Staats auf sehr thätige Weise und stiftete mehrere Akademien und gelehrte Gesellschafen z. B. die amerikanische Akademie der schönen Künste, die historische Gesellschaft, die literarische und philosophische Gesellschaft.

Clive, Robert, Baron von Plassey, Lord, ein ausgezeichneter General, der Begründer der britischen Macht in Ostindien, war der Sohn eines Rechtsgelehrten und am 29. Sept. 1725 auf dem Gute Styche in Shropshire geboren. Von Jugend auf zeigte er wenig Lust zu einer sitzenden Lebensweise, aber um so mehr Lebhaftigkeit und Kühnheit. Sein Vater verschaffte ihm daher die Stelle eines Schreibers bei der ostindischen Compagnie, die ihn 1743 nach Madras sandte. Hier studirte er einige Zeit fleißig, ward aber bald durch sein heftiges Temperament in Händel verwickelt, vertauschte die Feder mit dem Degen und zeichnete sich im Kriege mit den Franzosen und Eingebornen, besonders bei der Belagerung von Pondichery 1745 so aus, daß er Fähndrich und nach der Einnahme von Devicotta 1748 Zahlmeister der Armee wurde. Im Jahre 1750 eroberte er die Stadt Arcot, entthronte den König Tritchinapoli, setzte den Nabob von Arcot in dessen Staaten ein, und schlug mehrmals den überlegenen Feind mit geringen Streitkräften. Im Jahre 1753 bewog ihn seine zerrüttete Gesundheit nach England zurückzukehren und hier ward er zum Befehlshaber des Fort St. Georg, mit der Aussicht auf die Statthalterschaft von Madras ernannt. Nach seiner Rückkehr nach Ostindien 1755, besiegte er in Verbindung mit dem Admiral Watson den kühnen und gefürchteten Seeräuber Angria und verbrannte seine Flotte und Forts, erregte aber auch dadurch, wie durch andre glückliche Waffenthaten das Mißfallen und die Besorgniß des Nabob von Bengalen, Surajah Dowla, der sich 1740 unabhängig vom Großmogul gemacht hatte, und jetzt die englischen Niederlassungen in Bengalen überfiel, Calcutta plünderte, die Besatzung des Forts William bei Calcutta niedermetzelte und dadurch selbst in den englischen Niederlassungen von Madras Furcht und Entsetzen verbreitete. C. eilte mit 1900 M. nach Bengalen und besetzte Calcutta; doch während der Nabob scheinbare Friedensunterhandlungen eröffnete, rüstete er sich insgeheim von Neuem, um in Verbindung mit den Franzosen die Engländer zu vertreiben. C. erhielt davon Nachricht und versuchte mit seiner kleinen Macht das feindliche Heer, das aus 40,000 M. zu

Fuß und 20,000 Reitern bestand, bei nächtlicher Weile zu überfallen. Das Unternehmen scheiterte zwar an der Wachsamkeit der indischen Soldaten, dennoch schloß der Nabob einen Frieden, um ihn ebenso schnell zu brechen. C. schlug ihn jetzt am 22. Juni 1757 vollständig in die Flucht, auf welcher Dowla ums Leben kam, eroberte seine Hauptstadt Morudabad und setzte seinen Verwandten, Mir Jaffier, zum Nabob ein, der für seine Erhebung der ostindischen Compagnie eine Million bezahlen und den englischen Einwohnern, besonders den Land- und Seesoldaten, ansehnliche Geschenke machen mußte. Da er diese Summe nicht aufzubringen vermochte, mußte er mehrere wichtige Plätze ausliefern und seine Einkünfte verpfänden. Im Jahre 1760 kehrte C. wieder nach England zurück, um seine Gesundheit zu pflegen. Der König belohnte seine Verdienste mit der Pairswürde und den Titel eines Barons von Plassey. Als aber in Folge der Bedrückungen der englischen Beamten neue Unruhen in Bengalen ausbrachen, ernannte die Compagnie C. 1765 zum Präsidenten und Oberbefehlshaber der Truppen von Bengalen mit außerordentlichen Vollmachten. Bei seiner Ankunft war der Nabob von Audh schon geschlagen und der Mogul hatte sich unter den Schutz der britischen Waffen begeben. C. ließ sich darauf vom Mogul zum Lehnsträger der Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa erheben, und gewann dadurch der Compagnie ein Gebiet von mehr als 15 Mill. Bewohnern. Nachdem er seinen Auftrag erfüllt, die Finanzen geordnet und ein neues Regierungssystem eingeführt hatte, legte er 1767 seine Würde nieder, und kehrte mit großen Schätzen nach England zurück. Der König verlieh ihm den Bathorden, das Volk aber klagte ihn an, seine Gewalt überschritten und mancherlei Ungerechtigkeit begangen zu haben. Das Parlament machte ihm 1773 auf die Anklage Bourgoynes den Proceß, aus dem er zwar siegreich hervorging, aber in Folge dessen wurde die Melancholie, die sich schon seiner bemächtigt hatte, noch vermehrt. Das Obercommando, daß man ihm beim Ausbruch des Kriegs in den amerikanischen Colonien antrug, lehnte er ab, und machte am 22. Nov. 1774 durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. Die Demüthigung, daß man ihn, der über Kronen und Millionen Sclaven geboten, vor die Schranken eines Parlaments lud, um sich zu rechtfertigen, auch, wie man sagt, das viele, grausam vergossene Blut, das auf seinem Gewissen lastete, soll dieses tragische Ende herbeigeführt haben. Er war seit 1743 mit der Schwester des berühmten Astronomen Maskelyne verheirathet, und hinterließ aus dieser Ehe vier Kinder.

Clodia, genannt Quadrantaria, eine der 3 Schwestern des P. Clodius Pulcher (s. d.), durch Schönheit wie durch Unsittlichkeit ausgezeichnet, war seit 60 v. Chr. Gemahlin des Q. Metellus Celer, der aber, wahrscheinlich durch Gift, schon im folgenden Jahre starb. Da Cicero ihre Liebesanträge zurückwies, faßte sie einen tödtlichen Haß gegen diesen, und suchte ihn in Gemeinschaft mit ihrem Bruder auf alle Weise zu verderben. Als sie ihren Buhlen M. Cölius Rufus, eines Vergiftungsversuchs gegen sich anklagte, trat Cicero als dessen Vertheidiger auf und schilderte ihren schändlichen Lebenswandel in der uns noch erhaltenen Rede mit starken Farben. Das Weib scheint noch um 44 v. Chr. gelebt zu haben. Ihre beiden andern Schwester glichen ihr vollkommen an Unsittlichkeit.

Clodius Pulcher, Publius, aus dem patricischen Geschlechte der Claudier, Sohn des Appius Claudius Pulcher, der 79 v. Chr. Consul war. Er diente mit seinem Bruder Appius im dritten mithridatischen Kriege unter Lucullus, wiegelte aber das Heer gegen diesen auf, als er die gewünschte Auszeichnung nicht fand. Darauf begab er sich zu dem Proconsul von Cilicien Q. Marcius Rex, seinem Schwager, der ihm die Leitung der Flotte übertrug, wobei er in die Gefangenschaft der Seeräuber fiel. Als diese ihn aus Furcht vor Pompejus in Freiheit gesetzt hatten, begab er sich nach Syrien, wo er aber ebenfalls Unruhen anfing, die ihn fast das Leben gekostet hätten. Er kehrte jetzt nach Rom zurück und klagte hier im Jahre 65 v. Chr. den Catilina wegen Erpressungen an, ließ sich aber von demselben bestechen; ging im folgenden Jahre mit dem Proprätor L. Murena nach Gallien, wo er sich auf die unrechtmäßigste Weise bereicherte. Die Angabe einiger Schriftsteller, daß er Theil an der catilinarischen Verschwörung genommen, scheint nicht begründet zu sein.

Besonders berühmt hat ihn die Feindschaft mit Cicero gemacht. Sie entstand im J. 61. Im Jahre 62 nämlich, als er bereits zum Quästor für das folgende Jahr ernannt war, schlich er sich bei dem Feste der Bona Dea in weiblicher Kleidung im Hause Cäsar's ein, wo die Feier geschah, um mit Pompeja, Cäsars Gattin, zu buhlen. Cicero, schon vorher von C. gereizt, zeugte in diesem Processe gegen ihn und trat auch heftig gegen ihn im Senate auf, nachdem er von den bestochenen Richtern freigesprochen war. Um sich an Cicero zu rächen, wollte C. nach seiner Rückkehr aus Sicilien, Tribun werden und ließ sich von dem Plebejer P. Fontejus an Kindes statt annehmen, weil er zur Erlangung jener Würde nothwendig dem plebejischen Stande angehören mußte. Cäsar half ihm dabei durch ein Curiatgesetz. Er wurde darauf für das Jahr 58 zum Tribun gewählt. Als solcher setzte er verschiedene Gesetze durch, durch welche er Senat, Ritter und Volk sich zu verpflichten suchte. Nach diesen Vorarbeiten, und nachdem er die Gunst des Volkes besonders durch ein andres Gesetz, das Vertheilung von Getraide an das Volk verordnete, sich gesichert hatte, trat er mit dem Gesetzvorschlag hervor, daß jeder geächtet werden solle, der einen römischen Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet habe. Cicero sah, daß dieses Gesetz ausschließlich für ihn gemacht worden sei, wegen der von ihm verhängten Hinrichtung der Catilinarier (s. Catilina). Nachdem er sich vergeblich flehend an das Volk gewandt hatte, ging er freiwillig ins Exil, ohne die Anklage abzuwarten. Durch diese Entfernung Ciceros, und durch die ebenfalls von C. herbeigeführte des Cato Uticensis (s. d.) hatte er sich den Dank der Triumvirn verdient; doch verfeindete er sich gleich darauf mit Pompejus, den er nach einem mißlungenen Mordversuch mit Gewalt hinderte, auf dem Forum und im Senat zu erscheinen. Auch gegen Cäsar erhob sich C., und bestritt die Gültigkeit von dessen Gesetzen. Im Jahre 57 trug der Consul Lentulus Spinther im Senat auf Zurückberufung Cicero's an, konnte aber damit nicht durchdringen, obgleich die meisten Tribunen, namentlich des Annius Milo (s. d.) ihn unterstützten, denn C.'s bewaffnete Banden durchzogen die Stadt. Erst im August wurde Cicero's Rückkehr durch die Comitien beschlossen. Neue Gewaltthätigkeiten brachen zwischen den Anhängern C.'s und Milo's aus, als Cicero auf dem Platze der ihn nebst Schadenersatz zugesprochen worden war, sein Haus neu errichtete. C. belagerte das Haus des Milo, und bedrohte diesen selbst, wo er öffentlich erschien. Vergeblich rief Milo die Hülfe der Gerechtigkeit an, C.'s Freunde verhinderten die Untersuchung und dieser setzte seine Gewaltthaten fort. Er verbrannte den Tempel der Nymphen, in welcher die censorischen Urkunden aufbewahrt wurden, störte die appollinarischen Spiele des Prätors L. Cäcilius und belagerte diesen in seinem Hause. Im J. 53 begann der Kampf von Neuem. Milo bewarb sich um das Consulat, C., von Pompejus jetzt begünstigt, um die Prätur; ihre Banden bekämpften sich fortwährend, so daß die Wahlcomitien nicht gehalten werden konnten, und Rom im Jahre 52 ohne Consuln und Prätoren war. Am 19. Januar trafen sich endlich C. und Milo außerhalb Roms auf der appischen Straße; es kam zwischen dem Gefolge beider zum Streit, C. ward dabei verwundet, und von Milo vollends ermordet. Als die Freunde C.'s seinen Leichnam fanden und nach Rom gebracht hatten, hetzten sie das Volk auf, daß es ihn in die hostilische Curie trug, und ihn hier auf einem aus dem vorgefundenen Geräthe aufgerichteten Scheiterhaufen verbrannte, wobei die Curie und die nahgelegene Basilica Porcia in Feuer aufging.

Clodius, Christian August, Philosoph und Dichter, geb. 1738 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, besuchte 1756 die Universität Leipzig, wurde aber nach zwei Jahren durch Krankheit genöthigt, in das väterliche Haus nach Zwickau, wo jetzt der Vater Rector war, zurückzukehren. Der Dichter Kleist, welcher als preußischer Major den Winter in Zwickau zubrachte, bemerkte sein Dichtertalent, und ließ es an freundlicher Aufmunterung nicht fehlen. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig legte er sich vorzüglich auf die schönen Wissenschaften, auch erfreute er sich des Wohlwollens Gellert's und seines bildenden Umganges. Nachdem er ein Jahr Vorlesungen gehalten hatte, wurde er, 22 Jahr alt, außerordentlicher, und 1764 ordentlicher Professor der Philosophie. Seine Dichtungen sind von geringem Werthe. Göthe hat ihn im zweiten Bande von „Wahrheit und Dich-

tung" als bombastischen Gelegenheitsdichter, und sein Stück „Medon, oder die Rache des Weisen" in einem witzigen Epigramme persifflirt, und dadurch das Andenken C.'s auf die Nachwelt gebracht. Besseres leistete C., wenn auch nur für seine Zeit, als Kritiker und Aesthetiker. Von 1767—68 erschienen seine „Versuche über Literatur und Moral". 1773 erhielt er die Professur der Logik, und 1784 die der Dichtkunst. Seine 1780 herausgegebenen „Neue vermischte Schriften, 4 Thle.", Fabeln, lyrische Gedichte, Briefe, Uebersetzungen der Alten ꝛc. enthaltend, fanden in der 1784 von ihm angefangenen Monatsschrift: „Odeum", die aber in dem nämlichen Jahre mit seinem Tode aufhörte, eine Fortsetzung; auch wurden die von jener Monatsschrift erschienenen 2 Bände, später als 5. und 6. Band der neuen vermehrten Schriften verkauft. C. starb am 30. Nov. 1784, ein Mann von unermüdeter Thätigkeit und achtungswerther Gelehrsamkeit, ein verdienstvoller Lehrer der Universität, und einer großen Anzahl von Jünglingen, die der Pensionsanstalt, welche in seinem Hause errichtet war, anvertraut wurden. — Seine Gattin, die geistreiche Julie Friederike Henr., geb. Stölzel, geb. zu Altenburg 1755, gest. zu Dresden am 3. März 1805, übersetzte aus dem Englischen die Gedichte der Elisabeth Carter und Charlotte Smith (1787, 8), und besorgte den sechsten Theil der vermischten Schriften ihres Gatten, mit kurzer Lebensbeschreibung desselben. Ein von ihr angekündigter Roman „Eduard Montrefeuil", erschien 1806, vollendet von ihrem Sohne: Christian August Heinrich C., geb. 1772, seit 1811 ordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, als Dichter, Kritiker und Philosoph geachtet. Er übersetzte Lafontaine's „Fabeln" (2 Bde., Lpz. 1803) und mehreres Andre aus dem Französischen, gab Seume's „Spatziergang nach Syracus" und Klopstock's „Nachlaß" (2 Bde., Lpz. 1821) heraus, und schrieb außerdem „Gedichte" (Lpz. 1794), „Fedor, der Mensch unter den Bürgern" (2 Bde., Lpz. 1801), „Entwurf einer systematischen Poetik" (2 Bde., Lpz. 1808), „Grundriß einer allgemeinen Religionslehre" (Lpz. 1809), und das Werk „Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein" (4 Bde., Lpz. 1818—22). Er starb zu Leizig am 30. März 1836. Sein philosophischer Standpunkt näherte sich dem Jacobi's. Nach seinem Tode erschien noch ein allegorisches Gedicht „Eros und Psyche" von ihm, herausgegeben von W. Crusius (Lpz. 1839).

Clonmel, eine Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, am linken Ufer des schiffbaren Suir, über den hier 3 große steinerne Brücken führen, liegt schön gebaut in einem reizenden Thale, hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, 2 Klöster und 21,000 E., welche Wollenzeug- und Tuchfabrikation, und einen wichtigen Handel mit den Landesproducten, namentlich Butter und Korn, treiben. Die hier gehaltenen Märkte werden sehr besucht. C. war früher eine Festung, deren Werke durch Oliver Cromwell geschleift wurden.

Cloots, Anacharsis, (oder eigentlich Johann Baptist Baron v. Klotz), ein Neffe des geistreichen Schriftstellers Cornelius Pauw, geb. den 24. Juni 1755 in der Nähe von Kleve, einer der seltsamsten Schwärmer der franz. Revolution, erhielt seine Erziehung vom 11. Jahre an in Paris, und wurde durch das eifrige Studium der Alten für die Verfassungen Griechenlands so begeistert, daß er die Mission übernahm, die Democratie von Athen und Sparta im Universum zu verbreiten. Zu diesem Zwecke durchreiste er unter dem Namen Anacharsis einen Theil Europa's, und verschwendete für seine philanthropischen Zwecke einen großen Theil seines bedeutenden Vermögens. Sein letztes Ziel war, alle Völker und Menschen in eine große Familie zu vereinigen. In der franz. Revolution sah er seine kosmopolitischen Träume verwirklicht. Er kehrte nach Paris zurück, nannte sich den Sprecher des menschlichen Geschlechts, petitionirte oft bei der Nationalversammlung, und erschien am 19. Juni 1790 an der Spitze einer Anzahl Fremder, die in der Kleidung der verschiedenen Völker die Abgeordneten des Erdkreises vorstellten, vor den Schranken der Versammlung, um derselben eine Dankadresse für ihre Erhebung gegen die Tyrannen des Weltalls zu überreichen, und sie zu bitten, alle in Paris befindliche Fremden in die franz. Gemeinschaft aufzunehmen. Am 21. April 1792 übergab er der

Nationalversammlung ein patriotisches Geschenk von 12,000 Livres, und am 12. Aug. machte er sich anheischig, eine preuß. Legion unter dem Namen der vandalischen zu gründen. Den König von Preußen nannte er den nordischen Sardanapal, und verlangte, daß auf das Haupt desselben, so wie auf das des Herzogs von Braunschweig, ein Preis gesetzt werden sollte. Er machte den Lobredner Ankarström's, der den König von Schweden ermordet hatte, nahm lebhaften Antheil an den Blutscenen in Paris, und sagte unter anderm in einer Rede, worin er für die Aufnahme der Franzosen in Frankreich dankte: „Mein Herz ist ein Franzose, meine Seele ein Sansculotte." Mit demselben Hasse aber, mit welchem er gegen das monarchische Princip auftrat, verfolgte er auch die christliche Religion, und erklärte sich laut für einen persönlichen Feind Jesus von Nazareth. Als er im Septbr. 1792 vom Oisedepartement zum Mitgliede des Convents ernannt worden war, stimmte er für Ludwig's XVI. Tod, verdammte aber auch zugleich den König von Preußen zu gleicher Strafe. In einer kleinen Flugschrift, die er um diese Zeit unter dem Namen: „Base constitutionelle de la république du genre humain" herausgab, behauptete er, das Volk sei unumschränkter Gebieter der Welt, ja es sei Gott; Frankreich sei das ausgezeichnetste Gottvolk, und nur ein Thor glaube ein höchstes Wesen u. s. w. Sein Fanatismus machte selbst Robespierre bedenklich, und unter dem Vorwande, einer Verschwörung mit dem Auslande anzugehören, ließ dieser ihn am 15. März 1794 mit Hebert und einigen andern verhaften und dem Revolutions-Tribunal übergeben. Als er zur Guillotine geführt wurde, predigte er seinem Mitgenossen Hebert eifrig den Materialismus, um ihn zu verhindern, in seinen letzten Augenblicken religiöse Gefühle zu hegen, protestirte laut im Namen der Menschheit gegen sein ungerechtes Urtheil, wie er es nannte, und verlangte, zuletzt unter seinen 19 Genossen hingerichtet zu werden, um, während ihre Köpfe fielen, Zeit zu gewinnen zur Feststellung einiger Grundsätze. Unter seinen Schriften ist die Kritik des Christenthums (Preuves du mahométisme) die berüchtigtste.

Cloquet, Hippolit, ein französischer Anatom, geb. am 17. Mai 1787 zu Paris, widmete sich hier mit großem Fleiße dem Studium der Anatomie, erhielt die Stelle eines Prosectors an der medizinischen Facultät, und starb als Professor der Anatomie am 3. März 1840. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen „Osphresiologie ou traité des odeurs, du sens et des organes de l'olfaction" (Par. 1821; deutsch Weim. 1824), „Traité d'anatomie descriptive" (2 Bde., Par. 1816; 6. Aufl. 1835), mit einem Atlas (5 Lief., Par. 1834), „Faune des medécins" (6 Bde., Par. 1823—28; mit 60 Kupf.), „Traité complet de l'anatomie de l'homme, comparée dans ses points les plus importants à celle des animaux" (5 Bde., Par. 1826—27, 4; mit 400 Kupfertaf.); auch übernahm er 1823 die Fortsetzung des von Vicq d'Azyr, seinem Lehrer, begonnenen „Système anatomique." — Sein jüngerer Bruder, Jul. Germain C., geb. am 18. Dec. 1790 zu Paris, studirte ebenfalls Medizin, besonders Anatomie und Chirurgie, erhielt mit seinem Bruder 1815 die Doctorwürde, wurde 1819 Chirurgien adjoint am Hospital St. Louis, 1830 Oberwundarzt des Generalstabs der Nationalgarde, und am Hospital St. Antoine, 1831 Professor der chirurgischen Pathologie an der École médicale und 1833 Professor der chirurgischen Klinik an der medizinischen Facultät. Zu seinen Schriften gehören besonders „Recherches anatomiques sur les hernies de l'abdomen" (Par. 1817, 4., mit Kpfrn.), „De la squélitopie" (Par. 1815; neue Aufl. 1819, 4.), „Anatomie de l'homme publié par M. B. de Lasteyrie" (5 Bde., Par. 1821—32, Fol.), „Anatomie des vers intestinaux" (Par. 1820; neue Aufl. 1824, 4., mit Kpfrn.), „Manuel d'anatomie descriptive du corps humain" (2 Bde., Par. 1825—31, 4., mit Kpfrtaf.), „Mémoire sur l'acupuncture" (Par. 1825, 4.), „Pathologie chirurgicale" (Par. 1831, 4.).

Clos, Pierre Ambroise Franç. Choderlos de la, s. Laclos.

Closen, Karl, Freiherr von, stammt aus einem uralten Adelsgeschlecht, hat aber, wie seine Vorfahren, welche zu den Ersten in Bayern gehörten, die sich zur Reformation bekannten, die Vorurtheile abgelegt, die diesem Stande, je jünger dessen Standeserhebungen

sind, desto fester anhängen, und als Erbe des urväterlichen Geistes bekennt er sich zu Grundsätzen, welche beweisen, daß er die Natur und die Aufgabe der neuern Civilisation, den Geist der modernen Cultur und die täglich an Intelligenz und somit an physischer Ueberlegenheit wachsende Macht begriffen hat, welche den Mittelstand, die eigentliche Schwerkraft und das Centrum der Staaten und des staatsbürgerlichen Lebens, zur vergleichsweisen Theilnahme an den politischen Angelegenheiten befähigt und berechtigt. Freisinnigkeit, Liberalität, Bürgersinn, Entschlossenheit und ritterlicher Muth, Charakterfestigkeit, Folgerichtigkeit und die edelste Vaterlandsliebe, die selbst eigne Opfer nicht achtet, sind die Tugenden, die C. den Wackersten der Zeitgenossen beigesellen, und ihn in der allgemeinen Achtung um so höher stellen, je seltener sie in gewissen Kreisen zu werden anfangen. Schon sein Vater, Ludwig C., war für die bürgerliche Freiheit enthusiasmirt, zog sein Schwerdt für die nordamerikanischen Freistaaten, focht als Offizier unter dem Banner Washington's, wie gegen den europäischen Absolutismus in den Reihen der französischen Revolutionsheere, und als Ritter des Cincinnatus-Ordens, der Ehrenlegion und als französischer General legte er 1792 sein Kriegsschwerdt nieder. In diesem Jahre begab sich Ludwig C. nach Bayern, und ließ seinen Sohn Karl (geb. 1786 zu Zweibrücken) deswegen in der katholischen Religion erziehen, um ihm die Uebernahme von Lehen, die ihm nach dem Tode seines Geschlechtsvetters, des katholischen Grafen Anton C., des letzten Sprößlings der in Bayern zurückgebliebenen katholischen Familie der C., zufallen würden, zu erleichtern. Auf diese Weise wurde Karl C. Glied einer Kirche, die recht eigentlich ihre Aufgabe darin gefunden zu haben scheint, in der unzeitigen Erinnerung an die großartige, wenn gleich für sie wenig rühmliche Vergangenheit dem Geiste des neuen Jahrhunderts und der allgemeinen Aufklärung des Volkes entgegen zu arbeiten und sich zum Werkzeug bei Ausführung der Intriguen herzugeben, die von gewissen Parteien seit langer Zeit vorbereitet, erst in der jüngsten Zeit unsern Augen verwirklicht werden sollten. C. studirte, während sein Vater in den französischen Civildienst trat, und 1805 die Unterpräfektur von Simmern verwaltete, nachdem ihm derselbe die ihm zugefallenen Lehen Gern und Aufhausen überlassen hatte, in der Studienanstalt zu München, seit 1802 auf der Hochschule zu Trier und Landshut die Rechte, und wurde 1805 in einem Alter von 19 Jahren bei der damaligen Landesdirection in München Accessist ohne Besoldung. Dieses Amt verwaltete er bis 1814, in welchem Jahre er wirklicher Kreisrath wurde. Seine bürgerliche Stellung, seine Güter, so wie seine Abkunft aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter Bayerns gaben ihm eine besondere Bedeutung; hatte er doch die erbliche Würde eines Landmarschalls von Niederbayern, und als solcher stand er mit dem Hofe in verschiedener Berührung. Solche äußere Glücksumstände hatten indessen keinen Einfluß auf seine Grundsätze; den Lockungen, welchen so Mancher erlag, der sonst große Erwartungen erregte, entging er, und ohne Rücksicht auf Vortheile und Auszeichnungen, nach denen die Selbstsucht der Menschen nur zu leicht zu greifen pflegt, bewahrte er sich jene Selbständigkeit der Meinung, ohne welche die Wirksamkeit für einen großen Zweck erfolglos bleiben muß. Unter dem Tumult der Waffen trieb ihn der Thatendurst der Jugend, 1805 zum Schwerte zu greifen; als Offizier diente er freiwillig in einem reitenden Jägercorps in dem bayerschen Heere, das mit Napoleon gegen Oesterreich operirte. Nach dem Frieden von Preßburg kehrte er in den Civildienst zurück, trat aber 1814, nachdem er 1809 an der Ausführung einiger wichtigen Regierungsaufträge in Tyrol Theil genommen hatte, wieder auf dem Kriegsschauplatze auf, indem er den Fürsten Wrede in den Schlachten bei Arcis, Bar sur Aube und Fère Champenoise begleitete. Nach dem Frieden wurde er 1817 Regierungsrath im Ministerium des Innern, und 1819 Ministerialrath. Als Abgeordneter aus der Classe der adligen Gutsbesitzer mit Gerichtsbarkeit war er 1819, 1825 und 1831 zum Mitglied der zweiten Kammer gewählt, und auf allen Ständeversammlungen stand er in den Reihen der liberalen Opposition. Die Natur und eignes Studium haben ihm ein treffliches Rednertalent verliehen, und wog er auch bisweilen die Worte nicht auf der Goldwage, so milderte doch auch der Humor seiner Rede sehr oft die Leidenschaftlichkeit seiner Ausdrücke. Nicht zu

verkennen dürfte sein, daß C. als parlamentarischer Redner darin sich verrechnete, daß er die französische und britische Staatsberedtsamkeit nachahmen zu müssen glaubte. Selbst unter den günstigsten Umständen wird Deutschland eines langen Zeitraums bedürfen, ehe es sein Ohr an die allgewaltigen Donner der britischen, und sein Auge an die wild durcheinander zuckenden Blitze der französischen Staatsberedtsamkeit gewöhnt. Nahm C. auch an den wichtigsten Verhandlungen der Kammer Theil, so hatte er doch den meisten Einfluß bei Berathung industrieller, vorzüglich landwirthschaftlicher Angelegenheiten. Hierin hatte er eigne Erfahrungen eingesammelt. Denn er beschäftigte sich, zumal nach seiner Pensionirung im J. 1825, angelegentlich mit allen Zweigen der Landwirthschaft. Schon 1809 war er Mitstifter des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern, in dessen Generalcomité er bis 1830 saß, gab eine „Kritische Zusammenstellung der bayerschen Culturgesetze" (München 1838) heraus, und hatte auf seinem Gute Gern, wo er eine Runkelrübenzuckerfabrik und eine Damastweberei errichtet, und die veredelte Schafzucht mit dem besten Erfolg eingeführt hatte, eine landwirthschaftliche Erziehungsanstalt für arme Waisen gegründet. Dergleichen gemeinnützige und mit Opfern von seiner Seite verbundene Bestrebungen sicherten und vermehrten seine Achtung fast in demselben Verhältniß, als ihm seine Freisinnigkeit das Vertrauen derer, welchen seine Unerschrockenheit und liberale Sprache beschwerlich sein mochte, verminderte. Mit vieler Energie trat er besonders auf dem Landtage von 1828 auf. Wiederholt vertheidigte er die Rechte der Stände gegen mannichfache Versuche, die ihm berechnet schienen, die Repräsentativ-Verfassung, wie sie nach dem Bedürfniß der modernen Intelligenz nothwendig geworden ist, unvermerkt in das Leichentuch der mittelalterlichen Landstände zu hüllen und so zu begraben. Bei der neuen Wahl 1831 verweigerte ihm die Regierung den Eintritt in die Kammer, unter dem Vorgeben, er sei ein Staatsdiener, der von Seiten der Regierung der Erlaubniß zur Theilnahme an den Ständeverhandlungen bedürfe. Es blieb ihm nichts übrig, als entweder der Regierung Folge zu leisten oder aus dem Staatsdienste zu treten. Das Letztere mochte als unwahrscheinlich angenommen worden sein, denn er hätte dadurch zugleich seine Pension verloren, die ihm damals vielleicht von größerm Werthe als sonst hätte gelten können, weil ihm kurz zuvor das Unglück betroffen hatte, daß eine Feuersbrunst seine Etablissements auf Gern größtentheils verzehrt hatte. Demungeachtet gab er seinen Sitz in der Kammer, auf den ihn das Vertrauen des Volkes gerufen hatte, nicht preis, lieber entsagte er seinem Gehalte und ließ sich aus der Liste der Staatsdiener streichen. Als die Regierung trotzdem seinen Ersatzmann, den Freiherrn von Bequel, einberief, entschied die Kammer mit 115 gegen 5 Stimmen, nur C. gebühre der Eintritt, sowie die Kammer auch für den Grafen Benzel-Sternau, einen Geistesverwandten C.'s, dessen Wahl die Regierung beanstandet hatte, gegen die Absichten der Behörde entschied. In der Ständeversammlung 1831 erhob C. seine Stimme kräftiger, als jemals, wenig fehlte, und er wäre zu Grundsätzen gelangt, deren Realisirung in dem monarchischen Europa unmöglich scheint. Wir wollen wenig auf seine philanthropischen Ansichten über die Juden-Emancipation geben, denn im Grunde wiederholte er in seinem desfallsigen Antrage nur, was vor ihm Millionen Mal von der freien Entwickelung der Kräfte, und von der Gleichheit der Rechte gesagt und geschrieben ist. Ungleich tiefer greifend und eine Wunde berührend, an der auch andere Staatskörper kränkeln, war C.'s Antrag auf Sicherstellung der Staatsbürger gegen Cabinetsbefehle, gegen Militär- und Policeigewalt; die zweite Kammer genehmigte den Antrag, aber die erste verwarf ihn, aus keinem andern Grunde, als weil er überflüssig sei. Diese Ausflucht war nicht blos eine Art von Beleidigung gegen die Abgeordneten, deren sämmtliche Redner die Motion empfohlen hatten, sondern sie war noch mehr als dieses, sie war eine geistlose, und deshalb nannte C. in der äußersten Entrüstung über die geistlose Abweisung die Mitglieder der ersten Kammer „entartete Söhne des Vaterlandes", deren Benehmen nur in „blinder und systematischer Opposition gegen Alles Gute" bestehe. Ferner trug C. eine Anklageacte des Ministers von Schenk vor, und drang auf ein Gesetz über Ministerialverantwortlichkeit. Mit vieler Heftigkeit griff er die 6jährige Bewilligung des

Budgets an, und untersuchte mit peinlicher Genauigkeit die Frage, ob der Kammer das Recht der Verweigerung des Budgets zustehe. Er bejahte die Frage, „weil die Nation sich auf keine andere Weise gegen eine revolutionäre Regierung vertheidigen könne." Bei dem Postulat für das Departement der Auswärtigen nahm er Gelegenheit, sich über die „schmälige Vormundschaft" aufzuhalten, „in welcher Bayern von den absoluten europäischen Mächten gehalten worden." Einige seiner Anträge veranlaßten hitzige Debatten, so der Antrag, „in den Schulen solle den jugendlichen Gemüthern Liebe zum Vaterlande und zur Verfassung eingepflanzt werden." Bei der Berathung über die Presse verlangte er unbedingte Verwerfung der Censur und unbedingte Preßfreiheit. Mit dem Landtage von 1831 schloß C.'s ständische Wirksamkeit. Das Vertrauen des Volkes hatte er nicht verloren, vielmehr hatte sich die Achtung gegen ihn nur noch vergrößert, wie dies zum Theil schon daraus hervorgeht, daß, sobald es bekannt wurde, er habe seine Pension verloren, zum Ersatz seines Verlustes eine Subscription eröffnet wurde, durch die schnell 1832 ein bedeutendes Capital zusammenkam; er schlug die Entschädigung aus. Aber die Regierung verwickelte ihn kurz vor der Einberufung der Stände 1833 in einen Prozeß; indem sie ihn, nach Angaben von öffentlichen Blättern, des Majestätsverbrechens anklagte, weil er angeblich ein von Dr. Große verfaßtes und mit dessen Namen versehenes majestätsverbrecherisches Gedicht in einer Sitzung der Stände 1831 verbreitet hatte. C. stellte sich, nach erhaltener Nachricht von dem Vorhaben der Regierung, freiwillig, und wurde in die Frohnfeste zu München eingesperrt. Vier Monate saß er im Gewahrsam, und erhielt nur erst nach wiederholten bittern Beschwerden bei dem obersten Gerichtshof seine Freiheit wieder. Die Regierung berief seinen Ersatzmann abermals ein, die Kammer aber wies ihn auf Rudhart's Antrag deswegen zurück, weil vor Entscheidung der Specialuntersuchung C.'s Recht, einen Sitz in der Kammer einzunehmen, blos ruhe, mithin der Ersatzmann nicht einberufen werden dürfe. Wie es scheint, ging die Untersuchung äußerst langsam, langsamer, als sie vielleicht unter andern Umständen betrieben worden wäre, so daß der Prozeß im Winter 1836—37, in welcher Zeit neue Wahlen für die zweite Kammer ausgeschrieben wurden, noch schwebte. Die Kreisregierung des Unterdonaukreises strich C.'s Namen aus der Liste der passiv Wählbaren, weil nach dem Inhalt des Staatsgrundgesetzes keiner zum Abgeordneten gewählt werden dürfe, der einer Specialuntersuchung unterworfen wäre. Bald nach der Eröffnung der Ständeversammlung traf C. das traurige Geschick, blos von der Instanz entbunden zu sein. Sogleich erhoben fünf Grundherrn mit gutsherrlichen Standschaftsrechten im Unterdonaukreise Beschwerde über die Auslassung C.'s von der Wahlliste, und trugen darauf an, die geschehenen Wahlen für ungültig zu erklären. Darüber entstand im Februar 1837 eine ziemlich lebhafte Debatte in der Kammer, viele Redner sprachen sich für und wider das Verlangen aus; das Resultat der Verhandlungen war, daß C. nur dann erst auf die Liste der passiv Wahlfähigen gesetzt werden dürfe, wenn er von dem angeschuldigten Verbrechen vollständig freigesprochen worden sei. Dies geschah erst am 26. Januar 1840, wo das Urtheil des Oberappellationsgerichts zu Gunsten des Angeklagten entschied.

Clossius, Walther Friedrich, akademischer Rechtslehrer, geboren zu Tübingen 1796, Sohn des 1797 als Professor der Anatomie und Chirurgie gestorbenen Karl Friedrich C., studirte daselbst die Rechtswissenschaft, und eröffnete an der vaterländischen Universität 1818 seine Vorlesungen über römisches Recht und römische Litterargeschichte. Im J. 1824 folgte er als ordentlicher Professor einem Rufe an die Universität nach Dorpat, erhielt dort den Stanislausorden und den Titel eines Staatsraths 1836, doch schon im folgenden Jahre ging er als ordentlicher Professor und als geheimer Justizrath nach Gießen, wo er am 10. Febr. 1838 plötzlich starb. In seiner wissenschaftlichen Bildung gehörte er mehr der philologisch-historischen Schule an, als daß er der neuen philosophischen Richtung hätte folgen können. Mit musterhaftem Fleiße suchte er die entlegensten litterarischen Notizen zusammen, und widmete sich ausschließlich und nicht ohne guten Erfolg dem Quellenstudium des alten römischen Rechts. Welche Richtung er einschlagen würde,

hatte er bereits in den beiden kleinen Schriften „Dissertatio sistens specimen descriptionis codicum manuscriptorum Digesti veteris" (Tüb. 1817) und „Codicum quorund. manusc. Digesti veteris accurata descriptio" (Weimar 1818) hinlänglich gezeigt. Zur Untersuchung und vergleichsweisen Vervollständigung des litterarischen Materials unternahm er mehrfache und weite Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien, 1827 durchforschte er die Bibliotheken in den Eparchien Moskau und Nowgorod, und 1829 besuchte er die Krim und Weißrußland. Die wichtigste seiner literarisch-historischen Entdeckungen ist die Auffindung großer Fragmente des ächten Theodosischen Codex, die er in „Theodosiani Codicis genuini fragmenta" (Tüb. 1824) veröffentlichte. Sein Programm „De vetustis nonnullis membranis in bibliothecis russicis" (Dorpat 1827) gibt Nachrichten über das, was er in den russischen Büchersälen gefunden hat. Seine übrigen literarischen Arbeiten sind nicht von Bedeutung, weil sie fast nur mit Rücksicht auf russische Bedürfnisse verfaßt wurden. Dahin gehört nebst der „Einleitung in das Corpus juris civilis im Grundrisse" (Riga 1829) vorzüglich die schon 1829 gedruckte, aber 1831 erst ausgegebene „Hermeneutik des römischen Rechts — mit einer Chrestomathie von Quellen" (Leipz. 1831), von der C. selbst gesteht, daß sie keinen Anspruch auf wissenschaftliches Verdienst mache, und daß er den Grundriß in Gemäßheit des kaiserlichen Statuts für die Universität Dorpat habe zum Druck befördern müssen. Sein Name ist außerdem unter den Bearbeitern des „Corpus juris civilis", das unter Schrader's Leitung erschien, genannt, doch scheint C. wenig oder keine Beiträge geliefert zu haben.

Clot-Bey, der erste Europäer, welcher es verstand, unter der Regierung des für europäische Civilisation nicht unempfänglichen Pascha Mehemed-Ali den ersten Samen zu einer geordneten Medicinalverwaltung an den Ufern des Nil auszustreuen, ist ein Franzose, im April 1795 zu Marseille geboren. Er besuchte das Hospice de la Charité, und prakticirte zu Marseille, entschloß sich aber im Januar 1825 unter vortheilhaften Bedingungen, die ihm der Pascha von Aegypten stellte, zu einer Reise in das Land der Pharaonen. Hier errichtete er den Gesundheitsrath zu Cairo, und in einem Dorfe zu Abu-Zabel, unweit Heliopolis und 4 Stunden von Cairo, die medicinische Schule, die später mit einer auch von ihm errichteten Apotheker- und Veterinärschule, und 1832 mit einem Hebammeninstitut verbunden 1837 nach Cairo verlegt wurde. Er erhielt zuerst die Würde eines Bey, obgleich er Christ blieb, und stieg von Jahr zu Jahr in der Gunst des Pascha, der ihn 1833 zum Präsidenten des Gesundheitscollegiums ernannte, und ihm 1836 den Generalsrang ertheilte, gleichwie er ihn 1837 zum Generalstabsarzt der Armeen und zum alleinigen Chef des gesammten Medicinalwesens in Aegypten erhob, und ihm einen Gehalt von 36,000 Fr. bestimmte. In Paris, wohin C. 1832 mit 12 arabischen Eleven kam, um dort deren medicinische Ausbildung zu Lehrern der medicinischen Schule in Abu-Zabel zu leiten, erhielt er den Orden der Ehrenlegion, und wurde auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie der Medicin. Nach einer Reise nach London im Januar 1833 rief ihn der Pascha nach Alexandrien, und ertheilte ihm den Auftrag, den Sanitätsdienst der ägyptischen Marine zu ordnen, und einen Sanitätsrath für Schiffsärzte nach französischem Muster einzurichten. Er ist auch als medicinischer Schriftsteller aufgetreten, unter Andern mit „Compte rendu des travaux de l'Ecole de Méd. d'Abou-Zabel" (1828—32) und „Compte rendu des travaux u. s. w. et de l'examen général des élèves pour les années de sa fondation 1827—32, worin er mehrere frühere und kleinere Aufsätze wieder abdrucken ließ, und außerdem über seinen 8jährigen Aufenthalt in Aegypten Rechenschaft ablegt. Im Aug. 1839 kam er nach Paris, um seine mehrfach angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, gab daselbst seine Schrift „De la peste observée en Égypte" (Par. 1840) heraus, worin er seine Ansichten und Erfahrungen über die Pest niederlegte, und kehrte im folgenden Jahre wieder nach Aegypten zurück.

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Der innere Werth und die sonderbaren Schicksale ihrer Dichtungen nehmen unser Interesse in gleichem Maße in Anspruch. Sie ward geb. 1405 auf dem Schlosse zu Vallon an der Ardèche in

Languedoc. Schon im 11. Jahre übersetzte sie ein Gedicht Petrarca's, und im Umgange mit geistreichen Frauen ihrer Zeit, unter denen mehrere Dichterinnen waren, bildete sich ihr poetisches Talent mehr und mehr aus. 1421 mit Berenger de Surville, einem jungen Ritter, vermählt, dichtete sie, als dieser bald nach der Hochzeit mit dem Dauphin Karl VII. nach Puy-en-Velay gehen mußte, die schöne Heroide, die den Anfang ihrer Gedichte bildet. Sie verlor ihren Gemahl schon nach 7 Jahren. Ihr Vergnügen blieb es von jetzt, die Anlagen junger Dichterinnen auszubilden, und man kennt unter ihren Zöglingen Sophie de Lyonna und Juliette de Vivarez. Margarethe von Schottland, Gemahlin des Dauphin Ludwig, lernte sie kennen und verehren; sie übersandte der Dichterin für ein Gedicht zum Preise Philipp's des Guten eine Lorbeerkrone, deren Blätter von Silber waren, und durch 12 goldene Blumen geschmückt war, aber bewog durch die freundlichsten Einladungen Clotilden nicht, an den Hof zu kommen. Unbekannt ist, wann Clotilde starb, wenigstens besang sie noch 1495 die Siege Karl's VIII. Nur aus der Bewunderung ihrer Zeitgenossen konnte man auf die Trefflichkeit ihrer Gedichte schließen, da sich auch nichts von ihnen erhalten zu haben schien, als 1782 Etienne de Surville, einer ihrer Nachkommen, im Familienarchive eine Sammlung ihrer Gedichte entdeckte. Die Mühe, die ihm Schriftzüge und Sprachweise bei der Lesung verursachten, ward durch den Werth des Gefundenen vollkommen vergütet. Aber 1791 mußte er Frankreich verlassen, und die Handschrift mit vielen anderen Urkunden verbrannte. Surville selbst ward als heimlich zurückgekehrter Emigrant 1798 erschossen. Mehrere Gedichte aber waren aus der Handschrift von Surville copirt, und diese Abschriften übergab seine Witwe an Vanderbourg, der sie 1803 herausgab. Ihre Aechtheit, obwohl Surville hin und wieder eigenmächtige Aenderungen gemacht zu haben scheint, ist nicht zu bezweifeln, und sie sichern Clotilden eine der ersten Stellen unter den Dichterinnen aller Zeit.

Clôture heißt im Allgemeinen der Schluß von Verhandlungen, namentlich der franz. Deputirtenkammer; dann das Geschrei, womit die ultraroyalistische Partei in der franz. Kammer unter der Restauration bis ungefähr 1827 alle Redner, die im Interesse der Charte, des Volkes und der Humanität sich erheben wollten, unterbrach, um sie zu übertäuben und zur Abstimmung zu kommen. Die Glieder dieser Partei nannte man Clôturiés.

Cloud, St., Marktflecken an der Seine, im franz. Bezirke Versailles, Depart. Seine und Oise, mit 3300 Einw., schönen Landhäusern der Pariser, und besonders mit einem schönen königlichen Lustschlosse. St. Cloud, früher Fanum St. Clotoaldi genannt, wurde von Chlotewald, der nach Ermordung seiner Brüder hier ein Kloster baute, gegründet, und der Kirche von Paris geschenkt, deren Bischöfe seit 1381 als Recht genossen von den Einwohnern am Andreastage eine willkürliche Steuer einzutreiben. Erst 1429 hörte dieser Mißbrauch auf, indem der König die Abgaben auf bestimmte Summen festsetzte. Hier wurde Heinrich III. durch Clement d. 2. Aug. 1589 ermordet. Ludwig XIV. kaufte 1658 das Schloß von den Herren von Gondy für seinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans, und baute das jetzige Schloß. Hier wurde am 18. Brumaire das Directorium gestürzt, worauf die Consularregierung folgte. Napoleon ließ das Schloß prächtig ausschmücken, und residirte hier als Consul, und in der ersten Zeit als Kaiser; daher Cabinet de St. Cloud, so wie früher Cabinet de Versailles. St. Cl. wurde den 31. März 1814 von Langeron, der den Vortrab der alliirten Armee führte, besetzt, und vom 7. April bis 3. Juni war hier das Hauptquartier der Verbündeten. 1815 nahm Blücher hier sein Hauptquartier, und schlief in Napoleon's Schlafgemache. Am 3. Juli 1815 wurde hier die Militairconvention wegen der 2. Einnahme von Paris zwischen dem Baron Müffling, Colonel Hervey, Bignon, Guilleminot und Graf Bondi geschlossen.

Clouet, ein trefflicher Chemiker, geb. 1751 zu Singly bei Mezières, studirte für sich Chemie und Mechanik, legte zu Charleville eine Fayencefabrik an, fallirte, und wurde nun als Lehrer an der Ingenieurschule zu Mezières angestellt. Mancherlei mechanische Verbesserungen und Erfindungen, unter andern die Erfindung, das französ. Eisen eben so

hart zuzubereiten wie den englischen Stahl, bewirkten, daß er im Departement des Innern angestellt wurde. Er errichtete zu Sedan eine Gewehrfabrik beim Anfange der Revolution, machte später eine Reise nach Cayenne, um hier naturhistorische Forschungen anzustellen, und starb daselbst 1801. Die „Annales de chémie" und das „Journal des mines" enthalten seine Entdeckungen.

Clown, eigentlich Bauer oder Tölpel, ist der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst und dem spanischen Grazioso verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht zu improvisiren. Schon im Anfang des 16. Jahrh. finden sich Spuren von ihm. Je derber, plumper und zügelloser seine Späße waren, desto willkommner war er im Volke. Später wurde er aus den Tragödien höheren Styls in das Narrenspiel, und endlich mit Ausnahme der Shakspeare'schen Stücke, auf die Pantomime und in die Seiltänzerbude verwiesen. Eine vorzügliche Wirksamkeit behauptet der C. noch jetzt in den Weihnachtspantomimen auf den Theatern Drurylane und Coventgarden, wo der in seiner Art unnachahmliche Grimaldi in neuerer Zeit durch seine Darstellungen des C. einen besonderen Ruf erwarb.

Club, ein geschlossener Verein, eine geschlossene Gesellschaft, welche sich zu bestimmten Zwecken (entweder zu wissenschaftlichen, politischen, oder zum Vergnügen) an gewissen Tagen und Orten versammelt. Die Clubs entstanden in England, wo sie aber zuerst ohne Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft waren, und dienten nur zur Berathung über wissenschaftliche und Kunstgegenstände, oder auch über Staatsangelegenheiten. Später bildeten sich solche Gesellschaften in Frankreich, welche, während der Revolution von großer Bedeutsamkeit, die ganze Umwälzung Frankreich's leiteten, wie der Jakobiner-Club, der sein Ansehen und seine Macht ziemlich lange behauptete. In Deutschland wurden die politischen Clubs 1793 durch ein Reichsgesetz, und in neuerer Zeit auch durch die deutschen Bundesbeschlüsse von 1832, und verschiedene Gesetze der einzelnen Staaten verboten. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß nur England das wahre Land der C.'s sei. Die Eingezogenheit des Familienlebens, die strenge Scheidung der Geschlechter in gesellschaftlicher Beziehung, sowie die außerordentliche persönliche Freiheit, die der Einzelne gesetzlich hier genießt, mußten schon von jeher gesellschaftliche Vereine der Männer zu ernster und heiterer Unterhaltung begünstigen. Zugleich befördert die Oeffentlichkeit und die hohe Entwicklung des politischen Volkslebens, die die Theilnahme an den wichtigsten Ereignissen in Staat und Gesellschaft jedem Einzelnen fast zur Pflicht machte, die Errichtung von Zusammenkünften zur Erörterung öffentlicher Angelegenheiten. Daher findet man auch fast in allen Städten, besonders aber in London und den größeren Städten Englands, Clubs für alle Classen der Gesellschaft, deren Zweck theils gesellige Unterhaltung, theils Politik ist.

Clugny oder **Cluny,** eine ehemals berühmte Benedictinerabtei im gleichnamigen Städtchen des französischen Departements Saone und Loire wurde 910 von Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet und zählte unter ihren späteren Vorstehern, namentlich den weltlichen Commendaturäbten, viele Fürsten und andere ausgezeichnete Personen. Der erste Abt hieß Berno, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, eine durchgreifende Reform des Benedictinerordens vorzunehmen; noch geschärfter wurde die Ordensregel durch den 2. Abt Otto (927—941). Er und seine Nachfolger wurden bald Gegenstände der frommen Bewunderung, und unaufhörlich zur Anlegung neuer, und zur Reformation alter Klöster berufen. So entstand in dem Benedictinerorden die Congregation von C., oder der Orden der Cluniacenser, der im 12. Jahrh. bereits in Frankreich, Italien, Spanien, England, Deutschland und Polen über 200 Klöster zählte. Der Abt von C. führte deshalb den Titel Erzabt, und die Abtei selbst erkannte nur die Oberherrschaft der römischen Kirche an, welcher letzteren sie aller 5 Jahre eine Abgabe von 10 Soldi zu leisten schuldig war. Das Kloster wurde mit der Zeit sehr reich, und schon im 12. Jahrh. riß solche Zuchtlosigkeit darin, und in dem ganzen Orden ein, daß eine neue Reform nothwendig wurde, aus welcher der Orden der Cistercienser hervorging. Die Abtei von

C. selbst wurde im J. 1790 aufgehoben. Besonders merkwürdig ist sie als Bildungsschule des Papstes Gregor VII. geworden.

Clusium, das heutige Chiusi in Toscana, eine alte italische Stadt in Etrurien, lag am clusinischen See, 3 Tagereisen von Rom, und hieß in frühester Zeit Camars. Zur Zeit der Erbauung Rom's war Cl. in der höchsten Blüthe, und der Kampf desselben unter seinem Könige Porsenna gegen Rom machte dem Letztern viel zu schaffen, indem es den Frieden unter harten Bedingungen schließen mußte. Cl. diente den Römern immer als Vormauer gegen die Einfälle der Gallier. Später unterjochten die Römer ganz Etrurien, und mit ihm Clusium.

Cluver, Philipp, ein berühmter Astronom und Alterthumsforscher, geb. 1580 zu Danzig, aus altadligem Geschlechte, sollte die Rechte studiren, gab sich aber seiner Neigung für Geschichte und Erdkunde hin, und erzürnte seinen Vater dadurch so, daß er ihm jede Unterstützung entzog. Aus Noth trat C. in österreichische Militärdienste, kehrte aber nach 2 Jahren, heimlich unterstützt von seiner Mutter, zu seinen Studien nach Leyden zurück. Darauf machte er eine Reise durch England, Schottland, Frankreich, Deutschland und Italien, und ließ sich endlich abermals in Leyden nieder, wo er durch ein Jahrgehalt der Curatoren der Hochschule in den Stand gesetzt wurde, seinen literarischen Bestrebungen frei und ungestört sich zu widmen. Er starb zu Leyden 1623, und hat sich besondere Verdienste um die alte und neue Erdkunde erworben. Seine „Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam" (Leyden 1629, und öfter; am vollständigsten von Bruzen de la Martinière, Amst. 1729, 4., deutsch 1733) ist als der erste gelungene Versuch einer systematischen Behandlung der Geographie in ihrem ganzen historisch-politischen Umfange zu betrachten. Auch seine beiden antiquarischen Beschreibungen von Italien (herausgeg. von Daniel Heinsius, Leyd. 1623) und von Sicilien, Sardinien und Corsika (Leyd. 1619; Wolfenb. 1659, 4.), so wie seine Abhandlung über das deutsche Alterthum in Scriver's „Antiquitates inferioris Germaniae" (Leyd. 1619 und 1631, Fol.) sind mit großer Sorgfalt gearbeitet, und noch jetzt sehr schätzbar.

Clyde, einer der ansehnlichsten schiffbaren Flüsse des südlichen Schottlands, entspringt in den Bergen von Lanark, fließt bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorbei, und fällt nach einem Laufe von 10 Meilen durch den breiten Clydebusen beim Schlosse Dumbarton in die irische See. In den Bergen bildet er mehrere schöne Wasserfälle, z. B. bei Corrahouse einen von 84 F., und bei Stonebyres einen von 80 F. Höhe.

Coadjutor, eigentlich Gehülfe, im katholischen Kirchenrecht der Amtsverweser eines Bischofs, wenn dieser sein Amt selbst zu verwalten verhindert ist. Der C. wird entweder nur auf Zeit, zur Vollziehung der, wegen theilweiser Verhinderung des Bischofs von demselben nicht zu verrichtenden Amtsgeschäfte, eingesetzt, und kommt in diesem Sinne auch bei anderen Prälaten niederen Ranges vor, oder er ist perpetuirlich, d. h. auf die Lebenszeit des Bischofs demselben beigegeben, und zwar mit dem Rechte der Nachfolge. In der alten Kirche war es verboten, daß der Bischof den C. auch als seinen Nachfolger erklärte, weil dadurch die Freiheit der Wahl verloren ging. Ueberhaupt wurden die C. früher meist auf Ersuchen des Bischofs von dem Provinzialconcil, mit Beistimmung des Volks und des Klerus ohne Dazwischenkunft des römischen Stuhls ernannt; erst Bonifaz VIII. machte die Ernennung eines C. für den Fall, wenn der Bischof sich der Annahme desselben weigerte, zu einem päpstlichen Reservatrechte. Die temporären C. werden jetzt durch Generalvicare ersetzt; die perpetuirlichen mit der Hoffnung der Nachfolge wollte das Trientiner Concil ganz abstellen, doch setzte es der Cardinal von Lothringen durch, daß sie bei dringender Nothwendigkeit oder bei offenbarem Kirchenvortheil nach genauer Untersuchung durch den Papst gestattet werden sollen. In der neueren Zeit wurde aber bei Gelegenheit der Einsetzung des Freiherrn von Wessenberg zum C. von Constanz die Frage sehr lebhaft debattirt, ob die Mitwirkung des Papstes bei der Bestellung des

C. cum spe succedendi nothwendig sei, oder, ob ein Bischof mit bloßer landesherrlicher Bewilligung sich einen C. bestellen könne.

Coaks, s. Steinkohle.

Coalition heißt so viel als Verbindung, und wird daher in der Chemie von der innigen Vereinigung bisher getrennter Theile gebraucht. — Eine eigenthümliche Bedeutung hat die neuere Geschichte diesem Worte ertheilt, wonach es ein Bündniß von 2 oder mehreren Mächten gegen einen gemeinschaftlichen Feind bezeichnet, also im Grunde genommen mit Allianz (s. d.) einerlei ist, wenn man nicht unter dieser eine Verbindung für allgemeine Fälle und künftige Feinde, und unter der Coalition die Verbindung gegen einen bestimmten Feind verstehen will. Zu bemerken ist aber doch, daß die verbündeten Mächte selbst ihre Verbindung lieber mit dem Ausdrucke Allianz bezeichnen, indem ihnen häufig das Wort Coalition noch immer das Gehässige zu verrathen scheint, welches die Franzosen hineinlegten, als sie es zuerst von der Verbindung mehrerer Mächte gegen Frankreich nach dem Ausbruche der Revolution gebrauchten. Die merkwürdigsten C. sind diejenigen, welche zu Bekämpfung der franz. Revolution von den Hauptmächten Europa's eingegangen wurden. Man nimmt gewöhnlich acht an; Die erste C. gegen Frankreich zwischen Oesterreich und Preußen vom 7. Febr. 1792, um die deutsche Reichsverfassung zu erhalten, und die franz. Revolution zu bekämpfen. Die zweite C. von 1793, wonach Deutschland den Reichskrieg (22. März) erklärte, und der Papst, Toscana, Neapel und Portugal beitraten. Die dritte C. vom 28. Sept. 1795 zwischen Rußland, Oesterreich und Großbritannien, welche der Friede von Campo Formio (s. d.) auflöste. Die vierte C. vom 23. Dec. 1798 zwischen Rußland, der Pforte und Großbritannien, an welcher Oesterreich und Neapel Theil nahmen, und die später einzelne Friedensschlüsse beendigten. Als seit dem 18. April 1803 England aufs Neue den Krieg gegen Frankreich begann, so bildete sich bald seit dem April 1805 eine fünfte C. zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen, die sich aber hinsichtlich Oesterreich's bereits in demselben Jahre (26. Dec.) durch den Preßburger Frieden, und in Bezug auf Rußland durch den Frieden vom 20. Juli 1806, gänzlich löste, obschon, da Preußen den Kampf allein fortsetzte, und bald eine sechste C. entstand, die der tilsiter Friede (7. und 9. Juli 1807) beendigte, so wie die siebente C. zwischen England und Oesterreich durch den Wiener Frieden (d. 14. Oct. 1809) aufhörte. Die achte, und für Frankreich die gefährlichste C. war die zwischen Rußland und England, der nach und nach fast alle europäischen Mächte beitraten, und die mit dem pariser Frieden (31. Mai 1814) aufhörte, obschon Napoleon's Rückkehr von Elba sie im folgenden Jahre noch einmal hervorrief.

Cobbett, William, ein englischer politischer Journalist, geboren 1766, in der Grafschaft Surrey, wo sein Vater ein kleines Grundeigenthum besaß, verließ 1783 den Pflug, und ging als Schreiber zu einem Sachwalter nach London. Da sein unruhiger Geist auch dieser Beschäftigung bald müde wurde, ließ er sich 1784 als Tambour anwerben, widmete aber seine Freistunden dem Lesen, und besonders den Studien der Grammatik. Im J. 1785 wurde sein Regiment nach Neuschottland geschickt; und C. blieb bei ihm bis 1791, wo er als Sergeant seinen Abschied nahm. Er ging jetzt nach Paris, und 1792 nach Philadelphia, wo er unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) mehrere Flugschriften herausgab, dann Buchhändler wurde, und eine Zeitung unter dem Titel „The porcupine" herausgab, worin er besonders das englische Interesse verfocht, und die damals in den Vereinigten Staaten vorherrschende Hinneigung für Frankreich bekämpfte. Eine hohe Geldbuße, zu der er wegen einer Schmähschrift verurtheilt worden war, verleitete ihm den Aufenthalt in Amerika. Er ging 1801 nach England zurück, wo er „The works of Peter Porcupine" (12 Bde., Lond. 1801) herausgab, eine Auswahl von seinen Aufsätzen aus seiner amerikanischen Zeitschrift, und 1803 die Wochenschrift „Weekly political register" begann, die für die Zeitgeschichte von großem Werthe ist. In seinen Grundsätzen neigte er sich der Torypartei zu, bis ihn eine Beleidigung von Seiten Pitt's im J. 1805 zum entschiedenen Radicalen machte.

In Folge eines Aufsatzes wegen Aufreizung zum Aufstande wurde er 1810 zu 2jährigem Gefängniß, und 1000 Pf. St. Geldbuße verurtheilt; doch setzte er seine Zeitschrift auch im Gefängniß mit demselben Freimuthe fort wie früher. Neue politische Händel bewogen ihn 1817 wieder nach Amerika zu gehen; doch kehrte er schon nach einem Jahre nach England zurück, und fuhr hier fort seine ganze Kraft der Volksvertretung zu widmen. In diesem Sinne hielt er 1829 in England, und 1834 in Irland öffentliche politische Vorträge, die ihn eben so beliebt bei der einen Partei, wie gefürchtet und gehaßt bei der andern machten. Dabei war er aber auch ein entschiedener Anhänger der Hochkirche, und sein entschiedener Radicalismus verhinderte ihn nicht, gegen den Unterricht der Armen zu sprechen, „denen dadurch nur unnütze Ideen in den Kopf gesetzt würden," als wenn politische Freiheit ohne Wissen möglich wäre. Seit 1832 wurde er durch den Einfluß eines großen Fabrikanten für Oldham in das Unterhaus gewählt, wo er jedoch nur wenig Einfluß gewann. Er beantragte die Abschaffung des Papiergeldes, und vertheidigte das Interesse des Ackerbaues, namentlich die Abschaffung der Malztaxe. Er starb am 18. Juli 1835 auf seinem Landgute in Surrey. Außer seinen bereits genannten Schriften gab er eine sehr praktische Schrift über den Anbau des Mais in England heraus, unter dem Titel: „Treatise on Cobbett's corn" (Lond. 1828), deren Titel von Papier ist, welches er aus Maishülsen machen ließ. Seine englische Sprachlehre (von Pleßner für Deutsche bearbeitet; 2. Aufl. von Kaltschmidt, Leipz. 1839), zeichnet sich durch die beißende Satyre gegen das Königthum in den Beispielen aus. Ferner gab er die „Collection of State trials" (3 Bde., Lond. 1803—1810), und „Parliamentary debates" (20 Bde., Lond. 1803—1811) heraus. In allen seinen Schriften zeigt sich weniger Reichthum an Ideen, als eine gute Beobachtungsgabe, und eine gewisse hausbackene Kraft, die sich oft bis zur äußersten Derbheit steigert. Uebrigens ist sein Styl klar, einfach und rein, und zeichnet sich oft durch eine eigenthümliche Eleganz des Ausdrucks aus.

Cobenzl, Ludwig, Graf von, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des St. Johanniter- und des ungarischen St. Stephansordens, geboren zu Brüssel am 21. November 1753, ein Sohn des berühmten Grafen Johann Karl Philipp v. Cobenzl. Unter Leitung des Gouverneurs Grafen von Bergen begann er seine politische Laufbahn (1772—1774). Nach dem Marquis von Yre erhielt er den Gesandtschaftsposten zu Kopenhagen; von 1775 an bis zum Ausbruche des bayer'schen Erbfolgekriegs lebte er als Gesandter in Berlin, und ging 1779 als Botschafter nach Petersburg. Hier erwarb er sich als Diplomat und Hofmann die Achtung und Gunst der Kaiserin Katharina im hohen Grade. In seinen freien Stunden schrieb er für das Kammertheater mehrere Stücke, deren Aufführung, an der er oft persönlich Theil nahm, Katharina nie versäumte beizuwohnen. Am 17. October 1797 unterzeichnete er als bevollmächtigter Minister den Frieden von Campo-Formio zwischen seinem Kaiser und der französischen Republik. Nachdem er zu Rastadt mit Bonaparte die den Frieden von Campo-Formio ergänzende Militärconvention abgeschlossen, und zu Selz die berüchtigten Unterredungen mit dem Minister François de Neufchateau gehalten hatte, kehrte er 1798 nach Petersburg zurück. Obgleich sich hier Vieles geändert hatte, und Kaiser Paul den Lieblingen seiner Mutter keineswegs günstig war, so gewann C. dennoch einen wenigstens eben so großen Einfluß, als unter Katharina. Am 9. Febr. 1801 unterzeichnete er mit Joseph Bonaparte den Frieden von Luneville, wurde hierauf Hof- und Staats-Vicekanzler und dirigirender Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1805, von ihm aber keineswegs herbeigeführt, die Parteien im Ministerium und Fürstenungunst, veranlaßten ihn am 24. Decbr. 1805, seine Entlassung zu nehmen. Er starb zu Wien am 22. Febr. 1809. In seiner Geschäftsführung zeigte er sich als entschiedener Verfechter der alten Regierungsweise, und hartnäckiger Bekämpfer der franz. Revolution, und der aus ihr hervorgegangenen Ideen und Gestaltungen. — Johann Philipp, Graf von C., Brudersohn des Vorigen, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des ungarischen St. Stephansordens, geb. zu Laibach am 28. Mai 1741, studirte in Wien und Salzburg, er-

hielt dann eine Anstellung in Brüssel, und wurde 1767 Staatsrath, als welcher er das neue Mauthdepartement nach seinem Plane errichtete. Bei dem Friedenscongresse zu Teschen 1779 war er österreichischer bevollmächtigter Minister. Bald nachher wurde er zum Vice-, Hof- und Staatskanzler ernannt. Als die Unruhen in Brabant ausbrachen, wandte er sich dahin, um darüber zu unterhandeln; allein die Stände nöthigten ihn, sich nach Luxemburg zu begeben, wo er in einer Erklärung; nach welcher der Kaiser die jene Unruhen veranlassenden Edicte aufhob, Alles zu beseitigen versprach. Hierauf privatisirte er auf seinen Gütern bis zum Frieden von Luneville, wo er als Botschafter an den pariser Hof ging. 1805 verließ er Paris und wandte sich nach Wien. Mit seinem daselbst am 30. August 1810 erfolgten Tode erlosch das Haus Cobenzl. Seine Güter erbte der Graf von Coronini, ein Abkömmling der Gräfin Cassandra.

Cocagna, ein Volksfest, welches sonst zu Neapel die Regierung jährlich einmal an den vier letzten Sonntagen des Carnevals veranstaltete, wobei das Volk Eßwaaren und Wein erhielt. Daher das Land von C., so viel wie Schlaraffenland. Mats de Cocagne, zur Belustigung des Volks errichtete Mastbäume, auf deren Spitze ein Preis befestigt ist, welchen derjenige gewinnt, der ihn erklettert. Um das Hinaufkommen zu erschweren, wird der Baum mit Seife bestrichen.

Cocarde, (coquarde), ein Büschel von Hahnenfedern, womit ursprünglich die Kroaten ihre Mützen schmückten; dann eine Bandschleife auf dem Hute zur Bezeichnung einer Partei oder eines ganzen Volkes. In der Zeit der französischen Revolution wurde die dreifarbige C. (blau, roth, weiß) Nationalzeichen und Zeichen der politischen Parteien. Sie wurde selbst von Frauen getragen. Blau und roth sind die Farben von Paris, weiß die Farbe des Königthums. Die dreifarbige C., 1789 aufgekommen, wurde 1814 durch die weiße verdrängt, 1815 durch Napoleon wiederhergestellt, nach der zweiten Restauration abermals verpönt, und in der Julirevolution von Neuem angenommen, und seitdem beibehalten. In Deutschland wurde das Tragen der Nationalcocarden, nach den Landesfarben zusammengestellt, in dem Befreiungskriege von 1813 gewöhnlich, jetzt werden sie nur vom Militär und uniformirten Beamten getragen. Die schwarz, roth, goldne Cocarde wurde 1832 durch Bundesbeschluß zu tragen verboten.

Cocceji, Heinrich, Freiherr von, ein ausgezeichneter deutscher Rechtsgelehrter, geb. zu Bremen am 26. März 1644, bildete sich auf dem Gymnasium zu Bremen, und seit 1667 zu Leyden, 1670 zu Oxford, wo er Doctor der Rechte ward. Er kehrte jetzt nach Deutschland zurück, und ward 1672 Professor zu Heidelberg, 1682 Mitglied des Geheimenrathscollegiums, 1688 Prof. zu Utrecht, 1690 Ordinarius zu Frankfurt a. d. O. Als Professor und in Staatsangelegenheiten (1702 als Gesandter im Haag wegen der oranischen Successionsfrage) thätig, starb er am 18. Aug. 1719, nachdem er 1713 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben war. Seine Kenntnisse waren umfassend, und Theologie und Physik hatte er mit vielem Eifer studirt. Einfach und redlich in seinem Charakter studirte er unermüdet, schlief wenig, und aß sogar längere Zeit nicht zu Mittag. Nur über Institutionen hatte er ein Collegium gehört, sonst seine Kenntnisse durch eignes Studium erworben. Mit ihm beginnt für das Staats- und Völkerrecht eine neue Epoche, indem er auf Hypothesen aus der ältesten Zeit der deutschen Geschichte die Einrichtungen des Reiches zu gründen bemüht war. Der erste Grundriß seines deutschen Staatsrechts erschien unter dem Titel „Juris publici prudentia compendio exhibita“ (Frankfurt a. d. O. 1695), und gewann für längere Zeit allgemeine Geltung, wiewohl sich die Unhaltbarkeit seiner Hypothese bald erwies. Einen Commentar zu Grotius „De jure belli et pacis“ gab sein Sohn Samuel heraus. 1722 erschienen zu Lemgo zwei Sammlungen seiner Dissertationen, und 1725 ebendaselbst seine „Consilia et deductiones“ in 2 Bänden. — Samuel, Freiherr von C., jüngster Sohn des Vorigen, geb. 1679 zu Heidelberg, ward 1702 Prof. der Rechte zu Frankfurt, 1704 Rath, und 1710 Director der Regierung zu Halberstadt, 1711 geh. Justiz- und Oberappellationsrath zu Berlin, nachdem er zur Visitation des Reichskammergerichts in Wetzlar abgeordnet worden war, 1714 Mit-

glied des General-Commissariats-Collegiums, 1723 Kammergerichtspräsident, 1727 Kriegsminister, 1730 Chef der französischen und geistlichen Angelegenheiten, und Obercurator aller königl. Universitäten, 1731 Präsident des Oberappellationsgerichts und Lehensdirector, 1733 Chef der Justiz in allen preuß. Landen, und 1746 Großkanzler, als welcher er 1755 am 22. Oct. zu Berlin starb. Gründliche Kenntnisse und treffliche Geschäftsführung zeichnen ihn aus. Das preußische Justizwesen verdankt die erste Grundlage seiner trefflichen Organisation nur ihm. Friedrich II., dem die Trägheit des Proceßganges unerträglich war, beauftragte Cocceji mit Entwerfung eines allgemeinfaßlichen, kurzen Gesetzbuches, und der Verbesserung der Justizpflege. Dem zu genügen nahm Cocceji zuerst den Richtern die Sporteln, und errichtete allgemeine Sportelcassen, aus denen die Richter und nicht mehr von den Parteien bezahlt wurden, und bearbeitete eine Proceßordnung, die 1747—50 zu Berlin als „Codex Fridericianus" erschien. Ein neues Landrecht, das unter dem Titel: „Corpus juris Fridericianum, d. i. in Vernunft und Landesverfassungen gegründetes Landrecht", (Berlin 1749—52) erschien, ward nicht vollendet und erhielt keine Gesetzeskraft. Auch ist es nur eine einige bessere Bestimmungen des römischen Rechtes enthaltende Uebersetzung der Institutionen. Auch seiner Proceßordnung, so sehr sie sich vor allen frühern auszeichnete, gereicht die zu genaue Anschließung an die alte Kammergerichtsordnung zum Vorwurfe, und noch war der Proceßgang zu schleppend. Als Gelehrte zeichnen Samuel von C. außer vielen Dissertationen und Deductionen aus: die „Elementa jurisprudentiae naturalis et Romanae" (Berlin 1740) und das noch immer geschätzte „Jus controversum civile Pandectarum ad ordinem Lauterbachii" (Frankfurt und Leipzig 1713, nach vielen Ausgaben zuletzt vermehrt von Emminghaus herausgegeben 1791). Fleiß und Gründlichkeit zeigen sich auch in der Einleitung zu dem Commentar seines Vaters zum H. Grotius, doch ist der Gewinn wegen seiner Parteilichkeit für röm. Recht nur gering für das Völkerrecht. Er war Verf. der Deduction, durch welche Friedrich II, sein Recht auf Schlesien geltend zu machen suchte. — Mit Karl Ludwig, Freiherr von C., der 1808 als Präsident des Oberconsistoriums, der Oberamtsregierung und des Pupillencollegiums zu Großglogau in Schlesien starb, endete das berühmte Geschlecht.

Coccejus, Johann, eigentlich Cock, ein gelehrter holländischer Theolog und Haupt einer theologischen Partei, die sich nach seinem Namen nannte, wurde 1603 zu Bremen geboren, studirte zu Francker Theologie, und ward 1629 Professor der hebräischen Sprache in seiner Vaterstadt; 1636 kam er in gleicher Eigenschaft nach Franecker, wo er seit 1643 zugleich auch Professor der Theologie war. Im J. 1650 erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie nach Leyden, und starb daselbst nach manchen vorzüglich theologischen Streitigkeiten am 5. Oct. 1669. Sein „Lexicon et commentarius sermonis hebr. et chald. Veteris Testamenti" (Leyden 1669, Fol.) war das erste vollständige Wörterbuch der hebräischen Sprache; doch enthielt es auch manchmal viel Ungehöriges, was in den späteren Ausgaben von Mai (Leyden 1714, Fol.) und von Schulz (2 Bde., Leipzig 1777; 2. Aufl. 1796) weggelassen wurde. Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, hatte aber auch die sonderbarsten theologischen Ansichten. So fand er z. B. im Alten Testamente das ganze Neue Testament vollständig enthalten, weil er nach seiner Auslegungsweise die Worte jeder Bibelstelle in allen Bedeutungen nahm, die sie nur irgend haben können. Die in der Bibel oft gebrauchte Vorstellung von einem Bunde zwischen Gott und den Menschen, bewog ihn, die ganze Dogmatik als die Lehre von den Bündnissen darzustellen, und sie Föderaltheologie zu nennen. Seine Hauptgegner waren Desmarets und Voëtius; doch fanden seine Ansichten in den Niederlanden viele Anhänger. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Amsterdam (8 Bde., 1673—1675; 10 Bde., 1701, in Fol.); ergänzt wurden sie durch die „Opera anecdota" (2 Bde., Amst. 1706, Fol.).

Coccinelle (Coccionella) ist der Name einer Gattung kleiner, oben hochgewölbter, unten flacher Käfer, die auf Pflanzen leben, und von denen die bekannteste der sogenannte Marienkäfer ist, auch Siebenpunctkäfer genannt, wegen 7 schwarzer Puncte auf den

Rückenflügeln. Er enthält einen gelblichen Saft, der stark nach Opium riecht, und deshalb wahrscheinlich als Mittel gegen Zahnweh gilt. Die kleinen Käfer leben nur von Blattläusen und sind deshalb sehr nützlich.

Cochenille (Coccus Cacti) ist ein Insect, welches erst seit der Entdeckung von Amerika bekannt, und wegen des vortrefflichen rothen Farbestoffes, den es enthält, sehr geschätzt wird. Sie gleicht kleinen Körnern von einer undeutlichen Figur, ist auf der einen Seite etwas erhaben, auf der andern flach, äußerlich weißlich, innerlich oder zerrieben hellroth. Die Cochenille ist ursprünglich in Mexico zu Hause, wird aber auch in andern Gegenden Südamerika's angetroffen; man würde sie in mehrere Länder verpflanzen, wenn theils das Insect, theils die Pflanze (Cactus opuntia und C. Cochinillifera L.), auf der es lebt, ein kälteres Klima vertragen könnten. Die Mexicaner unterscheiden die grana fina, welche von den gepflegten Thieren kommt, und die grana silvestra, die von den wildlebenden gesammelt und weniger geschätzt wird. Von der Cochenille kommen jährlich 6 bis 7 Millionen Pfunde nach Europa, und zu einem Pfunde gehören 70,000 Insecten. Die Cochenille enthält einen rothen Farbestoff, der sich durch Wasser ausziehen läßt. Sie wird daher durch Zusatz von Metalloxyden und Beizen zum Scharlachroth und Karmoisin-Färben seidener, leinener und wollener Waaren benutzt.

Cochin, Charles Nicolas, ein geschickter Kupferstecher, geb. zu Paris 1688, nach Andern 1670, trieb Anfangs die Malerei, widmete sich später aber der Kupferstecherkunst. Seine Leistungen in diesem Fache zeugen von vielem Geiste und von Correctheit. Er starb 1754 als Mitglied der Pariser Akademie. — Charles Nicolas C., sein Sohn, geb. zu Paris 1715, war noch vorzüglicher als der Vater. Nach seiner Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise durch Italien, wurde er Mitglied, dann Secretär-Historiograph der Pariser Akademie, hierauf Inspector des königlichen Cabinets der Handzeichnungen, Hofzeichner, Hofkupferstecher und Ritter des St. Michaelsordens. Unter seinen über 1500 Stück betragenden Werken (mit Einschluß von 112 Medaillenbildnissen der berühmtesten französischen Gelehrten und Künstler seiner Zeit, mit denen allen er befreundet war), sind die geätzten Blätter die vorzüglichsten. Er schrieb mehrere Werke über einzelne Gegenstände der Kunst, als: „Briefe über die Gemälde Herculanum's", „Reise durch Italien" (Lausanne 1773). Besondern Werth haben seine Prospecte von 16 französischen Seehäfen; auch die von ihm gravirten Titelkupfer, Anfangs- und Schluß-Vignetten sind wegen ihrer saubern und geschmackvollen Behandlung sehr geschätzt. Im Allgemeinen zeugen seine Ausführungen von Reichthum, Zartheit und Anmuth. Er starb im Louvre den 29. April 1790.

Cochinchina oder Süd-Anam, eine Landschaft des Kaiserthums Anam, am chinesischen Meere, enthält ungefähr 2900 □M. mit 130,000 Einw., grenzt westlich an Camboja und Laos, südl. an Tsiampa, und wird durch große Gebirge von diesen Provinzen getrennt. Als sich Cochinchina von der Herrschaft der Chinesen, welche dasselbe zugleich mit Tunkin durch Statthalter verwalten ließen, befreit hatte, stand es einige Zeit unter den Königen von Tunkin, bis es ein Aufruhr zum selbständigen Reiche machte. Seitdem wurde es von einigen Königen beherrscht; jedoch 1774 ward der König durch Empörer vom Throne gestoßen, welche das Reich in 3 Theile zertheilten. Der Sohn des vertriebenen Königs eroberte C. wieder, vereinigte Tunkin mit demselben, und machte sich von China unabhängig. Am Flusse Hue liegt die Hauptstadt dieser Provinz, welche zugleich Sitz des anamischen Kaisers ist; sie ist gut befestigt und mit Zeughäusern und Getreidemagazinen versehen, hat rechtwinkelige Straßen, welche die Stadt in zwölf Theile scheiden. Die Zahl der Einwohner wurde sonst auf einige 30,000 angegeben. Die Umgegend wird als eine der schönsten in ganz Asien geschildert. Südlich von Hue liegt die Bai von Turon, welche den Schiffen einen sichern Zufluchtsort darbietet. Faifo war früher die bedeutendste Handelsstadt der Provinz; Chinesen, Portugiesen aus Macao, Japaner strömten hier zusammen, und unterhielten mit den Bewohnern des anamischen Reichs einen ausgebreiteten

Verkehr. In den Bürgerkriegen hat diese Stadt harte Schicksale erfahren, so daß jetzt kaum eine Spur von der frühern Größe vorhanden ist.

Cochrane, Alexander Thomas, Lord Dundonald, ein ausgezeichneter britischer Seemann, geb. am 27. Decebr. 1775, war der älteste Sohn des als Chemiker bekannten Lord Archibald C., Grafen von Dundonald, und wurde von seinem Oheim, dem Admiral Sir Alex. Forster C., der 1815 Washington nahm und verwüstete, erzogen, und von früher Jugend an dem Seedienste gewidmet. Hier zeichnete er sich im Kriege gegen Frankreich aus, ward 1806 Fregattencapitän, und trug 1809 besonders zur Zerstörung eines Theils der französischen Flotte am Ausflusse der Charente im Meerbusen von Biscaya bei. Später wurde er Mitglied des Parlaments, trat hier auf die Seite der Radicalen, und bekämpfte das Ministerium Castlereagh. Dieses rächte sich dadurch, daß es C. des Betrugs anklagte. Er sollte nämlich im Februar 1814 die Nachricht von Napoleons Abdankung fälschlich verbreitet haben, um Staatspapiere mit Vortheil zu verkaufen. In Folge dieses Processes wurde C. zur Prangerstrafe, 1jährigem Gefängniß und 1000 Pf. Sterl. Geldbuße verurtheilt, aus dem Bathorden und dem Hause der Gemeinen ausgestoßen, und aus der Liste der Seeoffiziere gestrichen. Die Prangerstrafe ward ihm erlassen, die Geldbuße bezahlten seine Freunde und die Wähler von Westminster wählten ihn gleich wieder zu ihrem Repräsentanten. Nach überstandener Haft trat er wieder im Parlament als Gegner des Ministeriums auf. Seit 1816 befehligte er die Seemacht von Chile mit entschiedenem Erfolg, verließ aber in Folge eines Zwistes mit dem Präsidenten Higgins den chilesischen Dienst, und trat 1822 in die Dienste des Kaisers von Brasilien, der ihn zum Großadmiral und Marquis von Maranhon erhob. Im J. 1825 kehrte er nach England zurück, ward aber 1827 zum Großadmiral der griechischen Seemacht ernannt. Der Zwiespalt unter den Griechen verhinderte ihn, bedeutende Unternehmungen auszuführen, auch verlor er bald durch ein willkührliches, leidenschaftliches Benehmen Ansehen und Einfluß, weshalb er 1828 nach England zurückkehrte, ohne sich von der griechischen Regierung zu beurlauben. Als er daher am 30. December desselben Jahres abermals in Griechenland erschien, gab ihm der Präsident Kapodistrias in einem verbindlichen Schreiben zu verstehen, daß er von seinen Talenten keinen Gebrauch weiter machen könne. C. ging darauf nach England zurück, erbte seines Vaters Titel und Güter, und wurde 1834 von König Wilhelm IV. als englischer Contreadmiral angestellt, und erhielt später das Großkreuz des Bathordens. Im J. 1844 erhielt er das Obercommando in den indisch-chinesischen Gewässern an der Stelle des Viceadmirals Sir William Parker. — John Dundas C., des Vorigen Neffe, trat ebenfalls früh in den Seedienst, zeichnete sich während des Kriegs mit Frankreich und Westindien aus, und machte daselbst in den unglücklichsten Gegenden weite und anstrengende Fußreisen. Nach dem Frieden durchwanderte er zu Fuß Frankreich, Spanien und Portugal. Als sein Anerbieten zu einer Reise in das Innere von Afrika von der Admiralität nicht berücksichtigt wurde, ging er von Dieppe aus zu Fuß nach Petersburg und von da durch Sibirien nach Kamtschatka, heirathete daselbst die Tochter eines griechischen Geistlichen, und kehrte 1822 mit seiner Frau nach England zurück, nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, seinen Plan, die Küste des Polarmeers zu erreichen, auszuführen. Er beschrieb diese merkwürdige Reise in seinem „Narrative of a pedestrian journey through Russia“ (Lond. 1824), deutsch in Brans ethnographischem Archiv (Jena 1825). Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Südamerika, um es auch zu Fuß zu durchwandern, starb aber am 12. August 1825 zu Valencia in Columbia.

Cockburne, Sir George, trat 1783 in die englische Marine als Lieutenant ein, und erhielt 1794 den Befehl über den Meleager, der 32 Kononen führte, und mit dem er sich 1795 bei dem durch Nelson commandirten Geschwader befand. Im folgenden Jahre befehligte er die Minerva von 42 Kanonen, auf welcher er verschiedene Gefechte mit spanischen Schiffen bestand, und bis 1801 bei der Station von Cadir blieb. Bei dem Angriffe auf Vließingen commandirte er eine Division Bombarden und Kanonierschaluppen,

und unterhandelte die Capitulation des Platzes. 1809 befehligte er den Pompejus von 80 Kanonen, und nahm an der Eroberung von Martinique Theil. 1812 ging er mit dem Marlborough als Contreadmiral nach Amerika, wo er in Gemeinschaft mit Cochrane die Stadt Washington angriff, und die größten Gebäude der Stadt anzündete, wobei auch die Bibliothek des Congresses der Vereinigten Staaten mit verbrannte. 1815 erhielt er den Auftrag, Napoleon nach St. Helena zu führen; als Gouverneur der Insel löste ihn Sir Hudson Lowe ab. Seit seiner Rückkehr nach England war er Mitglied des Unterhauses und bei Hofe sehr geehrt. Er wurde Generalmajor der königlichen Marine und Viceadmiral der blauen Flagge.

Cockerill, John, der Schöpfer der kolossalsten industriellen Etablissements auf dem Festlande, ist am 3. August 1790 in dem englischen Marktflecken Haslington in der Grafschaft Lancas geboren, und bis in sein zwölftes Jahr von Verwandten daselbst erzogen. Sein Vater, nicht unbekannt mit dem Maschinenbau, vorzüglich mit der neuen von den Engländern eifersüchtig bewachten Erfindung der Spinnmaschinen, begab sich 1791 in Begleitung seiner beiden ältern Söhne William und James, nach Verviers, dem Sitze berühmter Tuchmanufacturen, in Belgien, und legte daselbst in Verbindung mit einem reichen Fabrikanten, Spinnmaschinen an. Seine Verwandten sahen dies als einen Verrath an ihrem väterlichen Geheimnisse an, und da ihnen keine andre Gelegenheit übrig war, sich an dem angeblichen Verräther zu rächen, so ließen sie ihren Unwillen an dem jungen John auf eine höchst brutale Weise aus, indem sie ihn vom Schulbesuche abhielten, seine Erziehung völlig vernachlässigten, und ihm die niedrigsten Arbeiten auferlegten. Mit aller ihrer Brutalität waren sie nicht im Stande, die Keime des Erfindungsgeistes in dem Knaben zu ersticken, sie entwickelten sich nur desto rascher und stärker, nachdem 1802 der junge John nach Verviers gekommen war und unter Aufsicht des Vaters in die Geheimnisse des Maschinenbaues eingeweiht wurde. Während in der Folge William eine Spinnerei in Frankreich, und nachdem diese, ohne assecurirt zu sein, abgebrannt war, eine noch jetzt thätige Fabrik in der preußischen Stadt Guben anlegte, gründete der alte C. ein Etablissement in Lüttich für John und seinen Liebling James. Die lütticher Fabrik ist die Mutter der großartigsten industriellen Schöpfungen C.'s; von Lüttich aus legten die beiden Brüder die Musterwerke in Seraing an, welche eine Welt im Kleinen für sich bilden, und selbst die Engländer, die an den Anblick kolossaler und kunstreicher Fabriken und Maschinen gewöhnt sind, zur Bewunderung hinrissen. Seraing war das größte Etablissement in Europa, und war bis in die neuesten Zeiten, gleichsam das Hauptquartier und die Metropolitanwerkstätte, von wo aus C. die Colonieen seiner Maschinen in andre Länder sandte. Die beiden Brüder James und John hatten die Gebäude in Seraing, einen bischöflichen Palast mit den Pertinenzien, 1816 an sich gebracht, und von der Zeit an erstand das bewunderungswürdige Etablissement. Dasselbe liegt am rechten Ufer der Maas in einer reizenden Umgegend, etwa eine Stunde von Lüttich entfernt, und umfaßte in der Zeit seiner Blüthe eine große Maschinenfabrik, beinahe ausschließlich für Dampfmaschinen, eine Dampfkesselfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hohofen, 16 Puddlings- und viele Flammenöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feueressen, eine Modellirwerkstätte, ein Atelier für die Zeichner, eine besondre große Werkstätte zur Ausbesserung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlengruben, eine Erzgrube, und endlich eine Kratzen- oder Krempelfabrik. Die Anzahl der in dem ganzen Etablissement unmittelbar beschäftigten Arbeiter belief sich auf beinahe 7000. Zwei und zwanzig Dampfmaschinen von 11 bis 250 Pferdekräften waren zum Betriebe der Maschinerie auf dem ganzen Werke in Thätigkeit, und repräsentirten zusammengenommen die Kraft von beinahe 1000 Pferden. Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen massiven Gebäuden mit zwischenliegenden Hofräumen bestehend, war, die Kohlengruben ausgenommen, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeschlossen, und machte, durch die Unzahl ihrer riesigen Schornsteine, die aus denselben herausschlagenden Flammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- und Dampfwolken, und das ungeheure Getöse, welches

Tag und Nacht aus diesen Mauern hervordrang, einen unvergeßlichen Eindruck. Bis zum Jahr 1825 blieb James C. Theilnehmer an dem Etablissement in Seraing, in diesem Jahre verkaufte er seinen Antheil dem Könige von Holland, welcher John's industrielle Speculationen mit allem Nachdrucke unterstützte. Die Revolution entriß dem Könige seinen directen Einfluß auf die Leitung der Fabrik, und dies brachte einige Stockung in die Thätigkeit, bis sich C. 1833 in den alleinigen Besitz von Seraing setzte. Von der Zeit an entwickelte C. riesenmäßige Kräfte, und wurde in gewissem Sinne der Träger der belgischen Industrie, so wie er von ihr getragen wurde. Nach allen Seiten hin dehnte er seinen Einfluß auf die Fabrikthätigkeit aus, in beinahe allen Ländern stiftete er Etablissements. In Lüttich besaß er eine Baumwollenspinnerei, mechanische Weberei, Kammgarnspinnerei, und eine große Maschinenfabrik; in Verviers und Aachen unterhielt er Merinowebereien und Kammgarnspinnereien, in Ardennes bei Namur eine Fabrik endlosen Papiers, und eine Kattundruckerei, in dem preußischen Stollberg bei Aachen ein Zinkwerk, in Kottbus in der preußischen Lausitz eine Streichgarnspinnerei, in dem polnischen Przedborz eine Tuchfabrik, in Barcelona in Spanien eine Baumwollenspinnerei, in Surinam ein Depot von Zuckermühlen und Dampfmaschinen, und außerdem in Belgien Dampfmühlen und Flachsspinnereien, in Jemappes eine Eisengießerei, in Val St. Lambert eine Glasfabrik, in Namur eine Baumwollenspinnerei, Hohöfen bei Charleroi, in Spaa eine Kratzenfabrik und Baumwollenspinnerei, in Decazeville eine Maschinenfabrik, in St. Denis eine Kammwollspinnerei, in Bezeche und in Petersburg zwei Maschinenfabriken, und in Spanien Eisenwerke. Zur Gründung aller dieser Fabriken und industriellen Anlagen gehörte ein ungeheures Capital, das nur ein Mann wie C. aufzubringen im Stande war, welcher von Hause aus wenig begütert, nur die Gediegenheit seiner Speculationen als Garantie seinen Gläubigern anbieten konnte. Seine großen Werkstätten verlangten unaufhörliche Beschäftigung, er konnte nicht günstige Conjuncturen abwarten, sondern er mußte sie selbst schaffen. Nicht immer war es freie Entschließung, sondern der Drang der Umstände, die Nothwendigkeit trieb ihn in die extreme Richtung der belgischen Industrie, die wohl eine rasche Entwickelung, aber keine Wurzelfestigkeit gewinnen konnte, außer wenn kein Stoß von Außen das ruhige Staatsleben erschütterte. Nur bei langer Ruhe von Außen, und ohne Störung des innern Lebens, konnte das Vertrauen zu dem modernen belgischen Industrialismus sich befestigen, und den C.'schen Unternehmungen dauerhaften Halt verleihen; sobald aber dies Vertrauen schwand, als sich trübe Wolken um Belgien herumlagerten, als sich das Volk rüstete, und das Kriegsgeschrei 1838 von der einen bis zur andern Grenze erscholl, da brachen die Träger des belgischen Industrialismus, die belgische Bank, und in Folge davon C.'s Haus zusammen. Im Anfange des Jahres 1839 gerieth C. in finanzielle Verlegenheiten, ein Liquidationsverfahren ward eingeleitet, und am 12. April 1839 eine Bilanz der Activa und Passiva bekannt gemacht, wonach jene 25,894,418 Fr. 17 Ct., diese 17,839,571 Fr. 73 Ct. betrug; doch wurde bei der durch Pastor in Aachen, Piercot und die Geschäftsführer zu Seraing bewirkten Realisation jener Betrag der Actien nicht erreicht. C. ging bald darauf auf Veranlassung der russischen Regierung nach Rußland, um dort neue Etablissements zu errichten, starb aber bereits 1840 in Warschau. Sein Leichnam ward nach Seraing geschafft. In seiner persönlichen Erscheinung war C. ein achtunggebietender Mann. Er hatte, wie Nisard ihn trefflich schildert, alle Eigenschaften höher begabter Männer; er war karg in seinen Worten, besaß Menschenkenntniß, und nicht die thörichte Prätention, den Menschen auszupumpen; ihn schmückte bewunderungswürdige Uneigennützigkeit, die nichts weiß von der kleinlichen, krämerischen Gewinnsucht. Er schrieb fast gar nicht oder nur wenig, besaß aber ein umfassendes Gedächtniß, und eine Art, sich vorzustellen, zu hören und zu sprechen, welche jene schüchternen Intelligenzen, aus denen etwas Beihülfe und Aufmunterung Wunder hervorziehen kann, nicht abstößt. Er hegte Neigung für den Arbeiter, und jene ernste Achtung, die darin besteht, Alles, was er geben will, aus ihm zu ziehen, und ihm die Ehre und den Gewinn von dem zu lassen, was er ausdenkt. Er und sein Bruder James, der, geboren 1786, am 8. Mai 1837 in Aachen gestorben ist, hatten sich mit zwei Schwe-

stern aus dem Handelshause Pastor in Aachen verheirathet, aber seine Ehe, wie die des William, ist kinderlos geblieben, nur James hat Nachkommen hinterlassen.

Cocles, s. Horatius Cocles.

Cocon wird das aus feinen Fäden bestehende Gewebe genannt, in welchem sich die Phalänen, ehe ihre Verwandlung in Puppen beginnt, einspinnen. Das Nützlichste und Anwendbarste ist das der Seidenraupe.

Cocospalme, die, ist einer der schönsten Bäume der Tropenwelt. Ursprünglich auf dem asiatischen Archipel heimisch, ist sie jetzt über die Tropenregion der ganzen Erde verbreitet. Die botanische Gattung enthält mehrere Arten, von denen aber nur diejenige, welche Cocosnüsse liefert (Cocos nucifera) von allgemeinerem Interesse ist. Sie kommt übrigens weder auf Höhen, noch in irgend einer erheblichen Entfernung von der Meeresküste fort. Die romanhaften Schilderungen älterer Reisenden haben zwar den Nutzen dieses Baumes zu sehr übertrieben, doch bietet er der Bevölkerung der niedrigen Inseln des großen Oceans oft eins der wesentlichsten Nahrungsmittel dar. Der Stamm erreicht die Höhe von 100 Fuß, ist schlank und bis zum Gipfel nackt. Die riesenmäßigen Blätter kommen alle neben einander aus dem Gipfel des Stammes auf dicken, an der Basis sehr breiten Stielen, sind 12—15 Fuß lang, 3—4 Fuß breit und gefiedert. Die Blumen erheben sich aus der Mitte der Blätter in länglich runden, zugespitzten Kolben. Die Früchte haben die Größe eines Mannskopfes, hängen zahlreich neben einander traubenförmig herab, sind länglich rund, mit drei abgerundeten Längenkanten und an der Spitze mit leichter Vertiefung versehen. Unter einer sehr faserigen Oberfläche befindet sich eine eiförmige, holzige, sehr harte Schale, die an ihrem oberen Theile mit drei rundlichen Aushöhlungen besetzt ist. Das Innere der Nuß enthält eine fleischige, weiße, saftige, mandelkernähnliche Substanz, welche in ihrer Mitte eine weiße, süßliche, angenehm riechende, kühlende Flüssigkeit (Cocosmilch) einschließt, öfter 3—4 Pfund beträgt, und nach und nach zum Kern erhärtet. Anfangs ist auch dieser genießbar, wenn auch sehr ölig, erhärtet aber bald so, daß er ohne besondre Bereitung nicht zu essen ist. Das Oel (Cocosbutter) wird leicht ranzig. Durch Schröpfen des Stammes erhält man einen Saft, der, in Gährung übergegangen, schwach berauscht (Palmenwein), doch wird er nur von Negern benutzt, da weder sein Geschmack noch Geruch einladend ist. Die Blätter werden von den Indianern zum Decken ihrer Wohnungen benutzt, aus den Fasern verfertigen sie Matten, und die großen Rippen der Blätter werden zu Besen benutzt. Die harte Schale wird sowohl dort als bei uns zu Drechslerarbeiten verwendet.

Codes heißen die fünf neuern französischen Gesetzbücher, nämlich das bürgerliche Gesetzbuch (Code civil) vom 29. März 1804, die Civilproceßordnung, (Code de procédure civile) von 24. April 1806, das Handelsgesetzbuch (Code de commerce) vom 20. u. 21. Sept. 1807, die Strafproceßordnung (Code d'instruction criminelle) vom 27. Nov. 1808, und das Strafgesetzbuch (Code pénal) vom 22. Febr. 1801. (S. Französisches Recht).

Codex, franz. code, Gesetzbuch, eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen. Um zu bezeichnen, unter welchem Fürsten eine solche Sammlung veranstaltet sei, fügte man den Namen desselben hinzu. So bei den Römern der Codex Theodosianus und Justinianus (s. Römisches Recht); bei den Franzosen der Code Henri, Code Louis, Code marchand (Handelsgesetzbuch Ludwigs XVI.) Code Napoléon, später auch Code civil français genannt (s. Französisches Recht). Der Codex Augusteus, dessen Herausgabe der Kurfürst August von Sachsen zuerst anordnete, enthält die in Sachsen geltenden Gesetze bis zum 9. März 1818. Er erschien zuerst in drei Foliobänden 1722, und wurde durch drei Fortsetzungen vervollständigt, von denen die erste 1792 (Fol.), die andre 1806 (Fol), und die dritte in zwei Abtheilungen 1824 (4) im Druck herauskam. Ursprünglich bedeutet codex das Holz eines Baumes, welches unmittelbar unter der Rinde befindlich ist, welches die Alten, nachdem es vorher zu Tafeln verarbeitet, und mit Wachs überzogen war, vermittelst eines Griffels beschrieben. Solche beschriebene Tafeln wurden zusammengelegt und Codex ge-

nannt. Später schrieb man auf Pergament- und Papierblätter, und nannte den Inbegriff dieser Rollen (volumina) Handschriften, Bücher, codices manuscripti. Diese Blätter sind auf beiden Seiten, entweder mit getheilten Columnen oder mit durch das ganze Blatt gehenden Linien beschrieben; auch finden sich 3 Columnen, aber seltener. Die Handschriften auf Papier heißen Codices chartacei, und die auf Pergament geschriebenen C. membranei.

Codicill, heißt eigentlich ein kleiner Codex, dann ein Brief oder eine Bittschrift ferner ein kaiserliches Handschreiben; in der Rechtswissenschaft aber derjenige Theil eines Testaments, welcher diesem von dem Testator zugefügt wird, um einzelne Bestimmungen desselben zu verändern. Nach römischem Rechte kann die Einsetzung eines Erben nur in einem feierlichen Testamente, im Beisein von 7 besonders dazu erbetenen Zeugen 2c. geschehen; jedoch andere Bestimmungen, z. B. Vermächtnisse, können auch in weniger feierlichen Willenserklärungen rechtsgültig getroffen werden. Um die Testamente demungeachtet für den Intestaterben verbindlich zu machen, wenn sie auch wegen eines Fehlers in der Form angegriffen, oder die Erbschaft von den eingesetzten Erben nicht angenommen wird, ist es nothwendig, denselben die sogenannte Codicillarclausel hinzuzufügen, d. h. daß es als C., wenn auch nicht als Testament gelten solle. Uebrigens kann das C. sowohl neben dem Testamente, als ohne eine solches errichtet werden.

Codrington, Sir Edward, britischer Viceadmiral, geb. um 1770, stammt von einem alten, durch mehrere Familienglieder bekannten englischen Geschlechte ab. Einer seiner Ahnen war Standartenträger Heinrich's V., ein andrer Gründer der im Collegium All souls zu Oxford befindlichen ausgezeichneten Bibliothek. Unter Georg I. wurde die Familie baronisirt. Noch vor Ausbruch der französischen Revolution trat C. in Seedienste, erhielt 1822 als Capitän das Linienschiff Orion, womit er sich in der Schlacht bei Trafalgar rühmlichst auszeichnete. 1809 führte er in der Schlacht bei Vliessingen das Flaggenschiff des Admiral's Gardner, und bewies auch hier in der größten Gefahr solche Tapferkeit und Umsicht, daß ihm der Sieg an diesem ruhmvollen Tage zum großen Theil verdankt werden muß. Im Jahre 1814 wurde er Contreadmiral, 1815 Ritter des Bathordens, und 1825 Viceadmiral, und erhielt zugleich den Befehl über die Flotte im mittelländischen Meere. Die Seeräubereien der Griechen veranlaßten ihn, der griechischen Regierungscommission zu erklären, er werde ohne alle Ausnahme keinem griechischen Fahrzeuge gestatten, auf Kaperei herumzukreuzen. Nach dem Vertrage zwischen Großbritannien, Frankreich und Rußland vom 6. Jul. 1827, die Ruhe Griechenland's wiederherzustellen, sammelte sich das Geschwader Frankreichs unter dem Admiral Rigny im mittelländischen Meere, und C. bewilligte am 25. Sept. 1827, beim Zusammentreffen mit Ibrahim Pascha, welcher über die ägyptisch-türkische Kriegsmacht in Morea den Befehl führte, einen Waffenstillstand, durch welchen sowohl die Land- als Seetruppen im Hafen von Navarin von allen feindlichen Operationen zurückgehalten werden sollten. C. ergriff diese Maßregel, in Gemäßheit einer geheimen Instruction vom 12. Juli 1827, durch welche er beauftragt war, einen Waffenstillstand zur See zu erzwingen, und die Landung neuer Krieger aus Asien oder Afrika auf dem griechischen Festlande abzuwehren. Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Ibrahim segelte C. nach Zante, allein sehr bald verließen mehrere ägyptische Schiffe den Hafen von Navarin, und kaum waren diese, durch seine Maßregel bestimmt, zurückgekehrt, als Ibrahim selbst mit einem nicht unbedeutenden Geschwader sich zeigte. C. vereitelte das Beginnen desselben, und zwang ihn, eilig nach Navarin zu segeln. Während Ibrahim's grausamen Schaltens in Morea erschien im Archipel die russische Flotte unter Admiral Heyden, und nachdem von Malta Verstärkungen angekommen waren, erhielt C. als ältester Admiral über die verbündete Flotte den Oberbefehl. Man beschloß in den Hafen von Navarin zu dringen, um Ibrahim, der neue Verstärkungen aus Aegypten erhalten hatte, zum Respectiren des Waffenstillstandes zu zwingen. Glorreicher Sieg und Vernichtung der ägyptischen Flotte (20. Oct. 1827) war der Ausgang dieses Unternehmens. C. erhielt zwar das Großkreuz des Bathordens, aber bald nachher wurde ihm, unter nichtigem Vorwande, der Oberbefehl

genommen; Wellington's ungünstige Aeußerungen über diese Heldenthat, trugen viel dazu bei. Als C. wegen der von Ibrahim zu Sclaven gemachten Griechen, die im größten Elende nach Alexandrien gebracht worden waren, um Verhaltungsbefehle ansuchte, wurde ihm zur Antwort gegeben: er hätte durch Einschließung der Häfen die Abfahrt der Gefangenen verhindern sollen. Hinreichend, aber vergebens, rechtfertigte er seine Handlungsweise, und als er zum zweiten Male sich Resolution erbat, antwortete man ihm: der König habe ihm einen Nachfolger bestimmt. Ehe er diese Kunde erhielt, bewirkte er durch seine Unterhandlungen mit dem Pascha, daß Mehemed Ali seinem Sohne befahl, Morea zu räumen. Nachdem C. am 22. den Oberbefehl seinem Nachfolger übergeben hatte, ging er nach England, sodann nach Petersburg und Paris, wo er mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach der Thronbesteigung des Herzogs von Clarence erkannte man seine Verdienste, er erhielt 1831 den Befehl über eine Flotte, die vor Lissabon kreuzte. Im Jahre 1836 besuchte er mit seiner Familie das Festland.

Coëfficient. Betrachtet man bei einem Producte den einen Factor als Hauptgröße (entweder weil er ursprünglich gegeben wurde, oder weil der andre nur zufällig mit ihm zusammengetreten ist), so bezeichnet man den andern mit dem Namen des Coëfficienten. So stellen z. B. in der allgemeinen Gleichung des dritten Grades

$$Ax^3 + Bx^2 + Cx + D = 0$$

wo wir die Unbekannte x als Hauptgröße anzusehen haben, A, B, C die Coëfficienten der auf einander folgenden Potenzen derselben dar. Es ist also der Coëfficient nichts andres als eine Größe, welche anzeigt, wie oft eine andre, als Hauptgröße betrachtete, als Summand genommen werden soll.

Coehorn (oder Cohorn), Menno, Baron von, 1641 in Friesland auf einem Landhause bei Leuwarden geboren, erhielt durch seinen Vater, welcher Capitän der Infanterie war, den ersten Unterricht in den Kriegswissenschaften, und bildete sich unter seines Oheims Bernardus Fullenius, eines ausgezeichneten Mathematikers, Leitung, auf der hohen Schule zu Franeker weiter aus. Schon 1667 trat er als Capitän in holländische Dienste, und zeichnete sich in mehreren Schlachten, besonders 1673 bei der Belagerung von Mastricht, und von Grave aus, bei welcher letztern er sich durch den Gebrauch, der von ihm erfundenen kleinen Mörser berühmt machte, die bald vielfach nachgeahmt und mit Erfolg benutzt wurden. Im Jahre 1674 ward er wegen seines ausgezeichneten Benehmens in der Schlacht von Senef zum Obristen befördert. Nach dem Nimweger Frieden erhielt er den Auftrag Coevorden, mit Beibehaltung seiner fünfeckigen Form, durch Außenwerke zu verstärken; denselben Auftrag erhielt auch ein anderer Ingenieur, Louis Paan, was zu einem Streite Veranlassung gab, in welchem C.'s System siegte. Der rühmliche Antheil, den er an dem Kriege von 1688 nahm, besonders seine, bei der Belagerung von Bonn geleisteten Dienste bewogen den Kurfürsten von Brandenburg ihm Anerbietungen zu machen in seine Dienste zu treten; doch C. schlug sie aus. In der Schlacht bei Fleurus 1690 focht er als Brigadier, vertheidigte das von ihm selbst befestigte Namur mit großem Heldenmuthe, mußte aber endlich der Uebermacht weichen. Im Jahre 1694 führte er die Belagerung von Huy, wirkte 1695 bei der Wiedereroberung von Namur mit, und bereiste als Generallieutenant und Oberaufseher der Festungen nach dem Frieden die niederländischen Festungen, um ihre Verstärkung einzuleiten. Im spanischen Erbfolgekriege commandirte er ein Corps von 10,000 M., eroberte 1701 das Fort Donatus, leitete die Belagerung von Venloo und nahm Theil an der Eroberung des lütticher Schlosses, von Kaiserswerth und Bonn. Nachdem er mit Sparre und Tilly die Franzosen aus den Verschanzungen bei Stekene vertrieben, eroberte er Huy und Limburg und hatte sich eben nach dem Haag begeben, um mit Marlborough den Plan zum neuen Feldzuge zu verabreden, als er am 17. März 1704 starb. Er ward zu Wijkel in Friesland beerdigt, wo seine Kinder ihm ein prächtiges Denkmal errichteten. Sein System fand besonders in Deutschland vielen Beifall, und ward von den deutschen Ingenieurs bei ihren Anlagen benutzt. Er legte es besonders in den Schriften nieder „Versterkinge des vijfhoeks met alle sijne buijtenwerken“ (Leuwarden 1682) und

„Nieuwe vestingbouw" (Lewarden 1685; neue Aufl. 1702, Fol.; franz. Haag 1741; deutsch, Düsseld. 1709, 4).

Cölestiner, Einsiedler des heiligen Damianus, ein geistlicher Orden, der von Cölestinus V. im Jahre 1254, noch ehe dieser den päpstlichen Stuhl bestieg, gestiftet, und von ihm benannt wurde. Der Orden lebte nach der Regel des heiligen Benedict's, aber mit mehreren Einschränkungen, und seine Glieder trugen einen weißen Rock mit schwarzer Capuze und Scapulier. Der Orden fand im 13. und 14. Jahrh. in Italien, Frankreich und Deutschland vielen Anhang. Karl IV. stiftete 1365 das Kloster Oybin bei Zittau. Im Anfange des 18. Jahrh. zählte man in Italien nur noch 96 und in Frankreich 21 Klöster dieses Ordens.

Cölibat, der ehelose Stand der (katholischen) Geistlichen, der ihnen durch die Gesetze ihrer Kirche vorgeschrieben ist. Das Eheverbot für die Geistlichen in der katholischen Kirche hat seit den ältesten Zeiten des Christenthums seine Vertheidiger und seine Widersacher gefunden, und auch jetzt sind die Stimmen noch nicht verhallt, die sich in den letzten Jahren, in der katholischen Kirche sowohl, als in der protestantischen, für und wider dasselbe ausgesprochen haben. Geschichtlich die Rechtmäßigkeit dieses Verbotes nachzuweisen, möchte ein sehr schwieriges, ja gewagtes Unternehmen sein, man müßte denn, wie es leider so oft geschieht, darin, daß es besteht, und daß es sich seit Jahrhunderten, trotz alles Widerspruches, in der Kirche aufrecht erhalten hat, schon eine hinlängliche Rechtfertigung für dasselbe finden wollen. Alle die Versuche, die zur Vertheidigung des ehelosen Standes auf historischem Wege unternommen sind, haben daher sehr wenig befriedigt, ja sie sind als mißlungen anzusehen. Es stehe hier eine kurze Uebersicht der Hauptbegebenheiten. Im N. Testament findet sich kein Verbot von der Art. Christus eben so wenig, als die Apostel haben die Ehe verworfen. Das Beispiel Christi und der Apostel kann unmöglich zum Beweise dafür dienen, und die Stellen aus den Briefen des Paulus 1 Kor. 7, 8., 1 Tim. C. 4 u. 5 u. a., auf welche man sich gewöhnlich beruft, enthalten theils kein ausdrückliches Gebot der Ehelosigkeit, theils sind sie aus den damaligen Zeitverhältnissen zu erklären. Eine besondre Beziehung auf die Geistlichen wird sich aber kaum darin finden lassen. Das ehelose Leben mochte bei den Christenverfolgungen und den Drangsalen der Christen, worauf schon der Apostel Paulus hindeutet, Manchen empfehlenswerth erscheinen, doch blieb es einem Jeden freigestellt, ob er heirathen wollte, und noch im 3. Jahrh. gab es in der Ehe lebende Bischöfe und Geistliche. Die ersten Spuren von Verwerfung der Ehe finden sich bei den häretischen Parteien, z. B. bei den Enkratiten, den Manichäern. Die Hauptempfehlung bekam der ehelose Stand durch das anachoretische und das daraus hervorgehende Mönchsleben. Das Lossagen von den sinnlichen Genüssen erwarb den Anachoreten und Mönchen das Ansehen größerer Heiligkeit, und vorzüglich in Unterdrückung der fleischlichen Lüste setzte man einen höhern Grad der Vollkommenheit. Man fing deshalb zu Anfange des 4. Jahrh. an, den ehelosen Stand anzupreisen und vorzüglich ihn den Geistlichen zu empfehlen. So wurde auf einer Synode zu Elvira in Spanien ums Jahr 305 den Geistlichen, welche die Sacra verrichteten, geboten, sich der Weiber zu enthalten, und zu Arles im Jahr 314, wurde verordnet, daß ein Kirchendiener, der bei seiner Einweihung ehelos zu leben sich erklärt habe, dann aber sich verheirathe sein Amt verlieren solle. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa 325 kam dieser Gegenstand zur Sprache, und es wurde das Cölibatgesetz für die Geistlichen in Vorschlag gebracht, aber vorzüglich widersetzte sich demselben der selbst unverehelichte ägyptische Bischof Paphnutius, und es wurde der Beschluß gefaßt, daß die bestehenden Ehen nicht getrennt werden, und daß die übrigen Geistlichen sich nach dem kirchlichen Herkommen richten sollten. Eine Synode zu Gangra erklärte sich gegen die Ehelosigkeit, während eine andre zu Elibertinum allen Kirchendienern befahl, bei Verlust ihres Amtes sich der Weiber zu enthalten. In dem Abendlande drangen vorzüglich die römischen Bischöfe auf die Ehelosigkeit der Geistlichen, um sie dadurch um so fester an den römischen Stuhl zu ketten. Am Ende des 4. Jahrh. untersagte der P. Siricius den Geistlichen die Ehe gänzlich, doch mit der Einschränkung, daß die schon vor der Weihe verheiratheten Geist-

lichen zwar in der Ehe bleiben könnten, doch sich des ehelichen Umgangs enthalten sollten, und daß solche nicht zu höhern Kirchenämtern gelangen könnten. Der römische Bischof Innocenz I. bestätigte zu Anfange des 5. Jahrh. dies Eheverbot, und mehrere Päpste und Concilien drangen darauf, den ehelosen Stand so viel als möglich in Ehren zu halten, und unterließen es nicht, ihn den Priestern als Pflicht vorzuschreiben. So die Synoden zu Karthago 390, zu Augusta Taurinorum (Turin) 394, zu Toledo 400. Obgleich in dieser Zeit den Geistlichen die Ehe nicht unbedingt und allgemein verboten wurde, weder im Abendlande von den römischen Bischöfen, noch auch von den Concilien, so war doch durch die Beschlüsse und theilweisen Verordnungen genug geschehen, um die Schritte zur gänzlichen Abschaffung der Ehen für die Geistlichen, die nun bald geschahen, nicht befremdend zu finden, und dieselben zu rechtfertigen. Die Meinung von der Heiligkeit der Ehe war unter dem Volke sehr allgemein und sehr groß, die Päpste erkannten darin den Vortheil für die Kirche und für sich selbst, und wenn sie die Ehelosigkeit nicht offenbar geboten, so empfahlen sie doch dieselbe eifrig. So war man denn gegen das 6. Jahrh. schon daran gewöhnt, und Priesterehen wurden immer seltner. Dazu kam, daß die Mönche, die schon dem ehelichen Leben entsagt hatten, die geistliche Weihe empfingen, und daß aus diesen viele zu Geistlichen gewählt wurden. Daher fiel es nicht auf, wenn Leo der Große und seine Nachfolger den Bischöfen, Presbytern und Diakonen den ehelichen Umgang untersagten, wenn Gregor I, d. Gr., nur den untersten Kirchendienern die Ehe erlaubte, wenn 614 die Synode zu Egara den C. förmlich gebot, wenn die trullanische Synode zu Constantinopel 692 zwar erklärte, daß verheirathete Geistliche in der Ehe fortleben könnten, wenn sie sich nur an den Tagen der gottesdienstlichen Verrichtungen des ehelichen Umgangs enthielten, wenn ferner dieselbe den Umgang mit Frauen bei Strafe der Absetzung verbot, wenn sie selbst zwei Mal verheirathete Geistliche absetzte.

In der griechischen Kirche blieben im Ganzen die Bestimmungen, daß die einmal verheiratheten Geistlichen in der Ehe fortleben könnten. Von nun an, seit dem 7. Jahrhundert, wurden die Ehen der Geistlichen immer seltener, ja es wurde bald förmlicher Grundsatz im Abendlande, daß Geistliche sich nicht verheiratheten, aber wir sehen auch hier die verderblichen Folgen des Eheverbots, das die Quelle zu den vielen Ausschweifungen und Lastern wurde, wodurch der geistliche Stand sich tief herabwürdigte, so daß nun schon die Nothwendigkeit gefühlt wurde, durch Gesetze und Verordnungen dem Strome der Unsittlichkeit einen Damm entgegen zu setzen. Dennoch blieben aber bei den Gesetzen gegen die Ausschweifungen der Geistlichen die Eheverbote in Kraft, ja sie wurden geschärft. Eine Synode zu Narbonne 791 und eine zu Mainz 888 untersagte den Geistlichen, eine Frau bei sich zu haben. Eine Synode zu Augsburg untersagte die Ehe der Geistlichen, befahl ihnen, die Weiber zu entlassen, und die bei Geistlichen eingeführten Frauen zu bestrafen. In England veranlaßten die Aergernisse mehrere Beschlüsse. Leo IX. belegte die Beischläferinnen der Priester mit dem Banne. Victor II. setzte mehrere Bischöfe ihres ärgerlichen Lebens wegen ab. Dennoch hatte ein großer Theil der Bischöfe in Italien, wenn nicht anerkannte Frauen, doch Beischläferinnen, und 1061 wählten die lombardischen Bischöfe den Nodolaus, Bischof von Parma, zum Papste Honorius II., weil sie von ihm weniger Strenge gegen die Ehe erwarteten. So stand es, als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, und auf der römischen Synode mit geschärften Gesetzen gegen die Priesterehe hervortrat. Er befahl den Priestern, keine Eheweiber zu halten, die Verheiratheten sollten ihre Frauen entlassen, oder ihr Amt verlassen; nur wer Enthaltsamkeit und ein eheloses Leben zu halten geloben würde, solle in den Stand aufgenommen werden, bei verheiratheten Priestern solle Niemand Messe hören, Laien, die bei ihnen beichteten, oder ihren gottesdienstlichen Verrichtungen beiwohnten, sollten mit ihnen excommunicirt sein. Am heftigsten widersprachen die deutschen Bischöfe, und viele erklärten, lieber das Priesterthum, als die Ehe aufgeben zu wollen. Gregor wendete sich an mehrere deutsche Fürsten, und forderte sie auf, die ungehorsamen Priester zu entsetzen, und sie aus dem Lande zu verjagen. Durch seine Beharrlichkeit drang er, trotz des Widerspruches, wirklich durch, und brachte es

dahin, daß seine Verordnungen bei den meisten in gesetzliche Kraft traten. Die Nachfolger Gregor's gingen in demselben Geiste fort, Urban II. erneuerte und schärfte die Gesetze. Verheirathete Diakonen sollten ihr Amt verlieren, den Fürsten sollte es erlaubt sein, die Ehefrauen der Diakonen zu Sclavinnen zu machen. Anselmus konnte es ungeachtet aller seiner Bemühungen in England nicht allgemein durchsetzen. Calixt II., Innocenz II., Eugenius III. erneuerten fortwährend jene Gesetze, ohne allgemeine Billigung zu finden, und ohne die Mißbräuche ganz abstellen zu können, so daß Pius II. im 15. Jahrhundert größere Nachsicht für rathsam hielt. In Irland und Schweden gab es noch im 12. Jahrh. verheirathete Bischöfe und andere Geistliche. In Dänemark erregte das 1129 gegebene Eheverbot blutige Auftritte, und daß die Verheiratheten von ihren Aemtern entfernt, mehrere mit dem Tode bestraft wurden, konnte den Widerspruch nicht unterdrücken.

Nachdem die Reformatoren das Beispiel zur Aufhebung des C.'s gegeben hatten, regten sich auch in der katholischen Kirche wieder Stimmen dafür. Sie wurde auf dem Concil zu Trient zur Sprache gebracht, nachdem zuvor eine große Menge Geistlicher auf einer Synode zu Salzburg im J. 1561 beschlossen hatten, auf dem Concil für die Priesterehe zu stimmen. Auch der Kaiser, der Kurfürst von Bayern und andere katholische Fürsten waren dafür; aber die Mehrheit der Stimmen entschied zu Trient für das C. Und so blieb es denn für die Cleriker unbedingt festgesetzt. Doch der Nachtheil für die Sittlichkeit, den der C. mit sich führt, und der sich von Zeit zu Zeit mehr oder weniger auffallend bemerklich machte, hat dann und wann, namentlich aber in der neuern Zeit wieder Petitionen zur Aufhebung und Angriffe auf den C. hervorgerufen. So 1770 und 1787, welche Gesuche der Kaiser von sich abwies. Aehnliche Anträge sind wiederholt an die Kammern in Baden, Hessen, Bayern, Sachsen und andern Ländern gestellt worden, so 1828 in Baden, wo 250 Katholiken (Priester und Laien) und 1831 in Würtemberg, wo ein Verein katholischer Geistlicher die Aufhebung des C.'s auf gesetzlichem Wege zu erreichen suchte; doch ohne daß es ihnen gelungen wäre. In der neuesten Zeit haben sich diese Anträge, besonders in der badenschen Kammer (1831, 1834, 1837, 1844) ohne Erfolg erneuert, unterstützt von einer großen Anzahl von Schriften, die diesen Gegenstand mehr oder weniger gründlich beleuchteten. In der griechischen Kirche ist man bei den früheren Bestimmungen geblieben, daß nämlich die vor der Weihe geschlossenen Ehen bestehen, nur daß sich die Priester zur Zeit der gottesdienstlichen Handlungen der Frauen enthalten. Nach dem Tode der ersten Frau eine zweite zu heirathen ist nicht gestattet. In der lateinischen Kirche ist den Geistlichen die Ehe von den Subdiakonen an aufwärts unbedingt untersagt. Verheirathete können nur unter der Bedingung die Weihe erhalten, daß sie die Frauen entlassen, und daß diese selbst in einen geistlichen Orden treten, oder wenigstens das Gelübde der Keuschheit ablegen, nach erhaltener Dispensation. Die Uebertreter des Cölibatgesetzes werden als excommunicirt betrachtet, sie dürfen keine gottesdienstliche Handlungen mehr verrichten, keine Weihen mehr ertheilen, verlieren ihre Beneficien oder ihre Würden, und nur nach abgelegter Buße können sie von dem Bischofe Dispensation erhalten. Ihre Frauen müssen sie natürlich entlassen. Diejenigen Kleriker, welche nur die vier niedern Weihen erhalten haben, können mit Verlust des Beneficiums aus dem geistlichen Stande treten, und dann heirathen. Vgl. F. A. und A. Theiner „Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen" (2 Bde., Altenb. 1828); Carové „Ueber das Cölibatgesetz des römisch-katholischen Clerus" (2 Abthlg., Frankf. 1832—33) und Desselben „Vollständige Sammlung der Cölibatgesetze für die katholischen Weltgeistlichen bis auf die neuesten Zeiten" (Frankfurt 1833).

Cölln, Ludwig Friedrich August von, geb. 1753 zu Oerlinghausen im Lippeschen; studirte Theologie, wurde Prediger in seinem Geburtsorte, später Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Detmold, und starb hier 1804. Er erwarb sich große Verdienste um die Schulen und den Volksunterricht seines Vaterlandes, und behandelte diesen Gegenstand trefflich in seinen Werken: „Beiträge zur Beförderung der Volksbildung", (Lemgo 1800, 2 Hefte); „Vorschläge zur Beförderung des Menschenwohls und der Volkscultur"

(Frankf. 1802—4, 2 Hfte.) u. a. — Sein Sohn, Daniel Georg Conrad von C., geb. am 21. Dec. 1788 zu Oerlinghausen, hat sich als rationalistischer, aber gemäßigter Theolog bekannt gemacht. Er studirte zu Marburg, Tübingen und Göttingen, habilitirte sich in Marburg 1811, ward 1818 als Professor der Theologie nach Breslau berufen, 1829 Consistorialrath, und starb daselbst am 17. Februar 1833. Sein Hauptwerk „Biblische Theologie, mit einer Nachricht über des Verfassers Leben und Wirken", herausgeg. von David Schulz (2 Bde., Lpzg. 1836), erschien erst nach seinem Tode. Unter seinen kleinern Schriften, die sich durch Freimüthigkeit auszeichnen, ist am bekanntesten die mit David Schulz herausgegebene „Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten und deren Beschränkung durch symbolische Bücher" (Breslau 1830), ferner sind noch zu erwähnen „Ideen über den innern Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensreinigung" (Lpzg. 1823), worin er die Union der evangelischen Kirchen zu befördern suchte, und die von ihm besorgte dritte Auflage von Münscher's „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" (1. und 2. Hälfte, 1. Abth., Kassel 1832—34), das er völlig umgestaltete. — Friedrich von C., geb. 1766 in der Grafschaft Lippe-Detmold, ein bekannter politischer Schriftsteller, studirte die Rechtswissenschaft, ward 1790 preußischer Referendar zu Minden, und nach und nach Assessor und Rath bei verschiedenen Collegien. Als Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin 1806 durch die französische Verwaltung entlassen, weil er den Diensteid zu leisten verweigert, trat er als Schriftsteller auf, und enthüllte schonungslos die Schwächen der preußischen Verwaltung, besonders der Staats- und Finanzverhältnisse. Er wurde 1808 in Untersuchung gezogen, und auf die Festung Glaz gebracht, erhielt aber seiner Kränklichkeit wegen 1810 die Erlaubniß, die Bäder von Landeck zu gebrauchen. Von hier entfloh er nach Oesterreich. Später schlug der König von Preußen die Untersuchung nieder, C. erhielt eine Pension und eine Anstellung im Bureau des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Er starb am 13. Januar 1820. Die vorzüglichsten seiner meist anonym erschienenen Schriften sind: „Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe" (3 Bde., Amst. und Köln 1807—9); „Neue Feuerbrände" (6 Bde., Leipz. 1807—8); „Wien und Berlin in Parallele" (5 Bde., Lpzg. 1808); „Fackeln", ein Journal, später „Neue Fackeln" (Quedlinb. 1812—15); „Die neue Staatswissenschaft, oder Adam Smith's Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums" (Berl. 1812; 2. Aufl. 1816); „Freimüthige Blätter für Deutsche" (Berl. 1815—20) und „Historisches Archiv der preuß. Provinzialverfassungen" (2 Hefte, Berlin 1819—20).

Cönobiten oder Synobiten heißen diejenigen Mönche, welche im Gegensatz zu den Anachoreten gemeinschaftlich in einer Wohnung leben. Schon der heilige Antonius (s. d.), veranlaßte mehrere Einsiedler, sich neben einander Wohnungen zu bauen; doch erst der heilige Pachomius, sein Schüler, stiftete um 340 v. Chr. auf der Insel Tabenna im Nil ein Cönobium oder **Kloster** (s. d.). Es zählte bald 1300 Mönche, und in Aegypten, Palästina und Syrien wurde diese neue Einrichtung nachgeahmt.

Cöthen, Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Cöthen (s. Anhalt) und Residenz des Herzogs, liegt in einer angenehmen Gegend, hat ungefähr 7500 E., darunter 80 Juden, ein Residenzschloß, ein neues Schloß, 2 protestantische und eine neue katholische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar und mehrere andere Schulen und Anstalten. Das 1818 vom Herzog Ferdinand gestiftete Kloster der barmherzigen Brüder ist 1832 aufgehoben, und in eine Armenschule verwandelt worden. Die Stadt treibt einen bedeutenden Korn- und Wollhandel. Cöthen hat in neuester Zeit durch die Eisenbahnen an Verkehr, sowie an äußerer Verschönerung bedeutend gewonnen. Es trifft dicht neben der Stadt, an einem für Cöthen stattlich gebauten Restaurationsgebäude die Berlin-Anhaltische Eisenbahn mit der Magdeburg-Leipziger zusammen, so wie auch von hier aus eine kleinere nach Bernburg führt. In dem Restaurationsgebäude befindet sich die vielbesprochene Spielbank. Sie besteht trotzdem, daß ihre moralischen und bürgerlichen Nachtheile mit entschiedenem Nachdruck hervorgehoben sind, und mehrere Staaten dadurch mit

der That einschritten, daß sie ihren Beamten bei Verlust ihres Amtes untersagten, in Cöthen zu spielen, noch fort, indem Cöthen bei seiner Vertheidigung die Lotterie anderer Länder als Gegenstück aufstellte, mit deren Abstellung es auch auf seine Spielbank verzichte.

Epochemachend wurde Cöthen in neuester Zeit noch durch seine, für das Ländchen ungeheure Schuldenlast. — Eine Reihe von Regenten, meistentheils ohne Nachkommenschaft, hatte nur nach Vermehrung des Güterbesitzes gestrebt, unbekümmert um die Höhe der Schulden, die von Jahr zu Jahr bedeutender wurde. Im Jahre 1810 betrug die Schuldenlast im Ganzen 16 bis 1700,000 Thlr. Die Acquisition von Ascania nova, eine unglückliche Differenz mit der Krone Preußen ꝛc. machten zwei außerordentliche Anleihen nöthig. Die Regierung Herzog Ferdinands erforderte neue Summen, welche das Land nicht hergeben konnte; neue Anleihen mußten gemacht, und daneben für 20,000 Thaler Cöthensche Kassenscheine geschaffen werden. Der Schuldenzustand war jetzt bereits precär, und wurde es noch mehr durch Anerkennung des Testaments des Herzog Ferdinand beim Regierungsantritt des Herzog Heinrich. Es entstand ein Mißverhältniß in der Bilance. Die erwachsenden Zinsen der Schuld und ein unangemessener Bauetat vergrößerten das Mißverhältniß. Der Zinsfuß mußte von 4 auf 3½ und endlich auf 3 Proc. herabgesetzt werden. Durch diesen Schritt entstand allgemeines Mißtrauen. Man konnte den Kündigungen, die in Kurzem auf eine halbe Million heraufstiegen, nicht tête bieten, und Herzog Heinrich mußte sich endlich im Jahre 1846 entschließen, öffentlich die Lage der Finanzen darzulegen, und „Verordnungen, betreffend die Regulirung des Landes-Schulden-Wesens und die Feststellung des Finanzetats" aufzustellen. Es fand sich jetzt eine Gesammtschuld von 4,328,249 Thlr. 16 Gr., womit nach der Verordnung der Staatsschulden-Etat für immer geschlossen ist, dergestalt, daß über die angegebene Summe kein Staatsschulden-Dokument ausgestellt werden darf. Diese Schulden sollen bis zu ihrer völligen Tilgung unausgesetzt als wahre Lasten des Staats und aller Staatsunterthanen betrachtet werden, und Garantie für die sämmtlichen Schulden soll das gesammte Vermögen und Eigenthum des Staats, insbesondere die sämmtlichen Domänen und Forsten geben. Capital-Kündigungen von Seiten der Gläubiger und Klagen auf Rückzahlung der Capitalien dürfen von den herzoglichen Behörden bis auf weitere Bestimmung nicht angenommen werden. Die allmählige Tilgung der Schulden soll aber von einer Staatsschulden-Verwaltungs-Behörde durch Ankauf der Schuld-Dokumente unter dem Nennwerthe, und wenn diese unter dem Nennwerthe nicht mehr aufgekauft werden können, durch öffentliche Verlosung bewirkt werden. Den Bedarf zur Verzinsung und Tilgung der Schulden soll die Staatsschulden-Verwaltungs-Behörde zunächst aus den Domänen- und Forst-Revenuen, und insofern diese nicht ausreichend sein sollten, aus den übrigen Staatseinkünften zu entnehmen befugt sein. Für das Jahr 18⁴⁶/₄₇ sind zur Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld 188,842 Thlr. 15 Gr. festgesetzt. Da aber hierbei bei der jährlichen Landeseinnahme von 390,000 Thlr. und der Ausgabe von 231,157 Thlr. 9 Gr. ein Deficit von 30,000 Thlr. bleibt, so hat sich Herzog Heinrich zur Deckung desselben entschlossen, das ihm fideicommissarisch zugehörige Fürstenthum Pleß dem Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, als den nächsten Anwärter, schon jetzt zu überlassen, wofür derselbe bis zum Ableben des Herzogs eine feste jährliche Rente von 30,000 Thlr. zahlen muß. K. Bürger.

Coffinhal, Jean Baptiste, Vicepräsident des Revolutionstribunals, zum Unterschied von seinen Brüdern C. Dubois genannt, ward 1754 zu Aurillac geboren, studirte Anfangs Medicin, ging aber bald zur Jurisprudenz über, und lebte beim Ausbruch der Revolution als Advocat in ziemlich dürftigen Umständen, da er in seinem Berufe mit wenig Glück arbeitete. Mit aller Energie seines wilden unternehmenden Charakters warf er sich der Volkspartei in die Arme, spielte bei den Gräueln des 10. August 1792 eine Hauptrolle, und wurde bald darauf Präsident des Jacobinerclubs. Als Mitglied und Vicepräsident des Revolutionstribunals war er der unerbittlichste und grausamste seiner Collegen, und marterte seine Schlachtopfer noch mit bittern Sarcasmen. Als der berühmte La-

voisier bat, seine Hinrichtung noch um einige Tage aufzuschieben, bis er eine der Menschheit wichtige Erfindung vervollständigt hätte, antwortete C. höhnisch: „Die Republik braucht fernerhin weder Gelehrte noch Chemiker". An allen blutigen Vorgängen seiner Zeit nahm er einen thätigen Antheil. Beim Sturze Robespierre's behielt er noch die meiste Geistesgegenwart. Auch er war mit seinen Bundesgenossen auf das Stadthaus geflüchtet. Als hier der Commandant der Nationalgarde Henriot ihn fragte, was er mit den Häuptern der Gegenpartei thun sollte, die eine Zeit lang in seiner Gewalt waren, soll C., wüthend über diese Unentschlossenheit, die ihnen den Sieg entrissen, den General zum Fenster hinausgeworfen haben. Er brach sich muthig mit dem Degen in der Faust Bahn durch die Menge und fand glücklich einen Schlupfwinkel. Als er sich aber nach einigen Tagen aus diesem wieder hervorwagte, wurde er verrathen, verhaftet, und sogleich zur Hinrichtung geführt. Das Volk vergalt ihm jetzt den Hohn, den er einst gegen seine Opfer ausgegossen hatte, und begleitete ihn jauchzend zum Blutgerüst. — Sein Bruder, ebenfalls Rechtsgelehrter und gemäßigter Anhänger der Revolution, war 1791 Mitglied des Cassationstribunals, 1795 bis 97 Mitglied des Criminalgerichts, welches Babeuf (s. d.) verurtheilte, wurde von Napoleon zum Baron und Requetenmeister ernannt, und vertauschte seines Bruders wegen seinen Namen mit Dunoyer. Er diente später auch den Bourbonen, und starb 1832.

Coffres sind unbedeckte Caponnieren (s. d.), die zur Deckung des Uebergangs über trockene Festungsgräben angelegt werden, um die Verbindung nach den Außenwerken möglichst lange behaupten zu können. Man unterscheidet doppelte und einfache C. Die Ersteren sind mit 2 Brustwehren eingefaßt, welche glacisförmig in die Grabensohle sich verlaufen. Sie müssen so weit von einander entfernt sein, daß man mit Geschütz bequem zwischen ihnen hindurch fahren kann. Gewöhnlich versieht man die Brustwehren noch mit einer Pallisadirung und mit einem Banket, theils um dem Feinde das Eindringen zu erschweren, theils um von dem Banket aus eine niedere Grabenbestreichung durch Flintenfeuer zu gewinnen. An den gedecktesten Stellen, wo man einen Ausgang in den Graben zur Offensive erhalten will, bringt man Barrièren an. Die einfachen C. werden da angelegt, wo man den Grabenübergang nur gegen eine Seite zu decken braucht, und bestehen dann bloß aus einer Brustwehr. Ein Hauptgrundsatz für diese Communicationen ist, daß sie den Durchgang der eigenen Truppen vollständig decken, dem Feinde aber weder Schutz bieten, noch seinen Grabenübergang erleichtern.

Cogels, Joseph Karl, ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Brüssel 1785, ward ursprünglich von seinen Aeltern zum Staatsdienst bestimmt, folgte aber seiner Neigung zur Kunst, besuchte 1802 die Akademie zu Düsseldorf, und ward nach seiner Rückkehr nach Belgien 1805 Mitglied der Akademie von Gent. Er besuchte zwei Mal Paris, kam dann 1810 nach München, wo er sich niederließ. Im J. 1824 wurde er Ehrenmitglied der dortigen Akademie, und starb 1831 zu Leithein, unfern Donauwörth. Seine Landschaften zeichnen sich durch lebendige Naturauffassung und leichte und geistvolle Behandlung aus. Besonders wußte er seinen Gemälden durch überraschende Luft- und Lichteffecte eine große Wirksamkeit zu geben.

Cognac, eine Stadt im französischen Departement Charente, nicht weit von Bordeaux, am linken Ufer der Charente, ist alterthümlich und eng gebaut, hat ein altes, jetzt zu einem Magazin benutztes Schloß, in welchem Franz I. 1494 geboren wurde, ein Handelsgericht und gegen 2800 Einw., welche Papier, Leder, Fayence und Branntwein verfertigen, Flachs- und Weinbau treiben, und bedeutenden Handel mit Leinsamen, Weingeist und Branntwein unterhalten. C. hieß bei den alten Condate, später Coniacum und erhielt erst im zwölften Jahrhundert den Namen Coignac. Damals kam es an die Grafen von Angoulème, nachdem es früher eigene Herren gehabt hatte, später an das Haus la Marc und dann an die französische Krone. Im J. 1526 schlossen hier Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England ein Bündniß gegen Kaiser Karl V.

Cognac oder Coignac, die beste Sorte des Franzbranntweins, ist nach der vorgenannten Stadt Cognac benannt worden, wo er vornemlich aus dem geringern Wein be-

reitet wird. In Deutschland nennt man jeden aus Frankreich kommenden Branntwein C. In Frankreich dagegen fügt man jedem Branntwein den Namen der Provinz oder des Ortes hinzu, woher der zu verwendete Wein stammt. Uebrigens wird jetzt der C. vielfach verfälscht.

Cognaten nennt man in weiterm Sinne im Allgemeinen Blutsverwandte, d. h., die durch Abstammung von denselben Aeltern verwandten Personen, daher Cognation, so viel als Blutsverwandtschaft, der Affinität oder Schwägerschaft entgegengesetzt wird; im engern Sinne versteht man unter Cognaten nur die von Seiten der Mutter oder Frau abstammenden Verwandten, die im alten deutschen Rechte Spillmagen genannt werden, im Gegensatz zu den Agnaten (s. d.) In der Logik spricht man wohl auch metaphorisch von einer Cognation der Begriffe, und versteht darunter ihre Verwandtschaft durch wesentliche Merkmale.

Cohäsion heißt die Kraft, welche die Massentheilchen eines Körpers zusammenhält. Sie hängt von der Anziehungskraft der Materie ab, und ihr Maß ist der Widerstand, den die Körper einer Trennung ihres Zusammenhanges entgegensetzen. Luftförmige Körper, die überhaupt formlos und nur relative Körper sind, haben nur eine sehr unbedeutende C.; bei tropfbarflüssigen tritt sie in der Tropfenbildung am deutlichsten hervor, und bewirkt wohl auch zum Theil die Erscheinungen der Capillarität. Am stärksten zeigt sich die C. an festen Körpern, und wird hier als Festigkeit genommen, sofern man nur von dem Grade des Zusammenhanges spricht, ohne die, gewissermaßen auch hierher gehörigen Erscheinungen der Anordnung, z. B. der Crystallisation rc. zu berücksichtigen. Die Festigkeit wird aber in absolute oder Längen-, relative oder Quer-, in rückwirkende Festigkeit und Torsionswiderstand geschieden, je nachdem man vom Widerstand gegen Zerreißen, Zerbrechen, Zerdrücken oder Zerdrehen spricht. Von der absoluten Festigkeit hängen alle übrigen Festigkeiten ab, mit Ausnahme derjenigen Körper, bei denen durch Structur ein verschiedener Zusammenhang in verschiedenen Richtungen bedingt wird; daher ist jene auch am meisten untersucht worden. Das zum Zerreißen erforderliche Gewicht und die dem Zerreißen vorhergehende größte Verlängerung können als Maß der absoluten Festigkeit dienen, und namentlich ist die Kenntniß des Gewichts, welches ein Körper ohne bleibende Veränderung zu erleiden, tragen kann (s. Elasticität) für die Praxis wichtig; doch können allgemeine Cohäsionsbestimmungen nie zuverlässig für die Praxis sein, da die kleinste Aenderung in der Qualität des Materials, Structurveränderungen durch Schmelzen, schnelles Abkühlen, Hämmern, Walzen, Drahtziehen und selbst die Temperatur von Einfluß sind. Für rückwirkende Festigkeit und Torsionswiderstand läßt sich das wahre Verhältniß aus den wenigen guten Beobachtungen nicht allein ableiten; doch läßt sich die Querfestigkeit aus der Entfernung der Last vom Unterstützungspunct annähernd berechnen. Bei Ausführung wichtiger Bauwerke muß man daher das vorhandene Material vorher speciellen Festigkeitsproben unterwerfen. Gewöhnlich pflegt man dies bei Draht- und Kettenbrücken zu thun. Die festesten Körper sind rohe Cocon- und Spinngewebfäden, welche einen Quadratzoll dick gedreht,gegen eine Million Pfund tragen würden. Gußeisen hat eine Festigkeit von 16,000—26,700 Pfd., Stabeisen 28,500—67,000, Eisendraht 43,000 bis 72,500, Stahldraht bis 146,000, Messingdraht 40,000—105,000, Kupferdraht 35,000—64,000, Silberdraht 40—50,000 (12löthig bis 117,000), Golddraht 25—40,000 (14karätig über 140,000), Zinkdraht 16—18,000, Bleidraht 1600 Pfund auf den Quadratzoll. Die Festigkeit der Holzarten, von denen die Eiche, Roth- und Weißbuche die festesten sind, schwankt zwischen 8—18,000 Pfd. Die Festigkeit der Darmseiten ist 20—30,000 Pfd., die von Hanffäden bis 80,000 Pfd., Seide 70,000 Pfund. Manche Physiker dehnen den Begriff der C. weiter aus, und brauchen den Namen dann als Gattungsbegriff, dem sie alle Arten Cohäsion in unserm Sinne (Synaphie), Adhäsion (Prosaphie), Crystallisation rc. unterordnen. — In der Bodenkunde heißt C. die Festigkeit des Bodens im trockenen Zustande. Da von der größern oder geringern C. die schwierigere oder leichtere Bearbeitung des Bodens, der gehemmtere oder freiere Zutritt der

athmosphärischen Flüssigkeiten in das Innere des Bodens und das schwerere oder leichtere Eindringen der Pflanzenwurzeln in denselben abhängt, so ist diese Eigenschaft sehr wichtig. Die größte C. hat der Thon, dann folgen Lehm, Humus, Gyps und Kalkerde. Sand hat keine C.

Cohorte, s. Legion.

Coimbra, Hauptstadt der portugiesischen Landschaft Beira, nördl. am Mondego, theils auf einem steilen Felsen, theils im Thale erbaut, hat 3000 schlechte Häuser, über 15,000 Einw., 7 Kirchen, ein Inquisitionsgericht, ein Oberschulcollegium, ein Hospital und eine Universität, welche 1291 in Lissabon gestiftet, 1308 hierher verlegt wurde. Nach dem Jahre 1773, wo sie verbessert worden war, lehrten an ihr gegen 80 Professoren, die Zahl der Studenten betrug oft 15,000 und darüber. Seit 1816 ist sie in fünf Facultäten, nämlich die theologische, juristische, medicinische, philosophische und mathematische getheilt, in welchen gegen 30 ordentliche Professoren und einige 20 Substituten lehren. In den neuesten Zeiten wurde sie wegen ihrer vorragenden Theilnahme an den politischen Ereignissen mehrmals auf den Befehl der Regierung geschlossen, wie 1843 und 1846. Zur Universität gehören eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet, eine Sammlung physikalischer Instrumente, eine große Bibliothek, und ein gut eingerichteter botanischer Garten. In Coimbra findet man viele Woll-, Leinwand-, und Hornwaarenfabriken, und eine Wasserleitung von 20 Bogen. Bei dem fürchterlichen Erdbeben (1. Nov. 1755) erlitt auch C. großen Schaden.

Col' arco, s. Pizzicato.

Colbert, Jean Baptist, französischer Finanzminister geb. am 31. Aug. 1619, zu Rheims, als Sohn eines reichen Kaufmanns, der ihn für seinen Stand erzog, erweiterte seine Kenntnisse durch vielfache Reisen, und ward nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt vom Staatssecretair Letellier 1648 in seinem Bureau angestellt. Hier entfaltete er so große Fähigkeiten im Verwaltungsfache, und eine so außerordentliche Thätigkeit, daß ihn sein Chef dem Cardinal Mazarin empfahl, der den jungen Mann so brauchbar fand, daß er ihm nach und nach die wichtigsten politischen und administrativen Gegenstände übertrug, und ihn 1654 zum Staatsrath und Secretär der Königin ernannte. In Folge der Kränklichkeit Mazarin's fand C. Gelegenheit, dem König, der sich um diese Zeit mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen anfing, die Augen über den traurigen Zustand der Finanzen zu öffnen. Er that dies mit vieler Freimüthigkeit, und deutete zugleich die Mittel zur Hebung des Uebels an. Nach dem Tode Mazarin's, der seines Günstlings Schüler sterbend dem König dringend empfohlen hatte, trat C. bald unter den Titel eines Generalcontroleurs der Finanzen an die Stelle Fouquet's, und suchte nun auf alle Weise die Freunde und Anhänger seines Vorgängers aus dem Ministerium zu verdrängen. Die gewaltsamen Unternehmungen Richelieu's, die Streitigkeiten der Fronde und Mazarin's Verwaltung hatten das Finanzwesen in unglaubliche Verwirrung gestürzt, die Fouquet durch falsche Berichte und Register zu verdecken gesucht hatte. In allen Zweigen fand C. Verwirrung, Betrug und Unterschleif. Der Staat war wucherischen Generalpächtern preis gegeben, die Domainen waren verschleudert, der Schatz leer, die Einkünfte um 2 Jahre voraus verbraucht, und von den 90 Millionen, die das Volk zahlte, kamen durch die Art der Erhebung kaum 35 Millionen in die Staatskasse. Um sich eine Uebersicht zu verschaffen, errichtete C. zuvörderst einen Finanzrath, an dessen Spitze er selbst stand, und durch welchen der König ein genaues Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen des königlichen Schatzes jährlich vorgelegt erhielt. Eine Justizkammer überwachte die treulosen Pächter und Beamten. Zugleich führte er eine gleichmäßigere Besteuerung, und eine einfachere Erhebung der Steuern ein, beschränkte das Heer der Beamten und Pensionäre, setzte zur Erleichterung des Schatzes die Renten herab, verminderte aber auch die Steuern selbst, und erließ die Rückstände bis zum J. 1656. Für jede Ausgabe wurde ein bestimmter Fonds angewiesen, und die königlichen Domänen für die Krone zurück genommen. Daß diese Maßregeln oft zu Härte und Ungerechtigkeit führten, und daß sich man-

cher Mißgriff einschlich, war wohl ein unvermeidliches Uebel. Im Grunde hatte er den besten Willen, das Land zum dauernden Wohlstand zu führen, und wenn ihm das nicht gelang, so lag dies weniger an ihm, als an den Verhältnissen, die seinem Streben hindernd entgegen traten. Durch Unterstützung aus Staatsmitteln, und Ermunterung von Oben steigerte er in allen Theilen des Königreichs die industrielle Thätigkeit, überall entstanden Fabriken, Manufacturen, deren Existenz er durch mäßige Schutzzölle sicherte. Er beförderte den Handel als den Hebel des Gewerbfleißes, verbesserte das Straßenwesen, und organisirte es gleichmäßig über das ganze Reich; baute den Kanal von Languedoc, und entwarf Pläne zu mehrern Andern; erhob Marseille und Dünkirchen zu Freihäfen; stiftete Ausfuhrprämien und Assecuranzkammern; gab Handelsgesetze, und brachte den darniederliegenden Colonialhandel zu neuem Aufschwunge. Im J. 1664 errichtete er zum Theil aus Staatsmitteln 2 große Handelsgesellschaften für Ost- und Westindien, kaufte für sie viele Niederlassungen auf den westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Granada ꝛc., gründete neue Niederlassungen zu Cayenne und Madagaskar, brachte durch Besiegung der Flibustier die Besitzungen dieser kühnen Seeräuber auf St. Domingo an Frankreich, und hob den Handelstractat mit den Holländern auf, wodurch der französischen Nation alle jenen bis dahin zugestandenen Einfuhrbegünstigungen zugewendet wurden. Er schuf von Neuem das französische Seewesen, indem er zunächst mehrere Kriegsschiffe im Auslande kaufte, und es bald dahin brachte, daß in Frankreich selbst die besten Fahrzeuge gebaut wurden. Er ließ den Hafen zu Rochefort bauen, errichtete zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre große Seearsenale, kaufte von England Mardick und alle Häfen an der Küste Flanderns, und scheute keine Opfer, der französischen Flagge gegen die Seeräuber des mittelländischen Meeres Sicherheit zu verschaffen. Im J. 1662 zählte die französische Flotte schon 60 Linienschiffe und 40 Fregatten, und 20 Jahr später besaß Frankreich 193 Kriegsfahrzeuge, und war siegreich zu Wasser wie zu Lande. Unter seiner Leitung wurde nicht nur die Handels-, sondern auch die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung verbessert; er gab einen vollständigen Marinecodex, und ließ den sogenannten Code noir für die Colonieen abfassen. Nur der Ackerbau, die festeste Grundlage des Nationalreichthums, erfreute sich seiner Unterstützung nicht. Um so höher stand er als Beförderer der Künste und Wissenschaften. In seinem eigenen Hause gründete er 1663 die Akademie der Inschriften, und 3 Jahre später, die der Wissenschaften, 1671 aber die Bauakademie. Er vergrößerte die königliche Bibliothek, und den botanischen Garten; erbaute die Sternwarte, und ließ unter Cassini die große Vermessung Frankreichs beginnen. Der Malerakademie gab er eine neue Einrichtung, und begründete die französische Schule in Rom. Er unterstützte Künstler und Gelehrte, und brachte mit einem Worte der Regierungszeit Ludwig's XIV. den Namen des goldenen Zeitalters. Noch jetzt bestehen seine Institute, noch jetzt ist sein System der Typus der französischen Verwaltung, und seine Grundsätze der politischen Oekonomie wurden von allen Staaten Europa's angenommen. Dennoch wurde er in seiner Zeit nicht so geschätzt, wie er es verdiente, und ist zum Theil bitter getadelt worden, wobei man die Verhältnisse unter denen er wirkte, vergaß. Man verglich ihn mit dem großen Sully, und beachtete dabei nicht, daß C. blos Ludwig's XIV. Diener, nicht der selbstständige Minister eines hochgesinnten Königs war. Ludwig's Ehrgeiz forderte ungeheure Opfer; er suchte durch unerhörte Pracht zu glänzen, und C. war zu unterwürfig, um dieser Verschwendung einen unbeugsamen Willen entgegen zu setzen. Was daher dem Volke eine Quelle des Segens sein sollte, wurde dem Despotismus eine Quelle des Raubes. Die schnelle und künstlich gesteigerte industrielle Blüthe der Nation diente nur durch beengte und unerhörte Steuern den königlichen Schatz zu füllen, der, fortdauernd in Geldnoth, C. zu Maßregeln hinriß, die er eigentlich verabscheute, und auch sogleich einstellte, sobald es die Umstände erlaubten. Wie seine Vorgänger, sah er sich genöthigt, die künftige Einnahme vorauszunehmen, neue Renten gegen Capitalzahlung zu errichten, neue Aemter zu schaffen, um sie zu verkaufen, Domänen zu verpfänden, und die Steuern zu erhöhen. Besonderen Haß aber von Seiten der Nation zog ihm die Er-

richtung einer öffentlichen Leihkasse zu, die durch Anfangs pünktliche Erfüllung ihrer Versprechungen einen großen Theil des Privatvermögens in den königlichen Schatz lockte. Unter seiner Verwaltung steigerte sich die Staatseinnahme auf 116 Millionen; dabei schmachtete das Volk im entsetzlichsten Elend, und der königliche Purpur ward von den Thränen der geknechteten Nation befleckt. Selbst die Unterstützung, die er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, hatte keinen Nutzen für das Volk, das ohne Unterricht in Schulen blieb. Daher kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Volk noch an dem Todten Rache nehmen wollte, und seinen Leichenzug angriff. C. starb am 6. Septbr. 1683. In seinem Privatleben zeigte er sich als ein durchaus rechtschaffener Mann; sein einziger Fehler war Ehrgeiz.

Colchester, Charles Abbot, Viscount, s. Abbot.

Colchester, Hauptstadt der englischen Grafschaft Essex, auf einer Anhöhe am Colne, ist mit verfallenen Mauern umgeben, hat ein Castell, 12 Kirchen, Schulen, und 19,000 Einw., welche viel Wollen- und Baumwollenfabriken unterhalten. Die Stadt hat einen Hafen, und ist besonders der Austern wegen berühmt, die an der Insel Foulneß gefangen werden. Zur Zeit der Römer hieß C. Camalodunum oder Colonia, und viele Alterthümer, die man in der Gegend findet (1829 wurde z. B. ein schön erhaltener Mosaikboden aufgefunden) geben noch Zeugniß von jener Zeit. In der neuern Zeit flüchteten sich mehrere flamändische Familien, die durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, hierher, und gründeten die ersten Manufacturen. Im J. 1648 wurde C. als Zufluchtsort der Königlichen von den Truppen des Parlaments belagert, und nach langem Widerstand durch Aushungern genommen.

Colebrooke, Henry Thomas, der gründlichste Kenner der Sanskritsprache, und der indischen Literatur, geb. 1765, kam frühzeitig nach Indien und war anfangs Richter zu Mirsapor, dann brit. Resident am Hofe von Berar. Im J. 1816 kehrte er nach Europa zurück, und starb in London als Präsident der Asiatischen Gesellschaft, nachdem er lange Jahre in schwerer Krankheit, die ihn zuweilen des Gehörs und Augenlichts beraubte, fast stets liegend zugebracht hatte, am 10. März 1837. Sein früherer langjähriger Aufenthalt in Ostindien hatte ihm Gelegenheit gegeben, sich genaue Kenntnisse der Sanskritsprache und der gesammten Geschichte und Literatur der Indier zu erwerben, und wohl hat keiner so viel durch eigene Abhandlungen und besonders Bekanntmachung der Quellen für das jugendliche und kräftige Aufblühen des Sanskritstudiums beigetragen, als C. Wir geben nach Adelung's Uebersicht der Sanskritliteratur eine kurze Angabe seiner Werke. Auf Sprache beziehen sich die „Panini Sutra Vrittri; the grammatical aphorisms of Panini, with a commentary in Sanscrit“ (Calcutta 1802) ferner das Lexikon „Amara Cosha“ mit englischer Erklärung (Serampore 1803), und die „Four sanscrit vocabularys, the Amara Cosha, Tricanda Sesha, Haravali, and Medini Cara“ (Calcutta 1808), und seine Grammatik „A grammar of the Sanscrit language“ (Calcutta 1805). Die Astronomie und Arithmetik erläutern die Schriften: „Algebra of the Hindus with arithmetic and mensuration from the Sanscrit of Bramagupta and Bhascara“ (London 1817), und „Translation of the Lilavati and Vijaganita“ (Calcutta 1818). Zur schönen Literatur gehört das von ihm herausgegebene Gedicht des Bharawi „Kiratardschunija“ (Calcutta 1814). Die philosophischen Bestrebungen der Inder und die Werke ihrer Literatur, die dahin gehören, sind entwickelt und verzeichnet in den Abhandlungen „On the philosophy of the Hindus“ (in den „Transactions of the royal asiatic society“, London 1827 und 1830). Besonders zahlreich aber sind die Werke, die er in Bezug auf indisches Recht bekannt machte: „A digest of Hindu law on contracts and successions, with a commentary by Jogannatha Tercapanchanana“ (Calcutta 1797, 4 Bde.) „Translation of two treatises on the Hindu law of inheritance“ (Calcutta 1810); ferner folgende alte Bücher der Inder „Mitakshara dharma sastra“ (Calcutta 1813), „Daya bhaga, a Sanscrit treatise on inheritance“ (Calcutta (1814), „Vira mitrodaya, the legal work of Mitra Mishra“ (Kizurpur 1815),; aus dem ersten Werke gab Franz Bopp 1806 einen Auszug,

als Anhang zum Conjugationssystem der Inder. Endlich sind noch viele Abhandlungen C.'s in den Asiatic researches zu erwähnen, über das Sanskrit und das Prakrit, über die religiösen Gebräuche der Inder, über das Metrum der Sanskritdichtungen, über die Vedas, über die religiösen Gebräuche der Inder, über die Erklärung vieler alter indischer Inschriften ꝛc., die später in der „Miscellaneous essays" (2 Bde., Lond. 1837) gesammelt erschienen. In allen seinen Schriften zeigte sich C. nicht nur als tiefer Sachkenner, sondern auch als besonnener Kritiker.

Coleopteren, s. Insekten.

Coleridge, Samuel Taylor, einer der Reformatoren der engl. Poesie zu Ende des vorigen Jahrh,, ward 1773 zu Ottery St. Mary in Devonshire geboren. Sein Vater, der Vicar am genannten Orte war, hatte eine starke Familie, und so geringe Einkünfte, daß C. auf die Fürsprache von Freunden seines Vaters in das Christs-Hospital zu London, eine milde Anstalt, die unter dem Namen der Blaurocksschule bekannt ist, kam. Von trefflichen Lehrern unterrichtet, entwickelte er schon hier ausgezeichnete Fähigkeiten. 1792 ging er nach Cambridge, und beschäftigte sich vorzüglich mit Philosophie und Poesie. Ein Bändchen Gedichte, das 1794 erschien, erregte bedeutende Hoffnungen, die das bald folgende Trauerspiel „Der Fall Robespierre's" nur steigerte. Bei einer Reise nach Oxford lernte er hier Southey, der sich später als trefflicher Dichter bekannt gemacht, und Robert Lovell kennen. Die Begeisterung für Freiheit ergriff damals jeden kräftigen Geist, und auch diese Jünglinge zogen aus, das heilige Wort der Menschenwürde und Freiheit zu verkünden, und ihren Mitbürgern die Aussicht auf ein schöneres Leben zu eröffnen. Sie begannen in Bristol, und C. entzückte durch seine Vorlesungen über die neue Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine zahlreiche Versammlung gleichgestimmter junger Leute. Diesen Eindruck suchte er durch die „Conciones ad populum or addresses to the people" und „A protest against certain bills then peuding for suppressing seditious meetings" zu befestigen und zu erweitern. Aber die Ideen der Jünglinge fanden in andern Städten wenig Anklang, auch erregte die von ihnen herausgegebene Zeitschrift „The watchman" kein bedeutendes Interesse. Dafür entschädigte ihn zwar der ungetheilte Beifall, den ein zweiter Band seiner Gedichte fand, aber die Ausführung ihrer Ideen beschäftigte die Freunde zu sehr, und da sie sahen, daß in den alten gesellschaftlichen Verhältnissen an die Ausführung ihres Ideals nicht zu denken sei, waren sie schon im Begriffe, nach Amerika zu gehen, und dort in einem ganz neu gegründeten Staate, Pantisokratie, die Verwirklichung ihrer Gedanken zu versuchen, als sie die drei Schwestern Fricker kennen lernten, und sich mit ihnen verheiratheten. In Nether Stowry bei Bridgewater, wo C. seinen Wohnsitz aufschlug, gerieth er bald ohne sicheren Verdienst in Dürftigkeit; aber die reichen Herren Wedgwood nahmen sich seiner an, und machten es ihm möglich, zu seiner Ausbildung eine Reise nach Deutschland zu machen. Er verweilte in Ratzeburg, Hanover und Göttingen, lernte viele berühmte Deutsche, unter Andern Tieck, Blumenbach und Eichhorn, kennen, und verschaffte sich eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur, für die er stets besondere Vorliebe bewahrt hat. Nach seiner Rückkehr nach England schrieb er die wichtigsten Artikel für die „Morning post", und übersetzte einige Schauspiele von Schiller. Auch erschien seine „Biographia literaria" (London 1817, 2 Bde.), in der er über seinen Aufenthalt in Deutschland Mittheilungen giebt. Von Malta, wohin er als Secretär des Sir Alexander Ball ging, kehrte er bald zurück, und führte seitdem in England ein sorgenvolles und unruhiges Leben, da seine Unstetigkeit und die Unruhe seines Geistes ihn nicht zu einem größern Werke kommen ließen, durch das er die Erwartungen rechtfertigte, die England von ihm hatte. Demungeachtet hat er im Verein mit seinen Freunden, den sogenannten Dichtern der School of the lake, viel zur Verbesserung der herrschenden Geschmacksrichtung in England beigetragen, und hat namentlich eine bedeutende Einwirkung auf Byron und Walter Scott ausgeübt. Seine Gedichte, unter denen besonders das fragmentarisch gebliebene Gedicht „Christabel" und seine „Rhymes of an old mariner" hervorzuheben sind, als wahre Meisterstücke in der Ballade, sind zwar nicht ins Volk ge-

drungen, aber das Feuer seiner Jugend sprühte in seiner belebten und hinreißenden Unterhaltung, in welcher er gegen die franz. Literatur eine bis zur Leidenschaft gesteigerte Abneigung verrieth. Seine letzten Jahre wurden durch eine kleine Pension von der Regierung erheitert. Er starb am 25. Juni 1834 zu Highgate. Seine „Poetical works" (3 Bde., Lond. 1828) enthalten auch seine zu ihrer Zeit berühmte Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein". Außerdem schrieb er „Statesman's manual or the bible the best guide to political skill and foresight" (1817), und „On the constitution of the church and state" (1830).

Colerus, Johann, der Reformator der deutschen Landwirthschaft, geb. zu Ende des 16. Jahrh. zu Goldberg in Schlesien, studirte in Rostock, wo sein Vater Superintendent war, wurde später Prediger in der Mark, und starb zu Parchim im Mecklenburgischen am 23. Oct. 1639. Seine Schriften haben, wenn auch jetzt veraltet, immer noch großen geschichtlichen Werth, indem sie seine Zeit treu charakterisiren. In seinen beiden Hauptwerken, dem „Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici" (verb. Aufl. 1600; 3. Aufl., Wittenb. 1684, 4.), und „Oeconomia ruralis et domestica" (6 Bde., Wittenb. 1591—1601, 4.), die beide zusammen unter dem Titel: „Haushaltungsbuch" (1609, neue Aufl. Wittenb. 1652, Fol.) erschienen, sind die ersten vollständigen Werke über die Oekonomie in Deutschland; er gab darin nicht allein die Meinungen und Kenntnisse der Schriftsteller aller Zeiten, insofern sie auf Deutschland paßten, sondern schöpfte auch aus dem reichen Schatze seiner eignen Erfahrungen. Er war lange Zeit Das, was später Reichart, Schubart von Kleefeld und Thaer waren.

Coligny, ein berühmtes und mächtiges französisches Geschlecht, das dem Wappen nach von den ältesten Grafen von Burgund abstammte, beherrschte als unmittelbares Reichslehen, die ganze um den Flecken Coligny liegende Landschaft. Schon 1086 wird eine Gräfin Adelheid, Gemahlin Manasses von C. erwähnt. Berühmter sind erst Glieder dieser Familie in späterer Zeit geworden. Jakob II. von C., der älteste Sohn Johann III., erhielt 1486 von Philipp von Savoyen die Belehnung über Fromentes, Beaupont und Beauvoir, und machte sich durch seine Kriegsthaten so berühmt, daß das Concilium von Pisa sich ihn zum Beschützer erbat. Er starb 1512 kinderlos an den bei der Belagerung von Ravenna empfangenen Wunden. — Sein Bruder Gaspard von C. wurde 1516 von Franz I. zum Marschall erhoben, und erhielt das Fürstenthum Oranien, als Karl V. seine Güter in Hochburgund eingezogen hatte. Er starb 1522. Von seinen 4 Söhnen starb der älteste, Peter, geb. 1515, schon 1534. Der Zweite, Odet von C., Cardinal von Châtillon, Bischof und Graf von Beauvois, geb. 1517, widmete sich anfangs dem geistlichen Stande, wurde aber später von den Ideen der Reformation ergriffen, bekannte sich mit seinen Brüdern zur reformirten Kirche; verheirathete sich mit Isabelle von Hauteville, wurde in Folge dessen von Pius IV. der Cardinalswürde entkleidet, und am 31. März 1563 excommunicirt. Er sammelte jetzt eine Partei, trat öffentlich als Anführer der Hugenotten auf, und focht in der Schlacht bei St. Denis mit Auszeichnung. Beim Wiederausbruche des Krieges 1568 entfloh er nach England, wo er von der Königin Elisabeth freundlich aufgenommen wurde. Das Pariser Parlament verordnete dagegen am 15. Decbr. 1568 seine Verhaftung, erklärte ihn am 19. März 1569 als Majestätsverbrecher und Rebell aller Ehren, Aemter und Würden für verlustig, und verurtheilte ihn zu einer Geldbuße von 200,000 Livres. Odet blieb einstweilen in England, und starb im Begriff nach Frankreich zurück zu kehren, am 14. Febr. 1571 an einem vergifteten Apfel, den ihm sein Kammerdiener reichte. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt. De Thou rühmt ihn als einen Mann von seltener Seelengröße, Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit, Gerechtigkeitsliebe und scharfem Urtheil. — Gaspard II. von C., Graf von Châtillon, Admiral von Frankreich, des Vorigen Bruder, geb. am 16. Febr. 1516 zu Châtillon, erhielt die sorgfältigste Erziehung, und war der Liebling seines Oheims, des Connetable von Montmorency. Seine ersten Waffenthaten verrichtete er 1542 bei dem Entsatz von Landrecies, und 1544 in der

Schlacht bei Cerisoles, wo er vom Grafen von Enghien zum Ritter geschlagen wurde. Später diente er unter dem Dauphin in der Champagne, half Boulogne belagern, und führte auf dem Congreß daselbst die Unterhandlungen, nachdem diese Festung an Frankreich zurückfiel. Heinrich II. ernannte ihn zum Generalobersten der Infanterie, und C. gab dieser bisher verachteten Waffengattung neue Bildung und neuen Geist. Im J. 1552 machte er an des Königs Seite den Feldzug in Lothringen mit, durch welchen die 3 Bisthümer für Frankreich gewonnen wurden, und wurde auf der Rückkehr zum Admiral von Frankreich erhoben, mit Beibehaltung seines bisherigen Postens. Zwei Jahre nachher half er die Schlacht von Renty gewinnen, machte aber auch den Herzog von Guise, der sich die Ehre des Sieges zuschreiben wollte, zu seinem erbitterten Gegner. Im J. 1555 ward er Gouverneur der Picardie, und trat sein Amt als Generaloberst an seinen Bruder d'Andelot ab. Im Frühling des folgenden Jahres ging C. nach Brüssel, um den Waffenstillstand von Vaucelles, den er mit dem Grafen von Lalaing geschlossen, beschwören zu lassen. Karl V. empfing ihn mit Auszeichnung; doch wurde der Waffenstillstand bald gebrochen, und C. fiel bei der Vertheidigung von St. Quentin den Spaniern in die Hände. Während seiner 2jährigen Gefangenschaft beschäftigte er sich vorzugsweise mit der damals so wichtigen Frage der Glaubensneuerung, und kehrte nach dem Frieden von Château-Cambrésis, schwankend in seinem Glauben nach Frankreich zurück. Der Tod Heinrich's II. raubte ihm seinen Einfluß bei Hofe, wo seine Todfeinde, die Herzoge von Guise das Ruder ergriffen. C. wandte sich zur Partei der Reformirten, und trat zu Amboise in eine enge Verbindung mit den Häuptern derselben, besonders mit den Prinzen von Condé (s. d.) Anfangs stimmte er in die Fortdauer zum Frieden, wurde aber durch Umstände genöthigt, in der Versammlung der Notablen zu Fontainebleau als Sprecher der Mißvergnügten aufzutreten. Er verlangte Religionsfreiheit, Errichtung einer protestantischen Garde des Königs, und Absetzung der schlimmen Räthe desselben. Sein Oheim, der Connetable, erzürnt über seinen Neffen, schloß sich der Partei der Prinzen von Lothringen an, und stiftete das katholische Triumvirat. Vergeblich suchte der Kanzler L'Hôpital zum Frieden zu bewegen; die Generalstaaten, die er nach Orleans zusammenrief, führten nur zur Verhaftung und zum Proceß des Prinzen Condé, und nach dem Tode des Königs Franz II. griffen beide Parteien zu den Waffen. Die Schlacht von Dreux im J. 1562 fiel für die Hugenotten unglücklich aus, obgleich C. durch Geschick und Tapferkeit die Trümmer des Heeres rettete. Er wurde einstimmig von seiner Partei als Feldherr anerkannt, besetzte die wichtigsten Plätze an der Loire, und zog dann in die Normandie, wo er Pont-l'Evêque und Caen wegnahm. Die Ermordung des Herzogs von Guise, während dieser Orleans belagerte, wurde dem Admiral zugeschrieben, wogegen sich dieser vertheidigte; sie rettete aber wenigstens die Sache der Protestanten, indem sie zum Vertrag von Amboise führte. Die Ruhe dauerte freilich nicht lange, denn der Uebermuth der Katholiken bewog die Häuptlinge der Hugenotten zu dem Versuche, den im Schlosse Monceaux befindlichen König aufzuheben. Dies war das Beginnen zu neuen Feindseligkeiten. C. trat mit Condé von Neuem an die Spitze seiner Partei, und schlug in dem Treffen von St. Denis die Truppen des Hofes. Umsonst widersetzte er sich dem Frieden von Longjumeau, da er die Treulosigkeit des Hofes und der katholischen Partei wohl kannte. Auch täuschte er sich nicht; denn als er sich mit dem Prinzen auf dessen Familiengut Noyers begeben, schickte der Hof Truppen ab, um Beide gefangen zu nehmen. Tavannes, der mit diesem Auftrag beehrt war, ließ Condé davon benachrichtigen, und beide entkamen glücklich nach La Rochelle. Die Feindseligkeiten wurden jetzt wieder erneuert; C. eroberte mehrere feste Plätze; doch erlitt die Sache der Hugenotten durch die unglückliche Schlacht bei Jarnac 1569, und die darauf erfolgende Gefangennahme und Ermordung des Prinzen einen harten Schlag. Jetzt trat C. an die Spitze der Protestanten, denn der Prinz von Béarn war fast nur dem Namen nach das Haupt des protestantischen Bundes. In Kurzem war er Herr fast der ganzen Landschaft im Süden der Loire; doch die unglückliche Belagerung von Poitiers, das nachtheilige Gefecht von St. Clair, und die Schlacht bei

Montcontour, in der die Protestanten völlig geschlagen wurden, vernichteten alle seine großartigen Entwürfe. Schwer verwundet entkam er nach Niort, wo er seine Glaubensgenossen zu neuem Kampfe aufmunterte. Hier wurde der Plan entworfen, vor den Thoren der Hauptstadt selbst sich den Frieden zu erzwingen, und C. setzte ihn mit Glück und Muth ins Werk. Am 27. Juni 1570 schlug er bei Arnay-le-Duc in Bourgogne mit seiner kleinen Armee das um das vierfach stärkere königliche Heer unter dem Marschall Brissac, und nöthigte dadurch den Hof, den für die Protestanten ehrenvollen Frieden von St. Germain am 8. August 1570 einzugehen. C. wußte, daß diesmal der Hof, wenn auch nur aus Furcht vor ihm, es ernstlich mit den Frieden meinte, und obgleich das Parlament nach den früheren Unglücksfällen der Hugenotten ihn für einen Hochverräther erklärt und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, ging er doch in nähere Unterhandlung ein, die ihn endlich 1571 an den Hof zurück führte. Er schlug nämlich von Rochelle aus dem König vor, sich mit Hülfe der Geusen der Niederlande zu bemächtigen, und bot ihm zu diesem Zwecke seine und des Prinzen von Oranien Dienste an. Der König antwortete in den verbindlichsten Ausdrücken, und lud den Admiral zur persönlichen Besprechung nach Blois ein. Hier wurde er auf das Ausgezeichnetste empfangen, und Karl IX. versammelte zur Prüfung seiner Projecte einen Staatsrath, der aber dieselben mit Geringschätzung verwarf. Auch Katharina von Medicis und die Partei der Katholiken und Guisen thaten alles mögliche, den Plan C.'s zu vereiteln, da sie ihren Einfluß dadurch zu verlieren fürchteten. Unmuthig entfernte sich C. vom Hofe, ließ sich aber doch bewegen, zur Feier der Vermählung des Königs von Navarra in Paris zu erscheinen. Vergeblich warnten ihn seine Freunde vor der Hinterlist der Königin und der Guisen; er vertraute auf den König, mußte aber nur zu bald wahrnehmen, wie wenig ihn dieser schützen könne. Am 22. August wurde er auf der Straße durch mehrere Büchsenschüsse verwundet, und obgleich der König darüber höchst erzürnt schien, und die Verhaftung des Herzogs von Guise verfügte, entkam doch der Meuchelmörder, ein gewisser Maurevert, ungestraft. C. versuchte mit dem König allein zu sprechen, aber Katharina von Medicis wußte dies zu verhindern, und benutzte die drohende Aufregung der Hugenotten, um Karl IX. völlig umzustimmen. Die grausame Metzelei der Bartholomäusnacht war die Folge davon. C., dem der aufgeregte Zustand der Hauptstadt nicht verborgen blieb, ließ um eine Sicherheitswache bitten. Man schickte ihm seinen Todfeind, den Hauptmann Cosseins mit 50 Mann, der in der Nacht, als die Sturmglocke das Zeichen zum allgemeinen Morden gab, den Herzogen von Guise und Aumale, sowie dem Großprior und dem Chevalier d'Angoulème die Thore zu der Wohnung des Admirals öffnete. C, erwachte über den Lärm, verließ das Bett und empfing die Mörder mit einer Ruhe, die diese Anfangs verwirrte. Doch der Herzog von Guise feuerte sie an, und der betende Greis fiel unter ihren Streichen. Sein Leichnam wurde zum Fenster hinuntergestürzt, schändlich gemißhandelt, endlich durch ein Parlamentsurtheil nach dem Richtplatz geschleift und an den Galgen von Montfaucon gehängt. Nach 3 Tagen ließ Franz von Montmorenci ihn durch vertraute Diener abnehmen und in Chantilly, dann in Montauban verwahren. Erst 1599, nachdem auf Antrag seiner Tochter, der Prinzessin von Oranien das Andenken C.'s wieder hergestellt worden war, wurde der Leichnam in Châtillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. C. war unstreitig der größte Mann seiner Zeit, wenn auch seine Stellung als Parteihaupt ihn hinderte, seine außerordentlichen Talente im Interesse seines Vaterlandes zu entwickeln und anzuwenden. Seine Papiere wurden auf Befehl des Hofes im Louvre verbrannt; unter ihnen soll sich auch eine Geschichte der Bürgerkriege befunden haben, von der aber nichts mehr übrig ist, als eine sehr interessante und gut geschriebene Geschichte der Belagerung von St. Quentin. Vgl. De la Ponneraye „Histoire de l'amiral de C." (Par. 1830). Der Admiral war 2 Mal verheirathet. Von der ersten Gattin Charlotte de Laval wurde ihm die Tochter Louise geboren, welche zuerst an Teligny und nach dessen Ermordung an Wilhelm von Oranien vermählt und die Mutter des Statthalters Heinrich IV. wurde; seine zweite Gemahlin, Jacqueline d'Autremont, überlebte ihn 15 Jahre im savoischen Gefängnisse, womit ihre Anhänglich-

keit an dem Protestantismus bestraft wurde. — Franz C., Herr von Andelot, Bruder des Vorigen, geb. den 18. April 1521, diente mit Auszeichnung in allen Kriegen Heinrich II. wurde aber in den italienischen Feldzügen bei einem Ausfall aus dem belagerten Parma gefangen genommen und mehrere Jahre in Mailand festgehalten. Während dieser Haft beschäftigte er sich mit der Religion und trat zum Calvinismus über. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich trat ihm sein Bruder Gaspard 1555 mit Genehmigung des Königs die Stelle eines Generalobersten der Infanterie ab. Als solcher wohnte er der Schlacht bei St. Quentin bei und nahm im folgenden Winter Theil an der Einnahme von Calais und Guines. Sein Uebertritt zu den Reformirten war dem König verrathen worden und als er auf des Königs Frage, was er von der Messe halte, sie eine Gottlosigkeit nannte, warf ihn jener ergrimmt eine Schüssel an den Kopf, ließ ihn verhaften und nahm ihm die Stelle eines Generalobersten. Ein Jahr lang verweilte C. im Gefängniß zu Melun; nach seiner Freilassung war er eins der thätigsten Werkzeuge seiner Glaubensgenossen. Im Jahre 1568 warb er in Hessen ein Heer von 3300 Reitern und 4000 Landsknechten und that in der Schlacht bei Dreux Wunder der Tapferkeit, obgleich von heftigem Fieber gequält. Er vertheidigte Orleans gegen den Herzog von Guise, bis dessen Ermordung die Belagerung aufhob, und sammelte in Saintonge nach der Schlacht bei Jarnac eben ein neues Heer, als ihn ein bösartiges Fieber am 27. Mai 1569 hinwegraffte. Sein Muth, sein durchdringender Verstand und Unternehmungsgeist machten ihn zu einem gefährlichen Feinde; und sein Zug über die Loire im Angesichte des feindlichen Heeres gehört zu den kühnsten Unternehmungen des ganzen Krieges. — Franz v. C. Graf von Châtillon, vierter Sohn des Admirals, geb. den 28. April 1557, floh nach der Bluthochzeit nach Genf, kehrte aber bald nach Languedoc zurück und zwang 1577 den Marschall von Bellegarde die Belagerung von Montpellier aufzuheben. Im Jahre 1586 ernannte ihn der König von Navarra (Heinrich IV.) zum Generalobersten der Infanterie und übertrug ihm das Gouvernement von Montpellier und Rouergue. Er starb an einer Kopfwunde, die er bei der Belagerung von Chârtres empfangen hatte. — Sein ältester Sohn Heinrich v. C., Admiral von Guyenne und Gouverneur von Montpellier befehligte die Infanterie, die der König den Niederländern zu Hülfe schickte und ward bei der Vertheidigung von Ostende am 10. Sept. 1601 erschossen. — Der jüngere Bruder des Vorigen, Gaspard III. Graf von C., Marschall von Châtillon, Admiral von Guyenne und Gouverneur von Montpellier geb. 1585, diente unter Moritz von Oranien, ward 1614 Generaloberst der französischen Infanterie in holländischen Diensten und am 11. Febr. 1622 Marschall von Frankreich. Von 1630 focht er mit Auszeichnung gegen den Herzog von Savoyen und in den Feldzügen gegen Flandern und starb zu Châtillon den 4. Jan. 1646. — Henriette von C., die Tochter des Vorigen geb. 1618 vermählte sich 1643 mit Thomas Hamilton Grafen von Haddington und nach dessen Tode mit Gaspard von Champagne, Grafen von Suze. Die Eifersucht ihres Gemahls bewog sie zur katholischen Kirche zurückzukehren und ihre Ehe durch das Parlament auflösen zu lassen; sie starb zu Paris am 10. März 1673. Sie war Dichterin und ihre Werke erschienen in verschiedenen Ausgaben 1684, 1695 und 1725. — Ihr Bruder Gaspard IV., Graf von C., Marquis von Andelot, Herzog von Châtillon, geb. den 9. Mai 1620 war Generaloberst der französischen Hülfstruppen in Holland, trat im Mai 1643 zur katholischen Religion und ließ die Grafschaft Châtillon mit Beaupont und Beauvoir zu einem Herzogthum erheben. Er starb am 9. Febr. 1649. Mit seinem Sohne, Heinrich Gaspard C., gest. den 25. Oct. 1657, erlosch die Hauptlinie des Hauses Coligny. Seine Wittwe Elisabeth Angelique von Montmorenci-Bouteville, ausgezeichnet durch Geist und Schönheit und durch ihre Liebeshändel vermählte sich 1663 mit dem Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg Schwerin und starb am 24. Jan. 1694. — Johann Graf von C., Gouverneur von Autun und Amtmann von Charolois trat in den Bürgerkriegen der Fronde zur Partei des Prinzen von Condé, befehligte später 1664 die Hülfstruppen die Ludwig XIV. dem Kaiser Leopold schickte und trug viel zum Sieg bei St. Gotthard bei, wofür ihm der Kaiser persönlich dankte. Er starb am

16. April 1686. Mit seinem Sohne Gaspard Alexander erlosch am 14. Mai 1694 das ganze Geschlecht.

Collalto, ein sehr altes italienisches Geschlecht in Friaul, als dessen muthmaßlicher Ahnherr Graf Rambold I. der Abkömmling eines longobardischen Herzogs aus dem 7. Jahrh., nach Andern ein Graf von Hohenzollern genannt wird, erhielt 1306 die venetianische Patricierwürde, wurde 1610 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben und erhielt 1822 die österreichische Fürstenwürde. Der gegenwärtige Fürst ist Anton Octavian geb. 1784, österreichischer Kämmerer, der seinem Vater in der Regierung folgte, er ist seit 1810 mit der Gräfin Caroline von Appony vermählt.

Collas-Manier, s. Hautreliefstich.

Collateralverwandte, Collaterales, Cognati ex latere, heißen die Seitenverwandten, welche von Bruder, Schwester oder Geschwistern der Voraltern abstammen. Collaterallinie, Cognationis linea obliqua, Seitenverwandtenlinie. Sie sind den Verwandten in der geraden auf- oder absteigenden Linie der Ascendenten oder Descendenten entgegengesetzt.

Collateralwerke heißen Nebenwerke, welche so angelegt sind, daß sie sich gegenseitig vertheidigen und unterstützen können, wie z. B. das Ravelin im Bezug auf die beiden nebenliegenden Bastionen, ein C. genannt wird. Beim Angriff einer Festungsfront werden daher auch alle C. zugleich mit angegriffen oder wenigstens so beschäftigt, daß ihr Geschütz die Angriffslinie der Belagerer nicht flankiren, und den Angriff verhindern kann.

Collation heißt in Klöstern das mäßige, meist nur in kalten Speisen bestehende Abendessen an Festtagen. Der Name kam daher, daß bei den Abendversammlungen der Mönche jedesmal vor dem Essen ein Capitel aus den „Collationes patrum" des Johannes Cassianus vorgelesen, und nach Beendigung eine Erquickung, meist Obst, vorgesetzt wurde. Im gewöhnlichen Leben heißt C. ein Jemanden gegebenes Mahl außer der Zeit des Mittagsessens; auch wohl ein Essen wozu jeder Gast eine Schüssel giebt.

Collator ist derjenige, welcher das Recht hat, eine geistliche Stelle zu besetzen. Dieses Recht selbst heißt Collaturrecht oder jus patronatus; die Verleihung einer solchen Stelle Collatur; die nicht selten darüber zwischen Weltlichen und Geistlichen entstandenen Streitigkeiten Collaturstreitigkeiten. Das Collaturrecht wurde Laien und Stiftern von Kirchen für sich und ihre Nachkommen zuerst unter Kaiser Justinian 541 und 555, besonders auf dem Concil zu Toledo 655 eingeräumt.

Collé, Charles, geb. 1709 zu Paris, gest. 1783 als Secretär und Vorleser des Herzogs von Orleans, war der Sohn eines Procurators am Gerichtshofe Chatelet. Der Umgang mit Haguenier, Gallet und Pannard, bekannt durch ihre Dichtungen in Anakreon's Manier, äußerte merklichen Einfluß auf sein Leben und Wirken. Sein erstes Stück, „Alphonse l'impuissant", war eine Parodie von einem Stück Lachaussée's. Die Vorliebe des Herzogs für das komische Theater bestimmte ihn, für dessen Gesellschaftstheater mehrere kleine Stücke zu schreiben, von denen einige im „Théâtre des boulevards" abgedruckt sind. Auch für das „Théâtre français" arbeitete er mit Beifall; dahin gehört das aus dem Roman „Illustres Françaises" entlehnte Stück „Depuis et Désormais", was noch jetzt mit Vergnügen gesehen wird. Den größten Beifall fand seine 1774 gegebene Oper: „La partie de chasse de Henri IV.", welche für die deutsche Bühne von Weiße unter dem Namen „die Jagd" bearbeitet worden ist. Vorzüglich berühmt wurde er aber durch seine Chansons, welche vollständig in 2 Bänden (Paris 1807) erschienen. Sein „Théâtre de société", eine Sammlung der, für das herzogliche Gesellschaftstheater geschriebenen Stücke war schon früher von ihm herausgegeben worden. Das „Journal historique", eine bittere Beurtheilung der Schriftsteller seiner Zeit, erschien vollständig in 3 Bänden 1807 zu Paris. Witz und Humor zeichnen seine Werke vortheilhaft aus.

Collectaneen, eigentlich Lesefrüchte, heißen Auszüge und Notizen aus Schriften, zur Bereicherung der eigenen Kenntnisse, oder auch als Vorarbeit zu einem literarischen

Zweck. Die neuere und neueste Zeit hat eine Menge Schriften unter diesem Titel gebracht; am bekanntesten sind Lessing's „Collectaneen". Die Sammlung von Sentenzen, welche Julius Cäsar unter dem Titel „Collectanea" zusammengestellt haben soll, ist verloren gegangen.

Collecte heißt eigentlich Einsammlung freiwilliger oder anbefohlener Gaben, besonders zu wohlthätigen Zwecken, die entweder von Haus zu Haus (Hauscollecten) oder an den Kirchthüren (Kirchen- oder Beckencollecten) angestellt werden. In den meisten christlichen Ländern hat man stehende C. eingerichtet, die alljährlich an bestimmten Sonntagen eingesammelt werden; in außerordentlichen Fällen werden auch einmalige C. bewilligt, wie für abgebrannte Gemeinden ꝛc. Schon die Apostel sammelten C. für bedrängte Gemeinden. In der Liturgie heißt C. das Gebet, welches von Geistlichen am Altare abgesungen wird, nachdem der Chor auf die vorhergegangene Intonation geantwortet hat. Schon in der alten Kirche waren solche Gebete gewöhnlich und wurden am Schlusse des Gottesdienstes vom Bischof verrichtet um gleichsam die sämmtlichen Gebete zusammen zu fassen und zu recapituliren, woher auch der Name. Eingeleitet wird die C. gewöhnlich durch ein Oremus, d. h. laßt uns beten. Luther übersetzte einige, schon lange gebrauchte C. aus dem Lateinischen; und in mehreren protestantischen Agenden hat man mehrere neue hinzugefügt. Sonst hatte man für Sonn- und Festtage, für den Morgengottesdienst, für die Vesper ꝛc., stehende C., doch sollte wohl dem Geistlichen in dieser Beziehung eine größere Freiheit gestattet werden.

Collectiv heißt Dasjenige, wodurch mehrere Dinge einer Art zusammengefaßt werden, dann auch das Zusammengefaßte; weshalb man in der Sprachlehre unter Collectiv- oder Sammelwort, ein solches versteht, das eine Mehrheit gleichartiger Dinge als ein Ganzes bezeichnet, z. B. Heerde, Volk, Heer.

Collectivglas, s. Brennglas.

Collége nennt man in Frankreich, Belgien, England und den nordamerikanischen Freistaaten eine öffentliche Unterrichtsanstalt, auf welche junge Leute zum Besuche einer Akademie oder Universität vorbereitet werden, und die mit dem deutschen Gymnasium manche Aehnlichkeit hat. In Frankreich, wo die Colléges den alten Collegiaturen (s. d.) ihren Ursprung verdanken, sind die C. theils Staats- (Colléges royaux), theils Gemeindeanstalten (Colléges communaux) und einer Akademie und mit dieser der Universität untergeordnet. Rector aller königlichen C. ist der Minister des öffentlichen Unterrichts, in seinem Namen leitet eine jede Anstalt ein Verwalter (proviseur), der mit dem Censor, welchem die Sorge für Sitte, Zucht und Ordnung unter den Schülern obliegt, und dem Oekonomen, der in dem Pensionscolléges das Oekonomische besorgt, das Directorium der Anstalt bildet. Die Professoren ertheilen den Unterricht und zwar der Ordinarius jeder Classe in den Hauptfächern Latein, Griechisch, Französisch (Grammatik und Rhetorik), Fachlehrer in einzelnen Wissenschaften, wie Mathematik, Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Geographie, Geschichte, Englisch, Deutsch. Jedem ordentlichen Professor oder Fachlehrer steht ein außerordentlicher (professeur agrégé) zur Seite. Die Unterrichtsweise ist jedem Lehrer völlig überlassen. Die Schüler der C. theilen sich in Externen, welche nur den Unterricht, und Alumnen, welche ihre ganze Erziehung in der Anstalt erhalten. Von den letztern sind gewöhnlich 20 der speciellern Aufsicht eines Studienmeisters übergeben. Die bekanntesten C. in Frankreich sind die 5 königlichen in Paris: Louis le Grand, Henri IV., Charlemagne, St. Barbe, Bourbon (früher Napoléon le Grand). In Belgien erhielten die Unterrichtsanstalten, während der Vereinigung dieses Landes mit Frankreich die Einrichtung der französischen; nach der Vereinigung mit Holland wurden die Universitäten und Gelehrtenschulen nach dem holländischen Reglement vom 2. Aug. 1815 organisirt, wogegen aber die katholische Geistlichkeit sehr heftig declamirte; seit Belgiens Selbständigkeit haben die Unterrichtsanstalten des jungen Staats durch den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit keinen bedeutenden Aufschwung genommen, und noch immer debattirt die Kammer über das beste Schulsystem. — In England heißen diejenigen Anstalten, welche gleich unsern Gymnasien auf

die Universität vorbereiten, gewöhnlich Grammar schools. Die sogenannten C. sind höhere Bildungsanstalten oder Universitäten, mit sehr alterthümlicher Einrichtung, in denen der Schüler vorzugsweise auf seinen Privatfleiß angewiesen ist und Griechisch und Latein öffentlich, die übrigen Wissenschaften durch Tutors gelehrt werden. Die berühmtesten Schulen dieser Art sind die Westminsterschule in London, das C. zu Eton, die Schule zu Winchester, die großen Metropolitanschulen St. Paul, die Merchant Taylor Schule, das Christhospital, Chesterhouse-Reading, die Schulen zu Harrow und Bath. In den Freistaaten von **Nordamerika** findet man fast in jedem Staate wenigstens ein C., in manchen auch mehrere, wie in New York fünf, in Virginien vier; aber ihre Einrichtung und Brauchbarkeit ist sehr verschieden. Manche besitzen sehr tüchtige Lehrer und gleichen den europäischen Anstalten dieser Art, andere verdienen kaum den Namen, den sie tragen. Sie sind häufig von Privatgesellschaften, besonders von religiösen Vereinen gegründet, ungleich dotirt, und kommen im Allgemeinen mit akademischen Gymnasien oder Lyceen überein. Ein vierjähriges Studium in einem C. genügt zur Erlangung eines Baccalaureats der Wissenschaften.

Collegialsystem nennt man im Kirchenrechte dasjenige System, welches den Staat und die Kirche als zwei verschiedene, zum Theil unabhängig neben einander bestehende (coordinirte) Gesellschaften betrachtet. Es ist theils dem Territorialsystem (s. d.), nach welchem die kirchliche Gewalt vom Landesherrn ausgeht, theils dem Episcopalsystem (s. d.) entgegengesetzt, welches behauptet, daß die oberste kirchliche Gewalt durch göttliche Anordnung übertragen und von diesen bei der Reformation auf die Landesherren übergegangen sei, so daß diese nicht als Landesherren, sondern als Landesbischöfe, Oberbischöfe der Landeskirche anzusehen seien.

Collegianten, s. Rheinsburger.

Collegiatstiftkirche, auch Conventualkirche, heißt die Kirche, bei welcher 3 Geistliche ein Collegium zur Besorgung der Angelegenheiten bilden, ein gemeinschaftliches Haus bewohnen und ein gemeinschaftliches Siegel führen. Bei der Domkirche, dem Domstifte, stand über dem Collegium noch der Bischof, und die Domherren bildeten seine Gehülfen.

Collegiaturen hießen an den früheren Universitäten Gebäude, in welchen unter Aufsicht eines oder mehrerer Männer, der sogenannten Bursarum magistri, die gewöhnlich Cleriker waren, Studirende wohnten und Unterstützung an Geld erhielten. Solche Anstalten wurden zuerst an der Universität zu Paris eingerichtet, als die Klostergebäude zu eng wurden, um die Zahl der jungen Leute zu fassen, welche sich zur Universität drängten. Besonders entstanden viele C. zur Zeit Ludwig's XI. und sie übten einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß auf die Bildung. Als Nachahmung sind Collèges (s. d.) zu betrachten. Auch auf deutschen Universitäten wurde nach dem Beispiele von Paris C. errichtet; so in Leipzig das große und kleine Fürstencollegium, gestiftet von Friedrich dem Streitbaren, die, nach manchen Veränderungen, zugleich mit den Nationen, in welche sich die Universität theilte, aufgehoben wurden, und das von dem ersten Rector Otto von Münsterberg gegründete und durch dessen Nachfolger Johann von Hoffmann organisirte Frauencollegium, das früher fünf, seit 1757 vier, und in neuester Zeit nur drei Collegiaten zählt. Es wurde für geborne Schlesier und Preußen gegründet und zwar in Leipzig, da Schlesien damals keine Universität hatte. Da jetzt letzteres der Fall ist, steht die preuß. Regierung schon seit Jahren mit der sächs. in Unterhandlung, um das Collegium dahin zu verlegen.

Collegium hieß bei den Römern jede Gesammtheit mehrerer Personen von gleichem Amte, gleichem Berufe und gleichem Gewerbe, daher auch die religiösen Corporationen der Priester, und die Innungen oder Zünfte der Handwerker collegia genannt wurden. Später gebrauchte man dieses Wort auch von Versammlungsörtern, von öffentlichen Schulanstalten, von den Hörsälen der akademischen Lehrer und den Gebäuden, in welchen sich solche befinden, endlich von den Vorlesungen selbst, die in collegia publica, d. h.

solche, welche öffentlich, in collegia privata, welche von den Zuhörern bezahlt, und in collegia privatissima, welche nur für einen oder wenige gehalten werden, sich unterscheiden. Collegium sacrum heißt vorzugsweise die Versammlung der Cardinäle in Rom.

Collet, Jonas, norwegischer Staatsmann, ist 1772 in Seeland auf dem väterlichen Gute Rönnebeksholm geboren und studirte in Kopenhagen die Rechtswissenschaft. Seine öffentliche Laufbahn begann er 1795 als Landvogt zu Sandsvär und Nummedal in Norwegen, und seitdem durchlief er eine Reihe von Aemtern und Functionen, in denen allen er sich den Reichthum an Geschäftskenntniß und Lebenserfahrung erwarb, der ihn zur Verwaltung der höchsten Würden zu befähigen schien. Eine Zeitlang war er Oberbergamts-Assessor in Kongsberg, 1813 Amtmann zu Buskerud und 1814 Regierungsrath. Als Dänemark durch seine Anhänglichkeit an die französische Kaiserpolitik den Unwillen der verbündeten Mächte auf sich lud und die Diplomatie über das Schicksal Norwegens entschied, diente C. der dänischen Krone, von der er schon 1808 zur Anerkennung seiner Verdienste das Ritterkreuz des Dannebrog empfangen hatte, mit der Ergebenheit eines Norwegers, den es schmerzte, daß der hundertjährige Verband zwischen zwei Völkerschaften autokratisch und fast nur auf Geheiß Rußlands aufgelöst wurde. Ohne daß es irgend Jemand hätte vermuthen können, und ohne daß es in der Absicht Rußlands, Schwedens oder Dänemarks gelegen hätte, erlangte Norwegen in der kürzesten Zeit und mitten unter den Drohungen eines gefährlichen Krieges ein Glück, wie es fast keinem europäischen Staate zu Theil geworden ist, wir meinen die Constitution. C. war nicht der letzte, welcher zur Verwirklichung der höchst freisinnigen Verfassung mitwirkte. Als Anhänger des dänisch-norwegischen Interesses stand C. auf Seiten der Partei, die dem Kieler Tractate, durch welchen die Trennung Norwegens von Dänemark ausgesprochen wurde, die Anerkennung versagte, und war in der unmittelbaren Nähe des Prinzen Christian Frederik, als dieser die Statthalterwürde bekleidete, und sich bald nachher zum unabhängigen König von Norwegen ausrufen ließ. C. nahm Theil an allen Vorbereitungen zum Entwurf eines Staatsgrundgesetzes sowohl in Eidsvold wie auch an der Reichsversammlung, welche zugleich mit der Veröffentlichung der Constitution, Norwegen für ein unabhängiges Königreich erklärte. Welcher Art seine Mitwirkung gewesen, ist daraus ersichtlich, daß er sogleich nach dem 17. Mai 1814 zum norwegischen Staatsrath für das Departement des Innern, d. h. zum Minister, erhoben wurde. Ueber zwei und zwanzig Jahre lang blieb C. im Staatsrathe, eine seltene Erscheinung in einem Staate mit einer so demokratischen Verfassung, wie die norwegische. Er wurde vom König von Schweden in dem hohen Amte bestätigt, das er 1822 mit der Verwaltung der Finanzen, des Handels und Zollwesens vertauschte. Im Jahre 1829 wo die Statthalterwürde Norwegens unbesetzt blieb und unbesetzt bleiben mußte, so lange sich nicht der König zur Ernennung eines Norwegers entschließen konnte, erhielt C. den Auftrag bei allen Gelegenheiten, wo der König erscheinen mußte, z. B. bei Eröffnung und Schließung des Storthings, des Königs Person zu vertreten. Er bekleidete demnach einen Theil der Statthalterwürde, ohne deren Auszeichnung und Gehalt zu beziehen. In allen diesen Functionen ging C. nicht auf Rosen. Im Ganzen stimmt C.'s Verwaltung der Finanzen mit den Grundsätzen der demokratischen Constitution überein, und ist von der Nation als sorgfältige anerkannt worden. Nur dann wich er von diesen Grundsätzen ab, sobald er sich von dem Einfluß beherrschen ließ, den Schweden auf ihn ausübte. Nur einmal drohte ihm eine Anklage vor dem Reichsgerichte, wegen unconstitutioneller Verwendung eines Ueberschusses der Staatsgelder. So glänzend indessen die Finanz- und Douanenverwaltung C.'s war, so hatte er doch nicht die politischen Fähigkeiten, die sein Posten von ihm forderte, einer Regierung gegenüber, die gesonnen war, ihre Macht in Norwegen zu vergrößern und die schwächste Seite in der norwegischen Verfassung, nämlich die geringe Entschiedenheit in allen auf die Union mit Schweden bezüglichen Puncten, herauszusuchen, um der schwedischen Aristokratie, deren Abneigung gegen die norwegische Demokratie fast unüberwindlich zu sein scheint, den Weg in das Land zu öffnen und dadurch im Herzen des Volkes den Grund zu einer schwedischen Regierungspartei zu legen. Bei allem Reichthum

an Erfahrung, bei aller Fülle und Solidität humaner Bildung und trotz der umfassendsten Geschäftsgewandtheit blieb C. mehr ein milder Gefühlsmensch, als daß er sich zum entschiedenen Charakter hätte ausbilden und härten können. Mehr weich und nachgiebig als schlau und fest, hatte er nicht Kraft, weder der Regierung, noch dem norwegischen Nationalinteresse, wie es sich namentlich wiederholt auf den ersten acht ordentlichen und drei außerordentlichen Storthingen zu erkennen gab, consequent zu dienen. Schwierige Verhandlungen umging er eher, als daß er sie zur Lösung brachte, und sobald sie auf das Gebiet der höhern Politik gezogen wurden, mangelte es ihm gewöhnlich an Entschiedenheit derjenigen Grundsätze, ohne welche die schwierigsten politischen Fragen unentwirrt bleiben. Er war 1821 zu der Staatsraths-Abtheilung delegirt, die sich um den König in Stockholm befindet, als die Verhandlungen über Räubereien gepflogen wurden, die sich Engländer bei ihrem Schleichhandel in Bödö hatten zu Schulden kommen lassen. Der Beschluß war, daß die norwegische Staatskasse den Engländern 18,000 Pfd. St. zum Ersatz zahlen mußte. Jedermann wußte, daß dieser Beschluß ein ungerechter war, und daß sich C. hatte überlisten lassen, denn er hatte zugegeben, daß die Verhandlungen im Ministerium des Auswärtigen aufgenommen wurden; und dennoch konnte sich C. dem Einflusse des Hofes so wenig entziehen, daß er gegen den ungerechten Ausspruch der auswärtigen Politik nicht einmal Gebrauch von dem Rechte machte, das ihm die Constitution zur Einsprache oder zum Protestiren gab. Sein nachgiebiges, schwankendes Benehmen wurde daher auch von dem Storthing nachdrücklich getadelt. Bei einer andern Gelegenheit 1833 zog er sich die Mißbilligung des Storthings zu, weil er eine Gehaltszulage von 300 Speciesthalern ohne constitutionelle Genehmigung angenommen hatte. Stets schwankend und nicht frei von dem Verdachte, dem Nepotismus gehuldigt zu haben, blieb er Finanzminister bis zum Ausbruche der Wirren, die mit dem Storthing von 1836 verbunden waren. Der König löste nämlich die Reichsversammlung am 8. Juli auf, unter dem Vorwande, sie verbringe die Zeit mit müßigen Berathungen, und sei schon zwei Monate über die gesetzliche Zeit zusammen, in der That aber, weil der König und die schwedische Aristokratie die auf diesem Landtage mit größerer Energie als sonst geäußerten demokratischen Grundsätze fürchteten, und aus gegründeten Ursachen besorgen mußten, Norwegen möchte noch selbständiger werden als es schon ist. Wenngleich der König hinsichtlich der Storthingsauflösung von einem Rechte Gebrauch machte, das ihm die Constitution einräumte, so war doch der norwegische Staatsminister Lövenskjold verpflichtet, zu protestiren, d. h. Einsprache zu thun, und weil er es nicht gethan hatte, versetzte ihn der Storthing in Anklagestand. Wie gewöhnlich hielt es C. während dieser Verwickelungen mit beiden Parteien, zuerst mit der Regierung, dann aber mit dem Volke, indem er dem Präsidenten des Storthings den königlichen Befehl sogleich nach dem Empfange desselben und darauf der Reichsversammlung die staatsräthlichen Protokolle mittheilte. In Folge der Verurtheilung des norwegischen Staatsministers zu einer Geldbuße von tausend Speciesthalern und zu den Kosten von 550 Speciesthalern entstand zwischen C. und Lövenskjold eine Spannung, die damit endete, daß, als des Letztern Gesuch um Entlassung von seinem Amte vom Könige am 26. Sept. 1836 nicht genehmigt worden war, und der König das Verfahren des norwegischen höchsten Gerichts mit dem Namen der Verblendung, der Verirrung, der Leidenschaften und partheiischen Ungerechtigkeiten benannt hatte, C. sich genöthigt sah, um seinen Abschied zu bitten. Im Oct. 1836 schieden aus dem Staatsrath die beiden ältesten Mitglieder desselben, C. und Diriks, der Minister des Cultus und der Unterkanzler; jener wurde durch den Staatsrath Vogt, dieser durch den Staatsrath Arntzen ersetzt, zugleich ernannte der König den Grafen Johann von Wedel-Jarlsberg zum Reichsstatthalter. Im Sommer 1837 suchte C. Stärkung seiner Gesundheit in den Bädern von Teplitz.

Colletta, Pietro, neapolitanischer Kriegsminister während der Revolution von 1820, geb. am 28. Jan. 1757 zu Neapel, stammt aus einer achtbaren Bürgerfamilie. Mit Vorliebe widmete er sich in seiner Jugend den mathematischen Wissenschaften, trat in seinem 21. Jahre in das Artilleriecorps, und war während der französischen Invasion

besonders thätig bei der neuen Gestaltung des Staats. Daher wurde er nach der Rückkehr der Bourbons verhaftet, durch die Bemühung seiner Verwandten aber wieder frei gelassen, und als Civilingenieur angestellt. Als Joseph Bonaparte König von Napel wurde, trat er in die Armee zurück, war bei der Belagerung von Gaeta, bei der Occupation von Calabrien und der Einnahme von Capri besonders thätig, und wurde von Joachim Murat 1808 zum Intendanten des jenseitigen Calabrien und 1812 zum Director des Brücken- und Straßenbauwesens mit dem Range eines Generals ernannt. Im Jahre 1815 unterhandelte er für Murat zu Casalanza und sah die bisherige Gestaltung der Dinge untergehen. Die bourbonische Verwaltung benutzte, bei aller Abneigung die sie gegen ihn hatte, seine Dienste, und er begleitete mehrere hohe militärische Stellen. Beim Ausbruch der Revolution von 1820 wurde er nach Sicilien geschickt und stellte hier als Generalcommandant mit der vollen Macht eines Vicekönigs die Ordnung wieder her. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück. Er wurde zum Kriegsminister ernannt, nach Herstellung des früheren Bestandes der Dinge aber als Staatsgefangener auf das Castell St. Elmo gebracht und dann nach Brünn in Mähren verbannt. Später erhielt er die Erlaubniß in Florenz sich niederzulassen, nachdem seine fast felsenfeste Gesundheit durch Kummer und Sorge zerrüttet war. Er lebte hier in stiller Zurückgezogenheit, und starb nach langwieriger Krankheit am 11. Nov. 1831. Nach seinem Tode erschien seine „Storia del reame di Napoli dal 1734 sino el 1825“ (2 Bde., Capolago 1834; neue Auflage, 4 Bde. 1837).

Collin, Heinrich Joseph von, Sohn eines berühmten Arztes, geb. zu Wien 1772, zeigte schon in der frühesten Jugend ein seltenes Talent und einen rastlosen Fleiß. Seinen ersten Unterricht erhielt er von 1781 an, in dem löwenburgischen Stifte; nach Beendigung seiner juristischen Studien ergriff er das praktische Geschäftsleben, stieg schnell von einer Stelle zur andern und ward 1809 Hofrath bei der Geheimen-Credit-Hofcommission und Ritter des Leopold-Ordens. Sein unermüdeter Eifer in den Berufsgeschäften, der ihn oft Nächte hindurch an den Arbeitstisch fesselte, und dem er selbst die Dichtkunst, seine liebste Gefährtin, zum Opfer brachte, machten seinem Leben in der schönsten Blüthe ein Ende. Er starb in Folge zu großer Anstrengung an einem Nervenfieber 1811 im 39. Lebensjahre. Die meisten seiner früheren poetischen Werke hatte er vor seinem Tode vernichtet, aber das, was wir noch jetzt von ihm besitzen, zeigt ihn als einen wahren Dichter, dessen Geist gebildet durch die erhabenen Bilder des Alterthums, dessen Sprache kräftig und würdig ist. Seine Trauerspiele sind mehr für den denkenden Leser als für die Bühne geschrieben, da sie nur wenig dramatisches Interesse haben. Seine „Gedichte“ (Wien 1812) haben besonders dann Werth, wenn sich sein österreichischer Patriotismus Bahn bricht. Am bekanntesten wurde seine Ballade „Kaiser Max auf der Martinswand.“ Einer Wette mit mehreren seiner Freunde, ein Trauerspiel binnen 6 Wochen zu schreiben, haben wir sein erstes Trauerspiel „Regulus“ zu verdanken. Seine übrigen Tragödien sind: „Coriolan“, „Polyxena“, „Balboa“, „Bianca della Porta“, „Mäon“ und die „Horatier und Curiatier.“ Seine von Reichardt 1809 componirte Oper „Bradamante“ ist nicht gedruckt und aufgeführt worden. Mit Auszeichnung verdient noch das Bruchstück eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, genannt zu werden. Seine sämmtlichen Werke mit einer Biographie des Dichters hat sein Bruder nach seinem Tode (Wien 1814 in 6 Bänden) herausgegeben. Eine Büste in der Karlskirche der Vorstadt Wieden zu Wien ehrt das Gedächtniß des Verstorbenen.

Collin, Matthäus, Edler von, Bruder des Vorigen, geb. zu Wien am 3. März 1779. Auch er fühlte den Beruf des Dichters in sich und schrieb schon im 20. Jahre die von Winter trefflich componirte Oper: „Calthon und Colmal“; auch er hätte dem Wunsche seiner Verwandten gemäß Rechtswissenschaft studirt und 1804 zu Wien die Würde eines Doctor's der Rechte erhalten, aber mehr noch zog ihn Philosophie, Geschichte und vor allem schöne Literatur an, weshalb er auch 1808 den Ruf als Professor der Aesthetik und der Geschichte der Literatur zu Krakau annahm. Nachdem die Russen Krakau besetzt hatten, ging er wieder nach Wien zurück, und ward dort Professor der Geschichte der Philosophie

und kais. königl. Hofconcipist im Finanzdepartement. Im Jahre 1815 erwählte ihn der Kaiser Franz zum Erzieher des Herzogs von Reichsstadt; in diesem Posten starb er am 23. Nov. 1824. Seine Werke im Gebiete der Dichtkunst haben die seines Bruders nicht erreicht. Wir nennen hier das 1808 erschienene Schauspiel: „Bela's Krieg mit dem Vater“, das nebst mehreren Andern in seiner Sammlung „Dramatische Dichtungen“ (Pesth 1815 u. 17, 4 Bde.) enthalten ist. Er gab noch nach dem Tode seines Brudes die Schriften desselben heraus, führte von 1813 an die Redaction der ehemaligen „Wiener Literatur Zeitung“, an deren Stelle er von 1818 an die Herausgabe der „Wiener Jahrbücher der Literatur“ besorgte. Joseph von Hammer hat seine „Nachgelassenen Gedichte“ mit einem biographischen Vorwort begleitet (Wien 1827 in 3 Bdn.) herausgegeben.

Collin d'Harleville, Jean François, geb. 30. Mai 1755 zu Mevoissin (oder Maintenon) bei Chartres, gestorben zu Paris im Febr. 1806. Er war früher Advokat, verließ aber bald die juristische Laufbahn, um sich einzig der Dichtkunst zu widmen. 1786 gab er zuerst seinen „Inconstant“ heraus, dem zwei Jahre später der Optimist folgte. Beide Werke wurden mit Beifall aufgenommen. Schwächer ist sein drittes Bühnenstück „Les châteaux d'Espagne“ (1789). Den meisten Beifall hat sein Hauptwerk „Le vieux célibataire“ (1792) erhalten. Unter seinen spätern Werken „Monsieur de Crac“, „Rose et Picard“, „Les Artistes“, „Malice pour malice“, „Le vieillard et les jeunes gens“ und „La querelle des deux frères“ verdienen eigentlich bloß die beiden letzteren genannt zu werden. Sein allegorisches Gedicht „Melpomène et Thalie“ in 2 Gesängen ist natürlich und leicht versificirt, athmet elegisches Gefühl, ist aber nicht frei von Ziererei und ohne höheren poetischen Schwung. Die von ihm selbst besorgte Ausgabe seiner Werke „Théâtre et Poesies fugitives do I. F. Collin d'Harleville“ (1805, 4 Bde. 4), erschien vermehrt mit mehreren Stücken und einem Nachtrage über sein Leben und seine Schriften (Paris 1828) unter dem Titel „Oeuvres de Collin d'Harleville“.

Collin, Jonas dänischer Staatsmann, geb. 1776 in Kopenhagen, trat nach Vollendung seiner Studien 1798 in den Staatsdienst und erhielt eine Stellung bei der Finanzverwaltung. Auf seine Anregung wurden viele Mißbräuche abgeschafft, das zerrüttete Finanzsystem geordnet und die Landescultur befördert, besonders seit er Präsident der königlichen Landhaushaltungsgesellschaft war. Er wirkte für die Verbesserung der ökonomischen Lage der Landgeistlichen, sorgte für eine zweckmäßige Leitung des Fabrikwesens und suchte selbst auf Wissenschaft und Kunst fördernd einzuwirken. Von 1821 war er Mitdirector des königlichen Theaters. Außerdem wirkte er für den Bau des neuen Hafens zu Helsingör, und wurde in Anerkennung seiner dem Staate geleisteten Dienste zum Conferenzrathe, Deputirten der Rentkammer und Mitgliede der Finanzdeputation ernannt. Unter seine interessantesten Schriften gehören: „Ueber den Gang der Staatsgeschäfte“, (2 Bde.) und „Zur Geschichte und Statistik“ (1822—25, 2 Bde.).

Collingwood, Cuthbert, britischer Admiral, der Sohn eines Kaufmanns, geb. zu Newcastle upon Tyne am 26. Septbr. 1748, trat 1761 in den Seedienst und zeichnete sich bei der Schlacht bei Bunkershill gegen die amerikanischen Colonisten aus. Im J. 1776 erhielt er das Commando der Sloop Hornet als Secondlieutenant bei der Station von Jamaica, lernte hier Nelson kennen, und schloß mit ihm eine innige Freundschaft. Bei einer Expedition gegen Spanien im J. 1780 wurde er Commandeur des Hirchinbrooke, mußte aber seine Station verlassen, weil ein ansteckendes Fieber seine Mannschaft lichtete. Im folgenden Jahre commandirte er in Ostindien den Pelikan, mit dem er Schiffbruch litt. Im Krieg gegen Frankreich nahm er unter dem Contreadmiral Bowyer am Gefecht vom 1. Juni 1794 Theil, war dann bei der Blockirung von Toulon thätig, zeichnete sich 1797 im Gefecht am Cap St. Vincent durch Tapferkeit aus und wurde 1799 zum Contreadmiral der weißen Flagge erhoben, Als solcher blockirte er Brest und stationirte im Kanal. Im J. 1801 wurde er Viceadmiral, 1804 Admiral der blauen Flagge und blockirte 1805 mit 5 Schiffen den Hafen von Ferrol. Wegen seiner Verdienste während der Schlacht bei Trafalgar ward er zum Contreadmiral der rothen Flagge, zum Pair von England und zum

Baron von Caldburne in der Grafschaft Northumberland erhoben und das Parlament verlieh ihm eine Pension von 2000 Pf., die auch auf seine Töchter übertragen wurde. Nach Nelsons Tode, erhielt er das Commando über die britische Seemacht im Mittelmeere, das er trotz seiner geschwächten Gesundheit bis zu seinem Tode am 7. März 1810 behauptete. Er starb auf dem den Franzosen genommenen Schiff die Stadt Paris auf der Station vor Minorca. Sein Leichnam wurde in der Kathedrale von St. Paul beigesetzt.

Collision, heißt in der Physik das Zusammentreffen zweier harter Körper im Stoß; in der Jurisprudenz heißt Collision der Gesetze das gleichzeitige Dasein mehrerer Gesetze, welche gleiche Anwendung haben und sich widerstreiten. In Deutschland gehen die einheimischen deutschen Gesetze den fremden vor, und das neuere Gesetz hebt das ältere auf; daher das canonische Recht dem römischen vorgeht. In der Moral der Naturrechte versteht man unter Collision einen Widerstreit der Ansprüche, denen man nicht gleichmäßig genügen kann. In Staaten und ganzen Gesellschaften findet häufig zwischen mehreren Personen eine Collision der Handlungen statt. Im gleichen Sinne spricht man in der praktischen Philosophie von einer Collision der Pflichten oder Rechte oder von Fällen wo ein doppeltes Pflichtgebot gedacht aber nicht erfüllt werden kann. Mit Unrecht haben einige Moralisten die Existenz von Collisionen der Pflichten läugnen wollen, unter dem Vorgeben, daß jede Pflicht die Nothwendigkeit einer Handlung einschließe, und daher höchstens nur bedingte und unbedingte Pflichten einander gegenüber stehen könnten. In einem durchgängig geordneten sittlichen Ganzen würde es freilich keine wahre Collision der Pflichten geben, und daß alle blos scheinbaren Collisionen, z. B. wo die Pflicht nur mit der subjectiven Neigung collidirt, auszuschließen sind, verstehet sich von selbst; bei unvollkommnen sittlichen Bildungszuständen müssen aber Collisionen eintreten, die theils verschuldet, theils unverschuldet sein können, je nachdem die Unmöglichkeit, allen Pflichten, die gerade jetzt erfüllt sein wollen, gleichmäßig zu genügen, entweder von dem Handelnden selbst, oder von Andern, oder auch vielleicht von Umständen, die nicht in der Gewalt eines Einzelnen liegen, herbeigeführt ist. Die ältere Casuistik (s. d.) sowie die theologische Moral hat viele allgemeine Regeln für die Entscheidung von Collisionsfällen aufgestellt; doch sind diese Regeln eben wegen ihrer Allgemeinheit bei besonderen Fällen wenig anwendbar, und so ist ein Jeder in den einzelnen Fällen nur auf sich gewiesen, wobei dann die Vorsicht, Collisionen möglichst zu vermeiden, der sittliche Ernst, der scheinbare Collisionen nicht für wirkliche hält, und der sittliche Takt, der das Wichtigere und Näherliegende von dem Unwichtigern und Entfernteren zu unterscheiden weiß, mehr nützt als alle Regeln. In Bezug auf Collision der Rechte treten dieselben Bestimmungen ein, die wir oben bei den Collisionen der Gesetze aussprachen.

Colloquium heißt eigentlich jedes Gespräch zwischen 2 oder mehr Personen; besonders aber die wissenschaftliche Unterredung, der sich die protestantischen Geistlichen bei der Beförderung zu einem höheren Amte zur Prüfung ihrer Kenntnisse und Tüchtigkeit mit einem oder mehreren Mitgliedern der höchsten geistlichen Behörde unterziehen müssen.

Colloredo-Mansfeld, ein mediatisirtes Fürstengeschlecht, das ursprünglich aus Schwaben von dem alten Geschlechte von Wallsee abstammte und nachdem von einem Vorfahren der Fürsten im damaligen Vicecomitat Mels in Friaul erbauten Schlosse Colloredo sich nannte. Als ihr Ahnherr wird Liabordus oder Heliabordus genannt, ein edler Alemannier, der vom Patriarchen Poppo von Aquileja um 1031 das Vicecomitat Mels erhielt. Ein Enkel desselben, Doringus I., lebte um 1126. Doringus II. war um 1214 einer der mächtigsten Herren in Friaul, wo er die Schlösser Mels, Venzone, Sattimberg und Montforte besaß. Seine 3 Söhne theilten sich in seine Güter und stifteten drei Linien, von denen die des jüngsten Sohnes das Haus Colloredo gründete. Sie erhielt 1721 das Erbtruchsessenamt in Böhmen, 1737 Sitz und Stimme im Grafencollegium, wurde 1763 in den Reichsfürstenstand und 1764 in den böhmischen Fürstenstand aufgenommen und legte endlich 1772, nachdem Fürst Franz Gundacar durch Heirath die mansfeldischen Allodialgüter erworben, sich den Beinamen Mansfeld bei. Das Geschlecht be-

sitzt außerdem die Herrschaften Opotschna, Gruinberg, Duppau, Dobrzisch, Suchobal, Heiligenfeld, Rusdal, Nepomuk und Pradlo in Böhmen, nebst Sierndorf und Stanz in Oesterreich, die zusammen ein Majorat von 200,000 Fl. Einkünften bilden. Die bekanntesten Glieder derselben sind: Fabricius C., geb. 1576, ein Günstling der Herzoge Cosmus und Ferdinand von Medici, der von Ersterem als Gesandter an Kaiser Rudolph II. geschickt, vom Letzteren zum Premierminister erhoben wurde, und 1645 zu Florenz starb. — Rudolph C., Graf v. Wallsee, geb. 1585, Feldmarschall der österreichischen Armee unter Ferdinand II. und III. während des 30jährigen Krieges, erhielt in der Schlacht bei Lützen 7 Wunden und rettete 1648, kurz vor dem Frieden, Prag, durch dreimonatliche heldenmüthige Vertheidigung gegen die Belagerung der Schweden. Er starb 1657. — Hieronymus C., des Vorigen Bruder, verlor als Generalwachtmeister gegen den sächs. General Arnim am 3. Mai 1634 die Schlacht bei Liegnitz und wurde deshalb verhaftet; dann focht er unter Gallas in Burgund, gerieth in franz. Gefangenschaft, und blieb später beim Entsatze von St. Omer, an der Spitze der von ihm befehligten Reiterei (1638). — Rudolph Joseph C., geb. zu Prag 1706, diente dem österr. Staate seit 1727, ward 1737 Reichsvicekanzler und verwaltete diesen Posten treulich (1742 — 45 ausgenommen) bis 1788, wo er am 1. November starb. — Franz C., geb. 1737, Obersthofmeister des Kaisers Franz II., später und bis zur Schlacht bei Austerlitz geheimer Staats- und Conferenzminister und Chef der Hof- und Staatskanzlei. Er starb 1806 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen. — Franz Gundacar, Reichsfürst von Colloredo-Mansfeld, geb. 1731. Von 1767—71 Gesandter Oesterreichs in Madrid; von 1772—1789 Principal-Commissarius des Reichskammergerichts, und von da ab bis zum 6. Aug. 1806, dem Tage, wo die Würde eines deutschen Kaisers erlosch, Reichsvicekanzler. Er starb 1807. — Hieronymus, Graf von C., Mansfeld, geb. am 30. März 1771, befehligte 1813 die erste Armeeabtheilung und trug nicht wenig zum Siege bei Kulm bei. Nach Beendigung des Kriegs wurde er Generalcommandant in Böhmen und starb am 23. Juli 1822 mit Hinterlassung eines Sohnes, Franz de Paula Gundacar, Grafen von C.-Mansfeld, geb. 1802, auf den, da der Standesherr keine männliche Nachkommen hat, im J. 1843 das Majorat überging. — Ferdinand, Graf C., wurde am 30. Juli 1777 geb., studirte in Göttingen, und ward bald nachher böhmischer Reichstagsgesandter in Regensburg und neben Schraut böhmischer Subdelegirter in den Jahren 1802—1803. Dann ging er als Gesandter nach Neapel und folgte 1806 dem dasigen Hofe nach Palermo. Die Scheidung von seiner mit der höhern österreich. Aristokratie mehrfach verwandten Gemahlin, geb. Freiin von Großschlag, bestimmte ihn 1808, die diplomatische Carrière zu verlassen; dagegen war er 1809 bei Bildung der österreich. Landwehren thätig und zeichnete sich bei Aspern und Wagram aus, wo er das Commandeurkreuz des Leopoldordens erhielt. Er wirkt als echter österreich. Patriot und begünstigt alle freisinnigen vaterländischen Anstalten. — Rudolph Joseph C., geb. am 16. April 1772, wurde 1834 wirklicher erster Oberhofmeister des Kaisers und wirklicher Geheimer Rath und starb am 28. Dec. 1843.

Collot d'Herbois, Jean Marie, Mitglied des Convents und des Wohlfahrtsausschusses, geb. um 1750 zu Paris von bürgerlichen Eltern, erhielt eine gute Erziehung, ward aber durch Zufall Schauspieler und durchzog als solcher die Städte der französischen Provinzen, Belgien, Holland und erwarb sich meistentheils in seinen Darstellungen den Beifall des Publicums. Später wurde er nach Genf berufen um daselbst die Leitung des Theaters zu übernehmen, eilte aber beim Ausbruch der Revolution nach Paris, wo er sich als leidenschaftlicher Volksredner, noch mehr durch seinen „Almanach du père Gérard", eine Broschüre die vom Jacobinerclub den Preis erhielt, den Ruf und das Ansehen eines großen Patrioten verschaffte. Nach den Ereignissen des 10. August trat er in den Stadtrath der Pariser Gemeinde und ward einige Tage nach den Septembergräueln zum Conventsdeputirten erwählt. Als solcher trug er zuerst auf Abschaffung des Königthums und Einführung der Republik an, verlangte später die Todesstrafe für die Emigranten und beantragte den Proceß des Königs. Als dieser eingeleitet wurde, befand er sich auf einer Mis-

sion in Orleans, schickte aber schriftlich sein Votum ein, das auf unverzüglichen Tod lautete. Später nahm er thätigen Antheil an den Angriffen des Berges gegen die Girondisten und wurde am 13. Juni für seine geleisteten Dienste mit der Präsidentschaft der Jacobinerversammlung belohnt. Im Septbr. kam er in den Wohlfahrtsausschuß als Vertreter der Jacobiner und erhielt mit Billaud-Varennes die administrative Correspondenz. Nach der Einnahme von Lyon schickte ihn Robespierre als Richter in diese Stadt, wo er die schändlichsten Gräuel beging, so daß die Lyoneser nach seiner Rückkehr in den Convent ihn öffentlich anklagten indem er den Gebrauch der Guillotine zu umständlich befunden, und dafür die Hinrichtungen in Masse durch Kartätschenfeuer und Säbelhiebe eingeführt habe. C. schlug diese Anklage mit der Erklärung nieder, zum Heile der Republik müsse man eigentlich alle Verräther auf diese Weise vernichten. Besonderen Antheil nahm er an den Zwisten der Jacobiner mit den Cordeliers, klagte die Dantonisten der Vernichtung der Revolution durch ihren Hang zur Mäßigung an, sprach sehr heftig gegen die Umtriebe der fremden Cabinete und schlug eine Landung auf der englischen Küste vor. Noch größeres Ansehen erhielt er durch ein Attentat gegen sein Leben am 23. Mai 1794, so daß selbst Robespierre ihn mit Mißtrauen beobachtete, besonders da er sich gegen die eigenmächtigen Schritte der Triumvirn aussprach, und sich für Carnot und dessen Partei erklärte. Robespierre suchte ihn deshalb zu stürzen; um so thätigern Antheil nahm C. an der Katastrophe vom 9. Thermidor, welche Robespierre mit seinem Anhange vernichtete. Dies hielt jedoch seinen Untergang nur wenige Wochen auf. Er wurde auf Merlin's Antrag aus dem Convent gestoßen, nach der Insurrection vom 12. Germinal verhaftet und mit seinem Freunde Billaud-Varennes zur Deportation verurtheilt. In Cayenne seinem Verbannungsorte suchte er die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln, wurde deshalb auf das Fort Sinnamari in Verwahrung gebracht, und trank sich hier zu Tode am 8. Jan. 1796. Er war mit voller Ueberzeugung Revolutionär, suchte sich nicht wie Andere durch den allgemeinen Umsturz zu bereichern und wußte als Redner durch Feuer und Kraft seiner Sprache die Menge zu fesseln. Seine Schriften, meist politische Flugblätter, so wie seine zahlreichen Dramen sind vergessen.

Collusion, heißt im Allgemeinen jede von zwei oder mehreren, nach betrüglicher Verabredung zum Nachtheil eines Anderen unter verstelltem Vorwande unternommene Handlung, wie sie z. B. zwischen Bevollmächtigten des einen Contrahenten mit dem andern statt finden kann, zu dem Zwecke auf Kosten des Machtgebers des Ersteren, dem Letzteren einen unrechten Vortheil zuzuwenden; im deutschen Strafprozesse heißt C. ins besondere eine Verabredung, um dadurch eine Uebereinstimmung der wahrheitswidrigen Aussage mehrerer Personen herbeizuführen und die Erforschung der Wahrheit zu verhindern. Mehrere neue deutsche Strafgesetzbücher, so wie die deutsche Praxis überhaupt geben daher dem Untersuchungsrichter das Recht, wegen zu besorgender Collusionen Gefängnißhaft eintreten zu lassen. Eine solche Vorschrift, die dem englischen und französischen Strafproceß fremd ist, konnte nur aus dem Inquisitionsprocesse gefolgert werden, dessen alleinige Tendenz Erlangung eines Geständnisses ist. Uebrigens sollte auch hier nur dann Verhaftung eintreten, wenn eine der offenen Wahrheit nachtheilige Besprechung unter den verschiedenen Mitschuldigen zu besorgen ist.

Colman, George, englischer Theaterdichter, geb. am 28. April 1732, nach Andern 1733 zu Florenz, wo sein Vater engl. Gesandter war. Nachdem er einige Zeit die Westminsterschule in London besucht hatte, ging er nach Oxford, um die Rechte zu studiren. Bald aber entsagte er der Jurisprudenz gänzlich und beschäftigte sich mit dramatischen Arbeiten. Im J. 1758 begann er in Verbindung mit Bonnel Thornton die Herausgabe geistreicher Aufsätze unter dem Titel „The connoisseur", die in der Manier des „Spectator" gehalten waren und viel Beifall erhielten. Auch seine dramatischen Arbeiten fanden günstige Aufnahme, und zwar gleich sein erstes Lustspiel „Polly Honeycomb", das 1760 erschien. In Folge einer Erbschaft, die er gemacht hatte, kaufte er acht Jahr später (1768) einen Antheil am Coventgardentheater und übernahm dessen Direction, trat aber 1775 wieder davon zurück, um 1777 das von Foote dirigirte Haymarket-Theater zu übernehmen. In dem-

selben Jahre erschienen 4 Bände seiner Schauspiele; unter ihnen zeichnet sich seine mit dem berühmten Garrik gemeinschaftlich verfertigte „Clandestine marriage" besonders aus; auch besitzen wir von ihm eine Uebersetzung der „Ars poetica" des Horatius. Seine „Miscellaneous works" (3 Bde), und „Prose on several occasions accompanied with some pieces in verse" (3 Bde) erschienen 1787. Gegen das Ende seines Lebens ward er wahnsinnig und starb am 14. Aug. 1794 im Irrenhause. — Seinem Sohne, dem jüngeren George Colman, geb. 1767, welcher während der Geistesschwäche seines Vaters interimistisch jener Bühne vorstand, ward nach dem Ableben desselben durch ein königl. Patent die Leitung des Haymarket-Theaters übertragen. Seine zahlreichen Lustspiele und komischen Opern gehören zu den beliebtesten des neueren englischen Theaters.

Colombat de l'Isère, ein berühmter französischer Arzt, geboren zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Vienne im Departement Isère, studirte zu Paris Medizin und beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Studium der operativen Chirurgie. Die glücklichen Versuche der Madame Leigh zur Heilung des Stotterns, bewogen ihn, Untersuchungen über dieses Uebel anzustellen und endlich in Paris ein orthopäthisches Institut für Stammelnde zu errichten, worin er die von ihm gefundene neue Heilmethode mit großem Erfolg anwandte, so daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit gegen 500 Kranke von ihm geheilt wurden. Sein Verfahren besteht vorzüglich in fortgesetzten Uebungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nöthigen Muskelbewegungen, zu deren Kenntniß C. viel beigetragen hat. Die Schriften, in denen er die Resultate seiner Forschungen niederlegte verschafften ihm von Seiten der Akademie der Wissenschaften zu Paris im J. 1833 den Monthyon'schen Preis von 5000 Fr., sowie von Seiten der Regierung den Orden der Ehrenlegion. Im J. 1836 erwarb er sich in Straßburg den medizinischen Doctortitel. Der „Traité medico-chirurgical des maladies des organes de la voix" (Paris 1834) enthält seine Ansichten und Erfahrungen über das Stottern vollständig. Außerdem ist noch sein „Dictionnaire historique et iconographique de toutes les opérations et des instrumens bandages et appareils de la chirurgie ancienne et moderne" (2 Bde., Paris 1835) und sein „Traité des maladies des femmes et de l'hygiène speciel de leur sexe" (2 Bde, Paris 1738) zu erwähnen.

Colombia, (Geographie). Dieser südamerikanische Freistaat bestand bisher aus dem ehemaligen span. Generalcapitanat Venezuela oder Caraccas, dem Vicekönigreiche Neugranada mit der Provinz Quito. Die Größe ist 85,000 Q. M. (nach der Fundamentalacte 64,687, und nach Humboldt 51,728 $^1/_8$ Q. M.) Der nördlichste Punct dieses Landes, welches den nördlichsten Theil Südamerikas begreift und in W. vom stillen Ocean, in N. vom mexikanischen Busen oder dem caraibischen Meere umschlossen wird, ist Cap Gallinas = 12° 40′ N., der südlichste Punct östlich von der Hauptkette der Andes 5 $^1/_2$° S. Ausdehnung von N. nach S. = 300 Meilen, von O. nach W. 225 M. Die Grenzländer sind in NW. Guatemala, in S. Peru und Brasilien, in O. Guyana. Die Kette der Andes zieht sich als ein 11 — 12 M. breites Gebirge von Peru her in den Staat herüber, hat hier schon eine so bedeutende Erhebung, daß die Stadt Cuenca 8100 F. hoch liegt, und läuft wenig Meilen vom Meere entfernt längs der Westküste in ziemlich nördlicher, oft gegen O. abweichender Richtung fort. Zwischen 2° S. und dem Aequator bildet es eine bis über 9000 F. hohe Fläche, oder vielmehr ein Hochthal von den bisher für die höchsten Andesgipfel gehaltenen Bergen umgeben. Hier ist der Chimborazo 19,600 (20,100) F., der Cayambe 18,300 F. u. a. zum Theil, wie der Cotopari, Pichincha, Cayambe und Tunguragua, thätige Vulcane, die jedoch nur Rauch und Flammen, aber keine Lava auswerfen. Die Schneelinie erreicht hier eine Höhe von 14,700 F. Die von den genannten Gipfeln umschlossene Gegend, etwa 30 Meilen lang, genießt, obgleich dem Aequator so nahe, eine höchst milde und beständig sich gleich bleibende Luft, ist dabei sehr fruchtbar und daher stark bewohnt. Unter 2° N. B. theilen sich die Andes in 3 Arme, deren östlicher die Wasserscheide zwischen dem Orinoko und Magdalenen-Flusse macht, und unter dem Namen Gebirge (Sierra) von Pardaos und Zorara gegen NO. zieht. Während der mittlere Haupt-

arm, welcher den Cauca (ka—uka) und Magdalenen=Fluß trennt, bis 9° fortläuft. und der W. Arm der Andes, der niedrigste, kaum 4500 Fuß hoch, über die Erdenge von Panama, wo er nach einem steilen Absturze zu einem nur 630 Fuß hohen Felsenwalle wird, nach Guatemala hinüberzieht, um sich dort schnell und mächtig wieder zu erheben. Außer den Andes erheben sich noch andere Gebirge in S. des Orinoco, die Sierra Usupama, Paraina u. a., welche das untere Gebiet des Maranhon und Orinoco trennen. Steil ist die Westseite der Andes, aber ihre östlichen Abhänge bilden Stufenländer mit Wald bedeckt, die sogenannten Paramos, Ebenen von zahllosen Flüssen, und Bächen durchzogen, mit fruchtbarem Boden, aber feuchter Luft, sehr ungesund, fast ganz noch im ursprünglichen Zustande, von Indianern, noch mehr aber von wilden Thieren bewohnt. Diese Bergstufen gehen endlich in völliges Tiefland über, in grenzenlose Ebenen, die sogenannten **Llanos**, über 17,000 Q. M. groß, mit so geringer Erhebung, daß man meilenweit kein fußhohes Hügelchen sieht, und mit so unbemerkbarer Abdachung, daß der geringste Wind oder das Anschwellen des Orinoco alle Gewässer zum Rückwärtsfließen zwingt. Während der Regenzeit im Sommer, sind sie mit lachendem Grün bekleidet, und es regt sich auf ihnen tausendfaches Leben, aber in der trocknen Jahreszeit sind sie wahre Wüsten, wo kein Würmchen lebt. Durch den in großer Menge herabströmenden Regen werden die Gewässer so angeschwellt, daß sie meilenweit Alles überschwemmen, uud namentlich an den Mündungen des Orinoco die Indianer zwingen, auf Bäumen zu leben. Das **Klima** ist in den Ebenen und Tiefthälern sehr heiß (40° R. sind nicht unerhört) und besonders zur Regenzeit und an der Küste, wo feuchter Boden ist, äußerst ungesund. Moskitos quälen am meisten zur Regenzeit. Angenehmer ist der Aufenthalt in den höheren Gegenden, da hier die Luft kühler und die Zahl der Moskitos nicht so groß ist. Eine schreckliche Plage des Landes sind Erdbeben; die fürchterlichen Scenen des Jahres 1812, bei denen ein Raum von mehr als 150 M. Länge in Bewegung war, ganze Städte in Trümmer fielen und viele Tausend Menschen umkamen, ist noch im frischen Andenken. Die Andes lassen nur kleine Küstenflüsse zum stillen Ocean fließen; größer sind diejenigen, welche zwischen den Hauptarmen gegen N. fließen: der Magdalenen=Fluß = 150 M. mit dem Cauca und Atrato, welcher letztere in den Meerbusen von Darien fließt. Fast alle übrigen Gewässer des Landes nimmt der Orinoco auf, der auf einem etwa 2000 F. hohen Gebirge, welches sich unter 5° N. mitten in der großen Ebene des Tieflandes erhebt, entspringt, und nach einem zuerst nach O., dann nach S., W. und N., zuletzt gegen N. O. gerichteten Laufe vor seiner Mündung ein großes, inselreiches Delta bildet. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Apure, Meta, Guaviari, der Caroni und Caura. Höchst merkwürdig ist die natürliche Wasserverbindung des Cassiquiari, auf den man aus dem Orinoco in den Negro, den Nebenfluß des Maranhon, gelangt. Der südwestliche Theil des Landes gehört zum Gebiete des Maranhon, der in S. zum Theil Grenzfluß ist. Der 30 M. lange See Maracaibo, der mit dem Meerbusen von Maracaibo in Verbindung steht und starke Ebbe und Fluth hat; seine Ufer sind höchst ungesund. — Reich ist die Natur an den herrlichsten Producten, als: Baumwolle, Tabak, Zucker, Kaffee, Cacao, Vanille, Indigo, Chinarinde und andere wichtige Arznei=, Gummi= und Balsampflanzen; Hauptausfuhrartikel ist Cacao. Ungeheure Wälder liefern das herrlichste Bau=, Tischler= und Färbeholz. Merkwürdig ist der Manzanillobaum, an der W. Küste, der so giftig ist, daß der Tod erfolgt, wenn man unter ihm schläft. Der Wachsbaum ist sehr wichtig. Südfrüchte, Ananas, Pisang, Palmen der verschiedensten Arten, der Weinstock, Mais, Reis, Getreide, u. a. Nahrungspflanzen gedeihen ganz vorzüglich. Getreidebau beginnt erst auf einer Höhe von 3000 F. Zu bemerken ist noch die Cocapflanze in den Andes, deren getrocknete Blätter von den Indianern, wie der Betelpfeffer in Indien, gekauet werden. Gold findet sich in den Andes sehr viel, besonders in Antioquia, Popayan und Pamplona; in einigen Provinzen enthält jeder Bach Goldsand; Silber ist weniger vorhanden, dagegen ist hier zwischen den westlichen Andes und dem stillen Meere der Hauptfundort der Platina; auch auf Quecksilber, Kupfer, Eisen und Blei wird gebaut. Salz liefert das Meer und verschiedene Seen und Quel-

len reichlich. Unter den Edelsteinen ist besonders der Smaragd zu bemerken. Zahllose Heerden verwilderter Rinder und Pferde durchirren die Llanos, und die Ausfuhr von Rindern, Häuten und gesalzenem und gedörrtem Fleische ist bedeutend. Es giebt Pumas, Jaguars, Kaimans, deren Eier gegessen werden, Riesenschlangen, mancherlei Affenarten, Gürtelthiere, Tapirs, Tajassus, wilde Schweine, Rehe, Hirsche, Faulthiere, Füchse, zahllose Geschlechter von Vögeln, aber keinen Singvogel, unter ihnen der Condor, der bis 18,000 F. hoch in den Gebirgen lebt. Sehr wichtig sind für die unteren Gegenden des Orinoco die Schildkröten, aus deren Eiern eine große Menge Oel bereitet wird; Perlenmuscheln suchte man ehemals an der Nordküste; Cochenille wird wenig gewonnen. In den Seen des Innern lebt der merkwürdige elektrische Aal. Höchst lästig sind die Muskitos, Comejens, Hundertfüße, Alacrans und andere quälende Insecten; große Spinnen, mancherlei Schlangen-, Eidechsen- und Krötenarten und Ameisen gehören ebenfalls mit zu den Erzeugnissen des Landes. — Die Zahl der Einw. 2,700,000 (nach Andern 2,900,000), soll aber vor dem Ausbruche des Bürgerkriegs über 4 Mill. gewesen sein. Darunter sind 1,200,000 Europäer und Creolen. Unbedeutend ist die Zahl der Negersclaven (1825=13,800). Die Peruaner in Quito waren bei der Entdeckung des Landes in der Cultur mit den Mexicanern auf gleicher Stufe, aber auch hier hat sich diese alte Cultur mehr verloren als gehoben. Die Europäer stehen in wissenschaftlicher Bildung, Fabriken und Gewerben den Mexicanern nicht ganz gleich; jedoch sucht man durch neu gestiftete Schulen das Volk immer mehr zu heben. In den Gebirgen und Wäldern leben noch 200,000 Indios bravos, d. h. völlig unabhängige Indianer, in der größten Rohheit. Besonders ist die ganze SO. Hälfte des Landes fast nur von freien Wilden bewohnt.

(Geschichte.) Seit der Entdeckung des Landes durch Colombo im J. 1498 von dem es zuerst als das Festland Amerikas erkannt wurde, weshalb es auch bei den Spaniern Tierra firma vorzugsweise heißt, blieb es unter spanischer Herrschaft bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Der Versuch Mirandas (s. d.) im J. 1806 das Land dem spanischen Joche zu entreißen, schlug zwar fehl; aber die spanischen Oberbehörden führten wider ihren Willen durch ihre verkehrten Maßregeln zu dem von Miranda gewünschten Ziel. Als Napoleon Spanien besetzt hatte, schickte er auch Agenten in das spanische Amerika, um die Colonien ebenfalls für sich zu gewinnen, und fand für seine Plane bei den Gouverneurs der einzelnen Provinzen, denen er ihre Würden garantirte, bereitwillige Hülfe. Nur das Volk setzte sich dem Ansinnen entschieden entgegen, verjagte Napoleons Agenten, und behandelte sämmtliche Franzosen mit entschiedener Feindseligkeit. Dagegen wurden die Agenten der beiden Junten, die sich in Spanien zur Führung des Kampfes mit Napoleon gebildet hatten, bei ihrer Ankunft in Neu-Granada und Caraccas mit Freuden aufgenommen, bis man endlich merkte, daß beide sich gegenseitig zu verdächtigen suchten, worauf das Volk in Caraccas die Niedersetzung einer provinziellen Junta verlangte, was aber der dortige Generalcapitän Cacas mit Gewalt verhinderte. Aber in Quito trat im August 1809 wirklich eine provinzielle Junta zusammen. Bei allen diesen Vorfällen hatte das Volk keinesweges an eine Trennung vom Mutterlande gedacht, und sobald die Nachricht von einer Centraljunta in Spanien ankam, wurden dieser alle Mittel des Landes zu Gebote gestellt, so daß mehr als 90 Millionen Piaster aus den südamerikanischen Colonien während des spanischen Unabhängigkeitskriegs in die Cassen der Centraljunta von Spanien flossen. Aber die selbständige Errichtung provinzieller Junten schien die absolute Gewalt der Vicekönige und Generalcapitäne zu bedrohen, die sich denn auch sogleich gegen dieselben erklärten. Wir haben das Betragen des Generalcapitäns von Caraccas bei dem Versuch, eine provinzielle Junta zu errichten, schon erwähnt. Nach der Errichtung der Junta in Quito berief der Vicekönig von Neugranada die vornehmsten Einwohner von Santa Fé de Bogota zusammen, um ihre Meinung darin zu erfahren. Wider sein Erwarten billigten die Versammelten nicht allein das Verfahren Quitos, sondern beschlossen sogar, es nachzuahmen, und ließen sich selbst durch Gewaltmaßregeln (am 11. Sept. 1809) davon nicht abhalten. Der Vicekönig in Peru ließ zwar die Junta von Quito durch eine dahin geschickte Trup-

penabtheilung aufheben, worauf gegen die heiligsten Versicherungen die Stadt geplündert, die Mitglieder der Junta aber meist in's Gefängniß geworfen und später ermordet wurden. Als aber im J. 1810 die Nachricht von den Siegen der Franzosen über die Spanier nach Amerika gelangte, und die spanische Regentschaft in Cadix in einer Proclamation die spanischen Amerikaner zur Erhebung gegen die Gouverneure aufforderte, und ihnen gleiche Rechte und Verwaltung mit dem Mutterlande versprach; da trat in Caraccas eine oberste Junta zusammen, setzte alle Kronbeamte ab, fuhr aber demungeachtet fort, alle ihre Acte im Namen Ferdinand's VII. zu erlassen. Dieses Beispiel fand bald Nachahmung. In Santa Fé de Bogota entstanden heftige Auftritte zwischen den Eingeborenen und Altspaniern, die im September 1810 die Einsetzung einer Junta zur Folge hatten, aber nur aus dem Wunsch einer Gleichstellung mit den Spaniern, nicht aus dem Gedanken an Unabhängigkeit hervorgingen. Erst als die Regentschaft von Cadix, die von der Junta in Caraccas nicht anerkannt wurde, diese Provinz am 31. August 1810 in Blokadezustand erklärte, und Kriegsrüstungen gegen dieselbe unternahm, begann man nach und nach im ganzen spanischen Amerika an eine Trennung vom Mutterlande zu denken. Miranda trat an die Spitze der Ereignisse in Caraccas, in allen Provinzen entstanden Junten, deren Abgeordnete am 2. März 1811 zu einem Generalcongreß zusammentraten, durch welchen am 5. Juli 1811 die Staaten Caraccas, Cumana, Varinas, Barcelona, Merida, Truxillo, Margarita sich in den Staat von Venezuela vereinigten, seine Unabhängigkeit erklärten, und Miranda zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannten. Im December des genannten Jahres verkündigte der Congreß von Venezuela, eine, der nordamerikanischen sehr ähnliche Föderativverfassung, wonach im März 1812 ein neuer Congreß zusammentrat.

Dieselben Vorfälle wiederholten sich auch in Neu-Granada. Die in Santa Fé de Bogota zusammengetretene Junta, an deren Spitze der Vicekönig Don Amar stand, erkannte anfangs die Autorität der Regentschaft in Spanien, als man aber gegen Amar und die andern Thronbeamten Verdacht schöpfte, setzte man sie ab, und schickte sie nach Spanien. In allen Provinzen Neu-Granadas bildeten sich darauf Junten, die in einem Congreß zu Santa Fé de Bogota zusammen traten, um während der Gefangenschaft des Königs eine provisorische Regierung einzusetzen. Vergeblich suchte der Gouverneur von Popayan Tacon, mit schnell zusammengerafften Truppen den Congreß zu Santa Fé de Bogota zu sprengen; er wurde von den Truppen des Congresses geschlagen, und zur Flucht genöthigt. Ein zweiter Versuch in Pastos scheiterte an der Tapferkeit der Truppen, welche die Junten von Quito und Popayan gegen ihn ausschickten, und gegen das Ende des Jahres 1811 wurde seine Truppenmacht von Rodriguez fast ganz aufgerieben. Aus Quito wurden die spanischen Truppen nach der oben erwähnten Metzelei und Plünderung von dem erbitterten Volke verjagt, und die Junta von Cartagena rief im September 1810 die Provinzen von Neu-Granada zur Bildung einer Föderativverfassung zusammen, die am 27. Nov. 1811 auch wirklich zu Stande kam. Hierdurch brach aber auch der Bürgerkrieg in Neu-Granada aus. Die Provinzen Cundinamarca mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogota verlangte eine andere Verfassung; andere Provinzen traten ihr bei, der Congreß schickte Truppen gegen sie aus, die Anfangs glücklich, den General der rebellischen Provinzen, Narino, schlugen, endlich aber vor Santa Fé de Bogota, das sie erstürmen wollten, mit großem Verlust sich zurückziehen mußten. Diese innern Zerwürfnisse benutzte der General Montes aus Peru, drang in die Provinz Quito ein, bemächtigte sich der Stadt Quito, richtete darin eine furchtbare Metzelei an, verwüstete die ganze Umgegend, und brach dann mit einem Theil seiner Truppen gegen Santa Fé de Bogota auf. Die gemeinsame Gefahr vereinigte die streitenden Parteien. Narino ward zum Dictator ernannt, und den Spaniern entgegengesandt. Anfangs war er glücklich, und verdrängte die Spanier aus einer Provinz nach der andern; doch als diese neue Verstärkungen und in dem General Aymeric einen andern Befehlshaber erhalten hatten, überfielen sie im Juni 1814 Narino in der Provinz Pastos, und nahmen ihn mit dem größten Theil des Vortrabs gefangen. Der größte Theil der Gefangenen wurde erschossen, Narino aber nach Spanien geschickt.

Auch in Venezuela nahmen die Versuche, sich unabhängig zu erklären, eine schlechte Wendung. Das furchtbare Erdbeben vom 26. März 1812, das den größten Theil des Landes verwüstete, wurde von den Priestern benutzt, um es dem abergläubischem Volke als eine Strafe des Himmels für die Rebellion darzustellen. Volk und Soldaten fielen schaarenweise von der republikanischen Regierung ab. So konnte der spanische General Monteverde, auf allen Seiten von Verrath begünstigt, den General des Congresses aus einer Stellung nach der andern vertreiben, und endlich am 26. Aug. 1812 zu einer Capitulation nöthigen, in Folge deren La Guaira, Caraccas, Barcelona und Cumana den Spaniern übergeben wurden, die dagegen völlige Amnestie, Sicherheit der Person und des Eigenthums, das Recht freier Auswanderung und Einführung der spanischen Cortesverfassung versprachen. Gleich Anfangs wurde diese Capitulation gebrochen, indem Miranda mit andern Häuptern der Patrioten verhaftet, und nach Spanien geschickt wurden, wo sie in den Gefängnissen umkamen. Bald dachten die Spanier auch an die übrigen Bedingungen der Capitulation nicht mehr, und wütheten gegen die Patrioten, die sie theils einkerkerten, theils hinrichteten. Diese Reaction rief einen neuen Aufstand hervor, den Anfangs Marino, später Simon **Bolivar** (s. d.) mit besonderm Glücke leiteten. Namentlich schlug der Letztere, der mit einem kleinen Heere über die Anden gekommen war, die Spanier auf allen Puncten, so daß Monteverde endlich nach Puerto-Cabello fliehen mußte, von wo er zwar nach erhaltenen neuen Verstärkungen aus Spanien, wieder hervorbrach, endlich aber bei Aguacaliente auf's Haupt geschlagen, den Befehl niederlegte. Nicht glücklicher waren seine Nachfolger Saloman und Istucta. Die Spanier mußten das Land auf allen Puncten räumen; selbst Puerto Cabello ergab sich mit Ausnahme der Citadelle, die erst 1823 den Insurgenten in die Hände fiel. Noch ein Mal ergriffen die Spanier die Offensive, und stürzten das Land dadurch in die größte Verwirrung, daß sie zu Anfang des Jahres 1814 die Sclaven von Venezuela gegen ihre Herren zur Empörung aufriefen. Ein furchtbares Morden begann jetzt. Die losgelassenen Sclavenbanden schonten weder Weib noch Kind; die gegenseitigen Gefangenen wurden zu Hunderten ermordet; Bolivar ließ z. B., aus Rache für die von den königlichen Truppen verübten Gräuel an einem Tage 800 spanische Gefangene erschießen, worauf der Commandant der Citadelle von Puerto-Cabello mehrere hundert gefangene Patrioten hinrichten ließ. Für kurze Zeit gewannen die Spanier auf diese Weise wieder die Oberhand, und Bolivar mußte mit seinen Getreuen nach Neu-Granada fliehen. Auch hier wüthete der Bürgerkrieg, indem die Provinz Cundinamarca sich weigerte, dem Bunde der übrigen Provinzen beizutreten; doch gelang es Bolivar, der an der Spitze der Truppen des Congresses von Neu-Granada gestellt worden war, die widerspenstige Provinz nach Erstürmung von Santa Fé de Bogota zu unterwerfen.

In dieser Zeit war Ferdinand VII. nach Spanien wieder zurückgekommen, und dachte sogleich daran, die empörten Colonien zum Gehorsam zurückzubringen. General Murillo wurde im Anfang des Jahres 1815 mit 10,000 Mann der besten Truppen zu diesem Zwecke nach Amerika gesendet. Er landete im April 1814 zu Carupano, nahm Margarita, eroberte am 5. December nach langer Belagerung Cartagena, und zog endlich im Juni 1816 in Santa Fé de Bogota ein, nachdem er alle Provinzen Neu-Granada's in Besitz genommen hatte. Ueberall folgte die blutigste Reaction. Die Eroberung Venezuelas trug Murillo den General Morales auf, der aber weniger Glück hatte. Ueberall bildeten sich Guerillas, und selbst auf Margarita brach die Insurrection wieder aus, als Bolivar mit einem Haufen Patrioten von Cartagena, die sich auf Haiti um ihn versammelt hatten, daselbst landete. Murillo suchte zwar Margarita wieder in seine Gewalt zu bringen; als aber die große Expedition, die er dazu ausgerüstet hatte, gänzlich mißlungen und dadurch seine Macht gebrochen war, erhoben sich von allen Seiten die Patrioten, und schon am 11. September 1817 wurde zu Angostura der Congreß von Venezuela wieder eröffnet, der Bolivar zu seinem Präsidenten ernannte. Im nächsten Jahre war Venezuela von der spanischen Herrschaft fast ganz befreit, und als Bolivar in der zweiten Hälfte von 1818 und zu Anfang des Jahres 1819 bedeutende Kriegsvorräthe so wie auch Freiwillige mit

kriegserfahrenen Offizieren aus Nordamerika und England erhalten hatte, konnte er sogar Neugranada zu Hülfe kommen. Durch einen kühnen Marsch über die schneebedeckten Anden während der Regenzeit überfiel er am 27. Juni 1819 die Spanier in ihrer festen Stellung am Guia, schlug sie am 1. Juli im Thale von Sogamoso, am 25. Juli bei Patano de Barges, brachte ihnen am 7. Aug. bei Boyaca eine völlige Niederlage bei, und zog wenige Tage darauf in Santa Fé de Bogota ein. Am 14. Decbr. eröffnete er in Angostura den Congreß von Venezuela, in welchem der Beschluß gefaßt wurde, Venezuela mit Neugranada zu einer Republik unter dem Namen Colombia zu vereinen, und dieser Beschluß wurde am 12. Februar 1820 von dem Congresse von Neugranada einstimmig angenommen. Vergeblich suchte die Cortesregierung in Spanien in dieser Zeit den Streit mit den insurgirten Staaten gütlich beizulegen, denn Colombia drang vor Allen auf Anerkennung der vollkommensten Unabhängigkeit. Während dieser Zeit sah sich Bolivar in seinen kriegerischen Unternehmungen überall vom Glück begünstigt, und zu Ende des Jahres 1820 waren fast sämmtliche nördliche Provinzen Neugranadas befreit. Am 6. Mai 1821 trat in Rosario de Cucuta der erste colombische Congreß zusammen, welcher Bolivar von Neuem zum Präsidenten der neugebildeten Republik ernannte, und am 12. Juli desselben Jahres die neue Föderativverfassung für die Republik proclamirte, welche Volkssouveränität, allgemeines Wahlrecht zur Nationalrepräsentation, Verantwortlichkeit der Beamten, Trennung der 3 Staatsgewalten, persönliche Sicherheit und Preßfreiheit festsetzte, und die Sclaverei für aufgehoben erklärte. Das spanische Heer verlor immer mehr an Terrain. Es kam nach Murillos Abgang unter den Befehl von Morales und Latorre, und wurde endlich im Mai 1821 in der Ebene von Carabobo völlig aufgerieben. Am 23. Septbr. capitulirte Cartagena, bald darauf auch Cumana; am 15. December erklärte sich Panama für unabhängig, und trat der Republik Colombia bei; Quito wurde am 24. Mai 1822 durch die Schlacht am Pichincha befreit, am 23. Juli 1823 die spanische Flotte unter Laborde von den Colombiern unter Padilla vernichtet, kurz darauf Maracaibo befreit, und am 1. Dec. capitulirte auch die Citadelle von Puerto-Cabello.

Colombia, das 1822 von den Vereinigten Staaten und 1825 von England anerkannt wurde, hätte jetzt die Früchte der schwer errungenen Freiheit genießen können, doch der lange Bürgerkrieg hatte zu sehr alle persönlichen Leidenschaften entfesselt, und eine Auflösung fast aller socialen Einrichtungen herbeigeführt, als daß die Gemüther sich sogleich wieder in das gewöhnliche Gleis des Lebens hätten finden können. Dazu waren die Finanzen so vollkommen zerrüttet, daß an eine sofortige Consolidation der neuen Verhältnisse nicht zu denken war. Im J. 1824 wurde Bolivar zwar wieder zum Präsidenten von C. ernannt, beschäftigte sich aber so ausschließlich mit den Angelegenheiten Bolivias und Peru's, daß er die Regierung fast gänzlich dem Vicepräsidenten Santander überließ. Auch die Ereignisse in den beiden genannten Staaten, in welche C. verwickelt wurde, wirkten nachtheilig auf dasselbe ein. Daher geschah es, daß General Paez schon 1826 einen, obwohl vergeblichen Versuch machte, Venezuela zu insurgiren; auch in den Bezirken von Guyaquil und Quito regte sich der Aufruhr von Neuem. Bolivar stellte zwar die Ruhe wieder her, aber immer schroffer trat der centralistischen Partei Bolivars die föderalistische oder republikanische Partei unter Santander gegenüber. Der im April 1828 in Ocaña zusammengerufene Convent übertrug darauf Bolivar fast dictatorische Gewalt, und dieser unterdrückte jetzt den im Septbr. zu Santa Fé de Bogota ausgebrochenen Aufruhr mit blutiger Härte; aber schon im folgenden Jahre erhob Paez die Fahne des Aufruhrs in Venezuela (s. d.), das sich von C. lossagte, und eine unabhängige Republik errichtete. Bolivar dankte jetzt ab, und C., das Mosquera zum Präsidenten ernannte, erkannte Venezuela an, schloß aber mit ihm einen Allianzvertrag. Bald erhob sich auch die Provinz Quito gegen den allgemeinen Bundesvertrag, und erklärte sich am 11. Sept. 1830 unter dem Namen der Republik Ecuador (s. d.), für unabhängig. Schon am 4. Sept. hatte Mosquera die Präsidentenwürde niedergelegt, worauf Urdaneta zum Präsidenten ernannt wurde. Dieser führte Anfangs von Neuem eine Soldatenherrschaft ein, der Congreß zu Santa Fé de Bo-

gota gab darauf am 21. Nov. ebenfalls den Namen Colombia auf, und constituirte das Land unter den Namen Neu-Granada (s. d.) zu einer unabhängigen Republik. Alle drei neu entstandenen Staaten erkannten gegenseitig ihre Unabhängigkeit an, und verpflichteten sich nur zur Uebernahme der früher gemeinschaftlich gemachten Schulden, wovon allein die in England contrahirten 6,750,000 Pfd. St. betrugen, zu gegenseitigem zollfreien Handelsverkehr und zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen äußere Feinde.

Colombo, Hauptstadt der Insel Ceylon, auf der Südwestküste derselben und Sitz der britischen Regierung, ist gut befestigt, und hat 36, nach Anderen 50,000 E. Die Häuser haben fast sämmtlich europäisches Ansehen, und die Einwohner beschäftigen sich mit Baumwollenwebereien, Arac- und Rumbrennereien, auch befinden sich hier geschickte Steinschneider und Gold- und Silberarbeiter. Der Handel beschäftigt sich vorzüglich mit Ausfuhr der Landesproducte, wird aber durch den Umstand sehr erschwert, daß der Hafen nur vom October bis März, wo die Nordwestwinde wehen, benutzt werden kann: in der übrigen Zeit des Jahres, wenn die starken Südwinde wehen, hört aller Handel auf.

Colombo, Cristoforo, spanisch Colon, lateinisch Columbus, der Entdecker Amerika's. Ueber die Jugendgeschichte dieses außerordentlichen Mannes herrscht, bei dem Mangel genügender archivarischer Nachrichten, großes Dunkel. Die Forschungen neuerer Historiker machen es indeß ziemlich gewiß, daß C. der Sohn eines Tuchwebers oder Wollkämmers war, der nach 1494 lebte, und sich lange Zeit in Genua aufhielt. C. ward hiernach 1436 geboren (andere Forschungen wollen seinen Geburtsschein in der corsischen Stadt Calvi aufgefunden zu haben, und zwar aus dem Jahre 1441). Die erste Bildung scheint der Knabe C. von einem Verwandten Domenigo C., einem gefürchteten genuesischen Seemann, erhalten zu haben, den er auch frühzeitig auf Kreuzfahrten begleitet haben soll. Zwischen 1460—70 hielt sich C. längere Zeit in Pavia auf, um Kosmographie und nautische Astronomie zu studiren. Nachdem er 1464 auf einem englischen Schiffe den Fischfang auf Island mitgemacht hatte, kreuzte er auf einem Kaperschiffe, das einer seiner Verwandten gegen die Muhamedaner und Venetianer ausgerüstet, im mittelländischen Meere, und schon hier zeigte er seinen Muth und seine Geistesgegenwart, die ihn glücklich retteten, als sein Schiff im hitzigen Kampfe in Brand gerieth, und er nur durch anhaltendes Schwimmen das Land erreichen konnte. In der damaligen Zeit war vor allen Staaten Europa's Portugal ausgezeichnet durch kühne Unternehmungen zur See, und hier nur glaubte Colombo eine würdige Laufbahn sich eröffnen zu können. Er ging daher nach Lissabon, wo er Landsleute und Verwandte antraf, und sich mit der Tochter des Bartolomeo Perestrello, eines tüchtigen Seefahrers, der als Schiffscapitän unter dem Infanten Don Heinrich nach der Westküste Afrika's gesegelt, und an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, vermählte. Die trefflichen Karten und Instrumente seines Schwiegervaters beschäftigten jetzt unausgesetzt den großen forschenden Geist Colombo's, und ein Gedanke war in seiner Seele aufgestiegen, der ihn nimmer verließ, nämlich die Idee, daß die andere Halbkugel unseres Erdbodens festes Land enthalten müsse, welches zu Hinterasien gehöre, und mit Indien zusammenhänge, welches letztere man auf näherem Wege erreichen könne, indem man durch eine Fahrt nach Westen gerade aus, in's offene Meer hinsteuerte. Er legte seinem Schwiegervater seinen kühnen Plan vor, der ihn nur billigen konnte, aber vergebens suchte er zu Ausführung desselben in seinem Vaterlande Genua um Unterstützung nach; vergebens wendete er sich an Joseph II. von Portugal; man verspottete seine Pläne als leere Hirngespinnste. Aber trotz aller Kränkungen gab er sie nicht auf, sein Bruder Bartolomeo sollte nach England und Frankreich gehen, während er den spanischen Hof um Unterstützung bitten wollte. Seeräuber nahmen seinen Bruder gefangen, und auch Spaniens König Ferdinand und die berühmte Isabella weigerten sich, den riesigen Gedanken Colombo's zu befördern. So waren 8 Jahre verstrichen, während welcher der Weltentdecker unaufhörlich gegen Unverstand und bösen Willen zu kämpfen hatte, da gelang es ihm endlich, von der Königin 3 kleine Schiffe mit 120 Mann Besatzung für seine Unternehmung zu erhalten. Am 17. April 1492 ward ein Vertrag feierlich unterzeichnet, nach welchem Co-

lombo zum Großadmiral und Vicekönig in den zu entdeckenden Meeren und Ländern ernannt wurde; der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte wurde ihm und seinen Nachkommen, auf welche erblich alle diese Würden und Gewinnste übergehen sollten, bewilligt. Am 3. August 1492 segelte die kleine Flotte, begleitet von den Wünschen vieler tausend Zuschauer aus dem Hafen von Palos ab. Auf den canarischen Inseln wurde frisches Wasser eingenommen, am 6. Sept. steuerte Colombo nach Südwesten in das atlantische Weltmeer hinein, das noch vor ihm Niemand befahren hatte. Ein und zwanzig Tage hindurch hatte die Ruhe des Führers das Vertrauen der Mannschaft erhalten, obschon sie nichts Anderes als Himmel und Wasser erblickte; da nahm endlich Muthlosigkeit und Unzufriedenheit unter den Zaghaften überhand, und schon riethen die Verwegensten, den Mann über Bord zu werfen, der 120 Menschen mit kaltem Blute dem Verderben überlieferte. Mit Mühe konnte er die Murrenden zur Ruhe bringen, und er bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart, um nicht das geringste Erstaunen merken zu lassen. Am 1. October hatte man bereits 717 Seemeilen zurückgelegt; Schaaren von unbekannten Vögeln weckten aufs Neue die Hoffnung der Seefahrer, aber andererseits fand Colombo auch, daß die Magnetnadel um einen ganzen Grad vom Nordpole abwich, und eines Tages fand er das Meer so dicht mit Gras überwachsen, daß die Schiffe nur mit großer Mühe hindurch kommen konnten. Endlich entsank Allen der Muth; schon drohten die Kühneren, den Führer über Bord zu werfen, und nur dadurch vermochte er sie zu beschwichtigen, daß er gelobte, binnen 3 Tagen zurückzukehren, wenn anders kein Land innerhalb dieser Zeit erschiene. Er sagte dem eine Belohnung zu, der zuerst so glücklich sein, und das ersehnte Land erblicken würde; da erscholl auch wirklich um Mitternacht aus dem Mastkorbe des ersten Schiffes der laute Ruf: „Land! Land!“ und als der Morgen des 12. Octobers grauete, lag eine grünende Insel vor ihren staunenden Blicken. Mit kriegerischem Gepränge ruderte man jetzt auf Booten dem Lande zu, dessen Einwohner in der Erwartung des zu Geschehenden sich an der Küste versammelt hatten; sie waren alle ohne Kleidung, die Haut von röthlicher Kupferfarbe, gutmüthig und scheu. Colombo, reich geschmückt, in der einen Hand die Fahne, in der andern das blitzende Schwert, betrat zuerst das neue Land, das er im Namen des Königs von Spanien in Besitz nahm, und zum Gedächtnisse an die erlittenen Gefahren San-Salvador benannte. Ihm nach stürzte nach 40tägiger Todesangst die jubelnde Mannschaft, die ihn laut als Admiral und Vicekönig begrüßte, und wegen ihres Kleinmuths um Verzeihung bat. (Diese Insel, von den Einwohnern Guanahani genannt, wird auch jetzt noch gewöhnlich mit diesem Namen unter den Bahama-Inseln aufgeführt.) Jetzt beschloß Colombo, da ihm die Einwohner verkündet hatten, daß südwärts ein Goldland mit den reichen Schätzen Indiens liege, eine Fahrt dahin anzutreten; er fand auch wirklich, nachdem er vor mehreren kleinen Inseln vorbeigesegelt war, eine größere, Cuba genannt, die er anfänglich schon für das feste Land von Indien hielt. Abermals wiesen ihn die dortigen Einwohner, als er ihnen begreiflich machte, daß er nach dem Orte hin wolle, aus welchem sie die Goldbleche, welche sie in Nase und Ohren trugen hergeholt hätten, ostwärts nach Hayti. Colombo folgte, und landete am 6. December auf Hayti, das von ihm den Namen Hispaniola erhielt, später aber in St. Domingo umgetauft worden ist. Auf dieser Insel fand er schon mehr Ordnung; die Einwohner hatten sich in mehrere Stämme getheilt, deren jeder unter einem Oberhaupte (Kaziken) stand. Auf die Nachricht, daß zuweilen benachbarte Fremdlinge die schuldlosen Insulaner überfielen, mit sich fortschleppten, und dann verzehrten, beschloß Colombo hier eine Art von Festung zu gründen, und einen Theil seiner Mannschaft zum Schutze zurück zu lassen. Eine weitere Entdeckungsreise nach dem wahren Goldlande, das man ihm wieder im Süden bezeichnete, konnte er aber nicht unternehmen, da bereits eins seiner Schiffe vor Hispaniola gescheitert, das zweite aber unter Don Pizzarro sich entfernt hatte, um eigenmächtig das Goldland aufzusuchen. Nachdem er daher 38 Spanier in der neuen Festung Navidad zurückgelassen hatte, trat er am 4. Jan. 1493 seine Rückreise an. Nach wenig Tagen holte er das getrennte Schiff wieder ein, bald aber drohte ein schrecklicher Sturm ihm und allen seinen Gefährten den Untergang. Während

Alle in banger Verzweiflung dem Tode entgegen sahen, verzeichnete Colombo, um seine wichtigen Nachrichten den kommenden Geschlechtern zu erhalten, seine Entdeckung auf eine Pergamentrolle, die er sorgfältig verwahrt in eine Tonne verschloß, und dem Meere übergab. Der Sturm legte sich jedoch, die Fahrt war glücklich, und am 15. Januar 1493 landete er auf der Azoren-Insel Santa-Maria. Nachdem er hier seine Schiffe ausgebessert, aber von einem neuen Sturme in den Tajostrom geführt worden war, beschloß er nach Lissabon zu gehen. Von hier aus lief er am 15. März unter Kanonendonner und Glockengeläute, empfangen von dem ungemessenen Jubel der Menge, in den Hafen von Palos ein. Im Triumphzuge, den er mit den Erzeugnissen der neu entdeckten Länder schmückte, eilte er hierauf nach Barcelona an den Hof Fernando's und Isabella's, die mit freudigem Staunen den Seehelden empfingen. Er ward zum spanischen Granden erhoben, und auf alle Weise vom Volke und Fürsten ausgezeichnet. Am 25. September 1493 trat er von Cadir aus mit 17 Schiffen und 1500 Mann seine zweite Fahrt nach Hispaniola an, das er glücklich am 2. Novbr. erreichte. Seine Festung aber war zerstört, und dies bestimmte ihn, an ihrer Stelle eine befestigte Stadt anzulegen, die er an seinem Bruder Diego übergab, und zu Ehren der Königin, Isabella nannte. Nachdem er von einer neuen Entdeckungsreise, nach 5monatlicher Abwesenheit — während welcher Zeit er unter andern auch Jamaika besucht hatte — zurückgekehrt war, traf er dort seinen der Gefangenschaft entronnenen Bruder Bartolomeo an, der Lebensmittel der neuen Colonie zugeführt hatte. Bald aber brachen unter Colombo's Gefährten Unzufriedenheit und Mißmuth aus; sie hatten alle von Reichthümern und Schätzen geträumt, und nahmen nun, da sie sich getäuscht sahen, zu den kleinlichsten Verläumdungen ihre Zuflucht. Der spanische Hof, der davon Kunde erhielt, sandte einen persönlichen Feind Colombo's, Aguado, nach Hispaniola, zur Untersuchung der Beschwerden. Vergebens hatte Colombo, um seine Neider zum Schweigen zu bringen, alles mögliche Gold von den Eingeborenen einsammeln lassen, und nach Spanien gesendet. Aguado erschien, und der Vicekönig, gekränkt in seiner Würde, verließ am 20. März 1496, begleitet von 225 Spaniern und 30 Eingeborenen, die Insel, auf welcher er seinen Bruder Bartolomeo zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, und erschien plötzlich am Hofe Fernando's, durch die Wahrheit seiner Aussagen und durch das Gewicht seiner Gegenwart diesmal noch alle Verläumdungen niederschlagend. Erst am 4. Juli 1498 konnte er aber mit 6 neuen Schiffen die Rückreise nach Hispaniola antreten, zu welcher er sich jedoch unkluger Weise eine Menge von Verbrechern aus den Gefängnissen Spaniens ausgebeten hatte. Drei seiner Schiffe segelten auf dem kürzesten Wege nach Hispaniola, mit den 3 übrigen steuerte er noch mehr nach Süden, und nur ungewöhnliche Windstille, die eine unerträgliche Hitze unter der Linie erzeugte, nöthigte ihn, von der wahrscheinlichen Entdeckung Brasiliens abzustehen, und seinen Lauf mehr westwärts zu richten. So gelangte er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Oronocostroms, untersuchte die Küsten von Paria und Cumana, und entdeckte wirklich das feste Land von Westindien. Nachdem er nach Hispaniola zurückgekehrt war, fand er seine Colonie in wilder Gährung und Unzufriedenheit, sein Leben wurde durch Meuchelmord bedroht, er stellte zwar die Ruhe äußerlich wieder her, begründete aber durch die Vertheilung der Ländereien und Einwohner jene drückende Sclaverei, die bis auf unsere Tage gewährt hat. Treulich berichtete er Alles an seinen König, aber auch seine Feinde suchten ihn auf alle Weise anzuschwärzen, indem sie nach Spanien berichteten, er gehe damit um, sich für unabhängig zu erklären, so daß der König zum zweiten Male einen Edelmann, dies Mal den Francisco Bovadilla, (1500) zur Untersuchung der Beschwerden nach Hispaniola absandte; dieser sollte die Beschuldigungen untersuchen, den Vicekönig zur Rechenschaft führen, und wenn er schuldig befunden würde, ihn absetzen und seine Stelle einnehmen. Mit beispielloser Härte verfuhr Bovadilla gegen Colombo, und aus den Aussagen seiner erbittertsten Feinde trug er eine Anklageschrift zusammen, die er nach Spanien sandte, während er den Vicekönig und seine beiden Brüder verhaften und in Ketten werfen ließ. Mit hoher Mäßigung ertrug Colombo seine Schmach, und verlangte nur Gehör und gerechtes Gericht. Bovadilla schickte ihn und seine Brüder,

noch immer mit Ketten belastet, nach Spanien, und hier langte der Entdecker der neuen Welt, gebunden und gefesselt, unter den lauten Aeußerungen des bittersten Unwillens aller braven Spanier an. Am 23. Nov. 1500 lief er in Cadix ein, rechtfertigte sich darauf in bescheidenen Worten, und ward von Neuem in seine Würden eingesetzt, während der König in die beschlossene Absetzung Bovadilla's einwilligte. Zwei Jahre harrte aber Colombo vergeblich auf die Erfüllung seiner gerechten Forderungen, statt seiner sandte man den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hispaniola. Da verließ er endlich, voll bittern Unmuthes im Herzen, den ehrlosen Hof, seine Ketten mit sich herumtragend, und bestimmend, daß man sie ihm einst mit in sein Grab legen solle. Aber lange konnte er nicht unthätig bleiben, und von Neuem erwachte die alte Sehnsucht in ihm, eine Durchfahrt durch die Meerenge von Darien nach Ostindien zu suchen. Noch einmal erschien er an dem Hofe und bettelte um Unterstützung. Die Eifersucht auf Portugal bewog den König, ihn mit 4 armseligen Schiffen auszurüsten, mit denen er, begleitet von seinem Bruder Bartolomeo und seinem Sohne Fernando, am 2. März 1502 zu Cadix unter Segel ging. Bald war eins seiner Schiffe leck geworden, und er dadurch genöthigt, nach Hispaniola zusteuern, wo ihm Ovando aber jede Landung im Hafen verweigerte. Er suchte nun festes Land auf, steuerte längs der Küste von Cap Gracias a Dios bis Portobello, fand aber die vermuthete Durchfahrt nicht Zwei seiner Schiffe waren auf dieser Fahrt untergegangen, und mit den beiden andern erreichte er endlich nach Noth und Gefahren am 13. Juni 1503 Jamaica. An eine Ausbesserung der fast zertrümmerten Fahrzeuge konnte er nicht denken, er sah sich dem gewissen Verderben Preis gegeben, denn wenn kein fremdes Schiff zu seiner Rettung herbeieilte, so mußte der Entdecker Amerikas unter den Wilden sein Leben in Vergessenheit elend beschließen. Nur eine kühne That der Verzweiflung konnte ihn retten; zwei seiner erfahrensten Seeleute, der Spanier Mendez und der Italiener Fieschi, unternahmen das Wagestück. Auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen, die sie von den Indianern erhalten hatten, unternahmen sie die kühne Fahrt nach Hispaniola, eine Strecke von 30 Seemeilen, 10 Tage lang durch das wogende Weltmeer steuernd, und kamen glücklich dort mit der traurigen Nachricht an. Länger als ein halbes Jahr verging indeß, ehe Colombo etwas von ihnen hörte; seine Gefährten überhäuften ihn mit Schmähungen, und drohten ihm oftmals mit dem Tode. Gesetzlosigkeit und Insubordination riß unter seiner Mannschaft ein, vergebens war seine Warnung gewesen, die schuldlosen Indianer nicht durch unverdiente Kränkung aufzubringen. Ein Theil seiner Begleiter trennte sich von ihm, durchstreifte die Insel, und brachte durch rohe Brutalität und Habsucht die Indianer so gegen die Spanier auf, daß sie diesen keine Lebensmittel mehr zuführten. Abermals rettete Colombo's Geistesgegenwart aus dieser fürchterlichen Noth; zum Glück trat eine totale Mondfinsterniß ein, die er vorher berechnete, und jetzt als Zeichen der zürnenden Götter den leichtgläubigen Insulanern verkündete. Dies entschied, Alles, was er verlangte, ward ihm gebracht, und fußfällig baten sie ihn, die zürnenden Götter zu besänftigen. Jetzt hatte er neue Kämpfe mit den aufrührerischen Spaniern zu bestehen, in denen mehrere der letzteren getödtet, und ihr Anführer gefangen genommen wurde. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Die beiden kühnen Schiffer, die mit ihren ausgehöhlten Baumstämmen Hispaniola glücklich erreicht, vom feindlichen Ovando aber zurückgewiesen worden waren, hatten endlich ein Schiff aufgekauft, auf welchem Colombo am 28. Juni 1504 mit den Seinigen Jamaica verließ. Nach kurzem Aufenthalte auf St. Domingo eilte er nach Spanien, und die erste Kunde, die zu ihm drang, war der Tod seiner letzten Gönnerin, Isabella's. Vergebens suchte der kranke, von Kummer und Gram verzehrte Mann vom Könige Fernando die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens zu erlangen. Man vertröstete ihn von einer Zeit zur andern, bis endlich der Tod seinem Sehnen ein Ende machte, und den Vertrag mit dem treulosen Könige vernichtete. Er starb zu Valladolid am 20. Mai 1506 im 59. Lebensjahre. Sein Leichnam ward von Colombo's Bruder, dem Willen des Verstorbenen gemäß, nach St. Domingo abgeführt, und dort mit den Ketten, die der große Weltentdecker getragen, in der Domkirche beigesetzt, als aber der spanische Antheil dieser Insel an Frankreich kam, ließen

C.'s Nachkommen den Sarg nach Cuba bringen, wo er am 19. Jan. 1796 ankam, und mit großer Feierlichkeit beigesetzt wurde. Ein prächtiges Denkmal in der Karthäuserkirche zu Sevilla ehrt das Gedächtniß des Vielgekränkten. — Erst nach vielen beharrlichen Bemühungen erlangte sein Sohn Diego die Erfüllung des Vertrages und die Statthalterschaft von Westindien, wozu ihm vor allen die Vermählung mit der Nichte des mächtigen Herzogs von Alba verhalf. C. war einer jener außerordentlichen Männer, welche, einem innern unwiderstehlichen Triebe folgend, mit Beharrlichkeit großartige Plane verfolgen, und durch ihre Ausführung nicht auf ihre Zeitgenossen allein, sondern auf die gesammte Menschheit eine bleibende Einwirkung ausüben. In ihm vereinigten sich eine fast instinctartige Klarheit des Geistes mit Erhabenheit der Gesinnung und eiserner Festigkeit des Willens. Seine Zeitgenossen haben, angetrieben von Haß und Neid, sein Verdienst vielfach schmälern wollen, indem sie theils ihm die Originalität des Gedankens abzusprechen suchten, theils sein Verdienst zum Unbedeutenden herab zu ziehen strebten. Man erfand sogar ein Gerücht von einem Seemann, der in C.'s Haus gestorben, und aus dessen nachgelassenen Papieren C. seinen Plan geschöpft habe. Wenn er auch in mancher Hinsicht der Richtung seines Zeitalters folgte, so stand er doch in den wesentlichsten Dingen hoch über seiner Zeit. Er war kein gewöhnlicher Seemann, beobachtete die Natur mit vielem Glück, und bildete sich großartige Ansichten über die physische Erdkunde, die erst in viel späterer Zeit allgemeiner wurden. Er besaß für seine Zeit eine sehr große wissenschaftliche Bildung, die aber wegen der zu großen Schnelligkeit und ungeordneten Folge, in der er sie erworben, bisweilen zu einiger Verworrenheit der Ideen führte; doch trat diese erst in späterer Zeit deutlicher hervor, nachdem der Druck seines Unglücks religiösen Mysticismus in ihm erzeugt hatte. In den von ihm hinterlassenen Schriften spricht sich neben aller Leidenschaftlichkeit seines Charakters ein tiefes Gemüth aus, seine Naturschilderungen sind oft von wahrhaft dichterischem Aufschwunge; doch eben so oft finden sich Stellen, in denen er, von tiefer Schwermuth über erlittenes Unrecht durchdrungen, seine innersten Gefühle in rührender Einfachheit darlegt. Ein so außerordentlicher Mann konnte ohne mannichfache Schwächen nicht sein. Manche Anklage aber, die man später gegen ihn erhoben hat, namentlich seine Härte gegen die Eingeborenen Amerikas, fallen auf seine Zeit zurück, die ihn mit Gewalt zum Abenteurer stempeln wollte, und nur Schätze verlangte, wo er den neu entdeckten Ländern die Vortheile europäischer Gesittung bringen wollte. Niedere Habsucht hat ihn an der Ausführung seiner edelsten Plane gehindert. Man vergl. das Leben des Colombo, italienisch von L. Bossi, (Mail. 1818; franz. Paris 1824): Spotorno „Colombo und seine Entdeckungen", deutsch von Ad. Wagner, (Leipz. 1825); „Memorials of Columbus" (London 1824) und „Codice Diplomatico Colombo-Americano" (Genua 1823, 4.), Washington Irving „Columbus" (London 1828, 4 Bde,). Die „Relations de quatre voyages entrepris par C. Colomb, suivies de diverses lettres et pièces inédites extraites des Archives de la monarchie espagnole" 3 Bde., mit Porträts und Charten (Paris 1828), enthalten die Uebersetzung von Navarrete's spanischem Werke über Colombo, und sind mit trefflichen Anmerkungen ausgezeichneter franz. Schriftsteller, eines Rémusat, Balbi, Cuvier und Anderer begleitet. — Bartolomeo C., Bruder des großen Weltentdeckers, widmete sich, so wie sein Bruder, dem Seedienste, ging früh nach Portugal, wo er als trefflicher Zeichner von Seekarten nnd Kosmograph sich Ruhm und Unterhalt erwarb, und auf die Bildung seines großen Bruders, als dieser ihm nach Portugal gefolgt war, Einfluß hatte. Später ging er nach England, um Heinrich VII. für seines Bruders große Plane zu gewinnen, fiel aber Seeräubern in die Hände, bei denen er mehrere Jahre bleiben mußte, bis er später, von Allem entblößt, nach England zurück kam. Hier erwarb er sich durch Anfertigen von Karten und Globen so viel, daß er sich dem Könige vorstellen lassen konnte, allein er fand bei demselben keinen Beifall. Er verließ England, ging nach Frankreich, wo er von dem glücklichen Anfange der Entdeckung seines Bruders hörte, eilte nach Spanien, wurde hier von dem Könige in den Adelstand erhoben, folgte seinem Bruder nach Westindien, traf denselben auf Hispaniola, wurde hier Stellvertreter seines Bruders, grün-

dete Domingo, bewies bei allen seinen Unternehmungen Energie und Umsicht, zog sich aber den Haß aller Spanier zu. Später machte er noch mehrere Reisen nach Spanien, und starb auf Domingo, 1514. Als Belohnung seiner dem spanischen Reiche geleisteten Dienste erhielt er von dem König die kleine Insel Saona erb= und eigenthümlich, und die Leitung der Bergwerke auf Cuba.

Colombo, Pietro, ein ausgezeichneter italienischer Gelehrter, geb. im April 1747 zu Campo di Piera im Trevisanischen, war in früheren Jahren kränklich und schrieb zu seiner Aufheiterung Novellen, die unter dem angenommenen Namen Agnolo Piccione erschienen. Daneben lieferte er aber auch bedeutende kritische Arbeiten zur italienischen Literatur und Bibliographie z. B. über Machiavell, einzelne Stellen des Tasso, Boccacio u. s. w. auch gab er die Uebersetzung Anguillara's von einem Theil der Aeneis heraus. Er trat gerade in einer Zeit, auf wo der Streit zwischen Classikern und Romantikern am heftigsten war. C. zeigte beiden Parteien einen Mittelweg zur Vereinigung, der ebensowohl eine vernünftige Verehrung und Nachahmung des Alten als ein warmes Festhalten der Muttersprache und die Anerkennung neuerer Bestrebungen zuließ. Die Vielseitigkeit seiner Bildung zeigte sich aber auch in seinen Schriften über die Naturwissenschaften, z. B. in dem berühmt gewordenen Briefe an Dr. Nardi über mikroskopische Beobachtungen an Infusorien. Daneben schrieb er eine Anweisung zur leichten Erlernung des Schachspiels (zuletzt Padua 1832). Auch beschäftigte er sich mit der Erziehungskunst und schrieb mehrere Abhandlungen darüber, sowie „Vierzehn Novelleten" für die Jugend, die seiner „Lettera sul regolamento degli studi" (Parma 1817) angehängt sind. Er starb in dem Hause seines Zöglings und Freundes des Cavaliere Giambatt. Porta den 17. Juni 1838 zu Parma. Eine Sammlung seiner Schriften erschien in 5 Bänden (Padua 1832); seine kleinern Schriften kamen in verschiedenen Sammlungen heraus (Reggio 1826 und Bologna 1830).

Colonia d. i. Pflanzstadt oder Tochterstadt. Der Name wurde von den Römern zur Bezeichnung vieler römischen Städte gebraucht, indem der Name des Gründers hinzugefügt wurde. Die bekanntesten sind C. Agrippina oder Agrippinensis, das heutige Cöln am Rhein, so benannt, weil auf Veranlassung der Agrippina der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Kaiser Claudius, die hier geboren war, im Jahre 50 n. Chr. eine Colonie hierher geführt wurde; C. Aquensis oder Aquae-Sextiae, das heutige Aix in Frankreich, gegründet vom Consul Sextius Calvinius, im Narbonensischen Gallien; C. Augusta, das Puteoli der Alten und das heutige Puzzuoli bei Neapel, wurde von Augustus gegründet; C. Augusta Emerita oder C. Emeritensis, das heutige Merida in Spanien; C. Caesarea Augusta, jetzt Saragossa in Spanien; C. Eboracensis, das heutige York in England; C. Equestris, das jetzige Nyons in der Schweiz am Genfersee, C. Romulea oder Romulensis, das jetzige Sevilla in Spanien; C. Trevirorum die Hauptstadt der alten Treviri, das heutige Trier und viele andere. Im Mittelalter hieß Colonia ein Bauerngut mit so viel Land, als ein Bauer bearbeiten konnte; in der neuern Zeit heißt es so viel als **Colonie** (s. d.)

Colonialwaaren nennt man die rohen Produkte der Ost= und besonders der Westindischen Colonien, namentlich Kaffee, Zucker, Thee, Reis, Gewürze, Specereien, Baumwolle, auch wohl Farb= und Nutzhölzer und Arzneimittel. Sie wurden seit dem Anfang des 18. Jahrh. in Europa eingeführt, dienten anfangs nur dem Luxus, sind aber jetzt so zum allgemeinen Bedürfniß geworden, daß eine Ausschließung derselben von dem ganzen Continente, wie sie Napoleon durch die Continentalsperre beabsichtigte, nicht mehr möglich ist.

Colonien. Auswanderungen aus dem Vaterlande und Ansiedelungen in neuer Heimath bilden von den ersten Zeiten, wohin dunkle Sage und deutliche Geschichte reicht, ein vorzügliches Augenmerk des sinnigen Beobachters der Weltereignisse. Solche Auswanderungen waren freiwillig oder unfreiwillig. Unfreiwillig, wenn der blühende Zustand eines Landes weniger beglückte Nachbarn herbeizog und so die ersten Bewohner verdrängt,

neue Sitze suchen mußten, oder wenn die Tyrannei eines Einzelnen oder Mehrerer (Oligarchie und Aristokratie) die ihren Absichten lästigen Bürger des Mutterlandes entfernte; freiwillig aber, wenn ein Staat oder auch Einzelne durch die Lust nach Besitz, durch das Streben, die Besitzungen und Vortheile des Mutterlandes zu vermehren, auszogen neue Städte zu gründen, oder um den Handel der Mutterstadt zu fördern, an allen für Landung und wegen der Producte wichtigen Küsten und Plätzen sich festsetzten. Aberglaube, oder auch ein wohlwollender Bekehrungseifer, zur Verbreitung des rechten Glaubens, selbst die Gerechtigkeitspflege haben zur Gründung von Colonien beigetragen, wir erinnern nur an die Verbrechercolonien. Doch so verschieden auch der Zweck der Colonien bei ihrem Entstehen war, immer hatten sie die Wirkung, daß sie die Sprache, die Sittenbildung und Bedürfnisse des Mutterlandes verbreiteten. Nach dem Charakter der Regierungen gestalteten sich auch die Colonien, die von ihnen angelegt wurden. Eroberer verpflanzten die Bevölkerung eines ganzen Landes, auf deren Unterwürfigkeit sie kein Vertrauen setzten und vertheilten sie unter die Sieger. So die assyrischen Könige und auch andere Regierungen späterer Zeit, deren Princip asiatische Willkür ist. Handelnde Staaten suchten sich gelegene Orte an dem Meere zu sichern, um für ihren Handel Zufluchtsörter, Häfen, Mittel der Verbindung zu Kauf und Tausch und Niederlagen für ihre Waaren zu gewinnen. So entstanden die Colonien der Karthager an den Küsten Spaniens, Madeira und wahrscheinlich noch entfernter. Daß unglückliche Kriege zur Gründung von C. beitrugen, davon belehren uns manche Beispiele in der Geschichte des Alterthums, von denen wir nur die Ansiedelungen der Trojaner anführen wollen. Griechenlands C. bilden einen wichtigen Abschnitt in seiner Geschichte. Wie die Griechen die Anfänge ihrer Bildung und Gesittung durch Colonisten aus Aegypten erhielten, so verbreiteten sie selbst ihre Sprache und Religion, ihre Institutionen, Sitten und Gewohnheiten auf gleichem Wege und schufen durch ihre Ansiedelungen gleichsam einen Damm gegen die verheerenden Wogen der asiatischen Eroberungszüge. Welche Dienste die griechischen C. dem Mutterlande und der Menschheit in den persischen Kriegen geleistet haben, bezeugt die Geschichte. Sie trugen wesentlich dazu bei, das Abendland vor dem orientalischen Despotismus, seiner faulen Weichlichkeit und sclavischen Gedankenlosigkeit zu bewahren. Die ewigen Parteikämpfe, welche die griechischen Freistaaten beunruhigten, der bewegliche, zu gewagten Unternehmungen aufgelegte Geist des Volks, die Schwierigkeit auf beschränktem Raume eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, begünstigten die Gründung von C. Wie es den Samen von Kunst und Wissenschaft, religiösen und politischen Anordnungen aus fremden Ländern erhalten, so trug es die zu edlerer Blüthe und edlerer Frucht gereifte Saat wieder in die Fremde. Die Griechen hatten C. in Kleinasien, auf den benachbarten Inseln, an der Küste des schwarzen Meeres, in Thracien und Unteritalien, in Sicilien und Sardinien, im südlichen Gallien und Spanien und selbst in Afrika. Bekannt sind die Namen Byzanz und Chalcedon an dem Propontis, Neapolis, Brundusium, Cumä, Sybaris und Pästum in Italien, Agrigent, Messina und Syracus auf Sicilien, Massilia in Gallien, Sagunt in Spanien, Cyrene in Afrika.

Rom hatte zahlreiche Anpflanzungen dieser Art und befolgte bei denselben einen bestimmten Plan, der mit dem Geiste der Verfassung wechselte und das Gepräge desselben trug. Unter den Königen, wo der Grund zur künftigen Größe des Staats gelegt ward, suchte man besonders Erweiterung des eigenen Gebiets und dadurch Vergrößerung der Macht. Rom's Politik brachte es bei dem fortwährenden einzigen Streben, die Zeichen seiner Macht überall hin zu verbreiten, mit sich, daß, um sowohl die überhand genommene Anzahl der Bürger in Rom vor Noth und daraus entstandenen Unruhen zu bewahren, als um die durch die Macht der Waffen in Besitz genommenen Städte und Länder für die Dauer der römischen Oberherrschaft zu erhalten, Niederlassungen von Rom in großer Menge ausgesendet wurden. Schon Romulus begann damit und seine Nachfolger waren seinem Beispiele treu, so daß schon 532 n. R. E. 53 C. von Rom gegründet waren, die Sigonius in Liv. 27, 9 aufzählt. So setzte sich Rom in Besitz von Italien, und so die Kreise seiner Herrschaft weiter und weiter schlingend, in Besitz der übrigen Länder. Die Entsendung einer C.

ward stets durch ein eigenes Senatsdecret ausgesprochen, und drei Männer, wohl auch mehr, mit Abführung der C. und Einrichtung der neuen Niederlassung beauftragt. Mit fliegenden Fahnen, von Priestern, Handwerkern, Dienern begleitet, mit Geräthen und Vorräthen reichlich versehen, zogen die triumviri coloniae deducendae aus, und nahmen das neue Gebiet in Besitz, dessen Umkreis durch eine tiefe Furche bezeichnet ward. Stier und Kuh, die den Pflug gezogen, wurden den Göttern geopfert, und dann der Bau der Mauern begonnen. Dieselben triumviri bestimmten auch den Ländereibesitz der Einzelnen. Die innere Einrichtung der neuen Stadt war ein Bild der römischen, ein Senat (Decurionen) stand an der Spitze, und die höchste Gewalt war in den Händen der Triumviri, wie zu Rom der Consuln. Gesetze und Rechtseinrichtung erhielten sie von Rom und dadurch unterschieden sie sich von den Municipien, denen es freigestellt blieb, ob sie römische Gesetze annehmen wollten oder nicht. Vom Ertrage der den C. überlassenen Ländereien mußte der fünfte oder zehnte Theil nach Rom entrichtet werden. Außerdem hatte die C. im Kriege der Mutterstadt Hülfe zu leisten. Oft waren die Verhältnisse so drückend, daß die C. alles aufbot, sich zu befreien, was aber immer mit der gänzlichen Zerstörung der neuen Stadt endigte, denn nur durch die größte Strenge konnte Rom seine unbeschränkte Gewalt über die Länder seines Gebietes vermittelst der C. erhalten. Unter den C. selbst unterschied man coloniae civium Romanorum, und coloniae latinae. In jenen bestanden die Colonisten aus römischen Bürgern, die ihr Bürgerrecht fortdauernd behielten; ob sie aber Stimmrecht in Rom hatten, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, und man muß wohl zwischen solchen C. römischer Bürger, die das Stimmrecht hatten, und die es nicht hatten, unterscheiden. Die coloniae latinae waren von Männern gegründet, die nicht sämmtlich römische Bürger, sondern aus Bundesstaaten waren, die das jus Latii hatten; diese C. standen also mit den lateinischen Städten in gleichem Rechte. Der römische Bürger, der in eine solche C. trat, verlor die civitas, und ward zur latinitas degradirt (capitis deminutio media).— Sulla führte eine neue Art C. (militares) ein, indem er ganze Abtheilungen seiner Veteranen mit Ländereien beschenkte, und neue Städte von ihnen gründen ließ, oder die aus Alten vertriebenen Einwohner mit ihnen ersetzte. Sulla's Beispiele folgten Cäsar und Augustus, doch verlor sich später die Sitte. — Eine Aufzählung aller einzelnen römischen Niederlassungen in und außer Italien kann hier nicht verlangt werden.

Die Völkerwanderung zerstörte die römische Welt und legte den Grund zu einer neuen. Was jene Großes und Herrliches, Verwerfliches und Beengendes hervorgebracht, ging im Leben unter und erstand nur im Buchstaben wieder, was die Welt ward, mit allen Vorzügen und Gebrechen, dazu brach die Völkerwanderung die Bahn, dazu bereitete sie den Boden vor und streute zum Theil selbst den Samen dazu aus. Die Völkerwanderung grub die ungeheure Kluft, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt. Die neue Ordnung, in Allem der schroffe Gegensatz zu dem Alterthum, entwickelte und gestaltete sich nur langsam aus dem allgemeinen Chaos. Nur nach und nach wurden die Völker auf dem Boden, wo sie sich niedergelassen hatten, heimisch, bildete sich ein gesellschaftlicher und politischer Zustand, der dem Eigenthum Schutz, der Person Sicherheit verhieß und an Gewerbe, Kunst und Wissenschaft zu denken gestattete. Auch Handel und Schifffahrt lebten wieder auf; doch trat dieser Umschwung der Dinge in seiner vollen Bedeutung erst im 15. Jahrh. ein. Die frühern Unternehmungen zur See der Araber und Normänner kommen schon deshalb hier nicht in besondern Betracht, weil sie einestheils als eine Fortsetzung der Völkerwanderung gewissermaßen angesehen werden müssen, anderntheils von zu wenig bedeutendem Erfolg für Mit- und Nachwelt waren. Erst mit dem Gebrauch des Compasses begannen die Fahrten auf hoher See, weil man zwischen dem Himmel und den Gewässern nun eine bestimmte Richtung hatte und sich nicht mehr in der Nähe der Küsten zu halten genöthigt war. Eine neue Welt that sich jetzt den muthigen Schiffern auf. Die Wasserwüste, die bisher die Länder geschieden, ward zur Heerstraße, auf welcher man leichter und schneller zu den entferntesten Gegenden gelangen konnte, als es auf festem Grunde mit aller Anstrengung möglich war. Die Portugiesen betraten vor Allen zuerst diese neue Bahn; fanden den

Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien und legten überall an den Küsten C. an, mit deren Hülfe sie die Schätze dieser reich gesegneten Länder an sich rissen. Ihre Niederlassungen auf Mozambique und Melinda, in Ormuz und Mascate im persischen Meerbusen, Goa auf Malabar, Negapatam und Meliapur auf Coromandel, Malacca auf Malacca und mehrere feste Stellungen auf Java, Ceylon, Sumatra und Borneo sicherten ihnen den Alleinhandel mit Ostindien. Doch die glänzende Periode, der portugiesischen Seemacht war von keiner großen Dauer. Jene glänzende Zeit war mehr ein Geschenk des Zufalls und vorübergehender Verhältnisse als das wohlberechnete Resultat der Anstrengung, des Muthes, und des Fleißes. Ein Fürst hatte die glänzende Zeit hervorgerufen und mit seinem Tode sank sie auch wieder in Nichts zurück, weil Niemand ihm folgte, der die bedeutenden Pläne hätte durchschauen können. Habsucht und Willkürherrschaft legten schon früh in den C. den Grund zu ihrer Entfremdung vom Mutterlande und als Portugal seine Selbständigkeit an Spanien verlor, gingen auch fast widerstandslos seine auswärtigen Besitzungen in fremde Hände über.

Mit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus trat auch Spanien in die Reihe der C. gründenden Staaten. Es gewann in kurzer Zeit Cuba, Jamaica, Portorico ein reiches Gebiet von St. Domingo und später die herrlichen Reiche Mexico, Peru, Chile, Neugranada und Quito. Aber Spanien ging es mit diesen C., wie Jemand der eine unverdiente Erbschaft oder im Spiele einen hohen Gewinn mit geringem Einsatz findet. Gleich einem unverständigen lachenden Erben und einem leichtfertigen Spieler verstand es wohl eine Welt zu zerstören, aber sie nicht zu seinem Vortheile zu benutzen. Schaarenweise zogen die Abenteurer nach der neuen Welt, getrieben vom unersättlichen Durste nach Gold, die schmutzigsten verworfensten Leidenschaften des Menschen im Bunde mit dem Fanatismus des Aberglaubens wüstete sinnlos gegen die unglücklichen Länder. Von einem System der Colonisation war von Seiten der Spanier keine Rede. Gleich einer Heerde Tiger, die sich mit blutgierigem Heißhunger auf wehrlose Schafe stürzen und ist diese gesättigt noch aus Mordlust fortwürgt; so benahm sich Spanien in der neuen Welt. Die Strafe dieses Benehmens mußte früher oder später eintreten und Spanien büßt jetzt in dem nie endenden Parteikriege, der das Mutterland schon seit Jahren zerreißt, so wie in dem Verluste seiner reichen C., was seine Väter gesündigt haben. Der gegenwärtige Colonialbesitz Spaniens ist nur ein schwaches Bild der früheren Größe. Er besteht aus einigen festen Plätzen an der Nordküste Afrika's worunter besonders Ceuta, ferner aus den südlichen canarischen Inseln und den Guineainseln Fernando del Po, die Prinzeninseln und Annabon, aus den Philippinen, Marianen und einigen Niederlassungen auf den Karolinen in Australasien und aus Cuba und Portorico mit den Caraibeninseln in Amerika. Ob der Versuch, den die Königin Christine in der neuesten Zeit (1846) begonnen hat, die Republik Ecuador sich von Neuem zu unterwerfen, gelingen wird, muß die Zukunft lehren.

Die Erben der Portugiesen und Spanier in ihrem Colonialbesitz waren die betriebsamen Holländer, nachdem sie heldenmüthig ihre Freiheit im Kampfe gegen die letzteren errungen hatten. Ihnen fiel eine Besitzung nach der andern zu. Sie gründeten Batavia, bemächtigten sich in kurzer Zeit aller portugiesischen Niederlassungen, Goa ausgenommen, setzten sich in Besitz des Handels mit China und Japan, und legten 1653 auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zur Erleichterung und Sicherung der Verbindungen mit Ostindien eine Colonie an. Mehrere Gesellschaften hatten sich zum Betrieb mit Ostindien in Holland gebildet; die Regierung vereinigte sie 1602 zu einer Einzigen, um ihren Unternehmungen mehr Einheit und Nachdruck zu geben, ertheilte derselben Hoheitsrechte über die eroberten Länder, und ließ dann den Speculationsgeist des Handels walten. Auch in Westindien bemühten sich die Holländer festen Fuß zu fassen, und errichteten 1621 eine westindische Gesellschaft. Bald begründeten sie bedeutende Ansiedelungen in Surinam, Berbice, Essequebo und Paramaribo. Weniger glücklich waren sie auf dem Festlande, wo sie sich mit einem einträglichen Schleichhandel begnügen mußten. Mit der Zeit trat England als ein gefährlicher Nebenbuhler in der Herrschaft zur See auf, und brachte einen

großen Theil der früheren holländischen Besitzungen in seine Hand. Die gegenwärtigen holländischen Colonien umfassen ungefähr 4 bis 5000 QM. mit 5 bis 6 Mill. Bewohnern. Sie bestehen in Asien, aus den Factoreien Cochin, Sadras und Paliacate auf Hindostan, aus den Nikobaren, dem südlichen Theil von Sumatra, fast ganz Java, den Inseln Madura, Sumbava und Sandelbosch, aus den Niederlassungen auf Timor, aus zahlreichen Besitzungen auf Borneo, Celebes, den Molukken, den Amboina-, Banda- und Arru-Inseln und einigen Niederlassungen auf Neuguinea; in Afrika aus einigen Forts und Factoreien an der Küste von Oberguinea; in Amerika aus dem holländischen Guiana, und in Westindien aus den Inseln St. Martin, St. Eustache, Curaçao und einigen benachbarten kleinen Eilanden.

Bei weiten mächtiger in Colonialbesitz als jedes andere Volk, sind gegenwärtig die Briten. Die Lage des Landes, der Charakter des Volks, besonders aber die freie Verfassung, die der Einsicht und dem Unternehmungsgeiste immer angemessenen Spielraum, dem Besitze Sicherheit gewähren, vereinigte sich hier, Unternehmungen dieser Art zu befördern. Schon das Zeitalter der Königin Elisabeth legte den Grund zu Englands Herrschaft auf dem Meere. Im Osten und Westen wurden einzelne Niederlassungen gegründet, in Amerika unter Walter Raleigh von 1583—85 in Virginien; im J. 1600 bildete sich eine ostindische Gesellschaft, und gründete auf St. Helena und auf dem Continente Ostindiens, Niederlassungen und einzelne Factoreien. Die Bürgerkriege zur Zeit Karl's I. und dessen nächsten Nachfolgern, hemmten zwar den schnellen Aufschwung dieser überseeischen Besitzungen, aber kaum hatte sich seine Verfassung wieder begründet, so schenkte England der Schifffahrt und dem Handel, der Quelle seiner Macht und seines Reichthums, wieder volle Aufmerksamkeit. In Asien wuchs mit dem Verfall des großen mongolischen Reichs die Zahl und die Bedeutung der englischen Niederlassungen, und im Laufe eines Jahrhunderts sah es sich theils durch Gewalt, theils durch List an der Spitze eines Reichs, gegen dessen ungeheure Ausdehnung das Mutterland selbst nur eine Provinz zu nennen ist. Noch immer schreitet die britische Herrschaft in Ostindien weiter, und fügt zu dem unermeßlichen Lande neues Land, zu den zahllosen Unterthanen neue Unterthanen; die sämmtlichen englischen Besitzungen in Asien umfassen gegenwärtig einen Raum von 60,700 QM. mit 133 Mill. Menschen. Die Regierung, verständig in ihrer Einsicht und klug in ihren Mitteln, sieht die Gefahr, die ihrer Macht und ihrem Reichthume in Ostindien droht, und sucht der Katastrophe, die vielleicht näher ist als man glaubt, durch zweckmäßige Verbesserungen in der innern Verwaltung vorzubeugen. Die amerikanischen Besitzungen Englands wurden besonders durch die innern Unruhen, die das Mutterland im 17. Jahrh. zerrütteten, begünstigt, indem viele aus dem Kampfe der politischen und religiösen Parteien sich nach Amerika retteten, und Sicherheit und Freiheit des Glaubens und der Meinungen, die sie in der Heimath nicht fanden, in der Fremde suchten. So entstanden die Vereinigten Staaten, die, weil sie von Männern gegründet waren, welche sich durch Bildung und Gesittung auszeichneten, bald einen glücklichen Aufschwung gewannen. Der Länderbesitz erweiterte sich schnell durch friedliche Erwerbung, und umfaßte bald ein bedeutendes Gebiet von Nordamerika, das aber mit der Zeit für England verloren ging, weil das Mutterland die zur Reife gelangten Colonien durch unwürdigen Druck in Abhängigkeit erhalten wollte. Bald gewann aber auch England weiteren Besitz in Amerika; es erwarb 1641 Barbados, 1655 Jamaica später Neufoundland, Akadien, Terre-neuve und Cap Breton, 1762 Canada, wozu wie durch die französische Revolution die meisten Colonien Frankreichs und Hollands kamen, von denen England aber den größeren Theil nach dem Frieden wieder zurück gab. Schon früher hatte es Niederlassungen in Australien begründet, und später auf Otaheiti und den Sandwichinseln Erwerbungen gemacht. Sämmtliche außereuropäische Besitzungen Großbritanniens umfassen einen Flächenraum von 281,700 QM. mit mehr als 137 Mill. Menschen. England, noch immer jetzt die erste Seemacht der Welt, die wenigstens in Europa bald keine Nebenbuhlerin zu fürchten haben wird, befolgt ein System, das den Forderungen der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und

Klugheit mehr entspricht, als das irgend eines anderen Staates. Auf allen Meeren hat es feste Punkte, die seinen Handel schützen und seinen Flotten dienen. Es begünstigt die Entwickelung der inneren Kräfte, der ihm unterworfenen Gebiete, fördert durch gute Gesetze und den eigenen nachgebildete politische Constitutionen Fleiß und Thätigkeit, Cultur und Freiheit, und sucht dadurch die Bewohner seiner entfernten Besitzungen dem Mutterlande treu zu erhalten. In allen englischen Colonien findet man, so weit der Zustand der Bevölkerung es verträgt, Altengland wieder, und wenn es auch seinen eigenen Vortheil nicht vergißt, so sucht es doch auch den Vortheil der ihm Untergebenen mit dem seinigen in Einklang zu bringen. Anders verhält es sich mit den Colonialversuchen Frankreichs, das bisher wenigstens es besser verstand fremde Länder zu erobern, als im Besitz derselben sich zu erhalten. Zuerst gründete es Niederlassungen in Amerika und Westindien, doch erst Colbert verstand es, diesen eine systematische und kräftige Unterstützung angedeihen zu lassen. Im Utrechter Frieden 1713 gingen aber schon Canada und Akadien, 1762 Neufoundland und Cap Breton verloren; Luisiana wurde 1803 an Nordamerika verkauft, St. Domingo 1804 ein unabhängiger Negerstaat. Auch in Ostindien und dem Archipel von Madagascar gründete es Niederlassungen, die aber nur ebenfalls von vorübergehende Glück begünstigt waren, und nur schwache Spuren zurückgelassen haben. In neuester Zeit scheint Frankreich seiner Marine und dem Colonialwesen eine größere Fürsorge zu widmen. Seine bedeutendste überseeische Niederlassung ist Algier, für dessen Behauptung es unsägliche Opfer gebracht, dessen dauernder Besitz doch noch immer von mehreren Zufälligkeiten, namentlich von den Verhältnissen abhängt, die sich zwischen England und Frankreich immer erst noch gestalten. Der gesammte Colonialbesitz Frankreichs beträgt gegen 1500 □M. mit ungefähr 722,000 Bewohnern. Zu ihm gehört in Amerika das französische Guiana, Guadeloupe, Martinique, Mariegalante und Saba unter den Antillen; St. Pierre und Miquelon bei Neufoundland, in Asien Mahé an der Küste Malabar, Pondichery und Carrical auf der Coromandelküste und Tschandernagur in Bengalen; in Afrika die Insel Bourbon; einige Factoreien auf Madagascar, und einige Niederlassungen auf Guinea und der nördlichen Westküste, so wie auch Algerien, im großen Ocean seit 1842 die Markesasinseln, und die von England vielfach bestrittene Oberhoheit der Gesellschaftsinseln.

Auch Dänemark, Schweden und Rußland besitzen in Amerika, das Erstere auch in Ostindien, kleine Gebiete, die den Namen Colonien führen, in der Art der Anlegung und Behandlung aber sich wenig von den übrigen unterscheiden, die wir bereits angeführt haben. Belgien sucht dem Bedürfnisse des Colonialverkehrs durch die Gründung der Colonie St. Thomas in der Provinz Vera-Paz des mittelamerikanischen Staats Guatimala nachzukommen und scheint ziemlich glücklich dabei zu sein.

Nach dem Zwecke, der die Anlegung von Colonien zum Grunde liegt, theilt man sie gewöhnlich in Bergwerkscolonien, Pflanzungscolonien, Handelscolonien, Strafcolonien und Militärcolonien ein; doch ist diese Eintheilung sehr willkürlich und unbestimmt, und keine dieser verschiedenen Colonien hat sich ganz rein erhalten, da Zeit und Verhältnisse oft verändernd auf ihre Bestimmung einwirkten. Die neuere Zeit hat noch eine andere Art Colonien entstehen sehen, die man Befreiungscolonie nennen könnte. Wie man nämlich früher die Neger aus ihrer Heimath entführte, um sie als Sclaven zum Anbau der Colonien zu verwenden, so sendet man sie aus den Colonien wieder nach Afrika zurück, gibt ihnen die Freiheit, Werkzeuge zu Ackerbau und Gewerken, bürgerliche Einrichtungen mit den nöthigen Gesetzen, und läßt sie sich selbst regieren und verwalten. Zu diesem Zwecke haben sich zuerst in England, in der neuern Zeit auch in den Freistaaten von Nordamerika Gesellschaften gebildet, welche die Unternehmungen leiten und die nöthigen Mittel zur Ausführung derselben zusammen tragen. Eine solche Colonie besteht unter dem Namen Liberia, südlich von Sierra Leone, die das merkwürdige Beispiel eines kleinen Staats von Negern darbietet, die ihre Richter, ihre Verwaltung und ihr Kriegswesen nach dem Muster der Freistaaten haben und alle Stellen mit Leuten aus ihrer Mitte besetzen.

Die große Anzahl der Neger in ihrem Sclavenzustande, den sie nur ungern ertragen, wurde den freien Weißen bedenklich, und das Beispiel, das St. Domingo gegeben, zeigte die Gefahr in der man schwebte, wenn man die Zahl der Sclaven nicht verminderte, oder ihr Schicksal, wo sie beibehalten wurden, nicht so milderte, daß die Verzweiflung sie nicht zur Empörung treiben konnte. So hat auch hier die Furcht vor der Revolution zur Reform geführt. Man sollte dieses Beispiel sich auch in andern Verhältnissen zum Muster nehmen. Zur Reform muß man sich verstehen, wenn man die Revolution vermeiden will, und verständige Conservative geben lieber die Hälfte auf, um das Ganze nicht zu verlieren. Auch in der Behandlung der Colonien werden bedeutende Veränderungen sich ergeben, wenn man überhaupt Colonien haben will. In der bürgerlichen Gesellschaft ist ein Geist erwacht, der ihre Umgestaltung dringend nothwendig macht. Es ist der Geist des Fortschreitens, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Tritt man ihn mit Gewalt herrisch entgegen, und versagt man seinen gerechten Forderungen übermüthig Gehör, so wird er ein böser Geist; ein guter Geist aber, wenn man ihn erkennt und sein Verlangen zu verstehen und zu würdigen sich die Mühe geben will. Das Mutterland, welches die Colonie erhalten will, muß ihnen eine wahre Mutter werden, der man sich aus Achtung und Neigung und zu seinem eigenen Besten verbunden fühlt und ergeben ist. Geschieht das nicht, so trennt man sich von dem Lande, dem man mit Vortheil und Ehre nicht angehören kann. Und auch diese Familienbande müssen sich, nach den Gesetzen der Natur, lösen; das erwachsene Kind des Hauses verläßt den väterlichen Heerd, um sich den eigenen zu erbauen. Es kommt eine Zeit, wo die Natur in den Genuß aller ihrer Rechte tritt, die ihr der Unverstand und die Leidenschaft des Menschen, Herrschsucht, Eitelkeit und Geiz entzogen hat. Die Menschen werden Menschen, die Welt eine bessere werden, wenn die Menschen gebildeter, d. h. menschlicher geworden sind. Die Fortschritte des gesellschaftlichen Lebens in Cultur, Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Handel, die daraus entstehenden Bedürfnisse, die Noth, die sie herbeiführen, wenn wir in der neuen Lage bei der alten Anwendung beharren wollen, bessern unsern Zustand, wenn wir selbst auch nicht besser würden. Wir werden vorwärts getrieben, zu Verbesserungen gezwungen, selbst die Böswilligsten müssen das Bessere begünstigen, weil nur dieses vor dem Schlimmeren bewahren kann.

Colonna, eine der ältesten römischen Familien, welcher der gleichnamige Flecken ohne Zweifel den Namen gegeben hat, und deren authentische Geschichte mit 1100 n. Ch. beginnt. Sie blüht noch jetzt in zwei Linien, die der Herzoge von Pagliano und die der Fürsten Colonna di Sciarra, und zählt unter ihren Mitgliedern einen Papst, Martin V., mehrere Cardinäle, Staatsmänner, Gelehrte und selbst zwei Dichterinnen. Einige der bekanntesten Glieder der Familie sind: Fabius C., geb. zu Neapel 1567, berühmt als Botaniker, und Präsident der Akademie zu Neapel. — Marc Antonio I., ein in den italienischen Kriegen des 16. Jahrh. berühmt gewordener Feldherr, der bis zum Frieden von Noyon tapfer gegen Frankreich focht, hierauf aber von Franz I. für dasselbe gewonnen wurde. Er blieb 1522 vor Mailand, bei dessen Belagerung er von einer Feldschlangenkugel erschossen wurde, die sein eigener Oheim, Prospero Colonna, ohne ihn zu kennen, auf ihn hatte abschießen lassen. — Marc Antonio II., Herzog von Pagliano, Großconnetable von Neapel und Vicekönig von Sicilien, Generallieutenant der spanischen Truppen in der Schlacht bei Lepanto gegen die Türken, starb mit dem Ruhme eines tapferen Kriegers in Spanien am 1. Aug. 1585. — Fabrizio, starb 1520 als Großconnetable von Neapel, berühmt als Vater der Vittoria Colonna, der berühmtesten Dichterin Italiens. Sie war 1490 zu Marino geboren, und schon im vierten Jahre mit dem Marchese Pescara verlobt. Sehr frühzeitig entwickelten sich ihre Talente, durch sorgfältige Erziehung gepflegt, und ihre glänzende Schönheit zog ihr die Bewerbungen verschiedener italienischer Fürsten zu. Sie schlug sie aber sämmtlich aus, reichte, getreu ihrem Gelübde, dem Gespielen ihrer Jugend die Hand, als er sich zum Manne ausgebildet hatte, und lebte mit ihm in der glücklichsten Ehe. Als er 1525 in der Schlacht bei Pavia geblieben war, lebte sie 7 Jahre lang in tiefer Zurückgezogenheit auf der Insel

Ischia, zog sich dann in ein Kloster, anfangs in Ovieto, dann in Viterbo, zurück, ließ sich später in Rom nieder und starb daselbst im Febr. 1547. Sie lebte mit den berühmtesten Gelehrten und Künstlern Italiens in freundschaftlichen Verhältnissen, und wird besonders von Michel Angelo in seinen Gedichten gefeiert. Ihre Gedichte erschienen zu Parma 1538, dann zu Neapel 1692, zuletzt mit einer Lebensbeschreibung der Verfasserin von Giambatt. Rota (Bergamo 1760).

Colonne heißt man Truppen, welche dicht aufgeschlossen sind und in der Länge eine größere Linie bilden, als in der Breite. C. Stellung und C. Bewegung sind als Gegensatz zu Fronte- oder Rottenstellung und Bewegung zu betrachten. C. werden auf dem Marsche angewendet, doch auch in der Schlacht, und hier namentlich zum nachdrücklichen Angriffe auf irgend einen wichtigen, stark vertheidigten Punkt. Die Formirung und Auflösung der C. ist mannigfaltig, mitunter sehr schwierig, und bildet einen der wichtigsten Theile bei der Ausbildung der Truppen. Man unterscheidet offene, wenn die einzelnen Abtheilungen mit Zwischenräumen, und geschlossene C., wenn sie dicht hinter einander aufgestellt sind. — Colonnenwege heißen Wege, auf denen man mit allen Truppengattungen marschiren kann; wo die eigentliche Straße verdorben ist, werden sie häufig über die Felder angelegt und durch ausgesteckte Strohwische (jalons) bezeichnet.

Coloquinthen heißen die Früchte einer Gurkenart der Cucumis colocynthis; sind faustgroß und kugelrund, und werden im geschälten und getrockneten Zustande von Aleppo und Alexandrien ausgeführt. Ihr Mark ist ausgezeichnet bitter, und wird wegen seiner stark purgirenden Wirkung in der Medizin gebraucht; doch war es früher beliebter als gegenwärtig. Colocynthin heißt der wirksame Bestandtheil harzigbitterer Natur.

Coloratur heißen in der Musik, namentlich beim Gesang die Läufer und sonstigen künstlichen Passagen, bei welchen nicht allein eine natürliche Geschmeidigkeit der Stimme erfordert wird, sondern bei welchen auch die Sängerin oder der Sänger die glänzende Ausbildung derselben zeigen kann. Die C. ist besonders in der italienischen Gesangmusik üblich, und wurde in der neuern Zeit besonders durch Rossini bis zum Uebermaß gesteigert. Metallreiche Stimmen verlieren gewöhnlich durch häufiges Singen von Coloraturen ihren frischen reinen Schmelz.

Colorit, s. Farbengebung.

Colosseum, in der verderbten Schreibart auch Coliseum, das größte und prachtvollste Amphitheater zu Rom, nach dem Coloß des Nero, der an seinem Eingang am Forum stand, so genannt, wurde von Vespasian begonnen und unter Titus im J. 80 n. Chr. im Bau vollendet. Zur Zeit seiner Erbauung war es das einzige steinerne Amphitheater in Rom, und diente von da an viele Jahre hindurch als Schauplatz der großartigsten Thierhetzen und Fechterspiele, sowie künstlicher Seegefechte, denn die Arena konnte unter Wasser gesetzt werden. Zur Zeit des Kaiser Macrinus im dritten Jahrh. wurde die obere Gallerie durch den Blitz zerstört, Alexander Severus ließ sie wieder herstellen, und im J. 248 wurden die secularischen Spiele darin mit unbeschreiblicher Pracht gefeiert. Unter Karl dem Großen stand es wahrscheinlich noch in seiner ursprünglichen Herrlichkeit, denn zu Beda's Zeit lebte unter den Römern noch das Sprüchwort: „Wenn das Colosseum fällt, fällt Rom; und wenn Rom fällt, geht die Welt unter." In den folgenden Jahrhunderten diente es in den Bürgerkriegen als Festung und Citadelle der Stadt; doch hielt der römische Adel 1332 noch einmal hier ein Stiergefecht. Während die Päpste sich in Avignon aufhielten, entnahm man dem C. die für Privat- und öffentliche Bauten nothwendigen Steine und leerte es zur Hälfte, ließ sogar die unteren Bogengänge zumauern und mit Dünger anfüllen, um Salpeter zu gewinnen. Erst Benedict XIV. verbot die fernere Zerstörung der ehrwürdigen Ueberreste, und Pius VII. begann sogar die Ruinen so viel als möglich wieder herzustellen. Die Sorgfalt für ihre Erhaltung durch mannigfache Ausbesserung wurde sowohl während der französischen Kaiserregierung, als seit der Rückkehr der päpstlichen Regierung mit rühmlichem Eifer fortgesetzt. Das Gebäude hat einen Umfang von 1683, und eine Höhe von 183 Fuß, und erhebt sich über

das Straßenpflaster durch einen ringsum 8 Fuß breit vorliegenden Kreis schöner Travertinquader. Von Außen zeigt es 4 Stockwerk, von denen die 3 untersten aus je 80 Bogen und Pfeilern bestehen, die wieder mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen, und zum Theil mit marmornen und ehernen Statuen geziert waren. Das oberste Stockwerk besteht aus einer mit Fenstern durchbrochenen Mauer, die sich oben in einem Kranzgesimse endigt. Die 4 Haupteingänge des Gebäudes dienten theils für die kaiserliche Familie, theils für den festlichen Opferzug, mit dem die Spiele jedesmal eröffnet wurden, und waren reich geschmückt und besonders durch ein darüberstehendes ehernes Viergespann ausgezeichnet; die übrigen 76 Bogen oder Thore des untersten Stockwerkes blieben für das Ein- und Ausströmen des Volkes frei. Innerhalb dieser äußeren Umfassungsmauern befanden sich 5 andere Mauern, die ebenfalls um die Arena sich herum zogen; die erste dieser inneren Mauern hatte ebenfalls Bogen; jedoch von geringerer Höhe, und bildete mit der äußeren Umfassungsmauer gleichsam die Vorhalle des Rundbaues. Die übrigen 4 innern Mauern, deren Höhe sich nach innen immer senkte, trugen die Sitze der Zuschauer. Das C. soll gegen 80 bis 90,000 Zuschauer haben fassen können. Vergl. Platner und Bunsen „Beschreibung der Stadt Rom" (Bd. 3., Stuttg. 1837.)

Colquhoun, Patrick, (sprich Cohuhn), geb. 1747 zu Dumbarton in Schottland, Agent der Städte Hamburg, Lübeck und Bremen am englischen Hofe, ausgezeichnet als Schriftsteller und Staatsbeamter. Nach seines Vaters Tode ging er, 16 Jahre alt, nach Virginien, um die Handlung zu erlernen, doch nöthigte ihn das seiner Gesundheit unzuträgliche Klima nach einem 5jährigen Aufenthalte daselbst, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er Glasgow zu seinem neuen Wohnorte wählte. Als Lordprovost dieser Stadt und Vorsteher der Forth- und Clydecanalgesellschaft bewirkte er durch eine Vorstellung hinsichtlich des engl. Baumwollhandels, welche er dem Minister Pitt überreichte, daß 1788 durch eine Parlamentsacte die Manufacturisten vom Auctionszolle befreit wurden. Mit gleichem Eifer bemühete er sich auf einer Reise nach den Niederlanden, jenen Fabriken Absatz auf dem Festlande zu verschaffen. Im Jahre 1789 zog er nach London, wurde 1792 Beamter der Polizei von Westminster und Einnehmer im Polizei-Bureau der Themse, wo er so manchem Unwesen steuerte, und namentlich für bessere Aufsicht über die Schiffe sorgte, die früher oft und bedeutend beraubt worden waren. Als physischen und moralischen Wohlthäter der Armuth zeigte er sich durch 3 in Gemeinschaft mit den Quäkern errichtete Suppenanstalten und durch Gründung einer Armenschule. Wegen seiner vom In- und Auslande anerkannten großen Verdienste ernannte ihn 1797 die Universität Glasgow, als „Virum egregium, tam diu legum interpretem et acerrimum vindicem" zum Doctor der Rechte, und Hamburg 1804 zu seinem Agenten; ein Gleiches geschah bald darauf von Lübeck und Bremen. Er schrieb „On the police of the Metropolis," (London 1796), ein Werk, was 8 Auflagen erlebte, deutsch von Volkmann „Polizei von London" rc., (Leipzig 1802); ferner „A new system of education for the labouring people" (Lond. 1806), und im folgenden Jahre „A treatise on indigence;" zuletzt „On the wealth, power and resources of the british Empire," (London 1814, deutsch von Fick, Nürnberg 1815). C. starb zu London im April 1820.

Colton, Caleb, englischer Schriftsteller, geboren 1780, studirte auf dem Collegium zu Eton und auf der Universität zu Cambridge Theologie, und erhielt frühzeitig eine Anstellung als Vikar in Tiverton und Kew. Schon hier zeigte er, welche Kräfte in ihm thätig waren. Seine Kanzelberedtsamkeit war hinreißend, und stets war seine Kirche von einer ungemessenen Menge Zuhörer besucht. Jeder, der ihn einmal gehört hatte, hegte die Erwartung, C. werde in kurzer Zeit zu den anerkannt besten Rednern seiner Kirche gehören. Sein Lebenswandel schlug aber jede Hoffnung nieder; denn nicht allein mit der Gemeinde trieb er den unheiligsten Spott, indem er sich die widersinnigsten Gaukeleien erlaubte, sondern er versank auch in fast beispiellos wüstes Treiben, das ihn in die Höhlen der Unzucht, des Spiels und der Schlemmerei führte. Er lebte so zu sagen in zwei Welten, in der Welt des Idealen und in dem Reiche des Satans, ewig zwischen zwei Extre-

men, zwischen zwei unvereinbaren Widersprüchen hin und her schwankend. Die Natur hatte ihm die glänzendsten Gaben verliehen, eine Gluth der Phantasie, daß er die höchsten Dichterpreise erringen konnte, daneben eine solche Schärfe des Verstandes, daß er zum Philosophen, und endlich einen so klaren Blick in die Wirren des Lebens, daß er für das praktische Leben geboren schien. Aber in dem Schlamme der Gemeinheit, in welchem er sich herumwälzte, gingen alle edlen Anlagen unter. Er gab sein geistliches Amt auf und schrieb auf dem Kornspeicher eines armen Kaufmanns zu Peterham ein philosophisches Werk „Locon," das von den Priestern der Wissenschaft und des Schönen mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde. Darauf wanderte er aus, trieb sich einige Zeit in Amerika herum und siedelte sich zuletzt in Paris an, wo er als Dichter und Gauner, in den höchsten Zirkeln wie in den Buden der Niederträchtigkeit bekannt war. Seine Gedichte auf Napoleon, sein „Brand von Moskau," die „Seele," ein rhetorisches Gluthgemälde, und seine Beiträge zur Charakteristik Byron's sind die letzten Beweise seiner geistigen Fülle und Schöpfungskraft. Er starb im Dec. 1834.

Colubrine oder **Colouvrine,** bei den Deutschen gewöhnlich Feldschlange genannt, war eine im 15. und 16. Jahrh. sehr gebräuchliche Geschützart, von sehr großer Länge, die eine außerordentlich große gerade Schußweite hatte. In Bezug auf ihre Construction und das Gewicht der Kugel waren sie sehr verschieden.

Columbanus wurde um 560 in Irland geboren und Mönch in dem Kloster Bangor dieses Landes. 589 ging er mit 12 andern Mönchen nach Frankreich, und wurde 590 Gründer der Klöster Annegray, Luxeuil und Fontaine in Burgund, wo er eine viel strengere Regel als die des Benedictinerordens einführte. Vertrieben von der Königin Brunehild, predigte er seit 609 das Christenthum zu Bregenz am Bodensee unter den heidnischen Alemannen, wobei der ungestüme Gallus (Stifter von St. Gallen) und 612 ein Krieg seine Fortschritte hemmte. Dann ging C. zu den Longobarden, wo er am 22. Oct. 615 in dem von ihm gegründeten Kloster Bobbio starb. Unbeugsamkeit war in seinem Charakter ein Hauptzug, und unerschrocken ließ er sich in den Briefen an die Päpste Gregor I. und Bonifaz IV. über das Verderben der Kirche vernehmen. Er ward ein Kirchenheiliger. Seine ascetischen Schriften gab Patriz. Flemming (Löwen 1667, Fol.) heraus. — Ein anderer Columbanus ging um 565 nach Schottland, predigte das Christenthum den Picten und gründete auf der Insel Hy das Kloster Jona, das im Mittelalter ein Sitz der Gelehrsamkeit war.

Columbatzer Mücke, ist ein kleines nur eine Linie langes zweiflügeliges Insect, das besonders in Siebenbürgen und im Banat in großer Menge vorkommt, und besonders für das Rindvieh sehr schädlich ist, indem diese Thierchen mit jedem Athemzuge zu Tausenden von jenen verschluckt, oft bedeutendes Viehsterben veranlassen.

Columbia, Fluß, s. Oregon.

Columbia, heißt der unmittelbar unter dem Congresse des Vereinigten Nordamerika's stehender District, welcher an beiden Seiten des Potomac von Maryland und Virginien abgetreten wurde, und ein schiefliegendes Viereck von $4^{7}/_{10}$ QM. mit 400,000 Einwohnern bildet. Hier liegt Washington, die Hauptstadt aller vereinigten Staaten; 2) eine Grafschaft im Freistaate Georgia mit 12,000 E.; 3) eine Grafschaft in Newyork, enthält 38 QM. mit 33,000 Einw. 4) eine Grafschaft in Ohio mit 11,000 Einw. 5) eine Stadt in Südcarolina, der Sitz der Regierung. 6) eine Stadt in Virginien am Rivanna und Fulvanna und 7) ein Marktflecken im Freistaate Ohio am Miani.

Columbus, s. Colombo.

Columella, L. Junius Moderatus, der gelehrteste praktische Ackerbauschriftsteller des Alterthums, geb. zu Gades, (Cadiz), lebte um die Mitte des ersten Jahrh., hielt sich eine Zeit lang in Spanien auf und starb wahrscheinlich zu Tarent in Großgriechenland. Er schrieb: „De re rustica libri XII" in Versen (von denen das 10. Buch über den Gartenbau handelt), worin er alle Zweige der Oekonomie der Römer beschreibt. Sein Styl ist rein und zierlich, aber auch weitschweifig. Sein Buch über die Baumzucht ist als ein

Anfang dazu zu betrachten. Die besten Ausgaben sind von den Herausgebern der „Scriptores rei rusticae", von Gesner (Leipzig 1735, 2 Bde., 4.); von Ernesti (Lpzg. 1773 fg. 4.); Schneider (Lpz. 1794 — 97, 2 Bde.) Eine deutsche Uebersetzung gab Curtius (Hamb. 1769) heraus.

Combattanten werden alle Individuen eines Heeres genannt, welche unmittelbar Antheil an einem Gefechte nehmen, nämlich sämmtliche Ober= und Unteroffiziere, Spielleute und Soldaten in Reihe und Glied. Noncombattanten oder Nichtstreiter sind diejenigen bei einem Heere anwesenden Individuen, welche im Gefecht unthätig bleiben, z. B. das Trainpersonal der Armeen, die Geistlichkeit, die Verpflegungsbeamten, die Feldpost rc., auch das ärztliche Personal, die Kurschmiede, Büchsenmacher, Packknechte rc. rechnet man zu den Noncombattanten.

Combe, Charl. ein englischer Archäolog und Numismatiker, geb. zu London am 23. Septbr. 1743, war der Sohn eines Apothekers, bildete sich für das Geschäft seines Vaters und übernahm dasselbe 1768. In seinen Nebenstunden beschäftigte er sich viel mit Archäologie und Numismatik und gab dieses Studium auch nicht auf, nachdem er sich im J. 1783 als Accoucheur in Glasgow niedergelassen hatte. Zu dieser Veränderung seines Standes war ihm besonders sein Freund Hunter behülflich gewesen, dessen Münzsammlungen er eifrig zum Studium der Münzkunde benutzte. Als Hunter starb vermachte er C. in seinem Testamente den Nießbrauch seines Münzkabinets auf 30 Jahr und diesem Umstande verdanken wir die 2 vortrefflichen Werke „Index numorum omnium imperatorum, augustorum et caesarum a Julio Caesaro usque ad Posthumum, qui tam in urbe Roma et coloniis, quam in Graecia, Aegypto et aliis locis ex aere magni moduli signabantur" (Lond. 1783, 4) und „Descriptio nummorum vet populorum et urbium in museo Gulielmi Hunter" (Lond. 1782. 4, mit 65 Kupfertaf.). C. starb in London am 18. März 1817.

Combe, George, ein berühmter Phrenolog geboren zu Edinburg am 21. Octbr. 1788; bildete sich für den Advocatenstand und war als Sachwalter bis 1837 bei den schottischen Gerichtshöfen thätig; zog sich aber dann vom Geschäftsleben zurück und studirte unter Barclay Anatomie und bei Murray Chemie. Die Bekanntschaft mit Dr. Spurzheim die er 1816 in Edinburg machte, hatte ihn schon früher Veranlassung gegeben, die Gall'sche Schädellehre kennen zu lernen, ihn zum Studium dieses Systems bewogen und zur möglichsten Verbreitung desselben angetrieben. Schon im J. 1819 gab er seine „Essay of phrenology" heraus, die er später in einer vollständigern Bearbeitung als „System of phrenology" (5. Aufl. 2 Bde 1843, deutsch von Hirschfeld, Braunschw. 1833) veröffentlichte. Im J. 1820 veranlaßte er in Edinburg die Gründung der ersten phrenologischen Gesellschaft, hielt auch Vorlesungen über Phrenologie und Ethik, die 1837 in Amerika im Druck erschienen (2. Aufl. 1840). Hierauf erschien sein Werk „On popular education" (1832; 2. Aufl. 1837). Seine vorzüglichste Schrift aber ist „The constitution of man, considered in relation to external objects" (1828; 15. Aufl. 1842; deutsch von Hirschfeld, Bremen 1838). Im J. 1837 unternahm er eine Reise nach Deutschland und im folgenden Jahre nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er ebenfalls phrenologische Vorlesungen hielt, nach seiner Rückkehr machte er seine „Notes on America" (3 Bde Edinb. 1841) bekannt. Im J. 1842 besuchte er nochmals Deutschland und hielt an der Universität zu Heidelberg vor zahlreichen Zuhörern, Vorlesungen über Phrenologie in deutscher Sprache. Den Winter des genannten Jahres brachte er in Schottland zu, kehrte aber schon im Frühjahr 1843 nach Deutschland zurück und hatte die Genugthuung seine Bemühungen um die Phrenologie anerkannt zu sehen. — Sein älterer Bruder Abram C., geb. am 15. Januar 1785 zu Edinburg, war Anfangs Zuckerfabrikant in Glasgow, dann in Edinburg. Im J. 1820 wurde er mit dem Socialisten Robert Owen bekannt und von dessen Idee so eingenommen, daß er seitdem seine ganze Energie und den größten Theil seines Vermögens zur Verwirklichung derselben verwandte. Er gründete zu Edinburg eine „Cooperativ-society", mit dem Zwecke die Gegenstände des Bedürfnisses unter den Producenten auszutauschen und den Mitgliedern, das, was auf diese Weise nicht erlangt werden

konnte, zum Einkaufspreiße abzulassen, wobei der Gewinn der betriebenen Geschäfte nach Verhältniß ihrer Kräfte und Productionsfähigkeit unter alle Theilnehmer vertheilt werden sollte. Obgleich dieser Verein nach einiger Zeit wegen seiner Erfolglosigkeit eingehen mußte, begann er doch im J. 1825 einen Versuch in größerem Maaßstabe und zu gleichem Zweck zu Orbiston, 9 engl. Meilen von Glasgow, starb aber schon am 11 Aug. 1827. Als Schriftsteller trat er in den Schriften auf „Metaphorical sketches of the old and new systems" und „The religious creed of the new system" worin er die neue Gesellschaftslehre Owen's darzustellen suchte. — Andrew C., der jüngste Bruder der beiden Genannten, war ein ausgezeichneter medicinischer Schriftsteller und praktischer Arzt, geb. am 27. Octbr. 1797, besuchte seiner Gesundheit wegen in den Jahren 1821 und 1831, Italien, wurde 1835 Leibarzt des Königs Leopold von Belgien, gab aber diese Stelle 1836 wieder auf, wurde 1838 Leibarzt der Königin Victoria und Mitglied des königlichen Museums der Aerzte und besuchte 1842 zur Stärkung seiner Gesundheit die Insel Madeira. Von seinen Schriften sind erwähnenswerth „Observations on mental derangement" (Edinb. 1841) „Principles of physiology applied to the preservation of health" (Edinb. 1834, 11 Aufl. 1842; deutsch von Reichmeister) „The physiology of digestion considered with relation to the principles of dieteties" (Edinb. 1836, 4. Aufl. 1842; deutsch von Naubert, Lpzg. 1837) und „A treatise on the physiological and moral management of infancy" (Edinb. 1840, 3. Aufl. 1842).

Combes, ein französischer Oberst, der sich besonders in den Kriegen in Algier auszeichnete, war zu Feurs bei Lyon 1789 geboren und trat als Sohn eines angesehenen Infanterieofficiers früh in den Militärdienst. Im J. 1812 machte er als Gardeofficier den russischen Feldzug mit und zeichnete sich in den Feldzügen von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich als Adjutant des 135. Regiments aus. Während der Schlacht bei Paris bemerkte er zuerst die verrätherischen Absichten Marmont's und soll sogleich persönlich, als einer der eifrigsten Bewunderer Napoleons, sie diesem mitgetheilt haben. Von Fontainebleau begleitete er den Kaiser als Capitän seiner alten Grenadiere nach Elba. Nach der Landung Napoleons bei Cannes wurde C. zum Commandanten des ersten Gardebataillons erhoben und focht mit diesem rühmlich in der Schlacht bei Waterloo. Nach der zweiten Restauration ging er nach Amerika, verheirathete sich daselbst und kehrte erst 1830 nach Frankreich zurück. Hier trat er als Oberstlieutenant wieder in die Armee, wurde bald darauf zum Obersten des 66. Linieninfanterieregiments ernannt, besetzte mit dem Admiral Gallois, Ancona, führte daselbst einige Zeit das Commando und wurde dann zur afrikanischen Armee versetzt. Hier nahm er Theil an allen Expeditionen in der Provinz Oran und zeichnete sich namentlich in dem ersten unglücklichen Feldzuge gegen Konstantine aus. Er sollte eben zum Maréchal de Camp erhoben werden, als er freiwillig an der zweiten Expedition gegen Konstantine Theil nahm. Er commandirte das 47. Infanterieregiment und führte beim Angriff gegen die Stadt am 13. Octbr. 1837, die zweite Sturmcolonne. Unter einem mörderischen Feuer der Besatzung drang er in die Bresche ein, ward aber durch 2 Kugeln tödtlich verwundet und starb am 15. Oct. d. J. Seine Büste wurde im Nationalmuseum zu Versailles aufgestellt und seinem Andenken in seinem Geburtsorte ein ehernes Standbild errichtet; seiner Wittwe aber schlug die Deputirtenkammer die verlangte außerordentliche Pension ab.

Combination, Combiniren. Unter Combiniren versteht man in der Analysis die Zusammenstellung gegebener Elemente unter der Bedingung, daß sich die verschiedenen hervortretenden Formen nicht bloß durch die Anordnung der Elemente, sondern durch die in ihnen enthaltenen Elemente selbst, von einander unterscheiden. Eine jede auf diese Art gebildete Complexion erhält den Namen einer Combination und jede vollständige Reihe von Combinationen derselben Elementenzahl heißt eine Combinations-Classe. Als allgemeines Gesetz des Combinirens wird daher das zu beobachten sein, daß man nur gutgeordnete Complexionen, d. h. solche bildet, in welchen stets höhere Elemente auf niedrigere, niemals umgekehrt niedrigere auf höhere folgen. Sehr leicht lassen sich hiernach die

einzelnen Combinations-Classen einer gegebenen Elementen-Menge successiv aus einander entwickeln. Denn stellt man die Elemente abgesondert hin, so erhält man sogleich die erste Classe — Unionen. Verbindet man alsdann mit jeder Union noch alle folgenden Elemente, so entstehen die Combinationen der zweiten Classe — Binionen. Werden dann an jede von diesen noch alle auf das letzte in ihr enthaltenen folgenden Elemente angehängt, so entstehen die Combinationen der dritten Classe — Ternionen u. s. f. alle übrigen Classen bis zur letzten, die eine folgerichtige Zusammenstellung aller gegebenen Elemente darstellt. Haben wir dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß jedes Element nur einmal vorhanden sein soll, so können wir dagegen auch annehmen, daß eine unbedingte Wiederholung der Elemente gestattet ist. Alsdann läßt sich die Classenbildung in's Unbestimmte fortsetzen. Jenes wird Combiniren mit Wiederholungen, dieses Combiniren ohne Wiederholungen genannt. Die combinatorische Analysis ist die allgemeine Anwendung der Combinationslehre auf die Analysis. Ihr Erfinder ist Hindenburg (s. d.), der die bisher vereinzelt dastehenden combinatorischen Lehren zuerst in ein System vereinigte Vor ihm beschäftigten sich mit der Combinationslehre Joh. v. Buteo in seiner „Logistica" (1559), Vieta, Mersenne, Guldin, Leibnitz, Wallis, Jac. Bernoulli und Euler.

Comenius, Johann Amos, ein verdienstvoller Schulverbesserer, geb. am 28. März 1592 in dem Dorfe Comna bei Brünn in Mähren, von armen Aeltern, die zur Gemeinde der mährischen Brüder gehörten. Sein wahrer Name ist unbekannt, denn Comenius nannte er sich von seinem Geburtsorte Comna. Er studirte zu Herborn in Hessen, Philosophie und Theologie, wurde nach seiner Rückkehr 1614 Rector der Schule zu Prerau und 1616 zu Fulneck. Bei dem nach der Schlacht auf dem weißen Berge geschehenen Einfalle der Spanier in den letztgenannten Ort verlor er sein ganzes Vermögen, seine Bibliothek und Handschriften. Als alle nichtkatholische Prediger aus Mähren und Böhmen verwiesen wurden, begab er sich nach Lissa in Polen, ward Aufseher über die protestantischen Schulen und 1632 Bischof der mährischen Brüder. Er stand in so großem Rufe, daß ihn Schweden ersuchte, die Verbesserungen der Schulen zu übernehmen, er wurde aber durch die Kriegsunruhen verhindert, sich dahin zu begeben. 1641 wurde er in gleicher Absicht vom Parlamente nach London berufen, konnte aber auch hier, durch die inneren Unruhen verhindert, seinen Zweck nicht erreichen und ging deshalb nach Schweden, wo ihn sein Gönner, der Kanzler Oxenstierna, veranlaßte, in Elbingen an einer Organisation der Schulen für Schweden zu arbeiten. Nachdem er auch in Siebenbürgen auf gleiche Weise thätig gewesen war, kehrte er 1656 nach Lissa zurück, wo er bei der Verbrennung dieser Stadt durch die Polen zum zweiten Male seines Vermögens und seiner Bücher beraubt wurde. Er ging hierauf nach Schlesien, Brandenburg, Hamburg und zuletzt nach Amsterdam, wo er, in religiöse Schwärmerei verfallen, am 15. Oct. 1671 starb. Von seinen vielen Schriften besitzen wir noch 54, unter ihnen „Janu alinguarum reserata," „Pansophiae prodromus," (London 1639), „Historia persecutionum Ecclesiae Bohemiae etc.," (Leyd. 1648) und endlich den berühmten „Orbis sensualium pictus oder die sichtbare Welt" (Nürnberg 1658), das erste Bilderbuch für Kinder, das oft neu aufgelegt und nachgeahmt worden ist. Seine böhmischen Schriften sind noch jetzt ein Muster des Styls. Vgl. Palacky's Abhandlung über C. in der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" (1829).

Comfort und Comfortable nennen die Engländer jene Anordnung des materiellen Lebens, welche Bequemlichkeit, Behaglichkeit und einen friedlichen, ungetrübten Genuß des Daseins bezweckt, gleich weit entfernt von träger Wollust und unbeschränkter Genußsucht, wie von quälender Dürftigkeit, die einen gewissen Grad des Besitzes verlangt, doch nicht den Reichthum um des Reichthums willen erstrebt, sondern um sich den Gemüthsfrieden, der das eigentliche Wesen des C. ist, dauernd zu sichern.

Comines, Philippe de la Clite, de, gewöhnlich Cominaeus genannt, ein berühmter französischer Staatsmann und Geschichtschreiber aus einem adeligen Geschlechte, auf dem Schlosse Comines in Flandern 1445 geboren, verlor früh seine Eltern, erhielt aber dem-

ungeachtet eine sorgfältige Erziehung. Kaum ins Jünglingsalter getreten kam er an den Hof Philipp des Gütigen zu Burgund und gewann bald das Vertrauen Karls des Kühnen, der 1467 seinem Vater in der Regierung folgte. Doch C. belohnte das Wohlwollen seines fürstlichen Freundes mit Undank, setzte sich mit Louis XI. als dieser vom Grafen von Charolois zu Peronne gefangen gehalten wurde, heimlich in Verbindung, half ihm zum Abschluß eines günstigen Friedens und trat endlich 1472 in französische Dienste. Ludwig, der in ihm ein williges Werkzeug zur Durchführung seiner Plane fand, schenkte ihm seine volle Gunst, ernannte ihn zum Rath und Kammerherrn und verlieh ihm das Fürstenthum Talmont. Nach dem Tode dieses Königs wurde er durch Anna von Beaujeu aus dem Regentschaftsrathe verdrängt, 1486 gefangen genommen und in dem Schloß Loches in Berry in Verwahrung gebracht, wo er 8 Monate in einem eisernen Käfige zubringen mußte, weil man ihn eines verrätherischen Einverständnisses mit den Herzogen von Bourbon und Orleans beschuldigte. Nachdem er noch ein Jahr lang in Paris gefangen gesessen, wurde er am 24. März 1488 durch einen förmlichen Parlamentsbeschluß zum Verlust des vierten Theils seiner Güter und zu zehnjähriger Verbannung vom Hofe verurtheilt. Demungeachtet scheint C. vom König Karl VIII. wieder begnadigt worden zu sein, denn er begleitete diesen auf seinen Feldzug nach Italien, wo C. mehrere wichtige diplomatische Verhandlungen ausführte. Uebrigens scheint weder Karl VIII. noch sein Nachfolger Ludwig XII. für den C. während er noch Herzog von Orleans war, lange heimlich gewirkt hatte, ihn mit ihrem Vertrauen beehrt zu haben. Der letztere ließ ihm zwar seine ansehnlichen Pensionen, hielt ihn aber von seinem Hofe fern und in dieser Art von Verbannung starb C. am 15. Octbr. 1509 auf dem Schlosse Argenton. Er war einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner seiner Zeit, besaß hohen Scharfsinn, richtigen politischen Blick, Besonnenheit in schwierigen Lagen und umfassende Kenntnisse. Die Memoiren, die er hinterlassen hat, sind für die Geschichte jener Zeit von großer Wichtigkeit. Er zeigt sich darin als ein höchst origineller Schriftsteller. Mit einer Kaltblütigkeit, die oft empörend wirkt, schildert er die zahllosen Ränke, zu denen er die Hand geboten. Die erste Ausgabe (Par. 1523 in Fol.) ist sehr unvollständig und lückenhaft, vollständiger ist die von Lenglet-Dufresnoy (3 Bde. Paris 1747).

Comitate, s. Gespannschaften.

Comité, im Englischen Committee, heißt ein Ausschuß einer berathenden Versammlung zur Verhandlung über einen besonderen, genauere Kenntniß der Sache oder verwickelte Untersuchung und Berichterstattung darüber, erfordernden Gegenstand. Der Begriff dieses Wortes stammt ursprünglich aus dem englischen Parlamente, von wo er zur Zeit der französischen Revolution in die Nationalversammlung und von da auch nach Deutschland überging. Hier bezeichnet man gewöhnlich C. durch Ausschuß oder Deputation, doch hat dieses Wort in der politischen Sprache der Franzosen und Engländer in manchen Fällen noch eine eigenthümliche Bedeutung. So bezeichnet Comité secret in Frankreich, die sogenannte Geheimsitzung der Deputirtenkammer, die bei verschlossenen Thüren vor sich geht, und vor 1830 trugen die Sitzungen der französischen Pairskammer fortwährend diesen Charakter, weil das Publikum von ihren Berathungen ausgeschlossen war. Jetzt tritt eine geheime Berathung in beiden Kammern nur dann ein, wenn 5 Mitglieder die Räumung der Tribunen verlangen. Committee-general heißt in England das Ober- oder Unterhaus, wenn es für die Discussion eines einzelnen Artikels eines Gesetzentwurfes die gewöhnliche Geschäftsform verläßt und zu einer freieren Erörterung schreitet. Der Sprecher überläßt seinen Sitz einem Andern, die Auseinandersetzungen gehen ins Einzelne, die Reden werden kürzer, ein Mitglied kann mehrmals das Wort nehmen, kurz die Discussion nimmt mehr den Charakter einer Conversation an. Zu einer solchen Committee-general geht die Kammer, wenn die Tagesordnung es mit sich bringt, oft mehrere Male in einer Sitzung über. Zur Zeit des Convents, während der französischen Republik, spielten besonders der Comité de salut public und der Comité de la sureté général eine bedeutende Rolle; sie vertraten die Ministerien und ihnen waren die von Commissionen besorgten Verwaltungszweige unterworfen.

Comitien hießen diejenigen Versammlungen des römischen Volkes, worin es sich

zu Berathungen von Staatsangelegenheiten, zur Besetzung der hohen Magistratsstellen, zur Gesetzgebung oder Annullirung bestehender Gesetze, zur Entscheidung über Krieg und Frieden berieth. Die C. wurden früher von den Königen, später von den Consuln zusammen berufen und durften nur in bestimmten Monaten, an bestimmten Tagen (deren 184 im Jahre waren) und zu bestimmter Tageszeit (so lange die Sonne am Horizonte stand) gehalten werden. Sie waren nach den verschiedenen Eintheilungen des Volkes, verschieden. Die ältesten waren die Curiatcomitien (Comitia curiata) angeblich von Romulus eingerichtet; es waren Versammlungen der Patricier, die ursprünglich allein das römische Volk ausmachten. Die in 30 Curien vertheilten Bürger versammelten sich auf dem Comitium, einem Platz zwischen dem palatinischen und capitolinischen Hügel, der später durch die Rednerbühne von dem Forum getrennt war. Mit ihnen die nur in Folge, eines Senatsbeschlusses zusammen berufen werden konnten, waren religiöse Feierlichkeiten und namentlich die Auspicien verbunden. Auch später, als die Plebs als der wesentliche Bestandtheil der Bürger anerkannt war, dauerten die Curiatcomitien fort, sanken aber nach und nach zur bloßen Form herab indem die Curien nicht mehr selbst, sondern 30 Lictoren in ihren Namen stimmten. In den ältesten Zeiten wurden in ihnen die Magistratspersonen gewählt, Beschlüsse über Gesetzvorschläge und über Krieg und Frieden gefaßt; Servius Tullius aber trug diese Rechte auf die von ihm gestifteten Centuriatcomitien (Comitia centuriata) über und die Curiatcomitien wurden schon damals bloße Standesversammlungen. Die Comitia centuriata waren gleich vom Anfange Versammlungen des ganzen Volkes, indem sie die Patricier und Plebejer, nach ihren Klassen in Centurien eingetheilt, umfaßten. In älterer Zeit erschien das Volk dabei bewaffnet, weshalb sie auf dem Marsfelde gehalten wurden. Nur die höheren Magistratspersonen, namentlich die Consuln und Prätoren, konnten sie an den dazu bestimmten Tagen (den sogenannten dies comitiales) versammeln. Gesetzmäßig mußte der zu verhandelnde Gegenstand durch einen Anschlag (edictum) 17 Tage vorher (per trinundinum) bekannt gemacht sein, um vorläufig besprochen zu werden. An den Versammlungstagen wurden von dem vorsitzenden Magistrate in einem Zelte vor der Stadt durch Auguren Auspicien gehalten, ein Opfer dargebracht und auf dem Janiculum zum Zeichen der Versammlung eine Fahne ausgesteckt. Die Abstimmung selbst geschah in der älteren Zeit nach den Classen, später wurde durch das Loos bestimmt, welche Centurien der Tribus beginnen sollten. Anfangs geschah sie mündlich, seit dem Jahre 138 wurden aber Stimmtäfelchen eingeführt. Das Volk begab sich Abtheilungsweise in Gehege, (septa) und nach der Abstimmung jeder einzelnen Abtheilung wurden die sich daraus ergebenden Einzelstimmen als Beschluß der Centurie öffentlich verkündigt. Waren die Stimmen in einer Centurie sich gleich, so galt sie nichts und wurde nicht ausgerufen, außer bei gerichtlichen Versammlungen wo Gleichheit der Stimmen frei sprach. Früher mußten die Beschlüsse der Centuriatcomitien vom Senat bestätigt werden, was aber bei Gesetzen schon 339 durch ein Gesetz des Pubilius Philo und 286 in Bezug auf die Wahlen durch die Lex Maenia wegfiel. In diesen Comitien wurden alle höhere Magistratspersonen, Consuln, Prätoren, Censoren ꝛc. gewählt, die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschieden und nach einer Verfügung der Zwölftafelgesetze auch über Capitalverbrechen Gericht gehalten. In dieser letzteren Hinsicht wurde in späteren Zeiten ihre Competenz durch die Errichtung besonderer Gerichtshöfe sehr beschränkt; auch das Recht über Gesetzvorschläge und über Krieg oder Frieden zu entscheiden, theilten sie früh schon mit den Tributcomitien (Comitia tributa). Dieß waren ursprünglich reine Volksversammlungen, wo sich nur die Plebs zur Berathung vereinigte. Sie entstanden mit den Amte der Volkstribunen und werden schon 492 v. Chr. bei Gelegenheit des Processes gegen Coriolan erwähnt. Das Volk versammelte sich hier nach Tribus und die hier gefaßten Beschlüsse erhielten Anfangs, weil die Patricier keinen Theil an ihnen nahmen, die Bezeichnung plebescita und hatten nicht die Geltung wie die Beschlüsse der Centuriatcomitien. Diese erhielten sie erst im J. 449 durch ein Gesetz der Consuln Valerius und Horatius, das 339 durch eine Lex Publilia und 286 durch eine Lex Hortensia bestätigt wurde. Sie waren weit freier als die Centuriatcomitien; ihnen ging kein Senatsbeschluß,

keine Auspicien oder religiöse Feierlichkeiten voraus. Das Volk versammelte sich zur Wahl der Magistrate gewöhnlich auf dem Marsfelde, zu Gesetzbestätigungen und Gerichtshaltungen auf dem Forum, zuweilen auch auf dem Capitolium und den Vorsitz führten gewöhnlich die Volkstribunen, bei gerichtlichen Verhandlungen auch die plebejischen Aedilen. In diesen Comitien wurden die niedern, außerordentlichen und Provinzialmagistrate und seit 104 v. Chr. nach der Lex Domitia auch der Pontifex maximus, die Auguren, Fecialen ꝛc. gewählt. Je größer die Macht der Tribunen wurde, desto wichtiger wurden die Tributcomitien und namentlich haben sie für die Gesetzgebung die politische sowohl, wie die privatrechtliche, eine größere Bedeutung erhalten als die Centuriatcomitien. In der Kaiserzeit wurden zwar die Comitien noch eine Zeit lang beibehalten, ihre Bedeutung war aber mit der Vernichtung der Volksmacht dahin. Schon Cäsar mischte sich in die Wahl der Magistrate, Augustus gab diese zwar den Comitien zurück, aber Tiberius übertrug die Wahl dem Senate und ließ nur die Gewählten den Comitien bekannt machen. Diese Scheincomitien erhielten sich bis ins 3. Jahrh. Das Recht über Abstimmung der Gesetzvorschläge übten die C. nur bis unter Trajan.

Commandement, heißt in der Befestigungskunst in Bezug auf einen Punct außerhalb einer Schanze oder eines Festungswerkes der senkrechte Abstand der Krone der Brustwehr beider.

Commandite, nennt man die von einer Haupthandlung an einem zweiten Orte errichtete Nebenhandlung; der Vorsteher einer solchen C. heißt Commanditair. In Frankreich heißt C. jede Gesellschaft, in welcher ein oder mehrere Mitglieder ohne Antheil an der Geschäftsführung zu haben nur mit einer bestimmt ausgesprochenen Summe betheiligt sind. Solche stille Gesellschafter heißen Commanditaires.

Commando heißt im Allgemeinen der Oberbefehl über eine Truppenabtheilung; dann auch eine kleinere Truppenabtheilung selbst, welche ausgeschickt wird um einen bestimmten Auftrag zu vollziehen, z. B. Streifcommando, Executionscommando ꝛc. Werden die Leute dazu aus verschiedenen Regimentern gewählt, so heißen diese Commandirte, das Commando selbst ein melirtes.

Commelin, Jérome, war ein aus Douay in Frankreich der reformirten Religion wegen nach Genf auswandernder und dann sich in Heidelberg niederlassender gelehrter Buchdrucker, der sich vorzüglich durch seine Ausgaben der Classiker des Alterthums (Ex officina Sanct Andreana steht auf mehreren, außer dem von ihm gebrauchten Zeichen der Wahrheit) bekannt machte. Er starb zu Heidelberg 1598. — Die als Oheim und Neffe verwandten Johann (in Amsterdam geb. 1629 und gest. 1692) und Kaspar (geb. 1667 und gest. 1751 daselbst) Commelin, sind als geschickte Botaniker berühmt. Sie waren beide Professoren der Botanik und standen dem botanischen Garten in Amsterdam vor. — Isaak C., zu Amsterdam 1598 geb. und 1676 gestorben, ist vorzüglich durch seine historischen Schriften über Holland bekannt.

Commensurabel, nennt man in der Mathematik solche gleichartige Größen, die ein gemeinschaftliches Maß haben, oder sich durch ein und dieselbe gleichartige Größe theilen lassen. Im Allgemeinen sind alle ganze Zahlen durch die ihnen gemeinschaftliche Einheit commensurabel; im engeren Sinne jedoch nennt man nur solche Zahlen commensurabel, die außer der Einheit noch ein anderes gemeinschaftliches Maß haben, z. B. 12, 15, die beide 3 zum Theiler haben. Auf gleiche Weise sind Brüche deren Zähler und Nenner ganze Zahlen sind oder in solche verwandelt werden können, commensurabel durch einen Bruch, dessen Zähler 1 und dessen Nenner ein gemeinschaftlicher Dividendus der Nenner aller Brüche ist, z. B. $^4/_5$ und $^3/_4$ haben $^1/_{20}$ Theil zum gemeinschaftlichen Theiler. Auch irrationale Zahlen können commensurabel sein, wenn sie durch ein und dieselbe Irrationalzahl dividirt, rationale Quotienten geben z. B. $\sqrt{18}$ und $\sqrt{8}$ geben durch $\sqrt{2}$ dividirt, die Quotienten $\sqrt{3}$ und $\sqrt{2}$.

Commenda, Commendatur, oder Commthurei, nannte man die Administration oder provisorische Verwaltung einer erledigten Pfründe bis zur Wiederbesetzung derselben. Ein Verwalter der C. hieß Commendator. Dadurch, daß solche Verwalter die

Wiederbesetzung der Pfründen zu verhindern suchten, um die Einkünfte desto länger zu genießen, und daß oft auch Laien solche Commenden erhielten, griff das Commendenunwesen seit dem 12. Jahrh. immer mehr um sich, besonders in Frankreich, wo die zu Avignon residirenden Päpste durch ihre Reservationen eine Menge Pfründen, selbst Bisthümer und Pfarreien, in Commenden verwandelten, um sie an ihre Cardinäle und Nepoten zu verschenken. Bei verschiedenen Ritterorden wurden C. diejenigen Gebiete genannt, welche einzelnen Ordensrittern zur Verwaltung oder Nutznießung übergeben wurden. (S. Ballei.) Der Inhaber einer solchen Commthurei hieß Commthur und erhielt noch einen Hauscommthur beigeordnet, wenn die Commthurei sehr groß war. Der Landcommthur führte die Aufsicht über die Commthureien einer Provinz. Bei Domkirchen hieß Commenthurei auch wohl die Dotation eines Vicars oder Altaristen.

Commerson, Philibert, geb. am 18. Nov. 1727 zu Chatillon les Dombes, studirte Medicin zu Montpellier, und ward hier Dr. der Medicin. Er beschrieb auf Linné's Veranlassung für die Königin von Schweden die Fischarten des mittelländischen Meeres, machte 1755 eine Reise durch Savoyen und die Schweiz, wo er mit reichen Beiträgen für sein großes Herbarium zurück kehrte. Später legte er einen großen botanischen Garten in seinem Geburtsorte an, und ging 1764 nach Paris, von wo er 1767 mit Bougainville die Reise um die Welt machen sollte, aber 1773 auf Isle de France starb. Die Blume Hortensia erhielt ihren Namen von C. nach einer jungen Französin Hortense Barré, welche ihn auf dieser Reise in männlicher Kleidung begleitete. Wenige unbedeutende Werke erschienen von ihm im Drucke, aber seine Papiere, Zeichnungen und Sammlungen, welche sich im Jardin du Roi zu Paris befinden, sind für den Botaniker noch immer ein großer Schatz, der noch nicht ganz erschöpft ist.

Commission, heißt ein Auftrag, der einem oder mehreren von einer öffentlichen Behörde zur Verhandlung einer Sache, z. B. eines Zeugenverhörs, Beaugenscheinigung &c. ertheilt wird, dann auch die beauftragte Mehrzahl von Personen. Ein Einzelner so Beauftragter heißt Commissar, der Auftraggebende, Committent, die Ausfertigung des Auftrages, Commissorium. Besonders wird das Wort in solchen Fällen gebraucht, wo zur Besorgung eines solchen Geschäfts von eigenthümlicher Beschaffenheit, das in der Regel nur kürzere Zeit dauert, eine administrative oder richterliche Behörde neu eingesetzt oder eine bereits bestehende damit beauftragt wird. Criminalrechtlich wird die C. ertheilt, theils zur Verhandlung, theils zur Entscheidung der Sachen mehrerer Art, theils zu einer ganzen Sache, namentlich wenn der eigentliche Richter in einem Processe von der einen Partei perhorrescirt worden, d. h. bei der Sache betheiligt ist. Dieß kann aber nur durch die obere Behörde geschehen. Unerlaubt ist die Uebertragung ganzer Processe an einen Commissarius ohne die oben angegebenen Gründe. Früher wurde mit C. vielfacher Mißbrauch getrieben und die Rechtspflege dadurch den Händen der ordentlichen Richter oft zur Ungebühr entzogen. Im neuern deutschen Staatsrechte gebraucht man das Wort C. für die Ausschüsse der ständischen Kammern, welche mit Vorberathung einzelner zu verhandelnder Gegenstände beauftragt sind (sie werden auch Deputationen genannt), sowie für gewisse auf der Bundesversammlung gewählte Ausschüsse, z. B. Reclamations-, Executionscommissionen &c. — In Handelssachen heißt C. die Ordre, Vorschrift oder Vollmacht, die ein Kaufmann einem Andern giebt um für ihn und in seinem Namen Waaren zu kaufen oder zu verkaufen, seine Bank- und Wechselgeschäfte zu besorgen &c.

Commissionshandel, heißt die Besorgung kaufmännischer Geschäfte, des Ein- und Verkaufs von Waaren, des Versicherns der Schiffe und anderer Gegenstande, des Abschließens persönlicher Verträge für Andere, aber meist auf den Namen des Besorgers oder Commissionairs, der dabei den Committenten (Consignataire) im Fall des Verkaufs von Waaren, für welchen er das Geschäft besorgt, nicht zu nennen braucht. Zwischen den Committenten (Consignataire) und den Commissionär findet im Allgemeinen dasselbe Verhältniß statt, wie zwischen Machtgebern und Bevollmächtigten; sobald die eingekauften Waaren für den Committenten in Besitz genommen sind, geht das Eigenthum sowohl als die Gefahr

auf diesen über. So lange die zu verkaufenden Waaren bei dem Commissionär sind, bleibt dem Committenten das Eigenthum darüber; er kann aber die Verkauften oder Verpfändeten nicht mehr aus den Händen der Käufer oder Pfandinhaber zurück fordern. Der Commissionair bezieht eine gewisse Provision, die geringer ist, wenn er nur den Ein- oder Verkauf besorgt, ohne dem Committenten für den Käufer zu garantiren, tritt der letztere Fall ein so wird die Provision auch höher. Ueber den Commissionshandel im Buchhandel siehe diesen.

Commodore bezeichnet im englischen Seewesen einen Marineofficier, welcher, ohne Admiral zu sein, das Obercommando über mehrere Schiffe führt. Dieser Titel, welcher den Rang eines Generalbrigadiers verleiht, behält der damit belegte aber nur während der Dauer seines Commando. — Commodore-Schiff, das Begleitungs- und Hauptschiff einer Kauffahrteiflotte, welches die andern (des Nachts mittelst einer Laterne) führt und beisammenhält.

Commodus Antoninus, L. Aelius Aurelius, Sohn Marc Aurel's, und der Anna Faustina, Tochter des Antoninus Pius, geb. 161 n. Chr., erhielt eine sorgfältige Erziehung, zeigte aber dessen ungeachtet schon früh großen Hang zu Grausamkeit und niedrigen Ausschweifungen. Schon im 16. Jahre erhielt er die Würde eines Tribunen und Consuls, bald darauf ernannte ihn sein Vater zum Imperator und Augustus, und er folgte diesem 180 n. Chr. in der Regierung. Hatte er schon vor seiner Thronbesteigung großen Hang zur Grausamkeit blicken lassen, so übertraf er nun alle vorigen Scheusale des Kaiserreichs. Mit großer Körperkraft begabt, erschien er öffentlich als Hercules mit einer Löwenhaut und einer Keule, verstümmelte aus Uebermuth die ihm Begegnenden auf das Schändlichste, und tödtete sie. 400 Beischläferinnen, die niedrigsten Dirnen Roms, und eine große Anzahl schöner Knaben konnten seinen unmäßigen Hang zur schändlichsten Wollust nicht befriedigen. Um Ruhe vor den Markomannen und Quaden zu haben, schloß er mit ihnen, gleich bei Anfang seiner Regierung, Frieden, trat 735 Mal als Gladiator im Amphitheater auf, und soll immer den Sieg davon getragen haben. Um die Schatzkasse zu füllen, schrieb er die drückendsten Auflagen aus, verkaufte Aemter und Statthalterschaften an den Meistbietenden, und an Verbrecher Erlassung von Strafen. Mit seinen Schwestern lebte er in Blutschande, und tödtete eine derselben, weil sie sich ihm nicht ergeben wollte. Seinen Freigelassenen Anterus, der alle Regierungsgeschäfte besorgte, mußte er der Leibwache preis geben, welche ihn ermordete, weil man denselben allgemein als Verführer des Kaisers ansah. Jetzt erhielt ein Sclav Cleander des Kaisers Gunst und die Regierungsgeschäfte, verlor aber später durch C. selbst Ansehen und Leben. Als C. die geliebteste seiner Buhlerinnen, Marcia, und einige angesehene Hofbeamte ermorden lassen wollte, diese aber Nachricht davon erhielten, ließen sie ihn erst vergiften, und als er hieran sein schändliches Leben nicht endigte, erwürgte ihn der Fechter Narcissus 192 n. Chr., im 32. Lebensjahre, und im 12. seiner Regierung. Als Ursache seines Todes gab man einen Schlagfluß an. Vom Senate wurde er als ein Feind des Vaterlandes erklärt, sein Name auf den öffentlichen Inschriften vertilgt und seine Statuen zerschlagen. Das einzige Gute, was er schuf, war die afrikanische Getreideflotte für Rom, um das aus Mangel an Getreide schon einmal empörte Volk, nicht wieder dazu zu reizen.

Communalgarden, s. Volksbewaffnung.

Communeros war der Name einer geheimen politischen Gesellschaft in Spanien, die sich 1820 aus dem Vereine der Freimaurerei bildete, bald aber eine dieser entgegengesetzte Richtung annahm, so daß beide Parteien sich aufs heftigste haßten. In ihrer Tendenz glichen die C. den Jacobinern in Frankreich; denn ihr Ziel war Verwirklichung der Volksherrschaft, ihr Losungswort Freiheit und völlige Gleichheit der Menschen. Dabei bildeten sie eine Art Ritterorden, dessen Versammlungen Festungen hießen, die Classenversammlungen Forts und Schanzen. Die Aufnahme in den Orden geschah durch einen Schlag auf die Schulter und der Aufgenommene mußte auf das Evangelium schwören: „Die Selbstherrschaft des Volks zu vertheidigen und Anstellungen nur zum allgemeinen Besten anzu-

nehmen, nie aber zu suchen." Ihre Häupter hießen Commandeurs; die ersten waren Ballesteros (s. d.) und Romero Alpuente. Schon 1821 hatten die C. zu Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz eine Provinzial-Merindad, sowie Provinzialcassen und eine Centralcasse, um die freiwilligen Beiträge der Mitglieder aufzunehmen, und 1822 zählte der Orden bereits 30,000 Ritter, welche Zahl später auf 70,000 gestiegen sein soll, und ihre Verbindungen dehnten sich selbst bis nach Frankreich aus. Nach der Restauration von 1823 wurde der Verein aufgelöst und die Theilnahme daran mit strengen Strafen bedroht; doch wurden die C. nicht so heftig verfolgt als die Freimaurer, weshalb jene auch noch eine Zeitlang fort bestanden haben sollen.

Communication, oder Verbindung, ist ein Ausdruck der besonders in der Militärsprache verschiedene Bedeutung hat. Im Allgemeinen spricht man von dreierlei Art von C.; die strategische heißt die Linie von dem Punkte, auf dem sich eine Armee beim Vorrücken von ihrer Basis befindet, rückwärts bis zu dieser; und die Armee hat ihre C. verloren, wenn es dem Feinde gelingt diese Linie zu durchschneiden. Tacktisch heißt die C. wenn ein größerer Heerestheil mit einem von ihm rück- oder seitwärts detachirten kleineren Corps durch einzelne Abtheilungen 2c. die Verbindung unterhält. Fortificatorische C. bestehet in denjenigen Laufgräben, welche bei den Belagerungsarbeiten zwei Parallelen oder Tranchéen mit einander verbinden, weshalb sie auch Verbindungs- oder Communicationsgräben heißen.

Communion (communio) heißt in der Kirchensprache, die kirchliche Gemeinschaft in welcher ganze Gemeinden oder einzelne Personen mit der Kirche stehen und nach welcher der Einzelne, wenn er Kleriker ist, das Recht hat ein geistliches Amt zu führen oder eine Pfründe zu genießen, wenn er Laie ist, an den kirchlichen Segnungen und Vortheilen Antheil zu nehmen. Gewöhnlich aber bezeichnet man mit dem Worte C. die Feier des Abendmahls (s. d.). Im Mittelalter wurden Geistliche, die sich vergangen hatten, oft zur sogenannten Laiencommunion d. h. zum Stande gewöhnlicher Christen verdammt. Die häufig erwähnte Fremdencommunion, bestand darin, daß reisende Kleriker und Laien die ohne Empfehlungsbriefe ihres Bischofs in einer fremden Gemeinde erschienen, zwar unterstützt, aber von jeder Gemeinschaft ausgeschlossen wurden, aus Furcht sie möchten Häretiker oder Schismatiker sein.

Communismus. Unter den Utopien, welche von Zeit zu Zeit im Laufe der Jahrhunderte bald das Nachdenken Einzelner, bald den Enthusiasmus einer ganzen Gemeinschaft erregt haben, gehört auch die unter dem Namen Communismus erzeugte Idee einer völligen Gemeinschaft der Arbeit und des Genusses. Sie ist nicht neu. Schon im Alterthume finden wir sie zum Theil in den entstehenden Staatenverbindungen versuchsweise angewendet. Denn das Jubeljahr der Hebräer, in welchem die Gleichheit des Besitzes nach einer Anzahl von Jahren wieder hergestellt wurde, die Einrichtung in der frühsten spartanischen Gesellschaftsverfassung, die Keinem ausschließliches Eigenthum gestattete, ist nichts Anderes, als was der moderne Communismus will. Daß diese Einrichtungen untergingen, sobald der Staat einen größern Umfang und einen lebhaftern Verkehr nach Außen erhielt; daß dieser Zustand eigentlich nie in seiner vollen Reinheit herrschend gemacht werden konnte, weil er an der eigenthümlichen Einrichtung der menschlichen Natur eine unübersteigliche Schranke fand, hat einzelne Denker nicht abhalten können, auf diese Idee immer wieder zurückzukommen, und sie weiter auszuspinnen, so wie einzelne Schwärmer von Zeit zu Zeit aufgetreten sind mit dem Versuche, sie wieder in's Leben einzuführen. Schon Plato spricht in seinem Buche vom Staate, von einer völligen Gleichstellung aller Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, und räth denjenigen an, die diesen Versuch machen wollen, allen Alleinbesitz und Eigenthum daraus zu verbannen. Unter den Neuern scheint die Idee eines communistischen Staats zu den Lieblingsträumen der Philosophen gehört zu haben. Thomas More in seinem „Utopien", Campanella in seiner „Sonnenstadt", Harrington in seiner „Oceana", Jean Bodin in seiner Schrift „De la République" und eine Menge anderer Schriftsteller haben sich von Zeit zu Zeit beeifert, ihre Träume von einer Möglichkeit einer völligen Gleichstellung unter einander mit mehr oder weniger poetischen Farben, mit

mehr oder weniger inneren Zusammenhang zu schildern und darzustellen. Ihnen entsprechend tauchten von Zeit zu Zeit einzelne Secten auf, welche diese communistischen Ideen zu verwirklichen strebten; so die Waldenser mit ihren Ab- und Unterarten, der Adamiten, Lollharden rc., die Wiedertäufer in den Niederlanden und Münster und ähnliche. Auch die neuere Zeit sollte von dem Einfluß dieser Träume nicht frei bleiben. In der französischen Revolution protestirte die ganze Masse des sogenannten dritten Standes gegen das zeither geltende öffentliche Recht. Damals waren die Glieder des dritten Standes unter sich noch nicht streng geschieden, so wie auch der Standpunct, von dem aus man die historische Ungleichheit bekämpfte, anfangs ein ganz abstracter war. Bald aber kam ein immer helleres Licht in dieses Dunkel, der Erfolg der Revolution zeigte immer deutlicher ihre Tendenz, jede Art der Ungleichheit in allen Kreisen des gesellschaftlichen Lebens zu bekämpfen. Je mehr aber dieses Princip geltend gemacht wurde, desto mehr kam die große Masse der Ungebildeten und Besitzlosen zur Herrschaft, und gelangte endlich in der Zeit der Schreckensregierung verfassungsmäßig zur wesentlichen Anerkennung seiner politischen Rechtsgleichheit mit den andern Theilen der Nation. Die nothwendig in diesem Kampfe sich erzeugende Reaction stürzte endlich 1795 Robespierre und sein politisches Princip, und führte in der neuen Verfassung die frühere Ungleichheit der Staatsbürger wieder zurück. Robespierre's Princip war nämlich an der wichtigen Frage des Besitzes gescheitert. Er konnte den untern Classen Gleichheit politischer Rechte sichern; aber die Gleichheit des Besitzes ließ sich weder durch Decrete, noch durch die maßlosen Hinrichtungen, die er verfügte, herbeiführen, und der Besitz stürzte endlich die untern Classen wieder in ihre frühere Abhängigkeit zurück. Je größer aber jetzt der Abstand war gegen die, wenn auch nur kurze Zeit bestandene Rechtsgleichheit, desto mehr mußten diejenigen, welche darunter litten, an eine Wiederherstellung des verlornen Zustandes denken. Babeuf (s. d.), der beredte und eifrige Vertreter der Gleichheit, gab diesem Gefühle in seiner Zeitschrift „La tribune du peuple“ einen bestimmten Ausdruck, und in der von ihm gestifteten Gesellschaft Societé des égaux die Mittel, die verlorenen Rechte wieder zu gewinnen. Als die Gesellschaft aufgelöst wurde, suchte er seinen Zweck durch Gründung eines geheimen und beständigen Directoriums zu erreichen, worin seine socialistischen Lehren weiter ausgebildet, und die Mittel zur Umwälzung der bestehenden Gesellschaft vorbereitet würden. Nachdem er und sein Anhang sich mit der republikanischen Partei von 1793 verbunden hatte, glaubten sie die Vorbereitungen zu einer Gegenrevolution genügend, und suchten diese selbst im April 1796 durch Anschlagen und Vertheilung eines Manifestes in der Hauptstadt in's Werk zu setzen. Das Manifest enthielt folgende, ziemlich allgemein gehaltene Grundsätze: Die Natur hat jedem Menschen auf den Genuß aller Güter gleiches Recht gegeben, und die Gesellschaft muß die von den Schlechten und Starken immer von Neuem angegriffene Gleichheit zu vertheidigen wissen; Niemand kann sich ohne Verbrechen der Arbeit entziehen; Arbeiten und Genüsse müssen gemeinsam sein; in einer wahren Gesellschaft darf es weder Reiche noch Arme geben, und Feind des Volkes ist der Reiche, der seinem Ueberflusse zu Gunsten des Bedürftigen nicht entsagt; Niemand kann durch Anhäufung von Mitteln dem Andern des für sein Glück nothwendigen Unterrichts berauben. Diese in ihrer Allgemeinheit ziemlich nichtssagenden Sätze wurden von Buonarotti (s. d.), einem der Mitverschworenen Babeuf's, in einer viel später erschienenen Schrift näher erläutert. Babeuf wollte in seinem neu zu errichtenden Staate Alles, was die Menschheit nach und nach an Civilisation errungen hat, alle Entwickelungen und Errungenschaften der Civilisation von sich weisen. Er wollte keine eigentliche Regierung und keinen Staat, keine Kirche, kein Eigenthum, keine Wissenschaften und höhere Bildung. Er verwies alle großen Städte als ein Zeichen der Krankheit des öffentlichen Lebens, und wollte alle Menschen zu Landbauern machen, als wozu sie von den Naturgesetzen berufen seien. Um eine Gleichheit in der geistigen Bildung zu erzwingen, sollte die Allen gleichmäßig zu ertheilende Erziehung sich nur auf ein dürftiges Normalmaß von Lesen, Schreiben und Rechnen, von Kenntniß der Gesetzgebung, Geschichte, Geographie und Statistik der Republik beschränkt sein. Die strengste Aufrechthaltung dieser Schran-

ken glaubte man theils durch eine sorgfältige Beaufsichtigung der Presse, theils durch Androhung der härtesten Strafen für jede Uebertretung bewirken zu können. Um endlich die materielle Gleichheit des Besitzes und Genusses aufrecht zu erhalten, wollte man eine einzige Behörde einsetzen, welche für Einsammeln und tägliche Vertheilung der Producte sorgen sollte. Das oben erwähnte Manifest fand in Paris keinen besondern Anklang, und ohne Widerstand wurden am 10. Mai 1796 die Rädelsführer verhaftet und im folgenden Jahre Einige zur Guillotine, wie Babeuf und Darthé, Andere zur Deportation verurtheilt, die Andern entlassen.

Daß die communistischen Ideen auf diese Weise in Frankreich nicht völlig ausgerottet wurden, liegt schon in der Natur der Sache; nur konnten sie während des Consulats und Kaiserreichs, wo Frankreich trunken war von seinen auswärtigen Siegen, zu keiner öffentlichen Geltung kommen, sie wucherten aber im Stillen unbemerkt fort, und fanden namentlich in Saint-Simon (s. d.) und Fourier (s. d.) begeisterte Anhänger, welche ihr ganzes Leben ihrer weitern Entwickelung widmeten. Beide genannte Männer fanden in Aufhebung des Privateigenthums das Ziel der neu zu begründenden Gesellschaft; doch während der Erstere seine communistischen Ideen durch seltsame religiöse Grundsätze schon im Beginnen unpraktisch und unausführbar machte, strebte der Letztere, sie mehr mit dem wirklichen Leben zu vermitteln und zu vereinigen, indem er das Eigenthum zwar anerkannte, aber das Einkommen nach der Arbeit, dem Talent und den Capitalverhältnissen vertheilt wissen wollte. Saint-Simon hat vergeblich sein Vermögen der Verwirklichung seiner Ideen aufgeopfert. Als es ihm endlich gelang, eine kleine Gemeinde zu gründen, zerfiel diese bald in Spaltungen, und löste sich endlich durch das Gewicht ihrer eigenen Thorheit auf. Fourier ging langsamer und deshalb sicherer. Dazu hatte ihm auch die Julirevolution bedeutend vorgearbeitet, indem er jetzt auf die Mitwirkung der demokratischen Partei rechnen konnte, die bald der neuen Dynastie feindlich entgegen trat, als diese ihren Hoffnungen keine Verwirklichung geben wollte. Der Kampf, der nun erfolgte, wurde 1834 in den Straßen wie in der Kammer gegen die Republikaner entschieden, worauf diese sich öffentlich scheinbar zurückzogen, aber desto mehr im Stillen für ihre Ideen wirkten. Die materielle Noth und das bittere Gefühl der Zurücksetzung gegen die vornehmeren Classen warben immer neue Anhänger für das Princip der abstracten Gleichheit. Der Gegensatz zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat wurde immer schärfer fest gehalten, je mehr einzelne Gebildetere dem Proletariat sich näher anschlossen, und den unter sich gährenden Ansichten und Meinungen einen bestimmten Ausdruck gaben. So verschmolz die Partei der Republikaner mehr und mehr mit den Communisten, was sich am deutlichsten aus der von Barbès und Blanqui geleiteten Empörung 1839 ergab. Man sah die Republik nur noch als Mittel an, um durch den Umsturz der Verfassung eine neue Gestalt des Eigenthums herbeizuführen. Zu diesem Umschwung der Ideen trugen auch Männer bei, welche, ohne dem eigentlichen Communismus zu huldigen, Ansichten aussprachen und Saiten anschlugen, die in den untern Volksclassen vielfach wiederklangen. So namentlich Lamennais (s. d.) und Cabet, welche Veranlassung wurden, daß man allmählig aus der christlichen Liebe ein Recht des Armen auf Theilnahme am Besitz bildete; Louis Blanc, der in Opposition gegen das System der sogenannten freien Concurrenz, zuerst in der Zeitschrift „Bon sens“, dann in der „Revue du progrès“ von einer Organisation der Arbeit sprach, um besonders den industriellen Arbeitern eine glücklichere Lage zu sichern, und behauptete, daß es Pflicht der Regierung, als der höchsten Ordnerin der Production sei durch Errichtung von Nationalwerkstätten, die Concurrenz verschwinden zu lassen. Von vorzüglicher Bedeutung aber war das mit großem Scharfsinn und Gelehrsamkeit geschriebene Werk Proudhon's „Qu'est ce que la proprieté“ (Par. 1840), worin er mit Uebergehung der fortschreitenden Vermittelung des persönlichen und socialen Eigenthums durch den Staat, wodurch die Gegensätze zu einer versöhnlichen Aufhebung in einem höhern Dritten gelangen, die Ansicht aussprach, daß das Eigenthum die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, die Gütergemeinschaft dagegen die Ausbeutung des Starken durch den Schwachen sei, und also das reine Eigenthum

und der Communismus auf gleicher Unwahrheit und gleichem Unrecht beruhe. Wie sehr er auch dem zeitherigen streng juristischen Begriff des Eigenthums entgegen tritt, so erkennt er doch den individuellen Besitz als das Unveränderliche und Nothwendige in der Idee des Eigenthums an; nur müsse der Besitz seinen Grund nicht in einer blos fictiven Occupation oder in einem müßigen Willen, sondern in der Arbeit haben, und dürfe zwar des Tausches oder der Uebertragung auf dritte Personen selbst durch Erblichkeit, nicht aber der Veräußerung fähig sein. So trug dieses Werk, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat, daß es die Rechtfertigung des Eigenthums aus den bisherigen Gründen unmöglich und deshalb eine tiefere Begründung derselben als zeither geschehen, nothwendig gemacht habe, gewissermaßen zu einer wissenschaftlichen Begründung des Communismus bei. Uebrigens gewann die neue Lehre immer mehr Freunde und Verbreiter. An ihrer Ausbildung halfen die Journalistik und selbst die Poesie. Der St. Simonismus wie der Babouvismus gaben an sie einige ihrer Ideen ab, der Letztere besonders seit Buonarotti's „Geschichte der Verschwörung Babeuf's" immer bekannter wurde. Durch alle diese Hülfsmittel breitete sich der Communismus in geheimen Verbindungen immer weiter unter den Proletariern aus. Seine Grundsätze, die jetzt dem Babouvismus wieder näher traten, wurden in Zusammenkünften und gesetzwidrigen, aufrührerischen Journalen, z. B. dem „Moniteur républicain" und dem „L'homme libre" gepredigt, und traten endlich in der Empörung vom 12. Mai 1839 auch öffentlich hervor. Hierdurch vollendete sich die Trennung des radicalen Theils der Bourgeoisie von dem Proletariat, von dem sich auch die liberale Presse jetzt zurückzog. Dies hinderte aber nicht, daß der in die unteren Classen der Gesellschaft geworfene Samen selbständig fortwucherte, und sich über alle Provinzen Frankreichs und alle Classen der Nichtbesitzer ausbreitete. Die Untersuchung über die Attentate von Darmès und Quenisset, die beide rein proletarisch waren, hat darüber ein eigenthümliches Licht geworfen.

Seit der Unterdrückung des Aufstandes von 1839 zerfiel die ganze Verbindung, die eine furchtbare Wirkung hätte haben können, wenn sie ungetheilt geblieben wäre, in mehrere Fractionen, die sich gegenseitig unter einander bekämpften. Der roheste Theil des untern Volks hielt an der rein destructiven Lehre Babeufs fest, und bildete die Société des travailleurs égalitaires, welche jede Art des Bestimmenden und Beschränkenden in der heutigen Gesellschaft verwarf, und zur Verbreitung ihrer Lehre die Zeitschriften „L'humanitaire" und das in Lyon erscheinende Blatt „Le travail" gründete. Aus dem Prozeß Quenissets, der in die unterste Stufe der Verbindung aufgenommen war, geht hervor, daß in der neuen Gesellschaft nach Umsturz des Throns nationale Werkstätten errichtet werden sollten, worin jeder Arbeiter nicht über 8 Stunden täglich zu arbeiten und dafür nach einer gesetzlichen Taxe, einen weit höhern Lohn als gegenwärtig zu beziehen habe. In wechselseitigen Schulen sollen vom Gouvernement bezahlte Lehrer die Kinder des Proletariers eben so sorgfältig erziehen, als wie es jetzt mit denen eines Prinzen geschieht. Die Stifter des „L'humanitaire" vereinigten sich außerdem noch über andere Grundsätze, z. B. Nicht-Anerkennung von angeborenen Unterschieden zwischen Geschmack und Neigung; Verkündigung des Materialismus als des unveränderlichen Gesetzes der Natur; Aufhebung der einzelnen Familie, welche die Neigung zersplittere, und die Harmonie der brüderlichen Liebe zerreiße; Aufhebung der Ehe, die das freigeschaffene Fleisch als persönliches Eigenthum setze und dadurch das Glück und die Gütergemeinschaft, die keine Art des Eigenthums anerkenne, unmöglich mache; Zulassung der schönen Künste nur als Erholung von der Arbeit; Zerstörung des Luxus so wie der Städte, als des Mittelpunctes der Beherrschung und der Bestechung; endlich soll jeder Gemeinde in industrieller Beziehung eine besondere Aufgabe zugetheilt werden. Der letzte Punct ist eine Erweiterung des Babeuf'schen Systems, das nur die Landwirthschaft als einzige Basis des Nationalreichthums gelten ließ und deutet, freilich nur sehr unbestimmt, auf eine Organisation der Arbeit hin. Bemerkenswerth erner ist die gänzliche Aufhebung der Ehe und Familie, an welche Babeuf mit seinen Anhängern noch nicht dachte. Auch widerstand dieser Cynismus dem größeren Theil der Proletarier und

führte zu einer Trennung der Partei, indem sich die der Reformisten, deren wesentlicher Charakter eine gewisse Unentschiedenheit blieb, davon ausschied. Eine festere Form nahmen diese Letztern erst durch Cabet an, der in seinem Werke „Voyage en Icarie" (2 Bde., 1840), und in zahllosen Flugschriften der communistischen Lehre eine bestimmtere Gestaltung zu geben suchte, und die noch ungewiß schwankende Partei zu den sogenannten Communisten im engern Sinne oder Ikarische Communisten (Communitaires oder Icariens) umbildete. Ihre Propaganda haben sie in abendlichen Zusammenkünften (Cours Icariens), wo sich ungefähr 20 Arbeiter zu Vorlesungen und Besprechungen vereinigen. Sämmtliche Versammlungen, deren es schon in allen Fabrikstädten Frankreichs giebt, stehen unter einander in Verbindung. Cabet selbst gab in neuester Zeit ein communistisches Glaubensbekenntniß heraus, das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erhielt. Obenan steht darin der Glaube an einen allmächtigen, allweisen, allgerechten, allgütigen und wohlthätigen Urquell aller Dinge, dessen Wesen bestimmen zu wollen, unnütz und gefährlich sei, da zu dieser Erkenntniß die menschliche Einsicht nicht hinreiche. Ehe und Familienleben sind ihm die dem Verhältniß der Geschlechter und der Kinder zu den Aeltern angemessenste Form der persönlichen Gemeinschaft. Die sociale und politische Ungleichheit, besonders das Eigenthumsrecht und Unveräußerlichkeit erklärt er für die Quelle aller Laster der Reichen und Armen, und daher für den unseligsten aller Irrthümer. Die monarchische Staatsform gilt ihm nicht für die einzige Ursache des Unglücks, wohl aber verlangt er, daß das aristokratische System, d. i. die sociale und politische Ungleichheit durch die Demokratie, d. i. die Gleichheit, ersetzt werde. Daher Gütergemeinschaft, Gleichheit an Rechten und Pflichten, an Arbeit und Genuß bis zur Grenze der Möglichkeit. Um dahin zu gelangen, soll das Nationalgebiet als gemeinschaftliches Besitzthum, nach den Bestimmungen der Gesellschaft verwaltet, von den Bürgern bebaut, und sämmtliche Produkte eingesammelt und vertheilt werden; auch die Industrie in allen ihren Zweigen soll als eine einzige sociale betrachtet, und einer gemeinsamen Leitung unterworfen sein. Als die Basis von einer solchen Gemeinschaft betrachtet er eine gemeinschaftliche allgemeine oder Elementarerziehung; will aber auch zugleich eine höhere Entwickelung der schönen Künste in diesem System der Gemeinschaft aufgenommen sehen. Uebrigens soll nach seiner Lehre die sociale Umgestaltung nur auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung, durch die Zustimmung Aller oder wenigstens der größeren Mehrheit bewerkstelligt werden. Weshalb das System der Gütergemeinschaft nicht für die bestehende Generation, die weder des Eigenthums beraubt, noch zur Arbeit gezwungen werden soll, sondern erst für die durch Erziehung darauf vorbereitete Generation verbindlich sei. Auch müsse der socialen Reform eine parlamentarische und Wahlreform vorausgehen, und, selbst im Falle einer populären Reform oder Revolution, ein Uebergangsstaatsrecht oder die Demokratie eingeführt werden, mit Anerkennung des Princips der Gleichheit und der beständigen Tendenz einer successiven Verminderung der Ungleichheiten des Eigenthumsrechts, durch Beseitigung der testamentarischen und collateralen Erbfolge, durch Progressivsteuern, Einführung von Associationen und theilweisen Gemeinschaften, Organisation der Arbeit, Ordnung des Lohns, gemeinsame und freie Erziehung. Uebrigens scheint bei Cabet selbst ein Zweifel an der Ausführbarkeit seines Systems der Gemeinschaft entstanden zu sein, da er am Schlusse seines Glaubensbekenntnisses sagt: „Dieses Uebergangsstaatsrecht werde unmittelbar unendliche Verbesserungen hervorbringen, und dem Volke, das es besitze, eben so viel, und vielleicht noch mehr relatives Glück schaffen, als die Gemeinschaft für die Generation, für die sie erzogen sei.

Von Frankreich verbreitete sich der C. in belgische und spanische Fabrikstädte, und fand auch selbst Anhänger in Großbritanien, obgleich er hier unter den Arbeitern eine ganz andere Gestalt annahm. (S. Chartismus, Owen, Socialismus.) In der mildern Gestalt, als ikarischer Communismus, fanden die communistischen Lehren auch im Elsaß, in mehreren Theilen der Schweiz, namentlich auch bei deutschen Handwerkern, einigen Anhang, und selbst in Deutschland will man in manchen, in neuester Zeit entdeckten, und zum Gegenstand der Untersuchung gewordenen, geheimen Verbindungen socialistische und

communistische Anklänge gefunden haben. Eine in vielfacher Beziehung sehr merkwürdige communistische Schrift sind Wilh. Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit" (Vivis 1842). Vgl. A. Becker „Die Volksphilosophie unserer Tage" (Zür. 1843).

Der C. ist unzweifelhaft ein Erzeugniß der socialen Mißstände, und unnatürlichen Ungleichheiten, durch welche die verschiedenen Classen der Gesellschaft gewaltsam auseinandergerissen werden. Und wenn er auch nie und nimmermehr eine dauernde und allgemeine Geltung im Leben wird erringen können, da er die volle Bedeutung der Individualität mißkennt, die in ihrer freien Entwicklung keine willkürlich gezogene Schranke anerkennen kann, da er eine völlige Unbekanntschaft mit dem wahren Wesen der Productivität und Consumtion in ihrer gegenseitig sich bestimmenden lebendigen Wechselwirkung an den Tag legt, und die Aufgabe des Staats ganz falsch auffaßt, welcher stets nur eine vermittelnde zwischen der socialen Gesammtheit und den einzelnen Gliedern ist, so daß im Interesse der Gemeinschaft selbst auch diese ihre Glieder einem möglichst freien Wachsthum überlassen bleiben sollen: so bleibt er doch immer ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Gährungsstoff in der Bewegung unserer Zeit. Dabei dürfen wir uns nicht verhehlen, daß nicht der C. als Ganzes, sondern die Ideen, auf denen er beruht, und die im Laufe der Zeit sich naturgemäß ausgebildet haben, die Gefahr in sich tragen, welche die bestehende Gesellschaftsform bedroht. Es gilt einem großen, ja dem größten Theile der Mitglieder unserer gesellschaftlichen Ordnung diejenigen Rechte wieder zu erringen, welche er im Umschwung der Zeit verloren hat. Werden sie ihm nicht freiwillig wiedergegeben, so sucht er sie mit Gewalt sich anzueignen. Proudhon ruft den Besitzenden nicht mit Unrecht zu: „Eure Rolle ist die der Emancipatoren des Volks. Zittert, wenn sich Eure Mündel vor der Zeit für emancipirt erklären. Reizt uns vor Allem nicht zu Ausbrüchen unserer Verzweiflung; denn gelänge es Euren Soldaten, uns zu unterdrücken, Ihr würdet dennoch nicht vor unserm letzten Hülfsmittel Stand halten. Das ist nicht Königsmord und Meuchelmord, nicht Gift und Brand, nicht Arbeitseinstellung und Auswanderung, nicht Aufstand und Selbstmord: es ist etwas Schrecklicheres und Wirksameres, es ist ein Etwas, in dem das Alles zusammentrifft." Das ist eine eventuelle Kriegserklärung gegen das Eigenthum, gegründet auf die Lehren einer Moral, die zur Zeit noch als verwerflich anerkannt ist, der aber unter Umständen die gedrückten Classen nur allzu bereit folgen würden. Es ist hier, wie bei so mancher Einrichtung unserer bestehenden Gesellschaft. Nur durch zeitgemäße, eingreifende Reformen entgeht man Revolutionen. Ueber die Geschichte des C. vergl. Stein „Der Communismus und Socialismus des heutigen Frankreich" (Lpzg. 1842).

Um das, was wir oben anführten, recht augenscheinlich zu machen, führen wir nach Steins eben genannten Buche einige Bruchstücke aus Fourier's „Traité d'association" an. Aus der poetischen Hülle, mit welcher der Verfasser seine Lehren umgeben hat, geht dem ruhigen Leser doch die Gewißheit hervor, daß Fourier weder die Umgestaltung der Verhältnisse beachtet, die sein neuer Staat hervorbringen muß, noch den Menschen als Menschen genugsam kennt.

Die englische Staatsschuld, in sechs Monaten durch Hühnereier bezahlt.

„Nicht mehr nach Millionen, nach Milliarden werden wir die kleinen Erträgnisse schätzen, die man gegenwärtig gering achtet. Jetzt kommt z. B. an die Hühnereier die Reihe, eine große Rolle zu spielen, und eine Aufgabe zu lösen, vor der die gelehrtesten Finanzmänner Europa's erblassen. Sie haben nur verstanden, die Schuldenmasse zu vergrößern. Wir werden mit dem halben Ertrage der Eier eines Jahres, — ohne die Hennen anzugreifen — bis auf den Tag genau, den Koloß der englischen Staatsschuld vernichten, und das durch eine Leistung, die weit entfernt drückend zu werden, vielmehr nur ein Spielwerk für den Erdball ist."

„Wir wollen die Rechnung mit arithmetischer Genauigkeit darlegen. Es handelt sich also darum, 25 Milliarden im J. 1835 in Hühnereiern zu bezahlen."

„Fangen wir damit an; den wirklichen Werth der Eier festzusetzen. Ich schätze sie zu

10 Sous oder einen halben Franc das Dutzend, wenn ihre Frische verbürgt, und sie etwa von der Größe sind, wie die Hennen von Caux sie legen, die in der Harmonie noch die kleinsten sein werden, da die Wiedergeburt des Hühnergeschlechts jener des Menschengeschlechts unmittelbar folgen muß."

„Rechnen wir also das Dutzend guter, großer, frischer Eier, von kunstgerecht erzogenen Hennen gelegt, zu einem halben Franc, so brauchen wir 50 Milliarden Dutzend Eier, um die englische Schuld zu tilgen. Wie groß wird nun die Eierzeugung im Jahr 1835 in den 600,000 Phalangen sein können?"

„Das Huhn, dieses schätzbare Federvieh, ist ein Weltbürger unter den Vögeln. Es acclimatisirt sich bei einiger Pflege überall, und gedeiht im Sande Egyptens wie im Eise des Nordens. Ich werde beweisen, daß der Hühnerhof einer Phalange wenigstens 10,000 legende Hennen halten muß, ungerechnet die Küchlein, deren Zahl auf das zwanzigfache sich belaufen wird."

„Rechnen wir, daß eine Henne 200 Tage im Jahre legt. — In der Civilisation vielleicht nicht so viel, aber es ist bekannt, daß durch sorgsame Pflege, sanfte Ofenwärme, reichliche Nahrung und besonders durch das Wegfallen der Brutzeiten wegen der Brutöfen, gar wohl die Legezeit auf 200 Tage von 365 gebracht werden kann, ungerechnet noch das doppelte Legen (les binages). Schon jetzt sieht man bisweilen gut gehaltene Hennen von edler Race zwei Eier täglich legen."

„Um nun die Rechnung einfach und ohne Bruch, wie eine gute Hausfrau, aufzumachen, wollen wir annehmen, daß, statt 10,000, der Hühnerhof einer Phalange 12,000 Leghühner hielte. Dann haben wir täglich:

1000 Dutzend Eier zu $1/2$ Franc .	500 Fr.
Diese Zahl multiplicirt mit 200 Tagen	(200)
Giebt als jährliches Erzeugniß an Eiern in einer Phalange . .	100,000 Fr.
Multiplicirt mit 600,000 Phalangen	(600,000)
Giebt als Summen 60 Milliarden	60,000,000,000 Fr.

Da wir aber, um die Rechnung nach Dutzenden zu erleichtern, 12,000 Hennen statt 10,000 auf die Phalange annahmen, müssen wir den sechsten Theil abziehen, und die Summe auf 50 Milliarden reduciren, wovon die Hälfte, 25 Milliarden, gerade dem Betrag der englischen Staatsschuld, hoch angeschlagen, gleichkommt.

„Der Anblick des Anbaues und der Anbauenden.

„Der societäre Zustand wird selbst in die unsaubersten Verrichtungen noch den Luxus der Gattung (le lux d'espèce) zu legen wissen. Die grauen Kittel einer Gruppe Pflüger, die blauen einer Gruppe Mäher werden durch uniformsmäßige Einfassungen, Gürtel und Federbüsche hervorgehoben, — die Fuhrwerke sind gefirnißt, die Gespanne mit wenig kostspieligen Zierrathen versehen, und Alles so angebracht, daß der Schmuck nicht von dem Schmutz der Arbeit zu leiden hat."

„Sähen wir dann in einem schönen Thale alle diese Gruppen in hin und wieder zerstreuten Haufen in Thätigkeit, hinreichend geschützt durch farbige Zelte, mit Fahnen und Instrumenten unter Gesang und Hymnen einherziehend: sähen wir ferner den ganzen Canton statt strohgedeckter Hütten besät mit stattlichen Schlössern und Belvederes mit Säulengängen und Glockenthürmchen, — würden wir nicht glauben, ein verzaubertes Land, ein Feenmährchen, einen Aufenthalt der Olympier vor uns zu haben? Und doch wäre eine solche Gegend nur eine monotone, da sie nur eine von den drei Classen des Ackerbaues zeigte.

Statt des gesellschaftlichen Pflügens findet man in den „civilisirten" Landstrecken nur eine widrige, heillose Verwirrung. Dreihundert Familien eines Dorfs bauen auf 300 unordentlich durcheinander geworfenen Stückchen Feld Erbsen oder Zwiebeln! Ist das nicht eine vollständige Lächerlichkeit im Vergleich zu der „in einander greifenden Ordnung"

(l'ordre engréné), die in jedem Canton 300 Felder für eine Pflanzengattung anweisen würde, die wieder nach Arten, Abarten und Unterarten mit Berücksichtigung des Erdreichs in Vierecke abgetheilt, und zu Flügeldivisionen, Centrum und noch mehreren Abstufungen der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens angemessen, verbunden wären?"

„Wenden wir diese Methode auf Kohl und Rüben an, die Lieblingsgemüse der Philosophie. Die Serie der Kohlbauer (choutistes) kann ihre Operationslinie, um von jedem günstigen Erdreich Nutzen zu ziehen, auf eine Strecke von einer halben Lieue ausdehnen, unter sich begreifend drei Divisionen, 30 Gemüsegärten, und 300 Vierecke.

An demselben Tage nun, wo die Kohlfreunde unten am Fuß der Hügel zerstreut beschäftigt sind, kann gar wohl auch die Serie der Rübenbauer (ravistes) auf der Höhe ebenfalls in Arbeit sein, und ihr Banner von 30 Belvederes wehen lassen, deren Dach eine vergoldete Rübe trägt. Die Scene, schon lebhaft genug durch die zerstreuten Truppen, wird noch belebter durch den Eifer und die Fröhlichkeit, die von der Arbeit unserer bezahlten Arbeiter freilich fern bleiben, welche jeden Augenblick inne halten, und sich müßig auf ihre Spaten lehnen. Wenn dann ein Philosoph den Canton durchzieht, so mag er aus seinem Wagen das entzückende Schauspiel wahrer Kohl- und Rübenfreunde betrachten, die, echte Erben der Tugend eines Phocion und Dentatus, stolz ihr Banner entfalten, und ihre Gruppen und Zelte über die mit prächtigen Gebäuden besetzten Fluren und Höhen ausbreiten. Bei diesem Anblick wird unser Philosoph sich in eine neue Welt versetzt glauben, und zu begreifen anfangen, wie die Erde, nach der societären oder göttlichen Methode bewirthschaftet, alle Schönheiten, mit denen der Dichter den Aufenthalt der Olymper schmükken zu müssen glaubte, weit überstrahlen wird."

„Häusliche Dienste.

„In der Phalange sind die häuslichen Dienste, wie jede andere Verrichtung durch Serien besorgt, die jeder besondern Art von Arbeit je eine Gruppe zuweisen. Diese Serien tragen, während jene Dienste dauern, den Namen Pagen und Paginnen. Wir geben diesen Namen den Dienern der Könige, man ist ihn mit mehr Grund den Dienern der Phalange schuldig."

„An die ideelle Veredlung der Dienstbarkeit schließt sich die reelle, in dem Wegfallen der individuellen Abhängigkeit, die den Einzelnen erniedrigt, indem sie ihn den Launen eines Andern unterordnet. Betrachten wir den Mechanismus der freien Collectivdienstbarkeit (service collectif libre) in irgend einer Verrichtung, z. B. des Stubenmädchens, welche Zimmer und Betten in Ordnung zu halten hat.

Die Pagin Delia dient in der Gruppe der Stubenmädchen des linken Flügels, sie ist in Hader mit Leander, und versäumt dessen Zimmer. Aber Andere sind da, sie zu ersetzen. Egle und Phyllis, zwei Paginnen derselben Gruppe, besorgen Leander's Wohnung, dem sie wohlgeneigt sind. Dasselbe wiederholt sich im Stall; wenn das Pferd Leander's heute von einem Pagen vernachlässigt wird, so wird dessen Pflege von einem andern, Leander befreundeten Pagen übernommen, oder von den Pagen der Runde nach. Phyllis und Egle haben Leander's Bett gemacht, — aber nicht sie werden seine Kleider reinigen. Sie tragen sie in den Reinigungssaal, wo Clytie, eine andre Freundin Leander's, sie empfängt. Auf dem Rock ist ein Flecken. Clytie, nachdem sie ihn ausgeklopft hat, bringt ihn nach dem Saal der Fleckvertilger, wo er von Chloris, einer neuen Freundin Leander's, besorgt wird." —

„Uebrigens kann jeder diejenigen, von denen er eben bedient worden ist, in der nächsten Stunde bei einer andern Verrichtung treffen, wo die Veränderung der Arbeit sie vielleicht zu seinen Obern macht. Egle hat den Leander um 7 Uhr bedient; aber um 9 Uhr giebt es bei der Bienenzucht zu thun. Leander, erst vor Kurzem zu dieser Serie getreten, ist unbewandert in der Arbeit, — Egle, die sie von Jugend auf getrieben, ist sehr geschickt, — und hier steht Leander unter ihren Befehlen.

Handwerkliche Geschicklichkeiten.

„Wenn die Erziehung der Civilisation in jedem Kinde seine natürlichen Neigungen entwickelte, würde man fast alle Kinder reicher Eltern Leidenschaft für manche niedrige Arbeit fassen sehen, wie z. B. das Maurer-, Zimmer-, Schmiede-, Sattler-Handwerk. Ich erinnere an Ludwig XVI., der das Schlosserhandwerk liebte. Ein Infant von Spanien zog die Schusterei vor. Ein gewisser König von Dänemark verfertigte gern Klystierspritzen. Der frühere König von Neapel hatte die Liebhaberei, auf dem Markte höchsteigenhändig gefangene Fische zu verkaufen.

Der größte Theil der Kinder würde zu dergleichen Liebhabereien sich hinneigen, wenn nicht die Erziehung der Civilisation deren Entwicklung behinderte; und nicht der Schmutz der Werkstätten und die Rohheit der Arbeiter mehr Zurückstoßendes als die Arbeit Anziehendes hätte. Welcher Prinzensohn müßte nicht Geschmack an einem der obengenannten Handwerke finden, wenn er sie von Jugend auf in glänzenden Werkstätten durch wohlgesittete Leute betreiben sähe, die immer für Kinder ein niedliches Atelier und Miniaturwerkzeuge zu leichten Arbeiten in Bereitschaft hätten?

Jede industrielle Seite muß also ein Local für die Bübchen (bambins) und Knäbchen (chérubins) bestimmen, die etwa an die Angel beißen wollen. Eine Gruppe von Kindern wird ihre kleinen Zangen und Schaufeln, einen Haufen Mörtel, der zerstampft werden soll, oder eine kleine Schmiede und niedliche Ambosse, die man ihnen neben der großen Schmiede einrichtete, dem Goldgetäfel aller Prachtzimmer vorziehen. Diese Kinder werden stolz sein, irgend ein unwichtiges Stück zu dem unter ihren Augen entstehenden Fabrikat liefern zu können. Ein weiteres Anziehungsmittel ist der Glanz, den jede Serie bei der Parade entfaltet. Die Serie der Schmiede erscheint an Festtagen in Cyclopentracht, und zeigt sich auch so auf dem Theater der Phalange. Ihre Säle stellen grausige Höhlen dar, welche die Kinder mehr reizen werden, als alle reiche Meubles eines Salons. Zur Uebung der Kinder schon im frühen Alter kann man füglich den Hebel des Ehrgeizes brauchen, indem man ihnen einen leichten Theil der Arbeit zuweist. Wird ein Haus gebaut, so mag man ihnen eine unbedeutende Wand aufbehalten. Man läßt sie dann bei der Morgenparade mit ihrem kleinen Handwerkszeug und Arbeiterkitteln aufziehen, und führt ihre Gruppe in feierlicher Haltung an den bestimmten Ort."

Die kleinen Horden und die kleinen Banden.

„Man findet, daß fast zwei Drittel der Knaben Neigung zur Unsauberkeit und Unverschämtheit haben. Sie wälzen sich gar zu gern im Koth, und hantieren in ihren Spielen unbesorgt mit den schmutzigsten Dingen. Sie sind zänkisch, widersetzlich, unflätig; ihre Ausdrucksweise ist plump, ihr Ton aufgeblasen.

„Diese Kinder vereinigen sich zu den „kleinen Horden" (petites hordes), die gebraucht werden, um aus Ehrgeiz allerlei ekelerregende Arbeiten zu verrichten. Diese Verbindungen bilden eine Art wilder Legion, die der ausgesuchten Artigkeit der Harmonie nur im Ausdruck widerspricht, nicht aber in der Empfindung, denn ihr Patriotismus ist der glühendste von allen.

„Die kleinen Horden bestehen aus $^2/_3$ Knaben und $^1/_3$ Mädchen.

„Die kleinen Banden (les petites bandes) hingegen sind höchst raffinirt in Allem was Anstand und gute Sitte heißt; sie vereinen damit die schätzbare Eigenschaft, sich in Künsten und Wissenschaften auszuzeichnen. Sie bestehen aus $^2/_3$ Mädchen und $^1/_3$ Knaben.

„Die ersten wandeln zum Schönen auf dem Wege des Guten, — die zweiten zum Guten auf dem Wege des Schönen.

„Die kleinen Horden sind eingetheilt in Mistfinken (sacripans und sacripanes) und Strauchdiebe (chenapans und chenapanes). Sie haben eine Reserve unter dem Titel **Rangen** (garnements und garnementes)."

„Für die kleinen Banden wären noch andere romantische Namen zu finden, im Gegensatz zu den Mistfinken, Strauchdieben und Rangen. Ich überlasse das gern den Freunden des Romantischen."

„Die Mistfinken sind den unreinlichen Verrichtungen zugethan, die Strauchdiebe den gefährlichen, z. B. der Verfolgung schädlicher Reptile und andern Geschäften, die eine gewisse Gewandtheit erfordern. Die Rangen nehmen an beiden Arten Theil. Der weibliche Theil der kleinen Horden besorgt allerlei unsaubere Verrichtungen in den Küchen, Zimmern und Waschhäusern."

„Diese Kinderhorden haben ihre eigene Corporationssprache oder Rothwälsch (argot), ihre kleine Artillerie, ihre Generale, die „Klein-Khan" und „Klein-Khanin" heißen, — eine tartarische Benennung, weil sie ihre Evolutionen nach Art der Tartaren ausführen."

„Den kleinen Horden liegt die Verbesserung der Landstraßen ob. Ihrem Ehrgeiz wird die Harmonie Wege über die ganze Erde zu danken haben, prächtiger und bequemer als die Gänge zwischen unsern Blumenstücken. Diese Wege werden mit Bäumen und Gesträuchen, ja mit Blumen eingefaßt, und die Seitenwege für die Fußgänger mit Wasser besprengt, um den Staub zu dämpfen. Wie rasend stürzen die kleinen Horden an die Arbeit, die sie betreiben wie ein frommes Werk, wie eine Gutthat gegen die Phalange, einen Dienst Gottes und der Einheit (de l'Unité). Um 3 Uhr Morgens sind sie immer schon auf den Beinen, reinigen die Ställe, warten das Vieh und die Pferde, und arbeiten in den Schlachthäusern, wo sie darauf achten, daß nie ein Thier gequält, sondern stets auf die sanfteste Art getödtet werde. Sie haben die hohe Polizei im Reiche der Thiere. Ist ihre Arbeit gethan, so waschen und kleiden sie sich, und erscheinen dann im Triumph beim Frühstück. Dort empfängt jede Horde einen Eichen- oder Dornenkranz, der an ihr Banner befestigt wird."

„Die kleinen Horden werden mit überschwänglichen Ehren belohnt. Das Corps der Argots ist die vornehmste Cavalerie des Erdballs, und hat den Vortritt vor allen übrigen Truppen der Harmonie. Die höchsten Autoritäten schulden ihm den ersten Gruß. Es wird überall mit souveränen Ehrenbezeugungen empfangen. Bei der Annäherung seiner Horden läuten die Signalthürme, und die Dome lassen ihre Flaggen wehen. Einen Mistfinken oder Strauchdieb in seiner Dienstracht muß man mit dem Titel: „Großmüthiger" (Magnanime) anreden, und einer Horde Argot's gebührt der Titel: „Ruhmreiche Heereswolke" (glorieuse nouée). Im Tempel haben sie ihre Plätze im Heiligthum."

„Wenden wir uns zu den kleinen Banden."

„Diese sind Bewahrer und Beschützer alles dessen, was den Reiz der Gesellschaft ausmacht (charme social), eine weniger glänzende Stellung, wenn man will, die Stütze der gesellschaftlichen Ehre zu sein, wie die kleinen Horden. Die kleinen Banden haben die hohe Polizei im Pflanzenreich. Ihre Leidenschaft ist die Ausschmückung — materielle und geistige — des ganzen Cantons, und als Bewahrer des geselligen Reizes üben sie die Thätigkeiten der Académie française und der Accademia della Crusca. Sie haben die Censur der schlechten Redeweise und der verderbten Aussprache."

„Die Harmonie will aus dem weiblichen Geschlecht ein Gegengewicht des männlichen, nicht einen Diener desselben machen. Dieses Gleichgewicht erreicht sie schon im Kindesalter durch die Organisation der kleinen Banden. Ihnen kommt es zu, den Geschmack am Luxus zu verbreiten, und jene raffinirte Abwechslung und Abstufung einzuführen, ohne welche man weder in der Arbeit noch in Künsten oder Genuß je zu einer erhabenen Stufe gelangt. Wenn nun die Phalange sich für sich selbst und ihre eigenen Arbeiten begeistern muß, so wird sie so reizende Gegenstände, wie Blumen, Zierrath und dergl. als mächtige Hebel ansehen, die Pflege derselben aber hochschätzen, als das Wandeln des Schönen zum Guten, — der Künste zu den Wissenschaften."

Como, Hauptst. der Delegation gl. N. in der östr. Provinz Mailand, liegt in einem angenehmen Thale südlich am Comersee. Die Zahl der E. beträgt, mit Einschluß der Vorstädte 16,000. Die kleine und unregelmäßig gebaute Stadt hat vortrefflich gebaute Vorstädte, unter welchen Borgo die Vico die schönste ist; sie bildet am See eine lange Straße von den prächtigsten Gebäuden geziert. In dieser Vorstadt wird auch das Landhaus des Fürsten Odeschalchi gezeigt, bei welchem eine Ulme steht, angeblich der Lieblingsbaum des jüngern Plinius. 13 Kirchen schmücken C., deren Zierde die aus weißem Marmor erbaute und an Gemälden reiche Domkirche, deren Bau 1396 begann, und erst im 16. Jahrhundert endigte, so wie die Kirche San Fedele, die älteste der Stadt ist. Auch ist C. reich an prächtigen Palästen. C. ist Sitz eines Civil-, Criminal- und Handelstribunals, eines Bischofs, der Delegation und seit 1821 eines Lyceums mit einer Bibliothek. Bedeutende Manufacturen befördern den Gewerbfleiß; sowie die Seidenzeugfabriken, welche besonders Taffet, Handschuhe und Strümpfe liefern. Mit Deutschland und der Schweiz wird ein beträchtlicher Speditionshandel unterhalten mit Reis, Seide, Seidenwaaren u. v. A. Die Umgegend von C. ist eine der fruchtbarsten noch jetzt wie in den ältesten Zeiten. Vorzüglich gedeihet hier der Weinstock und der Oelbaum, welcher weiter nordwärts nicht fortkommt. Für die Bildhauer liefern die nahen Marmorbrüche ihr treffliches Material. Schon zur Zeit der Römer waren die Bewohner von C. ihrer Lust zum Auswandern wegen bekannt. Wie sie damals schon Italien durchzogen, so durchwandern sie jetzt fast ganz Europa mit Kupferstichen, Ferngläsern, Brillen, Barometern rc. handelnd. Unter den Römern war C. eine volkreiche Stadt, im Mittelalter eine Republik, die aber bald Mailands Macht unterlag. In der Nähe liegt der Comersee, an dessen romantischen Ufern prachtvolle Landhäuser in der Mitte der Weinberge angelegt sind. Seine Länge beträgt 7½ Meile, seine Breite 1 deutsche Meile, und seine Höhe 700 F. über der Meeresfläche.

Compagnie heißt bei der Infanterie eine Abtheilung von 100—200 Soldaten, welche unter dem Befehle eines Hauptmanns stehen. Zu einer C. gehören außer dem Chef 1 Premierlieutenant, 1—3 Secondelieutenants, ein Chirurg und oft auch noch ein Cornet oder Fähndrich. Halbe Divisionen oder Züge und Sectionen machen die Unterabtheilungen der C. aus, von denen 4 ein Bataillon bilden. In einigen Armeen sind bei der Reiterei die Escadrons in 2 C. getheilt, von denen jede unter dem Befehle eines Rittmeisters steht, während die Escadron von einem Stabsofficier befehligt wird.

Comparsen, beim Caroussel der Aufmarsch der Quadrillen (Abtheilungen der Ritter). Daher Comparserie oder Comparsie, die Anordnung der Aufzüge der Statisten, d. h. der stummen Personen oder Thiere, die auf das Theater kommen.

Compaß (Boussole), ein physikalisch-mathematisches Instrument, um in Ermangelung jedes andern Hülfsmittels (Beobachtung der Sonne und der Gestirne rc.) die Himmelsgegenden ausfindig zu machen, und dadurch ein unentbehrliches Bedürfniß der Seefahrer, welche sich nur mit diesem Wegweiser auf das weite Meer hinaus wagen und daselbst zurecht finden können, wenn der bestirnte Himmel durch Wolken dem Blicke entzogen wird. Seine Einrichtung ist höchst einfach, und beruht auf der bekannten Eigenschaft des Magnets, oder einer damit bestrichenen eisernen Nadel (s. Magnetnadel), sich, freischwebend, immer in einer und derselben Lage zu erhalten, und wenn dieselbe durch irgend eine mechanische Einwirkung verändert wird, von selbst dahin zurück zu kehren, sobald jene Kraft nicht mehr thätig ist. Zum Gebrauche der Seefahrer ist der Compaß so construirt: Ein schmales und dünnes, magnetisch gemachtes Eisenstäbchen von beliebiger Länge, dessen beide Enden stumpfwinkelig abgeschliffen sind, ist in der Mitte durchbohrt, und in diese Oeffnung ein hohler Cylinder eingesetzt, welcher über die Fläche des Stäbchens hervorragt, und mit einem halbzirkelförmig ausgehöhlten fein polirten Achat verschlossen wird. Diese Nadel kommt zwischen zwei Pappscheiben zu liegen, deren obere mit einem Sterne von 32 Strahlen bezeichnet, und am äußersten Rande in die 360 Grade des Zirkels getheilt ist. Dies zusammen bildet die Wind- oder Schiffsrose und dient zur Bestimmung der Himmels-

gegenden. Sie ruht frei schwebend auf der Spitze eines Stiftes, in einem kupfernen Gehäuse, welches mittelst zweier Zapfen in einem Ringe befestigt ist, und sich darin gleichfalls frei bewegt; der Ring aber hat in gleich weiter Entfernung von diesen beiden Ruhepunkten des Gehäuses an seiner Peripherie zwei andre Zapfen, welche von den beiden aufrechtstehenden Enden eines mit einem Fuße verbundenen Halbkreises umschlossen, sich darin wiederum ungehindert drehen. Durch diese Einrichtung wird die Windrose, sie mag noch so verschiedentlich bewegt werden, immer in horizontaler Lage erhalten und das Schwanken derselben auf dem Schiffe wird durch unterhalb angebrachte Flügel von Pappe, welche einen größeren Widerstand der Luft bewirken, möglichst vermindert. So hat die Magnetnadel vollkommene Freiheit, ihrer natürlichen Richtung nach dem Nordpole zu folgen, und nur in gewissen Gegenden der Erdoberfläche findet eine regelmäßige Abweichung derselben zur Seite statt, die man aber jetzt kennt, und dadurch nicht irre geleitet wird. Da nun aber hierdurch die Kenntniß des Nordpols stets unverrückt besteht, ist es leicht die übrigen Himmelsgegenden mit Hülfe der Windrose aufzufinden. Andere Arten des C. ist der zum astronomischen Gebrauch dienende Azimuthalcompaß, der noch sorgfältiger construirt ist als der Steuercompaß, auf einem Stativ mit drei Füßen steht und ebenfalls zwischen Ringen aufgehängt ist. Auf der Nadel ist keine Windrose, sondern ein in einzelne Grade getheilter Kreis befestigt. Bei dem Ingenieurcompaß, der zum Aufnehmen und Feldmessen dient, ist die Eintheilung nicht an der Nadel, sondern am Gehäuse befestigt, und der doppelte Ring weggelassen. Wegen der Erschütterung, welchen die Nadel beim Landtransport ausgesetzt ist, wird sie von der Spitze, auf welcher sie beim Schiffscompaß immer schwebt, durch einen Hebel abgehalten, welcher nur dann aufgelöst wird und die Nadel frei giebt, wenn man beobachten will. Der Markscheidecompaß oder Grubencompaß dient den Bergleuten um sich in den Tiefen der Erde zurecht zu finden und unterscheidet sich vom Ingenieurcompaß nur dadurch, daß er nicht in Striche oder Grade, sondern in 24 Stunden getheilt ist, deren 12 von Norden nach Süden und 12 auf der andern Seite von Süden nach Norden gezählt werden; jede Stunde ist wieder in 8 Theile getheilt. Nur die Schweden theilen auch den Grubencompaß in Grade ein. Der Gebrauch des C. war den Alten unbekannt, die Chinesen bedienten sich seiner schon, als die ersten Missionäre ihr Land betraten. Wann, wo und von wem der C. in Europa erfunden worden sei, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben. Einige behaupten, er sei durch Marco Polo aus China 1295 nach Europa gebracht worden und führen zur Bekräftigung ihrer Ansicht an, daß die Venetianer früher die Magnetnadel, wie die Chinesen, auf einem Stück Kork schwimmen ließen. Auch in Frankreich soll bereits im 12. Jahrh. eine dem C. ähnliche Einrichtung unter dem Namen Marinette im Gebrauch gewesen sein. Gewöhnlich nennt man Flavio Gioja aus Pasitano bei Amalfi im Königreich Neapel als Erfinder, der zuerst 1302 die Nadel auf eine Spitze setzte und den C. nach den Weltgegenden in acht Striche theilte. An der Vervollkommnung dieser Erfindung haben mehrere Nationen Theil genommen. Die Engländer gaben die schwebende Aufhängung des Seecompasses an, die Holländer die bequemern Namen der Weltgegenden und die Franzosen setzten dem Nordstriche die Lilie bei.

Compendium, heißt eigentlich Ersparung, Abkürzung, im Mittelalter aber ein Buch in welchem das Vermögen jedes einzelnen Bürgers kurz und im Allgemeinen angegeben war; jetzt versteht man darunter ein Handbuch, worin eine Wissenschaft nur nach ihrem Hauptinhalte behandelt ist. Solche Compendien, die häufig Auszüge aus größeren und vollständigeren Werken waren, verfaßte man seit der Reformation vorzugsweise für die akademischen Vorträge, um den Zuhörern einen kurzen Inbegriff der vorzutragenden Wissenschaft in die Hände zu geben. Daher heißt compendiös sowohl ein kurzgefaßtes Buch, als auch die gedrängte Darstellungsweise und compendiarisch was nach Art solcher Compendien gemacht ist.

Compensation, heißt in der Handlungswissenschaft eine durch die Uebertragung an Andere ausgeglichene Schuld. Sie ist vorzüglich bei Wechselsachen und Bankberechnungen

üblich wo selbst die angewiesene Schuld als baare Zahlung angesehen wird. Rechtlich kann C. nur dann gefordert werden, wenn mit dem Betrage der einen Forderung die andre ganz oder theilweise gedeckt werden kann, also beide generisch gleicher Art, beide an eine oder dieselbe Bedingung geknüpft und gleichzeitig fällig sind. In diesen Fällen kann die eine Partei selbst wider den Willen der andern C. eintreten lassen. Die Verschiedenheit der Summen hindert die C. nicht, da die höhere Forderung des einen Theils nur um den Betrag der entgegenstehenden Forderung sich vermindert. Im Concurse findet C. nur dann statt, wenn der Schuldner der Masse zugleich Massegläubiger ist. Im Civilproceß heißt Compensation der Kosten, dasjenige Verfahren wornach viele Parteien ihren Antheil an den Proceßkosten zu bezahlen haben. Es findet ausnahmsweise nur dann statt, wenn die klagende Partei die Aussage eines unverwerflichen Zeugen, die Meinung eines angegebenen Rechtsgelehrten für sich hat oder wenn der Proceß durch einen gesetzlichen oder einen abgetragenen oder abgeschwornen Haupteid entschieden worden ist.

Competenz bedeutet im juristischen Sinne, 1) den nach der Landesverfassung einem Richter oder einer Behörde zustehenden Wirkungskreis und vorzüglich die daraus entspringende Befugniß derselben, eine Angelegenheit oder Person im einzelnen Falle vor ihr Forum zu ziehen; 2) versteht man unter C. die Rechtswohlthat der C. (beneficium competentiae), welche nach den Vorschriften des positiven Rechts gewissen Personen, z. B. den Ehegatten, den Aeltern gegen die Kinder u. s. w., zur Seite steht, wornach von denselben eine Forderung nicht mit der gewöhnlichen Strenge beigetrieben werden darf, sondern solchen Schuldnern das zu ihrem Lebensunterhalte Nöthige (ne egeant) gelassen werden muß; ein Verhältniß, welches auch in Concursen nicht unbeachtet gelassen wird.

Compiegne, eine französische Stadt im Departement der Oise, am Einfluß der Aisne in die Oise, über welche hier eine steinerne Brücke von 350 Fuß Länge und 40 Fuß Breite führt, liegt in einer reizenden Gegend, hat ein weitläuftiges Schloß mit weitläuftigem Park, das von Ludwig XIV. erbaut und von Napoleon wieder hergestellt wurde, mehrere Kirchen, eine Artillerieschule, ein Collége und 9000 Einw., welche sich mit Baumwollenspinnerei, Schiffsbau, Holz- und Getreidehandel beschäftigen. C. soll schon von den alten Galliern erbaut worden sein und zu Chlodwigs Zeiten den Namen einer königlichen Stadt geführt haben. Karl der Kahle erweiterte die Stadt und nannte sie Caropolis. Im Jahre 833 wurde Ludwig der Fromme hier seines Thrones entsetzt. Am 25. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orleans bei einem Ausfall aus der belagerten Stadt den Burgundern in die Hände und wurde den Engländern überliefert. In der Nähe der Stadt liegt der große Wald von Compiegne, der mehrere Dörfer umschließt und die Reste einer Römerstraße enthält.

Compignano, Gräfin, s. Bacciochi, Felice Pasquale.

Complanation nennt man in der Geometrie die Ausmessung einer krummen Fläche oder die Vergleichung des Inhalts derselben mit einer ebenen, z. B. die Angabe, wieviel Quadratfuß die Oberfläche einer Kugel enthält, deren Durchmesser gleich einem Fuß ist. Solche Berechnungen gehören, mit Ausnahme weniger leichter Fälle, in die Integralrechnung. Die Alten, denen diese Rechnung unbekannt war, konnten nur die C. der Kugel, der Kugelabschnitte, des Kegels und des Cylinders, und zwar bei den beiden letztern Körpern nur in dem besondern Falle finden, wo deren Achsen senkrecht auf ihrer Basis stehen, und auch dies nur auf sehr beschwerlichen Wegen. Unter den Neuern fanden Hugghens und Wallis zuerst die Oberflächen der Paraboloide und Hyperboloide.

Composition heißt überhaupt Zusammenstellung, Anordnung eines Mannichfaltigen, namentlich wenn sie nach einem durchgreifenden Hauptgedanken zu einem bestimmten Zwecke geschieht. So spricht man überhaupt von ästhetischer und künstlerischer C., von der C. eines Gedichts, eines Gemäldes rc. In der Musik bezeichnet C. die Kunst, nach den Regeln der Tonkunst neue Musikstücke zu schaffen. Außer der Kenntniß dieser Regeln muß aber der Tonsetzer oder Componist nicht allein Productionskraft, sondern auch Geist und Gefühl besitzen. Kenntniß der Melodik, Rhythmik, Harmonik, des Generalbasses, des Ka-

non's, des Contrapuncts und der Fuge sind die Haupterfordernisse, welche Jeder besitzen muß, der sich der C. widmen will. Außerdem muß ein solcher die vollkommenste Kenntniß der Instrumente, für welche er setzen will, haben, und bei der Gesangcomposition die Sprache, den Accent und die Declamation genau inne haben. Sollen aber die Tonschöpfungen geist- und seelenvoll sein, so muß der Tonsetzer einen geläuterten Geschmack, einen energischen und feurigen Charakter besitzen, um wahrhaft schöne und kraftvolle musikalische Gedanken zu finden und ausführen zu können. Er muß von den Leidenschaften und Gefühlen, welche er in seinen Tonschöpfungen schildern will, entweder selbst schon bewegt worden sein, oder sich doch mit Leichtigkeit in dieselben versetzen können, um sie treu und wahr wiederzugeben. Die Compositionslehre umfaßt daher eigentlich die Gesammtheit der Haupt- und Hülfskenntnisse der C., im engern Sinne versteht man aber vorzugsweise die Harmonielehre mit ihren Theilen und Zweigen, der Accord- und Stimmenführung, dem Contrapunct, Fugenbau 2c. — C. nennt man auch künstliche Metallmischungen.

Compostella oder St. Jago di Compostella, Hauptstadt der spanischen Provinz Galicien, liegt in einer angenehmen Gegend und hat 28,000 Einw., gut gebaute Häuser, schlecht gepflasterte und krumme Straßen und mehrere Vorstädte. Die Kathedrale, ein ungeheueres Gebäude, ist den beiden Aposteln Jakob dem ältern und Jakob dem jüngern geheiligt; sie besteht daher aus zwei Theilen, in deren jedem 6 Schiffe und 23 Kapellen angebracht sind. Ueber dem Eingange der Kirche ist Jakob der jüngere als Ritter zu Pferde abgebildet; er ist der Schutzheilige des Reichs, weil er nach der Sage den Spaniern zuerst das Evangelium predigte und ihnen in den Kämpfen mit den Mauren (seit 711) oft den Sieg verschaffte. Wahrscheinlich ist der Dom um das Jahr 808 gegründet, um welche Zeit man einen Leichnam für einen Apostel ausgab. Im Jahre 1123 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, zu welchem mehrere Bisthümer, 975 Pfarreien und viele Abteien gehören. In C. sind noch 12 Pfarrkirchen, 7 Mönchs-, 5 Nonnenklöster, 4 Hospitäler, eine Universität 1532 gestiftet, mit 30 Professoren und einer Bibliothek von 10,000 Bänden, ein Collegium und eine chirurgische Specialschule. Handel mit Wein, Früchten und Fischen und Gerberei wird stark betrieben. Die Pilgrime, welche hierher zum heiligen Jakob wallfahrten, befördern sehr den Wohlstand der Einwohner.

Compresse oder Bausche heißen in der Bandagenlehre mehrere zusammengelegte Stücke weicher Leinwand von verschiedener Größe und Gestalt, wodurch ein Druck auf einen bestimmten Körpertheil ausgeübt, ungleiche Oberflächen ausgefüllt oder äußerer Druck abgehalten, die Verschiebung der Pflaster verhindert oder Flüssigkeiten in verletzte Theile des Körpers gebracht werden sollen. Lange und schmale C. heißen Longuetten; eine graduirte C., ist eine solche, wo mehrere C. von stufenweis zunehmender Größe auf einander gelegt und befestigt werden.

Compressibilität wird diejenige Eigenschaft der Körper genannt, der zufolge sie durch mechanische Gewalten vermocht werden, einen engeren Raum einzunehmen, als sie anfänglich erfüllten. Freilich ist diese Eigenschaft bei den verschiedenen Arten von Körpern äußerst verschieden, aber bei keinem läßt sie sich absolut läugnen. Denn da die Wärme, welche alle Körper ausdehnt, den Grad der Expansion derselben bedingt (s. Wärme und Expansion), und da diese ausdehnende Kraft der Wärme zwar sehr groß, doch aber nicht unendlich ist, so läßt sich immer eine Kraft annehmen, welche sie übertrifft und daher den Körper zusammenpressen muß. Sonach wären also alle Körper compressibel, die einen in größerem, die andern in geringerem Maße. Oben an stehen dabei die gasförmigen Flüssigkeiten, auf sie folgen die liquiden oder tropfbar-flüssigen, welche lange Zeit für incompressibel gehalten wurden, bis neue Versuche die Compressibilität derselben unwiderleglich erwiesen haben. Die festen Körper endlich sind der Compression in höchst verschiedenen Graden fähig.

Compromiß heißt im Allgemeinen ein gegenseitiges Versprechen, z. B. die berühmte Compromißacte der Niederländer (S. Marnix und Geusen). In der Juris-

prudenz heißt C. die Uebereinkunft durch welche Parteien die Entscheidung ihrer Rechtsstreitigkeit Schiedsrichtern übertragen.

Comte, François Charles Louis, ein eben so in der Bearbeitung der Staatswirthschaft und der Rechtskunde ausgezeichneter Schriftsteller, wie unerschrockener Vertheidiger der Volksfreiheit in der Deputirtenkammer und an dem Barreau, war am 25. August 1782 zu Sainte-Eminie im Departement Lozère geboren. Unter der Restauration, die ihn zum Advokaten am königlichen Gerichtshofe zu Paris gemacht hatte, sah er sich seines edlen Strebens wegen mehrmals seiner Freiheit beraubt, doch mit der Stärke des Rechtsgefühles und des Rechtsbewußtseins wies er stets die Anmaßungen der Gewalt und der Willkür zurück. Keinem Regierungswechsel hat er jemals seine politischen Gesinnungen zum Opfer gebracht; von dem Augenblick an, wo er auf dem Theater der Oeffentlichkeit erschien, hat er seine Grundsätze, seine Abneigung sowohl gegen den Militärdespotismus Napoleon's wie gegen den Absolutismus der Bourbonen und gegen die Schwankungen der Politik, von der sich die Julidynastie in übel verheimlichter Hinneigung zu den nordischen Cabinetten leiten ließ, nie verleugnet. Er war ein fester, kernhafter Republikaner, ein offener und ehrlicher Anhänger des politischen Systems, das in Lafayette und später in Odilon-Barrot seine Spitze hatte. Nach der Julirevolution hatte ihn Dupont de l'Eure zum Staatsprokurator in Paris ernannt; allein bald fand sich C. in Streit und Widerspruch mit den Nachfolgern Dupont's. Er ward, wie dies in Frankreich unter den fortwährenden Ministerwechseln und unter dem Einflusse des übertriebensten Centralitätssystems gewöhnliche Regel ist, wenn sich ein Unterbeamter nicht entschließen kann, ihm fremde Gesinnungen zu erheucheln, von seiner Stelle entfernt und vertheidigte später mit Odilon-Barrot den National vor den Assisen mit dem glänzendsten Erfolge. Von seinen Schriften führen wir an: „Le Censeur. ou Examen des actes et des ouvrages qui tendent a consolider la constitution de l'Etat," eine Zeitschrift, die er mit seinem Freunde, Dunoyer 1814 herausgab und in welcher er der Volkssache eine Fahne gab, unter der er mit Energie zwei Gegner derselben, die Erinnerungen der kaiserlichen Dictatur und die verjährten Mißbräuche der siegreichen Emigrationspartei, zu gleicher Zeit bekämpfte. Er war so muthig, selbst dem eisernen Scepter Napoleon's, als dieser Elba verlassen hatte und in Frankreich mit dem Despotismus die Constitution versöhnen wollte, zu trotzen. Die damals von ihm herausgegebene Schrift „De l'impossibilité d'établir un gouvernement constitutionnel sous un chef militaire, et particulièrement sous Napoléon" (Paris 1815), erschien während der hundert Tage in vier Auflagen und trug das Ihre zur Abkühlung der Begeisterung gegen Napoleon bei. Eine Menge Flugschriften, die C. bei Gelegenheit wichtiger Verhandlungen in der Kammer oder anderer Ereignisse von Bedeutung schrieb, wie die Vertheidigung des Generals Exelmans, übergehen wir und wollen nur noch erwähnen „Du nouveau projet de loi sur la presse" (1817), „Conclusions motivées," „Dissolutions de chambres, ou Nécessité d'un appel à la nation" (1819), „Des garanties offertes aux capitaux et aux autres genres de propriété, par les procédés de chambres législatives, dans les entreprises industrielles et particulièrement dans la formation des canaux et de l'influence que peut avoir un canal du Havre à Paris" (1826), „Histoire de la Garde nationale de Paris de l'époque de sa fondation jusqu' à l'ordonnance du 29. avril 1827" (1827), „Traité de Legislation ou Exposition des lois gen. suivant lesquelles les peuples prospérèrent, dépérissent ou restent stationaires" (4 Bände, Par. 1827), auch ins Spanische übersetzt (3 Bde., 1828). Der 1815 von den Bourbons unterdrückte „Censeur" erstand 1818 wieder unter dem Namen „Le censeur européen, ou Examen de diverses questions du droit public et de divers ouvrages littéraires et scientifiques considérés dans leurs rapports avec les progrès de la civilisation", der mit dem 12. Bande aufhörte eine Wochenschrift zu sein und sich mit dem „Courrier français," einem unversöhnlichen Gegner der Restauration, unter dessen Mitarbeitern Isambert, Artaud, Cormenin, Chatelain u. A. sich auszeichnen, verschmolz. In beiden Blättern hat C. seine Schätze von Grundsätzen und Erfahrungen niedergelegt und stets mit gleicher Folgerichtigkeit für den Sieg

der Demokratie, diesen Ausdruck im edleren Sinne aufgefaßt, gekämpft. In der Bearbeitung staatsökonomischer Fragen folgte er meistens den Principien, die Smith und Say aufgestellt haben. C. starb im April 1837, sein Leichenbegängniß war sehr feierlich; Béranger, Mignet, Delaborde und Odilon-Barrot trugen die vier Zipfel des Leichentuchs und eine große Anzahl von Freunden und Geistesverwandten folgten dem Sarge; Béranger, Odilon-Barrot, Delaborde und ein Wahlmann des Departements der Sarthe, zu dessen Deputirten C. gehört hatte, hielten Leichenreden.

Concav oder hohl und convex oder erhaben sind 2 in der Mathematik sich entgegengesetzte, sich aber gegenseitig bedingende Begriffe. Eine krumme Linie heißt auf derjenigen Seite convex, auf welcher der Durchschnittspunkt der durch ihre Endpunkten gezogenen Tangenten fällt, auf der andern Seite heißt sie concav, gekrümmt. Auf gleiche Weise unterscheidet man bei krummen Flächen eine concave und convexe Seite. Bei Kugelflächen ist die innere Seite concav, die äußere convex, z. B. bei einem Uhrglase heißt die dem Zifferblatte zugekehrte Seite concav, die andere convex. Ein Linsenglas heißt concav, wenn es am Rande dicker als in der Mitte ist, doch brauchen nicht beide Flächen concav zu sein; convex dagegen wenn es in der Mitte dicker ist als am Rande. Ein Winkel ist concav, wenn er weniger als 180 Grad beträgt, convex aber wenn er mehr als 180 Grad beträgt.

Concepcion, Departement in Chile in Südamerika, enthält 1600 QM., mit 120,000 Einw. Die Hauptstadt gl. N. in einem fruchtbaren Thale an einem Meerbusen und dem Flusse Biobio mit 10,000 Einw., ist Sitz eines Bischofs und war früher sehr wohlhabend, ist aber in Folge der Bürgerkriege sehr herabgekommen. — Concepcion de la Vega real, eine regelmäßig gebaute Stadt auf der Insel Haiti oder St. Domingo, in der fruchtbaren Ebene Vega real, hat 8000 Einw. In ihrer Nähe liegen die Trümmer der alten von Columbus erbauten Stadt, welche 1564 durch ein Erdbeben zerstört wurde.— Die Bai von Concepcion an der Halbinsel Avalon auf der Insel Neufundland liegt zwischen dem Cap Francis und Point of Graces, ist 23 M. lang und 4—5 M. breit und theilt die Halbinsel in zwei Theile. An der Ostküste liegt Harbour Grace, ein wichtiger Hafenplatz mit 4000 Einw., welche vielen Fischfang treiben.

Concert, heißt im Allgemeinen eine Aufführung mehrerer Musikstücke durch mehrere Musiker, dann ein Musikstück, worin ein einzelnes Instrument vorherrscht und die andern ihm untergeordnet oder begleitend sind. Ein regelmäßiges Concert dieser Art hat die Form der Sonate, und besteht aus drei Sätzen, deren jeder, wie das Ganze einen bestimmten Charakter tragen muß. Wenn die drei Sätze in gedrängter, weniger abgeschlossener Form in ein Ganzes verschmolzen sind, so entsteht das Concertino. Concertante heißt jedes Stück worin concertirende Stimmen auftreten. Das im C. oder Concertino vorherrschende Instrument wird Solo-Instrument genannt. Es können dergleichen mehrere vorhanden sein, und dann nennt man das Musikstück Doppel-, Tripel-Concert. In früheren Zeiten hatte man auch C., in denen alle Instrumente mit gleicher Bedeutung zusammenwirkten, und nannte diese concerti grossi. Der künstlerische Werth eines jeden C.'s ist um so größer, je mehr es sich dem Concerto grosso nähert, oder je bedeutender darin die begleitenden Instrumente sind, ohne das Solo-Instrument zu verdecken. — Concert spirituel hieß in Paris das in der Absicht eingerichtete C., den Freunden der Tonkunst an den Tagen, wo die Theater geschlossen waren, eine Unterhaltung durch Aufführung geistlicher Musiken zu verschaffen. Anfangs wurden nur Kirchencompositionen, später auch andere Tonstücke aufgeführt. Die erste Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anne Danican, genannt Philidor, ein Bruder des bekannten Tonsetzers. Sie bestanden unter verschiedenen Directionen bis zur Revolution, wurden nach der Schreckenszeit wieder eröffnet, bald aber durch die C. des Conservatoriums verdrängt.

Concertmeister heißt der Director der Instrumentalmusik in größern Capellen, meistens erster Violinspieler, Vorspieler, von dessen Leitung der Tact und die Einheit im Spiele des ganzen Orchesters abhängt; er muß sich daher durch energisches Spiel auszeich-

nen. Er steht unter dem Musikdirector, oder, wo dieser fehlt, unter dem Capellmeister, und hat die Proben zu leiten.

Concession heißt so viel als Erlaubniß, welche man im Staate insbesondere auf das Zugestehen der Befugniß anwendet, irgend ein Gewerbe, Handwerk, Handlung u. s. w. zu treiben, und welche zuweilen bloß persönlich ertheilt wird, während andere Concessionen auf zunftmäßiger Erlernung eines Gewerbes oder auch auf gewissen Realrechten beruhen. Die in einigen Staaten, in welchen die Gewerbe frei gegeben worden, zu Betreibung derselben zu lösenden Erlaubnißscheine (Patente) beziehen sich mehr auf die Abgaben. — In der neuesten Zeit haben die Concessionen zur Herausgabe von Zeitschriften viel von sich reden gemacht, die in vielen deutschen Staaten noch neben der Censur üblich sind. — Wenn in politischer Hinsicht von C. gesprochen wird, deutet dies stets auf einen Zwiespalt im Staatsleben hin, indem man sich dann das Staatswesen als in zwei Parteien getheilt denkt und die Reformen nur als Zugeständnisse ansieht, die der einen Partei von der andern gemacht, vielleicht von jener erzwungen worden sind. In einem geordneten Staatswesen werden die Reformen nie C., sondern natürliche Resultate des Fortschritts der Zeit und der Bildung sein.

Concetti heißen Sätze, welche zwar durch ihren Glanz zu imponiren suchen, aber dennoch schielende sind, oder weither geholte Wortspiele, welche das Gesuchte nicht verläugnen können. Fast alle Nationen haben in der Periode der Entwickelung ihrer Literatur solche Auswüchse einmal gehabt und zum Theil auch geliebt. Unter den Italienern brachte sie der Dichter Marino in Aufschwung; die Deutschen hatten ihren Lohenstein, der z. B. seine Geliebte „seines Herzens Löschpapier“ nannte

Conchylien und **Conchyliologie**, s. Mollusken.

Concilium, griech. Synode, Kirchenversammlung. Es ist eine Zusammenkunft von Vorstehern oder Repräsentanten der Kirche, welche berufen werden, um über religiöse und kirchliche Angelegenheiten zu berathschlagen. Wenn kathol. Schriftsteller behauptet haben, daß diese Repräsentanten nur Bischöfe sein könnten, und wenn sich die Bischöfe zuweilen dieses Recht selbst angemaßt haben, so liegt das nicht in dem Wesen dieser Versammlungen, und hat sich auch nicht durch die Geschichte bewährt. In den ersten 3 Jahrhunderten hatten die Presbyter und Diakonen gleichen Antheil und auch eine entscheidende Stimme. Namentlich auf den Diöcesansynoden waren nur wenige Bischöfe. Erst seit dem nicänischen Concile bildeten die Bischöfe die eigentlichen Väter (patres) des Concils, und die Presbyter und Diakonen erscheinen nur als Stellvertreter der Bischöfe. Später hatten auch die Cardinäle, selbst wenn sie nicht Bischöfe waren, die Aebte und die Generale der Orden thätigen Antheil, obgleich auch hier kathol. Rechtslehrer behaupten wollen, daß die Bischöfe dazu von Gott, und die übrigen nur von der Kirche bevollmächtigt wären. Den Doctoren der Theologie, die zugegen waren, wurde nur eine berathende, aber keine entscheidende Stimme zuerkannt. Anfangs wurden die Concilien von den Kaisern und Fürsten zusammen berufen, späterhin wollten die Päpste sich allein das Recht der Zusammenberufung anmaßen, und die Concilien, wo dies nicht geschehen war, nicht als giltig anerkennen, so wie auch die Päpste auf die Bestätigung der Beschlüsse Anspruch machten. Die Abstimmung geschah nach Köpfen; nur auf den Concilien zu Kostnitz und Basel wurde nach Nationen gestimmt. Das Concil vertritt die ganze Kirche, und man hat daher auch, weil diese fortwährend des Beistandes des heil. Geistes genieße, die Bestimmungen desselben für infallibel erklärt. Die Forderung, daß der Papst sich dem Concile unterwerfen müsse, hat zu manchen Streitigkeiten zwischen beiden Veranlassung gegeben. Gegenstände der Berathung waren die Lehre der Kirche, ihre Verfassung, gottesdienstliche Gebräuche und Einrichtungen, Bestrafung und Ausschließung unwürdiger Mitglieder u. m. a. Die Beschlüsse der Concile waren theils Dogmata, wenn sie die Lehre betrafen, theils Canones, wenn sie sich auf die Disciplin bezogen. Doch werden auch alle Beschlüsse unter dem gemeinschaftlichen Namen Canones begriffen. Schon auf die Versammlungen der Apostel hat man den Namen Concilien übertragen wollen,

doch können diese nach dem spätern Begriffe von Concil nicht so genannt werden. Von diesen hat man übrigens die bekannte Formel entlehnt, womit die Beschlüsse anfingen: „Es gefällt dem heil. Geiste und uns (ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν), Act. 15, 28. Die C. wurden gewöhnlich in der Hauptstadt der Provinz (Metropolis) gehalten, und der Bischof derselben führte den Vorsitz. Später hatten die Päpste entweder selbst den Vorsitz und die Leitung der Verhandlungen, oder sie ließen sich durch ihre Abgeordneten vertreten. Als die ältesten Concile sind die Provinzialsynoden anzusehen, und unter diesen nennt uns die Geschichte sicher als das erste die um 160—170 in Kleinasien gegen die Montanisten gehaltene Synode. Mit dem 8. Jahrh. wurden die C. sehr häufig, und mehrere Kirchenschriftsteller sprechen von jährlichen Versammlungen. Die Diöcesansynoden wurden von einem Bischofe mit den Geistlichen seiner Diöces gehalten. Nationalconcile, wie sie später in Frankreich, Deutschland, England und Italien vorkommen, waren gewöhnlich nur Reichstage, auf welchen kirchliche Angelegenheiten zur Sprache kamen. Die Provinzialsynoden hießen auch wohl Metropolitansynoden. Wenn mehrere Provinzen unter einem gemeinschaftlichen Patriarchen solche Versammlungen veranstalteten, so hießen diese Patriarchalsynoden. Solcher Synoden wurden schon in den ersten 3. Jahrh. mehrere gehalten, die mehr oder minder wichtig geworden sind. Mehr Aufmerksamkeit verdienen die sogenannten Concilia oecumenica, d. h. allgemeinen Concile, von denen jedoch noch die Concilia generalia zu unterscheiden sind, indem nämlich auf den letztern nur Repräsentanten aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika's zugegen waren, wie z. B. die 418 zu Karthago gegen Pelagius gehaltene Synode ein Conc. generale, aber nicht oecumenicum genannt wird. Als nämlich das Christenthum allgemeiner und zu Anfange des 4. Jahrh. Staatsreligion des römischen Reiches wurde, hielt man diese ökumenischen oder allgemeinen Concile, zu welchen die Bischöfe der ganzen Christenheit berufen, und deren Beschlüsse, gleich den Reichsgesetzen, allgemein anerkannt oder doch für alle Christen als bindend betrachtet wurden. Die Beschlüsse dieser Concile (der ersten wenigstens) wurden größtentheils auch in denjenigen Provinzen (des römischen Reiches, denn das will ja das ökumenisch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung nur sagen) angenommen, aus welchen keine Repräsentanten zugegen gewesen waren. Später nach der Trennung der griechischen und römischen Kirche hatte dieser Name nicht so allgemeine Geltung, und die römische Kirche zählt von da an mehrere ökumenische Synoden, die von der griech. Kirche nicht als solche anerkannt wurden. Diese Concile wurden entweder von den Kaisern oder auch von den Päpsten zusammenberufen, und sie selbst oder ihre Legaten führten den Vorsitz. Neben diesen wurden noch fortwährend Particularconcilien gehalten. Die römisch-katholische Kirche erkennt, außer der Versammlung der Apostel zu Jerusalem, die Einige hierher gezogen haben, 18 ökumenische Concile an. 1) Das C. zu Nicäa in Bithynien i. J. 325 durch den Kaiser Constantin d. Gr. wegen der arianischen Streitigkeiten berufen. Es waren 318 Bischöfe zugegen. Arius wurde verdammt, das Symbolum Nicaenum entworfen, die Feier des christlichen Osterfestes auf den Sonntag nach dem auf die Frühlingsgleiche folgenden Vollmonde festgesetzt. 2) Zu Konstantinopel 381 unter dem Kaiser Theodosius d. Gr. mit 150 Bischöfen. Beilegung der arianischen Streitigkeiten. Bestimmung der Lehre über den heil. Geist. Das Symbolum Nicaeo-Constantinopolitanum. 3) Zu Ephesus 431 unter Theodosius II. mit 200 Bischöfen. Nestorius und Pelagius verdammt. Die Lehre von zwei Naturen in einer Person. 4) Zu Chalcedon 451 unter dem Kaiser Marcianus mit 630 Repräsentanten über die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo. 5) Das zweite C. zu Konstantinopel 553 unter Kaiser Justinianus mit 165 Repräsentanten wegen des Dreicapitelstreites. 6) Das dritte C. zu Konstantinopel 681 unter Kaiser Konstantinus V. Pogonatus, von dem kaiserl. Pallaste Trullum das Concilium trullanum primum genannt. Der Monotheletismus oder die Lehre, daß in der einen Person Christi nur ein Wille sei, verdammt. Davon ist zu unterscheiden das Conc. trullanum secundum, ebendaselbst unter

Justinian II. 691 gehalten, was in dem Abendlande nicht als ein ökumenisches anerkannt ist, und auch von den Griechen nicht besonders gezählt wurde. Es ward wegen seiner Bestimmung, die auf dem 5. und 6. C. ausgelassenen Gesetze über Kirchendisciplin und Sitten zu ergänzen, das Concilium quini-sextum (σύνοδος πένϑ' ἕκτη) genannt. 7) Das zweite zu Nicäa 787 unter der Kaiserin Irene, als Vormünderin ihres Sohnes Konstantinus VII. mit 530 Mitgliedern. Anbetung der Bilder verboten, aber die gottesdienstliche Verehrung derselben verordnet. Durch diese Synode wurde im Abendlande die unter Karl d. Gr. i. J. 794 zu Frankfurt a. M. gehaltene Synode veranlaßt, welche die Verehrung der Bilder untersagte. 8) Das vierte C. zu Konstantinopel auf Veranstaltung des Papstes Hadrian II, i. J. 869 wegen der streitigen Patriarchenwahl zu Konstantinopel zwischen Photius und Ignatius. Nur die römische Kirche erkannte dies als das achte ökum. C. an. Es gab Veranlassung zu der Trennung der latein. und griech. Kirche, und die griech. Kirche erkannte dafür ein 879 unter dem Kaiser Basilius gehaltenes C. als ökumenisch an. — Da nun die Trennung beider Kirchen eintrat, so gelten die folgenden nur in der römisch-katholischen Kirche als ökumenische Synoden. Es sind: 9) das erste lateranensische C., gehalten im Lateran zu Rom 1122 unter dem deutschen Kaiser Heinrich V., zusammenberufen durch Papst Calixtus II. wegen des Investiturstreites mit 400 Repräsentanten. Es wurde daselbst das calixtinische oder Wormser Concordat bestätigt. 10) Das zweite lateranensische C. 1139 unter Kaiser Konrad III. und Papst Innocenz II., von 1000 Mitgliedern. Verdammung des Arnold von Brescia. 11) Das dritte lateranensische C. 1179 unter Kaiser Friedrich I., zusammenberufen durch Papst Alexander III. mit 300 Mitgliedern, über die Papstwahl. 12) Das vierte lateranensische 1215 unter Innocenz III. (und Kaiser Friedrich II.), das berühmteste von den lateranensischen. Berathung über Kirchenverbesserung, Friedrich II. verspricht einen Kreuzzug, Bestätigung der Transsubstantiationslehre, Ohrenbeichte. 13) Das erste C. zu Lyon 1245 unter Papst Innocenz IV. Der Papst spricht das Absetzungsurtheil über Friedrich II. aus. 14) Das zweite zu Lyon 1275 unter Papst Gregor X. und Kaiser Rudolph I. wegen Vereinigung mit den Griechen. 15) Die Synode zu Vienne 1311 unter Papst Clemens V. und Kaiser Heinrich VII. wegen Streitigkeiten unter den Franziscanern. 16) Zu Constanz oder Kostnitz 1414—18. Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Beilegung des Schisma. Absetzung der beiden Päpste Johann XXIII. und Benedict XIII. Gregor XII. dankt ab. Martin V. als neuer Papst gewählt. Verdammung Wiklef's, Verbrennung des Joh. Huß und des Hieronymus von Prag. 17) Das C. zu Basel 1431—43 unter den Päpsten Eugen IV. und Nikolaus IV. und den deutschen Kaisern Sigismund, Albrecht II. und Friedrich III. Beschränkung der päpstlichen Macht (vgl. den Artikel: Baseler Kirchenversammlung). Die beiden letztern zu Constanz und Basel sind nebst dem Concile zu Pisa 1409 unter dem Namen Reformations-Synoden bekannt, weil sie zur Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten und der Streitigkeiten der Päpste veranstaltet wurden. Das geschah aber so wenig, daß schon nach der Synode zu Pisa 1409 statt zweier Päpste drei auftraten. 18) Das C. zu Trident 1545—1563, zusammenberufen vom Papste Paul III. und von Pius IV. beendigt, unter den Kaisern Karl V. und Ferdinand I., war durch die Reformation veranlaßt. — In der protestantischen Kirche verdient hier erwähnt zu werden die von den Reformirten zu Dortrecht vom 13. Nov. 1618 bis 29. Mai 1619 gehaltene Synode wegen der unter den Arminianern und Gomaristen über die Lehre von der Gnadenwahl entstandenen Streitigkeiten. Die übrigen Synoden in einzelnen protestantischen Ländern sind nicht von Bedeutung, da sie sich immer nur auf einzelne Oerter beschränkt haben.

Concinnität, Rhet., eine Eigenschaft des Ausdrucks, wodurch rednerischer Wohllaut erzielt wird. Die C. der Perioden ist zweierlei: a) innere der harmonischen Form der Gedanken und der gleichmäßigen Gestaltung der Glieder und ihrer Theile gegen einander; b) äußere des Ebenmaßes im Ausdrucke und in der Ausdehnung der Glieder des Vorder- und Nachsatzes oder der Sätze des Hauptgedankens, welche aber von ängstlicher

Sylbenzählung und Messung oder sinnleerem Gleichlaute frei bleiben soll. Die Alten, besonders Cicero und Demosthenes, gelten als Muster.

Conclave (im Allgemeinen jedes Gemach) ist sowohl der Ort, wo sich die Cardinäle zu einer Papstwahl versammeln und bis nach geendigter Wahl eingeschlossen bleiben, als auch die daselbst zu diesem Behufe zusammengetretene Versammlung der wählenden Cardinäle selbst. Die Einrichtung des Conclave rührt von Gregor X. her, der in einer, die Papstwahl betreffenden Constitution auf der 1274 zu Lyon gehaltenen Kirchenversammlung bestimmte, daß nach dem Tode eines Papstes die anwesenden Cardinäle am zehnten Tage sich in einem Zimmer des Gebäudes, worin der Papst gestorben, versammeln, und dasselbe in so viele Zellen getheilt werden sollte, als Cardinäle anwesend seien. Durch ein Fenster wurden der Versammlung die nöthigen Speisen hineingereicht. Es war Niemandem der Zutritt zu der Versammlung gestattet, eben so wenig war es erlaubt, Boten zu schicken oder zu schreiben. Bediente und Aerzte wurden mit eingeschlossen. Da die meisten Päpste zu Rom starben, so wurde diese Einrichtung in dem vaticanischen Pallaste getroffen, wo für zwei und zwei eine Zelle bestimmt war, wohin sie sich am zehnten Tage nach dem Tode des Papstes, nach einer abgehaltenen Messe, Missa spiritus sancti, begaben, und wo sie bis nach geendigter Wahl blieben. Es wurde täglich zwei Mal abgestimmt, und wer $^2/_3$ der Stimmen hatte, galt als rechtmäßiger Papst. So lange nicht $^2/_3$ der Stimmen auf einen fielen, galt die Wahl nicht und man mußte von Neuem stimmen. Bei der wirklichen Wahl sollte die Stadtwache, der römische Adel, die Gesandten der Fürsten u. a. die Thüre des Conclave sorgfältig besetzen. Wenn nach 3 Tagen die Wahl nicht zu Stande gekommen sei, sollte die Wache jedem Cardinal in den folgenden 14 Tagen zu Mittag und Abend nur ein Gericht verabreichen lassen, und nach Ablauf dieser Zeit sollte ihnen nur Brod, Wein und Wasser gegeben werden. Wenn durch eine Abstimmung die Wahl nicht zu Stande kam, so wurden die Zettel zerrissen und in einen Ofen geworfen, der durch eine blecherne Röhre den Rauch ins Freie führte. Dies hieß bei den Römern fumata. — Im Wesentlichen hat sich diese Einrichtung des Conclave bis jetzt erhalten, nur in Rücksicht auf die Verabreichung der Nahrungsmittel an die Cardinäle ist Einiges gemildert.

Conclavist heißt diejenige geistliche oder weltliche Person, welche ein Cardinal mit sich ins Conclave nimmt oder bei Krankheiten zu sich kommen lassen darf. Die Conclavisten dürfen dann eben so wenig, als die Cardinäle selbst, vor Beendigung der Papstwahl das Conclave verlassen. Den Conclavisten wird ebenfalls eine Zelle angewiesen, und sie essen mit ihren Cardinälen zusammen. Das Amt eines Conclavisten ist sehr ehrenvolle und da sie zugleich als Amanuenses der Cardinäle gelten, so werden dazu kenntnißreiche Männer gewählt.

Concomitanz heißt der innige Zusammenhang des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle nach den Lehren der katholischen Religion. Die Scholastiker, besonders Thomas von Aquino und Bonaventura, stellten nämlich zur Rechtfertigung der Entziehung des Laienkelchs die Behauptung auf, das Blut Christi sei schon an sich in dessen Leibe enthalten, und werde daher von den Laien im Brode mit empfangen.

Concordanz, ein Buch, welches alle in der Bibel vorkommenden Wörter in alphabetischer Ordnung enthält, und bei welchen die Stellen, wo jedes Wort steht, genau angegeben sind. Man hat Real- und Verbalconcordanzen, und zwar für alle Sprachen, in welche die Bibel übersetzt ist. Antonius von Padua verfaßte die erste C. unter dem Titel: „Concordantiae morales"; ihm folgte im 13. Jahrh. der Cardinal Hugo de Sto. Caro u. a., welche sämmtlich nach der Vulgata lateinisch verfaßt waren. Die neueste Ausgabe der auf Anordnung Papst Sixtus V. nach der Vulgata gefertigten „Concordantiae bibliorum sacr." lieferte Ducripon (Par. 1838. 4.). Die erste bekannte griechische C. lieferte Euthalios von Rhodos um 1300, welche jedoch verloren ging. Konrad Kirchner stellte im 16. Jahrh. eine C. über die Alexandrinische Uebersetzung des Alten Testaments, und Xistus Betulejus 1546 eine C. über das griech. Neue Testament zu-

sammen, die von Heinr. Stephanus 1600, und später von Erasmus Schmid, die letztere neuerdings durch Bruder (Lpz. 1843) umgearbeitet wurde. Durch die Uebersetzung der C. des Arlottus in das Hebräische durch den Rabbi Israel Nathan 1438 entstand die erste hebräische C., die von Marius von Calassio (Rom 1620), Joh. Burtorf (1632) und Fürst (Lpz. 1837—41, 4.) verbessert wurde. Ueber die Bibelübersetzung von Luther sind die besten Concordanzen: von Agricola, (Nürnberg 1610); von Lankisch (1677); von Büchner, (6. Aufl. Halle 1837—40); Wichmann, (Leipzig 1806) und Schott, (Leipzig 1827). Für den Prediger und Exegeten sind die C. unentbehrlich.

Concordat, (von dem lat. concors, einmüthig), heißt im Allgemeinen eine zwischen verschiedenen Parteien über ihre wechselseitigen Verhältnisse abgeschlossene Uebereinkunft; in engerer Beziehung aber jeder, zwischen dem Papste, als Oberhaupt der katholischen Kirche, und dem Landesherrn über die Gestaltung der äußeren Verhältnisse der katholischen Einzelkirchen abgeschlossener, eingegangener Vertrag. Berühmt ist das Wormser oder Calixtinische C., welches am 23. Sept. 1122 zwischen Calixtus II. und Kaiser Heinrich V. zu Beilegung des Investiturstreits geschlossen wurde. (S. Investitur.) Viele C. wurden den Päpsten abgedrungen; so das C. deutscher Nation vom 2. Mai 1418, zu welchem Martin V. durch das konstanzer Concilium genöthigt wurde, und dem bald andere mit anderen Nationen abgeschlossene folgten; doch wußten die Päpste im 15. und 16. Jahrh. auch C. zu ihrem Vortheil zu Stande zu bringen, wie z. B. die Wiener oder Aschaffenburger C., welche die durch vier Bullen Eugen's IV. im J. 1447 gemachten Zugeständnisse (die sogenannten Fürstenconcordate) wieder aufhoben. In der neuern Zeit war das mit Bayern am 5. Juni 1817 abgeschlossene, und 1821 in Vollzug gesetzte C. dem Katholicismus sehr zuträglich, indem dadurch zunächst die Wiederherstellung von 2 Bisthümern und 9 Klöstern zugesichert wurde; Preußen schloß am 16. Juli 1821 durch die Bulle De salute animarum, Hanover 1824, in der Bulle Impensa rom. pontificum Würtemberg, Baden, Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt am 11. April 1827 durch die Bulle Ad dominici gregis custodiam mit dem Papste C. ab. (S. Deutsche Kirche.) Bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft schlossen nur einzelne Cantone mit dem Papste C., so St. Gallen und Schwyz 1824, Bern, Luzern, Solothurn und Aarau 1827 ꝛc. Das C. zwischen den Niederlanden und dem röm. Stuhle ward am 23. März 1827 durch die Bulle Impensa rom. pontificum abgeschlossen und am 18. Juli 1827 publicirt. In Frankreich bildete die auf dem Concil zu Basel abgeschlossene pragmatische Sanction nächst jener Ludwig's des Heiligen vom J. 1248 die Grundlage des in mannichfaltigen Puncten gegen das System der römischen Curie anstrebenden französischen Kirchenrechts, und noch unter Ludwig XII. wurde, trotz des vom Vatican zu Rom herabgeschleuderten Fluches, die erstere bestätigt. Dennoch brachte Franz I., um Mailand zu erwerben, dieselbe ungeachtet des allgemeinsten Widerstandes des Klerus, der Appellationen der Universität zu Paris und der Remonstranzen (feierl. Verwahrungen) des Parlaments, in dem schon 1515 zu Bologna abgeredeten, 1516 zu Noyon abgeschlossenen C. zum Opfer. Die tiefen, der französischen Kirche so geschlagenen Wunden heilte erst im Jahre 1682 unter Ludwig XIV. einigermaßen die Declaration des gallicanischen Klerus (s. d.), seit jener Zeit und bis zur Revolution das Hauptgesetz über das gegenseitige Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt. Nach dem in der Gefangenschaft zu Valence erfolgten Tode Pius VI. schloß der erste Consul zu Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung mit Pius VII. einen Vertrag ab (26. Messidor an. IX.), der der katholischen Kirche die freie Religionsübung zurückgab, und dem ersten Consul das Recht der Ernennung der Bischöfe und Erzbischöfe gewährte. Die bald nachher von dem Kaiser erlassenen, durchaus nicht an die römisch-katholische Kirchendisciplin anpassenden Artikel über die Organisation der Kirche, und andere hier nicht zu erörternde Umstände führten aber endlich jenen offenen Bruch herbei, der die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem französ. Reiche und das Aufhören des Wesens der päpstlichen Gewalt bedingte. Ein im Jahr 1811 mit dem Papste abgeschlossenes neues C.

blieb ohne allen Erfolg, und auch das nach dem Sturze des Kaiserreichs im Jahr 1817 eingegangene, in welchem jenes vom Jahre 1516 wieder hergestellt wurde, ist wegen des bald nach seinem Erscheinen erfolgten Widerspruchs der Kammern nur theilweise zur Ausführung gekommen. Vgl. Pradt „Les quatre concordats" (3 Bde., Par. 1818), Lanjuinais „Appréciation du projet de loi relatif aux trois concordats" (Par. 1818), und Grégoire „Essai historique sur les libertés de l'église gallicane" (Par. 1818). Mit Neapel schloß der Papst am 16. Febr. 1818 ein C. ab, worin er die ausschließliche Herrschaft des Katholicismus in diesem Reiche gewann. Das C. wurde sogleich in Vollzug gesetzt, doch unbeschadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborner Legat a latere ist. Ueber die rechtliche Bedeutung der C. sind von den Staats- und Kirchenrechtslehrern mannichfaltige, zum Theil einander ganz widerstrebende Ansichten aufgestellt worden. So lange in Deutschland das jetzt freilich vielseitig bedrohte römisch-katholische Kirchensystem gilt; so lange also der Papst als Oberhaupt und Mittelpunct anerkannt wird, muß auf jeden Fall ein abgeschlossenes C. als rechtsgiltig anerkannt werden, wenn irgend, wie nicht zu bezweifeln, die verschiedenen Regierungen als gesetzmäßiges Organ der Kirche gelten können. Dies freilich bleibt immer vorausgesetzt, daß durch das C. der Staatsgewalt weder ihr wohlbegründetes Aufsichtsrecht über die Kirche, noch den katholischen Unterthanen das unveräußerliche Recht auf Gewissensfreiheit entzogen, oder durch Begünstigung der katholischen Kirche den protestantischen Confessionen die ihnen überall in Deutschland (außer Oesterreich) verfassungsmäßig zustehende Rechtsgleichheit geschmälert werde. Eine ziemlich vollständige Sammlung aller C. und der auf ihre Abschließung Beziehung habenden Urkunden hat Münch (Leipzig 1830—31. 2 Bde.) geliefert.

Concordia, römische Göttin der Eintracht, abgebildet mit einer Schale in der Rechten, und in der Linken mit einem Scepter oder einem Füllhorne. Ein Heroldsstab oder zwei sich vereinigende Hände deuteten ihre Eigenschaften symbolisch an. Camillus errichtete der C. einen Tempel auf dem Forum, Concordiae aedes oder templum, der später von Tiberius und der Livia erneuert wurde.

Concordienformel (Formula concordiae). Diesen Namen führen mehrere zur Zeit der Reformation zu Schlichtung der Lehrstreitigkeiten entstandene Bekenntnißschriften, vorzugsweise aber diejenige Bekenntnißschrift, welche in der Sammlung der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche (vgl. symbolische Bücher) die letzte Stelle einnimmt. Um nämlich die nach Luther's Tode unter den Lutheranern entstandenen Streitigkeiten beizulegen, veranstaltete der Kurfürst August von Sachsen 1576 eine Versammlung von 12 Theologen in Lichtenburg, die das sogenannte torgauische Buch entwarfen und bald darauf in einer Versammlung zu Torgau bestätigten. Da dasselbe jedoch unter den Theologen vielen Widerspruch fand, so wurde 1577 in Kloster-Bergen bei Magdeburg eine Commission zur Revision desselben niedergesetzt, bestehend aus den Theologen M. Chemnitz, Jak. Andreä, Selnecker, Musculus und Körner. So kam im Mai 1577 die neue Concordienformel, Einigungs- oder Eintrachtsformel, auch das bergische Buch genannt, zu Stande und wurde unterschrieben von 3 Churfürsten, 20 Fürsten, 24 Grafen, 86 Reichsständen, 4 Freiherren, 35 Reichsstädten und 800 Geistlichen. Sie wurde, ungeachtet des großen Widerspruchs, den ihre Annahme immer noch fand, 1580 öffentlich bekannt gemacht und mit den übrigen symbol. Büchern verbunden unter dem Titel: „Concordia d. i. christl., wiederholte, einmüthige Bekenntniß nachbenannter Kurfürsten und Stände Augsburgischer Confession und derselben zu Ende des Buches unterschriebener Theologen Lehre und Glauben'. Nur in wenigen Ländern wurde sie angenommen, ungeachtet der Bemühungen des Kurfürsten, dem diese Angelegenheit 80,000 Thaler gekostet haben soll.

Concret (Concretum), ein Kunstwort in der Logik, bedeutet das Merkmal eines individuellen Dinges, einer Substanz im Gegensatze des Abstracten; z. B. der mächtige König ist ein concreter Begriff, eine concrete Vorstellung, wogegen die Macht eine abstracte

Vorstellung ist. In concreto (im Gegensatze in abstracto) heißt: in der Wirklichkeit, in der Erfahrung, im wirklichen Leben.

Concubinat, heißt das außereheliche Zusammenleben zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum Zweck der Geschlechtsgemeinschaft. Das Naturrecht verbietet das C. nicht; der Staat kann es aber durch besondere Gesetze untersagen. Im Alterthum war das C. geduldet; so bei den Ebräern schon von den frühesten Zeiten an, wie das Verhältniß Abrahams zu Hagar zeigt; auch die späteren hebräischen Könige hatten viele Nebenweiber. Bei den Griechen gehörte das C. zu den gleichgültigen Dingen. Die Concubinen waren entweder im Kriege erbeutete oder auch von Räubern gekaufte Mädchen und im Hause Dienerinnen der Hausfrau. Ihre Söhne wurden mit denen der Hausfrau erzogen, und erhielten auch einen Theil des Erbes. Auch bei den Römern war das C. erlaubt, obgleich das älteste römische Recht sich durch strenge Grundsätze über die Ehe auszeichnete, von denen man später vielfach abwich. Die Kinder aus einer solchen Verbindung wurden natürliche genannt, besaßen zwar nicht die Rechte der ehelichen, waren aber vom Vater anerkannt. Auch Augustus, der durch ein umfassendes Ehegesetz (lex Julia et Papia Poppaea) förmliche Ehen zu befördern und die eingerissene große Unsittlichkeit zu vermindern suchte, gestattete den C. aber nur mit Frauen geringeren Standes oder mit solchen, welche ihre höhere Standesehre verloren hatten. Constantin der Große schränkte den C. so ein, daß die Männer ihre zeitherigen Concubinen heirathen sollten, indem er verbot, weder diesen noch ihren Kindern eine Schenkung, ein Legat 2c. zu machen; doch wurde dadurch dem C. keine Schranken gesetzt. Kaiser Leo verbot den C. gänzlich. Das ältere deutsche Recht gestattete neben der eigentlichen Ehe eine formlose Geschlechtsverbindung und im Mittelalter kam die Ehe zur linken Hand oder die Morganatische Ehe in Gebrauch. Hierher gehört auch die Gewissensehe (s. d.). Der Code Napoleon gestattet zwar den C. nicht, erlaubt aber auch einer Gattin nur dann eine Klage auf Trennung der Ehe, wenn der Mann eine Concubine in der gemeinschaftlichen Wohnung unterhält. In den meisten übrigen Staaten ist der C. verboten, doch wird gegen ihn große Nachsicht bewiesen und erst in neuester Zeit ist es gegen den C. wieder strenger geworden.

Concurrenz, heißt in Allgemeinen soviel als Mitbewerbung, dann das Wetteifern mehrerer Verkäufer, um einander den Vorsprung abzugewinnen. Sie ist ohne Zweifel ein mächtiger Hebel im Handel und Gewerbe, Eifer, Geschicklichkeit und Erfindung zu steigern; denn je stärker die C., desto eifriger wird das Streben sein, die Mitbewerber durch bessere Leistungen, billigere Preise und bequemere Bedingungen zu übertreffen. Namentlich kann in Bezug der ersten Lebensbedürfnisse eine hinreichende C. jede obrigkeitliche Taxe überflüssig machen. Doch hat sie auch ihre Schattenseiten, die namentlich in der neuern Zeit immer schärfer hervorgetreten sind. Zu diesen rechnet man besonders, daß manche Geschäfte aus besonderen in ihrem Wesen liegenden Gründen eine schrankenlose C. nicht gestatten und daß durch leichtsinnige C., wenn sie auch auf die Dauer neben soliden Arbeiten nicht bestehen können, doch diesen Eintrag thun und endlich dem Gemeinwesen zur Last fallen. (S. Gewerbefreiheit). — Im Criminalrecht heißt Concurrenz das Zusammentreffen mehrerer Verbrechen also auch mehrerer Strafen. In dem früheren deutschen Rechte ging man meist von dem Grundsatz aus, daß durch die größere Strafe die geringere gebüßt werde; neuere Strafgesetzgebungen haben aber die richtigere Einsicht geltend gemacht, alle verwirkte Strafen zugleich oder nach einander eintreten zu lassen. Wenn das Strafmaß auf diese Weise unverhältnißmäßig erhöht wird, pflegt gewöhnlich als Ausnahme eine Verminderung des Strafmaßes einzutreten. Mehrere concurrirende Strafen verschiedener Art reducirt man meist nach bestimmter Regel und Maß auf eine Strafart.

Concurs, heißt in Allgemeinen ein Zusammentreffen oder Bewerben Mehrerer um eine Sache, eine Stelle oder einen Preis. In manchen Ländern ist es nämlich gebräuchlich, besonders Lehrstellen, oder auch andre Aemter im Concurs zu vergeben, d. h. Bewerber öffentlich aufzufordern und unter den sich Meldenden den Würdigsten auszuwählen; nur tritt hierbei öfters der Fall ein, daß gerade die Würdigsten aus Bescheidenheit oder aus ge-

rechtem Selbstgefühl sich gar nicht melden. Auch öffentliche Arbeiten und Lieferungen werden in Concurs vergeben. Concurs der Gläubiger heißt das Zusammentreten derselben, um aus den Vermögen ihres gemeinsamen Schuldners, das zu ihrer völligen Befriedigung nicht ausreicht nach Verhältniß ihrer Forderungen und der Verschiedenheit ihrer Rechte sich bezahlt zu machen. (S. Falliment.)

Concussion, concussio, Erpressung, das Verbrechen einer obrigkeitlichen Person, sich durch Mißbrauch des Rechts oder unter dem Vorwande desselben oder überhaupt durch Gewaltthätigkeiten von Geringern Geld zu verschaffen. Der dieses Verbrechens Schuldige heißt Concussor.

Condamine, Charles Marie de la, geb. 28. Januar 1701 zu Paris, zeichnete sich schon früh durch eine brennende Begierde, seine Kenntnisse zu vermehren, aus, weswegen er seinen früheren Stand als Militär aufgab und sich ganz den Wissenschaften, besonders der Natur- und Länderkunde, widmete. Er erhielt eine Anstellung als Adjoint-Chimiste bei der Akademie, machte mehrere Reisen in der Levante und auf den Küsten Afrikas und Asiens, und begleitete dann 1736 Godin und Bouguer nach Südamerika, um durch Messungen über die Gestalt der Erde Sicherheit zu erhalten. Nach diesen Beobachtungen bestätigte sich Newton's Behauptung, daß sich die Erde nach den Polen abplatte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland hielt sich C. zur Herstellung seiner Gesundheit einige Zeit in Rom auf, empfahl und unterstützte in Frankreich die Blatterinoculation, machte 1763 schon kränkelnd eine Reise nach England, und starb 1774 an einer sehr schmerzlichen chirurgischen Operation, welche er an sich verrichten ließ, um über dieselbe der Akademie berichten zu können. Seine wichtigsten Schriften sind: „Relation abrégée d'un voyage fait dans l'Amérique méridionale," (Paris 1745); „Journal du voyage fait par l'ordre du Roi à l'équateur," (ebend. 1751 und Supplement 1752, 4.), „Mesure des trois premiers degrés du méridien dans l'hémisphère austral," (ebend. 1751); Mémoires sur l'inoculation," (Paris 1754); u. a. m.

Condé, Stadt und Festung im franz. Depart. des Nordens, am Einflusse der Hesne in die Schelde, mit 6500 Einw., welche sich mit Lederfabrikation, Färberei, Salzraffinerie, Schiffbau und Schifffahrt beschäftigen, liegt in einer mit Sümpfen bedeckten Gegend, die noch außerdem durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden kann, und war früher eine Baronie, die im 14. Jahrh. an das Haus Bourbon kam (S. Condé). Die Festung wurde durch de Ville und Vauban angelegt. Ludwig XIV. ließ sie 1676 den Spaniern entreißen und behielt sie im Nymweger Frieden 1678. Die Oesterreicher nahmen sie 1793, mußten sie aber im folgenden den Franzosen wieder überlassen. — Condé sur Noireau, eine Stadt im franz. Departement Calvados, am Noireau, hat ein Handelsgericht und 1500 E., welche Baumwollspinnerei und Weberei, Färberei und Gerberei, Handel mit Flachs, Pferden, Vieh, Honig 2c. treiben.

Condé, ein altes berühmtes französisches Geschlecht, das seinen Namen von der Stadt Condé (s. d.) im Hennegau hat. Der Stammvater Gottfried von C. lebte um 1200 und besaß damals schon einen Theil der Baronie Condé. Von ihm stammen in directer Linie die Freiherrn von C. ab, deren letzter Johann, 1391 starb, und von seiner Muhme Johanna von Ligne, deren Mutter eine C. gewesen, beerbt wurde. Durch Johanna's letzten Willen kam ihr Antheil von C. an die Hamayde, und von diesen nach einander an die Grafen von Oettingen, von Roggendorf, von Lalaing, und endlich an das Haus Croy. Die andere Hälfte der Herrschaft C. besaßen die Herren von Avesnes und kam durch Maria von Avesnes an Hugo von Châtillon, Grafen von St. Paul, ihren Gemahl. Ihre Urenkelin Johanna von C. verheirathete sich 1335 mit Jakob I. von Bourbon und ward so die Stammmutter des ganzen Hauses Bourbon. Ihr zweiter Sohn Louis von Bourbon, Graf von Vendôme erhielt in der Theilung die Baronie Condé, wovon sein Urenkel gleiches Namens als Prinz von Geblüt den fürstlichen Titel annahm.

Condé, Ludwig I., von Bourbon, Prinz von, ist der Stammvater der Häuser Condé und Conti und war der siebente Sohn des Herzogs von Vendôme, und Bruder des

Königs Anton von Navarra, Vater Heinrich's IV. und wurde am 7. Mai 1530 geboren. Während Heinrich's II. Regierung zeichnete er sich in mehreren Schlachten und Belagerungen, namentlich bei Metz, vortheilhaft aus (1552). Unter Franz II. Minderjährigkeit schloß er sich den, über die ausgedehnte Macht der Guisen Mißvergnügten an und ging deshalb zu der Partei der Reformirten über. Er war das Haupt der Verschwörung von Amboise, welche die Vertreibung der Guisen und die Gefangennahme des Königs bezweckte, floh 1560 nach Entdeckung derselben zu seinem Bruder nach Nérac und entwarf den Plan, sich aller großen Städte Frankreichs mit bewaffneter Hand zu bemächtigen. Der Plan scheiterte abermals und C. ward in Orleans, wohin er sich hatte locken lassen, um an den dortigen Generalstaaten Theil zu nehmen, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Der Tod Franz II. rettete ihn. Katharina von Medicis ließ ihn unter der Bedingung für unschuldig erklären, daß sein Bruder, Anton von Navarra, auf die Regentschaft während der Minderjährigkeit Karls IX. verzichte. Doch schon am 16. Apr. 1562 erklärte sich C. zu Orleans für den Anführer der unterdrückten Calvinisten und begann die Feindseligkeiten mit Wegnahme von Orleans, Rouen und andern Städten. Seine Gefangennahme nach der für die Hugenotten unglücklichen Schlacht bei Dreux führte zu dem Friedensschluß von Amboise am 19. März 1563; doch C. begann, bei Hofe zurückgesetzt und von seiner verfolgten Partei angefeuert die Feindseligkeiten bald wieder. Der Versuch, den König am 28. Sept. 1567 auf dem Schlosse zu Monceaux aufzuheben mißglückte; als aber C. sich nach der Schlacht bei St. Denis am 10. Nov. mit den deutschen Hülfstruppen vereinigte, und Chartres belagerte. schloß Katharina von Medicis von neuem im Febr. 1568 Frieden, wozu sich C. willig finden ließ. Jetzt faßte der Hof den Plan, C. und Coligny auf des Erstern Landgute Noyers gefangen zu nehmen; doch er entfloh, sammelte bedeutende Streitkräfte, und begann zu Anfang des Jahres 1569 den Krieg von Neuem, fand aber auch schon in der Schlacht bei Jarnac seinen Tod am 13. März 1569, indem der Anführer der Schweizergarde, Montesquiou, wahrscheinlich auf Anstiften des Herzogs von Anjou, ihn, der den Königlichen verwundet in die Hände gefallen war, niederschoß, während man beschäftigt war seine Wunden zu verbinden. — Heinrich I., Prinz von C., Herzog von Enghien, geb. am 29. Dec. 1552 zu la Ferté, focht schon in der Schlacht bei Montcontour an Coligny's Seite und stand später mit Heinrich von Bearn (später Heinrich IV.) an der Spitze der calvinistischen Partei. In der Pariser Blutnacht rettete ihn nur seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause. Er mußte mit Heinrich von Navarra in Gegenwart des Königs den katholischen Glauben annehmen. Nach des Königs Tode gelang es ihm, der strengen Aufsicht, unter die er gestellt war, zu entfliehen. Er ward wieder Calvinist, ging nach England, dann nach Deutschland, um bei den protestantischen Fürsten Hülfstruppen gegen den franz. Hof zu werben, und kehrte 1576 nach Frankreich zurück, um den Krieg zu erneuern. Die Friedensvorschläge, mit denen ihm die katholische Partei entgegenkam, führten zu dem Vertrag, in welchem den Hugenotten völlige Religionsfreiheit zugesichert wurde. Aber schon im Febr. 1577 erhob sich die katholische Ligue, der Prinz griff zu den Waffen, wurde aber durch seine Eifersucht gegen den jungen König von Navarra abgehalten, sein Glück in den Schlachten vollständig zu verfolgen. Er schloß schon im Sept. 1577 wieder Frieden, der 1579 abermals gebrochen wurde. C., der keine bedeutende Truppenmacht aufbringen konnte, mußte mehrere Jahre unthätig bleiben, bis die Bewegungen der Ligue und das Edict von Nemours vom 17. Juli 1585 den Krieg von neuem entzündeten. Nach der Belagerung von Brouage mußte er unter mancherlei Gefahren nach Guernsey fliehen kehrte aber über England später nach Rochelle zurück. Im J. 1586 focht er glücklich bei Saintes, half am 20. Oct. 1587 die Schlacht bei Coutras gewinnen, trennte sich aber später von dem Heere Heinrich's von Navarra, wie man behauptet, um sich aus den Länderstrichen Angoumois, Saintonge, Aunis, Poitou und Anjou eine unabhängige Herrschaft zu erobern. Der Tod trat seinen Plänen entgegen. Er starb am 5. März 1588, wie man sagt, an Gift zu St. Jean d'Angély. Seine zweite Gemahlin, Katharina von Tremouille wurde wegen Ehebruchs und Vergiftung ihres Gemahls verhaftet und erlangte erst durch Heinrich IV., der selbst mit ihr ein ehebreche-

risches Verhältniß unterhalten, freigelassen und ihre Proceßacten 1596 verbrannt. — Heinrich II. von Bourbon, Prinz von Condé, wurde am 1. Septbr. 1588 im Gefängnisse geboren, und in der reformirten Religion erzogen; da aber Heinrich IV. besorgte, daß seine Glaubensgenossen ihn bei einer neuen Revolution an die Spitze stellen möchten, zwang er ihn, im J. 1595 zum katholischen Glauben überzutreten. Im J. 1609 heirathete C. des Königs Geliebte, Charlotte Margaretha von Montmorenci, die reichste und schönste Frau ihrer Zeit. Der König hatte diese Verbindung selbst eingeleitet, um seine Geliebte desto ungestörter zu besitzen; doch C. ließ sich selbst durch die Bitten seiner Mutter nicht bewegen, seine Frau mit dem König zu theilen und entfloh nach den Niederlanden. Vergeblich verschwendete der König Bitten, Versprechungen, selbst Drohungen, um C. zur Rückkehr zu bewegen, oder dessen Auslieferung von Oesterreich zu bewirken. C. kehrte erst nach Ravaillac's Frevelthat wieder nach Paris zurück. Hier ehrte man jetzt in ihm den ersten Prinzen von Geblüt, er stand in dem größten Ansehen und nahm an allen wichtigen Staatsangelegenheiten thätigen Antheil. Seinen früheren Glauben an seinem Lebensabende durchaus vergessend, zeigte er sich als heftigen Feind der Reformirten, wofür schon als Beweis dienen kann, daß er seinem Sohne eine Nichte des Cardinals von Richelieu, zur Gemahlin gab. Er starb zu Paris am 26. Dec. 1646. — C., Ludwig II. von Bourbon, Prinz v. C., allgemein bekannt unter dem Namen des großen Condé. Seine Waffenthaten weisen ihm den Rang eines der ersten, wo nicht der ausgezeichnetsten von allen Feldherren des 17. Jahrh. an, und unter seinen Landsleuten verdient nur Turenne ihm an die Seite gesetzt zu werden. C. wurde zu Paris am 8. Septbr. 1621 geboren, trat 1640 in den Kriegsdienst, und schon drei Jahre darauf legte er eine sichere Grundlage seines nachmals so bewunderten und bewundernswerthen Kriegsruhmes, indem er, als Herzog von Enghien, am 19. Mai 1643 den Sieg bei Rocroi erfocht, der seinen Namen in den Kriegsannalen Frankreichs für immer berühmt machte, hätte er auch weiter nichts vollbracht. Rasch hinter einander erkämpfte er nun den Waffen seines Vaterlandes wichtige Vortheile und Siege: im Jahre 1644 schlug er die Bayern bei Freiburg; 1645 siegte er bei Nördlingen; 1646 eroberte er Dünkirchen; 1648 erfocht er bei Lens einen Sieg, und jedes Jahr wurde also mit einer rühmlichen Waffenthat C.'s bezeichnet. Bei den nun ausbrechenden innern Unruhen, welche Mazarin's tyrannische Regierung während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. herbeiführte, erklärte sich der große C. für den Hof, und zwang in dessen Interesse die Pariser zu einem Vergleiche. Mazarin's Hochmuth schonte jedoch selbst der Prinzen von Geblüte nicht; er wollte der Erste im Reiche sein, und war unklug genug, dies selbst denjenigen fühlen zu lassen, die durch die Geburt höher gestellt waren, als er. Der Cardinal entzweite sich mit C. so sehr, daß es zu einem förmlichen Zwiste kam, und C. so wie dessen Bruder und Schwager, der Prinz von Conti, und der Herzog von Longueville sich öffentlich und laut gegen Mazarin erklärten. Doch dem Cardinal standen Waffen anderer Art zu Gebote, als dem tapfern Kriegshelden und dessen Verbündeten. und da er Ursache hatte, C.'s Feindschaft allen Ernstes zu fürchten, wußte er ihn, so wie den Prinzen von C. und den Herzog von Longueville, nach dem festen Schlosse Vincennes zur Haft zu bringen. Gegen einen Monat saß er hier gefangen, da gab der freiwillige Rücktritt Mazarin's ihm zwar die Freiheit, allein der Hofpartei schloß er sich dennoch nicht wieder an, und als bald darauf (1652) neue Unruhen ausbrachen, griff auch C. wieder zu den Waffen. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er sich (2. Juli) in einem Gefechte gegen Turenne bei der Vorstadt St. Antoine durch eine fast beispiellose persönliche Tapferkeit aus. Die Ausgaben, die C. sich gemacht hatte, um seine Partei mit einer bedeutenden Zahl von Mannschaft unterstützen, und so sich hohe Wichtigkeit geben zu können, übten, im Vereine mit der ihm eigenthümlichen Verschwendungssucht, den nachtheiligsten Einfluß auf seine Finanzen aus, die sich im zerrüttetesten Zustande befanden. Er vermochte bald nicht mehr, seine Verpflichtungen zu erfüllen, seine Anhänger zu belohnen, oder auch nur zu bezahlen, und Viele verließen seine Partei, bei der ihnen kein Vortheil mehr winkte. Als nun auch Mazarin wieder an das Ruder der Geschäfte zurückkehrte, war C. nicht mehr vermögend, sich mit Erfolg zu behaupten. Zu stolz, den

ersten Schritt zur Aussöhnung mit Mazarin zu thun, der damals so gut als König von Frankreich war, ging C. zu den Spaniern über, in deren Dienst er sich wieder eben so, wie früher in dem französischen, durch rühmliche Waffenthaten auszeichnete. Als Frankreich und Spanien endlich durch den pyrenäischen Frieden (1659) ihre Feindseligkeiten beilegten, söhnte sich auch C. endlich wieder mit seinem König aus, indessen ist die Art und Weise, wie er sich dabei nicht nur gegen Ludwig XIV., sondern auch gegen seinen alten Feind, den Cardinal Mazarin, demüthigte, ihm von Vielen sehr übel ausgelegt worden. Nach seiner Aussöhnung bediente sich zwar Ludwig XIV. seiner kriegerischen Talente noch oft, allein nie verschwand das Mißtrauen gegen denselben ganz, und oft mußte C. bemerken, daß sein häufig bewiesener Wankelmuth keineswegs vergessen war. Der König selbst befand sich von nun an fast fortwährend bei der Armee, und den Ruhm für das, was C. entworfen und gethan, maßte Ludwig XIV. sich zum großen Theile an. Im J. 1668 eroberte er durch seinen Feldzug, der fast einem Spaziergange glich, und wobei sein Name allein Wunder wirkte, die Grafschaft Burgund. 1672 commandirte er bei dem Feldzuge in Holland, und 1673, am 10. August, in der berühmten Schlacht bei Senef. Nach Turenne's Tode (1675) erhielt er den Befehl über die Armee in Deutschland, doch er führte diesen nur kurze Zeit, denn das Podagra nöthigte ihn, die Ruhe des Privatlebens zu suchen. Er zog sich auf sein reizendes Landgut Chantilly, bei Fontainebleau, zurück, und lebte hier zum großen Theile den Wissenschaften. In dem geistreichen Umgange der berühmten Männer, an denen Frankreich damals so reich war, eines Racine, Corneille, Boileau, Bossuet, Bourdaloue, u. A. m. fand er einen besondern Genuß; gewiß ein hoher Ruhm für seine Geistesbildung. Doch auch der Liebe, der damals in Frankreich allgemein herrschenden Göttin, opferte C. mehr, als seine angegriffene Gesundheit und sein vorgerücktes Alter es ihm erlaubten, und beschleunigte dadurch bedeutend seinen Tod, welcher am 11. Decbr. 1686 erfolgte. — Sein Andenken wurde auch nach seinem Ende geehrt, wie er es verdiente; in der St. Ludwigskirche zu Paris errichtete man ihm ein Monument. — Sein Nachfolger war sein ältester Sohn, Julius Heinrich, Prinz von C., geb. 1643, ein Mann ohne Geist und Charakter, der bis 1686 den Titel eines Herzogs von Enghien führte. Er war, wie die meisten C. Großmeister des königlichen Hauses, focht an der Seite seines Vaters in den Niederlanden, später als Generallieutenant unter dem Herzog von Orleans, und starb mit Hinterlassung zahlreicher Kinder am 1. April 1709 zu Paris, nachdem er fast 20 Jahre lang geistesschwach gewesen war. — Ihm folgte sein zweiter Sohn Ludwig III., Herzog von Bourbon und Enghien, geb. am 11. Oct. 1668, der sich mit einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV., dem Fräulein von Nantes, vermählte, die erst später unter dem Namen Louise Françoise von Bourbon legitimirt wurde. Er starb 1710. — Sein Nachfolger war sein zweiter Sohn Karl, Graf von Charolais, geb. am 19. Juni 1700. Er entwich, 17 Jahr alt, heimlich aus Frankreich, um unter Eugen gegen die Türken zu kämpfen. Bei der Belagerung von Belgrad belustigte er sich, einige Türken von den Wällen herabzuschießen und setzte diese Liebhaberei auch nach seiner Rückkehr nach Frankreich fort, so daß ihn Ludwig XV. dreimal begnadigen mußte, weil er Dachdecker von Gebäuden herabgeschossen hatte, um sich an ihrem Sturze zu ergötzen. Die Marquise von Pompadour fürchtete ihn. Er starb 1760 zu Paris unvermählt. — Sein Bruder, Ludwig, Graf von Clermont, geb. am 15. Juni 1709, war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und im Besitz der reichen Abtei Bec in der Normandie, als er sich vom Papste dispensiren ließ und Militärdienste nahm. In den Feldzügen in den Niederlanden, denen er als Generallieutenant beiwohnte, zeigte er viel Tapferkeit und Kriegsgeschick, als er aber in Hanover 1758 das Obercommando an der Stelle des Marschalls von Richelieu übernahm, verließ ihn das Kriegsglück. Er lebte seitdem in seiner Abtei, wo er kein erbauliches Leben führte und starb am 16. Juni 1771. — Das Haupt der Familie war Ludwig's III. ältester Sohn, Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon und Enghien, geb. 1692. Er führte nie den Titel eines Prinzen von C. und erhielt von Ludwig XIV. bei dessen Tode den Auftrag, die Einigkeit unter den Familiengliedern des königlichen Hauses zu bewahren.

Doch that er gerade das Gegentheil, bemächtigte sich an der Stelle des Herzogs von Maine der Erziehung Ludwig's XV. und zeigte sich als einen erklärten Feind des Herzogs. Das Volk haßte ihn wegen seiner Beschützung des Law'schen Systems, wodurch er aber mit seiner Mutter mehr als 25 Mill. Livres gewonnen haben soll. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans machte ihn Ludwig XV. 1723 zum ersten Minister. Hier betrug er sich aber so gehässig und ungeschickt, daß ihn der König auf Anrathen des Cardinals Fleury entließ. Er zog sich nach Chantilly zurück und starb daselbst am 14. Juni 1742. — **Louis Joseph von Bourbon, Prinz von C.**, geboren 1736 zu Chantilly, der Sohn des Vorigen, genoß unter der Vormundschaft seines Oheims, des Grafen von Charolais, nachdem er seine Aeltern im fünften Jahre verloren hatte, eine sehr strenge Erziehung. Ludwig XV. dessen besondere Gunst er genoß, ernannte ihn schon im 15. Jahre zum Statthalter von Burgund, und Großmeister des königlichen Hauses. Seine militärischen Fähigkeiten entwickelte er im siebenjährigen Kriege, während welchem er in Deutschland ein französisches Corps commandirte und den Herzog von Braunschweig bei Friedberg 1762 besiegte. Obgleich er wie die übrige Aristokratie den philosophischen Ideen jener Zeit huldigte und auf seinem Familiensitz Chantilly sich im Kreise geistreicher, aufgeklärter Männer gefiel, die in Schriften und Gesprächen die persönliche Freiheit und Gleichheit predigten, trat er doch im wirklichen Leben fortdauernd gegen die Verwirklichung dieser Ideen auf. Im J. 1771 widersetzte er sich mit mehreren andern ihm gleichgesinnten Prinzen der vom Könige genehmigten Reorganisation der Parlamente und wurde deshalb für kurze Zeit vom Hofe verbannt. Im J. 1787 präsidirte er in der Versammlung der Notabeln dem vierten Bureau und unterzeichnete zu Ende des Jahres das merkwürdige Memorial, worin die hohe Aristokratie und der Klerus mit Stolz und Härte gegen Alles, was das Volk seine Rechte und Freiheiten nannte, protestirte. Während der Revolution war er unter denen, welche schon 1789 ihr Vaterland verließen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Brüssel wandte er sich nach Turin,. und bildete 1792 zu Koblenz ein Heer von 6800 Emigrirten, welches zu den Oesterreichern unter Wurmser stieß. Vergeblich wurde er von dem Könige selbst und der Nationalversammlung aufgefordert, nach Frankreich zurückzukehren. Im J. 1795 trat er in englischen Sold, schlug sich 1796 mit Auszeichnung in Schwaben, und marschirte 1797 mit seinem Corps nach Rußland, wo er sich mit Paul I. befreundet hatte. Als dieser 1799 Suwarow an den Rhein sandte, erschien auch C. wieder auf dem Kriegsschauplatze und schloß sich, da Rußland 1800 die Coalition verließ, abermals an England an. Nach Beendigung dieses Feldzugs zog sich der Prinz nach England zurück, und lebte bis 1813 in der Abtei Amesbury. Als Ludwig XVIII. 1814 den Thron von Frankreich bestieg, kehrte auch C. nach Paris zurück, ward zum General-Obersten der Infanterie ernannt und erhielt die Würde eines Großmeisters von Frankreich und das Protectorat des Ludwigordens. Während der 100 Tage floh er mit dem Könige nach Gent, und kehrte mit demselben 1815 nach Paris zurück, wo er Präsident der Pairskammer wurde, sich aber bald darauf nach Chantilly zurückzog. C. war zweimal vermählt, das erste Mal mit der Prinzessin von Rohan-Soubise, welche ihm den Prinzen Bourbon-Condé gebar, das zweite Mal mit der Prinzessin von Monaco, welche er 1813 verlor. Seine Vorliebe zu den Studien machte ihn mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit bekannt, und hat uns sein geistreiches Werk: „Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me. descendant," (London 1806) hinterlassen. — **Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon, Prinz von C.**, der letzte Sprößling aus dem alten berühmten Hause der Condé's, ward am 13. April 1756 geboren. In seiner Kindheit schon fürs Waffenhandwerk gebildet, verband er mit einem leidenschaftlichen Charakter das Streben, den Ruhm seiner Vorfahren durch seine Handlungen auch auf die Gegenwart fortzupflanzen, und seine Kräfte der Macht aufzuopfern, der er diente. Schon früh entwickelte sich in ihm die heftigste Leidenschaft zu Louise Marie Therese Math. von Orleans, geb. 1750, welche ihm, nachdem er sie aus einem Kloster entführt, 1772 den unglücklichen Prinzen von Enghien (s. d.) gebar. Ungeachtet er ein treuer Anhänger des königlichen Hauses war, so wurde er doch schon 1778 durch seine Leidenschaft-

lichkeit mit dem Grafen von Artois (später König Karl X.) in ein Duell verwickelt, welches seine Verweisung nach Chantilly zur Folge hatte. Allein bereits 1782 begleitete er Artois in das Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar und ward für die dort geleisteten Dienste zum Marschall ernannt. Seine absolutistischen Gesinnungen konnten ihn unmöglich mit den Principien der Revolution befreunden, und er wanderte daher auch 1789 mit seinem Vater nach Turin aus, focht in den Jahren 1792, 93 und 94 mit Auszeichnung als General unter den Emigrirten, unternahm 1795 zu Gunsten derselben eine Diversion in die Vendée, die aber keinen Erfolg hatte, begab sich 1797 nach Rußland, kehrte 1799 an den Rhein zurück und schiffte, nach Auflösung der königl. Armee, nach England über, wo er bis zum Mai 1814 in Zurückgezogenheit lebte. Nach der Rückkehr der Bourbons ernannte ihn Louis XVIII. zum Generalobersten der leichten Infanterie und ertheilte ihm später nach der Landung Napoleon's den Oberbefehl in den westlichen Departements. C. mußte sich aber zu Nantes einschiffen und nach Spanien segeln, von wo er erst nach des Kaisers zweiter Abdankung nach Paris zurückkehrte. Seine Gemahlin war 1780 von ihm geschieden worden und lebte seit dem 5. Juni 1816 ebenfalls wieder zu Paris, wo sie am 10. Jan. 1822 starb. Der Prinz aber endete kurz nach der Julirevolution unter so außerordentlichen Umständen, daß dadurch ein scandalöser Proceß erregt wurde. Nach seiner Rückkehr lebte der Prinz gewöhnlich auf seinem reizenden, von seinen Vorfahren ererbten Landgute Chantilly seit 1817 in inniger Verbindung mit einer Engländerin, Sophie Dawes, geb. Clarke, die 1818 zur katholischen Religion übertrat und den Herrn von Feuchères heirathete, welcher zum Adjutanten des Prinzen, bald darauf zum Baron und zum Obristen der königlichen Garde ernannt wurde. Später ließ sie sich wieder von ihrem Gatten scheiden, brachte den schwachen und launischen C. ganz unter ihre Herrschaft und betrieb seitdem die Abfassung seines Testaments mit auffallender Dringlichkeit. Nach der Julirevolution des J. 1830, die C. schwermüthig stimmte, fand man ihn plötzlich am 27. Aug. 1830 in seinem Schlafzimmer am Fensterriegel erhenkt. Da in seinem Testamente der Herzog von Aumale, vierter Sohn des Herzogs von Orleans (jetzigen Königs der Franzosen) zu seinem Universalerben eingesetzt, die Frau von Feuchères aber mit 2 Mill. Frcs. und zwei seiner Güter bedacht war, griffen die nächsten Seitenverwandten und Intestaterben, die Prinzen von Rohan und ihre Schwester, die Prinzessin von Rohan-Rochefort, das Testament als erschlichen an, behaupteten, der Herzog sei ermordet worden und suchten dies durch eine Flugschrift zu erweisen. Die Klage wurde von dem Gerichtshof zu Paris abgewiesen, der Prinz Louis von Rohan aber in Folge einer von der Baronin von Feuchères gegen ihn erhobenen Schmähungsklage vom Zuchtpolizeigericht 1832 zu dreimonatlicher Haft und 1000 Frcs. Geldstrafe verurtheilt. Vgl. „Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament du duc de Bourbon“ (Par. 1832).

Condensation, Verdichtung, nennt man die Operation, wodurch Dämpfe wieder in die tropfbare oder feste Form zurückgebracht werden. Die Mittel dazu sind entweder Zusammenpressen, Abkühlen oder chemische Verwandtschaft. Hierauf beruhen die hygroskopischen Eigenschaften vieler porösen Körper, wobei hauptsächlich auch die Capilarität wirkt, dann die chemischen Operationen, als Destilliren, Sublimiren u. s. w. Die Kühlapparate der Destillirgeräthschaften heißen daher auch Condensatoren. Alle Dampfmaschinen mit Niederdruck haben Condensatoren.

Condillac, Etienne Bonnot de, geb. 1714 zu Grenoble, ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller der Franzosen. In seinen frühern Jahren lebte er ganz den Wissenschaften, wurde aber, als seine Schriften Aufsehen machten, zum Erzieher und Lehrer des Infanten, des Herzogs von Parma, Neffen Ludwig's XV., ernannt, und starb als Abbé von Mureaux auf seinem Landgute Flux bei Beaugenci den 3. August 1780. Er strebte in seinen Schriften dahin, Locke's Philosophie zu vervollkommnen, und suchte besonders der Metaphysik in Frankreich neues Ansehen zu verschaffen, räumte aber dem Empfindungsvermögen (Sensualismus) einen zu großen Spielraum ein, wodurch er der Metaphysik mehr schadete als nützte. Indeß ist nicht zu läugnen, daß der Scharfsinn und die Klarheit

mit welcher er die Erscheinungen des menschlichen Geistes in der Erfahrungsseelenlehre erforschte und beleuchtete, großen Einfluß auf die Bildung Frankreichs äußerte, und noch jetzt sind die Einwirkungen seiner Philosophie in dem philosophischen Bildungsgange dieses Landes sichtbar. Genaue Wahrnehmungen stellte er statt der Grundsätze und Erklärungen oben an, und nach ihnen erläuterte er die Erfahrungsseelenlehre. Seine wichtigsten Schriften sind: „Essai sur l'origine des connoissances humaines“, (Paris 1746, 2 Bde.); „Traité des sensations“ (ebend. 1754, 2 Bde.); „Traité des systèmes“ (ebend. 1746, 2 Bde.); „Cours d'étude pour l'instruction du prince de Parme“ (Parma 1769—73, 13 Bde.); „Oeuvres revues et corr.“ (23 Bde., Par. 1798, neuste Aufl. ebend. 1803, 24 Bd. 12.).

Condor, s. Geier.

Condorcet, Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, wurde am 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St. Quentin geboren. Seine alte Familie stammte aus der Dauphiné. Er empfing seinen ersten Unterricht im Collegium von Navarra zu Paris, wo ihn sein Oheim, der Erzbischof von Lisieux, Jacques Marie von Condorcet unterstützte. Begeistert von dem Lobe, welches bei einer öffentlichen Prüfung d'Alembert, Clairaut und Fontaine dem Talentvollen ertheilten, beschloß er, sich mit dem größten Eifer den ernsten Wissenschaften zu widmen, und fand an dem Herzoge von Larochefoucauld seinen Wohlthäter und Beschützer. 21 Jahre zählte er, als er seinen „Essai sur le calcul intégral“ der Akademie der Wissenschaften überreichte. Schon damals gab Fontaine seine Eifersucht auf den jungen Mann zu erkennen. Die Akademie beeilte sich, dieses keimende Genie in ihren Schoß aufzunehmen, und wählte ihn 1777, mit Rücksicht auf seine trefflichen, wenn auch nicht gänzlich fehlerfreien akademischen Lobreden zu ihrem Secretair. Damals empfing C. ein vollständiges Anerkenntniß seiner Talente, als der Jansenist Guittard zu ihm sagte: „Mir verdanken Sie nichts; hätte ich es nicht für gerecht gehalten, Ihnen meine Stimme zu geben, so würden Sie dieselbe niemals erhalten haben; denn ich hasse Sie.“ Auch die Berliner Akademie sprach 1777 seiner Theorie der Kometen den ausgesetzten Preis zu, und fortwährend stand er mit den vorzüglichsten gelehrten Vereinen Europa's in Verbindung, meistens in Betreff der Fragen der höhern Mathematik. Aber erst 1782 gewann er den wirklichen Eintritt in die franz. Akademie, den Maurepas Abneigung bis dahin verzögert hatte. Er prüfte das System der Oekonomisten, veranlaßt durch seine genaue Verbindung mit Turgot, arbeitete an der Encyklopädie, schrieb „Eloges et pensées de Pascal“ (London 1776), „Reflexions sur l'esclavage des nègres,“ gab 1787 Voltaire's Werke und dessen Leben heraus, und zeigte in allen diesen Schriften einen hohen Glauben an Menschenwürde. Reine Begeisterung für die Rechte des Menschen und Bürgers war es, welche in seinen Schriften: „Sur les assemblées provinciales“ in der „Bibliothèque de l'homme public“ und der „Feuille villageoise“ vorherrschte, wenn schon diese Ansichten ihm die Zuneigung des Herzogs von Larochefoucault entzogen. Die letztgenannte Schrift verschaffte ihm jenen politischen Einfluß, den seine Rede über die Königswürde als eine antisociale Einrichtung, seit der Flucht des Königs, nur noch mehr steigerte. Auf seinen Vorschlag erhielt der königl. Schatz, dessen Commissair er seit 1791 war, den Namen Nationalschatz. Paris wählte ihn in die gesetzgebende Versammlung, deren Secretair er wurde. 1702 gelangte er zur Präsidentschaft, und verfaßte jene Proclamation an die Franzosen und Europa, welche die Erklärung von der Abschaffung der Königswürde enthielt. Im Nationalconvente stimmte er als Deputirter des Aisnedepartement, im Processe Ludwig's XVI., für die härteste, nur nicht für die Todesstrafe, deren Abschaffung, mit Ausnahme bei Verbrechen wider den Staat, er verlangte. Damals wurde sein Name aus den Listen der Petersburger und Berliner Akademien gestrichen. Der 31. Mai 1793 verhinderte, daß die von ihm entworfene Constitution in Kraft trat, während er selbst am 8. Juli angeklagt wurde, weil er die kund gemachte Verfassung mißbilligte. Seit dem 3. Oct. förmlich mit Brissot in Anklagestand versetzt, ward er geächtet, und fand 8 Monate lang ein Asyl bei der edlen Frau Verney, wo er, trotz der ihn umringenden Gefahren, seine treffliche „Esquisse d'un tableau

historique des progrès de l'esprit humain" und die „Epitre d'un Polonois exilé en Sibérie à sa femme" schrieb. Da durch die öffentlichen Blätter die Todesstrafe allen denen verkündet wurde, die Proscribirte bei sich aufgenommen, so verließ er seine Beschützerin, ungeachtet ihrer Bitten, wurde aber auf der Flucht in einem Wirthshause zu Clamar von einem Mitgliede des Revolutionstribunals daselbst angehalten und als verdächtig in einen Kerker geworfen, in welchem man ihn am andern Morgen (28. März 1794) wahrscheinlich durch Gift, das er längst bei sich trug, getödtet fand. — Seine „Oeuvres complètes, publiés par Garat et Cabanis" erschienen 1804 in Paris in 21 Bänden; doch sind darin nicht seine mathematischen Arbeiten enthalten. Die ihm zugeschriebenen Memoiren über die Revolution sind unecht. — Seine Frau, Sophie de C., Schwester des Marschalls Grouchy und der Madame Cabanis, geb. 1765, nahm an den Arbeiten ihres Gatten Theil und hat sich auch durch eigene Schriften bekannt gemacht. Sie gab die „Esquisse d'un tableau des progrès etc." (Par. 1794) heraus, übersetzte Adam Smith's „Theorie der moralischen Gefühle" (2 Bde., Par. 1798) und versah sie mit schätzenswerthen Zusätzen. Sie starb am 6. Sept. 1822.

Condottieri, Rottenführer. Die Bürger der italien. Städte, die durch Welthandel zu unermeßlichem Reichthume gelangt waren, handeltreibend oder den Künsten obliegend, waren ohne Lust in den unaufhörlich wiederkehrenden Fehden der einzelnen Staaten selbst die Waffen zur Hand zu nehmen und die Mühseligkeiten des Krieges zu ertragen. Geld war genug vorhanden, und so miethete man Truppen um Sold. Deutsche, Franzosen, Catalonier zogen in Menge über die Alpen, in abenteuervollem Leben ihren Erwerb zu finden. Da man sie nach Beendigung einer Fehde gewöhnlich abdankte, so nöthigte sie bald die Noth, sich in größere Züge zusammen zu einen und mit Gewalt von einer Stadt nach der andern Geld zu erpressen. Hauptleute stellten sich an ihre Spitze, führten militärische Zucht in die Massen ein, und um so fürchterlicher waren ihre Züge. Wer von Fürsten oder Städten das Meiste bot, dessen Fehden schlugen sie, und gingen oft bei höherem Gebote mitten im Kriege zu dem Feinde über. Oft auch führten zwei Rotten gegen einander Krieg, und die Städte mußten Geld über Geld bieten, ihr Gebiet zu befreien. Viele dieser Hauptleute gelangten zu hohem Ansehen, wie Sforza. Die Führer solcher Truppen nannten sich Condottieri. Am bekanntesten sind geworden gegen 1339 im nördlichen Italien Lodritz und Reinhold von Giver; 1342 Werner, der ein Schild an der Brust trug „Heerführer Werner, Hauptmann der großen Gesellschaft, Feind Gottes, der Frömmigkeit und des Mitleids;" 1353 Fra Montreale der eine Masse von 20,000 Fußsoldaten befehligte. Als er 1354 zu Rom gefangen und enthauptet ward, trat Conrad von Landau an seine Stelle, der 1362 in der Schlacht gegen die weiße Horde fiel, die aus dem südlichen Frankreich herübergezogen war; denn auch in der Provence rotteten sich Abenteurer zusammen, und wohl bekannt ist der eine Condottiere, Arnold von Cervole, gegen 1357 um Avignon.

Conductor, oder Leiter der Electricität heißt ein Körper, der in sich die durch die Electrisirmaschine (s. d.) erzeugte Electricität aufnehmen und wenn sie von allen andern Körpern isolirt sind, erhalten kann. Man bedarf der C. besonders, wo eine größere Menge Electricität gesammelt werden soll und kann nur solche Körper dazu brauchen, welche die Electricität gut aufnehmen, z. B. Metalle, Kohlen, Wasser 2c.

Conegliano, eine Stadt in der Delegation Treviso des lombardisch-venetianischen Königreichs, in reizender Gegend am Abhange eines Hügels, welcher Trümmer eines Castells und der Stiftskirche trägt und am Flüßchen Montegnano, zählt 6000 E., die Tuche und Seidenzeuge verfertigen. Napoleon ertheilte nach diesem Orte dem Marschall Moncey (s. d.) den Titel eines Herzogs von Conegliano.

Confession, Bekenntniß, Glaubensbekenntniß, welches der Beichtende vor dem Priester ablegt, dann die Beichte, welche der kathol. Geistliche zu Anfange des Gottesdienstes oder bei der Messe spricht; ferner jedes abgefaßte Glaubensbekenntniß, z. B. die augsburgische Confession; endlich eine Glaubenspartei, die ihr eigenes Glaubensbekenntniß hat,

daher die Confessionen der christlichen Kirche, die römisch-katholische, die lutherische und die reformirte (beide vereinigt: die evangelische) Confession.

Confinien, ist ein in Oesterreich gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines Grenzstrichs; namentlich der Gegenden der syrmischen und slavonischen Militairgrenzen. Unter den Namen welsche Confinien versteht man die beiden südlichsten Kreise von Tyrol, also Roveredo und Trient.

Confirmation trat in der protestantischen Kirche an die Stelle der in der kathol. Kirche üblichen Firmelung, darf aber nicht mit dieser verwechselt werden. Die Confirmation ist unter den Protestanten der feierliche Gebrauch, die in der christl. Religion unterrichteten Kinder öffentlich zu prüfen, dieselben durch ein abgelegtes Glaubensbekenntniß ihren Taufbund aus eigener Ueberzeugung erneuern zu lassen und sie nach der von dem Prediger durch Gebet und Händeauflegen verrichteten Einsegnung zum ersten Male zum Genusse des heil. Abendmahls zuzulassen. Die Reformatoren schafften gleich anfangs die kathol. Firmelung ab und mißbilligten die Confirmation. Jedoch noch im Laufe des 16. Jahrh. wurde die Conf. in vielen Ländern wieder eingeführt, z. B. 1540 in Brandenburg, 1542 in Hanover, 1563 in Pommern, 1574 in Hessen, 1582 in Mecklenburg, 1585 in Lauenburg, 1609 in Nassau. In Sachsen wurde sie im 17. Jahr. üblich und vorzüglich durch Spener's Bemühungen allgemein. Gewöhnlich geschieht sie nach vollendetem 14. Jahre der Kinder an einem der Sonntage um Ostern, und ist unstreitig da, wo diese Feierlichkeit mit Geschmack angeordnet und mit Würde verrichtet wird, einer der erhebendsten Gebräuche der protestantischen Kirche.

Conföderation, s. Bundesstaat.

Conformisten, s. Uniformitätsacte.

Confrontation, eigentlich Gegenüberstellung, heißt im strafgerichtlichen Verfahren derjenige Act, wo 2 Personen einander gegenüber gestellt werden, um womöglich den Widerspruch in ihren Aussagen zu lösen. Bei Anwendung dieses Mittels muß man aber sehr vorsichtig sein, da theils die übrigen Mitschuldigen sie zu einem neuen Verständniß unter sich benutzen können, theils auch für den Untersuchungsrichter selbst bei fortwährendem Läugnen eines Confrontaten sich mancherlei Uebelstände erzeugen können. Auch gewisse nähere Beziehungen und Verhältnisse zwischen den Confrontirenden, z. B. Verwandtschaften ꝛc., sind bei C. zu berücksichtigen. Am unbedenklichsten ist die C. unter Zeugen.

Congestion heißt die Anfüllung eines Organs mit Blute, welche stärker ist als sie im gewöhnlichen Zustande zu sein pflegt. Ein jedes Organ erhält vom Herzen aus so viel Blut, als es zu seiner Ernährung bedarf; dieses Quantum wird aber vermehrt, sobald das Organ in eine besondere Thätigkeit versetzt ist, oder sobald Ursachen einwirken, welche eine krankhafte Reizung desselben erzeugen. Congestionen können also eben sowohl dem gesunden als dem kranken Zustande angehören: die Schaamröthe ist eine C. des Blutes nach den Wangen, der Magen erhält mehr Blut, wenn er verdaut, die einzelnen Muskeln erhalten mehr, wenn sie angestrengt werden u. s. w., doch gebraucht man gewöhnlicher den Ausdruck C. für krankhafte Ansammlungen des Blutes in einem einzelnen Theile. Rühren dieselben von einer regelwidrigen Thätigkeit des Theiles (oder der Gefäße, welche Blut zu ihm führen) her, so nennt man sie active, haben sie aber ihren Grund in einer Schwäche des Theiles, (oder Unthätigkeit der Gefäße, welche das Blut von ihm wegführen,) so heißen sie passive. Sie können aber auch ihren Grund in ganz andern Theilen haben, als in demjenigen, in welchem sie sich zeigen. Wird nämlich der Zufluß des Blutes nach einem Theile hin gehemmt, so sammelt es sich in einem andern an, welcher jenem nahe liegt, oder mit ihm durch Blutgefäße in Verbindung steht. Dergleichen Congestionen nennt man sympathische. Die Zeichen einer C. sind im Allgemeinen Veränderungen der Thätigkeit der Organe, Schmerz und Röthe. Deshalb erschweren Congestionen nach dem Gehirn das Denken, nach den Lungen erzeugen sie Engbrüstigkeit und Husten, nach dem Magen schlechte Verdauung, Erbrechen u. s. w. — In diätetischer Hinsicht ist besonders auf zweierlei

zu achten: 1) daß die Congestionen in gewissen Lebensaltern nach bestimmten Organen zu gehen pflegen. Sie gehen im Kindesalter nach dem Kopfe, deshalb entstehen hier leicht Hirnentzündungen, im Jünglingsalter nach den Lungen, es zeigen sich Blutflüsse aus der Nase und den Lungen, und es entwickelt sich im unglücklichen Falle die Schwindsucht; im Mannesalter nach dem Unterleibe, es bilden sich Hämorrhoiden. Daraus folgt 2) daß man in diesen Perioden zur Verhütung der Congestionen besondere Vorsicht anwenden muß. Man verhütet sie aber theils dadurch, daß man das Organ, nach dem sie hingehen, möglichst ruhen läßt, theils dadurch, daß man Herz und Gefäße, welche das Blut zu allen Theilen hinführen, so wenig als möglich zur Thätigkeit anregt. Deshalb verlangt die Behandlung der Congestionen im Allgemeinen Ruhe, wäßrige Getränke und reizlose Nahrungsmittel; das Specielle muß man dem Arzte überlassen.

Conglomerat heißt in der Geognosie jede aus erkennbaren Trümmern anderer Gesteine, durch einfaches oder zusammengesetztes Bindemittel entstandene Gebirgsart. Daher gehören zu den Conglomeraten alle Sandsteine und Trümmergesteine. Im engern Sinne versteht man unter C. nur die grobkörnigen Gesteine, wobei man die Sandsteine von den C. trennt. Die sogenannten Reibungsconglomerate, d. h. solche, die sich auf den Grenzen eines nach neuerer Ansicht vulkanischen und eines im Wasser entstandenen Gesteins finden, gehören zu den interessantesten C. Nach der gewöhnlichsten Annahme wird ihre Entstehung der mechanischen Wirkung des nach Ablagerung und Consolidation der Schichten durch dieselben in flüssigem Zustande gewaltsam emporgetriebenen Gesteins zugeschrieben. Diese Ansicht wird auch durch die Veränderung in Lage, Structur und Eigenschaften des geschichteten Gesteins, die sich meistentheils in der Nachbarschaft vorfinden, bestätigt.

Congregationalisten, s. Independenten.

Congregationen, Versammlungen, Verbrüderungen. Zuerst wurde dieser Ausdruck von den Mönchen gebraucht, die zu einem Orden zusammentraten, und bezeichnete allgemein die Mönchsorden. Dann waren es Abtheilungen einzelner Orden, die, ohne sich von dem Orden zu trennen, für sich eine Corporation ausmachten, daher die Provinzen eines Ordens, die ihre eigenen Vorsteher wählten und ihre Capitel hielten. — Dann heißen C. die aus Cardinälen und päpstlichen Beamten zur Besorgung gewisser Angelegenheiten bestehenden Gesellschaften, z. B. die C. zur Auslegung und Vollziehung der Beschlüsse des Tridentinischen Concils, die C. de propaganda fide (Vergl. Propaganda), die Inquisition heißt die C. des heil. Amtes. — Es gibt auch eine militärische C., deren Vorsteher ein Prälat ist. — In Frankreich bezeichnete in den letzten Jahren das Wort einen theokratisch-jesuitischen Verein, der wegen des Verdachts geheimer Umtriebe eine königl. Ordonnanz vom 16. Juli 1828 veranlaßte.

Congreß. Dieses Wort ist abzuleiten von dem lateinischen congredi, d. i. zusammenkommen, und bedeutet daher eine Zusammenkunft verschiedener Personen, um sich gemeinsam zu berathen. Vorzüglich haben in neuern Zeiten die politischen Congresse eine höhere Bedeutung erhalten, auf denen sich entweder die Staatsoberhäupter selbst (Fürstencongresse), oder ihre Bevollmächtigten (Gesandtencongresse), oder sowohl Fürsten als Gesandte (gemischte Congresse) versammeln, um entweder durch einen schriftlichen Notenwechsel oder durch mündliche Besprechung sich über streitige Gegenstände des Staatsinteresses zu berathen. Hierbei ist der Präliminarcongreß, auf welchem die Zeit und der Ort der Zusammenkunft, das Ceremoniel, die Geschäftsform u. s. w., überhaupt das Vorläufige, verhandelt wird, von dem Hauptcongresse zu unterscheiden, wo der Gegenstand selbst in Betracht gezogen werden soll. — Wenn nun schon auf den C. die verschiedenen Ansprüche der verschiedenen Staaten auf gütlichem Wege ausgeglichen werden sollen, so haben sie doch häufig ihren Zweck verfehlt, weil der Eigennutz und die Klugheit bei den Unterhandlungen vorherrschten. Die C., welche uns vornehmlich die Geschichte des europäischen Staatensystems lehren, können vornehmlich vom westphälischen Frieden (1648) an gerechnet werden. In den neuesten Zeiten zeichnen sich vorzüglich aus die C. zu Erfurt, Dresden, Wien, Aachen, Verona, die Londoner Conferenz u. s. w. In neuerer Zeit ist

der Ausdruck Congreß auch für die Zusammenkunft der Repräsentanten verschiedener in einem Staatenbunde oder in einem Bundesstaate vereinigten Staaten gebraucht worden, z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Congreve, William, geboren 1670 unweit Leeds, aus einer alten Familie in Staffordshire, hat sich durch mehrere gute dramatische Werke einen Platz unter den Dichtern Englands erworben. Nachdem er auf der Schule zu Kilkenny und später zu Dublin erzogen worden war, ging er nach London, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren. Bald jedoch widmete er sich vorzugsweise den schönen Wissenschaften, in welchem Vorhaben ihn die günstige Aufnahme seines ersten dramatischen Werkes: „The old bachelor" bestärkte. Weniger Beifall fand das zweite: „The double dealer" 1694, ein Lustspiel; im folgenden Jahre erschien „Love for love", das um so größern Beifall erhielt. Auch schrieb er ein Trauerspiel „The mourning bride", das, bei einzelnen Schönheiten, ganz den tragischen Eindruck verfehlt. Als sein Lustspiel „The way of the world" kalt aufgenommen wurde, gab er seine dramatische Laufbahn auf, schrieb nur noch eine Maske „The judgment of Paris" und eine Oper „Semele" und Gelegenheitsgedichte, und lebte von seinen zahlreichen Aemtern und Sinecuren, die ihm besonders die Gunst des Lords Halifax verschafft hatte. Seinen Lustspielen kann feine Charakterzeichnung, witziger Dialog und die Kunst, das Interesse bis ans Ende zu fesseln, nicht abgesprochen werden, wenn auch die Feinheit der Behandlung etwas zu gekünstelt und gesucht erscheint. Seine Werke erschienen gesammelt (3 Bde., Lond. 1752; 2. Aufl., 2 Bde., 1788). Er starb zu London 1729.

Congreve, Sir William, geb. 1772 in der englischen Grafschaft Middlesex, hat sich durch Erfindung, oder vielmehr Verbesserung, der unter seinem Namen bekannten Raketen einen Ruf erworben. Er wurde Parlamentsmitglied, General der Artillerie, Aufseher des königl. Laboratoriums, und stand seit 1824 an der Spitze der engl. Gesellschaft für Verbreitung der Gasbeleuchtung in den Hauptstädten des Festlandes. Auf der Reise, welche der jetzige Kaiser von Rußland als Großfürst in den Jahren 1816 und 1817 nach England unternahm, war C. dessen Begleiter. Seinem wissenschaftlichen Streben verdankt die engl. Artillerie mehrere wichtige Verbesserungen, und die von ihm erschienenen Werke über Artillerie und Hydraulik verdienen nicht minder Anerkennung als seine Bemühungen um Vervollkommnung des Kanal= und Schleusenbaues. Auch verdankt man ihm neben andern Erfindungen auch die, in mehreren Farben zugleich zu drucken. Er starb zu Toulouse am 15. Mai 1828. Von seinen Schriften erwähnen wir besonders „Elementary treatise on the mounting of naval ordnance" (Lond. 1812) und „Description of the hydro-pneumatic lock" (Lond. 1815).

Congruenz heißt in der Geometrie die völlige Uebereinstimmung zweier Figuren in Größe und Gestalt, so daß sie, wenn sie gehörig übereinander gelegt werden, in allen Punkten einander berühren. Congruente Figuren werden daher als vollkommen gleich und ähnlich betrachtet. Gradliegende Figuren sind aber congruent, wenn alle Seiten und Winkel der einen so groß sind, als die Seiten und Winkel der andern. Daher sind 2 Dreiecke congruent, wenn in beiden 2 Seiten und der von ihnen eingeschlossene Winkel, oder eine Seite und die beiden an dieser liegenden Winkel gleich sind, oder endlich wenn die Seiten des einen Dreiecks gleich den Seiten des andern sind.

Conjectaneen heißen überhaupt zusammengeworfene Dinge; darum hat man diejenigen Bücher so genannt, in welchen man augenblickliche Einfälle, Bemerkungen und Aehnliches einträgt. Schon die Römer besaßen ähnliche Schriften, und einige holländische und deutsche Philologen haben unter diesem Titel einzelne Bemerkungen und Einfälle, besonders über einzelne Stellen der alten Klassiker zusammengestellt.

Conjectur, ursprünglich Vermuthung oder Muthmaßung, wird vorzugsweise von der muthmaßlichen Lesart in einem alten Schriftsteller gebraucht, deren Gründe nicht aus den Zeugniß der Handschriften hergenommen sind. Schon seit früher Zeit nämlich suchte man die durch die Abschreiber oder auf andere Weise verderbten oder lückenhaften Stellen in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen; nur verfuhren die meisten Gelehrten dabei mit

großer Willkür und sahen bei ihren Aenderungen weniger auf die Nothwendigkeit als auf die Möglichkeit. Deshalb hat man in der neuesten Zeit wieder angefangen, sich mehr an die alten ursprünglich handschriftlichen Lesarten zu halten. Conjecturalkritik heißt diejenige Kritik, welche sich mit der Beurtheilung muthmaßlicher Lesarten beschäftigt und die Regeln aufstellt, nach denen in dringenden Fällen eine Aenderung vorzunehmen sei.

Conjugation, s. Verbum.

Conjunction heißt in der Grammatik derjenige unveränderliche Redetheil, welcher zur Bezeichnung des Verhältnisses der Verbindung zwischen einzelnen Wörtern oder ganzen Sätzen dient und so gleichsam das Band derselben ist. Die Conjunctionen werden nach ihrem Einfluß auf ihre Verbindungsweise und Wortfolge der Sätze in Bindewörter und in Fügewörter eingetheilt; nach ihrer innern Bedeutung zerfallen sie aber in folgende Klassen: 1) copulative oder verknüpfende, z. B. und, auch; 2) disjunctive oder trennende, z. B. theils theils, weder noch; 3) comperative oder vergleichende, z. B. wie, gleichwie, als ob; 4) concessive oder einräumende, z. B. obgleich, wiewohl; 5) conditionale oder bedingende, z. B. wenn; 6) conclusive oder folgernde, z. B. also, deshalb; 7) causale oder begründende, z. B. denn, weil; 8) finale oder zweckliche, z. B. damit, auf daß; 9) adversative oder entgegenstellende, z. B. aber, sondern; 10) temporale oder zeitbestimmende, z. B. als, da, während; 11) continuative oder anreihende, z. B. dann, ferner, endlich; 12) ordinative oder ordnende, z. B. erstens, zweitens; 13) collative oder gleichstellende, z. B. sowohl — als auch; nicht nur — sondern auch ꝛc. In der Astronomie heißt C. der Stand der Planeten und Trabanten, indem sie mit einem andern von dem Standpuncte der Erde aus in großer Nähe zusammen erscheinen und dann entweder einander decken oder doch in größerer Nähe als zu anderer Zeit an einander vorüber gehen. So ist der Mond zur Zeit des Neumondes in C. mit der Sonne. Das Gegentheil heißt Opposition. Gewöhnlich wird die C. nur in Bezug auf die Sonne genommen. Bei den untern Planeten, Merkur und Venus, unterscheidet man eine obere C., wenn die Sonne zwischen der Erde und dem Planeten, und eine untere, wenn der Planet zwischen der Erde und der Sonne steht. Im erstern Falle ist der Planet am weitesten, in letztern am wenigsten von der Erde entfernt. Die obern Planeten sind in C., wenn die Sonne in gerader Linie zwischen Planet und Erde steht; daher sind die obern Planeten in der C. am weitesten von der Erde entfernt und wegen ihrer Nähe bei der Sonne im allgemeinen unsichtbar, in der Opposition stehen sie der Erde am nächsten. Conjunctionswinkel heißt derjenige Winkel, nach welchem der Abstand der Planeten in ihrer C. von der Linie gemessen wird, in welcher einer von den andern vollkommen gedeckt sein würde.

Connaught, die nordwestlichste Provinz Irlands, $266\frac{1}{2}$, nach Andern 332 QM. groß mit 1,344,000 E., wird im Westen und Norden von dem atlantischen Ocean, im Nordosten von der Provinz Ulster, im Osten von Leinster, und im Süden von Munster begrenzt, und umfaßt die Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon. Im Westen ist sie gebirgig, im Osten dagegen eben und mit Morästen und Sümpfen bedeckt. Die Küste ist von dem Ocean vielfach zerschnitten und reich an Buchten, von denen die bedeutendsten sind: der Galway-, Kilkerran-, Birterbury-, Killery-, Clew-, Black-Sod-, Broad-, Killala-, Sligo- und Donegalbusen. Das Land hat viele Flüsse, z. B. den Shannon, der zum großen Theil die Grenze gegen die benachbarten Provinzen bildet, der Carnamart, Bealnabrack, Munree und Moy; unter den Seen sind besonders zu nennen der Corrib, Mask, Conn, Nallenroe, Arrow, Sligo, Allen. Ree und Deirgeart. Der Boden ist mittelmäßig fruchtbar, aber schlecht angebaut, daher die Provinz eine der ärmsten. Reich ist sie an Steinkohlen und Torf. Im Mittelalter bildete C. ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine brittische Fürsten kam, später von den Iren wieder unabhängig gemacht wurde, bis es Tir-Oen den Engländern wieder unterwarf. Der Hauptort ist Galway.

Connecticut, nordamerikanischer Freistaat, grenzt im Süden an den Longisland-Sund, im O. an Rhodeisland, im N. an Massachusetts und im W. an New-York, liegt

von 41° 2′ bis 42° nördl. B. und von 303° 38′ bis 305° 39′ östl. L., und hat 220 □M. mit 311,700 Einw. Die Hauptflüsse sind Thames, Connecticut, Stratford, Husatonik. Im Nordwesten wird der Boden von niedrigen Bergen durchschnitten, welche aus Massachusetts und Vermont kommen. Das Klima ist im Sommer oft drückend heiß, im Winter ziemlich kalt. Die Erzeugnisse des Landes sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Eisen, Kupfer, Blei, Rindvieh, Maulthiere, Pferde, Schafe, Schweine, Fische u. s. w. Die Einw. bestehen aus Angloamerikanern, Negern und Indiern, welche das Christenthum angenommen haben, und beschäftigen sich mit Bergbau, Landwirthschaft, mit Verfertigung wollener und baumwollener Zeuge, mit Rum- und Whiskybrennerei, Eisen- und Zinnwaarenfabrikation, mit Schifffahrt, Fischerei und Handel. An der Spitze des Volkes steht ein Gouverneur, welcher durch 12 Räthe eingeschränkt ist. Die Staatsverfassung wurde 1662 unter Karl's II. von England Regierung festgesetzt. Der Staat wird in 8 Counties eingetheilt: 1) New-London, der südöstliche Theil des Landes, mit der Hauptstadt gl. N.; 2) Windham, südl. von Massachusetts, ist gebirgig und waldig; 3) Tolland, nördl. von New-London, hat vortreffliche Viehweiden und Eisenbergwerke; 4) Hartfort, ein sehr fruchtbares Land mit den betriebsamsten Einw. Die Hauptstadt gl. N., am rechten Ufer des Connecticut mit 9700 Einw.; 5) Middlesex, vom Connecticut durchflossen, ist sehr zur Viehzucht und zum Ackerbaue geeignet; 6) Newhaven, gut angebaut, hat zur Hauptstadt Newhaven mit 10,700 Einw., 4 Kirchen, 6 Buchdruckereien, mehrern Fabriken und einem theol. Seminar; 7) Lichfield, ist gebirgig und waldig, aber theilweise sehr fruchtbar; 8) Fairfield, der südwestliche Theil des Staates, hat im Innern fruchtbares Ackerland. In Connecticut finden sich 2 Universitäten 1619 öffentliche Schulen und 127 höhere Bildungsanstalten.

Connetable, Comes stabuli, eine Reichswürde unter den römischen Kaisern, wurde auch im fränkischen Reiche üblich, wo der C. über den Prinzen von Geblüt stand und zugleich Groß-Schwertträger des Königs war. Der C. stand über sämmtlichen Marschällen, war der erste Kron- und Reichsbeamte, und der oberste Befehlshaber der Armeen. Ludwig XIII. hob diese Würde 1627 auf, weil die letzten Inhaber dieser Würde durch ihren Einfluß der Krone schädlich zu sein schienen. Napoleon erneuerte 1804 diese Würde, ernannte seinen Bruder Ludwig dazu, und sie gehörte zu den höchsten Reichswürden. Nach seinem Falle verschwand sie wieder.

Conrad, Friedrich Wilhelm, geb. den 20. Dec. 1769 zu Delft, war ein Schüler und Freund des durch seine Verdienste um das niederländische Deichwesen berühmten Brünings (s. d.), trat nach dessen Tode an seine Stelle als Generalinspector des Deichwesens in Rynland, und wurde bald darauf zum Generaladministrator des ganzen niederländischen Deichwesens ernannt. Als solcher starb er am 8. Februar 1808, betrauert von seinen Mitbürgern. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch die dem Rheine angewiesene Mündung in die Nordsee, und durch große, dem Meere abgezwungene Strecken Landes. Als Schriftsteller trat er 1807 mit einer Denkschrift auf Brünings auf, die mit dem Preise gekrönt, aber erst 1827 auf Kosten des Staats gedruckt wurde.

Conradi, Johann Wilhelm Heinrich, geb. den 22. September 1780 zu Marburg, studirte daselbst Medicin und wurde hier 1805 zum ordentlichen Prof. der Medicin ernannt. 1814 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg, dem er folgte, und wurde daselbst 1820 zum geheimen Hofrathe ernannt. 1823 ging er nach Göttingen, wo er Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften wurde, Seine wichtigsten Schriften sind: „Handbuch der allgemeinen Pathologie" (Marburg 1811, 6. Aufl. 1841); „Grundriß der speciellen Pathologie und Therapie," (Marburg 1811, 2 Thle.; 4 Thle. 4. Aufl. 1831.) Aufsehn machte seine in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften gehaltene Vorlesung „Bemerkungen über die Varioloiden und besonders über Schönlein's Meinung von denselben" (Gött. 1840). Außerdem erwarb er sich um die Bildung junger Aerzte großes Verdienst. Seinen Ansichten fehlt es indessen an Originalität, und seine Vertre-

tung fremden Verdienstes, besonders in seinen Recensionen über fremde Arbeiten, haben seinem Rufe sehr geschadet.

Conring, Hermann, einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, geboren zu Norden in Ostfriesland am 9. Novbr. 1606, sah sich in seiner Jugend durch einen Pestanfall in seiner geistigen Ausbildung aufgehalten. Demungeachtet entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er schon in seinem 14. Jahre durch eine Satyre auf die gekrönten Dichter seiner Zeit einen gewissen Ruf erwarb. Er studirte zu Helmstädt und Leyden Theologie und Medicin, ward 1632 Professor der Philosophie zu Helmstädt, und 1634 Doctor der Medicin und bald darauf Professor dieser Wissenschaft. Im J. 1649 berief ihn die Fürstin von Ostfriesland, und im folgenden Jahre die Königin Christine von Schweden als Leibarzt zu sich. Den letzten Ruf schlug er aus, erhielt jetzt zugleich die Professur der Politik in Helmstädt, und 1660 ernannte ihn der Herzog von Braunschweig zum Geheimenrath. Auch andere Fürsten ehrten sein Talent und suchten seinen Rath in den wichtigsten Reichs- und Staatsangelegenheiten. Der König Karl Gustav von Schweden ernannte ihn 1658 zu seinem Rath und Leibarzt, Louis XIV. verlieh ihm 1664 eine Pension, der König von Dänemark ernannte ihn 1669 zum Etatsrath, und auch der deutsche Kaiser ließ es nicht an Aufmunterung fehlen. Große Verdienste erwarb er sich um die Geschichte des deutschen Reichs, sowie er auch als Begründer des deutschen Staatsrechts zu betrachten ist, für das er eine neue Bahn brach. Auch in der Medicin hat er namentlich durch Verbreitung der Harvey'schen Lehre vom Kreislauf des Bluts, durch seine Kämpfe gegen die Alchemie und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmacie einen sehr wohlthätigen Einfluß geäußert. Er starb zu Helmstädt am 12. Decbr. 1681. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (6 Bde., Braunschw. 1730, Fol.) — Von seinen Töchtern zeichnete sich Elise Sophie als deutsche Dichterin aus. Sie war zum zweitenmal mit dem Holsteinisch-gottorpischen Kanzler Freiherrn von Reichenbach vermählt und starb am 11. April 1718.

Consalvi, Ercole, Cardinal, geb. am 8. Juni 1757 zu Rom, widmete sich theologischen und politischen Studien, vernachlässigte aber auch dabei Musik und Literatur nicht. Seine Grundsätze über die französische Revolution, die er offen aussprach, erwarben ihm die Gunst der Tanten Ludwig XVI., und durch diese die Stelle eines Auditor der Rota bei der römischen Curie. In dieser Eigenschaft erhielt er den Auftrag, die Anhänger der Franzosen in Rom zu beobachten. Da er dies mit großer Strenge that, ward er bei Besetzung Roms durch die Franzosen 1798 verhaftet und verbannt. Nachdem der Cardinal Chiaramonti, dessen Secretär er gewesen, als Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, wurde C. zum Cardinal und bald darauf zum Staatssecretär erhoben, und schloß als solcher mit Napoleon das Concordat ab. Im J. 1806 mußte er seine Stelle als Staatssecretär niederlegen, und lebte bis 1814 als Privatmann. Beim Congreß zu Wien erschien er als päpstlicher Gesandter und bewirkte die Zurückgabe der Marken und Delegationen. Im J. 1815 wohnte er allen Verhandlungen mit Frankreich bei, und arbeitete zu gleicher Zeit mit großer Thätigkeit an der innern Verfassung der päpstlichen Staaten; namentlich war er für das berühmte Motu proprio vom 6. Juli 1816, wodurch die Verwaltung des Kirchenstaats festgestellt wurde. Er führte eine neue Civilproceßordnung und einen neuen Handelscodex ein, gab dem ganzen päpstlichen Gebiete eine neue Eintheilung, regelte und vereinfachte die Verwaltung, namentlich der Finanzen, suchte das Militär auf gutem Fuß zu erhalten, und die Räuberbanden in den Provinzen zu zügeln, was ihm aber nur wenig gelang. Auch die Wissenschaften und Künste unterstützte er. Auf seine Veranlassung wurden bei der Universität in Rom Lehrstühle der Naturwissenschaften und Archäologie eingerichtet und Angelo Mai als Vorsteher der vaticanischen Bibliothek berufen. Noch mehr that er für die Künste und Künstler, besonders stand Canova in seiner Gunst, er kaufte die reiche Sammlung ägyptischer Denkmäler, die trefflichen Arbeiten Camuccini's, ließ viele Nachgrabungen nach Alterthümern vornehmen und verwandte viel auf Verschönerung der Stadt im Allgemeinen. Da er sich um die kleinsten Details bekümmerte, war

er manchen Spöttereien ausgesetzt, überhaupt war er glücklicher in seinen diplomatischen Geschäften, als bei der Verwaltung, da er sich hier nicht so frei bewegen konnte wie dort. Die Concordate die er mit Frankreich, Rußland, Polen, Preußen, Bayern, Würtemberg, Sardinien, Spanien und Genf abschloß, sind Zeugen seiner großen diplomatischen Gewandtheit. Nach dem Tode Pius VII. leitete er 1823 als Oberhaupt der Cardinali Archidiaconi alle Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles. Nach der Krönung Leo XII. begab er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Montopoli in Sabina, und starb zu Rom am 24. Januar 1824. Vergl. Bartholdy „Züge aus dem Leben des Cardinals C." (Stuttg. 1824) und „Die Staatsverwaltung des Cardinals C." in Ranke's „Historisch-politischer Zeitschrift" (Bd. 1.)

Conscience, Hendrik, ein berühmter flamändischer Dichter der Gegenwart und einer der vorzüglichsten Vorkämpfer der germanischen Partei in Belgien, geb. 1814 in Antwerpen, diente als Freiwilliger im belgischen Heere und machte sich erst seit 1837 durch seinen Beitritt zur flämischen Partei in Belgien bekannt. Er war einer der ersten belgischen Schriftsteller neuester Zeit, welcher einen Roman in flämischer Sprache schrieb. Dieses Werk erschien unter dem Titel „Im Wunderjahr" und ward mit großem Beifall aufgenommen; ihm ließ er darauf einen dreibändigen historischen Roman „Der Löwe von Flandern" folgen, und ist seitdem fortdauernd der Lieblingsschriftsteller der Flamänder geblieben. Später erschien noch sein „Pilgrim in den Osten" und neuerdings sein „flämisches Stillleben," eine eben so volks = als eigenthümliche Dichtung. Alle diese Werke zeichnen sich durch Einfachheit und Klarheit der Darstellung, durch Reinheit des Gefühls, gesundes Urtheil und eine naive, fast altmährchenhafte Sprache aus. Auch als Historiker ist C. aufgetreten in seiner „Illustrirten Geschichte von Belgien." Gegenwärtig beschäftigt ihn ein Werk, das in erzählender Form den Hauptinhalt sämmtlicher Naturwissenschaften darstellen, und seinem Volke als Anleitung zu einer poetischen religiös-philosophischen Betrachtung der Werke Gottes dienen soll. C. ist Secretär der wiederaufgerichteten Antwerpener Akademie der bildenden Künste; auch wurde er vor Kurzem (1846) vom König von Bayern zum Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften in München ernannt.

Conscription, ein Wort, welches von dem lateinischen conscribere herstammt. Milites conscribere (cogere, colligere etc.) hieß bei den Römern die Aushebung der Truppen vornehmen, welche vom Consul durch ein Ausschreiben oder durch den Herold angekündigt wurde, und wozu sich alle waffenfähige Bürger bei Verlust der Freiheit und ihres Vermögens auf dem Marsfelde oder Capitol versammeln mußten. Diese C., oder wie man sie jetzt erklärt, diese Ausschreibung der dienstfähigen Mannschaft aus den verschiedenen Theilen eines Landes zur regulären oder Landmiliz, welcher die Werbung entgegengesetzt wird, wurde in neuerer Zeit vorzüglich in Frankreich, wo jeder vom 16. bis zum 40. Jahre Soldat war, und dann bis zum 60. in die Nationalgarde eintrat, als Staatsgrundgesetz eingeführt und jährlich die junge Mannschaft zum Dienste berufen, welche in das bestimmte Alter eingetreten war. Von Frankreich ging die C. auch in mehrere Bundesstaaten über. Napoleon hatte das Institut durch Mißbrauch verhaßt gemacht, daher ist dasselbe gegenwärtig neu umgestaltet; auch der Grundsatz der allgemeinen Militärpflichtigkeit nach der richtigen Ansicht beibehalten und in vielen Verfassungen neuerer Zeit ausdrücklich ausgesprochen worden.

Consecration, im Allgemeinen Einweihung, namentlich der zu religiösem Gebrauche bestimmten Gegenstände. So wurde dies Wort schon bei den Römern gebraucht von Einweihung der Tempel u. s. w., selbst von der Vergötterung der römischen Kaiser.— In der christlichen Kirche bezeichnet es die feierliche Einweihung der Bischöfe zu ihrem Amte; besonders aber die Weihung der Elemente, des Brodes und Weines, beim Abendmahle, womit man in der katholischen Kirche den Glauben verband, daß dadurch das Brod und der Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden (vgl. Abendmahl).

Consens (consensus), Zustimmung, Einwilligung. Die Einwilligung der verschiedenen, besonders der richterlichen Behörden, wird in den einzelnen Staaten gesetzlich in mannichfachen rechtlichen Beziehungen erfordert. Vornehmlich kommt in manchen Staaten der C. in Betracht, welchen die Behörde zur Verpfändung der Grundstücke ertheilen muß und in das Consensbuch eingetragen wird. Daher braucht man auch Consens für öffentliche Hypothek und Hypothekenverzeichniß.

Consequenz, vom lateinischen consequi, heißt in der Philosophie Folgerichtigkeit oder die Folge von Etwas, wobei die innere Nothwendigkeit berücksichtigt wird. Consequent ist daher so viel wie folgerecht, inconsequent = folgewidrig. In theoretischer Hinsicht legt man dem Denken C. bei, wenn die Gedanken nach dem Satze des Grundes und der Folge gehörig zusammenhängen. Dieser Zusammenhang der Gedanken heißt auch logische C. Consequenzen ziehen heißt aus Jemandes Behauptungen Sätze herleiten, die sich daraus folgern lassen, theils um ihn auf das Unrichtige und Schwankende seiner Behauptung aufmerksam zu machen, theils um Denjenigen der die Behauptung aufstellte, zu veranlassen, die Wahrheit und Richtigkeit auch derjenigen Folgerungen anzuerkennen, an die er vielleicht nicht gedacht hatte. Damit hängt auch der indirecte Beweis (s. d.) zusammen, indem man durch die Widersinnigkeit der Folgerungen, die aus einer Behauptung abgeleitet werden können, ihre Falschheit zu beweisen sucht. — Consequenzmacherei heißt eben das Streben auf sophistische und spitzfindige Weise aus eines andern Behauptungen Folgerungen abzuleiten, um ihn in Verlegenheit zu bringen, besonders wenn man dadurch eine Behauptung als schädlich oder gefährlich darzustellen sucht. In praktischer Hinsicht ist das Handeln consequent, wenn man streng nach den einmal angenommenen Maximen des Willens handelt oder dieselben stets befolgt. Hieraus folgt aber nicht, daß das Handeln gut sei, denn die Maximen können den Gesetzen der Vernunft widerstreiten. Indeß ist das consequente Handeln immer etwas Schönes, indem man dadurch einen kräftigen Willen zeigt. In der Rechtswissenschaft heißt es die rechtliche Nachwirkung, die das Zugeständniß einer Handlung in künftigen ähnlichen Fällen hat, um besonders die Präsumtion der Rechtmäßigkeit derselben zu begründen, und in Folge ein durch Herkommen begründetes Recht daraus abzuleiten.

Conservativ nennt man diejenige politische Partei, welche das Heil der Völker in den seit längerer Zeit bestehenden Einrichtungen zu finden und deshalb diese erhalten (conserviren) zu müssen glaubt. Ein absoluter Conservatismus gehört zur Unmöglichkeit, da in der physischen wie in der moralischen Welt kein Stillstand statt findet, sondern alles entweder vorwärts oder rückwärts gehen muß. Ein vernünftiger Conservatismus wird sich daher stets auch für eine Art des Fortschritts erklären müssen, wenn er diesen auch meist nur langsam und mit großer Vorsicht gestattet. In der Politik gehören daher auch die Conservativen gewöhnlich zu der gemäßigten Adelspartei.

Conservatorien nennt man Anstalten zur theoretischen und praktischen Bildung von Musikern und Sängern mit dem Zwecke die Musik zu fördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. In Italien wo die C. zuerst entstanden, sind es theils fromme Stiftungen aus früherer Zeit, die anfangs häufig mit Hospitälern verbunden waren, theils werden sie durch Beiträge reicher Privatleute unterhalten. Die Zöglinge, Knaben wie Mädchen, erhalten in denselben freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterricht theils im Gesang, theils auf einem Instrumente; zugleich werden Pensionäre für Geld zugelassen. In Neapel gab es 3 C. für Knaben, das berühmteste war das di Santa Maria Loretto, gestiftet 1537, das gewöhnlich über 200 Zöglinge hatte, die in der Regel in dem Alter von 8 bis 10 Jahren aufgenommen wurden und sich verpflichten mußten, 8 Jahre in der Anstalt zu verweilen. Nur wo sich kein Talent zeigte, wurde der Schüler bald entlassen. Berühmte Lehrer, Leo, Durante, Scarlatti und Porpora wirkten an diesen Anstalten und zogen berühmte Schüler wie Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfossi, Paisiello u. A. Jetzt besteht in Neapel nur noch ein C., das den Namen Real collegio di musica führt und 1818 in das ehemalige Nonnenkloster Sanct Sebastian verlegt wurde. In Venedig gab es 4 C. für Mädchen, die ziemlich

dieselbe Einrichtung hatten wie die in Neapel. In Mailand wurde 1808 ein großes C. vom Vicekönig errichtet. In Paris bestand schon lange vor der Revolution eine Bildungsschule für Sänger, die 1784 zur Ecole royale de chant et de déclamation erhoben wurde. Im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Institut national de musique, worin zunächst Instrumentalmusiker für die Armeecorps gebildet werden sollten. Im Jahre 1795 wurde die Anstalt bedeutend erweitert und erhielt den Namen Conservatoire. Die jährlichen Ausgaben wurden auf 240,000 Francs festgesetzt, die Zahl der Lehrer auf 115 bestimmt und die der Zöglinge sowohl Knaben als Mädchen auf 600 festgesetzt. Im Jahre 1802 wurden die Ausgaben auf 100,000 Fr. reducirt und darnach auch die Zahl der Lehrer wie der Zöglinge verringert. Der Unterricht erstreckte sich nicht blos auf Musik, sondern umfaßte auch die speciellere Bildung für das Theater. Ausgezeichnete Lehrer z. B. Gossec, Méhul, Garat, Cherubini, Pär, haben fortwährend an der Anstalt gearbeitet und die öffentlichen Prüfungen der Zöglinge gehören zu den glänzendsten und besuchtesten Concerten in Paris. Auch in Deutschland hat man diese Einrichtung mit Glück nachgeahmt. Das Conservatorium in Wien wurde 1816 durch die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates gegründet, das in Prag steht unter der Direction Kittel's und in Leipzig wurde 1842 unter Mitwirkung Mendelsohn-Bartholdys ein C. begründet, das die glücklichsten Erfolge für die Zukunft verspricht. Auch in Warschau besteht ein C. unter Elzner's Leitung und 1846 wurde ein neues C. in München errichtet.

Consigniren bedeutet verzeichnen, aufzeichnen. In der kaufmännischen Sprache versteht man darunter die Sendung von Waaren an Jemanden zum Verkauf. Gewöhnlich wird auf den, an den consignirt worden ist, vom Absender die Hälfte, auch $^2/_3$ des Betrages in Wechseln entnommen.

Consilium abeundi, der Rath sich zu entfernen, ist auf Universitäten ein gemäßigter Grad der Relegation. Der Verwiesene kann eine andere Universität besuchen, da nur jugendliche Unbesonnenheiten seine Entfernung bewirkt haben, während wirkliche Verbrechen die Relegation nach sich ziehen, wodurch zugleich seine bürgerliche Ehre leidet. In neuester Zeit aber ist auch das Consilium abeundi zu einer härtern Strafe geworden, da mehrere Universitäten die Consiliirten nicht aufnehmen wollten.

Consistorium ist eigentlich der Ort, wo Mehrere zusammenstehen oder auch versammelt sind, daher wurden die fürstlichen Vorsäle so genannt. Dann bedeutet es eine Versammlung oder ein Collegium selbst und wurde zuerst in den Zeiten der römischen Kaiser, namentlich unter Hadrians Regierung, von dem Collegio der kaiserlichen Räthe gebraucht, die bei dem Kaiser stehend, später auch sitzend, gewisse Angelegenheiten verhandelten. Diese Räthe hießen Consistoriani, auch Comites consistoriani mit dem Titel viri spectabiles. Das ganze Collegium hieß Consistorium sacrum oder Consistorium principum. Als nach und nach die Administration der christlichen Kirche die Form der weltlichen Regierung annahm, versammelten sich die Bischöfe und Geistlichen an einem Orte neben den Kirchen, der selbst C. genannt wurde, und diesen Namen erhielt auch die Versammlung. Daraus bildete sich das C. des Papstes, das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, eine Versammlung von Cardinälen unter dem Vorsitze des Papstes. Diese C. sind entweder öffentliche oder geheime. Die öffentlichen ordentlichen C. versammeln sich gewöhnlich wöchentlich, und es werden außer den Cardinälen auch Andere, als Gesandte, Minister und Staatspersonen, zugezogen. Die geheimen C. beruft der Papst bei außerordentlichen Fällen und zwar nur Cardinäle. Die C. werden mit vielen Ceremonien gehalten und es werden darin alle wichtigen Staatsangelegenheiten, Ernennung der Cardinäle, Bischöfe und Erzbischöfe verhandelt. — In der protestantischen Kirche, wo nach der Reformation auch Consistorien eingeführt wurden, bildeten sie die Behörden, denen theils kirchliche Gerichtsbarkeit, theils Beaufsichtigung über kirchliche Beamte und Angelegenheiten übertragen ist. Vor das C. gehörten die Besetzung der kirchlichen Aemter, die Aufsicht über die geistlichen Amtsverrichtungen, den öffentlichen Gottesdienst, die Liturgie, die Kirchengebräuche, über die Schulen, über die Gottesäcker und Begräbnisse, über die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Ehe-

sachen. Jedoch ist der Geschäftskreis in verschiedenen Ländern immer verschieden gewesen, so daß sich derselbe nicht genau bezeichnen läßt, und es kommt die Ausdehnung ihres Wirkungskreises auf den Fürsten an, der ihnen denselben anweiset. Das C. ist zugleich Vertreter der Rechte der Kirche, zumal wenn der Fürst selbst nicht protestantischer Confession ist. Es besteht übrigens nicht bloß aus geistlichen Personen, sondern auch weltliche Räthe sind Mitglieder, so wie meistens das C. eine Abtheilung der Regierung bildet. In manchen vorzüglich größeren Ländern, giebt es mehrere C. In denselben bildet dann das Landesconsistorium (auch Ministerium der geistlichen Angelegenheiten) die oberste Behörde. Unter diesem stehen die Provinzial-Consistorien oder mittelbaren C., die entweder von dem Landesfürsten, oder auch von einzelnen Landesherrschaften, einzelnen Städten, Gutsbesitzern u. a. angeordnet sind. In der reformirten Kirche hießen so zuweilen die Kirchencollegien einzelner Gemeinden, die aus den Predigern und Kirchenvorstehern bestehen.

Console heißt der an einer Wand angebrachte Vorsprung (Kragstein) um Etwas darauf zu stellen.

Consolidirte Fonds, s. Fonds.

Consonanten heißen in der Sprachlehre Mitlauter, welche nur in Verbindung mit den Selbstlauten (Vocalen) ausgesprochen werden können. Es sind mithin Buchstaben oder Laute, welche keine Sylbe für sich allein bilden können. (S. Lautirmethode und Buchstaben.)

Consonanz, der angenehme Zusammenklang mehrerer Töne. Vollkommene Consonanzen sind mit dem Grundtone die Quarte, Quinte und Octave, weil sie weder erniedrigt noch erhöht werden dürfen, ohne ihren Charakter als Consonanzen zu verlieren. Unvollkommene sind die Terz und Sexte, weil sie durch den Unterschied eines halben Tones, oder als große wie als kleine Terzen und Sexten den consonirenden Charakter beibehalten. Die Quarte kann übrigens C. und Dissonanz sein, je nachdem sie als wirkliche Quarte oder als Vorhalt der Terz erscheint.

Constable heißt in England der unterste Vollziehungsbeamte, welcher theils die Befehle des Friedensrichters zu vollführen, theils aber auch eine selbständige Amtsgewalt hat, vermöge deren er in dringendem Falle Ruhe stiften und Verbrecher auf frischer That verhaften kann und welche der von ihm als Amtszeichen geführte lange hölzerne Stab (3—4 F. lang, $1^1/_2$ Zoll dick, mit dem königl. Wappen) und der kurze, messingene Stab (4 Zoll lang mit einer kleinen Krone) andeuten. Die Würde des C.'s ist aus der alten Vorsteherschaft der Gemeinde (Vorsholder) entsprossen, welche nach der Eroberung der Normannen in die eines Kriegsführers (C.'s) überging, und noch jetzt werden die C.'s jährlich gewöhnlich von den Gemeinden, mitunter auch von den Gutsherrn, Kirchenältesten u. s. w. gewählt, wobei sich die Gewählten mitunter durch einen Deputy-Constable für dessen Handlungen sie verantwortlich sind, vertreten lassen, weil der Dienst in diesem unbesoldeten Amte häufig ein sehr beschwerlicher ist. Doch genießen manche Personen, z. B. Prediger, Sachwalter, Aerzte u. s. w. Befreiungen davon, so wie auch diejenigen, welche einen Galgenschein (Tyburnticket, s. Blutgeld) besitzen. In London besoldet der Staat 213 C.'s (Police-officers). — Der Lord High-Constable war einer der obersten Reichsbeamten England's und seine Würde lehnbar, zuletzt in der Familie Stafford, wo sie erlosch, als Eduard Stafford, Herzog von Buckingham, als Hochverräther unter Heinrich VIII. für schuldig erklärt wurde. Unter Eduard I. entstanden die High-Constables (Oberconstables), welche die Aufsicht über die Landesbewaffnung führten.

Constabler, die früher bei der Artillerie angestellte Person, welche Pulver und Kugeln an die Artilleristen vertheilte, auch die Stücke mit abfeuerte.

Constant de Rebecque, Henri Benjamin, einer der ausgezeichnetsten politischen Redner und Schriftsteller Frankreichs, wurde am 25. Oct. 1767 zu Lausanne geboren und stammt aus einem alten adeligen französischen Geschlechte, das nach der Aufhebung des Edicts von Nantes Frankreich verließ und sich 1605 nach Genf wandte. Sein Vater Juste

Louis C. de Rebecque war mit Voltaire befreundet und stand mit diesem in Correspondenz. Früher General eines Schweizerregiments im Dienste Hollands kehrte er 1791 nach Frankreich zurück und starb 1812 als wieder naturalisirter Franzose. C. erhielt seine erste Bildung auf dem Carolinum zu Braunschweig, studirte dann die Rechte und übernahm darauf ein Hofamt, das ihn aber nicht hinderte bald in Paris, bald im Waadlande zu leben. Im Jahre 1796 führte er vor dem Rath der Fünfhundert muthvoll die Sache seiner vertriebenen reformirten Landsleute und erwarb sich bald auch durch seine Schriften einen politisch geachteten Namen. Mit gleicher Strenge widersetzte er sich der Anarchie wie dem Despotismus, stritt eifrig für die Gleichheit der Bürger, die Freiheit der Presse, das Repräsentativsystem und die Erhaltung der ordentlichen Justiz. Er war die Hauptveranlassung, daß das Directorium 1797 Talleyrand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Später zogen ihm seine Schriften und Reden die Ungunst des ersten Consuls zu, weshalb er 1802 aus dem Tribunal entfernt wurde und Paris meiden mußte. Nur einigemal wurde ihm auf kurze Zeit der Aufenthalt daselbst gestattet. Er schloß sich der Frau von Staël an und durchreiste in ihrer Gesellschaft mehrere Staaten. Später ging er nach Göttingen und beschäftigte sich vorzüglich mit deutscher Literatur und andern wissenschaftlichen Arbeiten. Im J. 1814 erschien er im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris, verfocht hier besonders im „Journal des débats" die Sache der Bourbons; ließ sich aber doch im April 1815 von Napoleon zum Staatsrath ernennen und arbeitete als solcher an der Constitution des Maifeldes. Nach der zweiten Restauration ging er nach Brüssel; erhielt im Nov. 1816 die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren und ward 1819 und 1824 zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt, auch nach langem Widerspruche als französischer Bürger anerkannt. Seine Opposition in der Kammer gegen die hartnäckigen Bestrebungen der Reaction war zwar ohne Erfolg, stärkte und ermuthigte aber die Sache seiner Partei. Nach der Julirevolution erklärte er sich gegen eine Republik und stimmte für die Erhebung des Herzogs von Orleans zum König; sah sich aber bald veranlaßt, gegen das System der neuen Dynastie in entschiedene Opposition zu treten. Er starb am 8. Dec. 1830. Als Redner war er der beredteste Sachwalter der Charte und der constitutionellen Grundsätze, doch hatten seine Schriften größeren Einfluß, als seine Reden, da ihm die hinreißende Gewalt des Vortrags fehlte und sein Organ sehr undeutlich war. Er besaß vor Allem die Kunst der Dialektik, womit er zarte Ironie, Feinheit des Ausdrucks und Eleganz des Styls verband. Seine Schriften zeichnen sich durch Phantasie und wissenschaftliche Tiefe aus. Besonders berühmt wurde seine Flugschrift „Des motifs qui ont dicté le nouveau projet de loi sur les élections" (Paris 1820), worin er das neue Gesetz als einen Sieg der aristokratischen Partei nicht nur über die Liberalen sondern auch über das Interesse der Nation, über das Ministerium und selbst über den König betrachtete. Die Sammlung seiner „Discours prononcés à la chambre des députés" wurde nach seinem Tode durch einen dritten Band (herausgegeben von Pagès, Par. 1833) vermehrt. Seine sämmtlichen kleinen Schriften sind gesammelt in dem „Cours de politique constitutionelle" (4 Bde., Par. 1818—1820; 2. Aufl. 1833). Beachtenswerth sind seine „Mémoires sur les cent jours" (Par. 1822; 2. Aufl. 1829) besonders in Bezug auf seine Theilnahme an den Ereignissen der 100 Tage. Sein Werk „De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements" (5 Bde., Par. 1824—30) vollendete er in der letzten Periode seines Lebens. Die unvollendet gelassene Schrift „Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne" gab Matter (2 Bde., Par. 1833) heraus. Noch bearbeitete er Schillers „Wallenstein" für die französische Bühne und ist der Verfasser eines Romans „Adolphe" (Par. 1824, 3. Aufl.). Eine Sammlung anderer kleiner Aufsätze gab er in den „Mélanges de littérature et de politique" (Par. 1829) heraus.

Constantia ist ein Distrikt im Capland südlich von der Capstadt in einem schönen Thale, der besonders durch seinen Wein berühmt ist. Die köstlichen Trauben, aus denen der eigentliche Constantiawein gewonnen wird, wachsen aber nur an wenigen Stellen, wes-

halb er schon an Ort und Stelle im hohem Preise steht. In Europa werden auch geringere Sorten Capwein für Constantiawein ausgegeben; am nächsten kommt ihm der im Kanton Stellenbosch erbaute Wein.

Constantin, Abraham, einer der ausgezeichnetsten Email- und Porzellanmaler der Gegenwart, geboren zu Genf 1780, bildete sich zu Paris und zu Rom in seiner Kunst und kehrte 1826 nach Paris zurück, wo ihn der König, der ihn schon früher zu seinem Kammermaler ernannt hatte, das Kreuz der Ehrenlegion gab. Im J. 1832 ging er wieder nach Rom, um im Auftrag König Ludwig Philipps Raphaels Meisterwerke in den vaticanischen Stanzen zu copiren. Von C's. vielen trefflichen Werken erwähnen wir besonders Amor und Psyche nach Gérard; den Einzug Heinrich IV. nach demselben; Raphaels Ezechiel und Fornarina und Copieen nach alten guten Meistern, welche C. mit Treue und Geschicklichkeit während seines ersten Aufenthaltes in Italien copirte; auch versuchte er sich in eigenen Compositionen und im Porträtiren nach dem Leben. Anfänglich forderte er für ein Portrait 60 Lsd'or, mußte aber später diese Summen wegen zu großen Andranges von Bestellungen auf 100 Lsd'or erhöhen. Die schönste Sammlung seiner Arbeiten ist in Turin im Besitz des Königs.

Constellation bedeutet ursprünglich Sternbild, dann den jedesmaligen Stand der Gestirne gegen einander (s. Aspecten). Die Astrologen behaupteten aus der Stellung der Gestirne gegen einander, einen Einfluß auf die Schicksale der Menschen beweisen zu können.

Constituante, s. Nationalversammlung.

Constitution heißt in der Medicin die Vereinigung von mehreren Einzelnheiten zu einem Ganzen, wodurch die Anlage zu gewissen Krankheiten erhöht und andere in ihrem Verlauf und Ausgang modificirt werden. Da diese Einzelnheiten sich theils innerhalb, theils außerhalb des individuellen Organismus befinden, so unterscheidet man auch eine individuelle und eine endemische und epidemische Constitution. Die individuelle Constitution oder die C. eines Menschen, begreift alle demselben zukommenden körperlichen Eigenthümlichkeiten, insofern sie einen allgemeinen Gesundheitszustand bedingen und beruht theils in der Erblichkeit, theils in den Einflüssen, welche während der Schwangerschaft durch die Mutter auf den Fötus wirken, theils hat sie ihren Grund in dem verschiedenen Lebensalter, Geschlechte, Temperamente und denjenigen äußeren Einflüssen, welche zwar weniger stark aber anhaltend auf den Organismus einwirken. Man erkennt die C. schon aus dem Bau des Körpers, aus dem Verhältniß der einzelnen Theile zu einander, in Bezug auf ihre Structur und Verrichtung, aus der Farbe und anderen Modificationen der Haut, aus dem mehr oder weniger lebhaften Blick oder andern Veränderungen des Auges, aus der Neigung zu eigenthümlichen Gemüthsstimmungen und Affecten, selbst in gesundem Zustande und leitet sie von der Vorherrschaft irgend eines Systems, des lymphatischen, venösen, arteriellen oder des Nervensystems ab, daher spricht man von einer kräftigen, robusten, schwächlichen und zarten Constitution. Die endemische Constitution findet ihren Grund in den örtlichen Verhältnissen der Erde in der größeren oder geringeren Feuchtigkeit oder Trockenheit. In Wärme und Kälte der einzelnen Zonen, in der größeren oder geringeren Erhebung über der Meeresfläche und in den mannigfaltigen feinen Stoffen, die dem Boden entströmen. Die epidemische Constitution entsteht aus den eigenthümlichen Verhältnissen, welche auf die Erde und den Menschenkörper einwirken, den verschiedenen Jahreszeiten, Winden, aus dem Mondwechsel, der Stufe von körperlicher und geistiger Bildung eines größeren Vereins von Menschen und selbst in den Zeitereignissen, welche auf ihn einwirken. Alle diese und noch mehrere andere Gelegenheitsursachen, welche zufällig aber oft ziemlich heftig auf den Einzelnen einwirken, erzeugen häufig die einzelne Krankheit. Vgl. Puchelt: „Die individuelle Constitution und ihr Einfluß auf Entstehung und den Charakter der Krankheiten" (Leipz. 1828).

Constitutionen, s. Verfassungen.

Constitutionen, apostolische, Constitutiones apostolicae, Verordnungen der

Apostel, sind eine Sammlung von Kirchengesetzen, von Vorschriften über das Amt und die Pflichten der Lehrer, über den Gottesdienst und über das ganze Verhalten der Christen in 8 Büchern. Sie werden fälschlich dem röm. Bisch. Clemens I. zugeschrieben, der sie als Aussprüche der Apostel in eine Sammlung gebracht haben soll. Ihr Inhalt verräth aber deutlich ihren Ursprung; vor dem 4. Jahrh. werden sie auch von keinem Kirchenvater erwähnt, und Epiphanias, der ihrer zuerst gedenkt, zweifelt an der Echtheit. Auch die trullanische Synode zu Constantinopel 692 verwarf sie wegen der darin enthaltenen Irrlehren. Wahrscheinlich sind sie erst im 4. Jahrh. entstanden und von einem Gegner der Gnostiker zusammengetragen. Auch ist es nicht einmal gewiß, ob die noch jetzt unter diesem Namen vorhandene Sammlung dieselbe ist, welche die Kirchenväter Epiphanias, Athanasius u. a. erwähnen. — Päpstliche Constitution ist so viel als Bulle. (Vgl. diesen Art.)

Construction, d. h. Zusammenstellung, Erbauung, ist ein Ausdruck, den man besonders in der Grammatik, Mathematik und Philosophie in einem bildlichen Sinne gebraucht. In der Grammatik heißt C. die Zusammenfügung der Worte, die zu einem Satze gehören, nach logisch richtigen Grundsätzen (Wortfügung). Daher construiren soviel als den Bau eines Satzes in seine einzelnen Bestandtheile auflösen, um die Verbindung der Worte klarer einzusehen. — In der Mathematik heißt Construction die Bildung gewisser Größen, besonders zum Beweis eines Lehrsatzes oder zur Auflösung einer Aufgabe. Hierzu braucht man von den Linien nur die gerade und außerdem noch die Kreislinien und die Kegelschnitte, von den Flächen nur die ebene Fläche. In diesem Sinn unterscheidet man eine graphische und eine organische oder mechanische C. Die erstere geschieht mit Hülfe geeigneter Instrumente, die letztere mit Hülfe eines Fadens wie bei der Construction der Kegelschnitte oder anderer Hülfsmittel, die nicht zu dem Zwecke angefertigte Instrumente darstellen. Sie hatte besonders für die Alten einen hohen Werth und erhielt sie auch noch zu Descartes' Zeiten, wo man sich sehr mit der geometrischen C. der Gleichungen beschäftigte. Die C. algebraischer Gleichungen besteht in der Darstellung ihrer Wurzeln in den Durchschnittspunkten von geraden und krummen Linien. Die C. analytischer Gleichungen, d. i. die Gleichung zwischen zwei oder drei veränderlichen Größen ist die geometrische Darstellung der zusammengehörigen Werthe der Letzteren durch die Coordinaten von krummen Linien oder Flächen. Die C. der Differentialgleichungen ist eine Integration derselben mit Hülfe krummer Linien. Johann Bernouilli zeigte schon 1694 eine allgemeine Methode an, alle Differentialgleichungen vom ersten Grade zu construiren. Früher zog man vor, analytische Beweise und Auflösungen in geometrische C. zu verwandeln; in den neueren Zeiten hat man diese Methode ganz wieder aufgegeben, da sie bei sehr schweren und sehr allgemeinen Untersuchungen nicht ausreicht; doch empfiehlt sie sich durch Scharfsinn und sollte, wenigstens bei dem Unterrichte, zur Uebung des mathematischen Fassungsvermögens, nicht vernachlässigt werden. — Auch in der Philosophie spricht man von einer wissenschaftlichen Construction; namentlich nannte Schelling seine Methode, nach welcher er das Besondere als erscheinende Idee nachzuweisen und in dieselbe aufzulösen suchte, C. In seiner Schule ging dies in den Mißbrauch über, das aus der Erfahrung erkannte Besondere nach einem vorausgesetzten Schema willkührlich zu ordnen und zu bestimmen. So sprach man auch von einer C. der Geschichte, in der man das Factische und Historische aus dem Allgemeinen ableiten wollte. Uebrigens bedarf jede Untersuchung, die ihren Gegenstand zu durchdringen sucht, einer wissenschaftlichen C.

Consul, Rathgeber. Nach der Vertreibung der Könige aus Rom, 510 v. Ch., wurden 2 Consuln als Verwalter des Staats gewählt, welche in dem Senate und in den Comitien (Volksversammlungen) den Vorsitz führten, die Ausführung der Beschlüsse derselben besorgten, die auswärtigen Angelegenheiten leiteten, die Staatskasse unter Händen hatten, die höchsten Richter und Anführer der geworbenen Heere waren. In außerordentlichen Fällen, bei großen Gefahren des Staates ertheilte ihnen der Senat unumschränkte Macht, nach welcher sie über sämmtliche Bewohner des Staates unbeschränkte Gewalt ausüben, Krieg anfangen und Heere werben konnten. Die Besorgung der Staatsgeschäfte

hatten beide Consuln, jedoch wechselten sie monatlich, oft auch täglich; der Oberbefehl im Kriege wurde einem C. entweder vom Senate ertheilt, oder das Loos entschied. Ehe die Consuln ihr Amt antraten, bestiegen sie in Begleitung des Senats (Processus consularis) das Capitol, opferten den Göttern, wurden mit großer Feierlichkeit nach Hause begleitet, leisteten einen Eid, daß sie sich bei der Verwaltung der Staatsangelegenheiten streng nach den Gesetzen richten wollten, so wie sie bei Niederlegung ihres Amtes schwören mußten, den Staatsgesetzen gemäß regiert zu haben. Nach Niederlegung ihrer Würde gingen sie als Consularen in die Provinzen, welche ihrer Verwaltung anvertraut waren. Starb ein Consul, ehe seine Amtsführung vorbei war, so wurde für den noch übrigen Theil des Jahres ein neuer gewählt (Consul suffectus). Daß sie bei einer so großen Macht in einem derselben angemessenen Ansehen standen und große Auszeichnung genossen, versteht sich von selbst. Vor ihnen her gingen bei allen Amtsführungen in Rom 12 Lictoren, welche die Fasces laureati, Ruthenbündel mit Lorbeerzweigen umwunden, außerhalb Rom aber mit Beilen versehen waren, trugen. Außerdem trugen sie ein mit Purpur verbrämtes Oberkleid, Toga praetexta, einen Stab von Elfenbein, und saßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtsessel, Sella curulis. Eben so wurde ihnen auf der Straße von Jedermann ohne Ausnahme die größte Ehrerbietung erwiesen. Es wurde ihnen überall Platz gemacht, Reiter mußten vor ihnen vom Pferde steigen, und höhere Magistratspersonen, denen ebenfalls Fasces vorgetragen wurden, mußten dieselben vor ihnen senken lassen. Lucius Junius Brutus und Tarquinius Collatinus waren die ersten Consuln. Zuerst wurden die Consuln blos aus dem Patricierstande gewählt, obschon die Plebejer Alles versucht hatten, zu bewirken, daß aus ihrem Stande wenigstens e i n Consul gewählt werde. Erst 367 v. Ch. gelang ihnen dies durch die Vorschläge des Licinius, nachdem der Staat 10 Jahre lang ein Schauplatz der Anarchie gewesen und durch die Gallier bedroht war. Da erst fügten sich die Patricier durch die Noth dazu gezwungen, und es wurde festgesetzt, daß immer ein patricischer und plebejischer C. gewählt werden sollten. Lucius Sextius war der erste C. aus dem Stande der Plebejer. Indessen war schon früher die Reihe der C. zwei Mal unterbrochen, zuerst von 452—449 v. Ch. durch die Decemvirn und 444—366 durch die Tribuni militum cum consulari potestate, welche anstatt der C. gewählt waren. Mit dem Sinken der Republik verlor auch das Consulat immer mehr und mehr an Ansehen, besonders durch Cäsar's immerwährende Dictatur, und nach demselben unter den Kaisern waren sie bloße Schattenconsuln. Die Kaiser bekleideten diese Würde oft selbst, wie z. B. Augustus 9 Jahre lang C. war, oder sie wählten oft in einem Jahre mehrere C.; so waren unter Commodus in einem Jahre 25. Der letzte C. war Basilius unter Justinian 541 n. Ch. Die morgenländischen Kaiser führten neben ihren sonstigen Titeln noch den eines Consul perpetuus, und erst im 8. Jahrh. hob Leo der Philosoph diese Würde auf. — In Frankreich wurde im Jahre VIII. der Republik am 18. Brumaire (9. Novbr. 1799) die Directorialregierung abgeschafft und dafür die consularische Verfassung eingeführt, welche bis zum 18. Mai 1804 dauerte, wo sich Napoleon zum Kaiser machte. Die ersten 3 Consuln Napoleon, Cambacérès und Lebrun waren auch die letzten. Der Erstere war anfangs auf 10 Jahre ernannt, erhielt aber 1802 diese Würde auf Lebenszeit. Die beiden Letztern wurden später französische Prinzen. — C o n s u l in Handelsstädten ist der Abgeordnete eines Staates, um den Handelsleuten und Schiffern seiner Nation Beistand und Schutz zu verschaffen, und überhaupt für das Beste des Handels seiner Nation zu sorgen. Diese C. schickten zuerst die italienischen Handelsstaaten nach Handelsstädten in der Levante und Afrika, und diese Sitte ward im 15. und 16. Jahrh. auch von andern europäischen Mächten nachgeahmt. In Afrika und der Levante üben diese C. die Gerichtsbarkeit gegen die Unterthanen ihrer Fürsten aus, und stehen in dem Range der Gesandten, wogegen die in europäischen Handelsstaaten sich aufhaltenden C. nicht diese Vorzüge der Gesandten genießen. Haben sie die Aufsicht über mehrere Handelsplätze, so heißen sie G e n e r a l c o n s u l n.

Consularmünzen heißen sämmtliche römische Münzen, die während der Zeit d–

Republik geprägt wurden. Sie heißen nicht deshalb Consularmünzen, weil sie von einem Consul geprägt wurden, sondern weil sie in der Zeit entstanden, wo der Staat von Consuln regiert wurde. Man hat sie in Gold, Silber und Kupfer. Zu ihnen gehört das As mit seinen Vervielfältigungen und Theilen. Bis zur Zeit des ersten punischen Kriegs galt das As 12 Unzen (as libralis) und 10 solche As machten einen Denar. Während des ersten punischen Kriegs wurde das As auf 2 alte Unzen herabgesetzt (as sextantiarius) und unter der Dictatur des Q. Fabius Maximus (217 v. Chr.) reducirte man den Werth des Asses auf eine Unze (as uncialis). Durch die Lex Papiria erhielt das As nur den Werth einer halben Unze (as semiuncialis) und nach diesem Verhältnisse richtete sich auch der Werth des Denar (s. d.) und des Quinar (s. d.). Die Vervielfältigungen des Asses wurden eben so wie dessen Theile durch Merkmale bezeichnet, welche außer dem Gepräge auch den Werth der Münze angaben. Die einzelnen Münzen hießen Decussis (10 As), Quadrassis (4 As), Tripondius (3 As), Dupondius (2 As); Theile der Asses waren Semis (6 Unzen) bezeichnet mit S. oder 6 Punkten, Quincunx (5 Unzen) mit 5 Punkten, Triens (4 Unzen) mit 4 Punkten, Quadrans (3 Unzen) mit 3 Punkten, Sextans (2 Unzen) mit 2 Punkten und Uncia (1 Unze) mit einem Punkte. Man hat die C. überhaupt in Consular- und Familienmünzen eintheilen wollen und zu den letzteren namentlich diejenigen gezählt, die den Námen einer Familie oder eines Familiengliedes tragen; doch mit Unrecht. Das Gepräge der C. ist bei den kupfernen der Schiffsschnabel, der Januskopf ꝛc., bei den silbernen der Kopf der Roma und eine Biga, Quadriga ꝛc.; auch deuten viele Gepräge auf historische Begebenheiten und erläutern auf diese Weise die Geschichte. Die goldenen Münzen, die ihrer geringen Zahl nach zu den Seltenheiten gehören, haben kein vorherrschendes Gepräg. In den Münzkabineten ordnet man diese Münzen meist nach den einzelnen Familien, denen sie angehören; doch ist dies meist sehr schwierig, da die Familiennamen oft unvollständig ausgedrückt sind. Daher haben die Schriftsteller über Münzkunde, wie Ursinus, Patin, Vaillant, Haverkamp und Mionnet, Namenverzeichnisse der einzelnen Familien zur Erleichterung angehängt. — **Consularmedaillen** heißen die auf Bonaparte, Cambacérès und Lebrun als Consuln der französischen Republik geschlagenen Medaillen.

Consultation, ärztliche Berathung. Man versteht darunter gewöhnlich das Zurathziehen zweier oder mehrerer Aerzte über einen Krankheitsfall. In höheren Ständen ist ein solches Zusammenrufen mehrerer Aerzte häufig genug eine Sache des Luxus, geschieht bei nicht bedeutenden Krankheiten und allein zum Nutzen der Aerzte, die man gewöhnlich gut bezahlt. In bedeutenderen Krankheiten, wo es wirklich um Rath und Hilfe zu thun ist, geht das Verlangen nach einer Consultation entweder vom Kranken und seinen Angehörigen oder vom behandelnden Arzte aus. Ist auch das Erstere der Fall, so ist es, aus leicht begreiflichen Gründen, immer am besten, den zu consultirenden Arzt nicht gegen den Willen des behandelnden zu wählen. Die C., deren Nutzen stets problematisch ist, darf nicht von zu vielen Aerzten angestellt und nur von solchen gehalten werden, die mit einander in gutem Einvernehmen stehen; auch ist es gut, wenn die Berathung am Krankenbette in einer dem Kranken fremden Sprache oder in einem entfernten Zimmer gehalten wird.

Consumtion, ist abzuleiten von dem lateinischen consumere, d. i. verzehren oder verbrauchen, und bedeutet daher den Verbrauch aller für Lebenszwecke irgend dienenden Sachen. Die **Consumtionssteuern** sind daher **Verbrauchssteuern**, d. h. Abgaben, welche auf den Verbrauch jener Sachen gelegt sind, und entweder als directe, unmittelbar von dem Verbraucher (Consumenten) oder als indirecte mittelbar von demselben, gewöhnlich dergestalt erhoben werden, daß sie vom Verkäufer entrichtet werden müssen, der sie dann wieder durch Erhöhung des Preises auf die Waare schlägt und somit wiederum vom Käufer, dem Verbraucher, erhebt. Zu dieser Art von Abgaben gehören z. B. die Zölle und die Accise. So viel auch für und gegen diese Abgaben geredet und geschrieben worden ist, so läßt sich doch im Allgemeinen nichts gegen dieselben sagen, vorausgesetzt, daß sie mäßig sind und nicht auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ange-

wandt werden. Zu verwerfen wären sie im letztern Falle unbedingt dann, wenn der Arme wegen des höheren Einkaufspreises genöthigt würde, die Anschaffung der für ihn und seine Familie nothwendigen Lebensbedürfnisse sich zu versagen. In neueren Zeiten hat sich die Finanzverwaltung der Consumtionssteuern viel günstiger gezeigt als früher, und es ist nicht zu läugnen, daß sie viel für sich haben. Bei richtiger Anwendung treffen sie das Verhältniß des Einkommens sicherer, genauer und einfacher, als es irgend ein directer Weg vermöchte; es steht bei dem Bürger selbst, ob er die Steuern entrichten will; sie bringen große Summen ein, ohne daß die Besteuerten sich bewußt werden, daß sie die Steuern entrichten, und schonen deshalb das Freiheitsgefühl; sie ziehen auch Solche herbei, denen man auf keine andere Weise so leicht beikommen könnte; sie machen es möglich vielerlei Abgaben einzuführen, die auf verschiedene Punkte und nirgend zu drückend treffen; bei ihnen übernimmt vorzugsweise der Verkehr die Ausgleichung, und sie nehmen mit dem steigenden Wohlstande zu und fallen mit dem sinkenden. Doch haben auch die indirecten Steuern mancherlei Nachtheile. Sie können leichter übertrieben werden als die directen, und man erkennt dies bei ihnen viel später, während die Wirkung doch nicht ausbleibt. Das Beispiel Englands darf hier nicht zur Richtschnur dienen, da in diesem Lande die Großartigkeit der Fabrikanlagen, die viele auf dem Continent noch dem Betrieb kleiner Werkstätten überlassene Gewerbe treiben, und die insularische Lage Manches erleichtert und weniger fühlbar macht. Und doch hat man auch in England in neuester Zeit sich wieder mehr zu den directen Steuern gewendet, indem man neuerdings die Einkommensteuer eingeführt hat. (S. Steuern.)

Consus, (Consiliorum Deus), hieß bei den Römern der Gott der geheimen Anschläge. Romulus gab vor, einen Altar in der Erde gefunden zu haben, welcher diesem Gotte angehöre, ließ ihm zu Ehren Spiele feiern, welche die benachbarten Völker, und besonders die Sabiner, zahlreich herbeilockte, worauf Romulus durch die Römer Frauen rauben ließ. Später feierte man am 18. August die Consualia zum Andenken an diese Begebenheit, wobei der Altar des Gottes aus der Erde gegraben und nach Beendigung des Festes wieder eingescharrt wurde. Nach Erbauung des Circus Maximus wurden statt dieses Festes die circensischen Spiele (s. d.) gefeiert.

Contagium, s. Ansteckende Krankheiten.

Contarini, eine alte venetianische Familie, aus welcher folgende merkwürdige Männer abstammen: Domenico C., Doge von Venedig von 1043—71, entriß dem Könige Salomo von Ungarn die Stadt Zara, und bauete die durch den Patriarchen von Aquileja verwüstete Stadt Grado wieder auf. — Jacobo C., Doge von 1275—80, befestigte die Macht der Republik auf dem adriatischen Meere besonders durch Züchtigung von Ancona. — Andrea C., Doge von 1367—82, entriß den Genuesern Chiozza, welches diese erobert hatten, und zwang sie 1380 zum Frieden. — Francesco C., Doge von 1623—25, hatte sich mit Ludwig XIII. von Frankreich, und Savoyen gegen Oesterreich verbündet, und entriß demselben 1624 das eroberte Waadtland. — Carlo C., Doge von 1655—56. Unter ihm besiegte 1655 der Admiral Lazaro Mocenigo die Türken unter den Dardanellen in einem Seetreffen. — Domenico C., Doge von 1659—74. Unter seiner Regierung eroberten die Türken den 26. Sept. 1667 nach dreijähriger hartnäckiger Belagerung Kandia, nachdem der venetianische Statthalter Francesco Morosini Alles gethan hatte, um die Insel seinem Vaterlande zu erhalten. — Ambrosio C. war von 1477—83 Gesandter bei dem Könige von Persien Usun Kassan, und beschrieb diese interessante Reise „Viaggio del magnific. A. Contarini, ambasciatore etc." (Venedig 1487, Fol.) — Francesco C. war um 1460 Lehrer der Philosophie zu Padua, ging später als venetianischer Gesandter zu Pius II., vertheidigte Siena gegen die Florentiner und schrieb später: Geschichte dieses Feldzuges (Lyon 1562, 4). — Gasparo C., geb. 1488 zu Venedig, schloß als venetian. Gesandter zwischen Kaiser Karl V. und Venedig Frieden, ging 1527 als Gesandter nach Rom und Ferrara, bewirkte die Freilassung Clemens VII., welchen Karl V. im Fort St. Angelo belagert hielt, war dann

Gesandter bei dem Papste und lebte nach seiner Rückkehr in Venedig als Senator. 1535 ernannte ihn Paul III. zum Cardinal, dann ging er 1541 als päpstlicher Legat auf den Reichstag zu Regensburg, ermahnte hier die Bischöfe, bessere Aufsicht über ihre Kirchsprengel zu führen, Schulen anzulegen, die Pfründen nach Verdienste zu vergeben, die Armen zu unterstützen u. s. w. Er starb 1542 als Legat zu Bologna, und hinterließ mehrere gute theologische, philosophische und politische Abhandlungen, welche gesammelt (Paris 1571, Fol.) erschienen. — Giovanni C., geb. 1540 zu Venedig, einer der vorzüglichsten Maler seiner Zeit, bildete sich ganz nach Titian, und zeichnete sich besonders durch die Kunst, Plafonds zu malen, aus. Er starb 1605. Eines seiner ausgezeichnetsten Werke ist eine Auferstehung in S. Francesco di Paolo in Venedig. — Simone C., geb. 1563 in Venedig, war Gesandter bei Philipp II. von Spanien, bei dem Herzoge von Savoyen, bei Muhammed III. in Konstantinopel, bei Kaiser Ferdinand II., bei dem Papste Paul V., und wurde nach seiner Rückkehr Procurator von S. Marco. Er starb 1633 und hinterließ Gedichte, welche zu seiner Zeit geschätzt wurden. — Vicenzo C., geboren 1577 zu Venedig, war bis 1614 Professor der Beredtsamkeit zu Padua. Er starb 1617 zu Venedig. Von seinen Schriften zeichnen sich aus: „De re frumentaria et de militari Romanorum stipendio commentarius," (Venedig 1609, 4.)

Conté, Giacomo de, geb. 1502 zu Florenz, bildete sich unter Andrea del Sarto zu einem ausgezeichneten Maler, und malte vorzüglich Portraits und Gemälde für mehrere Kirchen. Er starb 1598 zu Rom. Seine Gemälde zeichnen sich durch vortreffliches Colorit und richtige Zeichnung aus. — Nicolas Jacques C., geb. den 14. Aug. 1755 zu St. Cenery bei Seez, erwarb sich als Mechaniker, Künstler, Chemiker und Maler großen Ruf. Wegen einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und bei dem Ausbruche der Revolution kam er auf die Idee, den Luftballon zur Vertheidigung der Republik zu gebrauchen. Da dieser Vorschlag Beifall fand, so wurde er zum Director des aërostatischen Instituts und zum Chef der Aëronauten bei dem Heere ernannt. In dieser Zeit legte er eine große Fabrik von Bleistiften an, die er sehr vervollkommnete, und welche sehr bedeutend wurde. Später nahm er an der Expedition nach Aegypten Theil, lieferte auf dem Pharus zu Alexandrien glühende Kugeln, wodurch die englischen Schiffe von der Stadt abgehalten wurden, errichtete zu Kairo Werkstätten für die Bedürfnisse der Armee an Waffen, Pulver u. s. w., Gießereien, eine Münze, Brodbäckereien, Hospitäler, Telegraphen, mathematische Instrumente, überhaupt Alles, was erforderlich war. Er starb den 6. December 1805.

Contemplation (Beschauung, Betrachtung, die innere, geistige Anschauung oder Betrachtung) bezeichnet den Zustand, worin der Geist sich lossagt von dem Aeußeren, und, gleichsam in sich selbst vertieft, sich auf die innern Erscheinungen, auf die in dem Innern entstehenden Begriffe und Bilder richtet. Die Gegenstände dieser Betrachtung sind entweder der Mensch selbst nach seinen höheren geistigen und sittlichen Anlagen, oder das Uebersinnliche, das Göttliche, oder das Verhältniß des Sinnlichen zu dem Uebersinnlichen und das Verhältniß des Menschen zu der Gottheit. Man bezieht deshalb die Contemplation auch wohl vorzugsweise auf das Religiöse, denkt dabei an fromme Betrachtungen, die der Mensch in diesem Zustande anstellt, und bezeichnet damit die mystische Betrachtungsweise des Göttlichen, wonach man das Ewige nicht auf natürlichem Wege durch die Vernunft erkennen zu können glaubt, weil diese nur eine Erkenntniß des Irdischen und Endlichen zu geben vermöge, sondern daß das Unendliche durch ein höheres, übernatürliches und übervernünftiges Vermögen in dem Menschen angeschauet und erfaßt werde. Man setzt danach das contemplative, beschauliche oder betrachtende Leben dem thätigen oder activen entgegen. Dieses Anschauen des Göttlichen tritt uns in der Geschichte der Philosophie und der Religion fast aller Völker entgegen, vorzüglich bei den orientalischen Völkern, die schon durch ihr Klima darauf geleitet zu sein scheinen. Der griech. Philosophie war es nicht fremd. So bei den Gnostikern und Neuplatonikern, deren Ideen selbst in das Christenthum übergingen. In der christl. Religion hat das beschauliche

Leben bis auf unsere Zeiten seine Freunde gefunden (S. **Mystik**). Es legte den Grund zu dem Mönchswesen. Contemplation, nicht in ihrer Ausartung, sondern als Richtung des Gemüthes auf sich selbst, kann mit Recht empfohlen werden.

Contessa, Christian Jakob, Salice-, deutscher Dichter und Novellist, geboren zu Hirschberg in Schlesien am 21. Febr. 1767, bildete sich auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau, lernte dann in Hamburg als Kaufmann, machte seit 1788 mehrere Reisen in Frankreich, England und Spanien, und übernahm 1793 die Handlung seines Vaters, die er mit geschäftlicher Umsicht verwaltete. Politischer Verbindungen überwiesen, saß er 1791 ein Jahr lang als Staatsgefangener in Spandau und Stettin. Im J. 1810 erwarb er sich bei der Einführung der neuen Städteordnung, und 1813 bei Errichtung der Landwehr so namhafte Verdienste, daß er 1814 zum preußischen Commerzienrath ernannt wurde. Später gab er den Handel auf, und starb auf seinem Gute Liebenthal in Schlesien am 11. Septbr. 1825. Seine Dichtungen zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, reine Sprache und Bilderreichthum aus, und sind ein treuer Spiegel seines reinen Gemüths und seines tiefen Gefühls. Er schrieb den Roman „Das Grabmal, oder Freundschaft und Liebe" (Bresl. 1792), während seiner Gefangenschaft schrieb er mit Bleistift auf den Rand eines gedruckten Buches die Novelle „Almanzor" (2. Aufl. Leipz. 1808), ferner das historische Schauspiel „Alfred" (Hirschberg 1809), „Drei Erzählungen" (Frankf. 1823), den Roman „Der Freiherr und sein Neffe" (Bresl. 1824), und gab mit seinem Bruder „Dramatische Spiele und Erzählungen" (2 Bde. Hirschb. 1812—1814) heraus; seine „Gedichte" sammelte W. L. Schmidt (Bresl. 1826). — Sein Bruder, Karl Wilhelm Salice-C., Novellist und Lustspieldichter, geboren am 19. Aug. 1777 zu Hirschberg, erhielt eine sorgfältige Erziehung von seinem Vater, lebte dann 4 Jahre lang auf dem Pädagogium in Halle, wo er Houwald's Stubengenosse war, und studirte theils in Erlangen, theils in Halle. Im J. 1800 machte er eine Reise nach Paris, ließ sich 1802 in Weimar nieder, lebte dann längere Zeit in Berlin und zuletzt in Neuhaus bei Lübben auf dem Gute seines Freundes Houwald, und starb am 2. Juni 1825 zu Berlin, wohin er sich begeben hatte, um bei den dortigen Aerzten Wiederherstellung seiner Gesundheit zu suchen. Seine Erzählungen und Novellen zeichnen sich durch Sinnigkeit und feinen Humor, seine zahlreichen Lustspiele, von denen die bekanntesten sind: „Das Räthsel," „Der unterbrochne Schwätzer", „Der Findling, oder die moderne Kunstapotheose" und „Der Talisman", durch geistreiche Erfindung, reine Sprache und fließenden Versbau aus. Mit Hoffmann und Fouqué gab er „Kindermährchen" (2 Bde., Berl. 1816—1817) heraus. Er war auch ein guter Landschaftsmaler, und wurde in seiner gemüthlich anspruchslosen Weise von Hoffmann in den „Serapionsbrüdern" unter dem Namen Sylvester trefflich gezeichnet. Seine „Sämmtlichen Schriften" (9 Bde., Leipz. 1826) gab Ernst von Houwald heraus.

Conti, Antonio Schinella, Abbate, geb. 1677 zu Padua, trat 1699 in die Congregation des Oratoriums zu Venedig, schied aber 1708 wieder aus derselben, weil er nicht Beichte sitzen wollte. Er ging nach Paris, hielt sich hier einige Zeit auf und wandte sich dann nach London, wo er wegen seiner mathematischen Forschungen auf Newton's Veranlassung Mitglied der königlichen Gesellschaft, aber auch mit in den Streit zwischen Newton und Leibnitz verwickelt wurde, und sich beide zu Feinden machte, weil er Keinem Unrecht gab. 1718 ging er nach Paris zurück, verließ aber auch diese Stadt 1726 wegen Kränklichkeit, um in dem milderen Klima seines Vaterlandes seine Gesundheit wieder herzustellen, und lebte bis an seinen Tod 1749 zu Venedig. Von seinen Werken sind die wichtigsten: das Gedicht „Il globo di Venere", mehrere Uebersetzungen und die Trauerspiele; Brutus, Cäsar, Drusus u. s. w., die mehr den abstracten Denker als den gestaltenden Dichter verrathen; auch seiner Sprache macht man den Vorwurf, daß sie nicht frei von fremdartigen Einmischungen sei. Er beabsichtigte seine sämmtlichen Werke in 6 Bden. herauszugeben; es erschienen aber nur die ersten 2 Bde., (Venedig 1739, 4.)

Conti ist der Name eines jüngeren Nebenzweiges des bourbonischen Hauses Condé (s. d.). Der Name C. gehört einer alten Familie, deren Erbtochter Isabella von C., gestorben um 1438, die Herrschaft ihrem Gemahl, Collart von Mailly, testamentlich hinterließ. Bei diesem Hause blieb sie, bis die Tochter Friedrich II. von Mailly, Magdalena, sie an ihren Gemahl Karl von Roye, Grafen von Roucy, brachte; ihre älteste Tochter Eleonore vermählte sich mit Ludwig von Bourbon, dem ersten Prinzen von Condé, und C. kam an den dritten Sohn Franz als Apanage. — Franz C., geb. 1558, vertauschte die protestantische Religion, in der er erzogen war, in der Bartholomäusnacht mit der katholischen. Nach Heinrich's III. Ermordung wollten ihn einige Führer der katholischen Partei zum König von Frankreich wählen; da er aber nur mit Mühe sprechen konnte, und man ihn für unfähig hielt, Nachkommenschaft zu erzeugen, so fiel die Wahl auf seinen jüngeren Bruder, dem Cardinal von Bourbon. Heinrich IV., den C. zuerst als König anerkannte, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und ernannte ihn 1595 zum Präsidenten des Staatsraths und zum Gouverneur von Paris. Nach seinem Tode, am 3. Aug. 1614, fiel die Herrschaft C. an das Haus Condé zurück, da Franz nur einen natürlichen Sohn, Nicolas, hinterlassen hatte. — Louise Marguerite von Lothringen, Prinzessin von C., Tochter Heinrichs von Guise und der Katharina von Cleve, der zweiten Gemahlin des Vorigen, vermählte sich 1605 mit dem Herzog von Bellegarde, nachdem ihre Hoffnung, Gemahlin Heinrich's IV. zu werden, vereitelt war. Nach dem Tode ihres Gemahls heirathete sie heimlich Bassompierre, dem sie einen Sohn gebar, und starb 1632 auf ihren Gütern, wohin sie sich begeben mußte, als Bassompierre in die Bastille gesetzt wurde. Sie ist die Verfasserin der „Histoire des amours de Henri IV." (Cöln 1664), und der „Histoire des amours du grand Alcandre" (Leyd. 1663; zuletzt Par. 1786). — Armand von Bourbon, Prinz von C., geboren am 11. Octbr. 1629, Bruder des großen Condé und Stifter des neuen Hauses C., wurde zum geistlichen Stande bestimmt, und studirte nicht ohne Erfolg Theologie. Er erhielt 1642 die Abteien St. Denis, Cluny, Lerins und Molenée, gab aber seine Pfründten auf, weil der kriegerische Ruhm seines Bruders seinen Ehrgeiz weckte, und kämpfte in den Reihen der Fronde gegen den Hof und seinen Bruder. Im J. 1650 wurde er als ein Anführer der Frondisten mit seinem Bruder und Schwager, dem Herzoge von Longueville verhaftet, und erhielt erst 1651 seine Freiheit wieder. Als der große Condé die Fahne des Aufstandes erhob, nahm er wieder mit ihm Theil an den pariser Unruhen, versöhnte sich aber bald wieder mit dem Hofe und heirathete sogar die Nichte Mazarin's, Anna Maria Martinozzi, die ihm zur Aussteuer das Gouvernement von Guyenne brachte, und mit der er sehr glücklich lebte. Rühmlich focht er im Jahre 1655 in Catalonien, erhielt im folgenden Jahre die Stelle eines Großmeisters des königlichen Hauses, nahm 1657 an dem Feldzug in Italien Theil, und erhielt 1660 das Gouvernement Languedoc. Bald darauf zog er sich auf sein prachtvolles Landgut Grange-aux-prés bei Pézenas zurück, und starb daselbst am 21. Februar 1669 unter frommen Uebungen. — Sein ältester Sohn und Nachfolger Louis Armand Prinz von C., Graf von Pézenas, geboren 1661 am 4. April, vermählte sich mit Maria Anna von Bourbon, der legitimirten Tochter Ludwig's XIV. und der Herzogin de la Valière, kämpfte mit Auszeichnung in Ungarn gegen die Türken, namentlich in der Belagerung von Neuhäusel, und kehrte im J. 1682 nach Paris zurück. Als er zu Anfang des folgenden Jahres wieder zum Heere nach Ungarn abgehen wollte, wurde er in Folge eines aufgefundenen Briefwechsels mit seinem Bruder in eine Untersuchung verstrickt, die mit seiner Verbannung aus Paris endigte; doch erhielt er bald wieder die Erlaubniß zur Rückkehr. Er starb am 5. Novbr. 1685 zu Fontainebleau an den Blattern. — Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein jüngerer Bruder François Louis Prinz von Roche-sur-Yon und C., geboren am 30. April 1664, der unter den Augen des großen Condé erzogen sich bald allgemeine Achtung erwarb. Da er, wie er es wünschte im Heere keine Anstellung erhielt, begleitete er seinen Bruder nach Ungarn, wegen der spöttischen Bemerkungen über den König und die Frau von Maintenon, die

er in dem Briefwechsel mit seinen Freunden in Paris aussprach, wurde er nach Chantilly verbannt. Vergeblich verwandte sich der große Condé für C.'s Begnadigung beim König noch auf seinem Sterbebette; der König versprach sie, that es aber nicht. C. diente unter den Befehlen des Marschalls von Luxemburg, zeichnete sich durch Tapferkeit in den niederländischen Feldzügen aus und wurde endlich 1697 von einem Theil der polnischen Magnaten zum König von Polen gewählt. Er reiste nach Danzig, resignirte aber dort sogleich auf die Krone, als er sah, daß der Kurfürst von Sachsen ihm dieselbe streitig machte. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er so kalt wie früher vom Hofe empfangen und mußte sich mit seinem Gouvernement von Languedoc begnügen. Erst im J. 1703 bewog das Unglück der französischen Heere in Italien den König ihn an die Spitze derselben zu stellen; doch richtete auch er nicht viel dabei aus. Er starb am 22. Febr. 1709. — Sein Sohn Louis Armand II., Prinz von C., geboren 1693, wurde von Ludwig XIV. zum Chef des Regentschaftsraths ernannt, und starb am 4. Mai 1727 zu Paris. — Louis François, Prinz von C., des Vorigen Sohn, geboren den 13. Aug. 1717, diente Anfangs unter dem Marschall Belle-Isle im Kriege gegen Bayern, erhielt 1744 den Oberbefehl über 20,000 Franzosen, die Piemont besetzten; machte 1745 den Feldzug in Deutschland und 1746 den in Flandern mit und ward 1749 nach erhaltener päpstlicher Dispensation Großprior des Malthefer-Ordens von Frankreich. In der Folge lebte er mit dem Hofe in Opposition, soll den Marschall von Sachsen im Duell getödtet und später den Rücktritt des Ministers Turgot besonders betrieben haben und starb wegen seiner ungeheuren Verschwendung tief verschuldet am 2. Aug. 1776. — Seine natürliche, später legitimirte Tochter, Stephanie Louise, Prinzessin von C., in ihrer Jugend anagrammatisch Mort-Cair Zain genannt, wurde kurz vor ihrer Anerkennung von ihren nächsten Verwandten in eine kleine Provinzialstadt entführt und dort noch minorenn an einen gemeinen Menschen verheirathet, von dem sie die grausamste Behandlung erdulden mußte, bis ihre Ehe endlich aufgelöst wurde. Ihre Leiden und ihre fast an das Wunderbare grenzenden Schicksale erzählt sie in ihren „Mémoires", die unter den Titel „Die natürliche Tochter" (2 Bde, Meiß. 1835) von Fr. Zirklaup neu bearbeitet wurde. Göthe entnahm daraus seinen Stoff zu seiner „Natürlichen Tochter." — Louis François Joseph, Prinz von C., geboren 1734, einziger Sohn des Vorigen, verrichtete seine ersten Waffendienste 1757 in Deutschland, zog sich dann in's Privatleben zurück und zeigte sich nur noch in Opposition gegen die Regierung Ludwig XV. und in der Unterstützung der Parlamente thätig. Unter Ludwig XVI. zog er sich ganz zurück, wanderte später bei der Revolution nicht aus, wurde zwar vor das Revolutionstribunal gezogen, aber wieder frei gesprochen und erst nach dem 18. Fructidor verbannt. Er starb 1814 in Spanien und mit ihm erlosch das Haus Conti.

Continent, terra continens, was zusammenhängt, das feste Land, im Gegensatze der Inseln oder Halbinseln. Besonders bezeichnet man mit diesem Namen das feste Land von Europa im Gegensatze von England. Ebenso das Festland von Asien oder Amerika.

Continentalsystem hieß das System, welches Napoleon gegen England einzuführen gedachte, um dasselbe von jeglichem Verkehre mit dem festen Lande auszuschließen. Längst im Seekriege gebräuchlich gewesene Maßregeln waren es, welche Napoleon in ihrer Ausübung durch England's Seemacht bestritt und völkerwiderrechtlich nannte. Dahin rechnete er, daß England alle Personen des feindlichen Staates feindlich behandle, nicht blos das öffentliche, sondern auch das Privateigenthum und insonderheit die Handelsschiffe wegnehme, nicht bloß befestigte Häfen und Plätze, sondern Mündungen der Flüsse, ja sogar ganze Küsten und Reiche blokire. Hierauf gestützt, erließ Napoleon zu Berlin jenes Decret vom 21. Nov. 1806, wodurch die sämmtlichen britischen Inseln in Blokadestand versetzt, mit ihnen jeglicher Verkehr, Handel und Correspondenz untersagt, jeder sich in einem von französ. Truppen oder deren Verbündeten besetzten Lande sich aufhaltende und betroffene Engländer als kriegsgefangen und das englische Eigenthum jeder Art für gute Prise erklärt, der Handel mit engl. Producten aber gänzlich untersagt wurde. Als Repressalie dagegen erschien am 7. Jan. 1807 eine engl. Geheimerathsverordnung, wonach die neutralen Schif-

nicht mehr von einem den Franzosen oder deren Verbündeten zugehörenden Hafen zum andern, selbst nicht in einen dritten fahren durften, wenn eine französische Controle den freien Handel engl. Schiffe dorthin aufhielte. Confiscation des Schiffes schärfte dieses Verbot, welches die englische Verordnung vom 11. Nov. 1807 fast noch übertraf, wodurch alle Häfen und Plätze Frankreichs und dessen Verbündeten auf dem europäischen Festlande und in den Colonien, so wie die eines jeden mit England im Kriege begriffenen Landes, den Einschränkungen der strengsten Blokade unterworfen, und die zum verbotenen Handel von und dahin gebrachten Schiffe der Confiscation verfallen erklärt wurden. Nach einer andern engl. Geheimerathsverordnung durften an Neutrale keine Schiffe von Seiten der Kriegführenden verkauft werden. Nun wurden von Seiten Frankreichs die Decrete von Mailand vom 17. Dec. 1807 und aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 erlassen, wodurch die Schiffe aller Nationen, wenn sie von englischen visitirt worden, an England eine Abgabe gezahlt, oder wenn sie sich zwingen lassen, nach England zu fahren, für denationalisirt und somit als englisches Eigenthum und für gute Prise, eben so wie die erklärt wurden, welche die gegen die britischen Inseln angeordnete Blokade gebrochen hatten. Dann sollte der am 3. Aug. 1810 erlassene und durch das Decret vom 12. Sept. 1810 erweiterte Tarif für Colonialwaaren eben so den englischen Handel vernichten helfen, als das Decret von Fontainebleau vom 18. Oct. 1810, welches die Verbrennung der englischen Waaren verfügte. Umsonst suchte Napoleon dieses unnatürliche und ungerechte System zu verwirklichen. Englands im Anfange scheinbar stockender Handel und Industrie fand bald neue Quellen jenseits des Meeres. Die Härte, mit welcher die mit Frankreich in Verbindung stehenden Staaten zur Befolgung dieses Systems angehalten wurden, gestaltete sich um so drückender, je mehr Napoleon durch Ertheilung von Licenzen mit seinen eigenen Maßregeln in Widerspruch gerieth. Einzelne konnten durch jenes System gewinnen; im Allgemeinen aber konnte die auf ungerechten Zwang gegen andere Nationen gebaute Aufhebung des Weltverkehrs nicht fortdauern, und fand endlich in Rußlands Eisfeldern neben Napoleon's übrigen Plänen ihr Grab.

Contingent heißt eine Truppenabtheilung meist aus allen Waffengattungen zusammengesetzt, die ein Staat nach bestehenden Verträgen zu einem Kriege zu stellen und zu erhalten hat; so z. B. die Truppenstellungen des ehemaligen deutschen Reichs, indem die einzelnen Reichsstände zuerst in der Wormser Matrikel von 1521 und dann in einem Reichsschluß von 1681 die Stellung eines Heeres von 28,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reiter zum Reichskriege bewilligt hatten. Diese Anzahl hieß das Simplum (Einfache), wurde aber in einzelnen Kriegen auf das Doppelte, Dreifache, im französischen Kriege sogar auf das Fünffache erhöht. Die kleineren Reichsstände gaben oft Geld statt Truppen. Auch der Rheinbund von 1806 verpflichtete die ihn bindenden Fürsten zur Stellung eines C. wobei auf 150 Einwohner ein Mann gerechnet wurde. Das C. der deutschen Bundesfürsten verlangt schon von 100 Einwohnern, einen. C. heißt auch beim Montirungswesen mehrerer Armeen was nicht in ganzen Stücken, sondern wegen der längeren Dauer einzeln geliefert wird, z. B. Tschackobleche ꝛc. Auch wird der Antheil an Geld oder Waaren, welche der Compagnon einer Gesellschaft zu liefern hat, C. genannt.

Continuirlich heißt in der Geometrie alles, was stetig oder unmittelbar auf einander folgt, z. B. die Punkte einer geraden oder krummen Linie, deren Theile so genau zusammenhängen, daß der eine immer da anfängt, wo der andere aufhört. (S. **Stetigkeit**).

Conto heißt im Italienischen eine Rechnung, besonders die in den Handelsbüchern eingetragene Rechnung, sowohl des Gläubigers als Schuldners, da die Handelsbücher selbst Contobücher genannt werden. Jemanden ein Conto eröffnen heißt mit ihm in Geschäftsverbindung treten; a conto zahlen, soviel wie als auf Abschlag zahlen; conto a meta heißt ein Geschäft mit einem Andern auf gemeinschaftliche Rechnung. Conto corrente nennt man die laufende gegenseitige Rechnung eines Geschäftsmannes auf den Büchern eines Andern namentlich eines Bankiers, die gewöhnlich bis zum Ende eines Jahres abgeschlossen, dem Andern zur Vergleichung mitgetheilt wird um das Guthaben des einen oder

andern Theils berichtigen oder in die neue Rechnung übertragen zu können. Ein **Conto de Reis** heißt in Portugal, soviel wie 100 Milreis oder 1550 Thlr.

Contorneaten (conturniati, contourniati oder crotoniati) sind altrömische eherne Münzen aus den spätern Zeiten des römischen Reichs, deren erhöhter Rand aus einem andern Metalle besteht, als das Innere der Münzen. Alle diese Münzen sind Medaillons erster Größe, d. h. Guldengröße, und das Innere ist bald von Kupfer, der Rand von Messing, bald von gelbem Erze, wobei der Rand von rothem Kupfer, der wahrscheinlich schon vor der Prägung angelöthet wurde, weil die Inschriften oft auf beiderlei Metall zugleich stehen. Das Gepräge ist äußerst flach im Vergleich zu andern alten Münzen, und steht nicht über den erhabenen Rand hervor, weshalb dieser wohl nur angefügt wurde, um jenes vor dem Abschleifen zu schützen. Der Avers stellt meist das Bild eines römischen Kaisers oder einer ausgezeichneten Person Griechenlands, Roms rc. dar. Der Revers ist sehr mannigfaltig, trägt aber vorzugsweise solche Vorstellungen, die sich auf Jagd, die Rennbahn, den Circus rc. beziehen. Wann sie aufgekommen sind, und wozu sie gedient haben, ist ungewiß. Einige Münzkundige vermuthen, daß sie in den Gymnasien als Prämien ausgetheilt wurden. Aus der Benennung Crotoniati hat man geschlossen, daß sie zu Crotona in Großgriechenland aufgekommen wären; Andere hingegen sind der Meinung, daß dieser Name, so wie auch der Contorneatus vom italienischen Contorno oder dem französischen contour sich auf ihre Gestalt bezieht, und Randmünzen, eingefaßte Münzen bedeutet. Es kommen solcher Münzen von mehreren Kaisern, besonders von Nerva und Trajan vor. Eckhel behauptet, daß die C. in Konstantinopel gefertigt wurden bis zur Zeit Valentinians III., und als Marken oder tesserae zu verschiedenen Zwecken dienten. Sie gehören zu den schönsten und seltensten Münzen des Alterthums.

Contour, s. Umriß.

Contrabaß, s. Baß.

Contrapunct heißt die Kunst, eine oder mehrere Stimmen zu einer Melodie zu setzen. In älteren Zeiten wurden nämlich die Noten blos durch eine Reihe Punkte auf verschiedenen Linien angedeutet, und wollte man einige oder mehrere Stimmen dazu setzen, so mußte man gegen eine solche Reihe noch eine andere, also punctum contra punctum setzen. Daher heißt eigentlich Contrapunkt, die harmonische Zusammensetzung oder die Kunst mehrere Stimmen wohlklingend zu vereinigen. Im engeren Sinne bedeutet C. die Kunst des regelrechten Satzes und zerfällt in den einfachen oder doppelten und vielfachen Contrapunkt. Der einfache oder gemeine C. hat es mit der regelrechten Verbindung mehrerer Stimmen schlechthin zu thun. Werden diese Stimmen aber mit einander verwechselt und ohne Veränderung ihres Ganges und ohne Verletzung der Harmonie höher oder tiefer gesetzt, so daß z. B. der Gang im Basse, welcher vorher blos die Diskantstimme begleitete, nunmehr die Stimme selbst als Melodie bekommt, so wird es der doppelte oder vielfache C. genannt. Da nun die Umkehrung der Stimmen auf verschiedenen Tonstufen stattfinden kann, so hat man eben so viele Gattungen des C.s, als verschiedene Intervallen zu einer solchen Versetzung der Stimmen vorhanden sind, z. B. einen doppelten C. in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder Decima quinta rc. Am frühesten scheint der C. den Wallisern, Schotten und Irländern bekannt gewesen zu sein. Zu den vorzüglichsten Lehrern des C. gehören Kirnberger, Albrechtsberger und in der neusten Zeit Preindl und Swoboda.

Contraremonstranten, s. Gomaristen.

Contrast heißt das Nebeneinanderstellen einander widerstrebender Sinnenvorstellungen, wodurch das Eigenthümliche einer jeden um desto stärker hervortritt. Die Antithese (s. d.), unterscheidet sich von dem C. dadurch, daß sie verschiedenartige Gegenstände als entgegengesetzte entgegenstellt, um sie desto mehr von einander zu halten, während der C. sie als ähnliche vereinigt. Der C. äußert sich in den Gestaltungen, Bewegungen, Tönen, Gesinnungen, Gemüthsbewegungen, Charakteren, Handlungen und Ereignissen, kommt aber besonders in den bildenden Künsten vor, z. B. in der Malerei, in Licht und Schatten,

und in dem Nebeneinanderstellen verschiedener Farben, und äußert hier durch die Wirkung auf die Einbildungskraft eine große Macht. Wenn der Uebergang aus einem Gefühl in das entgegengesetzte plötzlich und unerwartet geschieht, so ist der C. schreiend, und verletzt dann oft alles Gefühl. Ein solcher C. wird in der Kunst meist nur von denen geboten, die in der Ueberraschung den Beifall erzwingen wollen. Im Leben selbst finden wir die Extreme meistentheils durch dazwischenliegende Erscheinungen vermittelt. Uebrigens ist der C. oft die Quelle der Rührung. Auch die komische Kraft der Vorstellung beruht meist auf einer Art von C.

Contratöne nennt man diejenigen Töne, welche unter dem großen C. liegen (s. Tabulatur).

Contravallationslinie, s. Circumvallationslinie.

Contrebande heißen Waaren, die gesetzwidrig in ein Land ein- oder ausgeführt werden. Es giebt Kriegs- und Handelscontrebande. Was als Kriegscontrebande zu verstehen ist, wird durch besondere Staatsverträge bestimmt, die aber keineswegs übereinstimmend sind. Früher war es nur verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen; später wurde es auch neutralen Staaten untersagt, dem Feinde Kriegsvorräthe zu liefern, und in der Folge dehnte man den Begriff auf alle Materialien aus, aus welchen man Kriegsgeräthe fertigen kann. In der neuern Zeit hat der Begriff Kriegscontrebande eine unerhörte Ausdehnung erhalten, indem man dazu alle für das feindliche Land bestimmte oft nicht einmal zum Gebrauch des Heeres oder zur Verproviantirung der Festung dienende Handelsartikel rechnet. Die nähere Bestimmung der Handelscontrebande hängt von dem Handelssystem eines jeden Staats ab. Gewöhnlich verbietet man die Einfuhr Alles dessen, was das Land selbst in Menge erzeugt und die Ausfuhr dessen, was nicht den eigenen Bedarf übersteigt; doch sollte man den Begriff der C. möglichst beschränken.

Contreescarpe ist in der Befestigungskunst die Gegenböschung, (die schräg aufgeführte Seite der Festungsgräben gegen das Feld zu), wogegen die innere der Stadt zugekehrte Seite escarpe heißt.

Contregarde, Contreface, ist in der Befestigungskunst ein Außenwerk in Gestalt einer Flèche, welches, vor einem Ravelin oder vor den Facen einer Bastion angelegt, dazu dient, die Futtermauer der Bastion zu schützen. Ist die C. ohne Geschütz, und nur schmal gebaut, so heißt sie Couvreface.

Contremarsch heißt in der Kriegswissenschaft die Bewegung einer Colonne oder Linie, wodurch die zeitherige Marschrichtung oder Front in die entgegengesetzte, also ein Rechtsabmarsch in einen Linksabmarsch und umgekehrt verwandelt wird, wobei aber das erste Glied der Front auch in der neuen Richtung dasselbe bleiben soll.

Contribution, die durch Waffengewalt von feindlichen Truppen eingetriebene Geldsumme, daher so viel wie Brandschatzung. Die Franzosen hatten hierin im Anfange dieses Jahrhunderts ein besonderes System. Außerdem bezeichnet C. die von der Regierung den Unterthanen während eines Krieges auferlegten, außergewöhnlichen Abgaben, und in einigen Staaten sogar die ständige Grundsteuer, die ursprünglich eine Kriegssteuer war.

Controle ist ein Register oder Tagebuch. In Kanzleien oder Staatsämtern bezeichnet C. ein doppeltes Register der Ausfertigungen, oder die doppelte Rechnung, die Gegenrechnung, welche der 2. Rechnungsführer zu schreiben hat, um Betrug zu verhindern, weshalb derselbe Controleur oder Aufseher der Einnahme und Ausgabe heißt. Seine Rechnung muß mit der des Kassenvorstehers stimmen.

Controverse, von contra, gegen und vertere, wenden oder kehren, ist eine Streitsache, ein Streithandel oder Streitigkeit, besonders über Religionsgegenstände. Im Processe muß der Streitpunct (status controversiae) gehörig bestimmt und hervorgehoben werden, weil nur so die eigentliche Meinung der Parteien und das, worauf es ankommt, genau beleuchtet, das Unerhebliche davon abgesondert, und hiernach entschieden werden kann.

Controverspredigten sind Streitpredigten gegen die Glaubenslehren anderer Secten, um sie zu widerlegen. Solche C. wurden früher von katholischen Geistlichen öfters gehalten, um das Volk vor Ketzereien zu bewahren; oft von zwei sich widersprechenden Predigern auf zwei Kanzeln.

Contumaz bedeutet in der juristischen Sprache so viel als die Vernachlässigung dessen, was Jemand innerhalb einer bestimmten Zeit der gerichtlichen Behörde thun soll, z. B. gehört hierher das Nichterscheinen in einem Termine. Damit aber der Gegner im Processe aus einem solchen Versäumnisse Vortheil ziehe, ist von seiner Seite die Ungehorsamsbeschuldigung (accusatio contumaciae) nothwendig, worauf die richterliche Entscheidung den Säumigen des versäumten Rechts für verlustig erklärt. Bei gesetzlich vorgeschriebenen Fristen (Fatalien) bedarf es keiner Ungehorsamsbeschuldigung. In Criminalfällen wird in einigen Staaten bei Abwesenheit der Vorgeladenen in contumaciam wider denselben erkannt; doch ist bei seinem nachmaligen Erscheinen eine neue Untersuchung nothwendig.

Contumaz, s. Quarantaine.

Convenienz, von convenire, übereinkommen, angemessen sein, ist im Allgemeinen Angemessenheit zu gewissen Handlungsweisen oder Absichten; daher 1) Zuträglichkeit; 2) Schicklichkeit im äußern Benehmen, nach welcher sich ein jeder Stand zu richten hat, wenn er der Meinung und dem Urtheile der Menschen nicht zuwider handeln will. Daß hier auch besondere Rücksicht auf Umstände, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche genommen werden muß, versteht sich von selbst. Die C. richtet sich also ganz nach der Mode, welche von Einem oder Mehreren eingeführt, nachgeahmt und bald, gleichsam durch allgemeine Uebereinkunft angenommen, und als allgemein schicklich anerkannt ist. Sie wird daher auch wie die Mode von einem neuern oder bessern Zeitgeschmacke verdrängt. 3) bedeutet C. im Handel den pecuniären Nutzen, welchen man von einer Unternehmung zu hoffen hat, wonach man sich also entschließt, dieses Unternehmen zu beginnen oder nicht.

Convent, Versammlung, Zusammenkunft. Nationalconvent, Versammlung der Abgeordneten der französischen Nation. Im Kirchenwesen die Zusammenkunft der Mönche oder Nonnen im Kloster, daher auch das Kloster selbst, oder der Ort, wo sie sich versammeln, C. heißt.

Conventikel, verbotene, geheime Zusammenkünfte von Separatisten, religiösen Schwärmern, Mystikern, Pietisten oder sogenannten Stillen im Lande.

Conventionalstrafe heißt der Nachtheil (Entrichtung einer Geldsumme, Verlust eines Vortheils), den ein Verpflichteter für den Fall zu tragen verspricht, wenn er seine Verbindlichkeit gar nicht, oder nicht zu gehöriger Zeit erfüllt. Daß sie keine eigentliche Strafe ist, leuchtet von selbst ein. Auch befreit ihre Entrichtung keineswegs von der Verbindlichkeit selbst, wenn solches nicht ausdrücklich vertragen worden.

Conventionsgeld, s. Münzfuß.

Conventualen, diejenigen Mönche, welche Sitz und Stimme im Convente haben. Außerdem heißen so die Congregationen einiger Mönchsorden, welche, wie z. B. die Minoriten, eine mildere Regel beobachten.

Convergent und **divergent**. Zwei in derselben Ebene gelegene gerade Linien, welche bei gehöriger Verlängerung einander immer näher rücken, und sich endlich treffen, werden in Rücksicht darauf convergirend oder convergent genannt. Betrachtet man dieselben geraden Linien in ihren Verlängerungen auf der entgegengesetzten Seite, so zeigt sich, daß sie hier sich immer weiter von einander entfernen, und in Bezug darauf werden sie divergirend oder divergent genannt, so daß also Convergenz und Divergenz immer zu gleicher Zeit bei zwei geraden Linien Statt findet, und Alles darauf ankommt, nach welcher Richtung hin sie betrachtet werden.

Conversation ist die gesellige Unterhaltung in feinen und gebildeten Gesellschaften, welche zusammenkommen, um den im Menschen liegenden Trieb zu befriedigen, sich gegenseitig mitzutheilen, eine angenehme Unterhaltung zu genießen, sich die Zeit zu vertrei-

ben, oder auch ihre geistige Bildung zu erweitern. Der in geselligen Cirkeln herrschende Ton, der sogenannte Ton des Anstandes, der gesellschaftliche, gute Ton, heißt der Conversationston, und besteht darin, daß ein jedes Mitglied einer Gesellschaft dazu beitrage, auf eine feine, anständige und wo möglich geistvolle Weise die Unterredung zu beleben. Da nun die Unterhaltung gesellig sein soll, d. h. da alle Mitglieder der Gesellschaft an der Unterhaltung Theil nehmen sollen, so darf Niemand sein Ich beständig zum Gegenstande der Unterhaltung machen, oder seine Ansichten mit rechthaberischer Anmaßung geltend machen wollen, weil dadurch der Hauptzweck der geselligen Unterhaltung verletzt wird. Rousseau sagt über den feinen Conversationston: „Der gute Ton ist weder schwerfällig noch flatterhaft; er ist fließend und natürlich, verständig ohne pedantisch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünstelt, artig ohne abgeschmackt, scherzhaft ohne zweideutig zu sein. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man spricht vernünftig, ohne schulgerechte Schlüsse zu machen; man scherzt ohne Wortspiele, und verbindet auf eine geschickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, sinnreiche Satyren, gut angebrachte Schmeicheleien und strenge Moral; man spricht da von Allem, damit Jeder etwas sagen könne, vertieft sich aber nicht in Untersuchungen, um nicht Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehn Fragen auf, und handelt sie schnell ab; Jeder sagt seine Meinung, und unterstützt sie mit wenigen Worten, Keiner bestreitet die Ansichten eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt seine Behauptungen mit Hartnäckigkeit; man untersucht, um sich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält sich, Alle gehen vergnügt aus einander, und selbst der Weise kann würdigen Stoff zu stillen Betrachtungen mit sich nehmen." Die Hauptsache bei der C. ist das Gemeine zu vermeiden, oder wenigstens gut einzukleiden; doch erfordert es schon einen hohen Grad von Bildung und Geist, immer etwas Gutes und Feines zu sagen, und zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen zu wissen. Im Alterthum war Athen, der Sitz der Künste und Wissenschaften, der Ort, wo die Grazien der Geselligkeit sich vereinigt hatten, in der neuern Zeit war Paris besonders die Schule des feinen Tones. Die Franzosen werden stets die Vorbilder der guten C. bleiben, doch rühmt man vorzugsweise die Zeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sich um eine L'Espinasse, Dudeffand, Geoffroi und andere, mit Geist und Anmuth geschmückten Frauen die feinsten und gebildetsten Cirkel versammelten, als die Blüthezeit des Gesellschaftstons in Frankreich. Die Deutschen legen oft zu viel Gewicht auf die bloße Ehrlichkeit, und vergessen ganz, daß die Ehrlichkeit, die sich doch wohl ganz von selbst versteht, nicht mit Plumpheit und Ungeschliffenheit verbunden zu sein braucht. Vergl. Delille's Gedicht: „La conversation" (Par. 1812), Mad. de Vaunoz „Conseils à une femme sur les moyens de plaire dans la conversation" und Chazel's „L'art de causer" (Par. 1812).

Conversationsstücke nennt man solche Dramen, die von ruhiger Haltung, feiner Charakterentwickelung sind, sich nur in der höhern Sphäre des bürgerlichen Lebens bewegen, und im Allgemeinen in der Sprache den gewählten Ton der höhern Gesellschaft festhalten. Sie stellen häufig gesellige Conflicte dar, vermeiden aber ernste Situationen und werden meist lustspielartig, indem sie die Katastrophe zu einer gefälligen Lösung bringen. Der Name wie ihr innerer Organismus sind Erzeugnisse der Neuzeit. Eine eigentliche poetische Erhebung des Gemüths bleibt ihnen fremd, weshalb auch der Vers ihrem ganzen Wesen nicht entsprechen würde, und wenn man auch gestehen muß, daß sie den Geschmack des Publikums für das heroische und historische Drama schwächen, so kann man ihnen doch das Verdienst nicht absprechen, daß sie dem immer mehr einreißenden Sinn der Menge für das Possenhafte, Rohe und Gemeine ein Gegengewicht bieten. Auch dem größten Theile der Schauspieler und Schauspielerinnen sagen diese Stücke am meisten zu, und die Darstellung findet bei ihnen häufig ein abgerundeteres, genügenderes Ensemble, als die Darstellung von Dramen höherer Gattung. Besonders glücklich bearbeitet sind die C. von der Prinzessin Amalie (s. d.) von Sachsen, Bauernfeld (s. d.), Töpfer (s. d.) u. A.

Convertiten heißen die zur römisch-katholischen Kirche übergetretenen Protestanten oder Israeliten. Conversio heißt ursprünglich nach Cassiodorus und Beda eine Bekehrung des Menschen, und Conversi bezeichnete seit dem 6. Jahrhunderte die sich dem Mönchsstande Widmenden, später aber Laienbrüder oder Conversbrüder eines Klosters. Jetzt bezeichnet C. im Allgemeinen diejenigen Personen, welche aus einer Religionspartei ausscheiden und zu einer andern übergehen. So wie jeder Staat die Gewissensfreiheit und die Selbstständigkeit der religiösen Glaubensansichten eines jeden Bürgers achten muß, eben so darf er Niemanden hindern, zu irgend einer Religionspartei überzutreten. Jetzt ist das Recht, eine Confession zu verlassen und zu einer andern überzutreten, von fast allen Staaten Deutschlands anerkannt. Friedrich der Große von Preußen erkannte dieses Recht zuerst an. Das preuß. Landrecht bestimmt als Termin des Uebertritts das zurückgelegte 14. Jahr; das bayersche Recht die erlangte Volljährigkeit; das königl. sächs. Mandat vom 20. Febr. 1827 das erfüllte 21. Jahr. Die Geschichte der Religionsübertritte giebt die Namen vieler theils durch Rang und Würde, theils durch Geist und Talent hervorragenden Männer und Frauen viele Gelehrte, Künstler, Staatsmänner und gegen 77 deutsche regierende Herren und ehemalige Reichsfürsten und Reichsgrafen, die zur katholischen Kirche zurückkehrten. Merkwürdig ist dabei die Erscheinung, daß die meisten Häuser derselben, bis auf wenige, bald erloschen sind. Auch zur evangelischen Kirche sind viele aus der katholischen übergetreten, namentlich in der neueren Zeit, wo häufig ganze katholische Gemeinden den evangelischen Glauben annahmen.

Convex, s. Concav.

Convict heißt auf einigen Universitäten derjenige Ort, wo diejenigen Studenten mit einander speisen, welche den sogenannten Freitisch genießen. Daher heißt dieser Letztere selbst das C. Die Freitische sind theils von den Fürsten, den Gründern der Universitäten, theils von wohlthätigen Privatleuten gestiftet.

Convoy heißt im Allgemeinen Begleitung zur Ehre oder Beschirmung. In der Militärsprache ist C. eine Anzahl Fuhrwerke, welche unter Bedeckung Lebensmittel oder andere Kriegsbedürfnisse einer Heeresabtheilung oder einer belagerten Stadt zuführen sollen. Bei großen Convoy's besteht die Bedeckung zuweilen aus ganzen Brigaden oder Divisionen von allen Waffengattungen und ein C. mit Umsicht zu führen gehört zu den schwierigsten taktischen Aufgaben. Berühmt ist der große Transport, den Friedrich II. unter der Bedeckung des Generals Ziethen 1758 zur Belagerung von Ollmütz führen ließ, den aber die Oesterreicher angriffen und zersprengten. — Beim Seewesen nennt man C. ein oder mehrere Kriegsschiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten, um sie gegen feindliche Angriffe und Seeräuber zu schützen. Nach englischen Gesetzen sind die Kauffahrer verpflichtet, sich den von den Regierungen gestellten C.'s anzuschließen und ihren Signalen Folge zu leisten. Unterläßt es der Capitain eines Handelsfahrzeugs, so wird er nicht allein selbst gestraft, sondern die Eigenthümer von Schiff und Ladung verlieren auch ihre Ansprüche auf die Versicherer; nur Seestürme und andere unvermeidliche Hindernisse können dem Capitain zur Entschuldigung dienen.

Convulsionen, s. Krampf.

Convulsionnairs ist der Name einer Art von Schwärmer, die sich aus den Jansenisten bildeten, als im J. 1730 die sogenannten Appellanten immer heftiger verfolgt wurden. Sie sammelten sich gewöhnlich auf den Kirchhof des heiligen Medardus in einer Vorstadt von Paris und zwar auf dem Grabe des heiligen Abtes François de Paris, eines an seinen übertriebenen Büßungen im J. 1727 gestorbenen und heilig gehaltenen Jansenisten. Zu seinem Grabe wallfahrtete das Volk, hier wurden schwärmerische Gebete, Reden und Prophezeiungen gehalten, hier geschahen sogar Wunder, die selbst der Parlamentsrath de Montgeron für wahr anerkannte. Die Begeisterung, welche die Betenden auf diesem Grabe ergriff, stieg immer höher und artete bei Einigen sogar in Convulsionen aus. Man unterschied Securisten die durch Fußtritte, Schläge und Stiche ihre Zuckungen befördern ließen, Naturalisten und Figuristen, welche theils die Ohnmacht der unbegnadigten Naturmenschen, theils die Reinheit

der Lehre Christi, durch unzüchtige Entblößungen darstellten, ferner Discernanten, welche bei diesen Convulsionen zwischen einer Einwirkung Gottes und des Teufels unterschieden und Melangisten, welche sie blos dem Teufel zuschrieben jedoch für gemischt hielten, d. h., daß sie theils thätig, theils nur leidend sei. Im J. 1732 wurde der Kirchhof auf Befehl des Königs zugemauert und mit einer Wache besetzt; doch dadurch wurde das Unwesen noch nicht ganz gehoben, indem die C. Erde vom Grabe ihres Heiligen holten und sie mit sich herum trugen. Die Androhungen, sie mit Gefängniß zu belegen, welche die Regierung im J. 1733 erließ, vermehrte nur die Anzahl dieser Partei, so daß sogar einige Mitglieder der Sorbonne ein Gutachten abgaben, was man von den C. und der durch sie bewirkten wunderbaren Heilung zu halten habe. Später hörten diese Umtriebe auf da eine solche Ueberspannung der Sache des Jansenismus in der öffentlichen Meinung sehr schadete. — Auch bei anderen mystischen Secten haben sich dergleichen C. gezeigt, so bei der Secte der Tänzer (s. d.) im 14. Jahrh., der Quäker (s. d.), Methodisten (s. d.) ꝛc. Noch in der neueren Zeit, in den Jahren 1818 — 1820, fanden dergleichen Erscheinungen unter den Mystikern im Kanton Schafhausen statt, wo im Orte Beggingen sämmtliche Bewohner bis zu Kindern von 6 Jahren herab häufig in Zuckungen verfielen, Visionen hatten, in Prophezeiungen ausbrachen ꝛc. Die Erscheinungen zeigten sich in Schleitheim und Schaafhausen selbst, so daß Mancher die Sache für eine epidemische Krankheit hielt.

Conz, Karl Philipp, ein bekannter deutscher Dichter und Humanist geb. zu Lorch in Würtemberg am 28. Octbr. 1762 bildete sich im theologischen Stift und der Universität zu Tübingen zum Theologen und wurde hier 1789 Repetent an dem genannten Stift, 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diaconus zu Vayhingen, und 1798 zu Ludwigsburg. Im J. 1804 ward er Professor der classischen Literatur an der Universität zu Tübingen, womit er seit 1812 die Professur der Beredtsamkeit verband. Er starb daselbst am 20. Juni 1827. Als Uebersetzer der Tragödien des Aschylus und der Komödien des Aristophanes hat er vielen Geschmack und ein tiefes Verständniß seiner Originale gezeigt. Eben so glücklich war er in seinen kleinen „Anakreontischen Gedichten;“ und seine „Morgenländische Apologien“ (Heilbronn 1803) sind sehr sinnreich. Auch schrieb er eigene Dichtungen, z. B. „Gedichte, erste Sammlung“ (neue Ausg., 2 Bde., Tübingen 1818—1819) und „Gedichte, neueste Sammlung“ (Ulm 1824), sowie ein Drama „Konradin von Schwaben“ (Ansbach 1783), von denen wenig Gutes zu sagen ist. Zu seinen übrigen Schriften gehören „Analekten oder Blumen aus den Gemälden von Griechenland“ (Leipz. 1793) „Biblische Gemälde und Gedichte“ (Frankf. 1818), „Schicksale der Seelenwanderungs-Hypothese“ (Königsb. 1791), „Abhandlungen für die Geschichte und das Eigenthümliche der späteren stoischen Philosophie“ (Tüb. 1794), „Kleine prosaische Schriften vermischten Inhalts“ (Ludwigsb. 1802) und „Nicodemus Frischlin, der unglückliche würtembergische Gelehrte und Dichter“ (Frankf. 1792).

Cook, James, erblickte das Licht der Welt im J. 1728. Sein Vater war ein unbemittelter Landmann der englischen Provinz Yorkshire, der ihn im 13. Jahre bei einem Kohlenschiffer auf siebenjährige Lehre verdung. Mit diesem machte er zuvörderst mehrere Seefahrten von Newcastle nach London und verwaltete sogar einmal das Amt eines Schiffskochs. Später besuchte C. die Ostsee, Petersburg, Norwegen, Wiburg. Was er sich als Gehilfe des Steuermannes ersparen konnte, verwandte er redlich zu seiner Ausbildung in der Mathematik und Schifffahrtskunde. Antheil an der Eroberung von Louisburg und Cap Breton nahm er als Gehilfe des Meisters. Auch bei der Expedition gegen Quebeck befand er sich unter Adam Saunders als Schiffsmeister. Dann erhielt er den Auftrag, die Küsten von Newfoundland aufzunehmen, dessen er sich in den Jahren 1764 — 1767 auf eine ausgezeichnete Weise entledigte. Durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd verlor er seinen Daumen und einige Finger seiner rechten Hand, worauf er 4 Pf. Sterl. jährliche Vergütung erhielt. Lord Hawke war es, der die Veranlassung zu C's größtem Ruhme als Weltumsegler legte, als er denselben 1769 zum Lieutenant ernannte, und ihm den Befehl über das Schiff übertrug, welches den Durchgang der Venus auf den Südseeinseln beobach-

teen sollte. Bekanntlich wurde C. von mehreren Gelehrten, unter andern von D. Solander und Joseph Banks, auf dieser Reise begleitet, die ihren angedeuteten Zweck vollkommen erfüllte, die geographische Lage Otahaiti's genauer bestimmte und außer andern Entdeckungen die der Meerengen zwischen Neuseelands beiden Inseln und zwischen Neuholland und Neuguinea herbeiführte. Nach seiner Rückkehr nach England wurde C. commandirender Schiffsmeister und Oberbefehlshaber der im J. 1772 von der britischen Regierung ausgerüsteten 2 Schiffe, der Resolution, und der Aventure (speciell von Tobias Furneaux befehligt), welche das Südmeer genauer untersuchen sollten. Die beiden Forster begleiteten damals C. Nach einer fast dreijährigen Reise, während welcher nur ein Mann starb, C. selbst aber dem Tode nahe gewesen war, und auf welcher das Weltmeer ob dem südlichen Eisgebirge mit großer Gefahr befahren wurde, kehrte man nach England zurück, wo C. Flottencapitain wurde und am Greenwicher Hospital eine Stelle erhielt. Hierauf erhielt C. den Auftrag, aus der Südsee in das atlantische Meer eine nördliche Durchfahrt zu suchen, in welcher Beziehung vom Parlamente 20,000 Pf. Sterl. Belohnung ausgesetzt worden waren. Er ging 1776 im Juli mit der Resolution und Discovery (vom Capitain Clarke besonders befehligt) unter Segel, und nachdem er die früher besuchten Inseln des Südmeeres wieder gesehen, fand er, nordwärts steuernd, die Meerenge zwischen Asien und Amerika. Das Eis hinderte ihn am weiteren Vordringen. Auf einem Abstecher entdeckte er die Sandwichsinseln (s. d.), wurde auch anfangs auf Owaihi freundlich aufgenommen; später aber, da ihn die Beschädigung seines Schiffes zur Rückkehr genöthigt, von den Einwohnern bestohlen und von einem beleidigt, weshalb der jähzornige Mann Feuer auf ihn gab. (Nach Andern soll er ein verfallenes Heiligthum, ohne daß er es kannte, haben niederreißen lassen, um Feuerholz zu gewinnen.) Darob entstand ein Aufstand, in welchem C. am 14. Febr. 1779 mit vier seiner Leute erschlagen ward. C. besaß alle Eigenschaften eines großen Entdeckers, dessen Arbeiten und Reisen die Stern-, Pflanzen- und Völkerkunde u. s. w. unendlich viel verdankt. Doch verachtete er die gelehrten Kenntnisse, und Habsucht und Ungeselligkeit nahm ihn ein.

Cooksarchipel, auch Mandschiainseln genannt, ist eine zahlreiche Inselgruppe, welche zu Australien gehört und in der Nähe der Tonga-, Schiffer- und Gesellschaftsinseln zwischen dem 18° und 22° südl. Br. liegen und von Cook (s. d.) 1777 entdeckt wurden. Die meisten Inseln dieser Gruppe sind niedrig, durch Riffe schwer zugänglich und wasserarm, weshalb die Milch der Cocusnüsse das mangelnde Trinkwasser ersetzen muß; doch gedeihen Brotfruchtbäume, Yangs und Pisangs auf manchen Inseln in großer Fülle; auch finden sich viele Hunde, Schweine, Insecten rc. Sämmtliche Inseln haben einen Flächeninhalt von 50 □M. und gegen 50,000 E. Sie werden von Malaien bewohnt, die zum Theil durch europäische Missionäre zum Christenthum bekehrt sind und Ackerbau und Gewerke mit Erfolg treiben. Die größten Inseln sind Manaia und Watin, beide ziemlich stark bevölkert und gut angebaut, ferner Mahowara, die Gruppe der Herveyinseln, Okakudaia, Whitutaki, Raratonga, Mittimo, Palmerston, Hagemeister, Waterland und Suwarow.

Cooper, Sir Astley, Leibarzt der Königin Victoria von Großbritannien, ist zu Gadesborough in der Grafschaft Hartford am 23. Aug. 1768 geboren und studirte auf englischen Universitäten und zu Göttingen, wurde zuerst Wundarzt am Guy-Hospital und darauf am St. Thomas-Hospital und von Georg IV. zum Leibchirurgen ernannt. Er erhielt 1821 die Baronetswürde, ward Leibarzt des Königs, 1833 Ritter der Ehrenlegion und 1837, in welchem Jahre er sein 50jähriges Amtsjubiläum in London feierte, als Leibarzt der Königin Viktoria mit dem Großkreuze des hanoverschen Guelfenordens geschmückt. Göttingen übersandte ihm das Ehrendiplom eines Doktors der Medizin und Edinburg das eines Doktors der Rechtswissenschaften. Er starb am 12. Febr. 1841. Von seinen Schriften haben bleibenden Werth; „Anatomische Beschreibung und chirurgische Behandlung der Unterleibsbrüche" (deutsch von Froriep, Weimar 1833), die „Surgery" (4 Bde, London 1824—29), „Darstellungen der Krankheiten der Brust" (deutsch von Froriep, 2 Bde, Weimar 1836) und „The principles and practice of surgery," (herausgegeben von Alex.

Lee, London 1836 ff.; deutsch von Schütte, Leipzig 1836 ff., französisch von Richelot und ein Nachdruck aus der brüsseler Nachdruckfabrik, 1837 ff.).

Cooper, James Fenimore, ein berühmter amerikanischer Romandichter, geboren 1789 zu Burlington am Delaware, wurde im Yale college zu Newhaven erzogen und trat in seinem 16. Jahre in die Marine. Bald aber nahm er wieder seinen Abschied, verheirathete sich und widmete sich der Schriftstellerei. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen besuchte er England und Frankreich und war von 1826 bis 1829 Consul der Vereinigten Staaten in Lyon. Hierauf besuchte er Deutschland, hielt sich im Winter 1830 in Dresden auf, durchreiste die Schweiz und Italien und kehrte 1831 nach Amerika zurück. Als Schriftsteller erwarb er sich sehr schnell einen bedeutenden Namen und seine Verehrer nannten ihn den amerikanischen Walter Scott, obgleich er dem schottischen Dichter an Schöpfungskraft, Geist und Phantasie weit nachsteht. Sein erster Roman „Precaution" wurde in Europa wenig bekannt; desto größeren Beifall erwarben sich die folgenden durch die Eigenthümlichkeit des Stoffes, indem sein zweiter „The spy" (2 Bde., New-York 1821) die Zeit des amerikanischen Revolutionskrieges schildert. „The pioneers or the sources of the Susquehana" (1822) gibt ein lebendiges Bild von der Entstehung neuer Staaten und auch die folgenden, „The pilot" (1823), „Lionel Lincoln" (1824), „The last of the Mohicans" (1826), „The prairie" (1827) schildern theils die Zeiten der ersten europäischen Ansiedelungen, die Kämpfe mit den Indianern, theils die Revolutionskriege. Der letztgenannte Roman ist unstreitig der gelungenste. Weniger Beifall fanden seine folgenden: „The wept of Wish-John-Wish", „The Red Robber" und „The water witch or the skimmer of the seas", „The Heidenmauer", „The two admirals" etc. Der größte Vorzug seiner Romane besteht in den glücklichen Schilderungen, in der Einfachheit und der Verknüpfung der natürlichen Wirklichkeit mit der Dichtung, in der warmen Liebe zu seinem Vaterlande; höhere poetische Weihe und jene markige Kraft, welche Scott seinen Charakteren und der Geschichte zu geben weiß, darf man bei ihm nicht suchen. Seine Romane wurden vielfach in's Französische und Deutsche übersetzt. Eine deutsche Uebersetzung seiner „Sämmtlichen Werke" erscheint in Frankfurt (Bd. 1 bis 228, 1834 — 1846). Als politischer Schriftsteller ist er unbedeutend.

Coordinaten heißen in der analytischen Geometrie 2 oder 3 zusammengehörende Größen, welche die Lage eines Punctes bestimmen. Die beiden sich schneidenden geraden Linien, welche in der Regel senkrecht auf einander stehen, heißen die Coordinatenachsen; der diesen beiden gemeinschaftliche Punct wird der Coordinatenanhang und der Winkel der Achsen im oberen Felde rechts, der Coordinatenwinkel genannt. Einzeln nennt man die auf der einen Achse liegenden C. die Abscissen und die Achse selbst die Abscissenachse; die auf der andern Achse liegenden die Ordinaten und die Achse selbst die Ordinatenachse. Alle Abscissen und Ordinaten wodurch eine ganze Reihe von Puncten bestimmt wird, heißen zusammen ein Coordinatensystem. Eine andere Art, die Lage eines Punctes in Raume zu bestimmen ist durch eine Linie und zwei Winkel, wobei eine Ebene, in derselben eine gerade Linie und in dieser ein Punct als bekannt angesehen werden.

Copal, ist ein Harz, welches früher mit dem Bernsteine verwechselt wurde. Er kommt aus Amerika und China und fließt aus Rhus Copallinum und Elaeocarpus Copaliferus. Der Copal ist wasserhell oder nur sehr wenig gefärbt, durchsichtig, hart, spröde, von muscheligem Bruche und geschmacklos; er löst sich in Alkohol, Terpentinöl und fettem Oele nach dem Schmelzen auf, welche Auflösungen zweckmäßig verfertigt die schönsten Lackfirnisse bilden.

Copula, eigentlich das Band, heißt in der Grammatik der Theil eines Satzes, welcher das Subject mit dem Prädicat verbindet. Entweder wird sie ausdrücklich bezeichnet durch das Zeitwort sein, z. B. Cajus ist weise oder sie fällt mit dem Ausdruck des Prädicats zusammen, z. B. der Baum blüht, d. i. ist ein Blühender.

Copuliren, verbinden (Kirchenspr.), zwei Personen trauen, vermählen, zur Ehe

einsegnen. In der Gärtnersprache bezeichnet es einen wilden Baum mit einem edlen Reiße genau zusammenfügen. Man veredelt so junge Bäume, indem man das edlere Reiß und den wilden Zweig, nach einem gleich schrägen Schnitte auf einander paßt und mit Baumwachse fest verbindet, so daß auch beide Rinden in Berührung kommen und das edle Reiß so die Krone des jungen Baumes bildet. — Copulation ist die Vermählung, Verbindung sowohl in der Gärtnersprache, als auch im kirchlichen Sinne.

Coquetterie, franz. (von conquête, Eroberung). Dies Wort kam zuerst zu den Zeiten der Katharina von Medici in die franz. Sprache (vgl. Scudéri, Histoire de la coquetterie), und bedeutet die den weiblichen Charakter entstellende Sucht, den Männern zu gefallen.

Corbière, Jacques Joseph Guillaume Pierre, Graf von, geboren zu Amanlis bei Rennes um das Jahr 1766, sollte erst Priester werden, hatte aber eine große Lust, Rechtsgelehrter zu werden, hörte deshalb die Vorlesungen von Duparc, Poullain, Lanjuinais und Touiller, verfocht seine Thesen und wurde dann Advocat in seiner Vaterstadt. Durch die Vermählung mit der Witwe Lechapelier's, Präsidenten der constituirenden Versammlung, erhielt er Ruf und ein bedeutendes Vermögen sowie das Präsidium des Generalconseils in seinem Departement. 1815 wurde er zum Abgeordneten vom Departement Ille et Villaine ernannt; anfangs schloß er sich in der Kammer an Villèle an, als ihm aber das Ministerium die Stelle eines Generalprocurators am königl. Gerichtshofe zu Rennes verweigerte, wurde er ein sehr heftiges Mitglied der Opposition, trug auf Sparsamkeit im Staatshaushalte an, und war sehr für die Preßfreiheit. Um die Gunst des Hofes nicht zu verlieren, sprach er aber auch für die Ausschließung des freisinnigen Grégoire aus der Kammer, nannte diesen einen Repräsentanten des Verbrechens, verlangte, daß die individuelle Freiheit aufgehoben würde und endlich sogar, als das Ministerium sich der Presse geneigt zeigte, die Wiedereinführung der Censur. Der Hof machte ihn deshalb zu einem Mitgliede des Ministeriums Villèle. Als Minister des Unterrichts entzog er allen freisinnigen Lehrern ihre Stellen, ließ als Minister des Innern den Schriftsteller Magallon an der Seite eines Galeerensclaven nach dem Gefängnisse von Poissy schleppen, trat mit Villèle zugleich aus dem Ministerium wurde 1828 im Januar Pair, verlor aber diese Würde in Folge der Julirevolution.

Corday d'Armans, Marie Anne Charlotte, wurde 1768 zu St. Saturnin, bei Seez in der Normandie (Dep. de l'Orne), geboren. Frühzeitig bildete sie ihren Geist durch das Lesen des Plutarch und anderer Geschichten der Vorzeit. Liebe zur Freiheit und Haß gegen die Unterdrücker derselben beseelte ihr ganzes Wesen. Nach dem 31. Mai 1793 kamen mehrere der geächteten Deputirten, Barbaroux, Gaudet, Louvet, Lanjuinais u. a., in das Depart. der Calvados, wo sie Beistand für die Sache der Freiheit zu finden hofften. Mit großem Enthusiasmus hing Charlotte diesen Geächteten an. Unerwiesen ist es aber, daß der beredte und schöne Barbaroux ihr Liebe eingeflößt habe, eben so wie es durch nichts beglaubigt ist, daß Hr. de Belsume, ein während der Revolution ermordeter Officier, der frühere Geliebte Charlottens gewesen sei; vielmehr befand sich dieselbe zu jener Zeit in dem Kloster, wo sie erzogen wurde. Gerührt von Frankreichs Unglück wollte die C. zugleich das Vaterland und die geopferten Patrioten rächen. Man erzählt, daß sie anfangs geschwankt, ob Robespierre oder Marat von ihrer Hand fallen solle, als sie zufällig ein Blatt von Marats Volksfreunde las, worin dieses Ungeheuer seinen Lieblingsgedanken, „daß es nöthig sei, noch 200,000 Köpfe fallen zu lassen," wiederholte. Dies bestimmte ihren Entschluß. Am 12. Juli 1793 kam sie in Paris an. Mit tiefem Unwillen wohnte sie den Verhandlungen des Convents bei; doch gelang es ihr nicht, sogleich Marat zu sehen, der damals krank war. Zweimal schrieb sie vergebens an ihn, um Zutritt zu erhalten. Dem dritten Briefe folgte sie alsbald selbst. Marat befand sich im Bade, als ihm das Billet übergeben wurde, empfing sogleich das Mädchen, und unternahm es, ungeachtet der Bitten einer Frau, welche die C. zwei Mal abgewiesen hatte, sie ohne Zeugen zu sprechen. Charlotte hielt ein Mémoire in der Hand; er beeilte sich, sie um die Namen der Verschwörer zu befragen, welche die Stadt Caen zu ihrem Asyle erkoren hatten. Sie

nannte dieselben, welche er mit einer wilden Freude auf eine Liste verzeichnete, worauf er sprach: „Sie werden bald ihre Strafe erhalten; ich werde sie sämmtlich zu Paris guillotiniren lassen.“ Kaum hatte er diese Worte geendigt, so stieß ihm Charlotte ein Messer in die Brust. Das Ungeheuer starb mit dem Ausrufe: „Mir das!“ Ruhig, wie eine höhere Erscheinung, blieb die Jungfrau unter dem sie alsbald umgebenden Tumulte stehen. Man brachte sie in die Abtei und von da in die Conciergerie. Da schrieb sie zwei Briefe, einen an Barbaroux, den andern an ihren Vater, beide zeichneten sich durch eine rührende und edle Einfachheit aus. Ihren Vater bat sie um Verzeihung, ohne seine Einwilligung über ihr Leben disponirt zu haben; sie schloß mit den Worten Corneille's: „Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud.“ — Am Morgen des 17. Juli erschien sie vor dem Revolutionstribunale. Voll Würde und edlen Muthes ertheilte sie ihre Antworten. Der berühmte Advocat Chauveau-Lagarde war ihr Vertheidiger, der mit meisterhafter Beredtsamkeit aus den unumwundenen Geständnissen Charlottens ihren Hang zur politischen Schwärmerei darzuthun suchte. Ihm gab die C. den Auftrag, ihre im Gefängnisse gemachten Schulden zu bezahlen, da ihr Vermögen confiscirt worden sei. Mitten durch das sie verwünschende Volk ging sie mit ruhiger Miene zum Schafotte, und diese Ruhe verläugnete sie nur einen Augenblick, als der Henker der tadellosen Jungfrau das Halstuch wegriß. Im 25. Jahre ihres Alters fiel ihr Haupt unter dem Streiche der Guillotine.

Cordeliers, d. h. Strickträger, hießen in Frankreich die regulirten Franziskaner (s. d.). In der ersten Zeit der französischen Revolution erhielten die Mitglieder eines politischen Clubs, der in einer Kapelle des Klosters der Cordeliers in Paris sich versammelte, diesen Namen. Er constituirte sich schon 1790 nach dem Vorbild der Gesellschaft der Constitutionsfreunde, aus der sich später der Club der Jacobiner entwickelte, und hatte einen großen Einfluß auf die Entwickelung der Revolution in Paris. Anfangs zählte er nur eine geringe Anzahl Mitglieder, bald aber dehnte er sich über die ganze Hauptstadt aus, hatte in den verschiedenen Districten Bureaus und Zweigversammlungen und war der vorzüglichste Sitz politischer Leidenschaften und Intriguen. Man behauptete sogar, daß Agenten fremder Höfe sich an ihn betheiligt hätten, um die Revolution nach ihren Ansichten zu leiten und den Thron zu ihren Gunsten zu stürzen. Die verschiedensten Richtungen, Interessen und Persönlichkeiten machten sich in ihr geltend, was schon aus den Namen der Männer hervorgeht, welche nach einander an der Spitze des Clubs standen, z. B. Danton, Fabre d'Eglantine, Hébert, Camille Desmoulins, Marat u. A. Fortdauernd standen die C. mit den Jacobinern im heftigsten Kampfe, weil jeder der beiden Clubs seine Parteirücksichten und Zwecke vor Allem durchführen wollte, und alle Volksbewegungen und Ausschweifungen, die den Gang der Ereignisse und die Nationalversammlung beherrschten, gingen aus diesen beiden Feldlagern der Opposition hervor. Namentlich leitete der Club der C. jene furchtbaren Versammlungen der Pariser Gemeinde, die fast stets zu blutigen Gewaltthaten und Umwälzungen führten. Camille Desmoulins gab zur Zeit der höchsten Blüthe des Clubs das Volksblatt „Le vieux cordelier“ heraus, in welchem er später seine gemäßigteren Grundsätze gegen die revolutionären Ultras geltend machte. Nach dem Sturze Danton's verfiel der Club und war schon gänzlich bedeutungslos, als er in der letzten Zeit des Convents geschlossen wurde.

Cordilleras ist der Beiname verschiedener Gebirge in Amerika, z. B. Cordillere Grande, Cordillere Geral in Brasilien; vorzugsweise bezeichnet man die große Gebirgskette damit, welche Süd- und Nordamerika von Süden nach Norden an der Westküste durchzieht. Derjenige Theil, den man mit dem Zusatz Cordilleras de los Andes näher bezeichnet, gehört besonders Südamerika, Chile, Peru und Quito an. Das ganze Gebirge, das in seiner vollen Ausdehnung in seinen einzelnen Theilen durch provinzielle Specialnamen unterschieden wird, bildet ein kettenartig gegliedertes, viel tiefe Thalspalten und wenig Plateaus einschließendes Hochgebirge, welches sich von den Platten der Mackenzlemündungen Nordamerikas bis zum Cap Forward Südamerikas in einer Länge von 1900 Meilen erstreckt und sich auf einer Basis von 216,000 QM. erhebt. Die Hauptkette selbst gewinnt nur

eine Breite von 10 bis 20 Meilen, rechnet man die östlichen Gebirgverzweigungen hinzu, so ist das Gebirg in Südamerika 100 und in Nordamerika 300 Meilen breit. Bei ihrem Hervortreten sind die C. sehr schmal und bleiben es bis gegen den 21° südl. Br., in einer geraden Richtung von Süden nach Norden. Hier werden sie breiter und neigen sich gegen West-Nord-Westen. Von 5° südl. Breite wenden sie sich nach Nordosten; in 8° nördl. Br. werden sie niedriger in der Richtung nach Westen und bilden die Landenge Darien. Ihre Länge bis hierher beträgt ungefähr 800 Meilen und ihre mittlere Höhe unter dem Aequator 12,000 F. Dabei entfernen sie sich selten mehr als 20 Meilen von der Küste am großen Ocean. Die einzelnen Gruppen der Cordilleras in Südamerika werden nach den Ländern bezeichnet, die das Gebirge durchzieht, und sind von Süden nach Norden folgende. Die Cordilleren von Patagonien, auch Sierra Nevada genannt, ist am unbekanntesten und sehr bewaldet. Nur wenige Flüsse entspringen darin, von denen die bedeutendsten, der Rio de los Camarones und der Gallegos sind. Im Norden enthalten die Hochthäler mehrere bedeutende Seen. Die höchsten mit Schnee bedeckten Kuppen sind der 11,600 F. hohe Nevado von Corcovado und der 9000 F. hohe Cuptona. Außerdem befinden sich darin die Vulkane, los Gigantes, San Clemente, Minchimadiva oder Huaiteca, Medielana und Quechacabi. Als Theile des Gebirges kann man die Inseln an der Küste gegen Chile hin betrachten, so nahe der Küste tritt das Gebirg. — Die Gebirgskette von Chile, ebenfalls auch Sierra Nevada genannt, erhebt sich fast durchaus über die Schneegrenze in einer mittleren Höhe von 9—12,000 F., über die sich noch weit überragende Vulkangipfel aufthürmen, deren man hier gegen 23 zählt, z. B. der Mayppo, Copiapo, Villarica. Die Westseite fällt steiler ab, als die Ostseite, die sich allmählig in das Land abdacht. Auf jener Seite entspringen 123 Flüsse, von denen 53 in den großen Ocean fließen, der Ostseite entfließen wenigere, die aber dann auch bedeutender sind. z. B. der Rio-Negro oder der Curu-Lury, der Rio-Colorado u. A., die der atlantische Ocean aufnimmt. Die höchsten Kuppen der Descabezado, der Mayppo erheben sich, jener 19,200, dieser 11,000 F. hoch. Ueber diesen Theil führen 9 Straßen, von denen die besuchteste die von Mendoza nach Sant-Jago ist. — Das Gebirge von Bolivia und Peru bildet eigentlich einen großen Gebirgsknoten, der sich anfänglich in zwei Ketten nach Norden spaltet, aber auch mehrere nach Osten sendet, wodurch bedeutende Hochebenen gebildet werden. Auf einer derselben liegt der große See Titicaca, dessen Abfluß der Desaguadero ist. In diesem Theile des Gebirgs östlich vom See stehen die beiden Kuppen Sorata (23,600 F.) und Ilimani (22,700 F.) hoch, welche beide den Chimborasso überragen. Vom Titicacasee nimmt das Gebirg die Richtung nach Nordwesten bis zum 12° südl. Br., wo es sich in 3 Kämme, den westlichen oder Küsten- (14,500 F.), den östlichen (13,500 F.) und die Centralcordilleren (12,000 F.) scheidet. In dem Ostzweige entstehen die bedeutendsten Zuflüsse des Amazonenstromes, so wie dieser selbst. In diesem Theile kennt man 7 Vulkane, unter denen sich der Arequipa (16,800 F.) auszeichnet. Andere hohe Gipfel sind der Tujora oder Chipicani (17,280 F.), Pichu-Pichu (17,010 F.), Inchocajo (15,720 F.). — Die Gebirgskette von Quito bildet anfangs nur einen Kamm, bis sie sich unter den 3° 30′ südl. Br. in 2 Arme theilt. Auch dieser Theil zeichnet sich durch seine hohen Kuppen, sowie durch den majestätischen Anblick, den dieselben gewähren, aus. Hier stehen südlich von Quito der Chimborasso (20,100 F.), der Ylinija (16,300 F.), der Pichincha (14,950 F.); in dem Ostkamm der Kotopari (17,700 F.), der Antisana (17,960 F.), der Cayambe (18,420 F.) u. A., auch entspringen hier die nördlichen Zuflüsse des Amazonenstromes. — In Neugranada, 2° nördl. Br., läuft das Gebirg wieder in 3 Parallelkämme aus. Der östliche Kamm steht in Nordosten und führt den Namen Sierra de Suma Paz, erweitert seinen Rücken zu dem 8200 F. hohen Plateau von Santa-Fé de Bogota und geht als Sierra nevada de Merida zu den nördlichen Küstenketten von Venezuela über, während er in einiger Entfernung den Golf von Maracaibo umschließt. Die mittlere Kette, die Cordilleren von Quindiu, senkt sich allmählig in das nördliche Tiefland, nachdem sie in der Mitte in den Vulkanpik von Tolima bis zur Höhe

von 14,200 F. angestiegen ist. Die der Küste zunächst liegende westliche Kette, heißt die Cordillera von Choco erreicht eine mittlere Höhe von 5000 F., steigt später wieder zur Gebirgsebene von 7000 F. Höhe, und sinkt dann auf dem Isthmus von Panama zu 5 bis 600 F. niedrigen Hügeln herab. — Die nordamerikanischen Cordilleren beginnen mit der Vulkanreihe von Guatemala, die sich 10 bis 15,000 F. über den Meeresspiegel erheben. Der Gebirgskamm erreicht schon in der Sierra von Veragua eine Höhe von 8000 F., fällt aber nordwestlich steil zu einer Gebirgslücke von 1100 F. Höhe herab auf den Isthmus von Tehuantepec, Einen östlichen Nebenzweig bildet die Sierra von Yucatan. Hinter der Einsenkung von Tehuantepec beginnen die Cordilleren von Mexico, die einen ganz neuen Charakter tragen, indem sie weniger ein Gebirge als vielmehr ein 7000 F. hohes Plateau darstellen, das sich terrassenförmig aus den heißen Küstenstrichen erhebt und die mexicanische Hochebene bildet. Diese theilt sich durch eine parallel gerichtete Vulkanreihe in eine nördliche und südliche Abtheilung. Die höchsten Piks sind der von Colima (8600 F.), von Toluca (14,200 F.), der Popoca=tepetl (16,200 F.), und der Pik von Orizaba (16,300 F.). Erst unterm 22 Breitegrad zwischen San=Luis und Queretaro beginnt wieder die Kettengebirgsform deutlicher hervorzutreten. Als Randgebirge treten östlich und westlich 2 Cordillerenzweige aus einander, die das 2 bis 3000 F. hohe Plateau von Neumexico als ein Hochland umschließen. Der Ostrand führt den allgemeinen Namen der östlichen Cordillere, die steil zu den angrenzenden Tiefebenen hinabfällt, unter dem 30 Breitegrad durch das Hochthal des Rio del Norte quer durchschnitten wird und nordöstlich von diesem Durchbruch als Seitenzweig die Sierra von Texas entsendet, die später in das Ozarkgebirge übergeht, das nur eine Höhe von 2000 F. erreicht und die untere Tiefstufe des Mississippi von dessen oberen Savannen und Arkansasebenen scheidet. Der Westrand des neumexicanischen Plateaus führt den Namen Centralcordillera, welche südlich als Sierra=Madre beginnt und in welchen das Quellgebiet Rio del Norte mit der östlichen Cordillere sich zu einem Alpenlande vereinigt, mit den höchsten Kuppen des spanischen Pik, des Jamespik und des 11,000 F. hohen Bighorn. Von da an führt die Centralcordillere in ihrer nordwestlichen Fortsetzung den Namen Oregongebirge, das anfangs 7 bis 8000 F. sich erhebt, später zur Mittelgebirgshöhe herabsinkt und oft von den ostwärts herfließenden Gewässern in ihrer ganzen Breite durch Querthäler gespaltet wird. Vom Ostfuße gehen vielfache niedere Klippenreihen aus, im Süden aber trennt sich in nordöstlicher Richtung die zusammenhängende Reihe der schwarzen Berge, die das obere Missouribecken umgrenzen. Parallel mit der Centralcordillere, aber durch steppenartige Hochebenen von ihr getrennt, ziehen sich die Westcordilleren oder die amerikanischen Seealpen längs der Westküste Nordamerika's hin. Sie beginnen an der Südspitze der californischen Halbinsel mit dem Kap San=Lucas, erreichen anfangs nur Mittelgebirgshöhe, steigen aber weiter nördlich immer höher und treten so nahe an das Meeresgestade, daß die Küsten nördlich der Columbiamündung in ihren Riffen und lang gestreckten Felseilanden an die Scheerenbildung Norwegens erinnern. Die höchste Spitze Californiens ist der 6000 F. hohe Vulkanpik Giganta; unter dem 44 Breitegrad befindet sich der Pik Jefferson, der eine Höhe von 10,000 F. erreicht und weiter nördlich erhebt sich der Schönwetterberg bis zu einer Höhe von 13,800, der Eliasberg sogar bis zu 16,700 Fuß; selbst noch auf den Aleuten zeigen rauchende Vulkanpiks von 8000, 5000 und 3000 F. Höhe das Nordwestende des zertrümmerten Cordillerensystems. Das ganze Gebirge ist reich an edlen Metallen, wie Gold, Silber, Platina; die reiche Bewässerung ruft die verschiedenartigste Productenfülle auf engen Raume hervor. In den Tropengegenden gedeihet das Korn bis zu 8700, der Mais bis zu 7000, die Kartoffel bis zu 11,700 F. über dem Meere. Erst in einer Höhe von 12,000 F. hört die Vegetation auf.

Cordon, Band, nennt man eine Kette Militär, welches durch seine Stellung in einer langen Linie ein Land gegen feindliche Einfälle oder gegen eine ansteckende Krankheit sichern soll. Cordons im erstern Sinne legte besonders der österreichische General Lascy in seinen Feldzügen an; dieselben können aber von keiner Festigkeit sein, weil der

Feind eine lange dünne aufgestellte Truppenreihe eher durchbrechen kann, als eine kürzere, welche durch ihre gedrängte Stellung dem Feinde festen Widerstand zu leisten im Stande ist. Auch gegen die Nützlichkeit des Sanitätscordons hat sich in neuerer Zeit, besonders bei der Cholera, die öffentliche Meinung sehr entschieden ausgesprochen. — In Festungen heißt Cordon die Bedeckung der Futtermauern mit Steinplatten, um Regen und andere Feuchtigkeiten von den Mauern abzuhalten.

Cordova, spanische Provinz mit dem Titel eines Königreiches in Andalusien zwischen Estremadura, Neu-Castilien, Juan, Granada und Sevilla, enthält 195 □M. mit 327,300 Einw. und wird nördl. von der Sierra Morena durchzogen, während sich nach Süden hin das Land in eine Fläche endigt. — Cordova, die Hauptst. der Provinz, am rechten Ufer des Guadalquivir, über welchen eine 364 Ellen lange, 9½ Elle breite, von den Mauren 720 angelegte Brücke mit 16 Bogen führt, ist in Gestalt eines Vierecks in einer angenehmen Gegend erbaut, mit einer starken Mauer umgeben und durch starke Thürme geschützt. Sie hat 14 Thore, sehr unregelmäßige Straßen, 3300 Häuser, deren Zahl unter Abdorrhaman sich auf 200,000 belief, 30,000 E. und mehrere öffentliche Plätze, unter denen sich der Corredera durch treffliche Säulengänge auszeichnet. Die Stadt hat 3 Tage lang durch eine schreckliche Verwüstung sehr gelitten, als die Franzosen gegen Aller Vermuthen über den Guadalquivir gedrungen waren; eine Beute von 20 Mill. war die Frucht ihrer Unthaten. An der Stelle des Janustempels ist unter der Regierung Abdorrhaman's eine Moschee erbaut mit 1000 Marmorsäulen, 100 Capellen und unschätzbaren Verzierungen; diese wurde nach Vertreibung der Araber zu einer Kathedrale umgeschaffen, welche 534 F. lang, 387 F. breit und mit 17 großen Eingängen versehen ist. Dieses Gebäude ist einzig in seiner Art, nur muß man bedauern, daß die Höhe dem Umfange nicht entspricht. Nächst der Kathedrale sind zu erwähnen: eine Stiftskirche, 15 Pfarrkirchen, 40 Klöster, 16 Hospitäler und 2 Waisenhäuser. Cordova treibt starken Handel und hat mehrere Manufacturen. Hier wurden beide Seneca geboren, deren Namen noch jetzt eine Ruine führt. Der Grund zu dieser Stadt wurde von den Römern gelegt und diese nannten sie Colonia Patricia, später Corduba; 572 wurde sie von den Gothen, 692 von Abdorrhaman erobert, der sie zur Residenz machte.

Cordova, Don Luis Fernandez de, dessen Name während seines Oberbefehls über die Cristinischen Truppen gegen die Carlisten, wenn auch ohne besondern Ruhm, auch außer den Grenzen Spaniens allgemeiner bekannt geworden ist, wurde 1799 zu Cadiz geboren. Von seinem Vater, einem Fregattencapitän, der gegen die insurgirten spanischen Colonien Südamerika's seinen Tod fand, zum Militärdienste bestimmt, trat er 1811 als Cadet bei der Gardeinfanterie ein und kam dann in die Militärakademie zu Madrid, die nach der Befreiung Spaniens von der französischen Herrschaft errichtet worden war. Lange Zeit wurde er zurückgesetzt und seine Beförderung zum Offizier durch allerlei Intriguen, die ihm beim Examen in den Weg gelegt wurden, hintertrieben. Es geschah erst 1819, als der König einmal selbst den Prüfungen der Akademie beigewohnt hatte und auf ihn aufmerksam geworden war. Bald darauf sehen wir ihn als Parteimann auftreten. Er war nämlich auf seinen Wunsch zu den Truppen commandirt, welche sich in Cadiz nach Amerika einschiffen sollten, als diese am 1. Jan. 1820 die Constitution von 1812 proclamirten. C., der nicht vorher davon unterrichtet war und von Jugend auf streng royalistische Grundsätze eingesogen hatte, erklärte sich sogleich entschieden gegen diese Bewegung und wurde ein thätiges Werkzeug der Reaction. Seiner Entschlossenheit war es zum Theil zuzuschreiben, daß Cadiz selbst nicht in die Hände der Constitutionellen fiel. Da diese doch zunächst die Oberhand behielten, so hatte C. bis zur Restauration im Jahre 1823 einen schlimmen Stand. Denn als er von Cadiz zu seinem Regimente nach Madrid zurückgekehrt war, wurde, da unterdeß der König die Constitution beschworen hatte, eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und obwohl er, nachdem er aus der Hauptstadt verwiesen, sich fast zwei Jahre in Sevilla und an andern Orten aufgehalten hatte, für unschuldig erklärt wurde, sah er sich

doch in Madrid so vielen Anfeindungen ausgesetzt und wurde mit so bitterem Haß gegen die constitutionelle Sache erfüllt, daß er am 7. Juli 1822 die königliche Garde zu einem Aufstande für die absolute Monarchie verleitete, und, als dieser durch den Widerstand der Nationalmiliz gescheitert war (wobei er selbst nur dadurch der Verhaftung entging, daß er sich im Innern des Palastes, und zwar in dem Gemache der Prinzessin von Beira, verbarg), nach Paris entfloh. Von hieraus begab er sich zu der sogenannten Glaubensarmee, die unter Quesada in Navarra den ersten Versuch einer bewaffneten Reaction machte. Unterdessen fand die französische Intervention statt, und C. schloß sich dem Corps des Herzogs von Angoulême an, mit dem er wieder in Madrid einzog. Der Beweggrund seines Handelns war von jeher nicht blos seine streng royalistische Gesinnung gewesen, sondern auch Anhänglichkeit an den König selbst. Dieser überdies durch das gewandte Benehmen desselben und seine lebendige Unterhaltung eingenommen, schenkte ihm nun auch seine ganz besondere Gunst und bewirkte rasch seine Beförderung, nach 1823 zum Obersten und schon 1824 zum Generalmajor. Doch wurde C. anfangs ganz in die diplomatische Carrière geworfen. Zuerst fungirte er (1825) als Gesandtschaftssecretär in Paris, dann seit 1827 als Geschäftsträger in Kopenhagen, von wo er aber bald nach Berlin versetzt wurde, was er sich auf einer eiligen und ohne Urlaub unternommenen Herüberkunft nach Madrid durch sein einschmeichelndes, über den König immer mehr vermögendes Benehmen ausgewirkt hatte. Während er diesen neuen Gesandschaftsposten bekleidete, hielt er sich theils längere Zeit in Italien zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf, theils verweilte er auch in Madrid selbst, um bei den möglichen Wirkungen der Pariser Juliereignisse nicht zu entfernt zu stehen. Doch hatten dieselben bekanntlich für Spanien keine unmittelbaren Folgen und C. wurde durch den damals noch allmächtigen Minister Calomarde (s. d.), der schon früher gegen ihn intriguirt hatte und jetzt Alles aufbot, um seinen Einfluß beim Könige gegen die Gunst, die Jener genoß, geltend zu machen, zur schleunigen Rückkehr auf seinen Gesandtschaftsposten genöthigt. Auf dem Rückwege focht er an den Pyrenäen als Freiwilliger gegen die damals in Spanien unter Mina und Valdes eingedrungenen Auswanderer, und sah noch dieses Unternehmen scheitern. Unterdessen nahte in Spanien die durch den Tod des Königs herbeigeführte Krisis. Da spielte zum ersten Male C. ein falsches Spiel, das vielleicht durch seine royalistischen Grundsätze zu entschuldigen ist. Obwohl nämlich nach der Aufhebung des salischen Gesetzes, auf Ferdinand VII. seine Tochter folgen mußte, so erklärte sich doch C., als 1832 der König durch den Irrthum des Arztes todtgesagt wurde, für Don Carlos, zum Glücke nur in einem Privatschreiben an einen Freund, der davon keinen Gebrauch machte. Doch stehen wir hier an einem Wendepuncte in C.'s Leben. Warum wurde er nicht Carlist? Ganz genügend kann man diese allerdings natürliche Frage noch nicht beantworten. Daß sich hier absolutes und constitutionelles Königthum gegenüber stehen würden, mußte jetzt wohl, bei den noch zu des Königs Lebzeiten entschieden gegen einander hervortretenden Parteien, Jedem einleuchten. Zu jenem hatte C. von Jugend auf geschworen. Ehrfurcht vor dem letzten Willen des Königs konnte ihn auch nicht von Don Carlos abwendig machen; das hat uns der eben erzählte Vorfall verrathen. Aber auf ein anderes, wichtiges Motiv rathen wir bei C.'s Charakter leicht, Ehrgeiz. C. war nämlich von Berlin aus zu Paris mit Zea Bemudez, der bei der durch des Königs Scheintod herbeigeführten Ministerveränderung zum ersten Minister berufen war, zusammengetroffen und von diesem zur Uebernahme des Gesandtschaftspostens bei Dom Miguel in Lissabon aufgefordert. Hier nun der in Spanien herannahenden Krisis näher stehend, überzeugte er sich bald, wie die Aussichten sich für die Sache von Ferdinand's Tochter als künftiger Thronfolgerin immer günstiger gestalteten. Das lag aber nicht in C.'s Charakter der Märtyrer für eine Sache zu werden, an deren Obsiegen er nicht mehr glaubte. Dazu kamen eigenthümliche Verwickelungen der Verhältnisse zwischen dem spanischen und portugiesischen Hofe. Der spanische Hof war für Dom Miguel (für den auch C. während seines Aufenthaltes in Berlin bei den nordischen Höfen thätig gewesen war, und dessen Sache er in Portugal selbst zuweilen durch Theilnahme an den Schlachten vertheidigt haben soll)

und stürzte zu gleicher Zeit das hier aufrecht erhaltene Princip der Legitimität im eigenen Lande um, eine schwierige Stellung für einen Gesandten in Portugal. Noch schwieriger wurde dieselbe, als er den Auftrag erhielt, Dom Miguel aufzufordern, daß er seine Schwester, die Prinzessin von Beira, deren Benehmen beim König Ferdinand Anstoß erregt hatte, veranlasse, sich aus Madrid wegzubegeben. Sie kam nach Lissabon, von Don Carlos begleitet, und dieser bezeigte C. dafür, daß er diese unangenehmen Aufträge nicht abzulehnen gewußt hatte, so deutlich sein Mißfallen, daß Jener einsehen mußte, bei dieser Partei Alles verloren zu haben. So war sein Beschluß gefaßt. Bald nach dem Tode des spanischen Königs verließ er Madrid, um in dem gegen die Carlisten ausbrechenden Kriege wieder die militärische Laufbahn zu betreten. Er führte 1834 und 1835 unter den Oberbefehlshabern General Rodil und dann General Valdes eine Division und ergänzte seine bis dahin noch ganz unbedeutenden Erfahrungen auf dem Schlachtfelde. Auch wurde bei mehreren gefahrvollen Unternehmungen sein Name mit Auszeichnung genannt. Doch konnte er unmöglich in kurzer Zeit sich so weit vervollkommnen, noch besaß er so viel Feldherrntalent, um der wichtigen Stelle eines Oberbefehlshabers der Cristinischen Armee, zu der er im April 1835, als Valdes seine Entlassung genommen hatte, ernannt wurde, gewachsen zu sein. Raschheit, Muth und Unternehmungsgeist war ihm nicht abzusprechen, aber sonst hat er es, trotz einiger glücklichen Gefechte, namentlich bei Mendigorria, nicht vermocht, die verzweifelte Sache der Cristinos gegen das Hydrahaupt des Carlismus zu einem glücklichen Ende zu führen. Das Nähere siehe unter Spanien. Im August 1836 vereinigten sich mehrere Umstände, die ihn bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Verschiedene seiner Operationen, die er selbst bei seiner Anwesenheit in Madrid vorgelegt und auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte, mißglückten, die Carlisten waren weiter vorgedrungen als vor einem Jahre, und endlich machte es ihm die Revolution von La Granja und die Beschwörung der Constitution von 1812, gegen die früher sein erstes öffentliches Auftreten gerichtet gewesen war, unmöglich, seine Stellung länger zu behaupten. Er legte das Commando nieder und ging, noch ehe die geforderte Entlassung angekommen, über die französische Grenze. Doch war er damit durchaus nicht Willens, seinem Vaterlande ganz den Rücken zu kehren und auf neue ehrgeizige Pläne zu verzichten. Im Gegentheil beschwor er bereits in Bayonne die Constitution, was er, um nicht als wankelmüthig zu erscheinen, sich gescheut hatte, im Angesichte seiner Armee zu thun, und war in Paris wohin er sich begab, auf alle Vorgänge in Spanien wachsam. Unter den Berathungen der constituirenden Cortes verlor die neue Verfassung immer mehr die ihm so verhaßte liberalere Färbung, und ein Weg zu neuen Ehren schien sich ihm durch die Ministerialkrisis im December zu eröffnen. Er eilte nach Madrid, allein Toreno kam ihm nicht allein auf der Reise, sondern auch bei der Bewerbung um die Ministerwürde zuvor. Seitdem trat C. immer mehr in den Schatten und verlor an Freunden und Einfluß. Von Pampeluna zum Deputirten gewählt (in der Hauptstadt war er bei der Wahl durchgefallen), zeigte er sich auch hier nur schwach und strafte weder durch Rednertalent noch durch sonstiges entschiedenes Hervortreten die geringe Meinung, die man allgemein von ihm zu haben schien, Lügen. Er starb zu Lissabon am 29. April 1840. Sein Hauptfehler war Charakterlosigkeit; darum konnte ihm auch nur eine vorübergehende Erhöhung zu Theil werden.

Corduan ist das zuerst in Cordova in Spanien gefertigte, verschieden gefärbte und gegerbte Leder, von Ziegen-, Schweinen- und Pferde-Häuten, dessen Bereitung von jener des Saffians im Wesentlichen nicht verschieden ist. Es wird besonders zu feinem Schuhwerke und Buchbinderarbeiten gebraucht. Ursprünglich wurde das C. ausschließlich von den Mauren in Cordova verfertigt, daher der Name. Jetzt kommt das beste C. aus der Levante, doch wird es auch in Spanien und Deutschland gefertigt.

Corelli, Arcangelo, geb. zu Fusignano 1653, gest. zu Rom 1713, derjenige unter den Violinisten älterer Zeit, welcher unstreitig den meisten Ruhm geerntet hat, und einer gleichen Bewunderung genoß, wie sie in heutigen Tagen Paganini zu Theil geworden

ist. Schon 1672 war sein Ruf bis nach Paris gedrungen; er ging dorthin, ward aber durch Lully's Eifersucht bewogen, bald nach Italien zurückzukehren. 1680 besuchte er mehrere Höfe in Deutschland, war aber 1686 schon wieder in Rom, wo er als der Liebling des Cardinals Ottoboni lebte, und zur Vervollkommnung der dortigen Oper sehr beitrug. Er spielte nur seine eigenen Compositionen, deren nicht wenige sind, und von denen die meisten einen außerordentlichen Reiz der Melodie haben. C. war übrigens im Spiele so auf seine Eigenthümlichkeiten beschränkt, daß er nie sehr aus ihnen heraustreten konnte, selbst bei Gelegenheiten, wo es darauf ankam. So riß ihm Händel, dessen Ouverture zur Oper „Il trionfo del tempo" er in Rom in seiner Manier zu spielen begann, die Violine wüthend aus der Hand, und 1708, als er in Neapel in einer Operette von Scarlatti spielte, sah er sich vor dem ganzen Orchester förmlich beschämt. — C. liegt im Pantheon zu Rom begraben, und ein prächtiges Denkmal mit seiner Büste ist über seinem Grabe errichtet.

Coriolanus, eigentlich Cajus Marcius, erhielt 493 v. Chr. nach der Eroberung von Corioli, der Hauptstadt der Volsker, welche durch ihn geleitet war, den Beinamen C. und siegte bald darauf über die mit den Römern in Feindseligkeiten gerathenen Antianer. Als er aber 491 v. Chr. bei einer Hungersnoth an der Spitze der Patricier erklärte, daß nur unter der Bedingung das aus Sicilien angekommene Getreide unter das Volk vertheilt werden müsse, wenn das erst vor 2 Jahren eingeführte Tribunat wieder abgeschafft sei, so forderten ihn die Tribunen vor ihren Richterstuhl, und verurtheilten ihn, da er nicht erschien, zum Tode. Der Senat brachte es zwar dahin, daß die Strafe nicht vollzogen wurde, mußte es aber geschehen lassen, daß er (490 v. Chr.) verbannt wurde. Voll Haß gegen sein undankbares Vaterland ging er zu Roms erbittertsten Feinden, den Volskern, fand bei dem Könige derselben, Attius, gastfreie Aufnahme, und überredete denselben, daß jetzt die Zeit gekommen sei, Rom, welches an den Wunden innerer Unruhen darnieder liege, zu unterjochen und Rache an ihm für die frühere Schmach der Volsker zu nehmen. C. erhielt nebst dem Könige die Anführung des Heeres, eroberte die Städte Latiums, drang bis zur Cluilia fossa unweit Rom vor, welches er dadurch, daß er schlau nur die Güter der Plebejer verwüstete, während er die der Patricier schonte, in sich selbst entzweite; stand, ehe dasselbe ein Heer aufstellen konnte, im Angesichte desselben und verlangte das den Volskern abgedrungene Gebiet zurück. Zwei Gesandtschaften verschafften Rom nur einen kurzen Waffenstillstand, und die dritte wies C. bei ihrem Erscheinen sogleich ab. Nun gerieth das römische Volk in die größte Bestürzung, und man sah nur einen Ausweg aus dieser Gefahr vor Augen. Veturia, C.'s Mutter, Volumnia, sein Weib, und seine Kinder zogen an der Spitze der Frauen Roms ins volskische Lager und rührten den harten C. bis zu Thränen. Ihren Bitten nicht widerstehend rief er: Rom ist gerettet, aber ich bin verloren! vertheilte alle Beute unter sein Heer, welches ihn liebte, verließ mit demselben seine drohende Stellung vor Rom, schloß mit demselben einen Waffenstillstand und kehrte mit dem Heere ins Land der Volsker zurück. Hier soll er, nach Einigen, von den erbitterten Volskern ermordet worden sein, Andere lassen ihn sich selbst ermorden, nach der Angabe des Flavius, des ältesten röm. Annalisten, soll er noch lange bei den Volskern gelebt und erst als Greis gestorben sein, oft über das Elend der Verbannung bitter klagend. Rom ließ an der Stelle, wo Veturia ihren Sohn gerührt hatte, einen Tempel dem Glücke der Frauen errichten, und die alte Mutter war die erste Priesterin desselben.

Cork, die größte irländische Grafschaft, liegt vom 7° 35′ bis 9° 50′ östl. Länge und 51° 19′ bis 52° nördl. Br. und enthält 117 □M. mit 782,000 Einw. Hierin Cork, die Hauptstadt, an Bevölkerung und Reichthum die zweite Stadt Irlands theils auf den Ufern des Lee, theils auf mehrern Inseln, die der Fluß bildet. Die Mündung des Lee bildet den Hafen von C., dessen Eingang von zwei einander gegenüber liegenden Forts, Carlisle und Camden, vertheidigt wird. Der Handelshafen von C. liegt auf der Insel Great-Island. C., Sitz eines kathol. und anglican. Bischofs hat enge und winkelige

Straßen, welche von vielen Canälen durchschnitten werden. In neuerer Zeit hat man viele geschmackvolle Gebäude angelegt, und für eine gute Beleuchtung der Gassen mit Gas gesorgt. Man zählt hier 10,500 Häuser mit 145,000 Einw., welche größtentheils Katholiken sind. Unter den 5 Brücken ist St. Patrik mit 3 Steinbogen die schönste. Die vorzüglichsten Gebäude sind: die Kirchen, die Gerichtshalle, die Börse, das Theater, der bischöfl. Palast, der Ballsaal, die Kaserne. 1807 wurde hier ein Verein zur Beförderung der Künste und des Ackerbaues gestiftet, eben so 1820 eine literarische Gesellschaft und 1826 eine Gesellschaft zur Einführung der Seidenzucht, C. hat Fabriken in Segeltuch, Leinwand, Papier, Leder, Glas u. a. Besonders stark wird die Schlächterei betrieben, da C. fast alle Handels- und Kriegsflotten Englands mit Pökelfleisch versehen muß. Die Stadt treibt mit 150 bis 200 Schiffen starken Handel. Jährlich laufen über 3000 Schiffe ein. C. wurde wahrscheinlich im 6. Jahrh. von den Dänen auf einer kleinen Insel des Lee gegründet und breitete sich erst später zu beiden Seiten des Stromes aus.

Cormenin, Louis Marie de la Haye, Vicomte de, Mitglied der französischen Deputirtenkammer und der ausgezeichnetste Publicist Frankreichs, stammt von altem Adel, seine Vorfahren bekleideten wichtige Staatsämter, sein Vater und Großvater waren Generallieutenants der Admiralität, ist am 6. Jan. 1788 in Paris geboren, studirte daselbst die Rechtswissenschaft und wurde 1810 Auditeur im kaiserlichen Staatsrathe. In dieser Stellung hatte er Muße genug, sich mit ästhetischen Spielereien nach seiner Laune zu beschäftigen, wovon einige rhetorisirende Gedichte, die er damals verfaßte und in wenigen Exemplaren abdrucken ließ, Zeugniß geben. Dahin gehört: „Ode à sa Majesté le roi de Bavière“ (Paris 1811), „Adieux de Gallus à la nymphe de Blanduses“ (1812), „La Pologne régénérée, épode héroique“ (1812) und „Odes héroiques“ (1813), drei Oden, die erste auf die Siege bei Lützen und Bautzen (Wurschen), auf die Geburt des Königs von Rom und auf die Musen. Napoleon's Aufmerksamkeit hatte er kurz vor dem Falle desselben in so weit auf sich gezogen, daß ihn dieser 1813 einer Commission beigab, welche gegen einen etwaigen feindlichen Einfall Vorkehrungen in den Departements treffen sollte. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Restauration zum Requetenmeister und Beisitzer im Staatsrath, eine Anstellung, der er in den Hundert Tagen entsagte. Er ging als Freiwilliger nach Lille, und um seinen Eifer für die alte Legitimität weiter zu documentiren, übersandte er dem Kriegsminister 500 Fr. zur Ausrüstung der Nationalgarde. Sogleich nach den Hundert Tagen kehrte er nach Paris und in den Staatsrath zurück und beschäftigte sich neben seinen geringen amtlichen Functionen mit staatsrechtlichen Arbeiten. Hierbei ging er von echt liberalen Grundsätzen aus und verstand die Kunst, seine constitutionellen Begriffe in das Gewand der Mäßigung und der besonnen forschenden Ruhe einzukleiden. Von den drei Hauptwerken, die C. vor 1830 herausgab, bezieht sich das erste „Du Conseil d'État, envisagé comme conseil et comme jurisdiction dans notre monarchie constitutionnelle“ (Par. 1818) auf die Nothwendigkeit einer Reorganisation des Staatsraths, das zweite „De la responsabilité des agents du gouvernement et des garanties des citoyens“ (Paris 1819) proclamirt mit mehr Entschiedenheit die Grundsätze der liberalen Opposition, der er ungeachtet seiner adeligen Geburt und der damit verbundenen Vorrechte, deren Genuß ihm nicht entgehen konnte, wenn er nur selbstsüchtig genug hätte sein und sich an die Hofpartei anschließen wollen, mit Treue, obwohl nach den Umständen mit Vorsicht anhing. Sein drittes staatswissenschaftliches Werk, wodurch er seinen publicistischen Beruf bewährte, war „Questions de droit administratif“ (2 Bde., Par. 1822, 3. Ausgabe 1826). Im Jahr 1828 wurde er Mitglied der Commission, welche die Conflicte des Staatsraths mit den ordentlichen Gerichten beseitigen sollte, und als Berichterstatter der Commission setzte er seine in Taillandier's „Commentaire sur l'ordonnance des conflicts“ (Par. 1828) abgedruckten Ansichten scharf auseinander. In demselben Jahre trat er als Deputirter für Orleans in die Kammer und unterzeichnete die berühmte Adresse der 221 gegen Polignac. Von neuem in die Kammer gewählt, entsagte er seinem Amte im Staatsrathe, aber als die Revolution von 1830 vollbracht war und Louis Phi-

lipp die ihm angebotene Krone angenommen hatte, verweigerte C. den Eid der Treue, weil er, wie er in zwei Schreiben im „Journal du Loiret“ erklärte, die Wahl des Königs nicht anerkannte. Der Deputirtenkammer bestritt er das Recht, die Krone zu vergeben, und verlangte Urversammlungen des Volks. Er gab mit vielen Andern seinen Sitz in der Kammer auf, doch wurde er bald darauf in dem Departement de l'Aine wieder gewählt. Von der Zeit an ist er bis jetzt Abgeordneter geblieben. An den furchtbaren Debatten, die in den ersten Jahren nach der Julirevolution in der Kammer wiederkehrten, nahm er wenig Antheil; er ist kein geborner Redner, kein fertiger Dialektiker, dem die Gedanken und Worte mitten unter dem Sturme der Gegner freiwillig zuströmen, Gegenreden bringen ihn außer Fassung; Fertigkeit, Gewandtheit, Leichtigkeit und alle die Eigenschaften fehlen ihm, die wir an Thiers, Berryer, Guizot, Dupin, Odilon-Barrot und an andern Illustrationen der Abgeordnetenkammer bewundern. Er ist mehr ein stiller Beobachter und Denker, er arbeitet mehr in sich hinein, er recipirt, um das treu Aufgenommene in der Einsamkeit besonnen und exact zu verarbeiten. Wollte er aber zumal bei praktischen Fragen seine Meinung im Zusammenhange vortragen, so wählte er den schriftlichen Weg; er las seine Rede ab. Desto erfolgreicher ist dagegen seine schriftstellerische Thätigkeit. Es sind zwar nur Broschüren, die er seit 1830 geliefert, aber diese Broschüren sind Blitze, die allenthalben erleuchten und zugleich zünden. Das Ungewitter, das die Opposition über die Forderungen der Civilliste losließ, war nicht so furchtbar, als C.'s drei Briefe über die Civilliste, welche er unter dem schneidenden Titel „Trois Philippiques“ herausgab. Die überspannten Hoffnungen des Hofes schlug er mit kühner, kräftiger Beweiskraft darnieder und erwarb sich so das Verdienst, der Nation Millionen gespart zu haben. Dafür kann ihm das Volk nicht dankbar genug sein. In kurzer Zeit erlebten diese Philippiken sechs Auflagen, sie verbreiteten sich über ganz Frankreich. Später schrieb er eine Fortsetzung der Briefe unter dem Titel „Très humbles remonstrances de Timon (unter diesem Namen gibt er seine Schriften gewöhnlich heraus) au sujet d'une compensation d'un nouveau genre que la Liste civile prétend établir entre quatre millions qu'elle doit au Trésor et quatre millions que le Trésor ne lui doit pas“ (Paris 1838). In demselben Jahre erschienen neben mehreren Aufsätzen in der „Gazette des Tribunaux“ und dem „Courrier français“, worin er die Mängel der Verwaltung und die Fehlgriffe der Regierung mit unnachahmlicher Schärfe, mit ironischer Kälte und mit allen Geißeln der schonungslosesten und doch unantastbaren Satire aufdeckt, die „Etudes sur les orateurs parlamentaires“ in der fünften Auflage. Diese Schrift wie eine andere „Mes contemporains“ enthält treue Charakterschilderungen und Bilder in treffenden scharfen Zügen. Nicht minder wichtig und einflußreich war seine Broschüre im J. 1840 gegen den nachher von der Deputirtenkammer verworfenen Antrag auf Dotation des Herzogs von Nemours. Sein „Avis aux contribuables“ (1842), der auf eine vergleichende Uebersicht des Budgets von 1840—43 gegründet ist, machte so großes Aufsehen, daß selbst der „Moniteur“ ihn einer ausführlichen Entgegnung werth hielt, worauf C. die Antwort nicht schuldig blieb. In seinen neuesten Schriften entwickelte er theils die Vortheile der Centralisation für Frankreich, theils nahm er Theil an dem Streite über die Freiheit des Unterrichts. Alle seine Flugschriften sind mit gewissenhafter Strenge durchdacht und ausgearbeitet. Uebrigens kennt er den Umfang seines Talents und läßt sich daher meist nur auf Gegenstände von unmittelbar praktischem Interesse ein, indem er die Gebrechen der Verwaltung und der gesellschaftlichen Ordnung zergliedert und schonungslos alle Blößen aufdeckt, die ihm die Habsucht, die Eitelkeit und der Ehrgeiz der Machthaber darbietet. Seine Angriffe sind lethal, seine Sprache ist beißend, sein politisches System beruht auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät in dessen buchstäblicher Auslegung, aber darum ist er nicht so thöricht, zur Verwirklichung seiner Ansichten zu Mitteln zu greifen, die ihn entehren oder gesetzlich verantwortlich machen könnten. Deshalb war es auffällig, seinen Namen unter den Unterzeichnern einer famösen Adresse im Mai 1835 zu finden. Vor dem Pairshofe wies sich aber aus, daß sein Name von Unberufenen leichtsinnig unterzeichnet worden war.

Cormontaigne, Louis de, geb. um 1695, nahm 1713 im französ. Ingenieurcorps Dienste, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus, besonders 1734 bei den Belagerungen von Trarbach und Philippsburg und 1744 in Flandern, wurde zum Maréchal de Camp, Director der Fortificationen in Lothringen und den Bisthümern ernannt, und starb 1752. C. gehörte zu den ausgezeichnetsten französ. Ingenieuren, der viele Verbesserungen im Festungsbaue und viel Treffliches über Belagerungen und Vertheidigung von Festungen in seinen Memoiren aufstellte. Seine Verbesserungen des Vauban'schen Systems, die sich besonders an den Festungen von Thionville und Metz als trefflich erwiesen, wurden von seinen Verehreen das Cormontaigne'sche System genannt. Unter seine wichtigsten Schriften, die noch jetzt von großem Werthe sind, gehören: „Architecture militaire par un officier de distinction“ (Haag 1741); „Mémorial pour l'attaque des places“, herausgegeben von Augoyal (Par. 1835), „Mémorial pour la fortification“ (Haag 1741). Gesammelt erschienen sie unter dem Titel „Oeuvres posthumes de C.“ (3 Bde., Paris 1806—9).

Cornaro, Lodovico, geb. 1467 aus einer alten angesehenen Familie zu Venedig, gest. 1566 zu Padua im 100. Jahre, merkwürdig durch die Art, wie er ein so hohes Alter erreichte. Durch Ausschweifungen hatte er seine Gesundheit zerrüttet, gewöhnte sich aber seit seinem 40. Jahre an eine mäßige, strenge Lebensweise, so daß er von dieser Zeit bis an seinen Tod nur einmal krank war. Seine Lebensweise beschrieb er selbst in: „Discorsi della vita sobria“, (Venedig 1599 und öfter), die in alle Sprachen übersetzt wurden, deutsch von Ludovici (Lpz. 1707) und Schleier (Braunschweig 1789). Die in diesem Werke angeführten Grundsätze, welche er auf seinen Körper anwandte, bewährten sich als zweckmäßig und werden es noch ferner. Indessen lassen sich manche seiner Vorschriften nicht bei allen Naturen anwenden.

Corneille, Pierre, geb. den 6. Juni 1606 zu Rouen, wurde der Schöpfer des französischen Trauerspiels. Seine ersten Werke waren Lustspiele, in welchen aber, wie in den Werken aller seiner Zeitgenossen, mancher Verstoß gegen die Natur vorkommt. Zu den ersten Versuchen gehören: „Mélite“, „Clitandre“, „La veuve“, „La galerie du palais“, „La suivante“, „La place royale“, welche großen Beifall fanden. In dieser Zeit hatte der Cardinal Richelieu mehrere Dichter im Solde, welche nach seiner Angabe Lustspiele schreiben mußten, und auch C. wäre in ein solches Verhältniß getreten, wenn er sich nicht eine Aenderung in einem ihm aufgetragenen Werke eigenmächtig erlaubt hätte. Jetzt begab sich C. nach Rouen, und schrieb nun hier, auf den Rath eines Freundes, Trauerspiele, von denen der „Cid“ (1636) das erste war. Allgemeine Bewunderung erregte dieses Werk, dessen Lob nur der mächtige Richelieu nicht theilte, weil C. seine angebotene Gunst verschmäht hatte. Richelieu veranlaßte die neugestiftete Akademie zu den: „Sentimens de l'Académie française sur la tragicomédie du Cid“, welche mehr von der Rechtlichkeit als von der Einsicht der französischen Gelehrten zeugen. Dem allgemein und mit Recht bewunderten Cid folgten die „Horatier“ (Horaces), „Heraklius“ und „Der Lügner“, wodurch er seine zahlreichen Feinde beschämte, welche ihm Mangel an Schöpferkraft vorgeworfen hatten. Um diesem Vorwurfe zu entgehen, nahm er von nun an seinen Stoff aus der römischen Geschichte, und es folgten nun 1639 „Cinna“ (welchen die franz. Kritik für sein Meisterwerk hält), „Polyeukt“, welches wahrhaft großartig durch die treffliche Charakterschilderung wirkt, „Der Tod des Pompejus“ (1641). Letzteres Stück neigt sich zum Schwülstigen hin, obschon sich in demselben große Schönheiten finden. Die jetzt folgenden Werke stehen den frühern bedeutend nach: „Rhodogune“ (1646), „Heraklius“ (1647), „Don Sancho von Aragonien“, „Andromeda“, „Nikomède“, der sich durch Talma's Spiel noch bis in die neueste Zeit auf der französischen Bühne gehalten hat. Sein „Pertharite“ (1653) hatte das Unglück, gänzlich zu mißfallen, weshalb C. von nun an das Drama aufgab und 6 Jahre lang an einer poetischen Bearbeitung des Werkes „De imitatione Christi“ schrieb. Später kehrte seine Neigung wieder zu der Bühne zurück, und es erschienen von ihm: „Oedipus“ (1659), „Sertorius“ (1662), „Otho“, „Age-

flaus", „Attila" und noch einige andere: allein sie stehen seinen frühern Werken bedeutend nach. Mit Recht nennen ihn die Franzosen den Großen, und er würde noch größer dastehen, wenn nicht sein Hinneigen zu dem starren Römerthume seinem Geiste Fesseln angelegt hätte, und wenn nicht die politischen Unruhen seiner Zeit mehrfachen Einfluß auf seine Werke gehabt hätten. Er hinterließ 33 Stücke, von denen aber nur wenige auf der französischen Bühne vorkommen. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Renouard, (Paris 1817, 12 Bde.), welche zugleich die bessern Werke seines Bruders, Voltaire's Commentare und die wichtigsten Noten von Palisot enthält. C. starb am 1. Oct. 1684 als Mitglied der franz. Akademie, geachtet und betrauert von allen Freunden des franz. Theaters. Im J. 1834 wurde ihm zu Ehren zu Rouen durch Subscription seine Bildsäule aufgestellt. Er besaß wenig Einnehmendes, ja man hielt ihn bei dem ersten Anblicke für beschränkt, was durch seine etwas rauhen Sitten noch vermehrt ward. Seine Werke machten ihn nicht reich, und er lebte deshalb sehr mäßig. Vgl. „Eloge de Corneille par M. Victorin-Fabre" (Paris 1807).

Corneille, Thomas, Bruder des Vorigen, geb. zu Rouen den 20. Aug. 1625, schrieb schon als Schüler ein Lustspiel in lateinischen Versen, und später ein nach Calderon bearbeitetes Lustspiel: „Les engagements du hasard", welches gefiel. Hierdurch aufgemuntert, schrieb er ungefähr 40 Lustspiele, welche, aus der spanischen Literatur entlehnt, großen Beifall fanden, von denen aber die meisten jetzt ganz vergessen sind. Später nahm er sich seinen großen Bruder zum Muster und schrieb 1656 das Trauerspiel „Timokrates", welches ungemeinen Beifall fand. Eben so ging es mit „Camma und Pyrrhus", „Ariadne", welche mit Racine's „Bajazet" glücklich rivalisirte, das Lustspiel: „Der Unbekannte" (1675), und am meisten „Graf Essex". Thomas stand von allen Zeitgenossen des großen C. demselben am nächsten, und hatte besonders als Sprachforscher große Verdienste. Er starb den 8. Dec. 1709 zu Andelys als Mitglied der Akademie. Die besten seiner Dramen finden sich meistens mit denen seines Bruders zusammengedruckt. Außerdem schrieb er das „Dictionnaire pour servir de supplément au dictionnaire de l'Académie française" (Par. 1694; neue Aufl., 2 Bde., 1732, Fol.) und ein „Dictionnaire universel géographique et historique" (3 Bde., Par. 1708), das als Grundlage der nachmaligen „Encyclopédie" angesehen werden kann; auch war er ein fleißiger Mitarbeiter am „Mercure galant". In seinem hohen Alter hatte er noch das Unglück, das Gesicht zu verlieren, behielt aber dessen ungeachtet seine frühere Heiterkeit.

Cornelia, Tochter Scipio Africanus des Aeltern, Gemahlin des Sempronius Gracchus und Mutter der eben so berühmten als unglücklichen Gracchen, lebte um 180 v. Ch., und war durch ihre Bildung, so wie durch ihre Kindererziehung eine ausgezeichnete Römerin. Als sie einst von einer im glänzenden Schmucke prangenden Römerin nach ihrem Schmucke gefragt wurde, bezeichnete sie ihre Kinder als ihr kostbarstes Kleinod. Schon bei ihren Lebzeiten wurde ihr eine Ehrensäule errichtet. Cicero rühmt die schöne Sprache ihrer Briefe; die beiden Briefe aber, welche sich unter ihrem Namen an mehreren Ausgaben des Cornelius Nepos angehängt finden, sind unecht.

Cornelis, genannt Cornelius von Harlem, geb. 1562 zu Harlem, bildete sich unter Peter Aertsens, Peter Porbus und Aegidius Coignet zum Maler, und malte 1583 zu Harlem das große Gemälde „die Gesellschaft der Büchsenschützen", wodurch er seinen Ruf begründete. Er malte viele Portraits, historische und mythologische Stücke und Blumen; seine Gemälde sind aber sehr selten. 1595 legte er zu Harlem mit Mander eine Malerakademie an, und starb ebendaselbst 1638. Durch schönes Colorit, treue Nachahmung der Natur und richtige Zeichnung steht er groß da unter den Malern der niederländischen Schule. In den Galerien zu Dresden und Wien befinden sich einige seiner Werke.

Cornelius ist der Name eines vielverzweigten römischen Geschlechts. Berühmt sind die patricischen Familien dieses Namens, die sich durch die Zunamen Cinna (s. d.), Cethegus, Dolabella (s. d.), Lentulus (s. d.), Scipio (s. d.), von einander unter-

schieden. Eine der plebejischen Familien führte den Zunamen Balbus, eine andere keinen Zunamen. Auch der Geschichtsschreiber **Tacitus** (s. d.), gehörte einer plebejischen Familie des Cornelischen Geschlechts an.

Cornelius Nepos, s. **Nepos**.

Cornelius, Peter von, ein berühmter Historienmaler, einer der ersten Meister der neuern deutschen Malerei, geb. im Oct. 1787 zu Düsseldorf, erhielt von seinem Vater, dem als Inspector der Akademie zu Düsseldorf verstorbenen Aloys C., den ersten Unterricht, und bildete sich später auf der Akademie seiner Vaterstadt weiter aus. Schon früh zeigte der Jüngling geistige Selbständigkeit, indem er sich keiner Schule anschloß, sondern die Natur und die damals noch so oft verkannten Werke der älteren Meister zum Muster nahm. Besonders übte er sich im Zeichnen nach den Kupferblättern des Marc Anton; versuchte aber auch bald die eigene schöpferische Kraft, indem er bereits im 12. Jahre an der Kuppe der alten Kirche zu Neuß bei Düsseldorf, nach der Angabe des Professors Wallraf, eine große Wandmalerei, grau in grau, ausführte, die noch immer als eine sehr beachtenswerthe Arbeit erscheint. Im J. 1808 ging er nach Frankfurt am Main, wo er eine Reihenfolge von Zeichnungen zu Göthe's Faust entwarf, die, von Ruschewey gestochen, ihm zuerst die Anerkennung eines größern Publikums erwarben. Man bewunderte in denselben eine das Höchste versprechende Originalität, worüber sich auch Göthe in einem besondern Brief an den Künstler in warmer Anerkennung aussprach. Entscheidend für den Gang seiner künstlerischen Ausbildung war sein erster Aufenthalt in Rom, wohin er 1811 reiste. Im Verein mit dem ihm geistesverwandten Overbeck studirte er hier besonders die alten italienischen Meister, und veredelte seinen Geschmack durch Betrachtung der Werke eines Masaccio, Rafael und Buonarotti. Jetzt erst entwickelte sich seine großartige Eigenthümlichkeit, und eine rasche Reihenfolge classischer Werke stellte ihn gewissermaßen an die Spitze der neuern deutschen Kunst. Mit Overbeck, Ph. Veith und W. Schadow führte er in der Villa des preußischen Generalconsuls Bartholdy Darstellungen aus der Geschichte Josephs in Fresken aus, die die allgemeinste Bewunderung erregten, und erhielt den Auftrag des Marchese Massimi einem der 3 Säle seiner Villa zu Rom mit Darstellungen aus italienischen Dichtern zu schmücken. C. hatte Zeichnungen zu Dante's göttlicher Komödie geliefert, die er aber in Farben nicht ausführen konnte, da ihn der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern zur Darstellung eines großen mythologischen Cyclus nach München berief. Erst im Jahre 1831 gab C. jene Zeichnungen in lithographirten Umrissen heraus. Im J. 1819 verließ er Rom, um theils die neue Arbeit in München zu beginnen, theils das Directorium der Düsseldorfer Akademie zu übernehmen. Zwischen diesen beiden Orten blieb seine Thätigkeit getheilt, bis ihn 1825 der König von Bayern zum Director der Akademie in München berief. Von 1820 bis 1841 fertigte er in München jene kolossalen Arbeiten, welche seinen Namen für lange Zeit hin erhalten werden, zuerst die großen Freskomalereien der Festsäle der Glyptothek, die nach seinen Cartons, theils von ihm selbst, theils von Gehülfen ausgeführt wurden. Der Inhalt derselben ist die griechische Götter- und Heldensage; die Vorhalle enthält die Darstellung einiger Mythen des Hesiod, der eine Saal die Geschichte der Götter, der andere die Geschichte des trojanischen Kriegs. Dazwischen bewirkte C., daß sich auch die preußische Regierung für die Entstehung umfassender Kunstwerke im Rheinkreise interessirte, und so entstanden die schönen Freskomalereien im Assissensaal zu Koblenz und in der Aula der Universität Bonn. Auch Privatleute wie Graf Spaa, Baron Plessen u. A. machten ähnliche Bestellungen bei dem schon mit Ruhm genannten Künstler. In München selbst waren die oben genannten Arbeiten 1830 vollendet. An sie knüpfte sich ein zweites umfassendes Werk, die Darstellung aus der Geschichte der christlichen Offenbarung, welche die Wände und Gewölbe der zu diesem Zweck erbauten großen Ludwigskirche ausfüllen, und in tief symbolischer Anschauung von der Menschwerdung Christi bis zum Weltgericht durchgeführt sind. Einige Zeichnungen zu diesem Werke entwarf er auf seiner zweiten Reise nach Rom im J. 1830 und 1833, wie z. B. den Carton zum Weltgericht. Außerdem lieferte er die Zeichnungen zu den Freskomalereien im

Corridor zur Pinakothek, welche die Geschichte der neuern Kunst zum Gegenstande haben. Zu Ostern 1841 wurde er von dem König von Preußen nach Berlin gerufen, wo er bis jetzt nur die inhaltreiche Zeichnung zu dem Glaubensschilde gefertigt hat, den der König von Preußen zum Pathengeschenk für den Prinzen von Wales bestimmte. C. ist ein Geist, voll der größten dichterischen Fülle, und als solcher steht seiner Phantasie ein großer Reichthum der erhabensten Gestaltungen zu Gebote; die gemessenste Stylistik läßt ihn dabei nie die nöthigen künstlerischen Schranken überschreiten. Schon in Düsseldorf, noch mehr in München, sammelte um ihn sich eine zahlreiche Schule, die sich bemüht, in seinem Geiste fortzuarbeiten. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören A. Stürmer, Stilke, Kaulbach, Eberle, Hermann &c.

Cornet, von dem französischen Cornette, wurde früher der jüngste Offizier einer Cavalerieescadron genannt, der in gleichem Range mit dem Fähndrich bei der Infanterie stand; so wie Cornette ehedem bei den Franzosen die Standarten der leichten Reiterei genannt wurden. Weil jede Escadron eine solche besaß, so wurde der Ausdruck Cornette gleichbedeutend mit Escadron.

Corniani, Giovanbattista, Graf von, ein italienischer Literarhistoriker, geboren zu Orzi-Nuovi im Brescianischen 1742, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters durch seine Mutter und 2 Oheime eine sorgfältige Erziehung, und studirte seit 1759 in Mailand die Rechte, beschäftigte sich aber auch daneben mit Mathematik und der classischen Literatur der Alten. Wegen einiger poetischen Versuche wurde er Mitglied der Akademie der Trasformati, und setzte diese poetischen Versuche neben Studien über die Localgeschichte von Orzi-Nuovi auch nach seiner Rückkehr in seinen Geburtsort fort. So entstanden die zwei Operntexte „L'inganno felice“ und „Il matrimonio segreto“, die zuerst Papa für ein Privattheater in Brescia componirte; ferner die zwei Trauerspiele „Die Decemvirn“ (1774) und Darius in Babylon“. Schon früher war er Mitglied, dann Präsident der neu gegründeten Accademia di agricoltura geworden, und hatte vielfach als praktischer Jurist in Processen gewirkt. Später verwaltete er mehrere ritterliche hohe Posten; war zur Zeit der cisalpinischen Republik Beisitzer und einige Zeit Präsident des Cassationshofes, dann Mitarbeiter an dem Civilgesetzbuche für das Königreich Italien und Abgeordneter für den Provinzialcongreß in Mailand. Im J. 1807 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, ward Mitglied des dasigen Apellationshofes, und starb im October 1813, nachdem er schon früher von der Republik Venedig in den Grafenstand erhoben worden war. Sein Hauptwerk ist: „I Secoli della letteratura Italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato“ (9 Bde., Brescia 1804—13; 2. Ausg., 10 Bde., ebendas. 1817; neue Ausgabe von Stefano Ticozzi, Mail. 1832) ein Werk, das mit großem Beifall aufgenommen wurde, und sich neben dem älteren Werke Tiraboschi's und dem neuern Gingénés fortwährend in Gunst erhält.

Cornutus, d. i. gehörnt, daher in der Logik so viel wie Hörnerschluß (s. Dilemma), hieß zur Zeit des pennalistischen Gebrauchs der sogenannten Deposition auf den Universitäten der neu aufgenommene Student, wegen des Huts mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte. Bei den Studenten sind die Cornuten wohl ganz vergessen; aber bei den Buchdruckern, die diesen Gebrauch ebenfalls sehr früh annahmen, und bei denen er sich am längsten erhielt, ist er noch immer im Andenken.

Cornwallis, die südwestlichste Grafschaft Englands, mit dem Titel eines Herzogthums, wird von 3 Seiten vom atlantischen Ocean bespült, im Osten von der Grafschaft Devon begrenzt, und nimmt einen Flächenraum von 63 QM. ein. Eine Reihe von schwarzen, zerrissenen Felsenbergen durchstreicht die Grafschaft in ihrer ganzen Länge und dacht sich zu beiden Seiten nach dem Meere zu ab. Die höchsten Puncte sind Brown-Willy, Carraton-Hill und Cadon-Barrow; die äußersten Aussprünge das Cap Lizard und Landsend, die südwestlichen Vorgebirge Englands. Die Küsten sind sehr zerrissen, mit Klippen und Sandbänken bedeckt, die sie gegen die Wuth des Meeres schützen. Der Boden ist sandig und steinig; die niederen Gegenden sind mit Haide bedeckt, die höher gele-

genen haben eine schwache, vegetabilische Decke. Das Land wird von vielen kleinen Küstenflüssen bewässert, z. B. den Tamar, Loe, Fowey, Seaton, Hele 2c.; Binnenseen sind: der Loo-Pool, Dosmary und Gover. Das Klima ist veränderlich; in den tiefen Küstengegenden äußerst mild, mit einer mittleren Jahreswärme von 10° R. einer Winterwärme von $6^2/_3$°, so daß selbst die Myrthe im Freien überwintert, und die Pomeranze, der Wein, die Aprikose nur durch einfache Matten gegen den Einfluß des Winters geschützt zu werden braucht. Die höhern Bergebenen sind rauher. Die Fruchtbarkeit des Landes ist äußerst gering, und begünstigt weder den Ackerbau noch die Viehzucht, höchstens gedeiht auf den magern Wiesen die Schafzucht. Desto größer sind die Schätze des Mineralreichs, besonders in Kupfer und Zinn; doch wird auch Gold, Silber, Eisen, Blei, Kobalt, Antimonium, Braunstein, Galmei, Wismuth, Arsenik, Wolfram, Schiefer, Krystalle, Serpentin, Hornblende, Asbest, Seifenerde und Pfeifenerde gegraben. Der Reichthum an Zinn war schon im Alterthum bekannt und verschaffte ganz England davon den Namen der Zinninseln. Die reichsten Kupfergruben sind zwischen der Stadt Truro und dem Cap Landsend. Im J. 1831 gewann man 144,402 Tonnen Erz mit ungefähr 9% Metallertrag, die Tonne zu 700 Thlr. an Werth. Das gedachte Jahr brachte an Zinn 79,971 Centner, der Centner zu $25^1/_2$ Thlr. Der Bergbau beschäftigt ungefähr den vierten Theil der 341,300 E., denen die Fischerei noch einen andern Haupterwerb bietet. Die Hauptstadt ist Launceston, in dessen Nähe der Berg Hengston-Hill liegt, auf dem die sogenannten Cornwaller Diamanten gefunden werden, und wo die Zinngräber von C. und Devon alle 7 Jahre ihre Versammlungen zu halten pflegen. Falmouth ist rücksichtlich des natürlichen Schutzes der beste Hafen von ganz England; Helston ist der Mittelpunct des Bergbaues und Handels im Südwesten. Im Mittelalter hatte das Land seine eigenen Grafen aus altcymrischen Stamme, die 809 unter englische Hoheit kamen. Eduard III. erklärte seinen Thronerben zum Herzog von C., welcher Titel dem jedesmaligen Kronprinzen geblieben ist.

Cornwallis, Charles Mann, Marquis von, englischer Kriegs- und Staatsmann, geb. am 31. December 1738, trat früh in englische Kriegsdienste, und kämpfte unter dem Namen Lord Brome bereits rühmlich im 7jährigen Kriege in Deutschland. Nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er als Oberst in sein Vaterland zurück, und erhielt einen Sitz im Unterhause. Nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters trat er als Pair des Reichs in das Oberhaus, und bekämpfte häufig sehr nachdrücklich die Politik des Ministeriums, besonders in Bezug auf die Colonien. Demungeachtet schiffte er sich nach Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs mit seinem Regimente ein, wohnte dem vergeblichen Angriff auf Charlestown bei, half Newyork erobern, besetzte die Grafschaft Jersey, nahm 1780 Charlestown, und erfocht den blutigen Sieg über General Gates bei Cambden. Erfolgreich drang er in Virginien vor, wurde aber von Washington selbst bei Yorktown eingeschlossen, und mußte sich am 19. October 1781 mit 8000 Mann ergeben. Es entspann sich hierauf zwischen dem Obergeneral Clinton und C. ein heftiger Streit, indem Einer dem Andern die Niederlage zuschrieb, und Beide mußten nach London zurückkehren. Während der Friede zwischen England und Nordamerika abgeschlossen wurde, machte C. eine Reise nach Deutschland. Im J. 1786 wurde er als Generalgouverneur und Commandant der Truppen nach Ostindien gesandt. Gleich nach seiner Ankunft in Calcutta nahm er in der Civil- und Militärverwaltung durchgreifende Veränderungen vor, die zwar von mancher Seite mit Unwillen angesehen wurden, aber seinem Vaterlande das verlorene Vertrauen wieder erwarben. Der Krieg, der 1784 nur scheinbar beendet worden war, brach 1789 von Neuem wieder aus. Nachdem das Jahr 1790 unter einem unfruchtbaren Grenzkrieg hingegangen war, drang C. 1791 mit 2 Armeen in das Herz der Staaten des Sultans von Mysore ein, besiegte Tippoo Saib bei Bangalore, belagerte im folgenden Jahre Seringapatam, und nöthigte endlich den von allen Seiten bedrängten Sultan, sich zu unterwerfen, und der ostindischen Compagnie einen großen Theil seiner Besitzungen abzutreten. Bei dieser Gelegenheit zeigte C. eine seltene Uneigennützigkeit, indem er seinem Antheil an einer bedeutenden Kriegscontribution für Seringapatam entsagte. Im J. 1793

kehrte er nach England zurück, wo er mit den ausgezeichnetsten Ehren empfangen wurde. Im J. 1798 sandte ihn die Regierung als Vicekönig nach Irland. Er nahm die hier gelandeten Franzosen gefangen, unterdrückte den Aufruhr, und suchte mit Festigkeit, Klugheit und versöhnlichen Maßregeln, das unglückliche, von Parteien zerrissene Land zu beruhigen. Im J. 1801 unterhandelte er den Frieden mit Frankreich, und unterzeichnete 1802 den Vertrag von Amiens. Nach Abberufung des Marquis von Wellesley übernahm er 1804 abermals das Generalgouvernement von Ostindien, wo er die Angelegenheiten der Compagnie in der traurigsten Verwirrung fand. Im Begriff, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, überraschte ihn der Tod zu Gazepur in der Provinz Benares am 15. Octbr. desselben Jahres. C. war ebenso ausgezeichnet an Charakter wie als Krieger und Staatsmann. Die Strenge seiner Grundsätze und die Rechtlichkeit seiner Gesinnungen erwarben ihm die Liebe des Volks wie die Achtung seiner Krieger. Zu Madras, Bombay und Calcutta wurden ihm Denkmale errichtet, und das Parlament ließ ihm ein Monument in der Paulskirche zu London setzen. — William Mann, Graf von C., der Bruder des Vorigen, englischer Admiral, wurde am 25. Febr. 1744 geboren, und frühzeitig für den Seedienst bestimmt. Er diente bis zum J. 1765 mit Auszeichnung an den englischen Küsten gegen die Franzosen, focht als Commandant des „Löwen" in Amerika, besonders bei Jamaika gegen Lamothe Piquet, und wurde 1781 nach Ostindien geschickt, wo er unter dem Befehl des Admirals Hood wesentlich zur Eroberung der französischen Besitzungen beitrug. Nach der Wegnahme von Pondichery im J. 1793 ward er zum Admiral der weißen, bald darauf zum Viceadmiral der blauen Flagge ernannt, schlug am 23. Juni 1795 die französische Flotte in den indischen Gewässern, und erhielt darauf den Oberbefehl über die englische Seemacht in Ostindien. Hierauf kehrte er nach England zurück, und wollte in Folge von Intriguen sein Amt niederlegen. Er wurde vor ein Kriegsgericht gezogen, von diesem aber frei gesprochen, und trat 1799 wieder in den Dienst. Er wurde zum Admiral der blauen Flagge erhoben, und führte als solcher das Commando der englischen Flotte im Kanal bis zum Frieden von Amiens. Darauf trat er vom öffentlichen Dienst zurück, und starb am 5. Juni 1819.

Coronelli, Marco Vicentio, war Provinzial der Minoriten von Ungarn, und starb 1718 als General derselben. Ausgezeichnet als Mathematiker und Geograph, verfertigte er die größten und besten Erd- und Himmelsgloben seiner Zeit, besonders für Ludwig XIV., und die genauesten Landkarten. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten: „Roma antica e moderna", (Vened. 1716, Fol.); „Cronologia universale" (ebendas. 1707, Fol.); „Bibliotheca universale sacro-profana" (Vened. 1701, 28 Bde., Fol.); eine Encyclopädie von der aber nur 7 Bde. im Buchhandel erschienen sind, weswegen das vollständige Werk sehr selten ist.

Coroner, Coronator, Kronbeamter, eine Gerichtsperson in England, welcher, von den Freeholders der Grafschaft erwählt, das Geschäft hat, unter Beistand eines Geschwornengerichts gewaltsame oder plötzliche Todesfälle zu untersuchen, und zu entscheiden, ob dieselben wegen vorsätzlichen Mordes oder Ermordung durch Andere gerichtlich untersucht werden müssen. Er hat zu entscheiden, ob der Selbstmord aus Geistesverwirrung oder mit ruhiger Ueberlegung verübt worden sei. Im letztern Falle wird das Vermögen des Selbstmörders confiscirt, und derselbe erhält ein unehrliches Begräbniß. Verlor früher ein Mensch durch Nachlässigkeit von Seiten der Polizei das Leben, etwa durch einen Wagen oder durch ein Pferd, so ward der Gemeinde eine Geldstrafe auferlegt, und die Sachen, welche den Tod veranlaßt hatten, fielen nach dem Gesetze als Deodant dem Könige zu. Erst im J. 1846 wurde dieser Rest der Feudalzeit durch die Königin Victoria aufgehoben.

Corporationen, s. Körperschaften.

Corporationsacte, s. Testacte.

Corps, Corpus, Körper, Gesammtheit mehrerer Dinge oder Personen, welche durch eine gewisse Aehnlichkeit zusammengehören, so z. B. Jägercorps, Musikcorps u. s. w. So bezeichnet C. auch eine Anzahl Soldaten von verschiedenen Truppengattungen, oder aus

mehreren Abtheilungen (Bataillons u. s. w.) zusammengesetzt, welche unter eines Anführers Befehlen stehen, aber noch kein Heer bilden. — Ein Armeecorps, Corps d'Armée, ist eine Hauptabtheilung des ganzen Heeres. — Corps de Garde, die Soldaten, welche die Wache zu besorgen haben. — Reservecorps, welches während einer Schlacht im Rückhalte steht, um, wenn dieselbe verloren gehen sollte, den Soldaten zu Hülfe zu kommen. — Corps de bataille, das Centrum einer Schlachtlinie.

Corpulenz bedeutet die Zunahme des menschlichen Körpers, welche innerhalb der Grenzen der Gesundheit bleibt. Sehr selten geht sie von einem großen Volumen der Muskeln aus, sondern ist meistens in der Zunahme des unter der Haut liegenden Fettes begründet. Ein mäßiger Grad von Corpulenz (embonpoint), durch welchen die Zwischenräume der Muskeln und Knochen gleichmäßig ausgefüllt werden, giebt dem Körper ein angenehmes Ansehen, und ist, namentlich bei älteren Frauen, eher eine Bedingung der Schönheit, als daß sie derselben widerspräche.

Corpus heißt in der Buchdruckerkunst eine Schriftgattung, so genannt, weil das Corpus juris gewöhnlich mit dieser Schrift gedruckt wurde.

Corpus delicti, s. Thatbestand.

Corpus evangelicorum und C. catholicorum, die Gesammtheit der evangelischen und katholischen Reichsstände. Um sich gegen die Angriffe des Papstes und der katholischen Fürsten Deutschlands zu schützen, schlossen die evangelischen Fürsten unter sich Bündnisse, da sie wohl einsahen, daß sie nur vereint sich und ihren Glauben erhalten würden. Das erste Bündniß schlossen Sachsen und Hessen 1526 zu Torgau, und an sie schlossen sich die Grafen von Mansfeld, die Herzoge von Mecklenburg und Lüneburg, der Fürst von Anhalt, die Stadt Magdeburg und nach und nach die übrigen evangelischen Reichsstände. 1529 protestirten sie zu Speyer gegen den Reichsbeschluß, da dieser ihnen Verderben bringen mußte, und 1532 schlossen sie mit der katholischen Partei einen Vergleich. Dirigirender protestantischer Reichsstand war zuerst Kursachsen, späterhin trat der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz an die Spitze der Protestanten, und als dieser aller seiner Länder beraubt war, übernahm Schweden die Leitung der protestantischen Angelegenheiten, bis sie 1652 wieder an Kursachsen kam. Durch die Religionsveränderung Friedrich August I. und II. erhielt der Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium, bald darauf der Herzog von Sachsen-Weißenfels, später jedoch kam es wieder an Kursachsen, welches dasselbe durch seine Gesandten besorgen ließ, die vom geheimen Concilium zu Dresden abhingen. Das Directorium der katholischen Reichsstände führte der Kurfürst von Mainz.

Corpus juris, bedeutet überhaupt eine Sammlung von Gesetzen oder Rechtsbüchern. Vorzüglich versteht man aber darunter die Sammlung justinianeischer Rechtsbücher, die Institutionen, die Pandecten, den Codex Justinian's, die Novellen, wie sie seit dem 12. Jahrhunderte den italienischen Rechtslehrern bekannt wurden. Nach und nach waren den genannten Rechtsbüchern noch die Lehnsrechtssammlungen und neuern Kaisergesetze hinzugefügt; doch erhielten von allen diesen Rechtsvorschriften nur diejenigen in den europäischen, besonders auch in den deutschen Gerichten gesetzliche Kraft, welche von jenen Rechtslehrern glossirt worden waren (s. Römisches Recht). Das Ganze, dem später noch einige fremdartige Bestandtheile hinzugefügt wurden, bekam erst später den Titel corpus juris, den übrigens Dionysius Gothofredus zuerst gebraucht haben soll. Das Corp. jur. wurde civilis zum Unterschiede von jener Sammlung genannt, die auf ähnliche Weise später entstand, das päpstliche (kanonische Recht) enthielt, und daher die Benennung Corpus juris canonici empfing. Auch hier muß man das in der Mitte des 12. Jahrhunderts von Gratian aus älteren Concilienbeschlüssen und päpstlichen (auch den falschen pseudo-isidorischen) Decretalen zusammen getragene Werk, Decretum (concordantia discordantium canonum) genannt; ferner die auf Befehl Gregor IX. von Raimund von Peñaforte, um's Jahr 1234 in 5 Büchern später gesammelten päpstlichen Decretalen (mit extra sc. decretum bezeichnet und citirt), das 1298 von Bonifaz VIII. hinzugefügte 6. Buch (liber sextus) und die von Clemens V. dazu gebrachten Clementinen (s. d.), welche Sammlungen sämmtlich

das geschlossene Corpus juris canonici bilden, wohl von den Sammlungen unterscheiden, welche die spätern päpstlichen Decretalen enthalten, und unter dem Namen der Extravaganten (s. d.) in das Corpus juris mit aufgenommen wurden, allein keine gesetzliche Kraft erhielten (s. Kanonisches Recht). Ausgaben des Corpus juris civilis besorgten Beck (2 Bde., Leipz. 1825—37), der auch eine kleine Stereotypausgabe (Leipz. 1829—37) herausgab, und die Gebrüder Albert und Moritz Kriegel und nach deren Tode Herrmann und Ochsenbrügger (Leipz. 1836—41, 4.); eine kritische Ausgabe begann Schrader (Bd. I., Berl. 1832). Deutsche Uebersetzung lieferten Otto, Bruno Schilling und Sintenis (7 Bde., Leipz. 1830—33; 2. Aufl. 1839). — Die neueste Ausgabe des „Corpus juris canonici" lieferte Richter (Leipz. 1833—39, 4.), eine deutsche Uebersetzung Bruno Schilling und Sintenis (2 Bde., Leipz. 1835—39). Nach der eingangserwähnten, allgemeinen Bedeutung des Wortes giebt es auch ein „Corpus juris germanici antiqui" (von Georgisch), „juris feudalis" (von Senkenberg), „juris saxonici" u. s. w.

Correa de Serra, Joseph Franz, wurde im Jahre 1750 zu Serpa (portugies. Provinz Alemtejo) geboren, empfing in Rom und dann in Neapel seine Erziehung vom Abbate Genovesi, und studirte alsdann zu Rom die alten Sprachen und die Pflanzenkunde. Veranlaßt durch den Herzog von Foens kehrte er im 27. Jahre seines Alters in sein Vaterland zurück, und nahm an der Gründung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon mit Antheil, deren Secretär er wurde. Gemeinschaftlich mit dem Präsidenten, dem gedachten Herzoge, bewirkte er die Anlegung von naturhistorischen Sammlungen, Laboratorien u. s. w., und zeichnete sich fortwährend durch seine botanischen Untersuchungen aus. Allein Intoleranz nöthigte ihn, sein Vaterland 1786 zu verlassen, worauf er zu Paris mit dem Naturforscher Broussonet in ein inniges Freundschaftsverhältniß trat. Er konnte diesem Gleiches mit Gleichem vergelten, als er in sein Vaterland zurückgekehrt, den vor dem franz. Terrorismus fliehenden Broussonet aufnehmen und unterstützen konnte. Beide wurden von den französischen, Broussonet hassenden Emigranten als Freimaurer beim Glaubensgerichte angezeigt. C. ging nach London, wo ihn die königliche Akademie auf Banks Empfehlung zum Mitgliede aufnahm, als welches er mehrere Abhandlungen über naturgeschichtliche Gegenstände schrieb. Der portugies. Seeminister, Graf von Linhares, vermittelte es, daß C. Legationsrath bei der portugies. Gesandtschaft in London wurde, welche Stelle er nach dem Frieden von Amiens aufgab, und alsdann 11 Jahre zu Paris als correspondirendes Mitglied der dortigen Akademie lebte. 1813 verfolgte er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seine wissenschaftlichen Zwecke, und wurde 1816 portugies. bevollmächtigter Minister beim Congreß. Er starb 1827 zu Washington.

Correct, vom lat. corrigere, berichtigen, verbessern, bedeutet richtig, daher ist Correctheit Richtigkeit. Ist eine Rede oder Schrift den grammatischen Regeln angemessen, so hat sie grammatische Correctheit, entspricht sie den Regeln des Denkens, logische; ist sie den Regeln der Kunst oder den Forderungen des Geschmackes angemessen, so hat sie ästhetische Correctheit. Die Correctheit selbst besteht in dem Bestreben, in jeder äußeren Darstellung auch die kleinern Fehler, welche die Wirkung und den Eindruck des Ganzen stören würden, zu vertilgen. Der Künstler muß besonders auf Correctheit sehen, sein Gemüth muß von dem Gegenstande, den er darstellen will, innig ergriffen und durchdrungen sein, denn sonst schleichen sich Fehler ein, die, so unbedeutend sie auch sein mögen, doch dem Wohlgefallen am Ganzen Abbruch thun. Auch muß der Künstler nicht zu excentrisch sein, sondern Alles ruhig überlegen, und der nachbessernde Fleiß die eingeschlichenen Fehler entfernen, um das Werk correct zu machen. Daher verlangte schon Horaz vom Dichter, sein Werk neun Jahre für sich zu behalten (nonum prematur in annum). Uebrigens muß man aber auch nicht zu viel corrigiren, indem dadurch oft die ursprüngliche Kraft und die ursprünglichen Schönheiten eines Kunstwerkes verwischt und vermindert werden können, und ein zu ängstliches Streben nach Correctheit oft zur Pedanterie führt. Die C. dient hauptsächlich dazu, den affectirten Mysticismus, der sowohl in der Kunst als in der Wissenschaft herrschend geworden ist, zu vertilgen. Die größten Künstler

sind gewöhnlich die correctesten, dennoch aber können auch diese fehlen. Naturerzeugnisse nennt man in Beziehung auf die nachbildende Darstellung auch correct.

Correggio, Antonio da, wie er sich nach seinem Geburtsort Correggio im Gebiete von Modena nannte, hieß eigentlich Allegri, und wurde 1494 geboren. Von seinen ersten Lebensumständen ist wenig bekannt, doch sollte er studiren, wurde aber von seinem innern Drange den Studien entzogen, und der Kunst zugeführt. Unter dem Doctor Giambattista Lombardi trieb er mit Eifer Anatomie, und seine Verwandten Quirino und Lorenzo Allegri, waren wahrscheinlich seine ersten Lehrer in der Malerei. Andere machen ihn zu einem Schüler Montegna's. Die Sage, daß er einst beim Anblick eines Gemäldes von Rafael ausgerufen habe: „Anch' io sono pittore", läßt sich mit dem Umstande nicht gut vereinigen, daß C. niemals in Rom gewesen zu sein scheint, und in Parma und Modena, wo er sich einige Zeit aufhielt, damals kein Gemälde Rafaels war. Schon früh muß C. viel gearbeitet haben, ohne besondern Werth auf seine Gemälde zu legen. Darauf deutet die Sage, daß er eine Madonna gemalt habe, welche zu einem Wirthshausschild benutzt worden sei. Das Bild kam in Besitz der Königin Christine von Schweden, dann des Herzogs von Orleans und endlich nach England. Im J. 1511 floh C. vor der Pest nach Mantua. Nach seiner Rückkehr 1513 malte er aus Dankbarkeit das Bildniß seines Arztes (jetzt Eigenthum der Dresdner Galerie). Ein Jahr später malte er für den Hauptaltar der Kirche des heiligen Franz in seiner Vaterstadt ein Madonnenbild, das unter dem Namen „San Francesco" bekannt, und jetzt ebenfalls in der Dresdner Gallerie ist. Zu seinen frühsten Frescoarbeiten gehört der mit mythologischen Figuren ausgeschmückte Saal im Kloster S.-Paolo, und die kleine Gruppe in der Kirche des heiligen Johannes in Parma, die er 1518 begann, aber erst 1522 beendigte, weil Familienangelegenheiten, die ihn nach Correggio zurückriefen, seine Arbeiten unterbrachen; doch lieferte er unterdessen viele vortreffliche kleine Bilder, unter Andern „Apollo und Marsias", jetzt im Palast Litta in Mailand. In derselben Zeit entstand die sogenannte Zingara oder Zingarella (Zigeunerin), angeblich das Bild seiner Geliebten und ersten Gattin, als Madonna dargestellt, das wegen des orientalischen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen erhielt, und jetzt in Neapel ist. Je größere Anerkennung er fand, desto mehr wuchs sein schöpferisches Feuer, und da er den technischen Theil seiner Kunst vollkommen beherrschte, stellte er sich oft die schwierigsten Aufgaben. Die berühmte Grablegung in der Kirche zu Parma beendigte er 1524, malte dann für die Brüderschaft zu Modena das unter den Namen des heiligen Sebastian bekannte Altarblatt, gegenwärtig Eigenthum der Gallerie zu Dresden, und fertigte 1526 seinen heiligen Hieronymus, der manche Kunstfreunde damaliger Zeit zu solcher Bewunderung hinriß, daß sie sogar gegen Rafael ungerecht wurden. Hierauf führte er von 1526 bis 1530 die große Frescomalerei in der Kuppel des Domes zu Parma aus, eine Darstellung der Himmelfahrt Mariä, und da auch seine Erbschaftsangelegenheiten eine glückliche Wendung nahmen, so sah er sich im J. 1527 im Besitz eines kleinen Landgutes, unweit Geminiola, im Gebiete von Correggio. Der Krieg versetzte ihn aber von Neuem in Dürftigkeit, und nöthigte ihn, zu seiner Kunst zurück zu kehren. Er begann jetzt die Darstellung der Geburt Christi, bekannt unter dem Namen „der Nacht" (la notte di Correggio), worüber er schon 1522 den Contract abgeschlossen hatte. Dieses Bild, jetzt in der Dresdner Galerie, ward sein Hauptwerk, da der Tod seiner Gattin im J. 1529 sein Glück und seine Ruhe auf immer zerstörte. Zu seiner Zerstreuung ging er nach Modena im J. 1530, und malte hier für die Brüderschaft St. Pietro Martire das ebenfalls in Dresden befindliche Bild des heiligen Georg, und für den Herzog Federico Gonzaga von Mantua die beiden Gemälde Jo und Leda, die höchst merkwürdige Schicksale erlebten. Der Herzog schenkte sie Kaiser Karl V., der sie nach Prag bringen ließ, wo sie im 30jährigen Krieg den Schweden zur Beute wurden. Christine von Schweden nahm bei ihrer Thronentsagung die beiden Bilder mit nach Rom, und nachdem sie nach dem Tode der Königin durch mehrere Hände gegangen waren, kamen sie nach Paris, und in Besitz des Herzogs von Orleans (des Regenten), dessen Sohn die beiden Köpfe, der Jo sowohl als der Leda, so verführerisch fand,

daß er sie herausschneiden ließ, und das Uebrige zu verbrennen befahl. Letzteres geschah nicht, sondern die reizenden Gestalten wurden gerettet, und kamen, mit neuen Köpfen versehen, 1752 in den Besitz König Friedrich II. von Preußen. Früher eine lange Zeit eine Zierde der Gallerie von Sanssouci, schmücken sie jetzt das Berliner Museum, und die neuere Restauration beider Köpfe durch Schlesinger ist so glücklich gerathen, daß man sie fast für Originale halten kann. C.'s letztes Werk ist die 1533 gemalte büßende Magdalena, jetzt ebenfalls in Dresden. Er starb, von Wohlstand umgeben, und von seinen Zeitgenossen geehrt und bewundert, am 5. März 1534. Was man von seiner großen Dürftigkeit und der Ursache von seinem frühen Tode gefabelt hat, ist schon längst widerlegt. Wohl war er nie nach Rom gekommen, aber daß er, ohne jene Antiken und die Meisterwerke der vorigen Künstler gesehen zu haben, durch eigene Kraft ein Muster der nach ihm lebenden ward, macht ihn der Bewunderung um so würdiger. Besonders wird man stets 3 Eigenschaften an ihm bewundern: Grazie, Harmonie und Führung des Pinsels. In den Bewegungen, seiner Figuren ist eine eigene Anmuth, in ihrem Ausdruck eine Lieblichkeit, die mit unbeschreiblichem Reiz das Gemüth fesselt. Abhold allem Rauhen und Harten, sucht C. durch einen milden, fast weiblichen Ausdruck den Sinn zu gewinnen, was ihm durch seine Kenntniß der Harmonie der Farben, deren Schöpfer man ihm nennen kann, vorzüglich gelang. Unübertrefflich ist er im Halbdunkel, d. h. in der ästhetischen Vertheilung des Lichts, in der Geschicklichkeit, seinen Figuren Rundung zu geben, und sie vor- und zurücktreten zu lassen, worin sich auch später die ganze lombardische Schule auszeichnet, deren Haupt er genannt wird. Bei seinem Faltenwurf berücksichtigte er weniger die genaue Wahrheit, sondern berechnete vielmehr Alles auf die Wirkung des Helldunkels. Mit großer Geschicklichkeit wußte er aus einer schönen Farbe durch Halbtinte in die andere überzugehen, und strebte besonders dahin, den Hauptgegenstand möglichst hervor zu heben. Vergl. Pugileoni „Memorie istoriche di Ant. Allegri detto il C.“ (3 Bde., Parma 1817).

Corregidor, ein Polizeirichter, ein Präsident des Stadtraths oder überhaupt eine Magistratsperson in Spanien und Portugal.

Correspondirende Höhen heißen in der Astronomie die gleichen Höhen, welche ein Himmelskörper in zwei Zeiten hat und von denen er zur Zeit seiner Culmination gleich weit entfernt ist. Sie sind meistens ein Mittel, die Urzeit des wahren Mittags zu bestimmen; denn da die Höhen jedes Gestirns in gleich großen Entfernungen von dem Meridian auch gleich groß sind, so fällt die Zeit des Mittags in die Mitte zwischen zwei solchen gleichen Höhen der Sonne. Früher war diese Art der Beobachtung der correspondirenden Höhen fast im allgemeinen Gebrauch bei den Astronomen, jetzt wo man durch die Anwendung der Passageninstrumente, die Mittagslinie und somit die größte Höhe der Gestirne ohne Berechnung erhält, wird sie seltener gebraucht, da sie Zeit raubend ist, zu sehr von der Witterung und anderen äußeren Umständen abhängt und doch nicht die höchste Sicherheit gewährt.

Corrèze, Fluß in Frankreich, entspringt bei Egleton, fällt nach einem Laufe von 6 Meilen in die Vezère und giebt dem Departement C. den Namen. Das Departement C. liegt zwischen dem Departement Dordogne, Obervienne, Creuse, Puy de Dôme, Cantal und Lot, umfaßt 105 □M. mit 285,000 Einw. und wird von unfruchtbaren Gebirgsketten durchschnitten, welche den Flüssen Vienne, Diège, C. und Vezère den Ursprung geben. Der Boden, zwar felsig und steinig, ist doch in den südlichen Thälern zum Wein-, Obst- und Getreidebau geeignet. Die Einw. sind noch sehr ungebildet, selbst den Ackerbau verstehen sie nicht; daher liegt wenigstens $1/_3$ des Landes unangebaut. Die Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht ist sehr ansehnlich, jedoch war die letztere vor der Revolution viel besser. Der Bergbau erstreckt sich bloß auf Eisen- und Steinkohlen. Die Industrie ist unbedeutend. Alle Straßen der Provinz sind in einem höchst erbärmlichen Zustande, mit Ausnahme der einzigen Straße, welche von Paris nach Toulouse führt und die Provinz durchschneidet. Das Departement ist in 3 Bezirke getheilt: Tulle, Brive und Ussel.

Tulle, die Hauptstadt an der C., hat 1100 Häuser mit 8000 Einw. Die schlechte Bauart macht die Stadt ganz unscheinbar.

Corridor heißt der Gang zwischen mehreren Zimmern, auf welchen jedes derselben einen eigenen Ausgang hat. Er ist besonders in öffentlichen Gebäuden, wo einzelne Zimmer von einzelnen Personen bewohnt werden, z. B. in Krankenhäusern, Gefängnissen, Casernen, Gasthöfen, 2c. nöthig um den Verkehr zwischen den verschiedenen Räumen herzustellen. Man unterscheidet Mittelcorridore, an denen zu beiden Seiten Zimmer liegen und Seitencorridore, die nur an einer Seite Zimmerreihen haben. Bei Anlage der C. ist besonders auf Licht und Luft zu sehen. Bei Anlage der Corridorwände bringt man gewöhnlich die Ofenheizungen und bei Luftheizungen die Wärmeröhren an.

Corrodi, Heinrich, ein scharfsinniger und aufgeklärter theologischer Schriftsteller des 18. Jahrh., geboren zu Zürich am 31. Juli 1752, erhielt von seinem Vater, der daselbst Prediger war, eine so engherzige pietistische Erziehung, daß seine geistigen Fähigkeiten sich erst später entwickelten. Erst durch Platner's Vorlesungen in Leipzig, die er seit 1773 besuchte, und durch den vertrauten Umgang mit Semler in Halle gewann sein Geist eine freiere Richtung. Nach Beendigung seiner Studien ging er wieder nach Zürich zurück, wurde daselbst 1786 Professor der Moral und des Naturrechts am Gymnasium und starb daselbst am 14. Sept. 1793. In seinen Schriften, die er meist ohne Namen erscheinen ließ, kämpfte er gegen Aberglauben und religiöse Schwärmerei. Besonders zu erwähnen sind unter ihnen: „Kritische Geschichte des Chiliasmus" (2 Bde., Frankf. und Lpz. 1781—83; 2. Aufl., 4 Bde. 1794), „Beiträge zum vernünftigen Denken" (18 Hfte, Winterthur 1784—94), „Versuch einer Beleuchtung der Geschichte des jüdischen und christlichen Bibelkanons" (2 Bde., Lpz. 1792).

Corsica, Insel im mittelländischen Meere von 178, nach Andern 159 QM. mit 225,900 Einw., ist 23 Meilen lang und 10 bis 11 Meilen breit, und wird durch die Meerenge von Bonifacio von Sardinien getrennt. Von Norden nach Süden durchschneidet die Insel ein Gebirge, welches sich in zwei Theile theilt; die höchsten Puncte sind auf demselben der Monte Rotondo von 8600 F., der Monte Cinto von 8000 F. und der Monte Cordo von 7750 F.; nach der Meeresküste verflachen sich größtentheils die Berge, während nur wenige sich in Vorgebirge endigen. Die Westküste ist von vielen Meerbusen durchschnitten und felsig; daher findet man hier weniger Ebenen, als auf der Ostküste. C. wird von sehr vielen Flüssen durchströmt, welche nur beim Eintritte der Regenzeit und beim Schmelzen des Schnees einige Bedeutung erhalten und fast alle im Centralgebirge entspringen. Unter ihnen sind zu bemerken der Golo, der aus dem Ino-See entspringt und einen Lauf von 15 Meilen zurücklegt; der Travignano, Fiumalto, Fiumorbo; vom westlichen Abhange des Gebirges fließen der Liamone, Gravona, der Valinco. Seen sind Ino, wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulcan's, und Greno, welche auf dem Monte Rotondo liegen; als Strandsee ist der Biguglia zu erwähnen. Das Klima ist mild und wegen der Seewinde sehr angenehm; die Luft gesund, außer im Osten, wo viele still stehende und daher faulende Wasser der Gesundheit nachtheilig werden. Der Boden ist felsig und macht an manchen Stellen die Bearbeitung unmöglich; dagegen sind die Thäler und Ebenen sehr reich an Producten; nur sollte man mehr Sorgfalt auf die Bebauung des culturfähigen Landes wenden, von welchem oft große Strecken unangebaut liegen. Bei der gänzlichen Vernachlässigung des Ackerbaus trägt der Boden doch hinreichendes Getreide, worunter sich Weizen und Gerste vorzüglich auszeichnen. Andere Producte sind: Hanf, Flachs, Tabak, Indigo, Kaffee, Zuckerrohr, Oliven-, Kastanien-, Pomeranzen- und Citronenbäume, große Waldungen von Laub- und Nadelholz; vorzüglich gedeihet hier, trotz seiner schlechten Behandlung, der Wein. Im Mineralreiche findet man Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Alaun, Jaspis u. a.; im Thierreiche Pferde, feurige und schnelle Esel, Maulesel, Rindvieh, Schafe, Schweine, Wildpret, Fische; besonders Thunfische, Sardellen und Austern; mit Korallenfang geben sich die Eingebornen wenig ab, sie überlassen lieber den großen Gewinn den Sardiniern und Neapolitanern, welche 1827 gegen 140 Centner Ko-

rallen zusammenbrachten. Die Einw. stehen auf einer tiefen Stufe der Cultur, sprechen ein verdorbenes Italienisch und leben ganz einfach. Empfänglichkeit für Beredtsamkeit, Dichtkunst und Musik ist bei ihnen nicht zu verkennen. Die Corsen sind gastfrei, arbeitscheu, stolz, kriegerisch; ein immerwährender Zwist findet unter den einzelnen Familien statt und Mord und Räubereien sind nicht selten. Kunstfleiß beschränkt sich nur auf wenige Eisenarbeiten. Obgleich die Insel für den Handel sehr geeignet und auf der Westküste mit den vortrefflichsten Häfen versehen ist, so denken doch die Corsen nicht daran, diese Vortheile zu benutzen. Auf C. giebt es nur eine gut angelegte Straße, welche sich 22 Meilen erstreckt. Die übrigen Wege sind blos für Maulthiere gangbar. C. besteht aus folgenden 5 Departements: 1) Ajaccio, 2) Bastia, 3) Calvi, 4) Corte, 5) Sartene. Auf der Westküste liegt Ajaccio (s. d.), die Hauptstadt der Insel, Vico, nördlich von Ajaccio, wichtig wegen der neuerlich nach den berühmten Bädern von St. Antonio de Guagno angelegten Straße und der heißen Mineralquellen. Die Städte Calvi, Ile de Rousse und Saint Florent haben vortreffliche Häfen. Die größte Stadt der Insel ist Bastia (s. d.), andere Städte sind: Porto Vecchio, San Bonifacio an der Meerenge gleichen Namens mit guten Häfen versehen; Corte von hohen Felsen eingeschlossen, mit einem festen Schlosse; beim Dorfe Fiumorbo finden sich warme Bäder und bei Stazzona die berühmten Mineralwasser von Orezza.

Vor den punischen Kriegen waren die Karthaginenser Herren der Insel, welche ihnen treuloser Weise von den Römern entrissen wurde. Gegen den Druck der römischen Statthalter empörten sich die Corsen, wurden aber nach blutigen Kämpfen endlich ganz bezwungen, nachdem ein großer Theil der Einwohner umgekommen war. Marius, dann Sulla legten auf der Ostküste römische Colonien an und unter den Kaisern zählte die Insel 33 ummauerte, zum Theil durch Handel blühende Städte. Dieser Wohlstand verschwand während der Völkerwanderung, namentlich durch die Einfälle der Vandalen, die sich seit 470 darauf festsetzten und die Insel systematisch plünderten. Belisar eroberte C. für den griechischen Kaiser 533. Seitdem stand die Insel abwechselnd unter der Herrschaft der griechischen Kaiser und der Gothen, kam 754 in Besitz der Franken und nach dem es seit 806 unter dem Einfällen der Araber zu leiden gehabt hatte, 850 in die Hände der Letztern, die es bis 1020 behielten. Darauf eroberten die Pisaner die Insel und blieben in ihrem Besitz, bis sie selbst von den Genuesern unterjocht wurden 1284, worauf auch C. an Genua abgetreten wurde. Doch wie sich die Corsen schon unter der Herrschaft der Pisaner gegen den Druck des Lehnsadels erhoben hatten, so lehnten sie sich auch gegen die Herrschaft der Genueser auf. Fortdauernde Fehden bezeichnen die Geschichte des Landes, bis endlich 1729 ein Aufstand der Corsen gegen Genua ausbrach, zu dessen Unterdrückung dieses 1730 sogar ein kaiserliches Hülfsheer herbeirief. Nur für kurze Zeit wurde er dadurch unterdrückt, denn 1736 hatte der Baron von Neuhof (s. d.), solches Ansehen unter den Corsen erlangt, daß sie ihn zu ihrem König ausriefen. Genua bat 1738 Frankreich um Hülfe und König Theodor sah sich genöthigt noch vor Ankunft der französischen Truppen die Insel zu verlassen. Sobald die Franzosen Corsica geräumt hatten, brach ein neuer Aufstand 1741 aus. Der corsische Senat ernannte 1755 Pasquale Paoli (s. d.) zum General und dieser wußte seinen Widerstand so klug zu leiten, daß die Genueser trotz der französischen Hülfe 1764 nur noch einige Seestädte und die Hauptstadt Bastia im Besitz hatten. Hierauf überließ Genua im Vertrag von Compiegne die Insel gänzlich an Frankreich, da es an der Bezwingung der Corsen verzweifelte. Auch dieses konnte anfangs nur wenig ausrichten, bis es endlich eine Armee von 30,000 Mann unter Marschall de Vaux gegen sie schickte und Paoli bei der Zügellosigkeit der Corsen genöthigt ward, nach England zu flüchten. Erst 1774 wurde die Unterwerfung C.'s vollendet. Während der französischen Revolution trat C. als ein besonderes Departement in die Verbindung des gesammten Frankreichs ein und sandte seine Deputirten in den Convent. Auch Paoli kehrte in sein Vaterland zurück. Als er aber während der Schreckensregierung nach Paris gerufen wurde, wo er seinem Tode entgegensah, rief er das Volk unter das Banner des alten corsischen Wappens (ein Mohren-

kopf) und forderte es zur Vertreibung der Franzosen auf. Am 18. Febr. 1794 landete eine englische Flotte, welche den Corsen den Sieg verschaffte. Diese unterwarfen sich den Engländern, C. wurde zum Königreiche erklärt und stand als solches bis 1796 unter britischem Schutze. Doch ein großer Theil des Volks war den Engländern abgeneigt, die französische Partei fand durch die Bemühungen des General Gentili immer größern Anhang und als die Franzosen im Oct. 1796 von Livorno aus landeten, mußten die Engländer noch in demselben Jahre die Insel räumen. Seitdem blieb C. bei Frankreich und ist in der Kammer durch zwei Deputirte vertreten. Vgl. Filippini „Historia di C." (Turnone 1594, 4; 2. Aufl. mit den Fortsetzungen bis 1769, von Gregorj, 5 Bde., Pisa 1828—32); Stephanopoli „Histoire de la colonie greeque en C," (Par. 1827) und Sevisteri „Statistica dell' isola di C." (Flor. 1835).

Corso, die schönste Straße Roms, welche von dem Wettrennen der Pferde an den Carnevalsabenden ihren Namen erhalten hat, ist 3500 Schritte lang und an beiden Seiten mit prachtvollen Gebäuden geziert. Vorzüglich besucht wird der C. an Sonn- und Festtagen, wo sich hier die ganze vornehme Welt am Spazierenfahren ergötzt, und durch ihre Pracht viele Fußgänger herbeiführt. Auch in anderen Städten Italiens findet dieses Beispiel Nachahmung, besonders in Florenz, wo ebenfalls ein vortrefflicher C. angelegt ist.

Cortes kommt her vom spanischen corte, d. i. Hof, Residenz, synonym mit Gutsbesitz und Landstandschaft. Es wurde daher die ehemalige Ständeversammlung in Spanien und Portugal mit diesem Worte bezeichnet. In Aragon, wo sich die ständische Verfassung frühzeitig eigenthümlich ausbildete, hatte die Ständeversammlung bedeutende Vorrechte und der Bürgerstand früher Sitz und Stimme als in Castilien. Ein von den Ständen ernannter Richter el Justicia entschied in den Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Ständen und hielt die königliche Gewalt in verfassungsmäßige Schranken. In Castilien waren die Rechte der Stände weniger ausgebildet und namentlich die Vorrechte des Bürgerstandes geringer als in Aragon. Nach der Vereinigung Castiliens und Aragons machte sich schon Ferdinand von Aragon und Isabella von den C. unabhängiger; Karl V. hob die Versammlung 1538 wegen Verweigerung von Steuern auf, und nur die Abgeordneten von 18 Ständen wurden zur Bewilligung neuer Auflagen zusammenberufen. Nachdem Philipp II. die Vorrechte der aragonischen Stände eingeschränkt hatte, verloren durch Philipp V. die Provinzen, welche es mit der österreichischen Partei während des spanischen Erbfolgekrieges gehalten hatten, ihre übrigen Freiheiten. Nur bei Huldigungen oder bei Thronfolgeangelegenheiten wurden diese alten Stände (auch cortes por estamientos genannt) zusammen berufen. Am 15. Juni 1808 rief Napoleon eine Junta der Cortes nach Bayonne, welche eine Constitution annahm, wonach die C. aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 Abgeordneten aus dem Volke gebildet werden sollten. — Die C. erschienen in Portugal zuerst 1143 auf dem Reichstage zu Lamego. Vergl. über ihre neuere Geschichte Spanien und Portugal.

Cortez, Fernando, der bekannte Eroberer Mexicos, ward im Jahre 1485 zu Medelin in Estremadura geboren, widmete sich zu Salamanca den Rechten, trat zu dem Kriegsdienste über, kämpfte in Italien und begleitete 1504 Velasquez, den Statthalter von Cuba, nach Westindien. Als Befehlshaber einer Flotte von 10 Schiffen mit 600 Spaniern, 18 Pferden und 14 Geschützen, die zu einer Entdeckungsreise ausgerüstet wurde, landete er im mexicanischen Meerbusen und betrat selbst am 18. November 1519 die Hauptstadt dieses Landes. Der damalige Kaiser Montezuma, welchem durch eine Weissagung verkündet worden, daß sein Reich durch Männer von Osten kommend, zerstört werden würde, unterwarf sich ohne Widerstand den Fremdlingen, und das Volk selbst vergaß über dem Wunderbaren, welches das Erscheinen der Europäer in seinen Augen hatte, an die Freiheit zu denken, der es verlustig werden sollte. Dieser Zustand der Betäubung dauerte indessen nicht lange, Montezuma ließ C. unvermuthet angreifen, wurde aber besiegt, gerieth in Gefangenschaft und mußte die Oberherrschaft Karl's V. anerkennen und Tribut entrichten. Von dieser

Zeit an begannen alle die Gräuelscenen, welche die Geschichte zur ewigen Schande der Spanier aufgezeichnet hat, und welche mit der fast völligen Ausrottung der Urbewohner Mexico's endigten. Während C. die Mexicaner bezwungen, erweckten seine großen Erfolge bei Velasquez Eifersucht, und eine Expedition von 18 Schiffen, 800 Mann, 80 Pferden und 12 Kanonen ward in der Absicht abgesendet, ihn gefangen zurückschicken und seine Eroberungen in Besitz zu nehmen. C. war indessen eben so muthig als verschlagen, und theils durch List, theils durch Gewalt wußte er das gegen ihn abgesandte Corps auf seine Seite zu bringen. Die Abwesenheit ihres Ueberwinders benutzend, hatten die Mexicaner sich unterdessen empört. Alle Versuche, den Aufstand zu stillen, waren vergeblich. Montezuma selbst, in den Händen seines Siegers, und von diesem gebraucht, das Volk zu beruhigen, wurde getödtet und C. gezwungen, die Stadt zu verlassen. Ein eben so geschickter Feldherr als kluger Staatsmann, hatte er früher schon mit mehreren, den Mexicanern feindlich gesinnten Stämmen, Bündnisse geschlossen. Zu einem derselben, den Tlaskalanern, nahm er jetzt seine Zuflucht, und brach verstärkt durch diese den 28. Dec. 1520 abermals gegen Mexico auf, besiegte Guatimozin, den neugewählten Kaiser und Neffen des Vorigen, und bekam den 21. April 1521 die Stadt selbst in seine Gewalt. Zur Belohnung für seine Thaten ertheilte ihm Karl V. die Statthalterschaft über Neu-Spanien und das Thal Guara als Marquisat. Mexico wurde neu aufgebaut, allein die unerhörten Grausamkeiten waren Ursache, daß C. sich mehrmals vor der Audiencia, dem obersten Gerichtshofe in Neu-Spanien, stellen mußte. Diesen lästigen Commissionen zu entgehen, schiffte er sich im Jahre 1528 selbst nach Spanien ein, ward dort mit Auszeichnung empfangen und mit Ehrenbezeigungen überhäuft, konnte aber seine Absicht, die unumschränkte Gewalt über die eroberten Länder zu erlangen, nicht erreichen und im Jahre 1530 wurde ihm sogar ein Vicekönig zur Seite gesetzt, und nur der Befehl über das Heer und die Vollmacht, neue Eroberungen zu machen, ertheilt. Bei einer seiner Unternehmungen entdeckte er 1536 Californien, reiste, um neue Unterstützung zu bekommen, 1540 abermals nach Spanien, fand aber eine so kalte Aufnahme, daß er sich auf ein Landgut bei Sevilla zurückzog, wo er im Jahre 1554 starb. — C. gehört zu jenen großen Männern, welche unsere Bewunderung verdienen, war aber eben so grausam und treulos, als unternehmend und staatsklug.

Cortona, Pietro da, eigentlich Berettini, italienischer Maler und Baumeister, geb. 1596 zu Cortona, zeigte anfangs keine besondern Talente. Erst später entwickelten sich diese schnell und auf eine bedeutende Weise. Seine Geschicklichkeit, große Räume mit einer außerordentlichen Figurenfülle im glänzendsten Farbenschmucke auf eine das Auge blendende Weise zu bedecken und die Schnelligkeit mit der er den gewaltigsten Ansprüchen entsprach, erwarb ihm einen außerordentlichen Ruf und zahlreiche Aufträge in- und außerhalb Roms und des Kirchenstaats. Als sein Meisterwerk gilt das große allegorische Deckengemälde im Palast Barberini zu Rom. Nur wirft man ihm Gedankenarmuth, Mangel an schöpferischer Phantasie, lebensvoller Durchbildung und Gemeinheit des Stils vor. Er starb 1669. Er war unter den italienischen Künstlern Derjenige, der nach den Reformen, welche die Carracci und deren Schule hervorgebracht hatten, den neuen und tiefen Verfall der italienischen Malerei herbeiführte. Seine zahlreichen Nachfolger, gewöhnlich Cortonisten genannt, verbreiteten die oberflächliche Weise der Darstellung, der er sich hingegeben, auf alle Weise.

Coruña (Magnus Portus), Stadt auf der Nordwestküste der spanischen Provinz Galicien, Sitz eines Generalcapitäns, Seeconsulats und Handelsgerichts, hat 2 Landthore, 6 Pfarrkirchen, 4 Klöster, 1 Citadelle, 1500 H. mit 15,000 Einw. Der Hafen, welcher durch die Forts St. Martin und Sta. Cruz gesichert wird, hat die Gestalt eines Halbmondes. Das Fort St. Anton liegt in der Bai auf einem hervorragenden Felsen, und wird bisweilen zum Staatsgefängnisse gebraucht. In der Stadt findet sich eine Wasserleitung, mehrere Manufacturen; sie treibt starke Fischerei und beträchtlichen Handel. Jeden Monat segelt von hier ein Packetboot nach der Havanna und alle 2 Monate geht eins nach Buenos Ayres. Der Name C. soll von dem lateinischen Worte Columna (Säule) herkommen, in

Bezug auf den großen Leuchtthurm unweit der Stadt, dessen Flammen 15 Meilen weit gesehen werden. Die Entstehung desselben soll sich aus der Zeit der Phönicier herschreiben; die Römer weiheten ihn nach einer Ausbesserung dem Mars, wie die an ihm angebrachte Inschrift bezeugt. In der Nähe C's. liegt ein wichtiger Jaspisbruch. Im Jahre 1809 fiel hier eine Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen vor, in welcher der englische General Moore das Leben verlor. C. gegenüber liegt der Kriegshafen Ferrol mit 20,000 Einwohnern.

Corvette heißt im Allgemeinen jedes Kriegsschiff, das weniger als 20 Kanonen führt; im Besondern aber ein kleines schnellsegelndes Kriegsschiff von 16 bis 18 Kanonen, das besonders zum Einziehen von Nachrichten, zum Kundschaften und überhaupt bei solchen Gelegenheiten gebraucht wird, wo es mehr auf Schnelligkeit und Gewandheit als auf Waffengewalt ankommt.

Cos oder **Coß**, auch **Regel Coß**, hieß bei den älteren Arithmethikern lange Zeit die Algebra (s. d.) und Cossisten die dieser Rechnung Kundigen. Der Name kommt aus dem italienischen, indem die Italiener, welche die Algebra zuerst in Europa einführten, diese Rechnung arte oder regola della cosa nannten, da cosa bei ihnen der technische Ausdruck für Größe oder Wurzel einer Gleichung ist.

Cosecante, ist ein technischer Ausdruck der Trigonometrie und wurde mit den Namen Cosinus (s. d.) und Cotangente (s. d.) von dem 1626 gestorbenen englischen Mathematiker Edmund Gunter eingeführt. Die Cosecante eines Bogens oder Winkels ist die Secante des Complements dieses Bogens oder Winkels.

Cosel, Gräfin von, leitete ihren Ursprung aus dem holsteinischen Hause von Brocksdorf her, und war eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit. Gefesselt durch diese Eigenschaften, wählte sie der sächsische Cabinetsminister von Hoymb zu seiner Gemahlin, und zwar zu Wolfenbüttel, wo sie die Stelle einer Ehrendame bei der Gemahlin des Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel versah. Hoymb ließ aus Eifersucht seine schöne Gemahlin anfangs nicht an den damals so üppigen sächsischen Hof kommen, konnte aber dies nicht verhindern, als er die Reize derselben mit glühenden Farben dem Könige August II. im fröhlichen Weinrausche geschildert hatte. Die Hoymb kam nach Dresden, entzückte den üppigen Monarchen, wurde von ihrem Gemahle geschieden und als Madame de Cosel später vom Kaiser zur Reichsgräfin erhoben. Sie war es, welche den veränderlichen August am längsten zu fesseln verstand; aber ihm auch (oder vielmehr dem Lande) die größten Summen kostete, wovon allein die Erinnerung an den ihr erbauten Palast in Dresden (den sogenannten cosel'schen) hinreichend zeugt. Während der 9 Jahre, in denen sie des Königs Gunst genoß, übte sie eine bedeutende Gewalt über ihn aus, wenn er sie schon nicht achtete. Ihre Herrsch- und Eifersucht kannte fast keine Grenzen. Sie stürzte den Grafen von Beichling, wurde aber selbst von Egon von Fürstenberg und dem Grafen Flemming gestürzt. Als sie im J. 1716 aus eifersüchtigem Verdachte gegen die Gräfin von Dönhof, auf die man inzwischen die Gunst des Königs zu lenken gewußt hatte, den König in Warschau zu überraschen gedachte, ward sie an der schlesischen Grenze durch ein Militärcommando zurückgewiesen, und nach mancherlei Irrfahrten auf August's Befehl zu Halle verhaftet und in die Festung Stolpen zur Haft gebracht. Ihre Feinde sollen ihre rachsüchtigen Aeußerungen gegen den König demselben überbracht haben. Zu Stolpen lebte die C. mehr denn 40 Jahre in Gefangenschaft. Umsonst schrieb sie häufig an den König; dieser warf zuletzt die Briefe ins Feuer, wollte aber, wie er sich ausdrückte, der Gräfin den unschuldigen Zeitvertreib in ihrer Langweile nicht nehmen. Kaum konnte die Gräfin, als August 1727 nach Stolpen kam, einen stummen und leichten Gruß von ihm erhalten. Dessenungeachtet zerfloß sie bei der Nachricht von August's Tode fast in Thränen. Damals war es, wo man ihr größere Freiheit gestatten wollte; doch an ihr Gefängniß gewöhnt, verließ sie dasselbe nicht, und fuhr fort, in demselben ihre bedeutende Pension zu beziehen, welche ihr auch Friedrich II., während der Occupation Sachsens, wenn schon in Ephraimiten, auszahlen ließ, mit welcher verrufenen Münze die C. die Tapeten ihres Zimmers benagelte.

Keineswegs legte aber die gedemüthigte Frau in der langen Gefangenschaft ihren Stolz ab, so daß sie den in Stolpen mitunter weilenden fürstlichen Personen ihren gnädigen Gruß vermelden ließ. Unwahrscheinlich ist die Sage, daß sie kurz vor ihrem Ende die jüdische Religion angenommen habe, wozu ihr häufiger Verkehr mit Juden Veranlassung geben mochte. Sie starb 1759 als 80jährige Frau, und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. — Zur Zeit ihrer Macht hatte der König die sogenannten cosel'schen Species und Gulden mit dem vereinigten königlichen und cosel'schen Wappen prägen lassen. Im Polster ihres Leibstuhles fand man 40 derselben, welche sie aus Eitelkeit gesammelt hatte. — Ihr Sohn, Friedrich August, Graf von C., den sie dem König geboren, war General der Infanterie, Commandant der Garde du Corps und starb 1770 zu Sabor in Schlesien; eine Tochter, Auguste Constanze, heirathete den Oberkammerherrn von Friesen, die zweite Friederike Alexandrine, den polnischen Großschatzmeister Grafen Moschinsky.

Cosenza, die Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, liegt in einem schönen und blühenden Thale am Crati und Pusento, ist Sitz eines Erzbischofs, eines Criminal- und Civilobergerichts und hat eine Kathedrale, mehrere andere Klöster und Kirchen, ein königliches Collegium, ein Findelhaus, ein schön gelegenes Schloß und 8000 Einw., die Handel mit Seide, Oel, Wein, Hanf, Thon, mit irdenen, eisernen und Stahlwaaren treiben. In der Nähe der Stadt liegen 366 Weiler mit 24,000 Einw. Im Alterthum war C. als Hauptstadt von Bruttium bedeutend; im 11. Jahrh. ward das Erzbisthum gestiftet. Die Stadt wurde auch durch Erdbeben verwüstet, besonders 1638. Im Jahre 410 starb hier der Westgothenkönig Alarich und 1270 Isabella, Gemahlin Philipps III. von Frankreich. Auch ist C. der Todesort der Brüder Bandiera im Herbst 1844. (S. Neapel).

Cosinus heißt in der Trigonometrie der Sinus des Complements eines Bogens oder Winkels. Der Name ist aus Complementum sinus entstanden, das man abgekürzt Co. sinus schrieb und wurde zuerst von Edmund Gunter gebraucht.

Cosmas von Prag, der älteste böhmische Geschichtsschreiber geb. 1045 studirte auf der Schule zu Lüttich kehrte gegen das Jahr 1061 nach Prag zurück und erhielt hier an der St. Veitskirche ein Amt. Auf einer Reise nach Strigau mit dem Bischof Hermann von Prag im Jahre 1099 wurde er vom Erzbischof Seraphin zum Presbyter ordinirt, 1110 Kanonicus, und später Decan an der genannten Kirche. Er begleitete mehrere Prager Bischöfe auf ihren Reisen an verschiedene Höfe und hatte dabei Gelegenheit den Gang der damaligen Zeitereignisse mit eignen Augen zu beobachten. Eine Zeit lang war er Geheimschreiber Heinrich's IV., den er gegen Papst Gregor VII. vertheidigte, und starb am 21. Oct. 1125. Er war verheirathet, wie es zu jener Zeit noch in Böhmen den Geistlichen erlaubt war und hinterließ einen Sohn Heinrich. Seine Frau Bozetecha starb 1117. Sein Geschichtswerk „Chronicon Bohemorum" reicht bis zu seinem Todesjahr und ist die reichhaltigste und sicherste Quelle der damaligen böhmischen Geschichte. Es ist in drei Bücher abgetheilt, von denen das erstere die älteste Sagengeschichte Böhmens enthält, die der Verfasser aus der Erzählung alter Männer zusammentrug und schon darum von hohem Werthe. Das Werk wurde zuerst von Freher 1602, vollständiger 1607, dann von Mencken in den „Scriptores rerum germanicarum" (Bd. 1) am besten von Pelzel und Dobrowsky im ersten Bande der „Scriptores rerum Bohemicarum" (Prag 1783) herausgegeben. Fortsetzungen findet man in Dobners „Monementa historiae Bohemiae" und in den angeführten Werke von Pelzel und Dobrowsky.

Cosmo di Medici, s. Mediceer.

Cossé, Charles de, Graf von Brissac (s. d.).

Costa, Paolo, ein namhafter italienischer Schriftsler, geb. am 13. Juli 1771 zu Ravenna, studirte im Collegium seiner Vaterstadt und später unter Cesarotti in Padua, war dann Professor in Treviso, Bologna und Corfu und starb am 31. Dec. 1836. Er war einer der bedeutendsten Kämpfer gegen die Neuerungen der romantischen Schule und

suchte das Studium der Alten, besonders des Virgil und Dante neu zu beleben. Schon seine erste Schrift „Osservazione critiche“ (Bolog. 1807), die gegen Monti's „Bando de la selva nera“ gerichtet war, erregte Aufsehen. Zum Gebrauch von seinen Vorlesungen schrieb er den Tractat „Dell elocuzione“ (Forli 1818), der viele Auflagen erlebte und nach und nach in allen Schulen Italiens eingeführt wurde. Seine Schrift „La divina commedia di Dante Alighieri con tavole in rame“ (3 Bde., Bologna 1819, 4), suchte dieses Nationalgedicht der Jugend zugänglicher zu machen. Darauf nahm er mit Franc. Orioli und Franc. Cardinali Theil an der Revision des großen Wörterbuchs der Crusca (1819—28 und gab 1823 sein „Elogio di conte Jul. Perticari und bald darauf die Novelle „Demetrio di Modone“ heraus, deren Stoff er aus dem „Gil Blas“ entlehnte. Als Dichter zeigte er sich theils in Gelegenheitsgedichten, theils durch Uebersetzung der Oden des Anakreon, der „Batrachomyomachie“ des Homer und des „Don Carlos“ von Schiller. Seine Komödie „La donna ingegnosa“ (Bolog. 1825) und die Tragödie „La properzia de' Aossi“ (Bologna 1828) sind von geringem Werth. Seine Werke erschienen gesammelt zu Bologna 1825 und zu Florenz (2 Bde., 1829—30). Vgl. die Biographie C.'s von Giov. Franc. Rambelli (Bologna 1837).

Costenoble, Karl Ludwig, Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, geb. 1769 zu Herford in Westphalen, wo sein Vater Prediger war, kam nach dem frühen Tode desselben zu seinem Oheim, einem Bäckermeister in Magdeburg, der ihn zur Erlernung seines Handwerks zwang. Abneigung gegen diese Beschäftigung trieb ihn jedoch zur Flucht und zu einer herum ziehenden Schauspielertruppe. Unter dem Namen Müller betrat er zu Wismar zum ersten Mal die Bühne, und zwar mit glücklichem Erfolg. Nachdem er mit der Gesellschaft mehrere Städte bereist hatte, löste sich dieselbe auf und C. sah sich in solches Elend versetzt, daß, nachdem er sich eine Zeit lang kümmerlich durch Silhouettiren ernährt hatte, er zu seiner Mutter zurückkehrte, sich mit ihr aussöhnte und sich dem Studium der Musik widmete. Bald trat er aber aufs Neue zum Theater über, spielte in Bayreuth, dann in Nürnberg, 1796 in Magdeburg, 1798 in Altona und gewann endlich in Hamburg eine feste Stellung. Im Jahre 1818 folgte C. einem Rufe nach Wien, wo er als Hofschauspieler und später als Regisseur angestellt wurde. Er starb am 28. Aug. 1837 in Prag auf seiner Rückreise von Hamburg nach Wien. C. hat sich besonders nach Schröter und Iffland gebildet und war als Komiker und Charakterdarsteller ausgezeichnet. In seinem Privatleben war er höchst achtungswerth. Auch als dramatischer Schriftsteller hat er sich theils durch seinen „Almanach dramatischer Spiele“ (Hamb. 1810, 11 und 16), theils durch seiner Sammlung „Lustspiele“ (Wien 1830) bekannt gemacht. Mehrere seiner Stücke, wie „der todte Onkel“, „der Schiffbruch“, „die Testamentsklausel“, „die Terne“, „Fehlgegriffen“ wurden zu ihrer Zeit gern gesehen.

Coster, Laurens Janszoon, soll nach der in Holland herrschenden Meinung früher als Gutenberg die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden haben. Diese Meinung gründet sich auf eine örtliche Sage. Es gab in den Niederlanden, mehr im Süden als im Norden, viele Formschneider und Briefdrucker, wahrscheinlich kam man auch frühzeitig auf den Gedanken, Holztafeln zu schneiden und mittelst des Reibers auf Papier abzudrucken. In dem Berichte Ulrich Zell's Buchdruckers in Mainz (1499) soll die mainzer Buchdruckerkunst die „erste Vorbildung in den aus Holland eingeführten Donaten gefunden haben,“ und es sei die mainzer Kunst „vill meysterlicher und subtilicher“ gefunden worden denn die alte Manier gewesen wäre. Zell vergißt nicht hinzuzufügen, der „erste Vynder der Druckerei ist gewest eyn Burger zo Mentz — Johann Gudenburch.“ Dieses ist die erste, an sich harmlose Bemerkung, in welcher Hollands bei der Geschichte der B. gedacht wird. Selbst angenommen, daß es wahr sei, die Donate wären aus Holland und nicht erst aus den Rheingegenden und aus Flandern nach Holland und von da erst nach Köln und in die Umgegend (vergl. Wetter a. a. O. S. 536 flg.) gekommen und daß sie die erste Veranlassung zur Erfindung der B. gegeben hätten: dies angenommen beweist für Holland nichts, als daß es daselbst Donate gab, wie an andern Orten, und daß es für die Erfindung der B. gleich-

gültig sein muß, ob der wahre Erfinder die Donate aus Harlem, aus Flandern oder aus dem Monde erhielt, denn das Verfahren bei Anfertigung der mit dem Reiber vervielfältigten Elementarschulbücher war ein so rohes und ein so sehr unvollkommenes, daß es in keiner Art mit der eigentlichen Typographie verglichen werden darf. In der dem Berichte Zell's untergelegten Schlußfolge, daß die Typographie in Holland, namentlich in Harlem erfunden worden sei, weil daselbst Donate mittelst des Tafeldruckes geliefert worden wären, liegt eben so viel Unverstand, als wenn einer behaupten wollte, die Alten hätten, weil sie die Meere befuhren und baumwollene Kleider trugen, auch den Compaß und Arkwright's Spinnrad gekannt. Hundert Jahre lang schwieg Holland, und Mainz blieb in dem alleinigen Besitz des Ruhmes, der Erfindungsort zu sein. Erst in den Jahren zwischen 1550 und 1560 verfaßte der harlemer Rathsherr Johannes van Zuyren eine Chronik, von der einige übrig gebliebene Blätter Scriver (Peter Schryver, geb. 1576, gest. 1660) im Jahre 1628 herausgab. Hierin wird ausdrücklich gesagt, daß die „ersten, zwar rohen, aber dennoch die ersten Fundamente der B. in der Stadt Harlem gelegt, die Kunst sorgfältig bearbeitet und gestaltet und in ihren Gliedern ausgebildet worden." Der Chronist deutet zugleich an, ein Fremder habe die B. in Harlem gelernt und nach Mainz gebracht, nennt aber keinen Namen. Abgesehen davon, daß das ganze Fragment aus Floskeln, die aus verschiedenen lateinischen Schriftstellern z. B. aus Livius (wie die ungeschickt angewandte Phrase: in tantum excrevit amplitudinem, ut ea jam propemodum magnitudine laboret sua, bei Livius Praefat. „eo creverit, ut jam magnitudine laboret sua") zusammengestoppelt sind, ein erbärmliches Phrasengemengsel ist, zeigt das Bruchstück auch die offenbarsten Widersprüche, die nur von einem Verfasser herrühren können, der in der Eitelkeit, ein stilistisches Kunstwerk zu fertigen, Phrasen anwandte, deren Sinn er nicht verstand. Zuerst erzählt dieser geschwätzige Annalist, die harlemer Erfindung sei roh gewesen und hernach nennt er sie eine „sorgfältig bearbeitete" und in „allen ihren Gliedern ausgebildete." Bei diesen unverbürgten Berichten blieben die Holländer nicht stehen, sie gaben der Sache nach und nach ein mehr historisches Ansehen. Der harlemer Buchdrucker Theodor Coornhert versichert nach dem „glaubwürdigen Zeugniß von sehr alten, stattlichen und gewichtvollen Häuptern" den Namen und Zunamen des Erfinders zu kennen; er kennt sogar das Haus und die Leute zeigten mit Fingern darauf, wo die erste Druckerei des harlemer Erfinders gestanden habe, nennt aber weder den Namen des Erfinders noch die Namen seiner Gewährsmänner, und zeigt auch nicht das angeblich erste Druckhaus, wohl aber behauptet er, auch darin einen Schritt in der Ausbildung der ersonnenen Fabel weiter gehend, daß „die nützliche Kunst des Buchdruckens zuerst zu Harlem erfunden, von einem ungetreuen Knechte nach Mainz gebracht worden wäre." Abweichend hiervon erzählt der Italiener Lodovico Guicciardini in seiner zu Antwerpen 1567 gedruckten Beschreibung der Niederlande: „er habe erfahren, die B. sei in Harlem erfunden, aber nachdem der Erfinder, bevor die Kunst zur Vollkommenheit gediehen, gestorben wäre, sei sein Diener, wie man sage, nach Mainz gegangen." Was „Wahres daran sei, könne und wolle er nicht weiter beurtheilen." Das unsichere und schwankende Gerede über die harlemer Erfindung versuchte der holländische Arzt Hadrian de Jonghe (Adrianus Junius) zur wirklichen Geschichte festzustellen. In seinem 1568 oder 1573 geschriebenen, aber 1588 erst gedruckten Werke, „Batavia," hat er die Fabel auf jede Art ausgeschmückt. Man muß den Bericht des holländischen Arztes gelesen haben, um sich zu überzeugen, daß es eine abgeschmackte Fabel, ein Lügenproduct ist, in welchem die edelsten Namen mit der Schande des gemeinen Diebstahls gebrandmarkt werden. Knaben und Greise, darunter ein alter, schwachsinniger Buchbinder, Cornelius, von 132 Jahren, spielen in diesem Mährchen die Hauptrolle. Laurens Janszoon (d. h. Johannes Sohn) war ein angesehener, vornehmer und reicher Mann, denn er war Küster an einer Kirche in Harlem! Derselbe pflegte sich nach Tische einige Bewegung zu machen, um die Verdauung zu befördern; gewöhnlich promenirte er in dem nahen Buchenwalde bei Harlem. Hier schnitt er aus langer Weile einzelne Buchstaben in Baumrinde um sie seinen Enkeln — er war schon betagt — als

Spielzeug mitzubringen. Indeß zog ihn die Beschäftigung so an, daß er zuletzt selbst mit den buchrindenen Buchstaben zu spielen anfing. Er setzte ganze Zeilen zusammen, dann ganze Tafeln und zuletzt, nachdem er sich eine Art Druckerschwärze erfunden hatte, sogar ein ganzes Buch, den sogenannten „Heilsspiegel," den er in holländischer Sprache druckte. Es ist nun zwar ausgemacht, daß der erste „Heilsspiegel" in lateinischer Sprache gedruckt worden ist, das thut aber der Fabel so wenig Eintrag als die Aussage, daß das erste Buch mit Buchstaben aus Baumrinde gedruckt worden. Wenn gleich mit Buchenrinde zu drucken ein Werk der Unmöglichkeit ist, so gelang der Druck doch so vollkommen, daß das Geschäft schnell an Ausdehnung wuchs und eine Menge Arbeiter nöthig wurden. Der Erfinder, der vornehme Kirchenhüter, goß sich Lettern in Blei, Zinn u. s. w. und war reich; er bewohnte auf dem harlemer Markte eins der stattlichsten Häuser, sein Eigenthum, gerade der königlichen Post gegenüber. Die ganze Erfindung vollständig herzustellen kostete wenig Zeit, der Küster war bald damit fertig. Bei allem Glück, das ihn begleitete, blieb doch auch das Unglück nicht aus. Unter den Gehülfen des Küsters, die sich alle eidlich verpflichten mußten, die neue Erfindung wie ein Geheimniß zu bewahren, war ein untreuer Diener, mit Namen Johannes, wahrscheinlich Johannes Fust oder ein anderer Johann, denn der Buchbinder Cornelius, der mit ihm zusammen in der Werkstatt des Küsters gearbeitet und in einem Bette zusammen geschlafen, hatte den Namen seines Mitgesellen nicht erfahren; dieser Johannes, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Meisters, benutzte die Abwesenheit desselben in der Christnacht 1441, in welcher alle Welt zur Weihnachtsfeier in den Kirchen war, und raubte seinem Meister alles Werkzeug und alle Geräthschaften; die ganze Druckerei war ausgeleert, nur ein kleiner Rest von zinnernen Buchstaben war zurückgeblieben und wurde zu Weinkannen umgegossen. Der Dieb eilte nach Amsterdam, nach Köln und von da nach Mainz, wo er 1442 das erste Buch druckte. Es schadet nichts, daß in diesem Jahre noch kein Buch gedruckt worden ist; das Reich der Mährchen und der Phantasie ist nicht das Reich der Geschichte. Der alte fromme Küster legte sich über den Verlust in den Tod; seine Druckerei ging ein, da seine Nachkommen, Glieder einer so angesehenen Familie, daß drei von des Küsters Enkeln später Bürgermeister von Harlem wurden, so wenig als der Erfinder selbst Lust zeigten, den Dieb auszukunden und zu verfolgen. Wie es scheint hatte der Dieb mit dem Werkzeuge des Erfinders auch dessen Verstand mit genommen. Die Geschichte von der Harlemer Erfindung aber ist so wahr, als jedes Mährchen die Wahrheit für sich hat, denn Junius, der sonst unsichere Geschichtschreiber, hat sie auch von dem Bürgermeister Harlems, von Quirinus Talesius, welcher lange bei Erasmus von Rotterdam Sekretär war, erfahren.

Die Leichtgläubigkeit eines alten Weibes wird erfordert, wenn einer diese Fabel für mehr als für Fabel, für kindisches Geschwätz und für ein abgeschmacktes Lügenprodukt halten soll. Kein einziger bewährter Schriftsteller aus jener Zeit hat sich Harlems angenommen, selbst Erasmus von Rotterdam würde Mainz nicht als die Wiege der Buchdruckerkunst gepriesen haben, wenn er von der Harlemer Erfindung etwas erfahren hätte, aber er konnte ungeachtet seines Verhältnisses zu Talesius, nichts erfahren, weil das ganze Project später ersonnen ist. Wetter hat mit siegreichen Gründen dargethan, daß der erwähnte Coster Laurens Janszoon nichts war als ein Weinhändler, und daß die Sage von der Harlemer Erfindung auf einer Verwechselung der Zeiten beruhe. In den Jahren 1483—86 druckten zu Harlem Johannes Andriesson (des Andreas Sohn) und Jakob Bellaert; sie stellten ihr Geschäft früh wieder ein, und von dem an verlor sich die Kunde von ihnen so sehr, daß man sich ihrer nur noch dunkel erinnerte, so daß Coornhert 1560 schreiben durfte, seit „der ersten Erfindung sei die Buchdruckerkunst von Niemandem in Harlem geübt worden." Das, was in den Jahren 1483—86 geschehen ist, rückte die sonst träge Phantasie der Holländer um 50 Jahre höher hinauf, und willkürlich erdachte man sich Namen und Personen, um seiner Eitelkeit und Ruhmgier ein Opfer zu bringen, um welchen Preis es auch geschehe (vergl. Wetter a. a. O. S. 564). Bis in die neuesten Zeiten hielt Holland, wie gewöhnlich gegen Deutschland feindselig und habsüchtig, fest an dem Mährchen, und mit der Gefahr, sich

an den Rechten Anderer zu versündigen, that es alles Mögliche, um sich die Ehre der Erfindung beizulegen und zugleich sich lächerlich zu machen. Im Jahre 1808 setzte die Harlemer gelehrte Gesellschaft 30 Ducaten und 1810, da keine Arbeit einlief, 50 Ducaten auf die beste Ausführung der Gründe für die Erfindung ihres Mitbürgers Coster. Der Schreiber Koning gewann 1816 den Preis, und in Folge der Deductionen Konings wurde am 10. und 11. Juli 1823 eine Jubelfeier angeordnet und von ganz Holland begangen. Mehrere holländische Schriften erschienen im Interesse der Harlemer, und selbst ein deutscher Gelehrter, der später bereut haben soll, sich so bloßgestellt zu haben, der Bibliothekar Ebert ließ sich von den Holländern verleiten, sein aus der deutschen Erfindung gewonnes bibliographisches Wissen zum Nachtheil seiner Vaterlandes und der Wahrheit zu mißbrauchen. War es für Ebert demüthigend, zu erfahren, daß er eine Sache vertheidigte, die geradezu aus der Luft gegriffen ist, so muß es noch demüthigender für die Holländer sein, wenn sie sehen, daß sie durch die Beweisführungen von Lehne, Schaab, Sotzmann, Wetter, Klüb u. v. A. in ihrer Ruhmredigkeit, in ihrer ganzen Eitelkeit und Anmaßung der ganzen Welt zum Spotte preisgegeben sind. Das dem angeblichen Coster in Harlem errichtete Denkmal ist kein Monument zur Erinnnerung an eine große Erfindung, es ist vielmehr ein Denkmal der Eitelkeit, der Unwissenheit und der Unredlichkeit, es ist ein Monument der Lüge gesetzt.

Costume, abgeleitet von dem italienischen costume, d. i. Gewohnheit, namentlich solche Gewohnheit, welche bei ganzen Nationen und Zeitaltern in Sitten, Trachten und Lebensart herrschend sind, nennt man vorzugsweise die herkömmliche Art und Weise sich zu kleiden. Das C. spielt namentlich in den bildenden Künsten eine bedeutende Rolle, die es, ebenso wie die Schauspielkunst gar nicht entbehren können, seitdem das Princip der Nacktheit höchstens noch als eine Reminiscenz der Antike Geltung findet. Die Bildner des vorigen Jahrhunderts zeigten häufig in der Darstellung des C.'s Geschmacklosigkeit und unästhetischen Sinn. Die neuere Zeit hat darin wesentliche Verbesserungen erfahren; indem sie in den Künsten zu einer ästhetischen sowohl, wie zu einer historischen Behandlung des C.'s zurückgekehrt ist. Da nämlich der Bildhauer der neuern Zeit keine Göttergestalten mehr darzustellen hat, sondern die Statuen von Fürsten, Feldherrn, Staatsmännern, Dichtern, Erfindern 2c., so ist er fast nur auf Gewandsdarstellung hingewiesen, wobei die moderne Tracht mit ihrem knappen unmalerischen und steifen Charakter, eine schwer zu überwindende Aufgabe ist. Das vorige Jahrhundert mit seiner eben so unmalerischen und durch die lächerlichen Zuthaten von Perrücke und Zopf noch geschmackloseren Tracht, suchte sich zwar dem antiken C. zu nähern, zeigte darin aber selten guten Geschmack, besonders weil die Perrücke nicht fehlen durfte. Erst der neuern Zeit gelang es, sich mehr der Antike zu näheren und die moderne Gewandung auch in der Sculptur zur Anwendung und zu Ehren zu bringen. Namentlich benutzte Rauch den modernen Soldatenmantel sehr glücklich zur Verhüllung des allzu Knappen. In der Malerei hat man sich von jeher mehr Freiheit in Bezug des C.'s gestattet. In den frühesten Zeiten behielt man aus Naivetät, in späteren aus genialer Willkür bei altbiblischen Darstellungen das Landescostum bei und erst in der neuern Zeit, besonders seit David, hat man mehr Treue auf Darstellung des C.'s verwandt. Dasselbe gilt von der Bühne, auf welcher jetzt das C. eine bedeutende Rolle spielt. In den ersten Zeiten der modernen Schauspielkunst wurde das C. gleich vielen andern Aeußerlichkeiten gar nicht beachtet. Die griechischen und römischen Helden der französischen Tragödien traten mit Alongenperrücken, die Heldinnen in Reifröcken auf und nichts erinnerte an die alte Zeit. Auch Garrick spielte die Helden der Shakspearischen Tragödie noch im gallonirten schwarzen Sammetkleide. In Deutschland, wo die Kunst lange Zeit in sehr geringer Achtung stand, war es nicht besser; und ein kurzes schwarzseidnes Beinkleid genügte für alle Rollen. Erst seitdem die Oper und das Ballet eine größere Herrschaft erlangten und größeren Glanz der Darstellung forderten, suchte man auch größere Mannichfaltigkeit im C., woraus sich dann von selbst das Bestreben einer größeren historischen Treue ergab. In Frankreich thaten die Schauspielerinnen Favart und Clairon und der berühmte Lekain schon

Manches zu einer richtigern Beobachtung des C.'s. Eine gründlichere Reform führte erst Talma ein, indem er einmal sogar den Brutus mit nackter Brust, nackten Armen und nackten Schenkeln darstellte. In Deutschland vertauschte zuerst Madame Händel-Schütz, den französischen Flitterstaat mit der antiken Kleidung; eine genaue Beobachtung des C.'s suchte aber erst Graf Brühl während seiner Verwaltung des Berliner Hoftheaters einzuführen, wobei er aber häufig zu peinlich historisch verfuhr. Seitdem ist das Bestreben sich bei den einzelnen Darstellungen streng an das historische C. zu halten auf allen Bühnen herrschend geworden und hat mehrere zum Theil sehr kostspielige Werke hervorgerufen, z. B. Spalart „Versuche der Costume der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittleren Alters und der neuern Zeit", herausgegeben von Albrecht, später von Kaiserer (7 Bde., Wien 1796—1810); Rocheggiani und Willemin „Recueils des costumes antiques" (Par. 1804); Baxter „Darstellung des ägyptischen, griechischen und römischen C.'s" (aus dem Englischen von Michaelis, Lpz. 1815); „Moeurs et costumes anciennes et modernes de tous les peuples d'après les monuments etc." (9 Bde., 1816 fg., Fol.); Camillo Bonard „Costumes des 13ième, 14ième et 15ième siècles" (Par. 1828, Fol.); die „Costumes civiles actuels de tous les peuples connus" von Mareschal und St.-Sauver; an die sich mit besonderen Bezug auf das Theater anschließen der „Recueil des costumes de toutes les ouvrages dramatiques" von dem ehemaligen Schauspieler Vincenti (1820—30), gegen 355 Blatt; die „British theatrical gallery" (Lond. 1825); „Raccolta di figurini ad uso dei teatri, giusta il costume di tutti i tempi e tutte le nazioni" (Mail. 1822), „C. des Hoftheaters in Wien" (Wien 1812); „die Theatercostums des berliner Nationaltheaters" (Berl. 1789—1813 und 1816—1823); „C.'s des Münchener Theaters (München 1828) und „Danske theater costumes" von Christ. Bruun (Kopenh. 1826). — Die Poesie, welche eben dadurch so hoch über allen Künsten steht, daß sie das C. zwar in ihren Bereich ziehen kann, aber auch ohne dasselbe auszukommen vermag, hat sich ebenfalls in der neueren Zeit einer genauen Costumbeschreibung hingegeben, besonders in den Romandichtungen, wo sie häufig nach dem Muster Walter Scotts viel zu weit gegangen ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß eine genaue Ausmalung der Kleidertracht ein treffliches Mittel ist, den Leser in die Zeit zurückzuversetzen, worin die Dichtung spielt, um die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Ganzen zu erhöhen; nur darf man darauf kein zu großes Gewicht legen und über das Aeußerliche nicht die innere Charakterentwickelung vernachlässigen, wie dieß häufig in den modernen historischen Romanen geschehen ist.

Cotangente heißt in der Trigonometrie die Tangente des Complements eines Bogens oder Winkels.

Côte d'Or, ist der Name eines Departements Frankreichs, zwischen den Departements Yonne, Aube, Obermarne, Obersaone, Jura, Saone und Loire und Nievre, welches 165 □M. mit 385,000 Einw. umfaßt. Eine Hügelkette, wegen des Reichthums an Wein, côte d'or, genannt, erstreckt sich südwestlich von Dijon bis in das Departement Saone und Loire. Der Boden ist nur theilweise fruchtbar, weil der Kalkstein, aus welchem die Berge bestehen, das Wachsthum hindert. Durch dieses Departement geht der 30 Meilen lange Canal von Burgund, der von dem Amançon bis in die Saone geführt ist. Der Getreidebau ist nur mittelmäßig, aber desto mehr zeichnet sich der Weinbau aus; hier wächst der berühmte Burgunderwein, von dem jährlich für 16 Millionen Franken erbaut wird; in den Städten Nuits und Beaune sind die Niederlagen desselben. Die Viehzucht hat vor der in den benachbarten Departements den Vorzug erhalten; besonders wurden hier die Schafe dadurch veredelt, daß Daubenton zu Montbard die erste Merinoschäferei anlegte. Die Industrie beschränkt sich auf die Bearbeitung des Eisens, welches hier in großer Menge gewonnen wird. Das Departement zerfällt in 4 Bezirke: Dijon, Beaune, Châtillon sur Seine und Semur.

Côté droite, Côté gauche, mit diesen Benennungen der rechten und linken Seite werden noch gegenwärtig in der französischen Deputirtenkammer die verschiedenen

Parteien bezeichnet, die sich entweder im Sinne des Royalismus (rechte Seite) oder durch Hinneigung zur Demokratie (linke Seite) von der in der Mitte sitzenden ministeriellen Partei, dem Centrum (s. d.) entfernen. Während der Restauration erhielt die rechte Seite, vorzüglich durch das damalige Wahlgesetz, ein bedeutendes Uebergewicht über die übrigen Parteien; nach der Julirevolution wendete sich dasselbe unter dem Drängen der Ereignisse allmälig der gemäßigten Mitte zu, so daß häufig die Ansichten der linken und rechten Seite weniger Einfluß gewinnen konnten, ungeachtet der Anstrengungen ihrer gewandtesten Redner (Odilon-Barrot und Berryer) und der zur Erreichung des Zweckes der Bekämpfung der Minister dann und wann beim Abstimmen stattfindenden Vereinigung der beiden äußersten, sonst sich einander abstoßenden Seiten. Uebrigens fehlt es diesen beiden Parteien ebenfalls nicht an mannigfachen Schattirungen, wie solches schon zur Zeit der ersten franz. Revolution vorkam, wo sich z. B. die ausschweifendsten Mitglieder des Nationalconvents auf die höchsten Bänke der linken Seite setzten und daher die Bergpartei genannt wurden.

Côtes du Nord, (Nordküsten), franz. Depart., enthält 138 □M. mit 582,000 Einw. und grenzt an den Canal, an Finisterre, Morbihan und Ille-Vilaine. Moräste, Haiden und Hügelketten, die sich in unfruchtbare Sandflächen endigen, machen den Boden unfruchtbar; nur wenige fette Marsen giebt es hier. Der sehr gesunkene Ackerbau gewährt den Bewohnern nur spärlichen Unterhalt. Obst-, Flachs- und Hanfbau ist bedeutend, daher sind Garnspinnerei und Leinweberei der Hauptzweig der Industrie. Rindvieh-, Schaf-, Schweine- und Bienenzucht, nebst Fischerei beschäftigen den größten Theil der Einwohner. Das Depart. ist eingetheilt in: Saint-Brieux, Dinan, Guingamp, Lannion und Loudéac. Die Hauptstadt ist Saint-Brieux mit 10,000 Einw.

Cotes, Roger, ein ausgezeichneter englischer Mathematiker, geb. 1682 zu Burbock in der Grafschaft Leicester, zeigte schon als zwölfjähriger Knabe große Neigung für die mathematischen Wissenschaften. Nachdem er in der Paulschule zu London und im Trinity college zu Cambridge seine Bildung erhalten hatte, ward er 1706 Professor der Astronomie und Experimentalphysik an der letztgenannten Universität, starb aber bereits im Juni 1716. Er fand zuerst die Differentialausdrücke für die trigonometrischen Functionen, der Sinus, Cosinus und Tangenten rc. und die jetzt so oft gebrauchten Differentialformeln für die Veränderungen zweier Seiten oder Winkel eines ebenen oder sphärischen Dreiecks, wenn 2 Stücke in demselben als unveränderlich angenommen werden. Auch entdeckte er zuerst ein sinnreiches Mittel aus mehreren Beobachtungen, deren jede einem kleinen Fehler unterworfen ist, den wahrscheinlichsten Werth des Resultats dieser Beobachtungen zu bestimmen und lehrte astronomische Tafeln blos durch Hülfe der Differenzen der ersten und zweiten Ordnung der in ihnen enthaltenen Größen zu construiren. Ferner fand er eine sehr sinnreiche Methode, die Fläche einer Curve zu finden, von welcher nur die Lage einzelner Punkte bekannt ist. Ein nach ihm benannter Lehrsatz macht seinen Namen in der Mathematik unsterblich. Ein Theil seines Nachlasses wurde von Robert Smith unter dem Titel „Harmonia mensurarum" (Cambridge 1722, 4.) herausgegeben.

Cotin, Charles, geb. 1604 zu Paris, war Dichter, Prediger, Rath und Almosenier des Königs, Mitglied der Akademie und starb 1682. Seine „Oeuvres mêlées" (Paris 1659, 12.) und seine „Oeuvres galantes" (ebend. 2 Bde. 1665), welche manches Treffliche enthalten, haben ihm indessen keinen besondern Ruf erworben, vielmehr verdankt er den berüchtigten Ruf seines Namens den Satyren Boileau's, der den Namen C. in denselben anbrachte wie Einige sagen, weil der Reim ihn dazu bewog, nach Andern aber weil C. ihn als einen gefährlichen Menschen geschildert hatte; ebenso hatte er sich Molière zum Feinde gemacht, der ihn in seinen „Femmes savantes" sogar unter dem Namen Trissotin auf die Bühne brachte, wodurch er den Lachern noch mehr Preis gegeben wurde.

Cotta, Johann Friedrich, stammt aus einer alten Familie, die ihren Ursprung bis zu dem römischen Geschlecht dieses Namens zurückführt und deren Mitglieder bis Anfang des 15. Jahrh. zu den mächtigsten Geschlechtern der Lombardei gehörten, damals aber gegen Sforza ihre Güter verloren, nach Deutschland auswanderten und in Sachsen die

Dörfer Cotta und Cottendorf bei Dresden kauften, weshalb die spätern Glieder der Familie sich Cotta von Cottendorf nannten und theilweise noch daselbst leben. Kaiser Sigismund bestätigte in einer Urkunde von 1420 die römische Abkunft der Familie. Johann Friedrich, geb. zu Tübingen am 12. März 1701, ein berühmter Theolog des 18. Jahrh. war der Nachkomme Johann Georg C.'s, der 1640 die Brunn'sche Buchhandlung in Tübingen erheirathete, die seitdem den Namen der J. G. Cotta'schen führt. C. studirte Theologie in seiner Vaterstadt, dann in Jena, wo er 1724 Repetent am theologischen Seminar und 1728 Adjunct in der philosophischen Facultät wurde. Später bereiste er Deutschland, Holland, Frankreich und England, hielt sich mehrere Jahre in London auf und wurde 1734 nach seiner Rückkehr ordentlicher Professor der Philosophie in Tübingen. Im J. 1736 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der orientalischen Sprache und außerordentlicher Professor der Theologie an die neugestiftete Universität zu Göttingen, ward aber 1739 als außerordentlicher Professor der Theologie und ordentlicher Professor der Geschichte, Dichtkunst und Beredtsamkeit nach Tübingen zurückberufen, erhielt 1741 die ordentliche Professur der Theologie, wurde 1777 Kanzler der Universität und starb als solcher am 31. Decbr. 1779. C. besaß außerordentlich umfassende und gründliche Kenntnisse, hielt zwar den orthodoxen Lehrbegriff fest, blieb aber den ängstlichen Inspirationsbegriffen fremd, dem viele Theologen seiner Zeit huldigten. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir „den Entwurf einer ausführlichen Kirchenhistorie des neuen Testaments" (3 Bde., Tüb. 1768—73) und die Ausgabe von Joh. Gerhards „Loci theologici" (17 Bde., Tüb. 1762—77).

Cotta von Cottendorf, Johann Friedrich, Freiherr, einer der verdienstvollsten und kenntnißreichsten Buchhändler Dentschlands, ein Enkel des Vorerwähnten, ward den 27. April 1764 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater, Inhaber der schon im Jahre 1640 von dessen Großvater, Johann Georg, zu Tübingen begründeten Buchhandlung, seinen Wohnsitz hatte. C. erhielt seine erste Jugendbildung auf dem Stuttgarter Gymnasium, und war für das Studium der Theologie bestimmt; er selbst entschied sich jedoch für das Studium der Kriegswissenschaften, da auch sein Vater im österreichischen Militär als Cavalerie-Officier unter Laudon gedient hatte, und bezog mit dem eben dem Vaterlande zurückgegebenen, berühmten Pfeiderer, als dessen Schüler, im Jahre 1782 die Universität Tübingen. Die Aussicht auf eine Stelle zu Warschau bestimmte ihn nach dreijährigen Studien, sich auch auf die Rechtswissenschaft zu legen und nach Paris zu reisen, wo er die Naturwissenschaften studirte und im Umgange mit den berühmtesten Gelehrten lebte. Jener Lebensplan zerschlug sich jedoch, und Cotta, nachdem er einige Zeit als Hofgerichtsadvocat prakticirt hatte, übernahm, obwohl sehr ungern, die durch Factoren herabgekommene Buchhandlung zu Tübingen. Rastlos arbeitete er nun von Morgen 4 bis Nachts 11 Uhr, um sich die nöthigen Kenntnisse in seinem Fache zu erwerben. Er associirte sich im Jahre 1789 mit dem lange nachher an seiner Seite in der würtembergischen Ständeversammlung thätigen Dr. Zahn, dem Cotta auch in dem Amte eines Vicepräsidenten in der zweiten Kammer gefolgt ist. Diese Verbindung löste sich jedoch bald wieder auf, und Cotta trat sofort selbständig an die Spitze seines Geschäfts, das bald durch eine großartige Thätigkeit den glücklichsten Aufschwung nahm. Er faßte den Plan zur „Allgemeinen Zeitung" (1793), für welchen Schiller anfangs gewonnen war, welcher sich aber den gleichfalls von C. gegründeten „Horen" zuwandte. Die „Allgemeine Zeitung" trat zu Tübingen erst unter Posselt, dann unter Huber ans Licht; die Redaction wurde 1798 nach Stuttgart und 1803 nach Ulm, 1816 aber nach Augsburg verlegt. Im Nov. 1799 unternahm C., im Auftrage der würtembergischen Landstände, eine zweite, und im J. 1801, in Aufträgen eines benachbarten Fürsten eine dritte Reise nach Paris, wo er mit den berühmtesten Männern, namentlich mit Moreau und Kosciuszko, bekannt wurde, und auch für seine verschiedenen Unternehmungen sehr thätig war. Bei alledem widmete er seiner Buchhandlung die äußerste Sorgfalt, und bald trat durch seine Betriebsamkeit und Unterstützung das Höchste und Herrlichste deutschen Sinnes und deutscher Zunge ans Licht. Sein Verlag

brachte ihn in vertraute Verhältnisse mit Göthe und Schiller, und von andern berühmten deutschen Schriftstellern schlossen sich Herder, Fichte, Schelling, Jean Paul, Tieck, Voß, A. W. Schlegel, Hebel, Matthisson, L. F. und Ther. Huber, die Brüder Humboldt, Johann Müller, Spittler, Pfeffel und Andere an ihn. Die Jahre 1805 und 1810 brachten ihn in unmittelbare Berührung mit Napoleon. Inzwischen waren die „politischen Annalen", die „Jahrbücher der Baukunde", der „Damenalmanach", seit 1798 der „Gartenkalender" und mehrere Taschenbücher, die Zeitschrift „Flora", die große Karte von Schwaben, durch Amman und Bohnenberger (1799), das „Morgenblatt" (1807) entstanden. Im Jahre 1810 zog C. nach Stuttgart und kaufte 1811 in seinem Vaterlande mehrere reichsfreie Besitzungen, nachdem schon vorher der alte Adel seines Geschlechtes anerkannt und bestätigt worden war. Ständische Angelegenheiten und ein Auftrag der deutschen Buchhändler führten ihn auf den Wiener Congreß. Er erschien im J. 1815 in der von König Friedrich einberufenen Ständeversammlung Würtembergs als gewählter Deputirter, war mit Graf Waldeck der Erste, der die alten Rechte des Stammlandes reclamirte, und später einer der Mitunterzeichner der Verfassung. Seit 1819 saß er als ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises und bald als Ausschußmitglied, seit 1824 als Vicepräsident in der würtemberger zweiten Kammer, wo er Anfangs auf Seiten der Opposition, später auf der Seite der Regierung stand, doch stets sich als unerschrockener, rücksichtsloser Vertheidiger des anerkannten Rechts zeigte, dem das Vaterland viel zu danken hat. In dem Hungerjahre 1817 entriß C. seine Grundholden in drei Ortschaften durch reiche Unterstützung der Noth und dem Elende. Auch war er der erste von allen Grundherren, der in Folge des §. 20 der Verfassung schon im J. 1820 die Leibeigenschaft in den Orten seiner Herrschaft Plettenberg aufhob. Er stellte in seinen Besitzungen Musterwirthschaften auf, und suchte durch sein Beispiel das Bessere bei dem Landvolke einzuführen. Der Verlag seiner Handlung dehnte sich inzwischen immer weiter aus; sehr viele Gelehrte, Dichter und Künstler der neuesten Zeit wählten denselben für ihre Werke, und manches junge Talent fand bei C., seit seine literarische Wirksamkeit in ihrer Ausdehnung bestand, reichliche und oft großmüthige Unterstützung. Von Zeitschriften entstanden das „Polytechnische Journal" von Dingler, der fortgesetzte „Hesperus" (von André), die „Würtembergischen Jahrbücher" von Memminger, die „Hertha", das „Inland", das „Ausland", das „Kunstblatt", das „Literaturblatt" (erst von Müllner, dann nach einem ganz neuen Plane von Wolfgang Menzel). C. errichtete 1824 eine Dampfschnellpresse zu Augsburg, die erste in Bayern. Bald darauf gründete er das Literarisch-artistische Institut in München; machte 1825 einen Versuch mit der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, und regulirte dieselbe 1826 mit den betreffenden Regierungen auf dem ganzen Rheine, auf dem er sie einführte. Von verschiedenen Regierungen hatte C. Auszeichnungen durch Titel und Orden erhalten; die neusten, in Folge des ihm von Würtemberg und Bayern 1828 ertheilten Auftrags, zu Berlin den Handels- und Zollvertrag mit Preußen abzuschließen. C.'s häusliches Leben war einfach und der alten Sitte treu; er genoß bei einem rastlosen Wirken einer kräftigen Gesundheit, die erst später den verschiedenartigsten Anstrengungen und Arbeiten unterlag; seine Thätigkeit kämpfte auch noch gegen seine letzte, ziemlich kurze Krankheit, der er am 29. December 1832 im 69. Lebensjahre unterlag. Sein ausgebreitetes Geschäft kam unter der bisherigen Firma an seinen Sohn, Georg, Freiherr Cotta von Cottendorf, geb. 1796, der bayerscher Kammerherr, würtemb. Stallmeister und Legationsrath ist, wiederholt Deputirter der Ständeversammlung war und die oberste Leitung der Buchhandlung führt. Unter ihm sind mehrere großartige Unternehmungen ins Leben getreten, z. B. der Ankauf der Göschen'schen Buchhandlung, die „Bibliothek für Militärs", die „Deutsche Vierteljahrsschrift", das „Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft", das „Astronomische Wörterbuch &c." Die Cotta'sche Buchhandlung besitzt gegenwärtig folgende Etablissements: in Stuttgart die Verlagshandlung, Druckerei mit 4 Schnell- und 20 eisernen Handpressen und etwa 250 Arbeitern, Schrift- und Stereotypengießerei; in München die Literarisch-artistische Anstalt mit einer Zweigverlagshandlung, Stein- und Farbendruckerei

von 3 Pressen und 20 Arbeitern; in Augsburg die Redaction und Druckerei der „Allgemeinen Zeitung" mit 6 Schnellpressen und 110 Arbeitern, Cotta'sche Verlagsexpedition; in Leipzig die Göschen'sche Buchhandlung.

Cotta, Heinrich, ein ausgezeichneter Forstmann, der einzige Sohn des in Weimar verstorbenen Forstmeisters Nicolaus Heinrich C., wurde am 30. Octbr. 1764 zu Klein-Zillbach im Eisenachischen geboren, wo sein Vater damals Unterförster war. C. bildete sich unter der Leitung seines Vaters zum Jäger und Forstmann, studirte in Jena Cameralia und Mathematik, machte dann mehrere Reisen und wurde später als Unterförster zu Zillbach angestellt, worauf er von Stufe zu Stufe bis zum Forstmeister und Mitglied des neu errichteten Forstcollegiums zu Eisenach aufstieg; doch blieb er in Zillbach, um die daselbst von ihm gegründete Forstlehranstalt auch ferner zu leiten. Im J. 1811 folgte er als königlicher Forstrath einem Rufe nach Sachsen, wo er die Direction der Vermessung, Abschätzung und Einrichtung der Waldungen erhielt, wählte Tharand zu seinem Wohnort und verlegte dahin auch seine Forstlehranstalt. Im J. 1816 wurde dieselbe zu einer königlichen Forstakademie erhoben und 1829 mit ihr eine landwirthschaftliche Lehranstalt verbunden. C. wurde zum Director und ersten Lehrer, zum Director der königlichen Forstvermessung und zum Oberforstrath ernannt. In dieser Stellung hat er sich die wichtigsten und wesentlichsten Verdienste um die Verbesserung des Forstwesens in Sachsen erworben. Namentlich verdankt man ihm die Einführung der Baumfelderwirthschaft (s. d.). Im J. 1836 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Er starb am 25. Octbr. 1844. Seine forstwissenschaftlichen Schriften fanden allgemeine Anerkennung; wir erwähnen von ihnen besonders die „Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen" (Berlin 1804), „Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen" (Weimar 1806 m. Kpfrn.), eine gekrönte Preisschrift; „Abriß einer Anweisung zur Vermessung, Schätzung und Eintheilung der Waldungen" (Dresd. 1815), „Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Werthes unverarbeiteter Hölzer" (Dresd. 1816, 2. Aufl. 1823), „Anweisung zum Waldbau" (Dresd. 1817, 5. Aufl. 1835), „Entwurf einer Waldwerthberechnung" (Dresd. 1818, 3. Aufl. 1840), „Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau oder die Baumfelderwirthschaft" (4 Hefte, Dresd. 1819—22), „Anweisung zur Forsteinrichtung" (Dresd. 1820), Hülfstafeln für Forstwirthe und Forsttaxatoren" (Dresd. 1821, 2. Aufl. 1841), „Grundriß der Forstwissenschaft" (Dresd. 1832, 2. Aufl. 1838), „Tafeln znr Bestimmung des Inhalts der runden Hölzer" (3. Aufl. Dresd. 1838 nebst Nachtrag 1841). — Bernh. C., Sohn des Vorigen, Professor der Geognosie in Freiberg, hat sich ebenfalls als Schriftsteller rühmlich bekannt gemacht, besonders durch sein Werk „Grundriß der Geognosie und Geologie" (2. Aufl., Dresd. 1845).

Cottin, Sophie, geborne Ristaud, bekannt unter dem Namen Madame C., geb. 1773 zu Tonneins im Depart. Lot und Garonne, verheirathete sich im 17. Jahre mit einem reichen Bankier zu Paris, der aber schon nach drei Jahren starb. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit Schriftstellerei, ohne in der ersten Zeit daran zu denken, etwas drucken zu lassen. Erst in der Zeit der Revolution verkaufte sie ihren ersten Roman „Clara von Alba" (deutsch von Meißner) an einen Buchhändler, um durch das dafür erhaltene Honorar einen Freund zu retten. Von jetzt an erschienen mehrere ihrer Romane, und das dafür erhaltene Honorar wandte sie zu wohlthätigen Zwecken an. Sie starb den 25. Aug. 1807. Außer dem oben genannten Romane sind die bekanntesten; „Malvina" (deutsch von Stampen, 3 Thle. Frankfurt a. M. 1802 u. 1803); „Elisabeth oder die Verwiesenen in Sibirien" (deutsch von Lindau, Leipzig 1808, 2 Bde.). Ihre „Oeuvres complètes" (8 Bde. Par. 1806, 12 Bde. Par. 1820) erlebten wiederholte Auflagen.

Coucy, ein altes berühmtes französisches Geschlecht, dessen Ursprung man nicht kennt, das aber schon im 11. Jahrh. von Macht und Bedeutung war. Thomas de Marle, der erste Coucy, der sich von Gottes Gnaden nannte, suchte sich in den Thälern des Aisne und Oise eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Vergeblich schleuderte der Bischof von Laon 1114 den Bannstrahl gegen ihn, Thomas ermordete ihn in seiner Burg,

plünderte und verbrannte Laon. Vergeblich wurde er durch einen päpstlichen Legaten in contumaciam zum Tode verurtheilt und aller weltlichen Ehren entkleidet; er zwang den König zum Frieden. Erst später gelang es dem König, ihn zu überwältigen. Thomas starb im Kerker. — Renaud, Castellan von C., ein nordfranzösischer Hofdichter aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh., von dem mehrere Minnelieder erhalten sind, die sich vor andern aus dieser Zeit vortheilhaft auszeichnen. Eine Sage erzählt, daß er lange eine hoffnungslose Liebe zu der schönen Gemahlin des Eudo von Fayel genährt, und endlich ihr Herz erweicht habe, daß aber auch sein Glück dem Gemahl seiner Geliebten verrathen, und er, um sein Leben zu retten, zur Flucht genöthigt worden sei. Er folgte dem König von Frankreich nach Palästina und fiel in der Belagerung von Acre. Sterbend befahl er dem Knappen, sein Herz und die Locke vom Haar der Geliebten, die sie ihm zum Andenken gegeben, der Dame von Fayel zu überbringen. Der Herr von Fayel entriß aber dem Knappen seine geheime Botschaft, ließ das Herz des Sängers braten und seiner Gemahlin vorsetzen, die, als sie erfuhr, was sie gegessen, sich zu Tode hungerte. Die treue Liebe der Beiden wurde bald sprüchwörtlich und schon ein alt französischer Roman d'aventure aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erzählt sie sehr ausführlich. Bei mehreren Trouvères des 13. Jahrh., noch mehr aber bei den Schriftstellern des 14. Jahrh. findet man Anspielungen darauf als einer allbekannten Geschichte. C.'s Minnelieder wurden zuerst herausgegeben und in Prosa übersetzt von G. A. Crapelet (Par. 1829); die beste Ausgabe erschien von Franç. Michel unter dem Titel: „Chansons du châtelain de C., revues sur tous les manuscrits, suivies de l'ancienne musique, mise en notation moderne, par M. Perne“.

Coulisse, Flügel- oder Schiebewand, heißt vorzugsweise derjenige Theil der Decorationen, durch welchen die Veränderungen an beiden Seiten der Bühne hervorgebracht werden. Schon die Griechen und nach ihnen die Römer kannten etwas Aehnliches; nur war der Mechanismus ein anderer, indem die auf Zapfen ruhenden Darstellungen gedreht, nicht wie bei uns geschoben wurden. Bei den Mysterien waren die beiden Seiten des Theaters zu Sitzen für die Schauspieler eingerichtet. Später war an beiden Seiten ein besonderer Raum, wo sich die Schauspieler aufhielten und auch die vornehmen Theaterliebhaber, Kunstrichter und witzigen Köpfe Zutritt hatten. C. gab es damals nicht, sondern die Seiten der Bühne waren nur mit Vorhängen bedeckt und die Veränderungen des Orts deutete man durch kleine Tafeln mit Inschriften an; z. B. „ein Wald“, „ein Garten“, „ein Gefängniß“ rc. Daher konnten damals auch die Darstellungen so mächtig wirken, da die Aufmerksamkeit nicht durch die Aeußerlichkeiten zerstreut und abgezogen wurde. Erst der Architekt Serlio brachte gegen 1532 die C. zuerst in Vicenza in Anwendung, wodurch auch eine bessere Beleuchtung möglich wurde; ihre allgemeine Einführung datirt sich aber erst seit dem Anfange des 18. Jahrh. Um die Täuschung der Zuschauer zu erhöhen, müssen die Malerei wie die Aufstellung der C. perspectivisch sein; diese selbst müssen einander decken. In der neueren Zeit hat man zuerst in Paris, dann auch auf andern Bühnen Deutschlands, mit Glück geschlossene Bühnen versucht, die um so empfehlenswerther sind, da es durch gewisse Vorrichtungen möglich erscheint, die anderweitigen Vorzüge derselben mit der Beweglichkeit der bisher gebrauchten C. zu verbinden.

Coulomb, Charles Augustin de, ein französischer Ingenieur, geb. den 14. Juni 1736 in Angoulême, trat früh in das Geniecorps und ließ sich, um sein Avancement zu befördern, nach Amerika versetzen, wo er das Fort Bourbon auf der Insel Martinique baute. Im J. 1769 erhielt er für seine „Théorie des machines simples“ den von der Akademie ausgesetzten Preis und zwar verdoppelt; im J. 1777 ertheilte ihm die Akademie einen andern Preis für seine Abhandlung über die beste Construction der Magnetnadel und 1781 abermals für seine Abhandlung über die Reibung und den Widerstand der Säulen bei Maschinen, worauf er in die Akademie aufgenommen wurde. Später legte ihm die Regierung den den Ständen der Bretagne zur Anlegung schiffbarer Kanäle in ihrer Provinz übergebenen Plan zur Begutachtung vor; C. sprach sich aber gegen die Anlegung aus

und wurde von den deshalb unzufriedenen Ministern auf einige Zeit eingekerkert. Er forderte darauf seine Entlassung, die man ihm jedoch verweigerte und ihm jenen Plan zum zweitenmal zur Begutachtung vorlegte. Sein zweites Urtheil stimmte mit dem ersten überein, doch wußten die Stände der Provinz seine Freimüthigkeit zu ehren. Beim Ausbruch der Revolution war er Oberstlieutenant im Geniecorps, zog sich aber bald von allen öffentlichen Geschäften zurück. Bei Errichtung des Instituts ward er zu dessen Mitglied und kurz vor seinem Tode zum Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er starb am 23. Aug. 1806. Besonders bekannt haben ihn die von ihm erfundenen und nach ihm benannten Instrumente zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte, Coulomb'sche Drehwaagen genannt, gemacht.

Coup, Schlag, Stoß, Streich, Hieb, Unternehmen, kommt in mehreren Zusammenstellungen im Französischen vor. So ist Coup de main ein gewagter, rascher Ueberfall im Kriege, ein kühnes plötzliches Unternehmen, wofür das deutsche Wort „Ueberrumpelung" paßt. Aber auch im gewöhnlichen Leben kommt coup in dieser Bedeutung vor — C. d'état, ein Staatsstreich, ein Hauptstreich, der eine wichtige, bisher zweifelhafte Angelegenheit plötzlich zur Entscheidung bringt; wenn z. B. ein Fürst ein kräftiges, entscheidendes Mittel als letzten Ausweg ergreift, um sich oder den Credit des Staats zu heben. Ebenso eine Hauptschlacht, die Einnahme der Hauptstadt eines Reiches u. s. w., wodurch eine wichtige Entscheidung herbeigeführt wird, überhaupt ein Hauptcoup, wie man schon im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt. — Eine ähnliche Bedeutung hat C. d'oeil, welches in der Kriegswissenschaft den richtigen und schnellen Ueberblick bedeutet, mit welchem ein Feldherr das Terrain, den Feind, die Umstände u. s. w. zu beurtheilen weiß, um hiernach seine Maßregeln zu ergreifen. Daher bedeutet es im gewöhnlichen Leben das Augenmaß, die Fähigkeit eines Menschen, sich schnell zu fassen und sich zu benehmen; dann auch so viel als Ansicht oder Aussicht. — C. de théâtre, ein Bühnenstreich, ein überraschender Anblick eines Schauspiels, eine plötzliche Veränderung auf der Bühne, um einen hohen Grad von Ueberraschung hervorzubringen. Solche Ueberraschungsmomente müssen aber hinlänglich vorbereitet sein und aus der Handlung selbst folgen, wenn sie den Regeln der Dramaturgie gemäß sein sollen. Im entgegengesetzten Falle sind sie bloße Charlatanerien, bei denen es, wie bei Handlungen im gemeinen Leben, nur auf den Schein, nicht aber auf die Sache und Reellität abgesehen ist.

Couplet, aus dem Provençalischen cobla, von dem lateinischen copula (Band), hieß ursprünglich in der Musik und Poesie die Verbindung von zwei parallelen rhythmischen Sätzen; dann die abgesetzten Strophen oder Stanzen eines Liedes, die nach der Melodie der ersten Strophe gesungen werden; endlich nach Einführung der komischen Oper erhielten die kleinen eingestreuten Lieder, von theils heiter muthwilligem, theils epigrammatischem Charakter, diesen Namen. Sie arteten bald in Spottlieder aus, und spielten in den Hof- und politischen Intriguen Frankreichs keine unbedeutende Rolle. Man nennt sie besonders couplets spirituels. — In der Musik heißt zuweilen C. die veränderte melodische Verzierung oder Ausschmückung der Hauptmelodie, z. B. die Zwischensätze eines Rondo.

Coupon, ein von einem Ganzen abgeschnittener Zettel, Zinsleisten, Zinszettel, Interessenschein. Solche C. werden den Staatsschuldbriefen (Staatsschuldobligationen) beigefügt und sind auf einem Bogen zusammengedruckt. Sobald der Interessenschein fällig ist, schneidet man einen solchen C. ab und übergibt ihn der dazu bestimmten Kasse, welche die Interessen auszahlt. Einige solcher Staatsobligationen schneidet man aus einem Buche, und vergleicht, ob sie passen, sobald sie zur Zahlung präsentirt werden. Dies geschieht, um zu sehen, ob sie echt sind.

Courbière, Guill. René, Baron de l'Homme, de, königl. preuß. Feldmarschall, geb. am 25. Febr. 1733 zu Gröningen, stammt aus einer französ. Familie, welche der Widerruf des Edicts von Nantes aus dem Vaterlande vertrieben hatte. Schon im 14. Jahre, 1747, nahm er an der tapfern Vertheidigung von Bergen op Zoom Theil,

ward dann Lieutenant, trat 1757 als Ingenieurcapitän in preußische Dienste, that sich im folgenden Jahre bei der Belagerung von Schweidnitz hervor, erhielt 1759 als Major ein Freibataillon, führte damit während des ganzen siebenjährigen Krieges wahre Meisterstreiche aus, worunter namentlich die Eroberung des großen Gartens bei Dresden (1760) zu rechnen ist, so wie später, als sein Corps zum Regimente angewachsen war, bei Colberg, Liegnitz, Torgau ꝛc. Er wurde für alles dies zum Obersten ernannt, erhielt wegen der erwähnten Eroberung des großen Gartens den Orden pour le merite, und sein Corps bestand vorzugsweise als das einzige nach dem Kriege fort. 1780 zum Generalmajor, 1787 zum Generallieutenant ernannt, bildete er in Magdeburg zwei Füselier-Brigaden, zeichnete sich darauf im Rheinkriege an der Spitze der Garden, namentlich bei Pirmasenz, aus, und erhielt dafür den rothen Adlerorden, wurde 1797 General der Infanterie, Commandeur eines neu errichteten Infanterieregiments, 1798 Gouverneur von Graudenz und Ritter des schwarzen Adlerordens. 1807 machte er sich durch die tapfere Vertheidigung des eben genannten Ortes gegen die Franzosen weltberühmt, wurde nach dem Frieden Feldmarschall und Gouverneur von Westpreußen, und starb im Juli 1811 im 78. Lebensjahre. Die Wälle von Graudenz decken seine Asche, und ein Monument, von König und Vaterland dem Verdienste errichtet, verewigt seine Thaten auf die Nachwelt. Der jetzige erhöhete Sold der preußischen Armee und die so zweckmäßige Brodverpflegung bei derselben ist gleichfalls Courbière's Werk.

Cour d'amour, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Courier, Paul Louis, Hellenist und politischer Schriftsteller, geb. am 4. Jan. 1772 zu Paris, erhielt in seiner Vaterstadt eine treffliche Erziehung, die in ihm eine andauernde Liebe zur griechischen Literatur und Mathematik erweckte, besuchte dann die Artillerieschule zu Chalons und trat 1792 in Kriegsdienste. In dem italienischen Feldzuge focht er bis 1797 mit Auszeichnung, nahm dann Theil an dem Feldzuge gegen Oesterreich 1805 und 1809, trat aber nach der Schlacht bei Wagram aus und ging nach Italien, um seine philologischen Forschungen, die er auch während seiner militärischen Laufbahn nicht aufgegeben hatte, fortzusetzen. Im J. 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf ein ererbtes Landgut unweit Tours, und machte sich nicht blos durch seine philologischen Werke berühmt, sondern auch durch seine politischen Flugschriften, in denen er mit glänzendem Witz den Adel und die katholische Geistlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Am 10. Apr. 1825 wurde er meuchlings in der Nähe seines Wohnorts von drei Schüssen getödtet. Seine Mörder wurden erst 1829 durch eine Magd, die Zeuge des Mordes gewesen war, verrathen. Seine Gattin konnte sich von dem Verdacht der Mitwissenschaft nicht freimachen. Er gab eine französische Uebersetzung des Longus (Par. 1812; 2. Aufl. 1825), der Schrift des Xenophon „Ueber die Reitkunst" (Par 1813) und der „Aethiopika" des Heliodor (Par. 1823) heraus, und besorgte eine neue Textrecension des Longus (Rom 1810; 2. Aufl. Par. 1830) und eine kritische Ausgabe von Lucian's Schrift „Lucius oder der Esel" (Par. 1818). Seine Schriften erschienen unter dem Titel „Collection complète des pamphlets politiques et opuscules littéraires" (Brüssel 1826), vollständiger in den „Mémoires, correpondances et opuscules inédites" (Par. 1828). Vgl. Wachler „C. im Verhältniß zu seiner Zeit" in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (1830).

Couronnement oder Krönung des gedeckten Wegs ist eine der letzten Arbeiten der Belagerer zur Bezwingung einer Festung. Sobald die dritte Parallele am Fuß des Glacis angelegt ist, rückt man mittelst der Sappe auf den Glacis vor und besetzt den Kamm desselben, ungefähr 18 bis 20 Schritt von den Palisaden des gedeckten Wegs, mit einer Reihe kleiner Schanzkörbe, hinter welchen ein Laufgraben ausgehoben wird. Dieser Laufgraben mit den ihn deckenden Schanzkörben heißt das C.; in ihm werden die Breschen und Contrebatterien angelegt, und wenn diese gewirkt haben, führt man den Niedergang (die Descente) im Hauptgraben aus.

Court de Gébelin, Antoine, wurde zu Nismes 1725 geboren, und legte sich frühzeitig mit einem brennenden Eifer auf das Studium der Alterthumskunde und der

damit verbundenen Wissenschaften, so daß er bereits im 12. Jahre wegen seiner Kenntnisse Bewunderung erregte. Nach dem Tode seines Vaters, der als Protestant sich nach der Aufhebung des Edicts von Nantes in die Schweiz begeben hatte, begab sich der Sohn nach Paris, wo er die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer sich erwarb, und nach einem Zeitraume von 10 Jahren (1773—1784) sein Werk „Le monde primitif" erscheinen ließ, welches durch die darin enthaltene große Gelehrsamkeit allgemeines Erstaunen erregte. Zweimal erhielt er den von der Akademie für das im Laufe eines Jahres gedruckte beste Werk ausgesetzten Preis. 1784 vertheidigte er in einem Briefe den thierischen Magnetismus, nachdem ihn Mesmer von einer Krankheit hergestellt hatte. Er starb aber kurz darauf am 10. Mai 1784 zu Paris.

Courtine heißt bei einem bastionirten Befestigungssysteme der Mittel- oder Zwischenwall, welcher je 2 Bastionen verbindet. (S. Bastion.) Der Courtinenpunct ist der Punct, wo sich die C. an die Bastionsflanken anschließt. Gewöhnlich bildet die C. eine gerade Linie, zuweilen besteht sie aber auch aus ein- und ausgehenden (sehr stumpfen) Winkeln, und heißt dann gebrochene C. Ihre Hauptbestimmung ist, die vorliegenden Außenwerke, besonders das Ravelin, zu beherrschen. Da sie dem feindlichen Ricochet- und Enfilirfeuer am Meisten ausgesetzt ist, so pflegt man sie schon bei ihrer Erbauung mit Querwällen oder Traversen (s. d.) zu besetzen oder durch Cavaliere (s. d.) gegen Enfiladen zu beschützen.

Courtois, Jacq., auch unter dem Namen Bourguignon und Cortese bekannt, ein berühmter Schlachtenmaler, geb. 1621 zu St. Hippolite in der Franche-Comté, erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht, ging dann 15 Jahr alt nach Italien, wo er die Bekanntschaft eines französischen Offiziers machte, den er auf mehreren Märschen begleitete. Hierauf lebte er abwechselnd in Mailand, Verona, Venedig und Bologna und wandte sich endlich nach Rom, wo er bald durch seine Arbeiten zu bedeutendem Ruf gelangte. Der Schmerz über den Tod seiner Frau oder nach andern Angaben die Furcht vor einer Criminaluntersuchung, weil er den Tod derselben herbeigeführt hatte, trieb ihn 1657 ins Kloster, wo er anfangs nur Heiligenbilder für die Klosterkirche malen durfte. Seine Schlachtenbilder, z. B. Josua den Lauf der Sonne hemmend; Moses, der um den Sieg über die Amalekiter bittet, die Schlacht bei Arbela rc. zeichnen sich durch die feurigste Einbildungskraft und die lebendigste Vergegenwärtigung der Schrecknisse des Kriegs aus; doch sind sich nicht alle gleich und leiden häufig an Schwäche der Zeichnung und Mangel an Herrschaft über das Colorit. Er starb zu Rom 1676.

Courtoisie ist das feine höfische Benehmen, die Hofsitte; im Mittelalter verstand man besonders darunter die ritterliche Galanterie gegen die Frauen; jetzt nimmt man es meistens in der Bedeutung des Schicklichen.

Courtray oder Kortryk, eine Stadt und Festung in der belgischen Provinz Westflandern, an beiden Seiten der schiffbaren Lys, ist gut gebaut, hat breite doch unregelmäßige Straßen, zahlreiche Kirchen, unter denen sich die Kirchen zu St. Martin und Notre-Dame auszeichnen, ein schönes Rathhaus, eine Börse, 2 Gymnasien, ein königliches Collegium und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt ist Sitz einer Handelskammer, eines Handelsgerichts, mehrerer Friedensgerichte und zählt 23,000 E., welche Leinwand, Spitzen, Spitzenzwirn, Taffet- und Baumwollenzeuge verfertigen, Leinwand bleichen und bedeutenden Handel mit Flachs, Leinwand und Damast treiben. In der Umgegend wird der feinste niederländische Flachs gezogen. C. ist das alte Cortoriacum in Gallia belgica, stand im Mittelalter unter erblichen Castellanen aus dem Hause Nevel, und wurde erst nach und nach eine Festung. Hier wurde am 11. Juni 1302 die berühmte Sporenschlacht geschlagen, von den Franzosen unter dem Grafen von Artois und den Flamändern, in welcher die erstern völlig besiegt wurden. Karl VI. von Frankreich rächte am 12. Decbr. 1382 diese Niederlage durch die Plünderung und Zerstörung der Stadt, nach der siegreichen Schlacht von Rossebeck. In den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrh. war C. öfter der Zankapfel der kriegführenden Mächte und

hatte mancherlei Drangsale zu erdulden, ebenso in dem französischen Revolutionskriege, wo es 1794 in die Gewalt der Franzosen fiel. Im Febr. 1814 wurde es bald von den Franzosen, bald von den Alliirten besetzt, und am 31. März kam es zwischen dem russischen General Thielemann und den Franzosen unter Maison zu einem heftigen Gefecht, wobei die letztern geschlagen wurden.

Courvoisier, Jean Joseph Antoine, geb. zu Besançon um das Jahr 1770, wurde Emigrant, diente in Condé's Heere, begab sich 1803 wieder nach Frankreich, studirte die Rechte und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. 1816 wählte ihn der Präfect des Departements zum Vorsitzer des Wahlcollegiums im Bezirke von Beaume; hierauf wurde er Abgeordneter, blieb 8 Jahre in der Deputirtenkammer, und hing bis 1819 eifrig den Ministern an. Als er von den im Rhonedepartement begangenen Unthaten hörte, wollte er diese aufdecken, ließ sich aber bestechen und wurde Generalprocurator am königl. Gerichtshofe zu Lyon. 1819 fand er Gelegenheit, die Lücken des Gesetzvorschlags auszufüllen, welchen die Regierung über die Verantwortlichkeit der Minister vorgelegt hatte. Als das erneuerte Ministerium sich an diejenigen anschloß, gegen die es erst aufgetreten war, und die individuelle Freiheit, die Freiheit der Presse und das Wahlgesetz einem Angriffe erlagen, so näherte sich C. der linken Seite. Die Adresse der Abgeordneten gab damals zu langen Discussionen Anlaß, und da es zu großen Streitigkeiten kam, so brachte C. in Vorschlag, eine neue Commission zu ernennen. Den nächsten Tag schon nahm die Mehrzahl dieser Commission die Adresse an; zu derselben Zeit wollte die Kammer die individuelle Freiheit aufheben, indem sie durch Louvel's That erschreckt worden war und dadurch neuen Verschwörungen vorzubeugen gedachte; C. wies die Unzulänglichkeit dieser Maßregel nach und trat dem Vorschlage der Commission bei, die Befugniß der Verhaftung Verdächtiger ohne vorgängiges gerichtliches Urtheil auf Verschwörungen gegen die königliche Familie zu beschränken. Bei Erörterung des Wahlgesetzes im J. 1820, durch welches das doppelte Votum eingeführt wurde, erhob sich C. ohne Erfolg gegen diese neue Aristokratie. Nach Auflösung der Kammer im J. 1827 ward er nicht wieder erwählt, dagegen am 8. Aug. 1829 zum Justizminister im Ministerium Polignac ernannt. Obgleich er nebst Montbel und Chabral noch am höchsten in der öffentlichen Meinung stand, warf man ihm doch Bigotterie vor und sah seine Ernennung zum Minister, als eines gewesenen Emigranten, nicht gern. Um die Ordonnanzen nicht mit unterzeichnen zu dürfen, legte er am 19. Mai 1830 seine Stelle nieder und ward zum Staatsminister und Mitglied des geheimen Raths ernannt. Seitdem lebte er in glücklicher Zurückgezogenheit. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch seine „Dissertation sur le droit naturel, l'état de nature, le droit civil et le droit des gens" (2 Bde., Besançon 1804) und der „Traité sur les obligations divisibles et indivisibles, selon l'ancienne et la nouvelle loi" (Besançon 1807).

Cousin, Victor, geb. 1792 zu Paris, ward anfangs als Repetent für die griechische Literatur an der Ecole normale des professeurs zu Paris, und kurz darauf als Professor der Philosophie angestellt; Royer-Collard gab die Veranlassung, daß er 1815 bei der Faculté des lettres der königl. Universität eintrat, um daselbst vorzüglich die Geschichte drr Philosophie zu lehren. Vornehmlich beschäftigte sich C. mit Plato, den er (Paris 1822 f.) vollständig ins Französische übersetzte. Auch unternahm er es 1815, als royalistischer Freiwilliger gegen den Despotismus Napoleon's zu kämpfen, was ihn jedoch nicht hinderte, später sich freimüthig gegen seine Schüler über die Reactionsversuche der Bourbons auszusprechen, worauf er 1820 seine Vorlesungen einstellen mußte. 1820—21 gab er die unedirten Handschriften des Alexandriners Proklus griechisch und lateinisch in 5 Bänden heraus, so wie er eine Ausgabe des Descartes (Paris 1824 in 6 Bänden) veranlaßte. In demselben Jahre unternahm er als Erzieher der Söhne des Marschalls Lannes mit einem derselben eine Reise nach Deutschland, wo seine freimüthigen Aeußerungen, und der dadurch entstandene Verdacht der Demagogie, seine Verhaftung in Dresden bewirkten und er zur Untersuchung nach Berlin abgeführt ward. Die franz.

Gesandtschaft daselbst vermittelte seine Entlassung, der bald die völlige Freiheit folgte. In Berlin machte er sich mit der deutschen Philosophie bekannt, und suchte sich insbesondere mit dem Hegel'schen System zu befreunden. Nach Paris zurück, eröffnete er aufs Neue seine Vorlesungen, zu denen eine ungemein starke Anzahl von Zuhörern herbeiströmte. Unleugbar ist es, daß C. in seinem Vaterlande das Interesse für deutsche Philosophie belebte, wenn schon sein eignes System, welches er als „Eclectisme impartial appliqué aux faits de conscience“ bezeichnete, keineswegs dem Standpuncte der heutigen deutschen Philosophie entspricht, und von deren äußerlichen und oberflächlichen Auffassung zeugt. 1830 wurde C. Mitglied der Akademie, und nach der Julirevolution durch Guizot Generalinspector der Universität. Im Mai 1831 begab er sich nach Deutschland, um im Auftrage der Regierung das dortige Unterrichtswesen kennen zu lernen, worüber im Jahre 1832 seine Berichte als Briefe an die Minister gedruckt wurden, deren einige schon früher in der Revue de Paris erschienen. C. ward später Mitglied des Staatsraths, dann Pair von Frankreich und vom 1. März bis 29. Oct. 1840 Minister des öffentlichen Unterrichts.

Cousinéry, Esprit Marie, ein ausgezeichneter Numismatiker der neuesten Zeit, geb. am 8. Juni 1747 zu Marseille, betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn und ward Consul in Thessalonich. Von hier aus machte er 1793 eine Reise nach Konstantinopel, wo er mit den dortigen Gesandten Choiseul-Gouffier in freundschaftliche Verhältnisse trat. Dieß rechnete man ihn in Frankreich zum Verbrechen an, nahm ihm das Consulat und setzte ihn auf die Liste der Emigrirten. Er lebte darauf meistens in Smyrna und kehrte erst 1803 nach Paris zurück, wo ihn Talleyrand ehrenvoll empfing, seinen Namen aus der Emigrantenliste strich und ihm ein Jahrgehalt von 6000 Fr. verschaffte. Als er hier seine bedeutende Sammlung antiker Münzen zum Verkauf ausbot, boten ihm die Directoren des kaiserlichen Cabinets 66,000 Fr.; der Handel zerschlug sich aber und die Sammlung kam für 136,000 Fr. nach München. Dafür entzog ihm 1811 der Minister Champagny seine Pension. Im J. 1814 erhielt C. sein Consulat wieder, wurde aber später angeklagt, einer Person von zweideutigem Rufe Schutz verliehen zu haben und verlor 1819 abermals sein Consulat. Er lebte jetzt wieder den Wissenschaften, und erhielt 1825 von Neuem eine Pension von 5000 Fr. Vom Glück begünstigt brachte er immer wieder neue Münzsammlungen zu Stande. Seine zweite Münzsammlung verkaufte sein Sohn an den König von Bayern für 75,000 Fr., eine dritte kaufte der Kaiser von Oesterreich für 33,000 Fr. und eine vierte das Pariser Museum für 60,000 Fr. Unter seinen Schriften sind besonders ausgezeichnet „Essai sur les monnaies d'argent de la ligue Achéenne“ (Paris 1825, 4) und die „Voyage dans la Macedoine“ (2 Bde., Par. 1831, 4.)

Coustou, eine französische Bildhauerfamilie, die sich besonders im 18. Jahrh. unter der Regierung Ludwig XV. auszeichnete. Guillaume C., geboren 1678 zu Lyon, erlernte bei seinem Vater, einem Bildschnitzer, die Anfangsgründe seiner Kunst, bildete sich dann in Paris und in Rom weiter aus, wo er als königlicher Pensionär lebte, verscherzte aber hier durch leichtsinnige Streiche die königliche Pension und war eben in Begriff nach Konstantinopel zu gehen, als ihm Legros die Ausführung des Basreliefs des heiligen Ludwig von Gongaga für die Kirche des heiligen Ignatius auftrug und so seinem Vaterlande erhielt. Er kehrte darauf nach Frankreich zurück, erhielt bedeutende Aufträge für den Hof und die Großen, wurde später Director der Akademie und starb 1746. In seinen Werken, von denen man besonders das Grabmal des Cardinal Dubois rühmt, zeigt er eine an die Antike erinnernde Reinheit des Styls und durchaus correcte Zeichnung; doch soll ihn sein Sohn in Eleganz und Hoheit der Gedanken übertroffen haben. — Nicolaus C., des Vorigen Bruder, geb. zu Lyon 1683, ebenfalls Schüler seines Vaters und seines Oheims Coysevox, erhielt im 23. Jahre den großen Preis der Akademie, studirte dann zu Rom die Werke Michel Angelos und Algardis und ward später Mitglied und Director der Akademie in Paris. Er starb 1733. Als eines seiner Hauptwerke gilt die Kreuzabnahme in Notre-Dame. Weil er mehr dem affectirten Geschmack seiner Zeit huldigte, gefiel er den Franzosen besser als sein älterer Bruder. — Guillaume C., Sohn und Schüler des

obengenannten Guillaume C., geb. 1716, gestorben 1777, gründete besonders seinen Ruf durch die Statuen des Mars und der Venus, die er für Friedrich II. von Preußen bearbeitete. Man sagt C. habe zu den Werken seiner Erfindung meist geschicktere Leute zur Ausführung bedurft, die durch Umstände genöthigt, ihm ihr Talent verkaufen mußten.

Couthon, Georges, einer der blutigsten Schreckensmänner der französischen Revolution, geboren 1756 zu Orsay in Auvergne, war beim Ausbruch der Revolution Advocat zu Clermont und wurde 1790 bei Reorganisation der Gerichte zum Präsidenten des Gerichtshofes daselbst ernannt und im folgenden Jahre vom Departement Puy-de-Dôme als Mitglied in die Nationalversammlung geschickt. Hier zeigte er sich gleich vom Anfang an als Feind des Hofes und der Priester, verlangte Abschaffung des Königthums und stimmte im Proceß Ludwig XVI. für dessen Tod ohne Aufschub und Appellation. Nach des Königs Hinrichtung wandte er sich Anfangs zu der Partei der Girondisten, trat aber sogleich zur Bergpartei über, als er das Ungewitter bemerkte, das sich über jene zusammenzog. Als Freund und Gehülfe Robespierres drang er auf Verhaftung der gemäßigten Deputirten, ward dann in den Wohlfahrtsausschuß gebracht und vollzog die blutigen Decrete gegen das insurgirte Lyon, wo er eine Menge Bürger vor seinen Augen hinrichten ließ und zur Zerstörung der schönsten Gebäude den Anlaß gab. Seine fanatische Wuth steigerte sich nach seiner Rückkehr in den Convent. Er erklärte alle Könige der Erde für Verräther, Pitt als den Feind des menschlichen Geschlechts und die englische Nation als Majestätsverbrecher an der Menschheit; betrieb die Verurtheilung Dantons und Héberts und verlangte sogar die Errichtung einer Justiz, die summarischer verfahre als das Revolutionstribunal. Robespierres Fall führte auch den seinigen nach sich. Auf die Anklage, mit Robespierre und St. Just nach den Triumvirat gestrebt zu haben, wurde er am 9. Thermidor verhaftet und nach dem Gefängnisse Lacourbe gebracht. Von den Jacobinern befreit, begab er sich mit den übrigen Verhafteten auf das Rathhaus und suchte sich, als dieses von den Truppen des Convents erstürmt worden, mit einem Dolche den Tod zu geben. Sein Stoß fehlte aber das Ziel und er wurde am 28. Juli 1794 mit Robespierre, St. Just und Andern unter dem lauten Jubel des Volkes hingerichtet. Seine körperliche Gebrechlichkeit, er war lahm an den Füßen und seltsam verwachsen, nöthigte ihn nur sitzend zu sprechen, demungeachtet war er ein begeisternder Redner.

Covenant, hieß der Bund, welchen 1638 die Schotten errichteten, als der König von England Karl I. die schottische und englische Kirche mit einander vereinigen und eine für die englische Kirche 1637 entworfene, fast ganz katholische Liturgie nebst dem Common Prayerbook in der schottischen Kirche einführen wollte. Die Schotten als Presbyterianer, schon erbitterte Feinde der englischen bischöfl. Kirche, verbanden sich eidlich, sich den Vereinigungsversuchen und allen bischöfl. Gebräuchen aus aller Kraft zu widersetzen und dem 1580 und 90 von der ganzen Nation unterzeichneten presbyterianischen Glaubensbekenntnisse treu zu bleiben, ohne dem Könige den Gehorsam aufzusagen. Es entstanden 2 Parteien: die Covenanters und Noncovenanters. Ebenso unzufrieden war man in England mit der neuen Liturgie, und auch dort kam es zu Volksbewegungen. 1640 versammelte sich das lange Parlament, das 8 Jahre zusammenblieb, und mit diesem schlossen die Schotten eine feierliche Verbindung (solemn league and covenant) gegen Karl I., worin die Puritaner anfangs die Oberhand erhielten. Man beschuldigte den König, Antheil zu haben an dem Blutbade in Irland, worin die königl. Truppen besiegt wurden. In der Hoffnung, sich zu retten, unterschrieb der König die Hinrichtung des Erzbischofs Laud, den man als Urheber der Liturgie ansah 1644, der Krieg dauerte fort und der König warf sich 1646 den Schotten in die Arme, wurde aber ausgeliefert und 1649 enthauptet. 1663 wurde zwar der Covenant aufgehoben, aber dies erbitterte die Puritaner um so mehr, bis ihnen 1689 durch die Toleranzacte völlige Gewissensfreiheit bewilligt wurde. Eine starke Partei von Anhängern des Covenant's hat sich in Schottland erhalten.

Coventry, Stadt in der engl. Grafschaft Warwick, mit 4300 H. und 34,000 Einw., hat enge Straßen und altmodische Gebäude, unter denen sich die Michaelskirche

mit einem 300 F. hohen gothischen Thurme und die St. Maryshalle durch ihre Gemälde auszeichnen. Der Handel mit Seiden- und Wollenzeugen wird durch den Coventry-Canal, welcher die Stadt mit Oxford und Braunston verbindet und die Eisenbahn, welche sie mit London in Verbindung setzt, sehr befördert. Uebrigens fertigen die Einwohner Tuch, Seidenzeuge, Plüsch 2c. — Schon zu den Zeiten der Römer war C. eine Stadt, hatte im Mittelalter Mauern und Festungswerke, die im 17. Jahrh. geschleift wurden. Berühmt sind die 1409 und 1459 hier gehaltenen Parlamentssitzungen, von denen die letztere unter den Namen parlamentum diabolicum in der britischen Geschichte bekannt ist.

Covilham, Pedro de, ein berühmter Reisender unter König Johann von Portugal, von dem er den Auftrag erhielt, das Reich des sogenannten Priesters Johann in Abyssinien aufzusuchen. 1447 reiste er mit Alfons de Payva, der aber bald starb, ab, besuchte die Landenge von Suez, Calcutta, Goa, Madagascar, die Ostküste Afrika's, und kam endlich nach Abyssinien, wo es ihm so gefiel, daß er sich hier niederließ und, aller Aufforderungen von Seiten des portugiesischen Gesandten ungeachtet, hier blieb, sich verheirathete, und nach 33 Jahren hier starb. Seine Reise findet sich beschrieben in den Reisebeschreibungen von Barrow.

Cowley, lat. Cauleus, Abraham, ein engl. Dichter, geb. 1618 in London, verrieth schon als Kind seinen ausgezeichneten Dichterberuf, studirte in Cambridge, wo er 1643 Magister, zugleich aber auch von Cromwell vertrieben wurde. Er widmete darauf seine Dienste dem vertriebenen Königshause, ging namentlich als Privatsecretär der Königin mit dieser nach Paris, und kehrte erst zwölf Jahre später nach England zurück, um, scheinbar dem Privatstande angehörend, die politische Stimmung des Landes zu erforschen. Die wieder hergestellte Regierung vernachlässigte ihn, seiner treuen Dienste ungeachtet, durchaus, und erst kurz vor seinem Tode, 1667 sah er sich einigermaßen unterstützt. Die Inschrift seines Grabmahls nennt ihn den englischen Pindar, Flaccus und Maro. Schon im 13. Jahre ließ er „Poetical blossoms" drucken und schrieb vielleicht noch früher ein Lustspiel. 1643 machte er in Oxford seine Satyre „The puritan and the papist" bekannt, später erschien ein anderes Gedicht „The mistress". Seine Anakreontischen Lieder sind in der englischen Literatur die ersten glücklichen Nachbildungen der griech. Vorbilder. Unter seinen Oden rühmt man besonders die didaktischen über den Witz und die an Brutus. Sein episches Gedicht „Davideis" blieb unvollendet. Johnson nannte ihn den letzten metaphysischen Dichter. Seine Werke erschienen erst nach 1780 zu London in 3 Theilen. — Eine Dichterin dieses Namens, (Anna Cowley), ward 1743 in Devonshire geboren und starb mit Hinterlassung von 10 Lustspielen und 3 epischen Gedichten, die Belagerung von Acre, die Jungfrau von Aragon, und das schottische Dorf.

Cowper, William, ein englischer gefeierter Dichter, geb. am 26. Novbr. 1731 zu Berkhamstead in der Grafschaft Herford, litt von Jugend auf an einer krankhaften Menschenscheu, die in der Schule durch den Pennalismus noch zu nahm. Später besuchte er die Rechtsschule zu London, um sich zu der einträglichen Stelle eines Secretärs des Oberhauses vorzubereiten, die er durch Familienverbindungen erhalten hatte. Als er sie aber antreten sollte, ergriff ihn eine solche namenlose Angst, daß er sie aufgeben mußte. Dazu gesellten sich noch trübe Glaubensansichten, indem namentlich die Lehre von der Gnadenwahl und der Verwerfung ihn Monate lang mit dem Schreckbilde ewiger Verdammniß erfüllte, so daß man ihn endlich in eine Irrenanstalt bringen mußte. Seit 1767 lebte er zu Olney im vertrauten Umgange mit den Pfarrer Newton, der C.'s religiöse Ansichten theilte, und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Dichtkunst. Da der Pfarrer es nicht verstand, das leicht verletzliche Gemüth C.'s zu behandeln, verfiel dieser von Neuem in einen Zustand, der an völlige Geisteszerrüttung grenzte und bis 1778 anhielt, wo er mit einer geistreichen Frau, Mistreß Austen, bekannt wurde, welche sehr vortheilhaft und wohlthätig auf sein verstimmtes Gemüth wirkte. Eine frühere Sammlung seiner Gedichte, die er 1782 herausgab, fand wegen ihrer schwärmerisch religiösen Anklänge keinen Beifall. Unter den Einfluß der Mistreß Austen schrieb er die komische Ballade „John Gilpin" und die treffliche Dich-

tung „The task“, die allgemeinen Beifall fand. Da seine Schwermuth immer wieder zurückkehrte, begann er zu seiner Zerstreuung Homers „Iliade und Odyssee“ (4 Bde., London 1816) in reimlosen Jamben zu übersetzen und starb endlich von Kränklichkeit und Melancholie aufgerieben am 25. April 1800. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1798 zu zu London, (neue Aufl., 3 Bde., 1815), seine letzten Gedichte finden sich in Hailey's „Will. C.'s life and posthumous works“ (4 Bde., Lond. 1809); J. Johnson gab C.'s Privatcorrespondenz die „Private correspondence of Will. C.“ (2 Bde., Lond. 1824) heraus; eine Biographie gab Taylor (London 1833).

Coxcis auch Coxcie, Coxie, oder Coxis, Michael, ein berühmter niederländischer Historienmaler, geb. zu Mecheln 1497, zeigte schon in früher Jugend entschiedene Anlagen für seine Kunst, die er unter der Leitung Bernhard's von Orlay trefflich ausbildete. Später ging er nach Rom und zeichnete und malte viel nach Raphael und anderen großen italienischen Meistern. Bald erhielt er auch Aufträge zu bedeutenden Arbeiten; so malte er z. B. in der alten Peterskirche zu Rom eine Auferstehung Christi al Fresko und auch die Kirche Santa Maria della pace und andere haben Zeugnisse seiner Kunst aufzuweisen. Mit einer Italienerin verheirathet, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er sich nach dem Tode seiner ersten Gattin zum zweitenmale vermählte und bis in sein hohes Alter ungemein thätig war. Er starb zu Antwerpen 1522. Ein großer Theil seiner umfangreichsten Werke wurde während der niederländischen Unruhen ein Opfer des Kunstraubs. Viele größere und kleinere Gemälde an denen er selbst so große Freude hatte, daß er sie um keinen Preis weggeben wollte, bewahrte er in seinen palastähnlichen Häusern, welche in Mecheln sein Eigenthum waren. In späteren Lebensjahren copirte er für Philipp II. von Spanien, das berühmte Altarblatt der Gebrüder van Eyck zu Gent, an dem er mit unermüdlichem Fleiße 2 Jahre lang arbeitete. Nachdem diese Copie lange Zeit die Capelle des alten Palastes zu Madrid geziert hatte, kam sie nach Brüssel und befindet sich jetzt in einzelnen Theilen zerstreut, im Berliner Museum, in der Münchner Pinakothek und in der Sammlung des Königs von Holland. Zu seinen besten Compositionen gehören noch seine Darstellungen aus der Fabel der Psyche, die von Agostino Veneziano und dem sogenannten Meister mit den Würfel in 32 Blätter gestochen wurden und auch zum Muster einer Reihe Glasmalereien dienten. C. gehört zu denjenigen niederländischen Meistern, welche den Uebergang aus der alten heimischen Weise der Darstellung zu der modernen italienischen bilden, und zeichnet sich besonders durch Leichtigkeit, Gefälligkeit und einen eigenthümlichen liebenswürdigen Sinn aus. Nur besaß er wenig eigene Erfindung und hielt sich daher bei der Darstellung bedeutender Momente in seinen größeren Compositionen an seine aus Italien gebrachten Studien. Deshalb war er auch sehr unzufrieden, als Hieronymus Cock eine Sammlung von Kupferstichen nach Rafaels Werken herausgab, weil dadurch offenbar wurde, wie sehr er diese benutzt hatte. Trotz seines Reichthums verschmähte er auch den kleinsten Gewinn nicht. So hatte er eigene Art eine weiße Wand mit Kohle äußerst gewandt und rasch von Oben bis Unten mit allerlei artigen Verzierungen zu bedecken und ließ sich dazu durch kleine Geschenke leicht bewegen. Sein Tod war die Folge eines Sturzes von der Treppe, als er im Stadthause zu Antwerpen an einen Gemälde arbeitete.

Coxe, William, ein englischer Reisebeschreiber und Historiker, geb. am 7. März 1747 zu London, trat 1771 in den geistlichen Stand und begleitete den jungen Grafen von Pembrocke von 1775 — 79 auf einer Reise durch den größten Theil Europas. Die Resultate derselben machte er in seinen „Sketches on the natural, civil and political state of Switzerland“ bekannt, die er nach einem zweiten Besuch des Landes unter den Titel „Travels in Switzerland and the country of the Grisons“ (3 Bde, Lond. 1779) umarbeitete und bei der vierten Auflage (1801) mit einer Geschichte der Revolution von 1798 vermehrte. Im J. 1784 trat er als Führer des nachmaligen Parlamentsredners Whitbread seine zweite Reise durch das südliche und nördliche Europa an, besuchte 1786 abermals die Schweiz und Frankreich, 1794 Holland und den größten Theil von Deutschland und Ungarn. Schon 1786 erhielt er mehrere geistliche Pfründen, wurde 1805 Archi-

diaconus in Wiltesbire und starb erblindet am 8. Juli 1828 als Pfarrer zu Bemerton. Außer der oben erwähnten Reise schrieb er „Travels into Poland, Russia, Sweden and Denmark" (3 Bde., Lond. 1784—90; 4. Aufl. 1803; deutsch von Pezzl, 3 Bde., Zür. 1785—85), „Memoirs of Sir Rob. Walpole" (3 Bde., Lond. 1798. 4.), „Memoirs of Horatio Lord Walpole" (Lond. 1802, 4), „History of the house of Austria" (3 Bde., Lond. 1807, 4; deutsch von Dippold und Wagner, 4 Bde., Leipzig 1810—17), „Historical memoirs of the Bourbon Kings of Spain" (3 Bde., Lond. 1813, 4) und „Memoirs of John Duke of Marlborough" (3 Bde., Lond. 1817—19, 4; deutsch 6 Bde., Wien 1820). Schon während des letztgenannten Werks war seine gänzliche Erblindung eingetreten; doch setzte er von einen getreuen Gedächtniß unterstützt seine schriftstellerischen Arbeiten fort und verfaßte „The private and original correspondence of the Duke of Shrewsbury" (Lond. 1821, 4) und „Memoirs of the administration of Henry Pelham" (2 Bde., Lond. 1829, 4.).

Coypel, Noel, nach Einigen in der Normandie 1628, nach Andern zu Paris 1629 geboren, ein berühmter Historienmaler, studirte anfangs unter Poncet zu Orleans, dann unter Quilleriers und Ch. Erards zu Paris seine Kunst und erwarb sich durch einige Bilder, die von seinen glücklichen Anlagen und seinen ernsten Studien zeigten, bald bedeutenden Ruf. Nachdem er 1663 unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen war, erhielt er im folgenden Jahre den Auftrag den alten Louvre, die Tuilerien und das Parlament von Bretagne mit seinen Werken zu schmücken. Im J. 1672 räumte ihm der König ein Zimmer im Louvre ein und sandte ihn später als Director der Akademie nach Rom, von wo er nach dem Jahre 1676 nach Paris zurückkehrte. Er starb 1707. Zu seinen besten Werken rechnet man die Marter des heiligen Jacob in der Kirche Notre-Dame; Kains Brudermord in der Akademie, die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heiligen Jungfrau im Hôtel der Invaliden. C. besaß eine reiche blühende Phantasie, seine Zeichnung ist correct, sein Colorit lieblich und seine Figuren voll Ausdruck. — Sein ältester Sohn, Antoine C., geboren 1661 zu Paris begleitete seinen Vater als 11jähriger Knabe nach Rom, wo er sich nach den Werken der großen Italiener zu bilden begann und besonders die venetianischen Coloristen nachahmte. Wahrscheinlich würde er bei längerem Aufenthalte in Italien ein ausgezeichneter Künstler geworden sein, da er einen lebendigen Sinn für das Schöne besaß; doch seine schnelle Rückkehr nach Frankreich unterbrach seine ernsten Studien und der laute Beifall den seine Malereien in ganz Frankreich erhielten, brachte ihn zu jener verwerflichen Manier, die durch ihn in der französischen Schule herrschend wurde. Sein Reichthum an Erfindungen und die Größe seiner Compositionen machten, daß man die Ungründlichkeit seiner Zeichnungen, sein blendendes Colorit, daß man den Mangel der Harmonie übersah. Auch das Theater übte einen nachtheiligen Einfluß auf C., indem er von ihm das Geschraubte seiner theatralischen Stellungen und das Uebertriebene im Ausdruck entlehnte. Seine Manier fand solchen Beifall in Frankreich, daß er schon im 20. Jahre zum Mitglied der Akademie ernannt wurde und als er einer Einladung nach England folgen wollte, die angesehensten Personen in ihn drangen, in Frankreich zu bleiben. Hier blühte sein Glück immer mehr auf; er wurde geadelt, zum Director der Akademie und endlich zum ersten Maler des Königs ernannt und starb geehrt und bewundert 1728. C. trat auch als Schriftsteller auf. Seine „Discours prononcées dans les conférences dans l'académie de la peinture" (Par. 1721. 4,) und eine poetische Epistel an seinen Sohn sind rein und zierlich abgefaßt. Auch hat er großen Antheil an der „Histoire du roi Louis le grand par les médailles" (Par. 1691) und den „Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le grand" (Par. 1702, Fol.). — Noel-Nicolas C., gewöhnlich Coypel der Onkel genannt, geboren zu Paris 1692, gestorben daselbst 1735, des Vorigen jüngerer Stiefbruder, zeichnete sich vor seinem Verwandten durch größeres Streben nach Wahrheit und innigeres Festhalten an der Natur aus, obgleich er in der Farbengebung dem Geschmack seiner Zeit nicht widerstand. Diese Entfernung von dem herrschenden manirirten Geschmack zog ihm die Vernachlässigung von den damaligen Kunstfreunden zu, er

erhielt erst später eine Stelle in der Akademie. Zu seinen besten Werken rechnet man die Malerei am Gewölbe der Kapelle der heiligen Maria in der Kirche von St. Sauveur und des Franz de Paula in der Sakristei der Minimen zu Paris. — Antoine's Sohn, **Charles Antoine C.**, geboren zu Paris 1694, war Schüler und Nachahmer seines Vaters und zwar das letztere in solchem Grade, daß er völlig zum Manieristen wurde. Sein Colorit ist grell und seine Gemälde sind hingeworfene blendende Farbenmassen ohne Harmonie. Da dieß dem Geschmacke seiner Zeit zusagte, fand er Beifall und Ehrenstellen. Er starb 1752 als Chef der Akademie und erster Maler des Königs. Außer seinen größeren Werken, unter denen Christus vor Pilatus und das Opfer der Iphigenia die vorzüglichsten sind, lieferte er auch eine Menge Cartons zu Tapeten und burleske Bilder, z. B. Carricaturen zu Don Quixote. Daneben hatte er auch einiges Talent für die Dichtkunst und hinterließ eine große Anzahl Trauerspiele.

Coysevox, Antoine, französ. Bildhauer, ein geborner Spanier, geb. 1640, lebte und bildete sich zu Lyon zum ersten Meister seiner Zeit aus. Schon im 17. Jahre lieferte er die Statue der heiligen Jungfrau für die Kirche St. Nizier in Lyon. Zehn Jahre später berief ihn der Cardinal Fürstenberg nach Zabern im Elsaß, um seinen prächtigen Palast durch seine Arbeiten zu zieren. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst, was er 44 Jahre lang war; später wurde er beständiger Kanzler der Akademie. Seine berühmtesten Arbeiten sind: eine Statue des Cardinal's Mazarin, Colbert's Grabmahl, die Statue Ludwig's XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne, eine sitzende Venus, eine Nymphe auf der Muschel, Kastor und Pollux, Faun mit der Flöte u. a. Er starb 1720 zu Paris. Man bewundert an seinen Werken besonders das Feuer und die Schönheit in den Zügen, weshalb man ihn den Vandyk der Bildhauer nannte.

Crabbe, George, einer der geachtetsten neuern Dichter Englands, ward am 21. Decbr. 1754 zu Altborough in Suffolk geboren, und von seinem Vater, einem Zollbeamten, für die Wundarzeneikunde bestimmt. Dadurch, daß der Vater aus den von ihm gelesenen Journalen alle Verse heraus schnitt, worauf die Kinder mit den Papieren spielten, lernte der sie lesende junge C. die Verse auswendig und wurde selbst zur Dichtkunst angeleitet. Nachdem er 1773 den Preis für sein Gedicht „die Hoffnung" erhalten hatte, entsagte er dem oben erwähnten Stande und ging, um sich den schönen Wissenschaften gänzlich zu widmen, nach London, wo Edmund Burke des Unbemittelten väterlicher Freund wurde und selbst Dr. Johnson dem aufkeimenden Talente seinen Beifall nicht versagte, dessen erste Gedichte (u. a. „The village," 1782) den Beifall des Publicums erhielten. Aufgemuntert von Burke widmete sich C. den theologischen Studien, und erlangte, ohne einen eigentlichen akademischen Cursus gemacht zu haben, einen akademischen Grad, so wie bald darauf durch den Herzog von Rutland das Rectorat von Muston, und dann die Pfarre Strathom. Später erhielt er eine einträgliche Pfründe zu Suffolk und 1813 das Rectorat von Trowbridge. Die Theologie hatte ihn fast ganz seinen poetischen Arbeiten entfremdet. Erst nach einem Zeitraume von mehr als 20 Jahren trat er wieder mit neuen Gaben seiner Muse, z. B. mit dem größern Gedichte „The borough" (1807), dann 1810 „The parish registor," 1812 „Tales" und 1819 die „Tales of the hall" folgten. Er starb am 9. Febr. 1832 zu Trowbridge. Man hat C.'s Poesie mit den Malereien eines Teniers und Ostade verglichen, auch weiß er den Gegenständen, die er wählt, und die an und für sich nichts weniger als anziehend sind, einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Seine Naturschilderungen sind anschaulich, umständlich und treu, ohne irgend einen malerischen Schmuck. Alles ist bei ihm charakteristisch. Unter seinen Werken zeichnen sich vorzüglich aus „The borough", welcher das Treiben in einer kleinen englischen Landstadt schildert, während die „Tales of the hall" die höheren Lebenskreise in den Erzählungen zweier getrennter und sich wieder begegnenden Brüder darstellen. Mit Recht wird er unter England's populärste Dichter gezählt, der die äußeren Verhältnisse des Lebens und die inneren Zustände des Menschen mit gleicher Meisterschaft wieder zu geben verstand.

Crabeth, Dirk und Wouter, Gebrüder, 2 berühmte Glasmaler, mit deren Tode die Kunst, auf Glas zu malen, untergegangen sein soll. Ob sie Deutsche oder Niederländer von Geburt waren, ist unbestimmt. Sie lebten in Gouda zu Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrh., wo sich von ihnen noch 11 vorzügliche Bilder auf Glas in der St. Johanniskirche befinden. Stets eifersüchtig gegen einander hielten sie die Geheimnisse ihrer Manier gegen einander geheim. Dirk war in der Kraft der ausgezeichnetere Künstler, wogegen Wouter in der Zeichnung seinem Bruder überlegen war.

Cramer, Gabriel, ein ausgezeichneter Mathematiker, geb. zu Genf am 31. Juli 1704, bewarb sich schon als 20jähriger Jüngling mit seinem Freunde und Altersgenossen L. Calandrini um den Lehrstuhl der Philosophie an der Akademie zu Genf. Zwar wurde den beiden Jünglingen ein älterer Mitbewerber vorgezogen, doch errichtete man für sie einen neuen Lehrstuhl der Mathematik, der ihnen beiden gemeinschaftlich übertragen wurde. Nachdem Calandrini 1734 Professor der Philosophie geworden war, erhielt C. die Professur der Mathematik allein, mit dem Titel eines Professors der Philosophie. Im J. 1750 erhielt er die wirkliche Professur der Philosophie, starb aber schon am 4. Januar 1752 zu Bagnoles in Languedoc auf einer Reise, die er zur Herstellung seiner Gesundheit übernommen hatte. Seine „Introduction à l'analyse des lignes courbes algébriques (Genf 1750, 4) steht noch jetzt in Ansehen.

Cramer, Johann Andreas, ein berühmter Theolog und Kirchenliederdichter, geb. am 29. Jan. 1723 zu Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater ein armer Landprediger war, studirte Theologie zu Leipzig, indem er sich durch Correcturen, Uebersetzen und Unterrichtgeben, seinen Unterhalt verdiente. Nachdem er 2 Jahre Prediger zu Kröllwitz bei Magdeburg gewesen war, kam er 1750 als Oberhofprediger nach Quedlinburg und 4 Jahre später durch Klopstocks Empfehlung, als deutscher Hofprediger nach Kopenhagen. Anfangs war seine dasige Stellung eine sehr wirksame und seine Wirksamkeit wurde noch erhöht, als er die Professur der Theologie an der Universität zu Kopenhagen erhielt. Nach dem Tode König Friedrichs V. aber wurde seine Stellung in Kopenhagen so unleidlich, daß er 1771 die Stelle eines Superintendenten in Lübeck annahm. Hier kam er aber wie das Sprüchwort sagt aus dem Regen in die Traufe, da weder seine theologischen Ansichten noch seine religiöse Ueberzeugung irgend einen Anklang fand. Schon überlegte er ob er einem Rufe nach Leipzig folgen sollte, als er als Prokanzler und Professor der Theologie nach Kiel berufen wurde. Er starb daselbst als wirklicher Kanzler und Curator der Universität am 12. Juni 1788, nachdem er sich durch seine Vorlesungen, durch seine kirchlichen Reden durch die von ihm herrührenden Verbesserungen und Stiftungen als Beförderer ächter Volksbildung und ächter Volkswohlfahrt wesentliche Verdienste erworben hatte. Er sorgte z. B. für Anstellung tüchtiger Lehrer, verstärkte die Universitätsfonds und den Gehalt der Professoren, stiftete das erste Schullehrerseminar für Holstein-Schleswig und führte in den Herzogthümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch ein. Unter seinen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, sind besonders zu nennen die treffliche Biographie Gellerts (Leipzig 1774), die Uebersetzung und Fortsetzung von Bossuets „Weltgeschichte" (7 Bde Leipzig 1757—63), die poetische Bearbeitung der Psalmen (Leipzig 1762—64); vorzüglich bekannt wurde er aber durch seine geistlichen Dichtungen und Oden, die sich durch Reinheit des Verses, Kraft des Ausdrucks und Tüchtigkeit der Gesinnung auszeichnen. Viele seiner Gedichte sind in alle protestantisch deutsche Gesangbücher übergegangen. Sie erschienen unter dem Titel „Sämmtliche Gedichte" (3 Bde, Dessau und Leipzig 1782—83) und „Hinterlassene Gedichte," herausgegeben von seinem Sohne Karl Friedrich C. (3 Hefte Hamburg 1791). — Sein Sohn K a r l F r i e d r i c h C., geboren am 7. März 1752 zu Quedlinburg, studirte in Göttingen, wo er Mitglied des Göttinger Dichterbundes wurde, erhielt später in Kiel eine Professur der Philosophie, verlor sie aber 1794 wegen seiner Sympathien fur die französische Revolution. Er ging darauf nach Paris und legte daselbst eine Buchhandlung und Buchdruckerei an. Zahlreiche Verluste nöthigten ihn, diese Unternehmungen aufzugeben und Paris zu verlassen. Später kehrte er wieder dahin zurück und

starb daselbst am 8. Decbr. 1807. Er war talentvoll, kenntnißreich und sehr thätig, ließ sich aber zu sehr von einem Hange zum Sonderbaren beherrschen. Er besaß eine besondere Vorliebe für Klopstock, der auch an ihn eine seiner schönsten Oden richtete. Daher entstanden seine Werke „Klopstock. Er und über ihn" (5 Bde., Hamburg 1779—92) und „Klopstock in Fragmenten; aus Briefen von Tellow an Elisa" (2 Bde, Hamburg 1777). Außerdem übersetzte er Mehreres aus dem Französischen und Englischen in's Deutsche und auch aus dem Deutschen in's Französische; verfaßte auch ein französisch-deutsches und ein deutsch-französisches Wörterbuch (2 Bde., Braunschw. und Paris 1805). Sein „Tagebuch aus Paris" (2 Bde., Par. 1800) und seine mit Pinkerton und Mercier herausgegebenen „Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs vom Jahre 1806 an" (2 Bde., Amsterd. 1807) enthalten manche interessante Aufschlüsse über die damaligen Pariser Verhältnisse.

Cramer, Johann Baptist, Componist für das Pianoforte und Meister auf diesem Instrumente, geb. 1771 zu Mannheim, nach Andern 1775 zu London, erhielt frühzeitig Clementi zum Lehrer im Klavierspiel, studirte dann, sich selbst überlassen, die Werke Händels, Bachs, Dom. Scarlatti's, Haydn's, zuletzt auch Mozart's und gelangte dadurch zu einem außerordentlichen Grad von Ausbildung auf diesem Instrumente. Seit 1785 studirte er unter Abel's Leitung Generalbaß und Compositionslehre und erwarb sich nach und näch in London das Ansehen des geehrtesten Clavierlehrers. Er machte im Ganzen nur 3 Reisen auf den Continent und kam nur zweimal nach Deutschland. Als Componist gehörte er zu den gründlichen und geschmackvollen Meistern, welche durch einen ausgebildeten fließenden Styl und kunstreiche Arbeit mehr als durch Eigenthümlichkeit der Erfindung wirken. Er schrieb über 80 Concerte, Sonaten, Rondo's, Phantasien &c. und seine „Etudes für das Pianoforte" werden noch gegenwärtig für die solideste Grundlage im Pianofortespiel gehalten und erschienen in wiederholten Auflagen und verschiedenen Ausgaben. Sein Spiel zeichnete sich besonders durch charaktervollen Ausdruck des Adagio aus.

Cramer, Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und gelesensten Romanschriftsteller, geboren am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut, wo sein Vater Prediger war, widmete sich Anfangs der Jägerei, studirte aber später Theologie zu Leipzig und Wittenberg. Dann lebte er ohne Anstellung zu Weißenfels, darauf zu Naumburg, erhielt 1795 den Charakter eines herzoglich sächsischen Forstraths und starb als Lehrer der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen am 7. Juni 1817. Sein erster Roman war „Karl Saalfeld oder Geschichte eines relegirten Studenten" (Lpzg. 1782), den noch mehr als 40 Romane in 90 Bänden folgten, unter denen der beste und bekannteste „Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanicus" (4 Bde., Lpzg. 1789—91 und öfter). C. besaß eine reiche Erfindungsgabe, die nur zu oft ins Unwahrscheinliche und Uebertriebene ausartete; dabei ist er platt und gemein, sein Witz possenhaft und niedrig und seine Charaktere sind bis zum Lächerlichen und Grauenhaften verzerrt.

Cranmer, Thomas, der Reformator der anglikanischen Kirche und einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, stammte aus einer normannischen Adelsfamilie ab, und wurde am 2. Juli 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Nottingham geboren. Nachdem er früh seinen wenig gebildeten Vater verloren hatte, erhielt er von einem strengen Geistlichen nothdürftigen Unterricht, und kam im 14. Jahre in das Jesus-Collegium zu Cambridge, wo sich seine Fähigkeiten schnell entwickelten. Eine übereilte Heirath schien ihm eine andere Richtung geben zu wollen; doch als seine Frau nach einjähriger Ehe starb, warf sich C. mit verdoppeltem Eifer auf seine theologischen Studien, und machte besonders die Schriften der deutschen Reformatoren zum Gegenstand seiner Forschungen. Im J. 1523 erhielt er den theologischen Doctorgrad, wurde 1524 Lehrer der Theologie in seinem Collegium, 1526 Examinator, und scheint schon damals viel zur Verbreitung der Reformation gethan zu haben. Eine in Cambridge ausgebrochene pestartige Krankheit nöthigte ihn, bei einem ihm befreundeten Edelmann in der Grafschaft Essex Schutz zu suchen. Hier lernte er zufällig den Almosenier des Königs, Fox, und den damaligen Staatssecretär Gar-

diner kennen, und äußerte in einem Gespräche über die Schwierigkeiten, die des Königs Scheidung fand, die Meinung, man möge die Sache nach der Schrift prüfen, das Gutachten gelehrter Theologen einholen, aber nicht dem Papste die Entscheidung überlassen. For erzählte diese Unterredung dem Könige, und dieser rief freudig aus: „Bei der Mutter Gottes, der Mann hat die Sau bei dem rechten Ohre!“ Der König machte C. darauf zum Kaplan, und befahl ihm, seine Ansicht in einer Schrift weiter auszuführen. Nach Vollendung dieser Arbeit erhielt C. eine einträgliche Pfründe, und wurde 1530 auf den Continent geschickt, um alle Universitäten für seine Meinung zu gewinnen. Als der König die Unterhandlungen mit dem Papste wieder anknüpfen ließ, wurde C. der Gesandtschaft nach Rom beigegeben, vom Papst aber zum Generalpönitentarius für England, Irland und Wales ernannt, mit der Bedeutung, alle Neuerungen in Religions- und Kirchensachen zu verhindern. Auf seiner Rückreise durch Deutschland, wo er mehrere Reformatoren persönlich kennen lernte, und sich auch in Nürnberg mit einer Nichte des berühmten Theologen Andreas Osiander verheirathete, sah er aber ein, daß gerade solche Neuerungen das dringendste Bedürfniß der Zeit seien. In England suchte er daher den launenhaften König nach seinen Ansichten zu leiten, und dieser ernannte ihn 1532 zum Erzbischof von Canterbury. Nur ungern nahm C. diese Würde an, da er die Launen des Königs fürchtete, und zudem der dem Papste zu leistende Eid seinen Ueberzeugungen widerstritt. Endlich aber überwog die Hoffnung, in seinem neuen Amte der Reform der Kirche nützen zu können, seine Bedenklichkeiten, und er leistete den verlangten Eid mit der feierlichen Verwahrung, daß er denselben nur in dem Sinne nehme, der mit den göttlichen Gesetzen, den Rechten des Königs, den Landesgesetzen und der Freiheit, seinen eigenen Glaubensmeinungen und seinen Ansichten über die Reformation der Kirche in England festzuhalten, im Einklange stehe. Das Scheidungsurtheil, das er bald nach seiner Einsetzung aussprach, und die zweite Vermählung Heinrich's VIII. brachte endlich das Verhältniß mit dem Papste zum Bruch. Der Papst schleuderte seinen Bannstrahl gegen England's König und C., fand aber beide zum Widerstande gerüstet. Heinrich VIII., der schon vorher die seinem Scheidungsplane widerstrebende Geistlichkeit und die noch unschlüssigen Universitäten Orford und Cambridge durch Gewaltmaßregeln unter seinem Willen gebeugt hatte, und bereits durch einen Parlamentsbeschluß zum Oberhaupt der Kirche erklärt worden war, ging von C. unterstützt, auf dem Wege der Kirchenreform immer weiter. Nur wurde C.'s Bemühen theils durch die Willkühr des Königs, theils durch die Widersacher neuer Kircheneinrichtungen, an deren Spitze der zum Bischof von Manchester erhobene Gardiner stand, vielfach gehemmt. Besonders wirkte er durch seine Predigten und die auf seinem Betrieb verfaßte Uebersetzung der Bibel in die Landessprache; er unterdrückte abergläubische Gebräuche und suchte die Aufhebung der Klöster wohlthätig für das Volk und dessen Aufklärung zu machen. Hier trat ihm aber die Habsucht des Königs und der Höflinge vielfach hindernd in den Weg, so wie er es auch umsonst versuchte, gegen die auf des Königs Verlangen vom Parlament festgesetzten 6 Artikel (the bloody act) anzukämpfen, die Jedem den Tod drohten, der sich für die Priesterehe, gegen die Brodverwandlung und andere papistische Lehren erklärte, weshalb er auch seine Frau zu ihren Verwandten nach Deutschland schickte. Nach Heinrich's Tode 1547, während der Minderjährigkeit des Königs, erlangte er, vom Herzog von Sommerset begünstigt, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, und jetzt that er Alles, um die Reformation in England zu befestigen, und auszubreiten. Freilich trifft ihn hierbei auch der Vorwurf, daß er, der sonst so mild und versöhnlich dachte, als Haupt der englischen Kirche, nicht allein grausame Verfolgungen gegen anders Denkende gut hieß und duldete, sondern selbst anordnete, wie er z. B. gegen die Wiedertäufer mit einer Härte verfuhr, die sich durch nichts rechtfertigen läßt. Kaum hatte Maria 1553 den Thron bestiegen, als sie C. mit andern Beförderern der Reformation verhaften ließ. Schon nach dem ersten Verhöre legten die päpstlichen Commissarien, aus denen das Gericht bestand, ihm auf, vor Ablauf von 80 Tagen in Rom zu erscheinen, und sich zu rechtfertigen; demungeachtet wurde er seiner Haft nicht entlassen, und nach Verlauf

jener Zeit als hartnäckiger Ketzer verurtheilt, und seiner geistlichen Würde entsetzt. Während seiner Gefangenschaft zu Oxford bewog man ihn, durch Bitten, Vorstellungen und schmeichelnde Hoffnungen, mehrere Erklärungen zu unterzeichnen, in welchen er die hauptsächlichsten Lehren der katholischen Kirche annahm, und Reue über seine Irrthümer aussprach; ja man verlangte sogar von ihm, in einer Rede an das Volk seine Schuld öffentlich zu bekennen. Doch als er die Kirche betrat, in der er die vorgeschriebene Rede halten sollte, erklärte er in einer würdig gehaltenen Predigt seinen Widerruf für erschlichen und falsch, und legte sein Glaubensbekenntniß ab, worin er dem Papst als Christi Feind fluchte, und wieder zu den Glaubenslehren der Reformatoren zurückkehrte. Mit Verwünschungen schleppten ihn seine katholischen Feinde zum Scheiterhaufen, der ihm auch schon früher trotz seines Widerrufs bestimmt war. Er bestieg ihn mit festem Muthe, und als die Flamme emporschlug, streckte er seine rechte Hand in dieselbe, und ließ sie ohne Zeichen des Schmerzes zuerst verbrennen, während er widerholt ausrief: „Diese Hand hat gesündigt! Ach! diese unwürdige Hand!" Er starb am 21. März 1556. Vergl. Todd „The life of C." (2 Bde., Lond. 1831).

Crapelet, Charles, ein berühmter französischer Buchdrucker, geboren zu Bourmont am 13. Nov. 1762, kam 1774 nach Paris, und errichtete daselbst 1789 eine eigene Offizin. Er hat sich vorzüglich um die Buchdruckerkunst verdient gemacht durch das Bestreben, Schönheit des Drucks mit Einfachheit zu verbinden, und die Bücher von den vielen Schnörkeln zu befreien, womit man sie sonst, und zumal in Frankreich verunstaltete. Er übertraf in diesem Streben selbst den verdienstvollen Didot. Auch hat er mehrere Prachtdrucke auf Pergament und sogar einen Golddruck geliefert (dreizehn Exemplare von Audebert's „Histoire des colibris etc." Par. 1802, Fol. 2 Bde.). Nach seinem Tode (er starb am 19. Oct. 1809) übernahm sein Sohn, Georg Aug. C., das Geschäft, und hat den Vater noch weit an Eleganz übertroffen. Seine Drucke sind allbekannt, und seine Officin, die seit 1818 22 Pressen beschäftigte, weit und breit berühmt. Seine Ausgaben des Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau (1819), Voltaire (1819) und der „Poëtes français" (1824) zeichnen sich durch ihre geschmackvolle Eleganz aus. Er besuchte zweimal England, und gab die Resultate dieser Reisen in dem anonym erschienenen „Souvenirs de Londres en 1814 et 1816" (Par. 1817) heraus, worin er sich als unbefangener und feiner Beobachter zeigt. Durch die etwas indiscrete Erwähnung seiner Person und Offizin in Dibdin's: „Bibliographical, antiquarian and picturesque tour" sah er sich 1821 genöthigt, eine englische Uebersetzung des 30. Briefs seiner „Souvenirs etc.", welcher von den Pariser Buchdruckern und Buchhändlern handelt, mit berichtigenden Noten herauszugeben, die schätzbare Erörterungen enthalten. Dann lieferte er mit Licquet eine franz. Uebersetzung der Dibdin'schen Reise, so weit sie Frankreich betrifft, mit Anmerkungen (Paris 1825, 4 Bde.). Seit 1820 gab er die „Collections des anciennes monuments de l'histoire et de la langue française" heraus, worin er mehrere Werke der altfranzösischen Literatur und Poesie aus den Handschriften zum Druck beförderte; auch machte er sich durch eigene Schriften um die Geschichte der Typographie verdient, z. B. durch die Schrift über „Robert Etienne" (Par. 1840). Er starb am 11. Dec. 1842 zu Nizza.

Crassus war der Zuname mehrerer berühmten römischen Geschlechter, unter denen dasjenige am bekanntesten geworden ist, welches ein Zweig des alten plebejischen Geschlechts der Licinier war. Historische Bedeutung haben besonders erlangt, Lucius Licinius C., geboren 140 v. Chr., berühmt als der beste Redner seiner Zeit, und ausgezeichnet durch seinen Witz und durch die Rechtlichkeit, die er besonders als Proconsul in seiner Provinz bewies. Durch das von ihm und seinem Mitconsul Quintus Mucius Scävola erlassene Gesetz gegen die Bundesgenossen, welche das römische Bürgerrecht erschlichen hatten, beförderte er den Ausbruch des Bundesgenossenkrieges. Dieses Gesetz scheint nämlich verfügt zu haben, daß kein Bundesgenosse anderswo, als in seiner Heimath geschätzt, und die italienischen Staaten für ihre Bürger verantwortlich gemacht werden sollten. Cicero selbst nennt es sehr streng, unnütz und verderblich. Die Censorwürde bekleidete C. mit C. Do-

mitius Ahenobarbus, und befahl als solcher im J. 92 v. Chr. die Schulen der lateinischen Rhetoren zu schließen, weil sie auf die Jugend einen nachtheiligen Einfluß übten. Sein Tod im J. 91 v. Chr. erfolgte aus übergroßer Anstrengung in einem Streit mit dem Consul Quintus Marcius Philippus, gegen den er im Senate die Gesetzvorschläge des Tribunen Marcus Livius Drusus (s. d.) in Schutz nahm. — Marcus Licinius C. ist derjenige, den man vorzugsweise in der Geschichte unter dem Namen Crassus versteht. Er führte mit mehreren seiner Ahnen den Beinamen Dives (der Reiche), und wurde um 113 v. Chr. geboren. Nach Plutarch scheint die Familie, trotz ihres großen Reichthums, in patriarchalischer Einfachheit und Eintracht im väterlichen Hause beisammen gelebt zu haben, wodurch sich C. frühzeitig an Mäßigkeit und Enthaltsamkeit gewöhnt hatte. Seine Anlagen sollen, nach Cicero, nicht bedeutend gewesen sein, so wie seine wissenschaftliche Bildung nur mittelmäßig genannt wird; demungeachtet gelang es ihm, durch Fleiß und Ausdauer sich zu dem Range eines der ersten Redner auf dem Forum heran zu bilden. Früh beschäftigte er sich mit dem Studium der Geschichte und der Philosophie, besonders der des Aristoteles. Während der Unruhen zwischen Cinna und Marius verlor er Vater und Bruder, und flüchtete selbst nach Spanien. Unter Sulla, dessen Legat er wurde, zeichnete er sich in der Schlacht aus, die gegen die Samniten vor den Thoren Roms geliefert wurde. Demungeachtet wurde er von Sulla später vernachlässigt, wobei aber wohl seine niedrige Habsucht einen bedeutenden Antheil gehabt haben mag. Sein Vermögen, das während der marianischen Unruhen fast ganz zerrüttet worden war, suchte er nämlich dadurch zu vermehren, daß er die Güter der von Sulla Geächteten um geringen Preis auffaufte, und selbst auf eigene Hand Proscriptionen auf reiche Gutsbesitzer unternahm, wie das z. B. in Bruttium geschah. Seit jener Zeit übertrug ihm Sulla kein öffentliches Geschäft mehr; doch C. wußte seine Angelegenheit auch ohnedem weiter zu bringen. Nach Feuersbrünsten unternahm er Bauten für Andere, kaufte die besten Ländereien, erwarb Bergwerke, und beutete sie auf das vortheilhafteste aus; ja er trug sogar kein Bedenken, 2000 Pfd. Goldes, welche nach dem gallischen Kriege auf dem Capitol niedergelegt worden waren, an sich zu nehmen. So gelangte er in kurzer Zeit, trotz seines großen Aufwandes, zu einem bedeutenden Vermögen, das sich auf 7 bis 8 Millionen Thaler belaufen haben soll. Dabei war er jedoch gastfrei, lieh bereitwillig seinen Freunden, und verbürgte sich z. B. für Cäsar mit 830 Talenten (fast 1 Mill. Thaler), als dieser von seinen Gläubigern verhindert wurde, in seine Provinz abzugehen. Freilich trieb er auch seine Forderungen von Jedem wieder unerbittlich ein. Da er das wachsende Uebergewicht des Pompejus fühlte, widmete er sich wieder mehr dem Staatsleben, wobei ihm sein großer Reichthum nicht wenig zu Statten kam. Im J. 81 wurde er Quästor, und besiegte als Prätor im J. 71 den Spartacus (s. d.), den Anführer der empörten Sclaven. Im folgenden Jahre ward er Consul mit Pompejus, den er aber haßte, weil dieser sich den Sieg im Sclavenkriege zuschrieb, und nur scheinbar söhnte er sich mit ihm am letzten Tage des Consulats aus. Desto enger schloß er sich an Cäsar an, der seine Freundschaft wegen seines Reichthums suchte. Im J. 65 ward er mit C. Lutatius Catulus zum Censor erwählt, lebte aber mit diesem Collegen in fortwährender Uneinigkeit, so daß Beide ihr Amt freiwillig niederlegten, ohne einen Census dem römischen Volke angesagt zu haben. Später kam er in den nicht unverdienten Verdacht, an der Verschwörung des Catilina Antheil genommen zu haben. Um so enger schloß er sich an Cäsar an, der ihn im Jahre 60 mit Pompejus aussöhnte, und so das erste Triumvirat zu Stande brachte. Der Bund ward 56 zu Lucca erneuert, und im folgenden Jahre C. mit Pompejus zu Consuln erwählt. C. ging noch vor Ablauf seines Amtsjahres in seine Provinz Syrien ab, die das Trebonische Gesetz ihm auf 5 Jahre zuschrieb. Er wollte hier die Parther bekriegen, wozu ihn Ehrgeiz und Habsucht vereinigt antrieben. Sein Einfall in Mesopotamien war mit glücklichem Erfolge begleitet, darauf kehrte er im J. 54 nach Syrien zurück, beraubte Städte und Tempel, und unternahm im J. 53 einen neuen Zug über den Euphrat. Seine Unklugheit zog ihm hier den Untergang zu. Vergeblich hatte ihn der König der Armenier, der von dem König der Parther, Orodes, zu gleicher Zeit be-

kriegt wurde, aufgefordert, die römische Macht mit der seinigen zu verbinden, vergeblich rieth ihm der Quästor Cassius, den Euphrat herab, gegen Seleucia zu ziehen; C. drang auf den Rath des Arabers Ariamnes durch die Wüste vor, und wurde an dem Flusse Bilecha auf's Haupt geschlagen. Sein Sohn, Publius C., der sich schon in Gallien unter Cäsar ausgezeichnet hatte, kam in der Schlacht um. C. zog sich nach der Stadt Carrä zurück, um von dort nach Armenien zu gelangen, folgte leichtgläubig der Einladung des Surenas zu einem Gespräche, und wurde getödtet. Die Ueberbleibsel seines Heeres theilten zum Theil sein Schicksal, oder wurden zu Gefangenen gemacht; nur Cassius war schon früher mit 500 Reitern nach Syrien entkommen.

Craven, Lady Elisabeth, jüngste Tochter des Grafen Berkeley, geb. 1750, heirathete 1767 den Grafen Wilhelm von Craven, den letzten seines Stammes, und gebar ihm 7 Kinder. Die Ehe war nicht die glücklichste, auf den Rath beiderseitiger Freunde trennte man sich nach 14jähriger Verbindung 1781. Auf den nun erfolgenden Reisen durch Frankreich kam die Lady auch nach Ansbach, lernte dort den Neffen König Friedrichs II. von Preußen, den Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander kennen, und gab seiner Neigung zu ihr Gehör. Nach einigen Jahren 1787 setzte sie ihre Reise weiter fort durch Rußland, die Krim und Türkei. Ihr Mann, Lord Craven, starb indeß zu Lissabon 1791. Sie gab nun der Stimme ihres Herzens nach, und vermählte sich mit dem vorerwähnten Markgrafen von Ansbach, der sein Land dem Könige von Preußen gegen ein Jahrgeld abtrat, und mit seiner Gemahlin nach England zog, wo er das Schloß Brandenburg bei Hammersmith an sich kaufte. Im J. 1793 erhielt sie vom Kaiser Franz den Titel einer Prinzessin von Berkeley; demungeachtet weigerte sich die Königin von England, sie als Fürstin an ihrem Hofe zu empfangen. Nach dem Tode des Markgrafen, der 1801 starb, und sie zu seiner Erbin einsetzte, lebte sie abwechselnd in England und in Neapel, wo sie am 13. Januar 1818 starb. Sie ist auch als Schriftstellerin aufgetreten. In einer Reihe von Briefen schilderte sie ihre Reise durch die Krim nach Konstantinopel, die unter dem Titel: „Journey through the Crim to Constantinopel" (Lond. 1789; neue Aufl. 1814; deutsch Leipz. 1789) im Druck erschienen. Interessant sind ihre „Memoirs of the Margravine of Anspach, formely Lady C., written by herself etc." (2 Bde., Lond. 1825, deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1825), da sie mit Katharina II., Joseph II. und andern Fürsten in Verbindung stand. Auch hinterließ sie Gedichte, Theaterstücke und Romane.

Crawford, William Henry, einer der ausgezeichnetsten amerikanischen Staatsmänner, geboren in Nelson-County in Virginien am 24. Februar 1772, war anfangs Schulmeister, da sein Vater den größten Theil seines Vermögens eingebüßt, und ihm kein anderes Mittel gelassen hatte, seine Mutter zu ernähren, studirte aber nebenbei die Rechte, und begann 1799 die juristische Praxis zu Oglethorp. Im Jahr 1804 ward er in die gesetzgebende Versammlung, und 1807 als Senator in den Congreß erwählt. Hier zeigte er so viel Gewandtheit als Staatsmann, daß er 1811 wieder gewählt ward. Er war einer der eifrigsten Verfechter des Kriegs mit England, stimmte für die Vermehrung der Armee, erklärte sich aber gegen das Embargogesetz und für eine Nationalbank. Im J. 1813 ging er als Gesandter nach Frankreich, wurde 1815 vom Präsidenten Madison erst zum Kriegsminister, einige Monate darauf zum Finanzminister ernannt, und verwaltete dieses wichtige Amt so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit, daß der folgende Präsident Monroe ihm 1817 diesen Posten zum zweiten Mal übertrug. Im J. 1825 legte er sein Amt nieder, obgleich Quincy Adams es ihm von Neuem antrug, da er, der bereits 1817 zum Präsidenten vorgeschlagen gewesen, aber diese Würde zu Gunsten Monroe's abgelehnt hatte, durch die Einwirkung John Calhoun's abermals bei der Präsidentenwahl zurück geblieben war. Er zog sich auf sein Landgut zurück, wurde 1827 vom Gouverneur von Georgien zum Richter ernannt, 1828 und 1831 vom Volke abermals dazu erwählt, und starb am 24. Dec. 1834, allgemein geachtet und geehrt. Seine finanziellen Kenntnisse waren vielleicht größer als die der meisten seiner Vorgänger und Nachfolger.

Crayer, Kaspar, berühmter Maler der niederländischen Schule, geb. 1582 zu Ant-

werpen, bildete sich unter Rafael Corcis zum Porträt- und Historienmaler, wurde dann an den spanischen Hof nach Brüssel berufen, wo er mehrere vornehme Personen malte, und eine bedeutende Pension erhielt. Später begab er sich nach Gent, vollendete hier viele ausgezeichnete Gemälde, unter Andern sein berühmtes Gemälde in dem Refectorium der Abtei Afflεghem, welches Rubens so sehr bewunderte, und starb 1669. Seine Gemälde, welche durch Natur, schönes Colorit und Zeichnung glänzen, nähern sich sehr der Manier seines Freundes Vandyk.

Crayon heißt im Allgemeinen der Stift zum Zeichnen und Crayonzeichnung, die mit Bleistift auf Papier oder mit Silberstift auf Pergament ausgeführte Zeichnung. Sie eignet sich besonders zur zarteren und feineren Durchbildung.

Crebillon, Prosper Jolyot de, franz. dramatischer Dichter, war zu Dijon am 15. Febr. 1774 geboren, wurde in der Jesuitenschule seiner Vaterstadt erzogen, und zeigte schon hier viel Talent, aber auch großen Starrsinn. Später kam er, zum Advokaten bestimmt, nach Paris, um bei dem Procurator Prieur den Rechtsgang zu erlernen; doch dieser, der bald erkannte, daß C. seiner Leidenschaftlichkeit wegen nicht zum Anwalt tauge, und mit seinem Zöglinge eine große Vorliebe für Poesie theilte, ermunterte ihn, sich zum dramatischen Dichter auszubilden. C., der sich bis jetzt nur in kleineren Liedern und einzelnen Versen versucht hatte, folgte seinem Rathe. Sein erstes Stück „La mort des enfants de Brutus" ward aber schon beim ersten Vorlesen von den Schauspielern verworfen, und nur auf Prieur's Zureden begann er ein zweites „Idoménée", das 1705 auf die Bühne kam, aber auch nur einen sehr mittelmäßigen Erfolg hatte. Die Schnelligkeit, mit welcher C. den fünften Akt dieses Trauerspiels, der ganz mißfallen hatte, binnen 5 Tagen neu umarbeitete, und wieder auf die Bühne brachte, zog die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Einen glänzenden Beifall aber erwarb sich der Dichter durch das Erscheinen seines „Atrée". Prieur hatte sich krank in das Theater tragen lassen, und sagte zu dem Dichter: „Ich sterbe zufrieden, ich habe Sie zum Dichter gemacht, und hinterlasse in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört." Aber der Beifall wirkte verderblich auf die Ausbildung des Dichters. Schon im Atreus ließ C. seine Helden unnatürlich wüthen, und „Elektra", 1709 erschienen, füllte das Maß dieser schauervollen Bluthändel. 1711 trat C. mit „Rhadamiste" hervor, was La Harpe für das Meisterstück erklärt. Er war aber auch hier Meister geworden in den Mordhändeln, und der todtkranke Boileau soll seinem Freunde Leverrier, der ihm einzelne Scenen dieses Trauerspiels vorlas, zugerufen haben: „Mein Gott, wollen Sie mich früher tödten! Gegen diesen Schriftsteller sind Boyer und Pradon wahre Sonnen. Mir wird es leichter vom Leben zu scheiden, da unser Jahrhundert nur an Albernheiten reicher wird." Indessen zollte man „Rhadamiste" gewaltige Bewunderung, und es erlebte in 8 Tagen 2 Auflagen. Der Dichter schloß daraus: je grauenhafter, ja, je unnatürlicher und entsetzlicher, je besser, und schickte darum 1714 „Xerres", und 1717 „Semiramis" in die Welt. Endlich ekelten die Verworfenheiten und Abscheulichkeiten das Publikum an, Xerres verschwand bald, und Semiramis wurde getadelt. Der Tadel fruchtete, C.'s Muse schwieg 9 Jahre; in dem 1726 erschienenen „Pyrrhus" war mehr Natur, und auch deswegen mehr Theilnahme daran. Dürftigkeit und Noth, so wie das frühe Dahinscheiden seiner geliebten Frau verbannten die Kunst. Unterstützungen wies sein früh an ihm bemerkter Starrsinn, gepaart mit der Ueberzeugung, ein besseres Loos verdient zu haben, unbiegsam zurück. Doch endlich lachte ihm ein besseres Loos. Der König übermachte ihm, durch den Einfluß der Frau von Pompadour, die Voltaire zu demüthigen suchte, das Amt eines Censors bei der Polizei, eine Stelle bei der Bibliothek, und nebenbei eine jährliche Pension von 1000 Franken. Sorgenfrei vollendete er nun seinen „Catilina", der 1749 aufgeführt ward. Die Creaturen der Pompadour und die Feinde Voltaire's erhoben ihn bis zum Himmel, aber eine vernünftige Kritik mißbilligte wenigstens die Ungerechtigkeiten, die er der Asche Cicero's zugefügt hatte. Zur Sühne schrieb er, 76 Jahr alt, das „Triumvirat"; es wurde 1755 ohne Wirkung aufgeführt, und erhielt sich nur aus Achtung gegen den greisen Dichter. Noch ein Werk, „Cromwell", ließ er, höherer Weisung ge-

mäß, unvollendet. C. war in allen seinen Stücken nur ein Nachtreter Corneille's; die tragische Kunst hat durch ihn nicht gewonenn. Vielleicht hätten glücklichere Verhältnisse günstiger auf die Entwickelung seines Talents gewirkt. Er hielt sich von den Menschen vernachlässigt, und suchte im Umgang von Hunden, die er auf den Straßen auflas, und von denen ihm die kränksten die liebsten waren, eine Entschädigung, und in einem regellosen Leben eine Art Genuß Er starb am 17. Juni 1764 durch Vernachlässigung der Rose am Fuße. Ludwig XV. ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Denkmal in der Kirche St. Gervais, was späterhin in das Museum französischer Denkmäler versetzt, und dort erst vollendet wurde. Seine Werke erschienen zuerst gesammelt auf Anordnung Ludwig's XV. in prachtvoller Ausgabe zum Vortheile des Dichters (Oeuvres de Crébillon, imprimerie R. du Louvre, 1750, 2 Bde. in 4.). Unter andern Ausgaben ist zu erwähnen die von Didot dem Aeltern, (1812, 3 Bde.). Sechs Verse im Catilina sind untergegangen, weil man sie als Anspielung auf die Pompadour deutete.

Crébillon, Claude Prosper Jolyot de, der Jüngere, des Vorigen Sohn, geb. zu Paris am 14. Febr. 1707, machte in einer sittenlosen Zeit durch seine schlüpfrigen Schriften Glück. In seinen Schriften tritt er keck der Scham und Sitte entgegen, entblödet sich nicht, die Wollust durch dünnen Schleier um so verführerischer zu zeigen, und trägt die Schuld, daß die Verdorbenheit der höhern Stände immer weiter um sich griff. Freilich gehörte auch jene verdorbene Zeit dazu, um seinen geschriebenen Liederlichkeiten Eingang zu verschaffen. Eine spätere Zeit mit größeren Herzen und Begebenheiten, die Zeit der Revolution, verwarf ihn daher. Selbst sein so oft gepriesener Styl ist der Dunkelheit und Unverständlichkeit geziehen worden. Wunderbarer Weise soll er besser gewesen sein als seine Schriften. Ein heiterer, froher Gesellschafter, geradsinniger Mann von unbescholtenem Wesen, in manchem ehrenwerthen Kreise beliebt und geachtet. Außer einer kleinen Censorstelle lebte er als Privatmann ohne ein öffentliches Amt. Er starb zu Paris d. 12. April 1777. Seine besseren Werke sind: „Lettres de la marquise *** au comte de ***“ (1732, 2 Bde. 12.); „Tanzaï et Neadarné“ (1732, 2 Bde. 12.), minder anstößig, doch voller jetzt unverständlicher Anspielungen; „Les égaremens du coeur et de l'esprit“ (Haag 1736, 3 Bde.) ist unvollendet geblieben; „Le Sopha“ (1745, 2 Bde.), verläugnet alle moralischen Grundsätze. Nicht besser sind: „Les amours de Zeonikisul“ (1746); „Les heureux orphelins“ (1754); „La nuit et le moment“ (1755); „Ah, quel conte“ (1764); „Le hasard du coin du feu“ (1763); „Lettres de la duchesse de ***“ (1768); „Lettres Athéniennes“ (1771). Ob die Briefe der Marquise von Pompadour von ihm sind, ist ungewiß. Die Gesammtausgabe seiner Schriften ist von 1779. (7 Bde. 12.).

Crecy oder Cressy, ein Marktflecken in der ehemaligen Grafschaft Ponthieu im französischen Departement der Somme, ungefähr 4 Stunden nördlich von Abbeville, am rechten Ufer der Somme mit 1400 E. ist historisch merkwürdig durch den am 26. August 1346 von den Engländern unter Eduard III. über die Franzosen unter Philipp VI. erfochtenen Sieg. Eduard war mit 32,000 Mann in Frankreich gelandet und rasch bis Paris vorgedrungen, mußte sich aber vor den überlegenen Streitkräften Philipp's nach der Küste wieder zurückziehen und, da seine Flotte noch nicht eingetroffen war, eine Schlacht mit den ihm auf dem Fuße folgenden Franzosen annehmen. Das französische Heer zählte 8000 Reiter und 60,000 Mann Fußvolk, nach andern Angaben 120,000 Streiter, wogegen die Engländer nur 12,000 Mann aufbringen konnten. In dem französischen Heere befanden sich 6000 berühmte genuesische Bogenschützen und neben der Blüte der französischen Ritterschaft auch viele deutsche Ritter; demungeachtet wurde es gänzlich geschlagen. Die Ursache dieser Niederlage lag theils in dem an Unordnung grenzenden Ungestüm, mit dem die Franzosen angriffen, theils darin, daß die durch Regen erschlafften Bogensehnen der Genuesen zum Dienst unbrauchbar geworden waren, theils in dem allgemeinen Schrecken, welches die von Eduard zuerst im offnen Felde angewandten Feuerschlünde hervorbrachten. Als Philipp sein Heer weichen sah, fürchtete er Verrath und ließ auf die Genueser einhauen, wodurch

aber nur die Unordnung in seinem Heere vermehrt wurde. Vergeblich drangen die Ritter und Barone kühn gegen die Schlachtordnung der Engländer vor, deren erstes Treffen der 16jährige Sohn Eduards, der Prinz von Wales, der sogenannte schwarze Prinz, befehligte. Der blinde Johann von Böhmen, der Herzog von Lothringen, die Brüder des Königs Philipp, viele französische und deutsche Grafen, Bannerherren und Edelleute, und gegen 30,000 gemeine Krieger bedeckten das Schlachtfeld, das Philipp zuletzt und nur gezwungen verließ. Die Folgen der Schlacht waren sehr bedeutend. Nicht allein das ganze nördliche Frankreich kam in die Gewalt der Engländer, Philipp mußte auch seinen Sohn aus Guyenne zurückrufen, wodurch auch diese englische Besitzung gesichert wurde. Zu bemerken ist noch, daß der französische Geschichtschreiber Froissart der Kanonen nicht erwähnt, die nach neuern französischen Geschichtschreibern den Sieg entschieden haben sollen, im Gegentheil schreibt er mit dem gleichzeitigen englischen Berichterstatter Northburgh, der seinen Bericht wenige Tage nach der Schlacht aufsetzte, den Sieg der Tapferkeit der englischen Bogenschützen zu. — Nur 2 Orte in Frankreich führen noch den Namen Crecy. Das eine im Departement Seine und Marne am Grand-Morin hat in der Nähe mehrere durch Versteinerungen merkwürdige Höhlen; das andere Crecy-sur-Serre im Departement Aisne, nördlich von Laon, hat 1400 E., die starken Hornviehhandel treiben.

Credit bedeutet das Zutrauen, welches Jemand von einem Andern erhält, die Zahlung für einen empfangenen Gegenstand erst nach dem Verlaufe einer bestimmten Zeit zu leisten. Insonderheit wird bei Kaufleuten der Credit auf das in der angegebenen Weise ertheilte Zutrauen rücksichtlich empfangener Waaren bezogen. Er ist die Seele des Handels, da der Kaufmann durch verlängerte Zahlungstermine gewissermaßen sein Capital vermehrt und Capital und Zeit zwei Dinge sind, durch welche der Kaufmann gewinnt; doch darf der Credit nicht zu weit getrieben werden, da er leicht bei eintretenden Mißconjuncturen die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen kann. Ueber den öffentlichen Credit, oder den Glauben und das Zutrauen in den Staat, der sie durch Anleihen in Anspruch nimmt, vgl. Nebenius „Ueber die Natur und Ursachen des öffentlichen Credits rc.“ (2. Aufl. Karlsr. 1829). — Creditanstalten nennt man solche Anstalten, welche Geld gegen verschiedenartige Gegenstände ausleihen, z. B. Leihhäuser, Banken, Leihkassen rc.

Creditbriefe sind im Handelsverkehr die Briefe, welche Jemand, insonderheit Reisende, erhalten, um dadurch sich für eine bestimmte Summe Geldes Credit zu verschaffen. Offene werden sie genannt, wenn sie einen ungemessenen Credit verschaffen.

Creditiv, eine Beglaubigungsschrift, welche besonders Gesandte oder Minister, die an einen fremden Hof geschickt werden, erhalten. In dem C. muß im Allgemeinen die Ursache der Ankunft, das Verlangen des Gesandten, die Aufforderung, demselben zu glauben, und sein Character als Ambassadeur, Resident u. s. w. enthalten sein. Mit der Uebergabe und Annahme des Creditivs beginnt die officielle Wirksamkeit eines Gesandten.

Creditsystem wird diejenige vom Landesherrn oder auch von einer oder mehrern Gemeinheiten ausgehenden Staatseinrichtung genannt, welche den öffentlichen Credit wieder beleben oder aufrecht erhalten soll. Das Bestehen eines Creditsystems wird vornehmlich durch die günstige Meinung begründet, welche die Gläubiger von der Zahlungsfähigkeit und dem moralischen Werthe der Gemeinheit hegen. Die Gläubiger werden durch Hypothekenscheine, Pfandbriefe u. s. w. gesichert. — In einigen Ländern, z. B. in mehreren Provinzen der preuß. Monarchie (Schlesien, Marken), Liefland, Mecklenburg u. s. w., ist ein solches Creditsystem in Bezug auf den mit Landgütern ansässigen Adel eingeführt, wo die gesammte Landschaft Schuldner des Gläubigers bleibt, die denn auch im Concurse Vorzugsrechte auf die vor der Verpfändung durch ihre Abgeordneten abgeschätzten Güter behält.

Credner, Karl August, ordentlicher Professor der Theologie zu Gießen, geboren am 10. Jan. 1797 in dem Dorfe Waltershausen bei Gotha, ist der Sohn eines Landgeistlichen, der als Dilettant in den Naturwissenschaften auch in dem Sohne einige Vorliebe für dieses Fach erweckte. Letzterer besuchte das gothaische Gymnasium seit 1812 und

bezog 1817 die Universität Jena, um daselbst Theologie zu studiren. Der plötzliche Tod seines Vaters versetzte ihn in eine mißliche Lage, doch behielt er Muth genug, um seine Studien fortzusetzen. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Jena ging er nach Breslau, wo er hauptsächlich an Augusti (s. d.) einen großmüthigen Lehrer und Unterstützer fand. Orientalische Sprachen und Patristik waren die Fächer, denen er sich ausschließlich widmete. Nach Vollendung seiner Studien wollte er als Missionär nach Ostindien gehen und deshalb hatte er sich mit dem Professor Knapp in Halle in Verbindung gesetzt, aber als das Vorhaben unausgeführt blieb, begab er sich 1821 nach Göttingen zunächst in der Absicht, sich um eine Repetentenstelle zu bewerben, doch da diese schon besetzt war, so nahm er eine Hauslehrerstelle an und hörte nebenbei einige naturhistorische Vorlesungen. Darauf wurde er Hauslehrer in Hannover. Mit der kleinen Dissertation „De prophetarum minorum versionis Syriacae, quam Peschito dicunt, indole“ (Götting. 1827), erwarb er den philosophischen Doctorgrad in Jena und habilitirte sich daselbst 1828 mit der Abhandlung „De librorum N. T. inspiratione quid statuerint christiani ante saeculum tertium medium.“ Er wurde 1830 außerordentlicher Professor und 1832 nahm er die ordentliche Professur der Theologie in Gießen an. Seine ganze literarische Thätigkeit ist beschränkt auf die „Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften“ (2 Bde., Halle 1831—39) und eine noch unvollendete „Einleitung in das neue Testament“ (Halle 1836). Sein wissenschaftlicher Standpunkt ist der rein gelehrte und rationalistische Grießbach's, Knapp's und Augusti's, doch ist C. nicht Philosoph genug, um den Rationalismus mit allen Consequenzen desselben aufzunehmen, er ist überhaupt, wenn wir einzelne Trümmer des Eklekticismus abrechnen, kein Kopf von streng philosophischen Begriffen. Gegen die neueren philosophischen Systeme hat er wiederholt, zuletzt noch in der nicht gut gelungenen Recension des Straußischen Werkes „Leben Jesu“ in der Allgem. Literatur-Zeitung, 1837, Nr. 1—4 sich erklärt, namentlich spricht er sich gegen die Doctrin Schleiermacher's und gegen das philosophische System Hegel's mit großer Entschiedenheit aus. Er sieht in der Hegel'schen Philosophie nicht nur die eitelste Sophisterei, nicht nur die eigensinnigste Consequenzmacherei und die Hartnäckigkeit einer auf den Kopf gestellten Speculations-Manie, sondern sogar den sträflichen Versuch, „das Christenthum zu negiren oder zu untergraben.“ Indem C. dem Strauß vorwirft, derselbe habe die Hegel'sche Speculation auf das Gebiet der Theologie übergetragen, Strauß sei ein reiner Hegelianer und das Werk desselben sei nur als „ein mit dialectischer Kunst und mit Scharfsinn durchgeführter Versuch zu betrachten, das Christenthum mit seiner Philosophie in Einklang zu bringen, der es seiner innern Natur nach widerstrebe,“ — indem C. diese Behauptung aufstellt, zeigt er nicht nur, daß er auf einem längst überwundenen Standpunkte steht, sondern er documentirt zugleich auch so evident seine philosophische Ohnmacht, daß er übersieht, wie wenig Strauß mit der Hegel'schen Philosophie gemein hat und wie diese Philosophie ihren Ruhm gerade in ächt christliche Durchdringung setzt und weit entfernt, das Christenthum „zu untergraben und zu vernichten,“ vielmehr dasselbe als die einzig wahre Religion auch für den Geist proclamirt. Ist C.'s genannte Kritik des Straußischen Werkes eine verunglückte zu nennen, so ist es noch mehr die darauf folgende Schrift „Das N. T. nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt für denkende Leser der Bibel“ (Gieß. 1841).

Creeks, ein großer Indianerstamm in dem Gebiete der amerikanischen Freistaaten, bewohnte ursprünglich das Land im Osten des Mississippi und erhielt seinen Namen von den vielen Bächen, englisch Creeks genannt, mit denen ihr Land durchschnitten war. Sie zerfielen in viele Aeste, von denen mehrere ausgestorben sind oder sich mit den Uebrigen verschmolzen haben. Den Hauptstamm oder wenigstens den angesehendsten Stamm bilden die Meskogees, die besonders dadurch groß und mächtig wurden, daß sie die weniger zahlreichen Nachbarstämme bewogen mit ihnen ein Bündniß zu schließen, um das Vordringen der Weißen zu verhindern. Im J. 1813 belief sich die Zahl der C. noch auf 24,000; diese Zahl minderte sich aber bis zum J. 1829 bis auf 20,000, hat sich aber später trotz der vielen Kriege bis auf 30,000 wieder vermehrt. In den Jahren 1836—38 wurden sie

aus den Staaten Georgien, Alabama und Tennessee nach Arkansas übergesiedelt und wohnen jetzt im Westen des Mississippistromes in festen Dörfern, treiben Feldbau und Viehzucht, besitzen zum Theil selbst Sclaven, auch Baumwollen- und Reispflanzungen. Nächst den Cherokesen sind sie der gebildetste Stamm unter den Indianern, besitzen Schulen und haben selbst schon einige Zeitungen in ihrer Sprache. Erst nach 1729, nachdem die Natchez-indianer mit den Franzosen einen blutigen für beide Theile vernichtenden Krieg geführt hatten, gelangten die C. zu Macht und Ansehen, besonders durch ihren Häuptling Alexander Macgillivray, der 1739 als Sohn eines Engländers und einer Creekindianerin geboren wurde. Beim Ausbruch des Revolutionskrieges trat er als Officier in englische Dienste und wurde von den Engländern zu seinen mütterlichen Landsleuten geschickt, um sie zum Aufstand gegen die Nordamerikaner zu bewegen. Nach dem Frieden zeigte er sich sehr freundschaftlich gegen die Amerikaner, kam 1790 mit andern Häuptlingen nach New-York und wurde daselbst von dem Gouverneur des Staats mit großer Auszeichnung empfangen. Er suchte Lehrer unter sein Volk zu ziehen; die Spanier aber in Florida wiegelten andere Stämme gegen ihn auf und nach einem unglücklichen Kriege starb er zu Pensacola am 17. Febr. 1793. Ein anderer Häuptling Weatherford, der Sohn eines herumziehenden Tröblers und einer Indianerin, unter den C. geboren und auferzogen, war es besonders, der während der Grenzstreitigkeiten zwischen den C. und den Amerikanern einen Bund mit den verschiedenen Stämmen der südlichen Indianer abschloß, am 13. Aug. 1813 das Fort Mimms erstürmte und die ganze aus 250 Mann bestehende Besatzung nebst Weibern und Kindern erschlug; aber vom General Jackson so vollständig aufs Haupt geschlagen wurde, daß die meisten Stämme sich unterwarfen. Die Folge des Friedens war wie gewöhnlich eine weitere Abtretung des Landes. Im J. 1825 wurden die C. abermals um einen großen Theil ihres Landes betrogen, und zwar durch einen ihrer Häuptlinge selbst, den General William M'Intosch, der mit einigen zum Theil abgesetzten Häuptlingen und andern Indianern, die er für Häuptlinge ausgab, einen kleinen Theil der Nation zur Bewilligung des Verkaufs beredete. M'Intosch büßte freilich seinen Verrath mit dem Leben, aber die Regierung der Vereinigten Staaten erzwang durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten den Vollzug des mit dem Bunde abgeschlossenen Vertrags, der erst 1832 durch die Verpflanzung der Creeks nach Arkansas vollständig gelang.

Creizenach, Michael, einer der bedeutendsten und verdienstvollsten jüdischen Gelehrten und Schriftsteller der neuesten Zeit, Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt a. M., wurde am 16. Mai 1789 zu Mainz geboren und von seinen Eltern schon frühzeitig zum Rabbiner bestimmt. In Folge der französischen Revolution flüchtete die Familie von Mainz nach Aschaffenburg; doch diese Reise unterbrach den Eifer des 7jährigen Knaben nicht, mit dem er seinen Studien oblag. Namentlich zeichnete ihn die unbedingte Hingebung aus, an das, was er für religiöse Wahrheit hielt; und als er einmal in dieser Zeit mit einem Spielcameraden am Sabbath ein Glas zerbrach, kamen die beiden Knaben überein, sich gegenseitig die rechte Hand abschneiden zu wollen. C. reichte zuerst seine Hand dar und jener schnitt darauf los, bis C. in Ohnmacht fiel und Leute herbeikamen. Neben dem Talmud trieb er besonders mathematische Studien und seit dem 16. Jahre lernte er die deutsche und später die französische Sprache und las Rousseau und die Encyklopädisten, worauf er sich zu den Schriften Kants wendete. Unterdeß hatte er auch die Erlaubniß erhalten, das in Mainz bestehende französische Lyceum zu besuchen, dessen Classen er in drittehalb Jahren durchmachte. Schon hatte er mehrere Jahre lang sich durch den Ertrag seiner Unterrichtsstunden erhalten, als er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Luxemburg erhielt. Er schlug ihn aber aus, um sich ganz der Bildung der deutschen und zunächst der rheinhessischen Juden zu widmen. Verbesserung des Gottesdienstes und sittliche Veredlung der Generation war dabei sein Hauptaugenmerk. Mit vieler Mühe und nach einem schweren Kampfe gegen das Herkommen stiftete er endlich seine Volksschule, besoldete Unterlehrer und hielt am Sabbath religiöse Vorträge in deutscher Sprache. Um den neuen Ansichten, welche sich damals im Judenthume Bahn brachen,

einen literarischen Anhaltspunkt zu geben, stiftete er eine jüdische Zeitschrift unter dem Titel: „Geist der pharisäischen Lehre" (Mainz 1824), worin er den Gedanken auszuführen suchte, daß das Judenthum einer beständigen Fortentwickelung fähig sei. Mit unermüdlicher Thätigkeit widmete er sich diesem selbstgewählten Berufe, fand aber demungeachtet noch Zeit zur Fortsetzung seiner mathematischen Studien, deren Resultate er in mehreren Schriften niederlegte, z. B. „Versuche über die Paralleltheorie" (Mainz 1822), „Lehrbuch der darstellenden Geometrie" (Mainz 1822). Im J. 1825 erhielt er einen Ruf als Lehrer und Prediger an die israelitische Realschule zu Frankfurt a. M. und nahm gern diesen erweiterten Wirkungskreis an. Wie wohlthätig er in Mainz gewirkt hatte, auf Gesittung und Bildung der dortigen Juden, zeigte sich erst jetzt und wurde mit der Zeit immer lebendiger von der jüdischen Gemeinde anerkannt. In Frankfurt trat er in günstigere und bequemere Verhältnisse; er stand in seinem Wirken für das Judenthum dort nicht allein, indem helldenkende und geistvolle Männer, wie Dr. Heß, das gleiche Streben mit ihm theilten. So erhielt die Realschule durch seinen Hinzutritt einen neuen Aufschwung und stand bald als eine Art Musteranstalt da. Besonders verdient machte er sich aber um den mit dieser Schule verbundenen Tempel der Andacht. Den Einfluß, den er nach und nach gewann, wendete er zu Anregung nützlicher Plane an; besonders bemühte er sich, seine Glaubensgenossen für die Beschäftigung mit Handwerk und Ackerbau zu gewinnen, wobei der von ihm zu Mainz gestiftete israelitische Handwerksverein manches Gute leistete. Daneben setzte er auch hier seine mathematischen Studien fort, ward ein sehr thätiges Mitglied des physikalischen Vereins und hielt vor einem gewählten Kreise Vorlesungen über Astronomie. Auch erwarb er sich um die Frankfurter Gewerbschule durch die Abfassung eines „Lehrbuchs der technischen Geometrie" (Frankf. 1828) und des „Compendiums der Algebra" manche Verdienste. Von Christen und Israeliten hoch geehrt, hätte er auf diese Weise ein ruhiges Leben führen können, wenn nicht die boshaften Angriffe seiner Gegner, welche die jüdische Orthodoxie vertheidigten, durch Verdächtigung seiner guten Absichten und die Verdrehung seiner Aussprüche und Grundsätze ihm das Leben verbittert hätten. Sein Hauptwerk ist das in Bezug auf die Kunde des rabbinischen Judenthums wichtige Werk „Schulchan Aruch, oder encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes" (Frankf. 1833, 4 Bde.). Der bis zum Unsinn verderbten Tradition trat er am entschiedensten mit seinen „32 Thesen über den Talmud" (Frankf. 1837) entgegen und zeigte darin, daß dieses Buch ohne innere Nothwendigkeit, ohne Einfluß auf den wahren Mosaismus und ohne sanctionirte Geltung sei. Daneben schrieb er noch viele gediegene Aufsätze für verschiedene Zeitschriften, namentlich für Geiger's „Wissenschaftliche Zeitung für jüdische Theologie" und Jost's „Israelitische Annalen", die denselben Geist athmeten. Im Verein mit seinem Collegen, dem Dr. Jost, gründete er auch die in hebräischer Sprache geschriebene Zeitschrift „Zion" (Frankf. 1841 bis 42.). Er starb am 6. Aug. 1842 zu Frankfurt. Die Grundzüge seines Wesens waren Bescheidenheit, Humanität und sittlicher Ernst. Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Uneigennützigkeit seines Characters, die Milde seines Wortes, die Tüchtigkeit seiner Gesinnungen, nöthigten selbst orthodoxen Rabbinern Achtung ab. Für die neuere Gestaltung des Judenthums wirkte er außerordentlich sowohl durch seine Schriften, als auch durch sein Zutrauen erweckendes Wesen, womit er die Jugend, namentlich die jüngeren Rabbiner, an sich zog. — Sein Sohn, Theodor C., Doctor der Philosophie und Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt hat sich als Dichter und publicistischer Schriftsteller, besonders in der neuesten Zeit als Hauptgründer des Frankfurter jüdischen Reformationsvereins bekannt gemacht. Da er aber als Ziel der Reform die Vernichtung alles Offenbarungsglaubens setzte, hat dieser Verein in weiteren Kreisen keinen Anklang finden können.

Crelinger, Auguste, verwitwete Stich, geborne Düring, eine der berühmtesten Schauspielerinnen der Gegenwart, geb. zu Berlin 1795, zeigte schon früh entschiedenes Talent für die Bühne und wurde durch Iffland, der ihr großes Talent erkannte, derselben zugeführt. Sie debütirte zum erstenmale im J. 1812, als Margarethe in Iffland's „Hage-

stolzen" mit entschiedenem Erfolg; errang aber erst nach ihrer Verheirathung mit dem gewandten Schauspieler Stich und unter der Bühnenverwaltung des Grafen Brühl einen gefeierten und glänzenden Namen. Die Katastrophe mit dem jungen Grafen Blücher, der ihren Mann mit einem gefährlichen Dolchstich verwundete, gab ihrem Talente für das tragische Fach einen noch höheren Schwung. Die Beweggründe, welche Blücher zu jener Handlung veranlaßten, sowie die Ursachen, welche diese Katastrophe herbeiführten, sind noch nicht ganz aufgeklärt; doch wiederlegten ärztliche Zeugnisse die damals allgemeine Annahme, daß Stich an einer in Folge jener Verwundung entstandenen Krankheit gestorben sei. Nach dem Tode ihres ersten Mannes verheirathete sie sich mit dem ältesten Sohne des Bankier Crelinger in Berlin. Besonders in den Rollen des hochtragischen Styls und leidenschaftlicher Natur wie Sappho, Phädra, Gräfin Orsina, Gräfin Terzki, Maria Stuart, Lady Macbeth 2c., war es, wo die Künstlerin ihr ausgezeichnetes Talent entwickelte; doch gelangen ihr auch Salondamen in feineren Conversationsstücken. Eine schöne Gestalt, ein klangvolles Organ, ausdrucksvolle Mimik und echt künstlerisches Studium sind die vornehmsten Eigenschaften dieser Künstlerin. Ihre beiden Töchter, Bertha und Clara Stich haben die theatralische Laufbahn ebenfalls mit Glück betreten.

Crell, Nicolaus, kursächsischer Kanzler und Geheimerath, geb. 1552, nach Andern 1553 oder 54 zu Leipzig, wo sein Vater Wolfgang C. Professor der Rechte war und 1567 starb, erhielt seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma und studirte zu Leipzig die Rechte. Nachdem er hier 1576 die juristische Doctorwürde erhalten und einige Zeit als Privatdocent gewirkt hatte, wurde er vom Kurfürsten August als Unterhofmeister des Kurprinzen Christian nach Dresden gerufen. Im J. 1580 wurde er zum Hofrath ernannt und nach August's Tode 1586 erhob ihn der junge Kurfürst Christian I. zum Kanzler der Landesregierung und übertrug ihm bald die Leitung aller Regierungsangelegenheiten. Dadurch zog er sich aber auch den Neid und Haß des Adels und der Landstände zu, die in ihm nur den bürgerlichen Emporkömmling sahen und dieser Haß steigerte sich noch, als C. dem Kryptocalvinismus, der seit August's Tode von Neuem in Sachsen sein Haupt erhob, sehr begünstigte und sogar den Kurfürsten dafür gewann. Zwar vermied C. anfangs jedes durchgreifende Verfahren gegen die als Landesgesetz geltende Concordienformel; besetzte aber die Consistorien und vornehmsten geistlichen Aemter mit Männern, die den milderen Lehren Melanchthon's zugethan waren, verbot die ewigen Zänkereien auf der Kanzel über Religionsmeinungen und unterwarf alle erscheinenden Schriften über Religionssachen einer Censur, die er zum Theil selbst führte. Geistliche, die sich der neuen Ordnung der Dinge widersetzten, wurden ihrer Aemter entsetzt, gefangen genommen oder des Landes verwiesen. Um auch das Volk für die gemäßigte Lehre zu gewinnen, veranstaltete er einen neuen deutschen Katechismus und eine neue Ausgabe von Luther's Bibelübersetzung mit Anmerkungen, in welchen die Grundsätze und Ansichten der Concordienformel bestritten und widerlegt wurden. Schon diese Aenderungen hatten eine ungünstige Volksstimmung erregt, die an manchen Orten sogar in ernste Unruhen ausbrach. Noch mehr steigerte sich die Unzufriedenheit aber, als ein 1591 erschienenes kurfürstliches Rescript den Geistlichen bei Verlust ihres Amtes die Ausübung des Exorcismus bei der Taufe untersagte. Als daher der Kurfürst Christian am 25. Septbr. 1591 starb und der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein leidenschaftlicher Gegner Calvin's, die vormundschaftliche Regierung übernahm, brach unter C.'s lange siegreich bekämpften Gegnern ein allgemeiner Jubel aus. C. wurde noch am Tage vor dem Leichenbegängniß Christian I. auf Antrieb der verwitweten Kurfürstin verhaftet und nach dem Königstein gebracht, mehrere seiner Anhänger und viele der falschen Lehre verdächtigen Prediger wurden ihrer Aemter entsetzt, zum Widerruf gezwungen und aus dem Lande getrieben. Zugleich veranstaltete man zur gänzlichen Reinigung Sachsens vom Calvinismus auf Antrag der Landstände eine Kirchenvisitation und setzte ein neues symbolisches Buch auf (die sogenannten Visitationsartikel), das alle weltliche und geistliche Behörden beschwören und unterschreiben mußten. Mit sichtbarer Rachbegier wandte man sich jetzt zum Proceß

gegen C., dessen Verurtheilung stürmisch die Ritterschaft verlangte, obgleich sich auf dem Landtage zu Torgau 1592 die beiden Universitäten und die Städte anfangs zu seinen Gunsten äußerten. Erst im August 1595 kam aber eine Anklageschrift von sieben Artikeln zu Stande, die auf vier zusammenschwanden, als der Administrator Friedrich Wilhelm verlangte, daß die Stände ihre Anklage beweisen sollten. Darin beschuldigte man C., er habe außer den erregten Religionshändeln dem Kurfürsten böse Rathschläge gegeben, ihn mit seinen Landständen zu entzweien gesucht, vom Kaiser unehrerbietig gesprochen, allerlei treulose Anschläge gegen denselben gesponnen und im Namen seines Herrn geheime Unterhandlungen gefährlicher Art mit dem König Heinrich IV. von Frankreich gepflogen. Keiner dieser Artikel konnte bewiesen werden, aber man hatte einmal den Untergang des Verhaßten beschlossen und man setzte es durch. Trotz der Aufmerksamkeit seiner Wächter war es C. gelungen, seinen Freunden eine Instruction in die Hände zu spielen, nach welcher seine Gattin beim Reichskammergericht in Speyer eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsganges einreichte und wirklich auch es dahin brachte, daß diese Behörde wiederholte Mandate erließ, daß C. entweder auf freien Fuß gestellt oder der wieder ihn erhobene Proceß verfolgt werden solle. Da man nun daraus eine günstige Stimmung des Reichskammergerichts für den Angeklagten erkennen wollte, so suchte man den Revisionsproceß dem kaiserlichen Reichshofrath zuzuwenden und erlangte das noch günstigere Resultat, daß die Akten statt an den Reichshofrath an die Appellationskammer zu Prag, wohin die Sache gar nicht gehörte, zum Spruche gesendet wurden. Bei der damals wohlbekannten politischen Abneigung des kaiserlichen Hofes gegen die Calvinisten, die man für Verbündete Frankreichs hielt, konnte man von hier kein günstiges Urtheil erwarten. C.'s Appellationsschrift wurde gar nicht angenommen, er selbst am 9. Octbr. 1601 zu Dresden hingerichtet. Sein Körper ward unter Vortritt des Richters und einiger Rathsmänner von 2 Todtengräbern auf den Kirchhof Unserer lieben Frauen getragen und in einen Schwibbogen beigesetzt, am folgenden Tage aber in Begleitung der Geistlichkeit und Schule beerdigt.

Crema, feste Stadt in der lombardischen Delegation Lodi, in einer schönen Ebene am rechten Ufer des Serio, ist Sitz eines Bischofs und hat schöne Gebäude, ein Domkapitel, 2 Theater, seit 1351 ein Krankenhaus, seit 1809 ein Versorgungs- und Arbeitshaus, seit 1479 ein Findelhaus. Die Einwohner, 9000 an der Zahl, treiben Wein-, Obst- und Flachsbau, Fischerei, 1 Wachsbleiche, Handel mit Flachs, Leinwand und andern Erzeugnissen. Die Stadt entstand zur Zeit der Eroberung Oberitaliens durch die Longobarden, indem zahlreiche Flüchtlinge vor Alboins Grausamkeit sich auf die damalige Sumpfinsel Fulcheria retteten und daselbst 570 eine Stadt anlegten, die nach dem von ihnen gewählten Oberhaupte Cremete genannt wurde. Während der Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen waren die Einwohner von C. auf der Partei der Letztern. Friedrich I. zerstörte die Stadt 1160, die sich aber bald wieder aus den Trümmern erhob.

Cremaillèren (Sägezähne) heißt bei den Maschinen jede eingezahnte Stange, die in ein Getriebe oder in ein Kammrad eingreift; im Kriegswesen nennt man C. die mit Flechtwerk begleiteten dreieckigen Ausschnitte an der Brustwehr einer Feldschanze, um ein Kreuzfeuer des kleinen Gewehrs zu erlangen. Größere C. finden sich zuweilen auch an der Böschung der Glacis und bedeckten Wege der Festungen. Bei den Schanzen hat man sie des geringen Nutzens wegen aufgegeben. Ihr Erfinder war der französische Ingenieur Clairac.

Cremona, schön gebaute Stadt der Delegation gleiches Namens im lombardisch-venetianischen Königreiche zwischen den Flüssen Adda und Oglio am Po, mit einer Schiffbrücke, hat zwei Stunden im Umfange, 3000 Häuser, 28,400 Einw., breite und regelmäßige Straßen, mehrere öffentliche Plätze und ansehnliche Gebäude. Unter den 45 Kirchen ist die Domkirche ausgezeichnet. In Gestalt eines Malteserkreuzes erbaut ruht sie auf 40 Marmorsäulen; ihr Glockenthurm, das größte Meisterstück fast in ganz Italien, ist 372 Fuß hoch und besteht aus 2 achteckigen Obelisken, über welchen sich ein Kreuz

erhebt. Das Innere des Doms ist mit den prachtvollsten Gemälden, kunstvollen Altären und Denkmälern vieler Jahrhunderte geziert. In der Taufhalle steht ein sehr großes Wasserbecken aus einem einzigen Marmorblock. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, eines Civil-, Criminal- und Handelsgerichts, und hat ein Lyceum und eine öffentliche Bibliothek von 15,000 Bdn. Die Cremoneser Violinen sind berühmt. Leinen- und Seidenweberei wird vorzüglich betrieben. Die Einwohner treiben beträchtlichen Handel mit Getreide, Flachs, Oel, Honig und Wachs. — C. wurde 291 von den Römern gegründet und gehörte lange den Venetianern. Am 1. Febr. 1702 wurde zwar die Stadt von den Oesterreichern unter Prinz Eugen überfallen und der franz. Marschall Villeroi gefangen genommen, aber dennoch wurde Ersterer genöthigt, die Stadt aufzugeben. 1799 siegten hier die Oesterreicher über die Franzosen. Vgl. Roboletti „Cenni sulla qualità del clima della provincia cremonese" (Pav. 1827) und Vidoni „La pittura cremonese" (Mail. 1824, mit Kupfern).

Cremor tartari, Weinsteinrahm, ist eine Verbindung von Weinsteinsäure und Kali, die dadurch erhalten wird, daß man rohen Weinstein, welcher sich aus jungen Weinen in den Lagerfässern in bedeutender Menge absetzt und aus denselben Bestandtheilen und Unreinigkeiten besteht, einer Reinigung und Crystallisation unterwirft. Es ist ein kühlend-säuerlich-schmeckendes Medicament.

Creolen, spanisch Criollos, heißen die in Amerika, besonders in dem spanischen Antheile von europäischen Aeltern in gesetzmäßiger Ehe Erzeugten. Sie sind von blasser, bräunlicher Gesichtsfarbe. Erst 1776 gab Karl III. den C. in Südamerika das Recht, geistliche, Civil- und Militärwürden zu bekleiden, wovon sie früher ausgeschlossen waren; jedoch werden ihnen noch immer die aus Europa kommenden Spanier vorgezogen. In dem übrigen Amerika genossen die C. mit den aus Europa Kommenden gleiche Rechte. Die C. sind die reichsten Ländereibesitzer in Amerika.

Crescendo (wachsend, zunehmend) heißt in der Tonkunst die allmählige Verstärkung der Töne beim Vortrag ohne auffallenden Contrast der einzelnen Grade. Man bezeichnet es durch < oder durch cresc. Das Gegentheil heißt decrescendo mit dem Zeichen > oder der Abkürzung decresc. Auch in der Orgel hat man ein C. auf verschiedene Weise herzustellen gesucht, doch bis jetzt nur mit geringem Erfolg.

Crescentini, Girolamo, geb. in Urbania bei Urbino um 1765, Kastrat, früher der berühmteste Sopranist, und als solcher in Rom, Padua, Venedig und Lissabon angestellt, jetzt Gesanglehrer in Neapel, dem viele der größten Sänger und Sängerinnen ihre Bildung verdanken. Er ist Verfasser der bekannten Solfeggien „Raccolta di esercizj per il canto etc." (Paris 1811 und öfter) und Componist der berühmten Arie: „Ombra adorata aspetta etc.", welche gemeiniglich für ein Werk Zingarelli's gehalten wird, aber nur in dessen Oper „Romeo e Giulietta" eingelegt und von ihm instrumentirt ist. Er starb am 24. Apr. 1846.

Crescenzi, Petrus, oder Petrus de Crescentiis, der berühmte Wiederhersteller der Ackerbaukunst in Europa, war geboren zu Bologna 1230. Er empfing seine Bildung in seiner Vaterstadt und widmete sich der Rechtspflege als Anwalt und Beisitzer der Podestà. Die Unruhen, welche um diese Zeit Italien bewegten, als Friedrich II. seinen durch Gregor IX. gegen den Vater aufgeregten Sohn Heinrich zu demüthigen unternahm, was mehrere italienische Städte benutzten, sich frei zu machen, zogen auch in Bologna ein, und nöthigten C., seine Vaterstadt zu verlassen. Er wurde somit auf andere Thätigkeit und Bestrebungen hingewiesen, unternahm Reisen durch Italien, und sammelte unter allerlei nützlichen Beobachtungen sich auch vielfache Kenntnisse über den Ackerbau. 30 Jahre währte sein bewegliches Leben. Mit der zurückgekehrten Ruhe kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück (die ihn späterhin als Greis von 70 Jahren zum Senator machte), kaufte sich ein kleines Gut in S. Nikolas bei Bologna und erprobte hier die Anwendbarkeit seiner Erfahrungen. Zum gemeinen Nutzen und auf Antrag Karl's II. machte er dieselben bekannt in seinen „Ruralium commodorum libri XII.", nachdem er sich mit den Gelehrten von

Bologna darüber berathen hatte. Der Urtext dieser 12 Bücher war lateinisch geschrieben, wie Apostolo Zeno erwiesen hat, wurde aber früh verdrängt durch eine sehr gute italienische Uebersetzung („Il libro della agricultura di Pt. Crescentio", Florenz 1487 Fol.), die von Lorenzo Benvenuti von S. Geminiano herrühren soll. C. kannte die Alten, wie er denn bei Anwendung seiner Schrift vorzugsweise dem Columella gefolgt zu sein scheint. Seine Grundsätze sind einfach, auf Erfahrung gestützt und fanden überall Anerkennung. Europa huldigte ihm, und mehrere Länder nahmen sein Werk in ihre Sprachen auf. Eine Handschrift für Karl V. (1373) findet sich noch vor, die älteste gedruckte Ausgabe ist von 1471 zu Augsburg in Fol. erschienen. — Außer der oben gedachten italienischen Uebersetzung, die auf's Neue in der Sammlung der „Classici italiani" (Mailand 1805) abgedruckt ist, giebt es noch eine von Sansovino.

Crescenzi, D. Juan Baptista, Marquis de la Torre, geb. zu Rom gegen das Ende des 16. Jahrh., Maler und Kunstfreund. Schon als Knabe verrieth er viel Neigung und Genie für die bildenden Künste, so daß er später durch einige Malerarbeiten (er bildete sich unter Pomerancia) die Gunst des Papstes Paul's V. sich erwarb, der ihn mit dem Ausbau der Paulskapelle ehrte. Späterhin 1617 reiste er mit dem Cardinal Zapota nach Spanien. Einige Blumenstücke verschafften ihm die Gunst Philipp's III., und den Auftrag das Begräbnißpantheon im Escurial zu errichten, das vorzüglich wegen der künstlichen und geschmackvollen Ausführung seiner Einzelnheiten berühmt geworden ist. (S. Santo's „Geschichte des Escurial", mit Kpfrn.) Noch Philipp IV. war dankbar gegen die Kunstleistungen C.'s, erhob ihn zum Granden von Castilien, mit dem Titel eines Marquis della Torre, und ließ ihm noch andere Gnadenbezeigungen zukommen. C. liebte und förderte die Kunst, wo er wußte und konnte, sein Haus war eine wahre Künstlerakademie mit reichen Schätzen für die Kunst. Er starb 1660, nach Andern 1665.

Crescimbeni, Giovanni Maria, Schriftsteller und Dichter, geb. zu Macerata in der Mark Ancona am 9. Oct. 1663, war ein gebornes Genie und von Natur zum Dichter geschaffen. Als kleiner Knabe prägten sich schon die Verse Ariost's ihm ein, wenn die Kupfer seiner Ausgabe des rasenden Roland seiner Einbildungskraft zu Hilfe kamen. Er wurde im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt erzogen, verfaßte in seinem 13. Jahre ein Trauerspiel, „Darius" betitelt, war im 15. Jahre Mitglied einer Akademie und im 16. Doctor der Rechte. Ein Oheim von ihm, der in Rom als Rechtsgelehrter lebte, sollte seine fernere Ausbildung besorgen, und C. reiste 1631 dahin ab, allein er beschäftigte sich weit lieber mit der Dichtkunst. Er erkannte sehr bald den Geschmack seiner Zeit und um etwas beizutragen, ihn wieder zur Einfachheit und Natur zurückzuführen, gründete er 1690 mit einigen Gleichgesinnten die Akademie der Arkadier (s. d.) in Rom, in der er den Namen Alfesibeo Cario annahm und deren erster Präsident er wurde, in welcher Würde man ihn immer von neuem bestätigte. Mitten in diesem poetischen Himmelreiche bekundeten aber auch mehrere Schriften seinen wissenschaftlichen Fleiß und Fortbildung. 1698 verließ seine „Istoria della volgar poesia" die Presse, und 1700 zu Rom: der „Trattato della bellezza della volgar poesia." Beide Schriften aber, obgleich die letztere kurz nach einander 3 Auflagen erlebte, zeigen zwar von der unendlichen Mühe des Sammlers, aber man sieht, daß ihm die Angelegenheiten der Akademie, seine öftere Kränklichkeit und die Sorge für seinen Lebensunterhalt, daran zu ordnen und die kritische Feile anzulegen, verhinderten. Die „Commentari intorno alla storia della volg. poes." (Rom 1702, 5 Bde., 4.) machen die beiden genannten Werke erst zugängig, namentlich die noch später, bei bequemerem Leben, geschriebenen 4 Bände, denn Papst Clemens XI. schenkte ihm ein reiches Kanonikat, und auch Benedict XIII. belohnte dankbar seine Verdienste. Bei dieser Muße erschienen nun: eine reich ausgestattete Uebersetzung von Nostradamus „Leben der provençalischen Dichter." Eine „Geschichte der Arkadia"; das „Leben der arkadischen Dichter"; zwei Bände Verse derselben. Man erkannte den bessern Geschmack im Reiche der lyrischen Poesie, und die Gesellschaft erhielt durch König Johann V. von Portugal, nach vielen Umherwandlungen, ein festes Grundeigenthum, worauf sie das auf dem Jani-

culus noch stehende Theater errichtete. Am 9. Sept. 1726 wurde es unter olympischen Spielen feierlich geweiht, und C. ging nach Vorlesung einiger seiner Gedichte als Sieger davon. Schon seit längerer Zeit von einem Brustleiden befallen, trat er in der Ahnung seines nahen Todes in die Gesellschaft Jesu und starb am 8. März 1728. Sein Denkmal, von ihm selbst errichtet, befindet sich in der Kirche S. Maria Maggiore mit der einfachen Inschrift: I. M. C. P. ARC. e Joannes Marius Crescimbenius pastorum Arcadum custos; und neben seinem Wappen die Panpfeife. Sein Dahinscheiden wurde allgemein betrauert, denn er war, neben seinen Verdiensten, auch ein edler und wohlwollender Mann. Seine übrigen Schriften sind von geringem Werthe.

Crespi ist der Name mehrerer Künstler, die in der Geschichte der italienischen Malerei eine mehr oder minder ehrenvolle Stelle einnahmen. Giovanni Battista C., nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, geb. gegen 1557, war nicht frei von Manier, gehörte aber zu den bedeutendern Künstlern, die gegen Ende des 16. Jahrh. in Mailand lebten. Seine Gemälde, deren vorzüglichste in den mailändischen Kirchen und der Galerie der Brera zu finden sind, zeichnen sich oft durch eine imponirende Großartigkeit aus. Er starb 1633. — Daniel C., geboren um 1590 im Mailändischen, gest. 1630 zu Mailand an der Pest, war einer der besten Maler seiner Zeit. Schönes Colorit und geniale Ausführung sind die Vorzüge seiner Gemälde. — Jean C., geboren um 1560 zu Paris, einer der besten französischen Kupferstecher, dessen Porträts besonders wegen ihrer Correctheit sehr geschätzt werden. — Giuseppe Maria C., berühmter Maler der bolognesischen Schule, wegen seines Costüms il Spagnuolo genannt, geb. 1665 zu Bologna, bildete sich nach den Werken der Carracci, und früher nach Canuti und Cignani. Sein erstes Werk, wodurch er in seiner Vaterstadt allgemeine Aufmerksamkeit erregte, war der Kampf des Hercules mit dem Antäus. Von dieser Zeit an malte er Vieles für fürstliche Personen und besonders für den Papst Benedict XIV., der ihn zum Ritter ernannte. Große Sorgfalt zeichnet seine Gemälde aus, welche er à prima malte und besonders durch seine dunkeln Gründe und die im höchsten Lichte gemalten vordern Figuren großen Eindruck hervorzubringen wußte. Gern malte er auch Carricaturen und überhaupt komische Scenen. C. starb 1747. Auf der Galerie in Dresden befindet sich ein vorzügliches Gemälde von ihm, die 7 Sacramente vorstellend. Unter seinen zahlreichen Schülern zeichneten sich auch seine beide Söhne, Antonio und Luigi C., vortheilhaft aus, von denen der Letztere besonders mehreres Treffliche über Malerei schrieb.

Crespy oder Crépy, eine Stadt im französischen Departement Oise mit 2500 E., ist historisch merkwürdig durch den zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich am 18. Sept. 1544 geschlossenen Separatfrieden, nach welchem alles Eroberte gegenseitig zurückgegeben, Frankreich seinen Ansprüchen auf Italien entsagte, Franz I. Sohn, der Herzogs von Orleans, des Kaisers Tochter zur Gemahlin, nebst Mailand oder den Niederlanden zur Mitgift erhalten sollte. Allein der Herzog starb schon 1545. Dieser Friede endigte den 3. Krieg zwischen Karl V. und Franz I.

Creuse, franz. Departement, von dem Flusse Creuse, der hier entspringt, so genannt, grenzt an die Departements Indre, Cher, Allier, Puy de Dôme, Corrèze und Obervienne, und umfaßt 106½ QM., auf welchen 253,000 Menschen leben. Zweige der Gebirge von Auvergne durchziehen das Land; ihre Gipfel, nicht über 1000 F. hoch, sind gewöhnlich öde und unangebaut, und nur auf den Abhängen findet man Waldungen und grasreiche Wiesen. Der Ackerbau kann zwar auf dem kargen Boden nicht gedeihen, aber er steht fast noch auf derselben Stufe, wie vor 200 Jahren; ein Beweis, wie sehr die Einwohner in der Cultur zurück sind! Die Erzeugnisse sind nicht hinlänglich, um die Bevölkerung zu ernähren, daher muß jährlich wenigstens der 6. Theil derselben in alle Gegenden des Reiches auswandern, um durch Handarbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Die Viehzucht, besonders Rindvieh=, Schwein= und Maulefelzucht, wird mit großer Sorgfalt betrieben. Die Industrie erstreckt sich blos auf Verfertigung von Leinwand, wollenen Zeu-

gen und Papier. — Die 4 Bezirke des Departements sind: Guéret, Aubusson, Bourganeuf, Boussac. Die Hauptstadt ist Guéret mit 4000 Einwohnern.

Creutz, Gustav Philipp, Graf von, ein geschätzter schwedischer Dichter, geb. 1726 in Finnland, wurde für das öffentliche Leben gebildet und war schwedischer Gesandter in Madrid, dann in Paris und schloß am 3. April 1783 mit Franklin zu Paris einen Handelsvertrag zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika ab. Bald darauf berief ihn der König von Schweden nach Stockholm und ernannte ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Kanzler der Universität Upsala. Sein schwächlicher Körper erlag aber bald dem rauheren Clima. Er starb zu Stockholm 1785. König Gustav III. hielt ihm selbst bei dem Kapitel des Seraphinenordens eine Lobrede am 26. April 1786 und kaufte seine Bibliothek. C. gehörte in seiner Jugend zu dem engeren Kreise der Umgebung der nachherigen Königin von Schweden Ulrike Luise, in welchem vaterländische Sprache und Dichtkunst gepflegt und geübt wurde; auch war er Mitglied des Dichterbundes, der sich um Frau von Nordenflycht (der Hirtin vom Norden) versammelte. Sein Gedicht „Atis og Camilla“ (Stockh. 1761) wird als ein Muster zarten Ausdrucks gerühmt. Seine Schriften erschienen gemeinsam mit denen seines Freundes Gyllenborg (Stockh. 1795).

Creuz, Friedrich Karl Casimir, Freiherr von, ein deutscher Dichter im Lehrfache, dessen Andenken vergessen ist, aber dessen Einwirkung auf den Geist der Poesie auch noch auf unsere Zeiten sich erstreckt hat; er wurde geboren zu Homburg vor der Höhe 1724. Er war ein talentvoller Mann, und leitete in seinem 22. Jahre, als Hofrath in der Regierung, die Angelegenheiten der homburgischen Regentenfamilie gegen das Haus Darmstadt mit Treue und Ruhm. Obgleich er ein ganzes Jahr auf einer darmstädtischen Veste dafür büßen mußte, brachte er die Sache doch zum Vergleiche. Seine Verdienste und seine Wissenschaftlichkeit blieben nicht unbekannt; die Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und der Kaiser zum Reichshofrathe, als er beide Hauptstädte in Angelegenheiten seines Hofes betrat. Doch C. widmete seinem Körper wenig Sorgfalt, denn während er des Tages des Landes Wohlfahrt im Herzen trug, durchwachte er die Nacht in Gesellschaft der Musen. Er starb darum schon am 8. Sept. 1770. Seine hinterlassenen Werke sind: Oden und Lieder (Frankfurt a. M. 1769), in denen der Einfluß Haller's bemerkbar ist, ein Trauerspiel „Der sterbende Seneca“ (Frankf. 1754) im Gottsched'schen Geschmacke geschrieben, und die „Gräber“ (Frankf. 1760), ein philosophisches Gedicht, in welchem man den Einfluß von Young's „Nachtgedanken“ nicht verkennen kann. Außerdem sind noch zu nennen „Considerationes metaphysicae“ (Frankfurt 1760) und sein dem Montesquieu entgegengesetztes Buch „Ueber den wahren Geist der Gesetze“ (Frankfurt 1768).

Creuzer, Georg Friedrich, einer der geachtetsten Philologen und Alterthumsforscher Deutschlands, geboren am 10. März 1771 zu Marburg an der Lahn in Oberhessen. Nach dem früh erfolgten Tode seiner Eltern kam C. zu seinem Oheime, dem Landprediger Bang, der ihn, selbst ein tüchtiger Sprachkundiger, vorzüglich mit den Classikern beschäftigte. Hierauf besuchte C. die Hochschulen zu Marburg und Jena, und lebte nach vollendeten Studien in und bei Gießen, durch Unterricht sich nährend, den Forschungen in den griechischen Historikern. Den Beweis seines Fleißes lieferten die Schriften: „Herodot und Thucydides“ (Leipzig 1788, 2. Aufl. 1803), „De Xenophonte historico“, (1799, welche ihn nicht unrühmlich mit der gelehrten Welt zusammen brachten. Von 1798 an wurde ihm durch eine Hauslehrerstelle in Leipzig die Gelegenheit, Beck und Hermann zu hören und sein Entschluß befestigt, sich dem akademischen Leben zu widmen. Er kehrte nach Marburg zurück, hielt Vorlesungen an der dortigen Universität, und wurde durch Savigny's Gunst 1802 Professor der Beredsamkeit. Doch behagte ihm sein Wirkungskreis wenig, ihm, der sich lieber unter den Alten befand, als eine Wissenschaft lehrte, die mehr eine Kunst genannt werden mag, und die man Niemandem zu geben im Stande ist. Er ging daher gern 1804 an die Universität Heidelberg, wohin man ihn als Professor der Philo-

logie und alten Geschichte berief. Hier war er in seinem Fache, und das Gediegene seiner Vorlesungen, wie sein persönliches Wohlwollen, sicherten ihm stets die Liebe seiner Schüler. Die immer gleiche, ihm liebe Sphäre seiner Vorlesungen und die Verbindung mit mehreren in demselben Streben begriffenen Gelehrten veranlaßten nun mehrere ausgezeichneten Arbeiten. Mit Daub verbunden gab er die bekannten „Studien" heraus (später Ersterer allein, 1803—1819, 6 Bde.), arbeitete, obgleich nur kurze Zeit, an den „Heidelberger Jahrbüchern"; ließ 1805 seine: „Historicor. graec. antiquissim. fragmenta", erscheinen, und schrieb 1807: „Das akademische Studium des Alterthums", als Programm zu Errichtung des noch blühenden Seminars. 1808 kam sein „Dionysius seu Commentatt. academ. de rerum Bachicarum origin." (Heidelberg) heraus; die erste Frucht seiner durch die Vorlesungen über Mythologie und Archäologie gewonnenen Ansicht über den Zusammenhang der Mythen der alten Welt. C. will keineswegs den Homer, und zumal Hesiod, als Schöpfer der altgriechischen Religion und ihrer heiligen Sagen betrachtet wissen, sie schöpfen aus dem Borne einer heiligen Sagenwelt, welche sich früher schon unter ihrem Volke zur Poesie, Philosophie und Theologie ausgebildet hatte, die ihren Quell in den Uranfängen des menschlichen Geschlechts hatte, auf eine höhere Ahnung, eine höhere Offenbarung des Menschengeistes sich gründet, und indem sie nach der Eigenthümlichkeit jedes Volkes sich ausgebildet, als ein scheinbar Gelöstes aus einander geht, doch auf denselben Urprincipien ruht, so daß alle Symbole und Allegorien jedes Volkes nach diesem Zusammenhange zu beurtheilen sind. Diese Uranfänge der ganzen Sagenmassen tauchten aus dem Oriente, der Wiege des Menschengeschlechtes, herauf, und bildeten sich auch in der ältesten griechischen Geschichte nun zu einer eigenthümlichen, religiösen Ansicht, der auch schon das Symbolische, das Magische und Allegorische beizulegen ist, und immer erhielt sich der Grundcharakter, durch Priester und Mysterien festgehalten, ob auch im Strome der Zeiten die Formen wechselten und Historiker wie Philosophen sie untersuchten, ihrem Systeme anpaßten und metamorphosirten. Die Griechen haben diese Urweisheit den Pelasgern zu verdanken, welche, wenn sie nicht ein herrschender Priesterstamm, doch ein Stamm mit vorherrschenden Priestern waren. Die Pelasger wurden von dem Geschlechte der Hellenen vertrieben, aber ihre Theologie blieb zurück, verlor nur mehr ihr morgenländisches Gewand, wurde der kühneren Dichtungen beraubt, wurde nüchterner und inhaltsleerer; nur in den Mysterien vereinigter Priester lebte noch der alte, mit orientalischer Phantasie geschmückte Glaube. Homer und Hesiod zeigen deutlich die Spuren dieser uralten Theologie, obgleich sie dieselbe oft nicht begriffen und falsch angewendet haben. C. entwickelte diese Ansicht noch weiter in seiner: „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (4 Bde., Lpz. 1810—12; 2. Aufl., mit Fortsetzung von Mone, 6 Bde., Lpz. 1820—23; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. und Darmstadt 1836—43; franz. von Guigniaut, Paris 1824 flg.). Den darin ausgesprochenen Ansichten trat zuerst Hermann (s. d.), heftiger noch J. G. Voß entgegen. Im Jahre 1809 nahm C. einen Ruf nach Leyden an, trat aber, da das dortige Clima ihm nicht zusagte, noch in demselben Jahre in seinen frühern Wirkungskreis zurück. In der langen Reihe von Jahren, wo er öffentlich wirkte, hat er theils durch seine gediegenen Vorträge, theils durch seine trefflichen Schriften einen überaus heilsamen Einfluß auf die weitere Entwickelung der Humanitätsstudien geübt. Seine Verdienste wurden auch mehrseitig anerkannt, indem er nicht allein von fast allen in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften zum Mitglied erwählt, sondern auch von seinem Landesfürsten zum Geheimen Rath und zum Comthur des Ordens vom zähringer Löwen, vom König der Franzosen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde. Im Jahre 1846 ward er auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt. Außer seinen obengenannten Schriften sind besonders zu erwähnen seine Ausgabe von Plotin's „Opera omnia" (3 Bde., Orf. 1835, 4), „Historische Kunst der Griechen" (Heidelb. 1806), „Abriß der römischen Antiquitäten" (Leipzig und Darmstadt 1824, 2. Aufl., 1829), „Ein altathenisches Gefäß mit Malerei und Inschrift" (Darmstadt 1832), „Zur Geschichte altrömischer Cultur am Oberrhein und Neckar" (Leipzig und Darmstadt 1833), „Zur Gemmenkunde" (Darmstadt 1834),

„Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde“ (Darmst. 1836), auch Französisch, übersetzt in den „Mémoires de l'institut royal“ (Bd. 14, Abth. 2, Paris 1840), „Das Mithreum von Neuenheim“ (Heidelberg 1838) und „Zur Galerie der alten Dramatiker“ (Heidelberg 1839).

Crevenna, Peter Anton, ein sehr geachteter italienischer Bibliograph neuerer Zeit, geb. zu Mailand in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., führt gemeiniglich den Namen Bolongaro Crevenna, aus Dankbarkeit gegen seinen Stiefvater, Jakob Philipp Bolongaro, der sich seiner redlich annahm, und ihm ein schönes Vermögen zurückließ. Dies bestand vorzüglich in einem großen Handelsgeschäfte in Holland, wo C. lebte. Die Zeit und das Geld, welches dieses Geschäft übrig ließ, widmete er der Anschaffung und dem Studium einer ausgesuchten Bibliothek, von der er zuerst in seinem „Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Crévenna“ (6 Bde., Amst. 1776) genaue Nachricht ertheilte. Ein noch reichhaltigeres Verzeichniß, obgleich mehrere Bücher des ersten Werkes fehlen, finden wir in „Catalogue des livres de la bibl. de M. C.“ (Amst. 1789, 6 Bde.), mit wichtigen Noten und beigesetzten Preisen bereichert, noch heute sehr brauchbar für Bibliothekare. Später begann er Vorarbeiten zu einer Geschichte der Buchdruckerkunst, von ihrem Ursprunge an, die aber so kostspielig wurden, daß er sie, nachdem er einen großen Theil seines Vermögens dazu aufgewendet hatte, einstellen mußte. Im Jahre 1790 versteigerte er einen großen Theil seiner Bibliothek und verließ Holland. Der Rest seiner Bibliothek ist verzeichnet in „Catalogue de la bibliothèque de feu M. C.“ (Amst. 1793). Er starb zu Rom am 8. Oct. 1792.

Crichton, James, der Bewunderswerthe genannt, nahe verwandt mit dem Hause Stuart, geb. in der Grafschaft Perth 1551, war eins der merkwürdigsten Genies, welche es je gegeben hat. Kaum 20 Jahre alt schrieb und sprach er bereits mit Fertigkeit 20 verschiedene Sprachen und war Meister in der Fecht-, Tanz- und Reitkunst, als Zeichner, Maler und in der Musik. In Paris ließ er am Universitätsgebäude anschlagen, daß, wer über irgend eine Wissenschaft in Versen oder Prosa, hebräisch, syrisch, arabisch, griechisch, lateinisch, französisch, englisch, spanisch, italienisch, holländisch, flamändisch oder slavonisch mit ihm disputiren wolle, sich nach 6 Wochen um 9 Uhr früh im Collegium von Navarra einfinden möge. C. ward viel verspottet, erntete aber nach der Disputation allgemeine Bewunderung. Gleiche Triumphe feierte er in Rom, Venedig und Neapel. Mantua endlich sollte ihn fesseln, denn dessen Herzog ernannte ihn zum Führer seines Sohnes, des jungen Vincent von Gonzaga; aber Mantua sah auch sein frühes Ende. Während einer Carnevalslustbarkeit wurde er von seinem eigenen Zöglinge mit dem Degen durchbohrt. C. starb, ein Opfer der Eifersucht, im Jahre 1583, erst 31 Jahre alt.

Crillon, eine berühmte französische Familie, ist ein Zweig des alten piemontesischen Geschlechts Balbes, das im 15. Jahrh. nach Frankreich wanderte. Geschichtlich merkwürdig sind Louis de Berton des Balbes de C. von Karl IX. und Heinrich IV. der Tapfere genannt, einer der berühmtesten Helden seiner Zeit, wurde 1541 zu Murs in der Provence geboren und erhielt die von seinem Großvater erworbene kleine Besitzung C. im Departement Vaucluse (dem früheren Venaissin), führte deren Namen und brachte denselben in der Folge zu solchen Ehren, daß die ganze Familie ihn sich beilegte. Als der jüngste von 6 Brüdern wurde er schon in der Wiege für den Maltheserorden bestimmt; zeichnete sich aber auch schon in seiner Jugend auf der Schule zu Avignon durch Lernbegierde und wissenschaftlichen Fleiß aus. Unter dem Herzog von Guise, Franz von Lothringen, bildete er sich für den Kriegsdienst aus und galt schon in seinem 16. Jahre für einen der unterrichtetsten Krieger. Nachdem er 1557 als Officier in der Umgebung des Herzogs von Guise angestellt worden war, legte er 1558 bei der Belagerung von Calais die erste Waffenprobe ab. Er war der erste auf der Bresche eines wichtigen Forts, schleuderte den herbeieilenden englischen Commandanten in den Graben und machte die ganze Besatzung zu Gefangenen. Gleichen Muth bewies er bald darauf bei der Einnahme von Guines und wurde dadurch der gefeierte Held des Heeres. Der Herzog von Guise und Heinrich II. überhäuften ihn mit

Auszeichnungen und ernannten ihn z. B. zum Hauptmann einer Compagnie von 300 Mann in der Legion des Baron d'Adrets; doch zog C. es vor als Volontair zu dienen. In den Religionskriegen focht er in dem königlichen Heere gegen die Hugenotten und erwarb sich in den Schlachten bei Dreux, Jarnac und Moncontour durch Tapferkeit und Geschick den Beinamen des Tapfern. Als Maltheserritter focht er gegen die Türken, namentlich in der berühmten Seeschlacht bei Lepanto 1571, wo er der Schrecken der Ungläubigen war. Obschon verwundet, übernahm er den Auftrag, die Siegesnachricht an Pius V. und Karl IX. zu überbringen, die ihn dafür mit Gunst und Ehre überhäuften. An den Gräueln der Bartholomäusnacht nahm er keinen Antheil und äußerte laut darüber seine Unzufriedenheit, dagegen zeichnete er sich 1573 wieder bei der Belagerung von La Rochelle aus. Den zum König von Polen erhobenen Herzog von Anjou begleitete er nach Warschau, kehrte mit ihm nach Karls IX. Tode nach Frankreich zurück und wurde auf der Rückreise in Venedig zum Nobile der Republik und von Heinrich III. in Lyon zum Gouverneur der Stadt ernannt. In den wieder ausbrechenden Bürgerkriegen zeichnete er sich abermals durch seine glänzende Tapferkeit aus, wurde zum königlichen Rathe und zum Generaloberstlieutenant der französischen Infanterie ernannt. Als aber Heinrich III. 1587 nach der Schlacht bei Coutras mit der Ligue zerfiel und C. die von den Ständen gebilligte Ermordung des Herzogs von Guise C. auftrug, wies er diesen Auftrag mit Abscheu zurück, diente hinfort aber gegen die Ligue und schloß sich nach dem Tode Heinrichs III., Heinrich IV. an, dessen Freund und Rathgeber er schon längst war. Die Schlacht von Ivri endete für den Augenblick C.'s kriegerische Thätigkeit; er trat erst wieder auf den Schauplatz, als Heinrich IV., im Bunde mit Holland und England den Krieg zwischen Spanien und England begann. In Marseille, wo vor dem Hafen eine spanische Flotte kreuzte, legte er einen charakteristischen Beweis seiner tüchtigen Persönlichkeit und seines Muthes ab. Der junge Herzog von Guise wollte sich mit dem Helden einen Scherz machen, drang um Mitternacht mit andern seiner Genossen in dessen Zimmer und brachte ihm lärmend die Nachricht, die Stadt sei von den Spaniern eingenommen und es bleibe nichts übrig als an die persönliche Rettung zu denken. „Es ist besser mit den Waffen in der Hand zu sterben, als den Verlust des Platzes zu erleben", ruft C. aus und stürzt sich bewaffnet die Treppe hinunter. Als man ihm jetzt den Scherz entdeckte, faßte er den Herzog bei der Brust und rief: „Junger Mensch, versuche es nie, im Spiele das Herz einer braven Mannes auf die Probe stellen zu wollen. Bei Gott, hättest du mich schwach gefunden, ich stieße dir jetzt diesen Dolch ins Herz." Nach dem Frieden mit Savoyen zog er sich nach Avignon zurück und starb daselbst 1615. Vgl. „La vie du brave C." (Par. 1826). — Der Name C. ging auf seinen dritten Bruder **Thomas Berton des Balbes** über, welcher da auch die übrigen Brüder ohne Nachkommen starben, die sämmtlichen Güter dieses Familienzweigs erbte. Benedict XIII. verwandelte zu Gunsten seines Nachkommen in der vierten Generation, **François Felix des Balbes Berton**, 1725 die Herrschaft C. in ein Herzogthum. — **Louis**, der zweite **Herzog von C.**, geboren 1718, trat 1731 in Kriegsdienste, machte unter dem Marschall Villars den Feldzug in Italien von 1733 mit, kämpfte 1742 unter dem Herzog von Harcourt in Deutschland mit Auszeichnung, trat aber gegen Ende des 7jährigen Krieges in Folge eines Zerwürfnisses mit dem französischen Ministerium 1762 in spanische Dienste. Wegen der Eroberung von Minorca 1782 wurde er zum Herzog von Mahon ernannt und starb 1796 als Generalcapitän von Valencia und Murcia zu Madrid. Seine „Mémoires" (Par. 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunst. — Sein Sohn **Louis Antoine François de Paule de Crillon, Herzog von Mahon**, Grand von Spanien, geboren 1775 war bereits im Alter von 18 Jahren Oberst in spanischen Diensten und fiel 1794 mit seinem ganzen Regimente in französische Gefangenschaft. Man wollte ihn anfangs als Emigranten bestrafen; doch das Andenken seiner ausgezeichneten Ahnen bewog den Wohlfahrtsausschuß ihn ohne Bedingung nach Spanien zurückkehren zu lassen. Nach dem Frieden von 1795 trat C. mit Erlaubniß des Königs von Spanien als Freiwilliger in die französische Armee unter Moreau; doch der Friede von Campo-Formio setzte seiner Thätigkeit wieder

ein Ziel. Im Jahre 1801 erhielt er das Commando einer spanischen Division; 1803 wurde er Gouverneur von Tortosa, 1807 Generalcapitän von Guipuzcoa, Alava und Biscaya. In dieser Stellung weigerte er sich lange, die Grenzfestungen den Generalen Napoleons auszuliefern, bis der ausdrückliche Befehl des Königs von Spanien seinen Widerstand brach. Er ahnete das bevorstehende Schicksal Spaniens und seiner Königsfamilie und suchte vergeblich den verblendeten Monarchen und seinen Rathgebern die Augen zu öffnen. Seine Rathschläge wurden als grundlose Befürchtungen zurückgewiesen. 2 Tage nach der Ankunft des Königs in Bayonne erhielt er sogar von demselben den Befehl, sein Amt als Generalcapitän wieder anzutreten. Später leistete er dem König Joseph den Eid der Treue, ward Generallieutenant der spanischen Armee und nach aneinander Generalcapitän von Navarra, Toledo und Cuenca. Nach der Restauration im Jahre 1814 ward er in die Acht erklärt und mußte mit seiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er mit Zustimmung Spaniens 1825 den Grad eines Generallieutenants außer Dienst erhielt und 1832 starb.— Sein ältester Bruder starb 1806 ohne Nachkommen. Ein anderer Bruder **François Felix Dorothée des Balbes de Berton, Herzog von C.**, Pair von Frankreich und Generallieutenant, ließ sich nach einem Dorfe in der Picardie zum Herzog von Bousleurs ernennen und starb am 27. Jan. 1820. Er hinterließ 2 Söhne. — Der Aelteste **Maria Gérard Louis Felix Rodrigue des Balbes Berton, Herzog von C.**, geboren 1782, führte ebenfalls den Titel eines Herzogs von Bousleurs, trat 1814 in die Leibgarde Ludwig XVIII. und half als Commandeur der Legion, der untern Alpen 1823 Spanien dem Absolutismus unterwerfen. Er wurde dafür mit dem Titel eines Maréchal de Camp und dem Ludwigskreuze belohnt und trat nach dem Tode seines Vaters in die erste Kammer, wo er sich durch Mäßigung und Achtung vor der Verfassung, auszeichnete. Im Jahre 1831 erklärte er sich für die Erblichkeit der Pairswürde. — Sein Bruder **Louis Maria Felix Prosper de Berton des Balbes, Marquis de C.**, geboren 1784 zu Paris, trat 1809 in die kaiserliche Armee und machte alle Feldzüge bis 1814 mit. Nach der Restauration trat er als Lieutenant mit dem Grade eines Obersten in die königliche Garde, wurde 1825 Maréchal de Camp und folgte 1830 seinem Schwiegervater dem Marquis d'Herbouville in der Pairswürde.

Criminalrecht (peinliches Recht, Strafrechtswissenschaft). Zur Bildung des Begriffes des Criminalrechts gehört die Bestimmung des Gegenstandes, welcher in dem Rechtsverhältnisse des Staates zu den Uebertretern der Strafgesetze liegt. Es sind 3 Vorbegriffe nöthig: von Strafe, Strafgesetz, Verbrechen. — Strafgesetz ist ein positives Gesetz, welches eine unerlaubte Handlung mit einem Uebel bedroht. Bürgerliche Strafe ist ein durch Gesetz angedrohtes und wegen dessen Uebertretung zuzufügendes Uebel. Verbrechen ist eine vom Gesetze mit Strafe bedrohte unerlaubte Handlung. Hieraus ergiebt sich folgender Begriff des peinlichen Rechtes: a) objectiv genommen: Der geordnete Inbegriff der Rechtslehren, welche das Verhältniß des Staates gegen Uebertreter der Strafgesetze bestimmen; b) subjectiv genommen: Die Wissenschaft jener Rechtsgelehrten, oder die Wissenschaft der Rechte des Staats, welche durch Strafgesetze gegen ihren Uebertreter begründet sind. Das römische Recht beschränkt das peinliche Recht auf die Lehre de publicis judiciis. Die Privatverbrechen zählt es zum Civilrechte. Nun folgt zwar die Carolina noch dieser Methode; allein das Merkmal ist jetzt ganz unpassend, weil wir keine delicta privata im römischen Sinne mehr haben, und die Privatstrafen sind nicht mehr vorhanden. In Deutschland beschränkte man das peinliche Recht auf gewisse schwere Verbrechen, und nannte diese, peinliche Verbrechen; zu den peinlichen Verbrechen zählte man die, welche zu Haut und Hals gingen. Dieser Begriff war sehr schwankend, indem manche Begriffe von Verbrechen sich änderten. Die Particulargesetze sind sehr verschieden, und man kann nur so viel sagen, daß peinliche Verbrechen solche seien, die eine schwere Strafe mit sich führen. Man muß also bei dem allgemeinen philosophischen Begriffe des peinlichen Rechtes stehen bleiben. Zwar werden die Polizei- und Civilverbrechen nicht mit im Criminalrechte abgehandelt; dennoch ist der festgestellte Begriff richtig, weil die allgemeinen Grundsätze auf diese delicta passen. Die Na-

men jus criminale und peinliches Recht sind daher in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu eng; denn jene bezieht sich auf das römische C. und diese auf die deutschen peinlichen Fälle. Daher hat man vorgeschlagen, Staatsrechtswissenschaft zu sagen; allein der Sprachgebrauch hat jene eingebürgert. Manche zählen das C. zum Privat-, manche zum Staatsrechte. Man unterscheidet: das Verbrechen, bloß als Rechtsverletzung betrachtet, giebt dem Beleidigten bloß ein Recht auf Schadenersatz vermöge der Rechtsverhältnisse; hingegen das Verbrechen als Uebertretung der Strafgesetze giebt dem Staate Rechte wider den Uebertreter vermöge der Strafgesetze, welche Seite allein in das C. gehört. Dieses Rechtsverhältniß ist aber ein öffentliches, und also das C. ein Zweig des öffentlichen Rechtes, und wird dem Staatsrechte im engern Sinne entgegengesetzt. Das C. ist aber wohl zu unterscheiden 1) von der Criminalpolitik, welche Principien von der Zweckmäßigkeit der Strafgesetze und von deren Einrichtung zu deren Realisirung aufstellt; das C. hingegen handelt von Rechten. 2) Von der Criminalpolicei. Diese lehrt die Mittel, Verbrechen zu verhindern und zu verhüten. 3) Von dem Privatrechte. Dieses handelt zwar auch von Rechtsverletzung; allein bloß in Hinsicht der Entschädigung der Strafe. 4) Von der Moral. Auch diese würdigt die verbrecherischen Handlungen; allein bloß in Hinsicht der Tugendgesetze, und betrachtet nur ihre Unvereinbarkeit mit der eignen Würde des Handelnden; hingegen das C. betrachtet sie von Seiten der Gefahr für die Rechtssicherheit. In Hinsicht der Quellen ist das C. entweder natürliches oder positives. Natürliches oder philosophisches C. ist die Darstellung der aus der Vernunft erkennbaren Rechtsgrundsätze über Verbrechen und Strafe. Positives C. ist das, welches sich auf Willkür gründet. Das philosophische C. enthält keine eigentlichen Strafgesetze. Es handelt also nur von den möglichen Rechten eines Staates, und nicht von den wirklichen; hingegen das positive handelt von den wirklichen. Das natürliche C. ist theils Quelle, theils Hülfsmittel. Das deutsche C. insbesondere ist in Rücksicht das Umfanges seiner Gültigkeit entweder gemeines oder particulares. Vor der Auflösung der deutschen Reichsverfassung existirte ein vollständiges gemeines C. Seine Quellen waren die Carolina, fremde Rechte und das natürliche C. Seit Auflösung des deutschen Reiches hat ein großer Theil desselben seine formelle Gültigkeit verloren; indessen materiell gilt es doch noch, nämlich hypothetisch, d. h. insofern es in einzelnen Ländern nicht aufgehoben ist. Dennoch gewährt das Studium des deutschen C.'s großen Nutzen auch in den Ländern, die neue Strafgesetzgebungen haben; denn der allgemeine oder philosophische Theil bleibt derselbe, und auch der positive Theil ist von großem Einflusse auf die Landesgesetze gewesen. — Der Criminalproceß, welcher die Art und Weise lehrt, wie der Staat seine Rechte gegen Uebertreter der Strafgesetze vor Gericht verfolgt, ist eigentlich kein Theil des C., indem er nicht unter dessen Begriff paßt; vielmehr ist er ein Theil des Proceßrechtes. Man verbindet ihn jedoch mit dem C., was jedoch nicht die Folge haben darf, daß er nur oberflächlich behandelt wird; denn er ist hierzu zu folgenreich, wichtig und eigenthümlich. — Die Criminalpraxis besteht in den Geschicklichkeiten, die Criminalgesetze anzuwenden. — Einen Ueberblick über die verschiedenen Theorien rücksichtlich des Strafrechtes, der verschiedenen Arten der Strafen und des Zweckes derselben, so wie über die Geschichte der Straf-(Criminal-)gesetzgebung s. d. Art. Strafe, Strafgesetzgebung und Strafrecht.

Crispin, der Heilige, lebte unter Diocletians Regierung und gehörte einer vornehmen römischen Familie an. Während den Verfolgungen unter dem genannten Kaiser flüchtete er mit seinem Bruder Crispianus nach Soissons in Gallien und nährte sich mit Hülfe des Schuhmacherhandwerks. Die Legende erzählt, daß sein Wohlthätigkeitssinn so groß gewesen sei, daß er sogar das Eigenthum Anderer zu Geschenken benutzt habe, namentlich habe er das Leder vielfach gestohlen, um den Armen Schuhe zu machen. Daher nennt man auch Wohlthaten, die auf Anderer Kosten geschehen, Crispinaden. Beide Brüder erlitten unter Maximian den Märtyrertod.

Crockett, David, ein nordamerikanischer Staatsmann, wurde gegen 1780 im westlichen Tennessee von armen Eltern geboren und zog von früher Jugend an, mit Viehhändlern, Fuhrleuten rc. im Lande herum. Erst in seinem 17. Jahre gab ihn der Vater zu

einem Quäker in die Lehre, wo er 2 Monate lang Lesen und Schreiben lernte. Bald hernach heirathete er und ließ sich im südwestlichen Theile des Landes in einer wildromantischen Gegend nieder, diente kurze Zeit unter dem General Jackson in Florida, wurde Milizoberst und Mitglied der Legislatur von Tennessee, und wegen seiner heitern Laune und Geschicklichkeit im Schießen allgemein bekannt und beliebt. Dieser Beliebtheit verdankte er es, daß er 1827, trotz seiner Armuth, von der Partei Jacksons in den Congreß gewählt wurde. Im Jahre 1829 wurde er abermals in den Congreß gewählt, verließ aber Jacksons Partei, weil dieser die Wohlfahrt des Westens nicht genug zu berücksichtigen schien, und sich namentlich der Anlegung von Landstraßen im Westen auf Kosten des Bundes widersetzte. Schon 1831 ward es daher C. sehr schwer, von Neuem in den Congreß gewählt zu werden; später wo Jacksons Einfluß im Westen, besondes in Tennessee, immer höher wuchs, verlor C. den seinigen völlig. Er zog einige Zeit im Lande umher und ging endlich nach Texas wo er mit seinen Landsleuten gegen die Obergewalt Mexicos kämpfte und zu Anfang des Jahres 1836 bei Eroberung des befestigten Alamo in San-Antonio de Bexar fiel.

Croker, John Wilson, Exsekretär der Admiralität und an 30 Jahre Mitglied des britischen Parlaments, geboren um 1778, ein Hochtory wie wenige im Unterhause, der kein Mittel verschmähte, die Verbesserung der Constitution zu verhindern. Der Reformbill widersetzte er sich aus allen Kräften, und zuletzt, als der Strom der Volksbewegung den Torysmus zu verschütten drohte, glaubte er die angemaßten Vorrechte und die Mißbräuche der Aristokratie mit Ausrufungen, mit Betheuerungen und Prophezeihungen zu retten. „Gott erhalte die Constitution und das Land!" — mit diesen Worten schloß er seine Opposition gegen die Reformbill und parlamentarische Laufbahn und lag auch in seinem Aufruf mehr der Sinn, es möchte eine Zeit kommen, in welcher das Volk die Rückkehr zu dem alten „verrotteten" Repräsentations- und aristokratischen Bestechungssystem zu wünschen gezwungen wäre, so hat die ewige Providenz doch bis jetzt Verfassung und Staat nicht nur erhalten, sondern sichtlich sogar begünstigt. Als Redner war C. im Parlament nie um Worte verlegen; schnell und mit Scharfsinn antwortete er seinen Gegnern. Gewöhnlich pflegte er zu warten, bis irgend ein ausgezeichneter politischer Redner sich an das Haus gewendet hatte, dann stand er auf und entgegnete gewöhnlich mit vieler Wirkung. Seine Stärke bestand hauptsächlich darin, die schwachen Seiten eines Gegners aufzudecken und bloßzustellen, und fanden sich deren keine, so verfehlte er nie, ihm welche anzudichten. Er war einer der unredlichsten Dialectiker des Hauses und niemals frei von den gehässigsten Angriffen auf die Personen. Er zeigte dies zuletzt noch gegen Jeffrey, als dieser als Lordadvokat von Schottland in das Unterhaus eintrat. Früher hatten beide als Journalisten mit einander rivalisirt, C. in dem torystischen „Quarterly Review," Jeffrey in dem „Edinburg Review"; jetzt trug C. den Streit auch in das Unterhaus über, so oft die Regeln des Hauses es gestatteten, antwortete er auf die Vorträge Jeffrey's und bewährte so das alte Sprüchwort, daß zwei Hähne in einem Korbe sich nie mit einander vertragen. In seiner äußern Erscheinung hat er wenig Gefälliges, er ist eine lange, sechs Fuß hohe, dürre Figur mit kahlem Scheitel; redete er das Haus an, so geriethen alle Gliedmaßen in zappelnde und klappernde Bewegung, so daß ihn ein Irländer sehr richtig mit einem Hahn auf glühender Platte verglich. Obgleich er die Verbesserung der Constitution zu verhindern suchte, sprach er doch für die Emancipation der katholischen Irländer. Als Schriftsteller hat er sich durch mehrere prosaische Schriften und Gedichte einen geachteten Namen erworben. Seine „Familiar epistles" schildern mit feinem Spotte die italienische Schaubühne, von den Sitten von Doublin entwirft er in seinem „An intercepted letter from China" (1805) ein lebensvolles Gemälde und sein Gedicht „Talavera" (1809) ist eine der besten Schlachtenschilderungen.

Crome, August Friedrich Wilhelm, ein bekannter statistischer Schriftsteller, geboren am 6. Aug. 1753 zu Siegwarden in der Herrschaft Kniphausen, studirte mit Unterstützung des Grafen Bentinck in Halle Theologie, verlebte dann mehrere Jahre als Hauslehrer in

verschiedenen Familien und wurde 1779 Lehrer der Geographie und Geschichte in dem von Basedow gestifteten Philanthropin zu Dessau. Um seine große Productenkarte Europa's, an der er damals arbeitete, schneller zu vollenden, gab er diese Stelle bald wieder auf, wurde dann eine Zeit lang Instructor des Erbprinzen von Dessau im geographisch-statistischen Fache und nahm 1787 den Ruf als Professor der Staats- und Cameralwissenschaften nach Gießen an. Während des Kriegs wurde er zu mehreren wichtigen diplomatischen Verhandlungen gebraucht, wurde 1822 Geheimerath, 1830 aber pensionirt. Im folgenden Jahre ging er nach Rödelheim bei Frankfurt am Main und starb daselbst am 13. Juni 1833. Er hat zahlreiche Werke hinterlassen, von denen das zu seiner Produktenkarte gehörige Werk „Europens Produkte" (Dessau 1782) eine besonders große Verbreitung erhielt und 1804 gänzlich umgearbeitet von Neuem erschien; ferner erwähnen wir „Die Staatsverwaltung Toscanas unter Leopold II." (aus dem Ital. 3 Bde., Lpz. 1795—97); „Ueber Deutschlands und Europas Nationalinteresse" (Germanien 1814, 2. Aufl., Gießen 1817); „Die Wetterau, in geographisch-statistischer Hinsicht" (Gieß. 1816); „Uebersicht der Staatskräfte sämmtlicher europäischer Länder" (Lpz. 1818); „Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von den sämmtlichen zum deutschen Bunde gehörigen Ländern" (3 Bde., Lpz. 1820—27) und „Handbuch der Statistik des Großherzogthums Hessen" (Bd. 1., Darmst. 1822). Vgl. „C.'s Selbstbiographie" (Stuttg. 1833).

Crome, Georg Ernst Wilhelm, deutscher Naturforscher und Landwirth, geboren 1780, gestorben am 2. Mai 1813, erwarb sich mit seinem Schwiegervater A. Thaer (s. d.) als Professor an dem landwirthschaftlichen Institut zu Mögelin große Verdienste um die Reformation der Landwirthschaft. Besonders studirte er die Bodenkunde unter Thaer, Einhof und Hermbstädt und bereicherte sie wesentlich durch seine Schrift „Der Boden und sein Verhältniß zu den Gewächsen" (Hanov. 1812). Sein „Handbuch der Naturgeschichte", von dem die beiden ersten Bände (Hanov. 1810—11) von ihm herrühren, wurde in den beiden letzten Bänden (Hanov. 1816—17) nach seinem Tode von Heyse und Dusmenil bearbeitet. Noch gab er heraus „Sammlung deutscher Lebermoose" (Schwerin 1803) und eine Uebersetzung von Darwins „Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände" (2 Bde., Hanov. 1810).

Cromer, Martin, polnischer Geschichtsschreiber, geboren 1512 in dem gallizischen Städtchen Blincz aus niedrigem Stande, widmete sich auf der Universität Krakau den theologischen Studien und zog hier die Aufmerksamkeit des Bischofs Chojenski auf sich, der ihm die Mittel verschaffte Italien und Deutschland zu bereisen. Chojenski's Nachfolger, Bischof Gamrat zog ihn wieder nach Krakau und gab ihm mehrere Pfründen. Hier erwarb er sich die Gunst Sigismunds I., der ihn seinem Sohne Sigismund August als Secretär nach Wilna mit gab. Als der Prinz den Thron bestiegen hatte, benutzte er C. bei verschiedenen öffentlichen Angelegenheiten, gab ihm den Auftrag, das Reichsarchiv zu Krakau zu untersuchen und in Ordnung zu bringen, erhob ihn in den Adelstand und schickte ihn als Gesandten an den Hof Kaiser Karl V. Später war C. Gesandter am päpstlichen Hofe, lebte 7 Jahre lang als Botschafter bei Kaiser Ferdinand I., wohnte 1572 den Friedensverhandlungen zwischen Schweden, Dänemark und Lübeck in Stettin als Gesandter bei, begleitete dann seinen Gönner und Freund, den Cardinal Hosius, auf das Tridentiner Concil, ward als Hosius nach Rom berufen wurde, Administrator, und nach Hosius Tode, Bischof von Ermland und als solcher vom König Stephan Bathori zu diplomatischen Verhandlungen im Betreff Preußens und Lieflands benutzt. Er starb am 23. März 1589. C. war einer der gelehrtesten Theologen seines Vaterlandes, zugleich aber ein heftiger Gegner der Reformation, die er durch That und Schrift bekämpfte. Vorzüglichen Ruf erwarb ihm sein Geschichtswerk „De origine et rebus gestis Polonorum" (Basel 1555 und öfter), das lange für die beste polnische Geschichte galt und von den polnischen Ständen auf dem Warschauer Reichstage dem Verfasser einen besondern Dank eintrug. Es umfaßt die polnische Geschichte von ihrem Anfang bis zum Jahre 1506, ist in elegantem Latein geschrieben, doch häufig ungenau und ohne Kritik. Noch höher als sein Geschichtswerk schätzt man sein geo-

graphisch-statistisches Werk „Polonia, sive de situ, populis, moribus etc. Poloniae“ (Bas. 1568 und öfter), worin er ein ziemlich genaues Bild von dem damaligen Zustande Polens nach eigner Anschauung giebt.

Cromford, auch Crumford, ein Ort in der englischen Grafschaft Derby mit 2800 Einw., ist bekannt und wohlhabend durch seine Fabriken in Baumwollenspinnerei. Die erste derselben legte Arkwright (s. d.) daselbst an. — Eine ebenfalls sehr beträchtliche Baumwollenspinnerei bei Ratingen in dem an Industrie reichen Großherzogthume Berg erhielt durch ihren Begründer Brögelmann denselben Namen Cromford. Dieser unternehmende und thätige Mann wollte, wie im Namen seiner Spinnerei, so auch in seinen Fabricaten den Engländern gleichkommen. Der damalige Kurfürst, Karl Theodor, unterstützte sein Unternehmen durch ein 25jähriges Privilegium, und Brögelmann lieferte endlich nach mehrfachen Versuchen und mit Aufwand seines Vermögens, dem englischen sehr ähnliche Garne. Seine Fabrik, welche gegen 400 Menschen beschäftigt, ist die Mutter und Lehrerin vieler Baumwollenspinnereien in der Schweiz, Sachsen und andern Ländern geworden.

Cromwell, Oliver, ward am 25. April 1599 zu Huntingdon aus einem adeligen Geschlechte geboren, welcher Flecken sich im Besitze seines Vaters, Robert C., befand, der dadurch Parlamentsmitglied wurde, zugleich aber zur Ernährung seiner Familie eine große Brauerei betrieb. Olivers Jugend zeigte nichts Außerordentliches. Im 17. Jahre kam er ohne genügende Vorbereitung auf die Universität zu Cambridge, wo er die Studien vernachlässigte und sich einem liederlichen Leben ergab. Erst später, nachdem er im 21. Jahre sich mit Elisabeth Burchier vermählt und die religiösen Grundsätze der Puritaner und Independenten eingesogen hatte, fing er an, seinem wüsten Treiben zu entsagen. Im Jahre 1625 erschien er für Huntingdon im Parlamente. Doch waren seine ersten Schritte im öffentlichen Leben völlig unbedeutend. Er sprach schlecht und verworren, wurde von den großen Rednertalenten des Hauses verdunkelt und nur in einigen kirchlichen Angelegenheiten gebraucht, wo er einen rohen Fanatismus an den Tag legte. Als der König das Parlament 1629 aufgehoben hatte, weil er ohne Parlament zu regieren entschlossen war, lebte C. fromm und eingezogen auf seinen Besitzthümern, seit 1635 zu Ely, wo er den Beinamen Herr der Sümpfe erhielt, weil er deren Austrocknen zur großen Freude des die Fischerei ausübenden Landvolkes verhinderte. Das System unerhörter Bedrückungen, durch welche Karl I. sich die Mittel zur absoluten Herrschaft zu verschaffen suchte, veranlaßte die auch im Glauben hart bedrängten Puritaner nach Nordamerika auszuwandern. Auch C. stand im Begriff sich mit Hampden, Pym und andern Freunden der Verfassung nach Neuengland einzuschiffen, als der König es ihnen untersagte. Karl I. unterzeichnete damit unbewußt sein Todesurtheil. Bald darauf unternahm der König auf den Rath des Erzbischofs Laud von Canterbury die Unterdrückung der schon 1588 vom Volk, Klerus, Adel und König unter dem Namen des Covenant beschworenen presbyterianischen Kirchenverfassung der Schotten. Darüber entspann sich ein Krieg und der König mußte 1640 ein Parlament einberufen, um die zur Unterdrückung der Schotten nöthigen Summen zu erhalten. C. wurde für Cambridge ins Unterhaus gesandt, und als die Versammlung im Aug. aufgelöst worden war, gleich allen übrigen Gliedern im November wieder erwählt. Das Auftreten des Parlaments gegen den König und der immer unheilbarer werdende Bruch zwischen diesem und dem Volke entwickelte auch in C. eine vorher nicht geahnte Thätigkeit und Energie. Er nahm lebhaften Antheil an der Verurtheilung des Grafen von Strafford, an der Anklage des Erzbischofs und betrieb mit leidenschaftlichem Eifer die Durchsetzung der sogenannten Remonstranzbill, die alle Beschwerden des Volks gegen den König zusammenfaßte und auf gänzliche Entzweiung berechnet war.

Beim Ausbruche des Krieges trat er 1641 als Hauptmann, dann als Oberst in die Reihen der Kämpfer. Zwar kannte er den Kriegsdienst nicht, aber er unternahm die Bildung eines Reitercorps, das er gegen den König führen wollte. Weil er wohl einsah, daß die schnell zusammengerafften Haufen des Parlaments dem ritterlich geübten Heere des Königs

nicht würden widerstehen können, so wählte er seine Reiter aus den empfänglichen und unverdorbenen Söhnen des Landvolks, übte sie und zugleich sich selbst mit unermüdlichem Eifer bis in die geringsten Einzelnheiten des Waffendienstes und theilte ihnen zugleich dem ihn einwohnenden Fanatismus des puritanischen Wesens mit. In seinem Lager wechselte Gebet und Gesang, die Disciplin galt als Gottesdienst und Sieg und Niederlage als Fingerzeig des Herrn. Als aber das Parlament dem Oberbefehlshaber, Grafen von Essex, die Weisung ertheilt hatte, gegen die Person und Familie des Königs im Kampfe die größte Schonung zu beweisen, erklärte C. offen dagegen, daß er kein Bedenken tragen werde, den König im Kampfe niederzuschießen wie jeden Andern, und forderte diejenigen Soldaten auf, aus den Reihen zu treten, die mit ihm nicht gleicher Gesinnung wären. Aber keiner ging. In dem nun beginnenden Kampfe zeigte sich die Trefflichkeit von C.'s getroffenen Maßregeln im glänzendsten Lichte. Seine Reiterei war allein im Stande der königlichen die Spitze zu bieten und die bedrängte Volkssache aufrecht zu erhalten. Im Treffen bei Horncastle im Oct. 1643 wurde der König und in der wichtigen Schlacht bei Marstonmoor am 2. Juni 1642 das königliche Heer unter des Königs Neffen, dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, gänzlich geschlagen und zwar allein durch C.'s und seiner Reiterschaar Tapferkeit. Diese gänzliche Vernichtung der königlichen Streitkräfte zeigten aber jetzt dem Parlamente, welcher Gefahr der Staat entgegengehe, wenn dieser innere Zwiespalt nicht zeitig beigelegt werde. Es suchte daher mit dem König wieder zu unterhandeln und durch eine versöhnliche Politik den Sturm der Revolution und die Entfesselung der hervordrängenden Kräfte und Parteien zu beschwören. Doch C. und die eifrigsten Puritaner waren anderer Meinung. Sie drangen auf rücksichtslose Verfolgung der errungenen Vortheile und aus diesem Zwiespalt der Meinungen erhob sich die Faction der sogenannten Independenten, die Alles in sich vereinigte, was religiöser und politischer Fanatismus Ausschweifendes hat. Die Kirche sollte aufgelöst, Dogma und Cultus vernichtet werden, Jeder sollte nach seiner Weise Gott suchen und verehren können; das weltliche Regiment und die Standesunterschiede sollten aufhören.

C. hegte diese ausschweifenden Ansichten schon längst und wurde nebst Sir Harry Vane, Nathanael Fiennes und Oliver St. John das Haupt dieser zwar an Zahl geringen, aber durch die Unterstützung des ihm ergebenen Heeres mächtigen Verbrüderung. Bei aller Verschwiegenheit und Verstellung die C. besaß, hatte er doch seinen großen Umwälzungsplan dem Grafen von Manchester verrathen und als er denselben vor dem Parlamente der Vernachlässigung der Volssache anklagte, enthüllte dieser die geheimen Absichten C.'s und seines Anhangs. C. beschloß daher mit den Seinigen, sich das Herr und damit die Macht zu sichern. Auf Veranlassung der Independenten ward der drohenden Lage des Staats wegen am 5. Dec. 1644 ein allgemeiner Buß- und Bettag gehalten und die fanatischen Geistlichen mußten von den Kanzeln herab das öffentliche Unglück der Verworfenheit und Gottlosigkeit des Parlaments zur Last legen. Auf Grund dieser Anklagen erhob sich am folgenden Tage C. und Vane im Parlament und bezüchtigten dasselbe des weltlichen Egoismus, der Aemtersucht, der Volksbedrückung und ein gewisser Zouch Tate stellte endlich den Antrag, wornach kein Parlamentsmitglied während der Dauer des Kriegs ein Militär- oder Civilamt verwalten solle. Das hintergangene Parlament nahm diese sogenannte Selbstentsagungsacte (Self-denying-ordinance) mit großer Stimmenmehrheit an und auch das bereits ohnmächtige Oberhaus bestätigte sie am 3. April 1645. So wurde C.'s größter Feind, der Oberfeldherr Essex, gestürzt, an dessen Stelle der einfältige, wenn schon eifrige Thomas Fairfax, unter welchem C. den Oberbefehl über die Reiterei, in der That aber über das gesammte Heer zu erlangen wußte. Dies wurde von ihm, wie früher die Reiterei, allein gebildet, und mit ihm erfocht er den glänzenden Sieg bei Naseby (14. Juni 1645) gegen die königliche Partei, und eroberte Bristol. Mit pietistischen Worten verkündete er dem Parlamente diesen Sieg, und fanatisirte durch Verbreitung desselben Geistes sein Heer, in dem übrigens die strengste Mannszucht gehalten wurde. Umsonst warf sich der durch die Vernichtung seiner Anhänger immer mehr bedrängte Karl I. den Schotten in die Arme; sie überlieferten ihn (5. Mai 1646) dem Parlamente in Folge der Verhandlungen über den rückständigen Sold,

bei welchen C. als Commissär zugegen war. Jetzt wurde der König von den Independenten bereits als Gefangener behandelt, das Parlament übte die höchste Gewalt aus und ernannte C. zum Baron mit 2500 Pfd. Strl. Einkommen aus des Marquis von Worcesters Gütern. C.'s fanatisirte Armee dagegen weigerte sich, ihrer vom Parlamente gebotenen Auflösung Folge zu leisten, und wenn schon ihr Anführer sich im Parlamente über ihren Trotz beklagte und den Truppen Anschläge auf sein Leben Schuld gab, so wurde doch seine Verhaftung als Anstifter jener Schritte vorgeschlagen. C. aber begab sich zur Armee, angeblich, um unter dem getäuschten Heere die Ordnung wieder herzustellen.

C. spielte bei allen diesen Vorgängen eine seltsame Rolle. Er klagte im Parlamente über den Ungehorsam des Heeres mit Thränen und ordnete im Lager den Widerstand an. Auf seinen Betrieb traten die Offiziere zu einem Kriegsrath (council of officers) zusammen als eine Art Oberhaus, während die Gemeinen aus ihren Delegirten unter dem Namen agitators ein Unterhaus bildeten. Als das Parlament endlich hieraus seine wahren Absichten errieth und seine Verhaftung beschloß, eilte er ins Lager und fand hier den wahrscheinlich auf seine Veranlassung durch eine Reiterabtheilung eingebrachten König. Jetzt trat eine neue Wendung der Dinge ein. Das Heer rückte gegen London vor und verlangte von dem bereits eingeschüchterten Parlamente die Bestrafung seiner Feinde. Vergeblich wollte ein Theil des Parlaments Widerstand leisten und bewaffnete das Volk von London, 60 Parlamentsglieder, an ihrer Spitze die Sprecher Lenthal und Manchester, begaben sich ins Lager und stellten sich unter den Schutz der bewaffneten Macht und am 6. Aug. 1647 zogen C. und Fairfax ohne Widerstand in London ein. Das gedemüthigte Parlament mußte 11 seiner Mitglieder verstoßen und ein christliches Dankfest für die Wiederherstellung der Freiheit anordnen. C., dessen Werk Alles dies war, mißbrauchte seine Macht nicht, er zeigte sich gegen das Parlament gemäßigt und behandelte selbst den König so rücksichtsvoll, wie es bisher noch nicht geschehen war. Auch scheint er wirklich eine aufrichtige Versöhnung mit dem König und die Herstellung des Thrones mit Beschränkungen gewünscht zu haben, weshalb er auch anfing die Independenten kälter zu behandeln. Aber Karl I. verdarb seine eigne Sache durch Treulosigkeit und Unklugheit. Er beschloß insgeheim das Verderben der Revolutionshäupter, besonders C.'s, drohte dem Parlamente mit dem Heere und diesem mit jenem, unterhandelte heimlich mit den Schotten und benahm sich übermüthig. Mit Unmuth bemerkte das Heer die Entfremdung seines Leiters und Ireton, C.'s Schwiegersohn, ein angesehener Offizier, suchte lange vergeblich C. die Treulosigkeit des Königs zu enthüllen. Erst als die Briefe des Königs aufgefangen wurden, worin er unter Anderm äußerte, C. sei ein Schurke, der statt des versprochenen Hosenbandordens einen hänfenen Strick erhalten solle, gab C. den König auf und wandte sich wieder seiner Partei zu. Während Karl aus dem Lager entfloh, aber in die Hände Hammonds, des Gouverneurs der Insel Wight und eifrigen Anhängers C.'s, fiel, brachte dieser im Parlamente (Jan. 1648) unter bedeutendem Widerspruche die Vote of non-addresses zu Stande, nach welcher alle Unterhandlungen mit dem treulosen Könige gesetzlich untersagt wurden. Wohl widerriefen die Presbyterianer diese Bill, nachdem C. gegen die aufrührerischen Schotten von Neuem zu Felde zog; da aber der König seine Freunde nicht aufopfern wollte, war die neuangeknüpfte Unterhandlung noch nicht zu Ende gediehen, als C. siegreich wieder nach London zurückkehrte. Er hatte mit 8000 Mann die dreimal stärkere Armee der Schotten in drei Gefechten aufgerieben, die Royalisten aus Wales verjagt und betrieb jetzt in London eifrig die Restitution jener Bill, die Anklage des Königs und ein neues Parlament. Als das alte Parlament sich dessen weigerte, ließ C. durch den Obrist Pride am Morgen die Thüren des Sitzungssaales besetzen, und nur denjenigen Gliedern den Eingang gestatten, welche als entschiedene Independenten bekannt waren, alle Presbyterianer wurden zurückgewiesen und 40 derselben verhaftet. Durch diesen rohen Gewaltstreich, den man Colonel Pride's purge nannte, wurden die Independenten die alleinigen Machthaber des Staats. Hierauf folgte die Anklage, der Proceß des Königs und endlich am 30. Jan. 1649 dessen Hinrichtung.

Die republikanische Verfassung wurde nun ausgesprochen, und nach C.'s Einflusse und

Willen vollendet. Das Parlament, in das jetzt die früher ausgestoßenen Mitglieder wieder eintraten, erhielt die unumschränkte, gesetzgebende Gewalt, das Oberhaus wurde aufgehoben, aber ein Vollziehungsrath von 38 Mitgliedern eingesetzt. Doch damit waren neue Umwälzungen noch nicht unmöglich gemacht; im Gegentheil, sie mußten um so häufiger emportauchen, da das Heer und unzählige religiöse, jetzt frei gewordene Sekten jede Einheit der Maßregeln hinderten. Und das Alles hatte wahrscheinlich C. schon klug berechnet, und es sollte ihm zu seiner eigenen Erhebung dienen. Da der königliche Statthalter, Marquis von Ormond, Irland gegen die Republik empört hatte, suchte C. mit verstellter Bescheidenheit den Oberbefehl über das Heer zu erlangen, den er bisher, wenigstens scheinbar, hatte theilen müssen. Er rüstete darauf ein Heer von 12000 Mann aus, und schickte 400 Mann voraus, um Dublin, die einzige der Republik gebliebene Stadt zu entsetzen. Dies gelang und die bei der Erstürmung von Drogheda (im Sept. 1649) bewiesene blutige Strenge führte in diesem Lande die Anhänger des Königthums binnen 6 Monaten der Vernichtung zu. Ein zweiter Vertilgungskrieg ward von ihm im Auftrage des Parlaments, und nachdem Fairfax den Oberbefehl abgelehnt hatte, nach Schottland unternommen, wo Karl Stuart, Karl II. (s. d.), anerkannt worden war. C. übergab Ireton die Regierung Irlands, und rückte im Sommer 1650 mit 16000 Mann in Schottland ein; doch vergebens suchte er die Schotten, die sich unter Lesley zwischen Leith und Edinburg verschanzt hatten, zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen. Der sich entspinnende kleine Krieg war seinem Heere so gefährlich, daß er schon im Begriff stand, zur See nach England zurückzukehren, als sich der schottische General durch das Drängen der Geistlichen am 3. Sept. in der Nähe von Dunbar zu einer Schlacht verleiten ließ. „Der Herr hat sie mir in die Hand gegeben!" rief der die Vorrückenden gewahrende C., und schlug sie am 3. Sept. 1650 bei Dunbar aufs Haupt. Von den Presbyterianern, seinen Feinden, befreit, zog C. in Edinburg ein, blieb aber demüthiger und pietistisch frömmelnder, als zuvor. Von einer gefährlichen Krankheit genesen, zog er auf's Neue gegen König Karl, dem es sogar gelungen war, in England einzudringen, und schlug ihn am 3. Sept. 1651 bei Worcester gänzlich. Schon jetzt befand sich Cromwell im Besitze der obersten Gewalt, die wenigstens seinem Einflusse untergeordnet war.

Damals knüpfte er wiederum die unterbrochenen Verhältnisse mit dem Continente an, und schuf die Seemacht seines Vaterlandes durch die berühmte Navigationsacte vom Jahr 1651 (s. d.). Aber mit seinem Einflusse wuchs auch die Eifersucht und der Argwohn des Parlaments gegen den stets siegreichen Feldherrn, und um seine Macht zu beugen, mußte der 1652 mit der niederländischen Republik begonnene, und für die Entfaltung des englischen Seewesens so wichtige Krieg den Vorwand geben. Mehrere Regimenter erhielten den Befehl, in den Dienst der Flotte zu treten. C. bewog mit Leichtigkeit das Heer, sich dieser Maßregel zu widersetzen; statt zu gehorchen, reichte es bei dem Parlamente eine Vorstellung ein, die eine früher zugestandene Auflösung dieses Parlaments im Interesse der Nation verlangte, und als das Parlament sich vollzählig zu machen, und zu bestärken begann, sprengte es C., unterstützt von seinen Freunden, am 20. April 1653 mit 300 Soldaten auseinander. Dann wurde vom Rathe seiner Officiere das Praise=God Barebone's Parlament (nach dem Lederhändler Gottlob Barebone so genannt) von 139 Personen aus den drei Königreichen berufen. Schon nach 5 Monaten übergab diese ganz unfähige Versammlung die höchste Gewalt gänzlich an C., und der Rath der Offiziere erklärte den 12. Dec. 1653 ihn zum Lord=Protector mit einem Rathe von 21 Männern. Jetzt befand sich C. am Ziele, und hatte er sich als Feldherr groß gezeigt, so zeigte er sich noch größer als Regent. Ihm blieb als Protector das Recht des Kriegs und des Friedens. Alle 3 Jahre sollte das Parlament zusammen berufen, und nicht vor 5 Monaten aufgelöst werden. Würden die von ihm, dem Protector, vorgelegten Gesetzentwürfe nicht binnen 20 Tagen bestätigt, so sollten sie als Gesetze ohne seine Zustimmung gelten. Doch vermochte der Protector in der Zwischenzeit mit des geheimen Rathes Zustimmung Gesetze zu erlassen. Ein anderer Protector sollte zwar nach seinem Tode erwählt werden, allein das Heer nicht befehligen. Dies wa-

ren die Grundzüge des Regierungsinstruments (Constitution), welches C. alsbald nach Antritt seiner Würde zugleich mit dem General Lambert entwarf. Auf seinen Befehl mußte General Monk Schottland mit der größten Strenge unterwerfen; noch größere Strenge übte C. gegen Irland, wo er die Besiegten in die Grafschaft Connaught auf einen unfruchtbaren Landstrich verwies. Doch wurden beide Länder von ihm durch eine gerechtere Verwaltung beglückt. Ueberhaupt that er Vieles für die Staatsverwaltung Englands. Rechtlichkeit und Sparsamkeit in Bezug auf die Verwaltung des Staatseinkommens, pünktliche Bezahlung der Armee, Anstellung rechtlicher Männer, welcher politischen Meinung sie auch angehören mochten, in den Richterämtern, Toleranz in Religionssachen, Alles dieses war des Protectors angelegentlichste Sorge. Und wie kraftvoll kündigten sich unter seinen Auspicien die äußern Verhältnisse Englands an! Mit Portugal wurde ein günstiger Friede geschlossen, und Frankreich und Spanien buhlten um des Protectors Freundschaft, das Letztere verlor in dem unglücklich geführten Kriege (1655—1658) Jamaika und Dünkirchen an England. Ueberhaupt hob sich unter C. Englands Seemacht durch Blake u. A., und sie wetteiferte glücklich mit Holland, wovon der Friede mit diesem vom 15. April 1654 u. a. Zeugniß ablegte. Der Colonialhandel ward durch die Schifffahrtsacte belebt, und durch die Verbindung des Protectors mit Mazarin gehoben. Trotz dem war C.'s Lage im Vaterlande nichts weniger als glücklich zu nennen. Liebte ihn auch das Volk, so haßte ihn doch der Adel, und fürchtete ihn der Priesterstand. Beständig hatte er mit den Parteien, sowohl der Fanatiker, als mit den Royalisten zu kämpfen, gegen welche Letztern er mit manchen strengen Maßregeln auftrat. Genöthigt sah er sich, das ihm widerstrebende Parlament nach den ersten 5 Monaten wieder aufzuheben. Fügsamer zeigte sich das neue Parlament, das ihm sogar den Königstitel antrug, den aber C. aus Klugheit ablehnte, besonders, da die meisten Offiziere dawider waren. Dafür gab ihm (1657) das Parlament den Titel „Hoheit", und gestattete ihm die Wahl seines Nachfolgers. Doch alle Beweise von Ehrfurcht, die C. auf der höchsten Stufe seines Glücks empfing, vermochten nicht, seinen verständigen Blick zu trüben, und seine Sorge zu mindern. Ihn umschwebte das Bewußtsein vergossenen Königsblutes, und der Gedanke, unerlaubte Mittel zur Erlangung des Standpunctes gewählt zu haben, den freilich in jenem Zeitalter einzunehmen, Niemand würdiger als er war. So führte sein unglückliches Verhältniß als Usurpator ihn in den letzten Lebensjahren zum Despotismus, zum Argwohne und zur Strenge. Das Parlament wurde ihm verhaßt, und keins wurde von ihm berufen. Seine Frömmler verwünschten jetzt seine Tyrannei, und stifteten Verschwörungen gegen ihn an, die ihn beständig auf seiner Hut zu sein nöthigten. Immer umgab ihn eine Wache und seinen Leib ein Panzerhemd. Zwei Nächte in einem und demselben Zimmer zuzubringen, hielt er nicht für räthlich. Auf seinem Sterbelager, umgeben von Schwärmern, und erregt von starken geistigen Mitteln, befiel ihn eine Art von Wahnsinn, der ihn fest an seine Wiederherstellung, die ihm Gott versprochen, glauben ließ. Im 59. Jahre seines Alters starb C. am 3. Sept. 1658, und fand seine Ruhestätte in der Westminsterabtei. Viele europäische Höfe trauerten um ihn. Steht auch des Mannes Riesenbild nicht rein vor dem Richterstuhle der Moral, vermögen auch seine Großthaten im öffentlichen Leben, wie seine Tugenden als Privatmann, die Ungerechtigkeit und die Verbrechen, worauf er mit eigennütziger und kluger Berechnung seine Größe bauete, nicht zu rechtfertigen, so wird doch die Geschichte seines Vaterlandes die Segnungen, welche er demselben bis in die spätesten Zeiten durch seine Größe als Feldherr und Regent bereitete, nimmer verschweigen. Nur ein Stuart, wie Karl II., konnte seinen Leichnam (1661) ausgraben, hängen, und unter den Galgen begraben lassen. Mag man auch zur Rechtfertigung dieses Schritts C.'s eigene Worte anführen, die er einst zu seiner edlen tadellosen Gemahlin sprach: „Nie kann mir Karl Stuart den Tod seines Vaters vergeben, und könnte er es, so ist er der Krone nicht werth" Das sprach er von der Rache gegen den Lebenden, nicht gegen den Todten. — C. hinterließ 2 Söhne. Der tapfere und milde H e i n r i c h starb in England als Privatmann, nachdem er seit 1654 die Statthalterschaft in Irland trefflich und von der Liebe des Volkes beglückt, geführt, und dann an

das Heer zurückgegeben hatte. — Richard C. ward Nachfolger des Vaters; doch erhoben sich unter Anführung Fleetwood's die Kriegsmänner, die Oliver emporgehoben, wider den Sohn, und erzwangen von ihm die Auflösung des Parlaments, worauf Richard am 22. April 1659 die Protectorwürde niederlegte. Eingezogen lebte er, bis ihn Karl II. auf das feste Land trieb, von wo er 1680 nach England zurückkehrte, und zu Chesnut in der Grafschaft Hertford, unter dem Namen Clark ruhig und glücklich lebte. Er starb, 86 Jahre alt, im Jahre 1712. — Außer den vielen Beiträgen in den engl. Geschichtswerken eines Clarendon, Hume, Whitelocke, Banks u. A. vgl. man vorzüglich Villemain's „Histoire de Cromwell“ (Par. 1819, 2 Bde.), ferner die Sammlungen der Briefe und Staatsschriften C.'s, welche Th. Lander 1736, Nikols 1743 und Th. Carlisle 1845 herausgegeben, welcher Letztere besonders C.'s Charakter von den gewöhnlich ihm zur Last gelegten Anschuldigungen rein zu waschen bemüht gewesen ist, so wie die „Memoirs of the Protector Oliver C. and of his sons, Richard and Henry“, herausgegeben von einem Nachkommen C.'s, Oliver C. (Lond. 1820, 8.).

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, zu Ansbach 1731 geboren. Frühzeitig in das Studium der Classiker eingeweiht, bezog er 1749 die Universität Halle und im folgenden Jahre Leipzig, wo er in die freundschaftlichste Verbindung mit Rabener, Weiße, Kästner, Moritz von Brühl, vor allen aber mit Gellert trat, der seinen Geschmack auszubilden, eifrig bemüht war. Dagegen ward er ein Gegner des bekannten Gottsched, dessen Krönung Schönaich's (s. d.) er mit Satyre verfolgte. In Leipzig wurde die Koch'sche Schauspielergesellschaft Veranlassung zu seiner Neigung für das Theater, der er, wenn schon seine ersten dramatischen Dichtungen unvollkommene Versuche waren, selbst dann treu blieb, als er markgräfl. ansbachischer Hof-, Regierungs- und Justizrath ward, und ihn, nachdem er eine Reise durch Italien und Frankreich vollendet, die öffentlichen Geschäfte bedeutend in Anspruch nahmen. Doch schon im 26. Jahre seines Alters (1758) rafften ihn die Blattern dahin, und es ward ihm nicht vergönnt, noch die Nachricht zu erhalten, daß sein Trauerspiel „Kodrus“ den Preis empfangen habe, den 1757 Nikolai für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte. Noch zeichnet sich sein 1658 geschriebenes Gedicht „Einsamkeiten“ in 6 Gesängen aus. Uz ließ seine Werke in 2 Bdn. (1771 Leipzig und Ansbach) drucken. Ein besonderes Verdienst erwarb sich C. dadurch, daß er zuerst unter den Deutschen auf die reichen Schätze der spanischen Literatur aufmerksam machte.

Croup, die häutige Bräune oder Hautbräune, heißt eine katharralische Luftröhrenentzündung, welche die Kinder bis in das 12. Jahr, besonders bei feuchter und kalter Witterung, bei wehendem Nordost-, nach vorausgegangenem West- und Südwestwind, in niedrig liegenden, feuchten Gegenden, an Seeküsten, Flüssen 2c. befällt. Sie beginnt gemeiniglich mit leichtem Fieber, Schnupfen, Husten, etwas Heiserkeit und immer wachsender Aengstlichkeit des Kranken beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken selbst verhindert würde. Bei gelinderen Anfällen nach 8 Tagen, bei heftigeren schon in den ersten 3 Tagen entwickelt sich die Krankheit in ihrer ganzen Gefährlichkeit, und führt gewöhnlich am 3. oder 4. Tage, zuweilen aber auch erst am 5. oder 7. Tage den Tod herbei. Ihren Sitz hat die Krankheit im Luftröhrenkopfe und in der Luftröhre, und besteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieser Theile, wobei sich schnell vom Ueberflusse der im hohen Grade gerinnbaren lymphatischen Flüssigkeit des Bluts, ein Ausschwitzen von Schleim in der Luftröhre einstellt, wodurch diese angefüllt, und häufig mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche sich bis in die Vertheilung der Luftröhrenäste fortsetzt. Die Anhäufung des Schleims in der Luftröhre verhindert den Zutritt der athmosphärischen Luft in das Innere der Lungen, und dadurch die belebende Verbindung des Bluts mit Sauerstoff; woher auch die schnell zunehmende Schwäche und der baldige Tod des Kranken durch Ersticken. Wenn nicht schon in den ersten 24 bis 36 Stunden richtige und kräftige Hülfe angewendet wird, kann das erkrankte Kind selten gerettet werden. Uebrigens stimmen alle Beobachter darin überein, daß Knaben weit häufiger von dem C. befallen werden, als Mädchen, was wohl in der mit dem Geschlechte zusammenhängenden verschiedenen Entwickelung der

Luftwege seinen Grund haben mag. Auch scheint es unzweifelhaft, daß in manchen Familien eine erbliche Anlage zu dem C. bestehen mag, Aufmerksamkeit auf den Zustand des Kindes ist um so nöthiger, da die Krankheit nicht selten nach ihrem ersten Eintreten eine Pause macht, in welcher die Gefahr verschwunden zu sein scheint. Die Krankheit ist zwar nicht neu, aber erst in neuern Zeiten genauer untersucht, und von andern Krankheiten deutlicher unterschieden worden, namentlich von Chisi in Cremona 1749, von Rosenstein und andern schwedischen Aerzten 1760; auch der schottische Arzt Home beschrieb ihre Natur und ihr Wesen 1765, ausführlicher aber Michaelis 1778. Erst Lentin in seinen „Beiträgen zur Arzneikunde" (1789) und in Hufeland's „Journal der praktischen Heilkunde" gab zuerst mit Sicherheit eine richtige Behandlung der Krankheit an; ihm folgten die Aerzte Hellwag und Voß in Eutin. Wichmann erwarb sich 1794 das Verdienst einer genauern diagnostischen Unterscheidung der häutigen Bräune von andern Krankheiten, namentlich von der ihr sehr ähnlichen Millarschen Engbrüstigkeit. Der durch diese Krankheit herbeigeführte Tod des Prinzen von Holland veranlaßte Napoleon 1807, einen Preis von 12,000 Fr. für die beste Abhandlung über den C. auszusetzen. Es erschienen 83 Abhandlungen; der Preis aber wurde nach dem Urtheil der 1811 zur Untersuchung niedergesetzten Commission in Paris unter die Verfasser der beiden vorzüglichsten derselben Jurine in Genf und Albers in Bremen vertheilt. Vgl. „Von der häutigen Bräune, Bericht an den Minister des Innern über die eingegangenen Preisschriften", (aus dem Französischen, Wien 1813).

Crownglas, eine Glasart, die man in England gewöhnlich zu Fensterscheiben braucht, und die sich durch einen bedeutenden Zusatz von Bleioxyd vom Flintglas (s. d.) unterscheidet. Seit Dollond (s. d.) werden beide Glasarten zur Fertigung astronomischer Doppelobjective benutzt. (S. Glas und Fernröhre.)

Croy, eine berühmte fürstliche Familie, die nach einer Sage von einem Enkel des Königs Bela II., gestorben 1141, der sich mit Katharina, der Erbin von Airaines und Croy in Frankreich, vermählte, abstammen soll. In Rücksicht auf diese angebliche Abstammung wurde Karl, Graf zu Croy, vom Kaiser Maximilian I. in der Würde eines Reichsfürsten bestätigt. Durch den Reichsdeputationshauptreceß erhielt der Herzog für seine auf dem linken Rheinufer verlorenen mittelbaren Güter das ehemalige Münster'sche Amt Dülmen, im Umfang von 6 □M., mit 12,000 E., und ward durch die Wiener Congreßacte wegen dieser Besitzung als Standesherr der Krone Preußen unterworfen. Das Haus zerfällt in 2 Linien, die beide den Herzogstitel führen, der aber nicht deutschen Ursprungs ist. Die erste Linie Croy-Dülmen besitzt ein vormals reichsunmittelbares Land und außerdem mehrere Herrschaften in den Niederlanden, die zusammen einen Ertrag von 160,000 Fl. abwerfen; sie residirt zu Dülmen und im Sommer auf dem Schlosse l'Eremitage bei Condé. Standesherr ist Herzog Alfred, Grand von Spanien erster Klasse, geboren 1789. Die zweite Linie Croy-Havre, die das Herzogthum Havre und andere Güter in den Niederlanden und Frankreich mit etwa gleichen Einkünften als die andern Linien besaß, starb mit dem Herzog Joseph, geboren 1744, am 12. Novbr. 1839 in der männlichen Linie aus. Das Herzogthum erbte der dritte Sohn des niederländischen Majors, Prinzen Ferdinand, eines Bruders des Herzogs Alfred, der Prinz Max von Croy-Dülmen, geboren 1811.

Crozat, Joseph Antoine, Baron de Thiers, zu Toulouse 1696 geboren, anfangs Parlamentsrath daselbst, dann königl. Vorleser. Sein beträchtliches Vermögen erlaubte ihm, in vollem Maße seine Neigung als Kunstfreund und als Kunstsammler zu befriedigen, und seine Sammlungen von Gemälden und Handzeichnungen (von den letztern allein 19,000 St.) waren fast die beträchtlichsten in Europa. Nach seinem Tode (1740) erhielt sie durch Vermächtniß C.'s Bruder, der Marquis du Châtel. Nicht weniger zeichnete sich seine Sammlung von geschnittenen Steinen, Antiken, Skulpturen u. s. w. aus, welche 1742 in den Besitz des Herzogs von Orleans, und dann nach Petersburg kam. Die besten Nachrichten über diese vorzüglichen Sammlungen, die allen Künstlern zur Be-

nutzung offen standen, lieferte Mariette in seiner; „Description sommaire des collections de M. Crozat etc." (Par. 1741).

Cruciger oder **Creuziger**, Kaspar, ein protestantischer Theolog des 16. Jahrh., dessen Vorfahren in dem Hussitenkrieg aus Mähren nach Sachsen gewandert waren, wurde 1504 in Leipzig geboren, studirte in Wittenberg, und erhielt schon 1524 durch die Verwendung Luthers, mit dem er befreundet war, das Rectorat an der Stadtschule zu Magdeburg. Im J. 1528 wurde er als Professor der Theologie und Schloßprediger nach Wittenberg zurückberufen, unterstützte daselbst Luther besonders bei der Bibelübersetzung, nahm an den verschiedenen Religionsgesprächen zu Marburg, Wittenberg und Schmalkalden Theil, führte in Leipzig die Reformation ein, und starb zu Wittenberg am 15. Novbr. 1548. — Sein Sohn, Kaspar C., geboren 1525, wurde ebenfalls Professor der Theologie zu Wittenberg, später als Kryptocalvinist verhaftet, und nach seiner Freilassung aus Sachsen verwiesen, ging dann nach Kassel, und starb daselbst als Prediger 1597. — Georg C., des Vorigen Sohn, wurde 1573 geboren, war Lehrer des Prinzen Moritz von Hessen, trat 1604 zur reformirten Confession über, und erhielt später eine Professur der Theologie zu Marburg. Als hessischer Deputirter wohnte er 1618 der Synode zu Dortrecht bei, und stimmte hier gegen die Verdammung der Arminianer. Er starb 1737.

Cruikshank, Georg, englischer Carricaturenzeichner, der Hogarth unsrer Zeit, der mit dem bekannten Zeichner der politischen Carricaturen, mit dem anonymen H. B. wetteifert. Er ist 1780 zu London geboren, und erhielt von seinem Vater, einem Kupferstecher und Carricaturenmaler, den ersten Unterricht, aber das methodische Verfahren des Lernens und Lehrens sagte seiner jugendlichen Unstätigkeit, seinem herumflatternden Sinne wenig zu. Es ging ihm hierin, wie seinem Geistes- und Kunstverwandten, dem berühmten Carricaturenzeichner James Gillray, mit dem er auch in der spätern Zeit bei der Gräfin Blessington in Gorehouse zu Kensington oft zusammentraf, und mit diesem, in Gemeinschaft mit der genannten Gräfin, mit dem Grafen d'Orsay und dem anonymen H. B. manches Meisterstück der Carricaturen entworfen haben mag. Nur kurze Zeit vermochte C. bei dem Abzeichnen von Gypsfiguren und anatomischen Präparaten in der Akademie, zu der ihm der damalige Präsident derselben, Johann Heinrich Füßly (in England Fusely genannt) den Zutritt gestattet hatte, auszuhalten; seine Neigung trieb ihn zu ganz andern Beschäftigungen. Das Seefahrerleben, dem er sich widmen sollte, gab er auf, und ging wie Gillray zum Schauspielerleben über. Sein Anfang in komischen Rollen auf Kindertheatern war ermuthigend und über Erwartung glücklich, doch auch das herumziehende Comödiantenleben mißfiel ihm, wie es dem Gillray mißfallen hatte, und so widmete er sich wie Gillray der Kunst, und machte sich wie dieser bald als Carricaturist berühmt. Er ist recht eigentlich ein Repräsentant des englischen Witzes, eines Witzes, von dem wir Deutschen bei dem Mangel des Volkslebens, wie es sich in England so eigenthümlich und so scharf ausgebildet hat, keinen Begriff haben, so wenig wie der Deutsche sich vorstellen kann, welche Macht, welcher Einfluß einer gut gelungenen Carricatur inwohnt. Stoff zu Carricaturen bietet auch Deutschland, Frankreich und jedes europäische Volk, aber keine Regierung gestattet der Carricatur so viel Spielraum, als England; dort wird die Geschichte der politischen, literarischen und religiösen Gegenwart in Carricaturen, in Spottgemälden, in ästhetischen Zerrbildern, in humoristischen Umrissen, die im Augenblick mit den Ackermann'schen Bleistifte auf das Papier geworfen, und vom Volke auch sogleich verstanden werden. Dies ist der Grund, warum England so reich an unübertrefflichen Hogarth's ist, welche die Kunst verstehen, in der Beobachtung der nackten Wirklichkeit immer ein Menschheitsbild zu finden, und die Individualität stets in den generellen Begriff auf höchst humoristische und witzigkomische Weise einzukleiden. C. hat eine reiche Fülle von Phantasie; er ist überall originell, er verbindet mit der Natur den Witz, mit der Wahrheit den Humor, und versteht die menschliche Gestalt in ihrer carrikirten Seite auf das Treffendste hervorzuheben. Man hat nicht Unrecht, wenn man ihn mit dem Romandichter Charles Dickens (s. d.) vergleicht; das Talent Beider ist gleich, Beide sind Humoristen, und haben die Art des Witzes,

der mit tausend Nadelstichen den Feind zu Tode kitzelt, und Beide werden von Feinden und Freunden gleich geliebt, aber Dickens arbeitet mit dem Gänsekiel, C. mit dem Pinsel, jener mit Tinte, dieser mit Tinten. C. hat sich ohne Maß und Scheu in allen Gattungen der Carricatur versucht, und dieselbe sogar bis zum Wortspiel herabgewürdigt. Der Werth seiner Studien zur Erläuterung der Schädellehre besteht gerade in der frivolen Ueberrumpelung und in der Leichtigkeit des Witzes. Um nur einige Beispiele anzuführen, welche Darstellungen C. adoptirt, um seine Ideen auszudrücken, so wählt er zum Vertreter der Idealität einen Spießbürger, der mit zum Himmel strebenden Haaren im Bette liegt, und seine Beinkleider und seinen Schlafrock betrachtet, welche über die Lehne des Stuhls hängend, und von den Strahlen des Mondes beschienen, wüsten Schreckbildern ähnlich sehen. Das Organ der Zerstörung versinnlicht C. durch einen Stier, welcher in den Laden eines Porcellanhändlers einbricht, und hier eine allgemeine Zerstörung der Tassen, Krystallgläser und Pokale zu Stande bringt. Das Organ der Verehrung wird durch einen Alderman repräsentirt, der mit stattlichem Wanst sinnend vor einem Schlächterladen verweilt, und eine Schöpsenkeule mit starker Verwunderung anstaunt u. s. w. Von C.'s Werken, die alle aufzuzählen, für uns unmöglich ist, erwähnen wir „Scarpes and sketches", „Twelve sketches illustrative of Sir W. Scotts Demonology and Witchcraft" (Lond. 1832), „The Sunday" (1833), „Points of humor", „Squibs or satrical sketches", „The life in Paris", „Mornings at Bow Street", „Tom Thumb", „Johanny Gilpin", „Tim Bobbin", „Greenwich hospital", und mit seinem Bruder James Robert C., einem Zeichner und Miniaturmaler in London „The life in London is death".

Crusado, (Kreuzthaler), eine portugies. Münze, galt ehedem 400 Rees, und wurde 1655 auf 500 erhöht. Die Crusados nuovos, welche jetzt im Umlaufe sind, gelten 480, 240, 120 und auch 60 Rees, den Rees zu einem halben guten Groschen gerechnet. Sie wurden seit 1750 nicht wieder erneuert.

Crusca, Academia della, s. Akademie.

Crusell, Henrik Bernhard, Direktor des Musikcorps der beiden schwedischen Leibgrenadierregimenter, Componist und ausgezeichneter Künstler im Clarinettenspiel, zu Nystad in Finnland, am 15. Oct. 1775 geboren, lernte ohne Unterricht und ohne Noten zu kennen, die Clarinette nach dem bloßen Gehör blasen, und zwar so vortrefflich, daß ihm ein schwedischer Offizier Unterricht ertheilen ließ, und ihm bald darauf ein Unterkommen bei dem Musikcorps eines Regiments verschaffte. C. nahm die Anerbietungen willig an, weil er sehr arm war, und die drückende Lage seiner Familie ihn gezwungen hätte, seiner musikalischen Neigung zu entsagen. Seine Meisterschaft auf seinem Instrument stellte sich bald so sehr heraus, daß er in Stockholm, wohin er 1791 seinem Gönner gefolgt war, 1793 als Clarinettist bei der Königl. Kapelle angestellt ward. Im Jahre 1797 machte er eine Reise nach Deutschland, und hielt sich besonders in Berlin auf, um unter Leitung des berühmten Tausch sich in seiner Kunst auszubilden, sowie er 1803, nachdem ihm zwei Jahre früher die musicalische Akademie zu Stockholm als Mitglied aufgenommen hatte, längere Zeit in Paris im Umgange mit Berton und Gossec verlebte. Später unternahm er mehrere Kunstreisen, und überall erntete er Beifall. Director wurde er 1818. Seine Compositionen sind nicht zahlreich, aber gut gearbeitet: Clarinettenconcerte, Quartetten, „Den Lilla Slafvinnan", die Musik zu Tegnér's „Frithiofs Sage", „Flyttfoglarne" und „Fogelleken", mehrere Uebersetzungen ausländischer und für die schwedische Bühne von ihm eingerichteter und zwei Hefte auch von Panny benutzter Lieder, die den schwedischen Volkston so richtig getroffen haben, daß sie von allen Classen in Schweden gesungen werden. C. starb im Juli 1838 in Stockholm.

Crusenstolpe, Magnus Jakob, schwedischer Journalist von zweifelhaftem Rufe, ist zu Jönköping am 11. März 1795 geboren, studirte in Lund die Rechte, wurde 1821 Vicelandessecretär zu Mariastad, und 1825 ordentlicher Assessor im Hofgericht zu Stockholm. Seine literarische Laufbahn eröffnete er 1821 mit einigen Novellen, die aber eben so schnell vergessen wurden, als mehrere seiner Schriften über staatswirthschaftliche und

staatsrechtliche Angelegenheiten. Nur dann erst machte er Aufsehen, als er in dem Werke „Politisk Asigter" 1828 entschieden politische Gesinnung darlegte. Diese Schrift bildet einen Abschnitt in dem Leben C.'s, denn in derselben pflanzte er das Banner des Aristokratismus auf, indem er mit der ganzen Gewalt der Sprache, die ihm zu Gebote stand, jene Zeit pries, in welcher von 1720 bis 1771 der Adel die Herrschaft an sich gerissen, die königliche Würde zum Werkzeug der Aristokratie erniedrigt, und den Staat zum Wahlreich umgeschaffen, aber zugleich auch an den Rand des Verderbens gerissen hatte. Ist es gleich ausgemacht, daß diese Periode als der furchtbare Rückschlag von der Autokratie Karl's XII. allein die Schuld von der nachmaligen Schwäche Schwedens trägt, so hat doch C. kein Bedenken getragen, sie als eine solche darzustellen, die allein fähig gewesen wäre, Schweden von der Ohnmacht zu befreien, in die es durch Karl XII. geworfen worden sei. Diese Ansicht, umkleidet von dem Zauber hinreißender Beredtsamkeit, und eingehüllt in das verführerische Gewand scheinbar tiefer Geschichtsforschung und blendender Einsicht in das Staatsleben, sagte sowohl der Aristokratie zu, welche die Erinnerung für die alte Zeit noch nicht verloren hat, als sie auch in den höhern Kreisen, denen die gegenwärtige Constitution beschwerlich sein mag, kein Mißfallen erregte. Zwar redigirte er mit Hjerta während des Reichstags von 1828 eine Reichstagszeitung im Sinne der Opposition, doch geschah auch dies von seiner Seite zu Gunsten des Aristokratismus, während Hjerta mehr zur Democratie hinneigte; Beide zusammen arbeiteten im Ganzen zum Sturze der Regierung. Inzwischen nach Beendigung des langen Reichstages trennten sich beide Herausgeber, Hjerta stiftete das noch bestehende ultra-demokratische „Aftonblad" und C. das „Vaterland", worin er seine aristokratische Opposition in anderer Weise fortsetzte. Dadurch, daß er Horn und den Grafen Erich von Brahe als Märtyrer des Königthums dargestellt hatte, gewann er die Gunst des Grafen Magnus von Brahe (s. d.). C. gab im Interesse Brahe's und der Camarilla, welche dieser leitete, die Zeitung heraus, und hatte so viel Glück, daß ihm der Zutritt zum Hofe und selbst zur Person des Königs täglich offen stand. Die Zeitung verlor aber, da die Politik derselben durchaus unpopulär und antinational war, das Vertrauen des Publikums, und da sich C. bald in den Verheißungen getäuscht fand, welche ihm in Betreff der Kosten für die Herausgabe der Zeitung und für sein eigenes Honorar gegeben waren, so daß er zuletzt wegen dieser Kosten von seinen eigenen Gläubigern in das Schuldgefängniß gebracht wurde, so brach er mit der Partei, von der er sich hatte auf ihre Seite ziehen lassen. C. änderte nun Farbe und Taktik, mit einem Male wurde er heftiger Vertheidiger demokratischer Prinzipien. Dabei kam ihm vorzüglich der Umstand zu Statten, daß er als ausgezeichneter Kopf und deshalb als sehr nützliches Werkzeug früher in viele Geheimnisse und Intriguen am Hofe als Vertrauter und Rathgeber eingeweiht worden, und daß ihm daher eine Kenntniß zu Gebote stand, die seinen literarischen Angriffen den Schein der Glaubwürdigkeit und zugleich Schärfe verlieh. Ein Jahr nachdem ihn der Hof hatte fallen lassen, und als das „Vaterland" eingegangen war, gab er die erste Schrift „Skildringar ur det Inre af Dagens Historia" (1834) heraus, worin er, ohne jedoch seinen alten aristokratischen Standpunct ganz zu verlassen, die Männer der Regierung mit furchtbarer Geißel verfolgt. In demselben Jahre sah er sich veranlaßt, seine Entlassung aus dem Hofgericht zu nehmen. Er blieb nun als Literat in Stockholm, nicht eben sehr haushälterisch lebend. Sein Vermögen hat er zwar noch nicht verbracht, denn sein Vater, der Vicepräsident des Götha-Hofgerichts, hielt ihn etwas karg, aber von seinem eigenen Erwerb pflegt C. nichts zu sparen. Er ist ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er 1837 ein Gut, das er in der Lotterie gewonnen hatte, binnen wenigen Monaten durchbrachte. Seine zwei nächsten Schriften „Portefeuille" (Stockh. 1837) und „Historisk Tafla af Gustav VI. Adolfs Första Lefnadsår" haben ein untergeordnetes Interesse, und machten weniger Aufsehen als das letzte für ihn höchst folgenreiche Werk „Ställningar och Förhållanden" (2 Hefte, Stockh. 1837—1838), worin er uns ein buntes Allerlei des Tages vorführt, aber immer in seiner höchst pikanten Weise. Die in dieser Schrift vorkommende sarkastische Aeußerung, die Regierung habe durch eine am Sonntage vorgenom-

mene militärische Ernennung ein Sabbathsverbrechen begangen, wurde die Veranlassung, daß C., als Majestätsverbrecher angeklagt, vor eine Jury gestellt wurde. Der Justizkanzler Nermann ließ zugleich wegen mehrerer persönlichen Ehrenkränkungen eine Criminalklage gegen C. einleiten. Die Jury unter dem Präsidium des jetzt zum Freiherrn ernannten Berzelius sprach das Schuldig aus, und C. wurde von dem Svea-Hofgericht, vor das er als Adliger gehört, zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt. Dieses Urtheil gab das Signal zum Ausbruche eines heftigen Tumultes in Stockholm, nichts desto weniger wurde C. am 20. Juli 1838 nach der Festung Warholm transportirt. Der Tumult kehrte auch nach Entfernung C.'s mehrmals wieder, ein Beweis, daß C. nur das ausgesprochen hatte, wozu sich eine ganze Partei im Volke bekennt, selbst hochgestellte Beamte scheinen der Bewegung nicht ganz fremd gewesen zu sein. Schon am 23. Juli 1838 belangte der Ständе-Justizbeamte die Abtheilung vom Svea-Hofgerichte, welche C. verurtheilte, vor dem höchsten Gerichte Schwedens. Die Haft war ziemlich gelind; denn C. konnte sogar die Fortsetzung der Schrift erscheinen lassen, die seine Verurtheilung nach sich gezogen hatte. Seit seiner Rückkehr von der Festung lebte er ziemlich unbemerkt, und selbst seine spätern historisch-romantischen Darstellungen „Marian" und „Der Moor", von denen der erste Roman die Geschichte Schwedens seit der Thronbesteigung Adolf Friedrichs, der zweite die Regierungszeit Gustav's III., theilweise die Thatsachen entstellend, aber in glänzender Sprache schildert, haben kein besonderes Aufsehen gemacht.

Crusius, Christian August, geb. 1712 zu Leuna bei Merseburg, Philosoph und Theolog. Er studirte zu Leipzig, wurde hier erster Professor der Theologie und Senior der theolog. Facultät, und starb den 18. Oct. 1775. Scharfsinnig suchte er als Gegner der damals allgemein verbreiteten wolfischen Philosophie ein neues System der Philosophie aufzustellen, welches zugleich mit der Theologie harmoniren sollte, vertiefte sich aber dabei nicht selten in mystische Schwärmereien, welche ihm viele Feinde zuzogen. Seine wichtigsten unter seinen sehr zahlreichen Schriften sind: „Logik, oder Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß" (Leipz. 1747 u. öfter); „Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten" (ebend. 1745, 3. Aufl. und öfter) und seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig zu denken" (Leipz. 1744).

Csaplovics, Johann von Jeszenova, geb. den 21. Sept. 1780 zu Felsö-Pribell, im großhonther Comitat, vollendete seine Studien 1797, wurde 1799 Comitatskanzellist, und 1808 Assessor des zölyer Comitat's. In seinem 20. Jahre lernte er die deutsche Sprache, ging 1808 nach Wien, um die Geschäftsführung bei den Hofstellen kennen zu lernen, floh dann in Folge der Kriegsereignisse 1809, und begab sich nach Pakracz in Slavonien, wo er 1812 als Consistorialfiscal und bischöfl. Sekretär angestellt wurde, und die serbische Sprache lernte. 1813 bekam er eine Secretärstelle beim Grafen Franz von Schönborn, und erhielt später die Oberaufsicht über zwei Majoratsherrschaften desselben in Ungarn. Er schrieb: „Die Bienenzucht in Doppelstöcken" (Wien 1814 und 1815), welches Werk in's Lateinische, Ungarische und Slavonische übersetzt wurde; „Topograph.-statistisches Archiv des Königreichs Ungarn" (Preßburg 1821), ferner „Slowenske wersse", eine systematische Physiographie Ungarns (Pesth, 1822) und neuerdings ein „Manuale legum urbarialium a. 1836" (Wien 1837).

Csoma, Alexander, aus Körös, und danach Körösi genannt, von Geburt ein siebenbürgischer Szekler, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung theils zu Hause, theils in Göttingen und verließ 1816 als junger Arzt Siebenbürgen, um eine Reise durch die Wallachei, Bulgarei, Rumelien, Aegypten, Syrien zu machen. Im Jahr 1820 kam er über Bagdad nach Persien, und ging dann tiefer in das Mittelland. 1822 gelangte er zu Fuße nach Ladakh. Hier traf er mit dem Engländer Moorcroft zusammen, durch dessen Verwendung er die Erlaubniß erhielt, in dem jedem Fremden mißtrauisch verschlossenen Hochlande zu verweilen, um die tibetanische Sprache, Literatur und Geschichte zu studiren. Während er Tracht, Sitten und Lebensweise der Eingeborenen annahm, erwarb er sich die Gunst des Lama von Zonkar, in dessen Gebiete er sich mehrere Jahre aufhielt, in einem solchen

Grade, daß dieser ihm bei seinen Forschungen allen möglichen Vorschub leistete. Nachdem C. fünf Jahre in dem rauhen Hochlande zugebracht hatte, ging er über die schnee- und eisbedeckten Gipfel des Himelayagebirges in das freundliche Thal hinab, das der Sedledsch in seinem obern Laufe durchströmt, hielt sich 4 Jahre in dem Kloster Kanum am obern Sedledsch auf, um seine begonnenen Studien zu vollenden, und begab sich im Frühjahr 1831 nach Calcutta, wo er seine Arbeiten über tibetanische Sprache und Literatur, sein „Dictionary tibetan and english" (Calcutta 1834, 4.) und „Grammar of the tibetan language" (Calcutta 1834, 4.) mit Wilson's Beistand herausgab. Auch lieferte er in den „Asiatic researches" (Bd. 20) eine vollständige Uebersicht des Inhalts der gesammten heiligen Bücher der Tibetaner. Nachdem ihm durch Vermittelung der Ostindischen Compagnie die Erlaubniß ausgewirkt worden war, in Lhassa, der Hauptstadt des tibetischen Reichs, seine Studien fortsetzen zu dürfen, verließ er von Neuem Calcutta, erkrankte aber, noch ehe er das anglo-indische Gebiet verlassen hatte, und starb am 11. April 1842.

Csongrad, Czongrad, Gespannschaft im ungarischen Kreise jenseits der Theiß, grenzt westlich an Kumanien und die pesther Gespannschaft, südl. an die katscher G., östl. an die bekescher und chonader G. und nördl. an die selnoker Gespannschaft, und umfaßt 162 Q.M., auf welchen 108,200 M. leben. Die Theiß durchfließt C. und 15 Seen finden sich in demselben. Die Producte sind Korn, Melonen, Tabak und Vieh. — Darin C., ein großer, dem Grafen Karolyi gehörige Marktflecken, am Einflusse des Körös in die Theiß, zählt 13,000 E., die Viehzucht, Fischerei und Weinbau treiben. Das von den Magyaren bei Eroberung des Landes angelegte Schloß, das die Theiß und der Körös umfloß, liegt jetzt in Trümmern.

Cuba, die größte unter den Antillen und die einzige größere Besitzung, welche Spanien von seinen amerikanischen Colonien sich zu erhalten gewußt hat, liegt zwischen dem mexikanischen Meere und dem alten Bahamacanal vom 56° bis 68° westl. L. und 29° 43′ bis 23° 12′ nördl. Br. Ihre größte Ausdehnung beträgt 150 Meilen und die mittlere Breite 15 Meilen. Die ganze Ausdehnung der Küste beträgt über 500 Meilen und ihre äußersten Vorsprünge sind im Westen, das Cap San-Antonio im Südosten das Cap de Cruz und weiter östlich das Cap Maisy. Vom mexikanischen Festlande wird die Insel durch die Straße von Yucatan, von Florida durch die Straße von Florida und von der Insel Haiti durch den Windwardkanal getrennt. Allen diesen 3 Ländern liegt sie gleich nahe und der schöne Hafen Havanna am westlichen Theil der Nordküste ist daher schnell zu einem der ersten Handelsplätze der Erde geworden, da sich hier mehrere große Handelsstraßen vereinigen und es eine natürliche Niederlage für Vera-Cruz und Neuorleans ist. Auch die übrige Küste ist mit trefflichen Hafenplätzen versehen, an vielen Stellen aber durch Klippen, Sandbänke und kleine Inseln schwer zugänglich gemacht. Der Flächeninhalt von C. beträgt 1989 QM. und mit Hinzurechnung der südlich gelegenen Fichteninsel (Pinos) und der übrigen zugehörigen kleineren Inseln 2100, nach Andern 2300 Q.M. Unter den unzähligen Baien der Insel sind die vorzüglichsten die von Xayua und Guantanamo, zu den bedeutenderen benachbarten Inseln gehören die Klippenreihe der Calvados und die Romanoinseln im Norden, und im Süden Pinos und die Cayos de las doce Leguas. Die Insel wird nach ihrer ganzen Länge vom Gebirge durchzogen, die meist aus secundären und tertiären Formationen bestehen, im Westen findet man vorzugsweise Hügelland, aus dem sich einzelne Berge, besonders der Pan de Matanzas (1182 Fuß), der Pan de Guayabon (2340 Fuß), die Tetas de Managua, Mesa de Mariel, zu ziemlich bedeutender Höhe erheben; weiter westlich beginnen die Höhen der Sierra de los Organos und im mittleren Theile nähern sich die höheren Ketten, wie die Sierra Camarioca, die 2000 Fuß hohen Lomas de San Juan ꝛc. mit dürren nackten Gipfeln der Südküste und zeigen an beiden Abdachungen Höhlen, zerklüftete Wände eines dem Jurakalk ähnlichen jüngeren Kalkgebirgs. Oestlich von der Ebene von Principe beginnt mit der der Nordküste parallel laufenden Sierra de Carcamessas das eigentliche Gebirgsland, das seine Culminationspunkte in den Sierren der Südküste zwischen Cap de Cruz und Maisy erreicht. Diese Sierren sind in

der Ordnung von West nach Ost die Sierra de Tarquino (8400 Fuß), die Sierra del Cobre (Kupferberge) und die Sierra de los Cuchillos. Die Bewässerung der Insel ist ziemlich reichhaltig, denn man zählt gegen 148 Küstenflüsse; der schiffbaren Flüsse giebt es aber nur wenige; zu den bedeutendsten der letzteren rechnet man den Rio-Canto, der aus den Kupferbergen kommt und südwestlich das Thal von Bayamo durchströmt, sowie den Sagua-Grande und den Sagua la chica im Norden. Das Klima ist im Allgemeinen heiter, mäßig und gesund, wie es eine gebirgige Insel an den Grenzen der Tropenzone erwarten läßt. Die mittlere Jahrestemperatur wird gewöhnlich zu 22° R., die im heißesten Monat zu 23° und die im kältesten zu 20° R. angenommen. Daher würde die Hitze während der Regenzeit, besonders in den Monaten Juni und Juli, unerträglich sein, wenn nicht mildernde Seewinde dieselbe mäßigten. Im Winter sinkt oft die Wärme sehr tief, das Thermometer nähert sich dem Gefrierpunct und man findet sogar in geringer Entfernung von Havanna Eis. Die Küstengegenden, namentlich im Süden, werden häufig vom gelben Fieber und von Orkanen heimgesucht, doch sind die letzteren hier nicht so verheerend als auf vielen der übrigen Antillen. Der Boden ist zwar zum Theil nicht sehr ergiebig, auf andern Theilen der Insel findet man dagegen eine üppige Vegetation und Zucker, Kaffee, Baumwolle, Taback, Cacao, Indigo, Mais, Reis, Südfrüchte und werthvolle Arzenei- und Nutzhölzer, wie Gelbholz, Mahagony, Cedern ꝛc. werden in großer Menge gewonnen und ausgeführt. Vom Thierreiche sind hier heimisch, der Kaiman, Schildkröten, viele Fischarten und Muscheln; einheimisch gemacht sind die meisten europäischen Hausthiere, von denen bis jetzt nur die Schaafe nicht gut gedeihen. Auch an Mineralien ist die Insel reich, der Alluvialboden führt noch jetzt Gold bei sich, wenn auch weniger als früher; die Ausbeute an Silber ist gering, die an Kupfer aber um so bedeutender besonders im Süden; ferner finden sich Steinkohlen und Nutzsteine verschiedener Art. Mineralquellen finden sich zu San-Diego, Madruga, Guanabacoa ꝛc. Die Bevölkerung der Insel ist ziemlich dicht, wenn auch nur auf einzelne Reviere zusammengedrängt, da ein großer Theil der Insel unbewohnbar ist. Nach den officiellen Nachrichten von 1842 beträgt sie 1,007,624 Seelen von denen 418,291 Weiße, 152,838 freie Farbige und 436,495 Sclaven, die in 12 Städten, 10 Flecken, 108 größeren, 96 kleineren Dörfern und 647,454 Plantagen, Landgütern und sonstigen zerstreut liegenden Landwohnungen vertheilt sind. Im J. 1775 zählte man nur 140,340, im Jahr 1827 aber schon 704,487 Bewohner. Alle Reisende stimmen darin überein, daß der Charakter der Cubaner die seltsamsten Contraste darbiete, indem man die feinsten und geschliffensten Sitten neben Rohheit und Grobheit, Schüchternheit, Biederkeit und ehrhaftes Wesen, neben Dreistigkeit, Verderbtheit und Bosheit, Treuherzigkeit und Uneigennützigkeit, neben Intrigue, Verstellung und Falschheit finde; es scheint als wenn der Mißbrauch und die Mißachtung der Gesetze und die Bestechlichkeit von Seiten der Beamten einen sehr nachtheiligen Einfluß äußere. Das weibliche Geschlecht soll sich besonders durch die bessern der genannten Züge auszeichnen. Die Hauptbeschäftigung der Cubaner ist Viehzucht und Plantagenwirthschaft und Handel mit den daraus gewonnenen Producten; die Industrie ist unerheblich und nur auf das Nothwendigste beschränkt. Im J. 1841 betrug nach amtlichen Quellen der Werth des cubaischen Handels in der Einfuhr 25,081,410, in der Ausfuhr 26,774,615 Piaster. Von der Einfuhr kamen unter spanischer Flagge aus Spanien Waaren für 5,841,325 Piaster, aus fremden Ländern für 6,622,715 Piaster, unter fremder Flagge aus fremden Ländern für 9,317,885 Piaster und in die Depots für 3,299,465 Piaster. Die Einfuhr bestand aus Wein (2,429,875 Piaster), Fleisch (2,180,265), Gewürze (65,085), Früchten (227,575), Korn und Mehl (4,023,615), Fettwaaren (1,437,885), Fische (438,480), Baumwollenwaaren (1,991,040), Wollwaaren (195,275), Leinenzeuge (1,943,880), Seidenzeuge (294,300), gegerbten Fellen (384,685), Holz (1,379,155), Metallen (1,173,995) und andern Artikeln (6,916,300 Piaster). Die Ausfuhr bestand aus Zucker (11,613,300), Kaffee (1,426,025), Honig (821,190), Zuckerbranntwein (226,050), Wachs (307,130), galena de cobre oder Kupfer (4,505,490), Taback (719,360), Cigarren (1,331,120), Holz, Früchte, Häute,

Vieh und andern Artikeln (1,332,590), ausländischen Producten (3,399,190), edlen Metallen (1,092,670 Piaster). Unter spanischer Flagge nach Spanien wurden für 3,454,990, nach fremden Ländern für 2,269,340, unter fremder Flagge nach fremden Ländern für 18,201,590 und aus den Depots für 2,848,695 Piaster ausgeführt. Die in C. eingeführten Waaren bezahlten ein Zoll von 5,943,820 Piaster. Schon aus diesen Zahlen kann man auf einen lebhaften Verkehr schließen, wofür übrigens auch die Zahl der aus- und eingelaufenen Schiffe spricht. Von und nach Spanien gingen 2089, von und nach den Vereinigten Staaten 2794, England 702, Frankreich 116, Belgien 37, den Hansestädten 190, im Ganzen 5937 Schiffe mit einen Tonnengehalt von 947,866 Tonnen. Die besten Häfen der Insel sind Havanna, Matanzas, Santiago de Cuba und der Hafen Casilda von Trinidad. Zwischen diesen Hauptpuncten unterhalten Dampfschiffe eine regelmäßige Verbindung; auch der Verkehr im Innern wird durch gut gehaltene Communicationswege und zum Theil durch Eisenbahnen erleichtert. Die erste Eisenbahn 1835 begonnen und 1838 eröffnet, durchschneidet die 10 Meilen lange Strecke zwischen Havanna und Guines; sie wurde später nach Batabano fortgesetzt und mit mehreren Zweigbahnen verbunden; ferner besteht die Bahn zwischen Cardenas und Bemba, zwischen Nuevitas und Puerto-Principe 2c. Auch in den größeren Geschäftsetablissements ist die Benutzung des Dampfes bereits eingeführt, der namentlich die Ochsen schon seit langer Zeit aus allen Zukkermühlen vertrieben hat. An der Spitze der Colonialregierung steht ein Generalcapitän, der zugleich Gouverneur von Havanna ist. Zum Behuf der Civilverwaltung zerfällt die Insel in die 2 Provinzen Havanna und Cuba; in militärischer Hinsicht in ein westliches, östliches und ein centrales Departement; in Bezug auf die Finanzverwaltung ist sie in die 3 Intendencia's Havanna, Puerto-Principe und Santiago de Cuba, im Betreff der Marine in die 5 Provinzen, Havanna, Trinidad, Remedios, Nuevitas und Cuba und in geistlicher Hinsicht in das Bisthum von Havanna und das Erzbisthum von Cuba eingetheilt. Der öffentliche Unterricht und die Gerechtigkeitspflege sind noch in traurigen Umständen, dort viele Pfaffen und wenig Schulen, hier viel Gesetze von denen eins das Andere aufhebt und kein Gehorsam. Die Finanzverwaltung hob sich besonders in den Jahren 1825 bis 1841 wo ein geborner Cubaner Pinillos an die Spitze derselben kam und durch Freigebung des Handels den Ertrag der Zölle, die Hauptquelle der Einnahme, um das Fünffache vermehrte. Im J. 1841 betrug die Einnahme 11,917,299 Piaster, die Ausgabe 10,112,534 Piaster, so daß 1½ Million Piaster jährlich dem spanischen Schatze zuflossen, während noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Insel bedeutende Zuschüsse erforderte. Die bedeutendsten Städte und Ortschaften C's. sind Havanna (s. d.) mit 184,500, Santiago de Cuba 24,750, Puerto-Principe 24,030, Matanzas 18,990, Trinidad 12,770, Santi-Spiritus 9480, Bayamo 7480, Guanabacoa 6630, Villa-Clara 6130, San Antonio 4760, Remedios 4310 und Holguin 4200 E. Vgl. Massé „C. et la Havana, histoire topographique statistique" (Par. 1826), Huber, „Aperçu statistique de l'île de C." (Par. 1826) A. von Humboldt, „Essai politique sur l'île de C." (Par. 1826) und Ramon de la Sagra, „Historia fisica politica y natural de la isla de C. etc." (Par. 1837.).

Cuba wurde am 28. Octbr. 1492 von Christoforo Colombo entdeckt und von ihm Juana genannt, weil er es für das Land des Priesters Johann und für einen Theil des Festlandes hielt. Erst nach dem Tode Colombo's im J. 1508 umschiffte Sebastian de Ocampo die Insel; im J. 1511 aber übertrug Diego Colombo dem Diego Velasquez, einen der ersten Begleiter seines Vaters und damals Gouverneur vom südwestlichen Theile Hispaniolas, die Eroberung der Insel, welche er auch nach kurzem Widerstande des Cazifen Hatuey ohne Schwertstreich vollständig bewirkte. Velasquez, der die Insel Ferdinandina nannte, welcher Name aber gar bald gegen den einheimischen C. vertauscht wurde, vertheilte seine Spanier auf der ganzen Insel und gründete 5 bis 6 Städte, zuerst 1512 die Stadt Baracoa. Er knüpfte Verbindungen mit Mexico an und setzte die Insel bald in blühenden Zustand, besonders da er die Negereinfuhr begünstigte, weshalb er mit der Würde eines Generalcapitäns von C. und allen späteren Eroberungen belohnt wurde. Im J. 1521

wurden die ersten Negersclaven, 300 an der Zahl, eingeführt. Velasquez starb 1524; aber seine nächsten Nachfolger handelten ganz in seinem Sinne, indem sie die eingebornen Indianer sorgfältig schonten. Diese milde Regierung hörte 1539 auf, als Hernandez Soto die Statthalterschaft der Insel erhielt. Zwar erbaute er 1538 das durch französische Corsaren zerstörte Havanna wieder, gab aber der Blüthe des Landes einen empfindlichen Stoß durch seine grausame Verfolgung der Indianer, von denen 1560 kein Mann mehr lebte. So verfiel das kaum angebaute Land zu einer Wüste, und nur das durch seine Lage und seinen Hafen begünstigte Havanna erhielt den Verkehr noch lebendig. Es wurde 1584 befestigt und 1633 der Sitz eines eigenen Gouvernements. Der steigende Reichthum C.'s zog natürlich die Aufmerksamkeit der in jenen Gewässern damals kreuzenden Flibustier auf sich, die das Land um so vortheilhafter für ihre Unternehmungen erkannten, als die vielen Inseln und Klippen an beiden Küsten ihnen sichern Schutz gewährten. Im Laufe des 17. Jahrh. litt die Insel wiederholt unter den Raubzügen dieser Freibeuter. Der berühmte Flibustier-Häuptling Morgan plünderte und verheerte die Stadt Principe 1688 vom Grunde aus und nur das feste Havanna blieb sicher und unangetastet. Erst nach dem Untergang dieser großen Räuberhorden begann C. wieder aufzublühen und mit dem wachsenden Volkswohlstande, entwickelte sich auch manche selbständigere Volkseigenthümlichkeit, die sich besonders seit dem Anfange des 18. Jahrh. in größerer Trennung von dem Mutterlande äußerte und zuweilen bis zum offenen Kampfe führte. Schon 1710 konnte man vom Volke Territorialauflagen erheben und als die Landbewohner neben der Viehzucht auch Tabacksbau zu treiben begannen, (weil dieser ohne Sclaven möglich war, die bis jetzt nur die Städter als Hauptgrundbesitzer halten konnten) und dieser Betriebszweig schnell außerordentlich einträglich wurde, so erklärte die Regierung 1717 den Tabackshandel in C. für ihr Monopol. Dies gab Veranlassung zu einer Reihe von Auftritten, die nur mit Gewalt unterdrückt werden konnten. Der Schleichhandel gedieh in Folge dieser Einrichtung, besonders zwischen C. und Jamaica, zu einer wahrhaft erschreckenden Größe. Volk und Regierung kämpften mit den Waffen um ihren Vortheil und Conflicte mit andern Seestaaten, namentlich mit England, waren dabei nicht immer zu vermeiden. Der Krieg von 1740 unterbrach zwar den Schleichhandel etwas, mit dem Frieden aber erhielt auch er neues Leben und die Regierung sah sich endlich genöthigt, um wenigstens die Gehässigkeit des Monopols zu mindern, es an einige Kaufleute zu Cadix abzutreten. Während der fortgesetzten Feindseligkeiten zwischen Spanien und England sandte das Erstere eine Expedition von 44 Kriegsschiffen und 12 bis 16,000 Mann unter dem Admiral Pococke und dem General Albemarle gegen Porto-Carrero, das sich nach einmonatlicher Gegenwehr am 13. Aug. 1762 ergeben mußte. Die Engländer gaben sogleich den Handel frei und sofort regte sich in landwirthschaftlicher Industrie ein neues thätigeres Leben, das sich auch dann noch erhielt, als die Engländer im Frieden von 1763 die Insel C. gegen Florida umtauschten. Seit dieser Zeit blieb C. treu bei Spanien; doch vermochte dieses nie die alten Handelsbeschränkungen wieder zurückzuführen und 1765 mußte es sogar den freien Verkehr mit Spanien ausdrücklich bestätigen. Auf diese Weise blühte C. immer kräftiger auf, wurde seit 1773 der Mittelpunkt des spanischen Sclavenhandels, 1777 zu einer unabhängigen Generalcapitanerie erhoben, und nach dem amerikanischen Freiheitskampfe erhielt Muritas die Handelserlaubniß, Havanna und San-Jago den freien Handel mit fremden Nationen und 1790 wurde auch der Sclavenhandel frei gegeben. Durch diese und ähnliche zweckmäßige Einrichtungen hob sich der Zustand C.'s auf eine Stufe des Wohlstandes, der durch die französische Revolution nur noch erhöht wurde. Viele Royalisten wanderten von St. Domingo ein, mehrten die Zahl der Sclaven und brachten manche nützliche Erfindungen und Kenntnisse mit, z. B. wurde erst jetzt der Kaffeebau eingeführt. Auch die Abtretung Hispaniolas führte reiche Einwohner nach C. hinüber, bewirkte die Verlegung der Audiencia von St. Domingo, d. h. des obersten Gerichtshofes der Antillen nach Puerto del Principe im J. 1797. Jemehr sich der Anbau des Landes und der Verkehr mit fremden Nationen und dadurch der innere Wohlstand der Colonie erhob, wurde auch die Selbständigkeit der Bevölkerung mehr ge-

weckt, aber auch der Keim innerer Zwistigkeiten mehr genährt. Diese offenbarten sich zuerst in der Stimmung der Neger gegen die Weißen. Eine große Empörung, angestiftet von den freien Negern von Aponte wurde zwar im J. 1812 noch vor dem Ausbruche unterdrückt, doch seitdem wiederholten sich diese Negeraufstände immer mehr und gehören jetzt fast zu den gewöhnlichen Erscheinungen des dortigen Lebens. Dagegen suchte die spanische Regierung auf alle Weise, die weiße Bevölkerung sich treu zu halten, hob 1816 das Tabacksmonopol auf, ertheilte 1818 allgemeine Handelsfreiheit und war ängstlich bemüht auch in der Wahl der Gouverneure die innere Ruhe des Landes aufrecht zu erhalten.

Cubach, Michael, lebte als Buchdrucker und Buchhändler zu Leipzig zu Anfange des 17. Jahrh. und ist Verf. des unter dem Titel: „Einer gläubigen und andächtigen Seelen tägliches Bet-, Buß-, Lob- und Dankopfer" (Leipzig 1616) oft aufgelegten Gebetbuches (zuletzt Leipzig 1746). Es enthält 1200 Gebete, welche aber nicht sämmtlich von C. sind. Sonderbar sind mehrere Ueberschriften, z. B. Gebet, wenn man die Kleider auszieht, wenn du dich kämmst, zur Zeit dicker Nebel, Gebet eines Alten, der schwankende Füße hat u. a.

Cubatur oder Cubirung, nennt man in der Geometrie, die Bestimmung des Inhalts eines Körpers, z. B. einer Kugel, eines Cylinders 2c. Archimedes cubirte zuerst mehrere von krummen Flächen eingeschlossene Körper. Vor der Erfindung der Integral- und Differenzialrechnung gehörte oft viel Scharfsinn zur Auflösung dieser Aufgaben, worin sich besonders Cavaleri und Wallis auszeichneten. Auch Kepler beschäftigte sich damit in seiner „Stereometria doliorum", worin er den Gehalt der Fässer zu bestimmen suchte.

Cubikwurzel heißt diejenige Zahl aus einer bestimmten Zahl, welche 2 mal mit sich selbst multiplicirt diese Zahl giebt; z. B. 3 ist die Cubikwurzel von 27, weil $3 \times 3 \times 3$ oder $9 \times 3 = 27$ giebt. Die meisten Zahlen haben streng genommen keine C., denn es läßt sich weder eine ganze noch eine gebrochene Zahl angeben, welche die Wurzel völlig genau darstellt. In solchem Falle kann man die Wurzel nur annähernd, doch mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen, so daß das Product das man erhält, wenn man die gefundene Wurzel 2 mal mit sich selber multiplicirt von der Zahl die eigentlich herauskommen soll, nur wenig und zwar so wenig als man will, verschieden ist.

Cubus, s. Würfel.

Cudworth, Rudolph, geboren 1617 zu Aller in der Grafschaft Somerset, war zuletzt seit 1645 Lehrer der hebräischen Sprache zu Cambridge. C. erwarb sich großes Verdienst durch sein Werk: „The true intellectual system of the universe," (London 1678 Fol., neueste Aufl. 1743, 2 Bde, lateinisch von Mosheim, Jena 1733, 2 Bde, Leyden 1773, 4.), worin er als gründlicher Bekämpfer des Atheismus auftrat. Er starb 1688.

Cuença, Provinz im span. Königreiche Neucastilien, hat einen Flächeninhalt von 531 Q.M., mit 334,000 Einw. Die Hauptstadt ist Cuenca (Valeria), auf einem kahlen Felsen, an dessen Fuße ein reizendes Thal liegt, in welchem sich der Huescar in den Xucar mündet. Der Xucar ist mit einer Brücke versehen, welche zwei Felsen verbindet; sie ist 160 F. hoch, 300 F. lang und ruht auf 3 Pfeilern. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und hat 7 Thore, 1 Kathedrale, 6 Pfarrkirchen, 14 Klöster, 3 Erziehungshäuser, 3 Hospitäler, 1 ökonomische Gesellschaft, 1 bischöfl. Seminar und gegen 6500 Einw., welche Woll- und Leinweberei; Wollwäscherei, Holzwaaren, und Papierfabrication und Bienenzucht treiben. 1177 wurde sie von Alfons IX. erobert, wie eine in der Kathedrale aufgehangene Marmortafel bezeugt. — C., Provinz im südamerikan Freistaat Ecuador mit 76,000 Einw. und der Hauptstadt gl. N., welche in der Nähe des Golfs von Guayaquis auf einer Hochebene 8100 F. über dem Meere liegt, und 20,000 Einwohner hat, welche vorzüglich Baumwollzeuge und Hüte verfertigen.

Cueva, Juan de la, einer der berühmteren spanischen Dichter des 16. Jahrh., geboren 1550 zu Sevilla und gestorben nach 1607, versuchte sich in allen Dichtungsarten und zwar in Einigen unter seinen Landsleuten zuerst, erwarb sich aber ein noch größeres Verdienst

als Dramatiker und gilt als einer derjenigen, welche das Nationaldrama zuerst einführten. Er schrieb seine Stücke mit mehr Kunst als seine Vorgänger, hob den dramatischen Styl durch die Zahl und die Harmonie seiner Verse, riß die alte Schranke zwischen Tragödie und Komödie nieder und verschmolz die Elemente in ein Ganzes, dem er statt der alten Eintheilung in 5 Acte, die in 3 Jornada's gab. Es fehlte ihm weder an Talent noch an Kenntnissen, besonders besaß er eine große Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache und des Versbaues; nur that die Schnelligkeit seiner Production der Tiefe und Fülle seiner Werke vielen Eintrag. Zugleich lebte er gerade in jener Periode, wo die altnationale spanische Poesie in den modern classischen Styl überzugehen anfing. Daher tragen seine Arbeiten einen sehr ungleichen Werth und schwankenden Charakter. Von seinen Dichtungen sind zu erwähnen die „Obras" (Sevilla 1582), welche lyrische Poesien, Sonette, Canzonen, Elegien, Eklogen und die „Todtenklage der Venus um Adonis" im italienisch classischen Style enthalten; ferner „Coro Febeo de romances historiales" (Sevilla 1587—88), 10 Bücher historischer Romanzen, die meist Gegenstände der altclassischen Geschichte und Mythologie behandeln und nur durch die Wahl und nationalen Form beachtenswerth sind; „Primera parte de las comedias y tragedias" (Sevilla 1583 und 88), enthält 4 Tragödien und 10 Komödien, welche sämmtlich in den Jahren 1579 und 1580 zu Sevilla aufgeführt wurden und „La conquista de la Bética" (Sevilla 1603), auch in Fernandez Sammlung spanischer Dichter (Madrid 1795; Bd. 14 und 15), ein Heldengedicht in 20 Gesängen und in Octaven, das die Eroberung Sevilla's durch Ferdinand III. besingt, aber in der Ausführung so matt und prosaisch ist, daß es sich selten über den trocknen Ton einer Reimchronik erhebt.

Cujacius, eigentlich Jacques de Cujas, auch Cujeus, wie sein Vater sich nannte, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer des 16. Jahrh., wurde 1522 zu Toulouse geboren, wo sein Vater Tuchwalker war und studirte unter dem berühmten Juristen Arnold Ferrier die Rechte in seiner Vaterstadt. Im J. 1554 wurde er als Lehrer der Rechtswissenschaften zu Cahors angestellt, im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach Bourges berufen, um die dasige Rechtsschule durch seine Gelehrsamkeit zu heben, ging 1567 an die Rechtsschule zu Valence, kehrte aber 1575 nach Bourges zurück, das er bald wieder mit Paris vertauschte, wo ihm ausnahmsweise gestattet wurde, Rechtsvorträge zu halten. Seit 1577 lebte er wieder in Bourges, das er auch nicht wieder verließ, obgleich ihm von Bologna die glänzendsten Anträge gemacht wurden, und starb daselbst am 4. Octbr. 1590. Seinen großen Ruf als Rechtslehrer verdankte er dem Umstande, daß er, gestützt auf Quellenstudium und Alterthumskunde eine geschmackvollere Auslegung des römischen Rechts herbeiführte und dadurch der Stifter der humanistischen Jurisprudenz wurde. Zu seinen Zuhörern stand er in einem wahrhaft väterlichen Verhältnisse. Er ging vertraulich mit ihnen um, lud sie oft zu Tische, gab ihnen Feste auf seinem Landhause, leitete ihre Studien, und blieb auch nach Vollendung derselben ihr väterlicher Rathgeber, ihr theilnehmender, wohlwollender Freund. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte es, meist mit dem Bauche auf der Erde liegend zu arbeiten. In seinem Testamente verordnete er die Vereinzelung seiner Bibliothek, damit die Bücher zur Herausgabe seiner Randbemerkungen nicht gemißbraucht würden; auch trug er seinen Freunden auf, die Herausgabe anderer seiner Geisteserzeugnisse, als die er selbst in Druck befördert, zu verhindern. Dieser Wunsch wurde aber nicht erfüllt, denn schon 3 Jahre nach seinem Tode fing man an die bei ihm nachgeschriebenen Collegienhefte drucken zu lassen und bald wurden die Opera posthuma an Umfang reicher als die Werke, deren Herausgabe er selbst besorgt hatte. Die Letzteren erschienen zum erstenmale von ihm selbst herausgegeben in 5 Folianten (Paris 1577), vollständiger (1583); die von Colombet besorgte Ausgabe seiner Werke (Paris 1617 und 1634) enthält nicht alle seine Schriften; am vollständigsten ist die Ausgabe von Fabrot (10 Bde., Par. 1658, Fol.), die durch Merillii variantes, Roberti observationes und ein weitläufiges Register vermehrt, zu Neapel Venedig und Modena (11 Bde., 1758 — 83, Fol.) nachgedruckt und zu Prato (13 Bde. 1836, 4) wieder aufgelegt wurde. Sehr brauchbar zur Benutzung seiner Werke ist das

„Promptuarium operum C. auctore Dom. Albunensi“ (2 Bde., Neap. 1763, Fol.). Seine „Animadversiones et observationes“ wurden durch Uhl (Halle 1737 4) neu aufgelegt. Vgl. Spangenberg „C. und seine Zeitgenossen“ (Lpzg. 1822). Seine aus 2 Ehen nachgelassenen Kinder haben durch Sittenlosigkeit eine Art Berühmtheit erlangt.

Cullen, William, geb. in einem Dorfe der schottischen Grafschaft Lanark, widmete sich zu Glasgow der Pharmacie und Chirurgie, ging dann als Wundarzt auf einem Schiffe nach Ostindien, ließ sich nach seiner Rückkehr in Hamilton nieder, wurde 1746, nachdem er promovirt hatte, Professor der Chemie in Glasgow, 1765 in Edinburg, wo er 1766 zugleich Professor der Medicin wurde, und starb den 5. Febr. 1790. Außer seinen Vorlesungen erwarb er sich besonders Verdienste um die Pathologie und Materia medica. Seine vorzüglichsten Werke, welche noch jetzt classisches Ansehen haben, sind: „First lines of the practice of physic,“ (4 Bde., Edinb. 1789, und öfter, deutsch 4 Bde., Leipzig 1778 und öfter). Dieses Werk wurde außerdem in mehrere Sprachen Europa's übersetzt. „Synopsis nosologiae methodicae“. (Leyden 1772 und öfter; deutsch 2 Bde., Leipzig 1786); „A treatise of the materia medica“, (2 Bde., Edinburg 1789, deutsch von S. Hahnemann, Leipzig 1790) und „Physiology“ (Edinb. 1785). Nach seinem Tode erschienen „Nosology or systematic arrangement of diseases“ (Lond. 1800) und „The Edinburgh practice of physic, surgery and midwifery“ (5 Bde., Lond. 1805.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Thomson 1827, der auch ein „Account of the life, lectures and writings of Will. C,“ (2 Bde., Edinb. 1832) herausgab. Die berühmtesten englischen Aerzte sind seine Schüler.

Culloden, Ort bei Inverneß in der schottischen Grafschaft Nairn, denkwürdig durch die Schlacht am 27. April 1746 zwischen dem Prinzen Karl Eduard, Enkel Jakob's II., und dem Herzoge von Cumberland. Ersterer war 1745 mit Geld und Munition in Schottland gelandet, hatte die Engländer mehrere Male geschlagen, zuletzt bei Falkirk, um den Thron seines Großvaters, auf welchem jetzt Georg II. saß, wieder zu gewinnen. Allein der Herzog von Cumberland rückte dem Prinzen Eduard entgegen, traf ihn bei C., und richtete durch die treffliche Artillerie seines Heeres eine große Niederlage unter den tapfer fechtenden Bergschotten an. Eduard entfloh und erreichte glücklich die Küste, wo ihn eine Fregatte aufnahm. Seine Anhänger waren ganz der Rache ihrer Feinde preis gegeben; die angesehensten starben durch Henkershand und schwer wurden die dem Prinzen ergebenen Gegenden durch Verwüstung gezüchtigt. Diese Schlacht war der letzte Versuch der vertriebenen Stuarte, sich ihres angestammten Thrones von England zu bemächtigen.

Culm, poln. Chelmno, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Marienwerder der Provinz Westpreußen an der Weichsel, hat 5500 E., ein Cadettenhaus und ein Gymnasium. Die Stadt ward gegen 1230 durch die Kreuzritter gegründet und 1243 ein Bisthum daselbst errichtet, dessen Sitz, nebst dem des Domkapitels 1814 nach dem ehemaligen Cistercienserstifte Pelplin verlegt wurde. Im J. 1454 unterwarf sich C. nebst der Umgegend, dem sogenannten Culmerlande, dem poln. Könige und fiel bei der ersten Theilung Polens Preußen zu. Das sogenannte Culmische Recht entstand aus den Freiheiten und Privilegien, welche die Stadt zuerst 1233 durch den Heermeister Herrmann von Salza erhielt, die 1251 erneuert und 1394 in ein Rechtsbuch gesammelt wurden, das sich von da aus nach andern preuß. Städten verbreitete, und nach und nach in ganz Polnisch-Preußen rechtliche Geltung erhielt. Es wurde zuerst 1584 zu Thorn gedruckt und zuletzt 1711 umgearbeitet. Vgl. Bandtke, „Jus culmense“ (Warsch. 1834) und Prätorius „Versuche über die culmische Handveste, das älteste Grundverfassungsgesetz Preußens“ (herausgegeben von Lohde, Thorn 1842). — Das Culmer Land hatte sein eignes Flächenmaß; der culmische Morgen enthält 332 preuß. Q.Ruthen, die culmische Hufe bald 30, bald 60 solcher Morgen.

Culmination kommt her von culmen, Gipfel, und bedeutet in der Astronomie den scheinbaren Stand eines Gestirnes über dem Horizonte, oder das Durchgehen desselben durch die Mittagslinie. Daher sagt man, ein Stern culminire, wenn er durch den Mit-

tagskreis eines Ortes geht, weil er dann am höchsten über dem Horizonte dieses Ortes steht. Man wendet diesen Ausdruck auch auf Menschen, Völker u. s. w. an, wenn sie in der höchsten Blüthe ihrer verschiedenen Verhältnisse stehen, z. B. in der höchsten Blüthe ihrer Jahre, ihres Ansehens u. s. w.

Cultivatoren (Cultivators) heißen Ackerwerkzeuge zur Cultivirung des Bodens, die in neuerer Zeit aus England zu uns gekommen sind. Dahin gehören der Exstirpator, Scarificator, Ruhrhaken, Hobelpflug, Geier, Egge ꝛc. durch welche größtentheils mit vieler Krafterſparniß der Boden aufgelockert, gepulvert, gleichmäßig gemengt und von Unkrautsaamen und Wurzeln befreit wird.

Cultur, s. Civilisation.

Cultus, s. Gottesdienst.

Cumä, Cuma, eine uralte Stadt in Campanien, in der Nähe von Neapolis und dem Meere. Von den euböischen Cumanern gegründet, eroberten sie 393 v. Chr. die Campanier, und von diesen kam sie unter die Herrschaft der Römer, welche sie erst zum Municipium, und später zur Colonie erhoben. Sie war so wie Bajä wegen ihrer schönen Lage Lieblingsaufenthalt der römischen Vornehmen, und hieß ihrer Fruchtbarkeit und ihres Reichthums wegen die Glückliche. Jetzt ist die Gegend so vernachlässigt, daß sie einer Wüste ähnlich ist. Einzelne treffliche Ueberreste von Tempeln, die Seen Acherusia und Licola deuten noch die Stätte an, wo Cumä stand. Hier landete Aeneas und hier wohnte die Cumäa Sibylla. Unter den Kaisern des weströmischen Reichs zerfiel sie, und wurde 1207 gänzlich von den Neapolitanern zerstört, weil sich Räuber in ihr festgesetzt hatten, welche die Umgegend unsicher machten.

Cumberland, engl. Grafschaft, liegt vom 13° 34′ bis 15° 11′ östl. L. und 53° bis 55° nördl. B., grenzt im O. an Northumberland und Durham, im S. an Westmoreland und Lancaster, im W. an das irische Meer, im N. an Schottland, und umfaßt 62 Q.M. mit 176,000 Einw. Berge, Einöden, Moräste machen den Boden unfruchtbar, der mit Seen und Flüssen überhäuft ist. In den Gebirgen findet man Eisen, Blei, Kupfer, Steinkohlen und Galmei in großer Menge. Besonders aber ist der in den Gruben zu Borrowdale gewonnene Graphit durch seine vorzügliche Güte bekannt, den die Keswicker und Londoner Fabriken zu den berühmtesten Bleistiften verarbeiten. An Blei gewinnt man auf den northumberländischen Grenzbergwerken jährlich 11—12,000 Tonnen, mit den Steinkohlen wird besonders Irland versorgt, wie denn überhaupt der Handel mit diesem Lande sehr lebhaft ist. Die Manufacturen liefern Papier, Glas- und Baumwollwaaren. Als Naturseltenheiten sind zu erwähnen die versteinernde Quelle zu Gillsland und die Cumberlandshöhle mit ausgezeichneten Tropfsteinfiguren. Hier finden sich noch Ueberreste des Walles, welchen die Kaiser Hadrian und Severus zur Abwehrung der Nordvölker errichten ließen. Die Hauptstadt ist Carlisle mit 2000 H. und 15,000 Einw.; sie ist sehr alt, wahrscheinlich noch von den Römern erbaut, und hat durch ihre Fabriken in der neuern Zeit große Wichtigkeit erlangt. Andere bemerkenswerthe Städte sind Whitehaven, Keswick, Workington, Maryport und Penrith. — Den Namen C. führt noch eine Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate New-Jersey, an der Delaware-Bai, mit 21 Q.M. und 13,000 Einw.; eine Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Massachusetts mit 174 Q.M. und 43,000 Einw.; eine Grafschaft im Freistaate Pennsylvanien, mit 46 Q.M. und 28,000 Einw. und mehrere Grafschaften in den nordamerikanischen Freistaaten Vermont, Virginien, Nordcarolina; auf der Ostküste in Neuholland u. a. m.

Cumberland, Wilhelm August, Herzog von, dritter Sohn König Georg II. von England, geboren am 26. April 1721, trat früh in den Militairdienst und machte an der Seite seines Vaters 1743 den Feldzug in Deutschland mit, wo er in der Schlacht bei Dettingen verwundet wurde. Im J. 1745 erhielt er das Obercommando über die alliirte Armee, verlor aber am 11. Mai die berühmte Schlacht bei Fontenai gegen den Marschall von Sachsen. Um so größeren Ruhm erwarb er sich durch die Unterdrückung des Aufstandes in Schottland und die Besiegung des Prätendenten Karl Eduard bei Culloden (s. d.)

Freilich verdankte er diesen Sieg weniger seinem Feldherrntalente als der Planlosigkeit und Uneinigkeit der Feinde, den er noch dazu durch die Grausamkeit schändete, mit welcher er gegen die Besiegten verfuhr. Der König ernannte ihn hierauf zum Generalcapitain aller großbritanischen Truppen und das Parlament bewilligte ihm und seinen männlichen Nachkommen eine jährliche Zulage von 25,000 Pf. St.; die Stadt London beehrte ihn mit dem Bürgerrechte. Darauf übernahm er wieder den Oberbefehl in den Niederlanden, ward nochmals von dem Marschall von Sachsen bei Lawfeld unweit Mastricht am 2. Juli 1747 geschlagen und erlangte bis zum Frieden von Aachen keinen Vortheil mehr. 10 Jahr später erhielt er das Commando der Artillerie in Deutschland, wurde vom Marschall d'Etrées 1757 bei Hastenbeck geschlagen und schloß am 8. Septbr. die Convention zu Kloster-Zeven, wornach sich seine 40,000 Mann starke Armee über die Elbe zurückziehen und er Hanover den Franzosen überlassen mußte. Er wurde nach England zurückberufen in London sehr kühl empfangen, legte seine sämmtlichen militärischen Würden nieder und starb am 31. Octbr. 1765 zu Windsor.

Cumberland, Richard, ein engl. Moralphilosoph, geb. zu London 1632, gest. 1718 als Bischof von Peterborough, griff in seiner Schrift „De legibus naturae" (Lond. 1572, 6.) die Hobbes'sche Philosophie an, worin er das sittliche Wohlwollen als Princip der moralischen Handlungen und der Glückseligkeit aufstellte. Noch schrieb er über jüdische Maße und Gewichte. Nach seinem Tode erschienen seine „Origenes gentium antiquissim." (Lond. 1724) worin er Untersuchungen über den Ursprung der Völker anstellte.

Cumberland, Richard, engl. Lustspieldichter, ein Urenkel des Vorigen und Sohn des nachmaligen Bischofs von Clonfert in Irland und der jüngsten Tochter Rich. Bentley's, geb. 1732 zu Cambridge, wurde nach Vollendung seiner Studien Privatsecretär des Lord Halifax. Als Lord Halifax Statthalter in Irland geworden war, begleitete ihn C. nach Dublin. Später erhielt er eine Anstellung in England bei der Kammer des Handels und der Colonien, und erwarb sich 1780 den Beifall seiner Regierung bei Erledigung einer Mission in Spanien, wurde aber durch die Auflösung der Handelskammer veranlaßt, sich nach Tunbridge zurückzuziehen. Trotz dem, daß er in glänzenden geselligen Verhältnissen lebte und Schwiegervater des Lord Bentinck wurde, verkümmerte doch Mangel und häuslicher Zwiespalt sein Leben, welches am 7. Mai 1811 endigte. C. hatte die Zeit der Muße, die ihm nach dem Sturze des Lord Halifax bis zu dessen Wiederauftreten blieb, zu literarischen Arbeiten verwandt, und auch später erlaubte ihm seine glückliche Stellung, sich dem Hange der dramatischen Dichtkunst hinzugeben. Er trat zuerst mit „Summers tale" (1765) auf, das vielen Beifall fand; noch größern Beifall erhielten seine Lustspiele „The brothers" und „The Westindian" (1769). Diesen damals für die besten Lustspiele gehaltenen Arbeiten, folgten bald mehrere andere, z. B. „The fashionable lover," „The jew," „The wheel of fortune", sowie einige Trauerspiele, z. B. „The battle of Hastings". Weniger Beifall fanden seine Romane „Arundel" „John of Lancaster" (2. Aufl., 3 Bde., London 1809) und „Henry", in denen er eine Entschuldigung der ehelichen Untreue zu versuchen schien. Seine „Anekdoten von berühmten spanischen Malern" verdienen der Erwähnung. In seinem „Observer, a collection of moral, literary and familiar essays (letzte Ausg. London 1810) hat Cumberland beachtenswerthe Nachrichten über griechische Lustspiele und griechische Literatur aus Bentley's Papieren niedergelegt.

Cunette oder C u v e t t e heißt der Abzugsgraben in trocknen Festungsgräben, um das Regenwasser und die etwa darin befindlichen Quellen abzuleiten. Man versieht zuweilen die C. an ihrem innern Rande mit einer Pallisadirung oder mit einer crenelirten Mauer.

Cunningham, Allan, Vorsteher des botanischen Gartens zu Sidney in Australien und schottischer Schriftsteller, ist der Sohn niedriger, aber respectabler Eltern und gegen 1790 zu Wimbledon in der Grafschaft Surrey geboren. Das Landleben und die romantische Natur seiner Heimath weckten in ihm frühzeitig die Gefühle für Poesie, namentlich für Volksdichtung, für Sagen und Legenden, an denen Schottland so reich ist. C.

war dem Handwerksstande bestimmt, doch ein günstiges Geschick brachte ihn nach einigen Jahren zu dem Bildhauer L. Francis Chantrey, bei dem er als Gehilfe in allen niedern Kunstarbeiten 12 Jahre lang verblieb. Neben diesen mechanischen Beschäftigungen besuchte er wie sein Bruder Richard und Peter C. fleißig die freie Natur, trieb Botanik und las die Gesänge der schottischen Volksdichter, so wie er sich an den im Munde des Volkes lebenden Liedern, Legenden und Sagen heranbildete. Er versuchte sich darauf in eigenen Productionen, die wie die Ballade „Bonnie Anna", welche er noch als Maurergeselle gedichtet hatte, mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurden. Walter Scott, dessen Romane und Erzählungen auf C.'s geistige Richtung nicht ohne Einfluß geblieben sind, nannte ihn seinen herzlichen Freund Allan und die kaledonische Zierde, eine Empfehlung, welche seinem Namen Ansehen und weite Verbreitung gab. Vorzugsweise ist es der altschottische Volksgesang, die heimische National-Volkspoesie, die C. wie nicht leicht ein Anderer begriffen und weiter ausgebildet hat. Seine poetischen Werke sind: „Sir Marmaduke Maxwell, a dramatic poem; The mermaid of Galloway: The legend of Richard Faulder and twenty scottish songs" (London 1822); „Traditional tales of the english and scottish peasantry" (2 Bde., Lond. 1822); „The songs of Scotland, ancient and modern" (4 Bde., Lond. 1825). In diesen Leistungen bewährte sich C. als ein ächter Naturdichter, der sich eben so sehr durch schöne Fülle und Reinheit der Phantasie wie durch eine Masse von Kenntnissen in der Brust und im Kopfe auszeichnete. Nicht so anerkennenswerth ist das, was C. auf dem Felde der Romandichtung leistete. Die Gluth seiner überaus schöpfungsreichen Phantasie läßt ihn nicht zur Besinnung, zur Herrschaft über den zuströmenden Stoff kommen. Der erste größere Roman ist „Paul Jones" (3 Bde., Lond. 1826), diesem folgte „Sir Michael Scott", ein Zauberroman, und zuletzt „Lord Roldan" (deutsch von Lindau, 4 Bde., Leipzig 1837) eine Nachbildung Capitän Marryat's, über welchen Roman neuerlich mit Recht bemerkt wurde, daß er zu poetisch sei. Das Poetische hat nämlich den Dichter zu den abenteuerlichsten Ausschweifungen verleitet, „Ausschweifungen, welche jede Zeichnung verwischen, jede Erscheinung der Natur, der Kunst, des Menschenlebens, des Denkens und Handelns wie ein flüchtiges Traumbild ohne Umriß und Bestand vorübergaukeln lassen. Wir werden nach Westindien und Aegypten, nach Frankreich und Italien verschlagen, sehen die Pyramiden- und Marengoschlacht, sehen Napoleon und seine Generale auf der Bahn des Glückes als Nebenpersonen vorwärts schreiten und die Neger auf St. Domingo die ersten Ringe ihrer Sclavenkette zerbrechen," und das alles, ohne daß wir mehr sähen als die Herrschaft bloßer Willkühr des Dichters. C. besitzt nicht die nothwendige Stätigkeit im Auffassen und Durchführen eines Planes. Glücklicher sind dagegen seine Biographien berühmter britischer Künstler, welche er zu der von Murray herausgegebenen „Family library" seit 1829 lieferte, und die „Biographical and critical history of the british litterature of the last fifty years" (Par. u. Lond. 1834, deutsch von Kaiser, Leipz. 1834). C.'s Taschenbuch „The annuary" (1829) ging gleich nach dem ersten Jahre wieder ein. Er starb zu Pimlico am 29. Oct. 1842.

Cunningham, Richard, Bruder des Vorigen, geb. zu Wimbledon am 12. Febr. 1783, erhielt, nach der Mutter Tode alsbald aus dem Hause gegeben, eine gute classische Bildung und geeignete practische Kenntnisse in der Mathematik und den verwandten Fächern in einer Privatanstalt des Geistlichen Adams in Putney. Mit 15 Jahren kam er zu W. Townsend Aiton, Superintendant des berühmten Gartens in Kew, um die Gärtnerei zu erlernen, ward aber fast sechs Jahre lang in Kensington als Schreiber und bei der Redaction des systematischen Verzeichnisses des hortus Kewensis beschäftigt, welchen Aiton damals herausgab. Dann trat er in den Garten selbst, als Obergehilfe oder sogenannter Vormann. Obgleich er sich durch unablässiges Studium systematischer und physiologischer Schriftsteller zum wahren Botaniker ausgebildet hatte und als der eigentliche Leiter jenes großen Etablissements betrachtet und geachtet wurde, so blieb er doch 18 Jahre lang in dem ziemlich untergeordneten Kustodenverhältnisse, bis nach der Rückkehr seines Bruders Allan C., der mehrere Jahre als Colonial-Botanist in Neuholland und Neuseeland ge-

arbeitet, die Reisen an die Küsten mit Capitän King gemacht und die Botanik jener Länder (von denen höchstens der siebente Theil von einem Naturforscher besucht worden), wesentlich gefördert hatte. Auf Brown's, des berühmten englischen Botanikers, Empfehlung ging C. als Aufseher des botanischen Gartens und als Nachfolger von Charles Fraser 1832 nach Sidney. Hier führte er verschiedene neue Culturen ein, namentlich pflanzte er edle Weinsorten aus Spanien und Frankreich mit Erfolg an. Im J. 1833 wurde er beordert, eine Reise in das Innere von Neuseeland, von Sidney aus zu machen; nach mancherlei Gefahren kam er 1834 zurück. Hier war inzwischen eine große Landexpedition, unter dem Befehle des Majors Mitchel, ausgerüstet worden, welche insbesondere bezweckte, den Lauf des von Capitän Sturt untersuchten Darlingstromes weiter zu verfolgen. C. schloß sich der Expedition an. Anfangs April 1835 verließ die Gesellschaft Sidney. C. hatte die üble Gewohnheit, sich von den Gegenständen seiner Wissenschaft beständig seitwärts locken zu lassen, so daß er oft stundenlang zurückblieb. Dazu hatte er ein sehr schwaches Ortsgedächtniß. Nach einem Marsche von neun Tagen, in einer ganz wüsten und wasserleeren Gegend hatte C. die Gesellschaft verloren, sein Pferd mußte er unterwegs als Beute liegen lassen, während er selbst erschöpft umherstrich und zuletzt einem Haufen Wilder in die Hände fiel, die ihn zwar zuerst gut aufnahmen, aber nachher mit Keulen und Speeren erschlugen. Dies geschah am 24. April 1835. Er hinterließ sehr schätzbare Beobachtungen über die Flora Neuseelands, die dem Vernehmen nach der Professor Hooker in Glasgow unter dem Titel herausgeben wird: „Florae insularum Novae Zelandiae praecursor." — Richard C.'s älterer Bruder ist der 1836 verstorbene Peter C., der als Schiffsarzt mit nach Sidney ging und daselbst eine Zeit lang Vorsteher des botanischen Gartens gewesen ist. Wir haben von ihm „Two years in New South Wales; a series of letters, comprising sketches of the actual state of society in that colony" (2 Bde., Lond. 1827—1828, deutsch von Kaiser, Leipz. 1828) und „Causes of the polarity of the magnetic needle" (Lond. 1834).

Cupido, Sohn der Venus, ist sehr häufig ganz gleich mit Amor (s. d.); doch unterscheiden Einige so, daß Cupido die ungemäßigte und mehr sinnliche Liebe, die Begierde, Amor die Maß haltende, edlere Liebe personificire, ein Unterschied, der indeß bei den Alten oft vernachlässigt wird.

Cupolofen, s. Eisen- und Schachtöfen.

Curaçao, Insel im mexikanischen Meerbusen, nördlich von Südamerika, zwischen 308° 9′ bis 309° 12′ östl. Länge und 11° 59′ bis 12° 27′ nördl. Breite, hat $8^1/_2$ QM. mit 13,700 Einw. Der ganz unfruchtbare Felsen ist durch die Holländer, welche die Insel 1634 den Spaniern entrissen, sehr veredelt worden. Salz, Zucker, Tabak, Mais, Baumwolle, Zitronen, Kakao, Kokosnüsse, Feigen, Pomeranzen, verschiedene Arten europäischer Küchengewächse, Rindvieh, Schweine, Schafe, Ziegen, Fische sind die wichtigsten Erzeugnisse. An gutem Wasser ist Mangel. Die Einwohner treiben Schleichhandel mit Guiana und Brasilien. Wilhelmstadt ist die einzige Stadt der Insel und Sitz des Gouverneurs, sie liegt südöstlich. Der Hafen St. Barbara wird vom Fort Amsterdam beschützt; außerdem giebt es hier noch Dörfer und Pflanzungen. Die Insel wird von einem Statthalter verwaltet, unter welchem auch die kleinen Inseln Aruba, Aves und Bonaire stehen. 1807 nahmen die Engländer C. weg, was ihnen 1804 fehlgeschlagen war, gaben sie aber im Pariser Frieden zurück.

Curatel, s. Vormundschaft.

Curcumawurzel, kommt von Curcuma longa, einer in Ostindien einheimischen Pflanze. Die Wurzel kommt entweder in runden, geringelten Knollen von der Größe einer Nuß oder in länglichen, knotigen Stücken vor; sie enthält einen gelben Farbestoff, welcher sich durch Wasser oder Weingeist ausziehen läßt. Die in dem wässerigen Absude derselben getränkten Zeuge erhalten ein sehr lebhaftes, aber äußerst unbeständiges, und weder durch Alaun, noch durch ein anderes Beizmittel (ausgenommen durch die von Kastner empfohlene Borsäure haltige Zinnauflösung) zu befestigendes Gelb. Durch Alkalien und

Borsäure wird dieser Absud sowohl als die damit gefärbten Zeuge rothbraun; daher seine Anwendung als Reagens auf Alkalien.

Curiatier, s. Horatier.

Curie, Curia, einer der dreißig Theile, in welche Romulus das römische Volk theilte, und eben so hießen die nach Curien gehaltenen Volksversammlungen comitia curiata. Diese Curien, welche bis auf Servius Tullius bestanden, hatten eigene Versammlungsgebäude, welche ebenfalls Curien hießen. Von diesen Versammlungen ging auch die neuere Bedeutung des Wortes C. aus. Daher bedeutet es Gerichtshof, Lehnshof, Appellationsgericht, Patrimonialgericht, geistliches Gericht u. s. w. Außerdem bezeichnete C. im Mittelalter die feierliche Versammlung, zu welcher der deutsche Kaiser die Reichsgrafen und Reichsprälaten einlud, und welche sogenannte Gesammt- oder Curiatstimmen bei der Berathung hatten, während die Stimmen der übrigen Mitglieder des Fürstenrathes Virilstimmen hießen. In neuern Zeiten sagt man Kammer statt C., wie z. B. bei der landständischen Verfassung des Königreichs Hanover.

Curius Dentatus, Marcus Annius, ein edler Römer, welcher sich durch Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Einfachheit berühmt machte. Er war drei Mal Consul und erhielt zwei Triumphe. 291 v. Ch. beendigte er den Krieg gegen die Samniter siegreich, und die Abgeordneten von Samnium fanden ihn bei Bereitung eines Gerichtes Rüben in einem irdenen Gefäße, weswegen sie ihn durch goldene Gefäße zu bestechen suchten. Allein vergebens. Er schlug die Geschenke aus. Außerdem besiegte er die Sabiner, Lucanier, und zwang 272 v. Ch. durch mehrere glänzende Siege den Pyrrhus zur Rückkehr nach Griechenland. Die Cascade von Terni ist durch den Ableitungskanal des See Velinus, den C. anlegen ließ, entstanden.

Curran, John Philpot, ein berühmter und patriotischer Advocat Irlands, geb. am 24. Juli 1750 zu Newmarket bei Cork, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wandte sich aber aus Neigung dem Rechtsstudium zu und trat, anfangs nur mit geringem Erfolg, als Advokat auf. Als er in einem Club das Wort nehmen wollte, konnte er vor Befangenheit nicht reden. Durch Beharrlichkeit überwand er diese Schwäche und ward mit der Zeit einer der ausgezeichnetsten Sachwalter und glänzendsten Redner. Als Freund seines Vaterlandes und Vertheidiger seiner unterdrückten Landesgenossen bekannt, ward er 1782 in das irische Parlament gewählt und bewies sich von diesem Augenblicke an als kühner Vertreter Irlands, der dem englischen Golde unzugänglich blieb. An der Spitze der Minorität vertheidigte er die Sache seines unglücklichen Vaterlandes Schritt vor Schritt vor dessen Unterdrücker und als England durch die Union das irische Parlament aufhob, setzte er seinen Kampf im englischen Unterhause fort. Dabei lieh er sein Talent den Vertheidigern seiner Landsleute, die nicht selten in Folge von Empörungen und patriotischen Verschwörungen in großer Zahl vor Gericht gezogen wurden. Besonders bekannt ist sein Plaidoyer für Hamilton Rowan, dem Secretär der politischen Verbindungen zu Dublin. Unter dem Ministerium Fox nahm er das Amt eines Master of the rolls in Irland an, legte es aber schon 1814 nieder und starb 1817 zu Brompton in der Nähe von London. Seine vorzüglichsten Reden wurden von seinem Sohne William Henry C., einem geachteten Advocaten, in dem „Life of John C.“ (2 Bde., Lond. 1819) gesammelt, herausgegeben.

Currende, abgeleitet von currere (laufen) nennt man das Durchziehen der Straßen von singenden Schülern, dann das Schülercorps selbst, welches diesen Umzug hält. Der Ursprung der C. ist von Bettelmönchen herzuleiten, welche umherzogen und freiwillige Gaben zu ihrem Unterhalte einsammelten. Die sogenanten Bachanten (s. d.) folgten ihrem Beispiel und suchten die Mildthätigkeit Anderer durch Absingen geistlicher Lieder vor den Thüren zu erwecken. Nach der Reformation wurde die C. in Singchöre umgeschaffen, die wöchentlich einigemale vor den Häusern sangen. In der neuern Zeit hat man diesen Gebrauch vielfach beschränkt und an mehreren Orten ganz abgeschafft. Vgl. Schaarschmidt „Geschichte der Currende“ (Lpz. 1807).

Curs ist das Steigen und Fallen des Geldwerthes in Geld- und Wechselgeschäften,

sowohl was baares Geld oder was Staatspapiere u. s. w. anbetrifft, als auch das Verhältniß des baaren Geldes zu Creditpapieren, Wechseln u. s. w. Bei Geldgeschäften zeigt der Curs den Marktpreis von Gold- oder Silbermünzen an; bei Wechselgeschäften den Werth einer gewissen Summe in fremden Münzsorten, und bei Staatspapieren den Preis derselben über und unter ihrem Nennwerthe. Die Preise werden in Handelsstädten auf der Börse durch den dazu angestellten Mäkler ausgemittelt und durch sogenannte Curszettel bekannt gemacht. Solche Curszettel werden an Handelsplätzen an jedem Posttage versandt, um eine specielle Uebersicht der vorzüglichsten Geld- und Wechselcurse und ihrer Veränderungen zu geben. Sie sind für den Handelsstand von großer Wichtigkeit, indem auf ihnen die Preise fremder Münzsorten und Geldbriefe genau angegeben werden.

Cursiv=(Schrift); s. Schriften.

Cursor, Lucius Papirius, bekleidete zu Rom mehrere hohe Magistratswürden, und wurde 325 v. Ch. gegen die Samniter zum Dictator ernannt. Sein Magister Equitum, Q. Fab. Maximus Rullianus, hatte sich gegen des Dictators Erlaubniß in ein Treffen mit dem Feinde eingelassen, und obwohl er einen glänzenden Sieg davon getragen, verurtheilte ihn der Dictator zum Tode, begnadigte ihn aber auf Bitten des gesammten Volkes und des Heeres. C. besiegte die Samniter und erhielt einen Triumph. 320 bekleidete er zum zweiten Male das Consulat, schlug die mit den Tarentinern verbundenen Samniter bei Luceria in Apulien, eroberte die Stadt und bekleidete 319 das Consulat zum dritten Male, eroberte das mit den Samnitern verbundene Satricum und erhielt einen zweiten Triumph. C. zeichnete sich eben so sehr durch Muth und Tapferkeit, als durch Kenntnisse in den Kriegswissenschaften aus. — L. Papirius C., des tapfern Dictators Sohn, zeichnete sich eben so wie sein Vater durch Tapferkeit aus. Nachdem er Magister Equitum und Censor gewesen, wurde er 294 v. Chr. zum Consul mit Sp. Corvilius ernannt, schlug die Samniter in einer furchtbaren Schlacht bei Aquilonia glänzend, erhielt einen Triumph und weihete den Tempel des Quirinus ein, welchen schon sein Vater früher diesem Gotte gelobt hatte. 372 wurde er zum zweiten Male zum Consul erwählt, besiegte die verbündeten Bruttier und Lucaner mehrere Male, und zwang sie zum Frieden, wofür ihm ein zweiter Triumph zu Theil ward.

Cursus (von currere, laufen) ist der Lauf überhaupt; dann der Vortrag eines wissenschaftlichen Ganzen, d. h. ein Vortrag, welcher alle untergeordneten Theile einer Wissenschaft, z. B. der Philosophie, Mathematik u. s. w. im Zusammenhange umfaßt, indem man bei einem solchen Vortrage das ganze Gebiet der Wissenschaft durchgeht. Außerdem bedeutet C. Lehrlauf, Lehrgang; daher man z. B. sagt: ein Schüler vom 3., 4. C., welches die Abtheilung der Schüler, welche einen C. hören, bezeichnet; ebenso versteht man darunter die Zeit eines bestimmten Studiums. — Cursorisch nennt man die fortlaufende oder ununterbrochene Lectüre einer Schrift oder eines Schriftstellers, wobei man sich nicht bei der Erklärung der Sachen und Worte aufhält, im Gegensatz zur statarischen Lectüre, welche die Erläuterung des Einzelnen zum Zweck hat.

Curtius, Marcus, ein junger röm. Patricier, der Sage nach berühmt durch seine heroische Aufopferung für sein Vaterland. Im J. 362 v. Chr. hatte sich die Erde auf dem Marktplatz von Rom geöffnet, und das Orakel hatte, auf die Frage, wie diesem Unglücke vorzubeugen sei, geantwortet: Die Schlucht würde sich schließen, sobald das Volk das Werthvollste, was es habe, hineinwerfe. C. erklärte für das Werthvollste die röm. Tapferkeit und die Waffen, weihete sich den unterirdischen Göttern, bestieg gerüstet ein schönes Roß und stürzte sich vor den Augen des Volkes in den Schlund, der, der Sage nach, sogleich verschwand.

Curtius Rufus, Quintus, röm. Schriftsteller, der Sohn eines Fechters, soll unter Tiberius die Prätur, unter Claudius das Consulat bekleidet, einen Triumph erhalten und später nach Afrika als Proconsul gegangen sein, wo er 69 n. Chr. starb. Er schrieb eine Geschichte der Thaten Alexander's des Gr.: „De rebus gestis Alex. magni" in 10 Büchern, von denen jedoch nur die letzten 8 auf unsere Zeiten gekommen sind. Seine Geschichte ist als

solche zu romanhaft, zu geziert und den von ihm erzählten Thaten mangelt es an Zuverlässigkeit. Ueberhaupt ist das Werk mehr rhetorisch als historisch. Indessen enthält es doch vieles Schöne und wahrhaft Anziehende. Die besten Ausgaben desselben sind: von H. Snakenborg, cum not. var. (Leyden 1724, 4., mit 17 Kpfrn.); von F. Schmieder (Göttingen 1814) u. a. S. über C.'s Leben Ph. Buttmann „über das Leben des Q. C. Rufus," (Berlin 1820); und Hirt über das Leben des C., (ebend. 1820). Der Name des C. wird von den Schriftstellern seit dem 12. Jahrh. erst genannt und die einzelnen Angaben über die Zeit seines Lebens sind sehr abweichend von einander, weshalb man die ganze Schrift für ein untergeschobenes Product des 13. Jahrh. gehalten.

Curve heißt in der Geometrie eine krumme Linie, jedoch meist nur eine solche, die nach einem gewissen Gesetze beschrieben ist. Sie liegt entweder in einer und derselben Ebene oder kein Theil, so klein er auch ist, befindet sich ganz in derselben Ebene. Darnach entstehen C. mit einfacher und doppelter Krümmung. Die reine Geometrie betrachtet blos solche C., deren Natur durch eine Gleichung zwischen ihren Coordinaten (s. d.) dargestellt werden kann, die also nur zwei unbekannte Größen enthält. Unter den algebraischen C. unterscheidet man solche vom ersten, zweiten, dritten rc. Grade, je nachdem ihre Gleichungen in rechtwinkelige oder schiefe Coordinaten vom ersten, zweiten, dritten Grade rc. sind und sich nicht in Factoren zerlegen lassen, die in Bezug auf die Coordinaten rational sind. Die Gleichung vom ersten Grade ist die der geraden Linie; C. vom zweiten Grade sind die Kegelschnitte, zu denen der Kreis (s. d.), die Ellipse (s. d.), die Hyperbel (s. d.), die Parabel (s. d.) gehören. Wenn die Gleichungen der C. nur die Potenzen der Coordinaten x und y enthalten, so nennt man sie eine algebraische Curve; transscendent oder mechanisch heißen die C., welche auch z. B. die Logarithmen von x und y enthalten. So ist die Cykloide (s. d.) eine transscendente C. C. mit doppelter Krümmung werden durch zwei Gleichungen zwischen drei veränderlichen Größen ausgedrückt, welche die Abstände jedes Punctes der C. von drei ihrer Lage nach gegebenen Ebenen bezeichnen. Zu ihnen gehören die Spiralen auf der Fläche eines Cylinders, Kegels oder einer Kugel, welche mit den Seitenlinien des Cylinders oder Kegels oder den großen Kreisen mit einem gemeinschaftlichen Durchmesser durchgehends gleiche Winkel machen. Sie sind Gegenstand der analytischen Geometrie des Raumes. Ehe die Differenzialrechnung bekannt war, gehörten diese Aufgaben zu den schwersten der Geometrie, jetzt sind viele derselben sehr leicht zu lösen.

Cusa, Nikolaus von, oder Cusanus genannt, ein berühmter Gelehrter und Cardinal, hieß eigentlich Khrypffs, d. i. Krebs und wurde 1401 zu Kues an der Mosel im Trierschen, Berncastel gegenüber, geboren als Sohn eines armen Fischers und entlehnte von seinem Geburtsorte den Namen Cusanus. Durch die Gunst des Grafen Manderscheid wurde er in dem Bruderhause zu Deventer, dann auf mehreren Universitäten gebildet, vertauschte aber im 22. Jahre das Rechtsstudium, dem er sich zuerst hingegeben mit der Theologie, nachdem sein erster Proceß unglücklich ausgefallen war. Seine glänzende Rednergabe und seine gediegenen Kenntnisse erregten bald allgemeine Aufmerksamkeit. Nachdem er mehrere geistliche Pfründen verwaltet hatte, ging er als Archidiakonus der bischöflichen Kirche zu Lüttich zum Baseler Concil und überreichte den versammelten Vätern sein Werk „De concordantia catholica", worin er die Ansicht des Concils gegen die Allgewalt des Papstes verfocht. Doch Eugen IV. wußte ihn bald für sich zu gewinnen und C. ward im Kurzem eine bedeutende Stütze des päpstlichen Stuhls. Er ging als päpstlicher Gesandter nach Constantinopel, um die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche zu betreiben, erhielt dann den Auftrag, die sehr zerrüttete Klosterzucht in Deutschland wieder herzustellen und ward von Nikolaus V. 1448 zum Cardinal und zum Bischof von Brixen erhoben; auch übertrug ihm derselbe die Uebersetzung mehrerer Werke des Archimedes. In Folge davon schrieb er sein Buch „De complementis mathematicis." Im folgenden Jahre kam er als Legat nach Deutschland, theils um die in der dasigen Kirche entstandenen Mißbräuche zu entfernen, theils um mit den Hussiten zu unterhandeln, und ward mit gro-

ßen Enthusiasmus empfangen; gerieth aber mit dem Erzherzog Sigismund von Oesterreich, von welchem er den Lehnseid für dessen in Brixen gelegenen Besitzungen forderte, in vielfache Händel, ward sogar gefangen gesetzt und erst nach harten Bedingungen losgelassen. Er starb zu Todi in Umbrien am 11. Aug. 1464, und ward in Rom begraben, sein Herz aber in der Kirche des von ihm gestifteten Krankenhospitals zu Kues beigesetzt. Er hatte besonders in der Mathematik für seine Zeit außerordentliche Kenntnisse, behauptete schon vor Kopernikus und Galilei die Bewegung der Erde um die Sonne, legte schon damals die Verbesserung des Julianischen Kalenders an, die erst 100 Jahre später zu Stande kam und war einer der Ersten, der den Betrug der Isidorischen Dekretalien in der konstantinischen Schenkung erkannte und öffentlich zu behaupten wagte. Seine Werke erschienen gesammelt im 15. Jahrh. ohne Angabe des Orts und des Jahres, dann zu Paris (1514) und zu Basel (3 Bde., 1565, Fol.).

Cusco, Intendantschaft im spanischen Königreiche Peru, ein rauhes und bergiges Land von 1370 QM., ist reich an Gold und Silber. Hierin die Hauptstadt Cusco in einer fruchtbaren Ebene mit wohlgebauten Häusern, 26,000 Einw., unter denen sich viele geschickte Nachkommen der alten Peruaner finden, einer Domkirche, mehreren Kirchen und Klöstern. Das Dominicanerkloster ist an die Stelle des ehemaligen Sonnentempels getreten, dessen Pracht und Größe alle Spanier bei der Eroberung 1535 in Erstaunen setzte, der Altar ist auf demselben Orte errichtet, wo sonst das Bild der Sonne stand. C. war früher die Residenz der peruanischen Könige oder Ynkas; jetzt ist hier der Sitz eines Bischofs und einer Universität. Merkwürdig ist die Citadelle, welche aus großen Steinmassen ohne Mörtel oder einem andern Verbindungsmittel erbaut scheint. Man versetzt ihre Entstehung in das Jahr 1045. Von der Mitte der Stadt aus gingen 4 Hauptstraßen, deren Seiten mit prachtvollen Gebäuden eingefaßt waren; alle Gemächer der Vornehmen strahlten von Gold und Silber. Die Mauern waren von großen Felsenmassen zusammengefügt und 3 Festungswerke durch unterirdische Gänge mit dem Schlosse verbunden. Die Einwohner verfertigen wollene Tücher, Bildhauerwaaren, Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein und treiben damit Handel.

Custine, Adam Philipp, Graf von, geboren zu Metz den 4. Febr. 1740, einer von den Generalen der französischen Republik, welche der Revolution mit allem Eifer der Ueberzeugung ergeben waren und zum Lohne für ihre Verdienste hingerichtet wurden. Von Jugend auf sich dem Militärdienste widmend, ward er im J. 1762 durch die Fürsprache des Herzogs von Choiseul Commandeur eines Dragonerregiments, tauschte jedoch 1780, um dem Freiheitskampfe der Amerikaner beizuwohnen, mit dem Chef des Regiments Saintonge, welches bestimmt war nach Amerika überzuschiffen. Von dort zurückgekehrt, erhielt er den Rang eines Maréchal de Camp und nahm thätigen Antheil an allen den Ereignissen, welche Frankreich in dieser Zeit bewegten. Von Metz als Abgeordneter des Adels gewählt, war C. 1789 einer der Ersten, welche sich auf die Seite des Volkes schlugen. 1792 im Juni übertrug man ihm den Oberbefehl am Unterrheine und die Besitznahme von Speyer den 28. Septbr., von Worms den 21. Oct., so wie sein Vordringen bis Frankfurt a. M., sprachen für die glückliche Wahl, welche man getroffen. Dessenungeachtet konnte er der Verleumdung nicht entgehen, als er genöthigt war, sich nach Mainz zurückzuziehen, und beim Beginnen des Feldzuges von 1793 auch dieses räumte, um nach dem Elsaß zu gehen. Mißvergnügt über die Intriguen und Anschuldigungen, welche es damals jedem rechtlichen Manne unmöglich machten, seinem Vaterlande zu dienen, verlangte er seine Entlassung, ward zwar zu seiner Rechtfertigung vom Convent abermals im Oberbefehl der Nordarmee bestätigt, erlag aber endlich dennoch seinen Feinden und mußte sich im Juli 1793, auf Marat's Veranlassung, vor dem Wohlfahrtsausschusse stellen. Sein Proceß begann den 15. August; und obschon er sich mit dem Bewußtsein eines redlichen Mannes und der Unerschrockenheit eines erfahrenen Soldaten vertheidigte, brachte ihm der 27. August dennoch das Todesurtheil. C. wurde den 27. August 1793 guillotinirt. Einige Stunden vor seinem Tode schrieb er an seinen Sohn und übertrug ihm seine Ehrenrettung aus sei-

nem Briefwechsel. Doch auch dieser folgte ihm sehr bald auf das Schafot und konnte daher diese Pflicht nicht erfüllen. Später veröffentlichte der General Baraguay d'Hilliers die Papiere C.'s unter dem Titel „Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp" (deutsch, 2 Bde., Berl. 1795.)

Custos (aus dem Lat.), Hüter, Aufseher; Benennung der Aufseher von Bibliotheken, Naturalien- und Kunstsammlungen; ebenso werden die Küster, Kirchner, Kirchenhüter genannt. Außerdem bezeichnet C., in der Mehrheit Custoden, einen Folgezeiger in der Buchdruckersprache, d. h. die am Ende einer Schriftseite besonders gesetzte Sylbe, welche den Anfang der folgenden Seite andeutet; ebenfalls ist C. in der Notenschrift ein Zeichen unten auf der Seite, welches andeutet, daß eine Stimme auf der folgenden Seite in demselben Schlüssel geschrieben ist.

Cuvier, Georg Leopold Chrétien Frédéric Dagobert, Baron von, wurde am 25. August 1769 in dem damals würtembergischen Orte Mömpelgard geboren. Sein Vater war Officier und hatte seinen Sohn zum Landprediger bestimmt. Durch eine Ungerechtigkeit bei einer Stipendienprüfung zurückgewiesen, wurde er durch den Statthalter, den Prinzen Friedrich, mit einer Stelle in der Militärakademie zu Stuttgart entschädigt. Hier zugleich mit Schiller erzogen, hatte er in Deutschland deutschen Fleiß, deutsche Beharrlichkeit, Gründlichkeit, Rechtlichkeit und Ausdauer eingesogen, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten. Durch seine mittellose Lage gezwungen, nahm er eine Hauslehrerstelle beim Grafen d'Hericy in der Normandie an; doch blieben ihm Stunden der Muße zum Studium seiner geliebten Naturwissenschaften. Hier vollendete er eine seiner ersten Arbeiten: eine natürliche Ordnung der zahlreichen Classe der vermes, wodurch der geistvolle Mann mit den Pariser Naturforschern in Verbindung trat. Geoffroy St. Hilaire zog ihn nach Paris, öffnete ihm die ihm untergebenen Sammlungen und durch seine Mitwirkung ward C. 1795 bei der Centralschule in der Hauptstadt angestellt, für deren Bedürfniß 1798 sein „Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux" erschien, welches ihn bereits auf die Stufe eines der ersten Zoologen Europas erhob. 1795 wurde er auch Mitglied der ersten Classe des wiederhergestellten Instituts. Sein darstellendes Talent entwickelte er auch als Lehrer der vergleichenden Anatomie. Die Klarheit der Darstellung, die Vortrefflichkeit der Methode, die Richtigkeit und Eleganz der vollendeten Redaction fand C. in Frankreich; durch sie ist er französischer Gelehrter. Im Jahre 1800 erhielt er beim Collége de France die Stelle, die d'Aubenton inne gehabt hatte. Nach und nach erlangte C. im Departement des öffentlichen Unterrichts die bedeutendsten Aemter. Begleitet von Noël unternahm er als Oberaufseher aller Lehranstalten eine Reise nach Holland und Deutschland, nach welcher er 1811 einen für Deutschland ehrenvollen Bericht abstattete. 1813 wurde er von Napoleon zum Requetenmeister im Staatsrathe ernannt. Unter Ludwig XVIII. wurde er wirklicher Staatsrath, Kanzler der Universität, 1818 Mitglied der franz. Akademie und zum Minister des Innern vorgeschlagen; 1819 erhielt er den Rang eines Barons und wurde in den Cabinetsrath berufen, 1822 Großmeister der protestantisch-theologischen Facultät der Universität, 1826 Großoffizier der Ehrenlegion und ward selbst dann noch mit äußerer Achtung behandelt, als er durch seine entschiedene Weigerung die Preßbeschränkungen Karl's X. zu unterstützen, die Gunst des Hofes verloren hatte. Unter Ludwig Philipp behielt er alle seine Würden und Aemter, wurde am 19. Nov. 1831 Pair von Frankreich und sollte zum Minister des Innern ernannt werden, als er plötzlich erkrankte und von einer unaufhaltsamen Lähmung ergriffen, am 13. Mai 1832 starb. In allen seinen vielfachen Aemtern lieh er willig seine ungemeinen Fähigkeiten allen Interessen seines Landes, und seine Leistungen in diesrr Hinsicht machen seinen Tod zum wahren Verluste für den Staatsrath. Ueberall wirkte er fördernd und erhaltend im Sturme der Zeit, in dem Drange nach Neuerungen, in den Rückfällen in dieses oder jenes System. Er war derjenige, der als Band zwischen alter und neuer Zeit, zwischen In- und Ausland diente, und dem Wankelmuthe, dem Barbarenstolze und der Barbarenscheu seiner Landsleute Einhalt that. Er war es, der stets der Sache und nicht der Meinung des Moments

das Wort sprach und solche vertrat, und jede Anmaßung des Augenblicks, oder des Individuums, durch umfassendere Kenntnisse und treffendere Aushilfe unschädlich zu machen bestrebt war. Doch während seiner staatsbürgerlichen Thätigkeit erweiterte er auch fortwährend das Studium der Naturwissenschaften. Er erhob die vergleichende Anatomie, die bis dahin nur aus einer Menge Einzelnheiten bestanden, zur Wissenschaft. Seine „Leçons d'anatomie comparée" (5 Bde., Par. 1701—5; neue Ausgabe, von vielen seiner Schüler gemeinschaftlich besorgt, Par. 1810; deutsch von Froriep und Merkel, 4 Bde., Leipzig 1808—10), ergänzt durch die „Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques" (Par. 1816) beruht auf den sorgfältigsten Untersuchungen einer zahllosen Menge Thiere, besonders der noch wenig gekannten Weichthiere. Seine „Recherches sur les ossements fossiles" (Par. 1821—24; 4. Aufl., 1835) sind eine wahre Fundgrube des mannigfachsten naturhistorischen Wissens. Sie enthalten zuerst die sichersten Beweise, daß die Geschöpfe in verschiedenen Perioden und zwar die einfachsten Formen am frühesten entstanden sind, daß jene untergegangene Schöpfung von den gegenwärtigen meist sehr verschieden gewesen und daß selbst zwischen ganz ähnlichen Organismen verschiedener Erdperioden specielle Unterschiede stattfinden, daß daher die Wesen der Jetztwelt nicht durch gradweise Umbildung aus jenen vorweltlichen Formen hervorgegangen sein können. In dem „Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal", einer oft besonders gedruckten Einleitung zu dem letztgenannten Werke, führte er zuerst den wichtigen Gedanken aus, daß abwechselnd Fluthen von Süßwasser und vom Meere die Erdoberfläche verändert habe. Sein Hauptwerk ist „Le règne animal" (4 Bde., Par. 1813; deutsch von Schinz, Stuttg. 1818), worin er seine Grundsätze über Anordnung des Thierreichs umständlich auseinandergesetzt und denen er in einer zweiten Aufl. (Par. 1819 fg.; deutsch von Voigt, 6 Bde., Leipz. 1831—42) eine noch vollständigere Gestalt gab. In Verbindung mit Valenciennes gab er 1828 seine „Histoire naturelle des poissons" heraus, die nach seinem Tode mit weniger Glück von Letzterem allein fortgesetzt wurde. Die von C. gehaltenen Gedächtnißreden in dem „Recueil d'éloges historiques" (3 Bde., Par. 1819 flg.) sind Meisterwerke der Darstellung und wichtig für die Geschichte der Wissenschaft. Was ihn vor allen Gelehrten Frankreichs auszeichnete, war jene Liebe für die Wissenschaft selbst, jene Ehrfurcht vor der Wahrheit, jene Achtung vor fremdem Werthe, jene Duldung für fremde Meinungen, jene Freude an dem Gelingen und den Entdeckungen Anderer, jene Berücksichtigung des Verdienstes der Vorgänger und jenes Zutrauen und Wohlwollen für die Leistungen der Nachfolgenden, durch welche der Gelehrte zu einer Priesterschaft des Lichts und der Wahrheit gelangt. Er war Gelehrter, wie man solches vormals und noch ehedem im 16. Jahrhunderte überall war, wie man es im minderbewegten Norden noch ist, ernster Priester der Wissenschaft, guter Hausvater, treuer Freund, wohlwollender Lehrer. Seit 39 Jahren hatte C. in dem Jardin des plantes den Punct gefunden, auf dem er der Wissenschaft leben und ihr am nützlichsten sein konnte, und hat solchen, trotz aller Stürme einer bewegten Zeit und ihrer Wechselfälle, treu gehütet und benutzt. Er hinterließ kein Vermögen, nichts als seine Bibliothek, denn alle seine Sammlungen, alle die Früchte seines Fleißes, seiner Auslagen, seiner Verbindungen, seines hohen Rufes, der ihm Gaben des Seltenen und Beobachtungswürdigen von Freunden aus allen Gegenden der bewohnten Erde brachte, sind alle in jenen des Jardin des plantes aufgestellt. In der Sammlung der fossilen Thiere, in der Sammlung für die vergleichende Anatomie, in diesen beiden Monumenten seines Geistes, seines Fleißes, seiner Ausdauer, die er allein begann und ausführte, hinterließ der Gelehrte der Wissenschaft, was der Geschäftsmann vom Staate erhielt. Vgl. Lee „Mémoirs of Baron C." (Lond. 1833) und Pasquier „Eloge de C." (Par. 1833). — Sein Bruder Frédéric C., geb. zu Mömpelgard am 27. Juni 1773, gest. als Professor und Conservator des Cabinets für vergleichende Anatomie im Jardin des plantes zu Paris, am 25. Juli 1838 zu Straßburg, war Mitglied des Instituts und des protestantischen Consistoriums, und hat sich als Schriftsteller durch die Werke „Des dents mammifères, considérées comme caractères zoologi-

ques“ (Par. 1825) und „Histoire naturelle des mammifères“, welche Letztere er mit Geoffroy St. Hilaire herausgab, rühmlich bekannt gemacht.

Cyan, ein 1815 von Gay-Lussac entdeckter Körper, zusammengesetzt aus Stickstoff und Kohlenstoff, ist besonders deshalb interessant, weil er das erste und jetzt noch vorzüglichste Beispiel eines zusammengesetzten Radicals giebt, das sich in seinen meisten Beziehungen, namentlich in seinen Verbindungen, ganz wie ein einfacher Körper verhält. Der C. kann nicht durch unmittelbares Zusammenbringen seiner Elemente dargestellt werden; sondern seine Bildung erfolgt erst dann, wenn beide Elemente oder eins derselben im Entstehungsmoment unter Mitwirkung eines Körpers, der mit dem entstehenden C. in Verbindung treten kann, zusammentreffen, besonders geht die Cyanbildung aus Amoniak und stickstoffhaltiger Kohle oder organischen Stickstoffverbindungen hervor und zwar entweder als Cyanmetall, als Cyanwasserstoff oder als Cyansäure. Die gewöhnlichste Bildung des C. für die in der Technik Anwendung findenden Cyanverbindungen ist die aus stickstoffhaltiger Kohle oder stickstoffhaltigen organischen Körpern durch Einwirkung wasserfreier feuerbeständigen Alkalien (Cyaneisenkalium) blausaures Eisenkali, ein in gelben Krystallen anschießendes Salz. Das C. ist ein farbloses Gas, welches unter dem Drucke von 3 bis 4 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit von 0, 9 specifisches Gewicht verdichtet wird, einen eigenthümlichen, heftigen, Auge und Nase stark reizenden Geruch hat und mit eigenthümlicher, bläulicher, mit Purpur gemischter Flamme brennt. Das reine Cyan erhält man am Besten durch Erhitzung des Cyanquecksilbers. Leitet man Cyangas durch Schwefelalkalien, so erhält man Schwefelcyanmetalle, von denen das Schwefelalkalium; eine in feine farblose Nadeln krystallisirende Verbindung von Cyan, Schwefel und Kalium, deshalb bemerkenswerth ist, weil es ein Bestandtheil des gesunden Speichels sein soll, dem es die Eigenschaft ertheilt, Eisensalzauflösungen blutroth zu färben. Das Cyaneisenkalium ist besonders wichtig als Erkennungsmittel mancher Metalle, mit deren Auflösungen es charakteristisch gefärbte Niederschläge giebt. Glüht man es in verschlossenen Gefäßen, so zersetzt es sich und läßt Cyankalium oder blausaures Kalium zurück. Das letztere Salz dient zur Auflösung des Chlorgold rc. zum Behuf der galvanischen Vergoldung. Zersetzt man das Cyankalium mit Metallsalzen, so entstehen die verschiedenen Cyanmetalle oder blausaure Salze, von denen besonders das Cyanquecksilber in der Medizin angewendet worden ist. Alle Cyanmetalle verbinden sich mit Cyaneisen zu Doppelsalzen, von denen, wegen seiner Anwendung in der Medizin, das Cyaneisenzink hier erwähnt werden mag, so wie die als Berlinerblau (s. d.) bekannte Verbindung von 2 verschiedenen Cyanmetallen und Eisen.

Cyanometer heißt ein von Saussure erfundenes Instrument um die Itensität der Bläue des Himmels zu messen. Es besteht aus einer in 51 Felder getheilten Platte, deren Farben vom hellsten bis zum dunkelsten Blau wechseln, andere aber weniger vollkommene Instrumente schlugen zu diesem Zweck Parrot und Leslie vor.

Cybele oder Cybebe (Kybele), ursprünglich eine phrygische Localgottheit, deren Verehrung sich nachher über Griechenland, nach und nach mit der der Rhea in Eins verschmolzen, ausbreitete. Die ältesten Dichter, Homer und Hesiod, kennen sie nicht. Nach der Sage bei Diodor war sie die Tochter des phrygischen Königs Mäon und der Dindyma. Vom Vater, weil das Kind kein Sohn war, auf dem Berge Cybelus ausgesetzt, wurde sie von Löwen und Panthern genährt und nachher von Hirten auferzogen. Sie wurde die Erfinderin musikalischer Lärminstrumente, der Pfeifen und Trommeln, womit sie die Krankheiten der Kinder und des Viehes heilte und daher von den Landleuten die gute Mutter vom Gebirge genannt wurde. Später liebte sie den Atys, einen ebenfalls ausgesetzten Königssohn, der aber von ihrem Vater, nachdem sie bei diesem wieder aufgenommen war, getödtet und unbegraben hingeworfen wurde. Vor Schmerz darüber rasend, durchirrte C. mit zerstreuten Haaren unter dem Lärm der von ihr erfundenen Instrumente, in Begleitung ihres Freundes Marsyas, den ganzen Erdkreis, um den, wie sie glaubte, ihr geraubten Atys zu suchen. Nachdem sie den Marsyas durch den bekannten Wettstreit mit Apollo verloren,

gesellte sich dieser ihr zu. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien Hungersnoth, die erst endete, als auf Befehl des Orakels der C. göttliche Ehre erwiesen und des Atys Körper im Bilde begraben wurde. Nach anderer Sage hat Atys sich selbst entmannt, und wurde selbst in diesem Zustande von der C. noch geliebt. Zur Feier seiner Keuschheit stellten die Weiber alljährlich unter einer Fichte ein großes Wehklagen an. Der Dienst der C. gehörte zu den orgiastischen, d. h. ihre Diener und Priester, Verschnittene, suchten durch den Taumel wilder Begeisterung, durch die heftigen Bewegungen einer heiligen Wuth, durch Selbstgeißelungen u. dgl. den Rausch und das Entzücken des Göttlichen und Uebermenschlichen auszudrücken, ein deutlicher Beweis von dem asiatischen Ursprunge dieses Cult, der bei dem glühenden, heftigen Orientalen einheimisch ist. Von Phrygien gelangte der Dienst der C. nach Kroton, wo er, die Localgottheit Rhea vorfindend, sich bei der großen Aehnlichkeit beider symbolischen Wesen bald mit diesem Cultus verschmolz. Sie wurde nun das Symbol der fruchtbaren Erde, die erste Ursache alles Geschaffenen, die Mutter der Götter und Menschen, die Allkönigin, die allenthalben ist, gestaltet, wie die Luft, deren Thron im Mittelpuncte des Weltalls steht; ihr Name C. wurde selbst von nun an der gewöhnliche. Unter diesen Symbolen verehrte man sie in den Mysterien zu Samothrace, Kroton, in ganz Kleinasien, besonders auf dem Ida, in Lemnos; so ging sie nach Griechenland über. Im 6. Jahrh. nach Erbauung Roms wurde ihr Dienst, auf den Rath der sibyllinischen Bücher, auch in dieser Stadt eingeführt, indem der Senat vom Könige Attalus von Pergamus aus Pessinus die uralte Statue der großen Göttermutter, die nur aus einem viereckigen Steine bestand, sich ausbitten und feierlich einholen ließ. Sie erhielt einen eigenen Tempel und das jährliche Fest der Megalesier. Ihren Dienst besorgte ein eigenes Collegium phrygischer Priester, Galli genannt. — Die C. wurde dargestellt als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, ihrem beständigen Attribute, in der rechten Hand hat sie einen Stab, als Symbol ihrer Herrschaft, in der linken eine phrygische Handpauke, zur Andeutung des tobenden Lärmcultes, mit dem sie verehrt wurde. Als Attribut hat sie auch oft einen Schleier als Symbol des Verborgenen und Unbegreiflichen in der Natur. Bisweilen stehen auch Kornähren neben ihr und zur Rechten die Sonne, zur Linken der Mond; denn sie ist zugleich das Symbol und die Gottheit des Mondes, weil dieser bei den ältesten Völkern für die Ursache der Fruchtbarkeit und Erzeugung galt. Oft sitzt sie auf einem von Löwen gezogenen Wagen oder ein Löwe liegt neben ihr.

Cykladen, eine Inselgruppe im griechischen Archipel, südöstlich von Euböa und Attika, ziehen sich in Form eines Kreises im Norden von Kreta und Delos herum, woher sie auch ihren Namen erhalten haben. Die alten Geographen rechneten zu den C. Andros, Naxos, Delos, Gyaros, Keos, Tenos, Syros, Mykonos, Kythnos, Kimolos, Lebinthos, Amorgos, Paros, Oliaros, Jos, Anaphe, Astypaläa und Seriphos. In der neuern Zeit werden sie in die nördlichen, mittlern und südlichen C. eingetheilt. Zu den nördlichen rechnet man Andro, Tino, Mykone, Syra, Thermia, Seriso und Zea; zu den mittlern Paros, Naxos, Kimoli, Sisanto, Polikandros, Nio, Sikino, und zu den südlichen Amorgo, Anafi, Santorin und Stampalia. Alle zeichnen sich durch die üppigste Fruchtbarkeit aus, besonders bringen sie Wein, Oel, Seide, Baumwolle, Obst und Getreide hervor. Die ersten Niederlassungen auf diesen Inseln verlieren sich in die mythische Zeit Griechenlands. Nachdem die Hellenen hier festen Sitz gebildet hatten, entstanden viele kleine Freistaaten, die endlich von Athen unterworfen wurden und das Schicksal dieses Staates theilten. Während der byzantinischen Zeit bemächtigte sich Venedig der Mehrzahl dieser Inseln. Seit 1574 erkannten sie die Türken als Oberherren, 1770 geriethen die Inseln in russische Gewalt, kamen aber schon 1774 in die Hände der Türken zurück, deren Oberherrschaft sie bis zur Befreiung Griechenlands anerkannten. Jetzt bilden sie die Gouvernements Tenos, Syra, Naxos und Thion des genannten Königreichs.

Cyklische Dichter nennt man diejenigen griechischen Dichter, welche in der Periode der ersten 50 Olimpiaden nach Homer lebten, und die von diesem und andern Dichtern in dieser Zeit übergangenen Begebenheiten der altgriechischen Götter und Helden-

sage in den Kreis ihrer Dichtungen zogen. Ihre Gedichte sind bis auf wenige Bruchstücke größtentheils untergegangen und haben keinen poetischen, aber einen historischen Werth. Ihre Namen erhielten sie entweder, weil sie alle den Stoff zu ihren Gesängen aus einem gewissen Kreise entlehnten, oder von den unter dem Namen Cyclus von den Alexandrinern veranstalteten Sammlungen. Vgl. Wüllner „De cyclo epico poetisque cyclicis" (Münster 1825), Müller „De cyclo Graec. epico" (Leipz. 1829), Welcker „Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter" (Bonn 1835), Lange „Ueber die cyklischen Dichter und den sogenannten epischen Cyklus der Griechen" (Mainz 1837) und Düntzer „Homer und der epische Cyklos" (Köln 1839).

Cykloide oder Radlinie heißt diejenige Curve, welche bei der Umdrehung eines Kreises, der auf einer geraden Linie fortrollt, durch einen festen Punct in der Peripherie derselben beschrieben wird. Hierdurch erhält man eine gemeine Cykloide. Betrachtet man aber einen Punct innerhalb oder außerhalb der Peripherie, so erhält man im erstern Falle eine gedehnte oder geschweifte, im zweiten Fall eine verkürzte oder verschlungene Cykloide. Durch die Umdrehung von Cykloiden um ihre Basis entstehen cykloidische Körper. Wälzt sich ein Kreis, statt auf einer geraden Linie, auf der äußern oder innern Peripherie eines zweiten Kreises, so entsteht im erstern Falle eine Epicykloide, im zweiten Falle eine Hypocykloide. Die C. wurde 1599 von Galilei erdacht, im 17. Jahrh. beschäftigten sich die größten Mathematiker mit ihr besonders Roberval, Mersenne, Fermat, Toricelli, Viviani, Pascal, Wallis, Joh. Bernoulli und Huyghens. Der Letztere wandte die C. an den Pendeluhren an, um die Schwingungen derselben gleichzeitig zu machen. Zu den vorzüglichsten Aufschlüssen der C. gehören nämlich die von Huyghens, daß durch die Abwickelung dieser Linie eine ihr gleiche entsteht, und daß ein schwerer Punct, der auf der umgekehrten C. mit senkrechter Axe, den Scheitel unterwärts, herabfällt, einerlei Zeit bis zu dem untersten oder den Scheitelpunct braucht, er mag, von welchem Puncte es sei, herabzufallen anfangen. Deswegen erhielt die C. den Zunamen Tautochrona oder Isochrona. Joh. Bernoulli fand später, daß die Linie, auf welcher ein schwerer Punct von einem gegebenen Puncte zu einem andern gegebenen in einer andern Verdicallinie als jener in der kürzesten Zeit fällt, ein Bogen der C. ist, auf welcher der zweite Punct, der zu unterst gelegte Scheitelpunct ist; weshalb diese Curve auch die Brachystochrone genannt wird. Mit der C. ist verwandt die kleine Cykloide oder Gefährtin der Cykloide oder Sinuslinie genannt, welche in der Theorie der schwingenden Seiten gebraucht wurde.

Cykloimber (circulus imbricatus, d. h. hohlgebogener Kreis) heißt eine Curve von doppelter Krümmung, die auf der Oberfläche eines senkrechten Cylinders mit kreisförmiger Basis bezeichnet ist. Diese krumme Linie wurde zuerst von Frezier betrachtet und benannt.

Cyklometrie heißt der Inbegriff der Formeln, welche zwischen den Kreisbogen und ihren Sinus, Cosinus, Tangenten rc. bestehen, und durch welche man im Stande ist, Kreisbogen durch die diesen zugehörigen geraden Linien, und umgekehrt diese durch jene zu bestimmen.

Cyklopen, eigentlich die Rundäugigen, sind nach der ältesten griechischen Sage Söhne des Uranus und der Erde, welche dem Jupiter den Donnerkeil gaben und die Blitze schmiedeten. Sie heißen bei Hesiod, Brontes, Steropes und Arges. Wegen ihrer Uebermacht wurden sie vom Uranus in den Tartarus geworfen; von der Gäa befreit, verhalfen sie dem Kronos (Saturnus) zur Herrschaft, stürzten jedoch auch diesen wieder, weil er sie von Neuem einkerkerte. Jupiter befreite sie abermals, und jetzt erschienen sie als dessen Diener, wurden aber endlich von Apollo getödtet, weil sie jenem den Donnerkeil geliehen, mit welchem er den Aesculap tödtete. Spätere Dichter erfanden für den Namen eine neue Fabel. Nach Homer sind die C. ein wildes Hirtenvolk auf Sicilien, Söhne des Neptun, aber ebenfalls ungeheure Riesen, die ohne gemeinsame Verbindung, ohne Gesetz und Sitte, einsam und zerstreut auf den Bergen wohnten und von Viehzucht lebten. Die hervorstechendste Persönlichkeit unter ihnen war Polyphemus (s. d.). Die Einäugig-

keit, die Homer diesem letztern zuschreibt, wird von spätern Dichtern auf alle C. übertragen. Eine noch spätere Sage versetzt die C. als Diener des Vulkan in die unterirdischen Höhlen des Aetna oder anderer Vulkane der liparischen Inseln. Ihrer sind 7, und sie verstehen die trefflichsten Arbeiten zu machen, Waffen für Götter und Helden. Eine weitere Ausbildung der Cyklopensage findet man in der Erwähnung bei Strabo, daß C. aus Lycien gekommen seien und in Argolis die unter dem Namen der cyklopischen Mauern bekannten Bauwerke aufgeführt hätten. Diese Bauwerke, die sich nur durch ihre Größe und Festigkeit auszeichneten und der pelasgischen Vorzeit angehörten, standen wahrscheinlich mit den C. in gar keiner Verbindung. — In der Zoologie nennt man C. eine Gattung der Kiemenfüße.

Cyklus ist so viel als Periode und ist besonders in der mathematischen Chronologie gebräuchlich, wo es eine Reihe von Jahren bedeutet, nach deren Beendigung dieselben Erscheinungen in derselben Ordnung wiederkehren; z. B. der Meton'sche Cyclus von 19 Jahren, nach deren Verlauf die Mondserscheinungen oder Mondphasen ziemlich genau wieder mit den gleichen Stellungen der Sonne zusammentreffen, nach dem Athener Meton genannt, der um 432 n. Chr. diese Entdeckung machte. Man nennt diesen C. auch den Mondcirkel oder den C. der goldnen Zahl. Die letztere findet man, wenn man zu dem gegebenen Jahre Christi 1 addirt, und die Summe durch 19 dividirt; der Rest der Division ist die goldene Zahl. Für das Jahr 1846 ist die goldene Zahl 4, sowohl im alten Julianischen, wie im neuen oder Gregorianischen Kalender. Der Sonnencyklus oder Sonnencirkel ist ein Zeitraum von 28 Jahren, nach dessen Verlauf die Ordnung der Wochentage bleibend wieder auf dieselben Monatstage fällt; doch trifft dies, streng genommen, nur im Julianischen Kalender. Addirt man zu einem gegebenen Jahre Christi die Zahl 9, und dividirt die Summe durch die Zahl 28, so ist der Rest der Division der gesuchte Sonnencirkel, z. B. für 1846 ist der Sonnencirkel 7, d. h. dieses Jahr ist das siebente im gegenwärtigen Sonnencirkel. Ein anderer in den Kalendern noch vorkommender Cyclus ist der Indictionencirkel. Er besteht aus 15 Jahren, doch läßt sich der Ursprung und die Bedeutung desselben nicht mit Bestimmtheit angeben. (S. Römerzinszahl.) Die drei Zahlen, welche angeben, das wievielste Jahr in jedem dieser drei Cyclen ein gegebenes Jahr sei, heißen die chronologischen Merkmale eines Jahres.

Cylinder, Walze, nennt man in der Stereometrie denjenigen Körper, welcher von zwei congruenten und parallelen Kreisflächen und einer einfach gekrümmten Fläche eingeschlossen ist. Jene heißen die beiden Grundflächen, diese die Seitenflächen oder der Mantel, und eine gerade Linie, welche die Mittelpuncte der obern und untern Grundfläche verbindet, die Axe des Cylinders. Steht diese senkrecht auf der Grundfläche, so heißt der Cylinder ein gerader, ist die Axe geneigt, ein schiefer. Zur Construction des Cylinders denke man sich eine gerade Linie im Raume in stets paralleler Richtung durch die Peripherie eines Kreises hindurch bewegt: sie erzeugt den Mantel des Cylinders, der dadurch vollendet wird, daß man, mit der angenommenen Grundfläche parallel, eine Ebene construirt, welche jene gekrümmte Fläche durchschneidet. Wie sich hieraus ergiebt, gehört der Cylinder zu der Classe der prismatischen Körper, weshalb auch die Art und Weise seiner Berechnung auf derselben Regel beruht, welche bei diesen Anwendung findet. Unter den verschiedenen Figuren, die im Cylinder durch schneidende Ebenen hervorgebracht werden, ist vorzüglich diejenige merkwürdig, welche durch einen, gegen die Grundfläche convergirenden Schnitt entsteht. Sie stellt eine, in sich selbst zurücklaufende, krumme Linie dar, welche in der höhern Geometrie den Namen der Ellipse erhält. Multiplicirt man den Inhalt der Grundfläche eines C.'s mit seiner Höhe, so erhält man den körperlichen Inhalt des C.'s; die krumme Seitenfläche oder Cylinderfläche läßt sich nur bei einem geraden C. leicht berechnen, und ist dann gleich einem Rechteck, das den Umfang der Grundfläche zur Grundlinie und die Höhe des C.'s zur Höhe hat; beides multiplicirt, giebt den Inhalt der Seitenfläche des C.'s; addirt man dazu auch die beiden Grundflächen, so erhält man die gesammte Oberfläche des C.'s. — Ein Cylindroid heißt theils ein cylinderartiger Kör-

per, oder solcher Cylinder, dessen Grundflächen keine Kreise sind; theils ein Körper, der durch Umdrehung einer Hyperbel oder Parabel um eine durch den Mittelpunct auf die Hauptachse senkrecht gezogene geraden Linie erzeugt wird, obgleich diese Benennung nicht ganz passend erscheint. — Cylinderuhren sind solche Uhren, bei denen die Hemmung mittelst eines Cylinders geschieht. Sie haben statt des Steigrads ein horizontales Rad mit aufrechtstehenden kleinen Häkchen, die in dem Einschnitt eines kleinen hohlen (am besten aus Quarz oder Achat verfertigten) Cylinders eingreifen, auf dessen Achse die Unruhe befestigt ist, so daß die Spindel wegfällt. Diese in der neuern Zeit sehr beliebt gewordene Hemmung wurde durch den Engländer Tompion erfunden, und von Graham u. A. wesentlich verbessert.

Cymbel war schon bei den Alten als ein angeblich beim Dienste der Cybele gebrauchtes Instrument von Erz bekannt, das aus 2 hohlen Becken bestand, die beim Zusammenschlagen einen hellen Ton von sich gaben. Gegenwärtig nennt man den Klingelbeutel, oder auch ein an den Orgeln hin und wieder angebrachtes silbernes Glöckchen Cymbel.

Cyniker nennt man diejenige philosophische Secte, welche Antisthenes (s. d.), ein Schüler des Socrates, in dem Gymnasium Kynosarges zu Athen um 380 v. Chr. stiftete. Der Name wurde diesen Philosophen spottweise gegeben, weil ihre Lebensweise mit den atheniensischen Sitten so sehr contrastirte, daß man dieselben als eine hündische betrachtete. Antisthenes nämlich lehrte, daß derjenige am glücklichsten sei, welcher die wenigsten Bedürfnisse habe, und suchte daher seine Schüler nicht allein zur Geringachtung des Reichthums, des Ruhms und edler Geburt, sondern auch zur Beseitigung alles nur irgend Entbehrlichen in der äußern Lebensweise zu führen. Diese Einfachheit des Lebens artete aber bald in Schmutz und Vernachlässigung alles Anstands aus, und so wurde diese Secte bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung, auch fand sie nur wenig Anhänger. Die berühmtesten Mitglieder waren außer dem Stifter Diogenes von Sinope (s. d.) Krates von Theben mit seiner Frau Hipparchia und Menippus. Noch jetzt pflegt man mit Cynismus die Vernachlässigung und Verachtung alles äußern Anstandes zu bezeichnen.

Cynthius, ein sehr gewöhnlicher Beiname des Apollo von dem Berge Cynthus auf der Insel Delos, wo Leto ihn und die Diana gebar, welche Letztere deshalb auch Cynthia heißt. Am Fuße des Berges stand ein diesen Gottheiten geweiheter Tempel.

Cypern, im Griechischen Kypros, bei den Türken Kibris, eine der größten Inseln am östlichen Ende des mittelländischen Meeres, zwischen dem Cilicischen und Pamphylischen, dem Aegyptischen und Syrischen Meere, den Küsten von Cilicien und Syrien gegenüber, hat einen Flächenraum von 250 QM., und war ihrer wichtigen Lage, ihrer trefflichen Häfen und ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, schon in frühern Zeiten ein Gegenstand fortwährenden Kampfes. Jetzt bildet sie eine Statthalterschaft (Ejalet) des osmanischen Reichs. Sie hat fast die Gestalt eines Dreiecks, und wird von einer Gebirgskette mit zum Theil vulkanischen Höhen durchzogen, deren höchster Punkt der Oros-Stavros oder Monte-Croce (im Alterthum Olympus). Die wichtigsten Vorgebirge heißen jetzt Sanct Andre, Griza und Salizano. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund, die Vegetation des Landes blühend und üppig, der Anbau desselben aber sehr vernachlässigt, denn Erdbeben, Kriege und verheerende Krankheiten haben die Insel bedeutend entvölkert, so daß man jetzt kaum 100,000 E. zählt, von denen ungefähr drei Viertel griechischen Ursprungs sind. Diese treiben etwas Getreide-, Gemüse- und Gartenbau, gewinnen Baumwolle, Hanf und Taback, sowie Oliven, Südfrüchte und Gewürzkräuter. C. ist das Vaterland des Blumenkohls. Die Waldungen, besonders aus Cedern, Pinien und Cypressen, auch Eichen und Buchen bestehend, breiten sich immer weiter aus, und liefern treffliches Bau- und Nutzholz. Die Viehzucht wie die Bienen- und Seidenzucht sind unbedeutend. Besondere Aufmerksamkeit verwendet man auf den Haupthandelsartikel des Landes, die sogenannten Cyperweine, von denen der Commanderia der vorzüglichste ist. Anfangs werden sie in verpichte Schläuche gefüllt, daher sie einen starken Pechgeruch erst nach mehreren Jahren verlieren. Nach dem festen Lande werden sie in Gebinden geführt, müssen aber nach einiger

Zeit auf Flaschen gezogen werden, wenn sie sich halten sollen. Anfangs ist der Cyperwein roth, wird aber nach 5 bis 6 Jahren blässer; nur der Muskateller, eine äußerst süße Sorte, hat in den ersten Jahren eine weiße Farbe, wird mit zunehmendem Alter röther, und nach Jahren dick wie Syrup. Von den Türken ist die Insel in 3 Sandschakate, Leckoscha, Kerina und Baffa getheilt. Die Hauptstadt im Innern der Insel, Leckoscha (das alte Nikosia) hat 16,000 E., ist Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines armenischen Bischofs; von den Küstenstädten sind nur noch Larnaka im Süden, Sitz der europäischen Consuln mit 5000 Einw., die einen bedeutenden Weinhandel treiben, und im Osten Famagusta zu erwähnen. Im Alterthum war die Insel reich an blühenden Städten, unter denen namentlich die Orte Paphos, Amathusia und Salamis berühmt waren, so wie der reiche Venustempel auf dem Berge Olymp. Der Sage nach war Venus an Cyperns reizendem Ufer aus dem Schaume des Meeres emporgestiegen, weshalb sie hier allgemein verehrt wurde, und den Beinamen Cypris oder Cypria führte. Damals und später zeichnete sich die Insel durch ihre Fruchtbarkeit aus, und war reich an Weizen, Wein, Feigen, Honig ꝛc., an Edelsteinen und andern werthvollen Mineralien, besonders an Kupfer, das bei Tamassus und Soli in Hütten und Kupferhämmern bearbeitet wurde. Die Bewohner fertigten prachtvolle Tischgedecke und Teppiche. Ursprünglich ward die Insel von Phöniciern bewohnt, zu denen nach dem trojanischen Kriege auch Griechen und später Aegyptier kamen. So entstand an den Küsten allmählig eine Reihe Colonien, die bald zum blühenden Seestaate heranwuchsen. Die bedeutendste Colonie war Salamis; aber auch die andern bewahrten lange unter ihren eigenen Oberherrn ihre Selbständigkeit, und bildeten 9 kleine Königreiche, denen sich später noch einige im Innern entstandene anschlossen. Um 550 v. Chr. unterwarf der ägyptische König Amasis die Insel seiner Oberherrschaft, worauf sie unter Kambyses mit Aegypten um 520 in persische Gewalt kam. Die ersten Versuche der Jonier und dann der Griechen unter Pausanias und Cimon, die Insel der Perserherrschaft zu entreißen, mißglückten. Nach der Schlacht bei Issus unterwarf sich C. Alexander dem Großen, der ihr 330 die volle Freiheit wieder gab. Unter dieser glücklichen Umwandlung der Verhältnisse blühte C. bald wieder außerordentlich auf; aber schon nach Alexanders Tode endete dieser günstige Zustand. Der Aegypter Ptolomäus I. riß die Insel an sich, obgleich Antigonus von Syrien sie mit Eifer bestritt. Aus den Händen der Aegyptier kam C. in die Gewalt der Römer, 58 v. Chr., und nach der Theilung des römischen Kaiserthums ward sie dem östlichen Reiche unterworfen, und durch Statthalter aus kaiserlichem Geblüte regiert. Das Christenthum ward durch Paulus und Barnabas in C. eingeführt. Von den kaiserlichen Statthaltern machte sich Komnenus I. unabhängig, und dessen Nachkommen behaupteten den Thron, bis Richard I. von England 1191 die Familie Lusignan mit der Insel belehnte. Im fortdauernden Kampfe mit den Sarazenen behaupteten sich die Nachkommen dieser Familie bis zum Aussterben der männlichen Linie im Besitz, worauf Jacob, ein natürlicher Sprößling derselben, der sich 1470 mit einer Venetianerin, Katharina Cornaro, vermählte, zur Regierung kam. Jacob starb 1473 an Gift, sein Sohn erlitt 1475 den gleichen Tod, worauf Katharina die Regierung fortführte, und 1489 die Insel ihren Landsleuten, den Venetianern, überließ. Diese blieben im Besitz, bis 1571 der Feldherr Selim's II. nach langer Belagerung die Insel eroberte. Der tapfere Venetianer Marco Antonio Bragadino hielt Famagusta noch zuletzt 11 Monate lang, und übergab die Festung erst gegen Capitulation, nachdem alle Hülfsmittel der Vertheidigung erschöpft waren. Der türkische Feldherr brach aber den Vertrag, ließ die Gefangenen niederhauen, dem tapfern Bragadino die Haut abziehen, und ausgestopft an die Raa seines Admiralschiffs als Trophäe aufhängen. Was die Insel unter den Türken geworden ist, sieht man aus dem gegenwärtigen Zustande. Im Juli 1832 besetzte der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, die Insel, und wurde 1833 vom Sultan förmlich damit belehnt. Im J. 1840 kam C. jedoch wieder an die Pforte zurück.

Cypressen, immer grüne Bäume aus der Familie der Zapftragenden. Es giebt mehrere Arten Cypressen, die in der Levante, Indien und Nordamerika wildwachsen und

die auch bei uns cultivirt werden. Ihre Cultur ist unter einem mildern Himmel nicht schwer, die meisten aber vertragen den deutschen Winter nicht. Sie werden aus Saamen gezogen, der nur mit dünner Erdschicht bedeckt werden darf. Die gemeine Cypresse (Cupressus sempervirens) findet sich im Archipel und im südlichen Europa wild. Sie galt seit den ältesten Zeiten als Symbol der Trauer; ihre Zweige bedeuteten bei den Römern das Trauerhaus, und wurden in die Särge der Verstorbenen gelegt. Auch die muhamedanischen Völker haben eine auffallende Vorliebe für die C., und behandeln sie mit religiöser Achtung. Im Alterthume hielt man das Holz der C. für unverwüstlich; auch widersteht es dem Wasser wie alle harzigen Hölzer, lange Zeit, und in archäologischen Sammlungen findet man Stücke, die mehrere tausend Jahre alt sind. Die nordamerikanischen C. werden zum Theil sehr groß, und von ihnen sind in englischen Anlagen besonders seit 1736 die sogenannte weiße Ceder (Cupressus thuyoides und die Cupressus dysticha) mit Glück angepflanzt worden.

Cyprianus, Thascius Cäcilius, der wichtigste der lateinischen Kirchenväter, geb. um 200 zu Karthago, wurde 245 Christ, und machte sich dadurch bei den Heiden viele Feinde. Seiner Verdienste wegen ward er 248 Bischof von Karthago. Als Kaiser Decius auf das Heftigste die Christen verfolgte, mußte C. sich einige Zeit von seiner Gemeinde entfernen, doch behielt er auch in der Ferne deren Wohl im Auge. Im J. 251 kehrte er wieder zurück, trat in den novatianischen Streitigkeiten auf die Seite des Bischofs Cornelius, und verdammte den Diaconus Felicissimus. Seine Ansichten über das Ansehen des röm. Bischofs sind oft unrichtig aufgefaßt worden; C. sah zwar in ihm Petri Nachfolger und übertrug auf ihn die Vorstellung von der Repräsentation der Kircheneinheit in Petrus, aber er erklärte diese Repräsentation nur der Zeit nach für die erste, der die nachfolgenden durch die übrigen Apostel und ihre Nachfolger vollkommen gleichkämen. Daher trat er dem röm. Bischof Stephanus fest entgegen, als dieser im Streit über die Ketzertaufe oberrichterliche Autorität beanspruchte. Bei der Verfolgung unter Valerian im J. 257 wurde er nach Kuruba, 12 Stunden von Karthago verbannt, und als er dem obrigkeitlichen Befehle zuwider, in Karthago's Gärten gepredigt hatte, am 14. Sept. 258 in seiner Vaterstadt hingerichtet. Vgl. Huth „C.'s Lehre über die Kirche" (Hamb. 1839), **Rettberg**: „Th. C. Cyprianus, Bischof von Karthago, nach seinem Leben und Wirken dargestellt" (Göttingen, 1831). C.'s Schriften sind sehr gehaltvoll, namentlich seine Briefe, 83 an der Zahl, welche zuerst Rom, (1471, Fol.) und Venedig (1471) erschienen. Seine Opera erschienen zuerst von Erasmus herausgegeben (Basel 1520), und mehrmals von Grävius, (Köln 1544), von Latinius, (Rom 1563), von Morel, (Par. 1564; Antwerpen 1568 und öfter). Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Baluzzi (Par. 1726). Eine Handausgabe besorgte Goldhorn in der „Bibliotheca patrum eccles. lat. sel." herausgegeben von Gersdorf (Bd. 2 und 3, Leipz. 1838—39). Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris (1574, Fol., 1672 4), eine englische (Lond. 1717. Fol.), eine deutsche (4 Bde., München 1818).

Cyrenaika, eine Provinz der afrikanischen Landschaft Libyen, ein Küstenland am Mittelmeer, an der Nordküste Afrikas, zwischen Marmarika und der Wüste, hieß wegen seiner 5 größern Städte seit der Herrschaft der Ptolomäer auch Pentapolis, und bildet das heutige westliche **Barka** (s. d.) im Staate von Tripolis. Das Land war fruchtbar an Oel, Feigen, schönen Früchten, Korn und Vieh (namentlich war hier das Silphium, ein wohlschmeckendes und heilsames Staudengewächs, einheimisch), und wurde zuerst um 631 v. Chr. durch Colonisten aus Thera und Sparta bevölkert, welche von Battus dahin geführt wurden. Unter den Nachkommen desselben behielt es eine beschränkte königliche Regierung. Unter König Arcesilaus III. kam es an die Perser, und nach dem Tode Arcesilaus IV., der sich durch seine Gewaltthätigkeiten sehr verhaßt machte, verwandelte sich der Staat in eine Republik (514 v. Chr.). Handel und Schifffahrt, Künste und Wissenschaften blühten jetzt auf, und die Ruhe des glücklichen Landes wurde nur vorübergehend durch einige Tyrannen gestört, die die Herrschaft an sich zu reißen versuchten. Erst der Ue-

bermacht Alexanders des Großen unterwarf sich C. ohne Widerstand. Nach Alexanders Tode ward es eine Provinz Aegyptens, und blieb in den Besitz der Ptolomäer, bis es Apion, ein unechter Sohn des Ptolomäer Physkon, um 97 v. Chr. den Römern vermachte. Diese erklärten anfangs sämmtliche Städte für frei, zogen aber bald das Land wegen der innern Unruhen zu der Provinz Creta. Erst unter Konstantin dem Großen ward C. eine eigene Provinz mit dem Namen Libya superior. Schon unter Ptolomäus Lagi hatten sich viele Juden in C. niedergelassen, und mit der Zeit sehr stark vermehrt. Diese empörten sich unter Trajan, ermordeten über 200,000 Cyrinaiker und Römer, und konnten erst nach den äußersten Anstrengungen überwältigt werden. Das so verwüstete und entvölkerte Land erlag um so leichter den Nomaden- und Barbarenzügen des innern Afrika. Heuschrecken, Pest und Erdbeben halfen getreulich mit bei der Verwüstung des einst so blühenden Staates, die endlich im 7. und 8. Jahrhundert von den Sarazenen vollendet wurde. Bis in's 5. Jahrh. nach Chr. war C. ein Hauptsitz der Gnostiker, wie es im Alterthum als Pflanzschule der Cyrenaiker (s. d.) bekannt war. Das Land ist reich an merkwürdigen Ueberresten aus dem Alterthume.

Cyrenaiker, cyrenaische Philosophie und Schule, so benannt von Cyrene, einer spartanischen Pflanzstadt im nördlichen Afrika. Der Stifter dieser Philosophenschule war Aristipp (s. d.); von seinen Anhängern zeichneten sich aus: Theodor, Euemer, Hegesias und Anniceris.

Cyrene, jetzt Derne, westl. von Aegypten, wurde von den Phöniciern, welche sich schon seit dem 11. Jahrhundert v. Chr. in Afrika niedergelassen hatten, gegründet, und spielt im Alterthume eine wichtige Rolle. Unter den 5 Städten (Pentapolis) ist Cyrene eine Pflanzstadt von Sparta, an dessen Stelle jetzt Cayran oder Grenne in der Provinz Barka liegt. Uebrigens herrscht noch großes Dunkel über Cyrene. Folgende Schriften können verglichen werden: J. R. Pacho's „Relation d'un voyage dans la Marmarique, le Cyrénaïque etc.“ (Paris 1827, 3 Thle., 4.); de la Cella's „Viaggio da Tripoli di Barbarie alle frontieri occidentali dell' Egitto, fatto nel 1817“ (Genua 1819); der Brüder Beechy „Proceedings of the expedit. to explore the northern Coast of Africa“ (London 1828, 4.) Gesenius hat (zu Halle 1825, 4.) und Hamacker (Leyden 1825, 4.) eine Beschreibung der phönicischen und griechischen Inschrift, welche in den cyrenäischen Ruinen gefunden und nach Malta gebracht wurde, herausgegeben. Vgl. Trighe „Res Cyrenensium“ (herausgeg. von Bloch, Kopenh. 1828.)

Cyrillus von Jerusalem, geb. um 315 in der genannten Stadt, wurde 335 Diakon und 350 Bischof von Jerusalem, und war einer der bedeutendsten Kirchenväter. Mit seinem arianischen Metropoliten, Acacius von Cäsarea, gerieth er in einen Streit über Amtsrechte, da er kostbare Kirchenstoffe verkauft hatte, um die Armen während einer Hungersnoth zu unterstützen. Eine von Acacius in Cäsarea versammelte Synode entsetzte ihn 357 seines Amtes, aber die Kirchenversammlung von Seleucia 359 stellte ihn wieder her und vertrieb seine Verfolger. Im nächsten Jahre gelang es dem Acacius, ihn abermals aus seiner Würde zu vertreiben. Er wurde zwar vom Kaiser Konstantinus zurückberufen, vom Kaiser Valerius aber zum dritten Male verbannt. Erst nach des Letztern Tode konnte er nach Jerusalem zurückkehren. Das Concilium von Konstantinopel im J. 381, dessen Wortführer er war, bestätigte ihn und widerlegte zugleich den Ruf des Semiarianismus, in dem er früher gestanden hatte. Er starb 386. Seine noch vorhandenen 23 Katechesen enthalten die älteste und treueste Darstellung der Glaubenslehren seiner Zeitgenossen, und sind in einem einfachen Style geschrieben. Die besten Ausgaben derselben sind von Th. Milles (Oxford 1703, Fol.) und von A. A. Touttée (Paris 1720, Fol.).

Cyrillus von Alexandrien, Kirchenvater, wurde von seinem Oheim, dem Patriarchen Theophilus von Alexandrien, erzogen und lebte dann 5 Jahre in den Klöstern von Nitria, wo er den Unterricht des Abts Serapion genoß. Später kam er nach Alexandrien zurück, wo seine einnehmende Gestalt und sein schöner Vortrag ihm soviel Anhänger erwarb, daß er nach seines Oheims Tode 412 zum Patriarchen gewählt wurde. Er war

ein herrschsüchtiger, gewaltthätiger Priester. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhr Christenblut geflossen war, zu bestrafen, zerstörte er an der Spitze des Pöbels ihre Häuser und trieb sie aus der Stadt; ließ auch den Präfecten von Aegypten, der über diese Gewaltthat Klage führte, von 500 Mönchen auf der Straße überfallen. Er ließ Hypatia, die gelehrte Tochter des Mathematikers Theon, ermorden, die durch den Beifall, den ihr Unterricht in der Geometrie und Philosophie fand, seine Eifersucht erregt hatte, wie er schon 403 mit seinem Oheim eine Hauptursache der Verurtheilung des Chrysostomus gewesen war. Auch mit dem neuen Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius (s. d.), begann er Streit über die Verbindung der zwei Naturen in Christo, und setzte denselben 431 auf der Kirchenversammlung zu Ephesus ab, weshalb ihn Theodosius seiner Stelle entsetzen ließ. Hierdurch erbittert brachte er alle Mönche am Hofe auf seine Seite und bewirkte durch Machinationen, daß er seine Stelle wieder erhielt. Mehrere Uebertreibungen in seinen religiösen Glaubenslehren nahm C. zurück, um den Patriarchen Johannes von Antiochien zu versöhnen. Aber aus dieser Nachgiebigkeit entstanden nach C.'s Tode (444) die monophysitischen Streitigkeiten, welche so viel Unheil anrichteten. C.'s Schriften bestehen in Commentaren über mehrere Bücher der Bibel, Predigten, welche noch jetzt in der griechischen Kirche ihr Ansehen behaupten, und Streitschriften, in denen sophistische Dialektik vorherrschend ist. Seine Werke in griechischer und lateinischer Sprache wurden von Aubert herausgegeben (Paris 1638, Fol.).

Cyrill, Bekehrer der slavischen Völker, geb. zu Thessalonich, ward zu Konstantinopel Priester, woher auch sein Name Konstantin der Philosoph. Unter dem griech. Kaiser Michael III. ging er, nachdem er zum Priester geweiht worden, zu den Chazaren am kaspischen Meere, wo er Viele und selbst den Khan bekehrte. Später wurde er auf Verlangen des heidnischen Bulgarenfürsten Boris von dem griech. Patriarchen zu diesem geschickt und taufte ihn im J. 860. Im J. 863 rief ihn der Fürst Rastislav nach Mähren, um hier das Christenthum zu verbreiten und den Gottesdienst in slavischer Sprache anzuordnen. Sein Bruder Methodius, der ihn zu diesem Geschäfte begleitet hatte, wurde Bischof von Ollmütz, während C. diese Würde zu Wellehrad erhielt. Im J. 867 berief ihn der Papst nach Rom, um sich zu rechtfertigen, weshalb er den Gottesdienst in slavischer, und nicht in lateinischer Sprache angeordnet hätte. Er vertheidigte sich zur Zufriedenheit des Papstes, wurde von demselben in seiner Würde bestätigt und nahm den Namen Cyrill und die Mönchsgelübde an. Später kehrte er noch ein Mal nach Rom zurück und starb daselbst 868. Sein Bruder Methodius starb 900. Beide werden als Schutzpatrone von Böhmen verehrt, und machten sich um ihre Zeitgenossen verdient durch die Uebersetzung des neuen Testaments, der Psalmen und der griechischen Kirchenbücher, welche noch jetzt in der griechischen Kirche ihr Ansehen behaupten. Cyrill erfand die altslavonischen Schriftzüge, das sogenannte cyrillische Alphabet, worin er seine Uebersetzungen niederschrieb. Außerdem schrieb C. Fabeln in griechischer Sprache, welche unter dem Titel: „Speculum sapientiae" öfter gedruckt wurden, aber zu den bibliographischen Seltenheiten gehören. Vgl. „Cyrill und Method, der Slaven Apostel" von J. Dobrowsky (Prag 1824) und Richter „Cyrill und Method" (Olmütz 1825).

Cyrus, der Gründer der persischen Monarchie, war der Sohn des Persers Kambyses und der Mandane, Tochter des medischen Königs Astyages. Durch die Auslegung eines Traums, als ob ihn sein Enkel vom Throne stürzen werde, beunruhigt, gab Astyages Befehl, denselben alsbald nach seiner Geburt umzubringen. Ein mitleidiger Hirt zog ihn auf, und nannte ihn Cyrus. Zum Herrscher in einem jugendlichen Spiele gewählt, ließ C. den Sohn eines vornehmen Mannes züchtigen, der ihn beim Könige verklagte; dieser aber wurde durch die kühnen Antworten des Knaben zu weiterer Nachforschung bewogen, und entdeckte seinen Ursprung. Nunmehr durch die Magier beruhigt, überantwortete er C. seinen Aeltern in Persien, von wo er bald mit einem mächtigen Heere zurückkehrte, und Astyages überwand (560 v. Chr.). Gleichergestalt besiegte er den Krösus, König der Lydier, und Nabonid, den Herrscher Babylons; Phönicien und Palästina wurden von ihm unterworfen,

und der Mächtige herrschte in Asien vom Hellespont bis nach Indien. Ungerecht bekriegte er Tomyris, die Königin der Massageten, und verlor, nachdem er in der ersten Schlacht durch List gesiegt, in der zweiten das Leben (529 v. Chr.). Ihm folgte sein Sohn Kambyses. Was Xenophon in seiner „Cyropädie" von der Erziehung und späteren Handlungsweise des C. erzählt, ist nur ein Roman, da Xenophon, ohne Rücksicht auf historische Wahrheit, in dem C. das Muster eines weisen Regenten darstellen wollte. — Ein anderer Cyrus, gewöhnlich der Jüngere genannt, war der jüngste Sohn des Darius Nothus und schon im 16. Jahre Oberherr der Provinzen Kleinasiens. Gegen seinen Bruder und des Vaters Nachfolger, Artaxerxes Memnon, stiftete er eine Verschwörung; doch begnadigte ihn der Bruder. Dessenungeachtet bekriegte er, in Verbindung mit griech. Hülfsvölkern, seinen Bruder auf's Neue, ward aber (400 v. Chr.) von diesem in den Ebenen von Kunara geschlagen und getödtet. Auch das Leben und die Schicksale dieses C. hat Xenophon in dem ersten Buche seiner „Anabasis" vollständig erzählt.

Cyzicus oder Cyzicum, eine Stadt in Mysien, auf einer Landzunge des Propontis gelegen und im Alterthum ihrer Schönheit wegen berühmt, wurde von thessalischen Pelasgern gegründet. Von Mithridates belagert, widerstand sie kühn, bis sie von Lucullus entsetzt wurde. Der Kaiser Tiberius entzog ihr die ihr bis dahin von den Römern gestattete Freiheit, demungeachtet blühte sie durch Handel und Schifffahrt noch geraume Zeit; erst mehrere Erdbeben, namentlich das im J. 443 n. Chr. und die Eroberung durch die Araber 675 n. Ch. zerstörte ihre frühere Größe und Pracht. Vgl. Marquardt „C. und sein Gebiet" (Berl. 1836.)

Czacki, Tadeusz, ein berühmter polnischer Literat, geb. zu Poryck in Volhynien am 28. Aug. 1765, hatte das Unglück in früher Jugend der Sorgfalt seiner Eltern entzogen zu sein, indem sein Vater in russischer Gefangenschaft war und seine Mutter über den Verfall des Vaterlandes in Wahnsinn verfiel. Ein Oheim, der sich seiner annahm, mußte ebenfalls vor den Feinden Polens nach Danzig flüchten. Später kehrte der junge C. in's väterliche Haus zurück, zog die Aufmerksamkeit des Königs Stanislaus Augustus auf sich und dieser übertrug dem 20jährigen Jüngling eine Stelle beim Hofgericht in Warschau und zugleich die Ordnung des geheimen Kronarchivs, wodurch C. zu einem genauen Studium der polnischen Geschichte geführt wurde. Auf dem Reichstage von 1788 wurde er in Folge von mehreren Vorschlägen in Bezug auf die Finanzen Polens zum Mitglied der Schatzkammer ernannt und bereiste jetzt mehrere Theile des Landes, um die Mittel zur Hebung der vaterländischen Industrie und zur Belebung des Handels genauer zu erforschen. Ein Resultat dieser Reise war eine genaue Karte der Flußverbindungen Polens, auch beschäftigte ihn die Schifffahrt auf dem Dnjestr. Als eifriger Anhänger der Constitution vom 3. Mai 1791 ward er von der Commission mit der Berichterstattung an den Senat beauftragt. Bei allen diesen Angelegenheiten vernachlässigte er aber auch das Studium der polnischen Geschichte nicht. Mit vieler Mühe und großen Kosten hatte er auf seinem Gute zu Poryck eine bedeutende Bibliothek zusammen gebracht. Bei der zweiten Theilung Polens wurden seine Güter confiscirt und er dadurch dem äußern Elend preisgegeben. Er bewarb sich deshalb um eine Professur an der Universität Krakau und begleitete sie mehrere Jahre lang ehrenvoll. Paul I., zu dessen Krönung er sich als Deputirter des volhynischen Gouvernements nach Moskau begab, gab ihm seine Güter wieder zurück und wollte ihn zum Senator ernennen, was C. aber ausschlug. Von jeher war es eine seiner Hauptbestrebungen gewesen, den öffentlichen Unterricht in den alt polnischen Provinzen zu heben. Als sein darauf bezüglicher Plan den Beifall Kaiser Alexander's gefunden, errichtete er das Gymnasium zu Krzemieniec, ließ sich selbst an dem Orte nieder und hatte den bedeutensten Einfluß auf das rasche Aufbluhen dieser Anstalt. Er strebte besonders dahin, in der Jugend Liebe und Anhänglichkeit an die polnische Volksthümlichkeit zu erwecken, erregte aber dadurch die Besorgniß der Regierung, ward 1807 nach Petersburg gebracht und wegen angeblicher Verführung der Jugend zur Untersuchung gezogen. Es gelang ihm, sich vor dem Kaiser gänzlich zu rechtfertigen, der ihn huldvoll entließ und ihn zum Stellvertreter

des Fürsten Czartoryisky, des Curators des öffentlichen Unterrichts, ernannte. Eine neue Untersuchung, die er 1810 bestehen mußte, endigte zwar ebenfalls ehrenvoll für ihn, doch bald nöthigte ihn der Krieg von 1812 die Anstalt aufzulösen und sich in das Gouvernement Podolien zu begeben. Er starb zu Dubno am 8. Febr. 1813. Seine Schriften geben von seiner umfassenden Gelehrsamkeit Zeugniß, sind aber in zu gedrängter und deshalb unklarer Sprache abgefaßt. Seine werthvollen Sammlungen kamen in den Besitz des Fürsten Czartoryisky nach Pulawy.

Czakot heißt eigentlich die Mütze der ungarischen Husaren, gegenwärtig eine in fast allen Heeren eingeführte Kopfbedeckung, die aber im Allgemeinen höchst unzweckmäßig genannt werden muß.

Czapka, ursprünglich die viereckige Mütze der polnischen Uhlanen, jetzt die für diese Waffen allgemein angenommene Kopfbedeckung.

Czarniecki, Stefan, ein berühmter polnischer Feldherr, 1599 aus einem alten aber wenig begüterten Geschlechte geboren, trat früh in das polnische Heer ein, hatte es aber demungeachtet in seinem 35. Jahre erst bis zum Lieutenant gebracht. Seine erste Auszeichnung erwarb er sich 1633 während des Zugs, den König Wladislaw IV. gegen den Czar Michael Feodorowitsch unternahm; darauf focht er als Rittmeister der Husaren unter Mikolaj Potocki gegen die ukrainischen Kosacken, und als Oberst des Wojwoden Stanislaus Lubomirski gegen die Tartaren. Nach dem Ausbruch des Kosackenaufstandes von 1648 zog er mit Stephan Potocki gegen Chmielnicki, wurde aber bei der Niederlage der Polen an den gelben Gewässern gefangen, den Tartaren ausgeliefert und erst nach 2 Jahren wieder freigegeben. Kaum war dies geschehen, so nahm er wieder Theil an dem Kampfe gegen die Kosacken und trug viel zu dem Siege über dieselben bei Beresteczko bei. Als darauf die Kosacken das ganze polnische Heer bei Batow vernichtet hatten, ward C. in die Ukraine geschickt, wo er aber bald gefährlich verwundet wurde und seine glücklich begonnenen Pläne unausgeführt lassen mußte. Als aber im J. 1655 der schwedische König Karl Gustav in Polen einfiel und den König Johann Casimir nöthigte, nach Schlesien zu fliehen, eilte C. zur Rettung Krakau's herbei besetzte das Schloß und räumte es erst, als gänzlicher Mangel an Lebensmitteln den Widerstand unmöglich machte. Darauf sammelte er die polnischen Heerhaufen, begann die Schweden in kleinem Kriege anzugreifen, setzte nach der für die Polen unglückliche Schlacht bei Warschau im J. 1656 den Krieg mit 5000 Tartaren allein fort und führte endlich den König von Danzig nach Polen zurück. Währenddem war der König von Dänemark, Friedrich III., in die schwedischen Besitzungen in Deutschland eingefallen, um Karl Gustav aus Polen zu ziehen, und C. drang zur Unterstützung der Dänen nach Pommern ein und vertrieb die Schweden von der Insel Alsen. Ein Einfall der Russen in Polen nöthigte C., den Feldzug in Deutschland bald wieder aufzugeben. Er eilte nach Lithauen und erfocht hier am 27. Juli 1660 den blutigen Sieg bei Polonka; wendete sich dann gegen die Kosacken, denen er mehrere feste Plätze wegnahm und konnte auf dem vom König inzwischen ausgeschriebenen Reichstage im Triumphzug die Siegstrophäen, worunter 150 eroberte Fahnen und 26 Gefangene von Bedeutung, dem König überreichen. Er empfing dafür den öffentlichen Dank und den erblichen Besitz der Grafschaft Tykocin mit Bialistock und dessen Umgebung. Nach dem Reichstage kehrte er zum Heere zurück und starb während des glorreichen Kampfes gegen die Kosacken im J. 1664.

Czartoryiski-Sanguszko, eine berühmte polnische Familie aus dem Geschlechte der Jagellonen. Ihr Ahnherr ist Korygiell von Tschernigow. der in der griechischen Taufe Constantin, in der katholischen, Casimir genannt wurde und 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel. Lubard, Korygiell's jüngster Bruder, in der Taufe Theodor genannt, besaß Luzk in Volhynien und wurde der Ahnherr der Fürsten Sanguszko, die, nachdem sie von dem Städtchen Czartoryisk den Namen C. sich beigelegt, im 17. Jahrh. die deutsche Reichsfürstenwürde erhielten und darin 1780 von Joseph II. bestätigt wurden. Eine jüngereLinie, Czartoryisky-Klewan, starb 1810 mit dem Fürsten Clemens in

der männlichen Linie aus. Merkwürdig sind: Michael Friedrich von C., geboren 1695, gestorben als Großkanzler von Lithauen 1775. Er hielt es während der polnischen Unruhen mit den Russen und trug nicht wenig zur Theilung Polens bei, schenkte aber doch allen seinen Unterthanen die Freiheit. — August Alexander C., der jüngere Bruder des Vorigen, war gerade das Gegentheil von seinem Bruder und bildete sich eine große Partei um den polnischen Thron für sich oder seinen Sohn zu erlangen. Bekanntlich wurde Poniatowski, der erklärte Günstling der Kaiserin Katharina, vorgezogen, woraus eine geheime Feindschaft zwischen C. und Poniatowski erwuchs. Er starb zu Warschau den 4. April 1782. — Adam Casimir, Fürst von C., des Vorigen Sohn geb. zu Danzig am 1. Dec. 1731, ward im väterlichen Hause erzogen, und bereiste dann mehrere Länder Europas. Nach seiner Rückkehr trat ihm sein Vater die Generalswürde von Podolien ab. Seine hohe Geburt, sein unermeßlicher Reichthum, ausgebreitete Kenntnisse und ein ausgezeichneter Verstand, schienen ihm in den stürmischen Ereignissen seines Vaterlandes einen bedeutenden Einfluß zu sichern; demungeachtet hielt ihn ein launenhaftes Geschick fortwährend in untergeordneten Verhältnissen. Seine Bewerbungen um die polnische Krone scheiterten zu Gunsten Poniatowski's. Im Jahre 1781 ward er Marschall des Obertribunals von Lithauen und zeichnete sich auch hier durch unbeugsame Rechtlichkeit aus. Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Könige veranlaßten ihn, österreichische Dienste in Gallizien zu nehmen; demungeachtet war er auf dem polnischen Reichstage von 1788—91 ein thätiger Anhänger der Constitution vom 3. Mai 1791. Während dieser Zeit erhielt er eine außerordentliche Sendung nach Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen und ging dann nach Wien um die Vermittelung und den Schutz des Kaisers gegen die Absichten Rußlands zu erbitten. Beide Sendungen waren fruchtlos und als der König Stanislaus der Conföderation von Tragowicza beitrat, zog er sich auf seine Güter zurück und lebte hier und abwechselnd in Wien ohne an den Unruhen von 1794 unmittelbaren Antheil zu nehmen. Demungeachtet wendete der Fürst Repnin, Gouverneur von Lithauen, nur mit Mühe die Confiscation seiner Güter ab, die unter Sequestration gestellt wurden, während seine beiden Söhne gleichsam als Geißeln nach Petersburg wandern mußten. Mit Paul I. Thronbesteigung hörten diese Verfolgungen auf und Alexander ernannte ihn zu seinem Minister. Napoleon machte ihn zum Marschall des polnischen Reichstags und C. brachte die Conföderation von 1812 zu Stande, deren Acte er zuerst unterschrieb. Im Jahre 1815 begab sich C. an der Spitze einer Gesandtschaft nach Wien und hatte wesentlichen Einfluß auf Abfassung der von Alexander den Polen gegebenen Verfassungsurkunde. Der Kaiser ernannte ihn zum Senator-Palatinus, C. zog sich aber auf seine Güter zurück und starb zu Sieniawa in Gallizien am 19. März 1823. — Seine Gemahlin Elisabeth, geborne Gräfin von Flemming, geboren zu Warschau 1744 ebenso berühmt durch ihren Patriotismus, wie durch ihre Schönheit und ihren Geist, lebte nach dem Tode ihres Gemahls zu Pulawy, dessen schöne Gärten zum Theil ihr Werk sind und wo sie Volksschulen, Fabriken und in dem sogenannten Tempel der Sybille die berühmte Sammlung polnischer Alterthümer begründete. Sie brachte der polnischen Nationalerhebung die uneigennützigsten Opfer, zog sich aber nach dem unglücklichen Ausgange der Revolution von 1830 nach Wysock in Gallizien einer Besitzung ihrer Tochter der Herzogin von Würtemberg, zurück, wo sie am 17. Juni 1835 starb. Mit Delille hatte sie in vertrautem Briefwechsel gestanden und war selbst in polnischer Sprache als Schriftstellerin aufgetreten mit „Verschiedene Ideen über die Art Gärten anzulegen" (Bresl. 1807), und „Der Pilger von Dobromil" (Warsch. 1818). — Ihre Tochter, Maria Anna, geboren am 15. März 1768, vermählte sich 1784 mit dem Herzog Ludwig von Würtemberg, wurde aber 1794 wieder von ihm geschieden und lebte seitdem in Wien. Sie ist Verfasserin des trefflichen Romans „Malwina" (Warsch. 1818). — Adam, Fürst von C., ältester Sohn des Vorigen, geboren am 14. Jan. 1770, erhielt im väterlichen Hause eine treffliche Erziehung und vollendete seine Bildung auf der Universität Edinburg und zu London. Schon in dem Freiheitskampfe Kosciuszko's zeichnete er sich so rühmlich aus, daß ihn der Feld-

herr auf dem Schlachtfelde mit dem Verdienstorden schmückte. Nach der letzten Theilung Polens im Jahre 1795 ward er mit seinem Bruder Constantin als Geißel nach Petersburg geschickt, wo er mit dem jungen Großfürsten Alexander in freundschaftliche Beziehungen trat. Er ward Gesandter am sardinischen Hofe und nach Alexanders Thronbesteigung Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Auf diesem ihm vielfach beneideten Posten benahm er sich so gerecht und besonnen, daß er bald seine Neider in Freunde verwandelte. Seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er den mit seinem Posten verbundenen Gehalt für ärmere Staatsdiener der Reichscasse überließ. Seine Politik ging dahin, Rußland in Frieden zu erhalten, um seinem, dem großen russischen Staatskörper einverleibtem Vaterlande Zeit zu gönnen, seine nationelle Gestaltung zu vollenden. Am 11. April 1805 unterzeichnete er im Namen Rußlands mit Großbritanien einen Vertrag, dem zunächst Oesterreich und dann Bayern beitrat, von welchem das Letztere aber sofort wieder zurücktrat und sich an Frankreich anschloß, als österreichische Truppen in Bayern einfielen. C. nahm hierauf seine Entlassung und lebte kurze Zeit auf seinen Gütern in Polen; doch schon am 2. Dec. 1806 in der Schlacht bei Austerlitz war er wieder an Alexanders Seite, wie er auch in dem Feldzug von 1807 des Kaisers beständiger Begleiter war. Nach dem Tilsiter Frieden zog er sich fast ganz von allen Geschäften zurück und wohnte nur selten den Sitzungen des Staatsraths bei. Uebrigens zeigte er bei mehr als einer Gelegenheit, daß seine Anhänglichkeit an den russischen Thron nur der Person des Monarchen gelte und nahm von alle den Auszeichnungen womit ihn der Kaiser belohnen wollte, später nur den polnischen weißen Adlerorden an. Kurz vor Ausbruch des Kriegs mit Frankreich sprach er im russischen Reichsrathe mit hinreißender Beredtsamkeit zu Gunsten seiner unglücklichen Nation und der Kaiser zürnte ihm so wenig wegen seiner freien entschiedenen Sprache, daß er wieder in seiner nächsten Umgebung weilen und ihn auch 1814 nach Paris begleiten mußte. Demungeachtet wurde nicht C., sondern Zajonczek (s. d.) zum Statthalter in Polen ernannt, der erstere erhielt 1815 die Würde eines Senator-Palatin des Königreichs und vermählte sich 2 Jahre später mit der jungen und geistreichen Prinzessin Anna Sapieha. Mit Freimüthigkeit sprach er auf dem ersten Reichstage als Mitglied der Senatorenkammer von den Vortheilen constitutioneller Verfassungen und suchte als Curator der Universität Wilna, die polnische Nationalität zu erhalten und zu heben. Als aber die Ränke des berüchtigten Nowosilzow's in der bekannten Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe einiger Studirenden, die Würde der Universität mit Füßen trat, nahm er seine Entlassung als Curator und lebte zurückgezogen von allen Geschäften auf seinem Landsitze Pulawy den Wissenschaften. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 widmete er sich von Neuem wieder dem Dienste des Vaterlandes. Auf Lubecki Ansuchen trat er dem von diesem gebildeten Administrationsrathe in Warschau bei und gehörte zu denjenigen, welche den Cesarewitsch jenseit der Barrieren von Warschau den Wunsch des Volkes vorlegten, daß die Constitution des Reichs in ihren ganzen Umfange aufrecht erhalten und das frühere Versprechen des Kaisers erfüllt werden müsse, alle von Rußland erworbenen Provinzen des alten polnischen Reichs wieder mit demselben zu vereinigen. Bald darauf wurde er zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt und berief den Reichstag auf den 18. Dec. 1830. Als er am 30. Januar 1831 zum Vorsitz der Nationalregierung berufen wurde, brachte er dem Vaterlande mehr als die Hälfte seines Vermögens zum Opfer, legte aber nach den Gräueltagen vom 15. und 16. August 1831 sein Amt nieder und diente als gemeiner Soldat in dem Corps des General Romarino, bis dieser im Sept. 1831 auf österreichisches Gebiet übertrat. Auch C. verließ jetzt Polen, begab sich nach London und lebt jetzt in Paris, fortwährend auf das Uneigennützigste für seine heimathlosen Landsleute wirkend, obgleich er als das angebliche Haupt der aristokratischen Partei der Emigranten in mancherlei Mißhelligkeiten verwickelt wurde. Seine Güter in Polen und Rußland wurden verheert und confiscirt und mehrere im Frühjahr 1841 zu Ansiedelungen von Militärcolonieen bestimmt. In Folge der Vorfälle zu Krakau im Febr. und März 1846 und den von C. zu Paris ausgesprochenen Ansichten darüber, belegte die österreich. Regierung auch seine in Gallizien gelegenen Güter mit Sequester.

Czaslau, die Hauptstadt des nach ihr benannten südöstlichen Kreises des Königreichs Böhmen, liegt zehn Meilen östlich von Prag und hat 3500 Einw., welche Landbau, Salpetersiedereien und städtische Gewerbe treiben. In C. ist das Grab des 1414 gestorbenen Hussitenanführers Ziska. Noch eine größere Bedeutung hat die Stadt durch die Schlacht gewonnen, welche am 17. Mai 1742 im ersten schlesischen Kriege unweit davon bei dem 1 Stunde nördlich gelegenen Chotusitz geschlagen wurde und häufig nach dem letzten Orte genannt wird. Verlassen von seinen französischen und sächsischen Verbündeten sah sich Friedrich II. genöthigt Mähren zu räumen und sich nach Böhmen zurück zu ziehen. Es mußte ihm daher eine Schlacht sehr wünschenswerth sein, die noch dazu im Fall eines Sieges den Schluß der schon lange gepflogenen Friedensunterhandlungen zu beschleunigen versprach. Er verlegte daher den ihm nachrückenden Prinzen Karl von Lothringen den Weg nach Prag und dieser bot ihm wirklich am 17. Mai Morgens die Schlacht an. Die Oesterreicher zählten 21,000 Mann Infanterie, 10,000 Reiter und 40 Geschütze, die Preußen 20,000 Mann Infanterie, 8400 Reiter und 80 Geschütze. Am Tage zuvor hatte Prinz Karl einen scheinbaren Vortheil über die Preußen errungen, indem er durch die Aufstellung seiner leichten Truppen den Erbprinzen von Dessau vom König trennte; doch benutzte er diesen Vortheil so wenig, daß am andern Morgen Friedrich II. seine gesammten Streitkräfte ungehindert vereinigen konnte. Nach Beginnen der Schlacht zeigte sich bald die Uebermacht der Oesterreicher. Schon war der linke Flügel der Preußen zum Weichen gebracht, als das vorzeitige Plündern der Oesterreicher dem Erbprinzen von Dessau Zeit gab das Treffen wieder herzustellen. Ein furchtbarer Kampf entstand um den Besitz von Chotusitz, das endlich von den Oesterreichern in Brand gesteckt wurde; aber um Mittag war die Schlacht entschieden, die Oesterreicher auf allen Punkten durchbrochen und zum Rückzug genöthigt. Der Verlust von beiden Theilen war bedeutend; die Preußen zählten 4000 Todte, Verwundete und Gefangene, die Oesterreicher über 6000. Friedrich II. behielt C. und die Umgegend bis Ende Mai besetzt, worauf am 11. Juni zu Breslau die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden.

Czech, (der Fabel nach) erster Herzog von Böhmen, lebte wahrscheinlich (wenn er je existirte) um 550. Er war Anführer der Czechen, eines aus Croatien stammenden Volkes, welches im Jahre 550 Böhmen besetzte und bevölkerte, und denen er wahrscheinlich den Namen gab. In Böhmen und Mähren machen ihre Nachkommen die Mehrzahl der Bewohner aus; sie sollen 2,300,000 Köpfe stark sein. Sie sind die cultivirtesten der Slaven.

Czelackowsky, Franz Ladislaw, böhmischer Dichter und Sprachforscher, geboren am 7. März 1799 in dem böhmischen Städtchen Strakonice, lernte frühzeitig deutsch, besuchte später die Gymnasien zu Budweis und Pisek, dann die Lyceen zu Linz und Prag und sollte sich nach dem Wunsche seiner Eltern dem geistlichen Stande widmen. Da die damals auftauchenden Nationalbestrebungen auch ihn lebendig ergriffen hatten, nahm er 1821 die Stelle eines Erziehers in einem adeligen Hause an, um sich mit Muße seinen literarischen Neigungen hingeben zu können. Besonders widmete er sich der Poesie und Sprachkunde. In der letzteren war ihm Dobrowsky (s. d.) Lehrer und Rathgeber; in der Poesie wandte er sich der volksthümlichen Richtung zu und erwarb sich bald durch seine „Sammlung slavischer Volkslieder" (3 Bde., Prag 1822—27) einen geachteten Namen. Gleichzeitig erschienen seine „Vermischten Gedichte" (Prag 1822; neue verm. Aufl. 1830). Dann lieferte er eine „Sammlung lithauischer Volkslieder" (Prag 1827) und im folgenden Jahre eine metrische Uebersetzung von Walter Scotts „Lady of the Lake". Im Jahre 1828 übernahm er die Mitredaction der vom Prager Consistorium herausgegebenen Vierteljahrsschrift für die katholische Geistlichkeit und seit 1831 die alleinige Redaction der Prager „Böhmischen Zeitung" und der damit verbundenen belletristischen Zeitschrift „Die Biene". Zugleich begann er an der Prager Hochschule Vorlesungen über czechische Sprache und Literatur. Ein polemisirendes Gedicht gegen Kaiser Nicolaus verwickelte ihn 1835 in eine Untersuchung, in Folge deren er seine provisorische Professur so wie die Redaction der Böh-

mischen Zeitung und der Biene verlor und unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Dieses Schicksal erhob ihn in der öffentlichen Meinung und der verstorbene Fürst Kinsky ernannte ihn zu seinem Bibliothekar mit einem ansehnlichen Gehalte. Im Juli 1840 ernannte ihn die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag zu ihrem Mitgliede und im November 1841 wurde er als Professor der slavischen Sprache und Literatur nach Breslau berufen. Außer seinen obengenannten Schriften gab er noch eine Uebersetzung von Augustinus Werke „De civitate Dei" (5 Bde., Prag 1829—33), den „Nachhall russischer Volkslieder" (Prag 1829) eine Sammlung von Dichtungen, welche ihre Originalien nicht selten an Anmuth und Einfachheit übertreffen, ferner den „Nachhall böhmischer Volkslieder" (Prag 1840) und die „Centifolie" (Prag 1840) heraus. Seit 1835 beschäftigte ihn besonders die Bearbeitung einer „Vergleichenden slavischen Grammatik nach allen Mundarten." C. ist besonders ausgezeichnet in dem naiven, gemüthlichen im Volksthume gehaltenen Liedchen.

Czenstochau oder Czenstochowa, ein Kloster vom Orden des heiligen Paul des Eremiten im Gouvernement Kalisch im gegenwärtigen Königreich Polen, als Wallfahrtsort in allen slavischen Ländern seit alten Zeiten hochberühmt, liegt auf einer die Gegend beherrschenden Anhöhe an der Warthe, dem Klarenberge, Jasnagora genannt, nicht weit von der schlesischen Grenze. In der reich dotirten Klosterkirche befindet sich das berühmte schwarzbraune Marienbild, wahrscheinlich byzantinischen Ursprungs, das nach der Sage von Lucas selbst gemalt, ehemals im Besitz der heiligen Helena war, dann durch den russinischen Fürsten Laon nach Belz in Gallizien kam und endlich 1382 vom Herzog Wladislaw von Oppeln, der das Kloster zu C. gründete, hierher gebracht wurde, um es vor den Tartaren zu schützen. Im Jahre 1430 wurde das Kloster von den Hussiten geplündert und das Marienbild geraubt, soll aber nachher auf wunderbare Weise zurück gebracht worden sein. Um es zu schützen wurde das Kloster mit einer hohen Mauer umgeben und mit Geschützen versehen. Im Jahre 1655 belagerte der schwedische König Karl Gustav 38 Tage lang das Kloster vergeblich; später verlor es seine militärische Wichtigkeit, nachdem es 1702 von den Oesterreichern, 1806 von den Franzosen, 1809 und 13 von den Russen belagert und erobert worden war. Im letztgenannten Jahre kam es an Rußland, worauf Kaiser Alexander die Festungswerke abtragen ließ. Am Fuße des Berges liegen die beiden Städtchen Alt- und Neuczenstochau, deren Einwohner sich durch den Handel mit Heiligenbildern und Amuletten ernähren.

Czerny, Georg, eigentlich Karadjordje, d. i. schwarzer Georg, Petrowicz, Anführer der Serbier im Kampfe für ihre Freiheit, wurde 1770 in der Nähe von Belgrad geboren, verlor früh seinen Vater und ernährte darauf seine Familie durch Ackerbau und Viehzucht. Schon als Jüngling zeigte er seinen Haß gegen die Unterdücker des Vaterlandes, durch die Ermordung eines Türken, der sich in sein Haus eingedrängt hatte. Die Furcht entdeckt zu werden, trieb ihn in die Berge, wo er einen Haufen Gleichgesinnter um sich sammelte und gegen die Unterdrücker als Räuberhauptmann zu Felde zog. Beim Ausbruch des österreichisch-türkischen Kriegs trat er in österreichische Dienste und stieg bis zum Feldwebel. Nach dem Frieden kehrte er in sein Dorf zurück ward aber hier 1801 von einer Bande Janitscharen in seiner Wohnung überfallen und entkam ihnen nur durch die Flucht. Nachdem er seine Knechte bewaffnet hatte, kehrte er zurück, tödtete den größten Theil der Türken, ging dann von Neuem in die Berge, wo sein Anhang sich mit jedem Tage vermehrte. Während er selbst beim Großsultan Klage führte über das Benehmen der Janitscharen und der türkischen Behörden und die Bewaffnung der Serbier als eine nothwendige Folge des gesetzwidrigen Benehmens der gegen den Sultan selbst ungehorsamen Türken darstellte, verstärkte er eifrig sein kleines Heer, das bald bis zu 30,000 Mann anwuchs. Die Pforte billigte anfangs das Betragen der Serbier und bewilligte ihnen eine 9jährige Befreiung von allen Abgaben. Als aber C. den Kampf gegen die Pforte selbst begann, weil diese sein Verlangen, Serbien unter einem griechischen Hospodar zu einem selbständigen Fürstenthum zu erheben, verweigerte; als C. die Festung Sabacz im Dec. 1804 eroberte, Belgrad ein-

schloß und einen Congreß nach Semendria zu Berathung der serbischen Angelegenheiten berief; da schickte der Sultan den Bekir-Pascha mit 6000 Mann ab um beide Theile zum Frieden zu zwingen. Die Hinterlist des Pascha, C. durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, mißlang. Von Rußland unterstützt, eroberte im Gegentheil C. im Dec. 1806 Belgrad und zwang am 8. Juli 1808 die Pforte zu dem Waffenstillstande zu Slobosje. Hierauf ward er vom Volke zum Oberhaupt erwählt, von der Pforte als Fürst von Serbien anerkannt und von Rußland zum Generallieutenant im russischen Heere ernannt. So lange der russische Schutz dauerte, blieb Serbien unangefochten in seiner Unabhängigkeit. Als jenes aber, von Frankreich angegriffen, 1812 Serbien sich selbst überlassen mußte, begann der Kampf von Neuem und wurde schon nach 4 Monaten zu Gunsten der Türken entschieden. C. floh nach Rußland, lebte dann einige Zeit in Oesterreich und kehrte 1817 nach Serbien zurück, nach Einigen um verborgene Schätze zu holen, nach Andern um einen neuen Aufstand zu organisiren. Unterdessen hatte die serbische Nation bereits durch Milosch Obrenowicz ihre Freiheit errungen und da C. dem Letzteren als Nebenbuhler gefährlich schien, wurde er von seinen eignen Landsleuten meuchlings ermordet. — Sein zweiter Sohn, Alexander Karadjordjewicz, geboren 1806, wurde in Rußland erzogen, trat später in russische Dienste und kehrte erst nach dem Sturze des Fürsten Milosch nach Serbien zurück, wo er Adjutant des Fürsten Michael wurde. Nach Vertreibung der Familie Obrenowicz wurde er im Sept. 1842 auf Veranlassung der Häupter der Insurrection Wucziez und Petroniewicz, von der versammelten Nation zum Fürsten erwählt und nach Beseitigung der von Rußland erhobenen Reclamationen 1843 durch eine neue Wahl in seiner Würde bestätigt (S. Serbien).

Czerski, Johann, Mitstifter der deutsch-katholischen Kirchengemeinschaft. Nach seinem eigenen Bekenntniße wurde er in Werlubien, einem Dorfe ohnweit Neuenburg a. d. Weichsel, von armen Eltern geboren, erhielt in der dortigen Dorfschule dürftigen Unterricht und besuchte später die Stadtschule in Bromberg, dann die Gymnasien zu Konitz und Posen und studirte in dem bischöflichen Seminar der letzteren Stadt Theologie. Mit seiner wachsenden Bildung scheint er mehr und mehr die mannichfachen Gebrechen der katholischen Theologie eingesehen zu haben, namentlich scheint ihm schon früh das Cölibat der katholischen Priester, später das Verbot der gemischten Ehen und die Eigenschaft des Papstes als Stellvertreter Christi, mit dem wahren Wesen der Religion unvereinbar gewesen zu sein. Demungeachtet dauerte es ziemlich lange, ehe der Kampf in seinem Innern sich auch äußerlich Bahn brach. Er erhielt die priesterlichen Weihen und wurde als Priester zu Schneidemühl angestellt. Erst nach dem Ronge (s. d.) mit seinem Beispiel vorangegangen war, legte auch C. am 22. Aug. 1844 seine Stelle als römisch-katholischer Geistlicher nieder und trat mit seiner ganzen Gemeinde öffentlich aus dem Bereiche der römischen Gewalt. Schon am Sonntage nach Weihnachten gab er thatsächlich das priesterliche Cölibat auf, indem er durch Ronge den Ehesegen über sich sprechen ließ. Sein Wirken als deutsch-katholischer Priester, wie er sich in seinen Glaubenssätzen nach und nach von Ronge schied und in der neuesten Zeit ihm selbst feindlich entgegengetreten ist, gehört in die Geschichte der deutsch-katholischen Kirchengemeinschaft auf welche wir hiermit verweisen. Vgl. C.'s „Rechtfertigung meines Abfalles von der römischen Hofkirche ꝛc." (Bromb. 1845).

Czetwertynski, Janus Joseph Swiatopolk, Fürst, polnischer Artillerie-Hauptmann, der in der Blüthe der Jahre dem Schmerze erlag, fern von dem heimischen Heerde als Verbannter und Geächteter auf fremdem Boden und unter einem fremden Himmel das Leben als eine Bürde hinschleppen zu müssen. Ihm war es nicht an der Wiege gesungen, daß die eiserne Hand des Schicksals so grausam seine Lebensblüthen zerstören und daß er in der Verbannung den Rest seiner Tage traurig verbringen würde. Er wurde unter günstigen Sternen mitten im Blüthenmonde am 16. Mai 1805 in einer angesehenen, alten berühmten Familie, die ihren Stammbaum bis auf Königsgeschlechter zurückführt, geboren. In Krzemieniec studirte er die Wissenschaften und mit siebzehn Jahren nahm er im polnischen Heere als gemeiner Soldat Kriegsdienste bei der Gardeartillerie. Nachdem er die Artillerie-

schule zu Warschau besucht hatte, wurde er 1826 Unterlieutenant. Ohne in die Verschwörung von 1829 verwickelt gewesen zu sein, erklärte er sich doch beim Ausbruche der Revolution mit Entschiedenheit für die Sache des Volkes, ward nach der Flucht der Russen Adjutant im Generalstabe und erkämpfte sich in den nächsten Gefechten die Würde eines Artilleriehauptmanns. Mehrere sehr wichtige Aufträge, die ihm der Oberfeldherr des polnischen Heeres anwies, vollbrachte er unter Gefahren mit Einsicht und Glück und focht mit Auszeichnung in vielen Treffen. Doch als Polen der Uebermacht Rußlands und dem eigenen Zwiespalt unter den Häuptern der Revolution erlag, mußte er auf preußischen Boden flüchten und wurde hier festgenommen. Nach Warschaus Falle ging er nach Dresden und von da nach Paris mit einer bereits wankend gewordenen Gesundheit, die er in den Bädern von Tarbes in den Pyrenäen wieder herstellen wollte; aber dort endete sein physisches und das noch bittrere, sein Gemuthsleiden am 29. Nov. 1837. Vgl. Przezdziecki „Précis de la biographie de Cz." (Tarbes 1837).

Czirknitz, ein österreichischer Marktflecken im Herzogthum Krain mit 1400 Einw. In der Nähe liegt der merkwürdige Czirknitzer-See, der schon den Alten bekannt war und dessen einfache Naturerscheinung durch die wundersamen Berichte späterer Schriftsteller in das Bereich abenteuerlicher Sagen gezogen worden ist. Der See liegt in einem Thalkessel ohne Ausgang, südlich von Javornik, nordöstlich vom Slivinzaberge überragt, hat bei hohem Wasserstande kaum 3 □M. Flächeninhalt, eine unregelmäßige Gestalt, eine mittlere Tiefe von 4 Klaftern und umschließt 4 Inseln, auf deren größter das Dorf Ottok liegt. Das ganze krainer Plateau besteht aus durchlöcherten, zerspalteten und durchhöhlten Kalkmassen, daher denn auch der See viele natürliche Abzugskanäle findet, die bei trocknem Wetter das Wasser abführen, bei feuchtem Wetter mehr Feuchtigkeit zuführen, stets aber unterirdische Verbindungen mit benachbarten Gegenden unterhalten, in denen das Wasser des See's in periodischen Flußlaufen wieder erscheint. Solcher Stellen, die den Umwohnern bekannt sind und von ihnen verschieden benannt werden z. B. Kessel, Faß, Sieb, Wasserträger, die große und kleine Trommelschlägerin, giebt es wohl an 40. Im Laibacher Thal erscheint dann das Wasser als Bistrizza und Barauniza. Nach anhaltenden oder heftigen Regen erreicht der See die Höhlen von Velka-Karlauza und Mala-Karlauza und durch sie das Thal Sanct Canzian und nach wiederholten Verschwinden oberhalb Planina die Unz; bei zu großem Wasserandrange überschwemmt er Dörfer und Felder und erhebt sich bis zu 21 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand. Beim Zurücktreten des Wassers wird ein geringer Theil des Seebodens zum Anbau von Früchten, namentlich von Hirse und Haidekorn benützt, größeren Vortheil aber bringen die üppigen Seewiesen. Uebrigens ist er reich an Fischen, besonders Hechten und Schleien, auch gewährt er vielen Wasservögeln Aufenthalt. An seinen höchst malerischen Ufern liegen 9 Dörfer, 20 Kirchen und 2 Schlösser.

D.

D, der vierte Buchstabe des deutschen und aller bekannten Alphabete, im Griechischen Delta und im Hebräischen Daleth genannt, steht in der Mitte zwischen T. und Th. und nähert sich dem S. Laute, weßhalb das griechische Delta (δ) häufig in das Zeta (ζ) übergeht. Als Zahlzeichen bedeutet es im Hebräischen und Griechischen mit übergeschriebenem Strich (δ', Δ') 4., mit untergeschriebenem Strich im Griechischen (δ,) 4000, im Lateinischen D = 500, $\overline{D}$ = 5000. Das Lateinische D entstand aus der Hälfte des Zeichens CIↃ, welches 1000 bedeutet. Außerdem dient D. als Abkürzung römischer Vor- und Beinamen wie Decius, Divus etc. Dominus, Dux etc. Der Jurist citirt mit D. d. i. Digesta, die Pandecten; D. M. heißt Diis manibus, D. O. M. Deo optimo maximo; D. D. D. bezeich-

net bei Dedicationen Dat, donat, dicat oder Dat, dicat, dedicat; D. oder d bezeichnet in lateinischen Briefen dabam, soviel als im Deutschen: Gegeben, Geschrieben, oder auch dies daher a. d. soviel als ante diem; d. m. beim Clavierspiel heißt dextra manu, d. i. mit der rechten Hand d. s. oder D. S. heißt Dal Segno (s. d.); dt. auf Rechnungen bedeutet bezahlt. Auf Münzen bezeichnet es den Münzort und zwar auf Französischen, Lyon, auf Preußischen, Aurich, auf Oesterreichischen, Grätz. In dem modernen Tonsystem bezeichnet D. die zweite diatonische Tonstufe oder die dritte Saite der sogenannten diatonisch-chromatischen Tonleiter. (S. Ton und Tonarten).

Dabadie, Melchior, Baron, geb. den 6. Januar 1748 zu Castelnau de Magnoac (Depart. der oberen Pyrenäen), stammte aus einer adeligen Familie, welche ihn für den Militärstand bestimmte. Nachdem er in der Schule von Mézières seine Studien vollendet hatte, trat er in das Geniecorps ein und wurde nach Martinique gesandt, wo er bis zum Ausbruche der amerikanischen Revolution blieb. Er wurde zu den in Amerika kämpfenden Truppen beordert, wo er mit Auszeichnung diente. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Capitain und Ludwigsritter, und kurz darauf von dem Adel von Guienne zum stellvertretenden Deputirten bei den Generalständen gewählt, wo er am 27. Aug. 1789 für den Grafen Ségur eintrat. Nach beendigter Sitzung der Nationalversammlung trat er 1792 wieder in den Waffendienst ein und diente mit Auszeichnung, anfangs in der Nordarmee, später bei der im Osten und kämpfte bei Saumur, wo er bei der Vertheidigung des Schlosses gefangen wurde. Nach hergestelltem Frieden in den insurgirten Provinzen erhielt auch D. seine Freiheit wieder, und trat nach und nach in verschiedene Comités, z. B. in das der Vertheidigung der Festungswerke u. s. w., ein. Er wurde zum Bataillonschef, dann zum Obersten ernannt, in welcher letztern Eigenschaft er 1800 zur Armee in Italien abging, wo er den Angriff des Forts Bard und die Arbeiten beim Uebergange über den Tessin leitete; auch in der Schlacht bei Marengo focht er tapfer. Nach diesem Feldzuge ernannte man D. beim Kriegsministerium zum Chef des Personal's des Geniecorps. 1805 ernannte ihn der Kaiser zum Commandanten desselben Corps bei der Nordarmee. Für seine trefflichen Arbeiten bei der Belagerung v. Thorn, im Jahre 1807, erhielt er den Grad eines Brigadegenerals. Dann diente er unter Dupont in Spanien und wurde Kriegsgefangener in Folge der Capitulation v. Baylen (s. d.). Nachdem er die Freiheit erhalten, war er auf der Insel v. Aix und in Spanien mit Leitung der militärischen Maßregeln beschäftigt, 1814 bei der Vertheidigung v. Paris gegenwärtig und im folgenden Jahre Befehlshaber des Geniecorps unter Lamarque. Nach der ersten Restauration wurde er zum Commandeur der Ehrenlegion (1814) ernannt. Noch versah er eine Zeit lang den Dienst eines Generalinspector's seiner Waffe, wurde dann auf Wartegeld gesetzt, und starb im Monat März 1820.

Da capo, abgekürzt da Cap. oder d. C. von vorne an, vom Anfange, wird am Ende eines Tonstückes gesetzt, und zeigt an, daß dasselbe bis zu dem Zeichen Finis 𝄐 ‖ von vorne gespielt werden soll. D. c. ist auch eine Aufforderung an den Sänger oder Instrumentalisten, ein vorgetragenes Stück zu wiederholen.

Dach heißt derjenige Theil eines Gebäudes, welcher dazu bestimmt ist, den innern Raum desselben von Oben her gegen den Regen, Schnee und die heißen Sonnenstrahlen zu schützen. Bei keinem Theil des Gebäudes ist die Beobachtung der größten Sorgfalt für die Herstellung und Erhaltung desselben wichtiger, als bei dem Dache, da hier eine fehlerhafte Construction oder eine wandelbare Eindeckung stets zu Schaden, Kosten und Unannehmlichkeiten Anlaß giebt. Zu Ableitung des Schnee- und Regenwassers muß die Dachfläche stets eine mehr oder minder schief liegende Richtung haben. In Bezug auf die Form des Daches unterscheidet man das Pultdach auch Taschen- oder Halbdach genannt, das nur aus einer Dachfläche besteht und sich schräg von der niederen Vorderwand zu der bis zu den Giebel reichenden Hinterwand erhebt. Es ist gewöhnlich zu Seitengebäuden, Schuppen und Ställen angewendet. 2, das Sattel- oder Giebeldach, welches 2 Dachflächen hat, die Oben in dem First zusammenstoßen und zwischen den beiden Giebel-

mauern liegen. Man nennt diese Dächer auch Deutsche Dächer weil man sie am häufigsten in den alten Städten Deutschlands findet. 3, Das gebrochene neu französische oder Mansardendach, so genannt nach dem französischen Baumeister Franz Mansard (geb. 1598), der mehrere Kirchen und Hôtels in Paris erbaute und die dem alten Louvre nachgeahmte gebrochene Dachform, welche gleichsam aus zwei besonderen auf einander gesetzten Dächern besteht, einem steilen unteren und einem flachen oberen, dabei anwandte. Sie wird von neueren Baumeistern verworfen, da sie weder zur Beförderung der Bequemlichkeit, noch zur Verminderung der Feuergefährlichkeit beiträgt, wohl aber Kosten und Arbeit vermehrt. 4, das Holländische oder Walmdach, bei welchem auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeschnitten oder auch $^2/_3$ der Breite des Gebäudes über jene hinauf geführt sind, ebenfalls Dachflächen liegen, die dann Walme, Halbwalme, Krüppel, Kühlenden oder welsche Hauben genannt werden. Man findet diese Art Dächer häufig auf freistehenden Häusern oder in Städten an Straßenecken, 5, das Zeltdach, (französisch pavillon) eine Unterordnung des Walmdaches, das auf einer regelmäßigen quadratischen Grundfläche eine flache Pyramide bildet. 6, das Kuppeldach, dessen Querdurchschnitte, Halbkreise oder halbe Ellipsen und dessen Grundflächen, Kreise oder regelmäßige Vielecke sind. 7, das geschweifte Dach, auch Kaiser-, oder Helmdach, welsche Haube oder Thurmdach genannt, da es aus ein- und ausgebogenen Seiten besteht, die in eine Spitze zusammen laufen. Man findet sie besonders bei alten Thürmen. In Bezug auf die Dachhöhe unterscheidet man erstens das altdeutsche Dach, dessen Höhe der ganzen Tiefe des Gebäudes gleich ist und das ein gleichseitiges Dreieck ist; zweitens das altfranzösische Dach, dessen Höhe etwas über die Hälfte der Haustiefe beträgt; drittens das gothische Kirchendach, dessen Höhe der Tiefe gleich ist; viertens, das sogenannte Winkel- oder neudeutsche Dach, dessen Höhe um $^1/_3$ der Tiefe des Gebäudes beträgt; fünftens, das flache oder griechische Dach, dessen Höhe $^1/_5$ bis $^1/_4$ der Grundfläche beträgt, das aber eine Bedeckung von Metall erfordert, weil die Dachsteine keine gute Auflage haben und vom Winde gehoben und herabgeworfen werden; sechstens, das italienische Dach und siebentes das Altandach, dessen geringe Neigung das Herumgehen auf demselben gestattet. Man hat lange in dem Wahne gestanden, daß die nördlichen Dächer eine höhere Fläche erfordern als die südlichen, doch wird es schon dadurch wiederlegt, daß die Häuser der Landleute in Norwegen und Liefland ganz flache Dächer haben, auf denen der Schnee den ganzen Winter hindurch als warme Decke liegen bleibt. Im Gegentheil richtet sich die Höhe der Dächer nur nach der Größe der Häuser und nach dem Bedeckungsmaterial. Wo größere Bodenräume gewünscht werden, muß auch eine höhere Bedachung eintreten, doch darf auch hier die Höhe nie die Hälfte ihrer Breite überschreiten; bei andern Häusern kann man die Höhe bis auf $^1/_4$ oder $^1/_5$ verringern, doch sind dann keine Dachziegel mehr anwendbar.

Das Material des Daches ist Holz oder Eisen; am gewöhnlichsten aber sind die Dächer von Holz. Bei massiven Gebäuden besteht das Dach aus den Mauerlatten, die horizontal auf der Mauer oder den Wandsäulen liegen. Auf ihnen ruhen die Dachbalken, welche die Decke des obersten Stockwerks und zugleich den Fußboden des Dachraumes bilden. Nach ihrer verschiedenen Stellung unterscheidet man, Giebelbalken, Bund- oder Wandbalken, Dachbinderbalken und ledige Balken und die Dachbalken zusammen bilden die Dachbalkenlage, welche das Dachgesparre und den Dachstuhl trägt. Sie muß so viel als möglich durchgehende (ganze) Balken enthalten, weil hier die wirksamste Verankerung mit den Umfassungsmauern geschieht; eben so müssen die Balken, wenn die Sparren in ihnen stehen, gleich weit von einander entfernt liegen. Unter den Dachstühlen unterscheidet man den einfachstehenden, wenn auf den Zwischenmauern und den über dem dazwischen liegenden Raume gestreckten starken Balken, Ständer (Stuhlsäulen) aufgerichtet, dieselben nach der Länge des Gebäudes an ihrem obern Ende durch Balken (Fette) verbunden und über diese hin die Sparren gelegt werden, welche unten in den auf die Mauerlatte aufgekämmten Balken stehen, oben aber an die ihnen von der andern Seite entgegen kommenden Sparren sich

anschmiegen. Bei großen Häusern wendet man den doppelt stehenden Dachstuhl an, indem man über die Stuhlsäulen auch nach der Tiefe des Gebäudes Dachbalken legt, und auf diese, weiter nach innen, neue Stuhlsäulen stellt, welche mit ihrer Fette den Sparren einen zweiten Unterstützungspunct bietet. Da indeß diese Dachstühle sehr viel Holz kosten und durch die Menge der Stuhlsäulen den Raum unter dem Dache großentheils unbrauchbar machen, so ersann man den liegenden Dachstuhl mit schräg liegenden Stuhlsäulen, der eigentlich schon unter die Sprengwerke (s. d.) gehört. Für Gebäude, wo sehr große Räume zu überdecken sind, welche im Innern keine Unterstützung der Hauptbalken gestatten, wendet man die sogenannten Hängewerke (s. d.) an.

Die Dachdeckungsmaterialien sind sehr verschieden und richten sich theils nach den verschiedenen Ländern, theils nach der Dachconstruction. In früher Zeit wurden Steinplatten, bei Tempeln Marmorplatten dazu verwendet, später kamen Ziegeldächer auf. Auch Schieferplatten benutzte man früher wie noch jetzt zum Dachdecken; nur hat dieses Material den Nachtheil, daß es leicht verwittert und abspringt, bei Feuersgefahr aber die Platten glühend werden, springen, und weit umherfliegend das Feuer weiter verpflanzen. Die früher sehr gewöhnlichen Schindel-, Stroh- und Rohrdächer sind wegen ihrer Feuergefährlichkeit jetzt in vielen Ländern verboten. Eine Abart sind die Lehmschindeldächer, wo das Stroh mit Lehm vermischt auf das Dach geschlagen wird. Um die Dächer möglichst flach halten zu können und zugleich Leichtigkeit, Eleganz und Feuersicherheit zu erlangen, versuchte man die Metalldächer. Da das Blei zu schwer lastet, und an der Luft zu stark oxydirte, das Kupfer zu kostspielig war, wandte man das Eisenblech an, das man durch einen Oelanstrich gegen das Oxydiren schützte. Hier und da hat man auch Gußeisenplatten mit Erfolg zur Eindeckung verwendet; in der neuesten Zeit hat sich der Zink am vortheilhaftesten zum Dachdecken gezeigt. Eine eigenthümliche Construction stellen die nach ihrem Erfinder, dem Fabrikencommissionsrath Dorn in Berlin. genannten Dorn'schen Dächer dar, welche eine sehr flache Böschung möglich machen, ohne daß man zu Metalleindeckungen seine Zuflucht nehmen muß. Man legt bei diesen Dächern die Sparren mit einer solchen Neigung gegen einander, daß die Höhe des Dachs etwa $1/5$ der Tiefe oder selbst noch weniger beträgt. Auf diese Sparren werden Balken etwa $3/4$ Zoll weit von einander genagelt und auf und zwischen denselben die Deckungsmasse, aus $1/3$ geschlemmten Lehm und $2/3$ Lohe gut durch einander gemengt und mit Wasser zu einem ziemlich derben Teich gemacht, etwa $1/2$ Zoll dick aufgetragen und mit einem Streichbret gleich gestrichen. Ist dieser Estrich trocken, so wird er mit heißem Steinkohlentheere zwei bis drei Mal übergossen und verstrichen, wodurch nach dem Erkalten sich eine steinartige Masse bildet, welche dem Regen und Schnee undurchdringlich ist. Mit dem letzten Aufgusse vereinigt man Erdpech oder sonstige harzige Substanzen und überstreut das ganze Dach mit grobkörnigem Sande, der sich mit der Masse verbindet und ihm noch größere Festigkeit gibt. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß diese Art Dächer nur für kleinere Flächen sich eignen. Die Erleuchtung der Dächer geschieht durch Dachfenster, welche entweder senkrecht gestellt und daher ausgebaut oder in die Dachfläche selbst gelegt werden. Da sie in der Länge der Zeit nicht wasserdicht bleiben und dann den Ruin der umliegenden Theile des Daches nach sich ziehen, bedient man sich in neuerer Zeit starker Glasplatten (Glaspfannen), welche mit den Ziegeln in derselben Flucht gelegt werden.

Dach, Johann, geb. 1556 zu Köln, einer der trefflichsten Maler der altdeutschen Schule, ein Schüler von Spanger, hatte sich später in Italien nach den besten Mustern gebildet. Er war ein Liebling Kaiser Rudolf's II., an dessen Hofe er hochbejahrt starb. — Simon D., geb. den 29. Juli 1605 zu Memel, ein Liederdichter, studirte Theologie und Philosophie zu Königsberg, war längere Zeit Lehrer am dortigen Gymnasium, und erhielt endlich 1639 die Stelle eines Prof. der Poesie an der dortigen Universität. Er starb den 15. April 1659 an den Folgen seiner anhaltenden Studien. Unter seinen Gedichten zeichnen sich besonders seine Religionsgesänge durch tiefes Gefühl und reine Frömmigkeit aus. Seine übrigen Gedichte bestehen in Singspielen, weltlichen Liedern (z. B. Aennchen von

Tharau u. a.). Eine Auswahl veranstaltete die Gattin des Dichters nach dessen Tode unter dem Titel: Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Zepter, von Simon D. poetisch besungen, Königsberg ohne Jahreszahl. Die vorzüglichsten Lieder D's. finden sich in den Ariensammlungen seines Freundes Heinrich Albert und Robert Roberthin. Einzelne Gedichte D's sind abgedruckt in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." von W. Müller (Bd. 5). Vgl. „Simon D. und seine Freunde als Kirchenliederdichter", von A. Gebauer, (Tübingen 1828).

Dachau, ein bayerisches Landgericht im Regierungsbezirke Oberbayern, 9 Q.-M. groß mit 80,160 E., ist besonders bemerkenswerth wegen des am rechten Ufer der Ammer sich ausbreitenden sogenannten Dachauer Mooses, einer feuchten morastigen, zum Theil mit Schilf und Riedgras bedeckten Ebene von 5 Meilen Länge und einer Meile in die Breite, die sich bis gegen die Isar erstreckt, nur wenige Cultur gestattet und Colonistendörfer enthält. — Dachau ein Marktflecken daselbst auf einer Anhöhe an der Ammer an der Straße von Augsburg nach München und an einem Kanale, der aus der Ammer nach dem Lustschlosse Schleisheim führt, ist Sitz eines Landgerichts, eines Rentamts und hat ein hochgelegenes Schloß mit schönem Garten und 1250 E., welche Bierbrauereien und Branntweinbrennereien betreiben und einen lebhaften Getreide- und Holzhandel unterhalten. Im Mittelalter war D. der Stammsitz eigener Grafen, welche 1175 ausstarben, worauf es durch Kauf an Herzog Otto I. von Wittelsbach kam. Im 30jährigen Kriege eroberten es 1633 die Schweden und später nochmals bei einer nicht unbedeutenden Schlacht.

Dachs, ein Säugethier aus der Familie der Bären, ist oben aschgrau, unten schwarz gefärbt und lebt ziemlich ungesellig. Der D. bewohnt sehr künstlich angelegte unterirdische Baue, macht des Nachts auf kleine Thiere Jagd, begnügt sich aber auch im Nothfall mit Früchten und angebauten Wurzeln, durch deren Ausgrabung er vielen Schaden anrichtet. Im Winter schläft er. Man findet ihn in dem mittleren Europa und oberen Asien ziemlich häufig. Sein Fleisch ist süßlich aber eßbar, sein Fett wird zu Pomaden, das lange Rückenhaar zu Malerpinseln gebraucht, auch schätzt man sein Fell.

Dacien, eine römische Provinz, lag zwischen der Theiß, Donau, dem Pruth, obern Dnjestr und den Karpathen und umfaßt also das östliche Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, die westliche Moldau und die Bukowina. Das Land wurde von den Daciern (Daci), einem thrazischen Völkerstamme, bewohnt, die wieder in mehrere Völkerschaften zerfielen, und schon vor Alexander's Zeit vom Süden der Donau eingewandert waren. Aus den Ebenen zwischen der Theiß und Donau wurden sie von den Jazygen verdrängt; die Römer, denen sie durch ihre häufigen Einfälle in das röm. Gebiet lästig und gefährlich wurden, unterwarfen sie in zwei Kriegen von 101—106 n. Chr., indem Trajan ihre Hauptstadt Sarmizegethusa eroberte und das Land durch römische Colonisten bevölkerte. Nur in den nördlichen Gebirgen erhielten sich die Dacier frei. Im 3. Jahrhundert besetzten Germanen das Land, worauf Aurelianus die Provinz 274 aufgab und die röm. Colonisten über die Donau nach Mösien versetzte, das nun Dacia ripensis genannt wurde. Im 4. Jahrh. gehörte der östliche Theil D's. den Gothen und Roxolanen, der westliche den Sarmaten, welche unter den alten Einwohnern des Landes blieben, und aus der Mischung dieser Völker sind die heutigen Walachen entstanden.

Dacier, André, französischer Philolog, geb. den 6. April 1651 zu Castres in Oberlanguedoc, studirte zu Saumur, lebte dann zu Paris, wo ihm der Herzog von Montausier den Auftrag ertheilte, den Festus in usum Delphini (zum Gebrauch des Dauphins) zu bearbeiten. Das Werk erschien zu Paris (1681, 4.), und Amsterdam (1690, 4.). Er ward Mitglied der Wissenschaften, heirathete 1683 die berühmte Anna Lefèvre zu Saumur, und trat mit ihr zur katholischen Religion über. Später war er beständiger Secretär der französ. Akademie, und starb am 18. Sept. 1722. Seinen Uebersetzungen, durch welche er sich zu seiner Zeit einen Namen machte, fehlt es an Geschmack. Er übersetzte den Horaz, Valerius Flaccus, Aristoteles, Marc. Antonin, Epiktet, Plutarch, Hippokrates und Mehreres aus den Werken des Sophokles und Platon, auch gab er außer dem Festus noch den

Horaz (10 Bde., Par. 1681—89, 12.) und den Valerius Flaccus heraus. In dem Streite der franz. Gelehrten über die Vorzüge der Alten vor den Neuern vertheidigte er die Alten, aber so ungeschickt, daß Boileau sagte, sie hätten über D. mehr zu klagen als über ihren Verläumder Perrault.

Dacier, Anna, geborne Lefèvre, die Gattin des Vorigen, geb. 1651 zu Saumur, begab sich nach dem Tode ihres Vaters nach Paris und erregte hier durch eine Ausgabe des Kallimachus (1674, 4.) die sie dem damaligen Unterhofmeister des Dauphin, Huet, zueignete, solches Aufsehen, daß der Herzog von Montansier ihr auftrug, mehrere alte Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphin's zu bearbeiten. Sie verheirathete sich mit André Dacier und setzte ihre gelehrten Arbeiten auch nach ihrer Verheirathung fort. Durch ihre wenig gelungene Uebersetzung des Homer gerieth sie mit Lamotte in einen heftigen Streit, indem sie in den „Considérations sur les causes de la corruption du goût“ (Par. 1714, 12.) den Homer mit allem Scharfsinn eines gründlichen Commentators vertheidigte; die leichte, scherzhafte Weise in welcher Lamotte antwortete, gab zu dem Ausspruche Anlaß, Lamotte habe wie eine geistreiche Frau, sie dagegen wie ein gelehrter Mann geschrieben. Auch gegen den Jesuiten Hardouin, der eine spöttische Lobrede des Homer geschrieben hatte, trat sie in dem „Homère défendu“ (Par. 1716, 12.) auf. Sie übersetzte den Terenz (3 Bde., Par. 1688, 12.), einige Stücke des Plautus, wobei sie in einer Vorrede sich mit Einsicht über den Ursprung, die Ausbildung und die Veränderungen der dramatischen Poesie aussprach; den Anakreon und die Sappho (Par. 1681, 12.), den Plutus und die Wolken des Aristophanes (Par. 1654, 12.) und starb als Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, gleich achtungswerth und geachtet wegen ihres Charakters und ihrer Talente, am 17. April 1720.

Dacier, Bon Joseph, geb. den 1. April 1742 zu Valognes im Departement de la Manche, erhielt seine Bildung im Collège d'Harcourt zu Paris, wo Talleyrand und Choiseul-Goussier seine Mitschüler waren. Nach Vollendung seiner Studien bestimmten ihn seine Aeltern für den geistlichen Stand, auch empfing er die niederen Weihen, warf sich aber später auf das Studium der Geschichte und beschäftigte sich mit den Arbeiten über Frankreich's Geschichte, wobei ihm St.-Palaye und Foncemagne zur Seite standen. Der Letztere wurde sein Freund und ließ ihn an dem Unterrichte Theil nehmen, den er im Palaisroyal dem Herzoge von Chartres (nachmals Orleans und Egalité) ertheilte. 1772 ernannte die Akademie der Inschriften D. zu ihrem Mitgliede und 1782 zu ihrem lebenslänglichen Secretär. Als solcher wurde er Gründer des Comité der Handschriften, dem man die bekannten Notizen und Auszüge aus den unedirten Handschriften der Pariser Bibliotheken verdankt. 1784 erhielt er das Amt eines Historiographen der Orden St. Lazarus, Jerusalem und Karmel durch den Grafen von Provence, nachmals Ludwig XVIII. Mit Organisation der Steuern war D. 1790 als Mitglied der Pariser Municipalität beschäftigt; doch schlug er das ihm von Ludwig XVI. angebotene Finanzministerium aus. Nachdem er sich auf das Land zurückgezogen und einige Zeit Verfolgungen ausgesetzt gewesen war, kam er 1795 wieder nach Paris, als das Nationalinstitut gestiftet wurde. Im Jahre 1800 erhielt er das Amt eines ersten Vorstehers der Nationalbibliothek, wurde 1802 Tribun, 1804 Ritter der Ehrenlegion, seit 1816 Mitarbeiter am „Journal des savans,“ 1819 Ritter des Michaelordens, und 1823 Mitglied der Académie française an die Stelle des Herzogs von Richelieu. Auch war er später Dechant der Facultäten. Außer mehrern von ihm erschienenen Schriften (die Uebersetzung Aelian's, die Cyropädie Xenophon's u. s. w.) war er Theilnehmer an verschiedenen größeren Werken. Seine bedeutenden handschriftlichen Arbeiten für eine Ausgabe von Froissart's Chronik liegen der Buchon'schen Ausgabe zum Grunde. In der letzten Zeit fiel D. der Schwäche des Alters anheim.

Dädalus, ein gefeierter Name der griechischen Sagenwelt, von Dichtern besungen, in Reliefs und Gemälden dargestellt, war aus Attika, dem Stamme des Königs Erechtheus entsprossen. Großer Baumeister und Bildhauer, so außerordentlich, daß er nur von Minerva selbst seine Kunst haben zu können schien, erfand er mancherlei Werkzeuge: Axt, Richtwage, Mastbaum, Segel. Aber Künstlereifersucht ergriff ihn, als ein Schuler, Talus,

mehrere Erfindungen gemacht. Er mordete ihn, und deshalb zum Tode verdammt, entkam er durch Flucht zu Minos nach Kreta. Hier bildete er manches Kunstwerk, baute das Labyrinth und die hölzerne Kuh der Pasiphaë. Aber der Zorn des Minos warf ihn und seinen Sohn Ikarus in das Labyrinth. Da setzte Dädalus sich und seinem Sohne aus Leinewand und Wachs gebildete Flügel an, damit über das Meer hin zu entkommen. Dädalus trugen die Flügel, aber Ikarus achtete die Warnung des Vaters nicht, der Sonne nicht zu nah zu kommen, flog zu hoch, die Flügel schmolzen, er stürzte in das nach ihm das ikarische genannte Meer. Dädalus ging erst nach Italien, dann nach Sicilien zu König Cocalus. Aus Dankbarkeit, daß dieser ihn nicht dem Minos, der ihn zurückforderte, auslieferte, baute er ihm die Burg Eryx und viele andere Kunstwerke. Die Sage läßt ihn auch hier sterben. Die Kunst blieb in seiner Familie einheimisch, und Dädaliden heißen der äginetischen gegenüber die Künstler der attischen und kretischen Schule. Als Dädaliden sind bekannt außer Talus und Perdix noch Dipönos und Skyllis, in der Kunstgeschichte Epoche machend, ferner Endöos (wenn nicht dieser Name wie neuerdings versucht ward, anders zu erklären ist), Learchos. Die Sage verherrlicht den Dädalus, daß er zuerst den Bildsäulen offne Füße, Arme und Augen zu bilden verstanden, also zuerst dem todten Stoffe Leben einzuhauchen gewußt habe.

Dämmerung nennt man die Helligkeit, welche schon einige Zeit vor dem Aufgange und einige Zeit nach dem Untergange der Sonne wahrgenommen wird. Sie entsteht dadurch, daß die Luft, besonders aber die in ihr schwebenden Dünste und festen Theilchen, sowie die Wolken einen Theil des auf sie fallenden Lichts zurückwerfen und dadurch die von der Sonne nicht unmittelbar getroffenen oder beleuchteten Körper der Erdoberfläche erhellen. Ohne diesen Umstand würde vom Tag zur Nacht, vom grellen Sonnenlicht zur tiefsten Finsterniß kein stetiger Uebergang statt finden. Man unterscheidet die bürgerliche und astronomische Dämmerung. Die erstere, die stets gemeint wird, wenn man im gewöhnlichen Leben von der Dämmerung spricht, ist so hell, daß man ohne Licht lesen und die gewöhnlichen Geschäfte verrichten kann; sie fängt an und hört auf, wenn die Sonne 6^0—$6^1/_2{}^0$ unter dem Horizonte steht. Die astronomische Dämmerung fängt an und hört auf, wenn die Sonne eine Tiefe von 18^0 unter dem Horizonte erreicht hat; bei ihr sind nicht alle Sterne sichtbar, die wir bei vollkommener Dunkelheit mit bloßem Auge erkennen können. Derjenige Parallelkreis des Horizontes, welcher 18^0 unter dem Horizonte liegt, heißt der Dämmerungskreis. Zuweilen bezeichnet man jedoch mit diesem Ausdrucke auch die beinahe kreisförmige, immer sehr verwaschene und undeutliche Begrenzung der Dämmerung gegen den völlig dunkeln Theil des Himmels. Die astronomische Dämmerung dauert also beträchtlich länger als die bürgerliche; doch ist die Dauer beider von der Lage des Orts und dem Stande der Sonne abhängig. Unter dem Aequator dauert die astronomische Dämmerung nie länger als 1 Stunde 19 Minuten; in der Nähe der Pole dagegen und in allen Gegenden, die vom Aequator mehr als $48^1/_2{}^0$ nach Norden oder Süden entfernt sind, dauert die Dämmerung im Sommer die ganze Nacht hindurch und je weiter man sich vom Aequator entfernt, desto länger dauern diese hellen Nächte. Unter den 49^0 der Breite dauern diese vom 10. Juni bis zum 2. Juli, unter den 52^0 vom 23. Mai bis 23. Juli, unter den 54^0 vom 12. Mai bis 1. August 2c. Im Allgemeinen dauert die astronomische Dämmerung an einem bestimmten Orte die ganze Nacht hindurch, sobald die Abweichung der Sonne, addirt zur Polhöhe oder geographischen Breite 72^0 oder mehr beträgt. Daraus geht hervor, daß in den, den Polen nahen Gegenden, während eines großen Theiles der Zeit wo die Sonne ihnen gar nicht aufgeht, die Dämmerung immer fortdauert und daher die Abwesenheit der Sonne weniger fühlbar macht. In dem größten Theile der kalten Zone tritt sogar eine mittägige Dämmerung ein, namentlich im tiefsten Winter oder am Tage des Wintersolstitiums, indem die Sonne an diesem Tage um Mittag unter den 68^0, 70^0, 75^0, 80^0, $84^1/_2{}^0$, der Breite nach der Reihe $1^1/_2{}^0$, $3^1/_2{}^0$, $8^1/_2{}^0$, $13^1/_2{}^0$ und 18^0 unter dem Horizonte steht. Die kürzeste Dauer der Dämmerung findet auf der nördlichen Halbkugel bei einer südlichen, auf der südlichen bei einer nördlichen Abweichung der Sonne

statt. Unter dem Aequator tritt die kürzeste Dämmerung ein, wenn die Sonne im Aequator steht oder gar keine Abweichung hat, also am Tage der Aequinoctien am 21. März und 21. Septbr.; sie dauert dann nur 1 Stunde und 12 Minuten. Schon der arabische Astronom Alhazen bestimmte die Tiefe der Sonne, bei welcher die Morgendämmerung anfing und die Abenddämmerung aufhörte, ziemlich richtig und der Astronom Nonius gab die Tage der kürzesten Dämmerung an und suchte aus der Dauer der Dämmerung die Höhe der Atmosphäre zu bestimmen, was ihm freilich nicht gelingen konnte.

Dämon, Mythol., ein aus dem Griechischen stammendes Wort, ist im Allgemeinen die Bezeichnung eines Geistes, der Einfluß auf die Geschicke der Menschen hat; doch hat dieses Wort in den verschiedenen Zeiten eine verschiedene Bedeutung erhalten. Bei den Griechen, vorzüglich bei den Dichtern von Homer an, wird das Wort Dämon immer als Gott, und das davon abgeleitete *δαιμόνιον* als das Göttliche gebraucht. Hesiod geht schon weiter, und führt mehrere Classen derselben bezeichnend an, indem er die Seelen der Menschen, des goldenen, des silbernen Zeitalters, die vor Troja und Theben gefallenen Heroen darunter aufnimmt, und ihnen verschiedenartige Functionen, wie z. B. das Abwehren des Wehes, Behüten der Sterblichen, Bewahren des Rechts u. s. w. anweist. Bei den Philosophen treten die Dämonen mehr als Geister zwischen Götter und Menschen, als wohlthuende Mittelwesen hervor, besonders bei Thales und Heraklid. Noch bestimmter spricht Plato über dieselben; ihm sind sie Schutzgeister, gute Genien der Menschheit. Als ein solcher erscheint auch des Sokrates Genius, der allegorisch wohl als eine Personification des dem Menschen einwohnenden Göttlichen genommen werden muß. Ebenso stellten sich im Volksglauben der Griechen den guten Dämonen die bösen entgegen, die ihren Ursprung der dem ungebildeten Menschen eingebornen Scheu vor unsichtbaren Feinden verdankten. So schrieb Plato Alles, was rechts und unpaar ist, den Göttern, das Entgegengesetzte den Dämonen zu. Xenokrates legt die unglücklichen Tage und Ereignisse, die weder von guten Göttern noch von guten Dämonen herrühren können, den bösen Dämonen bei, die ihre Freude daran haben, eine Meinung, welche Cicero in seinem Werke: „De natura Deorum“ lebhaft tadelt. Bei den Römern finden wir die Lehre von den Genien; der Genius beherrscht und leitet das Gemüth und den Geist mit ihren Regungen und Neigungen; er ist die belebende Kraft der Seele in edler Personification. Er wurde als ein schöner Jüngling dargestellt, und man opferte ihm, wie Tibull singt, Blumen, Kuchen und Wein, „der Genius sei selber gegenwärtig und Zeuge seiner Verehrung; sein heiliges Haar sei mit Blumen geschmückt, seine Schläfe sollen von köstlichem Balsam träufeln; von Kuchen sei er gesättigt und von Wein berauscht.“ Fröhliche Zeiten waren dem Genius geweiht und ihm angenehm, wie es z. B. Ovid (Fast. III., 58) vom December singt. Bei den morgenländischen Völkern der Vorwelt findet sich ebenfalls eine solche Personification der Weltkräfte, Gestirne u. s. w. als Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschen. Bei den Hindu, welche außer dem Parabrahma oder Brahma (s. d.) 33,000 Götter und eine unaussprechliche Zahl Götterdiener annehmen, heißen die Dämonen Deitjas. Nach der Meinung der Aegypter waren der Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, sie standen den Elementen und Körper vor, übten ihren Einfluß auf Steine, Metalle und Pflanzen und hatten die Seelen der Menschen in ihrer Macht. Auch bei den Hebräern finden sich Vorstellungen von Boten Gottes, Engeln, gestaltete Wesen, zwar höher als die Menschen, aber nie fleckenlos und ohne Tadel; sie vollziehen den Willen Jehovah's, und erscheinen selbst, vorzüglich in den älteren Büchern der heiligen Schrift in menschenverwandter Gestalt. Ausführlich offenbart sich besonders diese Lehre in der Apokalypse. — Die Dämonologie oder Dämonenlehre hat ihre Heimath im Oriente, und zwar vorzugsweise in der altpersischen Religion des Zoroaster, von der sie später zu den Juden gekommen ist. Hier findet sich auch in der alten Welt allein die Vorstellung böser Geister unter einem besondern Oberhaupte, dem Satan. Den Genien im Reiche des Ormuzd oder des Lichts, Izeds genannt, stehen nämlich die niedern Dews, die Genien im Reiche des Ahriman oder der Finsterniß, entgegen. Die Juden schöpften diese Lehre zur Zeit

der babylonischen Gefangenschaft unmittelbar aus dem Parsismus, denn wenn sie auch früher Engel (s. d.) gekannt haben mögen, so wurde doch die Lehre von ihnen erst in und nach der babylonischen Gefangenschaft weiter ausgebildet. Derselbe Dualismus, den wir in Zoroasters System bemerken, zeigt sich auch hier; es giebt sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovahs ausmachen, und immer um seinen Thron stehen (Tob. 12, 15) und dagegen böse, an deren Spitze Satan oder Asmodi steht. Mit diesen Vorstellungen verbanden sich später, als die Juden unter den Seleuciden und Ptolemäern, besonders in Alexandrien, mit Aegyptern und Griechen in Verkehr getreten waren, andere ägyptisch-griechische Vorstellungsarten und zu Christi Zeit hatte sich der Ausdruck Dämon im Sinne eines bösen plagenden Geistes schon bestimmter ausgebildet. Daher die Begriffe von Dämonen, die von dem Leibe der Menschen Besitz nehmen (s. Besessene) und sie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern. Die christlichen Schriftsteller machten diese böse Bedeutung von Dämonen zur herrschenden und bezeichneten besonders die Götter der Heiden mit diesem Namen. Die Lehren der alten Kirche über den Fall der Dämonen, angeknüpft an 1. Mos. 6, 2. und über ihre Wirksamkeit sind ein Gemisch jüdischer und platonischer Vorstelluugen. Die ausschweifende Phantasie der Rabbinen bildete die Dämonenlehre in dem oben angeführten Begriffe bis in das Kleinlichste aus, und unterschied sehr streng gute und böse Engel. — Die Ersteren wurden mit dem Worte Malah, Chaldäisch und Syrisch מלאבא Malacha, ein Gesandter, ein Bote (Gottes) bezeichnet; die Letzteren hatten mehrere Namen, שטן Satan, Hasser, שרים Schedim von שר Sched, Verwüster u. s. w., und die merkwürdigsten Dinge werden von ihnen erzählt; so z. B. daß die Ersteren aus Feuer, Wasser und Wind erschaffen (Personification der Naturkräfte), wie im Buch Berith menacha 26, 1., daß diese sterben, wenn sie den ihnen angewiesenen Ort verlassen (Jalkut Madasch 117, 3, 95), daß Jedem sein besonderes Amt und Geschäft angewiesen ist (Jalkut Rubeni 125), daß jeglicher Mensch seinen eigenen Engel im Himmel habe, der sein Fürsprecher ist (Orchadasch 20, 2), daß sie nur hebräisch, weder chaldäisch noch syrisch verstehen (Tract. Berachoth 3, 1.) u. s. w. Von den bösen heißt es, daß Einige von Adam und Eva erzeugt worden, Einige gottloser Menschen Seelen, Andere abgefallene gute Engel sind, und daß sie aus Luft und Feuer (Nischmäth chajim Fol. 117, 2), nach anderen Rabbinen aus allen vier Elementen (Tufhaarez 9, 2) (wiederum Personification der Naturkräfte) zusammengesetzt sind. Sie verführen die Menschen und schaden ihnen auf vielfache Weise. Der schlimmsten Einer unter diesen bösen Geistern ist die Lilith oder Lilis. Bei den germanischen Völkern gestaltete sich jene frühere jüdische Idee von einer Besitznahme durch Dämonen zu der eines Bündnisses mit dem Teufel (s. d.).

Dämpfer, ital. Sordino oder Sordina, franz. Sourdine, ist ein Kamm aus Buxbaum, Elfenbein oder Metall verfertigt, welcher auf den Steg von Streichinstrumenten, überhaupt auf Saiteninstrumente gesetzt wird, oder auch bei Hörnern, Trompeten und Pauken angewandt wird, um den zu starken Ton schwächer zu machen, zu dämpfen. Ebenso mit dem Pianoforte. Con oder Senza Sordino, mit oder ohne Dämpfer; Sordini levati, mit aufgehobenen Dämpfern; Si levano i Sordini, man hebe die Dämpfer! Sordo, gedämpft; z. B. Corno sordo, Tromba sorda, gedämpftes Horn oder Trompete; Timpani sordi, gedämpfte Pauken. In größern Instrumentalcompositionen werden die Dämpfer oft mit großem Effecte angebracht; ausgezeichnet großartig in dieser Hinsicht ist der mit Sordinen vorzutragende Satz im Scherzo von Beethoven's Sinfonie in Cmoll.

Daendels, Hermann Wilhelm, wurde in Geldern zu Hattam am 21. Oct. 1762 geboren. Er warf sich 1787 auf die Seite der holländischen Patrioten, mußte fliehen, und gab sich in Dünkirchen mit Handelsspeculationen ab. Dann wurde er 1793 Oberst in der von Frankreich errichteten Freilegion, zeichnete sich unter Dumouriez und Pichegru aus, und wurde Generallieutenant der neuerrichteten batavischen Republik, auf deren Angelegenheiten er einen bedeutenden Einfluß gewann. Er befehligte die batavische Armee 1799 gegen die Russen und Engländer, und wurde unter Louis Bonaparte, Generalgouverneur von Batavia, von welchem Posten er, nachdem Frankreich mit Holland vereinigt worden, zurückberufen

wurde. Dann befehligte er 1812 eine Division in Rußland, und ward mit der Vertheidigung von Modlin beauftragt. Der König der Niederlande ertheilte ihm 1814 den Auftrag, die wiedererhaltenen Besitzungen auf der afrikanischen Küste in Besitz zu nehmen und einzurichten, wo er den Frieden mit den benachbarten Negerstaaten vermittelte, die Anlegung neuer Pflanzungen nach westindischer Art beförderte, und dem Sclavenhandel Hindernisse in den Weg legte. Er starb im Jahre 1818.

Dänemark, das kleinste der drei nordischen oder scandinavischen Reiche, umfaßt einen Flächeninhalt von 2,600 bis 2,700 □M. und ist in zwei Theile getrennt, die sich ihrer Lage, ihrer Bevölkerung und ihrer Verfassung nach, sehr wesentlich von einander unterscheiden. Den Grundstock des dänischen Staats bilden die dänischen Inseln, Jütland und ein Theil von Schleswig, welche zusammen das Königreich Dänemark ausmachen und etwa 847 □M. groß sind. Dazu kommen die Faröer mit etwa 46 □M., Island mit mehr als 1,400 □M., die dänischen Niederlassungen auf Grönland mit etwa 200 □M. und mehrere Colonien: St. Croix, St. Thomas, St. Jean, auf Guinea und Tranquebar, und endlich mehrere Factoreien auf Malabar, zusammen mit 29 bis 30 □M. Der zweite Länderbestandtheil umfaßt die zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthümer Holstein und Lauenburg und einige Theile von Schleswig, deren Verhältnisse wir unter dem besondern Artikel Schleswig-Holstein darzustellen versuchen werden. Das eigentliche Dänemark liegt von 53° 21′—57° 42′ N. Br. und von 25° 40′—30° 18′ L., und grenzt im Süden an Deutschland sonst an die Ost- und Nordsee (von den Dänen Westsee genannt), die Faröer und die Insel Island liegen im Norden des atlantischen Oceans (letzteres vom 63°—67° N. Br. und vom 353°—1° L. Durch die 3 Meerengen a) den Sund oder Oresund (zwischen Seeland und Schweden, und an der schmalsten Stelle nur ½ Meile breit), b) den großen Belt (zwischen Fühnen und Seeland, 2 Meilen breit an der schmalen Stelle), c) den kleinen Belt (zwischen Fühnen und Nort-Jütland und nur 1200 Fuß breit) und durch den Meerbusen Kattegat hängt die Ostsee mit der Nordsee zusammen. Außer dem Kattegat sind noch bemerkenswerthe Meerbusen, der 20 Meilen weit ins Land hineinlaufende Lymfiord, der Isefiord an der Nordküste von Seeland, und die Schlei, welche bis zur Stadt Schleswig ins Land eingeht. Unter den Seen sind der große Arresee in Seeland, der Scholl und Ratzeburger See in Lauenburg und der Plönersee in Holstein, 3 M. weit im Umfange. Große Flüsse fehlen ganz, außer der Elbe; nächst dieser sind von Bedeutung 1) die Eider, welche aus einem kleinen See in Holstein bei Barkau entspringt, und bei Klurensick schiffbar wird, 2) der Guden, der aus den Sümpfen von Rye entspringt und bei Rensers schiffbar wird; minder wichtig sind die Schwentine, Trave, Stör, Steckenitz u. s. w. Der Boden ist eben und flach, nur durch die Halbinsel Jütland zieht sich von N. nach S. ein mäßiger Landrücken, im Ganzen fruchtbar, doch hin und wieder morastig und waldig. Die Luft ist sehr gemäßigt, nur an den Küsten feucht und ungesund, und in den nördlichern Theilen rauh und kalt. Das Hauptproduct des Landes ist Korn, an dem vorzüglich die Herzogthümer in fruchtbaren Jahren großen Ueberfluß haben. Hanf, Flachs, Tabak befriedigen zur Noth die Bedürfnisse. Krapp und Hopfen giebt es viel; den Mangel an Holz ersetzt der Torf. Die Viehzucht macht einen wichtigen Nahrungszweig der Dänen aus; Rindvieh und Pferde gehen jährlich zu Tausenden ins Ausland (gegen 27,000 Pferde und 7000 Ochsen alljährlich); an Wildpret ist kein Mangel, doch wilde Schweine finden sich hie und da nur im Lauenburgischen. Mit Fischen, besonders Häringen, Schellfischen, Schollen, Austern und Hummern, versorgt Dänemark einen großen Theil von Norddeutschland (1816 gewann es für Fische 500,000 Thlr. Spec.). An Mineralien giebt es Kreide, Kalk, Thon, Salpeter, Alaun, Porzellan- und Farbeerden, Bernstein, Steinkohlen 2c.

Seiner Lage nach ist das Königreich D. auf Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Schifffahrt und Handel gewiesen, aber in keiner dieser Beziehungen nimmt es die Stelle ein, die ihm die Natur vorgeschrieben zu haben scheint. Die physische Cultur ist von der industriellen geradezu im Stiche gelassen, und deswegen ist der Handel bedeutungslos und D. ausgeschlossen von der Macht, die gegenwärtig das politische Triebrad bei den europäischen

Völkern geworden ist. Seine Manufacturen und den Bedarf an rohen Erzeugnissen empfängt D. vom Auslande, dem es dagegen seinen Ueberschuß an landwirthschaftlichen Producten abgiebt. Die gesammte jährliche Ausfuhr beträgt durchschnittlich $11^1/_2$ bis $12^1/_2$ Millionen Thlr. Silber (ein Reichsbankthaler zu $^2/_3$ Thlr. preuß. C.). Im Jahre 1831 betrug die Ausfuhr an Getreide 1,349,242 Tonnen, zu einem Werth von 5,355,256 Thlr. an Fleisch, Speck, Harz, Wolle, Rindvieh und Pferden 2,883,316 Thlr., an Käse 54,500 Thlr., an Butter 47,658 Tonnen zu einem Werthe von 2,382,900 Thlr. Davon kommt aber der ungleich größere Theil auf die Herzogthümer Lauenburg, Holstein und Schleswig, wie es aus der statistischen Uebersicht vom Jahre 1832 erhellt, in welchem Jahre 1,390,053 Tonnen Getreide ausgeführt wurden, davon kamen allein aus den Herzogthümern 806,193 Tonnen. Während die Ausfuhr an Rapssaat 256,827 Tonnen, und an Butter 46,850 Tonnen im ganzen Staate betrug, lieferten die Herzogthümer allein dazu 37,537 Tonnen Butter und 202,755 Tonnen Rapssaat, so daß aus dem eigentlichen Königreiche nur 54,070 Tonnen Rapssaat und 9,313 Tonnen Butter ausgeführt wurden. Der Grund, warum die physische Cultur noch zu weit zurück ist und auf einem in andern Ländern längst überwundenen Standpunkte steht, ist zunächst in der Versunkenheit des Bauernstandes zu suchen. Die geistige und körperliche Trägheit desselben macht ihm das Bedürfniß verbesserter Bodencultur nicht fühlbar. In dem stillen und treugläubigen Festhalten an dem Erbtheil der Väter ist der wahre Däne gegen jegliche Neugestaltung, gegen das neue Leben, gegen den industriellen Schwung, der anderswo mit Riesenkräften gefördert wird, nicht nur mißtrauisch, sondern er betrachtet auch, in dem Vorurtheil erhalten, das die Regierung nachlässig oder absichtlich zu nähren sucht, die industrielle Bewegung des Auslandes als ein Mittel, wodurch sich die Völker selbst ihren Untergang bereiteten. Ein anderes Hemmniß der Bodencultur ist die Größe der Abgaben und Steuern, die auf Grund und Boden lasten, und die bekannte Wirkung haben, daß das Grundeigenthum in neuester Zeit zu dem dritten Theile des Werthes verkauft wurde. Bei dem unergründlichen und von dem Grundprincipien jedes andern Staates abweichenden System D.'s, bei dem unklaren und, wie es scheint, taktlosen Hin- und Herschwanken der Regierungs- und Verwaltungspolitik kann D. nicht gedeihen. In jedem Schulbuche wird gelehrt, daß die Cultur eines Landes wesentlich von den Verbindungen der Länder und von den innern Communicationswegen abhänge, gleichwohl sind die Straßen und Wege nirgends schlechter als in D. und gleichsam berechnet, den Verkehr von seinen Grenzen wegzuweisen.

Die Bevölkerungslisten geben einen weitern Beweis für das Vorherrschen des Landbaues, wäre nur durch gewisse Zählung ermittelt, wie groß die Bevölkerung selbst ist, und könnte die Regierung sich entschließen, jenes stabile Princip, welches sich vor der öffentlichen Meinung scheuet und über die geringsten Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten den Schleier des Geheimnisses ausbreitet, in größerer Uebereinstimmung mit den Fortschritten der europäischen Civilisation aufzugeben. Im Jahre 1834 wurde zwar eine Volkszählung veranstaltet, doch ist dies in neuester Zeit die einzige geblieben. Von 1769, in welchem Jahre die erste Zählung eine Volksmenge von 786,000 Seelen auswies, stieg sie bis 1787 auf 840,000 Seelen. In den nächstfolgenden 14 Jahren bis 1801, wo abermals eine Volkszählung vorgenommen wurde, wuchs die Volksmenge bis 924,974 Seelen, mithin in 14 Jahren um 10 Procent oder jährlich $^5/_7$ im Durchschnitt; in Island und auf den Faröer zählte man damals 52,000 und 1803 in Holstein und Schleswig 604,000 Seelen. Im Jahre 1834 betrug die Bevölkerung auf den Inselstiftern 697,855 und in Jütland 525,952, folglich zusammen im eigentlichen D. 1,223,807, und 1837 in Schleswig, Holstein und Lauenburg 773,788, endlich in Island 56,034 Seelen. Der Zuwachs in 33 Jahren von 1801 bis 1834 betrug daher zwischen 32 und 33 Procent oder jährlich fast ein Procent, während die gleichzeitige Zunahme in Schweden $^{23}/_{30}$ und in England und Schottland jährlich $1^1/_2$ Procent ausmachte. Approximativ abgeschätzt mag die Bevölkerung des gesammten dänischen Reiches bis zum Jahre 1846 die Summe von 2,300,000 Seelen erreichen. Im eigentlichen D. wohnen auf der QM. durchschnittlich 1790 Men-

schen. Schließt man Kopenhagen und Amager aus, so ist Fühnen dem Areal nach am stärksten bevölkert, indem 2829 auf die QM. fallen, am schwächsten aber Jütland mit 1175 auf der QM. Centralpunkte der Bevölkerung in großen Städten finden sich im Allgemeinen sehr wenige. Kopenhagen (s. d.) ist fast die einzige Stadt, welche über 30,000 Einw. zählt, zugleich die größte Handels- und Fabrikstadt; ihr zunächst steht Altona (s. d.) mit 28,100 Einw., die zweite Handelsstadt. Drei Städte haben zwischen 20,000 und 10,000 Einw., nämlich Flensburg (s. d.), Schleswig (s. d.) und Kiel (s. d.). Außerdem giebt es 105 Städte, 45 Marktflecken und 5232 Dörfer. Die Stammverschiedenheit der Bewohner des dänischen Staats läßt sich, die Colonien ausgenommen, auf den deutschen Volksstamm zurückführen, da der Däne demselben angehört und Island und die Faröer seit der Mitte des 9. Jahrh. von D. und Norwegen bevölkert wurden, der slavische Volksstamm aber sich nicht weiter als bis in das Herzogthum Lauenburg ausgebreitet hat und hier durch Vermischung mit den Deutschen ganz erloschen ist.

In Hinsicht der intellectuellen Cultur kann D. mit vollem Rechte auf den Ruhm-Anspruch machen, von Seiten der Regierung am frühesten vielfach unterstützt worden zu sein, wenn schon die Unterrichtsanstalten nicht überall mit gleicher Theilnahme vom Volke benutzt worden sind. An der Spitze derselben stehen die beiden Universitäten zu Kopenhagen und Kiel. Neben ihnen wirken 30 Gelehrtenschulen für den höheren Unterricht, von denen 19 auf den dänischen Inseln und in Jütland, 10 in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und eine zu Bassestad auf Island. Zur Ausbildung der Elementarschullehrer bestehen 5 Seminare und für den Volksunterricht ist schon so viel geschehen, daß auf den dänischen Inseln und dem Festlande fast in jedem Kirchspiele zwei Schulen angetroffen werden. Die herrschende Landeskirche ist die protestantische, welche die Hauptmasse des dänischen Volks, nur mit Ausnahme von 13,000 Andersgläubigen, umfassen. Sie steht mit Ausschluß der Colonien, unter der Leitung von 9 Bischöfen, 62 Pröbsten und 1677 Predigern in 1907 Kirchspielen, die Filiale mit inbegriffen. Außerdem leben in den dänischen Staaten 1250 Reformirte, 2000 Katholiken, von beiden Confessionen die Hälfte in den Herzogthümern; 900 Mennoniten, 1500 Herrnhuter (von beiden die Mehrzahl in den Herzogthümern) und 6900 Juden von denen 2350 den Herzogthümern gehören. In politischer Hinsicht ist das eigentliche Dänemark in 7 Stifter getheilt: Seeland mit den Inseln Amak, Bornholm, Samsoe und Möen; Fünen mit den Inseln Langeland und Taasinge; Laaland mit der Insel Falster und die 4 nordjütländischen Stifter: Aalborg, Viborg, Aarhuus und Ribe. Das Herzogthum Schleswig sowie Holstein werden durch Statthalter, Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; die Faröer stehen unter einem Amtmanne und Island unter einem Stiftsamtmann. Die Verfassung ist, nach dem Staatsgrundgesetz vom 15. Mai 1834, monarchisch mit Provinzialständen für die dänischen Inseln, für Jütland, für Schleswig und für Holstein. Der König führt seit dem 1. Januar 1820 den Titel König von Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog von Schleswig, Holstein, Stormarn, der Ditmarschen, zu Oldenburg und Lauenburg; der präsumtive Thronerbe heißt Kronprinz. In Dänemark ist die Krone in der männlichen und weiblichen Linie erblich; in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg folgt nach dem Erlöschen der königl. Linie, der Mannstamm der älteren Nebenlinie, folglich das Haus Holstein-Sonderburg-Augustenburg. D. hat 2 Ritterorden, den zu Anfange des 15. Jahrh. gestifteten und 1840 erneuerten Elephantenorden und den Dannebrogorden (s. d.). Die oberste Landesbehörde ist seit 1660 der Geheime Staatsrath in welchem der König den Vorsitz führt. Die Staatseinkünfte trugen im Jahre 1846 16,008,000, die Ausgaben 15,935,000 Thlr. Nach dem Budget von 1843 bezog das königl. Haus 1,737,000 Thlr.; der Seeetat 1,022,000, der Landmilitäretat 2,953,000 Thlr. Die Staatsschuld bestand am 1. Jan. 1841 in 116,572,000 Thlr., nämlich 63,288,000 inländische Schuld und 53,284,000 ausländische Schuld. Die bewaffnete Macht besteht im Friedensetat aus 24,150 Mann, wozu eine Reserve von ungefähr 27,500 Mann kommt; die Marine bestand im Jahre 1841 aus 6 Linienschiffen von 84—66, 7 Fregatten von

48—40, 4 Corvetten von 26—20, 5 Briggs von 18—12, 3 Schooner von 8—6 Kanonen, 3 Kutter, 2 Kanonenjöllen, 5 Bombenschaluppen und 73 Kanonenbooten. Die Flagge ist roth mit einem weißen sich recht winklich durchschneidenden Kreuze. Vgl. Thaarup, „Udförlig vejledning til det danske monarkies statistik" (6 Bde., Kopenh. 1812—19), Desselben „Statistisk udsigt over den danske staat" (Kopenh. 1825), Petersen „Das Königreich D. nebst allen dazu gehörenden Ländern" (3. Aufl., Schlesw. 1829), Nathanson „Beiträge zur Handelsgeschichte D.'s" (Kopenh. 1833) und Abrahamson und Gliemann „Aemteratlas von D." (Kopenh. 1824—32).

Die Urgeschichte der Länder und Völker des Nordens beruht, bis zum Beginne der christlichen Zeitrechnung, auf ungewissen Sagen und Muthmaßungen, und selbst später muß der Geschichtsschreiber zu allerlei Conjecturen seine Zuflucht nehmen, um einiges Licht in das Dunkel zu bringen, welches bis zur Verbreitung des Christenthums (825) auf diesen Regionen lagert. Deutsche Stämme waren die ersten Bewohner D.'s, allein ungewiß ist die Zeit ihrer Einwanderung. Mangelhafte, vielleicht absichtlich entstellte Kunde von ihnen verbreiteten zuerst (300 v. Chr.) die Phönicier, und vielleicht ist nichts zuverlässig von den Ueberlieferungen aus dieser Quelle, wie der Untergang eines Theiles der cimbrischen Halbinsel durch eine Naturrevolution; ein Ereigniß, welches die Cimbern wahrscheinlich zur Wanderung nach Süden veranlaßte. Von da an gänzliches Schweigen der Geschichte, bis im 3. Jahrh. Gothen, unter Odin, im Norden anlangten, und D., Norwegen und Schweden sich unterwarfen. Odin's Erben theilten sich in sein Reich, und Skiold erhielt D., welches seine Nachkommen, die Skioldunger, mehrere Jahrhunderte lang beherrschten. Aber auch dieser Zeitraum ist noch voller Fabeln, und mit Sicherheit läßt sich nur berichten, daß Dänemark damals in viele Fylken (Provinzen) getheilt war, die ihre Fylkiskönige hatten, welche den Oberkönigen, d. h. den als Könige von D. angeführten Fürsten, zwar untergeordnet, allein keineswegs unbedingt unterworfen waren. — Seeräuberei war das liebste und vorzüglichste Geschäft der urkräftigen Stämme, die durch ihre Vertrautheit mit dem Meere noch muthvoller und kühner wurden, als ihre landeinwärts gewanderten Brüder. Die Küsten der Ostsee konnten ihrer abenteuerlichen Beutelust bald nicht mehr Genüge leisten; sie steuerten daher ihre gebrechlichen Fahrzeuge nach Westen, und da dies gerade mit dem Untergange der großen Römermacht zusammentraf, so schützte kein römisches Wachtschiff die bedrohten Gestade vor den durch ihre Raubzüge bald auch im Süden dem Namen nach gekannten Dänen und Normännern. Später wurden ihre Besuche häufiger, ihre Flotten zahlreicher, und England, Deutschland, Frankreich, Italien nannten mit Schrecken die Gefahr und Tod mit fröhlichem Gesange begrüßenden Nordlandshelden. Die Staaten Nowgorod und Kiew in Rußland wurden von ihnen, dort Waräger genannt, im 9. Jahrh. gegründet, und bis in den Orient führte sie der Durst nach Thaten und Ruhm (1040 Wäringer in Konstantinopel), als es mit den Seeräubereien nicht mehr gehen wollte. Die Verfassung des Landes blieb lange Zeit ein echt deutsches Conföderationssystem der verschiedenen Stämme, deren Häuptlinge dem Herrn des heiligsten Opferherdes, Lethra, als Oberkönige und Oberpriester besonderes Ansehen einräumten. Alljährlich fand auf freiem Felde eine Art von Reichstag, Thing genannt, statt, wo die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, Kriegszüge beschlossen, Anführer gewählt wurden. Sobald jedoch Karl d. Gr. durch Besiegung der Sachsen auch bei ihren nördlichen Nachbarn Besorgniß um die angestammte Freiheit erweckte, ja die Dänen sogar (v. 808—811) bekriegte, schlossen sich die einzelnen Stämme enger an einander. Noch mehr fand dies statt, als Ludwig des Frommen Bekehrungseifer kein Mittel unversucht ließ, ihre alten Götter und ihre alte Freiheit auch aus dem von seinem Vater, Karl, 812 anerkannten dänischen Gebiete, jenseits des Eiderflusses, zu vertreiben. Zu dem Ersteren legte er den Grund durch den Benedictiner Ansgarius aus Corvey und durch Ebbo von Rheims, welche das Christenthum, jedoch ohne großen Erfolg, in D. predigten. Die letztere wurde fast gleichzeitig durch den Oberkönig Gorm, genannt Gammul, d. h. der Alte, von seiner langen Regierung (855 — 936) vernichtet. Durch völlige Unterjochung und Ausrottung der jütländischen und übrigen Fylkis- und

Inselkönige ward er alleiniger Beherrscher aller Provinzen und Gründer des dänischen Staates.

Auch unter Gorm's Nachfolgern kam die christliche Lehre nicht sehr in Aufnahme. Zwar ward sein Sohn Harald II. Blaatand (Blauzahn) von Kaiser Otto's I. siegreichen Waffen (972) gezwungen, sich mit seiner ganzen Familie taufen zu lassen, allein Svend I. dessen Sohn und Thronfolger, wendete sich wieder zum Heidenthume. Er war ein tapferer Krieger, eroberte einen Theil von Norwegen und ganz England (1014) und starb daselbst 1015. Von seinen beiden Söhnen erhielt Knud England und sein Bruder Harald III. D. Zwar wurde Ersterer gleich anfangs von den Engländern vertrieben, welche ihren vormaligen König Edelreth aus der Normandie zurückriefen. Mit einer von Harald ausgerüsteten Flotte kehrte er jedoch zur Behauptung seiner Rechte zurück, und als Harald so wie Edelreth und sein Sohn schnell auf einander starben, ward er Herr beider Reiche. Mit ihm beginnt die ununterbrochene Reihe der christlichen Könige von D. Seine Regierung (1015—1036) wird durch thätige Beförderung der Civilisation ausgezeichnet. Die den christlichen Priestern bekannte Schreibkunst trat jetzt an die Stelle der heidnischen Runen; Handel und Ackerbau kamen in Aufnahme. Knud ist der erste König, von welchem geschriebene Gesetze vorhanden sind. Allein wenn auf der einen Seite durch alles dies und Beförderung der christlichen Religion und bürgerlichen Ordnung die bisher gültigen Begriffe von Menschenwerth gänzlich umgewandelt wurden, brachte doch leider das aus England herüber verpflanzte Lehenswesen, die Errichtung einer Leibwache (Huskarle) aus krigslustigen Männern aller Nationen, die aber von berühmten Helden abstammen und sich aus eigenen Mitteln eine bestimmte und kostbare Rüstung anschaffen mußten, allerlei der Freiheit verderbliche, aristokratische Elemente in die jetzt fester begründete Staatsform. Knud, seiner kriegerischen Verdienste wegen der Große genannt, erwarb einen Theil von Schottland und von Schweden, so wie ganz Norwegen, durch Gewalt der Waffen, und hinterließ ein mächtiges Reich. Unter seinen Nachfolgern verfiel dasselbe aber bald durch innere Unruhen zerrüttet, in tiefe Ohnmacht. Schon kurz nach seinem Tode ging England 1042, Norwegen 1047 verloren. Seine drei Söhne Svend, Harald und Harde Knud, regierten, zum Theil unter verderblichen Zwistigkeiten, nur kurze Zeit. Der Letztere, ein Wollüstling, starb 1041 mit dem Becher in der Hand auf einer Hochzeit als letzter dänischer König von England. D. kam jetzt, kraft eines vorhandenen Erbvergleiches, an den norwegischen König Magnus den Guten. Der Jarl Svend Estritson, Knud's des Großen Schwestersohn, trat aber als Gegenkönig auf, und erneuerte viermal den immer unglücklich endenden Versuch, sich in D. zu behaupten. Als er sich nach dem letzten auf der Flucht nach Schweden befand, erhielt er die Nachricht vom Tode seines Gegners, der ihn zufolge des nämlichen Vertrages zum Erben von D. eingesetzt hatte.

Mit Svend Estritson beginnt eine Dynastie, welche sich fast 400 Jahre erhielt, bis der erste Oldenburger gewählt wurde. Aber schon der Begründer derselben ließ den Klerus um sich greifen; seine Nachfolger, größtentheils in Erbfolgestreitigkeiten verwickelt, wehrten ihm noch weniger, um sich seines Einflusses beim Volke zu versichern, dem sie gleichzeitig durch Versprechungen und Beleihung von Rechten (Erik Ejegod gab ihm 1096 das Entscheidungsrecht über Krieg und Frieden) schmeichelten. Der Adel bildete sich aus dem Stande der Grundbesitzer, die Bewohner der Städte sonderten sich vom einfachen Landmanne, auf dessen Kosten diese Veränderungen hauptsächlich vorgingen. Aber auch das Königthum verlor immer mehr an Kraft, nur kam dies leider nicht dem ganzen Volke zu Gute. Schon 1282 zwang der Adel den König Erik Glipping, ihm verschiedene wichtige Vorrechte zu verbriefen. Dies ist die erste in D. ausgestellte Haandfestning. Von 1320 —1648 wurde von jedem neuen Herrscher bei seiner Thronbesteigung eine neue verlangt. Stürmisch waren jene Zeiten, den Künsten des Friedens nicht günstig. Von 16 Königen starben in den ersten 200 Jahren 9 eines gewaltsamen Todes. Das Reich war fortwährend in Ebbe und Fluth begriffen, wie das Meer. Siegreiche Herrscher, wie Waldemar I., Knud VI., Waldemar II. (1157—1223) dehnten die Grenzen ihres Ge-

bietes weit aus, namentlich der Letztere machte D. größer, als es je vor und nach ihm war. Aber er selbst mußte seine ganzen Eroberungen verloren geben, als sich Graf Heinrich von Schwerin seiner Person bemächtigte, um den Uebermüthigen zu züchtigen. Dem völligen Untergange nahe, befand sich Dänemark unter Christoph II. (1320—1333), dem bei seinem Tode nur die Insel Laaland übrig blieb. Sieben Jahre war das zerstückelte Land jetzt ohne König; dann erst gelang es Waldemar III., zweitem Sohne Christoph's, den Thron seiner Väter von Neuem zu errichten. Er sammelte die Trümmer des Reiches, erwarb viele der verlorenen Provinzen wieder, starb aber ohne männliche Nachkommen (1375). Ola, Sohn seiner jüngeren Tochter Margarethe, Gemahlin Hakon's VII. von Norwegen, wurde jetzt von den Dänen zum Könige gewählt, und nach dessen Tode (1387) wurde seine Mutter als Regentin anerkannt. Sie vereinigte Norwegen und Dänemark unter ihrem Scepter, da Hakon schon 1380 gestorben war. Bald darauf, nach Beendigung eines langen Krieges mit Schweden, durch Gefangennehmung des Königs Albrecht, verband sie auch Schweden (1388) mit ihren übrigen Reichen, und stiftete 1397 die Kalmarische Union. Auf ihren Betrieb wurde ihrer Schwestertochter Sohn, der pommersche Prinz Heinrich von Stolpe, dessen Namen sie den Norwegern zu Liebe in Erik umwandelte, von den Letzteren 1389, von den Dänen und Schweden 1396 zu ihrem Nachfolger erwählt. Margarethe starb 1412, den Ruhm einer weisen, menschlichen Herrscherin hinterlassend. Erik war den verwickelten Verhältnissen bei Weitem nicht gewachsen, welche ihn bald von allen Seiten bestürmten. Das Regieren wurde ihm endlich so zur Last, daß er 1437 mit seinen Schätzen nach der Insel Gothland entwich, um hier in Ruhe zu leben. Er ward darauf des Thrones entsetzt. Sein Nachfolger, Christoph von Bayern, regierte die drei vereinigten Königreiche nicht eben gemächlicher, und wurde nur durch seinen plötzlichen Tod (1448) größeren Verlegenheiten überhoben. Jetzt brachen die Schweden die Union und wählten sich ihren eigenen König; die Dänen beriefen darauf den wackern Grafen Christian von Oldenburg auf den Thron (1448), ließen sich aber eine sehr bindende Capitulation von ihm ausstellen, in welcher er Dänemark als freies Wahlreich anerkennen, keinen Krieg ohne Bewilligung der Reichsräthe zu führen, ja selbst seine Hofhaltung nach ihrem Gutdünken einzurichten versprechen mußte. Auch in Norwegen ward Christian gekrönt; den schwed. Thron bestieg er erst 1457, nach Knutson's, des Gegenkönigs, Vertreibung; behauptete sich aber nur sieben Jahre. Ihm folgte sein Sohn Johann (1481—1513), unter welchem der schwed. Reichsverweser Sten Sture d. ä. seines Vaterlandes Rechte gegen Dänemark zwar behauptete, dessen Selbständigkeit aber nicht erreichen konnte.

Christian II. (s. d.) von 1513—23, mochte die dem Königthume von Adel und Geistlichkeit gesetzten Schranken nicht dulden, aber unglücklich lief der Versuch ab, sie umzustürzen. Er verlor darüber Schweden, das 1523 die Kalmarische Union vernichtete, und bald nachher auch seine beiden andern Reiche, die durch die Wahl der Stände seines Vaters Bruder Friedrich I. erhielt, unter dem die Aristokratie völlig die Oberhand erlangte und die Leibeigenschaft gesetzlich wurde. Die Reformation führte er ohne Zwang, blos durch bewilligte Glaubensfreiheit, 1527 ein. Christian III., sein ältester Sohn und Nachfolger theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welcher Letztere Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde. Ihm folgte 1559 Friedrich II., der die Ditmarschen bezwang und wegen Lieflands in einen Krieg mit Schweden verwickelt wurde, den der Stettiner Frieden 1570 endigte. Durch die Dotirung seines jüngeren Bruders Johann, der die Linie Holstein-Sonderburg stiftete, legte er den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Sein ältester Sohn Christian IV. (s. d.), der ihm 1588 folgte, ist unstreitig der ausgezeichnetste unter den dänischen Regenten, wenn er auch im Dreißigjährigen Kriege wenig Ruhm erndtete und der Krieg mit Schweden so unglücklich endete, daß Dänemark im Frieden von Brömsebro 1645 Jämtland, Hergedalen jenseit des Gebirgs, Gothland und Oesel ganz, Halland aber auf 20 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Hauptursachen dieses Unglücks der dänischen Waffen lagen in der Gebundenheit der Krone

und in der fehlerhaften Regierungsform. Uebrigens wurde unter seiner Regierung 1615 das erste stehende Heer in Dänemark errichtet, so wie die ostindische, grönländische und isländische Handelsgesellschaft gegründet. Friedrich III. (1648—70) begann mit erschöpften Mitteln (1657—58) einen neuen Krieg gegen Schweden, der sehr unglücklich ablief, indem mehrere Provinzen im Roeskilder Frieden verloren gingen. Kaum war dieser geschlossen, als die Schweden den Kampf erneuerten, und vielleicht rettete nur Karl Gustav's Tod Dänemarks Selbständigkeit. Trotz einiger gewonnenen Vortheile wurde der Friede zu Kopenhagen (1660) ziemlich auf die Bedingungen des Roeskilder geschlossen; die Provinzen Schonen, Blekingen, das Eigenthum an Halland und die norwegische Landschaft Bahuslän blieben verloren. Auf dem unmittelbar darauf nach Kopenhagen einberufenen großen Reichstage erschienen zum ersten Male die Repräsentanten dieser Stadt als freie Reichsstände. Es war dies eine der Belohnungen für Kopenhagens tapfere Vertheidigung gegen die Schweden. Die dem Reiche bisher so nachtheilig gewesene Macht des Adels ward auf diesem letzten dänischen Reichstage gebrochen, und mit Hilfe der anderen Stände gelangte der König zur erblichen und unumschränkten Regierung. Dies geschah durch das sogenannte Königsgesetz von 1660, das dem Könige und seinen Nachfolgern auf ewige Zeiten die souveräne Macht übertrug und diese schrankenlose Macht wurde durch nichts begrenzt als durch die nicht zu ändernde Confession. Diese für die königliche Würde so günstige Veränderung der Regierungsform trat nicht in Folge eines Staatsstreichs ein, sondern war nur ein Ergebniß der dringenden Zeitverhältnisse. Bisher hatte der Adel nicht nur alle Hebel der Staatsgewalt in den Händen, sondern schrieb dem Könige bei seinem Regierungsantritt eine Capitulation vor, durch welche zwar die Rechte des Adels, aber nicht die der übrigen Staatsbürger geschützt waren. Handel, Ackerbau und Gewerbe litten unter den ausschließlichen Vorrechten des Adels, die Rechtspflege lag allein in seinen Händen; er bildete den Reichsrath, er hatte die Rechte der übrigen Stände absorbirt, wie er auch allein die Lehen der Krone gegen eine geringe Abgabe besaß. Der Drang der Umstände vereinigte die Bürgerschaft und die Geistlichkeit auf dem Reichstage zu Kopenhagen am 8. Septbr. 1660; die Regierung sah ihr Interesse durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die Aristokratie mit dem ihrigen verschmolzen und als die klugen Führer der zwei Stände, der Bischof Svane und der Bürgermeister Nansen, dem König die Souveränetät übertrugen, erwarteten sie, daß die politische Freiheit sich unter dem Schutze derselben entwickeln werde. Auch verlangte der Bürgerstand unter Andern namentlich gleiche Berechtigung zu den höchsten Staatsämtern, Nachweis über die Verwendung der Einkünfte des Landes, Aufhebung der Leibeigenschaft, Gemeindewahl bei Besetzung der geistlichen Aemter ꝛc.

Alle Forderungen wurden bewilligt, aber der Gemeingeist entwickelte sich nicht; ein Zusammenwirken zwischen Volk und Regierung, diese unerläßliche Bedingung der fortschreitenden Entwicklung des Staatslebens, fand nicht statt. Wohl gestaltete sich unter Friedrich's III. Nachfolger, Christian V., 1670—99, ein regeres Leben in der Rechts- und Civilverwaltung. Das dänische Gesetzbuch wurde 1683, das norwegische 1687 durch den berühmten Peter Schuhmacher, Grafen Griffinfeld, eingeführt; unter Friedrich IV., 1699—1730, hörte die Leibeigenschaft auch der That nach (1702) auf, wenn auch der Bauer der Form nach noch drei Menschenalter hindurch an die Scholle gebunden blieb und die Aushebung zum Kriegsdienste darnach bestimmt wurde (Stavnsbaand); auch übten die Könige ihre souveräne Macht meist in volksthümlichem Geiste und ließen sogar eine Selbstbeschränkung eintreten, wie z. B. der beim Volke sehr beliebte Friedrich V., 1746—66, (der Nachfolger Christian VI., 1730—46). Aber ein kräftiges Staatsleben, das den Gliedern wie dem Haupte gleiche Berechtigung widerfahren läßt, war doch nicht zu finden. Unter Christian VII. hob zwar der Minister Struensee (s. d.) 1770 die Censur auf und das Guldberg'sche Ministerium förderte mit Vorliebe die Nationalsprache und Wissenschaft; aber erst seit dem 14. April 1784, wo der Kronprinz für majorenn erklärt, zum Mitregenten seines gemüthskranken Vaters ernannt wurde und Sitz im Staatsrathe nahm,

beginnt die politische Regeneration Dänemarks. Besonders machte der Staat von 1784—1797 unter der Leitung des trefflichen Ministers Peter Andres, Graf von **Bernstorff** (s. d.) Riesenschritte in seiner Entwickelung. Die erste Frucht dieses erleuchteten, mit wahrer Liebe das Volk als ein Ganzes umfassenden Strebens war die Verordnung vom 20. Juli 1788, wodurch dem Bauernstande die persönliche Freiheit vollends zugesichert und jener schmachvolle Rest der Leibeigenschaft aufgehoben ward. Der Kriegsdienst wurde von jetzt an eine unmittelbare persönliche Last, die auf der ganzen Landbevölkerung ruhte; die Frohne in eine bestimmte Arbeitslast verwandelt und zugleich die Ablösung theils auf gegenseitige Uebereinkunft, theils auf die Aussprüche einer Commission festgesetzt; doch konnten auf Seeland und auf den Inseln überhaupt nur wenige Bauern wegen Mangels an Vermögen sich dieses Rechts bedienen. Erst später durch die Verordnung vom 8. Jan. 1810 ist das ganze Ablösungsgeschäft regulirt worden. Auch in den Herzogthümern, wo besonders in dem östlichen Theile die Leibeigenschaft noch herrschte, wurde die Aufhebung derselben beschlossen und durch die Verordnung vom 19. Decbr. 1804 erhielten 20,000 Familien Freiheit und Eigenthum. Der humane Geist, der in diesen Veränderungen hervortrat, fand beim Volke Anerkennung; die Opposition der jütländischen Gutsbesitzer im J. 1790 schlug der Kronprinz durch seinen festen Willen nieder und dankbar errichtete das Volk die sogenannte Freiheitssäule in der westlichen Vorstadt Kopenhagens 1792. Auch die verbesserte bürgerliche Stellung der Juden wurde von der Staatsverwaltung nicht außer Acht gelassen; 1778 erhielten sie Zutritt zu den Zünften und durch das Gesetz v. 20. März 1814 gleiche Berechtigung mit den übrigen Unterthanen zu jedem gesetzmäßigen Erwerb. Auf gleiche Weise ging Dänemark in Abschaffung des Negerslavenhandels allen andern europäischen Nationen voran, indem die desfallsige Verordnung schon am 16. März 1792 erlassen und ihre Ausführung auf das Jahr 1803 festgesetzt wurde. Dabei nahm man mit Bedacht, durch Mittheilung christlichen Unterichts an die Neger, durch Förderung geistlicher Ehen unter ihnen und durch das Verbot die Kinder von den Eltern zu trennen, bevor die Ersteren nicht wenigstens ein Alter von sechs Jahren erreicht hatten, ihr trauriges Loos von innen heraus zu verbessern. Bei allen diesen Umgestaltungen ging die dänische Regierung mit festem, sichern Schritt ihren eigenen Weg, ohne sich durch den theilweise lauten Widerspruch darin beirren zu lassen. Auch die Rechtspflege erhielt wesentliche Verbesserungen. Im J. 1796 wurden die Vergleichscommissionen eingeführt, um die kostspieligen und unnöthigen Processe über geringere Rechtssachen zu vermindern; das Gesetz über schnelle Rechtspflege unterwarf 1796 die niederen Gerichte einer strengen Controle, wodurch vielfachen bisher stattgefundenen Mißbräuchen eine Schranke gesetzt wurde. Seit 1789 traten in der Criminalgesetzgebung angemessene Verbesserungen ein, die das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe vernunftgemäß feststellten. So wurde in den Herzogthümern die dort noch gebräuchliche Tortur abgeschafft, das geschärfte Verhör, das Brandmarken und die Spießruthenstrafe aufgehoben. Auch das Heerwesen erlitt bedeutende Verbesserungen, indem die Werbung abgeschafft, die Dienstzeit der Verpflichteten bis auf drei Jahr herabgesetzt, die militärischen Unterrichtsanstalten erweitert und zweckmäßiger eingerichtet wurden. Einer unausgesetzten Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung erfreuten sich die Schulen, indem seit 1789 eine Commission mit diesem wichtigen Gegenstand thätig war. Schullehrerseminare, und wo es nöthig war, neue Schulen wurden errichtet; in den Mittelstädten Katecheten mit festem Gehalte neben den ordentlichen Lehrern angestellt; die Lehrgegenstände in den Schulen erweitert und schon 1800 durch den deutschen Prediger Maßmann, Sonntagsschulen angelegt, die mit der Zeit immer festere Consistenz gewannen und außer den technischen Kenntnissen, Schreiben und Rechnen, zuletzt auch Geographie und Geschichte in den Kreis des Unterrichts mit aufnahmen. Auch in der auswärtigen Politik bewies die damalige dänische Regierung eben soviel Umsicht als Klugheit. Durch eine weise Neutralität gewann der Handel während der französischen Revolution einen außerordentlichen Aufschwung; doch bald trat an die Stelle vernunftgemäßen Fortschritts eine autokratische Reaction ein, welche Alles, was sie kurz vorher im bessern Verständniß der Zeitgestal-

tungen in das Leben gerufen, beschränkte oder verläugnete. Dazu kam noch die beispiellose Taktlosigkeit, welche D. während der ungeheuern Schwingungen in der auswärtigen Politik an den Tag legte und die mit dieser politischen Taktlosigkeit verbundenen Unglücksfälle während der Kriegsperioden, durch welche die dänische Macht in Ohnmacht aufgelöst wurde.

Seit 1799 fingen nämlich die Briten an, den Handel der Neutralen immer mehr zu beschränken. Sie gingen in den Jahren 1799 und 1800 sogar so weit, dänische Fregatten wegzunehmen. Diese Gewaltthätigkeiten veranlaßten die Regierung am 16. Dec. 1800 der bewaffneten Neutralität beizutreten, welche Paul von Rußland gegen die britischen Uebergriffe in dem Handel der Neutralen gestiftet hatte. England betrachtete dies als eine Kriegserklärung, nahm dänische Handelsschiffe weg und sandte eine Flotte nach der Ostsee, welche, da Schweden sich für seinen Bundesgenossen D. nicht regte, und die Russen durch das Eis zurückgehalten wurden, ungehindert vor Kopenhagen segelte, die dänische Flotte zerstörte und die Hauptstadt selbst bombardirte und in Brand steckte. Ein Waffenstillstand endigte den Kampf und später trat D. der zwischen Rußland und England abgeschlossenen Convention bei, und mußte sich zu einem höchst nachtheiligen Frieden verstehen. Seit dieser Zeit blieb der Handel D.'s sehr gedrückt, das gespannte Verhältniß mit England dauerte fort, doch bemühte sich die Regierung unter den höchst schwierigen Verhältnissen der nächstfolgenden Jahre die strengste Neutralität zu beobachten. Nach der Vernichtung des deutschen Reiches verband Dänemark das zum niedersächsischen Kreise gehörende Holstein mit der dänischen Monarchie, ohne es jedoch zu incorporiren. Da fanden es nach dem tilsiter Frieden die Engländer plötzlich bedenklich, die Flotte des in seiner Neutralität bis dahin selbst von Napoleon geachteten Dänemark's der möglichen Gefahr, in die Hände der Franzosen zu gerathen, länger Preis zu geben. Ohne daß der Kronprinz dem Continentalsysteme beigetreten war, und ohne Kriegserklärung erschien eine englische Flotte von 18 Linienschiffen und 7 Fregatten, mit 25,000 Landungstruppen, vor Kopenhagen, und der englische Gesandte verlangte die Auslieferung der gesammten dänischen Flotte und aller Marinevorräthe. Nach wiederholter Verweigerung dieser rechtlosen Anträge wurde Kopenhagen eingeschlossen und bombardirt (4—5. Septbr. 1807). Der 4. Theil der Stadt brannte nieder, 1300 Einwohner kamen um. Nachdem am 7. Septbr. die Stadt capitulirt hatte, entführten die Briten ungestraft die aus 18 Linienschiffen, 15 Fregatten und mehreren Briggs bestehende Flotte, sammt den gefangenen Seeleuten. Jetzt schloß sich D. an Napoleon und erklärte England und seinem Bundesgenossen, Schweden, den Krieg, verlor aber natürlich alle seine Colonien, und litt viel durch die Verpflegung der eingerückten französ. Hilfstruppen. Christian VII. starb während dieser trüben Zeit (13. März 1808), und der bisherige Regent bestieg als Friedrich VI. den Thron. Die in Norwegen begonnenen Feindseligkeiten mit Schweden wurden bald im Frieden zu Jönköping, 10. Decbr. 1809, beigelegt. Als Schweden 1812 seine Politik änderte, und sich mit Rußland und England aussöhnte, versuchte auch Friedrich VI. sich den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuschließen. Als aber, neben andern harten Bedingungen, die freiwillige Verzichtleistung auf Norwegen gefordert wurde, brach er die Unterhandlungen ab, und erneuerte sein Bündniß mit Napoleon. Da drangen nach der Leipziger Schlacht die Truppen der Verbündeten unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden in die dänischen Herzogthümer ein, und nöthigten den König zum Waffenstillstande von Rendsburg und Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814), wodurch Norwegen an Schweden, Helgoland an Großbritannien überlassen, als eine Entschädigung dafür aber schwed. Pommern an Dänemark gegeben wurde. Letzteres ging später gegen das Herzogthum Lauenburg und 6 Mill. Thaler an Preußen über. Wegen Holstein und Lauenburg trat der König 1815 dem deutschen Bunde bei, und schloß sich auch der heiligen Allianz an. — Nach dem Frieden bedurfte das Land der Ruhe, um sich von den vielen Wunden des Kriegs zu erholen. Viel geschah unter Möstings weiser Verwaltung für das Aufblühen des Reichs; besonders wandte man den Finanzen die größte Aufmerksamkeit zu, doch gelang es nicht völlig die Ausgaben mit den Einnahmen in ein angemesse-

nes Verhältniß zu bringen. Als man es dahin brachte, die Zinsen für die Staatsschuld regelmäßig zu bezahlen, hob sich der Credit wieder, und die Staatspapiere erhielten einen fast doppelten Werth im Vergleich zu den Kriegszeiten. Auch gelang es, eine Flotte, wenn gleich schwächer als die frühere herzustellen; neue Häfen wurden zu Frederikshavn und Helsingör angelegt und auch sonst viel für den Handel, die innere Verwaltung des Staats, besonders für die Justiz gethan. Aber mit der Zeit alterten die Männer, welche an der Spitze der Regierung standen, und so konnte es nicht fehlen, daß nach und nach Klagen und Bedürfnisse laut wurden, welche zu erfüllen nicht mehr in dem Willen dieser Männer lag. War gleich die Erinnerung früherer Bedeutsamkeit und des Voranschreitens in der Reihe skandinavischer Reiche in Dänemark nicht erstorben, so zog doch die Regierung alle die Rechte ein, ohne welche die alte Bedeutsamkeit nicht erreicht werden kann. Zu den eingezogenen oder beschränkten Freiheiten und Rechten ist vor allen Dingen der Mangel an Oeffentlichkeit und alles das zu rechnen, was wiederholt gegen die Presse gethan ist. Wir werden davon weiter unten die dazu nöthigen Beweise erhalten, wenn wir das Ringen der Provinzialstände betrachten. In gewissen Dingen hatte die Presse wohl die Erlaubniß, sich recht breit zu machen, nur aber mußte das, was sie berührte den Zweck haben, dem von Oben her beabsichtigten Stillleben des Staates nicht entgegen zu sein. Oeffentliche Discussionen über öffentliche Angelegenheiten wurden ungern gesehen, auch wohl nicht ohne scharfe Maßregeln gegen die Autoren, wie wir an Lornsen, David (s. d.) sahen, unterdrückt. Man möchte gern in die Vorzeit zurück, aber die drei Hebel des „ancien regime" waren wenigstens in D. entweder zerbrochen oder morsch geworden, und dadurch trat ein Schwanken ein, das nothwendig zu durchgreifenden Reformen führen wird. Geld, Heer und Flotte haben in Dänemark ihren Zauber längst verloren und die aus der Anhänglichkeit an das Alte erwachsene Ohnmacht der Staatsmaschine wird, wie der gänzliche Verfall des Handels und die Trägheit in der landwirthschaftlichen Cultur hinlänglich bezeugen, nie vermögen, D. wieder so zu heben, daß es innerlich gesund und stark, nach Außen ein den vergangenen Zuständen gleichkommendes und so hohes politisches und diplomatisches Ansehen erlangt, daß sein Gewicht auf der Wagschale der europäischen Politik important würde. Wenden wir noch einmal den Blick zurück auf die natürliche Lage Dänemarks. Dieser Staat vereinigt alle Vortheile einer leichten und schnellen Communication, eines bequemen, sowohl geistigen als kommerziellen Verkehrs mit allen übrigen Theilen der civilisirten Welt, während er doch auf der andern Seite ein von der Natur so abgeschlossenes und gleichsam abliegendes Ganze bildet, daß er bei angemessener Politik in dem Meere einen Wall besitzt, der die Freiheit und den Frieden des Landes schirmt. In dem Meere hat D. seinen größten Schatz, von ihm ist es in unzähligen Armen durchschnitten; diese bilden ein Netz natürlicher Kanäle, welche den Binnenhandel erleichtern, während zahlreiche Anker- und Hafenplätze sich dem größten Verkehre anschließen. Die Natur hat die Hauptstadt des Landes, Kopenhagen, dies Byzanz des Nordens, mit einem der besten Häfen der Welt zum Stapelplatze der Ostsee und zum Markte für alle Nachbarvölker ausersehen. Der walddurchwebte schöne Archipel, sowie der größte Theil der Halbinsel gehören zu den fruchtbarsten Gegenden des nördlichen Europas. Allein Vieles, worauf die Natur hinweist, überläßt der Staatsmechanismus dem Zufalle, so daß der Handel und die Fischerei kaum noch ein Schatten von dem sind, was sie sein könnten, sein sollten und einstmals waren. Manches läßt sich aus dem Zustande der Finanzen, Anderes aus der Organisation der Verwaltung, Vieles aus dem totalen Mißverständniß des Geistes, der in der ganzen Welt kreiset, erklären. Die Administration ist rein bureaukratisch und so centralisirt, daß die unbedeutendste Unternehmung der Zustimmung der höchsten Behörden, die nicht ohne große Weitläuftigkeit erlangt werden kann, bedarf. Dazu kommt noch eine höchst fehlerhafte Eintheilung des Landes in unzweckmäßige Verwaltungskreise, ein schleppender Instanzenzug und ein schleppender Geschäftsgang, der sich mit Schreibereien aller Art belastet. Die Finanzen sind zerrüttet, verwickelt und durch die mangelhafte Oeffentlichkeit der Beurtheilung Einsichtsvoller entzogen.

Der König hatte im J. 1813 versprochen, das Budget solle alljährlich bekannt ge-

macht und die Ausgabe mit der Einnahme durch Ersparung ins Gleichgewicht gebracht werden. Das Versprechen war, wie alle andere Versprechungen, die auch in Deutschland zur Zeit der Noth gemacht wurden, ein zeitgemäßes und entsprach den Rechten, welche die Völker ihren Häuptern und Verwaltern des Staats- und Nationalvermögens gegenüber haben. Aber die Folgezeit war eine Rückkehr zu den alten Grundsätzen, die auch in andern Ländern und bei andern mehr als die Dänen aufgeklärten Völkern wieder ins Leben gerufen werden sollten. Die dänische Regierung war noch so ehrlich, ihr Versprechen 1816 offen zurückzunehmen, wenn es auch geschah, ohne irgend einen Grund als „tel est notre plaisir“ für diesen Schritt anzugeben. Endlich als die Wogen der Volksbewegung seit 1830 höher gingen und ein Geist der Unzufriedenheit beinahe durch ganz Europa hin sich regte, entschloß sich die dänische Regierung mit sichtbarem Widerstreben, eine Art von Uebersicht der Staatsfinanzen zu veröffentlichen. Erfahrene Männer haben wiederholt und mit den richtigen Gründen gezeigt, daß diese Uebersicht nicht klar abgefaßt sei, daß aber trotz dieser Unklarheit sich doch ein bedeutendes Deficit erkennen lasse, wodurch die enorme Geldschuld, von welcher der Staat seit 1802 belastet sei, vergrößert wurde. Die Regierung versprach von Neuem, das Budget jährlich zu veröffentlichen, aber wie es scheint, suchte sie auch diesmal ihr Versprechen zu umgehen, denn sie machte unter äußerstem Widerstreben das Budget nur für 1835 und 1836 bekannt und erst unter dem jetzigen Könige begann eine jährliche regelmäßige Bekanntmachung des Budgets. Zwei Branchen der Staatsausgabe haben die Aufmerksamkeit des Volkes vorzüglich in Anspruch genommen, die Zinsen der Staatsschuld und die Ausgaben für das königliche Haus. Die Staatsschuld ist erst in neuerer Zeit entstanden, sie ist das Resultat der unglücklichen Politik, der Dänemark folgte. Nur wenige Monate lang in den Jahren 1807 und 1814 hat D. den Krieg in seinen Grenzen gesehen, die übrige Zeit, in der Deutschland von Millionen Feinden Jahre lang ausgesogen wurde, in der beinahe alle Staaten Europas ein furchtbares Unglück, hier ein halbes, dort ein ganzes Menschenalter hindurch zu ertragen hatten, blieb D. im ungestörten Besitz des Friedens. Gleichwohl wuchs die Staatsschuld zu einer im Verhältniß zu den Staatskräften wahrhaft riesigen Größe, selbst nach dem Frieden von 1815. Sie betrug am 1. Januar 1835 nicht weniger als 129,805,000 Rbthl., am 1. Januar 1836 aber 128,574,212 Rbthl., davon wurde bis zum 1. Januar 1841 so viel abgetragen, daß 116,572,000 Rbthl. blieben. Davon kommen auf die inländische Schuld 63,288,000 Rbthl, und auf die auswärtige 53,284,000 Rbthl. Die jährlichen Zinsen sind mit 4,731,651 Rbthl. berechnet. Die Ausgaben für das königliche Haus erfordern die Summe von 1,737,000 Rbthl., mithin beinahe $^1/_9$ oder nach Abzug der Zinsen für die Staatsschuld sogar $^1/_5$ der gesammten Staatseinnahme, während die Civilliste in England $^1/_{75}$, in Frankreich $^1/_{294}$, in Preußen $^1/_{21}$ und in Schweden $^1/_{14}$ der gesammten Staatsrevenuen beträgt. Politiker sagen, das Königthum müsse mit allem Glanze und mit Reichthum umgeben sein, wenn es wohlthätig wirken solle. Hier bietet sich ein Beispiel dar, wie weit dies wenig begründete und wenig zu rechtfertigende Problem verstanden und zu welchem Vortheil des Landes ausgeführt wird. Im Besondern zeigt sich ferner, wie schwer es einem Herrscher wird, lange hergebrachtem äußern Glanze zu entsagen, der den beschränkten Mitteln eines durch Ungunst der Zeit und durch die Nachtheile seiner Politik geschmälerten Reiches nicht mehr entspricht. Wie Dänemark seine alte Popularität in Deutschland 1813 durch seine Anhänglichkeit an die französische Kaiserherrschaft verlor, so hat die Regierung durch die Erhaltung eines überbürdeten Etats und durch das Aufstellen eines hölzernen politischen Gerüstes, das anderswo längst beseitigt ist, die Popularität und das Vertrauen der eignen Unterthanen wenn nicht verloren, doch wenigstens geschwächt und gelähmt. Andere Punkte, z. B. das Aufstellen einer Marine, die Organisation der Landmacht, die totale Gebundenheit der Communalfreiheiten, die Verschmelzung der Administration mit der Justiz, die Eingriffe in die Preßfreiheit, die wiederholten Versuche für Einführung der Censur u. a. waren hinreichende Ursachen, in Folge der Julirevolution auch in D. Unruhe und politische Bewegungen zu veranlassen. Der erste Anstoß ging zunächst von

den deutschen Herzogthümern aus, welche ihre alten Freiheiten so wenig wie das Versprechen von 1813 vergessen hatten, und sowohl den Absolutismus einer Verfassung, die ihr Ziel in die Vernichtung des Rechtsbestandes gesetzt zu haben schien, als die Begünstigung geborener Dänen vor den geborenen Deutschen mit kaum verhaltenem Unmuthe erduldete. Die Presse bemächtigte sich der Fragen und brachte sie auf den entsprechenden Ausdruck. Der erste, welcher mit sichtbarem Erfolge an die ständischen Rechte Schleswig-Holsteins erinnerte, war Jens Uwe Lornsen, welcher die Schrift herausgab „das Verfassungswerk von Schleswig-Holstein" (Kiel 1830). Derselbe wurde zwar vor Gericht gestellt, seiner Aemter für verlustig erklärt und zu gefänglicher Haft verurtheilt, nichts desto weniger wuchs die Bewegung, und andere erfahrene Männer, wie der Professor Niel Nikolaus Falck, Professor David, der Artilleriekapitain Tscherning u. A. erhoben ihre Stimmen so kräftig, daß, als auch die Ritterschaft der Herzogthümer in Masse mit Petitionen den Thron zu bestürmen drohten, die Regierung es für gefährlich hielt, länger bei ihrem Prinzipe des Widerstandes gegen urkundliches Recht zu beharren. Nach langer und ängstlicher Berathung erschienen endlich am 28. Mai 1831 zwei Verordnungen des Königs, durch welche die Einführung von Provinzialständen verheißen wurde. Am 27. April 1832 berief der König die „erfahrenen Männer" Schleswigs und Holsteins und am 9. Juli die „aufgeklärten Männer" des Königreichs Dänemark nach Kopenhagen, zur Berathung über die weitere Einrichtung der Provinzialstände und zugleich um mit ihrer Hülfe die Trennung der Justiz von der Administration bei den höhern Behörden der Herzogthümer vorzubereiten. Am 21. Mai 1834 erschien ein königliches Patent, welches die ständischen Versammlungen für die Herzogthümer und für das Königreich zusammenrief. Zugleich erschienen mehrere Patente über die Errichtung eines Oberappellationsgerichts und einer gemeinschaftlichen Examinationskommission für Holstein, Schleswig und Lauenburg, und eines besondern Oberappellationsgerichts in Kiel für Lauenburg. So gedieh auf den Impuls, den die Regierung vom Volke erhielt, in kurzer Zeit eine Reform, zu der man vorher ein halbes Menschenalter hindurch entweder keine Zeit oder keine Neigung gehabt hatte.

Der Provinzialstände sind vier; sie versammeln sich abgesondert von einander in Schleswig, Itzehoe, Viborg und Roeskilde. Sie sind nach dem Muster der preußischen Provinzialstände eingerichtet, repräsentiren hauptsächlich den Grundbesitz des Landes und sind ihrem Wesen nach nicht etwa wie in constitutionellen Staaten, berufen, mit dem Könige gemeinschaftlich das Recht der Gesetzgebung, der Besteuerung, der Controle über die öffentlichen Ausgaben und die sonstigen Functionen repräsentativer Versammlungen auszuüben, sondern ihre Thätigkeit beschränkt sich darauf, zu den Propositionen des Landesherrn oder einzelner Mitglieder der Stände Gutachten abzugeben, deren Berücksichtigung dem Gutachten des Königs überlassen bleibt. Die Stände sind daher wesentlich nur Rathstände. Ein Theil der Abgeordneten wird vom Könige ernannt; die Wahlberechtigung der Uebrigen ist an den Grundbesitz von wenigstens 2000 Thlr. Steuerwerth auf dem Lande, und 1000 Thlr. Brandkassenwerth in den Städten, so wie an 25jähriges Lebensalter, die Wählbarkeit an den persönlichen Unterthanenverband zum Könige, zweijährigen ununterbrochenen Besitz eines Grundstückes von wenigstens 4000 Thlr. Steuerwerth auf dem Lande und 2000 Thlr. Brandkassenwerth in den Städten, so wie an fünfjährigen Aufenthalt in den europäischen Landen des Königs und an dreißigjähriges Lebensalter geknüpft. Juden und hohe Staatsbeamte sind nicht wählbar, die erstern auch nicht wahlberechtigt. Jedes Mitglied erhält 4 Bankthaler Diäten und $1^1/_2$ Bankthaler für die Meile Reisekosten. Die Stände versammeln sich alle zwei Jahre, doch nicht ohne von dem Könige berufen zu sein; letzterer ernennt zugleich einen Commissarius, welcher die Versammlung eröffnet und dem von den Abgeordneten gewählten Präsidenten die landesherrlichen Propositionen mittheilt, und von diesem die Bescheide der Stände empfängt. Der Commissar sowohl, als die ihm beigegebenen Gehülfen können bei den Discussionen der Stände zugegen sein und alle nöthigen Erläuterungen geben, selbst aber haben sie nicht nur keine Stimme, sondern dürfen nicht einmal bei der förmlichen Votirung gegenwärtig sein.

Am 1. Oct. 1835 traten die Stände für die dänischen Inseln Roeskilde zusammen, während die von Jütland erst im April 1836 nach Viborg einberufen wurden. Was die ständischen Verhandlungen in den Herzogthümern betrifft, so verweisen wir auf den besondern Artikel Schleswig-Holstein. Der königliche Commissar, Conferenzrath Oersted, eröffnete die Versammlung mit einer Rede, die, so geistvoll sie ist, doch im Ganzen wenig geeignet ist, mit den parlamentarischen Reden der Franzosen oder der Engländer verglichen zu werden. Die Abgeordneten votirten eine Adresse an den König, in der sie ihm ein übertriebenes Lob spendeten, die Wichtigkeit des neuen Instituts der Provinzialstände gewaltig priesen und die Errichtung derselben als einen Ausfluß der Weisheit des Königs rühmten. Die erste legislative Maßregel war ein Verbot, das, ohne von den Ständen berathen zu sein, sogleich durchgesetzt wurde; keine ständische Verhandlung durfte in einer Zeitung oder einem Tageblatte eher mitgetheilt und besprochen werden, als bis sie in der von den Ständen selbst herauszugebenden Zeitung schon mitgetheilt sei. Die Entwürfe, welche die Regierung den Ständen zur Berathung vorlegen ließ, betrafen 1) die Sicherung der Künstler gegen die Nachbildung ihrer Kunstwerke; 2) die Diätengelder und die Beförderung der sogenannten Satzrichter und die Diäten der stellvertretenden Richter; 3) die näheren Bestimmungen über die den Eigenthumsbauern durch die Verordnung vom 12. Mai 1769 zuerkannte Testations-Befugniß; 4) den Entwurf über das Handelsrecht der Grossirer; 5) zu einem Sportelreglement für die Faröer; 6) zu einer Verordnung über zukünftige Erlegung von Bußen. Die weiteren Propositionen betrafen die Strandfälle, das Auspfändungsrecht, die Finanzverwaltung der Handelsstädte, mit Ausnahme Kopenhagens, die Gebühren der sogenannten Birkrichter, das Rechtsverhältniß zwischen den Grundeigenthümern und den Erbpachtsbauern, die Zoll- und Schiffsabgaben, das isländische Münzwesen, den Handel und die Schifffahrt Islands, und die Ernte- und Monatsgerichte auf den Faröern. Die Stände verwiesen die königlichen Propositionen zur Berathung in die Ausschüsse, um so befreit von den wenig bedeutenden Detailfragen ihr Augenmerk auf die Institutionen von allgemeinerem Einflusse zu richten. Nachdem der Abgeordnete Algreen-Ussing seine Motion über das Armenwesen Kopenhagens und der Professor Bang seine Motion über die Communalverfassung der Residenz den Ständen übergeben hatte, entwickelte der letztere seinen Antrag, betreffend die Controle über die Hebungsbeamten und die Ausübung der bestehenden Strafgesetze gegen untreue Beamte, sowie der Graf Holstein in einer Motion auf Reorganisation der Communalangelegenheiten drang. Während sich in Kopenhagen die Unzufriedenheit über die Adresse laut äußerte, und man unter dem Einflusse politischer Aufregung sich zu der Behauptung hinreißen ließ, das „Volk wolle nicht mehr von der Regierung gehoben sein, sondern es wolle die Regierung selbst heben", machte sich auch in der Ständeversammlung ein kühnerer Geist geltend, indem das Grundübel des dänischen Staats, die Finanzwirthschaft mit schonungsloser Sprache aufgedeckt wurde. Die vorzüglichsten Redner waren die Abgeordneten Tutein, Svane, Haagen, Algreen-Ussing, Neergaard u. A. Das Resultat der langen und geistvollen Verhandlung war eine Petition an den König, worin die Stände nachwiesen, daß die jährliche Unterbalance nicht weniger als 1½ Mill. betrage, und daß der Staat, wenn kein anderes System in die Finanzwirthschaft eingeführt werde, unaufhaltsam dem Bankerotte entgegen eile. Sie baten um Einschränkung des Hofetats, der Ausgaben für diplomatische Agenten an Höfen, wo sie nichts nützen können, um Regulirung der kostspieligen Besitzungen in Afrika, Ostindien und Amerika; sie baten ferner um Einschränkung der Pensionen, der Gratificationen und sonstiger Unterstützungen, die oft in großer Uebereilung, ohne alle Rücksicht auf die Kräfte des Staates und in völliger Willkür ertheilt würden. Vor allem war das See- und Landmilitärsystem tüchtigen Angriffen ausgesetzt. D. ist, gegenüber dem nordischen Colosse und der nautischen Intelligenz Großbritanniens, ohnmächtig, und so ohne alles Ansehen, daß man sich bei ausbrechendem Kriege darauf gefaßt machen muß, die dänischen Kriegsschiffe entweder in russischen oder englischen Händen zu sehen. Bei der gegenwärtigen Weltlage ist die Marine für die dänischen Finanzen mehr eine Last als ein Schutzmittel für das Land; mit ihr ist nicht einmal

Sund, diese Fundgrube für die dänischen Finanzen, weder auf einen, noch auf der andern Seite gesichert. Millionen hat die Ausrüstung, sowohl der Marine, als des Landesheeres gekostet, aber noch mehr Millionen würden nothwendig, wenn Dänemark sein Heil in etwas mehr als in Neutralität, oder in diplomatischen Verhandlungen suchen zu müssen glaubte. Mit Rücksicht auf solche Betrachtungen schrieben die Stände in ihrer Petition: „Es wird anerkannt, daß die Vertheidigung des Landes erfordert, daß eine Armee gehalten und im Gebrauche der Waffen geübt wird; es wird anerkannt, daß die Offiziere der Armee sogar niedriger besoldet sind, als man mit Billigkeit fordern kann; aber man glaubt zugleich, daß die Armee größer ist, als D.'s Stellung es erfordert, und daß mit Rücksicht bedeutende Ersparnisse gemacht werden könnten. Man erkennt die Nothwendigkeit einer Vertheidigung zur See, aber es scheint, daß die darauf verwendeten Summen im Mißverhältniß zu den Kräften des Landes stehen. Die Ständeversammlung kann bei dieser Gelegenheit die Aeußerung nicht zurückhalten, daß heut zu Tage die Kriege eben so sehr durch pecuniäre, als durch physische Kräfte geführt werden, und daß sogleich ein blühender Zustand der Finanzen einen sicheren Schutz für unser Vaterland abgeben wird, als eine Armee und Flotte ohne diese Bedingungen zu gewähren vermögen." Diese Petition schloß mit der Bitte, der König möchte befehlen, daß für jedes Jahr das Budget öffentlich bekannt gemacht, und daß eine Commission, die ausschließlich aus Beamten zusammengesetzt wäre, ernannt werde, um den Zustand der Finanzen und der Staatsschulden zu untersuchen und in Erwägung zu ziehen, wie das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe zu Wege gebracht werden könne. So überwand Liebe zum Vaterlande jene Schüchternheit, auf welche man in Kopenhagen gerechnet haben mochte, und die in der Dankadresse auf den besten Wegen zu sein geschienen hatte. Am 26. Febr. 1836 löste der König mittelst Patents die Versammlung in Roeskilde auf, dagegen traten die Stände für Jütland in **Viborg** zusammen. Der Landtag dauerte vom 11. April bis zum 2. Aug. 1836. Regierungscommissär war auch hier **Oersted**, der Professor Schouw bekleidete das Präsidium. Auch hier gab die Besorgniß vor dem Finanzbruche den Abgeordneten Muth, ihre Gedanken furchtlos und mit Einsicht auszusprechen. Der Abgeordnete **Kielsen** erklärte am 2. Juni 1836, die Lage des durch Steuern und Abgaben gedrückten Landmannes sei so niederschlagend, daß derselbe bei der strengsten Oekonomie nichts erübrigen könne, um durch Verbesserung seiner Ländereien sich die Aussicht auf eine bessere Zukunft zu verschaffen. In Folge so trauriger Verarmung des Landmanns werde von Tag zu Tage auch der Erwerb und Handel der Städte unbedeutender. Schlechte Handelsconjuncturen und fühlbarer gewordener Geldmangel steigerten die Nahrungslosigkeit. Das Volk seufze nach Linderung seines Elends und doch strande jede Hoffnung an der Unterbalance der Finanzen; vor den Hoffnungslosen und Unglücklichen stehe drohend das Budget, welches schreckend auf Vermehrung der Steuern hinweise, die vom Volke nicht aufgebracht werden könnten, ohne das Volk zur Beute der Anleihen, des Hofetats, der übermäßigen Marine und der Ministerwillkür werden zu lassen. Der Antrag auf Abschaffung des Lotto fiel in Viborg wie in Roeskilde durch, so wie die Motion des Obristen **Brock** auf Einführung allgemeiner Wehrpflicht und auf Reform des Militärwesens abgeworfen wurde.

Jeder Besonnene und Einsichtsvolle erwartete, daß die Regierung die verschiedenen Anträge der Stände beantworte und sie entweder mit öffentlich bekannt gemachten Gründen, wie es z. B. in Preußen geschieht, widerlege oder sie ins Leben treten lasse. Doch nur Weniges kam zur Ausführung, und auch das Wenige erst 1837 nach langen Berathungen. Dahin wäre zu rechnen die Aufhebung der Tortur, die Regulirung der Criminaljustiz, die Spießruthenstrafe im Militär, das Verbot der Nachahmung artistischer Kunstwerke, die Verordnung, daß die asiatische Handelscompagnie von 1. Mai 1843 an aufgehoben sei, daß bei den Schulen gymnastische Uebungen angestellt und neben den allgemeinen Bürgerschulen höhere Realschulen errichtet werden sollten. Andere Verordnungen erschienen zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Aber die eigentliche Grund- und Hauptfrage, der Finanzzustand und die darauf bezügliche Petition, blieben unberührt, mit

Ausnahme der Verhältnisse der **Bank** zu den Staatsfinanzen. Als das zerrüttete Finanzwesen des dänischen Staats im Jahre 1813 außerordentliche Opfer von allen Staatsbürgern nothwendig machte, entschloß sich der König, um dem Geldwesen eine feste Stütze zu geben, eine **Reichsbank** zu gründen, welche außer andern Verpflichtungen namentlich alles cursirende Papiergeld einlösen, neue Banknoten ausstellen, einen Silberfonds schaffen und dahin streben sollte, den Curs der Banknoten al pari zu erhalten, deren dereinstiger Ueberschuß zur Tilgung der Staatsschuld bestimmt war. Durch die Verordnung vom 5. Januar 1813 wurde dieser Reichsbank als Grundfonds unter dem Namen der Bankhoft eine Forderung an sämmtliche Grundeigenthümer D.'s und der Herzogthümer beigelegt, welche 6 Procent von dem Werthe ihres Eigenthums betrug und jährlich mit $6^1/_2$ Procent bis zu ihrer Abzahlung verzinst werden sollte. Die Regierung fühlte selbst die grausame und barbarische Härte dieser Verordnung und deswegen modificirte sie die Bestimmung schon am 9. Juli 1813 dahin, daß die Landeigenthümer des Königreichs der Bank nur ein Sechstel ihrer Bankzinsen erlegen, die übrigen $^5/_6$ ihnen in andern königlichen Schatzungen berechnet und von den Finanzen an die Bank bezahlt werden sollten. Im Jahre 1818 wurde die Reichsbank in eine **Nationalbank** verwandelt, die Bankhoftpflichtigen wurden Bankactionäre und erhielten das Recht, die dereinstige Ausbeute der Bank unter sich zu theilen, die Bürger in den Städten und die Grundbesitzer in den Herzogthümern pro rata des ganzen Belaufs ihrer Bankhoft, die Landeigenthümer des Königreichs aber für das eine Sechstel derselben, wofür sie die Zinsen zu berichtigen hatten, wobei die Finanzen ohne dabei Actionäre zu werden, sich verpflichteten, die übrigen $^5/_6$ der Zinsen für die letztere im jährlichen Betrag von 820,000 Thlr. so lange an die Bank zu zahlen, „bis dadurch die cursirenden Bankzettel amortisirt werden könnten." Auf diesen wenigen Worten beruht der Streit zwischen der Bank und der Regierung; die Letztere will nicht mehr die 820,000 Thlr. zahlen, jene verlangte dagegen 11,800,000 Thlr. oder daß die Regierung noch 14 Jahre die jährlichen Zinsen zahlen solle. Erst im Jahre 1838 ist der Streit dahin geschlichtet, daß die Finanzadministration der Bank, die eingestandner Maßen zum großen Nachtheil des Grundeigenthums operirte, die Summe von 9,300,000 Thlr. in 4procentigen Activen und für 7,300,000 Thlr in 3procentigen Obligationen bezahlt.

Ungleich wichtiger als alle die genannten Regulirungen und Verordnungen waren zwei andere Gesetze, deren Inhalt und Geist ein unwiderleglicher Beweis für die Absichten und Tendenzen ist, welchen die innere Politik D.'s huldigt. Auch in D. hat die Souverainetät alle Comunalfreiheiten in sich verschlungen und der städtischen Verfassung auch nicht den geringsten Schein von Selbständigkeit gelassen. Jurisdiction und Administration, waren sie auch seit 1834 und 1835 in den obersten Regionen endlich von einander getrennt worden, blieben doch in den untern Stufen der Gesellschaft verschmolzen und der Adel trat mit fast noch größerer Prätention als anderswo, auch in den dänischen Provinzen auf, mit der an sich lieblosen und rechtlich nicht zu rechtfertigenden Behauptung, er sei die allein wahre Stütze des Thrones und der eigentliche Kern des Volkes. Der Adel war es auch in D., welcher die Hand zur Vernichtung der Communalfreiheit bot. Es gab zwar in der neuesten Zeit einige Städte, bei denen ein Rest von Bürgerrepräsentation bestand, aber diese war ohne alles innere Leben und ohne allen Einfluß auf die Gemeindeverwaltung. Eine solche Repräsentation ergänzte sich durch Selbstwahl und zwar aus einem bloß auf Handwerker und Krämer beschränkten Inbegriff unfähiger Bürgercapacitäten, sie hatte nie eine entscheidende, selbst nicht einmal berathende Stimme, sie war eine willenlose Dienerin des Magistrats. Der Magistrat selbst bestand aus königlichen Beamten, die aber wieder, um methodisch jede Art von Selbständigkeit von Grund aus zu vernichten, bis in das geringste Detail von den Amtleuten bevormundet wurden. In D. (19), in Schleswig (12), in Holstein (14) und in Lauenburg (4), giebt es zusammen 49 solcher Amtleute; sie sind den französischen Präfecten, den Günstlingen der höchsten Behörde, vergleichbar. Bis in die äußersten Spitzen der Gesellschaft hinunter war alles eingezwängt in den tödtlichsten Mechanismus mißverstandner Centralisation. Unter dem Vorwande, das Königsgesetz und die Unumschränkt-

heit der Krone zu erhalten, wurden die organischen Lebenskräfte der Staatsgesellschaft erstickt, oder wenigstens, wie wenn es absichtlich oder methodisch geschähe, gehindert, sich in entsprechendem Maße zu entfalten. Dieser Stillstand, der nicht einmal Reaction genannt werden mag, denn diese setzt doch eine wirksame reagirende Kraft voraus, war weder die Absicht des Königs, noch in dem Sinne des Königsgesetzes begründet. Endlich gab indessen die Regierung dem Bedürfnisse der Zeit nach. Ein neues Communalgesetz erschien 1837. Die öffentliche Meinung nahm es mit Beifall auf, bei näherer Betrachtung hat sich aber ergeben, daß das neue Gesetz die alten Mißbräuche sanctionirt und daß die dänische Regierung nicht einmal so viel freien Spielraum gestatten mag, als Preußen seinen Städten eingeräumt hat.

Das zweite wichtige Gesetz betrifft eins der heiligsten Urrechte der Menschheit, das Recht der Gedanken- und der Schreibfreiheit. Dänemark hatte 1770 unter dem ewig denkwürdigen Struensee'schen Ministerium eine vollkommen uneingeschränkte Preßfreiheit erhalten, die später an die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen über Injurien und Hochverrath gebunden wurde. Man sagt jetzt, Preßfreiheit sei der Anfang zur Revolution, sei selbst der erste Act einer Revolution: Dänemark hat nie eine Revolution gemacht oder erlebt. Deutsche Fürsten versuchten, die dänische Regierung zur Zurücknahme der Preßfreiheit zu bewegen; der deutsche Kaiser ließ 1790 an Frederik, damaligen Kronprinzen und eigentlichen Herrscher von Dänemark, das Ansinnen ergehen, strenge Censur üben zu lassen; Frederik aber, ganz im Gegensatz der andern sogleich dazu bereitwilligen Höfe, wies das Ansinnen entschieden zurück, denn — so sang Klopstock —

„Daniens Vater denkt so nicht; von der Botschaft des Kaisers
Unverleitet läßt er es stehn
Sein Gesetz auf der goldnen Tafel; die edele Kunst hört
Hier nie königlich Fesselgeklirr!"

Doch am 27. Septbr. 1799 erließ „Daniens Vater" ein umfassendes Preßgesetz, das damals als so beeinträchtigend für die Freiheit der Meinungsäußerung betrachtet wurde, daß alle freisinnigen und unabhängigen Zeitschriften jeder Art mit einem Male aufhörten. Die Censur wurde indessen nicht eingeführt, als nur in dem Falle, daß sich ein Schriftsteller eines Preßvergehens schuldig gemacht hatte; alsdann war er lebenslänglich der Censur untergeordnet. Von der Zeit an entzog „Daniens Vater" der Gedankenfreiheit eine Kraft um die andere und — so schreibt ein Erfahrener 1835 — „das königliche Fesselgeklirr ist jetzt in Kopenhagen so gut gehört worden, wie damals nur am Mälar und an der Newa." Die Gesetze wurden 1810 und 1814 verschärft und Männer wie Lornsen, Professor David, Hagn u. A. wurden vor Gericht gestellt. Schon 1834 wurde ein Versuch gemacht, die Preßgesetze zu schärfen, aber in Kopenhagen brach auf das bloße Gerücht eines neuen und strengen Gesetzes, ein Tumult aus, in welchem selbst der König nicht gehört wurde, als er das Volk im Theater anreden wollte. Die Regierung ließ den Ständen ein neues Gesetz vorlegen, und wiewohl diese dasselbe verwarfen, weil es besonders darauf ausging, selbst bei nicht erwiesener Schuld den bloßen Mangel an Vorsicht im Ausdrucke zu bestrafen, also die Culpa in Preßsachen zum Vergehen zu stempeln, so hat die Regierung, des Widerspruchs der Stände ungeachtet, doch dieses Gesetz am 16. Nov. 1837 publicirt. Die vor einigen Jahren in Kopenhagen gestiftete Preßfeiheitsgesellschaft, gegründet von dem Naturforscher Schouw, dem Chemiker Oersted, dem Professor der Theologie Claussen, dem Professor der Philosophie Sibbern, dem Professor der Rechte und Bankdirektor Bang und dem Prediger Gad, hat sich in ihren Statuten über ihren Zweck dahin ausgesprochen, daß sie durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel den rechten Gebrauch der Preßfreiheit zu fördern, den Mißbrauch zu wehren, in welcher Richtung es auch sei, und daher für Volksaufklärung zu wirken beabsichtige. Sie hat in kurzer Zeit weite Ausdehnung gewonnen, gegen 5000 sind als Mitglieder aufgenommen; darin aber liegt ein Hinderniß ihrer Wirksamkeit.

Nach Inhalt der Verordnung über die Einführung der Provinzialstände sollten diese alle zwei Jahre regelmäßig zusammenberufen werden, doch ließ die Regierung, ohne sich mit Gründen zu entschuldigen, die Frist verstreichen und gab dadurch hinreichenden Anlaß zu großer Mißstimmung, sowohl im Königreiche wie in den Herzogthümern. Anfänglich glaubte man, die Krankheit des Königs sei das Hinderniß des Zusammentritts der Rathstände; der König war aber längst wieder hergestellt, und dennoch unterließ die Regierung, die Abgeordneten einzuberufen. Erst am 21. Mai 1838 wurde der Landtag in Viborg eröffnet. Hier wie auf dem am 24. Sept. 1838 in Roeskilde eröffneten Landtage war Conferenzrath Oersted wieder königlicher Commissar und Professor Schouw Präsident, während der Generalfiskal und Etatsrath Treschow Vicepräsident wurde. Die Jüten versuchten sich abermals in dem Entwurf und der Uebergabe einer Adresse an den König, der sie aber in seiner Antwort eine „unerwartete" Erscheinung nannte. Nach mehreren von der Regierung gemachten Propositionen, die insgesammt wie früher kein allgemeineres, sondern ein ganz enges Localinteresse hatten, z. B. Vorlagen über Jahrmärkte u. dergl., wiederholten die Stände ihre ernsten Anträge über Oeffentlichkeit der Verhandlungen und über die unverändert fortdauernden Finanzverlegenheiten des Staats. In Hinsicht der Preßgesetze ließ der König den Ständen eröffnen, daß es bei dem einmal eingeleiteten Verfahren bewenden müsse, und daß der König am besten wissen werde, was dem Volke nützlich sei.

Nach Beseitigung und theilweiser Annahme mehrerer den Verkehr Dänemarks mit den Herzogthümern betreffenden Motionen des Landwesenscommissars Wulff und nachdem Brock's (s. d.) Vorschlag über Veränderung der collegialischen Regierung in Ministerialadministration, den er ausführlich den Ständen empfahl, mit großer Majorität verworfen worden war, brachte der Abgeordnete With seinen Vorschlag über Vereinigung der beiden dänischen Stände in Eine Versammlung zur Discussion. Die bedeutendsten Redner, Roulound, Fleischer, Brock, Algreen-Ussing u. A. nahmen den lebhaftesten Antheil an der Debatte und das Resultat war, daß die Sonderung eine widernatürliche und deshalb staatsgefährliche sei, daß die Regierung nichts angelegentlicher zu thun habe, als das Zusammengehörige zusammenzuthun. Aehnliches wurde in den Herzogthümern beschlossen. Die Versammlung wurde am 25. Aug. 1837 aufgelöst und bald darauf am 24. Septbr. der Landtag in Roeskilde eröffnet. Dort wiederholte sich dasselbe Schauspiel, dieselbe Sprache ertönte, dieselben Gesetze wurden begutachtet, dieselben Motionen discutirt. Diese Versammlung mußte sich gleich beim Anfang sehr betroffen fühlen, als eine Ständezeitung große, fast unübersteigliche Hindernisse in Folge der Censur fand, die Manches nur verstümmelt zu drucken gestattete. Außerdem wurden alle, die Verwaltung des Staates oder Abänderungen darin betreffenden, Petitionen verboten. Zuletzt wurde noch ein Zolltarif, der zwar niedriger als der ältere ist, aber auch alle Transitofreiheit zwischen Lübeck und Hamburg aufhebt, discutirt. Die Aufhebung des freien Transits erregte nicht nur große Bewegung, sondern veranlaßte auch Beschwerden beim Bundestage. Am 24. Dec. 1838 löste der König den Landtag in Roeskilde auf. Von allen Seiten hatten sich die Stände über die Finanzverwirrung ernst und einstimmig ausgesprochen, sie hatten indirekt das Finanzministerium sogar der Unzulänglichkeit beschuldigt, indem sie wiederholt und einstimmig auf eine nicht blos aus Beamten zusammengesetzte Commission drangen; sie hatten es abermals gerügt, daß die Finanzübersicht für 1836 durchaus ungenügend sei, daß sie eine verworrene Abschrift aus übelangelegten und übelgeführten Büchern wäre und daß sie offenbare und handgreifliche Fehler enthalte, die nur begangen sein könnten, um die Meinung des Volkes auf unredliche Weise zu bestechen 2c. Die Anträge der Stände fanden auch jetzt keine Berücksichtigung und ihre Wirksamkeit wurde immer mehr auf unbedeutende Sachen beschränkt. Man hegte größere Hoffnung von den neuen Ständen, welche nach Ablauf der ersten sechsjährigen Periode an die Stelle der vorigen treten sollten; denn die früheren Wahlen waren zu einer Zeit geschehen, wo entwickelte politische Charactere im Lande noch sehr selten waren und dieser Mangel an parlamentarischer Tüchtigkeit zeigte sich nur zu deutlich bei der großen Mehrheit in der Un-

entschiedenheit, welche sich in den Berathungen der ersten Versammlungen kund gab. Nur die Tendenzen der verschiedenen Parteien traten einigermaßen hervor. Die Liberalen wünschten eine Erweiterung der ständischen Rechte zur legislativen Gewalt; die Aristokraten eine Verfassung mit zwei Kammern und neuer Begründung einer altherkömmlichen Adelsgewalt; die Regierungspartei die Aufrechthaltung des Bestehenden. Alle drei Richtungen wurden durch einzelne Männer von bedeutendem Ansehn vertreten. Es war indessen nicht zu verkennen, daß die Regierung schon vor Berufung neuer Abgeordneten retrograde Schritte in der Verfassungsfrage machte. Die Bewegung schien der Regierung schon bedenklich und man glaubte die Nothwendigkeit zu erkennen, dieselbe in engere Schranken einzuschließen. Schon am 12. Dec. 1838 verbot die Regierung durch eine Verfügung an die Polizei alle öffentlichen Versammlungen, welche das Circuliren von Petitionen und Veränderungen in der Verfassung zum Zweck hätten, und es war auffallend, daß diese Angelegenheit in der Ständeversammlung fast unbeachtet blieb.

Doch noch ehe die neue Versammlung der Stände berufen wurde, trat ein Ereigniß ein, welchem man anfangs große Wichtigkeit beilegen zu müssen glaubte. **Friedrich** VI. starb am 3. Dec. 1839 und Christian VIII. (s. d.) bestieg den Thron. **Der** neue Monarch hatte eine nicht unbedeutende politische Laufbahn durchgemacht; er hatte Norwegen im J. 1814 als Regent dieses Landes eine höchst liberale Verfassung gegeben; war ein Mann von Geist und Einsicht und stand an politischer Bildung unbezweifelt über seinem Vorfahren. Doch die Hoffnungen wurden bald durch einen offenen Brief enttäuscht, worin der König zwar Verbesserungen in der Verwaltung versprach, doch die Verfassung ganz unberührt ließ. Das Volk wollte sich dabei nicht beruhigen; namentlich im Königreiche wurden, der polizeilichen Gegenwirkung ungeachtet, mehrere Petitionen abgefaßt, um dem Könige den Wunsch, eine der norwegischen ähnliche Verfassung zu erhalten und die Bitte um freie Presse vorzutragen; aber sowohl diese wie andere Volkswünsche, die in den Herzogthümern laut wurden, blieben unberücksichtigt und wurden entschieden zurückgewiesen. Darauf ließ man die Verfassungsfrage ruhen und beantragte nur die Verbindung der Herzogthümer, ferner das Steuerbewilligungsrecht und die entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung. Auch diese Anträge wurden indirekt zurückgewiesen und den Beamten und Lehnsträgern untersagt, an Petitionen fernerhin Theil zu nehmen, und die öffentlichen Blätter, welche gegen die Regierung sprachen, besonders „Kiöbenhavnpost" und „Fädreland", fortwährend mit Processen verfolgt. Unruhen, welche zu Kopenhagen bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Königs, am 22. und 23. Mai 1840, stattfanden, scheinen mehr Pöbelaufläufe, hervorgerufen durch das in Folge eines Systems der Ersparniß veranlaßte Aufhören der Arbeiten im Hafen, als von tieferer Bedeutung gewesen zu sein. Die neue zeitgemäße Organisation, welche die Collegien zu Kopenhagen zu Anfang des Jahres 1841 erhielten, ward aber nicht mit dem Beifall aufgenommen, den sie erhalten haben würde, wenn nicht die ständischen Wirren die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten; namentlich geschah dies in den Herzogthümern, wo sich mit der Zeit eine Partei gebildet hatte, die nicht nur Holstein, sondern auch Schleswig als einen eignen Staat unter dem Namen Schleswig-Holstein oder Nordalbingien von D. getrennt und in ein Verhältniß zum letztern wie das Königreich Hanover zu England gebracht wissen wollte. Die dadurch hervorgerufene Reibung hat einen immer ernstern Character von beiden Seiten angenommen, und namentlich in jüngster Zeit 1846 zu sehr bittern und leidenschaftlichen Erörterungen zwischen den beiden Volksstämmen des Königreichs geführt. Die dänische und holstein-schleswig'sche Successionsfrage kann zwar in ihrem ganzen Umfang hier nicht erörtert werden, wir verweisen deshalb auf den Artikel Schleswig-Holstein, nur soviel dürfte hier zu erwähnen sein, daß der ganze Streit auf dem Umstand beruht, daß der jetzt regierende Mannsstamm dem Erlöschen nahe scheint. Der jetzige König Christian VIII. hat nämlich nur einen Sohn, den Kronprinzen Friedrich, geb. am 6. Oct. 1806, der früher mit der Prinzessin Wilhelmine Marie, Tochter König Friedrich's VI. vermählt war, keine Kinder von ihr hatte und 1837 von ihr geschieden wurde,

worauf die Prinzessin 1838 den Herzog Karl von Schleswig-Holstein-Glücksburg-Sonderburg heirathete. Der Prinz lebte in ehelosem Stande, bis er sich 1841 mit der Prinzessin Luise Karoline von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 31. Mai 1818, vermählte; aber auch diese Ehe ist bis jetzt ohne Leibeserben geblieben. Außerdem hat der jetzige König noch einen Bruder, Ferdinand, geb. 1792, der seit 1829 in kinderloser Ehe mit der Prinzessin Karoline, Tochter des vorigen Königs Friedrich IV., lebt. Sollten nun die drei Personen, aus welchen der direkte Mannsstamm besteht, ohne Leibeserben mit Tode abgehen, so würde im eigentlichen Dänemark, wo die Krone auch auf die weibliche Linie forterbt, die Prinzessin Juliane, Schwester Christian's VIII. und verwitwete Prinzessin von Hessen-Barchfeld, und da auch diese keine Kinder hat, Prinzessin Charlotte, zweite Schwester Christian's VIII. und Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel (Rumpenburg), welcher Sohn des dänischen Feldmarschalls und Schwiegervaters Friedrich's VI., Landgrafen Karl, und dänischer Generalmajor, sowie Gouverneur von Kopenhagen ist, folgen, dieser aber präsumtiv ihr Sohn, der Prinz Friedrich von Hessen, geb. 1820, derselbe, dem auch die Erbfolge in Kurhessen zufallen dürfte, wo nur der Umstand zu beachten ist, daß nach dem dänischen Königsgesetze die Residenz in Kopenhagen sein müßte. Der Prinz vermählte sich 1843 mit der Großfürstin Alexandra, Tochter des russischen Kaisers, welche Vermählung damals mannichfaches Bedenken unter den Politikern veranlaßte; doch starb die Großfürstin bereits im folgenden Jahre. Ueber die Erbverhältnisse in Schleswig-Holstein siehe die Geschichte dieser Herzogthümer. Vgl. Holberg „Dänische Reichshistorie" (deutsch von Reichard, Altona 1784); Mallet „Histoire de D." (4 Bde., Genf 1763); P. E. Müller „Critisk Undersögelse af D.'s og Norge's Sagnhistorie" (Kopenh. 1831, 4.); „Historie af D." (11 Bde., Kopenh. 1782—1812, 4.) und Dahlmann „Geschichte von D." (3 Bde., Hamb. 1840 flg.)

Dänische Sprache und Literatur. Ursprünglich war die dänische Sprache nur ein Dialect der scandinavischen Ursprache, welche früher unter dem Namen dönsk Tonga (d. i. die dänische Zunge) in den 3 Reichen allgemein war, später aber nur auf der Insel Island sich in ihrer Reinheit erhielt und noch jetzt daselbst gesprochen und geschrieben wird. Die jetzige dänische Sprache ist durch Verschwisterung mit der germanischen, namentlich der angelsächsischen Mundart entstanden. Vor den andern scandinavischen Dialecten zeichnet sie sich durch Weichheit und Sanftheit aus, doch wenn sich auch diese, namentlich das Schwedische, einigermaßen abweichend entwickelt haben, so ist es ihnen doch möglich sich gegenseitig ohne große Schwierigkeit zu verstehen und zu verständigen. Die erste dänische Sprachlehre wurde von Erich Pontoppidan (Kopenh. 1668) lateinisch abgefaßt; ihr folgten die von Peter Syv (1685) und von Hoysgard (1743 und 1747), später die von Jacob Baden, Lange, Tode, Tobiesen (2. Aufl. Altona 1813), Nissen (Kopenh. 1808) und S. N. J. Bloch (1818), dessen dänische Sprachlehre allein mit Auszeichnung genannt werden kann, gleichwie P. Hjert's „Deutsche Grammatik für dänisch Redende" (Glücksburg 1836). Dänisch-lateinische Wörterbücher gab es schon im 16. Jahrh.; ihnen folgten später die brauchbaren von Aphelen, Jacob Baden, Reisler, G. H. Müller (1800, neu bearbeitet von Guldberg, 4 Bde., Kiel 1807) und von Molbech (Kopenh. 1833).

Die ältesten wenigstens dänischen Sprachdenkmäler gehen nicht höher als bis in das 12. Jahrh. hinauf und bestehen aus Gesetzen der alten Könige, denn die isländischen Sagas gehören der allgemeinen scandinavischen Literatur (s. d.) an. Angeblich aus dem 13. Jahrh. stammt das „Arzneibuch von Henrik Harpestreng (herausgegeben von Molbech (Kopenh. 1826), dann folgen die im 17. Jahrh. gesammelten und von Abrahamson dem Aelteren, Nyerup und Rahbeck mit kritisch-historischem Apparat herausgegebenen „Udvalgte danske Viser fra Middelalderen ꝛc." (5 Bde., 1812—14), welche W. L. Grimm unter dem Titel „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Mährchen" (Heidelb. 1812) ins Deutsche übersetzt hat; ferner die Reimchronik aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. (herausgeg. von Molbech, Kopenh. 1825). Die ersten dänischen Historiker sind Svend Aagesen um 1188, dessen Werk unter dem Titel „Suenonis, Aggonis filii, quae exstant opera"

(Soroe 1642) herausgegeben wurde und eine kurze Geschichte der dänischen Könige von 311 bis 1181 enthält, so wie der berühmte Saxo Grammaticus (s. d.). Neben beiden blühten noch Gunner und Anders Sunensön. In den folgenden Jahrhunderten riß Unwissenheit und Geschmacklosigkeit in dem von Geistlichkeit und Adel gleich schwer bedrückten D. ein; selbst die von der Regierung begünstigte Reformation konnte das geistige Leben der Nation nicht erwecken. Die Gelehrten bedienten sich der lateinischen, die vornehmere Welt der deutschen Sprache und obgleich schon 1478 die Universität zu Kopenhagen errichtet wurde, so bildete sich die dänische Sprache doch erst im 17. Jahrh. zur wirklichen Büchersprache aus. Doch scheint noch gegenwärtig die poetische Sprache die Prosa einigermaßen hinter sich zu lassen. Aus dem 16. Jahrh. sind nur wenige Schriftdenkmale übrig, z. B. Peter Lolle's Sprüchwörter (Kopenh. 1508, 4, herausgegeben von Nyerup, Kopenh. 1828), die Uebersetzung des Alten Testaments (herausgegeben von Molbech 1829) und die der Lutherischen nachgebildeten Uebersetzung des Neuen Testaments von Hans Mikkelsen vom J. 1524, der später 1550 die ganze Bibel übersetzte. Gewöhnlich betrachtet man das 17. Jahrh. als den Anfang der dänischen Literatur überhaupt. Als Vater der neueren Poesie gilt Anders Christensen Arreboe, geboren 1587, gestorben 1637, in dessen Gedichten zwar Reichthum an poetischem Stoffe, Schönheit und Kraft der Bilder, aber auch große Rohheit der Form, Rauhheit der Sprache und Mangel an gutem Geschmacke hervortritt. Unter seinen zahlreichen Zeitgenossen sind am bekanntesten Anders Bording, geboren 1619, gestorben 1677, ferner der hochbegabte lyrische Dichter Thomas Kingo, geboren 1634, gestorben 1724, der patriotische Wilh. Helt gestorben 1724 und der heitere Satyriker Töger Reenberg, geboren 1656, gestorben 1742. In dieser Periode hatte D. auch in allen Fächern der Wissenschaften ausgezeichnete Männer, in der Theologie, Hemmingius, gestorben 1600, H. Resen und J. Brochmann; in der Jurisprudenz, Theophilus und Scavenius; in der Medicin und Physiologie, C. T. Morsing, gestorben 1560, O. Worm, Simon Pauli, Thomas Bartholin (s. d.) und Olaf Borrich; in der Philosophie, A. Krag, gestorben 1600 und Petrus Severinus; in der Astronomie Tycho de Brahe (s. d.) und Longomontan (s. d.); in der Mathematik, O. Römer; in der Philologie, Er. Winding und Joh. Rhode; in der Geschichte und Literatur, A. Huitfeldt, gestorben 1609, P. Resen, Arnas Magnäus u. A. Unter den Frauen zeichneten sich besonders aus, Brigitta Thott, gestorben 1662, welche unter andern Seneca's und Epiktet's Schriften ins Dänische übersetzte.

Eine neue Periode in der dänischen Literatur begann seit dem 18. Jahrh., namentlich mit dem genialen Ludwig von Holberg (s. d.), der sich nicht blos als Dichter bleibenden Ruf erwarb, sondern auch als Historiker und populär-philosophischer Schriftsteller, als Begründer der wissenschaftlichen Literatur angesehen werden muß. Eine poetische Schule ging zwar nicht von ihm aus, aber der Impuls, den er dem Nationalcharakter gegeben hatte, klang wenn auch in anderen Stimmungen nach, und entwickelte die ganze schmelzende Lieblichkeit der dänischen Sprache besonders in der Tragödie des Johannes Ewald in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. In Bezug auf Historie und andere Studien kann man das Streben der Dänen im 18. Jahrh. mit einem neuen Normannenzuge vergleichen, wozu nicht blos die Reisen derselben, theils um nordische Zustände zu erforschen, theils um die Schätze des Südens kennen zu lernen, passende Vergleichungspunkte darbieten. Die Resultate dieses Strebens finden sich theils in Langenbecks, Schönings, Suhms (s. d.) Thorkelin's (s. d.) Arbeiten, die der nordischen Geschichtsforschung erst vollkommene Sicherheit und einen steten Gang, so wie durch die von Ersteren angelegte Quellensammlung eine köstliche Unterlage verschafften; theils in den Arbeiten zur orientalischen und classischen Literatur von Friedrich Münter, A. Birch, A. Hwiid, G. C. Adler, W. F. Engelbreth, N. Schouw u. A. die großentheils eine Frucht des Aufenthaltes derselben in Rom waren. Dazu kam noch eine blühende Schule der Rechtsgelehrsamkeit von dem berühmten Kofod Ancher gegründet und von Andern fortgesetzt. Gleichzeitig fing man an, kritische Ausgaben der isländischen Sagas zu besorgen und um die Erforschung nordischen Alterthums machten sich rühmlichst verdient, Thorlacius (s. d.) und Werlauff (s. d.) durch Herausgabe des Snorro Sturleson (s. d.),

Peter Er. Müller (s. d.), ferner Finn Magnusen (s. d.), Rask (s. d.), Rafn (s. d.), die im Verein mit Werlauff 1825 die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde stifteten, mit dem Zwecke alle Sagas in kritischen Handausgaben mit lateinischer Uebersetzung erscheinen zu lassen und auch andere historische Denkmäler in ihren Kreis zu ziehen. Vollendet sind von ihr die „Antiquitates americanae", eine Urkundensammlung aus altnordischen historischen Quellenschriften zur Geschichte des transatlantischen Welttheils vom 10. bis 14. Jahrh. und von „Grönlands historischen Denkmälern" erschienen 3 Bände. Schon oben haben wir die Sammlung und Ausgabe der dänischen Heldenlieder durch Abrahamson, Nyerup und Rahbeck erwähnt. Ihr folgten die „Liederweisen aus dem Munde des Volkes", meist von Landpredigern gesammelt und eine Fortsetzung dieser Sammlung (2 Bde., Kopenh. 1816), Lieder aus dem 16. und 17. Jahrh. enthaltend. J. M. Thiele sammelte „Dänische Volkssagen" (4 Bde., Kopenh. 1816—20; 2. Aufl., 2 Bde., 1843), die er, von richtigem Gefühl geleitet, ohne alle moderne Zuthat in ihrer treuherzigen Naivetät wiedergab. Rühmlich theilte diese Bestrebungen Chr. Molbech (s. d.) durch die Herausgabe mehrerer alter dänischer Sprachdenkmäler, denen er theils literar-historische, theils glossarische Erläuterungen beifügte. Mit Eröffnung und Bearbeitung der historischen Quellen ging die Geschichtsforschung Hand in Hand und auch die Geschichtsschreibung blieb nicht unangebaut. P. E. Müller gab seine „Sagabibliothek" heraus und half dadurch einem wirklich gefühlten Bedürfnisse ab. Seine „Untersuchungen über die Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens oder über die Glaubwürdigkeit der Quellen Saxo's und Snorro's" (1823) gehören zu dem Trefflichsten was die historische Kritik geleistet hat. Verschiedene Beiträge zur historischen Forschung lieferten auch L. Engelstoft und J. Möller in dem „Historischen Kalender" (3 Bde., 1814—17) und Letzterer in der „Mnemosyne" (4 Bde., 1830—33). Chr. Molbech's Monographien aus der dänischen Geschichte zeugen von Forschungs- und Darstellungsgabe. Vedel Simonsen erörterte in seiner Schrift „Ueber die ältesten und wichtigsten Perioden der Nationalgeschichte" (3 Bde., 1813—16), einige interessante Punkte des Mittelalters mit Geist und Gelehrsamkeit, und seine „Borgruiner" (1813), die ein nicht minder wichtiges, wenn auch engeres Feld umfassen, lassen nur bedauern, daß sie nicht fortgesetzt wurden. Ein Historiker im vollsten Sinne des Worts ist Grundtwig, seines Stoffes sowie der damit verbundenen Literatur vollkommen mächtig, hinreißend in der Darstellung, voll glühender Liebe zum nordischen Vaterlande. Auch E. C. Werlauffs Untersuchungen über einzelne Gegenstände der dänischen Geschichte zeugen von einem achtbaren Fleiß, G. L. Badens „Dänischer Reichsgeschichte" (5 Bde., 1829—32) liegen ernste Studien zum Grunde, nur wird das Werk durch des Verfassers Ungerechtigkeit gegen Alles was ihm nicht behagt zum Theil ungenießbar gemacht; dagegen enthalten seine kleinern historischen Abhandlungen oft sehr werthvolle Untersuchungen. Zu früh starb F. L. Jahn; seine „Politisch-militärische Geschichte D.'s unter den Unionskönigen" (1835) zeigt, was er als Geschichtsschreiber überhaupt noch hätte leisten können. N. M. Petersen's „Sagengeschichte D.'s" (1834—36, 2 Bde.) beruht auf gründlichen Forschungen über die ältere Geschichte des Nordens; weniger bedeutend ist L. C. Müllers „Geschichte D.'s" (2 Bde., 1835—36), indem sie nur eine gelungene Erzählung im Sagentone der Geschichte D.'s giebt, ohne tiefere Forschung. Von dem dänischen Klosterwesen im Mittelalter gab Daugaard 1830 eine gelungene Schilderung und Estrups Monographie über Absolon (Soroe 1826) ist eine der besten Arbeiten in diesem Fache. Die „Genealogischen Tabellen der dänischen Königshäuser" (1833) von Königsfeldt, der seine Untersuchungen später über die fürstlichen und königlichen Häuser des Mittelalters überhaupt ausdehnte, verdienen eine sehr ehrenvolle Erwähnung; und von Gelehrsamkeit und Umsicht zeugt die Bearbeitung der Geographie und Statistik des dänischen Mittelalters von H. Knudsen. Einzelne historische Untersuchungen lieferten Collin, Velschov, Jacobsen, Flemmer und C. F. Wegener und Allen's „Handbuch der Vaterlandsgeschichte" (1841) hat verdiente Achtung gefunden. Außerdem machten sich um die Geschichtschreibung verdient H. v. Ranzau, Holberg, Gram, P. F. Suhm, Schöning, Tycho Rothe, Tode, Pram, Rahbeck, Munthe, Kofod, Hust ꝛc. Als Biographen

zeichneten sich aus, Tycho de Hofmann in seiner „Geschichte wohlverdienter dänischer Edelleute" (3 Bde., Kopenh. 1773), Rogert „Ueber Herzog Ferdinand von Braunschweig" und P. T. Wandall; in neuerer Zeit J. Möller (besonders über berühmte Theologen), Thiele (Thorwaldsens Leben und Werke) ꝛc. Hierher gehören auch die Gedächtnißreden vieler berühmter Männer z. B. von P. Vogel auf Knud dem Großen, von Kempmann auf Christian III., von Chr. Fr. Jacobi auf Erzbischof Absalon, von B. S. Abilgaard auf Bernstorff ꝛc. Die Geographie, die bisher in D. an der durch Karl Ritters und Anderer Arbeiten herbeigeführten Umgestaltung keinen Antheil genommen hatte, wurde endlich durch J. F. Schouws gediegene Arbeiten in diesem Fache (z. B. „Europa en letfattelig Naturskildering", 1832) auf den rechten Weg gewiesen. Ein Meisterwerk über die Statistik der neuern Zeit in einem durchgreifenden Zweige ist M. Nathanson's Schrift „Ueber die Geschichte des Handels, der Schifffahrt, des Geld- und Finanzwesens D.'s von 1730—1830" (3 Bde., 1832—33).

Die Philologie im ausgedehntesten Sinne wurde von R. C. Rask (s. d.) bearbeitet, der sich in dieser Beziehung große Verdienste und einen europäischen Namen erworben hat. Neben ihm fand die vergleichende Sprachkunde fleißige Bearbeiter in Finn Magnusen (s. d.), Petersen (s. d.), N. Outzen, dessen „Glossarium der nordfriesischen Sprache" von Engelstoft und Molbech (1837) herausgegeben wurde, so wie in dem geistreichen J. N. Madvig (s. d.). Die classische Philologie und Alterthumskunde hatte bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts wenig Bedeutsames aufzuweisen. S. N. J. Bloch, durch die Herausgabe mehrerer Grammatiken verdient, gehörte ganz der früheren Bildung an. Große Verdienste um die griechische Archäologie erwarb sich aber P. O. Bröndsted (s. d.); seinem großen Reisewerke über Griechenland schließen sich spätere Untersuchungen über die „Panathenäischen Vasen" und die „Bronzen von Siris" (1837) an. F. C. Petersens „Handbuch der griechischen Literaturgeschichte" (1830, deutsch, Hamburg 1834) und dessen „Einleitung zur Archäologie" (1825) zeugen von vielem Fleiße. Ein tiefer eingehendes Streben zeigen aber die jüngeren dänischen Philologen, z. B. Otto Kellermann (in seinem Werke über lateinische Epigraphik), J. N. Madvig einer der ersten Latinisten unserer Zeit, der mehrere Schriften des Cicero, Lucretius und Juvenal kritisch bearbeitet und 1844 eine treffliche Grammatik geliefert hat; L. F. W. Henrichsen, bekannt durch seine kritische Bearbeitung des Cicero „De oratore" und seine „Beleuchtung der neugriechischen Aussprache der hellenischen Sprache" (1836); T. W. Elberling, der wichtige Beiträge zur Textkritik des Cäsar lieferte und seine Ausgabe des Terenz mit einem antiquarischen Commentar begleitete; E. F. Boysen, ein gründlicher Kenner der antiken Musik und bekannt durch seine Ausgabe des Sallust. Ingerslev's Ausgabe der „Iliade" (1830) enthält die Hauptresultate der neueren Forschungen über die „Homerischen Gedichte" seit Heyne; und Langes „Griechische Schulgrammatik" (2. Ausg. 1832) und Arnesens „Griechisch-dänisches Lexicon" (2 Bde., 1830), meist nach Passow gearbeitet, doch nicht ohne eigene Forschungen, sind verdienstvolle Arbeiten. Gute Uebersetzungen der Alten hat D. erst im 19. Jahrh. erhalten. F. H. Guldberg's Uebersetzungen des Tibull und Martial sind besonders in metrischer Hinsicht meisterhaft zu nennen und in seiner Uebersetzung des Plautus (4 Bde., 1809 fg.) überwindet er zum Theil mit Glück die großen Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Große Fertigkeit in der technischen Behandlung der Verse und poetisches Talent zeigt S. Meisling in seinen zahlreichen Uebersetzungen römischer und griechischer Classiker; doch fehlt er häufig gegen die Treue des Sinnes und der Worte. Sehr gelungen ist Paul Möllers Uebersetzung eines Theils der „Odyssee", so wie die Uebersetzung der „Iliade" und „Odyssee" von C. F. Wilster; weniger gelungen ist die des Sophokles von Fibiger. Unter den Uebersetzungen der Prosaiker sind die des Livius und einige Reden des Cicero von R. Möller besonders hervorzuheben. In der nordischen Sprachforschung zeichnet sich besonders Grundtvig, Rafn, Molbech, der zuerst ein tüchtig durchgearbeitetes Wörterbuch der jetzt lebenden dänischen Sprache so wie ein Dialectlexicon lieferte, Nyerup, P. E. Müller, L. C. Müller (besonders durch seine isländischen und angelsächsischen Lesebücher)

u. A. aus. Die Erforschung der griechischen und römischen Mythologie wurde nur gelegentlich und in kleinen Schriften befördert; desto reicher ist die nordische Mythologie bedacht worden. Ein Hauptwerk dieser Gattung ist Grundtvigs „Nordische Mythologie" (2. Aufl. 1832). Eine spätere Untersuchung von M. Hammerich „Ueber den Ragnaroksmythus" (1836) zeugt von Fleiß und Talent; ein reiches Material lieferte Magnusen in seiner „Eddalehre" (4 Bde., 1824—26). Auf astronomisch-kalendarischer Grundlage stehen Knud Henneberg's gründliche Untersuchungen über die Bedeutung der Edda (1812). — In Bezug auf fremde jetzt lebende Sprachen sind zu erwähnen, Professor Meisling's spanische Grammatik und Chrestomathie; Garbons und Turens Wörterbücher über die englischen und französischen See-Termini; Borrings französisch-dänisches und dänisch-französisches Lexicon; Professor Hjorts Handbuch der deutschen Literatur (2. Aufl. 1840).

Der Philosophie hat es in D. niemals an Theilnahme gefehlt, nur verhinderte der vorherrschende poetische Grundcharakter der Nation, daß große Schriftsteller auf diesem Gebiete auftraten. Von eigentlichen Schulen oder einer im höheren Sinne originellen Literatur auf diesem Felde kann daher keine Rede sein. Niels Treschow (s. d.), der zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts viel zur Ausbreitung der philosophischen Bildung in D. und Norwegen beitrug, war ein scharfsinniger und lichtvoller Denker, der sich anfangs an Kant anschloß, später aber mehr eklektisch verfuhr. F. C. Sibbern (s. d.) hat besonders als Religionsphilosoph und scharfsinniger Aesthetiker Vieles geleistet. J. L. Heiberg (s. d.) vermittelte besonders die genauere Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie. P. F. Müller schrieb ein System der Moral nach kantisch-fichte'schen Grundsätzen; Kirkegaard und P. G. Brommer erörterten einzelne moralische Fragen und Begriffe und als Vertreter der speculativen Richtung ist neben H. Martensen in seinen „Grundriß der Moral", H. Nielsen wegen seiner „Logik" zu nennen. — In der Theologie hat der fortwährende Kampf um die Bollwerke der Kirche einen nachtheiligen Einfluß auf die Bearbeitung der einzelnen Fächer geübt. Vorzüglich wurde die polemische und neben ihr die ascetische Literatur bearbeitet. Im ersten Decennium des 19. Jahrh. standen Naturalismus und Atheismus dem Christenthum entgegen; im dritten griff H. N. Clausen in seiner Schrift „Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Protestantismus und Katholicismus" (1825) die eigenthümlichen Grundsätze des Protestantismus an; neuerdings gaben die Fragen über Religionsfreiheit und Parochialnexus sowie über Agendenveränderung den Hauptstoff der Verhandlungen. In ascetischer Hinsicht zeichnen sich besonders Grundtvigs Predigten aus. Fromme Betrachtungen schrieb J. R. Mynster; P. E. Müller's „Apologetik" (1810) war ein schätzbarer Beitrag zur Wissenschaft, sein dogmatisches System ist ohne wissenschaftliche Bedeutung, aber seine „Darstellung der drei ältesten Symbole" (1817) gewährt einen lehrreichen Ueberblick. Geistvolle und scharfsinnige Arbeiten lieferten Kirkegaard in seiner Abhandlung „Von der Lüge" (Göttingen 1830) und P. G. Brammer in der „Entwickelung des ethischen Begriffs der Freundschaft" (1836). W. Rothe's „Versuch zur speculativen Darstellung der Dreieinigkeitslehre" (1836) ist nach Daub'schen Grundsätzen bearbeitet. Ungewöhnliches Aufsehen erregte H. Martensen durch seine Schriften „Ueber den Mystiker Eckart" (1841) und „Ueber die christliche Taufe in Beziehung auf die baptistische Frage" (1843). Beiträge zur Symbolik lieferten Balle, Rudelbach und Lindberg in der Bearbeitung der Augsburgischen Confession und deren Apologie. Um die Kirchengeschichte und die kirchliche Archäologie machte sich vor allen Fr. Münter (s. d.) verdient, außerdem lieferten einzelne tüchtige und fleißige kirchengeschichtliche Abhandlungen J. Möller, F. Fenger, F. Silfverberg, P. F. Hammerich, B. Münter, Engelstoft u. A. Für die kirchliche Biographie sind reiche Sammlungen von J. Möller, einem fleißigen, doch nicht immer scharfsinnigen Arbeiter, vorhanden. Patristische Monographien lieferten H. N. Clausen, J. C. Nördam und E. Clausen. In der Exegese und der damit verbundenen biblischen Kritik haben die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrh. gute Arbeiten aufzuweisen. Die exegetischen Schriften von J. P. Mynster und J. M. Hertz (s. d.) sind aller Beachtung werth und die populären Einleitungen in das Alte und Neue Testament von R. Möller sind nicht ohne Verdienst. Den

vielen Uebersetzungsversuchen einzelner Bücher des Alten und Neuen Testaments von N. Möller, J. Möller, P. V. Frost u. A. stellt sich das Unternehmen Lindbergs an die Seite, der die ganze Bibel aus dem Grundterte aufs neue übersetzt und zugleich historisch und archäologisch erläutert. In Beziehung auf orientalische Literatur haben neben C. Niebuhr, Adler, Rask, Zoega, Knös, Olshausen und E. F. Hornemann, Fr. Münter, W. F. Engelbreth, der 1811 die Fragmente der basmurisch-koptischen Version herausgab, J. L. Rasmussen durch seine „Untersuchungen der älteren arabischen Geschichte", L. N. Boysen durch seine „Arabische Sprachlehre" (1831) und die „Morgenländischen Blumen" (1834) und besonders Lindberg (s. d.) Treffliches geleistet. In Bezug auf die obenerwähnten neueren Streitigkeiten zwischen den Rationalisten und Orthodoxen ist noch zu erwähnen, daß die Letzteren seit 1830 den Wunsch äußerten, die dänische Kirche möchte sich in zwei Religionsgesellschaften theilen, deren eine aus den Rechtgläubigen (Pietisten), die andere aus den Rationalisten bestehen sollte, beide unter dem Schutze der Regierung. Diesem abenteuerlichen Ansinnen ist natürlich keine Folge gegeben worden.

In der Jurisprudenz haben sich in neuerer Zeit mehr und mehr 2 Richtungen entwickelt, die Eine mit vorwiegender philosophischer Tendenz, die aufgestellten Principien auch der Rechtsauslegung anpassend, mit A. S. Oersted (s. d.) an der Spitze; die Andere das historische Element der Rechtswissenschaft mit Vorliebe umfassend und pflegend, weshalb sie auch die Alterthumsforschung in ihr Gebiet zieht. Die vornehmsten Repräsentanten der historischen Schule sind J. F. W. Schlegel und Kolderup-Rosenvinge, denen sich unter den Jüngeren J. E. Larsen anschließt. Ein selbständiges Studium und eine tüchtige Dialektik tritt in Algreen-Ussings (s. d.) Schriften hervor. Das positive dänische Recht in seiner Gesammtheit, wie in einzelnen Fächern hat immer tüchtige Bearbeiter gefunden, z. B. Kofod Ancher „Danske Lov-Historie" (1764); Paus „Samling of gamle danske Love" (1751 fg., 3 Bde.), Rosenvinge „Samling of gamle danske Love" (1826), Thorkelin „Gamle danske Kirkelove" (1787); über criminalrechtliche Gegenstände schrieb in neuester Zeit C. F. Bornemann. Das römische Recht blieb in D. stets dem Leben fremd, weshalb man daselbst auch keine Notiz von den großen Fortschritten nahm, die es in Deutschland durch Savigny und andere große Rechtslehrer machte. Erst in neuerer Zeit hat es an P. G. Bang einen Bearbeiter gefunden, dessen „Lehrbuch der zum römischen privaten Rechte gehörigen Disciplinen" (1833) in der Literatur der Jurisprudenz in D. Epoche machte. Die Repertorien der Gesetzgebung sind wegen ihres Mangels an Bündigkeit und Kürze ein Gegenstand lebhafter Klagen und man sieht seit längerer Zeit mit Verlangen neuen Gesetzbüchern entgegen. — Die Staatswissenschaften fanden bis 1830 wenig Pflege; erst seit Friedrich VI. dem dänischen Volke eine Constitution gab, hat man angefangen, sich mehr mit ihnen zu beschäftigen.

In der medicinischen Kunst und Wissenschaft genießt zwar D. eines alten, noch aus dem 16. Jahrh. herüberleuchtenden Ruhms und hat berühmte Namen, wie J. C. Tode, M. Sartorph &c. aufzuweisen; doch fehlte bisher eine selbständige Literatur der Arzneiwissenschaft und erst in der neuern Zeit hat sich auf diesem Felde ein regeres wissenschaftliches Leben gezeigt. Wir nennen Gundelach-Möllers „Chirurgisches Jahrbuch des Friedrich's Hospital's", Eschricht's „Vorlesungen über Physiologie" (1836), Stein's „Tabulae anatomicae" und dessen „Handbuch der Anatomie", Dreier's „Medicinische Botanik", Levy's Abhandlungen „Ueber die Perforation" und „Ueber den Kaiserschnitt" und Callisens (s. d.) „Medicinisches Schriftsteller-Lexicon". Interessante Mittheilungen zur ältern Geschichte der Medicin in Dänemark enthalten die von Herholdt und Mansa seit 1833 herausgegebenen Sammlungen. — Die Naturwissenschaften wurden in Dänemark von jeher mit Eifer und Erfolg betrieben und in neuerer Zeit hat das Land in dieser Hinsicht seinen alten Ruhm sich nicht nur erhalten, sondern sehr vermehrt. Mit Achtung werden J. W. Hornemann (s. d.) als Botaniker, H. C. Oersted (s. d.) als Physiker, J. F. Schouw (s. d.) als Meteorolog und Pflanzengeograph in ganz Europa genannt; neben ihnen sind ausgezeichnet Reinhardt als Zoolog, Forchhammer wegen seiner vortrefflichen

Abhandlungen über Dänemarks geognostische Verhältnisse und seines „Lehrbuchs der Chemie", Zeise, dem man viele Entdeckungen in der Chemie verdankt und der ein Hauptwerk über Chemie geschrieben hat, Lund, der jetzt in Brasilien lebt, With, ein trefflicher Schriftsteller über Veterinärkunde, H. Kröyer wegen seiner Untersuchungen über die Fischereien und Austernbänke Dänemarks und seiner „Naturhistorischen Zeitschrift", Stenstrup, Verfasser einer trefflichen Arbeit über die Waldmoore im nördlichen Seeland. Zu den wichtigsten und folgenreichsten Entdeckungen der Gegenwart gehört die der Galvanographie durch den Capitän Hoffmann. — In der Mathematik, besonders in der Nautik leisteten Ausgezeichnetes. O. Römer, Bugge, der Urheber der ökonomischen und geographischen Messungen des Landes, wozu die Regierung die Instrumente anschaffte, Löwenöre, Verfertiger von Seekarten, Rosenvinge &c. Unter den theoretischen Mathematikern obenan stehen Ramus und Chr. Jürgensen; als Astronom genießt Schumacher (s. d.) in Altona eines europäischen Rufes, und Urb. Jürgensen ist nicht blos durch seine Chronometer, sondern auch durch sein Werk „Ueber die Messung der Zeit" rühmlich bekannt.

Die neuere dänische Poesie hat ebenso wie die neuere dänische Literatur überhaupt Holberg zu ihrem Anfangspuncte. Durch ihn angeregt traten neben ihm als Dichter auf Christian Falster, geb. 1690, gest. 1752, als Satiriker und Braumann Tullin, geb. 1728, gest. 1765, machte als Elegien- und didaktischer Dichter, Johannes Ewald (s. d.), geb. 1743, gest. 1781, als Lyriker und Dramatiker Epoche. Joh. Herm. Wessel, geb. 1742, gest. 1785, gewann durch ein einziges, aber meisterhaftes komisches Drama „Liebe ohne Strümpfe" eine dauernde Berühmtheit. Andere vortreffliche dramatische Dichter sind Thom. Thaarup (s. d.), geb. 1749, gest. 1821, und Peter Andr. Heiberg (s. d.). Nordahl Bruun, geb. 1745, gest. 1816, Claus Frimann, geb. 1746, Jens Zetlitz, geb. 1761, machten sich als lyrische Dichter bekannt, Alle aber übertraf Jens Baggesen (s. d.), geb. 1764, gest. 1826. Einen neuen Schwung nahm die poetische Literatur durch Adam Oehlenschläger (s. d.), geb. 1779, der namentlich als tragischer und epischer Dichter sich einen vorzüglichen Ruhm erwarb. Ein Lyriker vom ersten Range ist Adolf Wilh. Stack Staffeldt, geb. 1770, gest. 1826; als geistlicher Liederdichter wird Grundtvig besonders geschätzt. Bernh. Severin Ingemann (s. d.) trat zuerst als Lyriker auf, und wendete sich später dem Drama und dem historischen Nationalromane zu. Von eigenthümlich poetischem Geiste ist Joh. Ludw. Heiberg (s. d.) durchdrungen, der zuerst das Vaudeville in die dänische Poesie einführte und mit allem Zauber wahrer Poesie ausstattete; ihm zunächst steht Overskou. Ein edles poetisches Talent ist in Johann Carsten von Hauch's (s. d.) Tragödien unverkennbar und Chr. Bredahl zeigt in seinen „Dramatiske Scener" (5 Bde., 1819—32) oft Shakespear'schen Geist. Als Lustspieldichter ist auch Henrik Hertz beliebt. Von den jüngern Dichtern sind zu nennen, neben Hertz, Chr. Winther („Digt", 1834), F. Paludan-Müller, Andersen (s. d.), Aarestrup, Holst und Joh. Kasper Boye (s. d.). Auch das Fach der Erzählung und des Romans ist in Dänemark vielfach bearbeitet worden. Schon Holberg schrieb den satirischen Roman „Klimm's unterirdische Reisen"; in der neuesten Zeit zeichneten sich Oehlenschläger und besonders Andersen im Romane aus. Hauch und Ingemann cultivirten nicht ohne Glück den historischen Roman. Eine eigenthümliche Art der Novelle wurde von einem Ungenannten, den J. L. Heiberg einführte, angebaut, zunächst in „Eine Alltagsgeschichte", welcher dann „Novellen" (2. Aufl., 3 Bde., 1836) und „Neue Erzählungen" (1836—37) folgten. Auch in Sten Stensen Blicher's (s. d.) Novellen zeigt sich ein schönes poetisches Talent. Durch reiche Erfindungsgabe und schöne Darstellung zeichnen sich die Arbeiten des pseudonymen Karl Bernhard („Ein Jahr in der Hauptstadt", 2 Bde., 1835; „Novellen", 1836—37) aus. Andere Roman- und Novellenschreiber sind Torkel Trane, H. von Buchwald, J. Wildt, Charlotte Biehl, Rise, Birch, J. C. Brun, Luise von Lindencrone, Shaldemose, Wollert Konov, Chr. Alfred, Jules Bern.

Von politischen Blättern und besonders von einem Charakter derselben war bis auf die neueste Zeit in Dänemark kaum die Rede; das Zeitungsprivilegium hatten bis

dahin in Kopenhagen nur 2 Blätter, die außer den wenigen officiellen Artikeln nur dürftige Auszüge aus den ausländischen Zeitungen lieferten; ganz bedeutungslos waren aber die Stifts- und Provinzialzeitungen. Erst in Folge des neuen politischen Lebens, das sich seit Errichtung der Provinzialstände im J. 1834 entwickelt hat, widmeten sich der Journalliteratur tüchtigere Kräfte; weshalb dieselbe auch bald größer Theilnahme und kräftigere Aufmunterung fand und jetzt möchte es wenige Länder geben, die im Verhältniß zu ihrer Größe und Volksmenge soviele Tages- und Wochenblätter als Dänemark aufzuweisen haben. Von den 4 größern politischen Blättern, die in Kopenhagen erscheinen, sind die 2 conservativen, die Berling'sche Zeitung und der „Dagen" am umfangreichsten. Unter den größern Oppositionsblättern zeichnet sich das vor einigen Jahren aufgetretene Blatt „Faedrelandet" aus. Weit ausgebreiteter als die eigentlichen politischen Journale waren schon früher die allgemeinen Unterhaltungsblätter, die auch zuweilen in das politische Gebiet hinüberstreiften, und unter welchen das „Skilderie af Kjöbenhavn" lange Zeit den ersten Platz behauptete. Nach seinem Erlöschen gewann „Kjöbenhavnspost" das meiste Ansehen, neben welchen manche andere Blätter von größerm oder geringerm Interesse auftauchten, doch selten mehr als ein ephemeres Bedürfniß erfüllten. Bildend suchte zuerst die 1831 gegründete „Danske Ugeskrift" in die Zeit einzugreifen. Als Zeitschriften behaupteten die seit 1785 von Rahbek herausgegebene „Minerva" und „Danske Tilskuer" lange den ersten Platz, bis sie nach und nach bei dem Umschwung der ästhetischen Kritik zu Anfang des 19. Jahrh. fast alles Ansehen verloren. Die übrigen Zeitschriften trugen meist nur den Charakter einer oberflächlichen Unterhaltung. Dagegen wußten die „Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften" sich fortwährend den Ruhm gründlicher Gediegenheit zu sichern. Das 1798 gegründete „Skandinavisk Museum" nahm später alles in seinen Kreis auf, was auf nordische Alterthümer, Sitten und Lebensverhältnisse Bezug hatte, und die unter dem Titel „Skandinavisk Literatur-Selskabs Skrifter" fortgesetzte Sammlung ist durchaus nothwendig, den jetzigen Höhepunct der nordischen Literatur kennen zu lernen. Denselben Charakter mit vorwiegend historisch-literarischer Tendenz hat die von Molbech gegründete „Nordisk Tidskrift for Historie, Literatur og Kunst" (4 Bde.); in einem engern Kreise bewegte sich die „Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed", die in den „Annaler for nordisk Oldkyndighed" eine Fortsetzung fand. Rühmliche Erwähnung verdienen auch das „Danske Magazin", die „Historisk Tidsskrift" und das „Genealogisk-biographisk Archiv". Die allgemeine literarische Uebersicht förderte die schon seit dem Anfang des 18. Jahrh. (1720) bestehende „Danske Literaturtidende", die vielfach umgestaltet, weniger als eingreifendes kritisches Organ, desto mehr als Magazin zur Chronik für die Zukunft Werth hat. Eine höhere Aufgabe stellte sich die seit 1829 erscheinende „Maanedsskrift for Literatur", nämlich die Aufgabe, die Kritik der Nationalliteratur nach organischen Gesetzen ins Leben einzuführen. Sie fand in der „Tidsskrift for Literatur" bis 1841 eine Fortsetzung und enthält manche tüchtige Darstellung. Noch sind zu erwähnen die „Universitäts Annaler" (seit 1807), die „Akademiske Tidender" (seit 1833), „Kjöbenhavns Universitäts Aarbog" (1837—40) und Barfod's Vierteljahrschrift „Brage og Idun", die den Zweck hatte, eine Annäherung der skandinavischen Nationen hervorzurufen. Auch die einzelnen Facultätswissenschaften hatten und haben noch zum Theil ihre Organe, am reichlichsten war von jeher die Theologie mit Zeitschriften bedacht. Dem Rationalismus huldigte die von Falkesen bis 1808 herausgegebene „Theologisk Maanedsskrift". Den Charakter der Umkehr zum positiven Christenthum, nur sehr schwankend in den Principien, trägt die von J. Möller mit sichtbarem Fleiße gepflegte „Theologisk Bibliothek" (44 Bde., 1810—34), die neuerdings von den Professoren Scharling und Engelstoft unter dem Titel „Tidsskrift for Kirke og Theologie" fortgesetzt wird. In entschiedener Opposition sowohl zu dieser als zu jener Richtung trat die von Grundtvig und Rudelbach herausgegebene „Theologisk Maanedsskrift" (13 Bde., 1825—28). Auch die Kirchenzeitungen fanden in Dänemark Eingang; es erschienen eine „Christelig Kirketidende" (4 Jahrgänge) und die „Nordisk Kirketidende", seit 1832 von Lindberg redigirt. Für philosophische Rechtslehre, Crimi-

nalistik und das positive dänische Recht ist die früher von A. S. Oersted herausgegebene und von Rosenvinge, Bang und Holm fortgesetzte „Juridisk Tidsskrift" von hoher Bedeutung. — Mit Ausnahme der „Bibliothek for Läger udgivet af det Classenski Literaturselskab" (31 Bde., 1821—39) und des von Mansa, Haugsted, Sommer und Largent herausgegebenen „Journal for Medicin og Chirurgie" besitzt die Arzneiwissenschaft gar kein bedeutenderes Organ. Die Naturwissenschaften haben ein solches in H. Kröyers „Naturhistorisk Tidsskrift" und zum Theil in „Blandinger for Soroe" herausgegeben von Hauch und Bredsdorff. Zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniß aus der Mechanik, Statik und Chemie &c. war das von Ursin herausgegebene „Magazin for Kunstnere og Haandvärkere" sehr geeignet. Schönwissenschaftliche Zeitschriften waren die Monatsschrift „Athene", die seit 1813 in der ästhetischen Kritik einen neuen Weg zu bahnen suchte, und die von J. L. Heiberg herausgegebene „Kjöbenhavns flyvende Post", in welcher neben dem höhern Witz und der lebensfrischen Novelle auch die speculative Erörterung im Sinne der Hegel'schen Philosophie ihren Platz behauptete.

Daghestan, d. h. Gebirgsland, eine asiatisch-russische Provinz, welche sich vom östlichen Abhange des Kaukasus bis zu dem Gestade des kaspischen Meeres erstreckt und im Norden vom Flusse Terek, im Süden von Grusien und Schirwan begrenzt wird. Auf einen Flächenraum von 435 Q.M. umfaßt es das Land der Kalmücken, das Gebiet des Schamchal von Tarkhu, das Gebiet von Derbent, das Gebiet von Usmei von Kaitack, die Provinz Thabasseran, das Gebiet von Kurah, das Khanat Ckuba, das Gebiet Kara Khamutai und andere kleine Gebiete der Lesghier. Im Westen ist es ein gebirgiges Hochland, die übrigen Theile sind flach, sandig und zum Theil dürres Steppenland. Mehrere kleine Flüsse wie der Sulak, Turturkali, Sumanga &c. fließen in das kaspische Meer und außerdem findet man zahlreiche Bewässerungskanäle. Wo die Bewässerung nicht fehlt, ist das Land fruchtbar und ziemlich gut angebaut. Es liefert Weizen, Reis, Korn, Hirse, der zu Getränken benutzt wird, Saffran, Gemüse, Obst, Wein, Färberröthe und Bauholz. Die Viehzucht ist sehr einträglich und Pferde, Kameele, Esel und das fettschwänzige Schaaf sind in Menge vorhanden. In den Wäldern und Gebirgen ist viel jagdbares Wild auch einzelne Raubthiere zu finden. Die Berge enthalten Blei, Eisen und Schwefel, doch ist der Bergbau noch in seiner Kindheit. Die Einwohner deren Zahl man auf 238,000 berechnet, werden im Allgemeinen Daghestaner genannt und sind theils Gebirgsbewohner, die zu den Lesghiern gehören und größtentheils unabhängig von der russischen Herrschaft und in steter Feindschaft mit den Russen leben; theils Türken oder Tartaren, zu welchen die Kumücken, Truchmenen oder Turkomanen und die Nogaier gehören, theils daghestanische Araber, welche gleich den Türken sämmtlich Muhamedaner sind, theils Armenier und Juden. Die Kumücken bewohnen die fruchtbare Niederung in Nordosten des Kaukasus bis zum Terek und kaspischen See hinab und treiben theils Ackerbau, theils Fischerei und Viehzucht, theils Baumwoll- und Seidenbau; die Nogaier haben mongolische Gesichtsbildung sind Nomaden und reden eine dem Turkomanischen verwandte Sprache; die türkisch redenden Turkomanen bewohnen das Gebiet von Kuba; die daghestanischen Araber leben als Nomaden im Sommer im Gebirg und im Winter in der Ebene an den Flüssen und an den Seen; die Juden haben sich in einer reinen und schönen Race erhalten und leben von Ackerbau und Viehzucht. Das Land steht seit 1812 unter der Oberherrschaft des russischen Kaisers, gehörte aber früher dem persischen Reiche, von dem es eine der nördlichsten Grenzprovinzen bildete. Noch sind alle Versuche Rußlands, D. völlig zu unterwerfen, an der Freiheitsliebe und dem kriegerischen Geist der Bergvölker, so wie an den natürlichen Schwierigkeiten des Terrains gescheitert. Im J. 1845 unternahm der damalige Graf (jetzt Fürst) von Woronzow einen neuen Zug, von dem man sehr viel erwartete, und drang auch weiter als jemals im Gebirge vor. Die russischen Kriegsberichte enthielten eine sehr pomphafte Schilderung von den Siegen der Russen, doch müssen diese nicht so bedeutend gewesen sein, da der Feldherr sich eilig zurückziehen und das früher Gewonnene aufgeben mußte. Besonders verderblich wurde der russischen Armee der Wald von Itscherki, in welchem die Bergvölker überall Barricaden errichtet

halten, von wo aus sie ihre gut gezielten Schüsse auf die Masse der russischen Infanterie richteten. Ueber die neueren Unterjochungsversuche der Russen (s. Kaukasien). Die wichtigsten Orte des Landes sind: Derbent, (s, d.) Tarkhu eine feste Stadt mit 10,000 E. im Kanat Schamchal, Barschly im Kanate des Usmei, Jarssi im Gebiete Thabasseran, und Kurah in Lesghien.

Dagobert I., aus dem Geschlechte der Merovinger, wurde 628 nach seinem Vater Chlotar II., Herrscher der wieder vereinigten fränkischen Monarchie. Glücklicher Krieger gegen die Sachsen, Bretagner, Gascogner, Slavonier u. s. w., war er zugleich grausam und kannte in der Wollust kein Ziel. Er stiftete St. Denis, wo er nach seinem, im 32. Jahre seines Alters erfolgten Tode (638 zu Epinay) begraben wurde. Den Franken hatte er ein neues Gesetzbuch gegeben. Er erhielt den Beinamen der Große.

Daguerre, Louis Jacques, ist der Erfinder der nach ihm benannten Daguerreotypie, eines Verfahrens, wonach die genauesten photogenischen oder Lichtbilder erzeugt werden. D. ist 1788 zu Cormeilles geboren und lernte bei dem berühmten Theatermaler Eugen Degoty die Dekorationsmalerei, in welcher er für die Theater in Paris, wo er sich niedergelassen hatte, viel arbeitete. Daneben beschäftigte er sich sehr fleißig mit dem Malen von Ansichten, und war darin so glücklich, 1822 mit der neuen Erfindung des Dioramas auftreten zu können. Er ließ nach seiner Zeichnung ein Diorama errichten und führte selbst mehrere allgemein bewunderte Gemälde aus, wie den „Brand von Edinburg," das „Thal von Sarnen in der Schweiz," das „Grabmal Napoleons," den „28. Juli 1830 zu Paris" u. a. Ein Dioramengemälde, die „Ruinen von Holyrood" erregte die Aufmerksamkeit der Regierung, und die Folge davon war, daß D. das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhielt 1824. Seine weitern physikalischen und chemischen Forschungen bezogen sich hauptsächlich auf die Wirkungen, welche die Sonne und das Licht auf die Farben haben. Mit jener nicht ablassenden Ausdauer, welche nur das Genie besitzt, nahm er sich die Lösung jenes Problems vor, eine so eingerichtete Farbe zu finden, daß die Sonne, noch mehr, daß das bloße Licht Theile davon wegnimmt, während der andere Theil widersteht und auf seinem Platze bleibt; den Tag, die Sonne, das ewige Weltauge wollte er zwingen, unter den Befehlen eines Meisters ein scharfsinniger Arbeiter zu sein. Man hat nun zwar zu allen Zeiten die Veränderungen bemerkt, welche die Farben durch das Licht erleiden, aber nie ist die Wissenschaft zu solchen Resultaten gelangt, wie sie D. gefunden hat. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts beobachtete man die Schwärzung des Chlorsilbers unter dem Einflusse des Lichts, und der schwedische Chemiker Scheele war der erste, welcher 1676 wissenschaftliche Beobachtungen darüber anstellte. Derselbe bemerkte auf einem mit Chlorsilber bestrichenen Papier, wenn es der Einwirkung des Spectrums ausgesetzt wurde, daß das Maximum der Färbung seinen Sitz im Violett hatte. Aehnliche Experimente machten andere Physiker, und man kam endlich zu der Annahme, daß in den Sonnenstrahlen verschiedene, durch absorbirend wirkende Schirme trennbare Partien wären, von welchen die eine beleuchtend, die andere chemisch wirkt. Dies ist der eine wesentliche Punct, der bei der Erfindung D.'s beachtenswerth ist. Das Zweite ist die von dem Italiener Joporta (Baptist Porta) erfundene Camera obscura. Dieses Instrument ist nichts Anderes, als die erste Hälfte eines gewöhnlichen Fernglases. Bei einem gewöhnlichen Fernglase, wie man es in der Oper gebraucht, wird das äußere Bild vergrößert mittelst des dem Auge entgegengesetzten Glases (Objectivglas) übergetragen, und malt sich gewissermaßen an einem Puncte des Fernglases ab; das Auge sieht es durch das Glas, an das es sich anlehnt (Ocularglas), wie es mit einer Loupe verfährt, die seine Dimensionen noch vermehren würde; in diesem Falle ist das Bild nicht materiell, wenn man aber das Ocularglas hinwegnimmt, und das Bild auf eine Fläche fallen läßt, die genau an der Stelle, wo es sich bildet, aufgestellt ist, so gibt man diesem Bilde einen Körper, und man sieht es mit allen seinen Details und allen seinen Farben auf der Fläche. Dies ist die Einrichtung der sogenannten Camera obscura, und mit einer solchen Vorrichtung zeigt man uns das merkwürdige Schauspiel äußerer Gesichtsgegenstände, die sich mit allen ihren Schattirungen auf einer inmitten einer Camera obscura aufgestellten Fläche,

worauf sie durch ein convexes Glas übergetragen werden, darstellen. Die Erfindung D.'s besteht nun darin, diese Bilder auf der Fläche, die sie empfängt, zu fixiren. Auch damit hat man früher schon Versuche gemacht. Man brachte in den Brennpunct einer Camera obscura eine mit Chlorsilber bestrichene Haut oder ein so zubereitetes Blatt Papier und erhielt eine ziemlich genaue Darstellung der Gegenstände, aber mit dem Unterschiede, daß die Theile des erzeugten Bildes um so dunkler erschienen, je lichtvoller die des Luftbildes waren, und umgekehrt; außerdem kann ein solches Bild dem Lichte nicht lange ausgesetzt werden, nicht einmal dem Kerzenlichte, weil die weißgebliebenen Theile sich bald färben würden. Wedgwood, Davy und der Physiker Charles machten verschiedene Anwendungen dieser Methode, ohne sie indessen weiter zu bringen. Der Engländer Talbot hatte demnächst mehrere Mittel angewendet, um die Theile von Chlorsilber wegzunehmen, welche das Licht nicht verändert hatte, z. B. Ammoniakauflösung, unterschwefeligsaures Natron. Dies ist zwar ein Schritt zur Vervollkommnung der alten Methode, es konnten die erzeugten Bilder ohne Veränderung erhalten werden, aber doch blieben sie bezüglich auf Schatten und Licht immer das Umgekehrte von dem, was sie sein sollten, und deshalb war der Eifer, mit dem Talbot Daguerre's Erfindung noch ehe dieselbe veröffentlicht wurde, als die seinige beanspruchte, mindestens ein übereilter des Ehrgeizes. Alle Verfahrungsarten, auch die von Lassaigne in Paris und Fyfe in Edinburg, welche Chlorsilber und Jodkalium anwanden, um die Bilder in ihrem natürlichen Verhältnisse von Schatten und Licht erscheinen zu lassen, haben nichts mit dem Verfahren von Niepce und Daguerre gemein. Niepce beschäftigte sich in Marseille gleichzeitig mit Daguerre mit der Untersuchung der Lichtbilder und hatte durch seine Versuche ein Bild erhalten, welches schattirt und beleuchtet war, wie der Gegenstand selbst und überdieß sich im Lichte nicht veränderte. Er bediente sich des Judenpechs (Asphalt) in Lavendelöl aufgelöst; er trug es wie einen Firniß auf silberne, zinnerne, oder noch besser, plattirte Kupferplatten auf; wenn er sie erwärmte, verflüchtigte sich das Oel und es blieb auf dem Metall ein weißer Staub; im Brennpuncte der Camera obscura entstand auf einer solchen Platte ein leichtes Bild, welches man durch Abwaschung mit einer Mischung von Lavendel- und Steinöl sichtbarer machte, indem diese Mischung die Theile auflöste, welche das Licht nicht beleuchtet, und die verschonte, welche das Licht getroffen hatte. Statt der Mischung von Stein- und Lavnedelöl wandte Niepce später eine Mischung von gemeiner Schwefelleber und Jod an. Allein das Präparat Niepce's gab nur sehr unvollkommene Resultate, und war dabei außerdem so wenig empfindlich, daß man den Gegenstand zuweilen drei Tage lang dem Focus der Camera obscura aussetzen mußte, um ihn auf eine hinreichend deutliche Art einzudrücken. Daher beschäftigte sich auch Niepce meist mit dem Kopiren von Kupferstichen. Gegen 1826 verband sich Daguerre mit Niepce und gab der Erfindung eine solche Vollkommenheit, daß er dadurch seinem Namen eine große Berühmtheit verschaffte. Er durchführte eine Reihe von nicht zu erwähnenden Versuchen, die immer feinerer und zarterer Art wurden, und unter seinen geschickten Händen darin bestanden, Stoffe nicht mehr in ihrem groben und palpablen Zustande, sondern im Dampfzustande anzuwenden, bis er endlich da, wo der Stoff immer mehr unantastbar wurde, zu einem Puncte gelangte, wo er der Schätzung unserer zartesten Werkzeuge entging. D.'s Erfindung besteht darin, daß er eine äußerst fein mit Silber plattirte Kupfertafel zuerst mit Hilfe einer Auflösung von Salpetersäure sorgfältig reinigt, wodurch alle auf der Oberfläche verbreiteten fremden Stoffe und insbesondere die letzten Spuren von Kupfer, welche das Silberplättchen enthalten könnte, hinweggenommen werden. Diese Reinigung erfordert besondere, bis ins Kleinste gehende Sorgfalt, und die zur Beförderung der Einwirkung der Säure angewandte Reibung darf nicht immer nach derselben Richtung geschehen. D. selbst hat bemerkt, daß das silberplattirte Kupfer bessere Resultate als das reine Silber gewährt, was nach der Ansicht Arago's vermuthen läßt, daß eine galvanische Einwirkung bei dieser Erscheinung thätig sein möchte. Nach dieser ersten Zubereitung wird die metallische Platte in einem geschlossenen Behälter dem Joddampfe ausgesetzt; eine kleine Quantität Jod wird auf den Boden des Behälters gebracht und von der Metallplatte durch dünne Gaze getrennt, um das Gas

gleichsam zu sieben und es gleichförmig zu verbreiten. Die Metallplatte muß außerdem mit einer kleinen metallischen Einfassung umgeben sein, weil sich sonst das Gas in größerer Menge an den Rändern als an der Mitte der Platte niederschlagen würde, und der ganze Erfolg der Operation von der völligen Gleichförmigkeit der sich bildenden Silber-Jodur-Lage abhängt. Die Platte wird so lange den Joddämpfen ausgesetzt, bis sie sich gelb färbt. Die Jodschicht beträgt in ihrer Dicke nach der Untersuchung des Physikers Dumas nicht mehr als den Millionentheil eines Millimeters. Dies ist nach Romberg's Ausdruck im „Allg. polytechnischen Journal" etwas so unendlich Kleines, daß unser Geist eben so wenig fähig ist, sich eine Vorstellung davon zu machen, als von der Unermeßlichkeit der Himmelsräume, der Ewigkeit der Zeiten oder der Unendlichkeit des Raumes. Die so zubereitete Kupferplatte wird nun in die Camera obscura gebracht und dabei aufs Sorgfältigste vor jeder Lichtberührung bewahrt. Sie ist in der That für diese Einwirkung so empfindlich, daß eine Zehntelssekunde mehr als hinreichend wäre, um Eindruck auf sie zu machen. Auf dem Grunde einer Daguerre'schen Camera obscura befindet sich ein mattgeschliffenes Glas, das vor- oder zurückgeschoben werden kann, bis das äußere Bild sich vollkommen deutlich und bestimmt darauf abzeichnet. Dann wird die Metallplatte an die Stelle des Glases gebracht und der Einwirkung des Lichts ausgesetzt. Wenigstens 3, höchstens 12 Minuten, je nach der Stärke des Sonnenlichts, reichen hin, bis sich auf der Platte das Bild gestellt hat, das im verschlossenen Kasten herausgenommen wird, dem Auge kaum sichtbar und so empfindlich ist, daß der mindeste Zufluß von Licht es entstellen würde. Das Bild wird nun, indeß immer im Dunkeln, der Wirkung des Quecksilberdampfes ausgesetzt, doch immer nur unter einem gewissen Neigungswinkel gegen den Boden des Gefäßes, in welchem die Platte der Quecksilberatmosphäre ausgesetzt wird. Soll nämlich, so schreibt Romberg a. a. O., das Bild bei der gewöhnlichen vertikalen Aufhängung auf das in gleicher Höhe befindliche Auge den gehörigen Eindruck machen, so muß die Metallplatte unter einem Winkel von etwa 45 Grad die Quecksilberdämpfe aufnehmen; wollte man es hingegen aus besonderer Laune gerade unter demselben Winkel geneigt betrachten, so müßte es horizontal gestellt werden. Bemerken wir noch, daß zur Erzeugung der Quecksilberdämpfe eine Temperatur von 55—60 Grad R. erforderlich ist. Nach diesen drei Operationen, nach diesen drei Arten der Bebrütung, die fast eben so wunderbar sind, als die Brütung des Eies, woraus das Küchlein lebendig ausschlüpfen soll, ist das Geheimniß vollbracht; dieses neue Wesen menschlicher Schöpfung bedarf nun nur noch einer Art von Taufe, indem man es nämlich in eine Auflösung von Hyposulfit der Soda taucht. „Diese Auflösung," sagt Romberg, „soll die Theile, worauf das Licht nicht hatte wirken können, stärker angreifen und hingegen die lichten Theile schonen. Dies wäre der umgekehrte Prozeß des Quecksilberdampfes, der sich ausschließlich an den von den Lichtstrahlen getroffenen Stellen festgesetzt hat, so daß man vielleicht denken könnte, das Licht hätte sich durch ein Amalgam des Quecksilbers mit dem Silber, und die Schatten durch ein Sulfur des letztern Metalls auf Kosten der Hyposulfit-Auflösung gebildet." Das aus den verschiedenen Operationen hervorgegangene Bild erfährt nun eine letzte Waschung mit destillirtem Wasser, mittelst welcher es jene Dauerhaftigkeit erhält, wodurch es dem Lichte, ohne weitere Aenderungen zu erfahren, ausgesetzt werden kann.

Dies ist im Wesentlichen die von D. erfundene Methode, Lichtbilder zu erzeugen. Die Zeitschriften haben sich die Mühe gegeben, die Erfindung auszuposaunen, und einzelne Gelehrte in Deutschland und England nahmen sogar die Priorität der Erfindung in Anspruch, wenn gleich weder die Zeitungsschreiber, noch die ehrgeizigen Gelehrten wußten, worin die neue Erfindung bestand. D. bewahrte sie nämlich als ein Geheimniß; der Einzige, dem er dasselbe mittheilte, war Arago (s. d.), welcher in einem Vortrage in der Akademie zu Paris die große Wichtigkeit der Erfindung auseinandersetzte und mit den Worten schloß, man verliere sich, wenn man die zahllosen Anwendungen denke, welche die Entdeckung haben könne und haben werde, sobald das Siegel des Geheimnisses gelöst sei. Wie es hieß, wollte der russische Graf Demidoff dem Erfinder das Geheimniß für eine große

Summe abkaufen: D. weigerte sich, weil er wollte, daß seine Entdeckung das Eigenthum Europas werde. Den Rath, ein Patent auf seine Erfindung zu nehmen, schlug er deswegen aus, weil er behauptete, die angewandten Mittel wären zu einfach, als daß an Sicherung des Patents gedacht werden könnte. Im Interesse der Kunst und der Wissenschaft, vielleicht auch zum Vortheil D's, den im Anfange 1839 das Unglück betraf, daß er seine Werkstatt und sein Diorama mit fast allen gesammelten zum Theil sehr werthvollen und nicht verassekurirten Kunstdenkmälern zum Raube einer Feuersbrunst werden sah, ist das, was darauf geschehen ist, unstreitig das Zweckmäßigste und werth, auch von andern Regierungen nachgeahmt zu werden. Die französische Regierung hat mit Genehmigung der Kammern das Geheimniß an sich gebracht und veröffentlicht. D. erhält eine lebenslängliche Rente von 6000 Fr. und Niepce von 4000 Fr. jährlich. Jetzt ist die Erfindung Gemeingut Europas und dadurch ist es möglich gemacht, bedeutende Verbesserungen an ihr anzubringen, was aber erst dann geschehen kann, wenn sich ihrer die Wissenschaft vollständiger bemächtigt und sie eingeholt hat, um zu erklären, was jetzt noch als ungelöstes Problem ihr in derselben entgegentritt. Was man uns anfangs und noch ehe das Geheimniß der Erfindung aufgedeckt war, von der Leichtigkeit der Operation und von der allgemeinen Anwendung auf Alles und Jedes vorfabelte, hat sich jetzt als Uebertreibung der Unwissenheit herausgestellt. Die Bedingungen, unter denen die verschiedenen Operationen in einer gewissen Zeit und Temperatur ausgeführt werden müssen, sind zu zahlreich, und die Stoffe, mit denen gearbeitet wird, wollen zu sorgfältig behandelt sein, als daß Jeder sich die Fähigkeit, die Einsicht und Geschicklichkeit, Lichtbilder zu erzeugen, beimessen dürfte. Was die Bilder selbst betrifft, so kann man sich nicht verhehlen, daß sie bewunderungswürdig sind, sie lassen aber doch den Eindruck zurück, als ob die Naturmalerei der Strahlen mit der bildenden Kunst in keinerlei Zusammenhange stehe. Was man anfangs vermuthete, daß der Kupferstich völlig abkommen werde, hat sich nicht erwiesen. Doch ist man nun auch dahin gelangt, die Lichtbilder theils durch galvanoplastische Copirung in Kupfer (Steinheil), theils durch Aetzung mittels Salpetersäure (Berres) für die unmittelbare Vervielfältigung durch Druck zu benutzen, ein Fortschritt, der namentlich zusammengehalten mit dem Umstande, daß auch künstlich stark beleuchtete mikroskopische Bilder sich abbilden lassen, besonders für naturwissenschaftliche Anwendung der Methode wichtig werden kann. Die schwierigsten Gegenstände für die Abbildung bleiben immer belebte Körper, welche entweder steif ausfallen, wenn man sie zur Ruhe zwingt, oder undeutlich, wenn sie sich während der Lichteinwirkung bewegen. Hier kommt es also darauf an, die Lichteinwirkung bis zu einer solchen Schnelligkeit zu steigern, daß man die Bilder so zu sagen im Fluge erhaschen kann. Durch Verbesserung der Camera und Anwendung von Chlor- und Bromjod statt des Jodes ist hierin schon viel geschehen; neuerdings soll Daguerre durch Anwendnng electrischer Funken die Empfindlichkeit so erhöht haben, daß ein Moment der Lichteinwirkung hinreicht. Da indessen aus Erfahrung bekannt ist, daß eine zu lange fortgesetzte Lichteinwirkung die Bilder wieder zerstört und zuletzt in negative umwandelt, so wächst mit der Schnelligkeit des Verfahrens natürlich auch die Schwierigkeit, die günstige Dauer der Lichtwirkung, die sich nach der Stärke der Beleuchtung *k.* verändert, in jedem Falle genau zu treffen. Vielleicht wird es auch möglich, farbige Bilder zu erzeugen, wenigstens hat D. selbst im Laufe seiner Untersuchungen über Phosphorescenz rothe, grüne oder blaue Lichter erhalten. Andere wie Seebeck, Niepce, Herschel haben ähnliche Resultate gewonnen. Schon auf ihrem jetzigen Standpuncte bietet die Erfindung in wissenschaftlicher Hinsicht höchst interessante Probleme und eröffnet den Beobachtungen und Forschungen, namentlich in der Optik, ein weites Feld. Unter Anderem fand D., daß die Sonne bei gleicher Höhe über dem Horizonte in verschiedenen Tageszeiten nicht gleich gut einwirkt. Daraus folgt, daß der Daguerre'sche Apparat ein vollkommneres photometrisches Mittel zu werden verspricht, als die sind, welche der Wissenschaft bisher zu Gebote standen. Die Differenz der Intensität zweier Lichtarten, zugleich betrachtet, läßt sich ziemlich leicht messen; wenn es sich aber davon handelt, ein Tageslicht mit einem während der Nacht erzeugten Lichte zu vergleichen, z. B. das Sonnen- und

Mondlicht, so geben die Resultate keine Genauigkeit. D.'s Präparat erfährt selbst den Einfluß des Mondlichtes, für welches alle bis jetzt versuchten Verfahren unempfindlich geblieben sind, selbst wenn man es durch eine Loupe koncentrirte. Könnte man nicht — so fragt Romberg — in der eigenthümlichen Modifikation, welche das Sonnenlicht zu gewissen Tagesstunden von Seite der sich in die Atmosphäre verbreiteten Ausdünstungen erfährt, die Erklärung einer bei Gemälden vorkommenden Erscheinung, die jederzeit von Malern bemerkt wurde, finden? Bekanntlich ist der Anblick gewisser Gemälde nicht derselbe am Morgen oder am Nachmittag, was den Künstlern viel zu schaffen macht. D. schreibt diese Wirkung den Modificationen zu, welche durch das Sonnenlicht im Firniß hervorgebracht werden, die mit dem Lauf der Sonne wechseln und die der Schatten der Nacht wieder aufhebt und verschwinden läßt. Unmöglich lassen sich schon jetzt alle die Anwendungen voraussehen, welche die Erfindung bei physikalischen Versuchen erhalten kann. D. selbst ist unablässig mit Verbesserungen beschäftigt, und wie es heißt, soll es einem Andern, der die Resultate seiner Forschungen im Sept. 1839 in Erdmann's Journal für Chemie bekannt gemacht hat, gelungen sein, eine einfachere Operationsmethode als die Daguerre'sche ist zu finden. Adolph Brogniart, Dumas, Pelouze u. A. haben sich der weiteren Untersuchung des Daguerreotyps unterzogen. Daguerre stellte später öffentliche Versuche an, so am 7. Sept. 1839 in Gegenwart des Ministers des Innern und aller Redaktoren der Pariser Journale, und am 11. und 14. September. In Ansehung seiner Verdienste um die Kunst erhielt D. von dem Kaiser von Oesterreich, dem er wie dem Fürsten Metternich Bilder übersandt hatte, die goldne Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers und mit der Umschrift auf der Rückseite „De arte merito", nebst einer goldenen Tabatiere, welche nach deutscher Sitte die kaiserliche Namenschiffre enthält.

D'Aguesseau, Henry François, geb. zu Limoges am 7. Nov. 1668, empfing seine früheste Erziehung von seinem Vater, dem Intendanten von Languedoc. 1691 ward er Generaladvocat zu Paris, und im 32. Jahre seines Alters Generalprocurator des Parlaments. Hier erwarb er großen Ruhm in Verbesserung der Gesetzgebung und der Verwaltung der Spitäler. Standhaft widersetzte er sich den Beschlüssen Ludwig's XIV. rücksichtlich der Bulle Unigenitus. 1717 erhielt er die Kanzlerwürde, mußte sich aber 1718 zurückziehen, als er wegen seiner Opposition gegen Law's Finanzsystem in Ungnade gefallen war. Auf dem Lande lebte er nun den Künsten und Wissenschaften und der Erziehung seiner Kinder. 1720 ward er in sein Amt wieder eingesetzt, gab indessen jetzt seine Zustimmung zu manchen tadelnswerthen Plänen. 1722 wurde er auf's Neue verwiesen, 1727 wieder zurückberufen; doch erst 1737 wieder Kanzler. 1750 legte er dieses Amt nieder und starb im folgenden Jahre (am 9. Febr. 1751) als ein in der Geschichte der franz. Gesetzgebung und Beredtsamkeit höchst ausgezeichneter Mann. Seine Schriften (13 Bde., Par. 1759—89, 4., neueste Ausgabe, 13 Bde., Par. 1818) meist juridischen Inhalts, sind einfach und prunklos, aber mit innerer Ueberzeugung geschrieben. — Henry Cardin Baptiste, Marquis d'A., Enkel des Vorigen, wurde 1789 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1814 Pair von Frankreich, nachdem er früher Mitglied der ersten Nationalversammlung gewesen war. Er starb zu Paris am 22. Januar 1820 als ein treuer Anhänger des Königs.

Dahl, Johann Christian, Landschaftsmaler und Professor an der Akademie zu Dresden, ist zu Bergen in Norwegen, wohin sich sein Vater vom Lande aus dem Gulethal begeben hatte, um sich dem Seewesen zu widmen, 1788 geboren. Er war dem geistlichen Stande bestimmt, doch seine Lehrer erkannten bald das in dem Jünglinge schlummernde Talent für Malerei, und thaten Alles, ihm die angemessenste Gelegenheit für Ausbildung der natürlichen Anlagen zu bieten. Seit 1811 lebte er in Kopenhagen und 1818 ging er, angezogen von den Kunstschätzen der königlichen Gallerie, nach Dresden, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Von dort aus bereiste er mehrere Male seine Heimath, Tyrol, Italien, alle Theile Deutschlands und machte überall Studien. In seinen zahlreichen Werken tritt tiefe und großartige poetische Auffassung hervor; jeder seiner Pinsel-

züge ist ein Buchstabe der Natur, jedes seiner Bilder ein Spiegel, in dem sich die Natur mit Wohlgefallen wiederholt. „Die großartige Haltung der nordischen Massen und Gewässer, die er mit ergreifender Wahrheit darstellt," erwarb ihm den Beinamen des neuern Everdingen. Neuerdings hat D. einen wichtigen Beitrag zur Kunstgeschichte geliefert. Auf seinen Reisen, die letzte machte er 1834, fand er in Norwegen viele Kirchen aus Holz, die sehr alt sind und von denen eine aus dem Jahre 1073 stammt, ungefähr aus demselben Jahre, in welchem der Havelberger Holzdom errichtet worden ist. Diese kirchlichen Holzbauten erscheinen als eine Mischung von nordisch-heidnischem, lateinisch-christlichem und byzantinischem Stil. D. hat drei Hefte mit zwei Bogen deutschem Text und 24 gut lithographirten Folioblättern über den Holzbau 1838 herausgegeben und bewog dadurch andere Forscher zu weitern Nachsuchungen, denen zufolge auch im tiefsten Norden von Schweden, Norwegen und in Lappland sich noch merkwürdigere alte Kirchen aus Holz finden. Wünschenswerth wäre es, daß man die Reste dieser isolirt dastehenden und scheinbar spurlos untergegangenen Kunst näher untersuchte und dadurch ein nicht unwichtiges Kapitel in der Kulturgeschichte der europäischen Menschheit ausfüllte. — Karl D., ein talentvoller Landschaftsmaler in Berlin, ist ein Zögling der Düsseldorfer Schule und hat in der neuesten Zeit mehrere gelungene Arbeiten auf Kunstausstellungen dem Publicum sehen lassen.

Dahl, russischer Schriftsteller, von deutscher Abkunft, gehört zu der deutschen Schule in Rußland, welche mit echt deutschem Gemüth und Character die russische Sprache zum Organ hat und dadurch die zwei verschiedenen Nationalitäten assimilirt. Zu dieser Schule werden vorzüglich das früh verstorbene Fräulein Kulmann, Küchelbecker, Oertel, Baron Rosen, Karlshof, Baron Delwig und Dahl gerechnet. D. diente zuerst auf der russischen Flotte, wurde dann Doctor der Medicin in Dorpat und leistete darauf im polnischen Kriege als geschickter Ingenieur wichtige Dienste. Jetzt ist er Homöopath und prakticirt unter dem Namen Dahl, doch unter dem angenommenen Namen „Kosack Lugansky, wirkt er als Volksschriftsteller, namentlich als glücklicher Bearbeiter der Volksmärchen. Ausgezeichnet sind seine „Kassandra" und die 1834 erschienenen Geschichten, „der Ueberfall" und „die Zigeunerin."

Dahlgren, Karl Johann, Adjunkt an der Großkirche zu Stockholm, ist einer der geistreichsten, originellsten und populärsten Dichter der neuen schwedischen Schule. Er ist am 20. Juni 1791 in Ostgothland geboren, studirte in Upsala Theologie, wurde 1815 zum Geistlichen geweiht, 1824 Adjunkt der Kirche Hedwig Eleonore, 1829 der Großkirche und 1837 Secretär der Gesellschaft „Pro fide et christianismo." Den ersten Grund seines Ruhmes legte er theils durch die von Atterbom und Palmblad redigirte Zeitschrift „Phosphorus", theils in Atterbom's poetischem Kalender durch mehrere sinnvolle und anmuthig eingekleidete Allegorien. Bald aber fand er seine eigenthümliche Dichtungsart und bildete sie meisterhaft aus. Seine Dichtung hat mit der bacchantischen Humoristik Bellman's einige Aehnlichkeit, aber sie ist durch ein mehr phantastisches Leben geadelt. Die tiefe, rührende Elegik, die zur Unterlage der Bellman'schen Bambocciaden dient, tritt bei D. nicht so hervor; er ist mehr Komiker, und die hinreißenden Naturbeschreibungen Bellman's haben sich in D.'s Gedichten zum dramatischen Handeln und Reden der Naturgeister und andrer phantastischen Gestalten gesteigert. Er ist eben so mannichfaltig im Erfinden, als gewandt in leichter Versification und versteht den Nationalgeschmack wie nicht leicht einer seiner Zeitgenossen. Unübertroffen ist sein Talent, den Zufälligkeiten des Tages die komische Seite abzugewinnen und sie in das luftige Gewand der Vaudevilles zu kleiden. In seinen mollbergischen Episteln („Mollbergs Epistlar" 1—2. Heft, Stockh. 1819—20), in dem Tode „Ulla Winblads," in der Rosenfeste, in den zahlreichen von ihm seit 1821 herausgegebenen poetischen Kalendern und in mehreren kleinen Gedichten hat D. einen großen Reichthum poetischer Schönheiten entfaltet. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir die Sammlungen „Ungdomskrifter" (2 Bde., Stockh. 1829), „Samlade Skrifter" (Stockh. 1834) u. s. w. und seine neuesten Productionen „Ångbuts-Sånger" (Stockh.

1837), „Resan till Solen eller Sång för Angfartyget Norland“ (Stockh. 1837) und „Djurkretsen“ auf 1837. Seine spätern Romane sind besser gelungen, als die völlig mißrathene „Aurora, eller den norska Flikan“ (Stockh. 1815). In Hinsicht der Versform tadelt man seine Vorliebe für die Baïfinen, wie sie von ältern schwedischen Dichtern, von Spegel, Frese, Dalin u. A. vor Gustav III. gebraucht wurden. Von 1829—37 gab er mit Lorenz Hammarskjold die Zeitschrift „Komet“ heraus. Im Jahre 1829 wurde D. zum Deputirten erwählt und nahm als solcher unter der Opposition an den Reichstagsverhandlungen von 1829, 1834 und 1840 Theil.

Dahlmann, Friedrich Christoph, ordentlicher Professor der Geschichte und Staatswissenschaft an der Universität Bonn, ist zu Wismar am 13. Mai 1785 geboren und ursprünglich schwedischer Abkunft. Er widmete sich seit 1802 alterthumswissenschaftlichen Studien in Kopenhagen unter Leitung seines mütterlichen Oheims, Friedrich Christoph Jensen (gest. am 25. März 1827), dann in Halle und Wittenberg, an welchem letztern Orte er 1810 die philosophische Doctorwürde erhielt, worauf er im folgenden Jahre sich in Kopenhagen als Privatdocent der Philologie mit der Inauguralschrift „Primordia et successus veteris comoediae Atheniensium cum tragoediae historia comparati“ (Havn. 1811) habilitirte. Nachdem er 1812 die Abhandlung „Betragtninge over Oelenschlaegers dramatiske Vaerke“ herausgegeben hatte, erhielt er schon 1813 die außerordentliche Professur der Geschichte in Kiel. Hier, in diesem neuen, ihm sehr zusagenden akademischen Wirkungskreise, in der Mitte eines gesunden, kräftigen deutschen Stammes, gab er die Alterthumsstudien insoweit auf, daß er sie nur als Nebenbeschäftigungen betrachtete; dagegen war es die Geschichte, der er seine ganze Kraft widmete, vielleicht mit einiger Vernachlässigung philosophischer Studien. Er wurde 1815 Secretär der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten- und Ritterschaft, deren Absichten seinen historischen Studien eine praktisch-publicistische Richtung ertheilte. Von Hause aus war er Geschichtsforscher, äußere Umstände bildeten ihn zum geschichtlichen Politiker um. Hierbei war der Umstand von großem Einfluß, daß D. als ritterschaftlicher Secretär in den Dienst eines staatswidrigen Partikularismus trat und, ohne es zu wollen, zu den Grundsätzen jener Partei sich bekannte, welche die von der Geschichte zusammengefügten Völkermassen in ein mechanisches Aggregat, und die Staatseinheit, die sich durch rechte und billige Gegenseitigkeit und lebhafte Wechselwirkung, durch ein In- und Durcheinanderleben bewährt, in localen Provinzialismus, noch dazu zu Gunsten einer Kaste, aufzulösen sucht. Nicht zum Staatsphilosophen geboren noch gebildet, überhaupt von der reinen Philosophie abgewendet, basirt D. sein politisches Prinzip ausschließlich auf den historischen Rechtsbegriff, den wir füglich den sächsischen nennen dürfen, insoweit sich dieser Begriff mit aristokratisirenden Neigungen verbindet, welche in fundamentalen Bevorzugungen nach Zufälligkeiten sich ergeben. Als Secretär der ritterschaftlichen Deputation war D. ein Verehrer des deutschen Herkommengeistes, des Urkundenbuchstabendämons; er vertheidigte die aristokratisirenden Rechtsbegriffe, so weit sie aus der unvergessenen Vergangenheit herüber zu holen waren, und redete den Patrimonial- und Feudalideen aller Art das Wort. Retten und wieder lebendig machen wollte er die alten Standschaftsrechte, die von der Zeit und der absoluten Macht der Vergessenheit überliefert oder reprimirt waren. Wer aber das Recht der Vorwelt bearbeitet, um es mit Stumpf und Stiel in den Boden der Gegenwart zu pflanzen, mißkennt die Natur dieses Rechts als eines solchen, das nur bestimmten Classen ertheilt ist und das die allgemeine Rechts- und Gesetzesgleichheit aufhebt. Das Mittelalter war das Zeitalter der Privilegien; wer diese Privilegien wieder in's Leben rufen will, bedenkt nicht, daß die Wiedererweckung des Privilegiengeistes mit Rechtlosigkeit derjenigen verbunden ist, denen das Glück versagt ist, im Schooße der Privilegirten geboren zu sein. Der aristokratischen Tendenzen ungeachtet erlangte D. einen gewissen Grad von Popularität ausschließlich dadurch, daß er als Vertheidiger deutscher Interessen erschien, und dem danisirenden Totalismus des Kopenhagner Cabinets, dessen Staatspolitik dem dänischen Königsgesetz auch in Holstein Eingang verschaffen wollte, entgegen arbeitete. Die Schriften, die er während seines

Aufenthaltes in Kiel herausgab, sind: „Sammlung der wichtigsten Aktenstücke, die gemeinsamen Angelegenheiten des Corps der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft und der übrigen Gutsbesitzer betreffend" (Kiel, Aug. 1815 bis Mai 1816, nachher fortgesetzt bis zum Januar 1819); ein Anhang dazu hat den Titel: „Vergleichung der Pflugzahl der immatriculirten adligen Güter." Dann „Neocorus der Dithmarsche" (Kiel 1818); „Urkundliche Darstellung des dem schleswig-holsteinischen Landtage zustehenden Steuerbewilligungsrechts, mit besonderer Hinsicht auf die Steuergerechtsame der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft (Kiel 1819); Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte" (2 Bde., Altona 1822—23), der zweite Band in zwei Abtheilungen; „Vita Ansgarii" in den „Monumenta Germaniae historica" und „Johann Adolfi's, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen" (2 Bde., Kiel 1827). Außerdem lieferte er zu den Kieler Blättern, deren Mitherausgeber er war, und zu den Kieler Beiträgen mehrere Abhandlungen: „Ein Wort über Verfassung", „Ueber unsere ordinäre Contribution", „Von politischen Drangsalen" u. s. w. Als Anhänger und Vertheidiger einer aristokratischen Opposition, an deren Kraft und Zusammenhalt die dänische Cabinetspolitik scheiterte, sah sich D. von der Regierung unberücksichtigt, und deswegen nahm er 1829 den Ruf zur ordentlichen Professur der Staatswissenschaften in Göttingen an Sartorius' Stelle an. In Göttingen setzte D. seine publicistische Thätigkeit in erweitertem Maße fort, sowohl als akademischer Lehrer und Schriftsteller, wie als praktischer Staatsmann. Nachdem er für seine historischen Vorlesungen die „Quellenkunde der deutschen Geschichte" (Gött. 1830) herausgegeben hatte, ließ er den ersten Band seiner „Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände" (Gött. 1835) erscheinen, eine Staatsschrift, welche von vielen Seiten beleuchtet und gepriesen worden ist. Diese Politik ist in ihrem Kerne keine wissenschaftliche Politik, keine Philosophie des politischen Theils der Geschichte, wie etwa die Aesthetik die Philosophie der Dichtungsgeschichte ist oder sein müßte, sondern sie ist eine reinpraktische, eine Gesundheitslehre, die ganz auf Empirie ruht und von einer Masse eigner und lebendiger, in zeitlicher und nationaler Nähe gesammelter Erfahrungen gebildet ist. Wie seine literarische Thätigkeit die praktische Richtung einschlug, so verwickelten ihn äußere Umstände mit dem praktisch politischen Leben. In den Göttinger Unruhen war er äußerst thätig für die Wiederherstellung der Ruhe und wurde mit Schulte, von der Wische, Rose, Falke, von Reden, Wedemayer und Ubbelohde und mit 14 Mitgliedern der ersten und zweiten Kammer berufen, in einem Comité unter Schulte's Vorsitz den Entwurf zu einem neuen Constitutionswerk auszuarbeiten. Als Deputirter der Universität Göttingen nahm er Theil an den Landtagsverhandlungen, gewöhnlich als Vertheidiger der Regierungsansichten gegen die Meinungen der Liberalen. Bei der Regierung stand er in so hohem Ansehn, daß sie ihm die Ausarbeitung eines neuen Hausgesetzes 1835 übertrug. In ruhiger Wirksamkeit, geachtet von den höchsten Behörden, die ihn mit Orden beschenkten, und geliebt von Freunden und Schülern, die dem sittlichen Ernste seines Wesens, seinem ruhigen, besonnenen Wollen und dem Vornehmen seiner Haltung alle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, lebte D. in Göttingen bis zum folgenreichen Thronwechsel in Hanover. Als der neue König von Hanover durch das Patent vom 1. Nov. 1837 das Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 ohne weitere Untersuchung und Vertheidigung von Seiten der Berechtigten allein auf dem Wege der Macht aufhob, bewährte sich D. als einen kräftigen Charakter, der das, was er in Schriften gelehrt hat, auch bereit ist, als der Erste im Leben selbst anzuwenden. Als der König von Hanover am 1. Nov. 1837 das Staatsgrundgesetz einseitig und deshalb widerrechtlich aufhob, war es D., welcher dem „Vaterlande wirklich Opfer bringend" die bekannte Protestation der sieben Göttinger Professoren redigirte und unterschrieb. Er, Jacob Grimm und Gervinus theilten den Freunden Abschriften der Protestation mit, und dadurch geschah es, daß die letztere ohne Wissen und Willen der Unterschriebenen in die auswärtigen Zeitungen kam. Gerade dies war es, was den drei Genannten vom Cabinet als Verbrechen ausgelegt wurde. Ein Cabinetsbefehl ließ ihnen die Wahl zwischen dem

Exil oder der Abführung durch Gensd'armen an einen andern Ort des Königreichs zur weitern Untersuchung. Alle Drei wählten das Erstere. D. ging über Kassel, wo die Behörden ihm den Aufenthalt verweigerten, nach Leipzig, wo man ihn allgemein mit hoher Achtung aufnahm, und ihm erlaubte, Vorlesungen an der Universität zu halten. Das einstimmige Gesuch der philosophischen Facultät zu Leipzig, das Ministerium möchte D. die durch den Tod von Pölitz erledigte Professur der Staatswissenschaften übergeben, wurde nicht genehmigt. Nach einem kurzen Aufenthalte im Bade Kissingen wählte D. Jena zum Aufenthaltsort 1838, wo er die Ausarbeitung seiner Geschichte Dänemarks (bis jetzt 3 Bde., Hamb. 1840 fg.) begann. Viele ungegründete Gerüchte und Urtheile, entweder aus Unkenntniß entstanden oder absichtlich und boshaft ersonnen, vermochten ihn zur Abfassung der für das Verständniß der hanoverschen Ereignisse wichtigen Flugschrift „Zur Verständigung" (Basel 1838), so wie er die von einem Ungenannten verfaßte „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hanover" (Jena 1838) herausgab. Endlich gab ihn 1842 der König von Preußen, durch Berufung nach Bonn, der akademischen Wirksamkeit zurück, wo er seitdem wirkt und in den beiden Werken „Geschichte der englischen Revolution" (Lpz. 1844) und „Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik" (Lpz. 1845) seine Vorträge herauszugeben angefangen hat.

Dahomé, Dahomey, afrikanisches Reich auf der Sclavenküste von Guinea, wird von einem despotischen Könige regiert, der an 400 Weiber hat, welche zugleich seine Leibwache bilden. Nur durch den Sclavenhandel der Europäer mit den Dahomern haben wir einige Kenntniß von dem Lande und den Einwohnern desselben. Alle Feste werden mit Menschenopfern gefeiert, und auf den Gräbern der verstorbenen Könige werden jährlich viele Gefangene und Eingeborne gemordet, wobei der despotische König oft den Scharfrichter in eigener Person spielt. Alle Eingeborne sind ein Eigenthum des Königs. Der Pallast desselben ist mit den Schädeln erschlagener Feinde geziert, und oft werden die treuesten Diener des Königs gemordet, wenn derselbe einen Auftrag an seine Ahnen in jener Welt gelangen lassen will. Die Männer leben in Trägheit lassen Alles durch die Weiber besorgen, welche aber dessen ungeachtet in großer Abhängigkeit leben. Da die Dahomer Handel mit den Europäern treiben, so haben die Engländer, Franzosen und Portugiesen hier mehrere Forts und Factoreien angelegt. Der Handel besteht in Sclaven und Elfenbein, wofür die Eingebornen Branntwein, Tabak, Zeuche u. s. w. erhalten. Die Hauptstadt des Landes ist Abomeh mit 24,000 Einw. Das Land erzeugt alle tropischen Früchte, welche hier üppig gedeihen. S. Leod's „Voyage to Africa", (London 1820), ins Französische übersetzt von Gautier (Paris 1821), Clapperton in dem „Journal of a second expedition into the interior of Africa" (Lond. 1830) und Hutton in seiner „Reise nach D."

Dairi, Daira, heißt der geistliche Herrscher in Japan (s. d.).

Daktyliographik, s. Steinschneidekunst.

Daktyliothek nennt man eine Sammlung von Gemmen oder geschnittenen Steinen, die nicht blos in Ringen getragen, sondern auch zum Siegeln, oder auch zum Verzieren kostbarer Gefäße gebraucht werden. Die frühesten Sammlungen dieser Art befanden sich wohl im Tempel, wo unter den Weihgeschenken sich auch Ringe befanden. Später, als die Kunst Edelsteine zu bearbeiten, sich vollkommener entwickelt hatte, mag auch die Lust, solche Steine zu sammeln, allgemeiner geworden sein. Von einer D. des Mithridates sprechen die Geschichtsschreiber ausdrücklich, denn dieser Schatz reizte vorzugsweise die Raubsucht der Römer. Pompejus brachte sie nach Rom, stellte sie im Capitol auf und weihte sie dem Jupiter; größer war die Sammlung geschnittener Steine, welche Cäsar als Dictator im Tempel der Venus Genitrix und M. Marcellus unter August im Tempel des palatinischen Apollo zusammenbrachte. Bei dem Verfall der Künste wurden wenigstens die vorhandenen Kunstwerke von Liebhabern theils in Kleinodienkästen, theils in Heiligenschreinen niedergelegt oder auch zum Schmuck der Kirchengefäße verwendet. Petrarca machte später in Italien zuerst auch auf diese Ueberreste alter Kunst aufmerksam. Daktyliotheken legten an die Häuser Gonzaga in Rom, Este in Modena, Farnese in Rom und Lorenzo Medici, der

Prächtige in Florenz, und als diese zerstört wurden, die späteren Medici eine neue, als Grund der noch bestehenden Florentinischen, die reichste unter allen (gegen 4000 Steine); in Rom ferner die Päpste Julius II. und Leo X. und die Königin Christina von Schweden (Museum Odescalchi); später angelegte D. waren die in der vaticanischen Bibliothek, im Pallast Barberini und Strozzi (jetzt in Petersburg). Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine die zu Wien, die reichste an sehr großen Cameen von unschätzbarem Werthe, die zu Paris, zu Petersburg, im Haag, zu Florenz und Neapel, letztere besonders durch das ehemalige Borgia'sche Cabinet bereichert. Zu den Sammlungen geringeren Umfanges gehören die zu Kassel, Gotha und das Museum zu Berlin, die letztere besonders interessant durch die mit demselben vereinigte Stosch'sche Sammlung. Der umfassendste Catalog geschnittener Steine ist der von Raspe, über eine vom Pastenhändler Tassie verkaufte Sammlung (2 Bde., Lond. 1791, 4). In Kupferstich wurden abgebildet die florentiner Sammlung in dem „Museum Florentinum", so wie von Wicar und Mongez; die früheren Pariser von Mariette, die des Herzogs von Orleans von Leblond und Lachaux und die Wiener von Eckhel in Abbildungen herausgegeben. Außerdem sind noch zu erwähnen die Abbildungen der Sammlungen von Odescalchi, Gravelle, Stosch, Bassi und dem Herzoge von Marlborough. Bellori stellte im Kupferstich Bildnisse von Philosophen und andern Gelehrten, Chifflet Abraxasstein, Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inschriften, Stosch Steine mit dem Namen der Künstler zusammen. Diesen Abbildungen, wie schön sie auch sind, sind doch Abdrücke oder Pasten (s. d.) vorzuziehen, um diesen Zweig der Antike genau zu studiren. Auch Sammlungen solcher Abdrücke nennt man Daktyliotheken; die berühmteste davon ist die von Lippert (s. d.).

Daktylologie oder Daktylonomie ist die Kunst an den Fingern zu rechnen. Es ist offenbar die älteste Art des Rechnens, deren man sich nicht blos beim Erlernen sondern auch im gewöhnlichen Leben bediente und zwar gebrauchte man dazu die Finger an beiden Händen, in der Art, daß die linke Hand die Zahl von 1 bis 100, die rechte die Hunderte bis 9000 bezeichnete; was über 9000 ging, wurde mit der ganzen Hand angedeutet, indem man sie in die Höhe, an die Brust rc. legte und zwar von 10,000 bis 90,000 die linke Hand, von 100,000 bis 900,000 die rechte Hand; die Millionen wurden durch die über dem Kopf zusammen gefalteten Hände angedeutet. Durch diese künstliche Fingerrechnung wurde das decatische Rechensystem zuerst begründet. Wollten die Alten genau rechnen, so bedienten sie sich der Rechentafeln mit den Rechensteinen. Vgl. Böttiger „Ueber die Rechentafeln der Alten" in den „Kleinen Schriften" (Bd. 3) und in der „Sabina" (Bd. 1). Im weiteren Sinne versteht man unter D. die Fingersprache oder die Kunst durch die Finger seine Gedanken auszudrücken.

Daktylus, eigentlich der Fingerschlag, ist ein aus einer langen und zwei kurzen Silben zusammengesetzter Versfuß (— ◡ ◡). Er bildet die Grundform der daktylischen Versarten in denen er theils vollständig und rein, theils verkürzt als Trochäus (— ◡), theils zusammengezogen als Spondeus (— —), theils aufgelöst als Proceleusmaticus (◡ ◡ ◡ ◡) rc. vorkommen kann. Durch seine rasch fortschreitende und kräftige Bewegung sagt er den epischen und heroischen Dichtungsarten besonders zu (s. Hexameter); doch findet er sich auch in der Sapphischen, Alkaischen und Asklepiadeischen Strophe.

Dalagoabai, eine der geräumigern und wichtigern Baien an der Ostküste Afrika's unter 26° 4′ südl. Br. und 50° 35′ östl. Länge, wird vom indischen Ocean gebildet, und trennt das Küstenland der Kaffern von dem von Sofala oder dessen südlichem Theile Inhambane. Die Bucht ist gegen 30 engl. Meilen breit und gegen 60 lang; es ergießen sich in dieselbe mehrere Flüsse z. B. der Espiritu-santo, der Lorenzo rc. und vor ihr liegen mehrere kleine Inseln z. B. die Insel St. Maria und die Elephanteninsel.

Dalai-Lama, s. Lama.

Dalayrac, Nicolas, franz. Componist, geb. am 13. April 1753 zu Muret in Languedoc, stammte aus einer adeligen Familie und nahm 1774 Dienste bei der Garde in

Paris. Der Besuch der Oper erweckte bei ihm Lust zur Musik und dramatischen Kunst; er studirte die Composition unter Langlé und machte sich zuerst durch die Musik zu dem von einer Freimaurerloge Franklin gegebenen Feste bekannt. Im Jahre 1782 erschien seine erste Oper „Eclipse totale“ und erhielt großen Beifall. Seitdem schrieb er mehr als 50 Opern für das Theater Feydeau, unter denen „Primerose“, „Azémia“, „Les deux petits Savoyards“, „Camille“, „Maison à vendre“ und „Raoul de Crequi“ nicht blos in Frankreich, sondern auch in Deutschland lebhaften Beifall fanden. Er starb am 27. Nov. 1809. Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung empfehlen seine Werke besonders, denen man nur Mangel an Originalität vorwerfen kann. Seine Canzonetten, Couplets und Vaudevilles zeichnen sich durch ihre lieblichen Melodien aus. Vgl. sein Leben von Pixerécourt (Paris 1810).

Dalberg früher Dalburg, ein sehr altes reichsunmittelbares und angesehenes deutsches Geschlecht, dessen Mitglieder seit den frühesten Zeiten das Kämmereramt des Hochstifts Worms begleiteten. Später trugen die D. viel bei, daß Rudolf von Habsburg zum deutschen Kaiser gewählt ward und die österreichischen Erblande an der Donau erhielt, woher sich auch wahrscheinlich der Gebrauch schreibt, daß bei den deutschen Kaiserkrönungen jedesmal von dem Herolde ausgerufen wurde: „Ist kein D. da!“ und wenn sich ein Sprößling dieses uralten Hauses vorfand, dieser von dem neuen Kaiser den ersten Ritterschlag empfing. Napoleon wollte dieses Herkommen auch nach der Auflösung des deutschen Reiches erhalten und setzte fest, daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde sein sollte. Im 17. Jahrh. ward die Familie in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Als Ahnherr wird Conrad, Kämmerer von Worms, um 969 genannt. Einer seiner Söhne Heribert ward 990 Erzbischof von Köln, krönte 1002 Kaiser Heinrich II. und wurde nach seinem den 16. März 1021 erfolgten Tode unter die Heiligen versetzt. Mit Anton von D. erlosch die männliche Linie des Hauses, doch pflanzte Greta von D. durch ihre Verheirathung mit dem Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, das Geschlecht fort, indem der Letztere mit den Dalberg'schen Gütern auch den Dalberg'schen Namen und das Dalberg'sche Wappen annahm. Er starb 1353 und liegt zu Worms begraben. Im 15. Jahrh. zeichnete sich Johann von D., Kämmerer und seit 1482 Bischof von Worms, als Gelehrter und Beförderer der auflebenden Wissenschaften in Deutschland aus. Er wurde 1445 geboren, studirte in Erfurt, Heidelberg, Ingolstadt und den berühmten italienischen Universitäten, wurde 1478 Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz und trug als solcher und später als Bischof nicht wenig dazu bei, die Universität Heidelberg zu vorzüglicher Blüthe emporzuheben; er gründete die Universitätsbibliothek, errichtete ein besonderes Collegium für Juristen zur Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte, förderte das Studium der Münzkunde und der historischen Wissenschaft und stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten damaliger Zeit, Trithemius, Eitelwolff von Stein, Reuchlin, Celtes, Rudolf Agricola u. A. fortdauernd in brieflichen oder mündlichen Verkehr; die von Konrad Celtes gestiftete rheinische Gesellschaft wählte ihn zu ihrem Präsidenten. Er starb 1503. Vgl. Zapf „Ueber Leben und Verdienste Johann von Dalbergs“ (Augsb. 1789). — Wolfgang von D., Kämmerer von Worms wurde 1582 Kurfürst und Erzbischof von Mainz und starb 1601. — Wolfgang Hartmann von D., Kämmerer von Worms, kurmainzischer Rath und Oberamtmann zu Höchst führte zuerst den Freiherrntitel und starb 1654. — Sein Sohn Friedrich Dietrich von D., starb 1712 als wirklicher kaiserlicher Rath, kurmainzischer Geheimerath und Vitzthum zu Mainz so wie Director der unmittelbaren Reichsritterschaft am Rhein. — Philipp Franz Eberhard von D., Herr in Hernsheim, Essingen und Krobsberg, kaiserlicher wirklicher Geheimerath und Kammergerichtspräsident zu Speier und Wetzlar war der gemeinschaftliche Stammvater aller jetzt noch blühenden Zweige des Geschlechts. Er starb 1696. — Von seinen Söhnen sind bemerkenswerth, Franz Eckenbert v. D., Stifter der älteren Mainzer oder Dalberg-Dalbergschen Linie während Wolfgang Eberhard von D., gestorben 1737 die jüngere Mannheimer oder die Dalberg-Hernsheimer Linie stiftete. Außerdem sind noch

zu erwähnen **Adolph, Freiherr von D.**, gefürsteter Abt zu Fulda, welcher die katholische Universität zu Fulda 1734 gründete; ferner der vormalige Großherzog **Karl v. D.** und dessen Bruder **Wolfgang Heribert von D.**, geb. 1749, bekannt durch seine Liebe zur dramatischen Dichtkunst und seine Verdienste um das unter seiner Leitung trefflich aufblühende Theater zu Mannheim, der am 28. Sept. 1806 als badischer Staatsminister zu Mannheim starb, und **Johann Friedrich Hugo, Freiherr von D.**, Domcapitular zu Worms, Trier und Speier, gestorben 1813, der sich als Componist und Schriftsteller in der Musik, so wie als Alterhumsforscher auszeichnete.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes, Großherzog von Frankfurt, geb. am 8. Febr. 1744 in Hernsheim bei Worms. Seine erste Erziehung erhielt er unter den Augen seines Vaters, des kurfürstl. mainz. Geheim. Raths und Statthalters von Worms, Burggrafen von Friedberg, und studirte dann in Heidelberg und Göttingen. Uebereinstimmend mit dem Wunsche seines Vaters trat er in den geistlichen Stand, der bei seinen Familienverhältnissen dem mit ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüsteten Sohne den nächsten Weg zu bieten schien, den Glanz seines alten Hauses zu vermehren. Bald stieg er dann auch vom Domicellar im Erzstifte Mainz und in den Hochstiften Würzburg und Worms zum Capitularherrn im erstern, und zum Domherrn in den beiden letzteren. Unter Anleitung erfahrener Staatsmänner frühzeitig in den Kreis der Staatsgeschäfte eingeführt, zog er in kurzer Zeit die besondere Aufmerksamkeit des Kurfürsten Friedr. Karl Joseph von Mainz auf sich, und wurde 1772 zum wirklichen Geh. Rathe und Statthalter von Erfurt ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich die Achtung und allseitige Liebe der ihm untergebenen Provinz, beförderte mit Erfolg Wissenschaften und bürgerlichen Wohlstand, und zeichnete seine Verwaltung durch weise Reformen in der veralteten Verfassung, durch hohe Gerechtigkeitsliebe und unermüdliche Geschäftsthätigkeit aus. Die Nähe von Weimar brachte ihn zugleich in nähere Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern der deutschen Literatur, insbesondere mit Herder, Göthe, Wieland und Schiller. Vorzüglich durch österreichischen und preußischen Einfluß begünstigt, ward er 1787 zum Coadjutor und Nachfolger des regierenden Kurfürsten von Mainz erwählt. Noch im nämlichen Jahre traf ihn auch die Wahl zum Coadjutor des Hochstiftes Worms. Die Statthalterschaft von Erfurt behielt er indessen noch immer bei. Im Jahre 1788 wurde er auch noch zum Coadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Konstanz ernannt, und in Bamberg zum Erzbischof von Tarsus geweiht. Propst des Würzburger Domcapitels ward er 1797. Auf dem in diesem Jahre zu Regensburg gehaltenen Reichstage brachte er eine allgemeine Bewaffnung des fränkischen, schwäbischen, bayerschen und oberrheinischen Kreises gegen die Franzosen in Antrag. Dem Fürstbischofe von Konstanz succedirte er 1799, besaß aber dies Bisthum nur 3 Jahre. Kurfürst von Mainz und Erzkanzler wurde er 1802, allein das Kurfürstenthum war bereits seiner besten Landestheile durch Frankreich beraubt, und die ihm von der Regensburger Reichsdeputation zuerkannte Entschädigung (das Bisthum Regensburg, Wetzlar u. s. w.) kam bei Weitem dem erlittenen Verluste nicht gleich. Seit 1806 Fürst Primas des Rheinbundes und souveräner Fürst der vorgenannten durch Frankfurt am Main vermehrten Länder, erhielt er für das an Bayern abgetretene Regensburg 1810 das Fürstenthum Fulda und die Grafschaft Hanau, und wurde von Napoleon zum Großherzoge von Frankfurt ernannt, der zugleich die von Dalberg früher getroffene Wahl des Cardinal's Fesch zu seinem Nachfolger annullirte und dem Prinzen Eugen Napoleon die Erbfolge zusprach. Als 1813 die Befreier Deutschland's neben manchem andern schönen Lande auch das Großherzogthum Frankfurt unter ihre Eroberungen zählten, wartete Dalberg nicht ab, was die schwertumgürteten Richter über die Redlichkeit seiner Politik beschließen würden, sondern entsagte mit edlem Stolze freiwillig seinem Throne (Novbr. 1813) zu Gunsten des Prinzen Eugen. Selbständig trat er vom politischen Schauplatz ab, und verschmähte es, um die Gunst der damaligen Machthaber zu bitten. Als Erzbischof von Regensburg trat er in den Privatstand zurück, und lebte fortan am Sitze seiner hohen Ka-

thedrale, eingezogen, und nur seinem erzbischöflichen Berufe, so wie der **Wohlthätigkeit** gewidmet. Wo er in seinem frühern Leben gewirkt hatte, war der Wohlstand seiner Untergebenen das gewesen, was er zuerst zu fördern suchte; jetzt litt er zuweilen selbst Mangel. Nie war es ihm eingefallen, sich zu bereichern, und das häufige Ausbleiben terminlicher Zahlungen von der ihm vom Wiener Congresse zuerkannten Sustentations-Summe (100,000 Gulden, welche von mehreren Fürsten gedeckt werden mußten) brachte ihn nicht selten in Verlegenheit. Er starb am 10. Febr. 1817 einen sanften Tod. Im Regensburger Dome ließ ihn 1824 seine Neffe der Herzog von Dalberg, Pair von Frankreich, ein von dem verdienstvollen Bildhauer Zandomenichi aus Venedig in carrarischem Marmor ausgeführtes Denkmal setzen. D. war als Gelehrter, als Regent und als Mensch gleich achtungswerth. Ueberall wo er als Fürst waltete, ließ er Spuren seiner fürsorglichen Thätigkeit zurück, besonders unterstützte er allenthalben die Armen, verbesserte die Armenanstalten, begründete und erweiterte die Schul- und Lehranstalten und ermunterte auch die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Frankfurt verdankt ihm die schönen Anlagen um die Stadt, auch Aschaffenburg und Wetzlar besitzen in dieser Hinsicht bleibende Erinnerungen an ihn. Dem Hochstifte Konstanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen sowie durch Anordnung zu besserem Feld- und Weinbau. Selbst das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts ließ er seiner Fürsorge empfohlen sein. Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte er unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Ohne einer bestimmten Partei zu huldigen, nahm er an allen Bestrebungen in der gelehrten Welt Antheil. Seine Schriften betreffen meist Gegenstände der angewandten Moral und Aesthetik und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und gewinnende Beredtsamkeit. Wir nennen die „Betrachtung über das Universum" (Frankf. 1777; 6. Aufl. 1829); die „Grundsätze der Aesthetik" (Frankf. 1791); „Von dem Bewußtsein, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit" (Erf. 1793); „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück" (Erf. 1806). Mehrere seiner Schriften sind in französischer Sprache abgefaßt. Mehrere schätzbare Aufsätze, enthalten auch der „Deutsche Merkur," das „Deutsche Museum" und die „Horen." Vorzüglich gern beschäftigte er sich mit Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie und technologischer Landwirthschaft, da ihn das Praktische unmittelbar ins Leben Eingreifende mehr anzog als die Theorie. Vgl. Krämer „Karl Theod. von D." (Lpzg. 1821).

Dalberg, Emmerich Joseph, Herzog von, Pair von Frankreich, Neffe des ehemaligen Fürsten Primas, und Sohn Wolfgang Heribert's, Freiherrn von D., geb. am 30. Mai 1773 zu Mainz. Sein Vater, der als Schriftsteller und Vorsteher des damaligen Mannheimer Theaters bekannte W. H. v. Dalberg, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, führte ihn sein Oheim Karl Theodor in Erfurt in den Staatsdienst ein. Als die Rheinpfalz an Baden gekommen war, trat er mit seinem Vater in bad. Dienste, und wurde Gesandter des neuen Kurfürsten in Paris (1803). Bald kam er in vertraute Beziehungen mit dem Minister Talleyrand, durch dessen Vermittlung er sich 1808 mit Pelina, Gräfin von Brignoles, aus einer angesehenen genuesischen Familie, vermählte. Mit Beibehaltung seines Gesandtschaftspostens leitete er im Jahre 1809 die auswärtigen Angelegenheiten Baden's, ging nach dem Wiener Frieden zurück nach Frankreich, verließ die badischen Dienste, und erhielt wegen seiner auf dem linken, damals französischen, Rheinufer liegenden Stammgüter, das französische Bürgerrecht. Napoleon erhob ihn darauf zum Staatsrathe und 1810 zum Herzoge von Dalberg. In Folge der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise erhielt der Herzog für dabei geleistete Dienste eine Dotation von 4 Mill. Franken auf das Fürstenthum Baireuth, welche Summe er fast ganz vom Könige von Bayern ausgezahlt bekam. Indessen scheint D. dem Minister Talleyrand mehr verpflichtet gewesen zu sein, als Napoleon; wenigstens zog er sich vom Hofe zurück, als jener in Ungnade gefallen war. Bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris (1814) befand er sich unter den 5 Regierungsmitgliedern, welche die

Restauration Ludwig's XVIII. verlangten, und ging als zweiter französ. Gesandter mit zum Congresse nach Wien. Da er hier (13. März 1815) die Achtserklärung Napoleons mit unterzeichnet hatte, ließ dieser in den 100 Tagen seine Güter einziehen. Nach der zweiten Restauration erhielt er dieselben aber zurück, wurde zum Pair erhoben, zum Staatsminister ernannt, und bekleidete 1816 den Gesandtschaftsposten in Turin. Später lebte er in Paris, brachte aber die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Schlosse Hernsheim zu, wohin ihn seine Liebe zu Deutschland geführt hatte. Er starb daselbst am 27. Apr. 1833.

Dalekarlien oder Dalarne, d. i., Thalland, war der Name des rauhen, aber an herrlichen Landschaften reichen schwedischen Gebirgslandes an den beiden Dalelfen und dem Siljansee. Diese frühere Benennung, die von den langen und tiefen Thälern herrührt, ist noch jetzt im Munde des Volks gewöhnlich. Das Land umfaßt 530 QM., gegen 150,000 E. und bildet jetzt Falun-Län. Der Dalelf theilt die Provinz in 2 Theile, Ost- und Westdalekarlien. Die Bewohner sind ein abgehärteter freiheitsliebender Menschenschlag, genießen manche Vorrechte und haben in Sprache, Sitte und Gewohnheit viel Eigenthümliches. An ihrer Tapferkeit brachen sich mehrmals die gegen Schwedens Freiheit und Unabhängigkeit gerichteten Angriffe, so namentlich als Christian II. von Dänemark den schwedischen Thron bestiegen hatte. (S. Gustav I. von Schweden). Die Westdalekarlier sind beweglicher lebhafter und heiterer als die schwerfälligen Ostdalekarlier. Da der ärmliche Boden seine Bewohner nur spärlich ernährt, so wandern die D. im Frühjahr häufig aus um in andern Provinzen Schwedens Arbeit zu finden.

Dalelf, der Hauptfluß Delarkarlien's in Schweden entsteht aus dem Oesterdalelf und dem Westerdalelf. Der Erstere kommt aus der Alpe Salfjallet an der norwegischen Grenze sowie aus dem See Gröfvelsjö, bildet dann den reizenden, 5 Meilen langen und 3 M. breiten Siljansee bei Mora, verläßt denselben jedoch wieder bei Leksand und vereinigt sich bei Djursäs mit dem breiten und reißenden Westerdalelf, der aus der Vereinigung der Flüsse Löra und Fulu entsteht, von denen jener an der norwegischen Grenze, dieser in den Fuluseen seinen Ursprung hat. Der sehr fischreiche Dalelf durchfließt darauf das südwestliche Dalekarlien, bildet mehrere Wasserfälle, weshalb er sich für die Schifffahrt nicht eignet und fällt unterhalb Gefle bei Elfkarleby, nachdem er noch einen großartigen Wasserfall gebildet, in den bottnischen Meerbusen.

Daleminzien war ein großer slavischer Gau, zwischen der Elbe und Mulde, der ungefähr von Meißen bis in die Gegend von Dahlen sich erstreckte und nur bei Meißen bis über die Elbe reichte. Der Name rührt nach Dietmar von den Deutschen her und ist wahrscheinlich eine Corruption von Dalmatien; die Slaven selbst nannten den Gau Glomaci oder Glomuczi nach einer gleichnamigen Quelle, welche einen Wundersee, den heutigen Polzschner See zwischen den Dörfern Polzschen, Dörschnitz und Striegnitz bei Lommatsch bildete. Dieser See, jetzt nur noch ein Sumpf, verkündigte angeblich durch oben aufschwimmende Eicheln, Weizenähren x. Frieden und fruchtbare Zeiten, durch Blut und Asche aber Krieg und Theuerung. Er war den Slaven heilig und die Wallfahrten zu ihm veranlaßten wahrscheinlich die Entstehung der Stadt Lommatsch, die schon im 9. Jahrh. ein Hauptort des Gaues war. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. unterschied man den großen und kleinen See; beide waren sehr fischreich und zeigten nach dem Glauben der Umwohner durch ihr Ab- und Zunehmen theure und wohlfeile Zeiten an. Ringsumher sah man kleine Hügel, wahrscheinlich Sorbengräber. Andere Orte des Gaues waren Meißen, Doblin (Döbeln), Hwoznic (vielleicht Leißnig), Chorin (Köhren bei Wurzen oder Kohren bei Rochlitz), Glussi, (Kloschen bei Mügeln), Zadili (Zadel im Amte Meißen), Grimmi (Grimma), Rochelez (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Porutz (Poritz bei Riesa), Mochowa (Mochau bei Nossen), Gana oder Jahna, eine slavische Hauptfestung (entweder das Dorf Jahna in der Gegend von Lommatzsch oder das Gut Nieder-Jahna bei Meißen), Coloci (Colditz an der Mulde) u. A. Die Bewohner des Gaues waren wahrscheinlich Verwandte, der in das alte Dalmatien eingewanderten Wenden. Sie wurden erst von Ludwig dem Deutschen 856 nach blutigem Kampfe der deutschen Oberherrschaft unterworfen, empörten sich aber

wiederholt gegen dieses Joch und waren namentlich im Anfang des 10. Jahrh. Ursache von dem Einfalle der Ungarn in Deutschland, indem sie diese zu ihrer Hülfe herbeiriefen. Erst nach Eroberung ihrer Hauptfeste Gana im J. 927 gelang Heinrich I. von Deutschland die vollständige Unterwerfung dieses Volks. Die Slaven selbst wurden Leibeigene, ihr Grundeigenthum fiel den sächsischen Kriegern anheim; ihre Sprache und ihr Name dauerte aber noch einige Jahrhunderte fort, bis zur völligen Germanisirung des Volks.

Dalin, Olof von, ein schwedischer Dichter und Geschichtschreiber, geboren 1708 auf der Pfarrei Winberga in Holland, studirte anfangs Medizin, wandte sich dann dem Studium der Rechte zu und ward 1731 beim schwedischen Reichsarchiv und Kanzeleicollegium angestellt. Er wurde 1743 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1747 königlicher Bibliothekar, machte dann einige Jahre mit dem Baron Johann von Rolamb eine Reise nach den vornehmsten Ländern Europa's, ward 1749 Erzieher des Kronprinzen, 1751 in den Adelstand erhoben, 1759 Reichshistoriograph, erhielt 1759 den Titel als Kahzleirath und starb am 12. Aug. 1763 als Hofkanzler. Zu seiner Zeit ward er der erste Dichter Schwedens genannt und die schwedische Akademie ließ sogar eine goldene Schaumünze auf ihn prägen. Auch erwarb er sich ein wirkliches Verdienst um die ästhetische Literatur seines Vaterlandes, indem er den ungelenken derben und schweren Ernst der bisherigen Dichter durch Scherz und Witz und eine gewandte leichte Darstellung verdrängte. Seinen Ruf begründete er 1733 durch die Zeitschrift „Der schwedische Argus" im Geiste des Addison'schen „Spectator", dessen Aufhören damals fast für ein Reichsunglück betrachtet wurde. Ungemeines Aufsehen erregte sein episches Gedicht „Die schwedische Freiheit" (1742). Als Dichter (er schrieb mehrere Satyren, Fabeln, Epigramme, Lieder, Tragödien und eine Komödie) ist er jetzt völlig veraltet, denn er entbehrte der lebendigen Phantasie und sein Witz ist häufig gesucht, geschätzt aber ist er immer noch als Geschichtschreiber, obgleich seine „Svea rikes historia" (4 Bde. Stockh. 1747—62; deutsch Wism. 1756—63) sich weniger durch tiefe Forschung und gründliches Quellenstudium als durch gefällige Darstellung und edle Sprache auszeichnet. Seine kleineren Schriften erschienen unter dem Titel „Poetiska arbeten" (Stockh. 1782).

Dalmatica, hieß das röm., ursprünglich in Dalmatien gebräuchliche, lange, weiße Oberkleid mit weiten Aermeln, das bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurde. Im Mittelalter gehörte die D. zur Krönungskleidung der deutschen Kaiser. Seit Papst Sylvester I. ward sie von den katholischen Geistlichen vor dem Altare über der Alba und Stola getragen.

Dalmatien, österreichische Provinz am adriatischen Meere, das Land der alten tapfern Dalmaten, welche erst unter Augustus den römischen Waffen unterlagen. Als röm. Provinz gehörte D. zu Illyrien, und wurde in Dalmatia maritima und mediterranea getheilt. Mehrere röm. Kaiser, deren Geburtsland es war, suchten den Wohlstand desselben zu befördern, legten Städte an, führten Wein- und Ackerbau im Lande ein, so daß D. eine der wichtigsten röm. Provinzen war, besonders da die dalmatischen Legionen die tapfersten des röm. Heeres waren. Damals fand man im Lande Goldminen, welche jetzt ganz unbenutzt liegen. Die Einwohner trieben Handel und Seeräuberei. D., die südlichste Provinz des österreichischen Staates, hat gegen 365,000 Einw. auf 228 Q.M. in 17 Städten, 34 Flecken und 865 Dörfern, wird in die 4 Kreise: Zara, Spalatro, Cattaro und Ragusa getheilt, und grenzt an Albanien, Croatien und Bosnien. Die Küste des Landes hat viele Busen, welche meistens gute Häfen sind. Hinter diesen steigen Zweige der Dinarischen und Julischen Alpen, wie das hohe furchtbar gestaltete Vellebit-Gebirge empor, von welchem die Küstenflüsse Kerka, Cettina und Narenta dem Meere zuströmen. Die höchsten Spitzen desselben sind der Montesanto und Plechewizza, beide über 5000 F. hoch. Die Landseen, mit Ausnahme jenes von Wrana, vertrocknen im Sommer und füllen sich erst im Spätherbst mit Wasser. Ein großer Theil des Flächenraums besteht aus Meer und Sümpfen; aber dessen ungeachtet leidet das Land doch Mangel an Wasser, und bringt bloß Wild, Schafe, Wein, Südfrüchte und einige Metalle hervor. Die Einwohner: Morlachen, Montenegriner, Griechen, Italiener, Zigeuner, benutzen das Land am meisten zu Wein- und

Olivenbau, treiben Handel und bedeutende Fischerei an den Küsten, sind aber in der Cultur zurück. Das Land, welches im Ganzen sehr fruchtbar ist würde 10 Mal so viel hervorbringen, wenn nicht die schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe, der allzuhäufige Genuß hitziger Getränke und die hier herrschende Blutrache die Bevölkerung so sehr schwächte. Die Dalmatier oder Dalmatiner reden eine slavische Mundart, nähern sich in ihrem Charakter sehr den Italienern, von denen viele hier leben, und sind treffliche Soldaten, die sich besonders sehr tapfer gegen die Türken bewiesen haben. Die Morlachen oder Morlacken bewohnen das Innere des Landes und die Gebirgsgegenden. sind ebenfalls treffliche Soldaten, haben aber auch einen entschiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunke, übrigens sind sie gastfrei, wohlthätig, gewissenhaft in Erfüllung ihrer Versprechungen, leben wegen ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit in einer Art Naturzustand und sind deshalb stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieser Seite gewesen. Die Bewohner des festen Landes treiben Viehzucht oder widmen sich dem Seeleben, da sie Handel, Ackerbau und Gewerbe wenig achten. Die Bewohner der zu Dalmatien gehörigen Inseln treiben Schifffahrt und Fischerei, und bauen gute Schiffe, da auf den Inseln gutes Bauholz wächst. Die wichtigsten Städte in Dalmatien sind Zara, die Hauptstadt des Landes, mit 6000 Einw., und Spalatro, mit 7500 Einw. Bei beiden Städten finden sich noch mehrere Ueberreste römischer Gebäude und Wasserleitungen. In dem Kreise Cattaro sind die berühmten und schönen 13 Buchten (Bocche di Cattaro), welche einen schönen Hafen im adriatischen Meere bilden. Die dalmatischen Städte Trevigno und Scardona, und eben so die Landschaft Herzegowina, gehören den Türken. Den Römern entrissen die Slavonier das Land, und 476 eroberte es der Gothenkönig Theodorich, der es zu einer Provinz seines Reiches machte. Später stritten sich Totila und Belisar um das Land, bis es Narses wieder unter römische Herrschaft brachte. Unter Karl dem Großen gehörte es zum fränkischen Reiche, ward später wieder ein Theil des griechischen Kaiserthums, bis es die Croaten im 10. Jahrh. eroberten. Der eine Theil des Landes erhielt von ihnen den Namen Croatien. 1089 eroberten die Könige von Ungarn D., mußten es sich aber wieder von Muhamed II. entreißen lassen, und von den Türken brachte es die Republik Venedig theils durch Eroberungen, theils durch Kauf an sich. Den größten Theil von Dalmatien erhielt Venedig 1713 im Frieden zu Passarowitz. Im Frieden zu Campo Formio den 17. Oct. 1797 erhielt Oesterreich ganz Dalmatien und zugleich die Republik Venedig, und 1805 im Frieden zu Preßburg kam es unter französische Herrschaft, obschon Napoleon es für einen Theil des Königreichs Italien erklärte. 1814 erhielt Oesterreich das Land zurück, und seit dieser Zeit macht es als Königreich Dalmatien einen Theil der österreichischen Monarchie aus.

Dal Segno, abgekürzt D. S., d. h. vom Zeichen an, bedeutet in der Notenschrift, daß man den Abschnitt eines Tonstückes, welcher mit § bezeichnet ist, wiederholen soll.

Dalton, John, einer der bedeutendsten englischen Chemiker und Physiker, geb. 1766 zu Eaglesfield bei Cockermouth in Cumberland, der Sohn eines kleinen Lehngutsbesitzer wurde Anfangs in der Schule seines Wohnortes, von 1781 aber zu Kendal in Westmoreland in der Kostschule eines Vetters gebildet, wo sich seine Vorliebe für mathematische und physikalische Studien entwickelte und er bereits eigene Beobachtungen anstellte, auch Mehreres über Mathematik schrieb. Im J. 1793 ward er Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am Collegium zu Manchester und behielt auch nach Verlegung des Collegiums in dieser Stadt seinen eigentlichen Wohnsitz, obgleich er von 1804 an, abwechselnd in den meisten großen Städten Großbritaniens Vorlesungen über Chemie hielt. Diese Lehrthätigkeit brachte ihm so viel ein, als zur Befriedigung der äußerst mäßigen Ansprüche des bescheidenen, von wahrem wissenschaftlichen Eifer durchdrungenen Mannes erforderlich war. Im J. 1817 wurde er Präsident der Literary and philosophical society zu Manchester, auch ward er Mitglied der königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu London, der Pariser Akademie und genoß seit 1833 eine kleine königl. Pension. Er starb im Juli 1844. Seine vorzüglichsten physikalischen Arbeiten beziehen sich auf die Ausdehnung und Mischung der Gase und die Elasticität der Dämpfe; in der Chemie hat er sich durch Aufstellung der

atomistischen Theorie und durch wesentliche Förderung der Lehre von den festen Proportionen, ferner über die Untersuchung der Absorption der Gase und des Wassers, über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs ꝛc. wahre Verdienste erworben. Die Resultate seiner Untersuchungen legte er theils in Abhandlungen nieder, die sich größtentheils in den „Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester," in den „Philosophical transactions," in Nicholson's „Philosophical journal," und in Thomson's „Annals of philosophy" befinden; theils in den selbstständigen Werke „Meteorological essays and observations" (Lond. 1793, 2. Aufl. 1834) und „New system of chemical philosophy" (3 Bde, Lond. 1808 — 27; deutsch aber nicht vollständig, von Wolf, 2 Bde., Berl. 1812 — 14).

Damas, eines der ältesten berühmtesten Geschlechter Frankreichs, das bereits im 13. und 14. Jahrh. durch seine reichen Besitzthümer und seine Familienverbindungen in hohem Ansehen stand, theilte sich zu Ende des 16. Jahrh. in die beiden Linien Damas und Damas-Crux. In der neueren Zeit machten sich besonders bemerklich Charles, Graf, dann Herzog von D. geb. am 28. Octbr. 1758. Er trat schon im 13. Jahre in Kriegsdienste, machte als Adjutant des Grafen von Rochambeau, die Feldzüge von 1780 und 81 in Amerika mit und sollte an der Spitze eines Dragonerregiments die unglückliche Flucht des Königs 1791, decken. Da sich unter seinen Dragonern der Geist der Widerspenstigkeit zeigte, hatte er weder Kraft noch Geistesgegenwart denselben zu bändigen; im Gegentheil verließ er, durch Drohungen eingeschüchtert, sein Regiment, eilte zum König nach Varennes und wurde mit diesem verhaftet. Die bei Gelegenheit der Beschwörung der Constitution von Seiten des Königs ausgesprochene Amnestie rettete ihm das Leben. Er verließ noch zu Ende desselben Jahres Frankreich, machte die Feldzüge von 1792 und 93 in der Armee der Prinzen mit, begleitete dann den Grafen von Provence nach Italien und begab sich mit demselben 1794 nach England um an der Expedition von Quiberon Theil zu nehmen. Im Octbr. 1795 sollte er sich mit Briefen zu dem Grafen Puisaye begeben, er litt aber bei Calais Schiffbruch und gerieth in die Hände der Republikaner. Wieder rettete ihm eine Amnestie Freiheit und Leben. Er begab sich darauf zu dem Grafen von Artois, erschien mit demselben an den Küsten der Bretagne und kämpfte in der Armee Condé's bis 1801. Als die Gesetze gegen die Emigranten milder wurden, kehrte er nach Frankreich zurück und wohnte in Paris. Nach der Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Befehlshaber der Pariser Nationalgarde zu Pferde, zum Pair von Frankreich und Generallieutenant; später wurde er Commandant der 18. Militärdivision, 1827 zum Herzog erhoben und starb am 18. März 1829 zu Paris. In den „Memoires relatifs à la revolution" (Par. 1823, Bd. 20.) befindet sich von ihm eine Relation über das Ereigniß zu Varennes. — Roger, Graf von D. Bruder des Vorigen, geb. 1767, trat schon in seinem 12. Jahre in Militärdienste, reiste aber, weil ihm das damalige ruhige Frankreich keine Gelegenheit sich auszuzeichnen bot, nach Rußland um an dem russisch-türkischen Feldzuge Theil zu nehmen. Hier zeichnete er sich besonders während der Belagerung von Otschakow durch Muth und Kühnheit aus, wurde zum Oberst befördert und kehrte gegen Ende des Jahres 1789 nach Paris zurück. Hier war er Zeuge der Ereignisse, die das Ende der Monarchie vorbereiteten, wanderte darauf abermals aus, erhielt zu Jassi das Commando eines russischen Regiments und hatte einen großen Antheil an den Siegen von Akermann, Klia und vor Allem an der Eroberung von Ismail, wo er den Hauptangriff leitete. Im J. 1792 focht er in den Reihen des französischen Adels an den Ufern des Rheins gegen die republikanischen Heere, kehrte aber nach dem kläglichen Ende dieses Feldzugs nach Petersburg zurück, wo er viel zu dem glänzenden Empfange beitrug, den die Kaiserin dem Grafen Artois angedeihen ließ. In den Jahren 1796 und 97 focht er abermals in der Armee Condé's. Als aber diese in russischen Sold trat, ging D. nach Italien und erhielt zu Neapel, wo eben der Krieg ausbrach, das Commando einer Division unter Mack's Oberbefehl. Er war der Einzige, der die Ehre der neapolitanischen Waffen rettete. Nach dem schmachvollen Rückzug der neapolitanischen Armee mußte auch er den Kirchenstaat verlassen und erhielt,

nachdem die Neapolitaner sich ergeben, allein eine günstige Capitulation von dem französischen General. In Calabrien vertheidigte er jeden Fuß breit Landes und schiffte sich nach Sicilien ein, als alle Mittel des Widerstandes erschöpft waren. Er kehrte darauf nach Wien zurück und kam 1814 mit dem Grafen von Artois wieder nach Frankreich wo ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant erhob und mit Ehren überhäufte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba war er Befehlshaber der 9. Militairdivision in Lyon. Vergeblich suchte er hier die Truppen in Gehorsam zu erhalten. Als diese sich für das Volk und den Kaiser erklärten, ging D. nach Paris und folgte dem König nach Gent. Nach der zweiten Restauration erhielt er eine Sendung nach der Schweiz und wurde 1815 von den Departements Cote d'Or und Haute-Marne zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt; der König aber ernannte ihn wieder zum Gouverneur von Lyon und als solcher zeigte er bei den Unruhen zu Grenoble sich als ein eifriger Anhänger des Royalismus, war aber doch nicht seiner Partei fanatisch genug und mußte daher seinen Platz räumen. Er starb auf dem Schlosse Cirey im Septbr. 1823.

Damas, Ange Hyacinthe Maxence, Baron von, geb. am 30. Septbr. 1785 zu Paris, soll, obgleich einem burgundischen Geschlechte angehörig, doch aus einer jüngeren Linie der Grafen von Damas abstammen. Er erhielt seine Bildung in der Artillerieschule zu Petersburg, da seine Familie erst nach Deutschland, dann nach Rußland auswanderte, und nahm an allen Feldzügen der russischen Armee gegen die Franzosen in Deutschland, Frankreich und Rußland Theil. Nach der Restauration trat er in französische Dienste, ward nach der Schlacht bei Waterloo, Befehlshaber der 8. Militairdivision in Marseilles und machte sich hier durch sein hartes und unwürdiges Verfahren bemerkbar. Im J. 1823 nahm er an dem spanischen Feldzuge Theil und wurde 1824 Kriegsminister. Da er die ungerechten Maßregeln gegen die Offiziere des Kaiserreichs nicht ausführen wollte, übertrug ihm Villèle im Octbr. 1824 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das er bis zum 24. Januar 1828 behielt und wo er Villèle's Plane und Gedanken ohne Selbstthätigkeit ausführte. Er erhielt darauf die Stelle des Gouverneurs des Herzogs von Bordeaux folgte diesem 1830 in die Verbannung und hatte großen Antheil an der Verdrängung des Untergouverneurs Barande, der seiner Meinung nach dem Herzog zu liberale Grundsätze beibrachte, und an dessen Stelle der Herzog von Blacas aus Rom 2 Jesuiten kommen ließ. Später kehrte er nach Frankreich zurück und lebte vom öffentlichen Leben zurückgezogen auf seinen Gütern.

Damas, François Etienne, geb. zu Paris am 22. Juni 1769 von bürgerlichen Eltern, war Anfangs zum Architekten bestimmt, nahm aber 1792 Dienste in der Rheinarmee und zeichnete sich theils an der Spitze seiner Brigade durch Tapferkeit, theils im Stabe durch seine Kenntnisse, in allen Feldzügen der Republik aus. Später nahm er an der Expedition nach Aegypten Theil, wurde aber, weil ihn Kleber nach Bonapartes Abgang zum Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes ernannt hatte, mehrere Jahre vom Kaiser vernachlässigt. Erst seit 1808 nahm er Theil an den Feldzügen des Kaiserreichs, und unterwarf sich 1814 den Bourbons, organisirte nach der zweiten Restauration die königl. Gendarmerie und ward 1816 zum Generalinspector dieses Corps ernannt. Er starb am 23. Decbr. 1828 zu Paris.

Damas-Crux, Louis Etienne François, Graf von, geb. 1750 im Schlosse Crux in Nivernais, war beim Ausbruch der Revolution Maréchal de Camp und Commandant der Provinz Trois-Evechés, wanderte 1792 aus und befehligte in Mastricht eine der Compagnien von Edelleuten, die unter dem tapferen Antichamp 1793 diesen Platz so wirksam vertheidigen halfen. Im J. 1794 ernannte ihn der Graf von Artois zum Führer seines Sohnes, des Herzogs von Berry, auf seiner kriegerischen Laufbahn unter den Befehlen des Prinzen von Condé; später begleitete er die Herzogin von Angoulème auf ihren Reisen in Rußland, Polen und England. Im J. 1814 kehrte er mit Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück, ward vom König zum Generallieutenant und am 2. Juli dieses Jahres zum Pair ernannt, starb aber schon am folgenden Tage in Folge einer schweren Krankheit. — Sein

jüngerer Bruder, Etienne Charles, Chevalier, dann Herzog von D. geb. am 10. Febr. 1754, nahm an den Feldzügen in Nordamerika Theil, focht später 1794 unter dem Prinzen von Condé, begleitete dann den Herzog von Angoulême als Kammerherr nach Mitau, Warschau und England und erhielt nach der ersten Restauration den Grad eines Generallieutenants. Im Aug. 1815 schickte ihn der Herzog von Angoulême mit dem Baron von Vitrolles als königl. Commissar nach Toulouse, wo er aber in Folge seines unwürdigen Benehmens auf Befehl des Generals Laborde über die spanische Grenze gebracht wurde. Später erhielt er den Befehl über die 28. Militärdivision, die Pairswürde und den Herzogstitel. Da er nach der Julirevolution der neuen Dynastie den Eid weigerte, wurde er von der Pairsliste gestrichen und lebte seitdem zurückgezogen auf seinem Schlosse in der Gegend von Menou.

Damasciren heißt Stahl- und Eisenwaaren nach orientalischer Art so bearbeiten, daß sie blau angelaufen sind, ein flammiges Ansehen und eine Gold- und Silberauslegung haben, die Benennung kommt von Damask, wo diese Waaren von jeher in großer Menge und in bester Qualität gefertigt wurden und von wo sie seit den Kreuzzügen besonders nach Europa gingen; doch werden auch im übrigen Orient, in Aegypten, Persien, besonders in Tiflis damascirte Waaren von vorzüglicher Güte gefertigt. Die Hauptartikel sind Säbelklingen, sogenannte Damascener Klingen, die eine so große Elasticität und dabei eine solche Härte besitzen, daß man mit ihnen weiche und harte Gegenstände, selbst Nägel durchhauen kann, ohne daß die Schneide eine bedeutende Beschädigung erleidet. Die Oberfläche der Klinge ist bunt gewässert, oder zeigt vielmehr weiße, silberfarbene und schwarze feine und gröbere Streifen, die meist regelmäßig wiederkehrende sehr nette Zeichnungen bilden. Oft sind diese Klingen auch mit Gold ausgelegt, das sich auf dem blauen Grunde trefflich hervorhebt. Nach den Versuchen des Engländers Nicholson bestehen die Damascener Klingen aus mechanisch zusammenvereinigten Eisen und Stahl; sie erhalten dadurch auf ihrer Oberfläche oft das wellenartige Ansehen, das sogenannte Wasser, von den Indiern Gichar genannt, das zwar beim Schleifen der Klinge verschwindet, aber durch Bestreichen mit Citronensäure bei einer in's Blaue spielenden Farbe wieder sichtbar wird. In Damask wird besonders indischer Stahl, der aus dem oberen Dekkan kommt, dazu verarbeitet; doch scheint man dem unter den Namen Wooz bekannten Schmelzstahl im Allgemeinen den Vorzug zu geben. Einige Klingenschmiede nehmen letzteren zur Schneide, zum Rücken Eisen zu den beiden Seitenflächen aber den erst genannten Stahl. Am vorzüglichsten werden die Klingen, wenn die Arbeiter abwechselnd weichen und harten Schmelzstahl über einander legen, gepulvertes Gußeisen mit Borax dazwischen streuen und es so lange heizen und ausschmieden, bis der lange Stab die Länge der Klinge um ein Drittheil übersteigt, die Schmiede biegen hierauf diese doppelt über einander und heizen, schmieden und flechten sie zu wiederholten Malen aus, bis sie ihr zuletzt die gehörige Form einer Säbelklinge geben. Die Kunst des Damascirens ist eine sehr alte Erfindung und scheint durch die Noth erzeugt worden zu sein, indem man aus Mangel an Stahl, alte Eisenstücke zu neuen Waffen verwendete. Unter Domitian wurden zu Damask Waffenfabriken angelegt und als dieses sich zu dem Hauthandelsplatz dieses Artikels erhob, erhielt das Damasciren seinen jetzigen Namen. Schon im Mittelalter versuchte man in Europa diese Kunst nachzuahmen und unter den trefflichen Klingenschmieden jener Zeit steht der Name Peter Simmelguß oben an. Doch wie vorzüglich auch die Klingen waren, die jene und spätere Zeiten hervorbrachten, konnten sie immer nicht den Vergleich mit den Damascenern aushalten. Erst nach mehrfachen erfolglosen Versuchen von Clouet, Wilde in Sheffield und O'Reilly gelangen in der neuesten Zeit dem Professor Crivelli in Mailand die Damascener Klingen vollkommen nachzuahmen. Die dasmacirten Gewehrläufe werden ungefähr auf dieselbe Art verfertigt, aber nicht aus Stahl, sondern aus gutem zähen Eisen. Sie haben bei großer Haltbarkeit ein vortreffliches Ansehen.

Damascirt nennt man in der Heraldik einen Platz oder eine Figur, welche nach Art des damascirten Stahls geadert oder gewässert ist. Es wird von neuern Wappen-

malern zur Verschönerung größerer Plätze oder Figuren angewendet und kam in früherer Zeit seltener vor. Die Damascirung geschieht meist mit einer andern Tinktur als der Platz selbst hat, z. B. der schwarze Platz wird mit Gold oder Silber, der goldene mit Silber, der silberne mit Gold damascirt. Von vorzüglicher Wirkung ist es, wenn bei Metalltinkturen die Damascirung mit derselben Tinktur, nur matter ausgeführt wird.

Damask, Damascus, die Hauptstadt des Paschaliks gleichen Namens in der türkischen Provinz Syrien oder Soristan, welches den südlichsten Theil von Palästina, einen Theil des Landes der Drusen und ein Stück der syrischen Wüste umfaßt und auf 1260 QM. 900,000, nach Andern 1,500,000 Einw. zählt, eine der ältesten Städte der Erde, liegt am Baradi, welcher dieselbe in 7 Armen durchfließt, in einer herrlichen fruchtbaren Ebene, die von den Orientalen als das Schönste der 4 irdischen Paradiese gepriesen wird. Die Stadt zählt jetzt mehr als 200,000 E., worunter gegen 20,000 Christen und viele Juden, und hat 200 Moscheen, unter denen sich die der Omajjaden mit 7 Thürmen und durch ihren großen Umfang auszeichnet, die ursprünglich eine Kirche des heil. Johannes, vom Kaiser Heraklius erbaut, war und in welcher das Exemplar des Korans aufbewahrt wird, welches im Besitz des Kalifen Othman gewesen. Unter den übrigen Gebäuden zeichnet sich das mit Thürmen versehene Schloß aus, das aus den Zeiten der Kreuzzüge stammen soll und jetzt als Citadelle benutzt wird; ferner zeigt man mehrere andere Gebäude, welche Beziehung zum Apostel Paulus haben, z. B. das Haus des Judas, in welchem Paulus auf seiner Flucht herabgelassen ward, das, in welchem Ananias den Erblindeten heilte, und in der Nähe von D. den Ort, wo er durch eine Erscheinung zu dem Christenthum bekehrt wurde. Die Christen haben in D. mehrere Kirchen und 2 katholische Klöster. Berühmt sind die Bazars von D., welche alles zum Lebensgenuß gehörende in sich fassen. In ihnen findet man die herrlichen Khans oder Karavanserais, die Börse, Kaffeehäuser ꝛc. Die Straßen sind ungepflastert und schmutzig; die größte, geradeste und schönste ist die von St. Paul. Der Pascha von D. ist der Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter seiner Bedeckung jährlich von hier nach Mekka geht. Die Einwohner unterhalten noch immer Manufacturen in Messer- und Säbelklingen, obgleich die vormalige Kunst jetzt sehr vernachlässigt worden ist. Berühmt sind die hiesigen Gold- und Silberarbeiten, Seiden- und Baumwollenzeuge, und mit diesen Fabrikaten, so wie mit getrockneten und eingemachten Südfrüchten, mit Baumwolle, Wein, Olivenöl ꝛc. wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Vorzüglich bekannt ist die große damascener Pflaume, welche jetzt durch das ganze mittägige Europa verbreitet ist, die damascener Rose, aus welcher das berühmte Rosenöl verfertigt wird, und die damascener Trauben, welche die besten Rosinen geben. Schon zu David's Zeiten war D. eine politisch wichtige Stadt, als Residenz eines der kleinen Reiche, in welche Syrien damals zerfiel. Sie wurde von David unterjocht, weil es dem Könige von Zoba Hülfe geleistet hatte, machte sich schon unter Salomo vom Reiche Juda unabhängig, stand ihm aber später, namentlich um 900 v. Chr. im Kampfe mit Israel bei. Unter dem Könige Hosael erreichte D. den höchsten Gipfel seines Glücks und seiner politischen Größe. Er führte glückliche Kriege mit den Königen von Israel und Juda, und brachte das Letztere endlich ganz unter seine Botmäßigkeit; aber schon sein Sohn Benhadad III. wurde dem Könige von Israel Jerobeam II. tributpflichtig. Nach Jerobeam's Tode machte sich D. wieder frei und selbständig; doch als es von Neuem das Reich Juda angriff, rief das letztere den König von Assyrien Tiglat-Pilesar zu Hülfe, der es eroberte, einen Theil der Bewohner als Sclaven fortführte und das Reich in eine assyrische Provinz verwandelte (740 v. Chr.). Unter der Herrschaft Assyriens, Babyloniens, Persiens scheint D. immer noch eine blühende und angesehene Stadt gewesen zu sein. Nach dem Sieg Alexander's d. Gr. bei Issus gerieth es mit Syrien in dessen Gewalt und nach dessen Tode unter die Herrschaft der Seleuciden, welche aber ihre Residenz nach Antiochien verlegten. Erst 111 v. Chr. bei der Theilung des seleucidisch-syrischen Königreichs wurde es wieder eine Zeit lang der Sitz des Königs Antiochus Cyzicenus. Nach mancherlei Streitigkeiten, Verwirrungen und Kriegen unter

den Herrschern Syriens kam D. im J. 64 in die Gewalt der Römer, die es durch einen eigenen König regieren ließen, unter dem die Stadt von Neuem aufblühte und Einfluß gewann. Unter den Kaisern gehörte sie zur Provinz Phönizien, und später wurde sie der Sitz eines Bischofs und dem oströmischen Reiche einverleibt. Im J. 635 fiel D. in die Gewalt des Kalifen Omar, der abwechselnd hier und zu Mekka residirte. In D. wurde auch dessen Nachfolger Othman beim Zusammentragen des Korans ermordet. Moawijah, der Stammvater der Omajjaden, verlegte seinen Sitz hierher und von 660 bis 753 residirten daselbst seine Nachkommen, sowie die ersten Abbassiden, bis Almanzur Bagdad zu seiner Residenz machte. Darauf wurde D. durch Statthalter verwaltet, von denen mehrere ein eigenes Sultanat begründeten; so wurde es Sitz der Tuluniden im 9. Jahrh., der Fatimiden im 10. Jahrh. und der Seldschukiden im 11. Jahrh. Auch während der Kreuzzüge wurden heftige Kämpfe um den Besitz der Stadt geführt. Im J. 1154 eroberte D. Nureddin und vereinigte es mit Aleppo und Aegypten. Nach Nureddin's Tode kam die Stadt in die Gewalt Saladin's und nach dessen Tode theilte sie fast gleiches Schicksal mit Aleppo und Aegypten. Im J. 1401 wurde sie von den Mongolen unter Timur erobert und verbrannt, aber wegen ihrer wichtigen Lage für den Handel des Orients wieder aufgebaut. Als später die Mamluken Herrscher von Aegypten wurden, kam auch D. in ihre Gewalt, bis es im Herbst 1516 vom türkischen Sultan Selim I. erobert und dem osmanischen Reiche einverleibt wurde. Seit dieser Zeit war D. der Sitz eines türkischen Statthalters (in der neueren Zeit eines Pascha's von 3 Roßschweifen). Im J. 1832 eroberte es der Vicekönig aon Aegypten, Mehemed Ali, durch seinen Sohn Ibrahim Pascha, und erhielt es 1833 mit Syrien und Palästina von der Pforte abgetreten. Doch schon im Jahre 1840 nöthigten die europäischen Großmächte, England, Rußland, Oesterreich und Preußen in Folge des Londoner Vertrags vom 15. Juli 1840 den Pascha Syrien und Palästina der Pforte zurückzugeben, seitdem ist D. wieder türkisch.

Damast nennt man ein gezogenes, mit Figuren künstlich durchwirktes, auf damascener oder Atlasart gewebtes Zeug, welches Anfangs nur aus Seide und einfarbig, jetzt auch aus Halbseide, Leinen, Wolle und selbst aus Baumwolle verfertigt wird. Nach Einigen soll diese Art zu weben schon von den Babyloniern, nach Andern aber von den Einwohnern zu Damask erfunden worden sein. Der Seidendamast unterscheidet sich von andern Stoffen und Zeugen dieses Materials namentlich dadurch, daß der Grund ein glänzender, atlasartiger Boden ist, in welchem Ranken, Blumen und andere Figuren eingewirkt sind. In Europa unternahmen es die Italiener zuerst, den asiatischen Damast nachzuahmen, und noch im 17. Jahrh. erhielt man dieses Zeug nur aus Italien. Dann folgten die Holländer, hierauf die Franzosen, die gegenwärtig in Bezug auf Schönheit die Italiener übertreffen. Auch in England verfertigt man guten Seidendamast, und Deutschland, z. B. Berlin, Crefeld, Lechhausen rc. liefert ihn in großer Menge und vorzüglicher Güte. Die ostindischen, persischen und chinesischen Seidendamaste erreichen weder in der Arbeit, noch in der Façon die Güte der europäischen. Die halbseidenen D. kommen von Lyon, Lucca, Berlin und Crefeld. Der Leinendamast, auch Damastleinwand oder Bildzeug genannt, ist gewöhnlich durchaus weiß und hat eingewirkte Figuren, die auf der rechten Seite weißer und glänzend auf mattem Grunde, auf der linken Seite dunkler auf weißem und glänzendem Grunde erscheinen. Der Hauptsitz der Leinendamastfabrication ist in Großschönau in Sachsen, wo im J. 1832 950 gangbare Damastwebestühle sich befanden, welche zusammen 5513 Schock Ellen lieferten, zum Werth von 400,000 Thlr. Die Leinendamastmanufacturen in der Oberlausitz wurden 1666 begründet und standen im ersten Drittheil des vorigen Jahrh. in ihrer höchsten Blüthe. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden zum Theil durch Auswanderungen aus Großschönau die Damastmanufacturen in Schlesien und Böhmen begründet. Außer Großschönau, Löbau und Zittau blüht die Damastweberei besonders zu Warnsdorf und Hayda in Böhmen, zu Schmiedefeld und Greiffenberg in Schlesien, zu Waarendorf und Bielefeld in Westphalen, zu Elberfeld, Gladbach, Berlin, Salzwedel rc., zu Neuhaus und Sommerhausen in Bayern, zu Mühl-

berg in Baden &c. Die sächsischen D. sind aber bis jetzt noch nicht an Güte übertroffen worden, und ihr Absatz, namentlich nach England und Frankreich, ist noch immer sehr beträchtlich. Im J. 1822 wandte der Damastweber Hohnwald zu Berlin zuerst den Jacquard-Stuhl in der Damastweberei an; diese Maschine ist besonders für kleinere Muster vortheilhaft. Der Wollendamast ist ein gewöhnlich einfarbiges, mit damastartig darauf dargestellten Blumen versehenes Köpergewebe, und kommt vorzüglich aus Ostindien, England, Sachsen und Frankreich. Man unterscheidet den schweren und leichten, und hat beide in den verschiedenartigsten Formen und Qualitäten. Der sächsische kommt dem englischen und französischen an Güte vollkommen gleich. Der Baumwollendamast ist Repräsentant einer ganzen Gattung von gemusterten Baumwollenzeugen; doch ist der jetzt häufig statt des leinenen vorkommende baumwollene Damast mit ihm nicht zu verwechseln.

Dambray, Charles, Kanzler von Frankreich und Präsident der Pairskammer zur Zeit der Restauration, geb. 1760 in der Normandie, wurde schon in seinem 20. Jahre durch den Einfluß seiner Familie Generaladvocat beim Parlament zu Paris. In dem berühmten Kornmann'schen Proceß legte er die ersten Proben seines Rednertalents und seines Eifers gegen die neuen Zeitideen ab. Beim Ausbruch der Revolution war er einer der ersten, welche Frankreich verließen. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland lebte er auf seinen Gütern in der Normandie. Napoleon ließ ihn unangefochten, schenkte ihm aber auch nie sein Vertrauen, da er ihn, wie seinen Schwiegervater Barentin, für einen Agenten der Bourbons hielt, was auch wohl der Fall sein mochte, da D. und seine Familie nach der Restauration mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde. Barentin wurde Ehrenkanzler, D. Kanzler von Frankreich; zugleich erhielt er die Oberaufsicht über die Censur, und kurz nachher machte ihn Ludwig XVIII. zum Justizminister, zum Präsidenten der Pairskammer und Commandeur des Heiligengeistordens. Während der hundert Tage ging D. nach England und von da nach Gent. Bei der zweiten Restauration wagte die Regierung zwar nicht, dem unbeliebten Mann das Portefeuille wieder zu geben, doch blieb er Präsident der Pairskammer. Als solcher leitete er die Debatten beim Processe des Marschalls Ney. Im J. 1816 wurde er nochmals Justizminister und in demselben Jahre Mitglied der Akademie der Inschriften. Er starb am 10. Jan. 1830 auf seinem Gute Montigny bei Dieppe. — Sein Sohn, Emanuel, Graf D., wurde nach der ersten Restauration Requetenmeister, folgte dann Ludwig XVIII. nach Gent, ward zum Lohne dafür zum Pair erhoben, legte aber diese Würde nach der Julirevolution nieder.

Damenfriede, s. Cambray.

Damiani, Petrus, einer der einflußreichsten Kirchenfürsten des 11. Jahrh., Geistesverwandter und in mancher Hinsicht Vorarbeiter Gregor's VII., wurde um das Jahr 990 aus einer armen, aber edlen Familie geboren, kam nach dem frühen Tode seiner Eltern zu einem seiner Brüder, der ihn zum Schweinhirten benutzte, bis ein anderer Bruder, mit Namen Damianus, sich seiner annahm, ihn unterrichten und später zu Florenz und Parma erziehen ließ. Aus Dankbarkeit nannte er sich Petrus Damiani. Seine Fähigkeit und Kenntnisse verschafften ihm bald Schüler, Ansehen und Vermögen; er aber verachtete die Herrlichkeiten der Erde, trat in das Kloster zu Fonte-Avellana und wurde daselbst 1041 Abt. Als solcher mehrte er durch Strenge und kluge Verwaltung das Ansehen und das Vermögen des Klosters; seine Schriften, die auf Verbesserung des kirchlichen Lebens, namentlich der Sitten des Clerus abzweckten, erhoben sein Ansehen so, daß sich Kaiser Heinrich III. vorzüglich seines Raths bediente, als er 1046 zum Ordnen der italienischen Angelegenheit nach Italien kam. Dabei war er gegen Andere nicht strenger als gegen sich selbst und brachte namentlich durch sein Beispiel die freiwillige Geißelung zur allgemeinen Geltung und Verbreitung in der Kirche. Im J. 1051 nöthigte ihn der Papst, die Würde eines Cardinals und Bischofs von Ostia anzunehmen. D. unterstützte die Maßregeln sehr eifrig, durch welche die Päpste Leo IX., Victor II. und Nicolaus II. die Kirchenreform Gregor's VII. vorbereiteten (namentlich eiferte er auf einer 1059 zu Rom gehaltenen Kirchenversammlung für die Einführung des Cölibats), legte aber trotz der Vorstellungen des Cardinals Hilde-

brand seine Würden 1060 nieder und zog sich in sein Kloster zurück. Demungeachtet benutzten die Päpste ihn noch mehrmals zu besondern Sendungen; z. B. 1062 zur Reformation des reichen Klosters Clugny, 1069 nach Deutschland, um die Ehescheidung Kaiser Heinrich's IV. zu hintertreiben, 1071 nach Ravenna um die Bürger, nach dem Tode ihres kaiserlich gesinnten Erzbischofs, der römischen Kirche wieder zu gewinnen. Er starb 1072 zu Florenz. Seine Werke, die in Briefen, Reden, Biographien von Mönchsheiligen und Tractaten bestehen, wurden vom Cardinal Cajetan gesammelt und erschienen in mehreren Ausgaben (am besten Par. 1642 und 1663); unter ihnen zeichnet sich besonders sein „Liber Gomorrhianus" aus, worin er die unnatürlichen Laster des italienischen Clerus so nackt und anschaulich schilderte, daß Papst Alexander II. sein Bekanntwerden für sittengefährlich erachtete. Wie excentrisch seine Ascese war, geht aus dem förmlichen Tarif hervor, den er für die Geißelbuße aufsetzte; darnach galten z. B. 3000 Geißelhiebe nebst Absingen von 30 Psalmen für 1 Jahr Buße. Vgl. seine Lebensbeschreibung von Laderchio (3 Bde., Rom 1702). — Damianus hieß ein monophysitischer Patriarch von Alexandrien im 6. Jahrh., welcher die 3 Personen der Dreieinigkeit für 3 Eigenschaften der einen Gottheit erklärte. Seine Anhänger nannten sich Damianiten oder Damianisten und erhielten sich bis ins 7. Jahrh., obgleich ihre Glaubensansicht 560 zu Konstantinopel verdammt worden war. — Damianistinnen, s. Clarissinnen.

Damiens, Robert François, geb. 1714 in Tieulloy bei Arras, der Sohn eines Pächters, zeigte schon in seiner Jugend so viel Hang zu boshaften Streichen, daß man ihn Robert le diable nannte. Er war Lehrling eines Schlossers, ward zwei Mal Soldat, desertirte und diente dann mehreren Herren, flüchtete aber, nachdem er den einen vergiftet, einen andern bestohlen hatte, 1756 nach Arras und von da über Dünkirchen nach Belgien, wo er überall politischen Fanatismus und den Entschluß zu seiner blutigen That an den Tag legte. Gegen Ende des Jahres kehrte er unter fremdem Namen nach Paris zurück, wo ihn die Maßregeln des Hofes gegen die Parlamente zur Ausführung seines Mordplanes auf den König noch mehr bewog. Um sich in seinem Vorhaben zu bestärken nahm er Opium und gerieth dadurch in solche Aufregung daß er am 3. Jan. 1757 in Versailles, wohin er sich begeben, einen Aderlaß verlangte aber nicht erhalten konnte. Am andern Tage versetzte er dem König, auf den er den ganzen Tag gewartet hatte, als dieser ausfahren wollte, mitten unter seinen Höflingen, einen Messerstich in die rechte Seite. Darauf ließ er sich ruhig ergreifen, obgleich er hätte entspringen können. Der Großsiegelbewahrer Machault leitete gegen ihn ein Verfahren ein, das eben so wild und grausam war, als die That selbst wahnsinnig. D. gestand aber nichts und wurde am 28. März vom Parlamente zum qualvollen Tode verurtheilt. Nachdem man ihn mit glühenden Zangen gezwickt und ihm die rechte Hand abgehauen hatte, ließ man ihn von vier Pferden zerreißen. Die Stücke des Körpers wurden verbrannt, das Haus, in welchem D. geboren, niedergerissen und die Familie desselben unter Androhung des Todes aus Frankreich verbannt. Als Urheber der That sah man allgemein die Jesuiten und deren Freund und Beschützer, den Dauphin an. Vgl. Samson „Memoires" (2 Bde., Par. 1830).

Damiette oder Damiat eine bedeutende Handelsstadt Unterägyptens, am östlichen Ausfluß des Nils, auf einer Halbinsel, welche von dem Flusse, dem Meere und dem See Menzaleh gebildet wird, ist Sitz eines koptischen Bischofs, schlecht gebaut, indem nur die großen Kaufleute am Ufer schöne Häuser bewohnen, und zählt gegen 20,000 Einw. In der Umgegend wird viel Reis, Zucker und besonders trefflicher Flachs gebaut; auch hat in der neuern Zeit die Cultur des Indigo außerordentlich zugenommen und die Baumwollen- und Seidencultur erweitert sich mit jedem Jahre. Obgleich der Handel der Stadt etwas herabgekommen ist, so wird doch noch immer ein ansehnlicher Activhandel mit halbseidenen Zeugen, Leinwand, Baumwolle, syrischer Seide, Reis, Kaffe, Salmiak und Getreide getrieben; auch ist D. die Hauptniederlage aller zur See aus Syrien ankommenden Waaren. Die Zeit der Erbauung der Stadt in der Nähe des alten Pelusium ist nicht genau bekannt. Bei der Eroberung Aegyptens durch die Araber kam D. unter die Herrschaft derselben. In

den Jahren 738 bis 968 wurde sie mehrere Male von den Griechen erobert; gegen die Kreuzfahrer die sie von 1155 bis 1169 fortwährend belagerten, leistete sie hartnäckigen Widerstand, besonders auch 1218, wo die Sarazenen, die Einfahrt des Nilarmes durch eine starke Kette und einen dabei erbauten Thurm verschlossen hatten; doch gelang es damals den Christen sie nach 18monatlicher Belagerung durch Sturm zu erobern. Beim Abschluß des Friedens 1222 wurde sie aber dem Sultan von Aegypten zurückgegeben. Ludwig der Heilige eroberte sie von Neuem am 6. Juli 1249; doch nach Ludwigs Gefangennehmung kam sie als Lösegeld wieder an den vorigen Besitzer zurück. Die Franzosen eroberten sie 1798 und erfochten am 1. Nov. 1799 unter Kleber hier einen wichtigen Sieg über die Türken; die Engländer entrissen es ihnen wieder unter Sidney Smith und gaben es den Türken zurück unter deren Botmäßigkeit es bis 1833 blieb, wo es dem Vicekönige von Aegypten übergeben wurde.

Damiron, Jean Philibert, Professor der Philosophie an der Normalschule und am College Louis-le-Grand, geb. 1794 zu Belleville im Rhonedepartement, studirte an der Normalschule und wurde Lehrer am Collége Bourbon. Seine Schriften sind: „Histoire de la philosophie en France au 19ième siècle“ (Par. 1828), eine Sammlung kritischer Aufsätze, die D. seit 1825 im „Globe“ bekannt gemacht hatte; ferner „Cours de philosophie“ (2 Bde., Paris 1831—34) und mehrere andere des Anführens unwerthe Aufsätze. Er ist Schüler und Günstling Cousin's und so wenig Philosoph, als es nur Cousin selbst sein kann. Seine gegenwärtige Stellung verdankt er meistens dem Schutze und der Begünstigung Cousin's.

Damm heißt jede sich in die Länge erstreckende künstliche Terrainerhöhung, welche zu verschiedenen Zwecken, wie aus verschiedenem Material erbaut wird. Die Dämme dienen entweder dazu, Ueberschwemmungen abzuhalten oder Wege über Gewässer, Vertiefungen oder Morastboden zu führen und darnach richtet sich die Großartigkeit ihrer Anlage und die Auswahl des Baumaterials. Sie heißen Stein-, Erd-, Faschinen- oder Knüppeldämme, je nachdem die Aufschüttung aus Steinen, Erde, Faschinenlagern und ganz oder nur auf der Oberfläche aus dicht an einander gereihten Baumstämmen bestehen.

Damm, eine kleine alte Stadt des pommerschen Regierungsbezirks Stettin am Einfluß der Plöne in den von der Oder gebildeten $^7/_8$ QM. großen Dammschen See, hat starke Festungswerke, wodurch sie zu einem Brückenkopf von Stettin wird und 2600 Einw., welche Wollenweberei, Fischerei treiben; auch sind hier nicht unbedeutende Leinwandmärkte. D. war schon 1121 ein stark befestigter Ort mit dem Namen Badam wurde aber von den Polen gänzlich zerstört; 1249 war es eine Stadt die später auch Seehandel trieb. Boleslaw II. umgab den Ort mit Mauern und Herzog Barnim I. hielt sich gern wegen Jagd und Fischerei daselbst auf. Im 30jährigen Kriege wurde D. arg mitgenommen, von den Schweden aber 1646 bedeutend befestigt. In den Jahren 1710 und 1711 starb fast die ganze Stadt an der Pest aus; 1720 wurde sie preußisch.

Dammarharz oder Katzenaugenharz (Resina dammar, Malao-cochin) ist ein Harz, welches aus der Dammarfichte (Dammara orientalis in Ostindien, Dammara australis oder Cowdin-Fichte in Neeseeland) ausfließt und mit Spiritus und Terpentinöl zu ganz vorzüglichen farblosen schnell trocknenden Firnissen benutzt wird, die in der neuern Zeit häufig statt des Copallacks, Mastixfirnisses 2c. angewendet werden.

Dammzieher, heißt in der Artillerie eine Schraube, mit welcher man die Patrone aus den Geschützen wieder herauszieht, wenn man dieselben nicht laden will. Er hat die nämliche Form wie der Krätzer für das Kleingewehrfeuer.

Damokles, ein Höfling des älteren Dionysius von Syracus, von dem Cicero jenen Vorfall erzählt, den Gellert in einer besonderen Fabel behandelt hat. Als D. nämlich einst gegen seinen Gebieter das Glück eines Tyrannen mit glänzenden Farben schilderte, versprach ihm dieser, ihm diese Herrlichkeit genießen zu lassen. D. wurde darauf in ein königliches Zimmer gebracht, wo ihn alle Herrlichkeit, Pracht und Wollust umgab. Schon wollte

er über ein solches Loos in Entzücken ausbrechen, als er über sich blickend ein scharf geschliffenes Schwert gewahrte, das an einem Pferdehaare gerade über seinem Haupte hing. Alle Pracht und Herrlichkeit, alle Genüsse der Sinne verloren jetzt ihren Werth für ihn und er beschwor seinen Gebieter, ihn zu entlassen, weil er seines Glücks bereits satt sei. Später wurde das Schwert des D. sprüchwörtlich für die steten Gefahren, welche das Glück der Tyrannen und gewissenloser Emporkömmlinge stets bedrohen und paralysiren.

Damon und **Phintias**, nicht **Pythias**, zwei Syracuser, sind berühmt durch ihre unerschütterliche Freundschaft für einander. Dionysius, Tyrann von Syracus, hatte P. zum Tode verurtheilt, und dieser hatte, um seine Familienangelegenheiten in einem entfernten Orte zu ordnen, seinen Freund D. zum Bürgen gestellt, der sich erboten, im Falle des Ausbleibens seines Freundes, den Tod zu erleiden. Da P. ausblieb, so war D. schon zur Hinrichtung geführt, als P. den unvorhergesehene Hindernisse abgehalten hatten, endlich ankam und sich dem Henker darbot. Dionysius, gerührt durch diese seltene Treue, begnadigte beide und bat um ihre Freundschaft. S. Schillers schöne Ballade: Die Bürgschaft.

Dampf nennt man jede expansible Flüssigkeit, welche aus festen und tropfbar flüssigen Körpern mit Hülfe der Wärme gebildet ist. Setzt man z. B. Wasser der Hitze aus, so zeigt eine genaue Beobachtung desselben folgende Erscheinungen: Es entwickeln sich zuerst, wenn das Wasser eine gewisse Temperatur erreicht hat, aus ihm einzelne kleine Bläschen, welche sich an die Seitenwände des Gefäßes ansetzen, nach und nach aber in die Höhe steigen und auf der Oberfläche des Wassers zerplatzen. In der Folge wird diese Bildung von Bläschen immer stärker und stärker, das Emporsteigen derselben erfolgt schneller, und die ganze Masse bekommt dadurch ein trübes Aussehen. Endlich häufen sich die Bläschen dermaßen an, daß sie das ganze Wasser in eine wallende Bewegung setzen. Dann sagt man, das Wasser siede oder koche, und damit ist es auf dem Puncte, seine tropfbar flüssige Gestalt zu verlieren und in Dampf überzugehen. Denn so lange die vorhandene Temperatur sich nicht verringert, geht die Dampfbildung ungehindert fort, bis alles Wasser verdampft ist. Betrachtet man nun den sich erzeugenden Wasserdampf, so ist er anfangs vollkommen durchsichtig, also unsichtbar, wird aber sichtbar, sobald er von andern benachbarten Körpern mehr und mehr abgekühlt wird. Aus dem Dampfe entsteht alsdann der Dunst (s. d.), und endlich wieder tropfbar flüssiges Wasser. Hierin, daß die Dämpfe bei nachlassender Temperatur zum Theil oder ganz wieder auf ihre anfängliche Tropfbarkeit zurückgeführt werden, setzte man früher ihren Unterschied von den Gasarten, welche daher den Namen permanent-elastischer Flüssigkeiten führten; allein seitdem in den neuesten Zeiten die Entdeckung gemacht wurde, daß auch verschiedene Gase durch starken Druck in tropfbare Flüssigkeiten verwandelt werden können, läßt sich dies Unterscheidungsmerkmal keineswegs mehr beibehalten. Statt dessen besteht die wesentliche Verschiedenheit der Gasarten und Dämpfe nur darin, daß jene dem Mariotte'schen Gesetze unterworfen sind, diese dagegen nicht. Die Menge der Wärme, welche zur Dampfbildung nöthig ist, die lebende Wärme richtet sich nach der Beschaffenheit der Körper. Für Wasser z. B. beträgt sie ungefähr $5\frac{1}{2}$ Mal so viel als nöthig wäre, um die Temperatur desselben von 0° auf 80° R. zu erhöhen, oder um dieselbe auf 550° zu bringen, wenn anders das Wasser diese Wärmemenge aufnehmen könnte, ohne in der Form geändert zu werden. Unter den Eigenschaften der D. überhaupt ist vor allen Dingen die Elasticität derselben bemerkenswerth. Die Elasticität der Dämpfe, d. h. die Kraft mit welcher sie gegen die ihrer Ausdehnung entgegenstehenden Gegenstände drücken, wächst nämlich mit ihrer Dichtigkeit. Man mißt diese Elasticität nach Atmosphären oder Zollen der Quecksilbersäule in einer Röhre. Sagt man z. B. der D. äußert einen Druck von 28 Zoll, so heißt dies, jeder Theil der einschließenden Wand wird von dem D. so gedrückt, als läge dieser Theil horizontal und es lastete auf demselben als Grundfläche eine Quecksilbersäule von 28 Zoll Höhe. Dieser Druck kömmt dem Druck einer Atmosphäre gleich, welche 14 Pfd. auf den Quadratzoll beträgt; daher sagt man auch

der Dampf übe hier den Druck einer Atmosphäre und die Elasticität des D.'s komme einer Atmosphäre gleich. Die Elasticität des D.'s wächst aber bei gleicher Temperatur schneller als die Dichtigkeit, weshalb man bei Dampfmaschinen z. B., wo die Elasticität die bewegende Kraft ist, stets mit Dämpfen von höherer Temperatur arbeiten muß. Bei 80° R. nimmt der Wasserdampf einen beinahe 2000 Mal so großen Raum ein, als das Wasser aus dem er gebildet ward, wenn dasselbe beim Anfange der Operation eine Temperatur von 3° R. hatte. Uebrigens kann man die Größe der Elasticität der eingeschlossenen Wasserdämpfe schon daraus ermessen, daß 140 Pfd. Wasser in Dämpfe verwandelt eine Explosion hervorbringen, mittels deren man ein Gewicht von 77,000 Pfd. fortbewegen kann, während das aus 140 Pfd. Pulver entwickelte Gas nur ein Gewicht von 30,000 Pfd. forttreibt. Nach der allgemeinen Annahme liefert ein Cubikzoll Wasser einen Cubikfuß D. von einer Atmosphäre oder 28 Zoll Quecksilber; um dies Wasser in Dämpfe zu verwandeln, wird bei gleichförmiger Hitze das Sechsfache der Zeit erfordert, dessen es bedarf, um die Temperatur des Wassers von 0° bis 80° R. zu steigern. Auch über andere Dämpfe sind Versuche angestellt worden, doch sind sie nicht so umfassend als über die Wasserdämpfe. Nach Schmidt beträgt z. B. die Dichtigkeit der Alkoholdämpfe nur 0,0001123 von der des Wassers bei 17° R. und 0,00162 bei 63,5° R. dem Siedepunkte des Alkohols. Die von Marum, Gay-Lussac, Dalton und Desprez angestellten Versuche über die Expansivkraft der Schwefelätherdämpfe wichen in ihren Resultaten bedeutend von einander ab. Nach den Beobachtungen Tredgold's, aus denen derselbe eine allgemeine Formel entwickelte, welche sehr gute Resultate lieferte, hat der D. bei 180° R. eine berechnete Elasticität von 108,10 Zoll, während die beobachtete 108,30 betrug. Nach Munke beträgt die Dichtigkeit 0,002914 von der des Wassers. Die Dichtigkeit des Schwefelkohlenstoffdampfes ist nach Gay-Lussac 2,6447 von der Dichtigkeit der atmosphärischen Luft und seine Elasticität bei 12° R. 7,6 Zoll. Die Dichtigkeit des Terpentinöldampfes gab Gay-Lussac auf 5,013 von der Dichtigkeit der atmosphärischen Luft an, seine Expansivkraft aber berechnete Tredgold bei 310° F. auf 33,5 engl. Zoll, bei 340° F. auf 47,30 engl. Zoll, bei 362° F. auf 62,4 engl. Zoll.

Dampfbad ist die Umgebung des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben mit heißen Wasserdämpfen. Gewöhnlich versteht man darunter das erstere, und nennt es auch russisches D., weil der Gebrauch desselben seit langer Zeit bei den Russen volksthümlich und allgemein, und von ihnen zu uns gebracht worden ist. Man bringt die Dämpfe im D. entweder dadurch hervor, daß man den Dampf siedenden Wassers durch Röhren in ein Zimmer leitet, oder dadurch, daß man kaltes Wasser auf erhitzte Steine gießt. Der Baderaum ist ein geschlossenes Zimmer, an dessen Seiten sich mehrere übereinanderliegende terassenförmige Erhöhungen befinden, um den Badenden Gelegenheit zu geben, sich bald in einer höhern, bald in einer gemäßigtern Temperatur aufzuhalten. Außerdem befinden sich im Baderaume noch Gefäße mit kaltem, lauem und warmem Wasser, Vorrichtungen zu kalten und lauen Begießungen und Regenbädern und zur Douche. Die Temperatur steigt auf jeden der Estraden um 2$^1/_2$° R. und in den meisten Badeanstalten kann man bis zu einer Wärme von 50° aufsteigen, während die Wärme am Boden des Zimmers 30° beträgt. Gewöhnlich läßt man sich in diesem Bade noch reiben und frottiren, auch wohl mit kaltem Wasser übergießen, welches nur eine vorübergehende und unschädliche Abkühlung macht, da es von dem erhitzten Körper schnell verdünstet. Um Erkältungen zu vermeiden, warte man besonders die ersten Stunden nach dem D., erst in wollene Decken gehüllt, dann nackt und zuletzt bekleidet, im Zimmer ab. Das D. ist nicht nur ein sehr zu empfehlendes diätetisches Mittel, sondern leistet auch in manchen Krankheiten, besonders solchen, die ihren Sitz im Hautorgane haben, sehr gute Dienste. Da aber viele Zustände den Gebrauch eines solchen Bades theils einschränken, theils gänzlich verbieten, so sollte man es nur nach genommener Rücksprache mit dem Arzte anwenden. Auch partiell werden Wasserdämpfe angewendet, entweder auf den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, um die Respirationsorgane frei zu halten, in eigenen dazu verfertigten Kisten, oder auf einzelne Körpertheile, was

ebenfalls in Kisten oder in Form der Dampfdouche geschieht, einer Vorrichtung, mittels welcher ein Dampfstrahl auf einen einzelnen Punkt des Körpers geleitet wird. Man kann den Körper auch Dämpfen aussetzen, welche aus Medicamenten, Schwefel, Quecksilber x. entwickelt sind, und der Arzt benutzt dergleichen arzneiliche Dampfbäder zu verschiedenen Zwecken. — Vom D. ist das Rauchbad zu unterscheiden, welches auch aus Dämpfen, aber von trocknen, durch Hitze verkohlten Substanzen besteht. Ein solches Bad sollen nach Herodot schon die Scythen gehabt haben, wobei die Dämpfe aus Hanfsaamen, den man auf heiße Steine warf, entwickelt wurden. Die Dampfbäder aus Wasserdämpfen scheinen den Griechen und Römern unbekannt gewesen zu sein; denn ihre Bäder waren nur zum Baden in heißer Luft und heißem Wasser berechnet und wenn in ihren Schwitzbädern auch Bassins mit heißem Wasser angefüllt standen, so war die Quantität der daraus sich entwickelnden Dämpfe zu gering, um ein D. darstellen zu können. Die Russen erhielten ihre Dampfbäder wahrscheinlich in sehr früher Zeit aus dem Oriente, doch können die jetzigen orientalischen Bäder keineswegs auf den Namen Dampfbäder Anspruch machen. Das erste russische Dampfbad in Deutschland wurde 1819 durch den Stifter des Mariannenbades in Berlin eingerichtet. Seitdem sind in sehr vielen Städten derartige Anstalten ins Leben getreten.

Dampfbleiche, ein von Chaptal erfundenes und verbreitetes Verfahren, das in vielen Gegenden, die eben so langwierige als kostspielige Methode der Rasenbleiche verdrängt hat. Hierbei werden nämlich die mit Natron und Kalilauge gehörig gesättigten Gewebe in einem geschlossenen Raume, den Wasserdämpfen von ziemlich hoher Spannung ausgesetzt, welche mit dem vorhandenen Kali vereint, die Auflösung des Pflanzenpigments in sehr kurzer Zeit bewirken. Das Verfahren ist dabei folgendes: Ueber einen flachen Kessel ist eine Dampfkammer von Sandstein aufgeführt, welche oben verschlossen und mit einem Sicherheitsventil so wie mit einer Thüre zum Einbringen der Gewebe versehen ist. Die Gewebe selbst werden auf einem hölzernen Roste, der sich über der Wasserfläche befindet, aufgeschichtet. Ist der Kessel mit Wasser gefüllt und der Rost beschickt, so wird gefeuert und die Operation beginnt, indem die alkalische mit dem Pigment gemengte Flüssigkeit, welche sich aus den condensirten Dämpfen bildet unter dem Roste aufgefangen wird. Mittels eines Dampfrohrs kann man übrigens, aus einem und demselben Kessel mehrere Apparate speisen, nur darf man dann die Gewebe nicht zu hoch über einander schichten, weil dadurch die Dämpfe gehindert werden, sich regelmäßig durch alle Gewebschichten zu vertheilen. Zum Einbeuchen der Gewebe nimmt man concentrirte Lauge, wechselt mit Dämpfen und dem Auslegen auf die Bleichplätze wiederholt ab und erhält so bei einer Lauge von 5° B. in ungefähr 3 Stunden ein völlig weißes Gewebe.

Dampfgeschütz. Die nahe Verwandtschaft der Wirkung des durch Verbrennung des Schießpulvers entwickelten Gases mit der der eingeschlossenen Wasserdämpfe lenkte sehr bald die Aufmerksamkeit auf die Frage hin, ob es nicht möglich sei den Dampf zur Forttreibung von Projectilen anzuwenden. Die ersten Versuche, welche man zur Ausführung dieser Idee machte, gingen von Perkins in London und vom General Girard in Paris aus. Das Princip beider Männer ist sehr einfach. Befindet sich nämlich in einem Flintenlauf eine Kugel und tritt hinter diese, Dampf von hoher Elasticität in das Rohr, so wird die Kugel mit einer Geschwindigkeit aus dem Laufe herausgetrieben, deren Größe von der Elasticität des Dampfes und der Länge des Rohrs abhängt. Die Wirkung des Dampfes auf das Projectile kann eine doppelte sein, entweder stufenweise wie das Pulvergas, oder schiebend, wie der Dampf auf den Kolben in dem Dampfcylinder wirkt. Nach Rumford's, Robin's und in neuerer Zeit nach Rommershausens Versuchen steht der Stoß, welcher das Pulvergas im Augenblicke der Explosion auf die Kugel äußert, dem Drucke von 2000 Atmosphären gleich. Wollte man also den Dampf wirken lassen, so müßte man, um Dampf von hoher Elasticität zu erhalten, eine Temperatur von 685° R. oder eine lebhafte Rothglühhitze anwenden, und selbst für eine Elasticität von 1000 Atmosphären würde eine Temperatur von 530° R. gehören. Das Pulvergas macht aber nur deshalb einen so enormen Stoß noth-

wendig, weil es sich hinter der Kugel her ausdehnt und dabei an Triebkraft verliert. Bei Wasserdämpfen, bei denen überhaupt die Herstellung einer sehr hohen Elasticität für die Dauer große praktische Schwierigkeiten hat, kann nur das zweite der obenaufgestellten Principien berücksichtigt werden, wonach durch gleichförmigen Druck auf die Kugel durch die ganze Länge des Rohrs gewirkt wird. Genaue Berechnungen und Versuche haben gelehrt, daß bei einem Dampfdruck von beinahe 60 Atmosphären eine 2löthige bleierne Kugel ein Rohr von 4 Fuß Länge mit einer Geschwindigkeit von 1200 Fuß in der Secunde, wie bei der Anwendung des Schießpulvers, verläßt. Da die nöthige Elasticität des Dampfes sich umgekehrt wie die Länge des Rohrs verhält, so braucht man für ein 6 Fuß langes Rohr nur einen Dampfdruck von 40 Atmosphären. Mit einem Dampferzeuger, dessen Dampffläche 30 □F. beträgt, kann man dann soviel Dampf bereiten, als erforderlich ist, um 120 Schüsse in der Minute zu thun, während man für 60 Schüsse nur 15 □F. Dampffläche braucht. Mit dem wachsenden Kaliber vermehren sich aber auch die Schwierigkeiten in einem solchen Verhältnisse, daß die praktische Ausführbarkeit sehr bald ihre Grenze erreicht. Eine 6 Fuß lange Dampfkanone, welche einpfündige Kugeln mit der Geschwindigkeit von 1600 Fuß in der Secunde schießen sollte, würde einen Dampfdruck von 139½ Atmosphären bedürfen. Unter diesen Verhältnissen ist daher ein solches Geschütz schon rücksichtlich der erforderlichen Stärke des Dampfkessels nicht mehr ausführbar. Verlängert man das Rohr bis auf 12 Fuß, so würde man den Druck auf 70 Atmosphären reduciren können. Ein solches Geschütz aber erfordert, wenn es in der Minute nur 8 Schüsse thun soll, eine Dampfmaschine von 9 Pferdekräften und eine Dampffläche von 90 □F.; ein solcher Apparat ist nicht mehr transportabel und das Geschütz wäre nur auf den Festungsgebrauch beschränkt, wo der Vortheil des Schnellschießens nur wenig mehr in Betracht kommt. Wollte man mit einer solchen Kanone 64 Schüsse in einer Minute thun, so würde man dazu eine Dampfmaschine von 72 Pferdekraft bedürfen, die dann eine Batterie von 12 Kanonen in dem Effect ersetzen, aber nicht in der genauen Richtung erreichen würde. Aus dem allen geht hervor, daß Dampfkanonen wohl schwerlich in der Praxis anwendbar sein dürften. Die bis jetzt nach diesen Principien ausgeführten D. sind Dampfflinten, von denen die von Perkins in der Adelaidegallerie in London aufgestellt ist. Sie ruht auf einem Wagen, welcher zugleich den Dampfapparat enthält und besteht aus einem Rohre, das jede beliebige Richtung annehmen kann, und auf dessen hinterem Ende ein zweites trichterförmiges Rohr angebracht ist. In diesem Rohre sind die Kugeln, welche von hier aus in das Hauptrohr rollen und von dort aus durch den mittelst eines Ventils hineingeleiteten Dampf fortgetrieben werden. Aus dieser Flinte kann man in 4 Secunden 70 Schüsse, jeden einzeln, thun, was den zum Laden erforderlichen Zeitaufwand abgerechnet 420 Schüsse in der Minute beträgt. In kurzen Zwischenräumen, etwa 50 Schritte weit, gegen ein eisernes Schild geschossen prallen die Kugeln mit solcher Gewalt an dasselbe an, daß sie ganz in Staub aufgelöst werden, gegen ein hölzernes Gerüst abgeschossen, dringen sie durch 11 Bretter, jedes 1 Zoll dick und 1 Zoll von einander abstehend. Durch eine Vorrichtung, mittels eines Rades wodurch man mehrere solcher mit Kugeln gefüllter trichterförmigen Röhren auf einander folgen lassen kann, kann man die Schnelligkeit bis auf 1000 Schüsse in der Minute steigern. Die vom General Girard im Jahr 1813 errichtete sogenannte Dampfbatterie, welche 180 Schüsse in der Minute that, bestand aus 6 Flintenröhren für welche ein Kessel den Dampf lieferte. Mehrere solcher Dampfbatterien wurden 1814 zur Vertheidigung von Paris bestimmt, aber am Tage des Einzugs der verbündeten Sieger auf höheren Befehl von den Franzosen selbst zerstört.

Dampfheizung nennt man die Anwendung des Wasserdampfes zur Heizung geschlossener Räume. Sie wurde von Tredgold erfunden und stellt sich in der Theorie ebenso einfach dar, wie sie praktisch in der Ausführung ist. In irgend einem Raume wird nämlich ein Dampfkessel von angemessener Größe und mit Sicherheitsventilen und Nachfüllungsapparat aufgestellt. Von ihm aus geht das Hauptdampfrohr in mehrere mit Drosselventilen versehene Nebenröhren, durch welche erst die Dämpfe in die einzelnen Zimmer

geführt werden, wo sie durch Wärmebehälter von beliebiger Form aus Gußeisen oder Ei-
blech geleitet, ihre Wärme abgeben und als Condensationswasser wieder in den Nach-
lungsbehälter zurückfließen. Es müssen daher alle Dampfröhren, in welchem das Co-
densiren der Dämpfe vor sich gehen kann, so angelegt werden, daß sie ungefähr einen Fa-
von $^1/_{100}$ haben und zwar in der Richtung des Dampfstromes, damit kein entgegengese-
Dampfdruck, Verstopfungen der Röhren herbeiführe. Wo die Röhren nicht zur Wärme-
ausströmung bestimmt sind, werden sie mit schlechten Wärmeleitern umgeben, um eine A-
kühlung der Dämpfe und Condensation zu verhindern. Ein Pfund Dampf von 80° R.
Temperatur giebt so viel Wärme ab, als nöthig ist um ein Pfund Wasser von 0° a-
520° R. zu erhöhen, condensirt sich dieser Dampf von 80° R. so kann er noch an die st-
umgebenden Flächen 440° Wärme abgeben und da die Anzahl der Cubikfuß Luft von 0° f-
ein Pfund 13,6 ist, so bedarf man für ein Zimmer von 300 Cubikfuß Rauminhalt i-
jeder Minute der Beheizung ungefähr $^1/_4$ Pfund Dampf. Wenn man nun, um in d-
Minute ein Pfund Dampf zu erzeugen, eine Beheizungsfläche von 10 QF. braucht, i-
würde eine Beheizungsfläche von $2^1/_2$ QF. für diesen Bedarf hinreichen. Da aber durch l-
Leitungen und andere nachtheilig einwirkende Umstände der Temperaturgrad des Dampf-
ehe er zu dem zu heizenden Raume selbst gelangt, vermindert wird, so nimmt man gewöh-
lich für die angegebene Heizung eines Zimmers von 300 Cubikfuß, eine Beheizungsflä-
von mindestens 3 QF. an. Die Ausstrahlungsfläche der Wärme, mag sie nun auf Wärme-
behälter oder Röhrenlagen vertheilt sein, richtet sich in Bezug auf ihre Größe theils na-
der Temperatur der Dämpfe, theils nach dem Drucke unter welchem dieselben erzeugt werd-
und nach der Temperaturdifferenz, welche durch die Heizung ausgeglichen werden soll. D-
Ausstrahlungsröhren giebt man am besten einen Durchmesser von 4 Zoll. Horizont-
Röhren wärmen besser als senkrecht stehende. An den Endpunkten der verschiedenen Au-
strahlungsröhren sind besondere Röhren angebracht, welche das Condensationswasser n-
dem Nachfüllungsapparat führen, so daß es noch warm daselbst ankommt. An den h-
Stellen der Ausstrahlungsröhren befindet sich auch eine Luftbahn, durch welche bei der A-
zung die kalte Luft aus den Röhren ausströmt und nach Beendigung der Heizung wied-
Luft einströmen kann, ersteres, damit nicht dort durch comprimirte Luft jener Theil d-
Röhre kalt bleibe, letzteres damit daselbst nach Condensirung des Wassers kein luftleer-
Raum entstehe und der Druck der äußeren Luft, namentlich bei Blechröhren, diese zusamm-
presse. Abgesehen von der Ersparung der Brennmaterialien und der gleichförmigen Wärme
ist die Dampfheizung schon darum vortheilhaft, weil sie bei geringerem Aufwande an Mau-
werk und Raum kleinere Heizungsflächen zuläßt, da der Wärmeverlust in den Leitung-
röhren durch zweckmäßige Anstalten bis auf ein Minimum gebracht werden kann. Be-
sonders zweckmäßig ist die D. da, wo von einem Feuerungsraume die Wärme für m-
viele Locale dauernd bestritten werden soll, z. B. in Fabriken, Gefangenhäusern, Be-
amtenlocalen, Gewächshäusern rc. Sie wird um so vortheilhafter, da man m-
mäßigem Drucke die Dämpfe sehr weit hin, sehr hoch hinauf verführen und ohne a-
Feuersgefahr die Wärmeleitungsröhren zwischen Gebälke durch und unter hölzerne Fu-
böden hinleiten kann.

Dampfkochen nennt man das Verfahren, bei welchem der Dampf entweder al-
ein Mittel Wärme mitzutheilen oder als Auflösungsmittel betrachtet wird. In der zuer-
genannten Wirksamkeit wird der Dampf hauptsächlich bei Erwärmung des Wassers und a-
derer Flüssigkeiten angewendet. Soll die Erhitzung unter dem Siedepunkte bleiben, w-
z. B. bei Bädern, beim Abdampfen, trocknen der Leinen- und Baumwollenzeuge rc., so b-
dient man sich Metallplatten oder Röhren, welche mit ebensoviel verdampfenden Flüssi-
keiten in Berührung kommen; wo höhere Temperaturgrade verlangt werden, müssen die
Wasserdämpfe unmittelbar in die Röhren eintreten und will man einen Temperaturgrad
über 80° R. haben, so müssen die Siedegefäße geschlossen und mit einem Sicherheitsve-
tile versehen sein, das je nach dem zu erreichenden Temperaturgrade belastet wird. Zum
Sieden der Flüssigkeiten mittels Wasserdampf braucht man hölzerne Bottiche, weil Holz ein

schlechterer Wärmeleiter ist als Metall und andrerseits Metalle in Fällen, wo die Flüssigkeit Salze enthält, leicht schädlich einwirken oder doch angegriffen werden könnten. Dies Verfahren ist auch nur bei solchen Flüssigkeiten anwendbar, bei denen die durch die Condensirung der Dämpfe hinzutretende Wassermenge nicht schädlich wirkt. Die Dämpfe werden in die Bottiche, und zwar möglichst nahe am Boden, weil sonst die untere Schicht kalt bleibt, durch ein Rohr geleitet, das nach innen hin trichterförmig gebildet ist, weil ohne diese Vorsichtsmaßregel die Dämpfe sich stoßweise condensiren und Schaden anrichten würden. Diese Art D. hat den Vortheil, daß sie das Anbrennen verhindert, jeden beliebigen Hitzgrad gewährt, daß man mit einem einzigen Dampfkessel eine beliebige Anzahl von Gefäßen erhitzen und die Operation der Kochung in vom Feuerraume entfernten, beliebig großen Gefäßen vornehmen kann. Auch bei dem Kochen der Speisen für den Hausbedarf und bei dem Dämpfen des Viehfutters bei Landwirthschaften ist dieses Verfahren anwendbar und wenn man das D. noch nicht allgemein eingeführt hat, so liegt es wohl nur daran, daß weder die Einfachheit noch die vielen Vortheile dieser Verfahrungsart hinlänglich bekannt sind. Hier treten nämlich die Wasserdämpfe, statt in die zu erwärmenden Flüssigkeiten, gleich in die zu kochenden oder vielmehr zu dämpfenden Gegenstände. Der Papin'sche Topf (s. Papin) und die sinnreiche Erfindung der Gattin des Leipziger Professors der Oeconomie Pohl haben das neue Verfahren zu der gegenwärtigen Ausbildung gebracht. Der Wasserdampf nimmt nämlich, wenn man seiner Ausbreitung Schranken setzt, eine sehr große Hitze an und dringt vermöge seiner sehr großen ausdehnenden Kraft viel leichter in die Zwischenräume der thierischen und vegetabilischen Körper, die man seiner Einwirkung unterwirft, vermindert den Zusammenhang ihrer Theile und löst ihre Säfte und Kräfte schneller auf als es kochendes Wasser vermag. Die in der neuesten Zeit sehr vervollkommnten Dampfkochtöpfe oder Digestoren haben folgende Einrichtung. Ein beliebig geformtes Gefäß von Gußeisen innen emaillirt oder auch von starkem verzinnten Eisenblech hat an seiner inneren Wand, etwa auf $1/3$ der Höhe, einen hervorstehenden Rand, auf welcher ein kleiner Rost von dünnen Stäben gelegt werden kann. Oben hat das Gefäß einen Pfalz, in welchem ein Deckel genau schließt und mittelst Schrauben luftdicht verschlossen werden kann. Die Mitte dieses Deckels ist durchbohrt und das Loch mit einer genau deckenden Platte verschlossen, welche durch eine starke Feder angepreßt, durch allzuhoch gespannte Dämpfe gehoben wird, wodurch die Dämpfe, welche sonst das Gefäß sprengen würden, einen Ausgang finden. Das Gefäß wird bis etwa 1 Zoll unter dem Roste mit Wasser gefüllt und dann die zu dämpfenden Gegenstände wenn sie trocken sind, unmittelbar auf den Rost gelegt; sind sie dagegen so beschaffen, daß sie durch den Rost fallen würden oder daß man ihren Saft erhalten will, so legt man sie auf Teller und stellt diese auf den Rost; dann schließt man den Apparat und setzt ihn so lange der Hitze aus, bis die Gegenstände den gewünschten Kochungsgrad erlangt haben oder gar sind. Saftlose und getrocknete Gegenstände z. B. trockne Hülsenfrüchte rc., müssen zuvor eine Zeit lang im Wasser aufgeweicht sein, ehe sie sich mit Dampf kochen lassen. Die einfachste Vorrichtung ist jedoch diejenige, welche sowohl zum gewöhnlichen Kochtopf wie zu einer hohen Bratpfanne nichts weiter verlangt, als Hinzufügung eines durchlöcherten Blechbodens und einen wohl anschließenden Deckel. Der Blechboden wird 1 bis 2 Zoll über den gewöhnlichen Boden des Topfes oder Pfanne gelegt, der unterste Raum bis an den Dampfboden mit Wasser gefüllt und auf denselben die zu kochende Speise gelegt. Vgl. „Anleitung zum Kochen und Braten im Dampfe" von Henriette Pohl, herausg. von Fr. Pohl (4. Aufl., Lpz. 1818 u. öfter) und Pechmann „Ueber Verbesserung und Einrichtung von Feuerungsanstalten" (Münch. 1831).

Dampfkugel nennt man eine Art Dampf- oder vielmehr Rauchkugel mit Pech, Harz, Colofonium, Schwefel, Salpeter, Antimon gefüllt, welche ehedem im Minenkriege gebraucht wurde, um den Feind aus den Minengängen zu vertreiben und ihm die Bewegungen gegen die Tranchéen zu verbergen. Sie wurden mit einem Zünder versehen, mit der Hand oder aus leichten Mörsern geworfen und um das Löschen zu verhindern, mit Mordschlägen, d. h. mit Stücken geladener Flintenläufe versehen. Etwas ähnliches war

schon den Alten, wenigstens als physikalisches Experiment, bekannt. Auf die Erscheinung, daß Wasser in eine mit einer engen Ausflußröhre versehene, außerdem verschlossene metallene Kugel gefüllt, bei starker Erhitzung der Letzteren sich in Dämpfe verwandelt, welche mit großer Gewalt aus der Röhre strömen, bauten sie eine Theorie für die Entstehung der Winde. Die Kugel selbst nannten sie Aeolipila, welchen Namen sie noch jetzt behalten hat. Die alten Aegypter sollen sich des Dampfstromes zur Hervorbringung einiger Bewegungen bedient haben und Hero von Alexandrien zeigte, daß, sobald der Dampf aus der Aeolipila ausströmt, nach der entgegengesetzten Seite ein Druck entsteht, dem die Dampfkugel folgt, wenn sie nicht durch eine äußere Kraft daran verhindert und eine der Richtung des Dampfes entgegengesetzte Bewegung annimmt. Wenn man daher an der Kugel, diametral einander gegenüber, Röhren anbringt und deren Enden in entgegengesetzter Richtung winkelrecht horizontal umbiegt, so wird die mit Wasser gefüllte erhitzte Kugel in eine rotirende Bewegung gesetzt, welche man zu passenden Zwecken gebrauchen kann. Im Großen ist dieses Experiment von keiner praktischen Anwendbarkeit, da der Bedarf an Feuerung den Nutzeffect bedeutend überwiegt, und selbst im Minenkriege bedient man sich in neuerer Zeit statt der D. der Quetschminen, durch welche man den feindlichen Minengang aus einer Contremine zusammendrückt.

Dampfmaschine, Feuermaschine, nennt man diejenige Maschine, welche durch die Kraft der Dämpfe des siedenden Wassers in Bewegung gesetzt wird. Die eigentliche Erfindung derselben fällt in das Ende des siebzehnten Jahrhunderts und gehört zu den ausgezeichnetsten und wichtigsten, welche nicht blos in den neueren Zeiten, sondern überhaupt je in der Mechanik gemacht worden sind; denn ihr Gebrauch beschränkt sich nicht auf die Bewegung hydraulischer Maschinen, worauf sie zunächst berechnet waren, sondern sie sind durch die Vervollkommnungen, welche sie im Laufe der Zeit erfahren haben, auf alle Arten von Mühlwerken, auf Glätt-, Säge-, Bohr- und Walzmaschinen, auf Fuhrwerke, Schiffe und fast überall anwendbar geworden, wo es um eine große bewegende Kraft zu thun ist, die sich zugleich auf eine einfache Weise regieren, leiten und hemmen läßt. Doch schon früher finden sich Spuren, daß man die Dampfkraft kannte und in Anwendung brachte. Der Prediger Mathesius bittet in seiner Bergpredigt „Sarepta" (Nürnb. 1562) für einen Mann, der Wasser durch Feuer und Luft hebt; der deutsche Ingenieur Sal. de Caus, der im Dienste des Kurfürsten von der Pfalz stand, beschreibt in seinem Werke „Les raisons des forces mouvantes avec diverses machines" (Frankf. 1615) eine D. seiner Erfindung, die übrigens nur eine Modificirung der Dampfkugel (s. d.) ist, welche auch der Italiener Branca 1629 benutzt hat. Für den ersten Erfinder der D. wird fast allgemein der Marquis von Worcester gehalten, welcher in einer kleinen Schrift „Century of inventions" (1655) über die Wirkungen der D. spricht. Aus dieser Schrift soll Savery die erste Idee entnommen und sich selbst angeeignet haben, um als Erfinder zu glänzen. Es wird sogar erzählt, er habe alle Exemplare derselben aufgekauft und verbrannt. Allein nach dem Urtheile späterer Schriftsteller ist Worcester für einen eingebildeten Prahler zu halten, der mit den Vorschlägen Anderer groß gethan, ohne vielleicht sie überhaupt recht zu verstehen. Wenigstens enthält die gedachte Schrift durchaus keine deutliche Angabe der Vorrichtung, das Wasser durch die Kraft der Dämpfe zu erheben. Es heißt darin: „Ein mit durch Feuer verdünntem Wasser gefülltes Gefäß erhob kaltes Wasser auf 10 Fuß Höhe, und ein Arbeiter, der die Maschine beaufsichtigt, braucht nur zwei Hähne so umzudrehen, daß, wenn ein Wasserbehälter ausgeleert ist, ein anderer zu wirken anfängt, und jener wieder mit kaltem Wasser gefüllt wird, und so fort, während das Feuer fortwährend gleichmäßig unterhalten wird, was von demselben Arbeiter leicht in derselben Zeit geschehen kann, welche zwischen den Zeitpunkten liegt, in welchen die Hähne umgedreht werden müssen." — Man sieht daraus, daß die Beschuldigung, ein Anderer habe hieraus die Idee der D. entlehnt, ganz unstatthaft ist, indem das eben Mitgetheilte und eben so wenig, was Worcester von der Kraft der Dämpfe überhaupt sagt, keine Spur einer verständlichen Anweisung zu ihrer Benutzung enthält. — Die erste D. rührt von Savery her, den eine zufällige

Beobachtung, die er bei Gelegenheit hydrostatischer und hydraulischer Experimente machte, auf den Gedanken leitete. Nach seiner Erzählung nämlich hatte er einen Ueberrest Wein in einer Weinflache verdampft und dieselbe umgekehrt in kaltes Wasser getaucht, welches darauf mit großer Heftigkeit in die Flasche eindrang. Auf dieses Experiment nun gründete er die Einrichtung seiner Maschine, deren Ausführung jedoch mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Erst im Jahre 1696 gab er eine Beschreibung derselben heraus. Wäre hiernach Savery der erste, der eine praktische Ausführung der D. versuchte und zu Stande brachte, so gebührt ihm doch die Ehre des ersten theoretischen Entwurfes nicht ungetheilt. Denn Dionysius Papinus kannte ebenfalls bereits die Kraft der Wasserdämpfe und hatte sie schon im Jahre 1631 bei seinem Digestor als Auflösungsmittel in Anwendung gebracht. Späterhin kam er auf den Gedanken, durch Niederschlagen des Wasserdampfes in einem verschlossenen Raume ein Vacuum zu bilden, welches dann durch den Druck der umgebenden Luft mit Wasser gefüllt werden sollte. Die savery'sche D. hat nach der neuesten und besten, ihr von Pontifex gegebenen, Construction folgende Haupttheile: Zwei cylinderförmige Behälter, deren obere Enden durch Röhren mit dem Dampfkessel in Verbindung stehen, können durch ein Schiebventil abwechselnd mit Wasserdampfe gefüllt werden. Sie münden sich nach unten in eine einzige Saugeröhre, welche durch ein nach innen zu öffnendes Ventil mit dem einen sowohl, wie mit dem andern in Communication gesetzt werden, und sind überdies noch jede mit einem nach außen zu öffnenden Ventil versehen, welches in einen beiden gemeinschaftlichen Behälter führt, von dem aus eine Ausflußröhre in die Höhe geht. Wird nun der Dampf in einen der Cylinder hineingelassen, während ihm der Zugang zum anderen gesperrt ist, so entweicht durch das nach außen gehende Ventil die Luft. Verschließt man alsdann diesen ersten Cylinder, indem man zugleich den zweiten öffnet, so wird durch Einspritzen von kaltem Wasser in jenem der Dampf niedergeschlagen; es entsteht ein leerer Raum und durch die Saugeröhre tritt in den Stiefel das auszuschöpfende Wasser. Unterdessen hat sich alsdann auch der zweite Cylinder völlig mit Dampf gefüllt, und indem man dessen oberes Ventil schließt, wodurch der nämliche Mechanismus wie dort in Gang kommt, d. h. der Dampf abgekühlt und das Wasser hineingepreßt wird, öffnet sich das des ersten wieder. Der eindringende Dampf drückt auf das darin befindliche Wasser, so, daß dies seinen Ausgang durch das nach außen zu öffnende Ventil und die Ausgußröhre nimmt.

Savery's Maschine ward durch Papinus, Desaguliers und Andere mannichfach vervollkommnet und abgeändert, bis sie durch Erfindung der sogenannten atmosphärischen Dampfmaschinen in den Hintergrund gedrängt wurde. Diese werden dem Newcomen, einem Eisenhändler, und John Cawley, einem Glaser aus Dartmouth, zugeschrieben, und unterscheiden sich im Wesentlichen von den savery'schen Maschinen durch einen Kolben, welcher im Dampfcylinder auf- und niedergeht. Ihre ganze Construction beruht auf Folgendem: Leitet man den Wasserdampf unter einen, in einem ausgehöhlten Cylinder auf- und niedergehenden, luftdicht anschließenden Kolben, so muß dieser, sobald die Expansivkraft des Dampfes größer ist, als die der atmosphärischen Luft, nothwendig gehoben werden, und zwar mit desto größerer Gewalt, je mehr die Elasticität des Dampfes die der Luft überwiegt. Wird sodann der Dampf im Cylinder durch eingespritztes kaltes Wasser wieder niedergeschlagen, so muß auch der Kolben durch den Druck der Luft in den dadurch gebildeten leeren Raum zurückgetrieben werden. Dieses Spiel des Kolbens setzt die ganze Maschine in Bewegung. Man denke sich nämlich die Kolbenstange an dem einen Ende eines Hebels oder Balanciers angebracht, dessen anderer Arm mit einer Druckpumpe in Verbindung steht. Wird alsdann unter den Kolben abwechselnd Dampf gebracht und wieder niedergeschlagen, also der Embolus gehoben, bald wieder von der Luft niedergedrückt, so muß an dem anderen Hebelarme eben so abwechselnd die Pumpenstange niedergedrückt und bald gehoben, also das Wasser aus dem Brunnen gefördert werden. — Die erste Maschine dieser Art brachten die Erfinder im J. 1711 zu Wolverhampton zu Stande; eine andere größere wurde im J. 1719 zu London erbaut, welche

das Wasser aus der Themse heben sollte. Die erste in Deutschland errichtete ließ der Land-
graf von Cassel im J. 1722 durch den kaiserlichen Baumeister Joseph Emanuel Fi-
scher, Baron von Erlachen, ausführen; eine zweite wurde 1723 zu Königsberg in Ungarn
von Potter angelegt. Man sieht aus dieser schnellen Verbreitung, welchen Beifall die
Maschine gefunden hat. Unstreitig verdient sie auch einen großen Vorzug vor der savery'-
schen, indem sie einmal einen viel stärkeren Effect giebt, sodann aber auch mit bei weitem
geringerem Brennmateriale hergestellt werden kann. Denn da der Dampf nur zum Er-
heben des Kolbens, nicht aber zum Niederdrücken gebraucht wird, und da überdies nicht
eigentlich die Elasticität des Dampfes, sondern vielmehr das Uebergewicht des Balanciers
auf der anderen Seite das bewegende Princip des Kolbens ist, so muß offenbar weit we-
niger Dampf verbraucht werden, als bei jener. Allein um auch die Unvollkommenheiten
nicht zu verschweigen, müssen die Ausstellungen erwähnt werden, welche man gegen die
Festigkeit der Maschine zu machen hat. Durch das Anschlagen des Kolbens beim Auf-
und Niedersteigen erhält der Cylinder unvermeidlich starke Erschütterungen, welche sich,
der nothwendigen Verbindung zwischen ihm und dem Kessel auf diesen fortpflanzen
endlich eine Zerrüttung seiner Verbindung hervorbringen. Außer dem wird das einge-
spritzte Wasser in dem heißen Cylinder leicht selbst in Dampf verwandelt, der alsdann dem
Drucke der Atmosphäre widersteht und das Niedersinken des Kolbens nicht unbedeutend ver-
zögert. Endlich wird dies eingespritzte Wasser, indem es sich am Boden des Stiefels an-
sammelt, dadurch lästig, daß es die neu hinzutretenden heißen Dämpfe zum Theil ...
und so ebenfalls die rasche Bewegung des Kolbens hindert. Trotz dieser Fehler wurde
indeß der Gebrauch der atmosphärischen Dampfmaschinen immer allgemeiner. Nicht nur
in England, Frankreich, Holland und Deutschland wurden deren immer mehr und mehr an-
gelegt, sondern schon seit 1760 fing man auch im britischen Amerika an, sich ihrer zu be-
dienen. Und bald sollten sie noch einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen,
deren Urheber der Schotte James Watt wurde. Er war im Jahre 1757 Aufseher des
mathematischen und physikalischen Cabinets in Glasgow geworden und hatte, durch seinen
Lehrer und Freund, den berühmten Geometer Robison, geleitet, seine ganze Aufmerk-
samkeit auf ein bewegliches Modell einer newcomen'schen Dampfmaschine gerichtet. Er sah
ein, daß dergleichen Maschinen einen viel ausgebreiteteren Nutzen hätten, indem sie über-
haupt als Mittel großer Bewegungen unter anderen auch bei Fuhrwerken gebraucht werden
könnten. Nur schien es ihm, daß die Abkühlung der heißen Dämpfe zu vielen Wassers
bedürfte, und er beschloß daher, durch bloße Anwendung ihrer elastischen Kraft das Auf-
und Niedergehen des Kolbens zu bewirken. Dies zu erreichen schloß er den Dampfcylinder
oberhalb mit einem Deckel, ließ die Kolbenstange durch eine Stopfbüchse luftdicht hindurch-
gehen, und leitete nun den Dampf sowohl unter den Kolben, wie auch darüber. Eine
solche Maschine erbaute Watt im J. 1768 zu Kinneil in den Kohlenminen des Herzogs
von Hamilton. Später im J. 1773 verband er sich mit dem unternehmenden Boulton
und legte mit diesem nach Erlangung eines Patents auf 25 Jahre zu Soho bei Bir-
mingham eine Fabrik an.

Die einfachste Einrichtung der Watt'schen Maschine ist folgende: Um dem Cylinder
eine stets gleichbleibende Temperatur zu geben, wurde derselbe noch mit einem Gehäuse
umschlossen, welches heißen Dampf enthielt. Der Dampf aus dem Kessel wurde dem
oberen Theile des Cylinders zugeführt, durch eine Röhre, welche auch mit dem unteren
Ende in Verbindung gesetzt werden konnte. Die Verdichtung der Wasserdämpfe geschah
in einem besonderen, in einem Troge mit kaltem Wasser befindlichen Gefäße, dem Con-
densator, durch Einspritzen eines Wasserstrahls. Zur Hinwegschaffung des Wassers
aus demselben diente nicht eine einfache Abzugsröhre, sondern eine Pumpe, deren Kolben-
hub so groß war, daß mit dem Einspritzwasser zugleich die elastische Flüssigkeit mit abge-
führt wurde, welche sich bei der Verdichtung der Dämpfe gebildet hatte. Stand nun der
Kolben auf seinem höchsten Puncte, so wurde die Verbindung zwischen dem Kessel und
dem Cylinder, sowohl dem oberen als auch dem unteren Theile geöffnet. Der Dampf trat

alsdann die darin befindliche Luft in den Condensator. Wurde dann die Communication zwischen dem Kessel und dem unteren Theile des Cylinders gesperrt und in den Condensator Wasser gespritzt, so bildete sich in diesem ein leerer Raum, in dem sich die Dämpfe augenblicklich zurückzogen, und so dem Kolben, der dann von den darüber befindlichen Dämpfen allein gepreßt wurde, herabzusinken gestatteten. Hatte er beinahe seinen tiefsten Stand erreicht, so wurde der Zufluß der Dämpfe aus dem Kessel gehemmt, zugleich die Verbindung zwischen dem oberen und unteren Theile des Cylinders, so wie auch der Hahn der Einspritzröhre geöffnet. Dadurch wird das Niedersinken des Kolbens plötzlich gehemmt, es tritt zwischen den Dämpfen oberhalb und unterhalb Gleichgewicht ein, und der Kolben fängt daher während der Verdichtung der Wasserdämpfe wieder an, in die Höhe zu gehen. Unterdessen leert die Luftpumpe den Condensator wieder aus, und sobald der Kolben seinen höchsten Stand wieder erreicht hat, wird die Verbindung mit dem Kessel hergestellt und das vorige Spiel beginnt von Neuem. Da jedoch bei dieser Maschine, welche den Namen single reciprocating engine, Maschine mit einfacher Wirkung, erhielt, der Dampf nur gegen die eine Seite des Kolbens wirkte, so ging dabei noch immer viel Kraft verloren und die Maschine leistete noch nicht, was man von ihr fordern konnte. W a t t sann daher, namentlich als einige Bergwerksbesitzer in Cornwallis ihre Gruben tiefer zu führen wünschten, als mit den bis dahin erbauten Maschinen möglich war, auf neue Verbesserungen derselben, und erfand die D a m p f m a s c h i n e n m i t d o p p e l t e r W i r k u n g, double condensing engines. Sie unterscheiden sich von den früheren hauptsächlich dadurch, daß der Dampf abwechselnd auf die obere und untere Fläche des Kolbens drückt, während er zugleich auf der entgegengesetzten verdichtet wird. Offenbar müssen sie die doppelte Wirkung thun, und zwar in der Hälfte der Zeit, weshalb sie auch noch jetzt als die vorzüglichsten am meisten im Gebrauch sind. Allein man muß nicht glauben, daß deswegen das Streben, der Dampfmaschine eine immer größere Vollkommenheit zu geben, aufgehört hat; vielmehr sind der Veränderungen und Vervollkommnungen so viele geworden, daß es unmöglich ist, sie sämmtlich aufzuzählen, und es ist wohl keine Uebertreibung, wenn G r e g o r y sagt, daß in den letzten 20 Jahren kaum ein Monat vergangen sei, in welchem nicht neue Abänderungen in Vorschlag gekommen wären. Wir begnügen uns, das Wichtigste davon kurz zu erwähnen. Dahin gehört vor Allem die Construction der sogenannten E x p a n s i o n s m a s c h i n e n, die ihren Namen davon erhalten haben, daß man den Dampf nach Sperrung seines ferneren Zuflusses mehr durch seine Expansion wirken läßt. Bei der Watt'schen Dampfmaschine wird nämlich nicht die ganze Kraft des Dampfes, die er durch seine Expansion auszuüben im Stande ist, in Anspruch genommen, sondern sie geht zum Theil verloren, indem der Kolben nach Beendigung seiner Bewegung noch dieselbe Kraft wie anfangs besitzt. Offenbar wird er noch eine gewisse, wenn auch immer abnehmende Bewegung hervorzubringen im Stande sein. W a t t kam daher schon 1769 auf die Idee, seinen Dampfcylinder nur zum Theil zu füllen und die übrige Bewegung des Kolbens durch die Expansion bewirken zu lassen, und erhielt auf diese neue Erfindung ein Patent. Zur vollständigeren Benutzung des Dampfes machte in der Folge W o o l f den Vorschlag, zwei Dampfcylinder, deren einer 5 bis 8 Mal mehr Capacität hat als der andere, kreuzweise durch Röhren zu verbinden. Treten dann die Dämpfe aus dem Kessel zunächst in den kleineren Cylinder, und drücken den Kolben z. B. niederwärts, so werden dadurch die unter dem Kolben befindlichen durch die Verbindungsröhre in den anderen Cylinder gedrängt und pressen hier den Embolus vermöge ihrer Expansion ebenfalls nieder. Sind dann beide Kolben auf ihrem niedrigsten Stande und es treten Dämpfe unter den ersten, so hebt sich dieser, drückt dabei die über ihm befindlichen in den zweiten Cylinder unter dessen Kolben, und so fängt auch dieser an sich zu heben. Die Kraft des Cylinders ist hierbei ein offenbarer Gewinn. Man hat sogar versucht, drei solcher Cylinder neben einander anzubringen; allein dergleichen Maschinen haben sich für den praktischen Gebrauch, vorzüglich wenn sie selbst transportirt werden müssen, bald untauglich gezeigt. — War bei den Watt'schen Maschinen die Elasticität der dabei angewandten Dämpfe nur um ein We=

niges größer als der Druck der Luft, so fing man später an, Maschinen zu bauen, bei welchen die Elasticität der Dämpfe 2, 3, ja 10 Mal größer war. Sie wurden Maschinen mit hohem Drucke, jene Maschinen mit niederem Drucke genannt. Jene kamen vorzüglich seit 1802 durch Vivian und Trevithick in Gebrauch und wurden von diesen zuerst in England, von Oliver Evans in Amerika zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß man den Dampf aus dem Cylinder unmittelbar in die Atmosphäre hinauslassen, also den Condensator gänzlich entbehren konnte. Die vorzüglichste unter den spätern Verbesserungen der Dampfmaschine rührt von Perkins her, der sie im Jahre 1823 bekannt machte. Seine Maschine hat nicht den gewöhnlichen Dampfkessel, sondern statt dessen ein großes Gefäß aus Glockengut mit 3 Zoll dicken Seitenwänden, welchem er den Namen Generator gegeben hat. Die Größe der Kessel richtet sich nach der erforderlichen Dampfmenge für eine gewisse Zeit und eben darauf gründet sich auch die Größe der Fläche, welche mit der Feuerung in Berührung kommt. Nach Watt sind 8 QF. Feuerungsfläche erforderlich, um einen Cubitfuß Wasser in einer Stunde zu verdampfen oder 10 QF. für 417 Pfd. Dampf in einer Minute, wobei eine Hitze von 135° R. entwickelt wird. Das Springen der Kessel zu vermeiden, versieht man sie mit einem Sicherheitsventile, das von dem überflüssigen Dampf entweder gehoben wird oder so eingerichtet ist, daß es bei einem gewissen Hitzgrade schmilzt, worauf der Dampf entweicht. Von dem Druck der Dämpfe im Kessel überzeugt man sich durch den Dampfmesser (s. d.). Außerdem bedarf der Dampfkessel einer Speisungsvorrichtung. Das durch Verdampfung allmählig abgehende Wasser muß nämlich wieder ersetzt werden. Dies geschieht entweder mittelbar oder unmittelbar durch eine Pumpe, welche von dem Balancier der Maschine selbst bewegt wird. Zum Nachfüllen nimmt man gern das Condensationswasser, da dasselbe erwärmt, keinen allzugroßen Temperaturwechsel im Kessel herbeiführt. Von der Oberfläche des Kessels aus geht das Dampfrohr nach dem Dampfcylinder der Maschine, in welchem der Dampf durch die Steuerung in bestimmter Zeit und Menge vertheilt wird. Im Innern des Dampfrohrs befindet sich ein sogenanntes Drosselventil, wodurch der Dampfzufluß regulirt werden kann. Im Dampfcylinder erfolgt das Kolbenspiel der Dampfmaschine. Er ist aus Gußeisen und ganz genau ausgedreht, damit der Kolben in demselben möglichst genau schließe. Die Höhe des Dampfcylinders richtet sich nach der Höhe des Kolbenspiels und beträgt gewöhnlich das Doppelte des Durchmessers. Der Kolben besteht bei Dampfmaschinen von niedern Drucke aus einer Platte, welche ungefähr $1/8$ Zoll weniger Durchmesser hat als der Cylinder und $1 1/2$ Zoll dick ist; bei Hochdruckmaschinen wendet man häufig Metallkolben an, doch werden auch Hanfkolben gebraucht. Da die Kolbenstange am Balancier hängt und dieser sich um die Achse in seinem Mittel bewegt, so würde die Kolbenstange nicht senkrecht auf- und absteigen, da der Aufhängungspunct ein Bogenstück um den Drehungspunct macht. Man versieht daher die Kolbenstange mit einem Gewerbe und bewirkt nun durch eine Gegenlenkung (Parallelogramm) den senkrechten Gang derselben. Der Dampfzufluß zum Cylinder wird durch die Steuerung regulirt, deren Haupttheile die Ventile sind, die in Klappventile, conische oder sogenannte T Ventile, Schubventile, Kolbenventile und rotirende Scheibenventile zerfallen, oder auch, wie jetzt sehr häufig, Hähne bilden, die aber anders gebohrt sind als die gewöhnlichen. Das Oeffnen und Schließen der Ventile oder die Steuerung geschieht durch die am Balancier gehängte Schubstange, welche mit den Ventilen in Verbindung steht und wenn die Maschine ein Schwungrad (s. d.) hat, von diesem aus. Weil durch Zufälligkeit der erzeugte Dampf einen höhern oder geringern Hitzgrad, also mehr oder mindere Spannung erhalten kann, wo im erstern Falle die Maschine zu viel, im andern zu wenig arbeiten würde, so hat man einen Regulator angebracht, der im erstern Falle weniger, im letztern Falle mehr Dampf in den Cylinder führt und gleichsam von der Maschine in Wirksamkeit gesetzt wird. Der gebräuchlichste Regulator ist der conische Pendel oder der Centrifugalmoderator. — Die rotirenden Dampfmaschinen, bei denen der Kolben durch eine Fläche ersetzt

wird, welche sich in einem Cylinder um ihre Achse dreht, an deren Verlängerung man dann die Triebräder anbringt, hat wegen der Schwierigkeit den Dampf ohne Verlust eintreten zu lassen, wenig praktische Anwendung. Andere Maschinen sind von Savery, Keir, Mancarrow, Congreve, Masterman und Bernhard in Vorschlag gebracht worden, haben aber in der Anwendung sich als wenig praktisch bewiesen.

Die Dampfmaschinen sind jetzt über ganz Europa und in den vereinigten Staaten von Nordamerika verbreitet, hauptsächlich in den Ländern und unter den Regierungen, welche der Industrie freieren Spielraum gestatten und die Ueberzeugung hegen, daß die Industrie ohne Hilfe des Maschinenwesens und der Fabrikatur auf der Stufe der Kindheit zurückbleibt und bleiben muß. England ist die wahre Heimath der Dampfmaschinen, schon im Jahre 1830 zählte man in England gegen 15,000 Dampfmaschinen, und seitdem sind sie täglich vermehrt worden. Wir wollen nur an die Baumwollenfabrikation (s. d.) erinnern, die nicht so in die Höhe hätte gebracht werden können, wenn man nicht die Dampfmaschinen zu Hilfe genommen hätte. Um von andern Erwerbszweigen zu schweigen, gedenken wir der Flachsspinnereien (s. d.), eines neuen Industriezweiges, dessen sich England bemächtigt und das ihn schon so ausgedehnt hat, daß es den Continent mit Leinengarn und Leinewand zu einem Preise versorgen kann, für den die Handspinnerei und die gewöhnliche Handweberei das Fabrikat auf dem Festlande nicht herzustellen vermag. Dadurch erhält die Zahl der englischen Dampfmaschinen einen neuen Zuwachs, sowie durch die Vermehrung der Eisenbahnen (s. d.) und der Dampfschiffe, für welche die Dampfmaschine zur Lokomotive, d. h. zu einer Maschine eingerichtet ist, welche sich nicht nur selbst mit großer Schnelligkeit auf einer vorgeschriebenen Bahn fortbewegt, sondern auch fähig ist, beladene Fuhrwerke mit sich fortzuziehen. Die Leistung einer Dampfmaschine wird allgemein nach Pferdekräften bestimmt, d. h. man giebt die nutzbare Kraft der Maschine in der Art an, daß man sagt eine wie große Anzahl von Pferden bei achtstündiger Tagesarbeit erforderlich wäre, um dasselbe zu thun, was eine bestimmte Maschine leistete. Man kam wahrscheinlich darauf, nach Pferdekräften die Effekte der Maschine zu bestimmen, weil man sich früher bei den vielen vorhandenen Maschinerien, um sie in Bewegung zu setzen, der Pferde bediente. Die Gesammtkraft aller Dampfmaschinen im vereinigten Königreiche Großbritannien schlägt man gegenwärtig auf mehr als 300,000 Pferdekräfte an. England stehen die freien Nordamerikaner am nächsten; auch in andern Staaten finden die Dampfmaschinen mit dem Fortschreiten der Eisenwege mehr Eingang; so in Frankreich, wo man über 2000 zählt, in Belgien, in den Rheinlanden, Sachsen, Preußen u. s. w.

Dampfmesser ist ein Instrument, um die Expansivkraft des Dampfes in höheren Temperaturen zu messen und zu bestimmen. Die erste Idee dazu gab Ziegler in seinem Elaterometer, aus welchen Bétancourt um 1790 seinen Dampfmesser bildete. Mehrere Deutsche wie Bicker und Ruppe, noch mehr Arzberger und Schmidt, vervollkommneten denselben. Man wendet den Dampfmesser besonders an, um den für Zerspringen des Dampfkessels bei Dampfmaschinen gefährlichen Hitzgrad zu bestimmen und das Ventil derselben, wenn es sich nicht selbst öffnet, zu öffnen, und dadurch die Gefahr des Zerspringens zu vermeiden. An den Dampfmaschinen sind jetzt meist 2 Dampfmesser angebracht, einer das Quecksilbervisir am Dampfkessel, ein anderer der Indicator am Dampfcylinder. Der Christian'sche Dampfmesser ist nur bestimmt den absoluten Dampfdruck anzugeben.

Dampfschiff nennt man diejenigen Schiffe, bei denen eine Dampfmaschine als bewegendes Princip angewandt ist. Der Versuch, die Fortbewegung der Schiffe durch mechanische Vorrichtungen zu bewirken und auf diese Art von dem Winde unabhängiger zu machen, ist nicht neu. In den Jahren 1687 bis 1693 soll sich zu Havre ein Franzose Duquet mit dieser Aufgabe beschäftigt haben; allein die Dampfschifffahrt selbst ist neueren Ursprungs. Der erste hieher gehörige Vorschlag rührt von Jonathan Hull her und besteht darin, die lothrechte Bewegung des Kolbens einer Dampfmaschine vermittelst Seile in eine rotirende zu verwandeln und sie auf Schaufelräder an den Seiten eines Schiffes

fortzupflanzen. Hull erhielt im J. 1736 ein Patent auf dergleichen Schiffe; doch schein sein Entwurf nie ausgeführt worden zu sein. Es folgte darauf ein anderer Versuch von Symington. Er ließ den Balancier der Dampfmaschine ganz weg, legte statt dessen den Cylinder fast wagerecht. Indem er so die Kolbenstange durch Frictionsrücke in ihrer Lage erhielt, und vermittelst eines Lenkers mit einem Krummzapfen in Verbindung brachte erhielt er eine rotirende Bewegung, welche von einem gezahnten Rade auf das Wasserrad überging, das in einer Höhlung, nahe am Hintertheile des Schiffs und auf der halben Breite desselben angebracht war. Er versah sein Schiff zu gleicher Zeit am Vordertheile mit Stampfen, welche dazu bestimmt waren, das Eis in den Canälen zu durchbrechen. Im Jahre 1775 brachte Perrier ein Dampfschiff zu Stande, womit er die Seine wirklich befuhr, welches aber, weil es zu langsam ging, bald wieder in Vergessenheit kam. Ebenso verhielt es sich mit einem andern Dampfboote, welches 1787 von Fitch, einem Amerikaner, erbaut wurde, und womit dieser den Delaware befuhr; doch nur bis Burlington gelangte, wo der Kessel sprang. Seine späteren Versuche waren nicht glücklicher er starb am Ohio in großen Schulden. Seine Geheimnisse hinterließ er versiegelt mit der Bedingung, daß sie erst 30 Jahre nach seinem Tode eröffnet werden sollten. Im Jahre 1788 baute auch Patrik Müller ein Dampfschiff, das alle Erwartungen übertraf, aber nicht benutzt wurde. Gleiches Schicksal hatten die Versuche Livingston's, Kinsley's, Roosevell's u. A. Gegenwärtig sind es gegen 400 Dampfschiffe, welche auf dem Mississippi gehen; in Frankreich giebt es über 200 Dampfschiffe; auf der Seine, von Rouen bis zum Meere sind 3 Dampfpacketboote, 4 eiserne Dampfboote und 8 Bugsirschiffe in Thätigkeit; die Saone hatte 1827 kein einziges Dampfboot und 1836 schon 21, so wie auch andere Flüsse und neue und alte Kanäle befahren werden. Für die Beschiffung der Rhone und Saone, sowie für den französischen Handel im Mittelmeere bildeten sich Dampfschifffahrtsgesellschaften. In England zählte man 1835 über 500 und 1836 über 600 Dampfschiffe mit einem Gehalt von 67,055 Tonnen. Bis zum Jahre 1820 wurden Dampfschiffe nur zum Personentransport, jetzt aber auch zum Transport von Waaren gebraucht; im Jahre 1836 sind 5,429,226 Tonnen Waaren mit Dampfschiffen verführt worden. Neuerliche großartige Dampfschifffahrtsunternehmungen der Briten sind die Fahrten von London nach Neuyork, wie eine solche von Liverpool nach Neuyork und Halifax in Kanada bereits in 13 Tagen gemacht wird. Die Fahrt macht 700 deutsche Meilen mit einer mittlern Schnelligkeit von 2 deutschen Meilen in der Zeitstunde, so daß man von London nach Neuyork in 14 Tagen kommt. Am 19. Juli 1837 wurde auch in Bristol ein Dampfboot vom 400 Pferdekraft vom Stapel gelassen, um den Dienst zwischen Bristol und Neuyork zu verrichten. Die zweite Unternehmung ist die Errichtung einer regelmäßigen Verbindung durch Dampfschiffe zwischen London und Jamaika in Westindien, die Herstellung einer Communication zwischen England und Ostindien durch eine Fahrt über Aegypten, durch das Mittelmeer nach Alexandrien, nach Suez in das rothe Meer über Bombai nach Kalkutta. Damit in Verbindung steht die Euphrat-Expedition (s. d.) und die Regulirung der Dampfschifffahrt auf dem Indus, um dem englischen Handel die Bahn in das Herz Asiens, nach Persien, Afghanistan, die chinesische Tartarei, Tibet u. s. w. zu öffnen. In jedem Lande Europa's, in Belgien, der Schweiz, wo alle Seen mit Dampfbooten befahren werden, in Dänemark, Schweden, Rußland, Portugal, Spanien, Holland, selbst in Griechenland (das erste griechische Dampfschiff 1837) und in der Türkei sind es Dampfschiffe, welche die Verbindung im Innern und Aeußern erhalten. In Deutschland haben sich Vereine für die Ausführung der Dampffahrten nach dem Muster auswärtiger, namentlich nach der 1824 in London entstandenen Damschifffahrts-Gesellschaft gebildet. Die wichtigsten sind die drei österreichischen, die Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft in Wien, mit denen von Ulm und Regensburg, die Gesellschaft, welche die Fahrt zwischen Triest und Venedig unterhält und der Verein des österreichischen Lloyd. Ferner die konstanzer, die niederländische, die lindauer und die rheinische Dampfschifffahrts-Gesellschaft, eine für den Ober-, die andere für den Nieder- und Mittelrhein. Die Elbe

wurde schon in früheren Jahren von Hamburg bis Magdeburg befahren; im Jahre 1836 erhielt aber eine in Dresden zusammengetretene Elbschifffahrts-Gesellschaft ein fünfjähriges Privilegium, um auch die Oberelbe mit Dampfschiffen zu beleben, indem man daselbst bei niederem Wasserstande die Dampfboote als bewegende Kraft anwendet, welche die mit Personen und Gütern beladenen Fahrzeuge in's Schlepptau nehmen, bei hohem Wasserstande aber selbst frachten. Am 22. April 1837 kam das erste Dampfschiff nach 46stündiger Fahrt von Hamburg nach Dresden und seit Mai 1837 ist die Fahrt schon von Dresden aus mit eisenblechenen Dampfschiffen, die nur 16—18 Zoll tief gehen, im Gange, sie ist mit der Magdeburg-Hamburger in Verbindung, welche binnen 19 Stunden vollendet wird. Die Dampfschiffe eignen sich vorzüglich für die Flüsse und Binnenseen und sind die geschicktesten Mittel, den innern Landesverkehr auf den Wasserstraßen zu beleben. Die Beschiffung der Meere ist manchen, wie es scheint, unausweichlichen Hindernissen ausgesetzt, schon deswegen, weil die Dampfschiffe stärker und schwerer gebaut und mit einem großen Vorrath von Kohlen beladen werden müssen. Sie müssen sich auf längere Zeit verproviantiren. Außerdem nimmt die Maschine ein zu großes Gewicht ein, gewöhnlich befinden sich zwei Maschinen auf einem Schiffe. Darum können sie nicht so viel an Bord nehmen, weder an Personen noch an Waaren, als ihre Größe und die Herstellungskosten eines Schiffes erwarten lassen. Bei den Fahrzeugen auf Flüssen, Kanälen und Seen, sowie an Strandfahrten tritt ein solches Hinderniß nicht ein, und wenn auch das Fahrzeug mit zwei Dampfmaschinen belastet ist, so sind doch die Vorräthe an Brennmaterial nicht so groß, wie bei Seeschiffen. Dies ist der Grund, warum die Dampfschifffahrt auf den Flüssen sehr belebt ist, und warum man gegenwärtig ausnehmend viel darauf verwendet, sie noch mehr zu erweitern. Die Nordamerikaner besitzen Fahrzeuge von riesenmäßiger Größe und von ungewöhnlicher Schnelligkeit. Sie haben ein Dampffloß, auf dem 700 Personen zugleich transportirt werden, bei einer Geschwindigkeit von beinahe 5 deutschen Meilen in der Zeitstunde. In einem andern Dampfboote saßen 300 Personen allein zu Tische, während das Fahrzeug kaum 4 Fuß tief im Wasser pfeilschnell dahinflog und in 8 Stunden einen Weg von 19 deutschen Meilen zurücklegte. Alles dies ist aber nur in Nordamerika möglich; dort giebt es ungeheure Ströme und meerartige Seen. Dazu kommen noch die vielen Kanäle, die in Nordamerika gezogen worden sind. Sie betragen zusammen 700 deutsche Meilen und ihre Herstellungskosten gegen 80 Mill. Thaler. In Europa fehlt es nicht an Kanälen, ihre Zahl ist sogar bedeutender als die Zahl der Kanäle in Nordamerika, wenn sie auch nicht so einflußreich auf den Handel sind. In Großbritannien wurden in 165 Parlamentsakten von 1758 bis 1804 nicht weniger als 76 Mill. Thaler zu Kanalbauten verwilligt; es giebt dort 640 deutsche Meilen Kanäle mit 7 Tunnels. In Frankreich beträgt die Länge der sämmtlichen Kanäle 624 Meilen, während die Flußschifffahrt 1240 deutsche Meilen ausmacht. Deutschland zählt eine Menge Kanäle, die wichtigsten werden aber die sein, welche im Bau begriffen sind, oder zu denen man die Entwürfe macht. Dahin gehört der Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Rhein, der Kanal von der Seine nach dem Rheine, von Ulm nach dem Bodensee und von Kehl bei Straßburg bis nach Ulm. Auch in Italien, Spanien, Belgien, Holland, Schweden, Preußen, Dänemark giebt es Kanäle zur Erleichterung der Communication und zur Beflügelung der Dampfschifffahrt auf den Flüssen und Binnenseen. Der Schwierigkeiten ungeachtet ist die Dampfschifffahrt auf dem Weltmeere nicht hinter der Flußschifffahrt zurückgeblieben. Fast alle Seestädte sind bereits durch regelmäßige Fahrten mit einander verbunden. Zwischen Dänemark, Schweden und Deutschland, zwischen Lübeck und Petersburg, auf dem Weltmeere zwischen Gibraltar, Malta und den Balearen, zwischen Valencia, Barcelona, Rosas, Marseille, Genua, Livorno, Neapel, Palermo, zwischen Marseille, Messina, Korfu, Konstantinopel und Syra, zwischen Toulon, Oran, Algier, Bona und Tunis, zwischen Corsica und Frejus, zwischen Genua, Livorno und Sardinien, zwischen Triest und Syra, zwischen Venedig, Triest, Ancona und Nauplia, zwischen Athen, Rhodus und Candia gehen regelmäßige Fahrten, sowie durch die Dardanellen im Bosporus, im schwarzen,

azowschen und kaspischen Meere. Zwischen England und Frankreich, zwischen Irland und Schottland, zwischen England und Amerika ist mit Dampf die lebhafteste Communication hergestellt; verbunden sind die Städte Aberdeen, Leith, Newcastle, Hull, Kingston, Boston, Ipswich, London, Margate, Ramsgate, Kopenhagen, Gothenburg, Christiania, Hamburg, Lübeck, Bremen, Texel, Rotterdam, Middelburg, Ostende, Newyork u. s. w.

Die Anwendung des Dampfmaschinenprincips auf die Schifffahrt ist ziemlich einfach. Der vordere und hintere Theil des Schiffes dienen zur Aufnahme der Ladung und der Passagiere, und in dem mittleren Raume wird der Dampferzeugungsapparat erbaut, bestehend aus einem, oder wenn viel Dampf gebraucht wird, aus zwei gewöhnlichen Dampfkesseln und dem Feuerungsraum, dessen Schornstein aus Eisenblech sich über das Verdeck erhebt und bei kleinen Dampfschiffen oft als Mastbaum benutzt wird. Neben dem Dampferzeuger steht eine der Größe des Schiffes angemessene Dampfmaschine von niederem oder von hohem Drucke, welche letztere man gegenwärtig der Raum- und Feuerungsersparniß wegen vorzieht, nachdem die Vorurtheile oder die Furcht vor vermehrten Unglücksfällen nach und nach geschwunden sind. Zu Verwandlung der auf- und abgehenden Kolbenbewegung in eine rotirende ist diese Dampfmaschine mit einem Krummzapfen und mit einem Schwungrade versehen. Sie treibt zwei Wasserräder, die sich in besondern Gehäusen an beiden Seiten des Schiffes befinden und durch deren Bewegung das Schiff fortgetrieben wird. Der Balancier liegt bei den Dampfmaschinen für die Schifffahrt nicht über dem Dampfcylinder, sondern man hat ihn auf der halben Höhe des Dampfcylinders angebracht, um Raum in der Höhe zu gewinnen. Neben dem Dampfcylinder befindet sich nämlich ein niedriges Gestell, welches die Welle des Balanciers trägt, die aber nicht aus einem Stücke besteht, sondern einen viereckigen Rahmen bildet, der so angebracht ist, daß die Aufhängungspuncte des Dampfkolbens mit der verticalen Achse des Dampfcylinders in einer und derselben senkrechten Ebene liegen. Der Kolben erhält oben ein sogenanntes Querhaupt, von welchem zwei Zugstangen, eine auf jeder Seite des Cylinders, zu dem Balancier hinabreichen und mit diesem dergestalt verbunden sind, daß durch eine Gegenlenkung der senkrechte Gang des Kolbens gesichert ist. Vom Lastarme des Balancierrahmens geht eine kurze Bläuelstange zum Krummzapfen des Schwungrades und überträgt die Kolbenbewegung auf dieses, wie bei den gewöhnlichen Dampfmaschinen. An die beiden Arme des Balancierrahmens werden nach Umständen die übrigen Kolben angehängt. Die zur Bewegung des Schiffs angebrachten Schaufel- oder Ruderräder sind ganz nach der Art der gewöhnlichen unterschlächtigen Wasserräder construirt. Von der Welle gehen 8—15 Arme aus, welche viereckige Schaufeln haben, die bei ihrem Eintritt in das Wasser sich gegen dasselbe anstemmen und so das Schiff forttreiben. Die Räder werden so gehängt, daß immer drei bis vier Schaufeln zugleich mit dem Wasser in Berührung treten. Um das Getöse beim Eintritt der Schaufeln in das Wasser zu vermeiden, giebt man ihnen eine schräge Stellung gegen die Achse, so daß sie mehr schneidend als schlagend in das Wasser eintreten. Lange wollte es nicht gelingen, die Ruderräder durch andere Mechanismen zu ersetzen. Besonders bei Kriegsfahrzeugen war die Dampfkraft so lange nicht anwendbar, als man an den Gebrauch der Ruderräder gebunden war. Denn diese nehmen nicht allein mit ihren Gehäusen an den Schiffswinden einen nicht unbedeutenden Raum ein, der nicht mit Geschütz besetzt werden kann, sondern bieten auch dem feindlichen Feuer eine große Zielfläche dar und ein einziger Streifschuß kann bei der Wichtigkeit der Ruderräder das ganze Fahrzeug außer Gefecht setzen und in die Gewalt des Feindes bringen. Die Archimedische Schraube leistete endlich allen gemachten Ansprüchen vollkommene Genüge. Sie besteht in einer Fläche, welche sich schraubenförmig um einen Cylinder wickelt und fand früher bei Wasserhebungen, später auch bei Mühlen, aber immer nur eine beschränkte Anwendung. Pauton, ein franz. Mathematiker, schlug zwar schon 1793 die Anwendung der Archimedischen Schraube zur Forttreibung von Schiffen vor, und Delisle und Savage stellten 1813 zwei verschiedene Constructionen derselben dar, die aber nicht eher angewendet wurden, bis die Engländer Smith und Ericson ein Patent darauf nahmen und sie für ihre Erfindung ausgaben. Die

bei der Dampfschifffahrt angewendete Archimedische Schraube hat einen zu der Größe des Schiffs und der hervorzubringenden Schnelligkeit in Verhältniß stehenden Durchmesser von 6—18 F. und bildet nur einen beinahe vollständigen Umgang. Die Schraube selbst liegt in der Mittellinie des Schiffs, dicht am Hintersteven über einer Fortsetzung des Kiels, erhält ihre Umdrehung durch einen langen, von der Dampfmaschine in Bewegung gesetzten Wellbaum, und ist von Kupfer, damit das Seewasser auf dieselbe keine corrosive Wirkung äußern kann. Die durch dieselbe hervorgebrachte Schnelligkeit beträgt 10—12 Seemeilen in einer Stunde und sie arbeitet selbst im sturmbewegten Meere. Die Versuche im Großen, welche England und Frankreich fast gleichzeitig damit angestellt haben, sind von dem besten Erfolge gekrönt worden. In England wurde die Schraube an den Dampfschiffen Archimedes, Royal-Princeß, Great-Britain angebracht und das letztgenannte Schiff ist wohl das größte bis jetzt gebaute Schiff. Es wurde in den Docks von Bristol gebaut und lief am 18. Juli 1843 vom Stapel. Es ist 320 F. vom Stern zum Steven lang, 51 F. im Verdeck breit und geht beladen 16 F. im Wasser. Seine Dampfmaschinen haben 1000 Pferdekräfte und jeder der vier Cylinder hat einen Durchmesser von 7 Fuß 4 Zoll. Der Dampfschornstein, mit einem Durchmesser von 8 F., hat 45 F. Höhe und die Schraube einen Durchmesser von 13 F. 2 Zoll; sie macht in der Minute 80 Umdrehungen, wodurch die Schnelligkeit von 12 Seemeilen in der Stunde hervorgebracht wird. Das Innere des Schiffs ist mit höchster Pracht ausgestattet und hat Raum für 360 Passagiere und außerdem mehrere große Packräume und einen Süßwasserbehälter aus Gußeisen von 7—10 F. Breite, 40 F. Länge und 6 F. Tiefe. Die Dampfmaschinen stehen in der Mitte und das Ganze ist durch wasserdichte Verschläge von Gußeisen in 5 besondere Räume getheilt, so daß ein Leck das Schiff in dem einen Theil desselben mit Wasser füllen kann, ohne daß das Schiff deshalb sinkt. Es trägt fast die ganze Segelfläche einer Fregatte von 75 Kanonen und kostete 370,000 Thlr. herzustellen.

Dampfwagen heißt ein Wagen, der statt durch Pferde, durch eine auf demselben befindliche Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Schon 1755 machte Gautier einen Versuch, den Dampf zur Fortbewegung der Lasten auf den Landstraßen zu benutzen; 1759 gab Robison Watt eine ähnliche Idee an und 1773 erbaute Cugnot die ersten Dampfwagen, die aber ebensowenig einen günstigen Erfolg hatten als die Arbeiten von Oliver Evans im J. 1786 und die von Robison 1795. Glücklicher waren Trevithik und Vivian im J. 1802, welche das Hochdruckprincip dabei in Anwendung brachten; nur führte ihre Erfindung deswegen zu keinem günstigern Resultat, weil sie die Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen in Anwendung bringen wollten. Blekinsop stellte 1811 zuerst den Versuch an auf einem gewöhnlichen Schienenwege, wobei er die eine Schienenreihe durch eine Zahnstange ersetzen und in diese ein Triebrad am Dampfwagen eingreifen ließ. Hierauf wagte es Stephenson in Newcastle 1814 den Dampfwagen allein durch die Reibung der Radfelgen auf der glatten Schiene fortzubewegen und bei dem Dampfwagen-Wettrennen im J. 1829 erhielt seine Locomotive Rocket den ausgesetzten Preis von 500 Pfd., weil sie eine Last von 250 Centner mit einer Schnelligkeit von 11 engl. Meilen in einer Stunde fortbewegte. In der neuesten Zeit sind die Locomotiven durch Stephenson in Newcastle, Cockerill in Seraing, Schwartz in Berlin, William Norris in Philadelphia u. A. so verbessert worden, daß auf den englischen Eisenbahnen jetzt eine Schnelligkeit von 21—36 engl. Meilen in der Stunde erreicht wird. Die gegenwärtigen Locomotiven bewegen sich nur durch die Reibung der Radkränze auf den Schienen der Eisenbahn und haben keine Triebräder und Zahnstangen wie früher; der Wasser- und Kohlenvorrath wird auf einem besonderen mit der Locomotive verbundenen Wagen, dem Tender, nachgeführt und zwar umgiebt der Wasserkasten auf drei Seiten den für den Kohlenvorrath bestimmten freien Raum in der Mitte. Aus dem Wasserkasten geht eine Röhre nach der Locomotive hin und steht dort mit der Speisepumpe in Verbindung, wodurch der Dampfkessel das nöthige Nachfüllwasser erhält. Die auf der Locomotive befindliche Dampfmaschine besteht aus dem Dampferzeuger, der eigentlichen Maschine und dem Apparat zur Umwandlung der Bewegung.

Der Dampferzeuger besteht aus dem Feuerungsraum und dem Dampfkessel. Der Erste weicht von den gewöhnlichen Feuerungsräumen wenig ab, der Letztere ist jetzt gewöhnlich ein Röhrenkessel. Um nämlich eine möglichst große Feuerungsfläche in den kleinsten Raum zusammenzubringen und auf das zu verdampfende Wasser wirken zu lassen, hat man durch den Feuerungsraum eine große Anzahl Röhren von Eisen oder Kupferblech geführt, welche nur 1—2 Zoll Durchmesser haben und aus dem Nachfüller stets mit Wasser gespeist werden. Die sich hier entwickelnden Dämpfe sammeln sich im Dampfkasten und werden durch die Steuerungsventile von da den Dampfcylindern zugeführt. Auf diese Weise wird die Gefahr des Springens in Bezug auf den Kessel beseitigt, denn die stets mit Wasser gefüllten Röhren brennen nicht leicht aus, und selbst wenn dies geschehen sollte, so springt immer nur eine Röhre, die für eine Explosion durchaus unschädlich ist und die leicht durch eine neue ersetzt werden kann. Die Dampfmaschinen selbst können nur Hochdruckmaschinen sein, da die große Kraft, die man bedarf, in verhältnißmäßig nur kleinen Maschinen erzeugt werden muß. Gewöhnlich wendet man zwei gleichzeitig arbeitende Cylinder an, deren Stellung mannichfach geändert worden ist; entweder liegen dieselben horizontal oder in geneigter Lage unter dem Kessel zwischen den Rädern, die Kolbenstangen werden unmittelbar an die in Form eines Krummzapfens gebogene Hauptachse gehängt und so die hin und hergehende Bewegung der Kolben in eine rotirende verwandelt, welche den an der Achse befestigten Rädern mitgetheilt wird, oder die Cylinder liegen außen an dem Wagen und lenken die Kolbenstangen an einem Zapfen, der auf der Fläche der Haupträder sitzt, so daß die Kolbenstangen den Rädern selbst die Bewegung mittheilen. Bei den Dampfwagen braucht man weder einen Balancier, weil die Kolbenstangen unmittelbar in die Krummzapfen gelenkt sind, noch ein Schwungrad, da das Beharrungsvermögen des Wagens dasselbe ersetzt. Auch der Condensator fällt bei der Dampfmaschine der Locomotive weg, wofür man die Dämpfe, sobald sie ihre Wirkung gethan haben, in die freie Luft ausströmen läßt. Die Bewegung des Wagens selbst geschieht unmittelbar durch die Kolbenstangen. Die beiden Haupträder mit cylindrischen Kränzen, d. h. mit solchen, wo die Ebene des Felgenkranzes mit der Achse parallel ist, sitzen an den Achsen fest, so daß sie durch deren Umdrehung mit umlaufen. Außer den Haupträdern, welche gewöhnlich 5 Fuß im Durchmesser haben, hat jede Locomotive noch 2 ebenfalls 5 Fuß im Durchmesser haltende Hülfsräder mit cylindrischen Radkränzen, welche zur Förderung des sichereren Laufes bestimmt sind. Früher als man nur 4rädrige Locomotiven hatte, setzte man die Nebenräder durch eine Lenkstange in Bewegung, bemerkte aber bald, daß die Umläufe der gleich hohen Räder besonders bei Krümmungen ungleich wurden; man machte daher die Nebenräder niedriger, gab den Locomotiven statt zweier Hülfsräder deren vier und verhinderte dadurch, daß jene selbst in kleinen Krümmungen aus den Schienen kamen. Um dieser Gefahr noch mehr vorzubeugen, legte der Amerikaner Norris allemal zwei Hülfsräder auf Lenkschemmel, so daß die Locomotiven selbst die kleinsten Krümmungen ausfahren konnten. In Amerika, wo die Eisenbahnen in den Straßen der Städte oft sehr kurze Krümmungen machen, war diese Einrichtung sehr nothwendig; in Deutschland, wo sie besonders auf den österreichischen Eisenbahnen nachgeahmt wurde, hat sie ihrem Zwecke weniger entsprochen. Da die Locomotiven nicht umgewendet werden können, so wird der Uebergang aus einer angenommenen Richtung in die entgegengesetzte dadurch bewirkt, daß man mittelst der Steuerung die Dämpfe augenblicklich absperrt und ihre Einströmung so regulirt, daß sie die Kolben in entgegengesetzte Richtung bewegen und also auch die Räder in diese Richtung bringen. Die Anwendung der Dampfwagen auf gewöhnlichem Wege ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, da die Unebenheit des Bodens der Bewegung des Wagens einen weit größeren Widerstand entgegensetzt als die Eisenbahn und also für eine gleiche Last und Geschwindigkeit ein solcher Dampfwagen auf einer guten Straße wohl zehnmal mehr Kraft als auf dem Schienenwege erfordert. Demungeachtet sind neuere Versuche der Art ziemlich gut ausgefallen. Besonders verdient um diesen Zweig der Technik machte sich der englische Arzt Goldsworthy Gurney, der auch die ersten Dampfkutschen, wie er die Personendampf-

wagen auf Landstraßen nannte, einrichtete; ferner Burstell und John Hill, welche in neuerer Zeit ein Patent auf eine solche Kutsche erhielten, welche zwischen Edinburg und Glasgow den Dienst einer Postkutsche zu versehen bestimmt war. Vgl. Gordon „Historische und praktische Abhandlung über Fortbewegung ohne Thierkraft mittelst Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen" (Weimar 1833).

Dampfwäsche beruht auf denselben Grundsätzen wie die Dampfbleiche (s. d.) und das Dampfkochen (s. d.) und war schon längere Zeit, namentlich in Paris, in Gebrauch, wurde aber erst von dem französischen Chemiker Chaptal auf den Grad der Vollkommenheit gebracht, den es jetzt einnimmt. Man erspart bei dem Verfahren nicht blos mehr als die Hälfte des sonst erforderlichen Brennmaterials, sondern auch den größten Theil der zur Wäsche nöthigen Seife und der Handarbeit und schont noch überdies die Wäsche, die durch das Reiben, Bürsten und Klopfen und die Anwendung scharfer Laugen auf gewöhnlichem Wege angegriffen wird. Die dabei angewendeten Apparate sind im Allgemeinen dieselben wie bei der Dampfbleiche. Das Verfahren beruht nämlich auf der Eigenschaft des Dampfes, selbst unter einem geringen Druck einen bedeutend höhern Hitzegrad anzunehmen als kochendes Wasser, die Körper in diesem Zustande bis in ihre engsten Poren zu durchdringen und dadurch die denselben anhängenden thierischen und vegetabilischen Stoffe aufzulösen oder doch zu erweichen. Vgl. „Die Dampfwäsche" (deutsch von Schmidt, Weimar 1840).

Dampier, William, der kühnste Seefahrer des 17. Jahrh., geb. 1652 zu East-Coker in der Grafschaft Somerset, als Sohn armer Eltern, erhielt, früh verwaist, eine sehr dürftige Erziehung und machte als Schiffsjunge eine Seereise nach Labrador mit. Die große Kälte, die er auf dieser Reise ausgestanden, bewog ihn zu dem Entschluß, nie wieder jene rauhen Gegenden zu besuchen; dagegen machte er eine Reise nach Ostindien mit, hielt sich zwei Monat in Java auf und ließ sich 1673 als gemeiner Soldat anwerben, um den Krieg in Indien mitzumachen. Er wurde verwundet in das Hospital nach Greenwich gebracht und erhielt nach seiner Genesung die Stelle eines Plantagenaufsehers in Jamaica. Da das unthätige Leben ihm nicht behagte, trat er nach sechs Monaten in die Dienste eines Küstenfahrers und erwarb sich eine sehr genaue Kenntniß jener Gegenden; lebte dann drei Jahre lang als Handarbeiter und Packknecht in der Bai von Campeche und kehrte 1678 nach England zurück. Anfang des folgenden Jahres schiffte er sich wieder nach Jamaica ein, fiel aber in die Hände der Flibustier, gesellte sich ihnen zu und wohnte den Plünderungszügen derselben an den Küsten Peru's bei. Später trennte er sich von ihnen, kam nach Virginien, trat dort mit andern Flibustiern in Verbindung und nahm nach mehrfachen Hin- und Herzügen 1683 an der Fahrt des Capitän Cook nach den Inseln des grünen Vorgebirgs um die Südspitze Amerika's und nach der Küste von Mexiko Theil. Nach dem Tode des Capitän Cook führte die Mannschaft mehrere abentheuerliche Züge aus, trennte sich im December 1684 und D. wandte sich nach Westen, lieferte an der Küste von Californien den Spaniern ein unglückliches Treffen und segelte dann mit seinen Gefährten nach Ostindien. Hier geriethen die Seefahrer in einen solchen Mangel an Lebensmitteln, daß ein Theil der Mannschaft den entsetzlichen Plan faßte, erst den Capitän und dann der Reihe nach alle übrigen, die zur Reise gerathen hatten, zu schlachten. Doch kam man noch zur rechten Zeit zu Guan an, ward von dem spanischen Gouverneur gut aufgenommen und mit Lebensmitteln versehen und ging nach Mindanao, um das Schiff auszubessern. Durch widrige Winde an der Küste von China hin- und hergetrieben, entdeckte D. 1687 mehrere Inseln, z. B. die Gruppe der Ba-Schi. Die Verwilderung seiner Genossen bewog ihn endlich, in der Nähe der Nikobaren auf einem lecken Kahne zu fliehen, wobei er verschlagen wurde und nach zahllosen Mühen und Gefahren halbtodt an die Küste Sumatra's gelangte. Abentheuernd durchzog er jetzt Südasien, trat in englische Dienste, war bald Seemann, bald Kanonier, bald Schreiber, besuchte Tunkin, Madras, Benkulen, Malacca und schiffte sich endlich heimlich nach England ein, wo er am 16. Septbr. 1691 ankam. Die Beschreibung seiner wunderbaren Reisen, die er unter dem Titel „New voyage round the world" (3 Bde., Lond. 1697—1707 mit Kupfern; deutsch von Kind, 3 Bde., Leipzig

1783) in Druck gab, erregte außerordentliches Aufsehen und machte ihn mit dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität, bekannt. Durch diesen erhielt er den Auftrag, eine Entdeckungsreise nach Neu-Holland zu machen. Am 6. Jan. 1699 verließ er England, berührte Brasilien, erreichte die unfruchtbare Westküste von Neu-Holland, drang dann bis zur Westküste von Neu-Guinea vor, segelte längs der Nordküste hin, entdeckte mehrere Inseln und gelangte zur Südostspitze von Neu-Holland. Die nach ihm benannte Dampierstraße überzeugte ihn, daß das östlich liegende Land, das er Neu-Britannien nannte, von der Küste von Neu-Guinea getrennt sei. Ueberhaupt verdankte man ihm die erste Kenntniß jener sehr gefährlichen Meere und manche von vielem Scharfsinn und guter Beobachtungsgabe zeugende Nachrichten über die natürliche Beschaffenheit der genannten Länder. Auf seiner Rückreise nach Europa litt er bei der Insel Ascension Schiffbruch und kam 1701 nach London. In dem Jahre 1704 befehligte er ein Schiff in der Südsee und begleitete von 1708—1711 als gewöhnlicher Steuermann Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt. Sein Todesjahr ist unbekannt. Sein Andenken dauert fort in der von Robert Brown aufgestellten und nach ihm genannten Pflanzengattung Dampiera, auch tragen mehrere Puncte Neu-Hollands und Australiens seinen Namen.

Dampierre, Auguste Henri Marie Picot, Marquis de, geb. 1765 zu Paris, diente anfangs in der Armee, nahm aber seinen Abschied, da er nicht avancirte. Beim Ausbruche der Revolution nahm er abermals Kriegsdienste, ward Oberst und Divisionsgeneral, zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Jemappe aus, wurde aber 1793 bei Gelegenheit der Belagerung von Mastricht, wo er einen französischen Vorposten befehligte, bei Aldenhoven geschlagen. D. erhielt nach Dumouriez den Oberbefehl, wurde aber von den Verbündeten bei Quiévrain geschlagen, verlor bei Famars ein Bein, und starb nach 2 Tagen. Obschon der Nationalconvent schon seine Hinrichtung beschlossen hatte, so ließ er doch seinen Leichnam im Pantheon beisetzen. — Der älteste Sohn D.'s war bei seinem Vater Adjutant und wurde 1802 der Expedition nach Domingo beigegeben, wo er starb. — Ein anderer Sohn, Charles, Marquis Picot de D., stieg unter Napoleon bis zum Grade eines Obristen und blieb auch nach der Restauration in der Armee. — Der Marquis de D., der 1819 zum Pair von Frankreich erhoben wurde, und nach der Julirevolution Mitglied der Pairskammer blieb, gehört der vorstehenden Familie nicht an.

Damrémont, Charles Marie, Graf Denys de, französischer Generallieutenant und Gouverneur der Regentschaft Algier, geb. am 8. Febr. 1783 zu Chaumont, im Departement der obern Marne, widmete sich in seiner Jugend dem Kriegsdienste und besuchte 1803 die Kriegsschule von Fontainebleau. Als Unterlieutenant trat er 1804 in das 12. Regiment der Chasseurs à Cheval und wohnte seitdem allen Feldzügen des kaiserlichen Heeres bei, 1806 in Deutschland, 1809 in Dalmatien, 1811 und 1812 in Spanien und Portugal und 1813 in Deutschland, wo er in den Schlachten bei Lützen, Dresden und bei Leipzig rühmlich mitfocht. Von Napoleon, kurz vor dessen Abdankung zum Obersten befördert, trat er in die Dienste der Bourbons und erhielt auf Empfehlung Marmont's, dessen Adjutant er im Generalstabe gewesen war, den Befehl über die Legion des Departements Côte-d'Or, und zum Maréchal de Camp 1821 erhoben führte er 1823 ein Corps in der französischen Armee, die in Spanien intervenirte zu Gunsten des Despotismus. Nach seiner Rückkehr wurde er Inspecteur der Infanterie, dann 1827 Großofficier der Ehrenlegion und ging als diplomatischer Agent mit einer außerordentlichen Gesandtschaft kurze Zeit nach Petersburg. In der Expeditionsarmee, die Frankreich 1830 gegen Algier sandte, befehligte er die erste Brigade der zweiten Infanterie-Division und nahm, nach dem Falle Algiers, auf Befehl Bourmont's am 2. Aug. 1830 Bona ein. Einige Gefechte mit den Kabylen der Umgegend bestand er glücklich, und, wie es schien, hätte sich die französische Herrschaft auf dieser Seite befestigen können, wenn nicht Bourmont auf die Nachricht von den Juliereignissen in Paris seine Truppen zusammengezogen hätte, mit dem Entschluß, sie nach der Vendée überzusetzen und dort die Fahne der Restauration aufzupflanzen. Dieser Plan scheiterte zwar an der Festigkeit Duperré's, doch Bona war wieder von den Franzosen ge-

räumt und zur Wiedereinnahme war unter den damaligen Umständen wenig Aussicht. D. erklärte sich mit Entschlossenheit für die neueste Dynastie, und dafür wurde er am 31. Dec. 1830 zum Generallieutenant befördert. Erst am 6. Febr. 1832 kam er nach Frankreich zurück, um in Marseille, wo die neue Regierung der vielen Karlistischen Bewegungen halber einem zuverlässigen und eben so umsichtigen als kräftigen Manne den Befehl über die dortigen Truppen zu ertheilen wünschte, das Commando der 8. Militärdivision zu übernehmen. Dort hielt D. die Contrerevolution der Legitimisten eben so sehr im Zaume, als er die Unruhen unterdrückte, die mit der Cholera im südlichen Frankreich entstanden. Er wurde 1833 Generalinspektor der Infanterie, am 15. Sept. 1835 Pair und nach dem unglücklichen Feldzuge Clauzel's (s. d.) gegen Konstantine am 12. Febr. 1837 Generalgouverneur von Algier. Alsbald nach seiner Ankunft in Algier unterhandelte D. mit Achmet-Bei. D. stellte sich selbst an die Spitze der Expeditionstruppen, rückte am 3. Oct. 1837 aus dem Standlager von Medzey-Amar und traf, wenig von Feinden beunruhigt, aber desto mehr von schlechter Witterung belästigt, am 8. Oct. unter den Mauern von Konstantine ein. Trotz des üblen Wetters ließ er die Operationen sogleich beginnen und am 12. Oct. war eine Bresche geschossen, die zu besichtigen, ob der Sturm nun beginnen könnte, D. sich dem feindlichen Feuer zu sehr näherte; während des Recognoscirens traf ihn eine Kanonenkugel, so daß er lautlos niedersank; auch der Chef des Generalstabs, General Perregaux, wurde tödtlich verwundet und starb auf der Ueberfahrt nach Frankreich. Der General Graf Vallé, der den Oberbefehl übernahm und Konstantine glücklich erstürmte, ließ den Leichnam D.'s einbalsamiren und bewog die Regierung, die Leiche des Tapfern in den Gewölben der Invalidenkirche beizusetzen. Am 5. Dec. 1837 traf der Leichenzug in Paris ein und dem Gefallenen wurde ein prächtiges Todtenamt gehalten. Zugleich legte der Kriegsminister der Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf vor, nach welchem die Wittwe des Generals eine jährliche Rente von 10,000 Fr. erhalten sollte. Die Kammer, mit Beistimmung der Pairs setzte die Rente auf 6000 Fr. herab, worauf der König die verweigerten 4000 Fr. aus seiner Chatoulle zahlte. Außerdem ward D.'s Statue in dem historischen Nationalmuseum zu Versailles aufgestellt.

Damwild, s. Hirsch.

Danaë, Tochter des Akrisius, Königs von Argos, dem ein Orakelspruch verkündigt hatte, daß der Sohn seiner Tochter ihm Thron und Leben rauben werde. In einen Thurm gesperrt besuchte sie Jupiter, der sie heftig liebte, in Gestalt eines goldenen Regens, und befruchtete ihren Schooß. Danaë gebar den Perseus, ward deshalb mit ihrem Kinde in einem Nachen den Wellen überlassen, landete an der cykladischen Insel Seriphos, deren Beherrscher Polydektes, Mutter und Kind aufnahm und letzteres erzog.

Danaïden heißen die 50 Töchter des Danaos, Herrschers von Libyen, welches er mit seinem Bruder Aegyptus, der 50 Söhne hatte, gemeinschaftlich regierte. Die Söhne des Letztern wollten die Töchter ihres Oheims heirathen, allein dieser wollte es nicht zugeben, da ein Orakel ihm gesagt hatte, daß einer seiner Eidame ihn tödten würde, weshalb er nach Argos floh. Die 50 Söhne folgten ihm, und zwangen ihn, seine Töchter ihnen zu Frauen zu geben. Danaos that dies nothgedrungen, hatte aber seine Töchter schwören lassen, jede ihren Gatten in der Brautnacht zu tödten, welches sie sämmtlich bis auf die Hypermnestra ausführten. Für dies Verbrechen mußten die D. in der Unterwelt beständig Wasser in ein durchlöchertes Gefäß schöpfen. Dieser Mythos bezeichnet vielleicht die Entdeckung und Anlegung von Brunnen und Cisternen, wie er schon von den Alten erklärt ward.

Dancarville, Pierre Franç. Hugues, fälschlich d'Hancarville genannt, ein gelehrter Abentheurer, geb. am 1. Januar 1729 zu Marseille als Sohn eines Kaufmanns. Voll Kenntniß und Verstand führte er ein sehr bewegtes Leben, spielte zu Berlin eine Zeit lang den Grafen, kam aber wegen Schulden in's Gefängniß. Später gewann er das Vertrauen des Herzogs Ludwig von Würtemberg und ging, von ihm unterstützt, nach Rom, wo er als Baron du Han lebte; von da begab er sich nach Neapel und besorgte daselbst die Herausgabe des Hamilton'schen Werkes über die etruskischen Vasen, deren Samm-

lung der König von England kaufte; auch ließ er hier das jetzt seltene Werk „Antiquités étrusques, grecq. et rom." (4 Bde., Neap. 1765, Fol., mit color. Kupfern.) und die „Veneres et priapi uti observantur in gemmis antiquis (2 Bde., Leyden, eigentlich Neapel 1771, 4, mit Kupfern) drucken. In Neapel entzweite er sich mit dem Marchese Tanucci und ging daher nach Florenz, wo ihm der Großherzog Leopold die Aufsicht über die mediceische Sammlung übertrug, die er in einem Werk mit 300 Kupfern beschrieb, und später ging er nach Padua dann nach Venedig und starb daselbst 1800. Ohne seinen Namen erschienen „Monuments de la vie privée des douze Césars, d'après une suite de pierres gravées sous leurs règnes" (Capera 1780. 4, mit Kupfern), „Mémoires du culte sacré des dames rom." (Caprea 1784, 4, mit Kupfern) und „Recherches sur l'origine, l'esprit, les progrès des arts dans la Grèce" (3 Bde., Lond. 1785, 4, mit Kupfern). Seine Werke sind besonders der Kupfer wegen wichtig; der Text läßt viel zu wünschen übrig.

Dancourt, Florent Carton, geb. am 1. Nov. 1661 zu Fontainebleau, erhielt seine Bildung von dem Jesuiten la Rue, der ihn für den Orden zu gewinnen suchte. Allein D. wählte die Rechte, verliebte sich aber in eine Schauspielerin und widmete sich, aus Liebe zu derselben, der Bühne. Er zeichnete sich hier bald aus, besonders aber als Schriftsteller für das Theater, wo er vorzüglich das Niedrig-Komische treu darzustellen wußte. Der Dialog ist in seinen Lustspielen, von denen „le Chevalier à la mode" das Beste ist, natürlich, aber auch nicht frei von Weitschweifigkeit. D. stand bei Ludwig XIV. sehr in Achtung, der sich öfters von ihm die neuen Producte seiner Laune vorlesen ließ. Er starb am 6. Dec. 1726. Seine sämmtlichen Schriften erschienen (Paris 1760) in 12 Bden. Eine Auswahl seiner besten Stücke enthalten die „Oeuvres choisies de D." (5 Bde., Par. 1810) und die „Chefs d'oeuvres de D," (3 Bde., Par. 1822). — Seine Frau, Therese Lenoir de la Thorillière, gest. am 10. Nov. 1725, war eine talentvolle Schauspielerin und bekannt wegen ihrer Schönheit.

Dandolo, eine berühmte venetianische Familie, welche der Republik Venedig mehrere Dogen gegeben hat. Am berühmtesten war Enrico D., geb. 1108, nach Andern 1110 oder 1115 zu Venedig. Seine Bildung, Beredtsamkeit und Geschäftskenntniß ließen ihn von Stufe zu Stufe steigen. Er war 1173 Gesandter zu Konstantinopel und wurde 1192 zum Dogen gewählt. Als solcher unterwarf er Istrien und Dalmatien wieder der Republik, schlug die Pisaner und stellte sich 1201 an die Spitze der Kreuzfahrer. Er eroberte Triest und Zara mit Hülfe derselben, ferner die Albanische Küste, die Jonischen Inseln und am 17. Juli 1203 Konstantinopel. Nach der Ermordung des von ihm auf den griech. Thron erhobenen Kaisers Alexius durch die Griechen, belagerte er Konstantinopel und nahm es am 13. April 1204 mit Sturm, worauf die Verbündeten den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser ernannten. D. erwarb mehrere Inseln, die Hälfte von Konstantinopel und mehrere griechische Häfen für die Republik. Er starb am 1. Juni 1205 in Konstantinopel und wurde in der Sophienkirche begraben. Die Türken zerstörten bei der Eroberung von Konstantinopel im J. 1453 sein Grabmal. — Dieser Familie gehört nicht an Vincent D., geb. zu Venedig 1769, gest. 1819, ein ausgezeichneter und verdienter Chemiker und Agronom, der Proveditore von Dalmatien war und sich durch seine „Storia di bachi da seta" (3 Bde., Mail. 1818—19) berühmt gemacht hat. Seine Memoiren gab Compagnoni (Mail. 1820) heraus.

Dandy bezeichnet in der englischen Sprache, einen Begriff, der durch das deutsche Wort Stutzer nicht vollständig erschöpft wird. Der eigentliche Dandy gehört nur der vornehmen Welt an und sucht aus Eitelkeit und Sucht nach Originalität in seiner Kleidung und seinem Betragen, Aufsehen zu erregen. Er ist Gesetzgeber der Mode und des Tones, zeigt dabei aber Geschmack und eine gewisse Grazie und muß nothwendig durch ein bedeutendes Vermögen in seinen Bestrebungen unterstützt werden.

Danemora, ein durch seine zahlreichen Eisenminen merkwürdiges schwedisches Dorf, liegt 6 Meilen nördlich von Upsala. Die hiesigen Eisenwerke liefern das beste schwedische Eisen, welches besonders von den Engländern für ihre Stahlfabriken gesucht wird

Von den 70 hier befindlichen Eisenminen werden nur noch 20 benutzt. Sie liegen auf einem kaum 1/4 Meile langen ziemlich ebenen, von See'n und einem Torfmoore umgebenen Grunde und bilden eine sogenannte offene Pinge, einen Abgrund von mehr als 500 Fuß Tiefe mit senkrechten schwarzen Wänden, in denen sich erst die Gruben und Schachten befinden. Das Erz wird meist durch Sprengen gewonnen und täglich um Mittag, wenn die Arbeiter den Bau verlassen, werden alle Schüsse zugleich losgebrannt, deren Donner dann einem Erdbeben gleicht. Der Ertrag an Eisen beläuft sich jährlich auf ungefähr 280,000 Centner, die zum Theil in dem 1/4 Stunde entfernten Oesterby geschmolzen werden. Die Eisenminen von D. werden schon seit den 15. Jahrh. bearbeitet.

Dangeau, Philippe de Courcillon, Marquis de, ein Günstling Ludwig XIV., geboren am 21. Septbr. 1638, trat schon in seiner Jugend zur katholischen Kirche über und nahm dann Kriegsdienste. Nachdem er 1657 und 58 in Flandern unter Turenne gedient hatte, ging er nach dem pyrenäischen Frieden nach Spanien, um gegen Portugal zu fechten. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland gewann er die Gunst der Königin Mutter und der Königin und erlangte bald bei Hofe großes Ansehen. Auch der König gewann ihn lieb, machte ihn zum Oberst seines Leibregiments und gebrauchte ihn später bei diplomatischen Unterhandlungen. D. begleitete den König als Adjutant bei seinen Feldzügen, ward Gouverneur von Touraine, Großmeister des St. Lazarusordens, Mitglied der französischen Akademie und starb am 9. Septbr. 1720. Seine hinterlassenen Memoiren füllen gegen 500 Bände; einen ziemlich schlechten Auszug daraus besorgte Voltaire unter den Titel „Journal de la cour de Louis XIV.“ (Lond. 1770). — Sein Bruder Louis de Courcillon, Abbé de D. geboren am 13. Jan. 1643, erhielt bedeutende Pfründen, wurde zu mehreren diplomatischen Sendungen gebraucht, besonders in Polen und starb als Vorleser des Königs und Mitglied der französischen Akademie am 1. Jan. 1723. Er hat sich besonders durch seine grammatikalischen Schriften bekannt gemacht.

Daniel, der vierte der sogenannten großen Propheten, ward 600 v. Chr. von Nebucadnezar nach Babylon geführt, unter dem Namen Belsazar für den chaldäischen Hofdienst erzogen, gewann Nebucadnezar so für sich, daß er bald dessen erster Minister ward, und erhielt sich auch noch unter Darius in seinem Ansehen. Er wirkte sehr für die Entlassung der Juden aus dem Exil, und lange rühmte das jüdische Volk seine Frömmigkeit und Weisheit, sowie auch sein Zeitgenosse Ezechiel (Cap. 14, 14. 30; 26, 1; 28, 3.). Sein nach ihm genanntes Buch ist historisch und prophetisch, und enthält die Geschichte der letzten babylonischen Könige, nebst Offenbarungen über die späteren asiatischen Reiche. Er erhielt den Beinamen Nabi (der Seher) von seinen Zeitgenossen, wegen seines Blickes in die Zukunft und seiner Kunst, Träume auszulegen. Theils die Abenteuerlichkeit seiner geschichtlichen Erzählungen, theils das genaue historische Detail der Weissagungen beweisen hinlänglich, daß die unter seinem Namen bekannte Schrift des A. T. weder von ihm, noch aus seiner Zeit herrührte, vielmehr scheint sie erst im Zeitalter der Makkabäer entstanden zu sein. Vgl. Berthold „D., übersetzt und erläutert“ (2 Bde., Erl. 1806—8.).

Daniel, Samuel, englischer Dichter und Historiker, geb. 1561 zu Taunton in Somersetshire, starb 1619 zu Beckington. Er war ein Zeitgenosse Shakspeare's und am Hofe der Königinnen Elisabeth und Anna angestellt. Durch seine Werke erwarb er sich großes Verdienst um die Bildung der englichen Dichtersprache. Er schöpfte den Gegenstand seiner epischen Gedichte aus der englischen Geschichte. Die wichtigsten seiner Werke sind: eine Geschichte England's von seinem Ursprunge bis auf Eduard III., (London 1618); „History of the civil wars between the House of York and Lancaster“; Collection of the history of England“, (London 1681, Fol., 5. Ausgabe 1685, Fol.) Seine Episteln, Sonette u. a. Gedichte finden sich in seinen „Poetikal works“, (London 2 Bde., 1623 und öfter.)

Daniel, Gabriel, französ. Geschichtsschreiber, geb. den 8. Febr. 1649 zu Rouen, erhielt seine Bildung von den Jesuiten und wirkte in mehreren Orten Frankreich's wohlthätig als Lehrer. Ludwig XIV. ernannte ihn zum Historiographen von Frankreich. D. starb den 23. Juni 1728. Sein berühmtestes Werk ist seine „Histoire de France“, (3 Bde.,

Paris 1713, Fol.); am vollständigsten von Griffet (17 Bde., Par. 1755, 4) und von Lombard (24 Bde., Amst. 1755, 12; deutsch 16 Bde., Nürnb. 1756—65, 4). Es mangelt diesem Werke die historische Treue, indem der Verf. die Geschichte so erzählt, wie sie dem Hofe und der Geistlichkeit zusagte. Außerdem schrieb er: „Recueil de divers ouvrages philosophiques, théologiques, apologétiques et critiques", (3 Bde., Par. 1724, 4); und eine satyrische Schrift gegen Descartes unter dem Titel: „Voyage du monde de Descartes;" so wie eine „Histoire de la milice française" (2 Bde., Par. 1721, 4, und 1773). Die Jesuiten vertheidigte er gegen Pascals „Lettres provinciales" durch seine „Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales" (Köln, eigentlich Rouen, 1694, 12.).

Daniele, San, ein großer schöner Marktflecken in der venetianischen Delegation Udine oder Friaul, ist mit Villanova verbunden, hat ein Schloß der Grafen Concina und 3600 E., welche lebhaften Getraidehandel treiben. Historisch merkwürdig ist es durch die Niederlage, welche die Oesterreicher unter Erzherzog Johann am 11. Mai 1809 durch die Franzosen erlitten.

Daniels, Heinrich Gottfried Wilhelm, geb. den 25. Dec. 1754 zu Köln, studirte hier die Rechte, ward Advocat, 1783 Lehrer der Rechte an der Akademie zu Bonn, 1786 Hofrath, 1792 geh. Rath und Mitglied des Oberappellationshofes und nach Auflösung der Universität Lehrer der Gesetzgebung an der dortigen Centralschule. 1804 ernannte ihn Napoleon zum Advocat général bei dem Cassationshofe zu Paris, und 1813 zum General-procurator bei dem Appellationsgerichte zu Brüssel, von wo er 1817 in preuß. Dienste trat und als geheimer Staatsrath und Präsident des rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Berlin angestellt ward. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Sammlung gerichtlicher Acten zum Gebrauch bei Vorlesungen" (Bonn 1790); „De senatus consultu Liboniano" (ebend. 1791); „Von Testamenten nach kur-kölnischem Landrechte", (ebend. 1791, 4); „Mémoire sur le droit de relâche appartenant aux villes de Cologne et de Mayence" (1804, deutsch 1812). Außerdem übersetzte er den „Code civil" „Code de procédure civile," „Code de commerce" und „Code d'instruction criminelle" ins Deutsche.

Danischmend, auch Talisman, ein geringerer türkischer Geistlicher, der in den Dschamis die kirchlichen Gebräuche zu verrichten hat.

Dank, im Mittelalter die Belohnung, welche die in den Turnieren siegreichen Ritter, Dichter oder Sänger von den Damen erhielten. Die Ritter erhielten goldene Schwerter, Ketten, Schärpen u. s. w., die Sänger und Dichter eine goldene Blume, ein prächtiges Kleid u. a. Sachen.

Dannebrogorden, oder Danebrogorden, gestiftet im Jahre 1219 zur Erinnerung an den Sieg der Dänen über die Ungläubigen an der Ostsee, vom dänischen Könige Waldemar II., wurde 1671 erneuert von Christian V., und erhielt 1808 durch Friedrich VI. eine ganz neue Einrichtung. Nach derselben besteht er aus 5 Classen, welche Großcommandeure, Großkreuze, Commandeure, Ritter und Dannebrogsmänner heißen. Die letztere Classe trägt das Ritterzeichen in Silber. Das Ordenszeichen ist ein längliches Kreuz, in dessen Winkeln Kronen befindlich sind, und welches an einem weißen, roth eingefaßten Bande getragen wird. In der Mitte des Kreuzes steht ein W. (Waldemar) mit einer Krone, und die Worte: God og Kongen (Gott und König). Das Wort Dannebrog wird abgeleitet von dem altdeutschen Brog, Lappen, Tuch, welches die heilige dänische Reichsfahne bezeichnet, die lange gleich der französischen Oriflamme an der Spitze der dänischen Heere getragen wurde, bis sie im J. 1500 im Kampfe gegen die Ditmarsen verloren ging. Die erste Classe des Ordens bildet das Ordenskapitel, und trägt mit den Mitgliedern der zweiten Classe der Orden mit einem Ordensstern und bei festlichen Gelegenheiten eine eigne alterthümliche Ordenstracht.

Dannecker, Johann Heinrich v., einer der berühmtesten deutschen Bildhauer neuerer Zeit, wurde den 15. Octbr. 1758 zu Waldenbuch im Oberamt Stuttgart von unbemittelten Aeltern geboren. Der muntere und aufgeweckte Geist des noch nicht 13jährigen

Knaben und ein besonderer Trieb zum Zeichnen und Malen in ihm erregte die Aufmerksamkeit des damaligen Herzogs Karl, und bewirkte, obschon wider den Willen seines Vaters, die Aufnahme Dannecker's in die damals neu errichtete Karlsschule auf der Solitude. Hier den Künsten, und namentlich seit seinem 15. Jahre entschieden der Bildhauerkunst, gewidmet, machte er so glänzende Fortschritte, daß schon im zweiten Jahre darauf die Arbeit des siebzehnjährigen Jünglings, ein Milon von Krotona, preiswürdig gefunden wurde. Nach seinem Abgange von der Schule, die mit ihm zugleich sein innigster Freund, Schiller, verließ, erhielt er als Hofbildhauer einen Gehalt von 300 fl. und 3 Jahre später die Vergünstigung, nach Paris und Rom reisen zu können, freilich nur mit einer Zulage von 100 fl. In Paris arbeitete er in Pajou's Atelier, doch zog ihn das Studium der Natur mehr an als das der Antiken. Dieses nahm dagegen seit 1785, wo sich D. zur Vollendung seiner Bildung nach Rom begeben hatte, die ganze Seele des Künstlers in Anspruch. Hier versuchte er auch seine ersten Arbeiten in Marmor, eine Ceres und einen Bacchus, durch deren Ausführung er sich die Aufnahme in die Akademie zu Bologna und Mailand erwarb. Als ein zugleich in Wissenschaften und im geselligen Leben hochgebildeter Mann machte er hier Göthe's und Herder's erste persönliche Bekanntschaften und legte damit den Grund zu einer Freundschaft, die nur der Tod beider großen Männer lösen konnte. Nach 5 Jahren 1790 kehrte er nicht ohne Ruf nach seinem Vaterlande zurück und ward vom Herzoge Karl in Stuttgart als Professor der bildenden Künste mit 800 fl. Gehalt angestellt. In diese Zeit fällt auch die Begründung seines häuslichen Glückes durch die Verheirathung mit Henrike Rapp, Schwester des Geh. Hofraths und Hofbankdirector's von Rapp, in Stuttgart, wodurch zugleich auch seine äußere Subsistenz sicherer und sorgenfreier gestellt wurde. Von dieser Zeit an war er vielfach thätig in seiner Kunst und verherrlichte seinen Namen, den das Vaterland täglich immer mehr und mehr mit Achtung nennen lernte. Das erste Werk das er in Stuttgart in Modell ausführte, war ein Mädchen das um einen Vogel weint. Erst 1796 begann er wieder in Marmor zu arbeiten, unter Andern eine Sappho (jetzt in Monrepos) und zwei Opferdienerinnen in Gyps (in der Favorite zu Ludwigsburg). Im J. 1804 führte er das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor aus (im Parke zu Ludwigsburg). Schon früher hatte er die Büste des Herzogs Friedrich Eugen und seiner Gemahlin gefertigt. Jetzt arbeitete er eine Büste des Erzherzogs Karl in carrarischen Marmor nach dem Leben. Von Schiller lieferte er 3 Büsten, die erste in Stuttgart nach der Natur, in Lebensgröße; die zweite kolossale, in carrarischen Marmor, zur Zierde für sein Atelier; die dritte für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. Für denselben arbeitete er später die Büste Glucks und Friedrich's des Siegreichen, und für den Großherzog Ludwig von Baden die Büste seines Vorgängers und Großvaters, des Herzogs Karl. Im J. 1809 begann er seine Ariadne als Bachusbraut auf dem Panther reitend (im Besitze Bethmanns in Frankfurt). Gleichzeitig verfertigte er das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des oberen Sees der Stuttgarter Anlagen. Für den König Friedrich von Würtemberg bildete er eine Statue des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen und 1814 für den englischen General Murray eine Darstellung der Psyche, die er später für den König Wilhelm I. von Würtemberg wiederholte. Zu seinen gelungensten Arbeiten gehörten die beiden Büsten des Königs Friedrich von Würtemberg, die Büste Lavater's, des Prinzen Paul von Würtemberg, der Großherzogin Stephanie von Baden, die drei Büsten der Königin Katharina von Würtemberg, des Königs Wilhelm von Würtemberg und des russischen Generals von Benkendorf. Sein Hauptwerk ist der Christus, der acht Jahre lang ausschließend das Herz, die Phantasie und das Studium des Künstlers in Anspruch nahm und dessen Urbild er einem begeisterten Traume verdankte. D. starb am 8. Dec. 1841, nachdem er seine letzten Jahre bei geschwächten Geisteskräften, aber in milder, freundlicher Ruhe verlebt hatte. Als Bildhauer steht er zwischen Canova und Thorwaldsen mitten inne. Er nahm zuerst und am glücklichsten die von dem Erstern ausgegangene Anregung auf und bildete sie in sinniger Weise mit zartem Naturverständniß und liebevollem technischen Fleiße fort. Namentlich im anatomischen Studium, in der Individualisirung, im feinern Ausdruck und in

gemüthlicher Wahrheit übertrifft D. seine Vorgänger, weshalb er stets einen bedeutenden Rang als Bildhauer behalten wird. Vgl. „D.'s Werke in einer Auswahl; mit einem Lebensabriß des Meisters herausgegeben von Grüneisen und Wagner" (Hamb. 1841).

Dannenberg, eine alterthümliche, mit Mauern umgebene Stadt, in der hanöverschen Landdrostei Lüneburg auf einer Anhöhe an der schiffbaren Jeetze, mit einem alten Schloß und ungefähr 1500 E., welche sich besonders mit Frachtschifffahrt und Handel nähren. Das gleichnamige Amt, dessen Hauptsitz D. ist, bildete ehemals eine besondere Grafschaft. D. war ursprünglich eine Burg, in welcher König Waldemar II. von Dänemark durch den Grafen Heinrich von Schwerin, der ihn 1223 bei der Jagd überfallen und gefangen genommen hatte, in strenger Haft gehalten wurde. Kaiser Karl IV. ließ das Raubschloß, von welchem aus die Grafen von D. arge Räubereien trieben, in den Jahren 1376 bis 1378 von dem Herzoge Albert von Lüneburg und den Kurfürsten Rudolph von Sachsen zerstören. Der Erstere erbaute auf dem Platze die Stadt D. und das jetzige Schloß. Später kam D. an Braunschweig und 1672 an den Herzog Wilhelm von Lüneburg.

Dannhauser, Joseph, ein berühmter deutscher Historien- und Genremaler der neuesten Zeit, geboren 1805 zu Wien, wurde von seinem Vater, dem Besitzer einer Meubles- und Bildhauerwaarenfabrik, sorgfältig gebildet und bezog später die Akademie der bildenden Künste zu Wien, wo er besonders von Peter Krafft in seiner Kunst weiter befördert wurde. Durch einige glücklich entworfene Scenen aus Pyrkers Heldengedicht Rudolph von Habsburg, gewann er die Gunst des Dichters, der ihn zu sich nach Venedig einlud und ihm den alle Kunstschätze aufschloß. Der Anblick der trefflichen Gemälde Tizian's, Paul Veronese's und Anderer entmuthigten Anfangs den jungen Künstler so, daß er beschloß der Malerei ganz zu entsagen; doch kehrte er bald davon zurück und begann sein künstlerisches Streben von Neuem. Der Tod seines Vaters 1830, der ihn nöthigte, die Leitung des älterlichen Geschäfts zu übernehmen, unterbrach seine Künstlerthätigkeit von Neuem. Als auch die Verhältnisse geordnet waren, lebte D. ungestört und später fast ausschließlich der Historienmalerei. Geschätzt sind seine Altarblätter für die Domkirche zu Erlau, der heilige Johannes, St. Stephan, so wie seine verschiedenen Genrebilder, die Testamenteröffnung, die Gratulanten, die Schlafenden, besonders aber seine Malerateliers, Darstellungen aus dem modernen Künstlerleben.

Dantau, Jean Pierre, einer der originellsten Künstler Frankreichs neuester Zeit, der in seinen Portrait-Statuetten zuerst und mit großem Erfolg die Carricatur in das Gebiet der Sculptur gezogen hat, wurde am 25. Dec. 1800 zu Paris geboren und auf der dasigen Akademie gebildet, wo er Bosio zum Lehrer hatte. In Italien, wohin er später ging, wandte er sich ganz dem Portrait zu und erwarb namentlich durch die Büste Papst Pius VIII. einen bedeutenden Ruf. Schon hier fing er an Statuetten zu liefern, in denen er das physisch Lächerliche in einer Physiognomie oder in einer Gestalt auffaßte ohne dabei die physiognomische Aehnlichkeit zu verwischen. Die sogenannten Chargen erwarben ihm nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1830 einen ausgebreiteten Ruf über den man fast seine Werke ernster Sculptur vergaß. Am bekanntesten unter seinen sehr zahlreichen Chargen sind die Talleyrands, Wellington's, Brougham's, Dorset's, O'Connell's, des Herzogs von Cumberland, König Wilhelm IV., des Lord Grey's, Rossini's, Victor Hugo's, Soulié's und Liszt's. Sein reiches Atelier in Paris ist eines der besuchtesten. — Sein älterer Bruder, Antoine Laurent D., geb. zu St. Cloud am 8. Decbr. 1798 und ebenfalls in Rom gebildet, ist gleichfalls ein geachteter Bildhauer. Er lieferte mehrere größere allegorische und andere Arbeiten und außerdem eine treffliche Büste des Marschalls Villars für das Museum zu Versailles.

Dante oder Durante, wie er eigentlich mit seinem Vornamen hieß, was die Florentiner in Dante abkürzten, stammte aus dem Geschlechte der Alighieri und wurde am 27. Mai 1265 zu Florenz geboren. Von seiner frühesten Erziehung wissen wir wenig. In der Rhetorik genoß er den Unterricht Brunetto Latini's, in der Malerei Giotto's, in der Musik Casella's; die Alten, vorzüglich Virgilius, erzogen seinen Geist zu gediegener und

tiefer Klarheit. Noch Knabe sah er Beatricen von Portinari, und unauslöschlichen Eindruck hatte das Kind auf die zarte Seele des Knaben gemacht; unsterblich lebte sie und die Liebe zu ihr in Dante's Geiste, selbst nachdem sie den Simone de' Bardi geheirathet und endlich in ihrem 25. Jahre gestorben war. Innige Freundschaft verband ihn mit Guido Cavalcanti. Er studirte zu Florenz, Bologna und Padua Philosophie, später zu Paris Theologie. Im Dienste seines Vaterlandes focht er 1289 bei Compaldino gegen die Aretiner, 1290 bei Caprona gegen die Pisaner und war dann Gesandter der Republik in Rom und an mehreren andern Höfen. Im J. 1291 verheirathete er sich mit Gemma, der Tochter des Manetto Donati; doch war seine Ehe nicht glücklich, seine Gattin trennte sich später von ihm. Im J. 1300 wurde er zum Prior, einer der höchsten Magistratsstellen seiner Vaterstadt, erwählt. Florenz war damals durch die Parteien der Neri und Bianchi entzweit. Als die erstere, als die schwächere, beim Papst Bonifaz VIII. Hülfe suchte und dieser den damals in Rom sich aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Karl von Valois zur Beilegung der Unruhen nach Florenz schicken wollte, widersetzte sich D. diesem Vorhaben, das er als dem Staate gefährlich ansah; wurde aber deshalb 1302 mit den Häuptern der Bianchi verwiesen und seiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldstrafe von 8000 Lire nicht erlegen konnte. Von jetzt an war sein Leben eine Reihe bitterer Widerwärtigkeiten. Einige Zeit lebte er in Arezzo; als er durch die Intriguen seiner Feinde auch von hier vertrieben ward, ging er 1304 nach Verona zu Bartolomeo della Scala, von welchem er freundlich aufgenommen wurde. Nach Bartolomeo's Tode 1304 verließ er Verona und irrte unstät, finster, zürnend über den Verfall des Vaterlandes und über die Schlechtigkeit und Selbstsucht der Menschen, umher, und kam 1308, nachdem mehrere Versuche, in sein geliebtes Vaterland zurückzukehren, mißglückt waren, wieder nach Verona, wo Cangrande della Scala einen glänzenden Hof hielt. Die Hoffnung, daß der Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzug die Unruhen in Florenz bezwingen würde, täuschte ebenfalls; zuletzt war er in Ravenna bei Guido Novello da Polenta, der ihm als Freund der Musen gern Schutz gewährte. Hier starb er am 14. Sept. 1321 und wurde in der Kirche der Minoriten begraben. Der venetianische Patricier, Bernardo Bembo, der Vater des Cardinals, ließ ihm 1483 ein prächtiges Denkmal setzen. Die Bürger von Florenz, die ihn während seines Lebens ausgestoßen und verfolgt hatten, forderten nach seinem Tode seine Asche von Ravenna, die ihnen aber verweigert wurde; stellten sein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf und besoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorlesungen über seine Gedichte zu halten. Seit 1830 feiert auch ein Kenotaph in der Kirche Sta Croce zu Florenz sein Andenken. In vielen Städten und Orten Italiens haben sich Sagen von einem längeren oder kürzeren Aufenthalte D.'s erhalten. Von den 6 Kindern, die D. hinterließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte bekannt gemacht und unter Anderm einen Commentar über die „Divina commedia" ihres Vaters geschrieben, der aber nicht ans Licht getreten ist. Seine Schriften sind außer einer großen Menge kleiner lyrischer Dichtungen, die er selbst sammelte, die „Vita nuova" (1293), aus Versen und Prosa gemischt, eine glühende Beschreibung jener heiligen Liebe zu Beatricen. 1310 schrieb er „Il convito", einen Commentar zu drei seiner Gedichte, den ersten Versuch einer prosaischen Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände, kräftig und gewandt in dem gemeinen Dialekte, d. i. in italienischer Sprache. Zwischen 1310—1313 schrieb er das Buch „Monarchia" in drei Büchern, worin er das Ideal eines Staates, worin wahrhafte Freiheit und Glückseligkeit der Menschen möglich wäre, aufzustellen suchte. In den letzten Jahren seines Lebens endlich schrieb er die Bücher „Della volgar eloquenza", doch wurden von 4 beabsichtigten nur 2 vollendet. Was das Streben seines Lebens gewesen war, die Sprache aller Italiener zu einem organischen Ganzen durchzubilden, fähig, das Höchste in würdiger Einfachheit und Klarheit auszudrücken, alle Dialekte zu vernichten und die Blüthen aller zu einer großen Einheit zu verbinden, suchte er in diesem Werke wissenschaftlich durchzuführen. Aber mehr als seine Lehren wirkte sein Beispiel. Mit D. beginnt das höhere Leben der italienischen Sprache; früher nur im gemeinen Leben und höchstens in kleinen

spielenden Gedichten gebraucht, trat sie mit ihm ein in den Kreis der gebildetsten und vollendetsten Darstellungsweisen des Edelsten und Höchsten, was der Geist zu denken vermag. Vor allen bewirkte dies seine „Divina commedia", das Nationalheiligthum Italien's. Commedia nannte er das Gedicht, weil es wie Komödien unglücklich beginne, glücklich ende, und wie diese, in der gemeinen Sprache geschrieben sei, während Tragödie, in hoher Sprache (wofür damals die lateinische im Gegensatz der italienischen galt) gedichtet, glücklich beginne, unglücklich ende. Das Gedicht zerfällt in drei Theile: die Hölle, das Fegfeuer, das Paradis, die drei Wohnstätten der Geister nach dem Scheiden aus dem menschlichen Leben, durch die er von Virgilius, den Beatrice aus alter Liebe zu Dante, der ihr in den Verwirrungen des Lebens vom wahren Pfade des Heils abzuirren schien, dazu beredet, geleitet wird; durch die Anschauung ihrer Geheimnisse wird Geist und Gemüth geheiligt. Im Paradiese, das Virgilius, als vor Christus geboren und seiner Lehre und Gnade nicht theilhaft, nicht betreten darf, übernimmt Beatrice selbst seine Führung. Das Gedicht ist der treue Abdruck des gewaltigen Bildes, das die Reflexe der damaligen Zeit in äußerem und innerem Leben, in dem Geiste eines Mannes bilden, der gleichen Theils im Himmel und auf der Erde lebte, alle Gestaltungen des Lebens mit scharfem Blicke durchdrang und erfaßte, dessen Blick durch die Nebel der damaligen Philosophie zwar umnachtet, die Bilder des ewigen Lebens in trübem Lichte sieht, aber mit unerschütterlichem Glauben aus der Dunkelheit des endlichen Daseins zu dem Lichte des ewigen Seins emporringt. Wie Donner des Herrn klingen die Mahnungen an seine verderbte Zeit, wie Offenbarungen eines Sehers reißen uns die Schilderungen des Paradieses hin. Seine Sprache ist kühn, sicher, einfach; eine Lebensfrische weht aus jedem Worte, jedem Bilde, daß man erkennt, wie alles unmittelbar aus dem reichen, nie ruhenden, nie des Nachsinnens, und der Nachhilfe bedürfenden Quelle des Herzens hervorströmt. Nur darf man nie vergessen, daß die Theologie der damaligen Zeit zu uns spricht, deren engherzige Satzungen der ewige Kampf der Geister jetzt besiegt hat. Die einzelnen Gesänge erschienen zu verschiedenen Zeiten; den ersten Entwurf muß man 1290 setzen. Vor 1319 war das Fegefeuer nicht bekannt; von 1320 ist der Brief vor dem Paradiese an Cangrande della Scala, aber die letzten Gesänge des Paradieses erschienen erst nach seinem Tode. Mehrere Städte, Florenz (1373, wo Boccaccio der erste Erklärer ward), Pisa, Bologna, Venedig, Piacenza errichteten besondere Lehrstühle für Erklärung seines Gedichts, und zu jeder Zeit sind Commentare über das wegen der steten Beziehungen auf die Zeitereignisse sehr dunkle Gedicht erschienen, die sich bei der Deutung der vorkommenden allegorischen Figuren oft in's Abenteuerliche verlieren. Die besten Ausgaben der „Divina commedia", die 1472 zuerst gedruckt wurde, sind von Lombardi (3 Bde., Rom 1791; 2. Aufl. 4 Bde., 1815—17, 4), die mailändische (3 Bde., 1809, Fol.) und die Florentiner (3 Bde., 1817). Die Bekanntmachung der von Boccaccio herstammenden Handschrift (Rav. 1820) und die von Quirico Viviani besorgte Ausgabe „Giusta la lezione del cod. Bartoliniano" (3 Bde., Udine 1823—28), sowie die Ausgabe der als der besten gerühmten Erklärung „L'ottimo commento della Divina commedia" (3 Bde., Pisa 1827—29) hatte großen Einfluß auf die Textanordnung. Unter den fast unzähligen Commentaren ist der beste von Arrivabene „Il secolo di D. etc.", der zuerst mit dem Bartolinischen Text erschien, und dann besonders zu Florenz 1830. Merkwürdig ist der Commentar von Ugo Foscolo (Lond. 1825) und von Karl Graul (Lpzg. 1844), der D. zu einem Protestanten macht. Die andern Werke D.'s sind in verschiedenen Einzelausgaben vorhanden; die „Prose" wurden herausgegeben von Torri (2 Bde., Pisa 1839), die „Vita nuova" von Trivulzio (Mail. 1827) und nach einer Handschrift aus dem 15. Jahrh. (Pesaro 1829); der „Convito" (Padua 1827), mit Anmerkungen von Cavazzoni u. A. (Mod. 1831); die „Epistolae quae exstant" mit Anmerkungen von Karl Witte (Padua 1827). Die beste Gesammtausgabe von D.'s Werken erschien zu Venedig bei Zatta (5 Bde., 1757—58, 4). Uebersetzt wurde „Die göttliche Komödie" zuerst von Bachenschwanz (3 Bde., Lpz. 1767—69) in Prosa, A. W. Schlegel lieferte einige Proben einer metrischen Uebersetzung, dann folgten die metrischen Uebersetzungen von Kannegießer (3 Bde.,

Lpzg. 1814—21; 4. Aufl. 1843), von Steckfuß (4 Bde., Halle 1824—27; 3. Aufl. 1840—41), vom Prinzen Johann von Sachsen unter dem Namen Philalethes (2 Bde., Dresden 1839—40, 4), mit kritischen und historischen Erläuterungen, und von Kopisch (Berl. 1840). Seine „Lyrischen Gedichte," die ganz in D.'s Leben verflochten und seiner nicht minder würdig sind, wurden übersetzt von Kannegießer und Witte (Lpzg. 1826; 2. verm. und verb. Aufl. 1842); seine „Vita nuova" von Oeynhausen (Wien 1824) und von Karl Förster (Lpz. 1842); seine prosaischen Schriften mit Ausnahme der „Vita nuova", von Kannegießer (2 Bde., Lpz. 1841—42). Noch verdienen Erwähnung Flaxmann's Zeichnungen zu der „Divina commedia", die von Pistrucci (nach Piroli) gestochen, unter dem Titel „Atlante Dantesco" (Mail. 1822) erschienen. Ein Bildniß D.'s auf einer Medaille fand 1832 Melchiorri Misserini auf. Das Leben D'.s von Boccaccio ist öfters besonders herausgegeben worden, z. B. von Gamba (Ven. 1825); die neueste Biographie ist die „Vita di D." von Cesaro Balbo (2 Bde., Tur. 1839). Ueber Beatrice und ihr Bildniß, vgl. die Schrift Misserini's „Dell' amore di D. e del ritratto di Beatr. Portinari" (3. Aufl., Flor. 1832).

Dantiscus, Johann, eigentlich Flachsbinder, ein gefeierter neulateinischer Dichter, geb. 1485 zu Danzig, studirte auf der Krakauer Akademie, diente dann eine Zeit lang im polnischen Heere und machte darauf eine Reise durch Palästina, Syrien, Arabien und Griechenland. Nach seiner Rückkehr nach Polen zog er durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit des Königs Sigismund I. auf sich, der ihn zu seinem Hofsecretär ernannte. Später trat er in den geistlichen Stand, blieb aber als Secretär in der Umgebung des Königs und begleitete diesen nach Presburg. Hier krönte ihn der Kaiser Maximilian als Dichter und erhob ihn unter dem Namen von Hofen (a Curiis) in den Adelstand. Als Gesandter des Königs von Polen nahm er Theil an dem Friedensschlusse des Kaisers mit Venedig, wohnte 1530 dem Augsburger Reichstage bei, begleitete dann Karl V. nach Spanien und kehrte 1535 nach Polen zurück. Er starb als Bischof von Ermeland 1548. Seine Gedichte sind meist Gelegenheitsgedichte über damalige Zeitverhältnisse und zeichnen sich durch Reinheit der Sprache und klare Gedanken aus. Sie wurden von Böhm gesammelt (Bresl. 1764).

Danton, Georges Jacques. Ein riesenhafter Revolutionär. Kein Mittel, vorausgesetzt, daß es zum Zwecke führte, war ihm tadelnswürdig; und, ihm zufolge, konnte man Alles, was man wagte. Man hat ihn den Mirabeau der Volksclasse genannt, und er hatte auch mit diesem Redner der höheren Stände Aehnlichkeit: markirte Züge, eine starke Stimme, ungestüme Gesticulationen, eine kühne Beredsamkeit, eine Herrscherstirn. Auch ihre Laster waren die nämlichen; aber Mirabeau's waren die eines Patriziers, Danton's die eines Demokraten; das Kühne, was in den Ideen Mirabeau's lag, fand man auch bei Danton, nur auf andere Weise, weil er in der Revolution einer anderen Classe, einem andern Zeitraume angehörte. Feurig, von Schulden und Bedürfnissen gedrückt, mit zügellosem Willen, sich wechselsweise seinen Leidenschaften oder seiner Partei hingebend, war er furchtbar in seinem politischen Wirken, wenn es sich um die Erreichung eines Zweckes handelte, wurde aber nachlässig, sobald er ihn erreicht hatte. Dieser mächtige Demagog bot ein Gemisch von Lastern und Tugenden, und gehört zu denen, die selbst bei niedrigen Handlungen über dieselben erhaben sind. Er war für das Vertilgungssystem, ohne blutgierig zu sein. Unerbittlich in Rücksicht der Masse, war er menschlich, edelmüthig sogar, bei Einzelnen. Als die Municipalität das Gemetzel vom 2. Septbr. vorbereitete, rettete er alle diejenigen, die zu ihm kamen, und ließ aus eigener Bewegung Duport, Barnave und Lameth, seine persönlichen Gegner, aus dem Gefängnisse entschlüpfen. Die Revolution war in seinen Augen ein Spiel, in welchem der Sieger, wenn er es bedurfte, das Leben des Besiegten gewann. Das Wohl seiner Partei setzte er über das Gesetz, selbst über die Menschlichkeit. Mit einem Worte — D. gehört zu den ungeheueren Charakteren, wie sie die französische Revolution hervorbringen mußte, und denen man sehr unrecht thut,

wenn man sie nach den gewöhnlichen Erscheinungen beurtheilt. Sie erfordern den streng historischen Standpunct, durchaus nicht jenen romantischen, welcher aus jenen Revolutions-Heroen Märtyrer macht. De Maistre's bedeutsames Wort in seinen „Considérations sur la France" finde hier zur historischen Rechtfertigung D.'s seinen Platz. Da die revolutionäre Bewegung einmal im Gange war, so konnte Frankreich und die Monarchie nur durch den Jacobinismus gerettet werden. Unsere Nachkommen werden sich leicht über die Grausamkeiten beruhigen, die begangen worden sind, und welche allein die Integrität des schönsten Königreichs aufrecht zu erhalten im Stande waren. Knüpfen wir an diese Charakteristik ein rasches Tableau seines großen Lebens an. Er wurde den 26. October 1759 geboren. Nach der Arretirung des Königs zu Varennes, am 2. Mai 1791, trat die bisher abhängige republikanische Partei zum ersten Male hervor, und der Kampf, welcher anfangs zwischen der Versammlung und dem Hofe, dann zwischen den Constitutionellen und den Aristokraten stattfand, begann jetzt zwischen den letztern und den Republikanern. In diesem Zeitabschnitte begann die Individualität D.'s sich geltend zu machen, und es ist wohl zu merken, daß jede Chance der Revolution ihren Repräsentanten von selbst bildete. Barnave's Vorschlag, dem Könige Mäßigung angedeihen zu lassen, gab den Republikanern Veranlassung, am 17. Juli das Volk aufzuwiegeln und an die Nation zu appelliren, daß sie Ludwig XVI., weil er entwichen war, der Krone für verlustig erkläre. Hier that sich Danton zum ersten Male hervor, und wohl ahnend, daß jetzt seine Zeit gekommen, hielt er auf dem Marsfelde von dem Altare des Vaterlandes herab aufrührerische Reden an das Volk. Die republikanische Partei wurde von der constitutionellen und monarchischen besiegt, und der Versuch auf dem Marsfelde war das Vorspiel zu den Volksbewegungen am 20. Juni und am 10. August. D. führte sie beide herbei, und die Verletzung des Burgfriedens im königlichen Schlosse, die Ludwig XVI. angethanen Beleidigungen waren die Vorboten des Terrorismus. Man kennt die Begebenheiten des 10. Augusts. D. war während dieser grausenhaften Nacht von den Sectionen zu den Casernen der Marseiller und Bretagner geeilt. Mitglied der revolutionären Municipalität, hatte er ihre Verfügungen geleitet und war nachher zum Justizministerium berufen worden. Die Einnahme von Longwy und das Bombardement von Verdun versetzte Paris in den Zustand der heftigsten Unruhe und der aus den Ministern bestehende Executiv-Conseil wurde zum Comité der allgemeinen Vertheidigung berufen. Einige wollten den Feind unter den Mauern der Hauptstadt erwarten, andere sich nach Saumur zurückziehen; D. war gegen Beides. „Meine Meinung ist", sagte er, „daß man die Royalisten, um ihre Pläne zu vereiteln, in Furcht und Schrecken setzen muß". Diese Worte geben die beste Erklärung für die darauf folgenden Septembertage. Die Municipalität, ein bloßes Organ D.'s, benutzte das erschrockene Paris, welches nach der Einnahme von Verdun sich selbst bedroht glaubte, ließ Lärmkanonen abfeuern, und das Gemetzel begann; denn D.'s Wahlspruch hieß: „Verwegenheit, noch mehr Verwegenheit und immer Verwegenheit!" Im Kampfe zwischen dem Berge und den Girondisten zeigte sich D. schwankend, weil er den Sieg jeder Partei fürchtete und die Auflösung der Commissionen der Zwölf ist sein Werk, obgleich er an den Aufständen vom 27. und 31. Mai keinen Antheil hatte. Unbewußt half D. die Girondisten stürzen; denn er war der Partei, die sich unter dem Namen der Dantonisten gebildet hatte, nicht mehr mächtig, und wie man es nach dem 10. August gegen die Constitutionellen gemacht hatte, so entstand nach dem 31. Mai der Schrecken gegen die Gemäßigten der Republik. Die Commune, an deren Spitze Hébert stand, hatte den Atheismus sanctionirt, und da der Wohlfahrtsausschuß diese ultrarevolutionäre Faction fürchtete, so knüpfte sie an die Tollheiten des Vernunft-Cultus an, und D. war es, welcher die Beruhigung nach dem Siege wünschte. In diesen Momenten beginnt die Verdächtigung D.'s, der sich, um den Sturm zu beschwören, nach Arcis-sur-Aube, seiner Heimath, zurückgezogen hatte. Robespierre vertheidigte damals D. und erst später trennten sich diese beiden Männer von einander, als ihre gegenseitigen Absichten sich durchkreuzten. Sie kamen beide noch einmal zusammen und trennten sich bitter und kalt. Saint-Just drohte offener, als man bisher

gethan hatte, und es war Zeit, daß D. sich vertheidigte. Er antwortete: „Ich will lieber guillotinirt werden als Guillotineur sein. Die Menschen machen mir Langeweile. Man wird Robespierre als Tyrannen verfluchen, aber meine Freunde werden von mir sagen, daß ich ein guter Vater, ein treuer Bürger und Freund war." Als man ihm die Flucht anrieth, meinte er: „kann man das Vaterland an den Schuhsohlen mit fortnehmen?" In der Nacht wurde sein Haus besetzt, und im Gefängnisse hörte man ihn sagen: „Ich habe das Revolutionstribunal errichten lassen; ich bitte Gott und die Menschen deswegen um Verzeihung, denn es geschah nicht, damit es die Geißel der Menschheit werde." Vor dem Revolutionstribunale sagte D. zu dem Präsidenten Dumas: „Ich bin Danton, hinlänglich in der Revolution bekannt und 35 Jahre alt; meine Wohnung wird bald das Nichts sein, aber mein Name in dem Pantheon der Geschichte leben!" Zum Tode verurtheilt rief er: „Ich ziehe Robespierre mit fort, er folgt mir." Gemeinschaftlich mit Camille Desmoulins bestieg er am 5. April 1794 das Schaffot und blickte ruhig und stolz um sich her: „O meine innig Geliebte! o mein Weib! rief er aus, so werde ich dich denn nie wieder sehen!" Dann unterbrach er sich plötzlich: „Danton, keine Schwäche!" Er starb als der letzte Vertheidiger der Menschlichkeit in der Revolution.

Danz, Johann Traugott Leberecht, Professor der Theologie zu Jena und geheimer Consistorialrath, zu Weimar am 31. Mai 1769 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem sein Vater Lehrer war, und die Universitäten Jena 1787 und Göttingen 1791, wo er vorzüglich unter der Leitung Eichhorn's, Griesbach's, Döderlein's, Heyne's, Schlözer's und Spittler's sich theologischen und humanistischen Wissenschaften in dem Sinne widmete, wie beide damals behandelt wurden. Im Allgemeinen folgte er nämlich der Richtung, die von dem Humanisten Ernesti ausging und darin bestand, daß die Philologie sich in der Theologie geltend machte und die letztere in das öde Gewirr und in die Kahlheit des trockenen Rationalismus herüberzog. Von Herder, der sich des Knaben angenommen und ihn seines Umgangs gewürdigt hatte, hatte D. eine eben so große Vorliebe für das Schönwissenschaftliche, als Abneigung gegen die Kantische Philosophie fast geerbt. Nach seiner Rückkunft nach Weimar wurde D. Lehrer daselbst am Gymnasium und am Landschullehrer-Seminar, und 1798 Rector der Stadtschule in Jena, wo er sich zugleich als akademischer Privatdocent habilitirte. Er hielt, wiewohl anfänglich nicht mit besonderem Glücke, neben Schütz, Eichstädt u. A. philologische, pädagogische und theologische Vorlesungen, wurde 1807 außerordentlicher, 1809 ordentlicher Professor der Theologie und leitete lange Zeit das katechetische Seminar. Neben den zahlreichen Vorlesungen über Kirchengeschichte, praktisch-theologische Wissenschaften, Moral, theologische Encyklopädie und Litterargeschichte verfaßte er eine Menge einzelner Schriften, die den Stempel jenes Rationalismus an sich trugen, der das Christenthum und die Theologie geradezu vom Leben abreißen und beide als Objekte an und für sich und als solche betrachtet, welche ihren Zweck und ihre Beziehung allein in sich selbst finden. Wir führen nur an „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (Jena 1818); „Grundriß der Wissenschaften des geistlichen Berufs" (Jena 1824); „Theologische Encyklopädie" (Weimar 1832); „Initia doctrinae patristicae" (Jena 1839). Zunehmende körperliche Schwäche machte 1837 seine Pensionirung nothwendig, und seitdem lebt er in stiller Zurückgezogenheit, beschäftigt mit der Herausgabe seines „Universalwörterbuchs der theologischen und religionsgeschichtlichen Literatur" (Leipz. 1837 flg., nebst Supplement 1., Lpz. 1843). Als Folge seines Umgangs mit Herder dürfen wir die Schriften als gelungene nennen: „Anthologischer Spaziergang durch Herder's Schriften" und „Herder's Ansichten des klassischen Alterthums" (2 Bde., Leipz. 1805). Sowohl als Schriftsteller, wie als Landtagsdeputirter der Universität Jena nahm D. auch Theil an den Gestaltungen der Gegenwart und hat namentlich in den letztern Beziehungen nicht ungewöhnliche Fähigkeiten gezeigt. — Sein Sohn, August Heinrich Emil D., Oberappellationsgerichtsrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Jena, geb. daselbst am 11. Dec. 1806, habilitirte sich 1830 an der Universität zu Jena und hielt seitdem dort mit großem Beifall Vorlesungen über das röm.

Recht nach allen seinen Entwicklungen in dogmatischer und historischer Hinsicht. Sein bedeutendstes Werk ist das „Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts" (2 Bde., Lpz. 1840—46)

Danzi, Franz, geb. 1760 zu Manheim, wo sein Vater (Innocenz) Hofmusiker und erster Violoncellist der damals mit Recht sehr berühmten Kapelle war. Schon früh bildete er das sich zeigende Talent des Sohnes durch Unterricht auf dem Claviere und im Singen, etwas später ganz vorzüglich im Violoncellspiele. Auch im Wissenschaftlichen machte Franz glückliche Fortschritte, so daß er zu den unterrichtetsten Musikern gezählt werden muß. Bereits in seinem 12. Jahre versuchte er sich in allerlei Compositionen mit vielem Geschick, und seines sangvollen Violoncellspieles wegen wurde er schon als Jüngling in die Manheimer Kapelle aufgenommen. Mit der nach München versetzten Kapelle kam auch er in diese Stadt, wo er die lebhafteste Aufmunterung zu vielen, sehr verschiedenartigen Compositionen fand. Unter diesen sind auch nicht wenige Opern, die des Schönen viel enthalten und sich den Beifall der Hörer erwarben, ohne jedoch durch auffallende Blitze des Genies in Verwunderung zu setzen. Unter seine letzten und vorzüglicheren gehören: „Die Mitternachtsstunde" und „Iphigenia in Aulis". Hier vermählte er sich mit der äußerst liebenswürdigen Margarethe Marchand, ausgezeichnet als gefühlvolle, höchst lebendige Sängerin, treffliche Clavierspielerin und geistreiche Schauspielerin. Auf einer großen Kunstreise wurden beide Gatten 1791 von dem Unternehmer einer italienischen Oper, Guardesani, dessen Gesellschaft im Sommer in Leipzig, den Winter in Prag spielte, engagirt, reisten dann 1794 nach Italien und traten 1796 wieder in ihre Stellen zu München, worauf D. zum Vicekapellmeister ernannt wurde. Der Tod seiner geliebten Frau, die 1800 starb, und unangenehme Verhältnisse in München bewogen ihn 1807 einem Rufe als Kapellmeister nach Stuttgart zu folgen, von wo er sich bald darauf in gleicher Stellung nach Karlsruhe begab. Er starb 1826 im 66. Jahre seines Alters. Haben seine Compositionen im Gange der Tonkunst auch keine Veränderungen hervorgebracht, so sind doch nicht wenige derselben als ausgezeichnete Leistungen höchst beachtenswerth. Seine komische Oper „die Mitternachtsstunde", componirt 1801, und im Clavierauszuge herausgekommen zu Bonn, wird noch jetzt gebildete Musikfreunde angenehm unterhalten. Seine dreistimmigen Gesänge (italienisch und deutsch) für 2 Soprane und Baß mit Begleitung des Pianoforte, Op. 16, Nr. 1 u. 2, in Leipzig gestochen, dann ganz vorzüglich seine sechs italienischen Quartetten für 2 Soprane, Tenor und Baß mit obligater Begleitung des Pianoforte sind für immer zu empfehlen. Auch seine Singübungen für Baß und Sopran stehen in verdienten Ehren und werden nützen. Von seinen vielen geistlichen Compositionen, unter welchen gleichfalls die späteren die vorzüglichsten sind, namentlich ein „Te Deum laudamus", ist leider nichts von Bedeutung gedruckt worden.

Danzig, die Hauptstadt des Regierungsbezirks gleiches Namens in der Provinz Preußen, eine wichtige Handelsstadt und eine der stärksten Festungen des preußischen Staates, breitet sich eine Meile von der Ostsee am linken Ufer der Weichsel aus und wird eingetheilt in Alt- (oder Pfeffer-), Neu- und Niederstadt, Langgarten und die Speicherinsel. Sie wird von der Radaune und Motlau durchflossen, ist alterthümlich gebaut und hat wenige und kleine Plätze und zum Theil enge und winkelige Straßen. Als Festung ersten Ranges ist die Stadt von einem zum Theil nach altdeutscher, zum Theil nach holländischer Manier befestigten Hauptwall mit Bastionen umgeben; die Gräben vor dem Hauptwall sind mit Wasser angefüllt und $^2/_3$ der Umfassung sind durch die Weichsel und durch Ueberschwemmungen gedeckt, die mittelst der Steinschleuße am Wegethor bewirkt werden könnten. Außer den eigentlichen Werken schützen die Stadt die Citadellen des Bischofs-, Hagels- und Zigankaberges. Uebrigens hat die Stadt 4 Hauptthore und 9 Vorstädte, ist Sitz mehrerer Behörden und eines Admiralitätscollegiums unter welchem eine Navigationsschule steht. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus, die Oberpfarrkirche zu St. Marien, eine der größten Kirchen Europa's, welche 1343 vom Hochmeister Ludolf aus einer Kapelle zur Hauptpfarrkirche erweitert und 1400 vom Hochmeister Konrad von Jungingen von neuem umgebaut, aber erst 1503 vollendet wurde; sie ist durch ihre Gemälde der Gebrüder van

Eyck namentlich dem jüngsten Gerichte berühmt; ferner die Katharinenkirche, die älteste Kirche Danzigs mit dem Grabmahl des Astronomen Hevel; das große Rathhaus, das Regierungsgebäude, das alte Zeughaus, das Gouvernementsgebäude, die Synagoge, der Junker- oder Artushof, der 1370 zur Versammlung der Kaufleute erbaut und 1752 förmlich zur Börse erwählt wurde, das neue Schauspielhaus &c. Ueberhaupt hat D. 13 evangelische, 2 reformirte, 5 katholische Kirchen, ein menonitisches Bethaus, 2 Synagogen, 3 Mönchs- und ein Nonnenkloster; außerdem ein akademisches Gymnasium, eine 1832 gestiftete Handelsakademie, 2 höhere Bürgerschulen, eine Kunst- und Gewerbeschule, eine Töchterschule, 27 Stadtschulen, gegen 100 Privatschulen, eine naturforschende Gesellschaft, Gewerbeverein, Sternwarte, Kunstkabinet, Gemäldesammlungen &c., auch besitzt die Stadt viele Anstalten der Wohlthätigkeit und des Gemeinsinnes. Die Zahl der Einwohner der Stadt und der Vorstädte beläuft sich auf 63,000 von denen 15,700 Katholiken, 2600 Juden und 6000 Menoniten; auch hat sich in der neuesten Zeit dort eine deutsch-katholische Gemeinde gebildet, deren Geistlicher aber im October 1845 wieder in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückkehrte. Die Stadt hat nicht unbedeutende Manufacturen in goldenen und silbernen Borden, Tuch, wollenen Zeugen und Corduan, 2 Zuckerraffinerien, eine Gewehr-, eine Cichorien-, 5 Tabak- und 3 Stärkefabriken, über 30 Bierbrauereien, 25 Branntweinbrennereien über 80 Destillationsanstalten, die das sogenannte Danziger Goldwasser mit vorzüglicher Güte liefern, große Bäckereien für Schiffszwieback, Dampfmühlen, eine Pottaschesiederei mit einem jährlichen Ertrag von 6500 Tonnen. Früher war D. die erste Seehandelsstadt der preußischen Monarchie und noch gegenwärtig ist sie eine der wichtigsten Seehandelsplätze, obgleich ihr Handel, besonders in Folge des russischen Absperrungssystems sehr gelitten hat. Ein Haupthandelszweig, früher noch mehr als gegenwärtig, ist der Verkehr mit Getreide und Holz, welches aus Polen auf der Weichsel zugeführt wird. Wegen seiner bedeutenden Weizenausfuhr nach England, Holland und den Hansestädten, hieß es früher die Kornkammer des Nordens. Andere Ausfuhrgegenstände sind, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Pech, Pottasche, Hanf, Flachs, Federn, ein berühmtes Bier und Liqueur, Meth, Stärke, Cichorie, Zucker, Pfefferkuchen, Fische, besonders Stockfische &c. Bedeutender ist der Transitohandel in Rohzucker, Blei und Kupfererzen, Eisen, Tuch, Leinwand, Salz, Salpeter. An eigenen Schiffen besaß D. 1833 75, von 15,545 Lasten, 1841 80 mit 14,989 Lasten und 1845 78 mit 15,128 Lasten. In den Jahren 1840, 41 und 42 fand hier unter den preußischen Häfen der stärkste Verkehr zur See in Ein- und Ausfuhr statt. Der Hafenort D.'s heißt N e u f a h r w a s s e r. Im Süden der Stadt zwischen der Weichsel und Nogat liegt die fruchtbare Insel, der W e r d e r. Vgl. Löschin „D. und seine Umgebungen" (Danzig 1836). Unter dem Namen Gedanum, Dantiscum, polnisch Gdansk, kommt die Stadt im 10. Jahrh. vor; einer Sage nach soll sie aber schon 480 v. Chr. von den Gothen erbaut und H e r m i o n a genannt worden sein. Lange stritten sich Dänen und Schweden, Pommern und die deutschen Ritter um ihren Besitz und vielmals wechselte sie ihre Herren. Im Jahre 1810 kam sie unter die Herrschaft des deutschen Ordens und jetzt mehrte sich ihr Wohlstand bald so sehr, daß sie sich 1454 vom deutschen Orden für unabhängig erklärte und von der Republik Polen als selbständig anerkannt wurde. Die Stadt erhielt ihr eigenes Gesetzbuch, die D a n z i g e r W i l l k ü r genannt und erweiterte bald bedeutend ihr Gebiet. Die Oberhoheit des Königs von Polen, repräsentirte ein Mitglied des Stadtraths, welches den Titel Burggraf führte. Die Stadt schlug ihre eigene Münze mit dem Bildniß des Königs von Polen, konnte frei über Krieg, Bündniß und Frieden entscheiden, hielt in Warschau ihren Secretär und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen. Die Herrschaft des Ordens war auf immer vernichtet; doch mußte die Stadt noch einen 13jährigen Kampf mit dem letzteren führen, aus dem sie aber siegreich hervorging, obgleich Polen nur wenig zu seiner Unterstützung thun konnte. Die Nähe der Weichsel, die Umgebung von Wäldern und Morästen machten sie beinahe unzugänglich und so gelangte sie mit der Zeit zu einer großen politischen und militärischen Bedeutung. Die Reformation fand frühzeitig Eingang; zugleich aber sank auch, durch die

Kriege mit Dänemark, als D. Partei für Schweden nahm, durch innere Streitigkeiten und durch die Veränderungen des Welthandels, herbeigeführt durch die Entdeckung Amerika's, durch die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung und durch die steigende Erwerbscultur Englands und der Niederlande, der Handel der Stadt; noch mehr wurde ihr Wohlstand zerrüttet als in Folge der Reformation innere Unruhen ausbrachen und Polen immer größere Ansprüche an die Stadt machte, die von dieser zwar zurückgewiesen wurden, aber ihr wiederholte Belagerungen von Seiten der Polen zuzogen. Noch schlimmer wurde die Lage D.'s, als es in die Bürgerkriege Polens verwickelt wurde und die Grenzen des preußischen Gebietes immer näher traten. Bei der ersten Theilung Polens 1772 erhielt es zwar seine Freiheit; aber rings von preußischem Gebiet umschlossen und von starken Zöllen hart bedrückt, da auch die Weichsel und das Fahrwasser in preußischer Gewalt war, sank seine politische Bedeutung immer mehr. Im Jahre 1793 erklärte endlich der König von Polen, daß er D. seinem Schicksale überlassen müsse. Preußen verlangte daher Unterwerfung der Stadt und in Folge eines Vertrages besetzten preußische Truppen am 28. März 1793 die Außenwerke. Der Kampf, den das Volk dagegen unternahm, endete schon nach wenigen Tagen und am 7. Mai huldigte D. seinem neuen Herrn. Unter preußischer Herrschaft begann die Stadt wieder aufzublühen, doch nach Ausbruch des französischen Kriegs im Jahre 1806 trafen sie von Neuem harte Schläge. Am 7. März 1807 begann ein französisches Corps unter dem Marschall Lefebvre, die Stadt von der Landseite einzuschießen. Trotz der Ausfälle der Besatzung setzten sich die Belagerer am 1. April auf dem Ziganfaberge fest und in der Nacht vom 23. auf 24. April begann das Bombardement der Stadt, das bis zum 21. Mai fortdauerte. Der Versuch des russischen Generals Kamenskoi, eine Verstärkung in die Stadt zu werfen, wurde zurückgeschlagen; eine englische Corvette mit Kriegsvorräthen und Geld fiel den Belagerern in die Hände und so sah sich endlich der Gouverneur von Kalkreuth genöthigt am 24. Mai zu capituliren. Am 27. Mai verließ die Besatzung die Stadt mit Kriegsehren, den Einwohnern aber wurde eine Kriegssteuer von 20 Mill. Fr. aufgelegt mit Bewilligung allmäliger Bezahlung. Der Marschall Lefebvre erhielt zur Belohnung für die Einnahme der Stadt den Titel eines Herzogs von D. und ließ sich von der Stadt einen Wechsel von 400,000 Fr. ausstellen. Im Tilsiter Frieden wurde D. als freie Stadt mit einem Gebiete von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden, unter dem Schutze Frankreichs, Preußens und Sachsens anerkannt, wurde aber seiner Unabhängigkeit niemals froh, da es als französischer Waffenplatz fortwährend einen französischen Gouverneur, General Rapp, behielt und das Continentalsystem den Hauptnahrungszweig, den Handel mit England, zerstörte; auch die fortwährenden Contributionen, die Verpflegung der französischen Besatzungstruppen, und die Verstärkung der Festungswerke der Stadt Millionen kosteten. In Folge des russischen Krieges wurde D. am 31. Dec. 1812 in Belagerungszustand erklärt; die Besatzung wuchs durch französische und polnische Truppen, die sich beim Rückzuge in die Stadt warfen und durch weitere Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg auf 30,000 Mann. Gegen Ende Januars 1813 ward die Stadt von russischen Truppen eingeschlossen und am 4. Febr., 5. März, 27. April und 9. Juli fanden die blutigsten Ausfälle und Angriffe statt. Nach dem Waffenstillstande übernahm der Herzog von Würtemberg den Oberbefehl der Belagerungsarmee. Die französischen Truppen leisteten den hartnäckigsten Widerstand. Erst als ein englisches Geschwader die Stadt auch von der Seeseite angriff, kam am 17. Nov. eine Capitulation zu Stande, nach welcher die Garnison am 1. Jan. 1814 die Waffen strecken und mit der Verpflichtung, ein Jahr lang gegen die Verbündeten nicht zu dienen, nach Frankreich geschickt werden sollte. Die Noth und Theurung stieg in der Stadt während dieser Zeit so hoch, daß die Bewohner Ratten und Mäuse verzehren mußten und an Brod kaum zu denken war. Als der Kaiser Alexander die Bedingungen nicht annahm und der General Rapp, der französische Gouverneur, der wahrscheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfnisse heimlich hatte vernichten lassen, die Stadt nicht länger vertheidigen konnte, wurde die Festung so übergeben, daß am 1. Januar alle Polen und Deutsche in ihre Heimath ent-

lassen wurden, am 2. Januar aber alle Franzosen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere Rußlands abgeführt zu werden. Während dieser langwierigen Belagerung waren in der Stadt 309 Häuser und Speicher niedergebrannt, 1115 Häuser beschädigt worden und 90 Menschen verhungert. Am 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück. Seitdem sind, namentlich auf Veranlassung des Oberpräsidenten und Geheimen Staatsministers von Schön, zahlreiche wesentliche und in allen Zweigen des Gemeinwesens tief eingreifende Verbesserungen eingeführt worden. Nur der Handel hat sich nicht wieder zu der früheren Höhe erheben können. Großen Schaden erlitt die Stadt am 6. Dec. 1815 durch das Auffliegen eines Pulverthurmes, sowie 1829 und 40 durch einen Durchbruch der Weichsel und 1831 durch die asiatische Cholera. Vgl. Löschin „Geschichte D.'s" (2 Bde., Danzig 1822); Blech „Geschichte der 7jährigen Leiden der Stadt D." (2 Bde., Danzig 1816); Döring „Danziger Bilder" (Danz. 1840) und „Münzen und Siegel der Stadt D., Elbing und Thorn" (Danz. 1841).

Daphnäa, eigentlich die Lorbeerbekränzte, ist ein Beiname der Diana, welche als solche einen Tempel zu Sparta hatte.

Daphne, eine Nymphe der Diana, Tochter des Flußgottes Peneus oder des Ladon, wurde der Sage nach von Apollo geliebt, und als sie ihm ihre Gegenliebe verweigerte, überall hin verfolgt, bis sie, seiner Hartnäckigkeit überdrüssig, die Erde, oder nach Andern, ihren Vater Peneus um Rettung und Hülfe anrief. Ihre Bitte fand Gehör. Schon streckte Apollo die Arme nach ihr aus, um sie zu erfassen, als ihre Füße plötzlich in der Erde Wurzel faßten, ihr Körper sich mit Rinde umgab und ihre Arme zu grünenden Zweigen wurden; statt der Nymphe umfing Apollo den Lorbeerbaum, den er von nun an zu dem ihm heiligen Baume erklärte. — D a p h n e, die Tochter des Tiresias, eine berühmte Wahrsagerin, wird auch Manto genannt, sie wurde im Kriege der Epigonen gefangen und dem Apollo geschenkt. — D a p h n e, eine Bergnymphe, war Priesterin beim Orakel zu Delphi.

Daphnis, Sohn des Hermes und einer Nymphe, ein Hirt und Erfinder des Hirtenliedes und des Flötenspieles, das ihn Pan selbst gelehrt hatte, wurde in Sicilien in einem an Lorbeerbäumen reichen Thale geboren, woher auch der Name D., und von den Nymphen der Diana erzogen. Von der Diana selbst mit großer Huld gewürdigt, weidete er am Aetna unter bukolischen Gesängen seine Heerden, bis ihm die Nymphe Echenais (nach Andern Nomia) sah und in Liebe zu ihm erglühte. Als sie Gegenliebe verlangte, weissagte sie ihm, daß ihm das Unglück der Blindheit werden würde, wenn er sich eine andere Geliebte wählen würde. Als er sich einst von Chymera, einer sicilischen Königstochter, im Weine berauschen und zur Untreue verleiten ließ, trat jene unheilvolle Weissagung wirklich ein. Hermes, den er hierauf in seinem Schmerze anrief, nahm ihn in den Himmel auf, und ließ an jener Stelle, wo er ihn der Erde entnommen, einen Quell entspringen, an den nun die Sicilier alljährlich Opfer darbrachten und ein Fest feierten.

Dapifer, s. T r u c h s e ß.

Darcet, Jean Pierre Joseph, geb. 1787 zu Paris, einer der ausgezeichnetsten französischen Chemiker, Enkel des berühmten Wiederherstellers der Chemie in Frankreich, Rouelle, zeichnete sich schon früh in der Mathematik und den Naturwissenschaften aus, und ward 1801 Münzwardein. Als solcher machte er eine neue Pulverbereitung bekannt, und entdeckte die wichtige Zersetzung des Seesalzes, welche die Anlegung von Manufacturen der Soda, eines künstlichen Natrums, zur Folge hatte. Außer vielen andern nützlichen Entdeckungen ist seine Erfindung eines Mittels, die Vergolder gegen die gefährlichen Dünste des Quecksilbers zu schützen, wofür er den ausgesetzten Preis von 3000 Fr. gewann, von großer Wichtigkeit. Auch verdankt man ihm manche Verbesserungen von Bronzen und Verzierungen, in der Fabrication von Stahlwaaren, besonders Waffen, umfänglichere Arbeiten über Benutzung der Kastanien auf Zucker rc., über Darstellung der Knochengallerte rc. Seine Arbeiten finden sich in den „Annales de chémie et de physique" und so weit sie gesundheitspolizeiliche Gegenstände berühren, in den „Annales d'hygiène publique." Im Jahre 1843 gab er eine Schrift heraus, die über die Entfernung handelt, in welche man gewisse Fa-

brikanlagen von den nächsten bewohnten Orten anlegen darf. — Sein Sohn, **Felix d'A.** hat sich ebenfalls bereits als Analytiker bekannt gemacht.

Dardanarius heißt ein Kornwucherer, Kornjude, der durch Maß und Gewicht beim Verkaufen betrügt, oder der das Getreide so lange liegen läßt, bis die höchste Theuerung eingetreten ist. **Dardanariat**, der Gebrauch verfälschten Gewichtes und Maßes, oder die unerlaubte Vertheuerung des Getreides durch Aufkauf und Zurückbehaltung desselben. Schon die Gesetze der römischen Kaiser eifern gegen das D. und behandeln es als Criminalverbrechen; eben so die ältern deutschen Reichsgesetze und die einzelnen Landesgesetze. In der neuern Zeit scheinen aber die Gesetzgeber geneigter zu sein, den Landleuten größere Freiheit zu lassen, wann sie ihre Producte auf den Markt bringen wollen.

Dardanellen, 4 Schlösser zu beiden Seiten der Meerenge (Hellespont) welche aus dem Marmormeere ins ägeische Meer führt und 8 Meilen lang und $^1/_4$—1 Meile breit ist. Die D., welche ihren Namen wahrscheinlich von der asiatischen Stadt Dardanus erhalten haben, dienen dazu, die Meerenge zu sperren, damit keine fremden Schiffe dieselbe passiren sollen; allein nichts desto weniger sind die englischen Schiffe schon öfter durchgefahren. Bei den beiden älteren Dardanellen Kilidbahr in Europa und Boghazhissar in Asien, welche Muhamed II. erbaute, kann das nur 400 Klaftern breite Meer durch Ketten gesperrt werden. Die neuern D., Seddbahr in Europa und Hissar-Sultani in Asien, wurden 1658 von Muhammed IV. angelegt, und sie waren so gut befestigt, daß sie für unbezwinglich galten. Allein 1770 waren sie so verfallen, daß der russische Admiral Elphinstone mit seinem Geschwader vorbei segelte, ohne auch nur von einem Schusse getroffen zu werden, und passirte den Canal zum Hohne der Türken. Nun stellte der Baron **Tott** (s. d.) die Schlösser wieder her; allein bald waren sie durch die große Sorglosigkeit der Türken wieder so in Verfall gerathen, daß der englische Admiral Duckworth den 19. Febr. 1807 die D. passirte und mit seinem Geschwader vor Konstantinopel erschien. Das englische Geschwader sollte die angeknüpften Unterhandlungen unterstützen, richtete aber nichts aus, da die Türken während der Unterhandlungen unter der Leitung des französischen Gesandten Sebastiani so eifrig beschäftigt waren, Konstantinopel gegen einen Angriff zu sichern und die Dardanellenschlösser in Vertheidigungszustand zu setzen, daß Duckworth am 2. März nicht ohne Verlust zurücksegeln konnte. Früher sowie auch in dem 1809 zwischen der Pforte und England abgeschlossenen Friedensvertrage hat das Letztere das Princip der Pforte anerkannt, daß es zu allen Zeiten den Kriegsschiffen verboten sei, in der Meerenge der D. und in die des schwarzen Meeres einzulaufen. Im Jahre 1829 wurden die D. von einer russischen Flotte mit Englands Zustimmung gesperrt und in dem ägyptischen Kriege von 1833 ward es der britischen und französischen Flotte von der Pforte nicht gestattet, dieselbe zu passiren, während eine russische Flotte bei Bujukdere ankerte. In dem Vertrage vom Sept. 1841 gaben die fünf Großmächte der Pforte von Neuem das Versprechen, kein Kriegsschiff in die D. einlaufen zu lassen. $1^1/_2$ Stunden von den Schlössern bilden 2 in das Meer ragende Erdspitzen eine Meerenge, welche durch Ueberfahrten Leander's zur Hero, durch Xerxes Brückenbau und durch Soliman's Ueberfahrt auf einem Flosse historisch merkwürdig ist. Hier durchschwamm den 3. März 1810 Lord Byron mit dem Lieutenant Eckenhead das Meer von Europa nach Asien.

Dardanos (Myth.), Sohn des Jupiter und der Elektra, wanderte mit einem arkadischen Stamme, aus Gram seinen Bruder durch den Blitz getödtet zu sehen, nach Samothrace, und von hier, aus Mangel an dem nöthigen Unterhalte, nach Troja, wo ihm der König Teukros einen Theil seiner Länder anwies. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Chryse vermählte er sich mit der Königstochter Bateia und erzeugte mit ihr den Erichthonius. Als Teukros starb, fiel ihm Krone und Reich zu, und er ward so Stammvater der trojanischen Regentenfamilie, der nach ihm benannten Dardaner. Als Brautschatz seiner ersten Gemahlin besaß er zwei Palladia von der Minerva, die er in Troja aufstellen ließ, weil ihm ein Orakel verheißen hatte, daß sein Reich so lange bestehen werde, als jene Palladia innerhalb der Mauern bewahrt würden. Nach Virgil wurde er in den Himmel auf-

genommen, sein Schatten aber von dem Aeneas in der Unterwelt angetroffen. Man erkennt in diesem Mythos die Auswanderung einer Colonie aus Arkadien nach den freundlichern und reicheren Gefilden Kleinasiens.

Dares aus Phrygien wird als Verfasser der Schrift „De excidio Trojae" genannt, die nach Angabe des vorgesetzten Briefes an Sallust durch Cornelius Nepos aus dem Phrygischen übertragen sein soll. Das Werk mag wohl zum Theil auf alten, jetzt verlorenen Quellen beruhen, ist aber offenbar ein Produkt der spätesten Zeit. Einige nehmen den Engländer Joseph Iscanus, der im 12. Jahrh. ein Gedicht über den trojanischen Krieg schrieb, als Verfasser an; doch der neueste Herausgeber der Schrift, Dederich, verwirft diese Angabe und setzt den Ursprung der Schrift in das 6. und 7. Jahrh. Bedeutung hat das Werk nur dadurch gewonnen, daß es für die zahlreichen Bearbeitungen der Sage von Troja im Mittelalter, sowohl in lateinischer, als in romanischer und deutscher Sprache die Grundlage bildet. Es wurde meist mit dem Dictys (s. d.) zusammen herausgegeben, zuerst in Mailand (1477, 4). Den ersten kritischen Text besorgte J. Mercerus (Paris 1618), andere Ausgaben sind von Anna Dacier (Par. 1680, Amst. 1702, 4) und besonders von A. Dederich (Bonn 1835).

Darfur oder das Land Fur, eine der größten Oasen der lybischen Wüste oder des östlichen Theiles der Sahara, die letzte südliche Oasengruppe, grenzt im Osten an Kordofan, im Norden an Borgu und hat weder einen Fluß noch Quellen, weshalb Menschen und Thiere verschmachten müssen, wenn der Regen zu lange ausbleibt. Das Klima ist sehr heiß und trocken, nur während der dreimonatlichen Regenzeit feucht. Produkte sind: Tamarinden, wilde Feigen, Reis, Melonen, Hanf, Tabak, Sykomorenbäume rc., Hornvieh, Schafe, Ziegen, Kameele, Hunde, wilde Büffel, Löwen, Rhinoceros und Elephanten, deren Raubluft und Wildheit das Land sehr unsicher macht, Bienen, Termiten rc., Gold, Eisen und Kupfer. Die Bewohner sind von schwarzer Hautfarbe, gehören aber nicht der Negerrace, sondern einem der Berberstämme an. Sie sind Muhamedaner, reden eine eigene Sprache, treiben Ackerbau und nähren sich außerdem vom Handel (größtentheils Tauschhandel). Von hier aus gehen große Karavanen nach Sudan, Aegypten und Nubien, wo sie hauptsächlich Negersclaven, Elfenbein, Gummi, Straußfedern, Tamarinden, Rhinoceroshörner rc., gegen baumwollene Zeuge, Waffen, Spiegel, Kupfergeschirr, Leder, Papier rc. verhandeln. Durch Einwanderung der westlichen Stämme ist D. zum Stapelplatz von Sudan geworden. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 2 bis 300000, nach Anderen, wohl übertrieben, auf $1^1/_2$ Mill. Sie stehen unter einem erblichen Sultan mit unumschränkter Gewalt und dem Titel „Büffel der Büffel, Stier der Stiere, starker Elephant." Er ist der erste Kaufmann des Landes, das Heer besteht ungefähr aus 30,000 Mann, theils freien, welche Ländereien als Sold bekommen, theils Sclaven. Jährlich wird eine Razzia oder Sclavenjagd nach Südwesten und in die nahen Oasenstriche unternommen. Residenz des Sultans und Hauptplatz des Karawanenhandels aus dem Westen her, ist Kobbe mit 6000 Einw., ferner sind zu bemerken, Cubeabia, der Schlüssel der Weststraße, mit beträchtlichem Handel in Salz, Leder und baumwollenen Zeugen, und Swaini, der Sammelplatz der Karawanen nach Aegypten. D. ist wohl von keinem Europäer als von Brown besucht worden, zu Ende des vorigen Jahrh.; und da der Karawanenzug von D. nach Aegypten seit der Eroberung von Kordofan durch den Vicekönig Mehemed Ali in Aegypten unterbrochen worden ist, so hat man nur spärliche Nachrichten von dort her, weil der Sultan von D. aus Furcht vor einem ägyptischen Einfall allen Verkehr so viel als möglich abgebrochen hat. In der neuesten Zeit wurde der Sultan Abu Madian durch seinen Neffen vom Throne verdrängt und floh zu Mehemed Ali, der im Sommer 1845 einen Feldzug nach D. unternahm, um ihn wieder einzusetzen, besonders aber um seinen eigenen Einfluß im Innern Afrikas zu verbreiten und die Wiedereröffnung des unterbrochenen Karawanenzuges zu bewerkstelligen.

Darius ist der Name mehrerer persischen Könige; nach Einigen soll er weiter nichts als Königstitel sein. Wir heben hier nur folgende dieses Namens aus: Darius I., oder

auch D. Hystaspis (d. i. Sohn des Hystaspes), vierter König des persischen Reiches aus dem Hause der Achämeniden, war einer der 7 Mitverschwornen des Otanes, welche den damaligen Usurpator des Reiches Pseudosmerdis ermordeten. Nach vollbrachter That setzten die Verschwornen fest, daß die persische Krone an denjenigen von ihnen kommen solle, dessen Pferd bei der am folgenden Morgen verabredeten Versammlung zuerst die Sonne wiehernd begrüßen werde. Durch eine List des Stallmeisters des D., der in der Nacht eine Stute mit seines Herrn Pferde an dem bestimmten Orte zusammengebracht hatte, wieherte das dort angekommene Pferd des D., eingedenk des nächtlichen Vorfalles, vor allen zuerst, und alle begrüßten den D. als ihren König und Herrn. Diese Erhebung wußte sich D. sicher zu stellen durch seine Verheirathung mit den zwei Töchtern des Cyrus, der Atossa und Artystana. D., ein Mann von Geist und Herz und dem besten Willen, hatte gleich nach seinem Regierungsantritte angefangen, vieles Veraltete im Staate abzuschaffen und an seine Stelle Neues und Besseres treten zu lassen, und namentlich schon eine zweckmäßigere Eintheilung des Landes in Provinzen oder Statthalterschaften vorgenommen, als diese Thätigkeit nach außen hin gebraucht wurde. Babylon, müde der persischen Despotie, lehnte sich auf, und wurde nicht ohne schwere Opfer im 21. Monate der Belagerung endlich noch durch eine List erobert. Zopyrus nämlich, ein Feldherr des D., verstümmelte sich selbst an Nase und Ohren und kam zu den Babyloniern, um die angeblich von D. erlittene Schande aufs Schmählichste zu rächen, in Wahrheit aber nur um die Babylonier so in die Hände der Perser zu spielen und zu dem alten Gehorsam zurückzuführen (516 v. Chr.). Nach Besitznahme der Stadt unternahm D. einen Rachezug gegen die Scythen (512 v. Chr.) nördlich vom schwarzen Meere und zwischen der Donau und dem Tanais, mit einer Macht von 700,000 Mann. D., durch einen klug berechneten Rückzug der Scythen in die Steppen gelockt, konnte sich nur mit Mühe retten, ließ einen Theil des Heeres unter Megabyzus zurück, um das Land zu unterwerfen, während er selbst einen glücklichen Zug gegen die indische Küste machte, bis wohin sich von nun an die Grenzen des persischen Reiches ausdehnten. Ein Aufstand der asiatischen Griechen, und die thätige Theilnahme der Athenienser daran, welche Letztere dem D. vorzüglich durch die Einäscherung von Sardis einen großen Verlust beigebracht hatten, riefen eine feindselige Stimmung zwischen Griechenland und Persien hervor, und ließen den Gedanken in D. immer lebhafter werden, an dem Volke der Athener für den thätigen Antheil empfindliche Rache zu nehmen. Sie wurde beschlossen. Unter Mardonius sollte durch Thracien und Macedonien eine Expedition nach Griechenland gehen, aber nicht nur Mardonius wurde von den Phrygiern, einem thracischen Volke, völlig niedergehauen, sondern auch die zu demselben Behufe ausgesegelte Flotte wurde bei dem Vorgebirge Athos durch einen Seesturm gänzlich zerstreut. Furchtbarer erschien eine neue Macht von 500,000 Mann unter Datis und Artaphernes und einer Flotte von 600 Schiffen, weil die kühnen Athenienser auf D.'s Forderung von Erde und Wasser, als Zeichen der Unterwerfung, kurz und keck zu antworten gewagt hatten: D. möchte sich Erde und Wasser selbst holen. Würdig der Freiheit stellten sich 10,000 Athenienser, beseelt von Vaterlandsliebe und Tapferkeit, unter Miltiades in Marathons Ebenen diesen Menschenmassen entgegen, und schlugen sie gänzlich in die Flucht 490 v. Chr. Von der Ausführung einer neuen, noch furchtbarern Expedition hielt ihn eine Empörung in Aegypten und später sein Tod ab. Er starb 486. Ihm bleibt der Ruhm, ein Fürst gewesen zu sein, der das Wohl und Glück seines Volkes immer redlich gewollt hat. Er richtete das Kriegswesen auf eine regelmäßigere Weise ein, ordnete die Finanzen und stellte Eilboten für den Hof an. — Darius II., vor seiner Thronbesteigung Ochus genannt, einer der Bastarde Artaxerxes I. Longimanus (daher sein Beiname Nothos) stürzte seinen Bruder Sogdianos, der selbst den rechtmäßigen Thronerben, Xerxes II., vom Throne verdrängt hatte und gelangte so zur Herrschaft im J. 423. Er selbst ward von seiner hinterlistigen und grausamen Schwester und Gemahlin, Parysatis beherrscht. Sein Reich eilte unter mancherlei Empörungen, Meutereien und Treulosigkeiten seiner Auflösung entgegen. Persien selbst fühlte und wußte das wohl, wenn es die Streitigkeiten in Griechenland zu unterhalten eifrig bemüht war. Besonders übte Tissaphernes, der Satrap von

Vorderasien, und dessen Nachfolger, der jüngere Cyrus, ein Sohn des Königs, bedeutenden Einfluß auf die griechischen Verhältnisse während des peloponnesischen Krieges aus. Unter seiner Regierung setzte sich Amyntas in unabhängigen Besitz von Aegypten, das er im Jahre 414 durch Abfall erworben hatte. D. starb 405 und hatte seinen ältesten Sohn Artaxerxes II. zum Nachfolger. — Darius III., vor seiner Thronbesteigung Kodomannus genannt, ein Sohn des Arsames und der Sysigambis und Enkel des D. II., kam durch den Sturz des Arses auf den Thron 336 v. Chr. D. war ein Mann von Kraft und Entschlossenheit, und vereinigte Tugenden in sich, die ihm ein besseres Schicksal verdienen ließen, als er erfuhr. Der kühne Alexander, der sich den Namen des Großen schon in Europa gesichert hatte, erschien jetzt auch in Asien mit einem Heere, nahm eine feindliche Stellung gegen Persien ein, und eröffnete sich durch die Schlacht am Granikus den Weg nach Vorderasien. D. stellte sich an die Spitze eines neuen Heeres, erlitt aber zum zweiten Male bei Issus eine gänzliche Niederlage (333). Er selbst hatte in den ersten Reihen wie der bravste Soldat gefochten und konnte sich kaum durch die Flucht in das nahe Gebirge retten. Mutter, Gemahlin und Kinder des D. kamen nebst allen Kostbarkeiten in feindliche Hände. D. sammelte, nach vergeblichen Unterhandlungen und Friedensanträgen, worin er eine zu stolze Sprache geführt hatte, ein neues, an Zahl ungeheueres Heer, das jedoch ebenfalls dem macedonischen Sieger bei Arbela unterliegen mußte. Nach dieser schmählichen Niederlage wollte er sich Anfangs das Leben nehmen, entschloß sich aber zur Flucht nach Medien, wo er durch die Verrätherei des Bessus im 50. Jahre seines Lebens und 6. seiner Regierung fiel (330). Er war der letzte König des persischen Reiches, das nach einer Dauer von 200 Jahren mit ihm sein Ende nahm und an Alexander von Macedonien kam.

Darlehn, (lat. mutuum), nennt man nach richtigem Sprachgebrauche nur die Sache, welche dargeliehen wird; wogegen das Geschäft, vermittelst welches dieses geschieht, der Darlehnsvertrag oder die Anleihe heißt. Der Jurist versteht darunter denjenigen Realcontract, wodurch Jemandem eine Summe Geldes oder eine Quantität anderer verbrauchbarer Sachen (res fungibiles d. h. solche, die nicht in derselben Species, sondern nur in genere, aber in derselben Quantität und Qualität zurückgegeben werden müssen), in der Absicht übergeben wird, daß er Eigenthum daran erlangen und dereinst eben so viel von derselben Güte zurückgeben soll. Der Geber heißt hier creditor oder mutuo dans, der Empfänger debitor oder mutuans. Bezahlt der Schuldner des Darlehns zu der verabredeten Zeit nicht wieder, so muß er Verzugszinsen bezahlen, sonst können aber Zinsen (s. d.) nur dann gefordert werden, wenn sie besonders ausbedungen sind. Ein solches D., welches heutzutage fast allein noch vorkommt, nannten die Römer foenus. In Deutschland sah man nach einem aus mißverstandenen Bibelstellen entstandenen und durch das kanonische Recht weiter verbreiteten Vorurtheile noch bis ins 16. Jahrh. alle zinsbare Darlehen für ungültige und nach göttlichen Rechten strafbare Geschäfte an. Weil aber doch Niemand gern ohne Vergeltung den Gebrauch seines Geldes entbehren und mit Gefahr des Verlustes Andern überlassen wollte, so fiel man auf mancherlei Arten von verschleiertem Darlehen (mutuum palliatum), z. B. den Rentenkauf (s. d.), wodurch indeß, da hier der im römischen Rechte und späterhin auch in den deutschen Reichsgesetzen vorgeschriebene Zinsfuß nicht statt fand, oft drückender Wucher ausgeübt wurde. Durch die Uebergabe des dargeliehenen Gegenstandes gelangt das Geschäft zur Perfection, der Empfänger wird Eigenthümer der Sache, trägt daher auch die Gefahr derselben (casum sentit dominus) und ist verbunden, sie zur gehörigen Zeit zurückzugeben, weshalb dem Darleiher eine Klage (actio mutui oder condictio certi ex mutuo) zusteht, um ihn dazu anzuhalten. Der Schuldner hat keine besonders benannte Klage, er kann nur aus allgemeinen Gründen auf Schadenersatz klagen, und muß das Geld, wenn der Darleiher die Zurücknahme zur festgesetzten Zeit weigert, gerichtlich deponiren. Der Darlehnscontract gehört zu denjenigen Geschäften, welche mit steigender Civilisation immer häufiger werden. In der neuesten Zeit hat sich dabei die Rücksicht auf die Sicherheit der dargeliehenen Summe des Capitals (s. d.) immer mehr geltend gemacht. Der Darlehnscontract wird daher jetzt in der Regel schriftlich, mittelst

einer gehörig verclausulirten Schuldverschreibung geschlossen und zur Sicherheit der vorgeschossenen Summe ein Pfand oder eine Hypothek (s. d.) bestellt. Wer nicht die freie Disposition seines Vermögens hat, kann weder ein gültiges Darlehen geben, denn das Gegebene wird für ihn sofort in natura zurückgefordert, noch empfangen, da, sobald er das Dargeliehene verbraucht, keine Verpflichtung zum Ersatz da ist. Die römischen Gesetze, z. B. das Senatus consultum Macedonianum aus den Zeiten des Kaisers Claudius, erklären ein D., welches ein, in väterlicher Gewalt stehender junger Mann erhalten hat, für unverbindlich, d. h. der Darleiher hat kein Zurückforderungsrecht gegen den Schuldner, doch ist er auch nicht schuldig, das, was er dafür gezahlt erhalten hat, wieder herauszugeben, auch kann die Schuld durch eine spätere Anerkennung getilgt werden.

Darlington, ein ansehnlicher und gewerbreicher Marktflecken in der englischen Grafschaft Durham, unweit des Tees am Skern, ist ziemlich gut gebaut, hat eine schöne, im 12. Jahrh. erbaute gothische Kirche mit einem 180 F. hohen Thurme und 7200 Einw., welche zahlreiche Fabriken für Leinwand, Seiden- und Leinenband, Wollen- und Baumwollenzeuge, Leder, Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereien unterhalten. Auch befinden sich hier Eisengießereien, eine Mühle zum Schleifen optischer Gläser, eine häufig besuchte schwefelhaltige Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle, von denen der eine 30 Yards im Durchmesser enthält. Seit 1825 ist D. mit dem 2 deutschen Meilen entfernten Stockton durch eine Eisenbahn verbunden.

Darm, Darmkanal oder die Gedärme, ist ganz allgemein genommen der Schlauch, der zur Aufnahme, Verarbeitung und Ausleerung der Speisen dient, doch bezeichnet man diesen weitern Begriff gewöhnlich mit dem medicinischen Kunstausdrucke Darmkanal, und rechnet dazu die Speiseröhre, den Magen und die eigentlichen Gedärme. Der letztere Ausdruck bezeichnet genauer genommen den Schlauch, der an der Oeffnung des Magens anfängt und am After sich endigt. Seinen Anfang bildet der Zwölffingerdarm (so genannt, weil er zwölf Finger breit ist); auf ihn folgt der Leerdarm, den man gewöhnlich leer findet, da er seinen Inhalt schnell fortbewegt, und den in vielfältigen Windungen liegenden Krummdarm. Diese drei Theile bilden den Dünndarm. Der Dickdarm, der weiter ist, besteht aus dem Blinddarme, dem Grimmdarme und dem Mastdarme. Zwischen dem Dünndarme und Dickdarme ist eine Klappe, welche den Inhalt des ersteren in den zweiten, nicht aber umgekehrt den des zweiten in den ersten gelangen läßt. Die Därme bilden ein hohles Rohr, welches aus drei Häuten besteht. Die innerste ist sammtartig, glatt und sondert vielen Schleim ab, die mittelste besteht aus Muskelfasern und dient zur Bewegung, und die äußerste aus einem Ueberzuge des Bauchfells, einer Haut, die die ganze Bauchhöhle und alle ihre Theile bekleidet. Zwischen der untersten und Muskelhaut liegt noch ein festes, zelliges Gewebe, welches man als eigne Haut ansehen kann. Die Länge der Gedärme des Menschen beträgt etwa fünfmal die Länge seines Körpers. Der Dünndarm hat einen Zoll im Durchmesser der Dickdarm etwa zwei. Die Drüsen im Darmkanal, die nach dem Mastdarm zu immer größer und gedrängter werden, sondern den Darmschleim ab, den Nahrungsstoff nehmen die in der Schleimhaut befindlichen einsaugenden Gefäße in sich auf. In der langen Reihe organischer Wesen von dem Menschen abwärts bis zu den Anfängen der Thierwelt, den Infusionsthierchen, zeigt sich natürlich auch die Einrichtung des Darmkanals unendlich verschieden. Bei den Säugethieren ist zwar diese Einrichtung von der des Menschen fast durch nichts als durch die Größe verschieden, die durch die Größenverhältnisse des Thiers bedingt wird. Aber bei den Vögeln ändert sie sich insofern, als hier auch die Urinwerkzeuge ihr Product in den Darmkanal ergießen, so daß dieser der einzige Ausführungskanal bleibt. Bis zu den Insekten hinab bleibt der D. gewunden und zeigt noch Abgrenzungen zwischen Dünn- und Dickdarm. Bei den niedrigern Thierklassen werden größere Abweichungen sichtbar. Hier ist der D. bald gewunden, bald geht er in einer geraden Linie vom Magen zum After. Bisweilen besteht der ganze Verdauungsapparat aus einem runden oder länglichten Schlauch, dessen einzige Oeffnung die Functionen des Mundes und Afters in sich vereinigt; doch selbst bei vielen Arten der Infussionsthiere lassen

sich noch zwei Oeffnungen, die eine zur Aufnahme des Nahrungsstoffs, die andere zur Abführung des Unbrauchbaren, mit einem dazwischen liegenden Verdauungskanale wahrnehmen. Unter den Krankheiten der Gedärme kommt am häufigsten vor, die Darmentzündung, welche in Folge von Erkältung, äußern Verletzungen, Einklemmung bei Brüchen, Darmeinschiebung &c. entsteht, und wegen des leicht hinzutretenden Brandes sehr gefährlich ist. Durch chronische Unterleibsbrüche entsteht die Darmverengerung, wo eine verengerte Stelle im Darmkanal den Durchgang der Speisen hindert. Sie geht zuweilen in Darmverhärtung und Dammverschließung über, welche meist einen tödtlichen Ausgang haben.

Darmsaiten, die, werden meist zum Bezuge von Bogeninstrumenten und Harfen gebraucht. Gewöhnlich werden die dünneren Gedärme von Ziegen, Schafen, Lämmern und Katzen dazu genommen, von den fetten und schleimigen Theilen sorgfältig gereinigt, in einer besondern Lauge gebeizt und dann mittelst einer Darmhaspel und eines Rades zusammengedreht. Die Zurichtung der Därme zu diesem Zwecke ist höchst mühsam. Zu den feinsten Violinsaiten (Quinten) nimmt man 3, zu den stärksten (Quarten) 7, zu den gröbsten Baßseiten 120 Därme. Vor allem muß die D. in ihrer ganzen Länge gleich stark sein; doch darf diese Eigenschaft kein Ergebniß der Glättung durch Bimsstein, sondern Folge eines sorgfältigen Gespinnstes sein. Die besten D., gewöhnlich romanische Saiten genannt, kommen aus Italien, besonders Neapel, und zeichnen sich durch Feinheit, klare Durchsichtigkeit, Elasticität und Dauer aus. In Deutschland werden in Nürnberg, Augsburg, München, Kallmünz in Bayern, zu Adorf und Neukirchen im sächsischen Voigtlande, zu Hanau, Offenbach, Aschaffenburg, Wien, Prag &c. viele D. verfertigt, die zwar den besten italienischen an Güte nachstehen, aber die französischen übertreffen.

Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Hessen (s. d.), liegt in der Provinz Starkenburg, in einer freundlichen Ebene und wird von dem kleinen Flüßchen Darm durchflossen, der sie in die Alt- und Neustadt theilt. Jene hat größtentheils enge und krumme Straßen, doch ist in der neuen Zeit auch hier vieles gelichtet und geändert worden; diese hingegen, durch das großherzogliche Schloß, den Markt und Paradeplatz von der Altstadt geschieden, ist nach einem geschmackvollen Plane aufgebaut und enthält meist schöne, fast palastähnliche Häuser in geraden, langen und breiten Straßen. Die schönsten derselben sind die Rhein- und Neckarstraße. Unter den großen freien Plätzen ist besonders der Louisenplatz mit dem Denkmal des Großherzogs Ludwig I. zu erwähnen. D. ist Sitz der obersten Behörden des Landes und der Provinz, sowie eines Oberappellationsgerichts, das zugleich das Cassationsgericht bildet, und hat ein Gymnasium, ein Pädagogium, eine Artillerie- und Militärschule, eine Realschule und viele andere treffliche und wohlthätige Anstalten, z. B. die 1827 gegründete Wilhelminenstiftung, eine Töchterversorgungsanstalt. In dem in der Altstadt gelegenen, seit 1717 in altfranzösischem Style erbauten großherzoglichen Residenzschlosse befindet sich die Gemälde-, Antiken-, Waffen-, Münz-, Naturalien- und Korkmodellsammlung, die 90,000 Bände starke Bibliothek und das physikalische und mathematische Kabinet. Zu den sehenswerthen Gebäuden gehört die von 1822—27 erbaute neue katholische Kirche, das Prinzenpalais, das Zeughaus, das Hofoperntheater, 1819 von Moller erbaut, das Palais des Erbgroßherzogs, das landgräfliche Palais, das Casinogebäude &c. Die Stadt enthält jetzt, mit Einschluß des Dorfes Bessungen, gegen 29,000 Einw., jedoch ohne das Militär, worunter 2500 Katholiken und ungefähr 600 Juden. D. zeichnet sich durch seinen Gewerbfleiß aus, und die Bewohner fertigen Leinen- und wollene Waaren, Tapeten und Buntpapier, Kutschen, Gold- und Silberwaaren, Wachslichte, Stärke, Tabak &c. Auch giebt es in D. 4 Buchhandlungen und 11 Buchdruckereien. In der Nähe liegt das Schloß Kranichstein und eine Viertelstunde von D., bei Bessungen, beginnt die romantische Bergstraße (s. d.). Seit 1846 ist D. mit Frankfurt und Heidelberg durch eine Eisenbahn verbunden. Vgl. „D. und seine Umgebungen" (Darmst. 1836). In Urkunden wird D. zuerst im 11. Jahrh. erwähnt und war noch zu Anfang des 14. Jahrh. ein Dorf im Besitz der Grafen von Katzen-

ellenbogen, die 1330 für dasselbe Stadt- und Festungsrecht vom Kaiser erlangten. Zwischen den Jahren 1360 und 1375 ward ein Schloß gebaut und D. blieb seitdem der gewöhnliche Aufenthalt der Grafen von Katzenellenbogen. Hierdurch hob sich die Stadt zu solchem Ansehen, daß im Jahre 1403 der rheinländische Adel ein großes Tournier dahin ausschrieb. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Katzenellenbogen kam D. 1479 durch die Tochter des letzten Grafen Philipp, Anna, Gemahlin des Landgrafen Heinrich IV., an Hessen, welches zugleich die Verlegung der Residenz zur Folge hatte. Im schmalkaldischen Kriege wurde die Stadt von einem kaiserlichen Kriegsheere eingenommen, geplündert und das alte Schloß in die Luft gesprengt. D. blieb jetzt eine Zeit lang in Trümmern liegen und erholte sich erst unter dem Landgrafen Georg I. von Hessen, der als jüngster Sohn Philipp's des Großmüthigen durch des Vaters Testament Herr der Obergrafschaft Katzenellenbogen und Stifter der Hessen-Darmstädtischen Linie wurde. Er wählte D. zu seiner Residenz und begann 1568 ein neues Schloß zu bauen, umgab die Stadt wieder mit Ringmauern und kann als zweiter Gründer derselben angesehen werden. Unter den Landgrafen Ludwig V. und VI. wurde D. bedeutend erweitert; doch litt es auch sehr während des 30jährigen Kriegs. Im J. 1715 brannte das 1629 erbaute Schloß ab, an dessen Stelle das noch jetzt stehende große Schloß erbaut wurde. Am meisten verdankt aber D. dem Großherzog Ludwig I., unter dem sich auch die Bevölkerung um mehr als das Vierfache vermehrte, denn 1790 zählte D. nur 7000 Einw. In den Jahren 1820—22 wurde in D. der sogenannte Darmstädter Handelscongreß von den Bevollmächtigten mehrerer süddeutschen Staaten gehalten, der zwar damals zu keinem Resultat führte, aber die Grundlage des 1828 zwischen Hessen-Darmstadt und Preußen abgeschlossenen Zollvereins bildet. Vgl. Dieffenbach „Geschichte von D.“ (Darmst. 1836).

Darre nennt man eine Vorrichtung zum Trocknen des Obstes, Flachses und Malzes. Die Obst- und Flachsdarren bilden ein längliches Viereck in der Höhe eines gewöhnlichen Backofens, die am vortheilhaftesten mit den Gemeindebacköfen verbunden werden, indem sämmtliche Gemeindeglieder mit bedeutender Ersparung an Brennmaterial backen. Von den verschiedenen Arten der Malzdarre sind besonders die englische und die Rauchdarre zu nennen; die erstere läßt Stein- und Braunkohlenfeuerung zu, die letztere nur Holzfeuerung. Die von Rietsch erfundene Malzdarre empfiehlt sich durch besondere Zweckmäßigkeit. — Darrhaus nennt man die besonders in den russ. Ostseeprovinzen gebräuchlichen Gebäude zum Trocknen des Getreides im Strohe und zum Ausdreschen desselben.

Darrsucht bezeichnet eine Anzahl Krankheiten, die in ihren Ursachen sehr verschieden, in ihren sichtbaren Symptomen aber einander sehr ähnlich sind. Die D. besteht in einer allgemeinen Vertrocknung des organischen Körpers, die dadurch erzeugt wird, daß die erkrankten Organe der Ernährung nicht so viel Ersatz an Stoffen und Kräften liefern, als der naturgemäße Verbrauch erfordert. Die Krankheit kommt in jedem Lebensalter vor und ist bei Kindern beiden Geschlechtern gefährlich; unter den Erwachsenen betrifft sie besonders die Männer (s. Atrophie). Auch mehrere Arten der Hausthiere, namentlich die größeren Säugethiere, ferner das Hausgeflügel und die Stubenvögel, sind zuweilen einer auffallenden Abmagerung ausgesetzt. Schonung der ersteren Thiere, gutes, nahrhaftes, leicht verdauliches Futter, besonders, wenn es die Jahreszeit erlaubt, Weide auf guten mit gewürzhaften Kräutern bewachsenen Wiesen, heben, neben zweckmäßiger ärztlicher Behandlung, sehr bald dieses Uebel. Bei den Vögeln, namentlich den Stubenvögeln, thut Reinlichkeit und ein in das Wasser gelegtes rostendes Eisen oder Safran das Beste.

Darstellung heißt im Allgemeinen der Act oder die Form, wodurch man ein innerlich Vorgestelltes oder Empfundenes zur äußeren Wahrnehmung bringt. Sie kann eine fortschreitende Handlung oder ein fertiges Bild des darzustellenden Gegenstandes sein. Der Gegenstand selbst aber ist entweder ein rein gedachter, ein Gefühl, eine Idee; oder auch ein in der äußeren Wirklichkeit existirender. Unter ästhetischer D. versteht man

diejenige Behandlung eines ästhetischen Stoffs, wodurch er eine ihm entsprechende, durch sich selbst gefallende Form der Anschauung erhält. Der Stoff ist immer eine ästhetische Idee, und in der Art, wie der Künstler diese Idee behandelt, erreicht oder verliert er seinen Zweck, nämlich die Darstellung desselben, die man mit der blos mechanischen Behandlung, der Ausarbeitung, nicht verwechseln darf; denn diese ist nur Mittel zur D. Die D. geschieht durch Sprache, Geberde, Bewegung und Handlung, durch Farben, Töne und deren rythmische Folge, endlich durch Formen; sie kommen theils einzeln, theils in gegenseitiger Verbindung zur Anwendung. Die Sprache ist das allgemeinste und für viele Fälle das vollkommenste Darstellungsmittel; alle Arten der wissenschaftlichen Darstellungen und ein großer Theil der künstlerischen, namentlich der Poesie, fallen in ihr Gebiet. Durch Geberde wird die D. zur Mimik; durch Farbe giebt sich die Malerei, durch rhythmische Töne die Musik, durch Formen die Zeichenkunst und Plastik ihren Ausdruck. Jedes Gebiet der D. hat seine besonderen Gesetze, und jedes Einzelne zerfällt wieder in kleinere, mehr oder weniger abhängige Bereiche. So zerfällt die sprachliche D. in Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit. Als eine Handlung des bildenden Künstlers ist D. äußere Formengebung; bei ihm schließt D. alles in sich, was zu einer schönen Erscheinung der Idee nothwendig ist. Ueberall aber muß sich Idee und Form, das Geistige und Sinnliche, innig durchdringen und gegenseitig bedingen, um dem Begriff der Schönheit zu entsprechen. Besondere Erfordernisse der Formengebung sind Richtigkeit der Formen im Allgemeinen und Besonderen (Correctheit), Klarheit in der Entwickelung des Mannichfaltigen, sprechender Ausdruck und angemessene Technik, welche letztere die Formgebung materiell erst möglich macht. Daher ist auch die Form als Darlegung herrschender Ideen eines der wichtigsten Kennzeichen der verschiedenen Kunstperioden. Im engeren Sinne hat man oft die plastischen Künste vorzugsweise darstellende Künste genannt; in Wahrheit aber kann die Kunst überhaupt nur als darstellend gedacht werden. Auch unter den Dichtungsarten hat man nur diejenigen vorzugsweise darstellende genannt, welche Handlungen und Ereignisse zum Gegenstande haben. In anderer Beziehung nennt man die mimischen Künste, wegen der vollkommen persönlichen Vergegenwärtigung, darstellende Künste.

Daru, Pierre Antoine Noël Bruno, Graf, geb. 1767 zu Montpellier, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner Frankreich's, erhielt in seiner Jugend eine treffliche Schulbildung und beschäftigte sich, auch nachdem er im 16. Jahre die militärische Laufbahn ergriffen hatte, mit Poesie und Literatur. Diesen Beschäftigungen blieb er selbst dann noch gern ergeben, als sich ihm eine glänzende Lebensbahn erschlossen hatte. Zur Zeit der Revolution huldigte er deren Grundsätzen, später schloß er sich an Napoleon an, der ihm ganz besonders gewogen war. Er war Kriegscommissär bei dem Ausbruche der Revolution, deren Grundsätze er eifrig auffaßte, und sich dadurch den Weg zu den höchsten Ehrenstellen bahnte. Zwar ließen ihn die Jakobiner, denen er verdächtig war, gefänglich einziehen, allein nach 10 Monaten befreiete ihn der 9. Thermidor. 1795 ward er im Kriegsministerium angestellt, erhielt 1800 die Stelle eines Generalsecretär's und Musterinspector's, war Napoleon's Begleiter auf allen Feldzügen, der ihn zum Staatsrathe und Generalintendanten der großen Armee ernannte. Er schloß als französischer Bevollmächtigter den Frieden von Preßburg, Tilsit und Wien, ward 1811 Staatsminister und 1813 Kriegsminister. In allen diesen Aemtern vollzog er die ihm übertragenen wichtigen Verwaltungsgeschäfte mit der größten Genauigkeit im Interesse Frankreich's und seines Kaisers, wodurch er sich freilich von andern Seiten einen eben so großen Haß als eine aus der Verkennung seines Standpunctes hervorgegangene unrichtige Beurtheilung zuzog. Dies gilt besonders von seiner Verwaltung als Generalintendant in Oesterreich und in Preußen, in den Jahren 1805, 1806 und 1809. Blücher ließ in seinem Hasse D.'s Besitzungen sequestriren; doch ward diese unbillige Maßregel aufgehoben, sobald sie zur Kenntniß der Monarchen gekommen war. Im J. 1818 wurde D. zum Pair ernannt und 1828 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, nachdem er schon 1805 Mitglied des Nationalinstituts geworden war. Seit der Restauration von Staatsämtern entfernt, widmete er sich besonders geschichtlichen Stu-

dien und zeigte sich als Mitglied der Pairskammer als einer der eifrigsten Vertheidiger liberaler Grundsätze. Er starb auf seinem Landsitze Becheville bei Meulan am 5. Sept. 1829. Seinen Ruf als Dichter gründete er durch die „Traduction en vers des poesies d'Horace" (Par. 1800; 6. Aufl., 2 Bde., 1823), die im Ganzen sehr gelungen ist, sein Hauptwerk ist aber die „Histoire de la république de Vénise" (7 Bde., Par. 1819—24; 4. Aufl., 8 Bde., 1828), die stets ihren Werth in der Literatur behaupten wird. In seiner „Histoire de la Bretagne" (3 Bde., Par. 1826) zeigte er sich ebenfalls als gründlicher Forscher. Seine „Notions statistiques sur la librairie, pour servir à la discussion des lois sur la presse" (Par. 1827, 4.) haben ein allgemeines staatswirthschaftliches Interesse. Eine seiner besten poetischen Leistungen ist „L'astronomie" (Par. 1830), ein von ihm nachgelassenes didaktisches Gedicht.

Darwin, Erasmus, geb. den 12. Dec. 1731 zu Elston bei Newark, in der Grafschaft Nottingham, ein trefflicher englischer Arzt, Naturforscher und Dichter, gestorben am 10. April 1802 zu Derby, widmete sein ganzes Leben der praktischen Medicin, der Mechanik und der Naturgeschichte. Unter seinen Werken sind mit Auszeichnung zu nennen: „Zoonomia or the laws of organic life" (2 Bde., London 1794, 4.; deutsch von Brandis, 5 Bde., Hanov. 1795—99); „Phytonomia or the philosophy of agriculture and gardening etc." (ebend. 1799, 4., deutsch von Hebenstreit, 2 Bde., Lpz. 1801); „A plan for the conduct of female education in boarding schools," (London 1797, deutsch von Hufeland unter dem Titel: Anleitung zur physiologischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts, Berlin 1822). „The botanic garden etc." (Lond. 1788; 4. Aufl. 2 Bde., 1799), ein Gedicht voll dichterischer Kraft und philosophischen Ideen, und das originelle Lehrgedicht „The temple of nature, or the origin of society" (Lond. 1803, 4; deutsch von Kraus, Braunschw. 1808), welche Gedichte auch unter dem Titel „Poetikal works" (3 Bde., Lond. 1806) erschienen. Vgl. Crome „Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus D.'s „Botanic garden" (Hanover 1810). Sein Leben wurde von Miß Seward 1804 beschrieben, Rudge verewigte seinen Namen durch Aufstellung der Pflanzengattung Darwinia.

Daschkow, Katharina Romanowna, Fürstin, Hofdame und vertraute Freundin der Katharina von Rußland, wurde geb. 1744 als Gräfin Woronzoff. Bei der ausgebrochenen Verschwörung gegen Peter III. stellte sie sich in Uniform und zu Pferde an die Spitze der Truppen, gewann sie klug durch wohlberechnete Reden für ihre Zwecke, und trug das Meiste zur Thronbesteigung der neuen Kaiserin Katharina bei. Doch hatte sie auch die Interessen ihres Volkes im Auge und arbeitete zugleich mit an einer gesetzlichen Beschränkung der absoluten Kaisermacht. Ihr hoher, edler Geist, der, herangebildet durch das Studium der Griechen und Römer, seine Lieblingsbeschäftigung in den Wissenschaften suchte, befand sich jedoch nicht lange wohl unter den rauschenden Freuden des Hofes der Katharina; sie ging nach Moskau, wurde jedoch bald wieder als Hofdame und Beschützerin der neu errichteten russischen Akademie zurückgerufen (1782). Im J. 1796 gab sie ihre Aemter auf und starb 1810 zu Moskau. Außer mehreren Lustspielen und andern kleinen Schriften in russ. Sprache, welche sie herausgab, beförderte sie auch thätig das Erscheinen des Wörterbuchs der russ. Akademie. Ihre sehr interessanten Memoiren gab ihre Freundin, Mistreß W. Beadford (2 Bde., Lond. 1840) nach dem Original heraus.

Dassel, die Grafen von, ein berühmtes deutsches Grafengeschlecht, dessen Grafschaft im rauhen Sollingerwalde lag, weshalb sie auch Raugrafen genannt wurden. Sie erbauten schon in frühester Zeit die Stadt und die Burg Dassel, die jetzt zum hanöverschen Fürstenthum Hildesheim gehört. Graf Simon von D., mit dem das Geschlecht im J. 1329 erlosch, verkaufte noch bei Lebzeiten die Stadt Dassel und das Schloß Hundsrück an das Hochstift Hildesheim. Zu den berühmtesten Gliedern des Geschlechts gehören Walther, der schon ums J. 700 erwähnt und in den Chroniken als erster Graf genannt wird, dessen Sohn Bernhard I., der bei seiner Verheirathung mit Hasela, der Tochter Wittekinds von Sachsen, das Christenthum annahm und 795 starb, und Adolf der Kühne

Er vermählte sich mit Adelheit von Plesse, gerieth aber wegen der Mitgift seiner Gemahlin 1128 mit dem Stifte Northeim in Streit, verheerte und brannte dasselbe ab, wobei 15 Domherrn das Leben verloren. Vom Erzbischofe und dem Papste in den Bann gethan, löste er sich von dem erstern durch Aufbauung des Nonnenklosters zu Northeim, konnte aber die Absolution durch den Papst nicht erhalten, selbst als er nach Rom zog. Als Graf Adolf von Holstein das Kreuzheer nach Palästina begleitete, vertheidigte der Graf von D. dessen Länder 1188 gegen die Einfälle Heinrich's des Löwen, und starb bald nachher.

Data, d. i. das Gegebene, heißen in der Mathematik die gegebenen Stücke einer Aufgabe, aus denen man die unbekannten Stücke finden soll. Die „Data" des griechischen Mathematikers Euklides (s. d.) sind eine Sammlung von Lehrsätzen, welche zeigen, wie aus gewissen gegebenen Größen oder Verhältnissen andere folgen.

Dataria, die päpstliche Kanzlei zu Rom, welche Ehedispensen, Pfründen, Beneficien und Dispensationen zu ertheilen hat. Ihre Unterschrift ist: Datum apud S. Petrum. Der Vorstand heißt Prodatarius.

Dati, Name eines adligen florentinischen Geschlechts, von dem sich mehrere Mitglieder in der Literatur ausgezeichnet haben. Gorio die Staggio D. geb. 1363, 1428 Gonfaloniere der Republik, gest. am 12. Septbr. 1436, schrieb eine Geschichte des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti und seiner Kriege mit Florenz (herausgeg. mit Anmerk. von Bianchini de Prato, Florenz 1735). — Leonardo D., sein Bruder, einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, gest. als General des Dominikanerordens 1425, hinterließ ein Gedicht „Sphaera mundi" in italien. Versen. — Carlo D. geb. 1619 zu Florenz, ward in seiner Jugend von Galilei unterrichtet, und 1648 Professor der alten Sprachen. Daneben trieb er das Gewerbe der Goldschlägerkunst und erwarb sich damit ein bedeutendes Vermögen. Sein Ruf war zu seiner Zeit so bedeutend, daß er schon in seinem 21. Jahre Mitglied der Accademia della Crusca wurde und an der dritten Ausgabe des Wörterbuches dieser Akademie großen Antheil nahm. Die angesehensten Gelehrten bewarben sich um seine Bekanntschaft, die Königin Christine lud ihn zu sich nach Rom und Ludwig XIV. bemühte sich vergeblich ihn nach Frankreich zu ziehen. Er starb zu Florenz 1676. Sein Hauptwerk sind seine „Vite de (quattro) pittori antichi", die er 1664 Ludwig XIV. zueignete, die in verschiedenen Ausgaben erschienen und auch in die „Bibliotheca enciclopeḋ." (Bd. XIV. Mail. 1831) aufgenommen wurden, ferner gab er heraus „Prose fiorentine", eine Sammlung von Sprachmustern von denen nur der erste Band der ersten Abtheilung „Orazioni di varj autori" (Florenz 1661) von ihm ist; das Werk wurde von Bottari und Andern fortgesetzt und wuchs zu 18 Bänden an. Dom. Moreni gab Briefe von ihm heraus (Florenz 1825). — Agostino D., geboren zu Siena 1420, gehört wahrscheinlich nicht dieser Familie an. Gleich dem Demosthenes verbesserte er den Fehler seines Organs, um ein ausgezeichneter Redner zu werden und erhielt 1442 vom Herzog von Urbino die Professur der schönen Wissenschaften in dieser Stadt. Nach 2 Jahren kehrte er nach Siena zurück und eröffnete dort eine Schule der Rhetorik. Obgleich er nicht Geistlicher und sogar verheirathet war, erhielt er die Erlaubniß, Reden über Gegenstände der Moral und Religion sowohl in seiner Schule als auch in den Kirchen und auf andern öffentlichen Plätzen zu halten. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn zu mehreren einflußreichen Aemtern und Geschäften; auch erhielt er 1457 den Auftrag die Geschichte der Stadt zu schreiben, von der aber sein Sohn Nicolaus nur Fragmente herausgab (Siena 1503). D. selbst starb 1478 an der Pest. Außer andern Schriften schrieb er „Elegantiarum libellus" ein Buch, das in der ersten Zeit des italienischen Bücherdrucks 1470 erschien und so oft aufgelegt wurde, wie damals wenige Bücher.

Datteln, s. Palmen.

Datum, d. h. Gegeben, ist die Bezeichnung des Orts und der Zeit, wo eine Urkunde ausgestellt ist, während Actum d. h. Geschehen, den Zeitpunct angiebt, in welchem über den Inhalt derselben verhandelt wurde. Daher haben gewöhnlich die Urkunden oft ein früheres Actum und ein späteres Datum. Gewöhnlich wird mit der Zeit auch der Ort

angegeben, an welchem die Urkunde ausgefertigt. In der Zeitbestimmung, d. h. in der Bezeichnung des Jahres und Tages, wich man in den verschiedenen Ländern und Zeiten sehr von einander ab. Die Alten datirten gewöhnlich nach ihren Königen oder oberen Magistratspersonen; die abendländischen Völker im Mittelalter setzten die Regierungsjahre der Könige und Kaiser, gaben aber auch nebenher oder ganz allein das Jahr nach Christi Geburt in ihren Urkunden an. Der Tag wird gewöhnlich nach dem Namen eines Heiligen oder Festes bezeichnet, daher entstehen viele Schwierigkeiten in der Entzifferung der Tage alter Schriften, weil in den früheren Zeiten das Osterfest, von welchen alle beweglichen Feste abhängen, in verschiedenen Gegenden verschieden bestimmt wurde und auch der Anfang des Jahres selbst nicht überall gleich angenommen war.

Daub, Karl, der Altmeister tiefsten Denkens, ein Heros unter den Philosophen der neuesten und jeder Zeit, den die Hegel'sche Schule mit Recht den wahren Magus im Süden Deutschlands nennt, wurde am 20. März 1765 zu Kassel von armen Eltern geboren. Auf dem Gymnasium seines Geburtsortes weckte die Lectüre Platonischer Schriften in ihm die entschiedenste Neigung zum Philosophiren, womit er nachher die großen Entwickelungen im Gebiete der Philosophie und Theologie mit freier und rastloser Selbstthätigkeit zum Theil verfolgte, zum Theil mit förderte und den philosophischen Reichthum mit bewunderungswürdiger Kraft, Tiefe und Schärfe ausbeutete. In Marburg, wo er seit 1786 studirte, fand er in dem Hause Tiedemann's, des Professors der Philosophie, freundliche Aufnahme, und der tägliche Umgang mit Tiedemann, bei dem er wohnte, blieb sicher nicht ohne Einfluß auf seine philosophisch-theologische Bildung. Als recipirter Candidat der Theologie erhielt er 1790 den Doctorgrad in der Philosophie, ward Mitaufseher der Stipendiaten in Marburg und hielt als akademischer Docent von 1791 bis 1794 philologische, philosophische und theologische Vorlesungen. Schon damals trat er mit einem vielseitig gebildeten Talent auf, das positive wie das philosophische Wissen mit gleicher Energie umfassend. Der Kampf mit den äußern Verhältnissen konnte die Thatkraft einer so resignirten Natur, wie D.'s, nur stählen, nicht lähmen. Zuerst von der kritischen Philosophie ergriffen erfaßte er als Docent den Kantianismus doch selbständig, und wendete ihn auf die Theologie an. Kühn aufstrebend, wie er war, wollte er die Vernunft weder in Gefangenschaft roher Glaubensempirie, noch in die Haft eines in der Empirie untergegangenen, höchstens zum Gefühle oder zur Gemüthlichkeit degradirten Verstandes geben; aber diese Freiheit der Forschung im Reiche des Wissens regte die damalige Verfolgungssucht auch gegen ihn auf; man verdächtigte auch den jungen Docenten D. bei dem Landgrafen von Hessen, und die Folge davon war, daß D. 1794 als Lehrer der Philosophie an der hohen Landesschule in Hanau angestellt wurde. Im folgenden Jahre ließ D. eine Abhandlung über „den Lebensgenuß" in Schmid's „philosophischem Journal für Moralität" abdrucken, worin der damalige Kirchenrath M i e g so viel philosophischen und theologischen Gehalt fand, daß er die Bekanntschaft des Verfassers suchte und es dahin brachte, daß derselbe noch in dem nämlichen Jahre als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg berufen wurde. Hier beginnt nun D.'s 41jähriges Leben und Wirken als Philosoph, als Theolog und als Mensch. Wer kennt nicht den großen Proceß theologischer oder philosophischer Erkenntniß, wie er am Ende des vorigen Jahrhunderts begann und noch jetzt täglich wachsend fortdauert? In D. steht dieser Proceß verkörpert da; darum nennen wir ihn unbedenklich die merkwürdigste und glänzendste Erscheinung dieser mächtig wirkenden Zeit. Sein Leben war die lebendige Geschichte der neueren und neuesten Entwickelungen in der Philosophie und Theologie. Er hat alle Stufen von der Kant'schen Kritik bis zur Hegel'schen Speculation also durchlaufen, daß er weniger d u r c h, als vielmehr m i t einem Schelling und Hegel, also selbstständig und originell, auf der Bahn wissenschaftlicher Vollkommenheit vorwärts drang. Diese Arbeit von Kant bis Hegel, den Proceß der philosophischen Erkenntniß durchzumachen, und für die theologische Bildung auszubeuten, war nur einem herkulischen Geiste möglich, der jeden Kelch bis auf den Boden zu leeren entschlossen war. Hierbei hat D. seine Kraft nicht etwa nur auf e i n Fach der Theologie concentrirt, seine

umfassende Thätigkeit erstreckte sich über fast alle Fächer derselben, vorangehend und Bahn brechend. Seiner gigantischen Denkkraft, welche bis zu den Höhen der Speculation hinanschritt, stand das reiche Material der gelehrten Theologie zum beliebigen Gebote. Auch die Natur, die Erde, ihre Völker, deren Sitten, Geschicke und hervorragenden Individuen lagen seinem Blicke offen. Er hat wenig geschrieben, wenn das wenig heißen darf, was nicht viele Bände enthält; aber dies Wenige ist ein Diamantenschatz, es ist gleichsam eine Uhr, welche in der Wissenschaft die Stunden der Zeit, die Stellung der Sonne zur Erde bezeichnet. Zuerst gab er in der Kantischen Periode „Predigten nach Kantischen Grundsätzen" (1794) heraus; darauf folgten: „Lehrbuch der Katechetik" (Heidelb. 1801), „Theologumena sive doctrina de religione Christi" (Heidelb. 1806), „Einleitung in das Studium der Dogmatik, aus dem Standpuncte der Religion" (Heidelb. 1810), „Judas Ischarioth oder das Böse im Verhältnisse zum Guten betrachtet" (3 Abtheil., Heidelb. 1816—19) und „Die Dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel" (Heidelb. 1833). Außerdem gründete und gab er mit Creuzer heraus die Zeitschrift „Studien" (6 Bde. in 9 Stücken, Heidelb. 1805—1810), worin er sich mit Männern bestand, welche von der „Idee der Weisheit durchdrungen" wären und „im Alten und Neuen nur das Gute und Wahre" suchten. Wie er hierzu eine Reihe der gediegensten Abhandlungen lieferte, so war er auch für andere Zeitschriften, wiewohl immer sehr mäßig, z. B. für Ullmann's „Studien und Kritiken", für die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" u. a., thätig. Zeigen schon diese Arbeiten D.'s umfassende Thätigkeit, sein rastloses Vorwärts, seine Originalität, sein linguistisches, exegetisches, kritisches und historisches Wissen, so beurkunden doch die von jeder Periode seiner philosophisch-theologischen Bildung zu Schachten aufgehäuften hinterlassenen Hefte aus den meisten Fächern der Philosophie und Theologie den beharrlichen unermüdlichen Arbeiterfleiß eines tiefen Denkers. Zwei seiner Freunde, einer der ältesten und jüngsten, Marheineke und der Professor Dittenberger in Heidelberg, sind damit beschäftigt, D.'s Collegienhefte dem Publicum zu übergeben. Dieser Nachlaß wird D.'s Verdienste erst recht zur allgemeineren Anerkennung bringen. Es ist nämlich D. begegnet, daß er im Leben wenig Anerkennung gefunden hat, nur Denker, wie Hegel und einige Andere, wußten, was sie an ihm zu verehren hatten. Er war ein gemißdeuteter und öfters auch bemitleideter Prediger in der Wüste, ein verkannter Melanchthon, der hoch über seiner Zeit stand. Er wurde von ihr nicht begriffen, sein Vorwärtsdrängen schalt sie feiges Ueberlaufen. Die Ursache, warum D. weniger Anerkennung, als der reiche und tiefe Inhalt seines Geistes erwarten läßt, fand, liegt in der Form seines Vortrags. Die von ihm gründlichen studirten Classiker hatten ihn besser lateinisch als deutsch schreiben gelehrt; von unsern vaterländischen Dichtern, namentlich Göthe, hatte er zwar den Geist und die Ideen auf's Tiefste in sich aufgenommen, ja dieselben zu eigentlichen Bestandtheilen seines geistigen Wesens gemacht, aber um die Form ihrer Rede war er weniger bekümmert gewesen, geschweige daß er sich zum Behufe seines eignen Schreibens etwas von derselben hätte aneignen mögen. Ihm war das Schreiben lediglich Fixiren des Gedankens, diesen oder den Gegenstand ließ er in sich gewähren, und wie derselbe sich in seinem an das Denken in seiner strengsten Form gewöhnten Geiste gestaltete, so wurde er ohne vorgängiges Umhängen eines rednerischen Gewandes, in seiner ganzen Rauhheit und Straffheit auf das Papier geworfen. Die ganze Eigenthümlichkeit des Daub'schen Stieles besteht in „der Unerbittlichkeit des Gedankens gegen das Wort und des Wortes gegen den Gedanken." Diese Schreibweise quillt aus seiner eigenthümlichen Denkweise hervor. Die letztere besteht darin, „daß D. mit seinem Denken immer im Innersten der von ihm gedachten Gegenstände sich bewegt, deren Herzen und Nieren, nicht Arme und Beine oder gar umgenommene Gewänder vor seiner Anschauung hat und sie demgemäß auch bezeichnet." Anders war D. als akademischer Lehrer, auf dem Lehrstuhle, umgeben von aufmerksamen Zuhörern. Er war Muster eines deutschen Universitätslehrers in freien mündlichen Vorträgen, las beinahe über alle Theile der Philosophie und Theologie. Frei, ohne ein Heft, ohne ein Blatt,

wie ein Priester stand er auf dem Katheder, die kräftige, lebendige Rede floß bald in ruhigem, würdigem Ernste, bald in jener jugendlichen Heiterkeit und freudigen Begeisterung, womit er der Jugend bis an sein Ende nahe stand, von seinen Lippen. Im strengsten Zusammenhange reiht sich Gedanke an Gedanke an, kein Wort zu viel und keins zu wenig; keiner jener unwürdigen Kathederspäße, womit man hier und da anzulocken sucht, ward gehört; die ganze würdevolle Haltung des Lehrers beurkundete einen Mann, der von den erhabensten Gegenständen ergriffen und durchdrungen ist, und begreiflich wird es dann, wie durch Vorträge dieser Art jugendliche Gemüther erwärmt und begeistert werden mußten. In seiner ganzen Individualität war D. ein seltener Mensch von ausgezeichnetem Charakter. Der Grundton seines Charakters war Wahrheit, Heiligkeit und Liebe in Gesinnung und Wollen, Offenheit, Energie, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Würde. Im Umgange verbreiteten sich priesterliche Dignität und gesellige Anmuth über sein ganzes Wesen; er war ein treuer Freund, der sich durch seine heilige Gesinnung Vertrauen, Liebe und Achtung erwarb. Er stand in freundschaftlichen und wissenschaftlichen Verbindungen mit Schelling, Göthe, den beiden Schlegel, Tieck, Jean Paul und andern der bedeutendsten Männer unsrer Zeit. Hegel hat er vom Schulstaube in Nürnberg befreit, denn D. war es, der dessen Berufung nach Heidelberg 1818 bewirkte. Beide blieben bis über das Grab hinaus wahre Freunde, vereinigt in gleichem wissenschaftlichen Streben. Einstmals sagte D., er wolle lehren, bis der Tod zu ihm, auf seinem Lehrerposten, heranschreite. Es geschah; am 19. Novbr. 1836 stand er auf dem Katheder und hielt anthropologische Vorträge; eben hatte er Schiller's Worte ausgesprochen: „das Leben ist der Güter höchstes nicht", als seine Stimme stockte und sein Antlitz erbleichte; er umklammerte den Lehrstuhl, denn er wollte da aushauchen. Vom Schlage gerührt wurde er von seinen Zuhörern auf sein Zimmer getragen und im Delirium docirend schloß er den Vortrag und für immer seinen Mund mit den Worten: „Leben Sie wohl, meine Herren!" am 22. Novbr. 1836. Nachher fand sich, daß sein Zuhörerbuch, das er 1796 angelegt hatte, durch die Zuhörer des letzten Collegiums auf der letzten Spalte voll war. Nach dem Sektionsberichte war eine Gehirnader gesprungen, andere ungewöhnlich erweitert; alles Uebrige war kerngesund. Zur weiteren Belehrung verweisen wir auf die meisterhafte Charakteristik, welche unter der Aufschrift „Schleiermacher und Daub" Strauß in Ruge's „Hallischen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst", Jahrg. 1839, Nr. 13—17, Nr. 39—48 und Nr. 69 flg. gegeben hat, und auf „Charakteristiken und Kritiken" von Dr. David Friedrich Strauß, (Lpz. 1839).

Daubenton, Jean Louis Marie, geb. den 29. Mai 1716 zu Montbar, wo er anfangs Arzt war. Später ging er nach Paris und zeichnete sich hier als Naturforscher aus. Er erwarb sich zuerst Ruf durch seine Bearbeitung des anatomischen Theils zu der ersten Ausgabe seines Freundes Buffon's Naturgeschichte der Quadrupeden. Außerdem lieferte er manche Bereicherungen in der Mineralogie, Botanik und Oekonomie, besonders seine Angaben zur Verbesserung der französischen Schafwolle. Ihm verdankt besonders das Cabinet der Naturgeschichte zu Paris, dessen Director er seit 1745 war, große Verbesserungen. Außerdem war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des Senats und starb den 31. Decbr. 1799 an einem Schlagflusse. Unter seinen Schriften verdienen Erwähnung: „Dictionnaire des animaux vertébrés" in der „Encyclopédie méthodique" und zahlreiche Abhandlungen in den „Mémoires" der Akademie; „Instruction pour les bergers" (Paris 1782, 3. Aufl. 1796, deutsch von Wichmann unter dem Titel: Katechismus der Schafzucht, Liegnitz 1799); „Mémoires sur les indigestions" (Paris 1798, deutsch Wien, 5. Aufl. 1842).

Daulatabad oder Dowlatabad, die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Aurungabad (s. d.), der größtentheils dem Nizam von Hyderabad gehört, ist besonders als eine gewaltige Felsenfeste merkwürdig. Das Castell liegt auf einem etwa 500 Fuß hohen, beinahe senkrechten Granitfelsen, umgeben von einem 30 Fuß breiten Wassergraben, und hat ein langes 12 Fuß hohes, durch Felsen gehauenes Gewölbe zum einzigen Zugang. Früher unter der Herrschaft der Mongolen war D. groß und blühend,

jetzt aber ist es herabgekommen und verödet. In der Nähe beim Dorfe Ellora (s. d.) finden sich merkwürdige Felsengrotten und Tempel. D. hieß ursprünglich Jagara und war die Residenz eines mächtigen Hindufürsten. Im J. 1293 ward es von den Muhamedanern gestürmt und geplündert. Im J. 1595 eroberte es Nizam Schah von Ahmednuggur und nach dessen Tode kam es in Besitz von Malik Amber, dessen Familie sich bis 1654 daselbst behauptete, worauf D. von den Mongolen genommen wurde, die aber Aurungabad zum Sitz der Regierung machten. Im 18. Jahrh. kam D. mit Aurungabad in die Gewalt des Nizam El Mulk's, dessen Nachkommen, die Nizam von Hyderabad, sich im Besitz der Stadt und deren Gebiet zu erhalten wußten.

Daun, Leop. Joseph Marie, Reichsgraf v., k. k. Generalfeldmarschall und Staatsminister, geb. zu Wien den 25. Septbr. 1705, stammt aus dem berühmten gräfl. Geschlechte der Daun, und war der Sohn des im spanischen Erbfolgekriege rühmlichst bekannt gewordenen Wirich Philipp Lorenz von D. Zwar zum geistlichen Stande bestimmt, trat er dennoch aus Neigung zum Kriege in österreichische Kriegsdienste, ward 1725 Oberst und stieg 1737 in dem Feldzuge gegen die Türken unter Marschall Seckendorf vom General-Major bis zum General-Feldmarschall-Lieutenant. Nach Kaiser Karl's VI. Tode focht er im österreichischen Erbfolgekriege anfangs gegen die Preußen und dann unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen. Die größte Tapferkeit und Vorsicht, die er in diesem Feldzuge gezeigt hatte und wohl auch die Verheirathung mit der Gräfin Fux, einer Favoritin der Maria Theresia, verhalfen ihm zu der Stelle eines Feldzeugmeisters und 1757 zu der eines Generalfeldmarschalls. Die glänzendste Periode seines Lebens fällt jedoch in den siebenjährigen Krieg, wo er sich durch den Sieg bei Kollin (18. Juni 1757), durch den Ueberfall bei Hochkirch (14. Oct. 1758) und durch die Gefangennehmung des Generals v. Fink bei Maxen (21. Novbr. 1759) den glänzendsten Ruhm erwarb. Marie Theresia verlieh ihm das erste Kreuz des zum Andenken der Schlacht bei Kollin gestifteten Marie-Theresien-Ordens. Er starb den 5. Februar 1776 zu Wien. Man hat D.'s zögernde Vorsicht, die ein Hauptzug seines Charakters war und ihn nur selten eine große Entscheidung im Kriege wagen ließ, vielfach getadelt; allein sie entsprang weder aus Unkunde noch aus Unentschlossenheit, sondern aus der richtigen Beurtheilung seines großen Gegners. Beschränkt wie D. in seinem Wirkungskreise war, konnte er einem Gegner wie Friedrich II. keinen lähmendern Widerstand entgegensetzen, als wenn er ihm gegenüber die Stelle eines Fabius Cunctator übernahm. Friedrich erkannte selbst, welchen gefährlichen Gegner er an D. habe. Gegründeter ist der Tadel, daß D. die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange nicht zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht nicht zu vernichten verstand. Von Charakter war D. höchst ehrenwerth, in seinen Berufsgeschäften unermüdet thätig, dabei sehr religiös und in seinen letzten Lebensjahren sogar übertrieben ängstlich in Beobachtung der in der katholischen Kirche üblichen Gebräuche.

Daunou, Pierre Claude François, geb. am 18. Aug. 1761 zu Boulogne, war am Anfange der Revolution Mitglied der Congregation des Oratoriums, leistete als solcher den Eid, den die constituirende Versammlung vorgeschrieben hatte und stimmte als Girondist und Deputirter des Natinalconvents für Ludwig's XVI. Gefängniß und später für Verbannung. Später war er erster Präsident des Rathes der 500 und Tribun, verlor aber diese Stelle, da er heftig gegen Napoleons Anmaßungen sprach. Später war er Bibliothekar des Pantheons und Reichsarchivar, welche Stelle er bei der Rückkehr der Bourbons verlor. Er erhielt die Stelle eines Prof. der Geschichte am Collége de France, ward Deputirter des Depart. Finisterre und Hauptredacteur des „Journal des savants." Die Julirevolution gab ihm seine frühere Stellung als Reichsarchivar zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte; auch seine Wirksamkeit in der Deputirtenkammer begann nach der Julirevolution wieder, doch gab er sie 1834 auf und starb am 20. Juni 1840. Er war Mitglied und beständiger Secretär der Akademie der schönen Künste und Inschriften, sowie der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen

Schriften, die stets in die Zeitereignisse eingriffen, nennen wir „Essai sur l'instruction publique" (Par. 1793), „Essai sur la constitution etc." (Par. 1793), „Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie" (Par. 1802) und „Essai historique sur la puissance temporelle des papes" (Par. 1810), die 1813 auf höheren Befehl vernichtet, erst 1818 mit Abänderungen und 1828 (Par., 4 Bde.) wieder abgedruckt wurde. Auch besorgte er eine vollständige Ausgabe von Rulhière's „Histoire de l'anarchie de Pologne" (11 Bde., Par. 1807) und die beste Ausgabe der Werke Boileau's, wie der Schriften Chenier's und Laharpe's. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe franz. Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet und nahm auch lebhaften Antheil an dem Vereine für die Literaturgeschichte Frankreichs.

Daunus, der Bruder des Japyx und Peucetius, kam mit diesem aus Arkadien nach Apulien, wo nach ihm eine Landschaft am adriatischen Meere Daunia genannt wurde. — Ein anderer Daunus, der Sohn des Pilumnus und der Danae (s. d.) war der Vater oder Ahnherr des Turnus. — Daunus hieß auch ein apulischer König, der Vater der Evippe, zu welchem Diomedes (s. d.) kam.

Dauphin (Delphinus), war ursprünglich der Herrschertitel der Grafen von Vienne, der souverainen Herren der Dauphiné (s. d.) in Frankreich, später der Titel des ältesten Sohnes der Könige in Frankreich. Humbert II. vermachte nämlich 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipp VI. von Frankreich, unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel D. führen sollte. Starb der D., so erbte sein Sohn, hatte er keinen, sein ältester Bruder den Titel. Auf die Agnaten des Königs ging der Titel nicht über, weshalb ein Bruder des Königs nie D. hieß. Noch unter Ludwig XI. genoß der D. bedeutende, fast souveraine Rechte; seitdem verlor die Provinz ihr eigenthümliches Staatsrecht, und die Würde sank nur zum bloßen Titel herab, bis dieser nach der Julirevolution auch abgeschafft wurde. Die Gemahlin des D. hieß Dauphine. Auch in der Auvergne muß früher ein ähnliches Verhältniß stattgefunden haben, wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. im 12. Jahrh. an; in den Dichtungen jener Zeit führt sogar schon der Sohn Wilhelm VII. den Namen Dauphin d'Auvergne. Dauphiné d'Auvergne heißt jetzt ein kleiner Canton im Departement Puy-de-Dôme, dessen Hauptort Vaudables ist. — Zum Gebrauch für den Unterricht des D. ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montpensier, von Bossuet und Huet, den Lehrern des D., eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker (in usum Delphinum) besorgen, die mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674 bis 1730 erschienen, in welcher alle sogenannten anstößigen Stellen gestrichen oder verändert waren.

Dauphiné (Delphinatus), eine der ehemaligen Provinzen Frankreichs, die bei der neuen Landeseintheilung, in die Departements der Isère, Drôme und der Oberalpen zerfiel, im Osten durch die Alpen, im Süden durch die Provence, im Norden und Westen durch die Rhone begrenzt, und von drei Nebenflüssen derselben, der Isère, Drôme und Durance durchströmt, ist gegen die Rhone hin flach (Niederdauphiné), im Osten aber durch die Cottischen Alpen gebirgig (Oberdauphiné). Berge thürmen sich hier auf Berge, und bilden die erhabensten Naturscenen. Ewiger Schnee deckt die grotesken Felsenmassen und in den Thälern haben neuere Geologen fast überall deutliche Spuren ehemaliger Gletscher gefunden, mit denen die zahlreichen Wanderblöcke im Zusammenhange gestanden zu haben scheinen, die man noch an den Seiten und im Grunde der kleinen Thäler vorfindet. Die Oberdauphiné hat gute Viehweiden, die Niederdauphiné fruchtbare Felder und guten Weinbau. Außerdem treibt man Bergbau auf Silber, Kupfer, Blei, Eisen ꝛc., Seidenbau ꝛc. In der Oberdauphiné hat sich manche alte Volksthümlichkeit erhalten, welche sich noch gegenwärtig, wenn auch mehr und mehr verwischt, in besonderen Sitten und Gebräuchen und in phantastischen Sagen ausspricht. Im Hochlande herrscht in der Volkssprache das celtische Element vor, das Flachland dagegen neigt sich mehr dem romanischen Idiom zu; doch sind in beiden verschiedene Unterdialekte bemerkbar, was aus

der Verschiedenheit der Volkszweige, die das Land bewohnten, als die Römer in Gallien eindrangen, sowie aus der nachmaligen verschiedenartigen Beimischung fremder Volkselemente zu erklären ist. Nach dem Verfall der Römerherrschaft, welche hier und besonders zu Vienne jede Spur ihres Daseins zurückgelassen hat, bildete das Land den südlichsten Theil des bis zur Durance sich erstreckenden Reichs der Burgunder. Mit diesem kam es unter die Herrschaft der Franken, und nach der Zersplitterung der Karoling'schen Monarchie gehörte es erst zum Königreiche der Provence, dann zu dem neuen burgundischen Reiche von Arles, und ging mit diesem 1032 durch Vermächtniß in den Besitz der deutschen Kaiser über. Mit Deutschland blieb es bis in die Mitte des 14. Jahrh. in Verbindung. Seit Besitzergreifung der Burgunder war das Land nach germanischer Weise in Gaue getheilt, welche so ziemlich die geographische Grundlage für die nach Verfall der Gauverfassung hier sich bildenden dynastischen Herrschaften abgaben, aus deren allmähligem Zusammenwachsen die Gesammtherrschaft und nachmalige französische Provinz D. entstand. Schon in der Mitte des 11. Jahrh. (1044) wird Guigo I. als Graf von Albon erwähnt, dessen Sohn, Guigo II., sich Graf von Grenoble oder Graesivaudan nannte. Guigo III. hatte mit dem Bischof von Grenoble, Hugo dem Heiligen, ziemliche Streitigkeiten, aber erst sein Sohn Guigo IV. um die Mitte des 12. Jahrh., der mit dem Grafen von Savoyen viele Kriege führte, fügte zuerst seinem Namen den Beinamen Dauphin zu, der seitdem auch auf die Landschaft übergetragen wurde und über dessen dunkeln Ursprung und Verhältniß zu dem erst später zum Vorschein kommenden Wappenschilde (dem Delphin) viel gefabelt worden ist. Gegen Ende des 12. Jahrh. starb diese erste Dynastie mit Guigo's IV. Sohne, Guigo V., der sich zuerst Graf und Dauphin von Viennois nannte, aus. Seine Erbtochter Beatrix heirathete zuerst den Grafen Albrich Taillefer von Toulouse, nach dessen Tode den Herzog Hugo von Burgund, und ihr mit diesem letzteren erzeugter Sohn Guigo VI. Andreas (gest. 1237) eröffnete die zweite Dynastie. Er veräußerte seine burgundischen Stammgüter, verband aber dafür mit seinem mütterlichen Erbe das Heirathsgut seiner Gemahlin und andere Distrikte. Das Bestreben der Dauphins, ihr Gebiet abzuschließen und die Landeshoheit zu erringen, welches namentlich in den auch hier im 13. Jahrh. sich entspinnenden Parteikämpfen der Guelfen und Ghibellinen hervortrat, gelang ihm zwar wegen der unbeugsamen Macht der fünf Bischöfe des Landes nicht vollständig, doch erfreuten sie sich fast stets, namentlich bei den Händeln mit ihrem gefährlichen provenzalischen Nachbarn, Karl von Anjou, der Gunst der deutschen Kaiser, bei welchen sie das Seneschalamt des arelatischen Reichs begleiteten. Im J. 1281 starb diese Dynastie mit Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, wieder aus. Ihm folgte seine Schwester Anna, die Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour du Pin. Vergeblich machte Robert II. von Burgund als nächster Agnat, Ansprüche auf das Land; König Philipp der Schöne entschied zu Gunsten der Dauphine Anna. Auch mit dem Grafen von Savoyen, Amadeus V. hatte Anna und ihr Gemahl wegen der Grafschaft Latour du Pin lange Streitigkeiten, die selbst unter ihrem Sohne Johann II., dem Stifter der dritten Dynastie, noch fortdauerte. Dieser vergrößerte seine Macht, indem er mehrere Baronien vereinigte, so sehr, daß sein Sohn Guigo VIII. von Ludwig dem Bayer mit dem Königstitel beehrt wurde, den dieser aber nicht eher annehmen wollte, als bis Ludwig selbst vom Papst die Kaiserkrone empfangen habe, worüber er inzwischen 1333 starb. Ihm folgte sein Bruder Humbert II., der das Unglück hatte, 1335 seinen einzigen ehelichen Sohn zu verlieren (seine uneheliche Nachkommenschaft hat sich bis auf die Gegenwart in den Herren von Vienne erhalten). Er trat daher sein Land 1343 vorläufig, 1349 aber definitiv gegen eine Jahresrente von 100,000 Goldgulden an Karl von Valois, den ältesten Sohn König Philipp VI. von Frankreich, ab, unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel Dauphin de Viennois nebst dem dazu gehörigen Wappen führen, daß das Land seine Integrität und seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bekräftigten Freiheiten und Privilegien bewahren und daß dasselbe, was der Kaiser als Oberlehnsherr ausdrücklich verlangte, nie dem französischen Reiche einverleibt werden sollte. Aber schon

1355 wurde Faucigny und im Utrechter Frieden 1713 auch die übrigen im Osten der Alpen gelegenen Gebietstheile an Savoyen abgetreten; ebenso riß die Krone Frankreich alle Hoheitsrechte, welche die deutschen Kaiser noch bis zur Mitte des 15. Jahrh. ausgeübt hatten, an sich, und vereinigte 1446 die nachmals an verschiedene Personen als standesherrliches Herzogthum verliehene Grafschaft von Valentinois damit.

Daurien, ein bedeutendes asiatisch-russisches Alpenland, welches vom Baikalsee und der Lena, sowie von der Mongolei begrenzt ist, bildet den südlichsten Theil des Gouvernements Irkuzk, namentlich den Kreis Nertschinsk. Es hat seinen Namen von dem ehemals hier wohnenden tungusischen Volksstamme der Dauri, welche die Bergwerke auf Silber bearbeiteten, jetzt aber in der Mandschurei wohnen. Das Land besteht aus mehreren Gebirgsmassen, namentlich dem mongolischen Grenzgebirge, Khan Oola genannt, im Süden, und dem Daurischen Gebirge im Innern. Zahlreiche Berge wechseln mit reichen Hochsteppen, Wäldern, Morastland und Thälern. Die Ersteren sind steile nach Norden herabstürzende Granitlager, auf den Abhängen mit Felstrümmern bedeckt und schauerliche Wildnisse. Ungeheure Granitblöcke lagern sich auf den Berg- und Steppenflächen, und die schneebedeckten Bergkuppen verlieren sich in den Wolken. Felsen, gleich Festungswerken und Ruinen, krönen die Berge und rauchen gleich Vulkanen von Nebel. Die inneren Theile sind reich an Eisen, Kupfer, Silber ꝛc., und das eigentliche Daurische Erzgebirge wird in 4 Bergreviere getheilt. Die Gewässer sind zahlreich und die Gebirgsquellen geben vorzüglich den Zuflüssen des Amur ihren Wasserreichthum; außerdem eilen auch zahlreiche Waldbäche und Wildwasser zur Lena hinab. Das Klima des Landes ist sehr rauh; daher Viehzucht, Holzbenutzung, Jagd, Bergbau und Hüttenbetrieb, sowie Fracht und Transithandel nach den nördlichen Provinzen des chinesischen Reichs und des russischen Asiens die Hauptbeschäftigung der ziemlich wohlhabenden russischen Landleute, bilden. Außer den Russen wohnen hier Burjäten als Ackerleute und Hirten, Tungusen, die mit ihren Pferden, Rindern, Kameelen, Ziegen und Schafen in den Gebirgen herumziehen, und Mongolen. Der bedeutendste Ort ist die Kreisstadt Nertschinsk (s. d.), außerdem sind noch zu nennen Stretinsk an der Schilka, Dorominsk an der Ingoda, und die Grenzfestung Zuruchaitu, als Zoll- und Handelsplatz an der Straße, welche durch die Mandschurei nach China führt.

Dauth, Johann Maximilian, ein Schwärmer und Chiliast im ersten Viertel des 18. Jahrh., gebürtig aus Niederrhoden, lebte zu Frankfurt am Main als Schuhmachergeselle, und ließ 1710 hier ein Buch drucken, „Helle Donnerposaune von den bevorstehenden Gerichten Gottes über das röm. Reich", worin er alle christliche Religionsparteien für heidnische Sekten erklärte und ihnen den Untergang weissagte, wenn sie ihm nicht glauben würden. Dieses Buches wegen, und weil er dem Pfarrer in der Barfüßerkirche zu Frankfurt bei der Vorbereitung zum Abendmahle in die Rede fiel und die Gemeinde anredete, ward er verhaftet und über die Gränze gebracht. Er trieb sich darauf eine Zeitlang in den Niederlanden herum, wählte dann Schwarzenau im Wittgensteinischen zu seinem Aufenthalte, stand mit mehreren anderen Propheten seiner Zeit in Verbindung und fand großen Anhang. Von seinen späteren Schicksalen ist nichts bekannt. Er schrieb auch noch „Göttliche Betrachtung über die Heuchelchristen und scheinheiligen Pietisten" (1711), worin er das tausendjährige Reich verkündigt und neben anderen Unsinn von einer Schwängerung der Natur durch den heiligen Geist redet.

Davenant, William, englischer Dramatiker, geb. den 28. Febr. 1605 zu Orford, war anfangs Page bei der Herzogin von Richmond, und schrieb mehrere Theaterstücke, welche Beifall fanden, weshalb er 1637 nach Johnson's Tode Hofpoet und von Karl I. geadelt ward. Er war eifriger Royalist, ward zweimal von den Rebellen gefangen und nur durch Milton vom Tode errettet. Später ward er Schauspieldirector, und als die Theater geschlossen wurden, führte er eine Art Oper unter dem Titel: „Musikalische Unterhaltungen" auf, ließ auf der Bühne wirkliche Frauenzimmer statt der Knaben erscheinen, und verbesserte die Einrichtung der Bühne sehr. Er starb den 17. April 1668 und

ward in der Westminsterabtei begraben. Von seinen sonst sehr beliebten Lust- und Trauerspielen hat sich keins auf der Bühne erhalten; eben so ist sein episches Gedicht „Gundibert" vergessen. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu London (1673, Fol.).

David oder das Schulkleinod, eine silberne Schnur mit silbernem, vergoldetem Schaustücke, und dem Bildnisse des Königs David auf einem derselben. Sie war zur Zeit der Nürnbergischen Meistersänger der Preis des Gewinnenden bei ihren Wettgesängen.

David, König von Israel, von 1055—1015 v. Chr., war der jüngste Sohn des Isai, eines angesehenen Hebräers zu Betlehem, und wurde von Samuel auf Befehl Gottes (1 Sam. 16, 1.) zum Könige der Juden gesalbt. Er erhielt seine Erziehung an Saul's Hofe, erheiterte den König durch Gesang und Harfenspiel, zeigte aber auch bei Besiegung des Goliath und bei mehreren Gelegenheiten Tapferkeit, Klugheit und Muth, weshalb ihm Saul nach dem Leben trachtete. Nun trat D. gegen seinen Verfolger auf und es entstand ein bürgerlicher Krieg, der nur mit Saul's Tode endigte. Allein auch jetzt sollte er sich noch keiner ruhigen Regierung erfreuen. Zwar trat er öffentlich als König von Israel auf, ließ sich von Neuem zu Hebron salben, wurde aber nur vom Stamme Juda anerkannt, während die übrigen 11 Stämme Saul's Sohn Isboseth zum Könige wählten. Erst nach dessen Ermordung vereinigte D. alle Stämme des jüd. Volks unter seiner Herrschaft, entriß darauf den Jebusitern Jerusalem, und verlegte den Sitz der Regierung und die jüd. Nationalreligion hierher. Er erhob das Kriegswesen der Juden, wobei ihm der treffliche Joab hülfreich war, gab den Leviten eine zweckmäßigere Verfassung, unterjochte die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, Amalekiter und Syrier und machte dadurch Judäa zu einem mächtigen Reiche, welches sich von Aegypten und dem arabischen Meerbusen bis nach Thapsacus und vom Euphrat bis an das mittelländische Meer ausdehnte. Nachdem er so dem Lande Ruhe und Frieden gesichert hatte, suchte er sein Volk durch Handel, Künste und Wissenschaften zu heben. Jerusalem ward mit einem von Tyriern erbauten Palaste geschmückt und der Grund zu dem prachtvollen Tempel des Jehovah gelegt, den erst Salomo vollendete. In der religiösen Dichtkunst war David in seinen Psalmen, seinem Volke ein erhabenes Vorbild, und in diesen Hymnen, dem Trefflichsten der jüdischen Poesie, spricht er kräftig seine Freude über die errungenen Siege, so wie die Trauer über den Zorn Jehovah's und über seine eigenen Verirrungen und Fehler aus. Denn so groß und erhaben sein Charakter, so schön seine Gesinnungen waren, um so auffallender sind viele unbesonnene Handlungen seines Lebens und besonders seine unmäßige Liebe für das weibliche Geschlecht. Unglücklich war er in seiner Familie, indem seine 19, von den verschiedenen Gemahlinnen (außer vielen Kindern von Beischläferinnen) erzeugten Kinder stets in Streit unter sich begriffen und sein geliebtester Sohn Absalon, der ihn vom Throne stürzen wollte, in dem dadurch entstandenen Kriege umkam. Sein Nachfolger war Salomo. S. Hesse's „Idiognomik David's" (Jena 1784); Chandler's „Kritische Lebensgeschichte David's" (deutsch von Diederichs, Bremen 1777—1780, 2 Bde.).

David, Jacques Louis, ein berühmter Maler und Stifter der neueren französischen Schule, geb. zu Paris am 20. Aug. 1748, machte unter Vien's Leitung, der die Regeneration der damaligen in Manier versunkenen Historienmalerei in Frankreich begann, treffliche Studien, gewann 1775 den großen Preis der Pariser Akademie und folgte dann seinem Lehrer nach Rom, wo derselbe zum Director der französischen Akademie ernannt worden war. Sein Belisar, ein Leichenbegängniß des Patroklus, der Tod des Sokrates, der Raub der Sabinerinnen (dessen Ausstellung ihm später 100,000 Fr. erworben), und der Schwur der Horatier (von Kennern unübertrefflich gefunden), haben seinen Ruf begründet und gezeigt, wie glücklich er seine Talente für diese Gattung entwickelt hat. So lebte er in Paris mitten in Ehren und Ruhm, als er von dem Geiste der damals ausgebrochenen Revolution auf's Innigste ergriffen wurde. Eine Zeit lang Deputirter des Convents und einer der wüthendsten Jakobiner und treuesten Anhänger des Robespierre, predigte er die Grundsätze der Bergpartei und stimmte für den Tod des Königs. 1794

präsidirte er selbst im Convente. Nach Robespierre's Sturze zweimal eingezogen und mit dem Tode bedroht, rettete ihn nur sein Ruf als Maler. Zu den Scenen, durch welche er die Revolution zu verherrlichen suchte, gehören: Brutus, der seine Söhne zum Tode verdammt; die Ermordung von Marat und Pelletier; der Schwur im Ballhause und Ludwig's Eintritt in die Nationalversammlung. Am 4. Febr. 1804 wurde er erster Maler beim Kaiser, in dessen Auftrag er mehrere Gemälde verfertigte, unter andern eine Darstellung der Kaiserkrönung und der Adlervertheilung. Die Rückkehr Ludwig's XVIII. trieb ihn in die Verbannung nach Brüssel, wo er noch einen Telemach, einen Mars, den Venus Amor und die Grazien entwaffnen, einen Liebesgott, der beim Anbruche der Morgenröthe Psyche verläßt u. a. lieferte. Er starb den 29. Decbr. 1825 in der Verbannung. Das enthusiastische Lob, welches die Franzosen seinen Gemälden geben, findet zwar bei den Nichtfranzosen vielfachen Widerspruch, da man zu viel Kälte und theatralische Haltung in seinen Compositionen erkennt, doch stimmen darin Alle überein, daß seine Zeichnung sorgfältig und correct sei und er eine edlere Auffassung in die franz. Malerei gebracht habe. Seine Schüler haben die Nachahmung der Antike, die er auf die Bahn brachte, ins Affectirte getrieben, weshalb sich ihnen die Romantiker entgegenstellten, die aber nur durch entgegengesetzte Fehler zu imponiren suchten. Seine vorzüglichsten Gemälde, wie der Schwur der Horatier und die Sabinerinnen, wurden von der Regierung angekauft.

David, Pierre Jean, zum Unterschied von dem gleichnamigen französischen Maler von seinem Geburtsorte David von Angers genannt, berühmter französischer Bildhauer, wurde nach Gabet 1792, nach Andern 1789 zu Angers geboren und begab sich aus Liebe zur Kunst frühzeitig nach Paris, um sich dort angemessen auszubilden. Aus der sorgenvollen Lage, in der er mit drückendem Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen zu kämpfen hatte, rettete ihn der Maler David, der ihn unentgeldlich in sein Atelier aufnahm und sodann Roland und die Akademie, die es dahin brachten, daß ihm seine Vaterstadt Angers für die Dauer seiner Lehrjahre eine Unterstützung von 500 Fr. zahlte. Als Bildhauer gewann er 1811 mit dem Basrelief „der Tod des Epaminondas" den ersten Preis und damit ein Reisestipendium, das er zu einer Kunstreise nach Italien, namentlich nach Rom verwendete. Die Meisterwerke der Alten studirte er während seines längern Aufenthaltes an den Ufern der Tiber, besuchte auch Canova's Atelier und ging 1816 nach England, um die berühmten Bildwerke zu sehen, welche Lord Elgin dem griechischen Parthenon geraubt hatte, aber noch in demselben Jahre kehrte er nach Paris zurück, nachdem er den seinem nationalen Ehrgefühle widersprechenden Antrag abgelehnt hatte, für die Engländer ein Monument zur Erinnerung und Verherrlichung der Schlacht von Waterloo auszuführen. In Paris gründete er als der geschickteste Bildhauer des gegenwärtigen Frankreichs seinen dauernden Ruhm durch eine große Anzahl trefflich gelungener Statuen, Basreliefs und Büsten. Er wurde 1825 Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts und Professor der Akademie der Malerei, so wie ihn auch andere einheimische und auswärtige Gesellschaften zu ihrem Mitgliede erwählten. Von seinen Werken nennen wir als die vorzüglichsten: die kolossale Statue des Königs René, die heilige Cäcilie, das Monument von Bonchamp, die kolossale Statue des Prinzen Condé, Talma's, die Gruppe Christus, Maria und St. Johannes, die Monumente Fenelon's, Suchet's, Lefebvre's, Foy's; ferner Jefferson, Philopömen, Cuvier, Corneille, Racine, die Monumente Gouvion St. Cyr's, der Gräfin Brissac. Seine hauptsächlichsten Basreliefs sind: der Genius des Kriegs, der Unschuld; die Rückkehr des Herzogs von Angoulème nach dem spanischen Interventionskriege, die militärische Execution des Grafen Frotté u. a. Die Büsten sind: Franz I., Ambros Parè, Visconti, Camille Jordan, Desgenettes und de Volney, Béclard, Cooper, Cas. Delavigne, Bentham, Raoul Rochette, Fénélon, Montesquieu, Rouget Delisle, Racine, Grégoire, Rossini, Cas. Périer, Kératry, Moncey, Cazenave, Caumartin, Lafayette, Lady Morgan, Chateaubriand, Schelling, Dannecker, Göthe u. A. Im J. 1828 und 1834 kam er nach Deutschland, um die diesseitigen berühmten Männer persönlich kennen zu lernen, denn er hat sich, wie er selbst

in einem von dem Kanzler von Müller bekannt gemachten Briefe an Göthe schreibt, „der Bildhauerkunst gewidmet, um die Züge großer Männer in der Staatskunst, Literatur und in der bildenden Kunst zu verewigen.“ Demgemäß hat er die Büsten von Göthe, Tieck, Rauch, Humboldt, Schinkel, Wichmann, von Lindenau, Vogel, Carus, Retzsch, Canning, Santander, Bolivar, Kosciuszco, Mina, Dannecker u. A. verfertigt. Später war er mit der Ausführung eines Grabmonuments für die Königin Hortensie (Gräfin von St. Leu) in der Kirche zu Ruel bei Paris beschäftigt. Bald nach der Julirevolution übertrug ihm die Regierung die Ausschmückung der Giebelfelder am Pantheon zu Paris, und er entsprach den Erwartungen so sehr, daß der bigotte Erzbischof von Paris umsonst gegen die von ihm als heidnisch geschmähte Kunstverzierung donnerte und geistlich bornirt wetterte. Im Allgemeinen bewundern wir an D. eminente Phantasie, glückliche Geschicklichkeit und die Kunst des idealen Individualisirens in der Darstellung des Kolossalen und der gemeinen Wirklichkeit.

David, Christian Georg Nathan, pensionirter Professor der Staatswissenschaften zu Kopenhagen, daselbst am 25. Januar 1793 in einer wohlhabenden Judenfamilie geboren, ging zum Christenthum über, studirte seit 1809 auf der Landesuniversität Philosophie, wie sie in Kopenhagen gelehrt wird, und vorzüglich Staatswissenschaften. Nach einem längern Aufenthalte im Auslande, namentlich in Göttingen, wo er sich den Doktorgrad in der philosophischen Fakultät erwarb, kehrte er nach Kopenhagen zurück, habilitirte sich an der dortigen Universität und wurde bald zur Professur befördert. Seine Vorlesungen betrafen fast ausschließlich die politischen und historischen Wissenschaften; daneben beschäftigte er sich sehr angelegentlich mit schriftstellerischen Arbeiten und nahm sehr lebhaften Antheil an allen Erscheinungen, welche das öffentliche Leben und die actuellen Zustände der Staaten und Völker berührten. Er gründete ein staatswirthschaftliches „Archiv,“ in welchem er im Sinne des Fortschritts seinem Vaterlande die Kenntniß dessen zu vermitteln suchte, was im Auslande geleistet oder gewollt wurde. Wie das Jahr 1830 selbst für das dänische Reich nicht ohne bedeutende Folgen blieb, so hat es auch auf die Lebensschicksale D.'s mannichfach eingewirkt. Denn D. war einer der ersten unter den dänischen Gelehrten, welcher die hohe Bedeutung der Pariser Ereignisse begreifend, sich zur kühneren Sprache gehoben fühlte und sich mit mehr Entschiedenheit als zuvor der Erörterung praktischer Fragen aus der Staatskunst unterzog. Das Wichtigste, was er zunächst that, war seine Theilnahme an der Wiedereinführung ständischer Verfassung, wozu er die Schrift: „Ueber das Wesen der preußischen Provinzialstände“ (Kopenhagen 1831) verfaßte. Dieses Thema wurde unmittelbar nach D. von mehreren andern Dänen und Holsteinern, von dem Artillerie-Capitän von Tscherning und den Kieler Professoren Falck und Michelsen fast noch freisinniger behandelt, als es D. gethan hatte, doch waren sie von der Regierung weniger angefochten als D. Nach der Einführung der Provinzialstände stiftete D. eine neue Zeitschrift, „das Vaterland“ oder „Fädrelandet,“ deren Zweck die Ausbildung der innern Politik und Verbesserung der öffentlichen Stände war. Auf den Grund einiger aus dem Zusammenhange gerissener Stellen dieses Journals ward er aber schon nach wenig Monaten angeklagt, die Verfassung des Reichs geschmäht, Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs gezeigt und die absolutistisch-monarchische Regierung überhaupt getadelt zu haben. Er ward zwar von der Anklage losgesprochen, aber in die Kosten verurtheilt und von seiner Professur an der Universität entfernt, ehe er von Paris, wohin er sich im Sommer 1836 begeben, zurückgekehrt war. Nach seiner Rückkehr setzte er seine Zeitschrift, die unterdessen sein Freund Hagn redigirt hatte, fort, und war auch sonst in öffentlichen Geschäften, z. B. als Bankrepräsentant, vielfach thätig. Im J. 1839 unternahm er auch eine wissenschaftliche Reise nach England, 1840 ward er zum Bürgerrepräsentanten in Kopenhagen und zum Deputirten der ständischen Versammlung in Roeskilde ernannt, 1841 Mitglied des Raths in Kopenhagen und der Commission für das Gefängnißwesen, und machte in den Jahren 1841 und 42 eine Reise durch England, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland auf königliche Kosten, um das Gefängnißwesen dieser Staaten

kennen zu lernen. Vgl. „Prozeßakten in der gegen den Professor David angelegten Rechtssache. Herausgegeben von C. N. David" (Kopenhagen 1835).

Davidovich, Baron Paul, österreich. General, geb. 1750 in Serbien, trat sich jung in Kriegsdienste, focht in Bosnien gegen die Türken und stieg schnell zu den höheren Chargen empor. Als General und Inhaber eines Regiments, wurde er 1790 gegen die aufständischen Belgier geschickt, focht später gegen die Heere der franz. Republik und zeichnete sich besonders bei Neerwinden, Marchiennes und Wattignies aus. Im J. 1796 ward er Feldmarschallieutenant, ging zur italienischen Armee über und commandirte im Nov. das Armeecorps, welches durch das Etschthal bis Mantua vordringen und diese Festung entsetzen sollte. Er nahm Trient, rückte bis Castel Nuovo vor, wo er den General Fiorilli mit 800 Mann zu Gefangenen machte, hielt sich aber hier 8 Tage auf, wodurch er dem General Vaubois Zeit gab, sich zurückzuziehen, während Bonaparte Alvinzy bei Arcole besiegte. Von Bonaparte gleichfalls angegriffen, mußte sich D. zurückziehen und das ohne Hülfe gelassene Mantua mußte capituliren. Trotz dieser Schlappe blieb D. in Italien, focht mit Auszeichnung bei Novi, Caldiero und auf dem ganzen Rückzuge, den der Erzherzog Karl 1805 nach Ungarn machte. Im J. 1807 erhielt er den Auftrag, die festen Plätze in Serbien zu besichtigen, ward später Gouverneur von Como und starb daselbst 1820.

Davids, Asher Lumley, ein jüdischer Gelehrter, geb. am 28. Aug. 1811 in der englischen Grafschaft Hamp, als Sohn unbemittelter Eltern, studirte zu London, wohin seine Mutter nach des Vaters Tode gezogen war, die orientalischen Sprachen, obgleich er die Jurisprudenz zu seinem Brodstudium gewählt hatte. Kaum 20 Jahre alt, trat er in öffentlichen Blättern als eifriger Vorkämpfer für die Emancipation der Juden auf, und erregte zugleich durch eine Abhandlung über hebräische Literatur und Philosophie, die er in einem wissenschaftlichen Vereine vortrug, besondere Aufmerksamkeit. Ein Choleraanfall endete aber schon am 20. Juni 1832 sein vielsprechendes Leben, während seine große englisch-türkische Grammatik, ein an Gediegenheit und Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Werk, sich eben unter der Presse befand. Seine Mutter ließ eine französische Uebersetzung von dieser Grammatik verfertigen, welche 1836 zu London erschien.

Davidson, Lucretia Maria, eine nordamerikanische Dichterin, geb. den 3. Septbr. 1808, am See Champlain im Dorfe Plattsburh, von unbemittelten Eltern, entwickelte schon frühzeitig ein großes geistiges Streben. Von früher Kindheit an mußte sie sich den häuslichen Geschäfte unterziehen, dichtete aber in ihren Mußestunden in einer selbst erfundenen Hieroglyphenschrift bereits im 4. Jahre. Als ihr Geheimniß entdeckt war, verbrannte sie unter heftigen Thränen ihre Skizzenbücher, und nur das „Epitaphium eines Rothkehlchens" ist aus dieser Zeit bis zu ihrem 9. Lebensjahre übrig geblieben. Im 11. Jahre dichtete sie auf Washingtons Gedächtnißfeier einige Verse voll tiefer Empfindung und Begeisterung und erregte dadurch zuerst die Aufmerksamkeit der Ihrigen. Der Argwohn aber, den man über diese Dichtung äußerte, daß sie nur von dem Gedächtniß des Kindes herrühre, spornte dasselbe zu neuen Dichtungen an, durch welche es sich glänzend rechtfertigte. In ihrem 12. Jahre hatte sie die meisten klassischen Dichter Englands und eine große Zahl Geschichtswerke gelesen; aber ihre außerordentliche geistige Regsamkeit zehrte schnell ihre körperlichen Kräfte auf. Sie starb am 27. Aug. 1825. Ihre Gedicht gab S. F. B. Morse unter den Titel „Amir Khan and other poems, the remains of Lucretia Maria D., with a biographical sketch" (Newyork 1829), und Miß Sedgwick (London 1843) heraus. Bei allem Mangel der Form erhebt sich doch die Mehrzahl durch ihren Gehalt weit über das Gewöhnliche. — Ihre Schwester Margaret Miller D. geboren am 26. März 1823 zeigte sich ebenso geistig begabt, wie Lucretia, ward aber auch wie sie durch einen frühen Tod den Ihrigen entrissen. Sie starb am 25. Novbr. 1838. Ihre Biographie gab Washington Irving nach den Notizen der Mutter heraus (deutsch, Leipz. 1843).

Daviel, Jacques, geb. 1696 zu Barre bei Evreux, starb 1762 als königlicher Leibarzt, war einer der berühmtesten französischen Augenärzte neuerer Zeit, der sich besonders durch eine neue Methode, den grauen Staar durch den Hornhautschnitt zu heilen, gro-

ßen Ruf erwarb. Diese Methode findet sich beschrieben in den Mémoires der Akademie der Chirurgie. Mehrere bei dieser Operation gebräuchliche Instrumente, wie der Daviel'sche Löffel, führen noch jetzt seinen Namen. Er machte auch mehrere Reisen durch Spanien und Deutschland, auf welchen er sich als Oculist großen Ruhm erwarb.

Davila, Enrico Caterino, italien. Staatsmann und Geschichtsschreiber, geb. am 30. Oct. 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua, wohin sein Vater, der, wie mehrere seiner Vorfahren, Connetable von Cypern gewesen, nach Eroberung der Insel durch die Türken 1510 geflüchtet war, kam schon im 7. Jahre nach Frankreich und als Page an den franz. Hof und trat 1594 in franz. Kriegsdienste. Auf Verlangen seines Vaters kehrte er 1599 nach Italien zurück und nahm venetianische Dienste. Hier übertrug man ihm bald die wichtigsten Aemter, er wurde Gouverneur in Dalmatien, Friaul und auf der Insel Candia und erhielt die seinen Vorfahrern als Connetablen von Cypern gestattete Ehre, im Senat zur Seite des Dogen zu sitzen. Auf einer seiner Berufsreisen wurde er 1631 in Folge eines unbedeutenden Streites zu San Michele bei Verona meuchelmörderisch erschossen. Von classischem Werthe ist sein Werk: „Storia delle guerre civili di Francia" 1559—1598 (Venedig 1630, 4. und später noch sehr oft aufgelegt; deutsch von Reith, 5 Bde., Lpz. 1792—1795). Man muß dies Werk indeß mit Vorsicht gebrauchen, da D. für Katharina von Medicis zu sehr eingenommen war, welche sich gegen ihn sehr gnädig bewiesen hatte.

Davis, John, engl. Seefahrer, geb. zu Sandbridge in Devonshire, trat früh in den Seedienst und machte 1585 eine Reise nach dem mitternächtlichen Amerika, in der Absicht, eine Durchfahrt nach Indien aufzusuchen. Da er an der Spitze Grönlands nicht landen konnte, wandte er sich nordwestlich und fand unter 64° 15' nordl. B. im Nordosten ein mit grünenden Inseln umgebenes Land, dessen Einwohner ihm zu verstehen gaben, daß im Norden und Westen ein großes Meer sei. Unter 66° 40' nördl. B. fand er dann ein Land, das vom Eise frei war und fuhr an dessen Küste bis zur südlichsten Spitze hin, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte. Hierauf kam er in eine 20 Stunden breite Meerenge, wo er eine Durchfahrt vermuthete; doch nöthigten ihn widrige Winde zur Rückkehr nach England. Jene Meerenge zwischen der südwestlichen Küste von Grönland und der südöstlichen Küste des Baffinlandes, erhielt später, ihm zu Ehren, den Namen Davisstraße. In gleicher Absicht unternahm er später noch zwei Reisen, wurde aber durch das Eis stets an der Erreichung seines Zwecks gehindert, durch dessen Verfolgung sich Baffin so berühmt machte. Auf einer Reise nach Ostindien ward er am 27. Dec. 1605 in der Nähe der Küste von Malakka in einem Gefechte mit japanischen Seeräubern erschlagen.

Davoust, Louis Nicolaus, Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, stammt aus einer geachteten Familie des ehemaligen Burgund's, ward 1770 zu Annou (n. A. zu Ravieres) geboren, und befand sich mit Napoleon Bonaparte zugleich in der Militärschule zu Brienne. Als Unterlieutenant trat er 1785 in das Reiterregiment Royal Champagne; 1790 erscheint er als Hauptmann eines Bataillon's Freiwilliger der Yonne, machte die Feldzüge unter Dumouriez mit, wobei er sich schon hervorthat, und stand mit an der Spitze des Plans zur Verhaftung dieses General's, als derselbe nach der verlorenen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793), mit dem österr. Reichsfeldmarschall, Prinzen von Sachsen-Coburg-Saalfeld, in Unterhandlungen getreten war. Kaum zum General ernannt (Juni 1793), wurde er durch das Entsetzungsdecret aller vormals Adeligen vom Heere entfernt, trat aber nach Robespierre's Sturze bald wieder in seine Reihen, und erwarb sich bei der Belagerung von Luxemburg und in der Rheinarmee unter Pichegru vielfachen Ruhm, wurde aber von den Oesterreichern (22. Novbr. 1795) bei der Einnahme von Manheim gefangen genommen. Nach erfolgter Auswechselung begleitete er Bonaparte nach Italien und 1798 nach Aegypten, focht stets mit Auszeichnung, namentlich im Treffen von Abukir; kehrte aber erst nach der wegen der Räumung Aegypten's abgeschlossenen Convention den 24. Januar 1800 nach Frankreich zurück, wo er von Bonaparte zum Divisionsgeneral und Oberbefehlshaber der Cavalerie bei der italienischen Armee ernannt wurde. Nach der Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) ward er Chef der

Grenadier- und Consulargarde, und nach Napoleon's Thronbesteigung Reichsmarschall (19. Juni 1804) und Großkreuz der Ehrenlegion, so wie Chef der nun kaiserl. Grenadiergarde. Die Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805), vorzüglich aber die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oct. 1806) vermehrten seinen kriegerischen Ruhm. Am letzten Tage gewann er mit dem rechten Flügel die fast selbständige Schlacht bei Auerstädt, und wurde dafür nach dem Tilsiter Frieden zum Herzoge von Auerstädt ernannt. Er hielt sich jetzt eine Zeit lang in Warschau, dann in Breslau auf, und bekam nach der Auflösung der großen Armee den Oberbefehl der sogenannten Rheinarmee. Im Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich wirkte er vorzüglich zu den Siegen bei Eckmühl (22. März) und bei Wagram (5—6. Juli), und wurde nach dem Wiener Frieden (14. October) zum Fürsten von Eckmühl erhoben. Nachdem Holland, die Hansestädte und ein Theil Hanover's Frankreich einverleibt worden (Juli 1810), stand der Fürst von Eckmühl an der Spitze der einstweiligen Regierung der sogen. hanseatischen Departements, welche am 1. Jan. 1812, als neuerrichtetes Generalgouvernement, nach Hamburg verlegt wurde. Dem unglücklichen Feldzuge von 1812 gegen Rußland wohnte D. ebenfalls bei, wendete sich 1813, nachdem er die Elbbrücken bei Dresden und Meißen gesprengt hatte, mit 30,000 Mann gegen Norden, besetzte Hamburg wieder, dessen Geißel er ward, und sollte in Verbindung mit den Dänen gegen Berlin vordringen. Obgleich ihm keine bedeutenden Heeresmassen entgegen standen, beschränkte er sich doch auf eine kurze Besetzung Mecklenburg's, und zog sich am 3. Sept. in eine feste Position hinter die Stecknitz, nach der Schlacht bei Leipzig bis nach Hamburg zurück. Sein viel angefochtenes Benehmen in dieser Stadt hat er durch eine in Paris 1814 erschienene Vertheidigungsschrift zu rechtfertigen gesucht. Napoleon, der ihn bei seiner Rückkehr 1815 ohne Anstellung fand, ernannte ihn zum Kriegsminister. Nachdem derselbe zum zweiten Male dem Throne entsagt hatte, wurde Davoust Oberbefehlshaber des französ. Heeres, und schloß als solcher die Militärconvention vom 3. Juli mit den Verbündeten ab, worin die Capitulation der Hauptstadt, ein Waffenstillstand auf 10tägige Aufkündigung, der Abzug des französ. Heeres hinter die Loire binnen 3 Tagen, und eine allgemeine Amnestie (die aber nachher schmählich gebrochen wurde), festgesetzt ward. Davoust, seine Gesinnungen schnell wechselnd, unterwarf sich nun Ludwig XVIII., forderte die Armee auf, sein Beispiel nachzuahmen, und trat auf den Wunsch des Hofes, den Oberbefehl derselben an Macdonald ab. Durch die Pariser Friedensschlüsse wurde zwar seine Dotation von 180,000 Fr. jährlich auf 100,000 vermindert, allein der Hof lohnte seinen Meinungswechsel durch neue Anstellung im Heere und der Pairswürde (1819). Er starb am 1. Juni 1823 mit Hinterlassung von 3 Kindern (eines Sohnes und zweier Töchter), von denen eins von dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen aus der Taufe gehoben wurde.

Davy, Sir Humphry, ein berühmter engl. Chemiker und Präsident der Akademie der Wissenschaften zu London, wurde 1779 zu Penzance in der Grafschaft Cornwallis geboren. Früher bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, angestellt, fing er frühzeitig selbständige Naturbeobachtungen an, worüber er aber seine Berufsarbeiten so vernachlässigte, daß sein Lehrherr ihn fortschickte. Er kam darauf bei einem andern Wundarzte in die Lehre, wo er eifrig die Naturwissenschaften studirte und sich bald ausschließlich der Chemie zuwendete. Durch seine Bekanntschaft mit Gilbert, der später Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften ward, kam er mit dem Naturforscher Beddoes in Verbindung, der den 19jährigen D. in sein Laboratorium als Gehülfen aufnahm. Mit allen Hülfsmitteln zu selbständigen Untersuchungen versehen, machte er jetzt schnelle Fortschritte in seiner Wissenschaft. Mit dem glücklichsten Erfolge hielt er Vorlesungen über Chemie in Bristol, von wo aus er an die Royal Institution nach London als Professor der Chemie berufen wurde, später zog er sich aber von diesem öffentlichen Leben zurück, um nur sich und der Wissenschaft leben zu können. Seine Vorlesungen machten in London nicht weniger Glück. Er hat als Naturforscher die Wissenschaften durch neue Entdeckungen und kühne Versuche vielfältig bereichert. Seine hauptsächlichsten Entdeckungen betreffen die Erklärung des Vorgangs in der galvanischen Säule und die richtige Würdigung der chemischen Wir-

kungen des Galvanismus, die in Folge dieser Untersuchungen geschehene Entdeckung der Metalle, der Alkalien und Erden; ferner die Methode, Metalle gegen Einwirkung des Seewassers durch Berührung mit andern zu schützen. Eine seiner menschenfreundlichsten Erfindungen ist die nach ihm benannte Sicherungslampe in Bergwerken, durch welche der Arbeiter zeitig genug vor der Gefahr angehäufter Stickluft gewarnt wird; wir finden sie in seinen Schriften verzeichnet: „Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxide, or dephlogisticated nitrous air and its respiration," (London 1800), übersetzt von Nasse. Eines seiner gemeinnützigsten Werke ist seine Agriculturchemie, „Elements of agricultural chemistry," (London 1813) und sein Lehrbuch „Elements of chemical philosophy" (Lond. 1812; deutsch von Wolf, Berl. 1820). Zu wissenschaftlichen Zwecken bereiste er mehrere Länder Europa's. In Italien beschäftigte er sich mit chemischen Untersuchungen der von den Alten gebrauchten Malerfarben, untersuchte 1818—19 in Neapel die Herkulanischen Handschriften und gab Mittel an sie aufzurollen, doch verfehlte dies seinen Zweck, da er unter 1265 Rollen nur 100 finden konnte, bei welchen sein Verfahren anwendbar schien. Nachdem er 1803 bereits Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und später ihr Secretär geworden war, ward er 1820 Präsident derselben, legte aber diese Stelle 1827 nieder und begab sich zur Herstellung seiner geschwächten Gesundheit auf das Festland, namentlich nach Italien. Auf der Rückreise von Rom starb er zu Genf am 29. Mai 1829. Wie thätig er als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften gewesen, beweisen seine Beiträge zu den „Philosophical transactions". Zwei andere Erzeugnisse seines späteren Lebens, geben von seiner vielseitigen Bildung Zeugniß, nämlich „Salmonia, or days of flyfishing" (2. Ausg., Lond. 1829; deutsch von Neubert, Leipzig 1840), worin er seinen Lieblingszeitvertreib, das Angeln, nach Isaak Walton's Vorbilde, beschreibt, und die nach seinem Tode erschienenen anziehenden „Consolations in travel, or the last days of a philosopher" (3. Ausg. Lond. 1831; deutsch von Martius, Nürnb. 1833). Vgl. Paris „The life of Sir Humphry D." (2 Bde., Lond. 1831) und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen „Memoirs of the life of Sir Humphry D." (2 Bde., Lond. 1836; deutsch von Neubert, 4 Bde., Leipz. 1840).

Dawydow, Denis Wasiljewitsch, russischer Generalmajor und einer der besseren Kriegsschriftsteller und Dichter des heutigen Rußlands, wurde 1784 zu Moskau geboren und trat schon 1801 in das Gardecavalerieregiment. Er machte 1808 den finnländischen Feldzug mit, diente 1808 an der Donau unter Bagration, 1810 wieder in Finnland und errichtete 1812 ein Corps von Parteigängern mit denen er manchen kühnen Handstreich ausführte, die er später in Swinin's „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" beschrieb. Auch in den Kriegen in Deutschland, namentlich bei der Belagerung von Dresden, und in Frankreich zeichnete er sich vortheilhaft aus, wurde 1814 Oberst und 1815 Generalmajor. Dabei blieb er seiner Neigung zur Poesie fortwährend zugethan und seine Elegien und Lieder verrathen, bei einem tiefen Gefühl ein schätzbares poetisches Talent.

Deák, Franz, der bisherige Führer der Opposition auf dem ungarischen Reichstage, geboren um das Jahr 1803 auf dem Stammgute seiner Familie, Kehida, studirte die Rechte und wurde dann bei der Municipal-Behörde angestellt. Die Liebe zum Vaterlande und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten desselben bilden den Grundcharakter aller Mitglieder des ungarischen Adels und nur die größere oder geringere Fähigkeit, die sie zur Discussion mitbringen, unterscheidet sie von einander; D. zeichnete sich gleich bei seinen ersten Eintritt in das öffentliche Leben auf das Vortheilhafteste in dieser Hinsicht aus. Durch die Macht seiner Beredtsamkeit, durch seinen richtigen parlamentarischen Takt, durch die Reinheit seines persönlichen Charakters und die Unerschütterlichkeit seiner politischen Grundsätze, schwang sich D. auf dem Reichstage von 1832 bis 36 zum Haupt der Opposition empor und wurde willig als solches anerkannt. Dabei wirkte er nicht selten besänftigend und mäßigend ein und hielt manche Rede zu Gunsten des gedrückten Standes der Bauern, der in Ungarn noch gar keine Stellung gefunden hatte. Auf dem Reichstage von 1839—40 erhielt sich D. in seiner ehrenvollen Stellung als Führer der Opposition und sein

Talent und sein Charakter sind nicht blos von seiner eigenen, sondern auch von der Regierungspartei bereitwillig anerkannt worden. D's. Vorträge interessiren nicht sowohl durch jene blitzende impromptuartige, zuweilen wahrhaft hinreißende Gewalt, wodurch z. B. Nagy Pál auf den früheren Reichstagen so außerordentliche Wirkungen hervorbrachte, sondern durch einen stilleren aber tieferen Gedankenfluß, durch seine innere Gefühlswärme und die Kraft der Beweisführung. D. sieht kein anderes Heil für sein Land als in der völligen Magyarisirung desselben und sprach daher auf dem Reichstage von 1841, wo er zum Berichterstatter über die Fortbildung der magyarischen Sprache ernannt wurde, die Idee aus, daß die magyarische Sprache allerdings noch ein weites Feld der Entwickelung zu durchlaufen habe, daß indessen Rückschritte in dieser Beziehung nicht mehr zu befürchten, dagegen moralisch nothwendige Entwickelungen zu erwarten seien. Als Beisitzer der Reichsdeputation, die sich mit der Abfassung des Strafgesetzbuches beschäftigte, hielt er sich längere Zeit in Pesth auf. Bei der Wahl für den Reichstag von 1843 war er bereit das zalader Comitat zu vertreten; zog sich aber durch die Unterstützung des von Kossuth angeregten Princips der Besteuerung des Adels den Haß der sogenannten conservativen Partei zu. Die Gewaltthätigkeiten die hierauf stattfanden, veranlaßten D. wie alle andere Ehrenmänner des zalader Comitats, die angetragenen Deputirtenstellen abzulehnen, und die Sitze für Zala blieben lange nach Eröffnung des Reichstages leer. Mehrere politische Freunde D's. begannen jetzt eine förmliche Agitation zu seinen Gunsten, die aber nicht blos mit Gründen der Ueberredung, sondern mit solchen verwerflichen Hülfsmitteln bewerkstelligt wurde, daß D. auf die Erwählung zum Deputirten Verzicht leistete und die zu seinen Gunsten vollzogene Wahl auch dann nicht annahm, als das Besteuerungsprincip durchgesetzt und der frühere Comitatsbeschluß wegen Nichtübernahme der Steuer widerrufen worden war. Auf die Nachricht von den zalader Vorfällen, hatten die Comitate Pesth und Sohl D. ihrerseits die Deputirtenstelle angetragen, was er aber ebenfalls entschieden ablehnte. Seine Abwesenheit vom Reichstage wurde von den Besten aller Parteien laut beklagt.

Debatten, heißen im Allgemeinen, Discussionen über einen Gegenstand, ohne daß sie in Zank ausarten; im Besonderen, Reden über politische Gegenstände im englischen Parlamente und in den französischen Kammern oder anderen Ständeversammlungen, wobei es sich nicht um die Ermittelung einer theoretischen Wahrheit, sondern um die Erweckung einer praktischen Ueberzeugung und die dadurch ermittelte Herbeiführung eines Beschlusses handelt. Es gehört nämlich zu dem parlamentarischen Gebrauch, daß bei gestellten Anträgen zuerst, unter dem Namen einer allgemeinen Discussion, ein Theil der Mitglieder seine Meinung über das Grundprincip ausspricht, um das es sich bei der Frage handelt, worauf man in der speciellen Debatte auf das Einzelne genauer eingeht und das Für und Wider lebhaft bespricht. Hierbei sind die Formen gewöhnlich etwas freier und die ganze Haltung weniger solenn, weshalb auch das englische Unterhaus sich dazu in ein Comité des ganzen Hauses verwandelt, wodurch angezeigt wird, daß es zu einer vertraulichen Besprechung übergehe. Die parlamentarische Kunst zeigt sich in den Debatten weit mehr als in der feierlichen Rede. Sie ist daher auch der wichtigste Theil des Geschäfts, vorausgesetzt, daß die Mitglieder nicht mit einem schon unabänderlich gefaßten Willen hereinkommen, in welchem Falle die ganze Verhandlung nutzlos wäre, sondern unbefangen genug sind guten Gründen Gehör zu geben und ihre Meinung einer besseren Ueberzeugung zu opfern. In der neuern Zeit hat man den Ausdruck Debatte auf alle durch Rede und Gegenrede, Schrift und Gegenschrift durchgeführte Verhandlungen in öffentlichen Gesellschaften oder Blättern übertragen.

Deborah, eine hebräische Prophetin und Heldin in der Periode der sogenannten Richter, war die Frau Lapidoths und wohnte auf dem Gebirge Ephraim zwischen Bethel und Rama, wo sie unter einem Zelte von Palmzweigen Recht sprach. Um ihr Volk von dem Druck des Königs der Kananiter Jabin und seines Feldherrn Siffera, der schon seit 20 Jahren auf ihm lastete, zu befreien, ließ sie durch Barak in dem Stämmen Sebulon und Naphthali ein Heer sammeln und zog selbst mit in den Krieg. Am Fuße des Thabor wurde Siffera geschlagen und auf der Flucht von einem Weibe hinterlistig ermordet, wie D. vor-

hergesagt. Dieser Sieg brachte den Israeliten 40 Jahre Ruhe. Er wurde von D. und Barak in dem Hymnus besungen, der uns im „Buch der Richter" (Cap. 5.) aufbewahrt worden ist.

Debouché, ist der Ausweg (Ausgang) aus einem Engpasse (Defilé) ins Freie. Daher debouchiren, aus einem Defilé herausmarschiren, hervorbrechen. Wenn der Feind das Defilé besetzt hält, oder sich in entsprechender Entfernung dahinter zweckmäßig aufgestellt hat, so kostet das Debouchiren viele Opfer, wie z. B. das Debouchiren der Russen aus dem Urner Loch in der Schweiz unter Suwarow.

Debreczin, eine ungarische königliche Freistadt im biharer Comitate des Kreises jenseit der Theiß, eine der bedeutendsten und volkreichsten Städte Ungarns, liegt in einer einförmigen, sandigen und wasserarmen Ebene und trägt den reinen Typus und Charakter einer magyarischen Stadt. Sie ist weitläuftig und dorfähnlich gebaut, hat lange, allmählig ohne bestimmte Abgrenzung sich verlaufende Gassen, die ungepflastert, staubig oder kothig sind, fast lauter einstöckige Häuser, die kleinen niedrigen Hütten ähnlich sind und von denen jedes mit einem eigenen geräumigen Hofe, viele auch mit Gärten umgeben sind. Die Vorstädte werden von der eigentlichen Stadt oft nur durch Reiserwerk getrennt und laufen in eine unabsehbare Haide aus. Doch enthält die Stadt einige schöne Gebäude, unter denen die prachtvolle reformirte, und die Franziskanerkirche, das Piaristenkloster, das Rathhaus, das reformirte Collegium und andere mehr sich auszeichnen. D. ist Sitz der Distriktualtafel und des Bezirkswechselgerichts für den Kreis jenseit der Theiß, so wie eines reformirten Superintendenten und hat ein Piaristencollegium und ein Gymnasium, eine katholische Hauptschule, ein reformirtes Collegium und mehrere wohlthätige Anstalten. Die Stadt zählt mit den Vorstädten 63,000 E., welche die magyarische Sprache in ihrer größten Reinheit sprechen, größtentheils zur reformirten Kirche gehören und sich durch großen Gewerbfleiß auszeichnen. Sie verfertigen namentlich wollene Zeuge, Leder, Schuhe, Kämme, Drechsler-, Holz- und Kürschnerwaaren, Knöpfe besonders aber Seife, von der jährlich 10,000 Centner geliefert werden, und die an Weiße, Leichtigkeit und Härte, der berühmten venetianischen nichts nachgiebt; berühmt sind ferner die hier gefertigten rothen und schwarzen thönernen Pfeifenköpfe (jährlich an 12 Mill. Stück) auch giebt es viele Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Salpetersiedereien ꝛc.; noch wird hier das berühmte debrecziner Weizenbrod gebacken, aber nicht von zünftigen Bäckern, sondern von Hauswirthinnen, die sich damit als mit einem einträglichen Nebengewerbe zum öffentlichen Marktgebrauch beschäftigen. Außerdem treibt man Garten- und starken Tabacksbau (jährlich 500,000 Centner). Die 4 großen Jahrmärkte, die aus allen Gegenden Ungarns und Siebenbürgens und selbst vom Auslande besucht werden, beleben den Handel ungemein, der außer den genannten Fabrikaten den Betrieb mit Hornvieh, Pferden, Schweinen, Speck, Wachs, Honig ꝛc. umfaßt. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. In früheren Zeiten mußte sie oft den Türken, dem österreichischen Kaiser, und den Fürsten von Siebenbürgen zugleich Tribut zahlen und hatte in den Kriegen zwischen den Türken und Ungarn, wie später des Glaubens wegen, viel zu leiden. Im J. 1567 wandten sich die sämmtlichen Einwohner auf der hier gehaltenen Synode dem reformirten Glaubensbekenntniß zu. Im J. 1686 wüthete der kaiserliche General Antonio Caraffa hier durch Erpressung und Verfolgung politisch Verdächtigter und 1707 wurde D. von dem kaiserlichen General Rabutin geplündert und verwüstet. Auf dem 1711 hier gehaltenen Congreß unterwarfen sich die Ungarn dem Habsburgischen Hause und 1715 wurde die Stadt nochmals zur königlichen Freistadt erklärt, was schon unter Leopold I. geschehen war.

Deca, bedeutet im neufranzösischen Maßsystem in Zusammensetzungen mit französischen Maßen und Gewichten, das zehnfache des betreffenden Maaßes oder Gewichtes; so ist Decamètre soviel als 10 Mètres, Decare soviel als 10 Ares, Decagramm soviel als 10 Grammes ꝛc. Aehnlich bedeutet auch Deci als Vorsetzwort den zehnten Theil des darauf folgenden Maßes oder Gewichtes, z. B. Decimètre $^1/_{10}$ Mètre, Decilitre $^1/_{10}$ Litre, Decigramm $^1/_{10}$ Gramm ꝛc.

Decade (vom Griech. δεκάς) hieß die 10tägige Woche im republikanischen Kalen-

der der Franzosen, der nach dieser Eintheilung Décadrier genannt wurde. (S. Kalender.) Jeder der 12 Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel in 3 Dekaden. Die einzelnen Tage der Dekaden hießen primidi, duodi, tridi, quartidi, quintidi, sextidi, septidi, octidi, nonidi und decadi. Der letztere oder der zehnte Tag war, gleich dem christlichen Sonntag, der Ruhe und, weil die Republik keine Religion anerkannte, der Aufmunterung und Uebung zur Tugend bestimmt. Das republikanische Jahr hatte 36 Dekaden und daher nur 360 Tage; die 5 fehlenden Tage des Sonnenjahres (im Schaltjahr 6) wurden am Schlusse des Jahres, also vor dem 22. Septbr., wo das Jahr anfing, zu Festtagen verwendet, ohne besonders gezählt zu werden. — Dekade hieß in der Revolutionszeit auch ein viel gelesenes politisch wissenschaftliches Wochenblatt, das im Jahr II. (1794) in Paris begann, im Jahr XIII. (1805) den Titel „Revue" annahm und 1817 mit dem „Mercure" verschmolzen war.

Decaen, Charles Matthieu Isidore, Graf von, geb. am 13. April 1769 zu Creully bei Caen als Sohn eines Gastwirths, trat früh in französ. Kriegsdienste, focht bei der Belagerung von Mainz und in der Vendée mit Auszeichnung, wurde bei der Rheinarmee zum Brigadegeneral ernannt und leitete bei dem bewunderungswürdigen Rückzuge Moreau's den Nachtrab des linken Flügels. Später stand er unter Jourdan, wurde 1800 zum Divisionsgeneral ernannt, zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Hohenlinden aus und erhielt 1802 die Würde eines Generalcapitän's der französischen Colonien in Indien. Allein hier blieb er nicht lange. Er wurde zum Gouverneur von Isle de France ernannt, wurde aber hier durch die Umstände genöthigt, eine, wiewohl ehrenvolle, Capitulation mit der englischen Armee einzugehen, kehrte nach Frankreich zurück, erhielt die Stelle eines Gouverneurs von Catalonien und die Grafenwürde. 1814 erklärte er sich für Ludwig XVIII., und wurde dafür zum Ludwigsritter ernannt. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, war D. Gouverneur der 11. Division und erklärte als solcher seinen Truppen, daß er den Bourbons treu bleiben werde. Bald sah er sich von ihnen verlassen und als ihn Napoleon nach Paris rief und ihn zum Befehlshaber der 10. Militärdivision ernannte, erließ D. ein heftiges Manifest gegen die Bourbons. Er wurde deshalb nach der Schlacht bei Waterloo verhaftet, aber nach fünfmonatlicher Gefangenschaft in Folge einer Ordonnanz des Königs in Freiheit gesetzt. Er lebte jetzt als Generallieutenant in bescheidener Zurückgezogenheit und starb in den ersten Tagen des Septbr. 1832.

Decan (decanus), Dechant, bezeichnete ursprünglich in Rom einen Anführer von 10 Soldaten, oder den Vorsteher einer Decania im longobardischen Reiche. Auf Universitäten heißt D. einer der Directoren der 4 Facultäten. Eben so findet sich dieser Titel noch in den geistlichen Collegien, z. B. Domdechant, der gewöhnlich dem Propste untergeordnet ist und die Leitung und Beaufsichtigung der inneren Angelegenheiten hat. Im Cardinalcollegium des Papstes führt der Aelteste der Cardinalbischöfe diesen Titel. In einigen Ländern führen die Superintendenten den Titel Decan und bei der Landgeistlichkeit sind die Landdechanten Aufseher und Vorsteher eines Bezirks. Die Dechanei, Decanei, ist die Wohnung eines Dechanten oder der Kirchsprengel desselben, auch heißen so die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines Dechanten.

Decandolle, Augustin Pyrame, der berühmte Naturforscher, geboren am 4. Febr. 1778 zu Genf, wohin sich seine Familie, ein altadliges Geschlecht der Provence, der Glaubensverfolgungen wegen 1578 geflüchtet hatte. In dem Gymnasium seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch poetisches Talent und umfangreiche Kenntniß der klassischen Dichter aus; später fand er so großen Geschmack an historischen Studien, daß er den Entschluß faßte, sich zum Historiker zu bilden. Die Revolution von 1792, wodurch die bisherige Regierung in Genf aufgelöst wurde, nöthigte auch seinen Vater, der Syndicus von Genf war, sich auf sein Landgut bei Yverdon zurückzuziehen. D. brachte gewöhnlich die Ferien daselbst zu; und das Leben in der Natur führte ihn unbemerkt derselben näher und dem Studium der Botanik zu, worin er besonders durch die anregenden Vorlesungen, welche Vaucher (s. d.) 1796 in Genf hielt, bestärkt wurde. Zwar besuchte er noch einige Zeit juristische Collegien,

jedoch mit der entschiedenen Absicht, die Jurisprudenz nicht zu seinem Beruf zu wählen. Den Winter von 1796 bis 97 brachte er in Paris zu und wohnte im Hause eines Freundes seines Vaters, Dolomieu. In Paris besuchte er die Vorlesungen der großen Chemiker und Physiker, Vauquelin, Fourcroy und Charl. Portal; auch wurde er mit Lamarck und Desfontaines bekannt. In allen seinen späteren Schriften zeigte sich in Folge dieser Studien das Bestreben, die Botanik mit Chemie und Physik in Verbindung zu bringen. Die Vereinigung Genf's mit der französischen Republik im J. 1798 raubte D. die Hoffnung eine Anstellung in seiner Vaterstadt zu finden; daher stimmte jetzt sein Vater selbst dazu, das Studium der Rechte mit dem der Medizin zu vertauschen. D. begab sich wieder nach Paris, wo er durch Artikel in der „Encyclopédie méthodique“, durch den Text zu Redouté's „Plantes grasses“ (Paris 1799 — 1803, 4.) durch eine „Astragologia“ (Paris 1802) und viele kleine Arbeiten sich Ruf und Ansehen in der gelehrten Welt erwarb. Im J. 1802 ward er zum Professor an der Genfer Akademie ernannt, zog es aber vor in Paris zu bleiben und hielt als Cuvier's Stellvertreter seine ersten botanischen Vorlesungen am Collége de France. Nach mehrjährigen Vorbereitungen erschien 1804 das berühmt gewordene Werk „Flore française“, das, ob es sich gleich als eine 2. Aufl. von Lamarck's gleichnamigem Buche ankündigt, allein sein Werk ist, indem Lamarck nur die Benutzung seiner Sammlungen und seinen Namen dazu hergab. In denselben Jahre erschien sein vortreffliches Werk „Essai sur les propriétés médicales des plantes“ (Par. 1804; 2. Aufl. 1816; deutsch von Perleb mit werthvollen Zusätzen, Aarau 1818) und 2 Jahre darauf erhielt er von der Regierung den Auftrag, alle Provinzen Frankreichs und das Königreich Italien zum Behuf botanischer und agronomischer Forschungen zu bereisen. Er that es von 1806 bis 1812 und wollte in der Folge als Resultat dieser Reisen ein großes statistisches Werk über den Ackerbau Frankreichs liefern, woran ihn aber die Katastrophe von 1814 hinderte. Die ihm 1807 übertragene Professur zu Montpellier, trat er erst 1810 an, machte aber in kurzer Zeit den dortigen botanischen Garten zu einem der bedeutendsten und wirkte durch seine gründlichen und anziehenden Vorlesungen mächtig auf die Studirenden ein. Als die erste Frucht seiner akademischen Wirksamkeit in Montpellier erschien seine „Théorie élémentaire de la botanique“ (Par. 1813; 2. Aufl. 1816; deutsch von J. Römer, 2 Bde., Zürich 1814—1815; umgearbeitet von K. Sprengel, Leipz. 1820), ein Werk, das eine Menge neuer Ideen in Umlauf setzte, von denen mehrere, z. B. die Lehre von den Verwachsungen und die von der regelmäßigen Verkümmerung gewisser Organe, kanonisches Ansehen erhalten haben. Der Fall Napoleons änderte D.'s Stellung; denn der Kaiser hatte ihn mannichfach ausgezeichnet und daher sah er sich der Gefahr ausgesetzt, ein Opfer der blutigen Reaction zu werden, welche im südlichen Frankreich die Rückkehr der Bourbons bezeichnete. Er ging 1814 nach Genf zurück, wo der Staatsrath für ihn eine Professur schuf, die er am 8. Novbr. 1816 antrat und bis zu seinem Tode begleitete. Auf seinen Antrag wurde zum Theil durch Privatunterzeichnungen ein botanischer Garten angelegt. Gleichzeitig rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Rath der Repräsentanten des Cantons, so daß er bis an seinen Tod an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betheiligt war. Er wirkte besonders in dieser Stellung auf Verbesserungen der Schulen und des öffentlichen Unterrichts, auf die Errichtung wohlthätiger Anstalten, z. B. des Taubstummeninstituts, auf die Organisation der Nationalökonomie und der öffentlichen Administration sehr wohlthätig ein. Seine außerordentliche Lehrgabe, unterstützt von einer seltenen Gewalt über die Sprache und einer gewinnenden Persönlichkeit, machte, daß er seine Vorlesungen weit über den gewöhnlichen Kreis akademischer Thätigkeit ausdehnen konnte und genöthigt wurde, vor einem zahlreichen Kreise der höheren Gesellschaft, sowie der Fremden, die seinetwegen zahlreich in Genf verweilten, botanische Vorträge zu halten. Um seine außerordentliche Wirksamkeit im Gebiete der Botanik richtig zu würdigen, muß man einen Rückblick auf das werfen, was vor ihm geleistet war, und dieses an den Standpunct halten, den die Wissenschaft in den letzten und vollendetsten Werken D.'s erreicht hat. Seit Wildenow und Persoon hatte die botanische Literatur kein Werk aufzuweisen, welches eine allgemeine Uebersicht aller be-

kannten Gewächse nach Gattung und Art darbot, während das Material durch Entdeckungen in allen Ländern der Erde vervielfacht worden war. Zugleich ward das Bedürfniß immer fühlbarer, die Pflanzenarten nicht blos in den todten Rahmen des Linné'schen Sexualsystems zusammen zu fassen, sondern unter Gruppen zusammenzustellen, die dem Leben der Natur selbst nachgebildet werden. Es galt also das natürliche System Jussieu's von den Gattungen, in denen es sein Begründer dargestellt hatte, auf die Arten überzutragen und diese Arbeit war um so schwieriger, da die Pflanzenarten von den 7000, die Linné zuerst in seinem System durchgeführt, bis auf 80,000 gewachsen waren. Eine Charakteristik der Gattungen nach der natürlichen Methode, mußte auf organische Verhältnisse, namentlich auf die innere Bildung des Fruchtknotens, der Eier, der Saamen zurückgehen, welche die Linnéische Systematik gar nicht zu beachten brauchte. Der Gebrauch des Mikroskops, das Linné wenig anwendete, war jetzt ganz unerläßlich; die Beschreibung mußte in vielen Fällen ausführlicher werden, um verwandte Arten zu unterscheiden. Linné führt z. B. von der Gattung Eugenia 7, D. im J. 1828, 194 an. Es leuchtet ein, daß ein so ungeheurer Zuwachs das Geschäft des beschreibenden Botanikers bei jeder einzelnen Art unendlich erschwerte. D. begann sein allgemeines Pflanzensystem im J. 1818 in einer größeren Form unter dem Titel „Regni vegetabilis systema naturale“ (2 Bde., Par. 1818 — 21). Als er aber einsah, daß eine solche breite Anlage die Grenzen eines Menschenlebens weit überschreite, begann er seinen „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis“ (Bd. 1—9. Paris 1824 u. folg.). Besonders groß erscheint D. in der geistigen Auffassung der Charaktere sowohl der Gattungen als auch der Arten. Daß aber bei so großer Fülle des Materials manche Gegenstände nach minder tiefer Beobachtung und Untersuchung dargestellt werden, wird Niemanden wundern, der sich die Größe der Arbeit vergegenwärtigen kann. Er bleibt auch dann noch ein tief blickender, mit glücklicher Combinationsgabe ausgerüsteter Systematiker, wo er in seinen Beobachtungen nicht glücklich oder nicht gründlich genug war. Gleichsam als erläuternde Excurse legte er die Gründe seiner systematischen Darstellung in einer Reihe von Abhandlungen nieder, welche als Muster monographischer Arbeiten von allen systematischen Botanikern anerkannt werden. Dahin gehören die „Memoires sur la famille des Légumineuses“ (Par. 1825) und die „Collection de Memoires pour servir à l'histoire du régne végétal“ (Par. 1828—38). In dem „Essai élémentaire de Géographie botanique“ im „Dictionnaire des Sciences naturelles“ (Bd. 18) gab er seine allgemeinen Ansichten über die Pflanzengeographie, die er in mehrfacher Hinsicht bereicherte. Der Tod eines Sohnes im J. 1825 erschütterte D.'s Gesundheit; seit 1835 traten körperliche Leiden hinzu und trübten seine letzten Lebensjahre durch ununterbrochene Kränklichkeit. Er starb in Folge einer Wassersucht am 9. Septbr. 1841. Seine Sammlungen, worunter sein wohlgeordnetes Herbarium, vermachte er seinem Sohne, Alphonse D., mit der Bedingung dieselben dem öffentlichen Gebrauche frei zu geben und den „Prodromus“ fortzusetzen. Man hat D. den Linné unserer Zeit genannt und wenn auch beide Gelehrten ganz verschiedene Richtungen verfolgten, so muß man doch anerkennen, daß D. für seine Zeit und nach Maßgabe seines Standes sich um die Wissenschaft große Verdienste erworben hat.

Decatiren heißt das Tuch appretiren, demselben einen Glanz geben. Es ist eine französische Erfindung. Das D. geschieht durch die einem Ofen ähnliche Decatirmaschine, indem das Tuch warmen Wasserdämpfen ausgesetzt wird, um ihm, nach nochmaliger Pressung, einen dauerhaftern als den früher gewöhnlichen Preßglanz zu geben. Neuerdings sind mannichfache Apparate dafür vorgeschlagen worden.

Decaux, Louis Victor Blacquetot, Vicomte de, französischer General und Staatsmann, geboren 1775 zu Douai, trat 1793 als Lieutenant in das Geniecorps und wohnte den Feldzügen am Rhein und der Mosel bei. Im J. 1799 war er Bataillonschef und ward vom General Moreau bei der Abschließung des Waffenstillstandes mit dem österreichischen Grafen Bubna gebraucht. Im J. 1806 wurde er Chef des Generalstabes bei der großen Armee, kam im folgenden Jahre als Bureauchef in's Kriegsministerium und trug hier durch seine Umsicht und Thätigkeit in der Verwaltung des Kriegsmaterials viel zur Niederlage

der Engländer auf Walcheren im J. 1809 bei, wofür er 1810 zum Oberst und 1812 zum Baron ernannt wurde. Im J. 1814 wurde er General, unterhandelte 1815 mit Wellington über die Vertheilung der Truppen und sicherte durch seine Anordnungen bei Erhebung der Contribution öffentliches und Privatvermögen vor Verschleuderung und Zerrüttung. Louis XVIII. ernannte ihn deshalb zum Maréchal de Camp, zum Ludwigsritter und 1817 zum Mitglied des Staatsraths. Im J. 1821 trat er aus dem Ministerialdienst, ward aber schon 1823 wieder zum Generaldirector der Verwaltung im Kriegsministerium zum Generallieutenant und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Im J. 1827 erwählte ihn das Departement du Nord in die 2. Kammer, wo er sehr gründliche Kenntnisse in seinem Fache entwickelte; im J. 1828 erhielt er das Kriegsministerium und nahm an den höchsten Regierungsgeschäften unter Martignac wesentlichen Antheil, machte sich auch um Verbesserung des französischen Heerwesens sehr verdient und ward zum Vicomte ernannt. Im J. 1829 mußte er das Ministerium an den General Bourmont abtreten und erhielt dafür den Titel eines Staatsministers. Nach der Julirevolution lehnte er die ihm zugedachte Wahl in die 2. Kammer ab, ward 1832 zum Pair von Frankreich ernannt, schlug 1836, das ihm abermals angebotene Portefeuille des Kriegsministerius aus und starb 1839.

Decazes, Elie, Herzog von Glücksburg in Dänemark, und Herzog und Pair von Frankreich, geb. am 28. Sept. 1780 zu St. Martin en Laye bei Libourne, widmete sich im Collegium Vendôme den Rechtswissenschaften, und ward nach beendeten Studien bei dem Tribunal der Seine angestellt, darauf zum Rath der Kaiserin-Mutter, später des Königs von Holland und 1810 am kaiserlichen Hofe ernannt. Durch seine entschiedene Vertheidigung der Interessen des Königs Ludwig von Holland zog er sich die Ungnade des Kaisers zu, weshalb er zur Zeit der Restauration auf die Seite der Bourbons trat. Bei der Nachricht, daß Napoleon wieder in Frankreich gelandet sei, sammelte D. einen Trupp Nationalgarde zur Vertheidigung des königlichen Thrones, weigerte sich auch, den Kaiser zu beglückwünschen. Napoleon verwies ihn noch an demselben Tage aus Paris, wohin er unter Ludwig XVIII. zurückging. Durch die Gunst des Königs nahm er seine frühere Stelle wieder ein, wurde Polizeipräfect von Paris, Staatsrath und Ministersecretär der Polizei, und 1815 selbst in den Grafenstand erhoben. Durch seine Verheirathung mit Mlle. de St. Aulaire, Schwesterenkelin des vorletzten Herzogs von Nassau-Saarbrück und der Witwe des Herzogs von Holstein-Glücksburg, erhielt er von dem Könige von Dänemark den Titel: Herzog von Glücksburg mit dem Bedingen, sich in den Herzogthümern anzukaufen. Durch sein anziehendes Wesen gewann er des Königs Liebe in dem Grade, daß ihn derselbe wie seinen Sohn behandelte und vor allen andern Ministern auszeichnete. Nach Eröffnung der Kammer im Herbst 1815 sah D. bald, in welcher schwierigen Stellung gegenüber den politischen Leidenschaften er sich befände. Die Ausnahmegesetze gegen die politisch Verdächtigen, die er den Kammern vorlegte, wurden zwar ohne Widerstand angenommen, aber genügten keiner Partei; die Ultraroyalisten fanden sie zu gelind, die Liberalen sahen darin eine Verletzung der Verfassung, und D. verlor das Vertrauen beider Parteien. D. suchte sich zu halten; er lobte sogar den guten Geist der Kammer, als diese im April 1816 vertagt wurde; gab seinen Namen als Polizeiminister zu einer Regierung des Schreckens und der Gesetzlosigkeit her, als die zügellosen Royalisten, niedern Beamten und bestochener Pöbel in Paris, Grenoble und Marseille Meutereien, Aufstände und Unordnungen hervorriefen; löste aber doch endlich am 5. Sept. 1817 in Einstimmung mit dem König die Kammer auf und versetzte dadurch dem Ultraroyalismus einen Schlag, der ihm nie verziehen wurde. Als die Kammern wieder zusammentraten, vertheidigte er sich geschickt nicht nur gegen die Angriffe der Ultras, sondern gab auch einen ziemlich freimüthigen Rechenschaftsbericht über die Anwendung des Ausnahmegesetzes; dann legte er mehrere Entwürfe vor, welche den Preßzwang und die Polizeigewalt milderten, und stimmte für das von den Doctrinaires (s. d.) verfaßte Wahlgesetz, das der Mittelclasse in der Kammer die Oberhand verschaffen und die Extreme ausschließen mußte. Schon bei den Ergänzungswahlen, die der Sitzung von 1817—18 vorangin-

gen, hatte der Liberalismus ein großes Uebergewicht in der Kammer erhalten, noch mehr geschah dies bei den Wahlen von 1818—19, weshalb die Ultraroyalisten Alles aufboten das Wahlgesetz bei den Pairs und dem Könige fallen zu machen. Der letztere entzog wirklich dem Gesetze seine Unterstützung, als der vom Congresse zu Aachen zurückkehrende Herzog von Richelieu die Abschaffung desselben verlangte, und übertrug dem Letztern die Bildung eines neuen Ministeriums. Als diese nicht möglich wurde, erhielt D. wieder den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, in das er als Minister des Innern eintrat, und vereinigte als solcher das Ministerium der Polizei mit dem des Innern. Ihm gehörte also jetzt die Verwaltung des Innern, des Cultus und der Polizei, und der einflußreiche Minister fand in Villèle, Corbières, Clausel de Coussergues, de la Bourdonnaye, Lainé und vielen Andern eine starke Oppositionspartei. Während Frankreich ihm manche löbliche Einrichtung, wie die Aufhebung des Censurzwanges, eine Unterrichtsanstalt für die technischen Künste und Gewerbe und vieles Andere verdankt, machte ihm sein Schaukelsystem, das ihn zwischen constitutionellen und reinmonarchischen Ansichten schwanken ließ, Alles zum Feinde, so daß nach der Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820) alle Parteien auf ihn, als den Beschützer der liberalen Ideen und die mittelbare Ursache dieser That, einstürmten und seine Entlassung forderten. Er nahm sie am 18. Febr., und der König genehmigte sie am 20. Febr., doch erhob er ihn aus Erkenntlichkeit zum erblichen Herzog und ernannte ihn zum Gesandten am englischen Hofe. Im Juli 1820 ging der Herzog nach London ab, blieb daselbst bis 1821, wo er die verlangte Entlassung von dem Gesandtschaftsposten erhielt und zog sich dann auf seine Güter zurück. Zwar kehrte er 1822 Ende Februars nach Paris zurück, nahm aber an den öffentlichen Staatsverhandlungen und dem politischen Leben keinen unmittelbaren Antheil. 1823 unternahm er mehrere Reisen nach Dänemark und der Schweiz, kehrte aber wieder nach Frankreich zurück. Nach der Julirevolution leistete er der neuen Regierung den Eid. Als Staatsmann besaß D. zwar Tiefe des Verstandes, aber es fehlten ihm große Ideen; auch war er kein bedeutender Redner. Im J. 1834 ward er zum Großreferendar der ersten Kammer ernannt. Im Departement der Gironde hat er eine Menge industrieller Anstalten hervorgerufen, Eisenminen, die Jahrhunderte ruhten, eröffnet und den Ackerbau auf eine höhere Stufe erhoben. Vgl. Guizot „Du Gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel“ (Par. 1820) und „Les moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France“ (Par. 1821. — Sein Sohn, der Herzog von Glücksburg, der die diplomatische Laufbahn erwählte, wurde 1843 als Chargé d'Affaires nach Madrid gesendet, und ist jetzt erster Botschaftssecretär daselbst.

Decebalus, ein tapferer Fürst der Dacier, der sein Volk gegen die Römer unter der Regierung Domitians und Trajans führte. Er verdankte seine Würde dem König Duras, der aus Achtung vor seiner Tapferkeit freiwillig zu seinen Gunsten abdankte. Unter Domitian fiel er in Mösien ein, schlug dessen Statthalter Oppius Sabinus und tödtete ihn. Domitian zog jetzt selbst gegen ihn, überließ aber bald seinem Feldherrn Cornelius Fuscus und nach dessen Untergang dem Julian, die Fortsetzung des Krieges, der zwar glücklich gegen D. war, aber die errungenen Vortheile aufgeben mußte, da die Niederlagen, die der Kaiser Domitian auf einem Zuge gegen die Markomannen erhalten hatte, diesen nöthigte, den D. um Frieden zu bitten und ihm sogar einen jährlichen Tribut zu bewilligen. Trajan erneuerte den Krieg 101 und errang in den folgenden Jahren mehrere Siege über die Dacier, so daß D. 103 n. Chr. um Frieden bat. Nach Trajans Abzug brach er den Frieden wieder, 104, worauf Trajan sein Heer über eine steinerne Brücke über die Donau führte (in der Gegend des jetzigen Czernetz in der Walachei), den D. schlug, seine Hauptstadt eroberte und ihn so bedrängte, daß dieser sich 106 aus Verzweiflung selbst tödtete. Darauf wurd Dacien eine römische Provinz.

December, der zwölfte und letzte Monat im Jahre, war bei den alten Römern, die bis auf Julius Cäsar das Jahr mit dem März anfingen, der zehnte Monat des Kalenders, daher auch sein Name. Er war dem Saturnus gewidmet, weshalb in ihm

die Saturnalien gefeiert wurden. Karl der Große nannte ihn wegen der darein fallenden Advents- und Weihnachtszeit, den Heilmond, später erhielt er den Namen Christmonat.

Decemviri d. h. Zehnmänner, hießen im alten Rom mehrere obrigkeitliche Collegien, die sämmtlich aus zehn Personen bestanden und die verschiedene Bestimmungen erhielten. Am berühmtesten wurden die Decemviri legibus scribendis, eine Behörde, welche auf den Antrag des Tribun C. Terentillus Arsa im Jahre 451 v. Chr. zur Abfassung von Gesetzen erwählt und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt begleitet wurde, so daß die übrigen Magistrate aufhörten. (S. Zwölftafelgesetzgebung). Da die in diesem Jahre gegebenen und auf 12 Tafeln verzeichneten Gesetze nicht genügend erschienen, so wurden auch für das Jahr 450 Decemvirn gewählt, die noch 2 Tafeln hinzufügten, ihr Amt aber auch ungesetzlich auf das Jahr 449 ausdehnten bis endlich ihr Uebermuth und namentlich das Attentat gegen Virginia von Seiten ihres Hauptes des Appius Claudius (s. d.) ihre Aufhebung und die Einsetzung der alten Magistrate herbeiführte. — Die Decemviri litibus oder nach alter Schreibart stlitibus, judicandis waren eine richterliche Behörde, welche über Streitigkeiten in dinglichen und persönlichen Angelegenheiten entschied. Ihr Ursprung und ihre Wirksamkeit wird von den Historikern auf verschiedene Weise angegeben. Einige behaupten sie sei schon von Servius Tullius eingesetzt worden, während Andere ihre Entstehung in das Jahr 478 nach Roms Erbaauung versetzen, wornach diese Behörde zugleich mit den peinlichen Gerichten entstanden wäre. Eine Annahme, die viel für sich hat. Ueber ihre Amtsthätigkeit ist aus den früheren Zeiten wenig bekannt, nur scheint so viel sicher, daß sie die Prozesse bei den betreffenden Behörden einleitete, einige Vorfragen über die Zulässigkeiten der Klage entschied, aber keine volle und richterliche Function ausübte. In der Kaiserzeit erschienen sie sehr oft als Vorsitzer des Centumviralgerichts. Ueber die Art ihrer Zusammensetzung sind die Archäologen und Geschichtsforscher sehr verschiedener Meinung. Am wahrscheinlichsten ist, daß sie ursprünglich nur aus Senatoren bestanden, wofür der Umstand spricht, daß vor 630 alle Richter aus den Senatoren gewählt wurden. — Die Decemviri sacrorum oder sacris faciundis waren ein priesterliches Collegium, welches die Bestimmung hatte die sybillinischen Bücher einzusehen und zu erläutern, so oft es der Senat verordnete. Unter den Königen war dieses Collegium nur aus 2 Männern (Duumviri) zusammengesetzt, nach der Vertreibung der Könige wurde die Zahl der Mitglieder vermehrt und in dem Jahre, wo die Plebejer sich das Consulat erstritten, bis auf 10 erhöht, von den 5 dem patricischen und 5 dem plebejischen Stande angehörten. Sulla erhöhte ihre Zahl auf 15, weshalb sie später Quindecimviri genannt wurden.

Dechiffrirkunst, die, sucht den Inhalt einer mit verabredeten Zeichen geschriebenen Geheimschrift zu enträthseln. Gewöhnlich wählt man zu diesen Zeichen Zahlen, die entweder Buchstaben oder Wörter, zuweilen auch ganze Phrasen und Sätze ausdrücken. Oft sind die Chiffern auch Punkte, Linien, Winkel oder andere beliebige Figuren aus der Mathematik. Nicht selten benutzt man ganze Bücher, wie Wörterbücher oder anerkannt classische Autoren, und legt sie zu Grunde, um darin Worte oder auch wohl kurze Sätze, die man gerade gebraucht, nach Pagina und Zeile mit Zahlen zu bezeichnen. Gebrauchen die Correspondirenden bei Abfassung der Schrift noch die Vorsicht, daß die Buchstaben des Alphabets nicht nach der Reihe mit 1, 2, 3 rc., sondern möglichst unregelmäßig beziffert werden, und daß auch ungültige Zahlen (non valeurs), denen keine Wörter beigegeben sind, den gültigen Zahlen (valeurs) untermischt werden, so scheitert hier alle Kunst. Ueberhaupt ist die D. nur bei jener unvollkommenen Art von Geheimschriften anwendbar, wo weiter nichts als die Buchstaben des Alphabets durch andere verabredete Zeichen und Zahlen dargestellt werden. Hierbei ist ein Haupterforderniß eines Dechiffreurs genaue Kenntniß der Sprache, in welcher der zu entziffernde Aufsatz abgefaßt ist, um auf die hier eigenthümlichen Merkmale Rücksicht nehmen zu können. So würde man in der deutschen Sprache etwa auf folgende Eigenheiten zu merken haben: der am häufigsten im Deutschen vorkommende Buchstabe ist e, nach ihm sind es i, u, n; häufig sind auch die Doppelbuchstaben dd, ff, gg, ll,

mm, nn, selten sind q, x, y, auf e folgt gewöhnlich n oder r und so Unzähliges. Durch der Art Aufmerksamkeiten auf die kleinsten Umstände und durch die genaueste Bekanntschaft mit der Grammatik einer Sprache wird es manchmal möglich, solche Schriften zu enträthseln. Die Chiffreschrift wird zuweilen in diplomatischen Angelegenheiten bei wichtigen Verhandlungen benutzt, oder wenn man das Erbrechen oder Auffangen der Depeschen zu fürchten hat. Auch Kaufleute bedienen sich ihrer in Angelegenheiten der Staatspapiere.

Decimalbruch heißt jeder Bruch, der die Zahl 10 oder ein Product aus lauter 10 zum Nenner hat, oder dessen Nenner in der Progression 10, 100, 1000, 10,000 u. s. w. enthalten ist. Brüche der Art lassen sich auf die einfachste Weise darstellen, indem es dazu des Nenners gar nicht bedarf; denn wie man die einzelnen Ordnungen einer ganzen Zahl bloß durch die Stelle andeutet, ebenso kann es auch mit den Ordnungen des D.'s geschehen. Da nämlich bei jener jede folgende Stelle nach der linken zu um das Zehnfache geringer ist, als die vorhergehende, so muß eine Ziffer, die noch über die Einer hinaus zur Linken angehängt wird, Zehntel, eine auf sie folgende Hundertel, die nächste Tausendel u. s. f. darstellen. Es kommt darauf an, durch ein willkürliches Zeichen — gewöhnlich wählt man dazu ein Komma, welches dann der Decimalstrich heißt — anzugeben, mit welcher Ziffer die ganze Zahl endigen, oder wo die Decimalstellen anfangen sollen. In Ermangelung einer ganzen Zahl stellt man eine Null vor das Decimalzeichen. Daher werden die Brüche $5^{37}/_{100}$, $^{8}/_{10}$, $^{139}/_{1000}$, $^{53}/_{10000}$ als Decimalbrüche so geschrieben: 5,37; 0,8; 0,139; 0,0053. Der Werth eines D.'s bleibt ungeändert, wenn man Nullen am Ende desselben rechts anhängt, oder Nullen, die daselbst stehen, wegläßt, er wird aber wesentlich verändert, wenn man am Anfange desselben, unmittelbar hinter dem Decimalzeichen Nullen setzt oder wegläßt. Um einen gewöhnlichen Bruch in einen D. zu verwandeln, dividirt man mit dem Nenner in den Zähler, dem man zuvor eine oder mehrere Nullen anhängt; jede bei der Division gebrauchte Null giebt eine Decimalstelle. Auf diese Weise erhält man $^{1}/_{2} = 0{,}5$, $^{3}/_{4} = 0{,}75$, $^{7}/_{8} = 0{,}875$ rc. In den meisten Fällen geht die Division nie auf und der gegebene Bruch läßt sich nicht ganz genau in einen Decimalbruch verwandeln, doch kann man durch fortgesetzte Division den Unterschied auf den geringsten Ausdruck bringen. Bei solchen Brüchen tritt dann oft der Fall ein, daß ein schon früher dagewesener Rest wiederkehrt, oder ein Rest erhalten wird, der dem Zähler des gewöhnlichen Bruchs, wenn dieser ein ächter war, gleich ist; dann kehren auch dieselben Ziffern des Quotienten, die von jenem Reste an erhalten wurden, wieder und wiederholen sich unaufhörlich; man kann daher die Division sofort abbrechen, sobald ein Rest sich wiederholt. Z. B. $^{2}/_{3} = 0{,}6666\ldots$, $^{6}/_{7} = 0{,}727272\ldots$, $^{4}/_{7} = 0{,}571421\ldots$ Man nennt eine solche Folge wiederkehrender Decimalstellen eine Periode. Die Rechnung mit Decimalbrüchen ist sehr leicht und im Wesentlichen von den mit ganzen Zahlen nicht verschieden. Bei der Addition und Subtraction muß man die zu addirenden oder zu subtrahirenden Brüche durch angehängte Nullen auf eine gleiche Anzahl von Decimalstellen bringen oder gebracht denken, wenn sie nicht schon von selbst gleich viele Decimalstellen haben, worauf man sie wie ganze Zahlen addirt oder subtrahirt. Im Resultate erhält das Decimalzeichen dieselbe Stelle, wie in den Zahlen, die man addirt oder subtrahirt hat. Bei der Multiplication nimmt man auf das Decimalzeichen keine Rücksicht, bis die Rechnung beendigt ist, dann setzt man das Decimalzeichen im Producte so, daß dieses eben so viele Decimalstellen enthält, als beide Factoren zusammen genommen, haben. Hat nun das Product nur gerade so viel Ziffern, so muß man eine Null vor das Decimalzeichen setzen; hat das Product weniger Ziffern, so ergänzt man dieselben durch vorgesetzte Nullen, denen man noch eine vor das Decimalzeichen hinzufügt. Bei der Division verfährt man ebenfalls ohne Rücksicht auf das Decimalzeichen und schneidet zuletzt von dem Quotienten rechts so viele Decimalstellen ab, als der Dividendus im Vergleich zum Divisor weniger hat; haben beide gleich viele Decimalstellen, so ist der Quotient eine ganze Zahl. Hat der Dividendus weniger Decimalstellen oder ist er eine ganze Zahl, so hängt man ihm vor der Rechnung so viel Nullen an, daß er mindestens gleich viele Decimalstellen mit dem Divisor hat. Wenn der Quotient gerade so viel Stellen hat, als abge-

schnitten werden sollen, oder noch weniger, so verfährt man wie bei der Multiplication angegeben wurde.

Decimalmaß. Ist es beim Messen einer Größe gleichgiltig, welche andere ich dabei zum Maßstabe gebrauche, so kann auch nichts darauf ankommen, den wie vielsten Theil dieser ich zur nächst niederen Einheit mache, oder in wie viele gleiche Theile ich mir den Maßstab zerlegt denke. Indeß hat man, alter Gewohnheit nach, sich bei diesen Eintheilungen meist auf die Zahlen 10 und 12 beschränkt. Dadurch entstehen als die verschiedenen Maßsysteme, das zehntheilige oder Decimalmaß und das zwölftheilige oder Duodecimalmaß (s. d.). Nach dem Decimalmaße enthält die Ruthe also 10 Fuß, der Fuß 10 Zoll, der Zoll 10 Linien u. s. w., und es ist einleuchtend, wie höchst einfach die Rechnungen in solchen Theilen sich gestalten müssen, weil sich nach ihr die Bruchtheile auf dieselbe behandeln lassen wie die Ganzen. In der neuern franz. Maß- und Gewichtseintheilung und in der mancher deutschen Länder hat man daher das D. durchgängig angenommen, doch stößt sein Uebergang in den Volksverkehr nach wie vor auf große Schwierigkeiten.

Decimalsystem, s. Zahlensystem.

Decime heißt eine französische Münze, welche den zehnten Theil eines Franken, 2 Sous beträgt. — In der Musik ist D. ein Intervall von zehn diatonischen Stufen. Es gilt von seiner Uebereinstimmung mit der Terz, was von der Duodecime (s. d.) und der Quinte gesagt ist.

Decimiren, den Zehnten (s. d.) erheben, daher Decimation diese Erhebung selbst. Im römischen Rechte heißt Decimation die Aushebung des zehnten Mannes zur Bestrafung, wenn viele Personen sich eines Verbrechens, z. B. der Meuterei, Empörung ꝛc. schuldig gemacht hatten. Diese Strafe ist noch jetzt unter dem Militär gebräuchlich. Das erste Beispiel dieser Strafe in der römischen Geschichte gab Appius Claudius. Nur die höchste Gefahr und Noth kann die Anwendung des D.'s nur einigermaßen entschuldigen, da hier durchaus kein Princip der Gerechtigkeit zum Grunde liegt.

Decision heißt überhaupt eine Entscheidung, sie mag richterlich oder gesetzgebend sein, besonders aber eine Entscheidung über zweifelhafte Rechtsfragen. So gab z. B. 1661 Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen 91 Decisionen über Consistorial-, Justiz- und Finanzsachen, die man gewöhnlich die älteren Decisionen nennt; ihnen fügte Friedrich August II. 1742 noch 40 andere Decisionen, meist über das Privatrecht, hinzu, die man die neueren Decisionen nennt. — In demselben Sinne heißt Decisivrescript, ein zur Entscheidung einer Rechtscontroverse ertheiltes königliches Rescript, das zunächst durch einen einzelnen Fall hervorgerufen, dann allgemeine Gültigkeit erhält. — Decisivstimme (votum decisivum) heißt im Gegensatz zu der blos berathenden Stimme (votum consultativum) eine solche, welche bei der Abstimmung der Stimmenmehrheit mitgezählt wird und bei Stimmengleichheit die Entscheidung giebt. Zuweilen gehört dieses Recht bei gleichen Stimmen die Entscheidung zu geben, dem Referenten, meist aber dem Vorsitzenden, wenn nicht, wie dies auch vorkommt, in einem solchen Falle die mildere Meinung vorgezogen wird. Einige Verfassungen ertheilen dem Präsidenten der landständischen Versammlungen eine Decisivstimme; er nimmt nämlich an der Abstimmung keinen Theil, sondern giebt nur bei eintretender Stimmengleichheit die entscheidende Stimme; nach andern Verfassungen wird seine Stimme stets mitgezählt, gilt aber doppelt sobald Stimmengleichheit eintritt. — Decisum ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit D., heißt aber in prägnantem Sinne eine richterliche Entscheidung ohne Beifügung von besonders ausführlichen Entscheidungsgründen, wie sie in minder wichtigen Sachen ertheilt zu werden pflegt.

Decius, der Name eines altrömischen plebejischen Geschlechts, von dem besonders zwei Glieder durch ihre heldenmüthige Aufopferung bekannt geworden sind. — P. Decius Mus war ein ächter Römer der alten Zeit, der das Vaterland über alles achtete. Er wird zuerst 352 v. Chr. genannt, wo er Mitglied der Commission zur Ablösung der alten plebejischen Schulden war. Im Jahre 343 rettete er als Kriegstribun durch seine Einsicht und

Tapferkeit das von den Samnitern eingeschlossene Heer des A. Cornelius Cossus. Im Jahr 340 war er mit T. Manlius Torquatus Consul, indem er gegen die Latiner zog, welche in diesem Jahre einen Krieg mit Rom begannen. Die Consuln trafen den Feind in der Nähe von Capua. Ein Traum verkündete beiden, daß dem Volke der Sieg beschieden sei, dessen Feldherr sich selbst dem Tode weihe und so gelobte jeder den Spruch zu erfüllen, sobald sein Flügel weichen würde. Als nun D. in der Schlacht sahe, daß seine Leute wichen, weihte er sich und seine Feinde den unterirdischen Göttern und stürzte sich zu Roß mitten in die Feinde. Er fand den Tod, aber der Sieg blieb den Römern. — Sein Sohn gleichen Namens war nicht minder ausgezeichnet durch Tapferkeit und Kriegskunst, die er gegen die Samniter und Etrusker bewährte, wie durch seine Thätigkeit im innern Staatswesen. Er war dreimal Consul und schlug als solcher bei Maleventum die den Samnitern zu Hülfe eilenden Apulier. In seinem vierten Consulat im Jahre 294, war Rom in Krieg mit den Samnitern, Etruskern, Galliern und Umbrern. In der Schlacht bei Sentinum führte D. den linken Flügel, der den Galliern gegenüber stand und weihte sich wie sein Vater dem Tode, als er sah, daß seine Leute durch die gallischen Streitwagen in Verwirrung geriethen, wodurch er wie jener seinem Vaterlande den Sieg errang. — Auch der gleichnamige Sohn dieses Letzteren, soll sich der Sage nach in der Schlacht bei Asculum im Jahre 279 geopfert und dadurch dem Pyrrhus den Sieg lange streitig gemacht haben; doch beruht dies auf einem Irrthum, da sein Name noch bei späteren Begebenheiten erwähnt wird. — Auch ein römischer Kaiser trägt den Namen Decius und regierte von 249—51 er hieß vollständig C. Messius Quintus Trajanus D., war von Geburt ein Pannonier und erscheint zuerst als römischer Senator unter dem Kaiser Philippus Arabs. Dieser sandte ihn 249 nach Mösien, um den Aufstand der dort stehenden Legionen zu unterdrücken. Aber D. wurde selbst in den Aufruhr hineingezogen und von den Soldaten genöthigt, den Purpur anzunehmen. Im Kampfe gegen ihn verlor Philippus bei Verona das Leben. D. war ein tüchtiger Krieger und Regent obwohl er als Verfolger der Christen vielfach geschmäht worden. Er fiel im Kampfe gegen die Gothen mit seinem Sohne im Jahre 251.

Deck oder Verdeck nennt man die verschiedenen Unterabtheilungen im innern Raume eines Schiffes zur Unterbringung der Ladung und der Passagiere. Früher hatte man nur ein D., als die Schiffe größer wurden brachte man später 2 bis 3 Decke über einander an und nannte die Schiffe darnach Zweidecker, Dreidecker. Zu unterst liegt im Schiff der sogenannte Raum, wo sich die Ladung befindet, dann folgt das erste D., auch Zwischendeck genannt, welches theils zur Bergung der Ladung, theils zum Aufenthalt der Passagiere unterer Klasse dient und auf Kriegsschiffen Geschütze enthält. Das zweite ungefähr 7 Fuß höher liegende D. ist zur Aufnahme besserer Waaren und der Passagiere bestimmt, welche mehr zahlen; bei Kriegsschiffen sind auch hier Geschütze aufgestellt, derselbe Fall findet bei dem dritten Deck statt, das man auch halbirte Schanzen oder vorn angebracht Back nennt. Geht das D. ununterbrochen von vorn bis hinten, so heißt es ein glattes D., im Gegensatz zu dem gebrochenen D., wo etwa ein Drittel des Schiffes einigermaßen erhöht ist. Das D. hat stets nach der Mitte zu eine Erhöhung, welche zur Ableitung des Wassers und dazu dient den Rücklauf der Geschütze nach dem Abfeuern zu hemmen. Zu ersterem Zweck sind noch besondere Wassergänge angebracht. Oft hat das D. noch eine Steigung nach vorn und hinten und dann sagt man: „Das D. springt." In neueren Zeiten hat man größere Schiffe der Höhe nach durch gußeiserne wasserdichte Wände in verschiedene Verschläge eingetheilt, welche durch die Verdecke ununterbrochen hindurch laufen; man bezweckt dadurch, daß wenn in irgend einem dieser Verschläge ein Leck entsteht, derselbe ganz mit Wasser gefüllt werden kann, ohne daß darum das Schiff sinkt, was früher nothwendig geschehen mußte, da die Verdecke ununterbrochen durch den ganzen Schiffsraum liefen. Auf dem Verdeck ist der Sammelplatz der Passagiere, der Schiffsmannschaft und der Besatzung, wenn das Schiff ein Kriegsschiff ist und zugleich der Kampfplatz beim Entern. Ohne besondere Verabredung darf der Schiffer keine Güter darauf laden.

Decke, Deckengemälde, Plafond. Decke ist die obere von den, einen Raum

einschließenden Flächen. In gewöhnlichen Zimmern, selbst in bedeutenderen Sälen ist dieselbe wagerecht, und wird nur durch eine größere oder kleinere Voute (Hohlkehle) gehoben. In Kirchen, Hallen, Bogengängen und Corridoren findet man größtentheils gewölbte Decken. Die pyramidalische Form, welche noch Sulzer für größere Räume gestattet, hat der neuere nach dem Einfachen strebende Kunstgeschmack verworfen. Besondere Bemerkungen verdienen noch die Felder oder Casettendecken, welche, abgesehen von weiterer Verzierung, schon durch ihre Construction dem Auge einen sehr angenehmen Anblick gewähren, und sich für Vestibuls, Reitbahnen, Exercierhäuser u. s. w. ganz besonders eignen. Was die Malerei der D. anbetrifft, so wird die Voute, unter der sich gewöhnlich ein Gesims befindet, mit der Farbe der Wände abgetönt, und wo sich dieselbe in die Decke verläuft, mit einer Schlußleiste abgezogen. Nach Verhältniß der Größe des zu decorirenden Raumes reihen sich hieran mehrere durch Leistchen begrenzte Streifen, welche durch chablonirte oder ausgeführte Verzierungen gehoben werden können, deren Grundton aber gegen den Plafond hin immer sanfter werden muß, damit sich die Decke scheinbar hebt. Der Plafond selbst wird ganz hell gehalten, und seine Mitte durch eine leichte Rosette verziert. Bei größeren Räumen wird der Plafond in Felder getheilt, welche durch Rosetten und Arabesken oder durch Figuren geziert werden. Oft aber dient auch ein wirkliches Bild zur Verzierung der Decke, und hier stoßen wir auf eine Gattung der Malerei, die mehr Ueberlegung, Erfahrung und Kunst erfordert als jede andere. Der Maler hebt durch seine Arbeit die Decke des Baumeisters wieder weg, läßt uns an deren Stelle den Himmel und die Luft sehen, und führt uns in das phantasiereiche Gebiet der Mythologie und Allegorie. Nur große Meister in der Perspective werden in dieser Malerei Bedeutendes leisten können, da sie außerdem noch ein tiefes Studium der Verkürzungen erfordert. Die erhabensten Beispiele geben uns hiervon: die Werke Michel Angelo's in der sixtinischen Kapelle, Raphaels im Vatican und Corregio's in der Domkirche und St. Johanniskirche zu Parma. Gewölbte D. erleichtern die perspectivische Zeichnung ungemein und sind zu solchen Gemälden besonders geeignet, jedoch kann man nur dann eine einzige Vorstellung wählen, wenn man den Augenpunkt mitten im Gemälde annimmt, welches bei sehr flachen Decken fast unmöglich wird, da die Verkürzungen zu bedeutend werden müßten. In diesem Falle ist die Eintheilung in Felder zu wählen, und jedem derselben seine eigene, für einen besondern Standpunkt gezeichnete Vorstellung zu geben. Daß ein Deckengemälde nur dann auf den Beschauer einen vollkommen befriedigenden Eindruck machen wird, wenn der Künstler die außerordentliche Schwierigkeit besiegt hat, überall das richtige Colorit zu treffen, bedarf wohl keiner Erwähnung. In neuester Zeit haben sich in dieser Gattung vorzüglich ausgezeichnet: Cornelius durch die Deckenmalereien in der Glyptothek zu München, so wie Mücke und Lessing in Düsseldorf durch die Frescomalerei im Palast des Grafen von Spee.

Decker, Johann Otto Karl von, preußischer Generalmajor, bekannter militärischer Schriftsteller, der sich unter dem Namen Adalbert vom Thale auch als Belletrist versuchte, ist ein Sohn des 1815 als Generallieutenant pensionirten und am 1. Juli 1828 in Karlsruhe verstorbenen Friedrich Wilhelm D. Er ist am 21. April 1781 (n. A. 1780 oder 1784) in Berlin geboren und widmete sich von Jugend auf den Kriegswissenschaften. In das Heer trat er 1797 ein, kam 1800 zur reitenden Artillerie in Warschau, wo sein Vater Hauptmann war und 1809 nahm er, aus Mißvergnügen über die Thatenlosigkeit in dem preußischen Heere, in dem Corps des Herzogs von Braunschweig Dienste, nachdem er in den ostpreußischen Schlachten, namentlich bei Eylau, tapfer mitgefochten und den Orden pour le mérite sich verdient hatte. Mit dem Freicorps des Herzogs ging er als Rittmeister nach England und blieb daselbst bis zum Wiederausbruche des Krieges 1813, ohne an den Expeditonen, zu denen das Freicorps verwandt wurde, Theil zu nehmen. Als Hauptmann im Generalstabe ging er 1813 wieder in preußische Dienste über, stand bei dem zweiten Kleist'schen Armeecorps in den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig und in den Gefechten in Frankreich, und seit 1815 in einer Brigade des ersten Armeecorps in den Schlachten bei St. Amand, bei Ligny und Belle-Alliance. Er erhielt den Wladimirorden

vierter und das eiserne Kreuz zweiter Classe, wurde 1816 Dirigent einer Vermessungsabtheilung bei dem topographischen Bureau, 1817 Major bei dem Generalstabe in Berlin, 1818 Lehrer bei der königlichen Kriegsschule und bei der Artillerie- und Ingenieurschule und am 16. Mai 1819 in den Erbadelstand erhoben. Im Jahre 1827 wurde er zur Gardeartillerie, 1829 als interimistischer Brigadier zur achten, 1831 als wirklicher Brigadier zur ersten Brigade versetzt, 1833 Oberstlieutenant und 1835 Obrist. Seit 1841 in Disposition gestellt und 1842 zum Generalmajor erhoben, starb er am 25. Juni 1844. Seine militärischen Schriften sind: „Die Artillerie für alle Waffen" (3 Bde., Berl. 1816); „Das militärische Aufnehmen" (Berl. 1816); „Die Theorie der Zergliederung des Reflectors" (Berl. 1818); „Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit" (Berlin 1815); „Die Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen: Cavalerie und Artillerie" (Berl. 1819); „Versuch einer Geschichte des Geschützwesens und der Artillerie in Europa" (Berl. 1819); „Lesebuch für Unteroffiziere und Soldaten" (4. Aufl., Berl. 1837); „Der kleine Krieg im Geiste der neuern Kriegführung" (Berlin 1822). In dem letztern Jahre verwickelte ihn eine literarische Fehde in einen Zweikampf mit dem in Düsseldorf garnisonirenden Hauptmann Bachofen von Echt, den er am 25. Nov. 1822 im Duell erschoß. D. mußte eine Zeit lang als Arrestant auf die Festung nach Spandau gehen. Ueberhaupt hatte er mehrere literarische Streitigkeiten, wozu sich häufig in seinen Schriften Anlaß darbot. Die übrigen Militärschriften sind: „Bonapartes Feldzug in Italien" (Berl. 1825); „Die Ergänzungstaktik der Feldartillerie" (Berl. 1838); „Die Truppenversammlung bei Kalisch im Sommer 1835" (Königsb. 1835), „Die Schlachten und Hauptgefechte des siebenjährigen Krieges" (Berl. 1837), und „Mittheilungen einer Reise durch die südlichen Staaten des deutschen Bundes" (Berlin 1840). Auch gab er 1816—24 das „Militärwochenblatt", die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges" und mit Blesson die „Militärliteraturzeitung" heraus. Die unter dem Namen Adalbert vom Thale erschienenen und nicht eben sehr bedeutenden schönwissenschaftlichen Arbeiten sind: „Freie Handzeichnungen nach der Natur" (Berl. 1818); „Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen" (2 Bde., Berl. 1821—23); „Margot Stofflet" (ein historisch-romantisches Gemälde, Berl. 1828) und viele kleinere Aufsätze, Erzählungen und Berichte im „Gesellschafter", in der „Abendzeitung" und andern Unterhaltungs-Journalen.

Deckfarben heißen solche Farben, welche die Fläche eines Bildes auf eine Weise decken, daß die bereits vorhandene Färbung dieser Fläche an den Stellen, wo die Deckfarbe aufgetragen ist, völlig verschwindet, für sie ist daher ein entschieden körperhaftes Material erforderlich; sie werden meist durch Mineralfarben hergestellt oder durch Verbindungen mit Weiß und sind den durchscheinenden oder Lasurfarben entgegengesetzt, welche aus dünneren Material bereitet, die Grundfarbe oder eine andere bereits aufgetragene Färbung durchscheinen lassen. Die Wahl der verschiedenen Gattungen der Farben wird durch die verschiedenen Effecte bedingt, welche der Maler hervorbringen will.

Declamation ist der kunstgemäße mündliche Vortrag eines in Worte gefaßten Gedankenganzen und declamiren heißt daher ein Redeganzes vollendet schön vortragen. Schon Demosthenes und Cicero hielten sie für den wichtigsten Theil der Beredtsamkeit, und da die Redekunst wegen ihres Einflusses auf das öffentliche Leben im höchsten Ansehen stand, so wurde die D. zu der guten Erziehung gerechnet und in den Schulen betrieben. Ob wir in derselben die Alten erreichen, ist sehr zu bezweifeln, denn die Beredtsamkeit steht unserem Staatsleben nicht so nahe, wie dies in republikanischen Verfassungen der Fall war; doch blieb uns die geistliche Beredtsamkeit noch übrig. Bei den Alten hatte man sogar eine Musik für die D. erfunden, und wie sich in unseren Zeiten die Virtuosen hören lassen, so traten in Athen die Rhapsodisten auf. Diese hatten sich eine besondere Kunst gebildet, die Werke der Dichter schön vorzutragen, welche Rhapsodia hieß. Daher mußte auch derjenige, der sich zum Redner bilden wollte, die Musik erlernen. Ja man bediente sich sogar einer Art von Notirung, von der wir jedoch nichts Zuverlässiges wissen. — Die gute D. hat große Schwierigkeiten. Sie begreift das Recitiren, d. h. den blos verständlichen Vor-

trag, in sich, doch macht man hierbei gewöhnlich den Unterschied, daß bei der Recitation etwas als Fremdes mitgetheilt, bei der D. aber das Vorgetragene ganz in die Persönlichkeit des Vortragenden aufgenommen wird. Bei der D. ruht Alles auf den verschiedenen Tonarten oder Grundtönen, deren Wahl durch den Charakter des vorzutragenden Stückes bestimmt wird. Schocher der Begründer der Declamatorik, gest. 1810 zu Naumburg, stellte ein eignes System von Regeln für die D. auf. Nach ihm nimmt man gewöhnlich eine oratorische Scala an, welche durch die Vocale u, o, a, e, i bezeichnet wird. Auch theilt man die Stimme, wie bei der Musik in Mittel-, hohe und tiefe Stimmen ein, um die verschiedenen Tonarten für den jedesmaligen Ausdruck der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu bestimmen. Es sind daher besonders drei Haupterfordernisse, die zu der vollkommenen D. gehören, nämlich Deutlichkeit, Wohlklang und ein dem Inhalte nach angemessener Ausdruck. Die Deutlichkeit des Vortrages verlangt eine helle und volltönende Stimme, eine gute Aussprache der Buchstaben, Sylben und Wörter, eine zusammenhängende, den Sinn wohlbezeichnende Sprache, und ein richtiges Abtheilen des Zeitmaßes, welches die Töne angenehm dahinfließen läßt und die Ruhepunkte richtig markirt. Ohne die Deutlichkeit kann der Zuhörer weder die Rede vernehmen, noch ihre Kraft empfinden. Der Wohlklang hängt von dem Organe ab, welches ein Mensch von Natur besitzt. Fehler der Stimme lassen sich häufig verbessern, doch der angenehme Ton der Sprache ist ein Vorzug, den Einer vor dem Andern voraus hat. Mit einem wohlklingenden Organe muß sich aber auch eine schöne Aussprache vereinigen. Durch tägliche Uebung der Stimme kann ein hoher Grad von Wohlklang erreicht werden. Endlich erfordert die D. einen guten Ausdruck, oder die Uebereinstimmung des Klanges der Rede mit ihrem Inhalte. Der Redner kann uns durch Ton und Bewegung der Stimme in jede Gemüthsverfassung versetzen. Die Hauptsache dabei ist, daß er selbst von seinem Gegenstande ergriffen sei, daß er fühle, daß er aus dem Herzen spreche, und daß er das, was er vorträgt, genau kenne, daß er es von Periode zu Periode durchdacht habe. Ferner muß er seinen Stoff beherrschen, er muß mit völliger Freiheit über demselben schweben, und darf keine Spuren von Aengstlichkeit blicken lassen. Dann muß er theils den Ton der Stimme allen den jedesmaligen Empfindungen anpassen, theils die richtige Bewegung für jeden Ausdruck treffen, und den schicklichen Rythmus zu wählen wissen, theils endlich auch das Sichtbare, die Stellung, Mienenspiel und Gesticulation mit dem Vorgetragenen in schöne harmonische Uebereinstimmung setzen. Doch muß der Declamator seine Geberden und Gesten mäßigen, und darf nicht in das Gebiet der theatralischen Action verfallen. Noch mehr muß sich in diesem Puncte der bloße Vorleser zügeln, der die Grenzen einer gewissen Ruhe um so weniger überschreiten darf, weil das, was er spricht, als bloße Mittheilung einer fremden Production erscheint. Uebrigens zerfällt die D. im Allgemeinen in die oratorische und poetische, und diese letztere wieder nach der Verschiedenheit der Poesie in die epische oder erzählende, die dramatische oder darstellende und in die lyrische. Vgl. Seckendorf's „Vorlesungen über D. und Mimik" (2 Bde., Braunschw. 1815—16) und Falkmann's „Declamatorik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Vortragskunst" (2 Bde., Hanover 1836—38).

Declaration heißt im Allgemeinen eine Erklärung, wodurch Jemand einem Andern seinen Willen ausführlich darlegt, in der Logik gewöhnlich die vorläufige Angabe der Merkmale eines Begriffs (S. Definiren); in der Handelswissenschaft versteht man darunter die Angaben der Waaren beim Zoll.

Declination heißt in der Grammatik die Beugung, Fallbiegung, Veränderung der Endsylben der Nenn-, Bei-, Für- und theilweise der Zahlwörter durch die verschiedenen Casus, um die verschiedenen Verhältnisse der Begriffe, in denen sie stehen, auszudrücken, nach den Regeln der Grammatik. In der Naturlehre ist D. die Abweichung der Magnetnadel von der Mittagslinie, und das Instrument, auf welchem man diese Veränderung der Magnetnadel wahrnehmen kann, heißt Declinator, Declinatorium. D. in der Astronomie heißt die Abweichung (s. d.) der Gestirne von dem Aequator.

Decoct, Absud, Abkochung ist der Name einer sehr gebräuchlichen Arznei-

form, indem man diejenigen Stoffe, die in ihrer ursprünglichen Gestalt zu hart und fest sind, um ihre medicinisch wirksamen Theile auf eine andere Weise abgeben zu können, dem Proceß der Abkochung mit Wasser unterwirft. Dieß geschieht besonders mit vielen Pflanzen, sowie mit einigen thierischen Stoffen; seltener mit den mineralischen Substanzen, weil sie im Wasser unauflöslich sind. Die thierischen Substanzen unterwirft man der Abkochung, um eine Gallerte zu bereiten, wobei man oft auch noch andere Arzneimittel hinzusetzt.

Decomposition heißt in der Grammatik die Zusammensetzung oder Verbindung von 2 oder mehreren selbständigen Wörtern mit einem einfachen Worte zu einem Begriff, z. B. Wiederaufbauen, Oberhofprediger ꝛc. ein so zusammengesetztes Wort nennt man ein Decompositum. In der Chemie heißt D. die Zersetzung oder Auflösung eines Körpers in seine ersten Grundbestandtheile.

Decoration heißt in den bildenden Künsten diejenige Verzierung und Ausschmückung eines Gegenstandes, die ihm ein gefälligeres Aussehen geben soll. Die D. muß mit dem Zwecke, den der Gegenstand hat, harmoniren; sie muß, um nicht überladen zu werden, die Mitte halten zwischen Einfachheit und Mannichfaltigkeit, mit einem Worte es muß sich in ihr Geschmack offenbaren. Dem Charakter des zu verzierenden Gegenstandes gemäß ist es ihr gestattet, sinnreiche Beziehungen anzubringen; doch darf sie nicht in ein kindisches Spiel mit demselben ausarten. Man decorirt nun Zimmer, Säle, Kirchen, Häuser, Thore u. s. w., besonders bei festlichen Gelegenheiten, und der dieser Kunst Verständige wird Decorateur genannt. Im engern Sinne versteht man aber unter D. die Verzierungen des Theaters, die man anwendet, um das Aeußere der Bühne so einzurichten, wie seine Localität dem Dichter vorgeschwebt hat, und wie es erscheinen muß, um den Zuschauer glauben zu machen, daß die Handlung wirklich an einem bestimmten Orte oder in einer bestimmten Gegend vor sich gehe. Sie ist also zur Illusion unerläßlich. Bewirkt wird dies nun durch alle die Malereien, die sich vereinigen müssen, den in dem Schauspiele vorkommenden Ort zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören die Coulissen, die Vor- und Ansätze, die Decken- und Säulenverzierungen, und der Grund der Bühne, der die Aussicht bildet. Bei der Decorationsmalerei kommt es vorzüglich auf eine genaue Kenntniß der Perspective und der bei dem Lampenlichte zu erreichenden Wirkungen an. In neuerer Zeit ist die Decorationskunst auf Kosten der wahren Kunst gestiegen. So schätzbar sie ist, sollte man sie doch nicht übertreiben, weil eine zu große Pracht derselben leicht von der Handlung abzieht und das Publicum gewöhnt, auf die Nebensache mehr Werth zu legen, als auf die Hauptsache. Es scheint rathsam, ihren höheren Glanz auf die Oper zu beschränken, die mehr auf das Gebiet der Phantastik hingewiesen ist.

Decrès, Denis, Herzog von, geb. 1761 zu Chateauvillain in Champagne, trat früh in französische Seedienste, machte 1782 die Expedition nach Westindien mit, und zeichnete sich hier durch Muth und Entschlossenheit bei mehreren Gelegenheiten aus, deswegen er zum Schiffscapitän und bald darauf zum Contreadmiral ernannt wurde. Bei Abukir befehligte er die Beobachtungsflotte, befand sich zu Malta während der Belagerung dieser Insel und war bei Vertheidigung derselben sehr thätig, gerieth aber hier in englische Gefangenschaft. Nach wieder erlangter Freiheit ernannte ihn Napoleon 1802 zum Minister der Marine und der Colonien, zeichnete ihn mehrfach durch Ehrenstellen aus, und ernannte ihn 1813 zum Herzoge. Die riesenhaften Arbeiten in den Häfen zu Cherbourg, New-Dew und Vließingen, die Herstellung des Arsenals und der Werfte zu Angers, die Verbesserung der Etablissements am adriatischen Meere waren die Hauptunternehmungen seines Ministeriums, auch vermehrte er die Flotte von 56 Linienschiffen und 11 Fregatten in dem Zeitraume von 13 Jahren auf 103 Linienschiffe und 53 Fregatten. Doch warf man ihm allzugroße Sparsamkeit vor. Nach der Rückkehr der Bourbons zog er sich ins Privatleben zurück und ward am 23. Nov. 1820 durch eine in seinem Zimmer angelegte und bis in sein Bett geleitete Höllenmaschine so verwundet, daß er am 7. Dec. an den erhaltenen Verletzungen starb.

Decrescendo, bezeichnet in der Musik das Abnehmen der Töne, und ist also das Gegentheil von Crescendo (s. d.).

Decret (auch Bescheid), nennt man jede richterliche Verfügung, die in Proceßsachen an die Parteien oder andere Gerichtsuntergebene erlassen wird. Durch sie äußert der Richter bei dem schriftlichen Verfahren hauptsächlich seine Thätigkeit. Sie sind entweder bloß proceßleitend eigentliche Decrete, interlocutiones merae), wozu auch die Citationen (s. d.) gehören, oder entscheidend (Decisivdecrete, Erkenntnisse), wodurch die Hauptsache (Endurtheil, Definitivsentenz, sententia definitiva) oder ein Nebenpunkt, (Zwischenurtheil, Interlocut, sententia interlocutoria) entschieden wird, oder beides zugleich (gemischte Decrete, interlocutiones mixtae). Sie bestehen aus einem Eingange (rubrum), der die Namen der Parteien, die Angabe des Streitgegenstandes und die Veranlassung zu dem Decrete enthält, dem eigentlichen Inhalte (nigrum, tenor decreti), welcher die Verfügung selbst ausspricht, und dem Schlusse, welcher Zeit und Ort der Decretur und den Namen des verfügenden Gerichts enthält. Sie müssen den Parteien gehörig bekannt gemacht (insinuirt) werden, und dadurch beschreiten die entscheidenden Decrete nach einer gewissen Zeit (nach 10 Tagen) die Rechtskraft, d. h. sie werden zur unabänderlichen Rechtsnorm unter den Parteien. Die bloß proceßleitenden Verfügungen werden nicht rechtskräftig, und können daher vom Richter noch immer widerrufen oder abgeändert werden. — Im deutschen Staatsrechte hießen die kaiserlichen Entscheidungen auf ein Reichsgutachten, so wie die Anträge, welche vom Kaiser an die Stände gelangten, Decrete, und waren entweder Hofdecrete, wenn sie im eigenen Namen des Kaisers, oder Commissionsdecrete, wenn sie durch die kaiserlichen Commissarien erlassen wurden. Im franz. Rechte werden die königlichen Decrete gewöhnlich mit dem Worte Ordonnanz (s. d.) bezeichnet. — Im kanonischen Recht ist das Decretum Gratiani (s. d.) bekannt.

Decretalen (literae decretales) nennt man päpstliche Entscheidungen vorkommender Fälle, allgemeine Anordnungen, Antworten auf Anfragen ꝛc., in streitigen und zweifelhaften Fällen des Glaubens und besonders der Kirchendisciplin. Solche Anfragen kamen schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nach Rom, weil die dortigen Bischöfe sowohl ihres Sitzes, als ihrer Rechtgläubigkeit wegen in besonders hohem Ansehen standen. Doch hatten die von denselben ertheilten Bescheide oder Decrete keineswegs eine gesetzliche Autorität; sie galten für gute, wohlzubeachtende Rathschläge und wurden als solche nach den Umständen und Verhältnissen von den übrigen Bischöfen benutzt, gleich den Aussprüchen anderer angesehener Kirchenlehrer. Allein schon seit dem 5. Jahrh. wurden sie vorzugsweise mit den Kanones der Kirchenversammlungen gesammelt und neben diesen als Richtschnur der kirchlichen Praxis, anfangs nur privatim und ohne bindende Kraft aufgestellt. Eine Sammlung dieser Art ist die noch vorhandene des Dionysius Exiguus eines Scythen von Geburt (gest. 536), der zugleich als Sammler und Uebersetzer der Concilienbeschlüsse bekannt ist. Die von ihm veranstaltete Decretalensammlung umfaßt in chronologischer Reihenfolge Briefe der Päpste von Siricius (gest. 398) bis Anastasius II. (gest. 498). Mit der erwähnten Sammlung der Concilienschlüsse zugleich behauptete sie sich längere Zeit, wiewohl mannichfaltig vermehrt und verändert, im Gebrauche, bis sie im fränkischen Reiche früher, später in Italien, durch andere systematische Sammlungen verdrängt wurde. Vielfach erweitert, aber mit beibehaltener chronologischer Ordnung, findet sich die dionysische Sammlung in einer Collection wieder, an welcher der heilige Isidorus von Sevilla (gest. 636) nach dem Uebereinstimmen aller Nachrichten, Antheil genommen hat. In zwei Theilen enthält diese Concilienschlüsse in neuer Uebersetzung, und päpstliche Gesetze bis auf Gregor den Großen. Historisch bedeutsam wurde diese Arbeit Isidor's erst durch die Interpellationen und unechten D., welche um die Mitte des 9. Jahrh. ein sich Isidorus Mercator oder Peccator nennender Fälscher einfügte oder wenigstens schuf, in der Absicht, durch das heilige Ansehen des christlichen Alterthums einen Rechtszustand zu begründen, nach welchem die Kirche von der weltlichen Macht völlig befreit und durch Auflösung der Metropolitan- und Synodalrechte die höchste gesetzgebende, aufsehende und richterliche Gewalt im Papste

vereinigt ist. Vgl. J. A. Theiner „De pseudo-isidoriana canonum collectione" (Berl. 1827). Die falschen D. tragen den Namen röm. Bischöfe von Clemens I. (gest. 100) bis Siricius und beanspruchen ausdrücklich die Gesetzeskraft aller päpstlichen Decrete für die ganze Kirche und alle Geistlichen. Die Unechtheit dieser pseudo-isidorischen D. unterliegt nach den gründlichen Untersuchungen vieler Gelehrten keinem Zweifel mehr, weit zweifelhafter sind die Fragen nach der Person des Verfassers und dem Orte der Entstehung; doch alles scheint auf die Entstehung im fränkischen Reiche, und zwar in der Erzdiöcese Mainz, hinzudeuten, wo der Diacon Benedictus Levita in seiner im Jahre 825 vollendeten Capitulariensammlung zuerst die falschen Briefe ohne Angabe der Quellen benutzte. Auch nach dem Erscheinen der pseudo-isidorischen Decretalensammlung wurden einzelne, zum Theil auf diese falsche Grundlage gestützte, Collectionen veranstaltet; besonders hervorgehoben werden die Namen des Regino, Abts von Prüm (gest. 915), des Abbo von Fleury (gest. 1004), des Burchardus von Worms (gest. 1025), des Anselm von Lucca und des Ivo von Chartres. Eine weitere Entwickelung erhielt die kirchliche Gesetzgebung erst, seit durch den siebenten Gregor die Idee einer unbeschränkten Hierarchie in einer früher nie gekannten Bedeutung (fortan das leitende Princip aller päpstlichen Regierungen), aufgestellt worden war. Seit die Kirche im Concordate von Worms (s. Concordate) den ersten Sieg davon getragen, entwickelte auch die päpstliche Gesetzgebung ein reiches, thätiges Leben. Dies beurkundet die später besonders zu erwähnende große Kirchenrechtssammlung des Benedictiner- und Camaldulensermönchs Gratian, und die hierher gehörigen Decretalensammlungen des Probstes Bernhardus von Pavia (gest. 1213), des päpstlichen Notars Petrus von Beneventum, des Engländers (Joannes Vallensis), so wie zwei Collectionen aus den letzten Regierungsjahren Innocenz III. (gest. 1216) und dem Pontificat Honorius III. (gest. 1227). In allen diesen Sammlungen (für deren Geschichte durch Augustin Theiner, namentlich in Holland, bedeutende Entdeckungen gemacht worden sind) findet sich dieselbe Eintheilung in fünf Büchern und dieselbe Anordnung des Materials, nach welcher im ersten und zweiten Buche die Grundsätze über die Gerichte und das richterliche Verfahren, im dritten die Bestimmungen über die rechtlichen Verhältnisse des Klerus, im vierten das Eherecht, und im fünften das Strafrecht enthalten sind. Insgemein werden sie mit dem Namen der älteren Compilationen bezeichnet (Compilationes antiquae), und immer erschienen die späteren als die früheren ergänzend und vervollständigend. — Keine dieser Sammlungen hat sich im Gebrauche erhalten; seit unter Gregor IX. dem Bedürfnisse nach einer umfassenden, unter päpstlicher Autorität veranstalteten Sammlung genügt worden war. Es erschien nämlich im Jahre 1234 eine, von dem päpstlichen Kapellan Raymundus von Pennaforte (einem Catalonier), veranstaltete große Collection, welche, ganz nach dem oben angegebenen Systeme, D. der Päpste von Gregor I. bis Gregor IX., zugleich aber auch zahlreiche Concilienschlüsse, Excerpte aus Kirchenvätern u. s. w. enthält, freilich oft durch des Verfassers Willkür verstümmelt. Im Allgemeinen wurde sie mit dem Namen Liber decretalium (Buch der Decretalen) bezeichnet. Die einzelnen in ihr enthaltenen Gesetze dagegen nannte man Extravaganten, weil sie in das Decretum Gratians (s. d.) nicht aufgenommen worden waren. Daher kommt es auch, daß einzelne Stellen der ganzen Sammlung von den Kirchenrechtslehrern mit dem Worte Extra, oder dem dafür üblich gewordenen Zeichen X. citirt werden. — Mit Uebergehung dreier, wenig bedeutender, Sammlungen von Innocenz IV., Gregor X. und Nicolaus III. erwähnen wir die auf Befehl Bonifaz VIII., von Wilhelm von Mondegoto (Erzbischof von Ambrun, st. 1321), Berengar Fredoli (Bischof von Beziers, st. 1323) und dem Vicekanzler Richard von Senis verfertigte, 1298 durch Zusendung an die Rechtsschulen von Paris und Bologna publicirte Sammlung (welche ebenfalls aus 5 Büchern besteht, und mit dem Namen Liber sextus bezeichnet wird, weil sie eine Fortsetzung der 5 Bücher der Decretalen Gregor's IX. bilden sollte), und die unter dem Namen der Clementinen (s. d.) vorkommende Compilation, welche Clemens V. aus den auf und nach dem Concilium von Vienne (1311) von ihm erlassenen Decretalen verfassen ließ, und im Jahre 1313 im Consistorium der Cardinäle publicirte. An der Spitze steht in den Aus-

gaben gewöhnlich eine an die Universität Bologna gerichtete Publicationsbulle Johann's XXII.; doch sind nach neuern Entdeckungen schon unter Clemens Exemplare an die Universitäten Orleans und Paris gekommen. — Die drei zuletzt genannten Sammlungen enthält das kanonische Rechtsbuch. Außerdem giebt es noch zwei Compilationen, welche Extravagantensammlungen heißen, weil die in ihnen enthaltenen einzelnen Gesetze nicht in das kanonische Rechtsbuch im engern Sinne, welches als geschlossenes Ganze das Decretum Gratians, und die drei genannten Sammlungen Gregors IX., Bonifaz VIII. und Clemens V. enthält, aufgenommen worden waren. Die erstere (die Extravagantes Joannis XXII.) waren schon im Jahre 1325 ein Ganzes, und die Bestandtheile der zweiten waren schon im 15. Jahrh. zum Theil höchst verschiedenartig gesammelt; beide haben aber im Anfange des 16. Jahrh. durch den Licentiaten Chappuis zu Paris ihre jetzige Gestalt erhalten, in welcher sie in den Ausgaben des kanonischen Rechtsbuches vorkommen. Authentische Sammlungen päpstlicher Gesetze sind seit den angeführten nicht mehr veranstaltet worden; auch ist der Name D. für die letzteren längst nicht mehr üblich, vielmehr werden sie immer nur nach ihrer Form und Bestimmung Bullen oder Breven genannt. Eine Privatsammlung von D., welche Petrus Matthäus von Lyon verfertigte, und welche als Liber septimus seit 1590 in den Ausgaben des kan. Rechtsbuches vorkommt, ist weder von der Praxis, noch von der Wissenschaft anerkannt worden.

Decretum Gratiani heißt diejenige Sammlung päpstlicher Decretalen, welche der Benedictiner- oder Camaldulensermönch Gratian zu Bologna zu Ende der ersten Hälfte des 12. Jahrh. anlegte. Das Material bilden meist aus den früheren Rechtssammlungen entlehnte und mit allen aus diesen angeerbten und zahlreichen eigenen Irrthümern vermischte echte und unechte Decretalen, Concilienschlüsse, Excerpte aus Kirchenvätern u. s. w., welche sämmtlich entweder aufgestellten Rechtsätzen zum Belege dienen oder zur Beantwortung aufgeworfener streitiger Fragen bestimmt sind. Die beabsichtigte Vereinigung der sich widersprechenden Quellen zu einem Ganzen gab dem Werke den vielleicht von Gratian herrührenden Namen Concordia discordantium canonum; aber eben deshalb ist es auch mehr eine selbstständige Bearbeitung des Kirchenrechts als eine bloße Sammlung. Es theilt sich in drei Theile, von denen der erste in 101 Distinctionen abgetheilt, eine allgemeine Einleitung und die Lehre von den kirchlichen Personen, ihrer Weihe, ihren Eigenschaften, Rechten und Pflichten u. s. w. behandelt. Der zweite Theil zerfällt, nach einer damals vorzüglich beliebten Weise, in 36 Rechtsfälle (causae), welche in Quästionen, d. i. Rechtsfragen zerfallen, die Grundsätze von der Jurisdiction, den Verbrechen, dem Verfahren und der Ehe enthalten. Der dritte Theil umfaßt in fünf Distinctionen die Lehre von den kirchlichen Handlungen, der Liturgie und den Sacramenten und führt deshalb den Beisatz de consecratione. Im zweiten Theile ist zugleich nach der dritten Rechtsfrage im 33. Falle die Lehre von der Buße in sieben Distinctionen enthalten. Das Decretum wurde bald nach seinem Erscheinen in der Rechtsschule zu Bologna Gegenstand öffentlicher Vorträge und bald bildete sich neben der Schule der Legisten, welche das römische Recht pflegten, diese bald in den Hintergrund zurückdrängend, auch eine Schule der Decretisten oder Decretalisten (im Allgemeinen Kanonisten). Das Decret verdankt nicht einer päpstlichen Bestätigung sein Ansehen, sondern das allgemein anerkannte Bedürfniß hat ihm den Eingang in die Schulen und durch diese in das Leben erschlossen.

Decubitus heißt eigentlich die Lage des Kranken, d. h. die Art und Weise, wie er im Bette liegt, z. B. auf dem Rücken; dann eine Ablagerung kranker Stoffe nach einzelnen Theilen; endlich das Aufliegen oder Durchliegen, welches dadurch entsteht, wenn die Stellen des Körpers, wo die Knochen entweder von Natur oder in Folge von Abmagerung nur von der Haut bedeckt sind, einen anhaltenden Druck erleiden. D. entsteht indeß meist nur dann, wenn eine innere das Leben langsam zerstörende Krankheit vorhanden ist, weshalb man ihn auch in der Regel als ein Zeichen eines allgemein verdorbenen Zustandes ansehen kann. Die größte Reinlichkeit, öfterer Wechsel der Bettwäsche rc. trägt sehr viel dazu bei, diesem Uebel vorzubeugen, und hat es sich eingestellt, so kann man die

verdächtigsten Stellen mit kaltem Wasser und mit Citronen betupfen. Auch ein Gefäß mit kaltem Wasser, das öfters erneuert wird, wird mit Nutzen unter das Bett gestellt.

Decumatische Aecker (decumates agri) war der Name einer römisch germanischen Landschaft, nördlich von der oberen Donau hin bis zum Mittelrhein, welches im ersten Jahrhundert nach Christo von den deutschen Stämmen geräumt, von den Römern in Besitz genommen und gegen die Abgabe des Zehnten, Einwanderern, namentlich aus Gallien, dann auch römischen Veteranen überlassen wurde. Seine Grenze gegen das freie Germanien suchte schon Drusus durch eine Befestigungslinie zu sichern. Spätere römische Feldherrn wie Tiberius, Domitius Ahenobarbus und M. Vinicius vollendeten des Drusus Werk, und das Decumatenland bildete seitdem eine Art Militärgrenze gegen die unbezwungenen Germanen. Trajan stellte die etwas in Verfall gerathenen Colonien wieder her. Hadrian erneuerte den schadhaft gewordenen Grenzwall und die späteren Kaiser sandten neue Colonien in's Land, durch welche sich römische Cultur auch hier kräftig entwickelte. Dieser Blüthezustand des Landes dauerte ungefähr bis 234 n. Chr., wo die Angriffe der Alemannen begannen. Schon 253 zur Zeit des Kaisers Valerian hatten diese einen bedeutenden Theil des Landes inne, und 275, nach Aurelians Tode, eroberten sie das ganze Gebiet. Der Kaiser Probus trieb die Barbaren zwar wieder über den Neckar zurück, nach dessen Tode aber drangen sie von Neuem ein und fortan bildete die Gegend einen Theil von Alemannien (s. d.) und der Grenzwall, sowie die meisten römischen Städte und Schlösser zerfielen in Trümmer. Der Wall jetzt Teufelsmauer, auch Pfahlgraben genannt, war ungefähr 50 deutsche Meilen lang und zog sich westlich von Regensburg gegen Lorch in Würtemberg, von da nördlich über den Neckar und Main bis zum Taunus, dann westlich gegen die Rheinecke bei Bingen und von da nördlich auf dem rechten Rheinufer bis in die Gegend von Köln. Außer den fast überall noch sichtbaren Spuren des Grenzwalles findet man im Decumatenlande noch Ueberbleibsel römischer Tempel, z. B. des Mercurius bei Obrigheim am Neckar, der Diana Abnoba zu Mühlenbach an der Kinzig, ferner Reste römischer Straßen, die zum Theil noch benutzt werden 2c.

Decurio hieß bei den Römern zunächst der Vorsteher einer Decurie, d. h. einer Abtheilung von zehn Personen und in zehn solche Decurien zerfiel in den ältesten Zeiten Roms jede der zehn Curien, in welchen jede der drei alten Tribus (s. d.) getheilt war. Da der D. im Kriege die zehn Reiter anführte, die eine solche Decurie zu stellen hatte, so hieß später der Anführer einer Reiterabtheilung ebenfalls D., obgleich sie meist aus mehr als zehn Mann bestand. Mit der Zeit wurde der Ausdruck D. auch auf andere namentlich richterliche Verhältnisse übergetragen und in Municipalstädten die Mitglieder des Senats so benannt, denen die innere städtische Verwaltung übertragen war. Früher zur Zeit der Republik und ersten Kaiser genoß ein solcher D. mancherlei Ehren und Vortheile; später aber, besonders seit Konstantin war dieses Amt ebenso beschwerlich als gefährlich, da die Decurionen für die Zahlung der Steuern und für die Erfüllung anderer öffentlichen Lasten verantwortlich gemacht und sogar in der freien Verfügung ihres Vermögens gehindert waren, man suchte sich daher dem Amte eines D. zu entziehen, weshalb die Kaiser dergleichen Versuche mit harten Strafen belegten.

Dedication (dedicatio) hieß bei den Römern die feierliche Einweihung eines Tempels oder eines andern öffentlichen Gebäudes, wodurch dasselbe dem Schutze und der Obhut einer Gottheit übergeben wurde. Wir brauchen das Wort jetzt für Zueignung und Widmung von Schriften, Kunstsachen 2c. Früher geschah dies durch vorangestellte Vorreden und Briefe, seit dem 16. Jahrh. durch Aufschriften. Entweder beabsichtigt der Schriftsteller dadurch seinen Dank oder seine Hochachtung gegen Jemand an den Tag zu legen, oder sich der Beförderung und Unterstützung einer hochgestellten Person zu empfehlen. Mit D. ist viel Mißbrauch getrieben worden und die Definition eines Franzosen, der sie die Erfindung eines Bettlers nannte, ist häufig nur zu wahr.

Deduction, vom lateinischen deducere, d. h. herleiten, ableiten, darthun, heißt im Allgemeinen jede Beweisführung, namentlich eine ausführliche Darlegung der Gründe

einer Sache, weil man dabei die Gewißheit des einen oder andern ableitet. In der Logik ist die D. eine besondere Art des Beweises, doch stimmen die einzelnen Philosophen nicht ganz in den Gebrauch dieses Ausdrucks überein, indem einige darunter einen systematischen Beweis verstehen, welcher etwas aus den höchsten Gründen der Vernunft oder einer besondern Wissenschaft ableitet und als in der Grundidee enthaltend darstellt; Andere dagegen verstehen in der D. einen weniger strengen Beweis oder einen solchen, welcher der eigentlichen Demonstration (s. d.) an Beweiskraft nachsteht. — In der Jurisprudenz versteht man unter D. die Auseinandersetzungen von Rechtsansprüchen, um durch sie den Rechtsbeweis zu begründen. Im Prozeß ist die D. gegen die Klage diejenige Vertheidigung, wodurch der Beklagte nachzuweisen sucht, daß selbst unter Voraussetzung der Wahrheit der Angabe des Klägers doch kein Klagerecht daraus hervorgehe und eine Deductionsschrift ist die Ausführung, daß aus den hervorgebrachten Beweismitteln wirklich der beabsichtigte Beweis hervorgehe; das Deductionsverfahren endlich ist die Verhandlung der Parteien über den zu führenden Beweis, worin sie ihn als gelungen darzustellen suchen. Die D. wird stets schriftlich geführt. In Staatssachen und selbst in wichtigen Privatangelegenheiten ist es gewöhnlich, durch ausführliche Schriften, die häufig dem Druck übergeben werden, die Gerechtigkeit einer Sache, der Welt darzulegen. In diesen Deductionen werden wichtige historische Punkte oft mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit behandelt. Sammlungen solcher Deductionen enthalten die Staatskanzlei von Faber und Reuß, Lünig's, Jenichen's und Siebenkees „Bibliotheca deductionum" und Klüber's „Staatsarchiv des deutschen Bundes." Viele derselben sind zwar durch Auflösung des deutschen Reichs antiquirt, aber ein großer Theil enthält Forschungen und Urkunden, welche von dem höchsten Interesse sind und ohne eine solche Veranlassung nie bekannt geworden wären.

Defenders ist der Name einer politischen Verbindung in Irland, deren Zweck die Aufrechterhaltung und Erlangung politischer und religiöser Freiheit in Irland war und deren Ursprung man bis auf die Zeit des Siegs Wilhelm III. über die Irländer am Boynefluß am 30. Juni 1688 hergeleitet hat. Anfangs traten nur die Häupter der presbyterianischen Verbindung zusammen; nach jener Schlacht aber schlossen sich die irischen und selbst die englischen Katholiken an dieselbe an, um hier Schutz gegen die politische Verfolgung zu suchen. Den Namen D. scheint die Verbindung jedoch erst zu Ende des vorigen Jahrhunders angenommen zu haben, wie sie sich auch wohl damals erst das Ziel setzte, ihr Land vom englischen Joche zu befreien. Sie bildeten gleichsam den leitenden Ausschuß in dem großen „Vereine der gesammten Irländer" und hatten an den Aufständen von 1797 und 98 den bedeutendsten Antheil; ihre Häupter wurden aber durch einen gewissen Reynolds verrathen, was die Hinrichtung des Lords Fitzgerald zur Folge hatte. Nach dem letzten unglücklichen Versuche, die englische Regierung zu politischen Concessionen zu zwingen, löste sich die Verbindung im J. 1803 auf und selbst der Name verschwand. Aber der Geist und die Zwecke jener Verbindung sind nicht untergegangen, sie pflanzten sich vielmehr von Geschlecht zu Geschlecht fort und bildeten in der neueren Zeit die Elemente, aus welcher O'Connell (s. d.) die Repealassociation ins Leben rief.

Defension oder Vertheidigung ist im Allgemeinen jedes Bestreben, irgend eine Gefahr von sich abzuwenden. Insbesondere versteht man aber darunter eine Ausführung von Gründen, wodurch von einem peinlich Angeklagten die Strafe oder irgend ein anderes Uebel abgewendet werden soll. Sie wird, wenigstens nach den in Deutschland geltenden gemeinen Rechten, in der Regel in einer besondern Defensions-, Vertheidigungs- oder Schutzschrift und von einem Rechtsgelehrten (Defensor) geführt. Es können bei einem Criminalprocesse so viele Vertheidigungen vorkommen als Handlungen, welche dem Angeschuldigten ein Uebel zufügen. Daher giebt es eine Vertheidigung zur Abwendung der Untersuchung, der Verhaftung, der Folter, wo solche noch vorkommen sollte. Man nennt solche Vertheidigungen Neben- oder präparatorische Defensionen und unterscheidet sie von der Hauptdefension, welche nach gesprochenem Urtheile unternommen wird, um dadurch eine Milderung oder gänzliche Erlassung der Strafe zu

bewirken. Sie darf keinem Angeschuldigten verweigert werden und sucht entweder die gänzliche Unschuld desselben auszuführen oder Milderungsgründe aufzufinden, welche den Verbrecher weniger strafbar erscheinen lassen. Daneben ist sie auch auf die Förmlichkeiten des Processes zu richten, um aus etwaigen Versäumnissen und Mängeln die Ungiltigkeit des Verfahrens und des darauf gebauten Urtheils herzuleiten. Man kann die Defensionsschriften in feierliche (defensio solennis), minder feierliche (minus solennis) und bloße Vorstellungen eintheilen, je nachdem sie unter Beobachtung sämmtlicher Formalien oder als ein gewöhnliches Schreiben oder endlich in geringfügigen Criminalsachen als bloße motivirte Bitten eingereicht werden. Eine feierliche Vertheidigungsschrift muß aus zwei Theilen bestehen, dem geschichtlichen und rechtlichen. Der erste enthält die Proceßgeschichte, einen Lebenslauf des Verurtheilten und eine Darstellung der Thatsachen, welche bis jetzt eruirt sind, mit dem Zwecke, die Unschuld des Angeklagten oder den Mangel des Thatbestandes des Verbrechens darzulegen. Der zweite unterwirft die Rechtsgründe, auf welche das Straferkenntniß gebaut ist, einer besondern Prüfung, und sucht ihre Unzulänglichkeit darzuthun oder die gesetzlichen Milderungsgründe, welche dem Verurtheilten etwa zu statten kommen, auszuführen. Damit der Defensor, welchen sich entweder die Partei selbst wählt oder der Richter bestellt, seinen Zweck erreichen könne, ist ihm Einsicht der Acten und Unterredung mit dem Inquisiten zu verstatten; auch kann er auf Abhörung von Zeugen (Defensionalzeugen) antragen, wenn ihre Aussagen zur Unterstützung seiner Vertheidigung beitragen können. Vgl. A. Fr. W. Gerstäcker „Anweisung zu zweckmäßiger Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften" (Leipz. 1821—22, 2 Thle.), Mittermaier „Anleitung zur Vertheidigungskunst im deutschen Criminalproceß" (2. Ausg., Landsh. 1828).

Defensioner hießen zur Zeit des 30jährigen Krieges in Kursachsen die aus Eingebornen, hauptsächlich zur Vertheidigung der Städte aufgestellten Mannschaften, eine Art Landwehr, die nur zur innern Vertheidigung des Landes gebraucht wurde. Sie bestanden aus 2 Regimentern Infanterie, jedes zu 8 Compagnien, aus 2 Compagnien Ritterpferden und aus der 1344 Mann starken Dresdner Besatzung. Sie wurden schon 1613 errichtet, machten anfangs 10,000 Mann aus, wurden aber in Kriegszeiten durch Werbung verstärkt und bildeten das stehende Heer des Kurfürsten. Im Jahre 1635 waren sie bis auf 50,000 Mann angewachsen, vermochten aber unter ihren ungeschickten Führern selbst in dieser Stärke nicht den das Land verheerenden, weit schwächeren Schweden Widerstand zu leisten.

Defensor fidei, d. h. Beschützer des Glaubens, ist ein Titel der Könige von England, den Heinrich VIII. vom Papst Leo X. für seine Schrift gegen Luther erhielt, in welcher er die päpstliche Gewalt, den Ablaß und die sieben Sakramente vertheidigte.

Deferiren heißt in der Rechtswissenschaft etwas vortragen, etwas antragen oder anbieten, z. B. den Eid deferiren, ihn Jemandem zuschieben; dann heißt es auch genehmigen, bewilligen; endlich auch angeben, beschuldigen (s. Delatores).

Deficit, d. h. es fehlt, ist ein Ausdruck, der besonders bei dem Staatshaushalte Bedeutsamkeit gewinnt, indem man hier den Ausfall zwischen der Einnahme und Ausgabe des Staats damit bezeichnet, um dessen Betrag die erstere zu gering ist und der daher in der Regel durch Anleihen oder sonstige außerordentliche Maßregeln gedeckt werden muß. Es ist die schlimmste Opposition, die einer Staatsregierung entgegentreten kann, besonders wenn sie systematisch ist, d. h. jährlich wiederkehrt. In der französischen Revolution wurde die Finanznoth eine furchtbare Waffe in den Händen der Feinde des Thrones.

Defilé, Engweg oder Hohlweg ist jede Verengung des Terrains, wo nur mit einer schmalen Front-Colonne marschirt werden kann und dadurch ein Abbrechen der Züge verursacht wird. Das D. wird theils von Bergen gebildet, wie Thäler, Schluchten, Gründe; im Hochgebirge versteht man die Gebirgspforten, Gebirgsthore, oder Gebirgspässe darunter; ferner Brücken, Furthen, Sümpfe, Dämme, Städte, Dörfer, Waldungen. In letzteren sind die Straßen, Wege und Schneußen zu bemerken.

Brücken und Dämme sind gewöhnlich kurz und auf beiden Seiten unzugänglich. Ein Defilé kann seiner Länge gemäß, sowie seinen übrigen topographischen Eigenthümlichkeiten nach, entweder eine Hinüberwirkung der Geschütze oder des Handgewehrs gestatten oder nicht. Je länger ein D. ist, desto schwieriger wird es, den Durchgang zu erzwingen, den jenseits mit Geschütz und Truppen stehenden Feind zu vertreiben. In engen Gebirgsthälern ist es nicht hinreichend, die D. durch Verschanzungen abzuschneiden, man muß auch die anliegenden Berge besetzen, damit keine Umgehung stattfinden kann. Man stellt sich entweder hinter, vor oder in dem D. auf. Am üblichsten ist die erste Stellung; in dem D. nimmt man nur dann eine Stellung, wenn dasselbe lang und geräumig ist. Vor dem D. stellt man sich nur dann auf, wenn keine andere Aufstellung möglich ist und der Kriegszweck durchaus die Festhaltung des D. erfordert.

Defilement ist in der Befestigungskunst die Deckung der hintern Festungswerke oder des inneren Raumes gegen die Geschütze und Beobachtungen des Feindes, und zwar geschieht dies durch die vorderen Festungswerke. Die Fläche, in welcher diese liegen, heißt die Defilementsfläche.

Defiliren heißt durch ein Defilé marschiren oder in Abtheilungen (Zügen) vor einer höheren Militärperson in Parade vorbei marschiren. Defiliren der Schanzen, Festungswerke heißt denselben eine solche Einrichtung geben, daß sie, obschon in der Nähe dominirender Höhen oder Werke, dennoch von diesen nicht in ihrem inneren Raume einzusehen sind.

Definiren, von definire, begrenzen, heißt einen Begriff genau bestimmen oder die wesentlichen Merkmale desselben angeben. Eine gute Definition muß den Begriff sorgfältig abgränzen und daher nicht nur die Geltung, unter welcher derselbe steht, oder das eigentliche Geschlechtsmerkmal, sondern auch das eigenthümliche Merkmal, welches den Begriff von andern seiner Gattung unterscheidet, genau und deutlich angiebt. Daher darf eine richtige Definition weder zu weit noch zu eng sein, d. h. weder einen größern noch einen kleinern Umfang bezeichnen, als dem zu definirenden Begriffe zukommt; auch nicht das zu Definirende mittelbar oder unmittelbar wiederholen. Diesen Fehler nennt man Cirkel oder Diallele (s. Beweis). Wenn die Definition einen vorhandenen Begriff nur in seine Merkmale auflöst und vollständigt darstellt, so heißt sie analytisch, erzeugt sie erst durch Verbindung jener Arten von Merkmalen einen deutlichen Begriff, synthetisch. Die Definitionen sind ferner entweder Verbaldefinitionen, nach welchen ein charakteristisches Merkmal der zu erklärenden Sache angegeben wird, oder Realdefinitionen, nach welchen durch Angabe aller wesentlichen Merkmale eines Begriffes die zu erklärende Sache wirklich genau bestimmt wird.

Defoe, Daniel, ein englischer Schriftsteller, geb. 1663 in London, als Sohn eines Fleischers und eifrigen Dissenters, war eigentlich für den Handel bestimmt, trat aber bereits in seinem 21. Jahre mit seinem „Treatise against the Turks" als politischer Schriftsteller auf. Bald war er in die politischen Parteiungen seiner Zeit namentlich in den Aufstand des Herzogs von Monmouth verwickelt, aber nachdem er der Gefahr glücklich entgangen war, wußte er seine schriftstellerischen Arbeiten mit seinen Handelsgeschäften in Verbindung zu bringen. Unglückliche Speculationen als Roßhändler und später als Ziegelfabrikant nöthigten ihn mit seinen Gläubigern einen Vergleich einzugehen; doch leistete er denselben später volle Zahlung. Seine Satyre „The true born Englishman" (1701), worin er bewies, wie thöricht es sei, wenn ein Volk, das selbst eine Mischung verschiedener Stämme sei, König Wilhelm als einen Fremden verwerfen wolle, fand großen Beifall. Als er aber 1702 in seiner Schrift „The shortest way with the dissenters" gegen die bischöfliche Kirche auftrat, welche gegen die Dissenters feindliche Gesinnungen ankündigte, verurtheilte ihn das Parlament als Aufwiegler zur Prangerausstellung, Geldstrafe und Gefängniß. Gleichmüthig ertrug er die Schmach und schrieb eine Hymne auf den Pranger. Auch über die Lehre von dem göttlichen Herrscherrecht schrieb er eine Satyre unter dem Titel „De jure divino" (1706). Die Königin Anna brauchte ihn bei den Unterhandlungen über die Union

zwischen Schottland und England. Später schrieb er deren Geschichte, gab aber nach der Thronbesteigung des Hauses Hanover, dessen Ansprüche er verfochten hatte, die Schriftstellerei auf und schrieb nur noch theils moralische Schriften, z. B. „The family instructor" (1714), fortgesetzt in der „Religions coutshrip" (1722), theils Abenteurergeschichten, unter denen die bekannte Geschichte des Robinson Crusoe „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York" (1719) einen solchen Beifall erhielt, daß es in alle Sprachen Europa's übersetzt und nachgeahmt wurde. Seine übrigen Romane, z. B. „Captain Singleton," „Roxolana" sind längst vergessen. Noch ist sein witziges Buch „Political history of the devil" (1726) zu erwähnen. Er starb im April 1731 zu London.

Deformitäten oder Verunstaltungen entstehen durch Krankheiten des Bildungstriebes im organischen Körper und sind entweder die Folge der unregelmäßigen Vertheilung des zur Bildung Erforderlichen oder einer nicht genugsamen Unterstützung des Bildungstriebes bei der Lösung seiner Aufgabe. D. kommen nur bei organischen Körpern vor und sind theils angeboren (z. B. die sogenannten Mißgeburten), theils im spätern Leben erworben, entweder in Folge innerer Krankheiten wie Knochenverkrümmungen, oder durch mechanische Verletzungen und die diesen folgenden Heilbestrebungen der Natur. Manche D. thun dem Leben Eintrag, indem sie vitale Functionen hemmen, andere bewirken nur mehr oder minder unangenehme Beschwerden, noch andere haben gar keinen Einfluß auf das Wohlbefinden des Organismus. Auch im Pflanzenreiche bemerkt man ganz dieselben Verhältnisse der D. wie im Thierreiche.

Defraudation heißt die absichtliche Hinterziehung der vom Staate auferlegten indirecten Steuern, namentlich der Zölle. Schon von den römischen Strafgesetzen wurde dieses Verbrechen, theils mit Confiscation der Waaren und der Fahrzeuge, in welchen sie geladen sind, theils mit der Erlegung des doppelten Zollbetrags bedroht und diese Strafen sind in dem neueren Rechte nicht vermindert, sondern bedeutend erhöht worden. In den deutschen Zollvereinsstaaten findet in Bezug der D. der Ein- und Ausgangs- und Durchgangszölle in deren Bestrafung eine gewisse Einheit statt, gegründet auf die Vereinigung vom J. 1838. In Beziehung der D. auf andere indirecte Steuern hat jedes Land seine besondere Gesetzgebung.

Defterdar ist der Titel des Finanzministers der Pforte oder desjenigen türkischen Großwürdenträgers, dem mit Ausnahme des kaiserlichen Privatschatzes (der unter dem Kasnadar-Baschi steht) das ganze Finanzwesen des osmanischen Reichs, die Erhebung aller Gefälle und Steuern, die Auszahlung aller Besoldungen und Ausgaben, die Verwaltung aller Lehen und Staatsgüter untergeben sind. Der Name kommt von dem persischen Worte Defter her, welches das öffentliche Steuerregister bezeichnet und für welches eine von der gewöhnlichen türkischen Kanzleischrift verschiedene Schriftart, sowie andere als gewöhnliche Zahlzeichen im Gebrauch sind. Die Kanzlei des D., dem 2 Unterdefterdars zur Seite stehen, wird Defterchan genannt und ist in mehrere Bureaus getheilt, an deren Spitze die Chodschagans stehen. Im Persischen heißt der Finanzminister Defterded.

Degenfeld, ein altes freiherrliches ursprünglich aus der Schweiz stammendes Geschlecht, das 1280 nach Schwaben übersiedelte und dort von der Herrschaft Degenfeld an der Lauter unweit Schwäbisch-Gmünd seinen Namen erhielt. Historisch merkwürdig sind: Konrad v. D., Bischof von Costnitz und Vormund Johanns von Schwaben, ward deshalb von Heinrich VII. in die Acht erklärt und seiner Güter beraubt, obgleich er keinen Theil an der Ermordung Albrechts gehabt hatte. — Christoph Martin von D. kämpfte im 30jährigen Kriege unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, endlich unter Gustav Adolph. Ludwig XIII. ernannte ihn zum Generallieutenant der deutschen Reiterei und später zum Generalobersten der ausländischen Truppen. Demungeachtet ging er 1643 in venetianische Dienste und focht als General der

Cavalerie gegen Papst Urban VIII. und die Türken mit solcher Auszeichnung, daß die Republik ihm eine Ehrenkette reichte und eine Denkmünze für ihn schlagen ließ. Später zog er sich auf seine Güter in Schwaben zurück und starb 1653. — Sein ältester Sohn, Ferdinand v. D., stand anfangs ebenfalls in Diensten der Republik Venedig, verlor aber schon in seinem 18. Jahre das Augenlicht. Demungeachtet war er bei 4 Kurfürsten von der Pfalz Geheimerrath und wurde sogar zu besonderen Gesandtschaften gebraucht. Als die Franzosen 1693 Heidelberg einnahmen, behandelten sie ihn mit großer Achtung und geleiteten ihn unter Bedeckung zur Reichsarmee; er starb 1710 zu Venedig. — Sein Bruder, Christoph v. D., vertheidigte in venetianischen Diensten Candia, wobei er viele Wunden empfing; darauf trat er in wolfenbüttelsche, dann in kursächsische, zuletzt in pfälzische Dienste und starb als Generalmajor und Commandant zu Frankenthal 1685. — Hannibal v. D., Bruder des Vorigen, gehörte ebenfalls zu den Vertheidigern Candia's, trat dann in holländische und bayersche Dienste, war als Feldmarschalllieutenant beim Entsatz von Wien, focht 1685 abermals in venetianischen Diensten sehr glücklich gegen die Türken und starb 1691 zu Napoli di Romania. — Maria Susanna Loysa, Raugräfin v. D., die Schwester der 3 Vorgenannten und Tochter Christoph Martins v. D., kam sehr jung an den Hof Karl Ludwig's, Kurfürsten von der Pfalz und ward Hoffräulein bei dessen Gemahlin Charlotte, einer gebornen Landgräfin von Hessen-Cassel. Die Ehe des kurfürstlichen Paares war nicht glücklich, denn der Kurfürstin kaltes stolzes Benehmen entfernte von ihr das Herz ihres Gemahls, um so mehr, je mehr er sich von der Schönheit, dem Geiste und der Anmuth des Fräuleins v. D. angezogen fühlte. Er trat bald in ein genaueres Verständniß mit ihr, trennte sich von seiner Gemahlin und vermählte sich am 15. April 1657 morganatisch mit ihr. Später erhielt sie vom Kaiser den Titel einer Raugräfin, lebte mit ihrem Gemahle in glücklicher Ehe und starb am 18. März 1677 in ihrem vierzehnten Kindbette. Vgl. Lipowsky „Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D." (Sulzb. 1824) und „Fredegunde oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hanoverschen Hauses" (Berl. 1825).— Christoph Martin v. D. war bevollmächtigter Minister beim oberrheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreise, heirathete die Tochter des Herzogs Meinhard von Schomburg und Mestola, ward 1716 in den Grafenstand erhoben und nannte sich seitdem von Degenfeld-Schomburg. — Christian Martin Maximilian v. D.-Schomburg, geb. 1797, das jetzige Haupt der Familie, wurde 1842 königl. würtembergischer Gesandter in München.

Degerando, Joseph Marie, Baron von, ein bekannter philosophischer Schriftsteller, geb. am 29. Februar 1772 zu Lyon, wo sein Vater Baumeister war, ging nach vollendeten Studien 1797 mit seinem Freunde Camille Jordan nach Paris, und als dieser nach dem 18. Fructidor geächtet wurde, nach Deutschland. Hier trat er als gemeiner Soldat in Massena's Armee ein. Napoleon ernannte ihn zum Generalsecretär im Ministerium des Innern und übertrug ihm noch mehrere hohe Posten. Nach der Restauration ward er zum Pair erhoben und starb am 12. Nov. 1842 als Vicepräsident des Staatsraths. Während er in dem Armeecorps Massena's stand, schrieb er seine erste von der Akademie gekrönte Abhandlung, die er später unter dem Titel: „Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels" (4 Bde., Par. 1800) erweitert herausgab. Die von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung „De la génération des connaissances humaines" (Berlin 1802) war ein Vorläufer seiner „Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines" (3 Bde., Par. 1803; deutsch von Tennemann, 2 Bde., Marburg 1806—7) das beste Werk der Franzosen über die Geschichte der Philosophie. Ferner schrieb er „Le visiteur du pauvre" (Par. 1820; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831), das den Monthyon'schen Preis erhielt; „Cours normal des instituteurs primaires" (Par. 1832); „Du perfectionnement moral au de l'éducation de soi-même" (2 Bde., Par. 1824; deutsch von Schelle, Halle 1829); „Institutions du droit administratif" (2 Bde., Par. 1835;

2. Aufl. 1842); „Education des sourds-muets de naissance“ (2 Bde., Par. 1827); „Des progrès de l'industrie“ (Par. 1841).

Deggendorf, eine Stadt im bayerschen Kreise, in der Nähe der Einmündung der Isar in die Donau, über welche eine hölzerne Brücke führt, hat mehrere Kirchen und Hospitäler und ungefähr 2600 E., welche Töpferei und Leinweberei, Obst- und Gartenbau und lebhaften Handel mit Leinwand, Garn, Töpfergeschirr, Garten- und Hülsenfrüchte, Vieh ꝛc. treiben. Die hiesige Kirche zur Gnade ist ein sehr beliebter Wallfahrtsort und wird von oft mehr als 30,000 Pilgern besucht. In der Nähe liegt das Schloß Natternberg, von welchen man eine sehr reizende Aussicht in die Umgegend und in das wiederhergestellte Kloster Metten hat. Die Stadt ist schon alt. Im Jahre 1337 wurden hier die Juden ermordet. Im 30jährigen Kriege litt die Stadt sehr, besonders in den Jahren 1633 und 38. Im J. 1744 wurde sie von Bathyany geplündert und 1748 von Karl von Lothringen verbrannt. Am 15. Juni 1822 brannten 211 Gebäude ab.

Dego, Dorf an der Bormida in der piemont. Provinz Acqui des Königreichs Sardinien mit 1700 E., ist denkwürdig durch die am 14—16. April 1796 hier vorgefallene Schlacht zwischen dem österreichischen General Beaulieu und Bonaparte. Letzterer umging die Oesterreicher und schlug sie, worauf sie zurückzugehen sich genöthigt sahen. Die Oesterreicher verloren 2500 Mann an Todten, 6000 Gefangene und 22 Kanonen und die Franzosen im Ganzen 3000 Mann. Mit dieser Schlacht entwickelte sich das Talent Bonaparte's mit reißender Schnelligkeit.

Degradation, Degradirung, Herabsetzung, eine Strafe, durch welche ein Beamter wegen eines Vergehens seiner höheren Stelle entsetzt wird und sich mit einer niederen Würde begnügen muß. Sie fand früher besonders unter den Officieren einer Armee statt, während sie in der neuern Zeit in fast allen europäischen Staaten mit Ausnahme von Rußland nur noch auf die Gemeinen, höchstens auf die Unterofficiere angewendet wird. In der katholischen Kirche ist die D. die Hauptkirchenstrafe, durch welche ein Geistlicher wegen eines Verbrechens der geistlichen Würde nebst allen Vorrechten entsetzt wird (degradatio actualis). Wird der Geistliche blos seines Amtes entsetzt, so heißt die Strafe d. verbalis. Ein Geistlicher kann nur nach der D. der weltlichen Gerichtsbarkeit zur Bestrafung übergeben werden. Die D. geschieht, indem der Bischof dem Geistlichen die priesterlichen Insignien, Amtskleidungen und Symbole seiner Weihe stückweise abnimmt, ihm dann weltliche Kleider anzieht und ihn der weltlichen Gerichtsbarkeit übergiebt. Bei protestantischen Geistlichen geschieht diese Strafe vor dem Consistorium.

Dehnbarkeit, Streckbarkeit, Zähigkeit, Ductilität, nennt man die Eigenschaft der Körper, der zufolge die Theile derselben durch äußere Gewalt merklich in ihrer Form verändert werden können, ohne ihren Zusammenhang zu verlieren. Sie gehört nicht zu den allgemeinen und absoluten Eigenschaften der Materie, sondern kommt den verschiedenen Arten der Körper in höchst verschiedenem Grade zu, wobei zu bemerken ist, daß die Ausdrücke Dehnbarkeit, Streckbarkeit und Ductilität von festen, Zähigkeit hingegen mehr von den flüssigen und denjenigen gebraucht wird, welche den Uebergang von den festen zu den flüssigen bilden. Im Allgemeinen ist der Grund der Dehnbarkeit in der Cohäsion und den Beschaffenheiten der kleinsten Theile der Körper zu suchen. Sie kann deshalb nicht immer constant sein, sondern wird namentlich durch die Temperatur verändert, indem die meisten Körper bei erhöhter Wärme dehnbarer werden. So geschieht es mit Zink, Glas, Schellack, Wachs u. s. w. Bei anderen wird die Dehnbarkeit durch Feuchtigkeit hervorgebracht und vermehrt, wozu unter andern thierischer Leim, Gummi, Eiweiß, Thonerde und dergl. gehören. Ausgezeichnet unter den übrigen Körpern sind durch ihre Dehnbarkeit die Metalle, vorzüglich aber das Gold, denn um nur ein Beispiel anzuführen, so hat Reaumur nach genauen Berechnungen und Messungen gefunden, daß bei der Verfertigung der Lyoner Goldtressen ein vergoldetes Silberstäbchen von 22 Zoll Länge auf 1,163,520 Fuß ausgedehnt, also 634,692 Mal länger wird. Uebrigens unterscheidet man bei den Metallen die eigentliche Dehnbarkeit, d. h. das Vermögen, sich

zu dünnen Drähten ziehen zu lassen, von der Streckbarkeit oder dem Vermögen, sich unter dem Hammer und zwischen Walzen zu Schienen und Blechen strecken zu lassen. In ersterer Beziehung folgen die technisch wichtigen Metalle so: Platin, Silber, Eisen, Kupfer, Gold, Zinn, Blei; in der zweiten aber so: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Platin, Eisen.

Dei hieß von 1600 bis 1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algier beherrschenden Janitscharen-Miliz, neben welchem anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes besorgte. Seit 1710 ernannte die Pforte keinen besonderen Pascha mehr, sondern ertheilte diese Würde dem jedesmaligem Dei, dessen Bestätigung sie sich indessen vorbehielt, obgleich seine Wahl von den algierischen Janitscharen ausging. Diese Wahlen waren meistens sehr tumultuarisch, indem der ganze Wahlmodus darin bestand, daß jeder der vor dem Palaste versammelten Janitscharen den Namen eines ihm bekannten beliebigen Candidaten nannte und in diesem Schreien den Namen beibehaltend oder wechselnd so lange fortfuhr, bis sich eine Mehrheit für einen der Bewerber entschieden hatte. Wenn sich die Minorität nicht so unterwerfen wollte, so kam es häufig zu Blutvergießen und nicht selten wurde der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet; einmal wählte man auf diese Weise 7 Dei's hinter einander, die gleich wieder ermordet wurden. Der Neugewählte mußte, wenn ihm sein Leben lieb war, die Würde annehmen. Er wurde auf den Thron gesetzt mit dem Ehrenkaftan bekleidet, mußte dann den Eid leisten, namentlich schwören, daß er die Janitscharen richtig bezahlen wollte, worauf ihm die Officiere der Miliz die Hand küßten. Einem solchen Regierungswechsel folgten gewöhnlich viele Hinrichtungen, wodurch der Neugewählte seine Gegenpartei zu schwächen suchte. Demungeachtet waren die Regierungen der D.'s selten von langer Dauer und die Meisten starben keines natürlichen Todes. Denn obgleich der D. durch kein Gesetz vom grausamsten Despotismus gehindert wurde, so war er doch andrerseits der Sclave seiner Janitscharen, in deren Willen er sich fügen mußte und die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Divan, sonst aber durch Aufruhr und Mord seine Macht beschränkten. Der Name D. wird auf verschiedene Weise erklärt. Nach der gewöhnlichsten Meinung heißt D. Oheim von mütterlicher Seite; die Türken betrachteten nämlich den Großherrn als ihren Vater, den Staat Algier als ihre Mutter und den D. als den Bruder der Letzteren. Andere halten das Wort für verwandt mit dem Italienischen Doge. Die D.'s selbst nannten sich Wali (Gouverneur), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) und Seriasker (Oberbefehlshaber).

Deïanira, Tochter des Königs Oeneus von Kalydonien oder des Dionysos. Hercules und Achelous (s. d.) liebten sie zu gleicher Zeit, und da Keiner weichen wollte, so kämpften Beide um sie. Hercules siegte und zeugte mit ihr den Hyllus, Glenus, Ktesippus und Onites. Bei Hercules Flucht aus Aetolien begleitete ihn D. Als sie an den Fluß Evenus kamen, trug der Centaur Nessus die D. über den Fluß, suchte sie zu verführen, ward aber vom Hercules durch einen mit dem Blute der Lernäischen Schlange (s. d.) getränkten Pfeile getödtet. Der sterbende Centaur rieth ihr sein Blut zu sammeln, es mit Oel zu vermischen und es als Liebessalbe zu gebrauchen, wenn Hercules ihr untreu würde. Als dieser später die schöne Iole liebte, schickte ihm D. ein mit dieser Salbe bestrichenes Festkleid, nach dessen Anlegung er vor Schmerz rasend ward und sich verbrannte. Deïanira erhängte sich aus Verzweiflung über den Tod ihres Gatten.

Deiche sind Dämme, wodurch man niedrig gelegene Ländereien gegen Ueberschwemmungen schützt. Man theilt dieselben in See- und Flußdeiche, und diese wieder in Winter- und Sommerdeiche ein, von denen die ersten den Eisgang haben. Außerdem zerfallen dieselben noch in verschiedene Unterabtheilungen, nach den Zwecken, die sie bewirken sollen und den Materialien, woraus sie bestehen. Der wagerechte obere Theil des Deichprofils heißt die Krone, die schrägen Seiten desselben die Böschung oder Bärme, welche zur Vermeidung des Ausspülens mit Deckrahen, bei Seedeichen auf der der Fluth ausgesetzten Seite mit Steinen bekleidet werden. Das Land zwischen dem D. und dem

abzuwehrenden Wasser heißt das **Vorland**, das vom D. geschützte das **Binnenland**. Einen Hauptabschnitt beim Bau der D. bildet die Anlagen der **Schleußen** und Siele, von denen die ersteren zur Durchbringung von Fahrzeugen in das Binnenland, letztere zur Bewässerung desselben dienen. Die vielen Rechte und Verbindlichkeiten, welche durch einen Deichbau veranlaßt werden, haben zur Entstehung eines förmlichen **Deichrechts** geführt. Gehört das eingedeichte Land einer Commune oder Deichgesellschaft (**Deichband**), so wird es gewöhnlich nach vorhergegangener Bonitirung vertheilt, wonach sich auch der Beitrag (**Deichlast**) ergiebt. Das Deichbinnenland auf 10—12 Ruthen breit, wird nur bedingnißweise und unter dem Vorbehalte vertheilt, daß der Rasen und Boden desselben bei Reparaturen an der Bärme und zum Ersatze für weggerissenes Vorland hergegeben werden muß. Wird durch einen neuen D. ein dahinter befindlicher überflüssig (oder zum **Schlafdeiche**), so sind auch die früher durch diesen geschützten Besitzer der dahinter liegenden Ländereien zur Unterhaltung des neuen D. verpflichtet. Die verschiedenen Lasten und Pflichten, die jeder Betheiligte zu leisten hat, werden in besonderen General- und Special-Deichrollen mitgetheilt. Die Gesetze der Deichordnung verlangen von den Deichbeamten jährlich mehrere **Deichschauen**; es sind deren gewöhnlich 3: **Vorschau**, **Hauptschau** und **Nachschau**, die im Juni, August und Ende Octobers abgehalten werden. Oft auch sind sogenannte **Nothschauen** erforderlich. Vgl. Dammert „Deich- und Strombaurecht" (Han. 1816).

Deïdamia, war die Tochter des Lykomedes. Achilles verliebte sich in sie, hielt sich bei ihrem Vater auf Skyros in Frauenkleidern auf, und zeugte mit ihr den Onites und den Pyrrhos. — **Deïdamia**, die Tochter des Bellerophontes, war die Gemahlin des Evander und Mutter des Sarpedon.

Dei gratia d. h. von Gottes Gnaden, ist eine Formel, welche die regierenden Herren ihren Titeln vorsetzen. Sie war anfangs keineswegs ein Zeichen der Unabhängigkeit und Herrschaft, sondern blos ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit vom höchsten Wesen. In diesem Sinne wurde sie aus mehreren apostolischen Aeußerungen z. B. 1 Kor. 15, 10 zuerst von den Bischöfen auf der Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahre 431, später auch von Aebten und Aebtissinnen, ja sogar von Mönchen und Caplanen in Briefen und Urkunden ihren Titeln beigefügt. Als später nach der Mitte des 13. Jahrh., der Papst für den Statthalter Christi auf Erden zu gelten anfing, schrieb sich die hohe Geistlichkeit „Von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden" (Dei et apostolicae sedis gratia), was sich bei den katholischen Bischöfen bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Pipin der Kleine nahm zuerst unter den weltlichen Fürsten die Formel Dei gratia an und seitdem ging sie auf die fränkischen Könige, deutschen Kaiser und alle souveraine Fürsten über; aber erst im 15. Jahrh. betrachtete man sie als nur demjenigen zugehörig, welchem unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen zustand. Noch im vorigen Jahrh. suchten kleine Fürsten beim Kaiser um die Erlaubniß nach, sich dieser Formel bedienen zu dürfen. In der neuern Zeit haben mehrere größere Staaten sie fallen lassen.

Deimann, Jan Diederich, ein gelehrter holländischer Theolog und ausgezeichneter Prediger, der zuerst eine freiere theologische Lehrart in der protestantischen Kirche Hollands begründete, wurde am 9. April 1732 zu Hage in Ostfriesland geboren und studirte bis 1753 zu Halle. Dann lebte er längere Zeit als Candidat in seiner Heimath und beschäftigte sich mit dichterischen Versuchen in lateinischer und deutscher Sprache. Da er in seinem eigenen Vaterlande keine Anerkennung finden konnte, ging er nach Holland, wo er erst Prediger der lutherischen Gemeinde zu Zierickzee, dann in Zwoll, später in Utrecht und 1779 nach Amsterdam berufen wurde, wo er segensreich, obgleich oft angefochten von seinen älteren Amtsgenossen, bis wenige Tage vor seinem Tode wirkte. Er starb am 9. April 1783. Außer mehreren holländischen Uebersetzungen beühmter Werke deutscher Theologen schrieb er eine „Katechische aanleiding tot de Kennis der christelijke leere" (Utr. 1772; 3. Aufl. Amst. 1783). — Sein Bruder **Jan Rudolph** D., ein verdienstvoller Arzt, Chemiker und Physiker geb. am 29. Aug. 1743 zu Hage in Ostfriesland, erlernte Anfangs die

Apothekerkunst, studirte dann zu Halle Medicin, ging dann nach Holland und erwarb sich im Amsterdam, wo er sich seit 1770 als praktischer Arzt niederließ, bald einen ausgebreiteten Ruf. Trotz seiner bedeutenden Berufsthätigkeit bereicherte er die Physik und Chemie mit vielen neuen Entdeckungen und war auch der Erste, der Holland mit der Kant'schen Philosophie bekannt machte. Er starb als Leibarzt des Königs Ludwig von Holland am 25. Januar 1808. Als Schriftsteller erwarb er sich besonders durch folgende Werke einen wohlbegründeten Ruf; „Medicinische Versuche und Beobachtungen über die günstige Wirkung der Electricität bei verschiedenen Krankheiten" (Amst. 1779; deutsch von Kühn, Copenh. 1793), die Preisschrift „Ueber den Nutzen der Bäume und Pflanzen zur Reinigung der Luft" (1780) und „Ueber den Nutzen und Schaden der Chinarinde" (1785), für welche er von der königl. Gesellschaft der Medicin zu Paris den Preis erhielt.

Deinhardstein, Ludwig Franz, Theaterdichter und Hoftheatersecretär am Burgtheater in Wien, ist der Sohn des Hof- und Gerichtsadvokaten Aloys D., geboren in Wien 1789 (n. A. 1792 oder 1798), studirte in seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaft und wurde 1824 Criminalkommissär. Die Beschäftigung mit dem Schönwissenschaftlichen nahm ihn aber so ein, daß er die juristische Laufbahn ganz verließ, seit 1827 als Professor der Aesthetik, der classischen Literatur und der Geschichte der Künste an der Wiener Universität und seit 1829 als ordentlicher Professor für dieselben Lehrfächer an der Theresianischen Ritterakademie wirkte. In demselben Jahre übernahm er die Redaction der „Wiener Jahrbücher der Literatur", eines von der Staatskanzlei durch Zuschüsse aufrecht erhaltenen Journals, das früher durch die Arbeiten von Gentz, A. Müller, Eckstein, Günther, Fr. Baader Werth hatte und jetzt nur durch Hammers Arbeiten über Orientalisches etwas bedeutet. Nachdem Joseph Schreivogel 1832 als Theatersecretär pensionirt worden war, erhielt D. diese Stelle und 1834 wurde er zum kaiserlichen wirklichen Regierungsrath, später zum Censor ernannt. In seiner Stellung und eigenthümlichen Wirksamkeit ist er mit mehreren Orden, auch von auswärtigen Höfen beschenkt worden, eine seltene Erscheinung, desto seltener, je größer das Talent des Schriftstellers ist und je mehr er es zum wahren Wohle der Völker anwendet. D.'s Schriften und Dichtungen sind: „Dichtungen für Kunstredner" (Wien 1815); „Dramatische Dichtungen" (Wien 1816); „Ehestandsqualen" (Lustspiel, Wien 1820); „Theater" (Wien 1827); „Hans Sachs" (Dramat. Gedicht 1828), „ein Künstler- und Dichterdrama, zu dessen Gattung auch „das Bild der Danaë" und „Boccaccio" gehören. Ferner „Erzherzog Maximilians Brautzug" (Wien 1832) und das interessante Lustspiel „Garrick in Bristol" (Wien 1834) u. a. Mit wenigen Ausnahmen sind D.'s dramatische Leistungen formell glatte Producte zur Unterhaltung und Kurzweil, entbehren aber aller Tiefe und alles Eingehens in das Innere der Leidenschaften; sie fahren wie Mücken über die Spiegelfläche des Sees und sind wie die Mücken nur für einen Tag. Außerdem schrieb D., „Skizze einer Reise von Wien über Prag" u. s. w. (1831), wie er denn Kritiken, Erzählungen u. dgl. noch jetzt im Morgenblatte, in der Aglaja, in den Wiener Jahrbüchern und in Journalen veröffentlicht.

Deïon, der Sohn des Aeolus und der Enarete, war König von Phocis und Gemahl der Diomede (s. d.), welche ihm die Asteropeia, den Aktor, Kephalos u. A. gebar.

Deïoneus ist der Vater der Dia, der Gemahlin des Ixion, von welcher er hinterlistig ermordet wurde, weil er ihr die gebräuchlichen Brautgaben abforderte.

Deïphobe, die Tochter des Glaukus, war Priesterin des Apollo und der Trivia und lebte in einer Höhle bei Kumä, wo sie den Aeneas in die Unterwelt führte. Sie soll dieselbe sein, welche den Tarquinius die sibyllischen Bücher verkaufte. (S. Sibylla). Sie lebte 700 Jahre da sie von Apollo, der sie liebte, für ihre Gunstbezeugung so viel Lebensjahre verlangt hatte, als sie gerade Sandkörner in der Hand hielt. Da sie aber vergessen hatte zugleich um ewige Jugend zu bitten, ward sie im Alter ganz kraftlos und schwand wie ein Schatten dahin.

Deïphobus, der Sohn des Hippolytus in Amyklä, reinigte den Herkules vom

Morde des Iphitus. — Ein anderer **Deiphobus** war der Sohn des **Priamus** und der Hecuba, und einer der tapfersten Trojaner. Er widersetzte sich der **Auslieferung** der **Helena** (s. d.) und vermählte sich nach des Paris Tode mit derselben. Nach Trojas Eroberung überfielen ihn Ulysses und Menelaus in seinem Hause, wo ihn Helena **selbst** verrieth und er auf das grausamste verstümmelt und ermordet wurde.

Deïphontes, der Sohn des Antimachus und Gemahl der Hyrnetho, **der Tochter** des Herakliden Temenos, wurde nach dessen Ermordung durch die eigenen Söhne **König** von Argos. Pausanias erzählt jedoch, daß des Temenos ältester Sohn Cisos den **Thron bestiegen** und D. sich nach Epidaurus gewendet habe, wo ihm seine Schwäger mancherlei **Feind**seligkeiten zufügten.

Deipnon nannten die Griechen die Hauptmahlzeit, die gewöhnlich nach **Sonnen**untergang gehalten wurde. Gewöhnlich herrschte hier die größte Mäßigkeit und **Einfachheit** selbst in den reichsten und angesehensten Familien. Während des Essens **selbst** trank man nicht, sondern ging erst nach Beendigung desselben zum Genuß des **Weins** über. Ein feierliches Trankofer mit ungemischtem Weine und ein feierlicher Lobgesang **eröffnete** das eigentliche **Symposion** (s. d.), welches durch heitere Gespräche, munteren **Scherz**, durch allerhand Spiele, Musik und Tanz ꝛc. belebt und gewürzt wurde. **Deipnosophisten** nannte man diejenigen gebildeten Männer, welche bei der Mahlzeit **lehrreiche** und scharfsinnige Gespräche führten. **Athenäus** (s. d.) schrieb unter **diesem** Titel ein Werk, worin vorzugsweise über Gegenstände und Gebräuche bei der Tafel ꝛc. **gehandelt** wird.

Deïpyle war die Tochter des **Königs** Adrastus und der Amphithea und **wurde** die Gemahlin des Tydeus und Mutter des Diomedes.

Deïpylus hieß ein Genosse des Diomedes vor Troja. — Ein anderer **Deipylus** war ein Sohn Jason's, den dieser mit der Hypsipyle auf Lemnos zeugte.

Deisidämonia, ein Wort griechischen Ursprungs, heißt im **Allgemeinen** Furcht vor dem Göttlichen, dann aber auch sowohl ächte Religiosität und **Frömmigkeit**, als auch den Aberglauben, besonders die abergläubische Furcht vor Gespenstern und **Geistern**. Paulus brauchte diesen doppelsinnigen Ausdruck, als er zuerst in Athen als Lehrer **auftrat**, um die Athenienser von vorn herein nicht zu erbittern und auf gleiche Weise **bezeichnete** der römische Procurator Festus später den jüdischen Glauben in Gegenwart des **Königs Agrippa** (Apostelgesch. 25, 19).

Deïsmus oder Theismus ist dasjenige System, welches Gott als den **Grund** aller Dinge annimmt, und den Glauben an eine unmittelbare Offenbarung **verwerfend**, die Ueberzeugung von Gottes Dasein und Weltregierung nur auf Gründe der **Vernunft** stützt. Ihm setzt man so nicht selten den Offenbarungsglauben gegenüber, eigentlich **steht ihm** aber der Atheismus (Gottesleugnung) entgegen, welcher die Weltordnung nur dem **bloßen Walten** der Naturkräfte und keinem höchsten vernünftigen Wesen zuschreibt. Kant **unterschied** ganz willkürlich zwischen Deismus und Theismus; nach ihm nimmt ersterer **überhaupt** ein Urwesen oder einen Urgrund aller Dinge an, letzterer aber ein Wesen, das durch **Vernunft** und **Freiheit** Urheber der Welt sei. Im 17. und 18. Jahrh. zeichnete **sich** besonders in England eine Reihe von Männern aus, welche auf den Grund freier **Forschung** die natürliche Religion zur Norm und Regel aller positiven Religionen **erheben wollten** und somit die Vorläufer des Rationalismus wurden. Besonders gehören zu ihnen **Herbert** von Cherbury (s. d.), Charl. Blount, geb. 1684: John Toland, geb. 1670, dessen Schrift „Christianity not mysterious" (Lond. 1702), die Richtung der Deisten sehr genau aussprach; Anthony Ashley Cooper, Graf von **Shaftesbury** (s. d.), Anthony Collins, geb. 1676, ein Freund Locke's; Thom. **Woolston** (s. d.), Matthews Tindal, geb. 1656, Verf. der Schrift „Christianity as old as the creation: or the gospel a republication of the religion of nature" (Lond. 1730), der Viscount **Bolingbroke** (s. d.) u. A. Vgl. Lechler, „Geschichte des englischen Deismus" (Stuttg. und Tübing. 1841).

Dejean, Pierre Franç. Aimé Aug., Graf von, Pair von Frankreich und Generallieutenant, einer der berühmtesten Entomologen der neuesten Zeit, geb. 1780 zu Amiens studirte Anfangs Medicin, trat aber noch sehr jung in Militärdienste und begleitete seinen Vater nach Holland, der hier das Geniecorps befehligte. Später zeichnete er sich als Commandant eines gegen Spanien fechtenden Dragonerregiments aus und nahm an allen Schlachten des russischen Feldzugs als Brigadegeneral Theil. Im Jahre 1813 wurde er Divisionsgeneral, 1815 aber von Fouché, den er beleidigt hatte, auf die Proscriptionsliste gesetzt. Erst im Jahre 1818 kehrte er aus der Verbannung zurück, trat aber erst 1830 wieder in den activen Dienst und machte den Feldzug in Belgien mit. Seine Verdienste um die Entomologie, besonders um die Käferkunde, haben ihn noch berühmter gemacht als seine militärischen Leistungen. Von Jugend auf war er dieser Wissenschaft geneigt und brachte während seiner Feldzüge und seines Exils aus Spanien, Kärnthen, Krain, Steyermark und Dalmatien, so wie durch seine Verbindungen mit fast allen Entomologen Europas eine Sammlung zu Stande, die als die reichste und größte des Continents gelten kann. Im Jahre 1821 lieferte er einen systematischen Catalog von ihr (2. Aufl. 1833—37) der allen Sammlern unentbehrlich ist. Sein System der Käfer „Species générales des coléoptères“ (5 Bde., Par. 1825—37, Bd. 6 von Aubé) blieb unvollendet, gilt aber als entscheidende Autorität. Es wird durch die „Iconographie des coléoptères d'Europe“ (46 Hefte) erläutert. Seine Beobachtungen und Arbeiten sind so gründlich, daß die Mehrzahl seiner neuen Species und die Abänderungen in Systemen von den Entomologen anerkannt worden sind. Vor einigen Jahren aber entsagte er seinen ferneren Arbeiten und verkaufte seine gegen 25,000 Arten zählende Käfersammlung partienweise. Er starb am 17. März 1845.

Dejotarus, Vierfürst oder Tetrarch von Galatien, ward wegen wichtiger, den Römern im Kriege gegen Mithridates geleisteter Dienste vom römischen Senate zum Könige von Kleinarmenien ernannt, und nahm in den Bürgerkriegen des Pompejus Partei, weshalb ihm Cäsar einen großen Theil seiner Macht nahm. Sein Enkel Castor klagte ihn eines Mordanschlags auf Cäsar an, allein Cicero rettete ihn durch die noch vorhandene Rede. Später hielt er es mit Brutus und Augustus, erhielt seine frühere Macht wieder und starb 40 v. Chr. — Ein anderer Dejotarus, wahrscheinlich der Urenkel des Genannten, war König von Paphlagonien, unterstützte Antonius gegen Octavian, fiel aber nach der Schlacht bei Actium von ihm ab.

Dekadik, dekadisches System, Decimalsystem, nennt man die Art und Weise, alle nur mögliche noch so große Zahlen durch Wiederholung und Verbindung der bekannten zehn Zahlzeichen 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 darzustellen. Man zählt ihm zufolge stets nur bis 10, und giebt, um eine Zahl auszudrücken, neben dem Vielfachen dieser Grundzahl, welches darin steckt, noch die Menge der übrig bleibenden Einheiten an. Das Zehnfache von Zehen bildet alsdann eine höhere Einheit, Hundert, das Zehnfache von Hundert eine noch höhere, Tausend u. s. w. — Die D. ist indischen Ursprungs, sie führt indeß gewöhnlich den Namen des arabischen Ziffernsystems, weil sie durch die Saracenen, die sie mit nach Spanien brachten, den Ausländern bekannt wurde. Namentlich war es der Benedictiner Gerbert von Fleury, nachmaliger Erzbischof zu Rheims, dann zu Ravenna, und endlich Papst unter dem Namen Sylvester II., der sie am Ende des zehnten Jahrh. nach Frankreich und Italien brachte.

Dekagon, Zehneck, heißt in der Geometrie eine von zehn geraden Linien eingeschlossene ebene Figur. Ist sie regulär, so beträgt jeder Umfangswinkel 144 Grad, und durch Verbindung des Mittelpunktes mit den Endpuncten einer Seite wird sie alsdann in gleichschenkelige Dreiecke zerlegt, deren Basiswinkel doppelt so groß sind, als der am Gipfel.

Dekagonalzahlen heißen die Zahlen 1, 10, 27, 52, 85, 126, 175 ꝛc., deren erste Differenzen 9, 17, 25, 33, 41 und deren zweite Differenzen 8 sind. Hierher gehören alle solche ganze Zahlen, die man erhält, wenn man irgend eine ganze Zahl mit ihren

um 3 verminderten Vierfachen multiplicirt; z. B. 85 = 5 × 17. (S. Figurir Zahlen).

Dekameron, von dem Griechischen δέκα (10) und ἡμέρα (Tag), ein Buch welchem Begebenheiten von 10 Tagen erzählt werden. Die bekanntesten Werke dieses Na mens sind von Dibdin, der Denkwürdigkeiten aus der Bibliographie erzählt, und vo Boccaccio (s. d.).

Dekas hieß bei den Griechen ein Trupp von 10 Mann und der Anführer derselbe Dekadarch.

Dekastichon nannten die Griechen ein Gedicht von 10 Versen. Ein gewisse Haynon soll zuerst dergleichen verfertigt haben.

Deken, Agathe, eine holländische Dichterin, geboren den 10. Dec. 1741 zu Amste veen bei Amsterdam, verlor schon im 3. Jahre ihre Aeltern, und empfing in dem Waisen hause der Collegianten zu Amsterdam eine strenge moralische Erziehung, deren Geist fast alle ihre Schriften athmen. Ihre glücklichen Anlagen zur Dichtkunst entwickelten sich früh und erregten die Aufmerksamkeit ihrer Freunde, die für ihre fernere Bildung thätige Sorge trugen. Ihre literarischen Arbeiten unternahm sie vereint mit Maria Bosch, bei der sie als Gesellschafterin lebte, und später mit Elisabeth Bekker (s. d.) ihrer treuesten Freundin, m der sie als die Schöpferin des holländischen Originalromans angesehen wird. In Verbin dung mit dieser gab sie heraus: „Briefe über verschiedene Gegenstände“ (3 Bde., Haag 1780), „Lehrreiche und populäre Betrachtungen über die christliche Glaubens- und Sitten lehre“ (ebend. 1781). Ihre „Historie von Sara Burgerhart“ (2 Bde., 1782) und ihr „Geschichte Wilhelm Levends“ (8 Bde., 1784—85; deutsch 6 Bde., Hamb. 1798—1821) enthalten eine treue Schilderung der Volkscharaktere, und sind auch ins Deutsche und Französische übersetzt. „Briefe Abraham Blankaerts“ (3 Bde., 1787—1789), „Lieder über das Familienleben“; „Fabeln“; ihre „Lieder für Landleute und Kinder“, die sie für sich allein herausgab, haben einen anerkannt großen Werth. Sie starb den 14. November 1804.

Dekkan, indisch Dakschina d. h. der Süden, heißt im Allgemeinen der südliche Theil der Halbinsel von Vorderindien, der im Norden von Hindostan, im Osten, Westen und Süden vom indischen Ocean begrenzt wird. D. nimmt einen Flächenraum von 24,71[?] Q.M. ein und bildet größtentheils ein Hoch- und Tafelland. Die ganze Halbinsel in Form eines Dreiecks wird nach allen Seiten hin von Randgebirgen umgeben, die mehr oder we niger den Charakter von Hochketten, Bergzügen und Stufenabsätzen annehmen, an welche sich die Uferlandschaften, so wie die dahinterliegenden und von demselben ausgehenden Plateau landschaften anreihen. Die Hauptgebirge sind am Nordrande das Vindhyagebirge, gegen 2000 Fuß hoch, und am Westrande die 3 bis 4000 Fuß hohen Westghats, die sich bis zur Südspitze der Halbinsel, dem Vorgebirge Komorin, hinabziehen. Jenes bildet die Wasserscheide zwischen dem Nerbudda und den oberen Zuflüssen des Ganges und zieht sich 200 Meilen lang von Osten nach Westen am Norduſer des Nerbudda hin; diese ziehen sich der Küste entlang ohne Schneegipfel, aber felsig und steil zum Meere abstürzend. Bei Bombay weichen sie 8 bis 10 Meilen von der See zurück, erreichen aber nur 3000 F. Höhe; hinter Mongalore, wo der Cavery entspringt, sind sie am höchsten. Hier liegt das wilde mit Wäl dern bedeckte Land, Kurg, auf dem 3000 Fuß hohen Tafellande liegt Mysore, Seringapa tam und die Gebiete der unabhängigen Gebirgsfürsten, die von Jagd in den Urwäldern und von reicher Viehzucht auf den Alpentriften leben. Schauerliche und höchst gefährliche Eng pässe gehen durch Schluchten zu der Malabarküste hinab, wo der Boden außerordentlich fruchtbar ist. Am Südende des Plateaus von Mysore, wo die Ketten der West- und Ost ghats in der Spitze des Dreiecks in einen Knoten zusammen laufen, erheben sich die Nil Gerri oder blauen Berge. Sie erreichen nur eine Höhe von 900 Fuß, aber das Gebirgs land, das sie bilden, und das einen Flächenraum von 50—60 geographischen Meilen ein nimmt, zeichnet sich durch seine gleichzeitige Temperatur, durch seinen Reichthum an üppiger Vegetation und durch seine frischen Gewässer und prachtvollen Wasserfälle aus. Südlich

fallen die Nil Gerri steil ins Tiefland ab, das hier ein von Meer zu Meer durchbrechendes, schön bewaldetes, 3 Meilen breites Thal (Gap genannt) bildet. Der Paniany durchströmt es nach Westen. Hier ist das Land nur 400 Fuß hoch. Jenseits dieser breiten Spalte im Süden steigt die Masse wieder inselartig auf; doch kennt man die Höhen noch nicht. Im Westen breitet sich ein ungeheuerer mit wilden Thieren gefüllter Wald aus und Pässe führen von da nach Tinevelly hinüber. Der südliche Theil heißt Ali Geri und Suddra Geri und erreicht eine Höhe von 4219 Fuß, der nördlichste erhebt sich in seinem höchsten Gipfel bis zu 7367 Fuß. Die Ostseite von D., die Küste von Koromandel mit den östlichen Ghats, enthält die Stromländer des Südens, denn hierher geht die Neigung der Fläche; doch giebt es auch hier ein Hoch- und Niederland. Das Letztere hat eine sehr ungleichartige Breite, bei Tanjore und Tranquebar über 30 geographische Meilen, bei Madras und Elora nur noch 20 bis 10. Die Tafellande umfassen von Mysore bis an den Nerbudda alles Land zwischen den Ost- und Westghats, in verschiedener Höhe, indem der Boden sich nach und nach von 5000 und noch mehr Fuß bis zu kaum 400 Fuß herabsenkt. Die ganze Küste ist voll Sandbänke hat starke Brandung und nicht e i n e n sichern Hafen, während die Westküste zum Theil gute Häfen besitzt. Die größten Flüsse sind der Nerbudda und Tapti, der Godavery und Mahanuddi. Die Vegetation ist ungemein üppig und mannichfaltig und fast nirgends stößt man auf Steppen und Wüstenboden. Das Clima ist eines der glücklichsten, da die Gluth des hindostanischen Tieflandes fehlt und auch Schnee und Eis nur auf den höchsten Spitzen der Ghats und zwar nur selten zu finden sind. Es herrscht ein ewiger Frühling, wie in den Küstenlandschaften Kleinasiens. Eine merkwürdige Erscheinung sind die Mussons-Winde, welche während unserer Sommermonate hier regelmäßig von Südwest, zur Zeit unseres Winters dagegen von Nordost wehen und einen auffallenden Witterungswechsel veranlassen. Die Halbinsel hat einen ungemein großen Reichthum an Produkten aus allen drei Naturreichen. Die Bewohner (gegen 50 Millionen) sind theils Eingeborne, Hindus, theils Eingewanderte. Zu den erstern gehören die durch ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Liebe zur Unabhängigkeit berühmten M a h r a t t e n (s. d.). Eingewandert sind Afghanen, Araber, Perser, Juden, Siamesen, Malaien, Chinesen, Perser und Europäer, namentlich Engländer, Holländer und Portugiesen. Der größte Theil des Landes, mit Ausnahme des Staats der Mahratten, bildet theils unmittelbares, den Briten unterworfenes Gebiet, theils Vasallenstaaten, welche von den Engländern fast völlig abhängig sind. Zu jenen gehören die Provinzen Gundwana, Orissa, die nördlichen Circaren, Khandesch, Berar, Beeder, Aurungabad, Bedschapur, Canara, Malabar, Balaghaut, Coimbatore, Salem, Karnatik, welche größtentheils unter den Präsidentschaften Bombay und Madras stehen, zu dem letztern der Staat des Nizam von Hyderabad, Mysore, Travancore, Cochin 2c. Die Geschichte des D. ist zum Theil mit der des ganzen Vorderindiens und Indiens engverflochten. Nachdem die Ghasnaviden von Ghasni aus Hindostan erobert hatten, erhob sich im 9. Jahrh. n. Chr. eine Dynastie aus dem Radschputenstamme der Silara zur Herrschaft in D. und behauptete sich darin bis ins 11. Jahrh., wo die Gangavansa zur Herrschaft gelangten. Diese wurden am Ende des 13. Jahrh. den moslemischen Ghuriden von Delhi tributpflichtig, die einen großen Theil des Landes sich unterwarfen. Nach der Ermordung des Roma Deva im Jahre 1312 hörte D. auf, ein selbständiger Staat zu sein. Das Land wurde von den Muhamedanern bis ans Meer unterworfen, anfangs von einem muhamedanischen Vicekönig regiert, bis 1338 der ghuridische König Mohamed seine Residenz von Delhi nach Devagiri verlegte, das er Daulatabad nannte. Im 15. Jahrh. machten sich die einheimischen Fürsten wieder unabhängig und vertrieben die Moslem und die Dynastie Bahmany regierte unter mancherlei Kämpfen und Empörungen einzelner indischer Fürsten bis zum Jahre 1556. Unter der Regierung dieser Dynastie kamen 1498 die ersten Portugiesen ins Land. Die fortwährenden innern Zerwürfnisse und die Schwäche der Bahmany Dynastie benutzte der Großmogul von Delhi und eroberte das Land. Unter dem Großmogul Aureng-Zeyb erhoben sich die Mahratten unter Anführung eines ihrer Fürsten Seraji, machten sich unabhängig und wurden das

herrschende Volk. Die Kämpfe zwischen ihnen und dem Reiche Delhi benutzten Briten und Franzosen, um sich in die innern Angelegenheiten des Landes zu mischen, worauf die Erstern, nachdem sie den franz. Einfluß anfangs geschwächt und endlich ganz beseitigt hatten, sich theils durch Vertrag, theils durch glückliche Kriege des ganzen Küstenlandes, nebst großen Gebieten des Innern bemächtigten.

Dekker, Jeremias de, ein holländischer Dichter, wurde 1609 oder 1610 zu Dortrecht geboren, als Sohn eines Krämers, der früher in Kriegsdiensten gestanden hatte, und ausgebreitete Kenntnisse in alter und neuer Literatur besaß. D. zeigte schon früh ungewöhnliche Anlagen besonders zur Poesie, die auch seine Lieblingsbeschäftigung blieb, als er sich später dem Kaufmannsstande widmete. Seine Geistesprodukte zeichnen sich durch reine Sprache und kräftigen Ausdruck aus. Sein erstes größeres poetisches Werk war „De Klaagliederen van Jeremias", denen bald mehrere andere, besonders Uebersetzungen folgten. Seine satyrischen Gedichte z. B. „Lof der geldzucht" und seine Epigramme (puntdichten) gehören zu dem Besten, was die Literatur jener Zeit in dieser Gattung aufzuweisen hat. Von großer Schönheit sind ferner seine Gedichte auf den Tod Jesu, der „Goede vrijdag" sowie diejenigen seiner Gedichte, welche ihre Entstehung seinem warmen Gefühle für Liebe und Freundschaft verdanken. Er starb 1666. Die beste Ausgabe seiner Gedichte mit beigefügter Biographie besorgte Brouerius van Nideck (2 Bde., Amst. 1726, 4); eine Auswahl seiner gelungensten lyrischen Gedichte gab Siegenbeek in den „Proeven van nederduitsche dichtkunde" (Leyd. 1823) und eine Auswahl seiner Epigramme Geysbeek in der „Epigrammatischen Anthologie" (Amst. 1821).

Delaborde, Henri Franç., Graf, französischer General, der Sohn eines Bäckers zu Dijon, wurde am 21. Dec. 1764 geboren und hatte eben seine Studien begonnen, als der Ausbruch der Revolution ihn bewog, die Wissenschaften mit den Kriegsdiensten zu vertauschen. Nachdem er in dem republikanischen Heere alle Grade durchlaufen und sich vielfach ausgezeichnet hatte, ward er 1793 zum Brigadegeneral und bald darauf zum Chef des Generalstabes bei der Armee von Toulon ernannt. Hier stellte ihn Dugommier an die Spitze einer Division und mit dieser trug D. wesentlich zur Eroberung der Stadt bei. Im folgenden Jahre befehligte er das Centrum der Armee in den Westpyrenäen, bemächtigte sich am 25. Juli der Redouten von Biviata und Vera an der Bidassoa, schlug den 16. Oct. den General Filangieri und nahm das Thal von Roncevaux in Besitz. Im Jahre 1796 ward er mit einer Division an den Rhein geschickt und besetzte den Breisgau, während Moreau in Bayern vordrang. Während seines langen Aufenthaltes daselbst sicherte er sich durch strenge Mannszucht und rechtliches Betragen gegen die Bevölkerung ein bleibendes dankbares Andenken. Im Jahre 1802 wurde er zum Gouverneur der 13. Militärdivision, 1804 zum Offizier der Ehrenlegion ernannt und 1807 ging er unter Junot nach Portugal und ward Gouverneur von Lissabon. Nach der Räumung Portugals 1808 ward er nach Spanien versetzt und daselbst von Napoleon zum Grafen erhoben. Den russischen Feldzug von 1812 machte er in dem Armeecorps des Marschalls Mortier mit, wurde später Gouverneur des Schlosses von Compiegne, verlor aber diese Stelle während der Restauration, wofür er eine Pension von 15,000 Fr., den Ludwigsorden und den Befehl über einen Theil der Truppen zu Toulouse erhielt. Nach der Landung Napoleons von Elba, wandte er sich diesem wieder zu und ließ den Commissär der Bourbons verhaften. Napoleon machte ihn darauf zum Gouverneur mehrerer Divisionen des Westens, zum Kammerherrn und Pair von Frankreich. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons ward sein Name deshalb auf die Liste derjenigen Offiziere gesetzt, die criminell verfolgt werden sollten. Das Kriegsgericht erklärte sich jedoch für incompetent in seiner Sache, weil sein Name in der Anklageacte „de Laborde" lautete, die Identität seiner Person also zweifelhaft sei. So blieb seine Sache unter den vielen Verfolgungen liegen und er lebte seitdem unangefochten in stiller Zurückgezogenheit. Er starb am 20. Oct. 1842.

Delacroix, Eugène, französischer Historienmaler Stifter und Hauptrepräsentant der sogenannten romantischen Schule, welche der David'schen entgegentretend das

Frappante und Ungewöhnliche in der Natur und im Leben zur vornehmsten Aufgabe ihrer Darstellung macht, das Verständige und einfach Ergreifende aus dem Gebiete der Kunst verweist und daher nur allzusehr dem Fantastischen, der Neigung zum Gräßlichen, der Regellosigkeit und der Willkür in der Zeichnung und im Colorit verfallen ist. D. wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts geboren und war ein Schüler Géricaults, trat aber bald in der angegebenen Weise selbständig auf. Großes Aufsehen machte zuerst 1824 sein „Blutbad auf Skio", dem schnell andere ähnliche Darstellungen folgten, unter denen besonders das 1828 ausgestellte Bild „Sardanapal", der auf dem Scheiterhaufen in einem reichen Bette liegend, Frauen, Pagen, Hunde und Pferde erwürgen läßt, bei aller Großartigkeit sich durch die ganze Bizarrerie dieser Schule auszeichnet. Doch weiß der Künstler auch durch große Einfachheit zu wirken, wie z. B. sein „Christus am Oelberge" beweist. Andere berühmte Arbeiten D.'s sind: Der Tod des Bischofs von Lüttich, Athalie, die souvenirs de Géricault, der Tod des Dogen Marino Falieri, Virgil und Dante, Karl V. im Escurial, der gefangene Chillon nach Byron, die sich sämmtlich durch glänzendes und kräftiges Colorit, durch geschichtliche Treue, phantasiereiche und energische Composition, durch charakteristischen Ausdruck, aber auch durch mangelhafte Zeichnung auszeichnen. Seine Zeichnungen zu Göthes Faust, die er in 17 lithographirten Blättern herausgab, tragen zwar nichts Unnatürliches und Geziertes an sich, haben aber auch keine schönen idealen Formen und zugleich die unrichtigste und willkürlichste Zeichnung. Im Jahre 1843 gab D. neun Blätter Illustrationen zu Hamlet heraus.

Delambre, Jean Baptiste Joseph, Chevalier, geb. den 19. Sept. 1749 zu Amiens, gest. den 19. Aug. 1822, ein franz. Astronom, studirte anfangs Sprachen und Mathematik, widmete sich aber später ganz dem Studium der Astronomie. Durch seine berühmten Tabellen über den Planeten Uranus, über Saturn und Jupiter, welche von der Akademie der Wissenschaften gekrönt wurden, und durch welche er Mitglied der Akademie ward, verbreitete sich sein Ruhm schnell, so daß er mit Mechain beauftragt wurde, den Meridian von Dünkirchen bis Barcelona zu messen, was zur Bestimmung des Urmaßes, des Metre dienen sollte, wodurch man aber die Vermessung des Landes selbst erreichen wollte. Er beschrieb sie in seiner „Base du système métrique etc." (3 Bde., Par. 1806—14), 4). Während der Schreckensherrschaft wurden auch diese Vermessungen unterbrochen und D. gleich Borda, Laplace, Lavoisier u. A. seiner gemäßigten Gesinnungen wegen von der Commission der neuern Maße ausgeschlossen. D. hielt sich in dieser Zeit in ängstlicher Zurückgezogenheit, ward unter der Directorialregierung wieder angestellt und erhielt die Erlaubniß die Gradmessung fortzusetzen, die er 1799, nicht ohne viele Beschwerden und selbst Gefahren, vollendete. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn darauf 1801 zu ihrem beständigen Secretär, und außerdem wurde er vom Kaiser 1802 zum Generalinspector der Studien zum Mitgliede des Conseils für den öffentlichen Unterricht ernannt. Außer den genannten sind die wichtigsten seiner Werke: „Traité complet d'astronomie théor. et prat." (3 Bde., Paris 1814, 4); „Abrégé de l'astronomie" (ebend. 1813); „Histoire de l'astronomie ancienne" (2 Bde., ebend. 1817, 4); „Histoire de l'astronomie du moyen âge" (ebend. 1819, 4); „Histoire de l'astronomie moderne" (2 Bde., ebend. 1822, 4); „Histoire de l'astronomie du 18 siècle" (2 Bde., ebend. 1823, 4); doch haben die letztgenannten geschichtlichen Werke nur wenig Werth. Als Secretär des Instituts sprach er in seinen sogenannten „Eloges" einen Tadel gegen seine ehemaligen Collegen, wie Delisle, Bossut u. A. auf eine Weise aus, die nicht gebilligt werden kann, da er mehr den Charakter dieser Männer als die Wissenschaft betraf.

Delaroche, Paul, ein hochgefeierter Historienmaler der neuern französischen Schule, geb. am 27. Juli 1797 zu Paris, entwickelte unter der Anleitung des Malers Le Gros frühzeitig sein bedeutendes Talent. Als er 1817 vergeblich um den landschaftlichen Preis gerungen hatte, wurde er aber an sich selbst so irre, daß er schon den Gedanken faßte, die Kunst ganz aufzugeben und sich dem Kanzleiwesen zu widmen. Nur mit Widerwillen verfolgte er die eingeschlagene Bahn, warf sich aber jetzt auf die Historienmalerei und gelangte

hier bald zu den glänzendsten Erfolgen. Die allgemeine Aufmerksamkeit erregte er zuerst 1822 durch seinen „Joas", der als Kind aus der Mitte der Todten gerettet wird, ein Bild von wahrhaft dramatischer Wirkung jetzt in Luxemburg aufgestellt. Darauf folgten Jeanne d'Arc, der Tod des Hannibal Caracci, Richelieu mit Cinq Mars die Rhone hinauf fahrend (1833), die Hinrichtung der Johanna Gray, Anna von Bolein, der heilige Vincenz von Paula vor dem Hofe Ludwigs XIII. predigend (1834), der Tod Mazarins, und die Ermordung des Herzogs von Guise im Schlosse von Blois (1835). In allen diesen Bildern wußte D. die feinste psychologische Charakteristik mit der glücklichsten und kräftigsten Realität zu verbinden und seinen Darstellungen die ansprechendste und wirksamste Wärme des Lebens zu geben, wobei ihm seine große Meisterschaft in der Benutzung der Farben und des Helldunkels ausgezeichnet unterstützte. Im Jahre 1834 erhielt D. den Auftrag die Kirche der heiligen Magdalena zu Paris mit einer Reihe großer Freskogemälde aus der Legende dieser Heiligen zu schmücken. Er reiste daher nach Italien, um die alten italienischen Meister und besonders die Freskomalerei zu studiren. Die Ausführung jener Fresken zerschlug sich, aber die in Italien gemachten Studien zeigten sich bei den späteren Productionen des Meisters von dem größten Einfluß. Er suchte die Einfalt und Strenge jener alten Meister, besonders des Fiesole, mit den Erfahrungen einer gereiften Kunst zu verschmelzen und seine neueren Leistungen zeigen, wie sehr ihm dies gelungen ist. Die Fehler der neu französischen Schule finden sich bei ihm gar nicht oder nur im geringen Maaße, daher sind auch seine Darstellungen der heiligen Amalie und der heiligen Cecilie als ausgezeichnet zu nennen. Noch erwähnen wir als vorzüglich gelungene Werke von ihm: den Tod des Duranti im Louvre; Cromwell und die beiden jungen Prinzen; das kranke Mädchen von Orleans; die Kinder Eduards im Thurme zu London; eine Schreckensscene der Bartholomäusnacht ꝛc. Die Mehrzahl seiner Werke ist durch die vorzüglichsten Kupferstecher Frankreichs gestochen und in dieser Weise allgemein verbreitet. D. ist mit einer Tochter des berühmten Malers Horace Vernet verheirathet und seit 1832 Mitglied des Institus. — Sein älterer Bruder, Jules D., ist ebenfalls ein geschätzter, doch von Paul überstrahlter Historienmaler und Ritter der Ehrenlegion.

Delatores hießen in der römischen Kaiserzeit diejenigen Ankläger, welche aus unlauteren Absichten, namentlich um ihres Privatvortheils willen, Vergehen anzeigten, sowie diejenigen, welche falsche Beschuldigungen vorbrachten, überhaupt aber alle Ankläger, welche vom Anklagen ein förmliches Gewerbe machten. Schon unter Augustus gab es solche Menschen; unter Tiberius, Caligula und Domitian, die dieses Treiben durch Belohnungen begünstigten, übten die D. eine wahrhaft furchtbare Gewalt aus. Bessere Kaiser wie Titus, Nerva und Trajan bestraften falsche Anklagen sehr hart, selbst mit dem Tode; dennoch waren in späteren Zeiten noch strengere Verordnungen dagegen nöthig.

Delavigne, Jean François Casimir, französischer Dichter, ist am 16. März 1794 zu Havre geboren. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich auf der Schule aus durch Arbeitsamkeit, durch Sinnigkeit und geistige Ueberlegenheit. Seine poetische Laufbahn begann er als zwölfjähriger Knabe mit einer Satire und feierte später die Geburt des Königs von Rom mit einer Dithyrambe welche durch Pracht des Styles und Kraft und Anmuth der Gedanken sich vor andern Gedichten, die denselben Gegenstand behandelten, auszeichnete. Fünf Jahre später, als die Regimenter der Alliance in den Straßen von Paris bivouakirten, sang D. die „Messenienne" von Waterloo, ein Lied des patriotischen Schmerzes voll großherziger Gesinnungen über die Ohnmacht Frankreichs und über die Härte des Schicksals, von dem ein großes starkes Volk in den Staub getreten werde. Mehrere Messeniennen (2 Bde., Par. 1824 u. A.) folgten der erstern, sie sind aber nicht so beliebt geworden wie die erste, weil die Zustände sich verändert hatten. Durch seine Messeniennen war indessen D. der Dichter des Vaterlandes geworden; die gebildete Jugend erwählte ihn damals zu ihrem Haupte und überschüttete ihn in der Kraft seines Lebens mit allen Ehren und Uebertreibungen der Apotheose. Von der Elegie und Poesie, der er sich anfänglich ausschließlich gewidmet hatte, ging D. allmälig zur dramatischen Dichtkunst über. Er schrieb die „Si-

cilianische Vesper", welche vom Theater français zurückgewiesen, im Odeon 1819 mit dem wunderbarsten Erfolge dargestellt wurde; die erste Neugier zu befriedigen reichten kaum hundert Vorstellungen hin. Dieses Stück ist noch ganz in dem Geiste und Geschmacke des sogenannten Classicismus geschrieben, doch hatte es das Eigenthümliche, daß sein Styl, seine Sprache, seine Bühnentechnik sich auf das Glänzendste hervorthaten. Hierauf folgten „die Schauspieler" und „der Paria", „die Schule der Alten", „die Prinzessin Aurelia" und „Marino Falieri". Die großen Tage des Juli 1830 begeisterten ihn zu der „Pariser Woche", der „Parisienne", dem „Hund des Louvre" u. s. w., Gedichten, in denen er der Gesinnung treu blieb, die er in den „Messeniennen" dargelegt hatte. Bis zur Julirevolution war D.'s Leben ein langer Triumph; der stürmische Beifall einer Menge, die ihn vergötterte, erhob jedes seiner Werke auf den Schild, und die furchtsame Kritik wagte kaum mitten unter dem rauschenden Lobe, das den Namen des Dichters feierte, ihre Stimme zu erheben. D. war mit dem Wohlwollen und dem besondern Schutze des Herzogs von Orleans beehrt worden; dieser Fürst hatte ihm zu einer Zeit sein Haus geöffnet, wo sich der unabhängige Schriftsteller keiner Gunst des Ministeriums zu erfreuen hatte. D. ward des Herzogs Bibliothekar 1823. Als aber der Herzog von Orleans auf den Thron stieg, entließ er seinen Bibliothekar und entzog ihm die königliche Gnade. Seitdem blieb D. ein unabhängiger Privatmann, nur Mitglied der Akademie, die ihn 1824 in ihren Verein genommen hat. Von seinen Dichtungen erschienen jetzt „Ludwig XI." (1832), den er nach dem mittelalterlichen Geschmacke bearbeitete, und worin er einen weiteren Schritt vorwärts in die Gebiete des Romanticismus that; die „Kinder Eduards" (Les enfants d'Edouard, 1833), „Eine Familie zu Luthers Zeit", und „Don Juan d'Austria oder der Beruf," in fünf Acten (Par. 1836), „die Popularität (1839) und ein Operntext „Charles VI.", den er mit seinem Bruder, Germain D., einem gewandten Vaudevillisten, ausarbeitete; und der von Halevy (1843) componirt wurde. Er starb auf einer Reise nach Montpellier, die er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm, in der Nacht vom 11. zum 12. Dec. 1843 zu Lyon. Man hat D. den Dichter des Philisterthums genannt und zu läugnen ist nicht, daß es ihm an Erhabenheit der Gedanken, an wahrer Poesie fehlt, daß seinen dramatischen Schöpfungen jene historische und philosophische Vorbildung mangelt, aus den ihnen erst das geistige Leben erwachsen kann: wie z. B. „Don Juan d'Austria" und „Eine Familie aus Luthers Zeit"; doch findet man bei D. eine außerordentliche Wärme und Innigkeit des Gefühls, Kraft und Reinheit des Ausdrucks und eine naturgemäße Verwickelung und Entwickelung der einzelnen Begebnisse. Er arbeitete langsam und besonnen, wußte das ganze Gedicht auswendig, ehe er ein Wort niederschrieb und besserte unermüdlich, bis ihm das Kunstwerk reif erschien.

Delaware, der kleinste der nordamerikanischen Freistaaten zwischen Maryland, dem atlantischen Oceane, Pennsylvanien und dem Flusse Delaware, beträgt 97 □M. mit 80,000 Bewohnern. Im Norden ist der Boden hügelig, auf den übrigen Theilen sumpfig und niedrig. Das Clima ist zwar mild, aber ungesund, besonders im Süden wegen der daselbst befindlichen oft sehr ausgedehnten Sümpfe, von denen z. B. der Cypreßswamp 50,000 Acres bedeckt. Die südlichen Niederungen sind noch reich an Waldungen, während der mittlere Theil des Landes zum Theil ausgeholzt und größtentheils angebaut ist. Eine große Menge kleiner Flüsse und Creeks, welche sich theils in den D., theils in den gleichnamigen Busen, theils in die Chesapeakbai und in den Ocean ergießen, bewässern den Staat; die bedeutendsten sind der D., der Brandywine, Christiana-Creek, Duck, Mispillion, Cedar und Indiana-Creek, die theils schiffbar sind, theils eine Menge Mühlen treiben. Die Einwohner ernähren sich besonders durch Landbau, der aber sehr nachlässig betrieben wird, Viehzucht und Fischerei, die in den Flüssen und an den Küsten sehr bedeutend ist. Die Verfassung des Staats ist demokratisch. Die Regierung besteht aus einem Senat von 9, einem Hause der Repräsentanten von 21 Mitgliedern, und einem Gouverneur, der seine Stelle 3 Jahre behält und erst nach Verlauf von 3 Jahren wieder gewählt werden kann. Seine jährliche Besoldung beträgt 1333⅓ Dollars. Im Jahre 1842

betrug die Einnahme des Staats 33,899, die Ausgabe 27,424 Dollars. Der Schulfonds beträgt 183,000 Dollars. Der Staat hat keine Schulden. Er wird in 3 Grafschaften getheilt, Kent, Newcastle und Sussex. Hauptstadt ist Dover mit 1000 Einw. andere bedeutende Städte sind, Wilmington mit 8367, und Newcastle mit 2740 Einw. Die Colonie von D. wurde, wie die von Newjersey, 1628 von Schweden und Finnländern gegründet (in Newcastle steht noch jetzt die alte zuerst erbaute Schwedenkirche). Die Schweden traten die Colonie an die Holländer ab und von diesen kam sie an die Engländer. König Karl II. schenkte D. sammt Pennsylvanien 1682 an William Penn. Im Jahr 1701 wurde D. von Pennsylvanien getrennt und erhielt seine eigene Verfassung. Mit der Unabhängigkeitsacte von 1776 erhielt D. eine neue Verfassung, welche 1792 nochmals abgeändert wurde. Der Fluß D. entspringt in New-York, trennt dasselbe von Pennsylvanien, und weiterhin Pennsylvanien von New-Jersey, nimmt mehrere andere Flüsse auf und strömt nach einem Laufe von 60 Milen in die Delawarebai aus; er ist bis Philadelphia 120 engl. Meilen weit schiffbar. Bei Trenton bildet er mehrere Wasserfälle. Fluß und Staat sind nach dem Lord Delaware benannt, welcher 1610 zuerst hier landete.

Delbrück, Johann Friedrich Gottlieb, erster Erzieher des jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Prinzen von Preußen, geb. am 22. Aug. 1768 zu Magdeburg, wo sein Vater Rathsmann war, studirte zu Halle Theologie und erhielt daselbst 1790 die philosophische Doctorwürde. In demselben Jahre wurde er Lehrer an dem damaligen Altstädter Gymnasium seiner Vaterstadt und 1792 Rector am Pädagogium Unserer lieben Frauen wo er sich durch geschickte Amtsführung auszeichnete. Durch Niemeyers Empfehlung wurde er vom damaligen König von Preußen 1800 zum Erzieher seiner beiden ältesten Prinzen erwählt und erwarb sich bald das Zutrauen der königlichen Eltern in dem Maße, daß ihm gestattet wurde, die Erziehung der Prinzen ganz nach seiner Ansicht zu leiten. Im Jahr 1809, wo der König die fernere Ausbildung des Kronprinzen Ancillons Händen übergab, ward D. mit den Titel eines Geheimen Regierungsraths und einer bedeutenden lebenslänglichen Pension, seines Verhältnisses entbunden. Die nächsten Jahre brachte D. auf Reisen im südlichen Deutschland, der Schweiz, Italien und Frankreich zu und kehrte erst 1813 nach Berlin zurück, wo er besonders als einer der Vorsteher der Luisenstiftung thätig war. Nachdem er mehrere Anstellungen im Staatsdienste abgelehnt hatte, nahm er 1817 die Superintendentur und das Pastorat zu Zeitz an. Hier brachte ihn sein Eifer bei der Einführung der preußischen Hofkirchenagende, sowie sein Streben, die Privatbeichte statt der Allgemeinen wieder einzuführen in manche Unannehmlichkeiten. Er starb, nachdem er in den letzten Jahren sehr leidend gewesen war, am 4. Juli 1830. Die königliche Familie und namentlich der jetzige König, welcher fortwährend an D.'s Verhältnissen den lebhaftesten Antheil genommen hatte, bezeugte denselben auch bei seinem Tode und ehrte sein Andenken durch ein sinnreiches Denkmal auf dem Gottesacker zu Zeitz. Von 1815 bis 1823 lebte er in einer glücklichen Ehe und hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Seine Schriften sind von wenig Bedeutung. — Johann Friedrich Ferdinand D., des Vorigen Bruder, geboren am 12. April 1772 zu Magdeburg, studirte in Halle vorzugsweise Philologie, ward dann Hauslehrer in Hamburg und hatte dort das besondere Glück mit Klopstock in ein näheres Verhältniß zu treten. Im Jahre 1797 ward er am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin als Lehrer angestellt, 1808 zum Regierungs- und Schulrath in Königsberg ernannt und zugleich zum Professor der Beredtsamkeit daselbst. Im J. 1816 kam er als Regierungs- und Schulrath nach Düsseldorf und ward 1818 Professor der schönen Literatur in Bonn. Seine Schriften zeichnen sich sämmtlich durch eine durchgebildete Form und wissenschaftliche Gediegenheit aus. Er schrieb: „Lyrische Gedichte" (Berl. 1800); „Ein Gastmahl" (Berl. 1809); „Socrates" (Köln 1816); „Platon" (Bonn 1819); „Christenthum, Betrachtungen und Untersuchungen" (3 Bde., Bonn 1822—27); „Vertheidigung der Bürgertugend Platons gegen Niebuhr" (Bonn 1829); „Xenophon, zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre" (Bonn 1828); „Der

verewigte Schleiermacher, ein Beitrag zur gerechten Würdigung desselben" (Bonn 1837) u. m. A. — Gottlieb D., der jüngste Bruder des Vorigen, geboren am 2. Sept. 1777 zu Magdeburg, studirte zu Halle die Rechte und begann daselbst als Auscultator bei dem damaligen Universitätsgerichte seine amtliche Laufbahn. Im Jahre 1800 wurde er Justizcommissarius am Obergerichte der Provinz zu Magdeburg und 1802 zugleich Criminalrath bei demselben. Während der westphälischen Regierung war er Rechtsanwalt bei dem Civiltribunale erster Instanz zu Magdeburg, ward 1807 Syndicus des Domcapitels daselbst und hatte nach dessen Aufhebung die Verwaltung der Güter der sämmtlichen aufgehobenen Stifter zu Magdeburg zu besorgen. Im Jahre 1816 wurde er Regierungsrath und Justitiar, 1826 geheimer Regierungsrath und 1830 mit dem Titel eines geheimen Oberregierungsraths erst außerordentlicher regierender Bevollmächtigter und 1831 Curator der Universität Halle. Bei aller strengen Rechtlichkeit und ängstlichen Gewissenhaftigkeit womit er die Pflichten seines schwierigen Amtes ausübte, wußte er doch die akademische Selbständigkeit zu achten, weshalb sein am 2. Sept. 1842 erfolgter Tod schmerzlich empfunden wurde.

Delcredere (franz. décroire oder ducroire; engl. guaranty, delcredere; ital. del credere) heißt in der Kaufmannssprache, die Gewährleistung für eine übernommene Bürgschaft oder die Verbindlichkeit, die ein Commissionär für die Zahlungsfähigkeit eines Andern, mit dem er contrahirte, gegen seinen Committenten so auf sich nimmt, daß er diesem für das richtige Eingehen der Gelder haftet (del credere stehen). Dann bezeichnet man auch dadurch die Gebühr, welche außer der Verkaufsprovision für diese Garantie besonders angerechnet wird. Der Delcrederesatz ist nach der Dauer und Größe der Verkaufsgefahr bald ein höherer (besonders wenn die Waaren nach entfernten überseeischen Plätzen verkauft werden), bald ein niederer; bei Waarengeschäften gewöhnlich 1 bis 2% zuweilen auch 3% und mehr. Wenn man an Jemanden Waaren zum Verkauf einsendet, so steht es gewöhnlich dem Committenten frei, ob er die Verkaufsgefahr auf sich nehmen oder sie dem Commissionär übertragen will und beide Parteien haben sich darüber zu verständigen. Im Wechselgeschäft kommt das D. meistens in starken Handelskrisen vor, wenn Retouren in langer Sicht gefordert werden, für deren Eingang oder Zahlung der Girant (Commissionär) gut stehen soll. Doch muß zuvor der Commissionär die Einwilligung seines Comittenten einholen, wenn er nicht D. stehen will; erhält er sie, so kann er die Wechsel, die er anzuschaffen hat, vom Verkäufer sogleich an die Ordre seines Comittenten stellen, indem er darin anführen läßt, daß er, der Commissionär den Werth gegeben hat, oder was üblicher ist, sie an seinen Comittenten mit der Bemerkung indossirt, für mich an die Ordre ꝛc. Werth in Rechnung ohne mein D., oder ohne meine Garantie, oder ohne mein Obligo. Dadurch entgeht er jedem Regreß. Die Gebühr für das D. beträgt bei Wechselgeschäften sowie bei Assecuranzbesorgungen $^1/_4$ bis $^1/_2$%.

Delegation heißt so viel wie Provinz oder Distrikt in dem lombardisch-venetianischen Königreiche und Kirchenstaate, was in dem übrigen österreichischen Staaten Kreisamt ist, und besteht aus einem Delegaten (dem die Verwaltung der D. obliegt) einem Vicedelegaten und Adjuncten. — In privatrechtlicher Hinsicht ist D. die Aufhebung des bestehenden Schuldenverhältnisses zwischen dem bisherigen Schuldner und Gläubiger, wodurch der Schuldner (delegans) einen Dritten (delegatum) mit dessen und des Gläubigers (delegatarius) Zustimmung als Zahler stellt. Eine gänzliche Tilgung der Verbindlichkeiten zwischen dem alten Schuldner, wie sie durch Abtragung der Schuld herbeigeführt wird, gehört zum Wesen der D. und unterscheidet sie von der Cession, Bürgschaft und Assignation. Die D. kann aber auch auf Seiten des Gläubigers geschehen, wenn dieser (dann delegans) an seine Stelle einen andern Gläubiger (delegatarius) mit dessen und des Schuldners delegatus) Genehmigung setzt. Die rechtlichen Wirkungen der D. sind auch bei diesem Verhältniß den oben angeführten entsprechend. Die Uebertragung der Ausübung eines Amtes von einer Behörde an die andere für einen einzelnen Fall oder eine ganze Classe von Ge-

schäften; daher delegirtes Gericht. Sie geschieht entweder vom Landesherrn selbst oder einem Oberrichter.

Delessert, Benjamin, Baron, französischer Deputirter und Banquier, 1763 zu Genf geboren, ist einer von den Wenigen, welche noch übrig sind, die Antheil an den furchtbaren Ereignissen haben, von denen seit funfzig Jahren Frankreich erschüttert worden ist. Auf der Seite des Liberalismus erfuhr er in der ältern Revolution, für die er sich erklärt hatte, den Haß der Jakobiner, welche am 10. Aug. 1792 den Sieg über die gemäßigte Demokratie davon getragen hatten. Seine Stelle als Offizier in der Artillerie legte er nieder, wurde Banquier in Paris und in der Folge Gründer der neu gegründeten Bank. Er sammelte großes Vermögen, zum Theil durch zweckmäßige industrielle Speculationen, z. B. durch Anlage von Runkelrübenzucker-Fabriken, welche vorzüglich in der Zeit, als den Engländern alle Häfen verschlossen waren und der Krieg zwischen Frankreich und England sich entzündet hatte, für Frankreich von großem Nutzen waren. Napoleon ernannte ihn zum Lohne für die industriellen Mühe zum Mitgliede der Ehrenlegion und zum Commandanten einer Legion der Pariser Nationalgarde 1813. Ludwig XVIII. beschenkte ihn mit dem Offizierkreuz der Ehrenlegion, doch erklärte sich D. in den hundert Tagen für Napoleon und deswegen entsetzte ihn die Restauration seiner Functionen bei der Nationalgarde. Das Seinedepartement wählte ihn 1817 zum Deputirten, und seitdem blieb er ununterbrochen unter den Bourbons auf den Bänken der Opposition und nach der Julirevolution als Anhänger der neuen Dynastie auf Seiten des Widerstandssystems und des Doctrinarismus, in der Deputirtenkammer, er wurde sogar Vicepräsident unter dem Präsidium Perier's, Giraud de l'Ains und Dupin's bis 1834, doch 1836 und 1837 wieder auf die Wahl zum Vicepräsidenten gesetzt, erhielt er die erforderliche Zahl von Stimmen nicht. Im Jahre 1838 als die Coalition sich zum Sturze des unpopulär gewordenen reagirenden Verwaltungssystems gebildet hatte, brachte ihn die Regierungspartei wieder auf die Wahl, doch auch diesmal umsonst, die Doctrinärs verloren ihr Spiel. Er stimmte für die Dotation des Herzogs von Nemours, aber gegen die Befestigung von Paris. Im Jahre 1843 ward er nicht wieder in die Kammer gewählt. Er bewies sich fortwährend als einen Freund, Beschützer und thätigen Beförderer der Künste und Wissenschaften, war eifrig dem Studium der Botanik ergeben und ließ auf seine Kosten das Prachtwerk erscheinen „Icones selectae plantarum, quas in systemate universali ex herbariis parisiensibus, praesertim ex Lessertiano, descripsit Decandolle“ (3 Bde. Par. 1820—37, 4).

Delfico, Melchiorre, ein neapolitanischer Staatsmann und Gelehrter, geboren 1744 im Schlosse von Legnano, wohin sich seine Eltern zur Zeit des österreichischen Krieges aus Anhänglichkeit an den König Karl zurückgezogen hatten, stammt aus einer alten Familie Namens Decivitella, von Teramo in den Abruzzen und genoß in der Jugend den Unterricht ausgezeichneter Lehrer. Nach vollendeten Studien machte er Reisen durch die Provinzen des Königsreichs und begann seine literarische Thätigkeit 1774 mit einem philosophischen Versuch über die Ehe. Die Stelle eines Militärassessors in der Provinz Teramo, die er 1784 erhielt, gab er bald wieder auf, ging 1788 nach Pavia, dann nach Mailand, Piemont und Genua und hielt sich, als die Revolutionsstürme über sein Vaterland hereinbrachen, theils in Rom, theils in Florenz und andern Städten Toscanas auf. Später kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde in eine antimonarchische Verschwörung verwickelt, deshalb 1798 verhaftet und erhielt erst nach der französischen Invasion seine Freiheit wieder. Er wurde jetzt zum Mitglied des gesetzgebenden Körpers, später in das Directorium der parthenopäischen Republik gewählt, lehnte aber beide Aemter ab und arbeitete nur in dem für die Regulirung der Verwaltung seiner Provinz eingesetzten Conseil. Während der Schreckenszeit in seinem Vaterlande wählte er ein freiwilliges Exil und fand in der Republik San-Marino eine Freistätte. Aus Erkenntlichkeit für die daselbst empfangenen Wohlthaten verfaßte er hier die „Memorie storiche della reppublica di San-Marino“ (1804); auch schrieb er hier die geistreiche „Memorie sulla libertà del commercio“

(1803). Im Jahre 1806 wurde er nach Neapel zurückberufen, nahm aber nur ungern die ihm angebotene Stelle im Staatsrathe an. Im Jahre 1813 legte er sie in Folge einer starken Körperverletzung nieder. Nach der Wiederherstellung des bourbonischen Thrones ernannte ihn der König zum Präsidenten der Generalcommission der Archive des Königreichs und gab ihn als Pension seinen Gehalt als Staatsrath. Im Jahre 1820 wurde er zum Präsidenten der provisorischen Regierungsjunta ernannt und von seiner Provinz zum Parlamentsdeputirten gewählt; doch schon nach 3 Monaten erhielt er seiner vorgerückten Jahre wegen die Erlaubniß sich nach Toscana zurückzuziehen. Als sein Freund Graf Zucoli in Anklagestand versetzt wurde, vertheidigte er ihn in seinem „Discorso in difesa de' ministri"; auch erhielten viele Beamte durch seine Vermittelung ihre verlorenen Stellen zurück. Er starb am 21. Juli 1835 in Teramo, nachdem er bis an seinen Tod für das Gemeinwohl thätig gewesen war. Seine berühmte Sammlung von Werken aus den ersten Jahrhunderten der Buchdruckerkunst wurde der bourbonischen Bibliothek einverleibt. Außer den angeführten Schriften erwähnen wir noch die „Pensieri sopra alcuni articoli relativi all' organisazione de' tribunale" (Forli 1806, Neapel 1809 und 14); „Nuove richerche sul bello" (Neapel 1818) und „Dell' antica numismatica della cità d'Atri nel Piceno con un discorso preliminare sulle origini italiche" (Teramo 1824; neue verb. Aufl., Neapel 1826). Als Mitglied der Accademia Ercolanese lieferte er seit 1807 mehrere treffliche Abhandlungen in deren Acten.

Delft, eine freundliche, jetzt aber ziemlich öde Stadt im Bezirk Rotterdam des niederländischen Gouvernements Südholland am Flüßchen Schie, von vielen Kanälen durchschnitten und durch einen derselben mit Haag verbunden, ist ziemlich regelmäßig in Form eines Vierecks gebaut und hat 16,000 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der Prinzenhof, worin 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerard erschossen wurde, jetzt Kaserne; das große 1618 erbaute Rathhaus mit vielen ausgezeichneten Gemälden; das Zeughaus, die alte Kirche mit den Denkmälern der Admirale Tromp und Peter Hein und des Naturforschers Leeuwenhoek; die neue Kirche mit einem berühmten aus ungefähr 500 Glocken bestehenden Glockenspiele und einen 300 Fuß hohen Thurme, sowie mit mehreren Mausoleen, namentlich denen des Hugo Grotius und des Prinzen Wilhelm, endlich die Kirche der Jesuiten. D. hat eine Artillerie-, Ingenieur- und Marineschule, Fabriken für Tuch, Decken, Tapeten, Artilleriegeräthe, Gewehre, mehrere Fayence- und Steingutfabriken, die das bekannte Delfter Porzellan liefern, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien 2c. Auch die hier gefertigten mathematischen und physikalischen Instrumente sind berühmt und mit den genannten Produkten treibt die Stadt einen lebhaften Handel. Die Umgebungen der Stadt sind äußerst freundlich und zahlreiche Windmühlen und Gartenhäuser zieren dieselben. D. wurde im 11. Jahrh. (1071) von dem lothringschen Herzog Gottfried dem Buckeligen erbaut und kam später in den Besitz der Grafen von Holland, die es durch eigene Kastellane verwalten ließen. In den Jahren 1536, 1654 und 1742 wurde es durch große Brände heimgesucht, aber stets schöner und regelmäßiger wieder aufgebaut. Als die französische Republik sich Hollands bemächtigte und daraus eine batavische Republik schuf, wurde D. die Hauptstadt eines Departements gleiches Namens. Mit D. durch einen Kanal verbunden ist Delftshaven, ein Marktflecken an der Maas mit 3000 E., welche ansehnlichen Herings- und Stockfischfang betreiben.

Delhi, eine Stadt in Hindostan in der zur Präsidenschaft Calcutta gehörenden Provinz gleichen Namens (1670 □M. mit 8 Mill. E.) nach ihrem Erbauer dem Schah Dschehan auch Schah-Dschehanabad genannt, einst die Hauptstadt des großen mongolischen Reichs in Indien und noch jetzt der Sitz der alten Herrscherfamilie, so wie eines britischen Residenten, liegt auf einer felsigen Hügelkette am Dschumna, über welchen hier eine steinerne Brücke führt. Man unterscheidet das alte und das neue D. Von dem alten D. der Hindustadt oder der Residenz braminischer einheimischer Radschahs, das vor dem Einfall der Muhamedaner den Namen Indraprastha führte, sieht man jetzt nur über weite Flächen zerstreute mächtige Schutthügel und Ruinen, welche das neue D., die Mongolen-

stadt, umschließen. Aber auch das neue D. liegt in Folge der vielen Verwüstungen, die es im Laufe der Zeit erfahren, größtentheils in Trümmern. 9/10 des Raums, den das alte und neue D. eingenommen hat, ist mit Ruinen von Moscheen, Grabmälern, Pallästen, Sternwarten, Lusthäusern, Bädern, Serails rc. auf mehr als 1 QM. bedeckt und die Menge und die Pracht der Ueberreste dieser Gebäude zeigt wie groß die Pracht D.'s zur Zeit seines Glanzes gewesen sein muß. Trotz des Verfalls ist das heutige D. immer noch eine bedeutende Stadt, die besonders seit der britischen Herrschaft sich zu erholen anfängt und noch immer ein wichtiger Mittelpunct der Industrie und des Handels und der Sitz vieler Reichen und Großen des Landes ist. Der Anblick von D. ist überraschend; Kuppeln und Moscheen und in der Mitte der kaiserliche Pallast, der einem Berge von rothem Granit ähnlich sieht, erscheinen zwischen Massen von Bäumen; die einst prachtvollen Gärten von Schahlimar (Kaisergärten) mit ihren Cypressenalleen, ihren Springbrunnen, Rosenhainen und dem Schatten ihrer dunklen Cedern liegen jetzt fast wüst und zwischen den Ruinen erheben sich die Palläste der christlichen Herren des Landes. Die Straßen von D. sind meist sehr eng, winkelig und krumm, mit Ausnahme von zweien und vorzüglich der Hauptstraße von Tschandy-Tschoke, einer der schönsten und breitesten in Indien, in deren Mitte ein von hohen Bäumen beschatteter Kanal fließt, der D. mit Trinkwasser versieht. Er erhält sein Wasser von der schon vor langer Zeit angelegten, später verfallenen und in der neuesten Zeit von den Briten wieder hergestellten großen Wasserleitung, die von der Dschumna, an der Stelle wo dieser Fluß aus dem Gebirge tritt, etwa 26 engl. Meilen oberhalb D. ausgeht. Eine ungeheure Menge von Menschen, Kameelen, Wagen, Pferden, bewegen sich in dieser Straße auf und ab. Unter der großen Anzahl von Moscheen mit hohen Minarets und vergoldeten Kuppeln ragt die Dschumnamoschee über alle hervor, der schönste muhamedanische Tempel in Ostindien, durchaus von rothem Granit erbaut und mit weißem Marmor ausgelegt. Sie erhebt sich auf einer felsigen Anhöhe und vor derselben befindet sich, ein mit einer schönen Säulenhalle umgebener Vorhof, von dem aus man die ganze Stadt übersehen kann. Der Residenzpallast der vormaligen Großmogule (Dauri-Serai) ist ein Gebäude von ungeheurem Umfange, es umschließt große Gärten, Moscheen und Bäder und wird noch jetzt von dem Schattenkaiser und von seiner auf ungefähr 20,000 Seelen sich belaufenden Familie bewohnt. Die Citadelle und viele ehedem weltberühmte Palläste von Nabobs und Khans, welche hier residirten, sind gefallen. Sehenswerth sind die großen Bazars, ferner ein Zeughaus, ein Collegium, eine prächtige Sternwarte (1724 von Mohammed Schah für den astronomischen Radschah Dschayasingha erbaut) ein Jesuitenkloster und zierliche Fleischbänke am Fluß. Die Einwohnerzahl schätzt man noch jetzt auf 200,000, zur Zeit ihres Glanzes soll sie 2 Mill. betragen haben. Die hiesigen Baumwollen-, Indigo-, Zucker-, Tabacks-, Waffen-, besonders aber die Bijouteriefabriken sind immer noch ziemlich blühend und der Handel mit Bengalen, Kaschmir, Kabul, Kandahar und andern Ländern nicht unbedeutend; besonders soll in der neuern Zeit ein lebhafter Verkehr in Kaschmirschawls bestehen, die gewöhnlich blos einfach gewirkt nach D. hinkommen und theils hier mit Kanten benähet theils mit Silber oder mit Gold gestickt werden, worauf sie den Namen Delhischawls erhalten. D. soll nach den indischen Sagen von dem Radschah Dehlih gegründet worden sein und heißt in dem „Mahabharata" Indraprastha, die Residenz der Pandus oder der Sonnenkinder, deren Reich als das Hauptreich Indiens dargestellt wird, die Schilderungen von der Pracht und dem ehemaligen Reichthume D.'s grenzen an's Fabelhafte. Nach der Sage waren die Straßen mit Gold gepflastert und mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Bazars voll Kostbarkeiten und der Pallast der Pandus strahlte von Diamanten und andern Edelsteinen. Mit der Herrschaft der Pandus erlosch auch die Größe und der Glanz des alten D. Auf seinen Ruinen erhob sich eine neue Stadt, welche Delu, der sich um 300 v. Chr. zum Fürsten aufwarf, zu seiner Residenz erwählte. Lange Zeit herrschten indische Fürsten in D. und galten als Schutzherren des heiligen Wallfahrtsorts Jahnesur. Im J. 1011 wurde D. vom Sultan Mahmud von Ghisni erstürmt und geplündert und das Land eine Provinz des Gasnavidenreichs unter eigenen Radschah's, die sich allmählig von demselben

wieder losrissen. Daher drang 1191 der ghuridische Sultan Muhamed abermals nach D. vor, besiegte nach hartnäckigem Kampfe den Fürsten von D., eroberte die Stadt und setzte in ihr einen ihm zinsbaren Radschah ein. Aber kaum hatte er Indien verlassen, so stürzte der ghuridische Gouverneur Kulbud Eddin Aibek den indischen Fürsten, machte D. zum Mittelpuncte eines noch mächtigeren Reichs, wurde von Muhameds Nachfolger 1206 anerkannt und gründete so die erste afghanische Dynastie, deren Herrscher alles Land von Pendschab bis Bengalen sich unterwarfen und deren Hof der glänzendste und prächtigste in Asien wurde. Sie ging 1288 mit Kei Kobad unter und hierauf folgte die zweite afghanische Dynastie, die der Khildschis. Der erste Khildschi war Feruze ein milder und gerechter Fürst, wurde aber 1295 von Allah Eddin, seinem Neffen, vom Throne gestürzt und ermordet. Der Thonräuber vertheidigte sein Reich mit Erfolg gegen die Angriffe der Mongolen. Unter seinem Sohne kam die dritte afghanische Dynastie mit Toghluk in dem Besitz von D. 1321, deren Herrschaft aber durch fortdauernde innere Unruhen und äußere Kriege oft erschüttert wurde, bis 1394 völlige Anarchie eintrat, die Timur 1398 benutzte, die Stadt eroberte und plünderte und sich zum König machte. Nach Timur's Abzuge nach Samarkand entstanden neue Zerrüttungen und blutige Kriege um Thron und Reich. Im J. 1450 bestieg zwar die Dynastie Lody den Thron, aber die inneren Unruhen hörten deshalb nicht auf und die Dynastie selbst wurde 1526 von Timur's Enkel, Sultan Babur, nach der Schlacht bei Paniput gestürzt, worauf Babur als erster Großmogul den eroberten Thron bestieg. Babur wählte abwechselnd D. und Agra zu seinen Residenzen; Schah Dschehan aber erbaute 1632 am westlichen Ufer der Dschumna das neue D. Nach dem Siege Nadir Schah's über den Großmogul im J. 1738 wurde die Stadt furchtbar verwüstet und geplündert; ebenso 1755 durch die Perser unter Abdalli und 1772 von den Mahratten. Durch diese wiederholten Plünderungen und Verwüstungen verlor D. seinen weltberühmten Reichthum. Als die Engländer 1802 unter Lord Lake über Sindia siegten, besetzten sie auch D., ließen zwar den Großmogul dasselbe als Residenz, stellten ihn aber unter den Schutz und die Aufsicht eines von ihnen eingesetzten Residenten. Seitdem gehört D. zu den britischen Besitzungen in Indien und ist durch die Bemühungen der Engländer den Landbau zu verbessern und den Handel zu heben, wieder zu einigem Wohlstande und Glanze gelangt.

Delille, Jacques. Dieser an Anmuth und Gefühl Thomson, an malerischer Darstellung und Wohllaut der Sprache, Virgil, und an äußerer Häßlichkeit wie in der vollendeten Verskunst seinem Hauptvorbilde Pope vergleichbare didaktische Dichter, ein Liebling seiner Nation, und auch schätzbarer prosaischer Schriftsteller, wurde zu Aigueperse in Auvergne den 28. Juni 1738 geboren. Er ging jung nach Paris, wo er sich in dem Collegium von Lisieux durch seine frühzeitig entwickelten Talente und Neigung zur Poesie auszeichnete; dann kam er in das Collegium von Amiens, wo er schon seine metrische Uebersetzung der Georgika des Virgil anfing. Er vollendete diese Arbeit in seinem 23. Jahre, feilte aber daran noch lange Zeit. Bei ihrem Erscheinen räumten ihr die Franzosen sogleich einen Platz unter den classischen Werken ein und stellten sie dem Originale gleich. D. erhielt jetzt einen Ruf nach Paris, und ward zum Professor am Collége de la Marche, später am Collége de France ernannt. Durch die günstige Aufnahme seiner Uebersetzung der Georgika ermuntert, übersetzte er später auch Virgil's Aeneide (1803). 1774 ward er in die Akademie aufgenommen. Zunächst gab er sein Lehrgedicht über die Gartenkunst, „Les Jardins“, heraus (1782), das man für das beste didaktische Gedicht der Franzosen erkannte. Er hatte vor der Revolution ein Einkommen von 30,000 Livres, wovon ihm nachher nur 600 blieben. Das Nationalinstitut wählte ihn zum Mitgliede der dritten Classe; doch er lehnte diese Ehre ab. Als er später bei einer mehr befestigten Ordnung der Dinge zum Mitgliede der zweiten Classe erwählt wurde, nahm er die Stelle an. Robespierre schonte ihn bei jeder Gelegenheit. Auf Robespierre's Wunsch dichtete D. zu der Farce der öffentlichen Anerkennung der Gottheit den „Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame“, der selbst den Wohlfahrtsausschuß erschütterte. Seitdem entfernte sich der Dichter aus Paris, und hielt sich in den Vogesen auf, wo er seine Phantasie mit den ihn umge-

benden großen Naturscenen verschwisterte. In dieser poetischen Zurückgezogenheit, wo e über die Bestimmung des Menschen, die Natur und die Poesie gebrütet hatte, dichtete e seinen „Homme des champs“, ein didaktisches Gedicht in 4 Gesängen, auch „Géorgique françaises“ genannt, ein Seitenstück zu Virgil's Werke über den Landbau, welches in eine Prachtausgabe in Basel bei Decker erschien. Auf ihn, als einen Anhänger der alten Ordnung der Dinge, hatte die Revolution einen verstimmenden Eindruck gemacht, der sich auch oft in seinen spätern Gedichten verrieth, in denen öfters Empfindsamkeit und tiefe Melancholie vorwalteten. Das Unglück Frankreichs vollendete insofern den Dichter. Dies gilt besonders von dem Gedichte „Le malheur et la pitié“, in 4 Gesängen, das eine Reihe anziehender und rührender Gemälde bietet. Von Basel ging er nach London, wo er sich 1802 verheirathete. Hier übersetzte er Milton's „Verlorenes Paradies“ in 15 Monaten. Später kehrte er nach Frankreich zurück. Es erschienen hier von ihm noch sein Gedicht über die Reiche der Natur und das Gedicht „La conversation“. Alles, was er gedichtet, trug er in seinem Gedächtnisse. Er starb am 1. Mai 1813. Nach seinem Tode erschien noch von ihm „Le départ d'Eden“. Seine Werke sind öfters in Gesammtausgaben erschienen, am vollständigsten zu Paris (16 Bde., 1824—25).

Delirium bezeichnet eigentlich einen den äußeren Umständen widersprechenden Ideengang, der in dem innern Zustande des Gehirns seinen Grund hat, oder mit andern Worten, die Abweichungen der intellektuellen Functionen, also das Irresein, sowohl das mit Fieber verbundene als das Fieberlose. Mit Unrecht haben einige neue Schriftsteller sich bemüht zwischen den mit Fieber verbundenen D. in acuten Krankheiten und den Fieberlosen des Wahnsinns einen Unterschied nachzuweisen, indem sie den Namen D. nur für das Erstere angewendet wissen wollen. Denn das D. tritt im Wahnsinn ebenso häufig gegen die Störungen in der Gefühlssphäre zurück, wie das bei acuten Krankheiten gegen andere Symptome mit denen es verbunden ist. Bei beiden kann die Verletzung der psychischen Functionen universell und mehr partiell sein; bei beiden sowohl ein Uebermaß als eine Hemmung der Thätigkeit ausdrücken. Uebrigens bezeichnet man im gewöhnlichen Leben mit diesem Worte nur den vorübergehenden symptomatischen Zustand, in welchen gewöhnlich die Kranken verfallen, wenn die Krankheit sich ihrem Höhepunkte nähert, oder wenn die sogenannte Exacerbation, eine gesteigerte Thätigkeit der Krankheit, welche gewöhnlich Abends eintritt, statt findet und den Functionen der Sinneswerkzeuge und des Gehirns Eintrag thut. Man sagt dann gewöhnlich der Kranke phantasire. In schweren Nervenfiebern kann das D. oft wochenlang anhalten, ohne daß die Seele davon später leidet, wenn die körperliche Krankheit schwindet. Man unterscheidet das sanfte D., welches sich nur durch verkehrtes Sprechen und ruhige Bewegungen kund giebt, und das wilde D., in welchem der Kranke durch einen blinden, den Willen unterjochenden Trieb zu heftigen gewaltsamen Handlungen gezwungen wird. Uebrigens findet nach Form und Aeußerung auch hier wie bei allen Krankheiten eine Stufenleiter statt mit vielfältig verschiedenen, oft unter einander verbundenen Zuständen. — Das Delirium tremens, der Säuferwahnsinn oder Zitterwahnsinn, ist eine Folge des Uebermaßes im Genuß geistiger Getränke. Sie hat erst in neuerer Zeit, bei der zunehmenden Verbreitung des Branntweins und Rum's, die größere Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen und besteht in einer Störung der Geistesthätigkeiten mit Zittern der Gliedmaßen. Die Krankheit, welche bei jeder Wiederkehr gefährlicher wird, aber anfänglich meist nach einigen Tagen beendet ist, geht leicht in Gehirnentzündung über und endet dann wie auch durch Hinzutreten des Schlagflusses, tödtlich.

Delisches Problem, wird in der Mathematik die Aufgabe genannt: einen Würfel zu construiren, der dem Doppelten eines gegebenen gleich sei. Die Veranlassung dazu wird auf verschiedene Weise angegeben. Eine Sage erzählt, König Minos habe seinem Sohne Glaucus ein Grabmal errichten lassen wollen, wozu die Bauleute einen Würfel gewählt hätten, der 100 F. lang, breit und hoch gewesen sei. Minos habe das Denkmal zu klein gefunden und es doppelt so groß an körperlichem Inhalt gewünscht. So sei die Frage entstanden, wie die Seiten zweier Würfel sich verhalten, deren einer doppelt so

groß ist als der andere. Eine andere Fabel erzählt, als Athen einst mit der Pest heimgesucht wurde, habe man das Orakel zu Delos befragt, was zu thun sei, um den Zorn des Gottes zu versöhnen. „Verdoppelt den Altar!“ soll die Antwort desselben gewesen sein. Dieser war nun von genau cubischer Form, und es hatte also das Orakel die Lösung der obigen Aufgabe als Bedingung gestellt. Dies habe man gethan, gleichwohl habe die Pest nicht aufgehört und bei wiederholter Anfrage habe das Orakel erklärt, daß der Altar die Würfelform behalten müsse, und die vorgenommene Vergrößerung, bei der man dies nicht beachtet, unrichtig sei. Die Lösung der Aufgabe brachte, der Sage nach, die Einwohner, wie später die Gelehrten in große Verlegenheit. Selbst Platon, den man darum befragt, soll zu Ausreden seine Zuflucht genommen haben. Doch ist die Aufgabe älter; denn schon Hippokrates von Chios (nicht mit dem gleichnamigen Arzte zu verwechseln) beschäftigte sich mit ihr und fand, daß es nur darauf ankomme, zu zwei gegebenen Linien zwei mittlere Proportionallinien zu ziehen. Später suchten Erathosthenes, Nikomedes, Heron u. A. die Auflösung der Aufgabe, doch ohne genügenden Erfolg. Apollonius brauchte zur Auflösung die Kegelschnitte, eben so Menächmus; Nikomedes erfand zu diesem Zwecke die krumme Linie, welche er Conchoide nannte, Diokles benutzte die Cissoide ꝛc. Die von Descartes in die Geometrie eingeführte analytische Methode zeigte diese Aufgabe bald in ihrem wahren Lichte. Man sah, daß sie nur ein ganz besonderer Fall der Auflösung einer sogenannten cubischen Gleichung war, und daß sie sich durch den Durchschnitt zweier Kegelschnitte, deren einer auch ein Kreis sein kann, darstellen lasse. Descartes gebrauchte die Parabel mit dem Kreise; man kann aber auch die Hyperbel mit dem Kreise oder zwei Parabeln brauchen ꝛc. Vgl. Montucla „Histoire des recherches sur la quadrature du cercle“ (Par. 1754; neueste Aufl. 1831) und Reimer „Historia problematis de cubi duplicatione“ (Gött. 1798).

Delisle, Claude, franz. Geograph und Historiker, geb. am 5. Nov. 1644 zu Vaucouleurs, studirte die Rechte, wendete sich aber später der Geschichte zu und ward Professor derselben zu Paris. Er ward Lehrer des späteren Regenten, Herzogs von Orleans, der ihn zum Censor und zu seinem Secretär ernannte, und starb am 2. Mai 1820. Seine Hauptwerke sind der „Atlas historique et géographique“ (Par. 1718, 4.); Abrégé de l'histoire universelle“ (7 Bde., Par. 1831); herausgegeben von Lancelot; „Introduction à la géographie“ (2 Bde., Par. 1746) und „Traité de chronologie, zusammengedruckt mit Petaus „Abrégé chronologique“ (3 Bde., Par. 1730). — Sein ältester Sohn, G u i l l a u m e D., geb. d. 25. Feb. 1675 zu Paris, ward der eigentliche Begründer des geographischen Systems der Neuern. Durch seinen Vater erhielt er früh Neigung zur Erdkunde, und seine nicht unglücklichen Talente entwickelten sich unter Cassini mit dem schönsten Erfolge, so daß er früh mit dem Plane umging, dem veralteten Gebäude der Geographie ein neues und schöneres Dasein zu geben. Und dies verdanken wir ihm durch mehrere 100 Karten, die er nach einem neuen Systeme herausgab, und dazu die neuesten astronomischen Beobachtungen und Reisebeschreibungen benutzte. Im J. 1700 gab er eine Weltkarte, Karten von Europa, Asien und Afrika, einen Himmels- und einen Erdglobus von einem Fuß im Durchmesser heraus, von denen namentlich die Weltkarte, in ihrer letzten Ausgabe von 1724, die Fortschritte zeigt, welche die Geographie bis dahin gemacht hatte. Von seinem „Atlas géographique“ ist diejenige Ausgabe die geschätzteste, welche Phil. Buache (1789) besorgte. Diese und andere gediegene Arbeiten erwarben ihm 1702 eine Stelle in der französischen Akademie. Dafür, daß er Ludwig XV. in der Geographie unterrichtete, erhielt er den bis jetzt noch nicht üblichen Titel eines ersten Geographen des Königs. Sein Name stand im Auslande wie im Vaterlande gleich hoch in Ehren; selbst der Czaar Peter besuchte ihn bei seiner Anwesenheit in Paris, um sein eigenes Reich bei D. genauer kennen zu lernen. Er starb zu Paris am 5. Januar 1726. — J o s e p h N i c o l a s D., des Vorigen Bruder, geb. am 4. April 1688 zu Paris, studirte im Mazarinischen Collége vorzüglich Mathematik und Astronomie und machte sich schon 1706 durch seine Beobachtungen über die Sonnenfinsterniß bekannt. Im J. 1714 ward er von der Akademie der Wissenschaften unter ihre Eleven aufgenommen und der Regent, Herzog von Orleans, ernannte ihn zum Gehülfen des Hofastrologen Boulainvilliers. Im J. 1726 folgte er

einem Rufe der Kaiserin Katharina I. nach Petersburg, um daselbst eine astronomische Schule anzulegen, beobachtete 1740 in Sibirien den Durchgang des Mercurs durch die Sonne und durchreiste zu mehreren wissenschaftlichen Zwecken mehrere Provinzen des russischen Reichs. Er kehrte erst 1747 nach Frankreich zurück, ward Professor am königlichen Collége zu Paris und starb am 11. Sept. 1768. Zu seinen besten Schriften gehören das „Mémoire sur les nouvelles découvertes au Nord de la mer du Sud" (Par. 1752; 2. Aufl. 1753), seine unvollendet gebliebenen „Mémoires pour servir à l'histoire et au progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique" (Petersb. 1738, 4.) und sein „Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25. juin" (Par. 1748), eine vollständige Uebersicht aller ringförmigen Sonnenfinsternisse. — Simon Claude D., des Vorigen Bruder, geb. zu Paris im Dec. 1675, gest. 1726 (nach Andern schon 1708), machte sich als Historiker bekannt. — Ein anderer Bruder, Louis D., bekannter unter dem Namen Delisle de Lacroyère, folgte seinem Bruder Jos. Nicolas nach Petersburg, bereiste die Küsten des Eismeeres, Lappland und das Gouvernement Archangel, durchwanderte Sibirien, begab sich nach Kamtschatka und schiffte sich 1741 auf der Escadre des Capitän Bering ein. Er starb am 21. Oct. 1741 auf der amerikan. Insel Avatscha.

Della Maria, Domenico, ein beliebter französ. Componist, geb. 1764 zu Marseille von einer italienischen Familie, die sich daselbst niedergelassen hatte, componirte schon in seinem 18. Jahre eine große Oper, die in Marseille mit Beifall aufgeführt wurde. Er ging darauf nach Italien, bildete sich daselbst für seine Kunst besonders unter Paesiello, kehrte dann nach Frankreich zurück, und führte in Paris mehrere seiner Opern auf, welche sich durch neue Gedanken und leichten, gefälligen Gesang auszeichnen. Die vorzüglichsten derselben sind: „Il maestro di capella," „Le prisonnier" und „Opera comique," welche auch in Deutschland Beifall fanden. Er starb zu früh für die Kunst am 10. April 1800.

Delmenhorst, eine Stadt im Großherzogthum Oldenburg, an der Delme, mit 1700 E., war ehemals eine starke Festung, jetzt ist sie offen und in der neuern Zeit hat sich die Stadt vielfach verschönert; auch der Verkehr ist lebhafter geworden. Die Einwohner beschäftigen sich mit Feldbau, Viehzucht und Handel. Im Mittelalter bildete D. nebst der Umgegend eine Grafschaft. Nach der Zerstörung des Schlosses Schlutter bei Ganderkesee durch die Stedinger im J. 1230 legten mehrere Vasallen des Erzbischofs von Bremen, welche dort gewohnt hatten am Delmefluß in der Nähe einer daselbst befindlichen Mühle, einen Ort an, den sie nach dem Flusse und wegen der waldigen Umgegend Delmenhorst nannten. Graf Otto II. von Oldenburg, jüngerer Bruder des Grafen Christian III. von Oldenburg, der, mit seinen Verwandten entzweit, Oldenburg verlassen hatte, kaufte wegen seiner unaufhörlichen Fehden mit den Stedingern ansehnliche Güter in der Nähe von D. ließ sich in dem Orte nieder und erbaute 1247 die Burg zu D., welche in der Folge von ihm und seinen Nachfolgern so stark befestigt wurde, daß nach mehreren alten Chronisten D. die stärkste Festung der ganzen Gegend war. Nach Otto's II. kinderlosen Tode 1242 erbte sein Neffe Otto III. Schloß und Herrschaft D., die so an Oldenburg kam, und erhob den Ort zur Stadt. Bei der Theilung Oldenburgs 1334 erhielt Christian IV. D., das jetzt zu einer eigenen Grafschaft erhoben wurde. Graf Otto IV. ertheilte D. 1371 gewisse Freiheiten und Privilegien und bestätigte den Gebrauch des Bremer Stadtrechts. Otto V. verpfändete D. um 6000 Mark an Bremen und verschrieb es 1414 dem dasigen Erzbisthum erblich, mit der Bedingung, daß sein Sohn Nicolaus Erzbischof von Bremen würde. Nicolaus hielt den Vertrag nicht und so kam D. 1435 wieder an Oldenburg. In dem Bruderkriege zwischen Graf Gerhard und seinem Bruder Moritz wurde D. 1463 von dem letzteren hart belagert, aber mit Hülfe des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, nach der für Moritz unglücklichen Schlacht auf der Vorsteler Heide, befreit. Der Administrator des Erzbisthums Bremen, Bischof Heinrich II. von Münster, der die alten Ansprüche des Erzbisthums an die Grafschaft D. geltend machen wollte, belagerte D. 1463 mit einem zahlreichen Heere. Durch Vermittelung der Grafen von Hoya wurde zwar die Belagerung aufgehoben, aber

Graf Jacob von D. mußte seine Herrschaft von Bremen zu Lehen nehmen. Die Unsicherheit der Straßen in dem Oldenburgischen und Delmenhorstschen Gebiete und die häufigen Klagen, die deshalb von Seiten der Hansestädte Lübeck, Hamburg und Bremen an den Kaiser gelangten, bewog diesen den Bischof Heinrich von Münster den Auftrag zu geben durch Einnahme der Festung D. den landfriedensbrüchigen Unternehmungen des Grafen Gerhard, der D. im Namen seines Neffen verwaltete, ein Ziel zu setzen. So kam D. 1483 mit dem größten Theil seines Gebietes an das Bisthum Münster und blieb mit demselben vereinigt, bis Graf Anton I. von Oldenburg 1547 die Festung wieder eroberte. Münster führte wegen D. einen langwierigen Proceß mit Oldenburg, der noch fortwährte, als die Grafen von Oldenburg 1667 ausstarben und ihr Land nebst D. durch Erbschaft an Holstein überging, welches es denn auch nach entschiedenem Processe 1670 behielt und mit Dänemark vereinigte. Im J. 1772 vertauschte letzteres die Grafschaft D. an die Holstein-Gottorpsche Linie Oldenburg's und so kam D. wieder an Oldenburg.

Delolme, Jean Louis, bekannt als Staatsrechtslehrer, geb. 1740 zu Genf, studirte die Rechte, ward Advocat in seiner Vaterstadt, mußte sie aber wegen seiner Schrift: Examen des trois points de droit," verlassen, und ging nach England, wo er trotz seiner schriftstellerischen Thätigkeit so dürftig lebte, daß er von der Gesellschaft zur Unterstützung armer Gelehrter ein Geschenk annehmen mußte, um in sein Vaterland 1775 zurückkehren zu können. Er starb am 16. Juli 1806 in einem Dorfe der Schweiz. Ausgezeichnet sind folgende Werke: „Constitution de l'Angleterre, ou Etat du gouvernement anglais, comparé avec la forme républicaine et avec les autres monarchies de l'Europe", (Amsterd. 1771; zuletzt vermehrt 2 Bde., 1822) und „A parallel between the english government and the former government of Sweden," (London 1772 und öfter, deutsch 1776, und von Dahlmann, Altona 1819). Das erstgenannte Werk übersetzte er selbst ins Englische (London 1722; 4. Aufl., mit Anmerkungen von Chorte, 1784). Beide Werke haben die Tendenz, die Vorzüge der britischen Verfassung, welche aus der glücklichen Verbindung der Monarchie mit großen Freiheiten des Volks entspringen und besonders den Werth einer unabhängigen Gerichtsverfassung und eines durch Strafgesetze geregelten, durch keine Censur gehemmten Austausches der Gedanken hervorzuheben und zu erhärten. Außerdem verdienen noch Erwähnung seine „History of the flagellants or memorials of human superstition" (Lond. 1782, 4.) und Essay, containing strictures on the union of Scotland with England" (Lond. 1796, 4.).

Delorme, Philibert, nach der gewöhnlichen Annahme einer der besten französischen Architekten aus der Periode der sogenannten Renaissance, d. h. aus derjenigen Zeit, in welcher man durch die Wiederaufnahme antiker Bauformen eine Wiedergeburt der Kunst zu feiern meinte, obgleich andere Forscher ihm jedes eigne Verdienst abstreiten und ihn als bloßen Charlatan darstellen, wurde zu Anfang des 16. Jahrh. zu Lyon geboren und lebte schon in seinem 14. Jahre in Italien um die Antike zu studiren. Im J. 1536 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. König Heinrich II. für den er sehr thätig war, zog ihn an seinen Hof und ernannte ihn zu seinem Rath und Almosenier, beschenkte ihn auch mit mehreren Pfründen. Noch mehr wurde seine Kunst von Katharina von Medicis in Anspruch genommen, die ihm die Oberaufsicht über alle königlichen Bauten übertrug. Von seinen Arbeiten zu denen er meist nur den Namen hergab, hat sich nicht vieles erhalten. So versichert Callet in seiner „Notice hist. sur quelques Architects franç. etc." (Par. 1843), daß der Plan zum Palast der Tuilerien nicht von ihm herrührt, sondern von Bullant, übrigens erlitt das Gebäude unter Ludwig XV. bedeutende Veränderungen. Andere Werke wie das Rondell zu Fontainebleau und die Schlösser von Anet und Meudon, sollen von seinem Bruder Jean herrühren, den Philibert absichtlich in Schatten stellte. Er starb am 30. Mai 1577 und hinterließ mehrere Schriften über die Architektur, von denen aber auch nur das Wenigste ihm eigenthümlich gehört. Viel Aufsehen machten zu ihrer Zeit besonders die „Nouvelles inventions pour bien bâtir et à petits frais" (Par. 1561) durch die Erfindung und Darstellung des sogenannten Bohlendachs. — Pierre Claude Franc. D. ein berühmter

Pariser Historienmaler der Neuzeit und einer der besten Schüler Girodet's, geboren 1783 bildete sich in Rom nach den Meisterwerken Rafael's und Michel Angelo's. Seine Gemälde, die zum größeren Theil dem Kreise der antiken Mythe angehören, zeichnen sich durch correcte und geschmackvolle Zeichnung, Großartigkeit der Auffassung und angenehmes Colorit aus. Einige der bedeutendsten findet man in der Gallerie des Luxembourg.

Delorme, Marion, um 1612 zu Chalons sur Marne, von bürgerl. Aeltern geboren, war von der Natur mit solchen körperlichen Reizen ausgestattet worden, daß der Günstling Ludwig's XIII., Cinq-Mars, und nachher der Cardinal Richelieu und der große Condé in der glühendsten Leidenschaft für sie entbrannten. Ihr Haus wurde der Versammlungsort aller jungen Leute vom Hofe, der Gelehrten und Dichter und ihre Gunst bewilligte sie außer den Genannten noch nach einander dem Oberintendanten der Finanzen Michel Particelly, dem Herzog von Buckingham, dem Herzog von Brissac, dem Chevalier von Grammont, St. Evremont, den Marschällen d'Albret, de Lamelleraye, de Laferté-Senneterre &c. Der junge Cinq-Mars liebte sie so ernstlich, daß er sie heirathen wollte, weshalb sich dessen Mutter bei Richelieu die Verhaftung ihres Sohnes ausbat, die der Minister um so lieber vollzog, weil er selbst ein Verehrer der Marion war. Bei den ersten Unruhen der Fronde war ihr Haus ein Sammelplatz der Häupter dieser Partei und Mazarin beschloß, sie nach der Verhaftung der Prinzen ebenfalls festnehmen zu lassen, woran nur ihr plötzlicher Tod am 2. Juli 1650 ihn verhinderte. Eine Sage erzählt dagegen, sie habe ihren Tod nur vorgegeben und sei nach London geflohen, nachdem sie zuvor ihrem begangenen Leichenbegängnisse selbst am Fenster zugesehen hätte. In England sei sie die Gattin eines reichen Lords, und bald darauf wieder Witwe mit einem ungeheuern Vermögen geworden. Mit dem Vorsatze, dieses Vermögen in Frankreich zu verzehren, habe sie nach Paris zurückkehren wollen, sei aber auf dem Wege unter Räuber gerathen und gezwungen die Gattin des durch ihre Anmuth und Schönheit gefesselten Hauptmanns der Bande zu werden. Doch auch jetzt sei sie bald wieder Witwe mit neuen 4000 Livres geworden. Abgezogen von der Welt habe sie von nun an noch 30 ganzer Jahre in Franche-Comté gelebt und erst 1695 im 83. Lebensjahre, gebleicht von Harm und Gram, sich ihre älteste, treueste Freundin, die Ninon de Lenclos, durch einen plötzlichen Tod entrissen zu sehen, gestorben.

Delos, jetzt Dili, von den Alten auch Kynthia, Asteria und Ortygia genannt, eine der cykladischen Inseln im Aegäischen Meere, ist $1^1/_2$ QM. groß und gegenwärtig ihres ungesunden Klimas wegen unbewohnt. Einer uralten Sage nach stieg sie durch den Schlag des Dreizacks des Neptun aus dem Meere empor und schwamm unstät auf demselben umher, bis Jupiter, Latona's wegen, sie mit diamantener Kette an den Meeresgrund fesselte. Diese, von der Here verfolgt, konnte auf dem Festlande nicht gebären. Sie irrte auf der Erde umher, um einen Ort ihrer Entbindung aufzusuchen; da bemerkte sie einen schwimmenden Felsen im Meere, der nicht mit dem Fluche der Here belegt sein konnte, weil er nicht fest stand; hier konnte sie den Apollo und die Diana gebären, die daher Delios und Delia genannt wurden. Von jetzt an galt D. als ein geweihter heiliger Ort, so daß man nicht einmal die Todten hier bestattete, sondern auf die benachbarte Insel Rheinea brachte. Die Städte waren offen, nicht mit Mauern umgeben. Hier lag der berühmte Tempel des Apollo, in welchem der Gott Orakel ertheilte. Erisichthon war der Erbauer desselben, und die Staaten Griechenland's wetteiferten mit einander, ihn zu verschönern. In seinem Innern stand eine kostbare Bildsäule des Gottes und der merkwürdige Altar, welcher zu dem Problem von der Verdoppelung des Würfels Anlaß gab. D. kam, nachdem es lange Zeit von Königen mit der priesterlichen Würde beherrscht worden war, unter die Botmäßigkeit der Athener, welche hierher jährlich Wallfahrten anstellten. Nach Zerstörung Korinth's, 146 v. Chr., fanden die reichen Kaufleute auf D. einen sichern Zufluchtsort, und verbreiteten von hier aus einen blühenden Handel. Später erneuerten die Römer den Athenern den Besitz der Insel; allein Stadt und Tempel wurden endlich durch Menophanes, den Feldherrn des Königs von Pontus, Mithridates, der allgemeinen Plünderung preis gegeben, die Stadt völlig zerstört und Weiber und Kinder als Sclaven nach Pontus ge-

führt. Die Orakel, welche Apollo hier während des Sommers ertheilte (im Winter geschah dies zu Patara in Lycien) hielt man für die deutlichsten und zuverlässigsten. Auch feierten die Griechen alle fünf Jahre auf D. das delische Fest, wobei gymnische und musische Spiele stattfanden. Vgl. Schwenk „Deliaca" (Bd. 1., Frankf. 1825).

Delpech, Jacq. Mathieu, ein berühmter französischer Arzt und Chirurg, geb. am 2. Octbr. 1777 zu Toulouse, erhielt von seinem in beschränkten Umständen lebenden Vater eine sehr mittelmäßige Erziehung. Larrey, ein Onkel des berühmten Arztes gleiches Namens, erkannte das in dem Knaben schlummernde Talent und bildete ihn im Hospital zu Toulouse zum Arzte. D. promovirte darauf 1811 zu Montpellier und ging dann nach Paris, wo seine Vorträge über Chirurgie großen Beifall fanden. Im J. 1812 wurde er zum Professor der chirurgischen Klinik in Montpellier ernannt und erwarb sich hier als Lehrer und Operateur einen ausgebreiteten Ruf. Er erhielt den Titel als Leibarzt des Königs und des Herzogs von Angoulême. Seine Vorträge fesselten besonders durch Lebendigkeit das Interesse der Zuhörer und bei seinen Operationen zeigte er eine außerordentliche Geschicklichkeit. Geliebt und geehrt von seinen Mitbürgern, von seinen Kranken und seinen Schülern, konnte er sich doch die Zuneigung seiner Collegen nicht erwerben, was man seinem etwas zu großen Ehrgeiz zugeschrieben hat. Ein tragischer Tod endete sein Leben am 29. Octbr. 1832, indem ein früherer Patient von ihm, ein gewisser Demptos, der schon wegen eines Mordversuchs in Haft gewesen war, ihn, wie man sagt, aus Rache durch einen Flintenschuß tödtete. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Précis élémentaire des maladies reputées chirurgicales" (3 Bde., Par. 1816) „Chirurgie clinique de Montpellier ou observations et reflexions tirées des travaux de la clinique chirurgicale de cette école" (2 Bde., Montp. 1823—29, 4; deutsch, Weim. 1826) und „De l'orthomorphie par rapport à l'espèce humaine" (2 Bde., Par. 1828).

Delphi, eine kleine Stadt in der Landschaft Phocis des alten Griechenland's, lag am südwestlichen Abhange des Parnassus, und war im Alterthume bekannt durch das berühmte Orakel und durch die pythischen Spiele. Vor der Stadt lag der berühmteste Tempel des Apollo, und wie die Alten glaubten, in der Mitte Griechenland's und der Erde. Vor ihm entsprang der gefeierte kastalische Quell. Dieser Tempel ward von Agamedes und Trophonius gegründet, brannte aber später ab, worauf 545 v. Chr. das gesammte Griechenland und der König Amasis von Aegypten denselben durch Spintharos prächtig wieder erbauen ließen, und ihn mit Trophäen und den berühmtesten Kunstwerken schmückten. Das größte Heiligthum des Tempels war das Pytheion, eine Grotte, aus deren Tiefe die begeisternden Dünste aufstiegen. Ueber die Oeffnung ward der berühmte Dreifuß gestellt, auf welchem die Priesterin, durch deren Mund Apollo reden sollte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, von den Priestern gesetzt und ihres verzückten Zustandes wegen festgehalten ward. Es wurden ihr einige Lorbeerblätter zu essen gegeben, sie gerieth nach und nach in heftige Verzuckungen, ihr Mund schäumte, ihre Augen funkelten, ihre Haare sträubten sich, und in einem Anfalle von Wuth und Raserei stieß sie einzelne unzusammenhängende Worte aus, welche die Priester sorgsam in Verse ordneten und den Fragenden als die prophetischen Aussprüche des Gottes übergaben. Die Antworten waren zweideutig und dunkel, wurden anfangs nur im Monat Bysios, der daher der Orakelmonat hieß, später aber, als das Orakel politische Tendenz erhielt, zu allen Jahreszeiten ertheilt. Ueber die Entdeckung des Orakels herrschten in Griechenland verschiedene Sagen, von denen die gewöhnlichste die vom Hirten Koretos ist, worauf Apollo den Drachen Pytho tödtete, hier sein Heiligthum gründete, indem er die Mannschaft eines vorbei segelnden kretensischen Schiffes zwang, in den Hafen von Krissa einzulaufen und Delphi zu erbauen. Der spätere Tempel bestand aus vielen Gebäuden, welche mit großen Schätzen angefüllt waren, indem selbst Privatpersonen ihre Schätze hieher zur Aufbewahrung übergaben, und bis auf die heiligen Kriege blieb das Eigenthum des Tempels unangetastet. Später plünderten die Gallier den Tempel (97 v. Chr.) und das, was sie übrig gelassen, raubte Sulla auf seinem Zuge gegen Mithridates. Mit dem Verluste des Schatzes und den in Griechenland mehr und mehr um

sich greifenden freien Ansichten über die Religion sank auch das Ansehen des Tempels und der Stadt, wozu auch die Verbreitung des Christenthums bedeutend beitrug. Außer dem Orakel erhielt die Stadt noch mehr Ansehen durch die pythischen Spiele und durch ihre Verbindung mit dem Amphyktionengerichte. Jetzt bezeichnen die spärlichen Trümmer einiger alten Gebäude, und das armselige Dorf Castri die Stätte des alten Delphi. Ueber das Delphische Orakel vgl. Hüllmann „Würdigung des Delphischen Orakels" (Bonn 1837) und Götte „Das Delphische Orakel in seinem politischen, religiösen und sittlichen Einflusse auf die alte Welt" (Lpzg. 1839).

Delphin, ein säugendes Seethier, bildet eine sehr artenreiche Gruppe der Cetaceen, und hat einen cylindrischen, oft sehr großen Körper, und schnabelförmige, mit spitzen Zähnen versehene Kinnladen. Er ist in allen Meeren verbreitet, ein gefräßiges, doch den Menschen ungefährliches Raubthier, und ist gesellig. Sein Fleisch ist schlecht und wird nur von roheren Völkern oder armen Strandbewohnern gegessen; er enthält eine große Menge Thran, doch macht man keine regelmäßige Jagd auf ihn. Die bekanntesten Arten sind der sogenannte Tummler, oder gemeine Delphin, und das sogenannte Meerschwein, ein D. von 4—5 F. Länge, der heerdenweise in der Nordsee lebt. Ueber den D. fabelten die Alten vielerlei, dichteten ihm große Neigung zur Musik an, wie er denn in dieser Hinsicht in der Geschichte des Arion eine Hauptrolle spielte. In der griechischen und römischen Mythologie sind die D. Diener des Neptun, und in der Astronomie heißt ein Sternbild von 10 Sternen D.

Delta heißt im Allgemeinen in der Geographie eine nur wenig über dem Meeresspiegel sich erhebende Landstrecke oder Insel, wie man sie häufig an den Mündungen der Ströme findet, deren Arme sich zwischen ihnen hinziehen und sich in's Meer ergießen. 14 Hauptströme der Erde bilden solche D.'s, die meist sehr fruchtbar gut angebaut und bevölkert sind, und die sich nach Verhältniß des Niederschlags bald mehr bald weniger ausbreiten. Die D.'s an der Mündung des Missisippi sind in einem Zeitraume von 100 Jahren um 15 Meilen vorgerückt und der Po setzt jährlich im Durchschnitt 220 Fuß an seiner Mündung an. Wenn die Ablagerung der Erde sich über das Wasser erhebt, so nennt man die D.'s positiv, negativ dagegen so lange sie noch unter dem Wasser bleiben. Im engeren Sinne versteht man unter den Namen D. den Theil von Aegypten, welcher zwischen den Mündungen des Nil liegt, weil dieser mit der Küste die Gestalt eines umgekehrten griechischen D. (Δ) bildet; zuweilen auch das ganze untere Aegypten.

Deluc, Jean André, berühmter Naturforscher und Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, war geb. 1727 zu Genf, wo sein Vater Uhrmacher war. Seit 1766 stand er bei den unruhigen Bewegungen in seiner Vaterstadt auf Seiten des Volks den Anhängern des Raths gegenüber. Im J. 1768 wurde er nach Paris gesandt und 1770 zum Mitglied des großen Raths ernannt. Um sein Studium fortzusetzen, verließ er bald darauf Genf und ging nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. Im J. 1798 wurde er Professor der Philosophie in Göttingen, ohne jedoch dahin zu kommen, lebte bis 1806 in Berlin, Hanover und Braunschweig und kehrte dann nach England zurück, wo er am 8. Nov. 1817 zu Windsor starb. Sein ganzes Leben war den Untersuchungen über Physik und Geologie gewidmet, welche beide Wissenschaften ihm durch seine Reisen in Frankreich, Holland und Deutschland manche schöne Bereicherung verdanken. Auch gebührt ihm das Verdienst, das Barometer zuerst bei Höhenmessungen angewendet zu haben. Die Hypothesen in seinen geologischen Systeme, die er zum Theil mit der heiligen Schrift in Uebereinstimmung zu bringen sucht, fanden viele und bedeutende Gegner. Seinen Ruf begründete er zuerst durch seine „Recherches sur les modifications de l'atmosphère" (2 Bde., Genf 1772, 4; deutsch von Gehler, Lpzg. 1776); die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Reisen enthalten zum Theil die „Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme" (6 Bde., Haag 1779—80). Außerdem sind von seinen zahlreichen Schriften zu nennen „Nouvelles idées sur la météorologie" (2 Bde., Lond. 1786; deutsch von Wittekopp, Berl. 1788); „Lettres physiques et morales sur l'histoire phy-

sique de la terre" (5 Bde., Par. 1798); „Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles" (2 Bde., Paris 1803); „Elementary treatise on geology" (Lond. 1809) und „Geological travels in some parts of France, Switzerland and Germany" (2 Bde., Lond. 1813).

Demagog, d. h. Führer des Demos oder Volksführer, bezeichnet einen Mann, der durch die Macht der Rede einen solchen Einfluß auf die Masse des Volks ausübt, daß er diese zur Befolgung seiner Anordnungen bewegen und als Werkzeuge seiner Plane benutzen kann. Im Lauf der Zeit und nach Verschiedenheit der Staatsverfassungen hat das Wort D. völlig entgegengesetzte Begriffe erhalten. In der reinen Demokratie, in welcher das Volk unmittelbar regiert, ist der Demagog ein unentbehrlicher Mann, wie denn überhaupt in der Demokratie alle öffentliche Macht des Einzelnen sich nur auf die Gunst des Volks gründen kann. So lange der D. diese besitzt, so lange er den Sinn der Menge durch seine geistige Uebermacht beherrscht und leitet, ist er der Fürst des Volks mit unbeschränkter Macht, wagt er es aber den Leidenschaften und Vorurtheilen der Menge entgegen zu treten, oder weiß ein Anderer ihn an Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit zu überbieten, so wird er nur zu bald in den Staub treten. Uebrigens hängt der Erfolg der Bemühungen eines redlichen Demagogen ganz von dem sittlichen Standpuncte eines Volkes ab. So lange ein Volk noch in der großen Masse seiner Glieder einen gesunden Kern bewahrt, so lange es noch willenskräftig genug ist, um alle Tugenden festzuhalten, ohne welche die trefflichsten Verfassungen nur lebenloses Machwerk sind, so lange wird auch der tüchtige Mann durch seine Tüchtigkeit die volle Macht eines D. behalten. Wenn aber ein Volk durch Uebermacht und Ueberbildung mehr und mehr von seiner sittlichen Höhe herabsinkt, so wird auch der D. aus einem Volksführer ein Volksverführer werden müssen, d. h. den Leidenschaften des Volks schmeicheln, um seine Herrschaft zu behaupten. Das bekannteste Beispiel eines D. im besseren Sinne ist Perikles, während seine Nachfolger mit dem Sinken der Sitten und des Geistes des Volks mehr und mehr nur durch Unverschämtheit, rohes Geschrei und plumpe Schmeichelei, die Volksgunst sich sichern konnten und selbst dieß nur auf kurze Zeit. Anders gestaltet sich die Demagogie im aristokratischen Staate. Hier ist der D. ein gefährlicher Mann, der nicht schnell genug von der Faction der Machthaber vernichtet werden kann. Die Macht dieser D. steigt mit den Bewußtsein der Unterdrücker von ihrer politischen Wichtigkeit, und sobald sich aus dem Streben nach der Geltendmachung derselben ein offener Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie entwickelt, so gewinnt die Stellung eines D. allmählig das Ansehen einer amtlichen Würde, durch welche die emporstrebenden Volkselemente ihren Einfluß steigern und den Kampf mit gesetzlich gewordenen Mitteln fortsetzen können. Daraus aber entspringt die neue Erscheinung, daß aus den Reihen der herrschenden Partei selbst einzelne und ganze Familien, ja sogar Geschlechter austreten um im Kampfe für das Volk an der Spitze des Volks zu stehen. Das großartigste Beispiel einer solchen Demagogie zeigt die Geschichte des alten Roms. So lange noch die alte Verfassung unangefochten aristokratisch war, konnte eine eigentliche Demagogie nicht zum Vorschein kommen. Erst als die Plebejer die politische Nichtigkeit, zu welcher sie verurtheilt waren und ihre innere Macht und Bedeutung erkannten, trat der Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie immer offener hervor, wuchs die Demokratie als ein natürliches Element in die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein. Die Volkstribunen stehen als die privilegirten Demagogen des Volks da. In ihnen concentrirten sich Macht und Gunst des Volkes und je rascher die Demokratie Sieg auf Sieg errang, desto mehr wurde das Tribunat das Ziel aller Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen. Die ausgezeichnetsten Geschlechter strebten nach der Ehre der Führung des Volks. So vor allen die Scipionen, die Gracchen u. A. Als aber die demokratische Partei zur Macht gelangt war, war auch das demokratische Princip aus ihr verschwunden und statt, daß durch Gesetzesherrschaft und Erhebung des Volks, Macht und Ansehen, Eigenthum der gesammten Nation geblieben wäre, rissen beides durch Talent und Kraft siegreiche Feldherren an sich und Senat und Volk fielen unter die Herrschaft der Imperatoren. In der Monarchie ist D. ein Verbrecher, weil er den regelmäßigen Gang der

Volksleitung von Oben in ein Wirken zu gleichem Zwecke von Unten umzuwandeln sucht. Die Geschichte aller Zeiten ist reich an Beispielen solcher Demagogie; es ist aber immer ein Zeichen großen Verderbens, wenn das, was zum Wohle der Gesammtheit nothwendig ist, wenn heilsame und gerechte Verbesserungen nicht durch die Kraft der Vernunft, sondern durch Volksgewalt und Furcht vor derselben errungen werden müssen. Die fruchtbarste Zeit für Demagogen begann mit der ersten französischen Revolution und hat in unsern Tagen noch nicht ihr Ende erreicht. Während der 15 Jahre vom Weltfrieden 1815 bis zu den Julitagen 1830 wucherte die Demagogie als Frucht mancher getäuschten Hoffnungen wieder empor; doch trat sie jetzt in den einzelnen Staaten sehr verschieden auf. In Großbritannien ist sie durch unbeschränkte Preßfreiheit und durch das Associations- und Versammlungsrecht des Volkes gesetzlich autorisirt und zugleich in bestimmte aber geräumige Schranken gewiesen. In Frankreich schieden die von der constitutionellen Verfassung gezogenen Schranken die Opposition zu weit von den Volksmassen, auf die der D. unmittelbar wirken muß; daher artete die Demagogie dort in ein Gewirre von geheimen Verbindungen und Verschwörungen aus, die nach dem Sturze der ältern Bourbonenlinie nur zur Erhebung Ludwig Philipp's dienten. Ueber die andern Staaten siehe deren Geschichte und über die Demagogie in Deutschland, siehe **Umtriebe**, demagogische.

Demarcationslinie, eine durch Uebereinkunft bestimmte Grenzlinie, welche beide Heere während eines Waffenstillstandes ꝛc. nicht überschreiten. Gewöhnlich nimmt man natürliche Gegenstände des Terrains zu ihrer Grundlage, wie Flüsse, Wege, Wälder ꝛc. Am 17. Mai 1795 nach dem Frieden von Basel wurde eine solche Linie durch Vertrag zwischen der preuß.-sächs.-hessischen und der franz. Armee gezogen und durch dieselbe der Kriegsschauplatz vom nördlichen Deutschland entfernt gehalten; eine andere D. ward im Pläßwitzer Waffenstillstande am 4. Juni 1813 zwischen der franz. und russ.-preußischen Armee festgesetzt, welche die streitenden Heere bis zu Ende des Waffenstillstandes am 17. Aug. trennte. — **Demarcationslinie** heißt auch so viel als Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt. So zog Papst **Alexander** VI. (s. d.) am 6. Mai 1493 eine D. durchs Weltmeer, um die Herrschaft der Portugiesen und Spanier, die sich um die Herrschaft der Meere und die neuentdeckten Länder stritten, in bestimmte Grenzen zu weisen.

Demarara, früher eine holländische, seit 1803 eine englische Niederlassung in Südamerika, bildet mit Essequibo und Berbice das jetzige britische **Guiana** (s. d.)

Dembinski, Heinrich, ein polnischer General aus dem letzten Insurrectionskriege, geb. 1791 in der Woiwodschaft Krakau. Der feurige Patriotismus, durch den er sein Leben lang sich auszeichnete, entsprang hauptsächlich aus dem Testamente seines Vaters **Ignaz** D.'s, der, einer der glühendsten Patrioten, als Landbote auf dem großen Constitutionsreichstage 1788, aus dem die regenirende Constitution vom dritten Mai hervorging, für dieselbe gearbeitet, seinen fünf Söhnen an das Herz legte, der Erhaltung und dem Wiederaufleben jenes Werkes ihr ganzes Leben zu widmen. Von seiner Mutter, einer Tochter des sächs. Obersthofmeisters, Grafen Moszynski, trefflich gebildet, zeichnete sich D. früh durch seine Gewandtheit in körperlichen Uebungen, wie in seinen Studien aus. Im J. 1807 kam er mit zweien seiner Brüder in die Ingenieurakademie zu Wien. Als 1809 die österreich. Regierung den poln. Zöglingen Offizierstellen beim Heere anbot, schlug D. solches aus, und begab sich nach Polen, um seinem Vaterlande Beistand zu leisten. Er trat als Gemeiner in das fünfte reitende Jägerregiment, indem er den Offiziergrad, den man ihm anbot, erst auf dem Schlachtfelde verdienen wollte. Er war Lieutenant, als der Feldzug gegen Rußland eröffnet wurde, und hatte die Genugthuung, auf dem Schlachtfelde von Smolensk sich von Napoleon selbst zum Hauptmanne ernannt zu sehen. Im Kriege in Deutschland stand er unter dem Generale Sokolnicki, dem er seine militärische Ausbildung besonders zu verdanken glaubt. Drei seiner Brüder fielen in diesem Kriege. Später übte er sich auch in den militärischen Organisationsgeschäften unter dem Kriegsminister

Wielohorski, der in Paris damals sein Bureau hatte, in welches D. eintrat. Als das polnische Heer unter Konstantin's Befehl trat, nahm er seinen Abschied. Er zog sich auf seine Güter im Krakauischen zurück und wurde als Landbote im Jahre 1825 mit auf den Reichstag gewählt. Beim Ausbruche des Aufstandes vom 29. Nov. 1830 sah er sich anfangs übergangen, als die Organisation der Streitkräfte in seiner Woiwodschaft vorgenommen ward. Der Eifer jedoch, die Energie und die Kenntniß, mit welchen D. als Chef seines Distrikts die Organisation der Sicherheitsgarde betrieb, zogen die Augen aller seiner Mitbürger auf ihn, so daß er nach einigen Wochen zum obersten Organisator der regulären Streitkräfte, welche die Woiwodschaft Krakau zu stellen hatte, und die aus zwei Cavalerie- und zwei Infanterieregimentern bestehen sollte, einstimmig von den Bürgern erwählt wurde. Die Organisirung aber betrieb er so thätig und erfolgreich, daß er mit dem schönen ersten Krakusenregimente am Tage der Schlacht bei Grochow in Warschau einrückte und in die Schlachtlinie trat. Der Oberfeldherr Skrzynecki übergab ihm darauf das Commando einer Cavaleriebrigade, mit welcher D. namentlich in dem Gefechte bei Kuflew dem Heere des Feldmarschalls Diebitsch sich entgegenstellte und an der Spitze von ungefähr 4000 M. einen ganzen Tag lang eine Macht von 60,000 M. aufhielt. Für diese glänzende That zum Brigadegeneral ernannt, erhielt er wiederum das Commando eines Corps von gleicher Stärke, um auf dem linken Flügel die Stadt Ostrolenka anzugreifen, während Skrzynecki gegen die Garden ging. Darauf kam er mit seinem Corps zu der Heeresabtheilung des Generals Gielgud. An der Schlacht bei Ostrolenka konnte er nicht Theil nehmen, und theilte nach dieser Schlacht das Schicksal der Division Gielgud. Als die zu dieser Heeresabtheilung gehörenden Generale sich entschlossen, auf das preuß. Gebiet überzugehen, faßte D. den kühnen Plan, mitten durch ein von feindlichen Heeresmassen überschwemmtes Land nach Warschau vorzudringen. Er mußte dazu einen Umweg von 300 Stunden machen und zu den Quellen der Wilia und des Niemen hinaufgehen. Ende Juli 1831 erschien er plötzlich mit der kleinen Schaar seiner Tapfern vor den Thoren Warschau's und ward von der hartbedrängten Bevölkerung mit Jubel empfangen. Er ward sogleich zum Gouverneur der Stadt ernannt und erhielt darauf die Oberbefehlshaberwürde, die er aber nur wenige Tage behauptete. Er soll am Tage nach der Nacht vom 15. Aug. den Plan gefaßt haben, sich zum Dictator zu machen, um so vielleicht noch die Unabhängigkeit seines Vaterlands zu retten. Wegen der Heftigkeit seines Charakters war er aber mit Vielen seiner Landsleute zerfallen und sein Plan wurde vereitelt. Er ging mit Rybinski's Corps nach Preußen und von hier nach Frankreich. Im J. 1833 trat er in die Dienste des Pascha von Aegypten, der ihn nach Syrien schickte, um die Reorganisation der ägyptischen Armee zu betreiben; doch kehrte er bald nach Paris zurück. Als Vorläufer seiner mit vieler Schärfe geschriebenen „Mémoires" (Par. 1833) erschien nach mündlichen Dictaten von Spazier ein Bruchstück seiner Denkwürdigkeiten unter dem Titel „Mein Feldzug nach und in Lithauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau" (Lpz. 1832).

Demeter ist der griechische Name der Ceres (s. d.)

Demeter, Anton Ignaz, Erzbischof von Freiburg, der Sohn eines Bäckermeisters zu Augsburg, geboren am 1. Aug. 1773, studirte auf den Schulen seines Geburtsortes und in Dillingen, und empfing am 10. Aug. 1796 die priesterliche Weihe. In Lautlingen, im Würtembergischen, wo er 1801 Pfarrer geworden war, legte er zur Bildung von Schullehrern eine Privatanstalt an, und hierdurch wie durch mehrere pädagogische Schriften wurde er in weiteren Kreisen bekannt. Die Regierung beförderte ihn zum Oberschulcommissar und 1809 wurde er auf Vermittelung des Generalvicars von Wessenberg und des Kirchenraths Werkmeister zum Director des Schullehrerseminars, zum Rector der Stadtpfarrei und Professor der Pädagogik am Lyceum in Rastatt ernannt. Hier wirkte er bis 1818, in welchem Jahre er Pfarrer zu Sasbach bei Achern wurde. Von seinen Schriften führen wir an: „Vollständiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer" (3 Bde., Mainz 1821—23), wovon der erste Band unter dem Titel „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Schullehrer" 1830 in der 5. Auflage und der zweite

Band in 2. Aufl. 1834 erschien. „Grundsätze für die Bildung der Schullehrer“ (3. Aufl., Straßb. 1821) und „Zeitschrift zur Bildung katholischer Schullehrer“ (4 Hefte, Freib. 1809). Er wurde Doctor der Theologie und Decan, und nachdem er einige Zeit als Ministerialrath und als Mitglied der katholischen Kirchensection in Karlsruhe gedient hatte, ernannte ihn der Erzbischof Bernhard Boll 1833 zum Domcapitular an der Metropolitankirche zu Freiburg, und nach dem Tode desselben 1835 wurde er am 11. Mai 1836, obgleich der älteste und gelehrte Domcapitular Dr. Hug mit auf der Wahl war und obgleich die allgemeine Stimme sich für den Freiherrn von Wessenberg erklärte, zum Erzbischof von Freiburg gewählt, am 21. Nov. 1836 durch die bekannte päpstliche Bulle (s. Baden) bestätigt und am 29. Jan. 1837 von dem Bischof Keller von Rothenburg, dem Bischof Kaiser von Mainz und dem Bischof von Vicari feierlich eingeweiht. In seinem am 5. Febr. 1837 erlassenen Hirtenbriefe über die „falsche Freiheit in religiöser, sittlicher und staatsbürgerlicher Beziehung“, ein Thema, das er unter der Aufschrift „Ueber die Krankheiten der Zeit“ auch in seiner Antrittspredigt als Erzbischof behandelte, vertauschte er die freisinnigen Ansichten und Grundsätze, zu denen er sich in seiner früheren Lebensperiode bekannte, mit katholischem und papistischem Bigottismus, und wenn er auch nicht so harte Ausdrücke, wie der belgische Papst van Bommel (s. d.) gegen alles, was nicht im Sinne des crassesten Obscurantismus gesagt, gedacht oder gethan ward, gebrauchte, so war sein Zelotismus gegen die Rechte der Vernunft nicht weniger heftig. Was die staatsbürgerliche Freiheit betrifft, so proclamirte er die äußerste Stabilität, indem er erklärte, die „wahre staatsbürgerliche Freiheit bestehe nicht in dem Kampfe gegen die Schranken, sondern in deren Anerkennung und Heilighaltung.“ Diese Schranken nannte er „wahrhaft göttliche“. Denselben reagirenden und ultramontanen Grundsätzen folgte er, nur nicht mit so stürmischem Eifer wie Droste von Vischering oder dem Aehnliche, auch als Verwalter der Erzdiöcese. Er beförderte Männer der blindkatholischen Orthodoxie, nannte die deutsche Sprache, wo sie in Ritualen eingeführt ist, eine „untaugliche und ganz gemeine Sprache“, und verdrängte und verbannte deswegen das deutsche Ritual Wessenberg's durch ein stockpapistisches in lateinischer Sprache. In einer Erklärung an die Regierung trat er der Partei des Widerstandes gegen die preußische Regierung bei, indem er ein Rundschreiben am 21. Oct. 1838 erließ, worin er sich dem päpstlichen Breve über die gemischten Ehen anschloß und geradezu Alles billigte, was in dieser Beziehung von den preußischen Bischöfen ausgegangen war. Die Regierung widersprach ihm nicht, vielmehr überließ sie den Predigern und Pfarrern die Wahl, welcher Sitte sie folgen wollten, fügte aber hinzu, daß sie den Prediger mit aller Macht schützen werde, der dem Breve zu folgen irgendwie gezwungen werden sollte. Er starb am 21. März 1842.

Demetrius, mit dem Beinamen Poliorketes, König von Macedonien und Sohn des Antigonus (s. d.), war geboren 337 v. Chr. Aufgezogen im Kriege, übte er schon als Jüngling die größte Tapferkeit und vertrieb den Seleukus aus Babylon 312; noch mehr zeigte er diese später in seinen Kriegen mit Ptolemäus. Nachdem er dem Ptolemäus ganz Griechenland wieder genommen hatte, erschien er auch vor Athen mit einer Flotte, verjagte den Demetrius Phalereus, Statthalter des Kassander, und gab dieser Stadt ihre alte demokratische Verfassung wieder (308). Von Seleukus, Kassander und Lysimachus in der Schlacht bei Ipsus seiner Macht beraubt, floh er nach Ephesus, von da nach Athen, und da er hier nicht eingelassen wurde, nach Korinth, von wo aus er das thracische Gebiet des Lysimachus überzog, seine Tochter Stratonice an Seleukus verheirathete und Cilicien, Tyrus und Sidon eroberte, worüber er jedoch mit dem Seleukus zerfiel. Im J. 294 eroberte er Macedonien und ward König, da Antipater allgemein verhaßt war; doch seine Tyrannei beraubte ihn schon im 7. Jahre wieder des Thrones. Er gab sich in die Hände seines Schwiegersohnes Seleukus, und starb als Gefangener im 54. Jahre zu Apamea in Syrien 284 v. Chr.

Demetrius Phalereus (d. i. aus Phalerum), Schüler des Theophrast, geschätzt als Redner und Philosoph in Athen, und in der Gattung der Beredsamkeit, welche nicht

ergötzte als überredete, sogar als der Erste bezeichnet. Sein Ansehen war so groß in Athen, daß er nach Alexander's Tode seit 318 v. Chr. unter Kassander Archont der Stadt war, bis er, von Demetrius Poliorketes 307 vertrieben, nach Alexandria flüchten mußte, wo ihm die Bibliothek ihre Entstehung verdanken soll. Von Ptolemäus Philadelphus verwiesen, soll er in Aegypten im Districte Busiris an einem Schlangenbisse gestorben sein (284 v. Chr.). Das rhetorische Werk: *περὶ ἑρμηνείας* (über den rednerischen Vortrag) wird ihm nicht mit Recht zugeschrieben, und gehört einem andern Demetrius, wahrscheinlich dem Sophisten aus Alexandria, an. Es wurde von Schneider (Altenb. 1779), von Göller (Lpz. 1837), am besten von Walz im vierten Theile der „Rhetores graeci" (Stuttg. 1836) herausgegeben. Diogenes von Laerte führt gegen 50 Schriften historischen, politischen, philosophischen, rhetorischen und grammatischen Inhalts auf, die ihn zum Verfasser hatten. D. gehörte übrigens auch zu den gelehrtesten Peripatetikern.

Demetrius ist der Name mehrerer russischer Großfürsten. — Demetrius I., Sohn des Großfürsten Alexander I. Newski, ward 1258 von diesem zum Fürsten von Nowgorod ernannt, nach dessen Tode zwar von seinen Unterthanen vertrieben, später aber wieder eingesetzt. Im J. 1276 bestieg er den großfürstlichen Thron von Moskau, lebte aber mit seinem Bruder Andreas bis zu seinem Tode 1294 in fortdauerndem Kriege. — Demetrius II., Sohn des Großfürsten Michael, gelangte nach des Vaters Ermordung 1320 in den Besitz des Fürstenthums Nowgorod, mußte aber den Tataren dafür 2000 Rubel und das Versprechen geben, daß er mit dem Mörder seines Vaters, Georg Danilowitsch, um das Großfürstenthum nicht weiter streiten wollte. Als er dessen ungeachtet diesen ermordete, wurde er von dem Tatarkhan, zu welchem er in Folge einer Revolution geflüchtet war, 1325 hingerichtet. — Demetrius III., ein Sohn Konstantin's, wurde 1360 durch die Tataren zum Großfürsten von Moskau eingesetzt, aber von dem 12jährigen Demetrius IV., dem Sohne Iwan's II., mit Hülfe derselben Tataren 1362 wieder vertrieben und starb 1383 als Mönch. — Demetrius IV. Iwanowitsch Donskoi vermählte sich nach der Entthronung Demetrius' III. mit dessen Tochter, und verlegte seine Residenz von Kiew nach Moskau, wo er den Kreml von Stein erbaute. Er führte glückliche Kriege mit dem Fürsten von Twer, mit den Lithauern, dem Fürsten von Rjäsan und selbst mit den Tataren, und erhielt seinen Beinamen Donskoi wegen der siegreichen Schlacht über Letztere am Don. Aber die Tataren erneuerten den Kampf, schlugen D., brannten Moskau nieder und zwangen die Russen, ihnen von Neuem zinspflichtig zu werden. D. starb 1389. — Demetrius V., jüngster Sohn Iwan's II., des Schrecklichen, geboren am 19. Oct. 1583, wenige Monate vor der Ermordung seines Vaters, wurde durch Boris Fedorowitsch, Mitregenten des Czar Fedor Iwanowitsch, nach des Letzteren Tode mit seiner Mutter Martha nach Uglitsch verwiesen und auf Befehl des Großfürsten von Moskau, Boris Godunow, 1591 oder 1592 daselbst ermordet. Nach andern Angaben rettete ihn seine Mutter, indem sie ein anderes ähnliches Kind unterschob. Aus der Ungewißheit seines Todes entstanden die falschen Demetrier. — Der erste trat 1603 auf und soll nach der Angabe derer, die ihn für unächt hielten, ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens Grischka Otrepiew, gewesen sein. Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewski in Lithauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Wojewoden von Sandomir, Mniszek, der ihn dem polnischen König Sigismund III. vorstellte und ihm seine Tochter Marina zur Gemahlin gab. Die Polen erkannten in ihm ein willkommenes Werkzeug, um Einfluß auf Rußland zu gewinnen, und, von ihnen unterstützt, begann er den Krieg gegen Boris. Dieser starb, nachdem er wiederholte Niederlagen erlitten, plötzlich, wie Einige meinen an Gift, und sein Sohn und Nachfolger Feodor ward gefangen. D. zog 1605 in Moskau ein, bestieg den Thron und ließ Feodor nebst dessen Mutter erdrosseln. Er regierte mit Kraft und Umsicht, brachte aber das Volk gegen sich auf, als seine Braut, die katholische Marina Mniszek, mit 2000 Polen in Moskau erschien. Während der Hochzeitfeier entstand ein Aufstand in Moskau, das Volk, vom Fürsten Wassili Schuiskoi, dem D. schon früher einen Verrath großmüthig verziehen hatte, geführt, brach

in den Kreml ein, und D. nebst vielen Polen wurde ermordet, Marina aber, die mit Mühe dem Tode entging, ins Gefängniß geworfen. Es ist noch nicht ganz erwiesen, daß er ein falscher D. gewesen. — Ein zweiter unächter Demetrius trat 1607 auf, nachdem Wassili Schuiskoi den Thron bestiegen hatte. Er gab sich für eine Person mit dem Ersten aus und behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben. Er schlug Schuiskoi bei Sandomir und fand besonders starken Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn als ihren Gemahl anerkannte. Anfangs unterstützten ihn auch die Polen, verließen ihn aber bald, und der polnische Hettmann Zolkjewski nahm nach Wassili's Sturze Moskau für den Sohn Sigismund's III., Wladyslaw, im Besitz, ohne sich jedoch lange behaupten zu können. D. flüchtete sich darauf nach Kaluga und ward 1610 von den Tataren ermordet. Nach Einigen soll er ein Jude gewesen sein, nach Andern ein Sohn des Fürsten Andrei Kurbski. — Ein dritter falscher Demetrius war der Diakon Sidore, der sich für den Sohn des D. V. ausgab, sich der Stadt Pleskow bemächtigte, seines Uebermuthes wegen aber von den Bewohnern vertrieben, von Kosacken nach Moskau gebracht und dort 1613 hingerichtet wurde. — Später trat noch ein vierter falscher Demetrius auf, welcher behauptete, von Marina nach seines Vaters Tode im Gefängniß geboren und durch einen treuen Diener gerettet worden zu sein. Er fand bei König Wladyslaw IV. von Polen Unterstützung, flüchtete nach dessen Tode nach Schweden und von da zum Herzog von Holstein, der ihn aber dem Czar von Rußland auslieferte, worauf D. 1665 zu Moskau geviertheilt wurde.

Demidow, ein berühmtes, unermeßlich reiches russisches Geschlecht, das auf Industrie und Geldumlauf noch gegenwärtig den größten Einfluß übt, gelangte zuerst zu bedeutendem Ansehen durch Nikita Damid, dem Stammvater der Familie. Er ward 1665 geboren und war ursprünglich Hammerschmidt in Tula. Er lieferte Peter dem Großen in dem Kriege mit Schweden die nöthigen Kanonen und es existirt noch ein Briefwechsel zwischen dem Czar und dem Schmidt, der von den hohen Fähigkeiten des Letztern Zeugniß giebt. Unter seiner Leitung legte Peter der Große 1699 die erste Eisengießerei in Sibirien an (zu Nowiansk im Distrikt Jekathrinenburg) und D. verwaltete sie mit soviel Ordnung und Geschick, daß ihn der Kaiser in den Adelstand erhob und im J. 1702 die ganze Eisengießerei schenkte. Im J. 1725 entdeckte er durch einen glücklichen Zufall in Sibirien die Eisengruben von Kolyba, die den Grund zu dem unermeßlichen Reichthum der Familie legten und errichtete später gemeinschaftlich mit seinem Sohne mehrere Berg- und Hüttenwerke am Ural und dem Gouvernement Perm. — Sein Sohn Akinsi D. war ein sehr erfahrener Metallurg und gründete 1720 am Fuße des Magnetberges in Sibirien das Eisenwerk Nischneitagilsk, das noch jetzt das Bedeutendste in Sibirien ist. Er starb als kaiserlicher Staatsrath gegen 1740. — Nikita Akinsiewitsch D., ältester Sohn des Vorigen, setzte die Bergwerke seines Vaters fort und beutete besonders die Goldwäschereien am Ural aus. — Procoffei oder Prokop Akinsiewitsch D., des Vorigen jüngerer Bruder, um 1730 zu Moskau geboren, widmete sich ebenfalls dem Bergbau und gründete 1772 eine Handelsschule zu Moskau, die 1800 nach Petersburg verlegt wurde. — Basili D. war 1741 Obersecretär des Senats und später Staatsrath, und Iwan D. ward 1764 Contreadmiral. — Paul Gregoriewitsch D., geb. 1738 zu Reval, studirte zu Freiberg Mineralogie, zu Upsala unter Linné Naturwissenschaften und legte in seinem Palaste zu Moskau ein reiches Kunst- und Naturaliencabinet an, sowie er auch die Umgebungen des Palastes in einen botanischen Garten verwandelte. Den größten Theil seiner Sammlungen schenkte er später der Universität Moskau und gründete bei derselben eine Lehrstelle der Naturwissenschaften. Er starb 1828 zu Moskau als kaiserlich russischer Geheimmerrath. — Nikolaji, Graf von D., Sohn des Vorigen, geb. 1773 oder 74 (nach Andern sogar 1770) trat früh in Militärdienste und zeichnete sich als Adjutant Potemkins im Türkenkriege aus. Später vermählte er sich mit einer Gräfin Stroganow, erhielt als Oberst seinen Abschied und ward von Paul I. zum Kammerherrn und Geheimenrath ernannt. Zu seiner eigenen Belehrung unternahm er eine Reise nach

Deutschland, Italien, Frankreich und England, wo er überall die Bergwerke genau in Augenschein nahm. Er zog eine große Zahl deutscher Bergleute nach Rußland, die er bei seinen Minen beschäftigte und sandte mehrere seiner Berg- und Hüttenmänner nach Steyermark, um geübte Lehrer des Bergbaues heranzubilden. Im J. 1812 errichtete er auf seine Kosten ein ganzes Regiment, an dessen Spitze er an dem Kriege thätigen Theil nahm. Seit 1815 wohnte er mehrere Jahre in Paris und reiste dann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Italien, wo er am 12. April 1828 zu Florenz starb. Sein ausgezeichnetes naturhistorisches Cabinet schenkte er der durch den Brand verarmten Universität zu Moskau; auch war er im Besitz einer sehr reichen Gemäldegallerie und anderer Kunstschätze. Im J. 1826 gab er zu Petersburg und Moskau einige kleine Schriften über Industrie, Capitalvermögen und Handel, in französischer Sprache gedruckt, heraus. — Paul, Graf von D., älterer Sohn des Vorigen, Kammerherr, Staatsrath und Civilgouverneur von Kursk, benutzte seine großen Reichthümer zur Unterstützung der Wissenschaften und zu Wohlthaten für die Armen. So bestimmte er von 1831 an, bis 20 Jahre nach seinem Tode, jährlich 20,000 Rubel zu einem Fonds für einen jährlichen Preis von 5000 Rubel für denjenigen Schriftsteller, der nach dem Ausspruche der Petersburger Akademie das beste und nützlichste Werk in russischer Sprache geschrieben, und noch außerdem 5000 Rubel zum Druck der von der Petersburger Akademie gekrönten Werke. Er war von Natur gebrechlich und deshalb fortdauernd kränklich, befand sich aber stets auf Reisen und beschenkte in jeder Stadt, wo er sich aufhielt, die Armenanstalten mit mehr als gewöhnlicher Freigebigkeit. Er starb 1840 zu Mainz, auf der Durchreise von Brüssel nach Frankfurt, am Schlage. — Anatoli, Fürst von D., Bruder des Vorigen, war eine Zeit lang russischer Gesandtschaftssecretär zu Paris und machte 1833 eine Schenkung von 500,000 Rubel zur Gründung einer Anstalt in Petersburg, in welcher arme Leute die Mittel zu ihrem Unterhalte finden. Im J. 1840 wurde er in den Fürstenstand erhoben. In demselben Jahre vermählte er sich zu Florenz mit der Prinzessin Mathilde von Montfort, der Tochter des ehemaligen Königs von Westfahlen Jerome Napoleon. Da er hierbei als Bekenner der griechischen Kirche das Versprechen gegeben hatte, alle aus dieser Ehe entspringenden Kinder römisch-katholisch erziehen zu lassen, was den russischen Gesetzen zuwider läuft, so veranlaßte dies mehrfache Differenzen zwischen dem russischen Hofe und der römischen Kurie; D. wurde aber nach Petersburg zur Verantwortung gerufen. Hier gelang es ihm aber sehr bald wieder, die Gunst des Kaisers zu gewinnen und er erhielt sogar die Erlaubniß, sich wieder nach Paris zu begeben.

Demilune oder Halbmond ist der franz. Ausdruck für Ravelin (s. d.)

Demiurg, d. i. Werkmeister, Bildner, bezeichnet in der Kosmologie der christlichen Gnostiker (s. d.) den Judengott, den sie als Schöpfer der Sinnenwelt ansahen. Sie dachten sich denselben als den Vorsteher (Archon) der untersten Stufe der pleromatischen Geister, der mit dem Chaos in Berührung kam und in diesem eine beseelte Körperwelt schuf. Den von ihm geschaffenen Menschen vermochte er nur sein eignes schwaches Princip, die Psyche, mitzutheilen, weshalb Gott in die Menschennatur zugleich das göttliche Vernunftvermögen, das Pneuma, legte, das aber die Macht des Bösen in den materiellen Leibern nicht zur Entwicklung kommen ließ. Da er sich selbst für den höchsten Gott hielt, konnte er auch seine Geschöpfe nicht zur Erkenntniß der wahren Gottheit führen, er gab ihnen das unvollkommene mosaische Gesetz, das nur sinnliches, nicht einmal erreichbares Glück verhieß und sandte gegen die Geister der ewigen Materie blos einen psychischen, also unkräftigen Messias, den Menschen Jesus. — Aehnlich verstanden die Neuplatoniker unter Demiurg die Weltseele, von welcher die sichtbare Welt gleichsam als ihr Leib gebildet wurde. — Bei den Kirchenvätern heißt Demiurg zuweilen auch der Logos, sofern er als Organ Gottes bei der Weltschöpfung gedacht wurde.

Demme, Hermann Christoph Gottfried, geb. zu Mühlhausen den 7. Sept. 1760, erhielt nach vollendeten Schul- und Universitätsjahren die Subrectorstelle und 1796 die Superintendentur in seiner Vaterstadt. Seit 1801 war er Generalsuperintendent in Al-

tenburg, als welcher er auch den 26. Dec. 1822 starb. D. lebte, wie er lehrte, übte das Edle und Gute und hatte das Wohl seiner Mitmenschen stets im Auge. Unter dem Namen **Karl Stille** hat er sich in der theologisch-literarischen Welt ein bleibendes Denkmal gesetzt. Wir gedenken hier folgender seiner Schriften: „Der Pächter Martin und sein Vater" (2 Bde., Lpz. 1792—93; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1802); „Sechs Jahre aus Karl Burgfeldt's Leben" (Lpz. 1793); „Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen" (2 Bde., Gotha 1804); „Predigten zur Beförderung häuslicher Andacht" (Gotha 1808) u. a. m. In allen seinen Arbeiten, die in einer edlen, einfachen Sprache zu den Herzen der Leser sprechen, sieht man das eifrige Bestreben, echte Lebensweisheit und frommen praktischen Sinn zu verbreiten. Noch hat er sich durch Bearbeitung und Einführung neuer zeitgemäßer Gesangbücher in Mühlhausen und Altenburg hoch verdient gemacht, worin auch mehrere Gedichte von ihm enthalten sind.

Demmin, eine alterthümliche Stadt im Regierungsbezirk Stettin der preußischen Provinz Pommern, liegt auf einem Hügel in dem von niedrigen Höhen umgebenen Thale der Peene, welche bis hierher für kleinere Seeschiffe fahrbar ist und hier die Trebel und Tollense aufnimmt. Die Stadt hat 5200 E., welche Weberei, Gerberei, Fischfang und beträchtlichen Handel mit Getreide und Holz betreiben. Im Mittelalter heißt D. Timin, Dymin und oder auch Dammin; sie ist eine der ältesten von den Slaven erbauten Städte Pommerns und soll schon existirt haben, als die Wenden 550 hier einwanderten. Zu Karl des Großen Zeit wird sie schon als ein wichtiger Handelsplatz erwähnt. Erich V. von Dänemark konnte es 1148 nicht erobern, Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen aber erstürmte und verheerte es 1164, nachdem er den slavischen Fürsten Pribislaw besiegt. Im J. 1191 wurde die Stadt wieder aufgebaut, 1211 aber von dem König Waldemar von Dänemark erobert, der sich bis zu seiner Niederlage bei Bornhövede 1227 in ihrem Besitz behauptete. Seitdem theilte D. das Schicksal Pommerns. Es gehörte zum Hansebunde und erhielt im 13. Jahrh. das lübische Recht. Noch im 30jährigen Kriege war es weit größer als jetzt. Die Schweden und Kaiserlichen stritten sich vielfach um D.'s Besitz und nachdem es im westphälischen Frieden mit Vorpommern an Schweden gekommen war, hatte es besonders viel in den Kriegen zwischen dem großen Kurfürsten und den Schweden zu erdulden. Im Stockholmer Frieden von 1721 wurde es mit dem am rechten Ufer der Peene gelegenen Theile Vorpommerns an Preußen abgetreten. Später wurden die Festungswerke geschleift. Im J. 1740 zählte die Stadt nur 1780 E., erst später in der neuern Zeit hat die Bevölkerung wieder bedeutend zugenommen.

Demokratie ist diejenige Staatsform, nach welcher die höchste Gewalt im Staate bei der Gesammtheit des Volkes ist. Je nachdem sie vom Volke **unmittelbar** oder durch **gewählte Stellvertreter** geübt wird, nennt man die Demokratie eine **reine** (auch absolute) oder **repräsentative**. Die erstere, nach welcher gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt den Versammlungen sämmtlicher Staatsbürger innewohnt, ist kaum mit der Idee eines Vernunftstaates, da der Befehlende und Gehorchende nach ihr in derselben Person zusammenfallen würde, geschweige denn mit der Wirklichkeit zu vereinigen. Nur zubald würde sich die rohe Gewalt oder die List herrschsüchtiger Demagogen des Willens der Volksversammlung bemächtigen und so entweder eine Herrschaft des Pöbels (Ochlokratie) oder eine Herrschaft einzelner Volksführer (Oligarchie) entstehen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst die repräsentative D., nach welcher in den Versammlungen sämmtlicher stimmberechtigter Bürger diejenigen gewählt werden, welche im Namen des Volkes die verschiedenen Functionen der Staatsgewalt ausüben sollen, obschon sie an und für sich vernunftgemäß, dennoch bei der Unvollkommenheit der menschlichen Natur der Ausartung sehr leicht unterworfen ist. Sitteneinfalt und Tugend sind nothwendige Voraussetzungen zum Gedeihen der Demokratie. Deßhalb finden wir diese Staatsform auch nur in den Zeiten des Alterthums vor, so lange noch Luxus und barbarische Ueppigkeit die Reinheit der Sitten nicht verderbt hatte, sowie in einigen Schweizercantonen, wo die Kleinheit des Staats und die Einfachheit seines Organismus, sowie die Unverdorbenheit

der von der überfeinerten Bildung der jetzigen Welt abgeschnittenen Gebirgsbewohner ihr Bestehen möglich macht. D. in dem Sinne, wie sie in mehreren Staaten des Alterthums vorkam, ist gegenwärtig nur in den Vereinigten Staaten Nordamerika's giltige und lebendige Verfassungs- und Verwaltungsform, wenn auch nicht so rein und in allen Richtungen so vollendet als die antike Volksherrschaft der Griechen und Römer in bestimmten Zeiträumen gewesen ist. In Europa, dem Mutterlande der freien nordamerikanischen Bevölkerung, hat der Monarchismus ausschließlich die Herrschaft in Besitz und wird sie auch, wenn wir die Resultate philosophischer Geschichtsforschung nicht übersehen, so lange behalten, als die vernunftmäßige Entwicklung der europäischen Menschheit nicht durch unvorhergesehene Ereignisse plötzlich unterbrochen wird, oder so lange, als der Monarchismus die Stundenuhr der Nationen zu lesen versteht. Inzwischen so ausgemacht die monarchische Verfassung Europa's ist, in allen Staaten der Gegenwart stehen sich doch zwei Parteien mit zwei wesentlich verschiedenen politischen Systemen gegenüber; sie bekämpfen einander im offnen oder geheimen Kriege, mit den Waffen der List und des Muthes, der Sophistik und der Wahrheit. Die Staatenwelt ist sogar nicht der einzige Schauplatz dieses Parteikampfes; in der Geschichte, in der Wissenschaft, in der Industrie, in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit sehen wir dasselbe Schauspiel, dieselbe Verschiedenheit der Grundansichten und den nämlichen Kampf der Meinungen. Jedes der beiden Systeme in seiner Spitze aufgefaßt, ist das eine das der Volks-Herrschaft, deren Grundsatz lehrt, daß alle Gewalt, das Herrschen (ius mandandi potestatem) wie das Regieren nach dem unverjährbaren und angeborenen Menschenrechte bei dem Inbegriff aller stimmfähigen Mitglieder des Staatsvereines sei; das andere System ist das der Volks-Beherrschung, nach deren Grundsatze der Fürst oder der Adel kraft eignen Rechts in dem Sinne regiert, daß der eine oder der andere weder seine Gewalt einer förmlichen Wahl des Volkes verdankt, noch auch wegen des Gebrauchs, den er von seiner Gewalt macht, dem Volke selbst verantwortlich ist. Jenes ist das demokratische, dies das aristokratische Prinzip; jenes kann man als das Princip der Bewegung und der Beweglichkeit, dieses als das Princip der Beständigkeit, der Beharrung und Stabilität charakterisiren. Wie das Meer von Stürmen, wird die Menge von Leidenschaften bewegt, bei ihr entscheidet das Interesse des Augenblicks oder das der unaufhörlich wechselnden Mehrheit. Dagegen bilden sich in der aristokratischen Verfassung, von der die Monarchie nur eine Unterabtheilung ist, gewisse stehende Regierungsmaximen; hier wirkt der Familien- und Corporationsgeist mit einer der Demokratie unbekannten Stetigkeit. Beide Principien haben von jeher mit einander rivalisirt, und es ist höchst interessant zu sehen, welche Mittel angewandt wurden und wie mannichfaltig die Wendungen und Richtungen waren, die der eine oder der andere Theil wählte, um sich den Sieg zu verschaffen. Im Mittelalter standen sich Staat und Kirche, König und Papst gegenüber, gewöhnlich so, daß die Kirche das demokratische Prinzip oder wenigstens das Interesse des Volkes gegen die weltliche Aristokratie und gegen das Königthum vertrat. That dies nicht die Kirche aus Liebe für Volksfreiheit, sondern vielmehr aus Herrschsucht und aus angeborenem Hasse gegen die weltliche Macht, so blieb die Wirkung die nämliche. Der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, zwischen Papst- und Königthum, zwischen Kirchenrecht und Staatsrecht, zwischen blindem Autoritätsglauben und freier geistiger Thätigkeit ist bis auf die neuesten Zeiten geblieben; beide Parteien bekämpfen einander noch fortwährend und beide zu ihrem eignen Nachtheil. Beide haben wiederholt ihre Gestalt gewechselt; im Zeitalter der Reformation vertrat der Katholicismus das aristokratische und die protestantischen Fürsten das demokratische Element, mit dem sie siegten. Der glorreiche Ausgang des gewaltigen Kampfes im 16. und 17. Jahrh. ist ebenso, als der Sieg der Städte über die Feudalaristokratie, ein deutlicher Beweis für den Satz, daß das aristokratische Königthum, der Royalismus, des Sieges gegen das Papstthum und gegen die Uebergriffe des Adels sicher sein kann, wenn das unumschränkte Königthum sich der ganzen Bewegung bemächtigt, die im Herzen des Volkes stattfindet. Der Sieg des Königthums im protestantischen Deutschland wurde dadurch, daß er nicht so benutzt wurde, wie er benutzt werden

mußte, eine bittere, sogar schädliche Frucht sowohl für die unbeschränkte Monarchie als für die demokratischen Tendenzen. Seit der Mitte des 17. Jahrh. trat nämlich eine scheinbare Ruhe ein; die Triebfedern des Religionseifers oder des Religionshasses waren erschlafft und das Königthum verfolgte die errungenen Vortheile mit vorherrschender Rücksicht auf Erweiterung des Fürstenrechts und Feststellung der Unumschränktheit. Alle Reste der Volksfreiheit, wie sie sich namentlich in den Städten und in ständischen Berathungen erhalten hatten, gingen in der um sich greifenden Souveränetät unter. Doch die scheinbare Ruhe war nur die Zeit des Nachdenkens, im Stillen wurde ein Entscheidungskampf vorbereitet. Bis in die Mitte des 18. Jahrh. hatten beide Parteien, damals die katholische und die protestantische, jene mit dem Prinzip der Bewegung und des Angriffs, diese mit dem Princip der Stabilität und der Vertheidigung, den Krieg auf demselben Boden, auf dem der Geschichte und mit Waffen derselben Art geführt. Wenn auch, als im Mittelalter der Bürgerstand zu Macht und Einfluß gelangte, eine neue Zeit begann, so entwickelten sich doch die neuen Verhältnisse aus, und so verschlangen sie sich doch mit der bisherigen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft. Eben so schöpfte die protestantische Kirche die Mittel des Angriffs und die katholische Kirche die Mittel der Vertheidigung aus einer und derselben Quelle. Denn beide Kirchen, beide Principien huldigten dem Ansehn der Geschichte, der Autorität der Offenbarung. Nun aber wählte die Partei des Angriffs einen neuen Boden, eine neue Stellung. Eine neue Philosophie entstand, der keine Ueberlieferung, kein Glaube, kein Herkommen, mit einem Worte, keine Autorität zu heilig war, daß sie sich nicht dagegen, zweifelnd oder tadelnd, mit Gründen oder mit Spott, aufgelehnt hätte. Von Frankreich aus, dem Sitze des härtesten Autokratismus (Ludwig XIV.), verbreitete sie sich mit der französischen Literatur über ganz Europa und wagte sich bald an alle die Grundpfeiler, welche bisher den Glauben, die Ueberzeugungen und die gesellschaftlichen Einrichtungen der europäischen Nationen gehalten hatten. Glücklicher im Niederreißen als im Wiederaufbauen, zu der gefährlichen Höhe sich erhebend, auf welcher der Blick in den Abgrund des bodenlosen Nichts versinkt, hatte sie unläugbar das Verdienst, eine Unzahl von Mängeln und Gebrechen in dem damaligen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft aufzudecken und einzelne Wissenschaften, z. B. die Staatswirthschaftslehre, wahrhaft zu vervollkommnen. In schroffem Gegensatze mit dieser Philosophie stand die Wirklichkeit, mit der Theorie die Praxis. Das aristokratische Prinzip ignorirte vornehm die große Bewegung in der Geisterwelt der Nationen, der unbeschränkte Royalismus herrschte in der Praxis und glaubte sich in seinem unbeschränktem Besitze unantastbar. Wenn man auch in der Verwaltung Verbesserungen einführte, sie blieben doch nur unbedeutend gegen die allgemeinen Bedürfnisse; die Staatsverfassungen behielten ihren aristokratischen Charakter der vorigen Periode, die königliche Gewalt machte sogar Fortschritte. Die Welt der Wirklichkeit war gespalten von der Welt der im Volke aufgesammelten Einsichten. Als Repräsentant dieses zwiespaltigen Zeitalters erscheint Preußens König Friedrich II. Mit sich selbst im Widerspruch, als Fürst zu streng, als Schriftsteller allen demokratischen Ideen der französischen Philosophie mit Ueberzeugung und Enthusiasmus ergeben, erinnert dieser Fürst durch sein Leben und Streben an jenes erhabene Naturspiel, wenn am nächtlichen Himmel der Vollmond mit einem Gewitter kämpft. Die Folge des Zwiespaltes zwischen Leben und Wissenschaft, zwischen Autorität und Wissen, zwischen Volk und Fürst, zwischen Demokratie und Aristokratie, zwischen dem Alten, das bestehen wollte, weil es längst bestanden hatte, und dem Neuen, das sich zur Existenz emporarbeiten wollte, trat das blutige Drama der französischen Revolution, ein weltgeschichtlicher Versuch, den Zwiespalt aufzuheben. Wenn auch nicht jedes Jahr so viele und so reiche Ströme bürgerlichen Blutes vergossen werden, als in den ersten Jahren der Revolution, so ruht und rastet diese seit 1789 doch nicht, sie dauert unter wechselvollen Richtungen und in den verschiedenartigsten Gestalten immer noch fort und je geistiger die Mittel werden, die von der demokratischen Partei ergriffen werden, desto sicherer sind die Erfolge gegen den Aristokratismus der Vorwelt und gegen die Versuche der Partei, welche die Lebensfülle der Gegenwart in die todten

Formen der aus- und abgelebten Vergangenheit zurückzwingen möchte. Wo die Verluste so groß sind, ist aber Rückkehr zur alten Stabilität unmöglich. Denn in beinahe allen europäischen Staaten sind Kenntnisse und Einsichten in dem Grade Gemeingut geworden, daß das Vertrauen des Volkes auf eignes Urtheil täglich neue Fortschritte macht und der unbeschränkten wie der beschränkten Monarchie, die überhaupt am festesten steht, wenn sie auf das geistige Uebergewicht des Herrschers oder auf die Ueberzeugung der Unterthanen von einem solchen Uebergewichte sich stützt, das Regieren und Herrschen erschwert. An den Pfeilern politischer Aufklärung im Volke bricht sich die Gewalt des absoluten Aristokratismus, und der blinde Gehorsam löst sich in freie Selbständigkeit des Geistes auf. Nicht der ist zur Herrschaft oder zur Theilnahme an derselben berufen, dessen Ahnen einst Weglagereien trieben, oder der seine Fähigkeiten mit vorweltlichen Documenten zu beurkunden trachtet, sondern das Talent, das Genie, der Geist, der an kein Geschlecht, an kein Archiv, an keine Burg gefesselt ist, hat allein den Beruf, die Massen zu leiten. Das demokratische Princip in seiner Reinheit besteht eben in nichts Anderem, als dem Geiste seine Rechte wiederzugeben und jene Einsicht und den Adel der Gesinnung zu verbreiten, welche von sittlicher Kraft gehoben überall nur Wahrheit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit als die wahren Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt und in die Praxis eingeführt wissen will. Es will die Tendenz des willkürlichen Regierungssystems, die dahin geht, Unwissenheit zu verewigen, aus dem Leben hinausweisen und dagegen dem Freisinnigen Eingang verschaffen, weil nur dies fähig sei, Einsicht zu verbreiten und die im Staate vereinigte Menschheit dem Ziele entgegenzuführen, das ihr gesteckt ist. Der Mensch ist zur Freiheit geboren; sein Herz schlägt für die Freiheit; er hat Anlagen des Geistes und Willens, welche ihn für sie geschickt machen; die Civilisation ist nichts als das Wachsen der Entwicklung aller geistigen Kräfte der Nation, nichts als das zunehmende Fortschreiten der bürgerlichen Gesellschaft zur Freiheit, und diese Freiheit wird, wie groß die ihr gegenüberstehende Macht auch sein mag, siegen, denn ihre Sache ist die Sache Gottes, der keine Furcht kennt. Diese Freiheit und den Geist der bessern, festen und tapfern Gesinnung zu befestigen, tragen die Schulen nicht wenig bei. Die Vervollkommnung des Volksunterrichts in allen seinen Zweigen darf als Mittel zur Erweiterung und Verstärkung des demokratischen Princips gelten. Alle Versuche des willkürlichen und absoluten Royalismus, sich des Volksunterrichts zu bemächtigen und ihn zum Vortheil eines einseitigen Interesses zu leiten, haben sich stets an denen gerächt, welche die Schulen mißbrauchten, um Aberglauben, Unwissenheit und Unvernunft im Volke zu verbreiten. Größer als es schon war, ist jederzeit das Mißtrauen zwischen dem Volke und dem Absolutismus geworden. In Verbindung mit dem Nationalunterricht wirkt das Journalwesen, welches in seiner dermaligen Blüthe, obwohl von strenger Censur hier und da bewacht, eine Masse von Einsichten der mannichfaltigsten Art in das Volk bringt und dadurch indirekt denen, welche die Zeit auf den höchsten Gipfel der bürgerlichen Gesellschaft gestellt hat, das Herrschen, Regieren und Verwalten erschwert. Gerade das ist ein Verlust für das „ancien régime," daß das Amt des absoluten Herrschers gegenwärtig ungleich schwerer ist, als vor funfzig Jahren. Der Glaube an das sogenannte göttliche Recht ist gefallen oder wankend geworden. Denn je mehr die Erkenntniß, das Wissen wächst, desto schwächer wird der Glaube. Verlor doch das erste Menschenpaar seinen kindlichen Glauben, als es von dem Baume des Erkennens genossen hatte. Das Wissen ist überall der Leichenmantel des Glaubens. Mit der zunehmenden Wissenschaft im Volke und mit der innigen Verschlingung der Wissenschaft mit dem Leben wird die alte Basis des absoluten Royalismus, so weit derselbe im Glauben an das göttliche Recht seine Wurzel zu haben vorgiebt, aufgelockert, und der Widerspruch tritt zu Tage, daß, wenn der Glaube an das göttliche Herrscherrecht für die Dauer des absoluten Royalismus nothwendig ist, dies ein Zugeständniß ist, daß selbst der Absolutismus auf der Zustimmung des Volkes beruhe. Bis auf diese Spitze ist das demokratische Princip in der Theorie siegend vorgeschritten. Mit dem Glauben an das göttliche Recht ist zugleich die Achtung für das Herkommen, für den Besitzstand gesunken. Mit Recht führt Tacitus unter den

Ursachen, welchen er die Ruhe unter Augustus Regierung im Innern des Reichs zuschreibt, auch die an, daß nur Wenige noch übrig waren, welche den Freistaat gesehen hätten. Eben so kann ein Fürst, der ein halbes Jahrhundert lang regiert hat, seiner Gewalt weit mehr trauen, als ein Fürst, der erst seit gestern den Thron bestiegen hat. Auch diese Stütze ist in den neuesten Zeiten mit Macht erschüttert worden. Die Regierungen der unbeschränkten Monarchien sind noch überdies durch den Drang der Begebenheiten, durch das Machtgebot eines unabwendbaren Schicksals genöthigt worden, Maßregeln zu ergreifen, welche mit dem Interesse des unbeschränkten Königthums entweder in geradem Widerspruche stehen oder doch schwerlich zu vereinigen sind. Wie die Verhältnisse unter den europäischen Völkern dermalen beschaffen sind, kann keine europäische Regierung, oder wenigstens keine der mächtigern, eine Maßregel ergreifen, welche ihre Macht bedeutend steigert oder ihre Stellung zum Auslande verändert, ohne daß die Maßregel auch bei den übrigen europäischen Regierungen Nachahmung oder Erwiederung finden müßte. Die antimonarchischen Neuerungen also, welche in Frankreich die Revolution einführte, mußten auch anderwärts einen unfreiwilligen Eingang finden. Die Kriege, welche aus der französischen Revolution hervorgingen, machten die Nothwendigkeit, Frankreichs neue Gestalt zu beachten, noch dringender. Diese Kriege führten zu Neuerungen, die dem monarchischen Principe nicht vortheilhaft waren. Dahin gehört vor Allem zunächst die große Reform des Militärsystems, welche in der Gestalt der Conscription sowohl seiner rechtlichen Grundlage nach, als in seinen Folgen dem demokratischen Princip verwandter ist als dem aristokratischen. Die frühere Zusammensetzung der Heere in allen Staaten germanischen Ursprungs war ein Hebel für Erbaristokratismus; dagegen ist jetzt die ganze Nation zu den Waffen berufen, der Hochgeborne steht in gleicher Linie mit dem ärmsten Unterthan. Die Nation ist zur Landwehr geworden. Eine noch entschieden demokratischere Maßregel ist die Errichtung der National- und Bürgergarden. Paralysirt wird die Wirkung des Conscriptionssystems jetzt durch die stehenden Heere; sie werden als eine Last der Staaten angesehen, aber sie sind nothwendig, so lange Europa unter so viele Staaten getheilt ist und so lange es von Osten her bedroht wird. Europa hat sich gegen sich selbst bewaffnet; darin liegt die Unnatürlichkeit, aber auch die Rechfertigung des Systems. Ohne die stehenden Heere würde die demokratische Bewegung leicht Alles in den Strudel der Verwirrung ziehen; so lange sie aber bestehen, hat die Monarchie bei allen Concessionen, die sie dem Demokratismus gemacht hat, die Garantie ihres Bestehens; denn das stehende Heer hat allemal eine gewisse Vorliebe für die Herrschaft eines Einzigen, weil „plus gratiae apud unum quam apud multos." Eine weitere Erwerbung, die das demokratische Princip seit 1788 gemacht hat, ist der Grundsatz der gleichen Vertheilung der Abgaben. Die Steuerfreiheiten sind verschwunden, weil die öffentlichen Abgaben so hoch gestiegen sind, daß sie nicht einmal von Allen bestritten werden konnten. In den Kriegen mußte das gesammte Nationalvermögen aufgeboten werden; der augenblickliche Bedarf überschritt die Masse der verfügbaren Mittel und deswegen mußten die Regierungen zu den Anleihen ihre Zuflucht nehmen und die Zukunft für die Bedürfnisse der Gegenwart besteuern. Dieses Vorwegverzehren der künftigen Einnahmen machte die Regierungen den Geldmännern dienstbar und zwang sie, um den Credit zu erhalten, den Regierungshandlungen Publicität zu ertheilen und den Capitalisten Einfluß einzuräumen, der das bewegliche Vermögen wenigstens mit dem Grundvermögen gleichstellt. Indem die Regierungen sich entschließen mußten, Schulden aufzuhäufen, haben sie jenen einen Gerichtshof geschaffen, wo die öffentliche Meinung die Staatshandlungen beurtheilt. Ferner kam zu den Maßregeln, welche, obwohl eines demokratischen Geistes, dennoch von den sämmtlichen europäischen Regierungen ergriffen und durchgeführt worden sind, auch das sogenannte Handelssystem, d. h. dasjenige System der Nationalwirthschaft, nach welchem man, um die Industrie im Lande emporzubringen, um den Wohlstand der Nation gegen die Industrie anderer Nationen in Schutz zu nehmen und selbst auf Kosten anderer Nationen zu steigern, die Einfuhr, insbesondere die der Fabrikate und der Luxuswaaren beschränkt, die Ausfuhr aber begünstigt. Denn obgleich dieses System nur selten in diesem

Lichte betrachtet wird, so ist es doch in der Regel für den im Lande angesessenen Adel eben so nachtheilig, als für den Stand der Gewerbsleute vortheilhaft. Denn es besteuert, der Sache nach, den Grund und Boden zum Vortheile der Fabrikation. Es hat zugleich fast unausbleiblich die Folge, daß es die Zahl derer künstlich vermehrt, welche, weil sie auf einen oft unsichern Verdienst in den Fabriken gewiesen sind, wenig oder nichts besitzen, zu Neuerungen desto geneigter sind. Es ist dasselbe System, welches im Mittelalter, obwohl damals noch nicht vollkommen ausgebildet, zuerst den Bürgerstand erhob, zuerst die Macht des Adels, der vorzüglichen Stütze der Monarchie, brach. Daran schließt sich eine mit kurzen Worten nicht zu bezeichnende grandiose Revolution aller Zweige der Industrie. Der materielle und geistige Reichthum der Industriellen bekämpft und beherrscht das unbewegliche Vermögen der Grundherrn, der landsässige Adel hat mit den politischen Vorzügen, die ihm die Geburt einräumte, zugleich den Einfluß verloren, den ihm sein Grundeigenthum früher verschaffte und das bäuerliche Grundvermögen tritt befreit von den alten feudalen Lasten als freies Eigenthum mit dem Rittergute auf gleiche Linie. Die Stelle der aufgelösten Zunftordnungen nehmen grandiose Vereine und Associationen der mannichfaltigsten Art ein und greifen in das öffentliche Leben mit Macht ein. Unter der Beihülfe der Maschinen, unterstützt von dem nie ermatteten Eifer der Gelehrten und geleitet von den tiefsten wissenschaftlichen Principien und Resultaten, dehnt sich die Industrie riesenmäßig aus und Dampfschiffe und Eisenwege nach allen Richtungen der bewohnten Erde verbinden die gesammte civilisirte Welt. In so totalem Umschwunge der Dinge sind mit den Fähigkeiten der einzelnen Classen auch die Ansprüche und die Sorge für Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheit dergestalt gewachsen, daß in einem großen Theile Europa's das absolute Königthum einer Verfassung weichen mußte, in welcher auch der Bürgerstand Theil an der Staatsgewalt hat. Die Repräsentativverfassungen sind ein Sieg des modernen Geistes, dessen Vorwärtsstreben nicht mehr aufgehalten werden kann. In dem andern Theile Europa's sucht man das unumschränkte Königthum gegen die im natürlichen Gange der Entwicklung liegende demokratische Tendenz durch eine Verbindung mit einer reichs- oder landständischen Verfassung zu schützen und zu vertheidigen, allein es liegt im natürlichen Laufe der Dinge, daß die ständische Verfassung von selbst in die Repräsentativverfassung mit einer Adelskammer übergeht, sobald sich der politische Abstand zwischen dem Bürger- und Bauernstande ausgeglichen hat, oder wenn bei steigender Aufklärung die Einheit der Interessen dieser beiden Stände erkannt worden ist.

Wohin wir blicken mögen, allenthalben begegnet uns Zwiespalt und Kampf der Meinungen und Interessen, und eine Zukunft von erfreulichen Aussichten scheint sich vorzubereiten. Nur durch Zwiespalt und Kampf ist die europäische Menschheit das geworden, was sie ist, und nur durch Zwiespalt und Kampf kann sie sich auf der Höhe erhalten, zu welcher sie gelangt ist; beständiger Sieg, dauernde Obergewalt der einen oder der andern Partei würde mehr als Revolution, würde vollkommene Zerstörung des gegenwärtigen Zustandes sein.

Demokritos, ein griech. Philosoph aus Abdera, geb. gegen 470 v. Chr., soll einer Sage nach durch Magier und Chaldäer, die Xerxes bei seinem Durchzuge durch Abdera zurückgelassen, für das Studium der Philosophie gewonnen worden sein. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Aegypten, wo er Geometrie studirte, und nach Asien, um seine Kenntnisse der Natur zu erweitern. Sein Werk von der großen Naturordnung brachte ihm, nachdem er es seinen Mitbürgern vorgelesen hatte, reiche Belohnung und hohes Ansehen. Und alle Zeugnisse des Alterthums lassen in ihm einen Mann erkennen, der alle Zweige des Wissens mit aristotelischem Geiste umfaßte und eine Menge der verschiedensten Gegenstände gründlich und geistreich in vielen Schriften, in kühner, geistreicher, noch wenig organisirter Prosa, behandelte. Nur unbedeutende Bruchstücke sind uns übrig. Die Kleinlichkeit des gewöhnlichen Lebens mußte dem in geistiger Beschäftigung Einheimischen in aller Nichtigkeit erscheinen und dieselbe Erkenntniß die Heraklitus zu steter Klage über das Leben bewog und ihm den Namen des weinenden Philosophen erwarb, führte D., der Ruhe und Frieden in sich gefunden, zum Lachen über jene Enge des Lebens, und gab ihm den

Namen des lachenden Weisen von Abdera. In seinem System schloß er sich besonders an die mechanische und atomistische Naturanschauung des Leucipp (s. d.) an und bildete dieselbe weiter aus. Die Entstehung der Welt erklärt er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer nur der Form nach verschiedener mit inwohnender Bewegung versehener Theilchen (Atome). Nur aus der unendlichen Verschiedenheit ihrer Gestalt, Ordnung und Lage entstehen nicht nur die Körper selbst, sondern auch ihre Eigenschaften. Wie die Wärme, so ist auch die Seele, die als eine Art von Wärme erscheint, aus kugelartigen Atomen, die vermöge dieser Kugelgestalt eine größere Beweglichkeit haben, ein Aggregat derselben, entstanden. Wahrnehmung und Vorstellung entsteht durch Berührung; indem nämlich von jedem Atomenaggregat fortdauernd Bilder ausströmen, dringen diese durch die Sinne in die Seele und erzeugen hier durch die Berührung eine Vorstellung. Aber dies ist nur ein undeutliches Erkennen; deutlich erkannt werden nur die Atome, weil nur sie wahrhaft sind. Die Erkenntniß aber der Atome kann nun entweder Abstraction aus den Wahrnehmungen der Sinnenwelt sein, oder sie kann ein von vorn herein der sinnlichen Vorstellung im Geiste Entgegenstehendes sein, wie bei Empedokles. Wie sich dies D. gedacht, ist nicht deutlich, das aber gewiß, daß die Atome das Leere, die Formen der Atome nach ihm die Gegenstände der reinen Erkenntniß sind. Das Göttliche verschwindet wie bei jeder mechanischen Weltansicht. Der Raum, die Atome sind von Ewigkeit. Wie es unendliche Formen giebt, so muß es auch unendliche, durch das Zusammentreffen dieser unendlichen, der Form nach verschiedenen Atome entstandene Aggregate dieser Atome, also auch unendlich viele Welten geben. Seine Sittenlehren sind streng; Maß zu halten gebietet er in Allem, die Freuden der Seele (des Erkennens vorzüglich) denen des Körpers vorzuziehen, leidenschaftliche Bewegung durchaus zu meiden; aber wie in jeder Atomistik, mußte auch ihm Vergnügen (Hedonismus) das höchste Gut des Lebens sein. Die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in sein System. Er erklärt sie durch Bilder, welche von der Natur ausgehen, zum Theil wohlthätige, zum Theil schädliche, aber vergänglich wie alles Uebrige. Uebrigens war D. bei den Alten auch durch seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse berühmt. Er soll viele schöne Theoreme über die Berührung der Kreise und Kugeln und die irrationalen Größen angestellt, auch Perspektive und Optik cultivirt haben, wie Vitruv erzählt, der mehrere seiner verloren gegangenen Werke anführt. Er soll erkannt haben, daß der leere Raum zur Bewegung nothwendig, daß im leeren Raum alle Körper mit derselben Geschwindigkeit fallen, daß das Licht in der Emanation leuchtender Elemente aus den Körpern besteht, daß die Atome der Körper verschiedenes Gewicht untereinander haben, daß die Milchstraße ihren Glanz nur einer Menge kleiner gedrängter und sehr entfernter Sterne verdanke ꝛc. D.'s System des Atomismus reicht zwar auch nur für die bloße Naturerklärung nicht aus, dennoch verdient er eine der ersten Stellen unter den Naturforschern, denn die von ihm zuerst in größerem Umfange versuchte Naturauffassung hat, wenn auch in verfeinerter Gestalt, bis auf die neuesten Zeiten herab, den größten Einfluß auf die empirische Naturforschung ausgeübt. Er starb 370 in einem Alter von 104 Jahren. Seine Schule wurde von Epicur (s. d.) verdrängt, der aber sein System vielfach verderbte. Vgl. Papencordt „De atomicorum doctrina" (Berl. 1832), Geffers „Quaestiones Democriteae" (Gött. 1829, 4.) Burchard „Democriti Abderitae de sensibus philosophia" (Minden 1830, 4.) und Dessen „Fragmente der Moral als D." (Minden 1834). Am vollständigsten sammelte die Fragmente der zahlreichen Schriften D.'s F. G. A. Mullach „Democriti Abderitae operum fragmenta" (Berl. 1843).

Demoliren, Gebäude, Befestigungen und andere Baue zerstören, sei es durch Geschütz, Minen, Ueberschwemmungen oder Menschenhände. Bei Festungswerken sagt man schleifen oder Bresche schießen, bei Gebäuden abtragen, niederreißen, zerstören; bei Dämmen durchstechen. — Demolirungssystem heißt dasjenige Befestigungssystem, wo gleich beim Erbauen der Festungswerke die nöthigen Einrichtungen zur theilweisen Selbstzerstörung derselben getroffen werden. Die zu diesem Zweck angelegten Minen, die man später nur mit

Pulver zu füllen braucht, heißen Demolitionsminen. Solche Minen sind z. B. in den detachirten Werken bei Köln, Koblenz, Ingolstadt ꝛc. angelegt.

Demonstration heißt in der philosophischen Sprache soviel als Beweis, namentlich ein logischer Beweis, d. h. ein solcher, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils hervorgeht. Kant verstand darunter vorzugsweise einen mathematischen Beweis, d. i. die Begründung eines Urtheils durch Anschauung. — In der Jurisprudenz heißt Demonstration eine weniger förmliche Beweisführung, welche in schleunigen und andern summarischen Sachen Anwendung findet, dann auch die einem Rechtsgeschäft beigefügte Beschreibung, um dadurch etwas näher zu bezeichnen. — In der Kriegswissenschaft heißt D. eine Bewegung oder einer Aufstellung der Truppen ꝛc., um den Feind zu täuschen, daß er glaube, man beabsichtige einen gewissen Punct anzugreifen, in taktischer oder strategischer Hinsicht, um ihn dadurch zu zwingen, die Mehrheit seiner Truppen dahin zu ziehen, während der wirkliche Angriff gegen einen andern Punct gerichtet wird.

Demontiren, Geschütze durch Abkämmen der Brustwehren und Erweiterung der Scharten entblößen und zusammenschießen; gewöhnlich auch directes D. genannt, zum Unterschiede der Zerstörung durch Seitenbestreichung, Enfilade oder das Enfiliren (s. d.). Bei Feldbatterien hingegen demontirt man meistens mit Enfiladenschüssen. Die Batterien sind diejenigen, in denen das aufgestellte Geschütz die des Feindes, sowie die Werke, durch flache Bogen- oder auch gerade (Kern-) Schüsse zerstört.

Demophon, auch Demophoon, Sohn des Theseus und der Phädra zog mit nach Troja und befreite seine Großmutter Aethra aus dem Sclavendienste der Helena. Auf der Rückkehr von Troja wurde er nach Thracien verschlagen, wo sich die Tochter des Königs Sithon, Phyllis, in ihn verliebte, und als er von Athen, wohin er gereist war, nicht zur bestimmten Zeit zurückkehrte, sich selbst tödtete. Als Diomedes auf seiner Rückkehr von Troja nach Attika verschlagen wurde und das Land plünderte, zog ihm D. entgegen und erbeutete von ihm das Palladium. Später soll er die Herakliden gegen den Eurystheus vertheidigt, auch den Fluch beladenen Orestes freundlich aufgenommen haben.

Demos heißt im Griechischen ein Bezirk oder Gau, dann ein Staat, in welchem Souveränetät im Volke ruht; in Attika die einzelnen Gemeinden oder Ortschaften, in welchen das Land eingetheilt war. Ursprünglich belief sich ihre Zahl auf 100, die jedoch später in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. auf 174 ausgedehnt wurden. Jeder D. bildete eine selbständige Corporation mit eigenen religiösen Gebräuchen, Behörden und Versammlungen. Der Vorsteher eines D. hieß Demarch; er hatte das Interesse seiner Gemeinde zu vertreten, berief die Versammlungen, vollzog die Beschlüsse, verwaltete mit dem Schatzmeister die Gemeindegüter und übte in einzelnen Fällen eine Art polizeilicher Gewalt. Vgl. Leake „Die Demen von Attika" (deutsch von Westermann, Braunschw. 1840).

Demosthenes, geb. zu Athen im Gaue Päania, Ol. 98, 4., v. Chr. 385, gerieth nach dem frühen Tode seines Vaters in die Hände geldgieriger, betrügerischer Vormünder, die sein Vermögen entwendeten und seine Erziehung vernachlässigten. 18 Jahre alt als Bürger anerkannt, klagte er sie an und siegte. Die Rede des Kallistratus über Oropus begeisterte ihn. Viel verdankte er in der weitern Ausbildung der Beredtsamkeit dem Isäus (s. d.), das Meiste aber gewiß sich selbst und seiner bewundernswerthen Anstrengung und Ausdauer bei Ueberwindung der ihm von der Natur entgegengestellten Hindernisse. Er hatte eine sehr schwache Brust und eine stotternde Stimme; auch in seinem Gebehrdenspiel und seiner Haltung hatte er manches Lächerliche. Seine schwache Brust stählte er auf Anrathen des Schauspielers Satyros, daß er am Meeresstrande beim Tosen der Wellen sich im lauten Sprechen übte, das Stottern legte er ab, indem er kleine Kiesel in den Mund nahm und so mehrere Verse hinter einander selbst auf den beschwerlichsten Wegen hersagte. Vor dem Spiegel studirte er längere Zeit Anstand und Gebehrdenspiel Nach diesen Vorbereitungen und nachdem er sich in Reden vor Gericht in eignen oder fremden Streitigkeiten lange geübt, trat er Ol. 106, 2 (355) zuerst als Redner in Staatsangelegenheiten auf. Athen, von Parteiungen zerrissen, von der Willkür dummdreister De-

magogen hin- und hergezogen, schied sich damals in zwei Richtungen für und gegen Phi-
lippus von Macedonien. D. hatte mit scharfem Auge alsbald in ihm den gefährlichsten
Feind griechischer Freiheit erkannt und es ward ihm Aufgabe seines Lebens, mit nie wan-
kender Festigkeit, mit immer reger, alle Hilfsmitttel ausforschender und benutzender Geisteskraft
gegen ihn zu kämpfen, ob vielleicht sein unglückliches Vaterland, Athen, noch zu retten
wäre. In vielfachen Reden, in mehreren Gesandtschaften an Philipp und andere Staaten
wirkte er für diesen Zweck. Oft gelang der Gewalt seiner Rede, die leicht beweglichen
Athener gegen Philipp zu entzünden und zu kräftigem Handeln zu bestimmen; es gelang
ihm, Theben und Athen zum Bunde zu vereinen, aber die erschlaffte Schwäche des dama-
ligen Griechenlands hatte sich ihr Schicksal erschaffen, das mit der Schlacht bei Chäronea
(338) die Freiheit vernichtete. D. wurde zwar von seinen Gegnern, an deren Spitze der
von Philipp bestochene **Aeschines** (s. d.) stand, der Feigheit in der Schlacht beschuldigt,
doch ertheilte ihm der Staat unmittelbar nach der Schlacht den ehrenvollen Auftrag, die
Leichenrede der bei Chäronea Gefallenen zu halten. Später erkannte ihm Athen, auf den
Antrag des Ktesiphon, die Bürgerkrone zu. Aeschines erhob dagegen eine öffentliche An-
klage, doch D. besiegte seinen Gegner in der Rede „De corona," welche diesem die Ver-
bannung zuzog. Mit Philipp's Tode (336) begann D. von Neuem zu hoffen, aber Ale-
xander's gewaltige Entschlossenheit unterdrückte die gemachten Versuche. Alexander verlangte
die Auslieferung der ihm feindlichen Volkshäupter, vor allen des D., aber Phokion und
und Demades wandten durch ihre Bitten die drohende Gefahr ab. Eine dumpfe Todten-
stille der Erschlaffung, nicht das in Ruhe und Frieden stillschaffende Leben eines kräftigen
Volkes ruhte auf Athen während Alexander's Feldzügen in Asien. D., unbescholten und
rein seinen Wandel bewahrend, mußte doch 325, angeblich weil er von Harpalus, Alexan-
der's flüchtigem Schatzmeister, bestochen, in der That, weil er als Patriot dem Antipater
verhaßt war, vor sicher drohendem Verderben sich durch die Flucht nach Aegina retten.
Noch einmal erhoben sich nach Alexander's Tode die Athener aus ihrem Schlafe; D. bot
seine ganze Beredtsamkeit auf, die Griechen zum lamischen Kriege zu vereinen; Athen er-
kennt seine Verdienste und empfängt mit glänzenden Ehren den Zurückberufenen, aber die
Schlacht bei Kranon (322) endigte gar bald die stolzen Hoffnungen. Antipater, der Tod-
feind des D., zwang zum Frieden, D. floh nach Kalauria, und hier endete er, von Anti-
pater's Söldlingen verfolgt, selbst sein Leben durch Gift den 10. Pyanepsin 322. —
Krystallreine Vaterlandsliebe, glühende Begeisterung für Freiheit, unerschöpfliche Fülle
der Gedanken, niederschmetterndes Gewicht der Gründe, entwaffnende Schärfe und Anmuth
des Witzes und eine Sprache, die wie ein gewaltiger Strom bald schäumend über Felsen
stürzt, bald still, aber gewaltig in majestätischer Ruhe dahinzieht, sind die gerechten Ur-
sachen, daß D. in alter und neuer Zeit unter den größten Rednern zuerst genannt wird.
Die alten kannten 65 Reden des D., uns sind 61 geblieben unter seinem Namen, davon
sind aber viele unecht. Außerdem haben wir 6 Briefe und 56 Eingänge zu Staatsreden,
deren Echtheit jedoch auch nicht sicher ist. Von Ausgaben bemerke man die Benenatiana
(Paris 1570); die H. Wolf's (Basel 1572, und oft wiederholt); Reiske's in der Samm-
lung der griechischen Redner, dessen Commentar von Schäfer sehr erweitert und bereichert
und zu London 1822—1826 (9 Bde.) erschienen ist; vor allen aber die J. Bekker's (Berl.
1825), deren Text, den jetzt allein brauchbaren, der Abdruck von W. Dindorf wiedergibt;
ferner von Sauppe und Baiter (Zür. 1842 flg.) und von Vömel (Par. 1843). Von
Ausgaben einzelner Reden nennen wir die „Orationes selectae" von Bremi (Gotha 1829)
und von Reuter (2 Bde., Augsb. 1833); „De corona" von Dissen (Gött. 1837); „In
Leptinem" von F. A. Wolf (Halle 1789; 2. Aufl. von Bremi, Zür. 1831); „In Mi-
diam" von Buttmann (Berl. 1823; 3. Aufl. 1841), Blume (Stralf. 1828) und Meier
(Halle 1832); „In Adrotionem" von Funkhänel (Leipz. 1832); „Philippicae" von Vö-
mel (3 Bde., Frankf. 1829—33) und Franke (Leipz. 1842) und „Olynthicae" von
Frotscher und Funkhänel (Leipz. 1834). Die deutsche Uebersetzung von Reiske (5 Bde.,
Lemgo 1764—68) zeichnet sich durch auffallende Eigenthümlichkeiten aus; die Staatsreden

nebst der Rede für die Krone übersetzte F. Jakobs (2. Aufl., Leipz. 1833), die Rede für die Krone F. von Raumer (Berl. 1811), die Philippischen Reden A. G. Becker (Halle 1823—25), die erste Philippische Rede im Auszug G. Niebuhr (Hamb. 1831). Eine franz. Uebersetzung gab Auger (6 Bde., Par. 1777; neue Aufl. von Planche 1819—21); eine englische, Leland (2 Bde., Lond. 1756—70; neueste Aufl. 1814). Vgl. A. G. Becker „D. als Staatsmann und Redner" (Halle 1816; 2. Aufl. 1830), Westermann „Quaestiones Demostenicae" (4. Abthl., Leipz. 1830—37), Scholten „De Demosteneae eloquentiae charactere" (Utr. 1835) und Böhnecke „Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner (Bd. 1., Berl. 1843).

Demoustier, Pierre Antoine, geb. am 1. Aug. 1735 zu Lassigny, starb 1803, einer der vorzüglichsten Ingenieure Frankreichs, unter dessen Direction die Brücken St. Maxence, Pont des Arts, de l'île St. Louis und die vom Jardin des Plantes zu Paris erbaut sind. — Charles Albert D., ein franz. Dichter, Neffe des Vorigen, geb. zu Villers-Coterets den 11. März 1760, widmete sich anfangs den Rechtswissenschaften, verließ diese aber später ganz, um seiner Neigung zur Literatur ungehinderter folgen zu können. Sein erstes Werk: „Lettres à Emilie sur la mythologie" (6 Bde., Par. 1786, neueste Aufl. 1841; deutsch frei bearbeitet von Jänckendorf, 6 Bd., Dresd. 1803—4) hat ihm den Namen durch ganz Europa gesichert. Von seinen Opern und Schauspielen, deren mehrere mit vielem natürlichen Witze und Geiste geschrieben sind, machten einige großes Glück, als: „Le conciliateur"; „Les femmes" und „Le tolérant." Er starb den 2. März 1801 mitten in seinem literarischen Streben und in der Blüthe seiner Jahre. Mehrere seiner hinterlassenen Schriften erschienen als „Cours de morale, opuscules en vers et en prose et théâtre" (5 Bde., Par. 1804; neue Aufl. 1809).

Denar (Denarius) war ursprünglich in Rom eine Silbermünze im Werth von 10 Assen. So wurde sie zuerst im J. 269 v. Chr. geprägt. Als später durch die Lex Papiria das As (s. d.) verringert wurde, soll auch der D. den Werth von 16 Assen erhalten haben. Ueber diese Reduction sind aber die Alterthumsforscher nicht einig; der berühmte Eckhel stellt sie geradezu in Abrede. Als Silbermünze bestand der D. bis zur Zeit Konstantin's des Großen. Goldenare, im Werth von 10 Silberdenaren, wurden seit 207 v. Chr. eingeführt und erhielten sich bis in das späte Mittelalter. Der Name D. ging auch zu andern Völkern und in andere Länder über und bildete lange Zeit in Frankreich und Deutschland die gangbare Münzsorte. Ein D. machte unter den Karolingern den zwölften Theil eines Solidus (s. d.) In der neueren Zeit prägt man in Frankreich eine kupferne Scheidemünze unter dem Namen Denier. Die französischen Denier sind dem Denaro in den Staaten Oberitaliens nachgebildet, der ursprünglich so ausgeprägt wurde, daß 12 einen Soldo ausmachten; nach und nach aber erfuhr er mehrfache Reductionen. In Rußland vertrat die Denga die Stelle des D., sie wurde ursprünglich in Silber ausgeprägt zum Werth einer halben Kopeke; seit 1655 war sie eine kupferne Scheidemünze, jetzt ist sie nicht mehr im Gebrauch. Durch die Byzantiner kam der römische Golddenar auch zu den Arabern, die ihn Dinar nannten, und von diesen zu den meisten Völkern des Morgenlandes. Noch gegenwärtig wird er wenigstens dem Namen nach von den Holländern zu Java ausgeprägt.

Denderah, ein Dorf in Oberägypten, am westlichen Ufer des Nil, von den Arabern Berbe genannt, hat seinen Namen vom alten Tentyris oder Tentyra, dessen Tempelruinen sich drei Viertelstunden davon in der Wüste befinden. Vom alten Tentyris, das sich bis in die Zeiten Theodosius des Großen erhalten haben mag, erkennt man noch eine große rechteckige Umwallung von Backsteinen, in die zwei reichgeschmückte Thore führen, und die außer einigen Bauten von geringerer Bedeutung, zum Theil aus der Römerzeit, ein jetzt fast ganz in Schutt vergrabenes Typhonium und den berühmten, wahrscheinlich der Isis gewidmeten Haupttempel umschließt. Eine genauere Beschreibung davon geben uns zuerst die Gelehrten, die dem denkwürdigen Feldzuge der Franzosen in Aegypten beiwohnten. Sie sprechen mit dem begeistertsten Enthusiasmus von diesem vollendetsten Denkmale ägyp-

tischer Kunst, das auch auf das gemeinste Gemüth den ergreifendsten Eindruck ausübe, und schildern es als die eine große riesenhafte Schöpfung, der die Welt mit allen Erzeugnissen der Kunst keine zweite an die Seite zu setzen habe. Eingegangen in ein Thor, gebildet von kolossalen Säulen und halb versteckt in seine eigenen Trümmer, erhält man die Aussicht auf einen Tempel, der im Hintergrunde eines erhabenen Gemäldes liegt; südlicher von ihm erblickt man noch einen zweiten kleineren. Das größere Gebäude hat die Gestalt eines T und birgt in seinen Hallen, Sälen und kleinen Gemächern eine Anzahl Hieroglyphen und aus der Astronomie genommene Figuren und Embleme, unter denen vorzüglich die an der Decke des Porticus befindlichen zwölf Zeichen des Thierkreises die Aufmerksamkeit der franz. Gelehrten auf sich zogen. Eine zweite Darstellung davon traf man noch in einem Nebenzimmer an. Es ist derselbe Thierkreis, worüber sich noch in neuerer Zeit der lebhafteste Streit zwischen den Gelehrten entspann. Die Franzosen nämlich bemerkten, daß das Solstitium desselben im Zeichen des Krebses verzeichnet sei. Ist dieses Zeichen das Sommersolstitium, wie Littrow u. A. meinten, so fiele der Frühlingspunct zwischen den Stier und Widder, also 45° weiter vorwärts als heut zu Tage, woraus man auf ein Alter von 3230 Jahren dieses Thierkreises schließen könnte, da die Sonne bei gleichförmiger Bewegung 2151 Jahre braucht, um aus einem Zeichen in das andere vorzurücken. Wenn dies aber das Wintersolstitium wäre, so müßte damals der Frühlingspunct in der Wage gelegen haben, folglich um 7 volle Zeichen oder 210° weiter zurück als jetzt, wo es in den Fischen liegt; daraus würde nun ein Alter von 7mal 2152 (gleich 15,000) Jahren hervorgehen. Dies behauptet Rhode. Noch anderer Meinung war Visconti, der den Tempel und also auch den Thierkreis aus artistischen Gründen für weit jüngeren Ursprungs hielt und ihn in die Zeit der Römer, nach einer anderen Hypothese in die Zeit der Ptolemäer setzte. Doch seine Bauart ist so rein ägyptisch, daß sie nur den Zeiten angehören kann, wo das Land unter eingebornen Königen auf dem Gipfel der Kunst stand, und noch nicht an fremden Einfluß und eine Geringschätzung der Landesreligion zu denken war. Da über diesen Gegenstand von den Gelehrten mit großer Erbitterung ein Streit geführt wurde, unternahm 1820 ein gewisser Lelorrain, den Stein, worauf der kleinere Thierkreis ausgehauen war, nach Paris zu schaffen. Er kam dort im Januar 1822 wenigstens theilweise und zersägt an und wurde von der Regierung für 150,000 Fr. gekauft. Die Deutungssucht begann nun mit doppelter Lebhaftigkeit. Unter allen Erklärungen erregte jetzt die des Letronne die größte Aufmerksamkeit, der aus einem in einem Mumiensarge auf dem inneren Deckel gefundenen ähnlichen Thierkreis zeigte, daß dieser den Stand der Gestirne bei des Verstorbenen Geburt anzeige und daraus schloß, daß auch der Thierkreis zu D. eine solche Bedeutung habe und nichts weiter als eine astrologische Curiosität aus den Zeiten der römischen Kaiser sei. Champollion endlich fand in der Nähe des runden Thierkreises den Titel Autokrator in phonetischer Schrift, bezog ihn auf den röm. Kaiser Claudius oder Nero und schloß daraus, daß die Thierkreise, sowie der ganze Tempel aus der röm. Kaiserzeit stammen. Goulianof wollte sogar den Namen des Kaisers Tiberius in der Abkürzung TB neben dem Titel Autokrator angedeutet finden. Dagegen machte Parthey zwei andere Umstände geltend, 1) den rein altägyptischen Styl des ganzen Gebäudes, den man in der Römerzeit schwerlich so treu habe nachahmen können noch wollen, wie die ganz in der Nähe liegenden Ruinen eines Gebäudes im röm. Baustyle beweisen, 2) daß sich in dem Tempel einige dem Auge Champollion's entgangene Pharaonenringe mit den Namen Thutmosis III. und Rhamses III. und IV. befinden, welche den Beweis liefern, daß jene und noch andere am Tempel befindliche Inschriften mit den Namen von Ptolemäern und röm. Kaisern nichts andres als gewöhnliche Proskynemata sind. Dadurch wird aber freilich der Streit über die Bedeutung und das Alter der Thierkreise noch nicht vollkommen beendet, da nur soviel hieraus hervorgeht, daß der Tempel zur Zeit der gedachten Pharaonen bereits gestanden haben muß. Vgl. Rhode „Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder" (Bresl. 1809, 4.); Letronne „Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité" (Par.

1824); Champollion „Lettre à Mr. Dacier" (Par. 1822); Goulianof „Bemerkungen über den Thierkreis von D." (Dresd. 1832); Parthey „Wanderungen durch Sicilien und die Levante" (Bd. 2., Berl. 1840); L. Ideler „Ueber das Alter des Thierkreises" (1838); A. W. von Schlegel „De zodiaci antiquitate et origine" (1839); Letronne „Sur l'origine du zodiaque grec" (Par. 1840.)

Dendermonde, oder Termonde, eine befestigte Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern am rechten Ufer der Schelde zu beiden Seiten der hier in dieselbe einmündenden Dender, zählt über 7500 E., die sich mit Leinwandbleichen, Brauerei, Hut-, Chlor-, Taback-, Papier- und Tüllfabrikation beschäftigen; auch befindet sich hier eine Baumwollenspinnerei und eine Salzraffinerie und in der Umgegend wird der feinste Flachs von Flandern gezogen. Die Stadt treibt einen bedeutenden Handel mit Hanf, Spitzen und den genannten Fabrikaten und besitzt mehrere wissenschaftliche Institute, z. B. eine Akademie der Zeichen- und Baukunst, sowie sehr ansehnliche Anstalten der Wohlthätigkeit.

Dendriten heißen Steine mit pflanzen- oder baumartigen Zeichnungen. Solche Zeichnungen finden sich am gewöhnlichsten im Kalk- und Mergelstein. Manche D. lassen sich schleifen und werden zu Kunstsachen verarbeitet.

Dendrolithen, versteinerte Baumstämme oder Stücke derselben, kommen in allen Erdgegenden in den sogenannten secundären Formationen, namentlich im Kohlengebirge, vor und sind als Reste einer untergegangenen Schöpfung zu betrachten. Ihre Größe ist sehr verschieden; an manchen Orten findet man wahrhaft riesige Stämme, an welchen sogar oft noch Aeste erhalten sind, an andern nur Splitter, die aber von Bäumen herrühren, die mit denjenigen, welche jetzt an den Orten wachsen, nichts gemein haben, z. B. die schönen Palmenstämme an der Chemnitz in Sachsen ꝛc. Solche Hölzer sind gewöhnlich in Agat oder Pechstein verwandelt, wenn sie in alten durch vulkanisches Feuer veränderten Schichten vorkommen und mehrere sind so hart und schönfarbig, daß man sie zu allerlei Kunstsachen verarbeitet. Ueber den Hergang ihrer Entstehung sind die Meinungen noch immer sehr getheilt. Brongniart war einer der ersten Forscher in diesem Gebiete; unter seinen Nachfolgern zeichnet sich gegenwärtig besonders Unger aus.

Dendrometer, d. h. Baummesser, ist ein Instrument zur Schätzung der Höhe eines Baumes, des Durchmessers seines Stammes und seiner Holzmasse. Auch kann man die Höhe und Entfernung von Gegenständen, z. B. von Bergen oder Thürmen, zu denen man, eines Flusses oder anderer Hindernisse wegen, nicht kommen kann, mit Hülfe des D.'s mit ziemlicher Genauigkeit messen. Es wurde zuerst 1788 vom hessischen Forstmeister von Kregting bekannt gemacht und von den Engländern Whittel und Duncombe und den Deutschen Jung, Burgsdorf, Hösch, Späth, Busch und Kielmann verbessert. Der Letztere erfand den Baummeßzirkel, mittelst dessen jede beliebige Stelle bei jeder Lage eines Baumstammes gemessen und der Durchmesser genau gefunden werden kann.

Denham, John, geb. 1615 zu Dublin, nimmt einen hohen Rang unter den didaktischen und beschreibenden Dichtern England's ein. Nachdem er auf der Universität zu Oxford studirt, gab er eine Abhandlung über das Spiel heraus (Essay upon gaming), wiewohl er demselben selbst mit Leidenschaft ergeben war. Diesem folgte eine Uebersetzung des 2. Buches der Aeneide, und das Trauerspiel „The Sophy." Am meisten machte er sich durch das Gedicht „Cooper's hill" (Cooper's Hügel) berühmt, das 1643 erschien. Es trug viel dazu bei, den Hang der Engländer zur malerischen Naturpoesie zu beleben. D. ist geistreich, zierlich, elegant, lebendig und Meister in dem Gebiete des Malerischen; doch haben dabei seine Gedichte auch die gewöhnlichen Mängel der beschreibenden Poesie. Er war bei Hofe beliebt; das Haus Stuart verlieh ihm Aemter und Würden. Störend griff in seine poetischen Beschäftigungen seine unglückliche zweite Heirath ein, die ihn dem Wahnsinn nahe brachte. Später erschien von ihm die berühmte Elegie auf Cowley's Tod. Er starb 1668 am 19. März, und wurde neben Chaucer, Spencer und Cowley in der Westminsterabtei begraben. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien in London 1684 (neue Aufl. 1704).

Denham, Dixon, berühmt durch seine Reisen in Afrika, denen die Geographie manche schätzbare Entdeckung verdankt, wurde am 1. Januar 1786 zu London geboren, erhielt seine Bildung auf der königlichen Kriegsschule daselbst und diente dann als Freiwilliger in den Kriegen in Spanien gegen Napoleon, so wie er auch Theil an der Schlacht bei Waterloo nahm. Später besuchte er Frankreich und Italien, aber erst 1821 fand er Gelegenheit seine Begierde zu befriedigen, die Entdeckungen neuerer Reisenden weiter zu verfolgen. Der Plan, den er selbst entworfen, wurde zwar nicht unmittelbar ausgeführt, da die Regierung bereits einen andern Plan gemacht und dessen Ausführung dem Dr. Oudney und dem Lieutenant Clapperton übertragen hatte, denen sich anzuschließen er die Erlaubniß erhielt; aber später diente sein Plan Gordon Laing zum Wegweiser. Am 21. Nov. 1821 traf er mit seinen Reisegefährten in Tripolis zusammen und im Febr. 1822 brachen sie nach Murzuk in Fezzan auf und erreichten am 4. Nov. Lari, die nördlichste Grenzstadt des Königreichs Bornu am Tsadsee. D. besuchte von hier aus den letzteren, bestimmte dessen geographische Lage und begab sich dann nach Kuka, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er einem Kriegszug gegen die Fellatahs beiwohnte. Er wurde hierbei verwundet und gefangen genommen; doch gelang es seiner Geistesgegenwart wieder zu entkommen und nach namenlosem Ungemach erreichte er wieder mit den Trümmern des Heeres, Bornu, von wo aus er dann eine Reise den südlich im Tsadsee einmündenden Scharyfluß aufwärts, unternahm. Das Mißtrauen und die Wildheit der Bewohner hinderten ihn, tiefer in das Reich Bornu einzudringen. Nachdem Oudney am 12. Jan. 1824 gestorben, unternahm er mit Clapperton eine Reise nach Sakkatu im Reiche der Fellatahs und kehrte mit ihm im April 1825 über Tripolis, Italien und Frankreich nach seinem Vaterlande zurück. Hier wurde er zum Oberstlieutenant befördert und erhielt zu Ende des nächsten Jahres den Auftrag, nach Sierra Leone zu gehen, um den Zustand der dortigen Negercolonie zu untersuchen und eine Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen. Nach dem Tode des Capitän Owen wurde er zum Statthalter der Colonie ernannt, wodurch sich ihm Mittel und Wege zu neuen Entdeckungen im Innern Afrika's eröffneten; doch starb er schon am 9. Juni 1828 in Sierra Leone. Barrow gab seinen Reisebericht heraus unter dem Titel „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824" etc. (Lond. 1826, 4.)

Denina, Giacomo Carlo, berühmter Literator und Geschichtschreiber, geb. am 28. Febr. 1731 zu Revel in Piemont, wurde nach zurückgelegten Universitätsjahren zu Turin, wo er sich neben der Theologie vorzüglich mit den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, Professor der Humaniora an der königl. Schule zu Pignerol und später Lehrer der Rhetorik an der Universität Turin. Seit 1777 hielt er sich seiner Gesundheit wegen wechselsweise in Florenz und Rom auf, ward 1782 Bibliothekar des Königs von Sardinien, und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe Friedrich's II. nach Berlin, wo er als Mitglied der dasigen Akademie einen Jahrgehalt von 1200 Thalern erhielt. Seinem Aufenthalte in Berlin in der Nähe des großen Friedrich, verdanken wir seine meisten Werke, als: „Essay sur la vie et le règne de Frédéric II." (Berl. 1788); „La Prusse littéraire sous le règne de Frédéric II." (3 Bde., Berl. 1790—91); seine Reise die er 1791 von Berlin nach Piemont unternahm, beschrieb er im „Guide littéraire" (3 Bde., Berl. 1794 — 96); Geschichte Piemont's und der übrigen Staaten des Königreichs Sardinien; Staats- und Gelehrtengeschichte Griechenland's u. s. w. In die frühere Zeit seines Aufenthaltes in Turin fallen „Geschichte der italienischen Revolutionen"; „Discorso sopra le vicende della letteratura" u. 1800 kehrte er nach Turin als Universitätsbibliothekar zurück, vorher war sein Werk: „La clef des langues ou Observations sur l'origine et la formation des principales langues qu'on parle et qu'on écrit en Europe" (3 Bde., Berl. 1804) erschienen, das er dem Consul Bonaparte zueignete, und sich dadurch die Gunst dieses großen Gewalthabers so erwarb, daß ihm bald darauf die Stelle des kaiserlichen Bibliothekar's zu Paris angetragen wurde. Er starb als solcher den 5. Dec. 1813.

Denis, Joh. Michael Kosmus, einer der vorzüglichsten Bibliographen Deutschland's

wurde am 27. Septbr. 1729 in der damals bayerschen Stadt Schärding am Inn geboren. Von seinem Vater, einem Rechtsgelehrten, erbte er seine große Liebe zu den Büchern, doch zeigte er auch bald Anlagen zur Dichtkunst und große Neigung zum Studium der Naturgeschichte. Im 10. Jahre bezog er das Gymnasium der Jesuiten zu Passau und betrieb hier mit Eifer die classischen Studien, bildete aber auch seine poetischen Anlagen aus, obgleich der Unterricht in der deutschen Sprache sehr mangelhaft war. Im J. 1747 trat er in den Jesuiterorden und ward nach Ablauf des Probejahrs als Repetent der hebräischen Sprache in das akademische Collegium zu Wien versetzt. Nachdem er Lehrer in Grätz, Klagenfurth und Judenburg gewesen war, erhielt er 1756 die priesterliche Weihe und wurde bald nachher als Frühprediger nach Preßburg berufen. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn 1759 diese Stelle aufzugeben, worauf er Lehrer an dem Collegium Theresianum in Wien wurde. Im J. 1773 erhielt er unter dem Titel eines Vorstehers die Aufsicht über die jener Lehranstalt vermachte, später nach Lemberg gebrachte Garelli'sche Bibliothek. Dieses Amt führte ihn zum gründlichen Studium der Bibliographie und diesen Posten behielt er auch nach der Aufhebung seines Ordens, bis 1784 das Theresianum aufgehoben wurde. Der Kaiser Joseph II. ernannte ihn jetzt zum 2. Custos bei der Hofbibliothek, 1791 wurde er erster Custos mit dem Titel eines wirklichen Hofraths und starb als solcher am 29. Sept. 1800. Während seines Lebens hat er sich um Literatur überhaupt, besonders aber um die literarische Bildung Oesterreichs große Verdienste erworben und zur Bildung des Geschmacks und zur Veredelung der deutschen Sprache in Oesterreich manche Schritte gewagt, die ein weniger beliebter und in Bezug auf Gelehrsamkeit minder geachteter Mann sich kaum hätte erlauben dürfen. Dahin gehört namentlich, daß er protestantische Dichter, wie Klopstock, Gellert, den gegen Oesterreich dichtenden Gleim und andere Dichter in seinem Vaterlande empfahl und sogar Auszüge aus ihren Schriften zu pädagogischen Zwecken veranstaltete. Von den Werken Ossian's lieferte er die erste deutsche Uebersetzung, die er mit seinen eigenen unter den anagrammatischen Namen des Barden S i n e d gedichteten Liedern herausgab („Ossians und Sined's Lieder", 5 Bde., Wien 1784; 2. Aufl. 6 Bde., 1791 und folg.) Seine in guter Sprache verfaßten lateinischen Gedichte erschienen, gesammelt unter dem Titel „Carmina quaedam Denisii" (Wien 1794, 4). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften zeichnen sich besonders die bibliographischen durch die größte Sorgfalt und Zuverlässigkeit aus. Besonders zu nennen sind: „Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde" (Wien 1774), „Grundriß der Literargeschichte" (Wien 1776), „Einleitung in die Bücherkunde" (Wien 1777, 4; 2. verbesserte Aufl. 1795—1796), „Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek" (Wien 1780), „Wien's Buchdruckergeschichte bis 1560" (Wien 1782, 4; nebst „Nachtrag" 1793, 4), „Annalium typographicorum Mich. Maittaire Supplementum" (2 Bde., Wien 1789, 4), „Codices manuscripti theologici bibliothecae palatinae vindobonensis latini aliarumque Occidentis linguarum" (2 Bde., Wien—1802, Fol.) und „Lesefrüchte" (2 Bde., Wien 1797).

Denkart heißt im Allgemeinen die Beschaffenheit der Gedanken so fern sie durch rechten oder falschen Gebrauch der Seelenkräfte selbst bestimmt wird. Denkungsart ist die sittliche Ansicht eines Individuums oder einer Gesammtheit von Menschen über gewisse Gegenstände oder die Art und Weise, sittliche Dinge nach gewissen Grundsätzen zu beurtheilen Sie fällt fast ganz mit dem zusammen, was man sonst auch Charakter nennt. Die eigenthümlichen Gedanken, d. h. Begriffe, Urtheile &c., bilden sich durch Erziehung, Zusammenleben, Beispiel &c. Die Denkart einer Nation erwächst auf dem gemeinsamen Boden ihres natürlichen Verkehrs im Laufe der Geschichte und spricht sich größtentheils in den Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten eines ganzen Volks oder einer Volksclasse aus; bei Individuen offenbart sie sich in Rede und Handlung.

Denken ist die reine Thätigkeit der Seele, in so fern sie sich selbst wahrnimmt; im weitern Sinne genommen heißt denken: sich eines Dinges als Gegenstandes bewußt sein. Betrachtet man das D. an sich, so ist es theils die Erkenntniß des Allgemeinen in dem Einzelnen, theils des Einzelnen aus dem Allgemeinen; betrachtet man es aber in Beziehung auf

das Wirkliche, so ist es, wie Sigwart sich ausdrückt: die Erkenntniß des Daseins ... einer Gemeinschaft von Erscheinungen gesetzmäßig wirkender Kräfte. Im engern Sinne unterscheidet man das D. von dem Erkennen im eigentlichen Sinne, obgleich das Erkennen schon ein D. ist, sofern es Erfolg hat, und in diesem Sinne genommen den Verstand von dem höheren Denkvermögen, der Vernunft. Das D. als Vermögen und Kraft des Erkennens, heißt: Erkenntnißvermögen oder Erkenntnißkraft. Der Zweck des D. in seinem Verhältnisse zur Aufgabe des Lebens überhaupt ist: Verdeutlichung des Bewußtseins unserer selbst und der Welt in ihren Verhältnissen. Zu dem D. müssen immer schon andere Vorstellungen gegeben oder vorhanden sein, aus welchen sie abgeleitet werden können. Diese Vorstellungen nennt man die Materie des D.'s, von der das D. als D. oder die Form des D.'s unterschieden werden muß. Haben wir Vorstellungen, welche Gegenstände durch gewisse Merkmale vorstellen, die mehreren Dingen gemein sind, so nennen wir diese in besonderem Sinne Begriffe, oder abstracte Begriffe. Es muß demnach zu jedem Begriffe eine Materie des D. da sein, aus denen er erzeugt wird. Das Verbinden der Vorstellung im Begriffe erfolgt aber nach denjenigen Gesetzen unseres Geistes, die wir logische Gesetze oder Denkgesetze nennen, und das D. durch D. zu untersuchen ist die Aufgabe der Logik. Durch diese erreichen wir eine deutliche Einsicht in die Natur des D.'s und eine Anleitung zum richtigen D., Verbinden der Urtheile, Begriffe und Schlüsse. Das bloße D. ist aber zur Erkenntniß der Wahrheit oder Wirklichkeit der Dinge nicht genug, denn es muß durch Wahrnehmung begründet und geprüft werden. — Die Hauptarten des D.'s sind: das gemeine und logische, das abstrakte und concrete und seit Hegel, das abstrakte und speculative D. (Vgl. Abstrakt, Concret, Dialektik und Speculation).

Denkfreiheit ist ein natürliches Recht der Menschheit, da die Natur den Menschen das Vermögen zu denken gab. Demungeachtet kann das Denken auch von außen einem indirekten Zwange unterworfen werden, indem von Staaten zuweilen eidliche Erklärungen über die innere Ueberzeugung oder Versicherungen, daß man sich von irgend einer Regel des Glaubens nicht entfernen wolle, (Glaubensbekenntnisse, Widerruf angeblicher Irrlehren, Testeid in England rc.) gefordert, und die Weigerungen als Verbrechen bestraft werden. Auch dann tritt eine Beschränkung der Denkfreiheit ein, wenn die Erziehung zum eignen richtigen Denken in frevelhafter Weise durch Beschränkung der Lehrer, Anstellung unfähiger Subjecte an den Lehranstalten und Anordnung einer den Geist erlahmenden Lehrmethode gehindert wird.

Denkmale (Monumente), nennt man an öffentlichen Plätzen aufgestellte Werke der Kunst, welche das Andenken großer Begebenheiten oder merkwürdiger Personen beständig unterhalten und auf die Nachwelt fortpflanzen sollen. Es gehören zu dieser Gattung: Grabmäler, Statuen, Trophäen, Triumphbogen, Ehrensäulen und überhaupt solche Werke, durch welche die zeichnenden Künste zur Nachwelt sprechen und in den Gemüthern empfindungsvolle Vorstellungen von den Personen oder Sachen, zu deren Andenken sie gesetzt sind, erwecken können. — Die ältesten Denkmale, die wir kennen, sind die in den Ruinen von Persepolis entdeckten persischen Königsgräber, die Obelisken und Pyramiden Aegypten's und die prachtvollen Felsentempel Ostindien's. Ihre kolossale Größe und die erstaunenswerthe Ausdauer in Ueberwindung technischer Schwierigkeiten setzen uns mit Recht in Verwunderung, und wir müssen ihnen in dieser Beziehung den Vorzug vor den griechischen Monumenten einräumen, die uns aber doch durch die edelste Simplicität und durch die Schönheit ihrer Verhältnisse einen höhern Genuß verschaffen, deren plastische Werke endlich uns für ewige Zeiten zum Vorbilde dienen. Nirgends war wohl eine größere Anzahl von Kunstdenkmalen zu finden als in Griechenland, da nicht nur die Sieger in Schlachten, sondern auch die in den öffentlichen und olympischen Spielen durch Statuen geehrt wurden, welche man beim Tempel des Neptun auf den Isthmus von Korinth und im heiligen Haine Altis bei Olympia aufstellte. Als wirkliche Bauwerke verdienen die choragischen Monumente, welche als Dichterpreise zuerkannt wurden, ganz besondere Erwähnung. Es gab deren ungemein viele, weshalb sogar in Athen ihnen zu Ehren eine Straße Dreifußstraße (tripodes)

nach den ehernen Dreifüßen genannt wurde, welche als Preis die oberste Zierde dieses Denkmals bildeten. Das prächtigste derselben, das Monument des Lysikrates, auch die Laterne des Demosthenes genannt, hat sich noch erhalten, und dient stets als Muster der korinthischen Ordnung. Der Römer höchste Ehrendenkmale bestanden in Triumphbogen, die mit ungeheurem Aufwande von Kunst ausgestattet wurden (s. Triumphbogen). Ihnen reihen sich die Ehrensäulen Trajan's und Antonin's würdig an. Einer frühern Periode, als die Ehrendenkmale, gehören die Grabmale an, welche sich mit Verfeinerung des Geschmackes auch zu Kunstdenkmalen emporhoben. Entweder waren dieselben wirkliche Grabmale, wo die Asche des Verstorbenen aufbewahrt wurde, oder an beliebigen Orten errichtete Denkmale (Kenotaphien). Von beiden Arten finden wir dieselben im Alterthume häufig an Landstraßen und in der Nähe von Städten aufgestellt, und erwähnen nur als Beleg der heiligen Straße von Athen nach Eleusis, der via sancta bei Rom und der Gräberstraße von Pompeji. Das berühmteste Denkmal des Alterthums dieser Art war das Grabmal des Königs Mausolus von Karien, welches ihm seine Gemahlin Artemisia zu Halikarnaß errichtete, und nach welchem später alle ähnliche Gebäude Mausoleen genannt wurden.

In der neuern Zeit hat sich das allgemeine Streben geregt, das Gedächtniß großer Thaten zu ehren. Die Huldigung, welche ausgezeichneten Geistern gezollt und ihnen, selbst über das Grab hinaus, erhalten wird, ist ihrem Wesen nach von dem wohlthätigsten Einflusse für das ganze Volk, denn Begeisterung für das Hohe, Nacheiferung in dem Guten und die Flammen hochherzigen Vaterlandssinnes finden an den Dankaltären, welche der Erinnerung segensreichen Wirkens gewidmet werden, reiche und gesunde Nahrung. Unser inneres Leben und der geringe Funken von Kunst, der darin waltet, tritt, statt sich in die Säle dieses oder jenes reichen oder hohen Liebhabers einzuschließen, von Neuem wieder heraus auf Gasse und Markt, wie es in der alten Welt war, in der von den Thoren und Arkaden, von den Quellen und aus Hainen die bunten Scenen aus dem Leben der geistigen Repräsentanten der Nation auf das rührige Durcheinanderwogen des Menschentreibens herniederschauten, den Blicken der Menge freundliche Bilder bietend, das Gefühl der Stammesverwandtschaft mit jenen heimgegangenen Großen lebendig erhaltend und die so leicht im Gewühle der Alltagswelt verdumpfenden Augen an Schönes und Hohes gewöhnend. Zwar hat es in früheren Zeiten nicht an Gönnern gefehlt, die großen Männern verdiente Monumente setzen ließen. In England wurde die Westminster-Abtei zur Halle gewählt, in welcher die Repräsentanten ihres Zeitgeistes mit Monumenten geehrt wurden. In Preußen ließ Friedrich der Große die Statuen seiner Heerführer aufrichten, während er selbst, der Dichter, der Philosoph, der Feldherr, der König und Regent, der Träger und Beweger seines Jahrhunderts bei den Nachkommen noch nicht so viel Anerkennung gefunden hat, daß sie ihm ein Monument setzten, das seinen Verdiensten entspricht. In Frankreich hat man Tempel des Ruhmes errichtet, und in Bayern hat der König eine Walhalla bauen lassen. Allein diese Einzelnheiten, oft nur in beschränkter Absicht geschaffen, haben wenig oder keinen Einfluß auf das Volk und auf allgemeinere Hebung der Kunstbildung. Aus des Volkes Mitte, von den Städten, von den einzelnen Ländern, welche diesen oder jenen großen Mann vorzugsweise als den Ihrigen nennen oder diese oder jene große That ausführten, sollten die Monumente hervorgehen. Erst seit den letzten Befreiungskriegen hat auch die Kunst eine Richtung genommen, die mit dem demokratischen Princip verwandt ist. Man kann sagen, seitdem sei die Kunst demokratisch geworden, denn sie fühlte das Bedürfniß, sich auf das im Volke lebende Interesse zu stützen. Erst seit jener denkwürdigen Bewegung im europäischen Völker- und Geistesleben hat man erkannt, wie richtig und wie herrlich es sei, wenn die kolossalen Statuen der Größten jedes Volkes in allen Städten, wo sie gelebt und gewirkt aufgerichtet ständen. Mag es immerhin wahr sein, daß man hier und da mit der Errichtung von Denkmalen ein unwürdiges Spiel trieb, daß man Ignobilitäten den Vorzug vor den ächten Notabilitäten einräumte, daß die Monumentomanie sich nicht schämt, die Bettelbüchse Jahrelang umherwandern zu lassen, daß große Summen für monumentale Zierden verschwendet werden, die künstlerisch nicht im Stande sind, das

Ideale einer Zeitrichtung vollkommen zu repräsentiren; es mag auch das wahr sein, daß sich Parteiansichten und jene, auch politisch wichtigen Factionen einmischten, um theils durch das elende Lamentiren über Profanirung der Kunst die öffentliche Meinung zu verwirren, theils die Gegenwart in die Vergangenheit zurückzutreiben: immer bleibt der Eifer für Aufrichtung der Monumente sowohl das Resultat, als auch ein Beförderungsmittel sich in größeren Kreisen des Volkes neu entwickelnder Kunstbildung, ist diese gleich vorerst, wie das gesammte europäische Völkerleben, nur in dem Processe des Werdens oder in einer Durchgangsperiode.

Wir beginnen unsere Umschau mit Deutschland. Hier namentlich hat sich mit der bürgerlichen Gesellschaft auch Kunst und Wissenschaft zu emancipiren angefangen; Oeffentlichkeit und allgemeine Concurrenz sind zum allgemeinen Bedürfniß geworden, die allgemeine Meinung ist an die Stelle der traditionellen Autorität auf den Thron gestiegen, so daß das, was früher durch einzelne Machthaber bewirkt wurde, jetzt zur Angelegenheit aller Gebildeten geworden ist. Wir verdanken diesen radicalen Umschwung, nach welchem die Gestaltungen des Lebens aus der Mitte der Gesellschaft, aus dem Herzen des Volkes selbst hervorwachsen, zumeist dem Einflusse der Philosophie auf die Kunst und der engen Verknüpfung der Kunst mit der Poesie. Dichtkunst und Philosophie haben in Deutschland der bildenden Kunst eine neue Weihe ertheilt; sie haben den Künstler von der Kunst und Laune der Großen, von der Willkür der Machthaber befreit und ihm Richtung und Haltung gegen das öffentliche Nationalleben gegeben. Dies bestätigen vorzüglich die mannichfaltigen Denkmäler, die der Deutsche in der neuesten Zeit, zumal seit 1830 errichtet hat. Die wichtigsten Denkmäler, an denen ganz Deutschland sich betheiligt, sind zunächst das Armins- oder Hermannsdenkmal, durch dessen Errichtung Deutschland eine alte Schuld zu tilgen hofft. Das Monument ist Hermann dem Cherusкerfürsten, dem Befreier Deutschlands von dem Joche der Römer, gewidmet, und besteht aus einer kolossalen Statue auf der Höhe des teutoburger Waldes, auf der Grotenburg. Der Unterbau des D.'s wird 90 Fuß hoch bis an die Füße der Figur; die Figur bis zum Kopfe wird 40 Fuß hoch, das Schwert mit dem ausgestreckten Arme 35 Fuß höher als der Kopf, die Klinge 22 Fuß. Die ganze Höhe des D.'s wird also 165 Fuß betragen, und da die Grotenburg selbst 1246 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, so wird Hermann's Denkmal weithin über die Schluchten des teutoburger Waldes hervorragen und schon in bedeutender Entfernung sichtbar sein, besonders wenn die Sonne das blanke freie Schwert bestrahlt. Leider sind bis jetzt noch immer nicht die pecuniären Hindernisse zur völligen Vollendung des Monuments beseitigt. Das zweite großartige D., wodurch Deutschland eine Ehrenschuld abtrug, ist das zur Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg, errichtete. Dasselbe nach dem Modell von Thorwaldsen ausgeführt, wurde 1837 in Mainz enthüllt. Im Zweck verwandt damit ist das 1836 in Gernsheim errichtete Denkmal für Peter Scheffer, eine 12 Fuß hohe Sandsteinstatue, die Scholl gearbeitet hat. Andere Monumente für die sich ganz Deutschland interessirt, sind das zu Stuttgart 1838 errichtete Denkmal Schillers, das nach dem Modell von Thorwaldsen von Stiglmaier in Bronze gegossen ist, das zu Frankfurt a. M. errichtete Denkmal Göthes und die Statue Jean Paul Friedrich Richters, die jetzt Bayreuth ziert. D. wurden ferner gesetzt, dem Tondichter Mozart in Salzburg, und dem gleichgroßen Componisten Beethoven in Bonn. Vielen Anklang in den deutschen Herzen fanden die Aufforderungen zu monumentalen Denksäulen für die in Braunschweig nnd Wesel 1809 erschossenen Schill'schen Krieger. In demselben Jahre 1835, in welchem die gefallenen Veteranen aus Napoleons Armee ein Denkmal in Mainz erhielten, wurde dem kühnen Schill in Stralsund ein Denkstein gesetzt. Scharnhorst erhielt auf dem Invalidenkirchhofe in Berlin, der Marschall Schwerin zu Prag, Eugen von Leuchtenberg in der Michaeliskirche zu München, Hofer in Inspruck und Karl von Schwarzenberg auf dem Monarchenhügel bei Leipzig (1838) Denkmäler. Zur Erinnerung an die gefallenen Krieger und an den heißen großen Sieg bei Leipzig setzte Aachen 1836 ein Monument. In dem Dorfe Arbisau, zwischen Teplitz und Dresden, sind Denk-

säulen an die Thaten von 1813 gesetzt worden. Hier und da wurden die Monumente älterer Zeiten erneuert oder neue gesetzt. So erhielt der Schwedenstein bei Lützen, zum Andenken an den Heldentod Gustav Adolph's von Schweden eine paßlichere Form und Bedachung. Zu Pforzheim wurde ein Denkmal den 1622 gefallenen tapfern 400 Pforzheimern errichtet, und die alte verfallene Säule, die auf den Feldern von Rudau in Ostpreußen den Wahlplatz bezeichnet, auf dem der Ordensmarschall Henning Schindekopf 1370 den großen Sieg über die Litthauer und Polen mit dem Leben erkaufte, wurde restaurirt. Unter den Fürsten erhielten Monumente, Kurfürst Maximilian in München, der Großherzog Karl Friedrich von Baden, der Großherzog Ludwig I. in Darmstadt, Herzog Heinrich von Anhalt-Köthen, Herzog August von Leuchtenberg, der Gemahl der Königin Donna Maria von Portugal in Eichstädt (1837), Friedrich August von Sachsen, Joseph II. von Oesterreich einen Obelisken in Mähren, da, wo er den Ackerpflug zu leiten versuchte, Kaiser Franz I. in Wien und Prag, König Friedrich Wilhem II. von Preußen in Ruppin, Wilhelm IV. von Großbritannien in Göttingen, die alten Polenherzöge Miecislav I. und Boleslav in der Domkapelle zu Posen. Unter allen denen, welche den Sinn für Monumente belebt und ihre Ausführung am meisten unterstützt haben, tragen die Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig I. von Bayern den ersten Preis davon, wenn auch der erstere bis jetzt mehr vorbereiten als ausführen konnte. Besonders ist in Bayern der Eifer groß, Notabilitäten Statuen zu setzen. Außer den oben genannten gedenken wir nur der von F. Müller gegossenen Statue Friedrichs von Bayreuth und Culmbach, des Stifters der Universität Erlangen, der für Albrecht Dürer und Melanchthon aufgestellten Statuen in Nürnberg, des großen Ludwigkanal-Monuments bei Erlangen (entworfen von Klenz und von Schwanthaler modellirt, errichtet 1845), des Denkmals für Kreitmair in München und für Walther von der Vogelweide in Würzburg. Von Dichtern, Künstlern, Schriftstellern und Staatsmännern sind mit Denkmälern entweder schon bedacht oder sie werden sie in den nächsten Jahren erhalten: Möser in Osnabrück, Hebel im Hofgarten zu Carlsruhe, so wie Conrad Wiedehold, der tapfere Vertheidiger der Feste Hohentwiel, am 27. Sept. 1838, der Erzbischof Ferdinand August Graf von Spiegel rc.

In England wurden mit monumentalen Auszeichnungen bedacht: Georg III., dessen Reiterstatue, Arbeit von Wyatt, auf dem Waterlooplatze 1836 enthüllt wurde, während ein anderes D. für denselben König am Eingange des St. Jamesparks die Aufmerksamkeit auf sich zieht; Georg IV. erhielt eine bronzene Reiterstatue, Wilhelm VI. in Greenwich und zu Coves auf der Insel Wight. Die bronzene Kolossalstatue des Herzogs von York, von Westmacott, ist 1834 auf dem Waterlooplatze enthüllt worden. Der Herzog von Southerland erhielt zu Beauvragge in Schottland, Huskisson zu Liverpool, der Herzog von Bridgewater in Manchester, Dr. Babington, James Barry, Canning, Grey, Peel u. A. erhielten in der Paulskirche, in der Westminsterabtei und an andern Orten angemessene Monumente. Den Herzog von Wellington, dieser Puppe politischer Fractionen und politischen Aberglaubens, ist ein Monument aus einer Bildsäule zu Pferde bestehend, 1846 vorläufig auf dem Thore zum Hydepark errichtet worden. Die Arbeit ist vom Bildhauer und Erzgießer Wyatt. Für Nelson ward ein kolossales Monument auf dem Trafalgar-Square errichtet. Höchst beachtenswerth sind die Denkmäler für Shakspeare, Scott, Byron, Watt und Wilberforce. Für Shakespeare erhebt sich ein Monument an dem Ausflusse der Themse, das zu 20,000 Pfd. veranschlagt worden war. Des Dichters Standbild ist 80 Fuß hoch und steht auf einem Unterbau von 60 Fuß Höhe. Dem Erfinder der Dampfmaschinen, James Watt, errichteten die Einwohner von Greenock ein von Francis Chantrey gearbeitetes Standbild (Oct. 1838) dessen Figur von carrarischem, das Fußgestell von sicilischem Marmor ist. Schon früher wurden Watt Denkmäler zu Glasgow und Birmingham errichtet. Dem Dichter Walter Scott setzten Glasgow und Edinburg D. Das Letztere, 1846 errichtet, ist ein gothischer Tempel mit einem Thurme von 12 Fuß Höhe. Im Innern ist des Dichters Standbild von Steal aufgestellt. Das D. ist in ähnlicher

Weise, wie das für Burns in Dumfries befindliche, ausgeführt worden, wo das Gebäude von J. F. Hunt, das Bild des Dichters von Turnerelli gefertigt ist. Lord Byron hat verschiedene Denkmale erhalten, seine Büste ziert den Saal manches Großen; das Merkwürdigste aber ist, daß der Abt von Westminster 1839 die Erlaubniß zu Aufstellung der Statue dieses Dichters in der Westminsterabtei verweigerte. Schon 1825 trat ein Verein von Lords und Gentlemen zu dem Zwecke zusammen, ein Standbild zu Ehren Lord Byrons zu errichten. Thorwaldsen wurde der Auftrag, das Standbild zu fertigen, welches längst vollendet und ein Meisterstück des Künstlers ist, aber seit Jahren im Zollhause unausgepackt lag, weil der Dechant der Westminsterabtei es der Religion schuldig zu sein glaubte, aus der Abtei alle Spuren eines Mannes auszuschließen, dessen Name nicht vergehen wird, so lange England lebt. Erst 1845 wurde die Statue von der Zollstätte entfernt, und in der Universitätsbibliothek zu Cambridge aufgestellt. Neben den zahlreichen Ehrendenkmalen, die das englische Volk jährlich errichtet, führt England große öffentliche Bauten aus, die, ein D. unserer Zeit, die Nachwelt einst mit Staunen und Bewunderung erfüllen werden. Alsdann erst wird es recht klar werden, wie wenig der Geist der Gegenwart von Denjenigen begriffen wird, die unserer Zeit totale Entwerthung und geistlosen Materialismus vorwerfen, bloß weil sie sich schämt, in pietistischer Asche und im jesuitischen Trauermantel aufzutreten. Wir erinnern nur an den Bau der Parlamentshäuser, des Tunnels und der vielen Kirchen sowohl in England wie auf dem Continent. Das Fortschreiten der Freiheit und die Weiterbildung der Civilisation unter den Völkern ist zugleich Fortschritt der Kunst und Wissenschaft, denn Beides, Volksfreiheit und Volkswissen, ist das Resultat geistiger Vervollkommnung, Eines bedingt das Andere. Einen neuen Beleg dafür giebt die Kunstthätigkeit in Frankreich.

In Frankreich hat die Wiederherstellung des Schlosses in Versailles und die Bestimmung desselben zu einem historischen Nationalmuseum diesem Gebäude neues Interesse verliehen und wird bei allem Unbedeutenden, was unter der Masse der dort aufgehäuften Kunstschätze sich findet, der Nachwelt ein Zeugniß des Glanzes der Regierung Ludwig Philipps sein. Die große weltregierende Metropole wird von allen Seiten mit monumentalen Auszeichnungen geschmückt, und architektonische Monumente erstehen in solchem Glanze, daß sie fast das Zeitalter der Kaiserregierung überstrahlen. Wir erwähnen vorzüglich die Kirche St. Geneviève, die Magdalenenkirche, die Architektur- und Kunstschule, den Ausbau des Louvre und des Stadthauses; alsdann den Obelisken auf dem Concordienplatze, den Triumphbogen an der Weichbildgrenze von Paris, die Vendômesäule, die Säule mit der Statue der Freiheit auf dem Bastilleplatze, zum Andenken an die Julitage von 1830. Ehrendenkmäler erhielten Molière, zu dessen Monument der Gemeinderath von Paris 30,000 Francs bewilligte, Boieldieu, Cas. Périer, Lafayette, Dampierre. Kunsteifer und Kunstgeschmack haben sich auch den Provinzen mitgetheilt, dort sind den bedeutendsten Notabilitäten Monumente errichtet worden. Wir führen nur die Monumente für J. Barth in Dünkirchen, Bernardin de St. Pierre in Havre, Bessières in Cahors und Breisach, Bichat in Theirette, Boieldieu in Rouen, Campollion-Figeac, Chaptal in Amboise, Chevert in Verdun, Corneille zu Rouen, G. Cuvier zu Montbeillard, Deschamps in Bordeaux, Desault in Lure, Fénélon in Cambray, Gutenberg in Straßburg, Kleber in Straßburg, Lemarrois zu St. Loo, Montaigne zu Bordeaux, Mortier zu Lille, Joach. Murat zu Cahors, Rabelais zu Meudon, Riquet in Bezieres, für den Dichter der Marseillaise, Rouget de l'Isle, in dem Juradepartement, für Cujacius in Toulouse, Sigalon in Nimes, Trabot in Bourbon-Vendée u. s. w. Die Centralgesellschaft der Taubstummen in Paris hat das Grabmal des bekannten Abbé de l'Epée in der Kirche St. Roch gefunden und sofort bildete sich unter dem Präsidium Dupins eine Commission, um diesem Wohlthäter so vieler Unglücklichen ein D. zu setzen. Das bekannteste D. in den Provinzen Frankreichs ist das dem Andenken Napoleons 1834 in Ajaccio gesetzte, eine große Granitsäule mit der Statue Napoleons. Außer diesen giebt es noch viele Denkmale, die in der neuesten Zeit errichtet worden sind, deren aber in den öffentlichen Nachrichten nicht oder nur im Vorbeigehen ge-

dacht ist. Der Bildhauer David (s. d.) hat beinahe von allen Notabilitäten Frankreichs Büsten, Basreliefs oder Statuen geliefert.

Belgien hatte sich kaum zum selbständigen Staate konstituirt, so wendete sich das Volk in treuer Anhänglichkeit an den französischen Geist dem Kunsteifer zu. Wie kein Staat, so bedarf Belgien vorzugsweise des Rückblickes auf seine ruhmvolle Vergangenheit, um auch dort Garantien für die Zukunft zu suchen. Es ist zwar nur erst der Anfang gemacht mit den Ehrendenkmalen für Rubens in Antwerpen, für Johann van Eyck in Brügge, Grétry in Lüttich, Beriot-Malibran in Laeken und Brüssel, Merton in Alost, Belliard in Brüssel, Karl Alexander von Lothringen, F. Merode u. A., aber das Geschehene uebertrifft doch das, was in dem benachbarten Holland für diesen Zweig der Kunst und des öffentlichen Lebens geleistet ist. Außerdem steht in Brüssel auf dem Märtyrerplatze eine Statue der Freiheit zum Andenken an die Septembertage 1830. Der thätigste Bildhauer unter den Belgiern ist Wilhem Geefs (s. d.).

In den italienischen Staaten, in Spanien und Portugal ist im Ganzen Weniges für würdige Aufstellung von Denkmalen für einheimische Celebritäten gethan worden; auf der pyrenäischen Halbinsel wegen der politischen Stürme, von denen sie seit 1808 fast ununterbrochen verwüstet wird, in Italien aus Indolenz. In Rom erhielt der Papst Leo XII. und dann auch Tasso von Fabris ein D., Mailand führte den Arco del pace auf, Beccaria, Bellini, die Beriot-Malibran wurden mit Monumenten meist von dem Mailänder Marchesi verherrlicht, ebenso sind dem Naturforscher Volta in Como, dem Dichter Ariost in Ferrara, dem König Karl Emanuel III. in Novara, Zuccali in Bergamo, dem Brunelleschi und Arnolfo Lapo in Florenz und daselbst der Gräfin Demidow Monumente und Säulen gesetzt worden. Die Schweizer setzten dem Philosophen Rousseau auf der Rousseauinsel 1837 eine bronzene Statue und 1837 in dem züricher Cappel dem Reformator Zwingli ein D., ein anderes wird für Laharpe projektirt. Mehrere der Helden, die für Griechenlands Wiedergeburt fielen oder durch Thaten die Freiheit ihres Vaterlandes begründen und schirmen halfen, sind von den dankbaren Zeitgenossen auch durch Denkmäler ausgezeichnet worden. Der erste, den Griechenland auf diese Weise ehrte, war 1833 Adamantios Korais; darauf folgten die Monumente für Lord Byron, Bozzaris und Kyriakulos in Missolunghi, für Diakos in den Thermopylen, Thumadas in Navarin, Karaiskakis in Athen, für die in Griechenland gefallenen Bayern in Nauplia u. a.

Im Norden Europas, in Dänemark, Schweden und Rußland, ist der patriotische Kunsteifer Deutschlands, der Franzosen und Engländer nicht ohne Nachahmung geblieben. In Dänemark, das den größten Bildhauer, Bertel Thorwaldsen, seinen Sohn nennt, dürfte mit der Errichtung des National-Kunstmuseums in Kopenhagen ein neuer Abschnitt in der Geschichte der dänischen Kunstbildung beginnen. Schweden besitzt in Byström (s. d.) einen überaus fruchtbaren Bildhauer, aus dessen Atelier manche Statue für einheimische Notabilitäten hervorgegangen ist. Die wesentlichsten und bedeutungsvollsten D. der neuesten Zeit in Schweden sind ein Obelisk in Upsala für den Retter der protestantischen Freiheit Gustav Adolph, ein Denkstein für Gustav Erikson Wasa und ein Monument für den Botaniker Thunberg. In Rußland, dem ungeheuren Riesenstaate mit 60 Millionen Menschen, begegnen wir weniger der schaffenden und theilnehmenden Wirksamkeit des Volkes, als vielmehr dem kaiserlichen Einflusse auf Leitung und Selbstbeherrschung der Kunstbildung. Das Wichtigste, was in Rußland ausgeführt wird, geschieht auf Befehl der Regierung, näher des Autokrators. Die freie Bewegung des Kunstgeistes die aus sich selbst herauswirkende Schöpfungskraft ist dort noch nicht emancipirt, die Kunst steht im Dienste der Gewalt und der hohen Laune. Daher ist es kein Wunder, wenn die Regierung ihre Aufmerksamkeit besonders auf Verherrlichung solcher Gegenstände richtet, deren sichtbare Darstellung fast ausschließlich den engsten Patriotismus nähren soll. Dahin gehören vorzugsweise die Helden, welche 1812 die russischen Heere zum Siege führten, und Schlachtfelder auf denen der russische Adler triumphirte. Alle die wichtigen Wahlplätze von

1812 sollen mit Denkmalen geschmückt werden. Die glänzendsten Siegeszeichen, welche die Kunst auf den russischen Schneefeldern errichtet hat, sind der Triumphbogen vor dem Rigaer Thore in Petersburg und die kolossale Säule Alexanders I. Kutusoff und Barclai de Tolly haben Erzstatuen erhalten. In der Citadelle zu Warschau erhebt sich ein Obelisk Alexanders I., den Nicolaus überhaupt auf jede Weise zu ehren und öffentlich auszuzeichnen trachtet. Nikolaus selbst wurde mit prachtvollen Monumenten zu Brailof und Kalisch bedacht. Außerdem wurden Denkmäler gesetzt: der Kaiserin Alexandra Feodorowna in Helsingfors, Peter dem Großen in Woronesch, Jermak in Tobolsk, dem Iwan Sussanin in Kostroma, dem Reformator Tausen in Wiborg, dem Geschichtschreiber Karamsin in Simbirsk, dem Dichter Derschawin in Kasan, Potemkin in Kischeneff u. A. Der Kaiser läßt keine Gelegenheit vorbei, die Errichtung neuer Denkmäler in den großen Städten des Reichs, Petersburg, Moskau, Odessa, Archangel, Cherson, Kasan, mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit zu unterstützen. In Calcutta hat Lord Bentink eine Monument von Westmacott erhalten, ebenso Sir Thomas Moore in Bombay eine Statue von Chantrey. — Auf der Ebene von Quebeck ließ Lord Aylmer 1835 für den General Wolfe ein D. errichten und in Columbia kam im Jahre 1845 die vom italien. Bildhauer Tenerani gearbeitete Statue Bolivars an.

Denkmünze, Schaumünze oder Medaille nennt man eine zum Andenken an berühmte Männer, merkwürdige Begebenheiten ꝛc. geschlagene Münze. Denkmünzen werden in der Regel nicht in Münzen, sondern von besonderen Stempelschneidern (Medailleurs) in eigenen Werkstätten angefertigt. Die von der Größe eines Thalers nennt man zuweilen Medaillen im engeren Sinne, die Kleineren heißen Jetons, die Größeren Medaillons. Im Alterthume war bei Griechen und Römern der Gebrauch der Denkmünzen üblich und ihre Medaillons sind jetzt eine Zierde der Münzsammlungen. Griechische, aus den Zeiten der Unabhängigkeit Griechenlands sind sehr selten, römische, besonders aus der Kaiserzeit sind häufiger, am gewöhnlichsten griechische, zu Ehren der römischen Kaiser. Von Rom pflanzte sich die D. nach Byzanz fort und nach der Eroberung von Konstantinopel, deren Andenken Muhamed II. ebenfalls durch eine Medaille verewigte, verbreitete sich der Gebrauch der D. zunächst in Italien. Anfangs wurden sie einseitig gegossen und mit dem Griffel überarbeitet, wie z. B. die Medaille auf den Cardinal Bembus und die auf Johannes Pico, Herrn von Mirandola (gest. 1494). Erst später kamen zweiseitige D. auf und in diesen zeichneten sich besonders folgende bewährte Künstler des 15. Jahrh. aus: Victor Pisano (s. d.), auch Pisanello genannt, Mattheus du Pastis, Andreas di Cremona und Paulus da Ragusia. Später fing man an die Stempel in Stahl zu schneiden und die Medaillen zu prägen. In dieser Gattung erwarben sich großen Ruf: Joh. Cavienus oder Cavinius, Victor Camelius (Gambello), Benvenuto Cellini (s. d.) Joh. Bernhardus e Castro Bononiensi, Alex. Carsari und Nicolo Pisano (s. d.). Cavienus ist besonders bekannt durch die Nachahmung römischer Muster, worin ihm Alex. Bassianus treu zur Seite stand. Eine der ersten solcher D. war unstreitig die 1457 auf Karl VII. geprägte. Von Italien ging der Gebrauch der D. nach Frankreich, Holland und England über. Die erste englische D. soll 1480 in Italien, auf die Belagerung der Insel Rhodus durch die Türken, geschlagen worden sein. In Deutschland begann der Gebrauch erst unter Kaiser Maximilian I.; die älteste deutsche Schaumünze ist wahrscheinlich die vom Jahre 1477 auf die Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund. Besonders reich an D. war Holland im 16. und 17. Jahrh. Sobald übrigens einmal der Gebrauch entstanden war, das Andenken vergangener Zeiten durch Schaumünzen zu erhalten, so fing man auch bald an, ganze Folgen von Medaillen zu fertigen, mit den Bildnissen von Kaisern, Königen und Päpsten ꝛc., um in Verbindung mit den allegorischen Darstellungen der Rückseiten das Andenken an die betreffende Person und die damit verbundenen Begebenheiten zu erhalten. So arbeitete Christian Wermuth in Gotha die römisch-deutschen Kaiser in 225 Stücken, ebenso die Päpste in 250 Medaillen; Tobias Wost die franz. Könige von Pharamund bis auf Heinrich IV. und die Päpste von Urban IV. bis Gregor VIII.;

Jean Dassier die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XIV. in 66 Medaillen, so wie die von England in 34 Stücken von Wilhelm dem Eroberer bis Georg II. und 25 Medaillen auf berühmte Männer. Arwed Karlsteen die Medaillen der schwedischen Könige von Gustav I. bis Karl XII., und dieselbe Reihe, aber in größerer Ausdehnung, Joh. Karl Hedlinger (s. d.), der, als einer der fruchtbarsten und ausgezeichnetsten Medailleurs noch eine große Anzahl sehr schöner Medaillen lieferte. Wigand Schäfer entwarf die Reihe der Kurfürsten von der Pfalz (vollendet von seinem Sohne 1758), Urbani, die der Herzoge von Lothringen, die der Päpste in 110 Medaillen, so wie mehrere einzelne Stücke für Spanien, die Pfalz rc. Nic. Chevalier zeichnete sich durch satirische Denkmünzen aus; auch arbeitete er eine Reihe Medaillen zur Geschichte Wilhelms III. von England. Zahlreiche Denkmünzen auf die Regierung Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. lieferten Mauger, Rottier, Bernard, Fleurimont rc.; Kraft, Vestner, Wirth, Widemann widmeten ihre Kunst der Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia. In Frankreich und Italien wurde die Kunst, D. zu fertigen, besonders unter Napoleon, zu hoher Vollkommenheit gebracht. Andrieu, R. Dumarest, J. P. Droz, Dupré, Jouffroy, Tiolier, Vater und Sohn lieferten treffliche D. und in der neuesten Zeit zeichneten sich aus J. F. Domard, J. P. Montagny, E. Dubois, Dieudonné, J. J. Barre u. A. In Deutschland verdankt man in der neuesten Zeit die schönsten Denkmünzen dem Berliner Hofmedailleur Loos (s. d.); neben diesem sind zu nennen Abramson (s. d.), Krüger, König rc. In Bayern hat man die Sitte der Alten wieder aufgenommen, die D. auch als Geld zu prägen. Geld und D. zugleich sind die bayerschen Geschichtsthaler. Auch England zeichnet sich in der neuesten Zeit durch seine D. aus. Vgl. Millin „Histoire métallique de la révolution française" (Par. 1806 mit 26 Kupfern), Hennin „Histoire métallique de la révolution française" (Par. 1826, 4, mit 95 Tafeln), Millingen „Histoire métallique de Napoléon" (Lond. 1819, 4, mit 60 Tafeln und Supplement, Lond. 1821, 4, mit 14 Tafeln), Mudie „National medals" (Lond. 1820, 4), H. Bolzenthal „Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit" (Berlin 1840), Mionnet, „Description de médailles antiques, grecques et romaines" (Paris 1806—13, und Supplemente, Paris 1819), Köhler „Historische Münzbelustigungen" (Nürnb. 1729—65, 24 Bde., 4), Lochner „Sammlung merkwürdiger Medaillen" (Nürnb. 1737—44, 8 Bde., 4), Heräus „Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer vom 14—18. Jahrh., in einer Folgenreihe von Schaumünzen (Wien 1728, 2. Aufl. 1828).

Denkübungen oder reine Verstandesübungen nennt man die nach einem bestimmten Plane angestellten Uebungen in den Elementarschulen, wodurch die Erkenntnißkräfte des Kindes, insbesondere der Verstand, angeregt und entwickelt werden. Basedow (s. d.) und Rochow (s. d.) waren die Ersten, welche im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts diese Uebungen im Gegensatz zu dem bis dahin üblichen mechanischen Einlernen positiver Kenntnisse einführten, um dadurch die Aufklärung des Volkes zu befördern. Bald fanden sie in den bessern Schulen Eingang und haben gewiß zu ihrer Zeit viel Gutes gewirkt, zugleich aber auch vielfach geschadet, weil sie die einseitige formale Bildung des Verstandes auf Kosten der Gesammtbildung des Geistes beförderten und die Erwerbung positiver Kenntnisse verhinderten. Diese Männer sahen nicht ein, daß der Verstand an irgend einem positiven Lehrstoff ebenfalls und vollkommen ausreichend in jeder Volksschule geübt werden könne und solle; denn die Methodik des eigentlichen Unterrichts war noch nicht weit genug vorgeschritten. Erst Pestalozzi zeigte, daß jeder Gegenstand, selbst der Unterricht in den technischen Fertigkeiten, auf eine geistbildende Weise behandelt werden könne. Den wesentlichsten Nachtheil übten jene reinen D. auf den Religionsunterricht, indem sie ihn seines positiven Charakters entkleideten, wodurch er in Begriffszersplitterung und flaches Raisonnement ausartete. In der neuesten Zeit ist man, wenigstens in den höheren Kreisen der Pädagogik, von jener einseitigen Verstandesbildung, die durch Krauses „Versuch planmäßiger und naturgemäßer unmittelbarer Denkübungen" (3 Bde., 4. Aufl. Halle 1826—1834) auf die Spitze getrieben wurde, zum Theil zurückgekommen. Uebri-

gens darf man mit diesen D. die Anschauungsübungen nicht verwechseln, die für die unteren Klassen der Schulen sehr nothwendig sind.

Denner, Johann Christian, geb. am 13. Aug. 1655 zu Leipzig, der Erfinder der Clarinette, kam schon in seinem 8. Jahre nach Nürnberg und lernte daselbst das Horndreherhandwerk, trieb aber aus Neigung auch Musik und begann Flöten und andere Instrumente zu verfertigen, denen er besonders eine genaue und überall gleichmäßige Stimmung zu geben bemüht war. Seine Fabrikate wurden deshalb bald berühmt und gesucht. Auf die Erfindung der Clarinette soll ihn die Schalmey gebracht haben, die er ebenfalls verbesserte. Er starb am 20. April 1707.

Denner, Balthasar, geboren am 15. Nov. 1685 in Hamburg, zeichnet sich vor allen Malern aus durch seine fleißige, ausnehmend künstliche Ausführung, welche auch die kleinsten Falten und Oeffnungen in der Haut erkennen läßt, ohne dadurch einen guten Totaleindruck zu verfehlen. Es war sein Stolz, möglichst getreue Spiegelbilder zu liefern; einzelne Köpfe von alten Männern und Bauern hat er mit unsäglicher technischer Vollendung, bis auf die feinsten Poren, Aederchen und Lineamente des Gesichts, durchzuführen gewußt, und es werden diese Bilder, die Perlen seiner Kunst, in den Galerien als seltene Schätze aufbewahrt. Freilich fehlt ihnen das Höhere, der großartige Puls des Lebens, der geistigere Gehalt, demungeachtet haben diese Bilder ihre große kunstgeschichtliche Bedeutung, da D. in einer Zeit, wo die Kunst fast überall, nach damaliger franz. Art, in oberflächlichen Manierismus versunken war, den Blick wieder auf die reine Natur zurückführte. Zuerst in der Schule eines mittelmäßigen Malers in Altona, lernte er später in Danzig in Oel malen, dann ging er auf Reisen, malte zuletzt in Rostock die herzogliche Familie, und starb daselbst am 14. April 1747, nach Andern 1749 in Hamburg, während der Arbeit. Sein Meisterstück, den Kopf einer alten Frau in der Galerie zu Wien, kaufte Kaiser Karl VI. für 4700 Gulden; dort ist auch sein eigenes Portrait mit der Jahreszahl 1726. In München und an vielen andern Orten findet man Stücke von ihm.

Dennewitz, die Schlacht bei, am 6. Sept. 1813. Napoleons kühnster Feldherr, der Marschall Ney, von ihm nur der Fürst von der Moskwa genannt, sollte in Ausführung bringen, was Oudinot bei Großbeeren nicht gekonnt hatte und mit einem verstärkten Heereshaufen Berlin erobern. Ney brach mit 80,000 Mann von der Elbe auf, täuschte den Kronprinzen von Schweden über seine wahre Richtung, und griff die erschrockenen Preußen unter Bülow und Tauenzien unerwartet bei D. an, einem Dorfe unweit Jüterbogk. Der Tag war heiß für die 40,000 Preußen, denen im ungleichen Kampfe 80,000 Franzosen, Bayern, Sachsen, Würtemberger und Polen unter Ney, Oudinot, Bertrand, Reynier und Arrighi mit 200 Kanonen gegenüber standen. Da galt es nicht die Menge und Wuth der Feinde zu achten, sondern nur diesen einen großen Gedanken festzuhalten, daß sich die Feinde den Weg zur Hauptstadt nur über die Leichen vaterländischer Kinder bahnen würden. Und die Tapfern haben diesen Schwur ehrlich gehalten. Der über diesen hartnäckigen Widerstand ergrimmte Feind rächte sich sogar an den Leichen der Verwundeten und Gefallenen, und fanden sie einen Todten mit dem eisernen Kreuze, so durchbohrten wohl noch zehn der feindlichen Bajonette die Heldenbrust. Die französischen Anführer wagten Alles um den Sieg an sich zu reißen. Ney war so im Feuer, daß er um sich die Hälfte seiner treuesten Krieger stürzen sah. Oudinot griff selbst an der Spitze seiner Soldaten das Fußvolk des tauenzien'schen Heeres an, und Reynier blieb lange wie Einer, der den Tod wünscht, unter dem Feuer der preußischen Scharfschützen. Aber diese Entschlossenheit und Todesverachtung der Feinde brach den Muth der Preußen nicht; in blutiger Arbeit errangen sie nach einander die Dörfer Nieder-Gersdorf, Rohrbeck, D. und Gohlsdorf, schlugen den rechten Flügel der Feinde, durchbrachen das Centrum und brachten zuletzt auch den linken Flügel zum Weichen. Und als am Abende das große Nordheer (70,000 Mann mit 150 Kanonen) unter dem Kronprinzen von Schweden heranrückte, denen schon 4000 Reiter und mehrere Batterien unter Pahlen und Adlerkreuz im Renn-

laufe vorangeeilt waren, da entschied sich der Sieg völlig und die Flucht wurde allgemein. In wilder Unordnung schlugen die Franzosen den Weg über Dahme und Torgau ein, auf dem man nur Todte, Verwundete und Waffen sah. 18—20,000 Mann Todte, Verwundete und Gefangene, 80 Kanonen und 400 Munitionswagen gingen den Feinden am Tage der Schlacht und auf der Flucht bis an die Elbe verloren. Unter ihnen befanden sich viele der edelsten Deutschen, die von den Franzosen mit den Worten: Ihr Teutschen, voran, ihr werdet später ja einmal noch gegen uns fechten, immer in dem heftigsten Feuer gestanden hatten. Den Preußen, von denen ein Dritttheil todt oder verwundet auf dem Wahlplatze geblieben war, bleibt der Ruhm, an diesem Tage wacker gekämpft zu haben.

Denon, Dominique Vivant, Baron, französischer Künstler und Kunstgelehrter, geb. am 4. Januar 1747 zu Châlons-sur-Saône, kam nach Paris um die Rechte zu studiren, wandte sich aber hier dem Studium der bildenden Künste zu. Sein anmuthiges Aeußere und seine Gewandtheit im Umgange, machten ihn bald zum Liebling der vornehmsten Gesellschaft und Ludwig XV. übertrug ihm die Aufsicht über eine Sammlung antiker Steine, die er der Pompadour zur Liebe angelegt hatte. Später wurde er der Gesandtschaft in Petersburg beigegeben, wo ihn wegen seiner Geschicklichkeit, sich viele Nachrichten zu verschaffen, die der französischen Regierung von Wichtigkeit sein konnten, auch die Correspondenz der Gesandtschaft anvertraut wurde. Nach Ludwig's XV. Tode erhielt er eine Sendung in die Schweiz. Seine Muße benutzte er hier zu häufigen Besuchen in Ferney und aus der Zeit stammen mehrere Bildnisse Voltaire's von ihm. Hierauf begleitete er 7 Jahre hindurch eine Stelle bei der französischen Gesandtschaft in Neapel und hier entstand zum erstenmal der Entschluß in ihm, sich allen Ernstes der Kunst zu widmen. Er wählte die Kupferstecherei. Mit dem Abbé Saint-Non gab er die „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile" (Par. 1788, Fol.) heraus, indem er den Text dazu lieferte und schrieb auch noch eine besondere „Voyage en Sicile" (Par. 1788). Nachdem er die diplomatische Laufbahn verlassen, lebte er einige Zeit in Venedig, bis ihn der Ausbruch der Revolution veranlaßte, nach Florenz und dann nach der Schweiz zu gehen. Hier erfuhr er, daß sein Name auf der Emigrantenliste stehe und seine Güter confiscirt seien. Er eilte nach Paris und fand endlich an dem einflußreichen David einen Schützer, der ihm den Auftrag ertheilte seine Zeichnungen republikanischer Costüme zu stechen, die in Frankreich eingeführt werden sollten. Auch gewann er Robespierres Gunst und erlangte durch diesen seine Güter wieder und das Streichen seines Namens von der Emigrantenliste. Als Bonaparte, dessen eifriger Bewunderer er geworden war, später nach Aegypten ging, begleitete ihn D. und bearbeitete nach seiner Rückkehr in Frankreich die „Voyage dans la Basse-et la Haute-Egypte" (2 Bde., Par. 1802, Fol.; 3 Bde. in 12 mit einem Atlas in Fol.; nachgedruckt in London mit verb. Text, 2 Bde. in 4), ein Werk was seinen Ruhm begründete. Als Mitglied des ägyptischen Instituts hatte er auch den bedeutendsten Antheil an der von diesem herausgegebenen „Description de l'Egypte". Napoleon ernannte ihn 2 Jahre darauf zum Generalinspector der Museen. Als solcher begleitete er den Kaiser auf seinen Feldzügen und hatte besonders das Geschäft, in den eroberten Ländern diejenigen Kunstschätze auszuwählen, welche als Siegestrophäen nach Paris geführt werden sollten. Auch leitete er alle Kunstunternehmungen durch welche Napoleons kriegerisches und friedliches Wirken verherrlicht werden sollte. Nach der ersten Restauration behielt er seine Aemter, verlor sie aber nach der zweiten, weil er sich dem rückkehrenden Kaiser wieder genähert hatte. Jedoch blieb er Mitglied des Institutes. Seitdem beschäftigte er sich mit der Herausgabe seiner reichen Kunstsammlungen, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollten. Das Werk erschien nach seinem Tode von Amaury Duval vollendet unter dem Titel: „Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciens que modernes, recueillis par Vivant D., pour servir à l'histoire des arts" (4 Bde., Fol.). In seiner Jugend schrieb er ein Lustspiel „Le bon père" (1769), das besonders den Damen gefiel, später schrieb er auch eine kleine Novelle „Point de lendemain" (Paris 1812). Seine Kupferstiche, deren er 325 hinterließ, würden ihn schwerlich bekannt gemacht haben, wenn es seine gesellschaftlichen Verbindungen

nicht gethan hätten. Er starb zu Paris am 27. April 1825. Seine Sammlungen wurden nach seinem Tode versteigert.

Dentzel, Georg Friedrich, Baron, französischer General, geboren am 25. Juli 1755 zu Türkheim von protestantischen Eltern, studirte zu Jena Theologie und ging 1772 mit einem Regimente von Pfalz-Zweibrücken als Feldprediger nach Nordamerika. Nach seiner Rückkehr 1783 wurde er Pastor zu Landau und heirathete die Tochter des dasigen Bürgermeisters. Im Jahre 1792 wurde er vom Departement des Niederrheins in den Convent erwählt, erhielt aber gleich darauf eine Sendung zur Rheinarmee, wodurch er der Abstimmung im Prozesse Ludwigs XVI. entging. Zu Anfang des Jahres 1793 brachte er die Vereinigung mehrerer deutscher Städte an den Grenzen des Elsasses mit der französischen Republik zu Stande und ward als Generaladjutant der Rheinarmee beigeordnet. Als man ihn seiner Strenge und seines willkürlichen Verfahrens wegen zurückrief, klagte er im Convente dem General Harambure des Royalismus an, worauf er mit einer zweiten Sendung in die Departements des Unterrheins und der Mosel beauftragt wurde. Während Landau von den Preußen blockirt wurde, setzte er den Commandanten Laubadière ab, ließ mehrere Offiziere, die sich des Einverständnisses mit dem Feinde verdächtig gemacht hatten, verhaften, cassirte die Civilbehörden und vereinigte 5 Monate lang, bis zur Entsetzung der Stadt durch den General Hoche, alle Gewalt in seinen Händen, während er beim Convent die Absetzung des General Delmas beantragte. Von einem der verhafteten Offiziere vor dem Convent der Gewaltthätigkeit angeklagt, ward er, ob sich gleich die Bürgerschaft von Landau für ihn verwendete, verhaftet und erhielt erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft seine Freiheit wieder. Er trat von Neuem in den Convent und wurde 1795 in das Departement Lamanche gesendet um den Terrorismus vollends zu unterdrücken. Im Jahre 1696 kam er in den Rath der Alten, wo er die Bildung der republikanischen Legionen betrieb und gegen die royalistischen Umtriebe auftrat. 1798 trat er aus dem Rathe der Alten, wurde Generaladjutant, wohnte 1806 dem Kriege gegen Preußen bei und kam endlich in den Generalstab. Wegen seines menschenfreundlichen Benehmens bei Auswechselung der Kriegsgefangenen erhielt er mehrere fremde Orden und die Bürgerschaft von Wien, wo er Gouverneur war, ließ eine goldene Denkmünze auf ihn schlagen. Er diente darauf in Spanien, machte 1812 den Krieg in Rußland mit, wurde 1813 Brigadegeneral sowie Offizier der Ehrenlegion und Baron und am 3. April 1814 Maréchal de Camp. Während der 100 Tage trat er wieder zu Napoleon; blieb aber nach der zweiten Restauration im Dienst, erhielt 1824 den Abschied und starb bald darauf. — Sein Sohn, französischer Cavalerieoberst, wurde 1822 cassirt und zu dreimonatlichen Gefängnisse verurtheilt, weil er mehrere einer Verschwörung gegen die Bourbons beschuldigte, zum Tode verurtheilte Unteroffiziere durch Bestechung des Gefängnißwärters zu befreien suchte. Im Jahre 1829 schlug man ihn als einen ausgezeichneten Offizier zum Obergeneral des griechischen Heeres vor.

Denunciation heißt sowohl die dem Gerichte ohne dessen Aufforderung gemachte Anzeige (s. d.) eines verübten Vergehens, als auch die noch jetzt übliche Abart des Anklageprozesses, wo Jemand wegen ihm wiederfahrner Rechtsverletzung, gegen den Verletzenden den Antrag auf Strafe bei Gericht stellt. Die Zurücknahme der D. kann in der Regel, gegen Erstattung der Kosten, bis zum Schluß der Untersuchung erfolgen. die wissentlich falsche D. bildet in den neuern Strafgesetzgebungen ein besonderes Verbrechen.

Denzel, Bernhard Gottlieb, ein geachteter deutscher Pädagog, geboren zu Stuttgart am 29. Dec. 1773 studirte in den Seminarien zu Denkendorf, Maulbronn und Tübingen Theologie und kam dann als Erzieher in das Haus eines angesehenen Kaufmanns zu Frankfurt a. M. Nachdem er eine Zeit Pfarrvicar gewesen, wurde er 1806 Pfarrer in Pleidelsheim, wo sich seine Neigung zur Pädagogik entwickelte. Im Jahre 1811 wurde er Inspector des neu errichteten Schullehrerseminars und dritter Diaconus zu Eßlingen. Im Jahre 1817 übertrug ihm die nassauische Regierung die neue Organisation des Schul-

wesens ihres Landes, worauf er noch in demselben Jahre Director und erster Lehrer des Seminars zu Eßlingen wurde und gleichzeitig von seiner Regierung den Charakter eines Professors, von der nassauischen den eines Oberschulraths erhielt. Im Jahre 1822 bekam er den Titel als Rector und 1832 Rang und Titel als Prälat. Er starb am 13. Aug. 1838. D. hat als praktischer Pädagog bedeutende Verdienste; als Schriftsteller hat er weniger geleistet, doch hat seine „Einleitung in die Elementarschulkunde und Schulpraxis“ (3. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1825—1835) noch jetzt in mancher Beziehung nicht unbedeutenden Werth.

Deodant heißt im englischen Rechte Alles, was als Veranlassung zum Tode eines Menschen dem Staate verfällt. (S. Coroner). Das D. ist auf das mosaische Recht begründet, wo es jedoch blos auf Thiere beschränkt ist, die Ausdehnung desselben auf leblose Gegenstände scheint aus dem germanischen Rechte geflossen zu sein. Wegen seiner Unvereinbarkeit mit der fortgeschrittenen Rechtsausbildung ist es jedoch in der neuern Zeit vielfach beschränkt und 1846 völlig aufgehoben worden.

Departement heißt ursprünglich ein Geschäftsbezirk, Fach, z. B. D. der auswärtigen Angelegenheiten. Daher dann auch ein Landkreis, Amtsbezirk oder eine Behörde, welcher eine Abtheilung eines Landes untergeordnet ist. Nach einer Angabe des Abbé Siéyes wurde Frankreich den 4. Nov. 1789 in 83 D. nach Menschenzahl, Flächeninhalt und den directen Steuern eingetheilt. Durch Napoleons Eroberungen vermehrten sich die D. auf 130, welche aber in dem Frieden zu Paris wieder auf 83 herabgesetzt wurden. Ein D. besteht aus Unterpräfecturen, Cantons und Gemeinden.

Depeschen sind amtliche Briefschaften und Papiere von Wichtigkeit, deren schleunige Beförderung den Courieren anvertraut wird. Sie werden nur zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den von ihnen abhängigen diplomatischen Agenten gewechselt. Fremden diplomatischen Agenten sendet man Noten, nicht D. zu.

Deployiren, ist der Aufmarsch aus der Colonne in die Linie. In der geöffneten Colonne geschieht es durch schräges Herausziehen der Züge; in der geschlossenen, durch paralleles mit der Frontlinie.

Deponens heißt in der lateinischen Sprachlehre ein Zeitwort, welches zwar passive Form aber transitive oder intransitive, im Allgemeinen also active Bedeutung hat. Der Name stammt von deponere d. i. ablegen, weil diese Verba gleichsam ihre der passiven Form entsprechende Bedeutung abgelegt haben. Vgl. „Muthmaßungen über den Ursprung der Deponentia in der lateinischen Sprache“ (Münst. 1832).

Deportation, eine seit dem Kaiser Augustus übliche Verbannung bei den Römern. Wer mit dieser Strafe belegt wurde, verlor das römische Bürgerrecht, sein Vermögen, das jus Quiritium und das Recht, ein Testament zu machen. Der Ort seiner Verbannung war eine beliebige Insel, die wenigstens 50,000 Schritt vom festen Lande gelegen sein mußte, und auch nicht Kos, Rhodos, Lesbos oder Sardinien sein durfte. In Frankreich wurde diese Strafart in den Zeiten der Revolution von Neuem angewendet. Als Verpflanzer dieser Strafart auf französischen Boden nennt die Geschichte bald Boulay, bald Talleyrand, bald Talot, die wohl nur deshalb an die Stelle der blutigen Guillotine trat, um das Vermögen der Reichen gemächlicher an sich ziehen zu können. Cayenne und Port-Marat auf der Insel Madagascar waren diejenigen Orte, welche mit solchen Unglücklichen überfüllt wurden. Die Strafe war infamirend und zog den bürgerlichen Tod und Verlust aller Rechte nach sich. 1810 wurde diese Strafe in den Codex des peinlichen Rechts für die Franzosen aufgenommen und existirt noch jetzt in den franz. Gesetzbüchern. England kennt diese Strafart ebenfalls und verbannt die Verurtheilten nach Botany-Bai. Rußland bringt seine Verbrecher nach Sibirien.

Depositenbank, s. Banken.

Deposition (Niederlegung, Hinterlegung), nennt man im Allgemeinen jedes Hinlegen einer Sache bei Jemandem zum Zwecke der Aufbewahrung. Sie ist entweder außergerichtlich (depositio extrajudicialis) oder gerichtlich (judicialis), je nachdem sie bei einem

Privatmanne oder im Gerichte geschieht. In juristischer Beziehung wird sie entweder als einer der vier benannten Realcontracte (mutuum, commodatum, depositum, pignus), oder als ein Mittel, eine Verbindlichkeit zu tilgen, angesehen. Der Verwahrungscontract (depositum) besteht darin, daß Jemand dem Andern eine Sache zur unentgeldlichen Aufbewahrung übergiebt. Der Geber heißt deponens oder depositor und der Empfänger depositarius. Hat ein Nothfall dieses Geschäft veranlaßt, so entsteht ein sogenanntes depositum miserabile. Der Depositar darf in der Regel die Sache weder gebrauchen noch für die Aufbewahrung sich etwas bezahlen lassen, sonst nimmt das Geschäft die Natur eines Contractes an, und es entsteht ein sogenanntes depositum irregulare. Nach römischem Rechte wurde derjenige, welcher ein depositum nicht auf Verlangen zurückgab oder solches gar abläugnete, ehrlos, und war es ein depositum miserabile, so mußte er zur Strafe doppelten Ersatz leisten. Dem Deponenten steht, um den Depositar zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anzuhalten, die actio depositi directa zu, wogegen dieser mit der actio depositi contraria auf Schadloshaltung klagen kann. Da der Deponent allein Vortheil von dem Geschäfte zieht, so haftet er für das geringste Versehen und ist zur Vergütung aller Kosten verpflichtet, wogegen der Depositar bloß für Betrug und grobe Fahrlässigkeit haften muß. Die gerichtliche D., als ein Mittel, eine Verbindlichkeit aufzuheben, kommt heut zu Tage in vielen Fällen vor. Wenn der Gläubiger den ihm vom Schuldner nicht blos mit Worten, sondern in der That, auf die gehörige Art, zur rechten Zeit und am rechten Orte angebotenen Gegenstand seiner Forderung anzunehmen ohne Grund sich weigert, so kann der Schuldner denselben gerichtlich deponiren und wird dadurch von aller Verbindlichkeit frei. Die Gerichte, bei welchen noch in vielen andern Fällen Gelder zur Aufbewahrung hinterlegt werden, führen darüber besondere Bücher (Depositenbücher), und lassen sich auch wohl für ihre Mühe gewisse Procente bezahlen (Depositen-Gebühren).

Depot heißt jeder Ort, wo sowohl im Kriege als auch im Frieden Vorrathssachen und allerhand Kriegsbedürfnisse zusammen gebracht und aufbewahrt werden. Auch bilden im Kriege diejenigen Truppen ein D., welche als Reserve oder Ersatz in den Garnisonen zurückbleiben, um neue Mannschaft zur Ergänzung des Abganges bei der Armee auszubilden. Materialien-Depots sind Plätze, wo man Baumaterialien theils fertigt, theils aufschichtet, theils aber auch das Schanzzeug aufbewahrt. Sie zerfallen wieder in Haupt- und kleine Depots. Die letzteren legt man näher an die Trancheen; doch muß man sie dem feindlichen Auge und Geschütze entziehen, auch so weit von den feindlichen Werken ablegen, daß sie der Feind nicht in Brand stecken kann.

Depping, Georg Bernhard, ein rühmlichst bekannter Literator in Paris, geboren 1784 zu Münster in Westphalen, verließ 1803 sein Vaterland nach der Besitznahme desselben durch die Preußen und begleitete einen französischen Emigranten nach Frankreich, wo er anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten in Paris Anstellung fand, dann die neuern Sprachen studirte und an mehreren Zeitschriften Frankreichs und Deutschlands Antheil nahm. Als entschiedener Liberaler ward er von mehreren deutschen Regierungen angefeindet. Seine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne" wurde wegen Censurhindernissen nicht fortgesetzt. Später gab er eine „Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und maurischen Romanzen" (Leipzig 1817) heraus. Mit Maltebrun besorgte er eine neue Auflage von Levesque's „Histoire de Russie" (8 Bde., Par. 1812), mit Villenave die neuen Auflagen von Rousseau, Fontenelle, Montesquieu, Larochefaucauld, Hamilton und Diderot; dann arbeitete er Mentelle's „Géographie de la France" um, und lieferte die Geographischen Werke „La Suisse" (4 Bde., 2. Aufl., Par. 1824), „La Grèce" (4 Bde., Par. 1823) und „Voyage d'un étudiant dans les cinq parties du monde" (2 Bde., Par. 1822); ferner „Les soirées d'hiver" (3. Aufl., Par. 1833) „Merveilles et beautés de la nature en France" (Par. 1819, 8. Aufl., Par. 1836). Seine „Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X. siècle" (2 Bde., Par. 1826, 2. Aufl. 1843, deutsch, Hamb. 1829) erhielt 1822 und seine „Histoire de commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la

fondation des colonies d'Amérique" (2 Bde., Par. 1832) 1828 von der Akademie der Inschriften den Preis; zwei andere Schriften „Die Juden im Mittelalter" (Stuttg. 1834) und „Ueber die Secten und Lehren der Gnostiker" erhielten von derselben Akademie das Accessit. Seine Geschichte der Normänner führte er in der Fortsetzung zu Liquets „Geschichte der Normandie" (2 Bde., Rouen 1835) fort. Für die auf Staatskosten gedruckte Sammlung historischer Documente bearbeitete er die ältesten Statuten der Handwerker der Stadt Paris (Par. 1837, 4.) und eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Staatsverwaltung Ludwig XIV. bezüglichen Actenstücke. Ein Resultat seiner Forschungen im Archive des Kriegsdepots zu Paris ist endlich noch seine „Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner im Bündniß mit Frankreich gegen Holland in den Jahren 1672—74" (Münst. 1840); seine „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris" (Leipzig 1832) enthalten interessante Nachrichten über seinen Aufenthalt in der Stadt und über seine literarischen Verbindungen daselbst. Uebrigens hat er viele Beiträge zur „Biographie universelle" und zur Fortsetzung der „L'art de vérifier les dates" gegeben und war ein sehr thätiger Mitarbeiter an mehreren deutschen Zeitschriften, besonders der Allgemeinen Zeitung, des Morgenblattes u. A.

Depressionsgeschütz, Depr. Laffette, sind Stückröhre auf besonders dazu gebauten Laffetten, um aus der Höhe in die Tiefe genau richten zu können, welches man bei der gewöhnlichen Construction der Laffetten nicht kann. Sie finden ihre Anwendung vorzüglich in Bergfestungen, z. B. Gibraltar, Königstein. Der Erfinder ist wahrscheinlich ein Deutscher, Namens Köhler, welcher sich 1782 in englischen Diensten befand. In Deutschland sind sie unseres Wissens bloß auf der k. sächs. Festung Königstein mit einigen Abänderungen eingeführt.

Deputat ist im Allgemeinen eine Art außerordentlichen Genusses, welcher sich von den Accidentien dadurch unterscheidet, daß diese zufällig, das D. aber ausgemacht ist; daher versteht man unter D. das, was einem Beamten oder einer sonstigen Person außer dem ordentlichen Gehalte an Lebensmitteln, Holz und dergl. ausgesetzt und jährlich, monatlich 2c. unentgeltlich oder für einen bestimmten Preis verabreicht wird, z. B. Deputatbier, Deputatgetreide, Deputatholz 2c.; bei sequestrirten Stammgütern heißt D., das, was dem Besitzer zum Unterhalte ausgesetzt ist. Ueberdieß braucht man den Ausdruck auch bildlich für alles, was irgend Jemandem als ihm beschiedenes Theil zugedacht ist. Daher die Redensart „Der hat sein Deputat", selbst wenn ihm etwas Unangenehmes bestimmt gewesen.

Deputation nennt man zunächst die Abordnung einiger Mitglieder aus der Mitte einer Corporation, die das Gesandtschaftsrecht nicht hat, an irgend einen Höheren, um eine Vorstellung, Bitte, Gratulation 2c. zu überbringen, dann hat man es auf jede Abordnung aus einer Corporation, einem Stande 2c. übertragen, und endlich heißen auch die abgesendeten Personen selbst D., weshalb auch die Ausschüsse von landständischen Versammlungen häufig so genannt werden. Zur Zeit des deutschen Reichs gab es Allgemeine oder Reichsdeputationstage und Besondere Deputionstage; die Letzteren wurden in den einzelnen Staaten von den Abgeordneten der Stände gehalten. Beide wurden wieder in ordentliche und außerordentliche Deputationstage getheilt, je nachdem sie nach der in den Reichs- oder Provinzialgesetzen vorgeschriebenen Verfassung oder außer der Ordnung wegen besonderer eingetretener Verhältnisse gehalten wurden. Der von den Deputirten und den kaiserlichen Commissairen zu Stande gebrachte Beschluß hieß Deputationsreceß.

Deputatwirthschaft nennt man eine solche Oekonomie, in welcher statt unverheiratheter, nur auf einen gewissen Zeitraum gemietheter Dienstboten, verheirathete Dienstleute auf Lebenszeit und unter Gewährung des nöthigen Unterhalts angenommen sind. Durch eine solche Einrichtung werden die Kosten der Führung der innern Wirthschaft sehr verringert und diese selbst sehr vereinfacht und erleichtert; doch können einem Gute durch Ansiedelung verheiratheter Leute, die Heimathsrecht an dem Ansiedelungsort erhalten, auch große Lasten aufgebürdet werden.

Derbend, nach persischer Ableitung soviel als enges festes Thor, ist ein Gebiet am kaspischen Meere, in der kaukasischen Provinz Dhagestan, 6 □M. groß und von ungefähr 4000 Familien bewohnt, die, meist Turkomanen, viele baumwollene Zeuge fertigen und mit diesen sowie mit Saffran und Wein, Handel treiben. Es bildete sonst ein eigenes Khanat, das durch Peter den Großen erobert und durch Alexander I. 1806 aufgehoben wurde. — Die gleichnamige Hauptstadt des Gebiets, die einzige unmittelbare Besitzung der Russen in Dhagestan, liegt am kaspischen Meere, in dessen Nähe der kaukasische Bergrücken sich in 3 Zweige spaltet; am Ende des nördlichen liegt Tarki, der südliche endigt mit dem Berge Beschbarmak in der Provinz Kuba, und der schmale Durchgang zwischen dem Meere und dem Ende des mittleren Zweigs wird durch D. geschlossen. Die Stadt selbst zerfällt in 3 Theile, welche durch Mauern von einander getrennt sind; den westlichsten und höchsten Theil bildet die Citadelle, die von den Russen wieder hergestellt wurde, eine russische Besatzung enthält und Sitz des Commandanten und der Localregierung ist; der mittlere Theil macht die eigentliche Stadt aus und der östliche ist fast ein leerer Raum, der früher von Weingärten eingenommen war; Armenier und Juden haben sich in einer kleinen Vorstadt angesiedelt. Die Stadt ist mit einem ziemlich tiefen Graben umgeben, hat außer 17 Moscheen eine griechisch-russische, eine armenische Kirche und eine Synagoge und 4000 (n. A. 10,000 E.). Nördlich von D. ist, das, seiner meist arabischen Inschriften wegen berühmte Denkmal der 40 Helden, welche im Kampfe gegen die Araber bei Dhagestan's Eroberung fielen. In der Nähe von D. beginnt die große durch die dhagestanische Landschaft Tabasseran sich hinziehende Mauer. Sie heißt die derbendsche Mauer oder Sett Eskender, d. i. Alexandersmauer, war ursprünglich 30 Fuß hoch und 10 Fuß dick und lief über Berge und Thäler gegen Westen bis an das schwarze Meer. In Zwischenräumen mit eisernen Thoren, an andern Stellen mit spitzigen obeliskenförmigen Wachthürmen, hin und wieder auch mit Kapellen versehen, dient sie seit uralten Zeiten zum Schutz Persiens und der Euphratländer gegen die nördlichen Volksstämme. Wer Stadt und Mauer erbaut hat, ist unbekannt, da kein alter Schriftsteller die Stadt nennt; als Erbauer werden genannt, Alexander der Große, Eskender Dulkurnain und Nuschirvan, welcher letztere wohl nur der Wiederhersteller von Stadt und Mauer ist, der im 6. Jahrh. auch das Khanat stiftete. Um das Jahr 1220 erstürmten die Mongolen D. und bahnten sich so den Weg zur Eroberung des russischen Tieflandes im Norden des Kaukasus. Später bemächtigten sich die Türken unter Mustapha I. des untersten Theils der Stadt, wurden aber wieder daraus vertrieben. Im J. 1722 entrissen die Russen D. den Persern, behielten es im Frieden von 1723, gaben es aber 1736 den Persern wieder zurück. Im J. 1796 eroberten es die Russen abermals, worauf es Alexander I. 1806 dem russischen Kaukasien einverleibte.

Derby, eine englische Grafschaft, fast in der Mitte von England gelegen und 47 □M. groß. Der nordwestliche Theil des Landes High-Peak genannt, ist gebirgig, der östliche und südliche dagegen fruchtbar und wohl angebaut. Wegen der zahlreichen Schluchten, Klüften und Höhlen ihrer Berge ist die Grafschaft eine der anmuthigsten und romantischsten Gegenden Englands. Merkwürdig sind besonders die Peakshöhle, welche von einem Bache durchströmt wird und im Middletonthale (einer wilden Kluft, welche sich eine ½ Stunde lang bis in die rauhste und einsamste Gegend des High-Peak erstreckt) unweit des Bleibergbau treibenden kleinen Fleckens Castleton liegt, (der Eingang ist 42 Fuß breit und eine 90 Fuß breite schön gewölbte Kluft führt in das 2260 Fuß lange Innere); ferner die Eldon- und die Pooleshöhle bei Burton, in welcher sich die mannigfaltigsten und schönsten Tropfsteinbildungen abgelagert haben, ein Strom durch Felsen gewaltsam seinen Weg bahnt und einen Wasserfall bildet; endlich die Tropfsteinhöhle Bradwell-Carr sowie das Thal des Dove durch seine wunderbar geformten Felsen und über einander gestürzten Felstrümmer und der Knowleshill mit reizendem Panorama. Wildbäche aller Art durchrauschen das Bergland und eilen in die wiesenreichen und fruchtbaren Thäler, welche von mehreren Flüssen bewässert sind. Zu den größeren derselben gehört der Tre

welcher den Dove und Derwent aufnimmt, ferner der Wye, Rolher und Dee; mehrere Kanäle verbinden die Flüsse unter einander, vermehren die Fruchtbarkeit des Bodens, unterstützen den Bergbau und befördern den Handel und Verkehr der Bewohner. Auch liegen in der Grafschaft zahlreiche und bedeutende Mineralquellen, z. B. zu Burton, Maslak und Keddlestone, sowie die intermittirende Quelle Tideswell. Das Klima ist im Norden rauh, im Süden und im Westen mild und gemäßigt, im Allgemeinen so gesund, daß man Kranke aus andern Theilen von England hierher sendet. Das Land bietet einen großen Reichthum an Mineralien, namentlich Eisen, Blei, Steinkohlen, Antimon, Galmei und Kupfer; auch fehlt es nicht an Marmor, Flußspath, Mühlsteinen, Alabaster, Alaun, Krystall und elastischem Steinöl. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1841, 272,200 Seelen, die sich mit Viehzucht, Ackerbau und Bergbau beschäftigen, Fabriken in Wolle, Seide und Baumwolle unterhalten und einen lebhaften Ausfuhrhandel betreiben. — Der Hauptort der Grafschaft ist **Derby** in einer romantischen Gegend am westlichen Ufer des Derwent, am Derbykanal und an der Nordeisenbahn, hübsch gebaut mit mehreren Kirchen und Bethäusern, unter denen die Allerheiligenkirche sich durch ihre gothische Bauart und durch ihren 173 Fuß hohen Thurm auszeichnet. Sie hat 3 Armenhäuser, 2 Pulvermagazine, eine philosophische und literarische Gesellschaft und Fabriken für Baumwolle-, Seidengarn-, (eine Mühle mit 26,586 Rädern und 97,746 Getrieben fertigt in 1/3 Minute 73,726 Ellen Seidengarn), Porzellan-, Fayence-, Marmor- und Flußspathwaaren, Schrot, Bleiweiß, Bleiröhren, Kupferhämmer, Eisengießereien ꝛc. und 27,000 (n. A. 35,000 E.), die einen bedeutenden Handel mit ihren Erzeugnissen, sowie mit den in der Umgegend gewonnenen Mineralien, namentlich mit Steinkohlen und Marmor, treiben. In der Nähe liegt der herrliche Landsitz **Keddlestonehouse** mit einem ansehnlichen Park.

Dereser, Thaddäus Anton, ein katholischer Philolog, geb. am 11. März 1757 zu Fahr im Würzburgischen, studirte zu Würzburg und Heidelberg und erhielt 1780 zu Mainz die Priesterweihe, worauf er zu Heidelberg Theologie und Philosophie lehrte. Im J. 1783 kam er als Professor der Exegese nach Bonn, ward 1786 Doctor der Theologie und 1791 bischöflicher Vicar und Professor der Theologie zu Straßburg. Da er den Eid auf die Constitution von 1791 verweigerte, ward er verhaftet und erhielt erst 1796 seine Freiheit wieder. Er lebte darauf in Mannheim, wurde 1797 als außerordentlicher Professor nach Heidelberg berufen, 1799 ordentlicher Professor daselbst und erhielt 1807 das Stadtpfarramt in Freiburg und 1810 eine gleiche Stellung in Karlsruhe. Im folgenden Jahre mußte er die Stelle niederlegen und ward darauf Professor der Theologie am Lyceum und Regens am Priesterseminar zu Luzern. Seine vom kirchlichen Fanatismus unbefangene ächt christliche Ansicht, verdächtigte ihn indessen bei der päpstlichen Nuntiatur. Er wurde daher am 1. März 1814 von seinem Amte entlassen und wählte darauf Heidelberg zu seinem Aufenthalte, bis ihn 1815 das preußische Ministerium als Domherrn und Professor der Dogmatik nach Breslau berief. Hier starb er am 16. Juni 1827. Den meisten Anklang haben seine Erbauungsschriften gefunden, namentlich das „deutsche Brevier für Stiftsdamen, Klosterfrauen und gute Christen“ (4 Bde., Augsb. 1792; 8. Aufl., 1820) und das „Katholische Gebetbuch“ (Heilbr. 1808; 5. Aufl., 1837). Außerdem schrieb er ein „Großes biblisches Erbauungsbuch auf alle Tage des Kirchenjahres“ (4 Bde., Heilbr. 1810; im Auszug, 8. Aufl., 1838). Noch schrieb er „Die Sendungsgeschichte Jesu“ (Bonn 1789); gab eine hebräische Grammatik in lateinischer Sprache heraus (Frankf. 1813; neue Aufl. Luzern 1817) und zeigte sich als scharfsinnigen Exegeten in mehreren Schriften und Commentaren des Alten Testaments und in Uebersetzungen des Jesaias, Jeremias, Hesekiel und anderer Propheten.

Derfflinger, Georg, Freiherr von, wurde im März 1606 in einem kleinen Dorfe Böhmen's geboren. Von seinen Aeltern, die arme Bauern waren, zum Schneiderhandwerk bestimmt, wurde in ihm bei den damaligen Kriegsunruhen die Kraft und der Geist geweckt, der ihn eine höhere Idee verfolgen ließ. Er nahm unter dem Grafen Matthias von Thurn Kriegsdienste, war mit in der Schlacht auf dem weißen Berge, und ging dann

zu den Schweden, wo er durch Muth und Entschlossenheit von Stufe zu Stufe bis zum General-Major stieg, zu dem ihn die Königin Christina selbst ernannte, als er ihr die Nachricht vom Siege bei Leipzig überbrachte, den er als Oberst eines Reiterregiments wacker hatte mit erringen helfen (1642). Und so kämpfte er den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch in den Reihen der Schweden rühmlich mit für die Sache des Lichts und der Freiheit. Nach dem westphälischen Frieden erhielt er als Fremder eine ehrenvolle Entlassung und ging in brandenburgische Dienste, wo er von 1654—1695 den Feldzügen des großen Churfürsten gegen die Polen, Schweden und Franzosen beiwohnte. Er siegte bei Rathenow, focht mit bei Fehrbellin, eroberte Stralsund, und wurde 1670 Generalfeldmarschall, 1677 Obergouverneur aller pommerschen Festungen und 1678 Statthalter in Hinterpommern. Der Kurfürst brauchte ihn auch bei mehrern Gelegenheiten zu Gesandtschaften und Kaiser Leopold erhob ihn, auf Ansuchen des Kurfürsten, am 10. März 1678 in den Reichsfreiherrnstand. Zu seinen glänzendsten Thaten gehören der Ueberfall der Schweden an der Havel und die Wegnahme von Rathenow am 15. Juni 1675, wodurch er dem Kurfürsten den Sieg bei Fehrbellin (s. d.) am 18. Juni erleichterte, an welchem Tage er selbst den Oberbefehl unter dem Kurfürsten führte. Eben so rühmlich war für ihn die Eroberung Stralsunds 1678 und der Winterfeldzug gegen die Schweden im J. 1678—79, wo er mit 9000 M. und 30 Kanonen auf Schlitten über das Frische und das Kurische Haff setzte und die Schweden bei Tilsit 1679 schlug. Wie einfach und bescheiden auch D. in seinem Betragen war, so kühn und entschieden trat er Jedem entgegen, der ihn unzart an seinen Ursprung erinnerte und seine Sprache war zuweilen in dieser Hinsicht ziemlich derb, aber stets treffend. Dem Herzog von Holstein-Beck antwortete er bei einer solchen Gelegenheit: „Wohl haben mich meine Aeltern für die Elle bestimmt; doch die Vorsehung hatte mich für den Degen bestimmt und mit diesem verstehe ich alle Diejenigen zu messen, die mich etwa beleidigen möchten." Er starb am 9. Febr. 1795, nachdem er bis in sein hohes Greisenalter seinen muntern, thätigen Geist, sein frisches kräftiges Herz erhalten hatte. Er wurde in der schönen Kirche zu Gusow beerdigt und König Friedrich I. ließ zu seinem Andenken eine Gedächtnißmünze schlagen. — Sein Sohn, **Friedrich, Reichsfreiherr von D.**, geb. am 1. April 1663 zu Gusow, studirte seit 1676 zu Frankfurt und Tübingen, durchreiste Frankreich, England, Holland und Italien und starb als preuß. Generallieutenant 1724 (1740?). Mit ihm erlosch das Geschlecht D.'s. Vgl. König „Authentische Nachrichten von dem Leben D.'s" (Stendal 1786) und Varnhagen von Ense „Biographische Denkmale" (Bde 2.).

Derivationsrechnung nennt man denjenigen Theil der mathematischen Analysis, nach welchem eine unentwickelte Function einer oder mehrerer veränderlichen Größen so entwickelt werden kann, daß die einzelnen Glieder der darzustellenden Function, nach einem und demselben Gesetz aus einander sich ableiten lassen. Die ersten Versuche in dieser Rechnung, wurden in der Mitte des 18. Jahrh. von Segner gemacht; als eigentlicher Begründer derselben ist aber Arbogast durch sein Werk „Du calcul des dérivations" (Straßb. 1800) zu betrachten. Lagrange vereinfachte das Verfahren bedeutend. Die von Arbogast angewendete Methode hat Aehnlichkeit mit der combinatorischen Analysis, die von Hindenburg zuerst aufgestellt wurde; doch nimmt die D. ihren Weg durch die Differenzialrechnung, was die combinatorische Analysis nicht thut. Durch diese Methode lassen sich die schwierigsten und interessantesten Aufgaben lösen, die ohne dieses Hülfsmittel kaum zu behandeln sein würden. Vgl. Hindenburg „Ueber combinatorische Analysis und Derivationscalcul" (Lpz. 1803) und Lagrange „Théorie des fonctions analytiques" (Par. 1803) sowie dessen „Leçons sur le calcul des fonctions" (Par. 1806).

Derivatum heißt in der Sprachlehre ein abgeleitetes Wort, welches dadurch entsteht, daß man an die Anfänge oder Endungen der Wurzelformen, Laute oder Silben anfügt, um auf diese Weise neue Wörter zu bilden. Das Verfahren bei dieser Ableitung nennt man **Derivation**, vom lateinischen derivare, d. i. ableiten, und das dem Abgeleiteten zum Grunde liegende ursprüngliche Wort das **Primitivum** oder **Stammwort**. In

Allgemeinen unterscheidet man abgeleitete Wörter von Substantiven oder Denominativa und von Zeitwörtern oder Verbalia z. B. Blümchen von Blume, besprechen von sprechen.

Derketo, eine vorzügliche in Askalon und Joppe verehrte syrische Göttin, welche bis an die Hüften als Weib, unterwärts als Fisch dargestellt wurde, ist identisch mit der in Heliopolis verehrten Dea Syria und der Atergatis und vielfach verwandt mit der Astarte und Isis. In ihr symbolisirte sich die weibliche Naturkraft, die alles gebiert und allen Anfang und Leben in sich begreift. Ihre Verehrung war orgiastischer Art, wie die häufig dabei vorkommenden blutigen Selbstgeißelungen und Entmannungen, ihre fanatische Verehrung durch rasende Weiber und Gallen (Entmannte) und die in ihren Tempeln befindlichen Phallen beweisen. Hauptsächlich verehrte man sie unter dem Symbol des Fisches, der in ihrer Mythe eine große Rolle spielt. Hierin wird sie zur Mutter der Semiramis gemacht; übrigens kennen wir den ganzen Mythus nur durch die Griechen von denen er mit andern Elementen der griechischen Mythe gemischt worden ist, wie sie denn das Wesen der D. hauptsächlich durch Here, Cybele und Aphodrite wiederzugeben suchten.

Derschawin, Gabriel Romanowitsch, einer der größten russischen Dichter, wurde am 3. Juli 1743 zu Kasan geboren. In seinen frühern Jahren nahm er militärische Dienste und that sich besonders in dem Kampfe gegen den Betrüger Pugatschew hervor. Schon in dieser Zeit bildeten sich seine poetischen Anlagen aus. Die Kaiserin Katharina lernte frühzeitig sein Talent würdigen und beförderte ihn sehr bald zu höhern Staatsämtern. Er erhielt 1800 die Stelle des Reichsschatzmeisters, und 1802 ward er Justizminister. Später zog er sich in die Einsamkeit zurück, um ganz seiner poetischen Neigung nachzuhängen. Ausgezeichnet ist seine von Czersky in's Lateinische übergetragene „Ode an Gott," die sogar der Kaiser von China in's Chinesische übersetzen und auf Seide in Gold gedruckt, in seinem Palaste aufhängen ließ. Seine andern Gedichte sind voll orientalischer Gluth und Bilderfülle, die jedoch mitunter in Schwulst übergeht. Mehrere seiner Poesien findet man in's Deutsche übersetzt in den „Poetischen Erzeugnissen der Russen," herausgegeben von K. F. von der Borg, (Riga 1823, 2 Bde.). Seine sämmtlichen Gedichte sind 1803 in 4 Theilen erschienen. Er starb am 6. Juli 1816 auf seinem Landgute Swanka im Nowgorodischen.

Derwisch, heißt eigentlich ein Armer, dann ein muhamedanischer Mönch. Obgleich nämlich Muhamed kein Mönchthum wollte, so entstand dasselbe doch schon 30 Jahre nach des Propheten Tode, wozu die Neigung des Wüsten bewohnenden Arabers zum einsamen und beschaulichen Leben viel beigetragen haben mag. Man zählt jetzt 72 Orden der D., und wenn auch diese Angabe übertrieben sein sollte, (d'Ohson nennt blos 33 Orden), so finden sich doch schon 36 Orden allein im osmanischen Reiche im wirklichen Leben. Die meisten von ihnen wohnen in reich versorgten Klöstern, Tekkije oder Chàngàh und stehen unter einem Vorgesetzten, welcher den Titel Scheikh oder Pir, d. i. Alter, führt. Einige Mönche sind auch verheirathet und dürfen dann außer dem Kloster schlafen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster zubringen. Sie fasten, kasteien sich, üben strenge Gebräuche, führen gewisse religiöse Tänze auf, müssen aber auch zugleich durch Handarbeit sich etwas zu verdienen suchen, da das Kloster ihnen keine Kleidung reicht und sie, mit Ausnahme der Bektaschis auch nicht betteln dürfen. Die verschiedenen Orden sind in verschiedenen Zeiten entstanden und meist nach den Namen ihrer Stifter genannt. Viele muhamedanische Fürsten, auch türkische Sultane achteten die D. sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich; noch jetzt sind sie nicht ganz ohne politischen Einfluß, sind durch das ganze türkische Reich verbreitet und stehen beim Volke in hohem Ansehen. Unter Muhamed I. brach ein Derwischaufruhr aus, einer der gefährlichsten und merkwürdigsten Empörungen, die im osmanischen Reiche vorgekommen sind. Die bekanntesten Orden sind: die Bestamis, gestiftet um 874, die Kadris, um 1165, die Rufajis, um 1182, die Mewlewis, um 1273, die Nakschibendis, um 1319, die Bektaschis, (der eigentliche Bettelorden) um 1357, die Ruschenis, um 1533, die Schemsis, um 1601, und die Dschemalis 1750.

Desaix de Voygoux, Louis Charles Antoine, einer der berühmtesten Generale

der Republik, dessen Tapferkeit, dessen strenge Rechtschaffenheit, dessen ernster republikanischer Sinn ihn zu einem der herrlichsten Charaktere seiner bewegten Zeit machen. Wohl wenige seiner Zeitgenossen leben in so reinem Andenken wie er; wohl wenige ziert mit so vielem Rechte der Lorbeerkranz als ihn, der nach einem ruhmvollen Leben bei Marengo einen um so ruhmvolleren Tod fand, da die Schlacht durch ihn gewonnen wurde. Seine Zeitgenossen haben ihn in ihren Memoiren mit Liebe geschildert, und wir erkennen in ihm das Ideal eines modernen Kriegers, zu dessen Büste noch jetzt die Franzosen dankbar hinaufschauen. Wenn fast von jedem der Generale aus der Revolutionszeit ein scharfer bezeichnender Umriß zu geben ist, so verweilt das Auge doch am liebsten auf D., der ohne alle Flecken lebte und starb, wie es dem edlen Krieger geziemt, und dessen Ruhm in diejenige Zeit fällt, als die Republik im Rausche erobern mußte, um nicht erobert zu werden. — Er wurde geboren den 17. August 1768 zu St. Hilaire d'Ayat in Auvergne; erhielt von seinen adeligen Aeltern eine gediegene Erziehung, und begann seine militärische Laufbahn 1784 als Unterlieutenant im Infanterieregiment Bretagne. Er machte den Feldzug im Elsaß 1793 mit, kam 1794 zur Nordarmee unter Pichegru und 1796 zur Rheinarmee unter Moreau. Die Achtung und das Zutrauen der Soldaten wurde der Lohn seiner Talente, und er rechtfertigte das erstere durch die berühmte Vertheidigung des Brückenkopfes von Kehl. Bei einem dieser Anfälle erhielt er eine Wunde und verlor sein Pferd unter dem Leibe. Nach dem Frieden von Campo Formio wurde er Unterbefehlshaber der Armee gegen England und übernahm in der Abwesenheit Bonapartes das Commando en Chef. In Aegypten zeigte er sich als genialer und tapferer Held, und legte bei seinen kleinen Kämpfen in Oberägypten gegen die Neckereien Murat Bey's in dieser ganz neuen Gattung des Krieges diejenigen Talente und diejenige Standhaftigkeit an den Tag, welche das heiße Klima, der Mangel an Wasser und Nahrung, und der Rachedurst des durch Religionseifer entflammten Volkes nöthig machte. D. kehrte, gestützt auf den Vertrag von El-Arisch, nach Europa zurück, und erhielt von Bonaparte, der nach Italien abgegangen war, das Commando der zweiten Division. Mit dieser eilt er nach Marengo, und trotz eines gewaltsamen Marsches von 10 französischen Stunden, trotz des feindlichen Artilleriefeuers bildet er die Schlachtordnung, wendet sich zur Rechten nach San Stefano und schneidet den österreichischen Flügel ab. In diesem ruhmvollen Momente trifft ihn eine Kanonenkugel, und mit den Worten: Sagen Sie dem ersten Consul, daß ich mit dem einzigen Kummer sterbe, nicht genug gethan zu haben, um in dem Andenken der Nachwelt zu leben, verhauchte er seinen Heldengeist. Die Leiche wurde mit der Post nach Mailand gebracht, und ruht auf dem Gipfel des St. Bernhard, wo sich ein Monument zu Ehren von D. befindet, so wie ihn auch Napoleon eine eherne Bildsäule errichten ließ. Sein Denkmal auf den Feldern von Marengo zerstörten die Oesterreicher 1814.

Désaria, Historienmaler, ein sehr fruchtbarer Künstler, Sieger in vielen Preisbewerbungen, Professor der Centralschule im Departement der Eure. Theseus, Camill's Abschied, Iphigenia's Opfer sind Werke von ihm; sein Gemälde: Paulus vor Agrippa, ziert die Kathedrale von Rouen, ein anderes Werk von ihm die von Rhodez; viele andere finden sich in den Museen zu Paris und anderen Städten Frankreich's (Rouen, Nantes).

Desarmiren heißt entwaffnen, wehrlos machen; das Gewehr strecken; besonders aber eine Festung, ein einzelnes Festungswerk, oder eine Batterie von den darauf befindlichen Geschützen entkleiden und diese in die Verwahrungsorte bringen.

Desâtir, aus dem Arabischen, d. i. Vorschriften, heißt eine angeblich uralte neuerdings entdeckte Sammlung von 16 Schriften der 15 alten persischen Propheten und eines Buches von Zoroaster, welche in einer Mundart der persischen Sprache geschrieben sind. Bis zum 17. Jahrhundert war der D. die wichtigste Quelle der persischen Religionslehre, und erst in der neuern Zeit fand man ihn wieder auf. Er ward 1820 zu Bombay gedruckt mit einer englischen Uebersetzung von Erskine, der ihn mit Silvestre de Sacy für untergeschoben und für ein Werk aus dem 9. Jahrh. vor Chr. hält.

Desault, Peter Joseph, geb. am 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der ehema-

ligen Franche Comté, der größte französ. Anatom und Chirurg des 18. Jahrhunderts, studirte Chirurgie zu Befort und Paris, und hielt in der letztern Stadt seine ersten Vorlesungen über Anatomie, welche als ein neues Zergliederungssystem großes Aufsehen machten. 1776 ernannte ihn die Akademie der Chirurgie zu ihrem Mitgliede, er ward Oberchirurg an der Charité zu Paris, und bald darauf Oberwundarzt am Hôtel Dieu. Er starb zu früh für die Wissenschaft den 1. Jan. 1795. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, in welcher sich viele der vorzüglichsten Wundärzte Europa's mittelbar oder unmittelbar gebildet haben. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, daß er Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie brachte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Angabe verbesserter Verbandarten vervollkommnete, zuerst die klinische Behandlung der Wundarzneikunst in Frankreich einführte, und seinen Schülern Begeisterung für ihre Kunst einflößte. In seinen Operationen zeichnete er sich durch Kühnheit und Vereinfachung der Handgriffe aus, und war selbst da originell, wo er schon bekannten Methoden folgte. Diese glänzende Naturgabe, die ihn in den schwierigsten Fällen sicher leitete, ersetzte zum Theil den Mangel gelehrter Kenntnisse, die ihm so gleichgültig waren, daß er in spätern Jahren gar nichts mehr las; auch hatte er gar keine Kenntniß innerer Krankheiten, und wurde sehr unwillig, als man in den ersten Jahren der Revolution bei der Stiftung der Ecole de santé, wo er Lehrer der chirurgischen Klinik war, das Studium der Medicin und das der Chirurgie in die nothwendige, vom Geist der Wissenschaftlichkeit geforderte Verbindung brachte. Ihm war die Behandlung des Dauphins, der im Temple starb, übertragen. Er hat nur zwei kleine Abhandlungen hinterlassen; seine Lehre findet sich in den von seinen Schülern im Hotel-Dieu gemachten und im „Journal de chirurgie" (4 Bde., Par. 1791—95; deutsch, 12 Bde., Frankf. 1791—1806) mitgetheilten Beobachtungen, so wie in den von Bichat unter D.'s Namen herausgegebenen „Oeuvres chirurgicales" (3 Bde., Par. 1798; neueste Ausg. von Roux, Par. 1813; deutsch von Wardenburg, 4 Bde., Göttingen 1799—1800).

Desbordes-Valmore, Marceline, eine ausgezeichnete lyrische Dichterin Frankreichs, geboren am 10. Mai 1787 zu Douai, wo ihr Vater Wappenmaler war, lernte als Kind das tiefste Elend kennen. Auf einer Reise nach St. Domingo, wo ein Verwandter ihrer Mutter sein Glück gemacht hatte, verlor sie ihre Mutter, und da ihr Vetter in dem Negeraufstande Leben und Vermögen verloren hatte, so verdankte die 13jährige Marceline es nur der Barmherzigkeit der Seeleute, daß sie wieder nach Frankreich zurückkehren konnte. Ihre Familie fand sie ärmer als zuvor, doch war ihr Vater Inspector der Gefängnisse in Douai geworden und indem sie ihm bei seinen Amtsgeschäften beistand, entwickelte sich in ihr die Vorliebe für arme Gefangene, die ihre Seele auch in späteren Jahren bewahrte. In dieser Zeit dichtete sie zuerst einige Romanzen und Idyllen, die ein tiefes Gefühl athmen und deren Verse sich durch ihre harmonische Melodie auszeichnen. In ihrem 16. Jahre kam sie an das Theater Feydeau; da sie aber hier bei der geringen Einnahme, die sie Anfangs hatte, ihren Vater nicht genugsam unterstützen konnte, so ging sie in die Provinzen, wo sie mehr zu verdienen hoffte. Später verheirathete sie sich an einen gewissen Valmore und in dieser Zeit (1818) erschien eine kleine Sammlung ihrer Dichtungen, die sie selbst bescheiden „Quelques petites choses" nannte und die mit so großen Beifall aufgenommen wurden, daß schon 1820 eine neue Auflage nothwendig war. Von nun an lebte sie abwechselnd in Lyon und Paris fortwährend an vielen literarischen Unternehmungen Theil nehmend. Die verschiedenen kleinen Sammlungen ihrer Gedichte erschienen unter den Titel „Poésies" (Par. 1841) in einer schönen Gesammtausgabe, bevorwortet von dem geistreichen Kritiker Sainte-Beuve. Ihre Elegien sind tief ergreifend, ihre Liebeslieder so naiv-graziös und dabei so leidenschaftlich tief, daß sie als einzig in ihrer Art dastehen, besonders aber waren es die Romanzen, welche den Ruhm der Dichterin flügelschnell verbreiteten; die bedeutendsten Componisten haben ihnen Melodien gegeben, die bald den Weg zu allen Herzen fanden. Sie ist überall rein subjectiv und strömt selbst in ihren kleinen Novellen, z. B. „Les veillées des Antilles" (2 Bde., Par. 1820), „L'atelier d'un peintre" (Par. 1833), „Une

raillerie de l'amour" (Par. 1833), „Violette" (deutsch von Amalie Winter, Lpz. 1840) rc., ihr subjectives melancholisches Gefühl aus.

Desboeufs, Antoine, berühmter Bildhauer, Stempel- und Steinschneider, Zögling von Cartellier und Jauffroy. Ein junger Hirt mit einem Böcklein spielend; Psyche, das Kästchen öffnend, das man ihr in der Unterwelt gegeben; Magdalene, weinend über Christus (in der Kirche St. Laurent); die Beredtsamkeit, welche die Unschuld vertheidigt; eine Statue der Herzogin von Berry, u. a. Gruppen, Statuen, Büsten und Medaillen lenkten die Aufmerksamkeit auch der französischen Regierung für ihre Arbeiten auf diesen Künstler. Im Jahre 1814 bekam er den großen Preis der Steinschneidekunst, und ward Steinschneider des Herzogs von Angoulème.

Descartes, René, gewöhnlich Renatus Cartesius genannt, geboren am 31. März 1596 zu la Haye in der französischen Provinz Touraine, erhielt seine erste Bildung in der Philosophie, Theologie, Mathematik und Physik im Jesuitercollegium zu la Fleche, und nachher zu Paris. Von der Natur mit Tiefe des Verstandes, einer unersättlichen Wißbegierde und einem unruhigen lebhaften Geiste begabt, fand er überall so wenig Befriedigung, daß er, unzufrieden mit seinen bisherigen Forschungen und Kenntnissen, seine Studien eine Zeit lang aufgab, und anfangs in holländische, dann in bayersche und endlich in kaiserliche Kriegsdienste trat. Doch fühlte er das Bedürfniß der Wissenschaften zu lebhaft, als daß er sich hätte in diesem seinen neugewählten Stande wohl befinden können, und entsagte daher bald wieder der militärischen Laufbahn, um auf einer Reise durch Ungarn, Polen, Deutschland, die Niederlande, Schweiz und Italien vielleicht zu andern Resultaten in seinen Forschungen zu gelangen, als die er durch früheres Studium gefunden hatte. Anfangs nach Paris zurückgekehrt, begab er sich bald nach Holland, um hier seinen längst gehabten Plan ausführen zu können und ein eigenes haltbares System der Philosophie zu errichten. Hier schrieb er von 1629 — 1649 seine wichtigsten philosophischen und mathematischen Werke. Im Jahre 1649 folgte er einem Rufe der Königin Christina von Schweden nach Stockholm und starb hier im Febr. 1650. Sein Körper ward 1666 nach Paris gebracht und dort beerdigt. Bei der Aufstellung seines System's ging er von dem Gedanken aus, daß man an Allem erst einmal zweifeln müsse, um durch eigenes Denken sichere Principien zu finden, durch welche man zur wahren Erkenntniß gelangen könne. Vergl. „Meditationes de prima philosophia" (Amst. 1691, 4.) und „Principia philosophiae" (Amst. 1644, 4.). Seine Principien waren nun aber selbst ein willkürlich Gesetztes und Angenommenes, so daß er vom Zweifel nur zum Dogmatismus überging, ohne einen ursprünglichen Grenzpunct seiner Erkenntniß zu haben. Von dem Selbstbewußtsein und Denken auf die Existenz der denkenden Substanz schließend (nach seinem Satze: cogito, ergo sum) erklärte er sogleich die Seele für eine einfache (immaterielle) unvergängliche und freie (weil sie sich frei denkt) Substanz, die von dem Körper, dessen Wesen in der Ausdehnung bestehe, wesentlich verschieden sei. Die Existenz Gottes gründete er auf die jedem Menschen angeborne Idee von einem höchsten, absolut vollkommenen Wesen, zu dessen Vollkommenheit auch die Existenz gehöre. So seltsam nun manche seiner Hypothesen sind, wie die von den Wirbeln durch welche er das Weltgebäude construirte, und die von der Zirbeldrüse, als dem Sitze der Seele, so machte doch seine Philosophie vorzüglich in Frankreich und den Niederlanden auf die philosophirende Vernunft den größten Eindruck, gab ihr eine neue Richtung und einen höhern Schwung, so daß man wohl nicht mit Unrecht den Ursprung der neuern Philosophie von D. an datirt. Er erhielt an Hobbes, Gassendi, Huet, Voetius, Schook, am Jesuiten Valois u. A. scharfsinnige Gegner, die theils seine Sätze ruhig prüften, theils den des Atheism und Skepticism Beschuldigten leidenschaftlich verfolgten. Er hat das Verdienst, unter allen französischen Philosophen das Meiste für die Wissenschaften gethan zu haben; denn eben so ausgezeichnet ist er in der Mathematik und Physik. Die höhere Geometrie, die Optik und Mechanik sind von ihm erweitert, und die Erfindungen, die später Leibnitz und Newton in diesen Wissenschaften machten, von ihm vorbereitet worden. Er war z. B. der Schöpfer der analytischen Geometrie; er erkannte zuerst die wahre Bedeutung

der negativen Wurzeln der Gleichungen; er fand die Anzahl der positiven und negativen Wurzeln in den Abwechselungen der Zeichen für die Glieder jeder Gleichung, er gab eine neue und sinnreiche Auflösung der Gleichungen des vierten Grades; er führte zuerst die Exponenten ein und legte dadurch den Grund zu den Rechnungen mit Potenzen; er lehrte, wie man an jeden Punct einer geometrischen Curve, mit Ausnahme der mechanischen oder transcendenten, Tangenten und Normalen ziehen soll, und zeigte, wie man die Natur und die Eigenschaften jeder Curve durch eine Gleichung zwischen zwei veränderlichen Coordinaten ausdrücken kann, wodurch er eine Bahn brach, die zu den herrlichsten Entdeckungen führte. Dieses sinnreiche und in seinen Folgen äußerst wichtige Verfahren gab ihm nicht nur ein Mittel, alle algebraischen Curven nach ihren Gleichungen in Classen zu theilen, sondern auch dieselben Betrachtungen auf krumme Linien von doppelter Krümmung fortzusetzen, von welchen er die Projectionen derselben auf drei unter sich senkrechten Ebenen untersuchte. Seine „Géometrie" (1637), welche Schooten mit einem trefflichen Commentare begleitete, (Leyden 1649) und seine „Dioptrique" (1639) sind ein dauerndes Denkmal seines großen Talents und des hohen Verdienstes, das er sich um die mathematischen Wissenschaften erworben hat. Seine mathematischen und philosophischen Werke, welche er in latein. Sprache abfaßte, erschienen zu Amsterdam (9 Bde., 1692—1701, 4.; franz., 13 Bde., Par. 1722—29, 12.), und später von Cousin herausgegeben (11 Bde., Par. 1824—26). Sein Leben wurde von Thomas (Par. 1761), Gaillard (Par. 1765), Mercier (Genf und Par. 1765), Tepelius (Nürnb. 1674), Bayle (Amst. 1681), Baillet (Par. 1690; 2. Aufl. 1692) und Huet (Par. 1692) beschrieben. Zu seinen Schülern und Anhängern gehören besonders der Arzt Louis de la Forge, Claude de Clerselier, der seine nachgelassenen Schriften herausgab und 1686 starb, Pierre Sylvain Regis, 1632—1707; der seine Ansichten in ein System zu bringen suchte, Joh. Clauberg, 1625—69, und die Jansenisten von Portroyal, Arnauld, Pascal und Nicole.

Descendenten, heißen die Nachkommen einer Person, Kinder, Enkel ꝛc., so wie Ascendenten die Vorfahren, Aeltern, Großältern ꝛc. Die Reihenfolge der erstern, Vater, Sohn, Enkel ꝛc., nennt man die absteigende, die umgekehrte Reihenfolge der letztern die aufsteigende Linie.

Descente oder Absteigung heißt der künstliche, aber sichere Uebergang über den Festungsgraben, um mit den Sturmcolonnen zur Bresche gelangen zu können. Wenn nämlich die Belagerung eines festen Platzes so weit gediehen ist, daß die Bresche- oder Contrebatterien etablirt, die feindlichen Flankengeschütze demontirt und der Wall durch Breschelegung geöffnet worden ist, so führt der Belagerer von der Contrescarpe einen bedeckten Sappengang bis auf die Sohle des trocknen, oder bis auf den Wasserspiegel des nassen Grabens, in welchem letztern Falle der Gang in einen festen Damm ausgeht, der bis zur Bresche reicht. Diese ganze Arbeit heißt die Descente.

Déserre, Hercule, Graf, franz. Staatsminister und Gesandter am Hofe zu Neapel, trefflicher Redner und Staatsmann, ward geboren 1774 zu Metz. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, das er 1791 hatte verlassen müssen, ernannte ihn Bonaparte zum Generaladvocaten beim Appellationshofe zu Metz und dann zum Präsidenten des Appellationshofes zu Hamburg. In seinem Amte war er sehr thätig und streng rechtlich. 1814 wurde er erster Präsident des Appellationshofes zu Colmar, nahm während der hundert Tage Partei für die Sache der Bourbons, ward 1815 Abgeordneter vom Departement des Oberrheins bei der Kammer und 1816 Präsident derselben, als welcher er sich eben sowohl die Liebe und das Zutrauen des Volkes sicherte, als er im Ministerio durch Kraft und Würde seine Meinung geltend zu machen suchte. 1818 vom Könige zum Justizminister ernannt, schloß er sich an Decazes an, stimmte mit für die Aufhebung des Censurzwanges, widersetzte sich der Abänderung des Wahlgesetzes und entsagte später den Grundsätzen der Doctrinärs, um Decazes' Vorschlag über Abänderung des Wahlgesetzes von 1817 zu unterstützen. Nach Decazes' Entlassung leistete er durch Annahme der vorgeschlagenen Abänderungen im Wahlgesetze der Hofpartei große Dienste und wurde aus Erkenntlichkeit vom Könige in den Gra-

fenstand erhoben und seinem Sohne 20,000 Fr. jährlicher Einkünfte zugesichert. Die Gunst der Liberalen hatte er jedoch dadurch verloren. Durch eine große Anzahl von Ultraroyalisten, die durch die neuen Wahlen von 1820 und 1821 in die Kammer gekommen waren, bildete sich eine starke Oppositionspartei gegen das Ministerium, welche die am 14. Dec. 1821 erfolgte Ministerialveränderung herbeiführte, nach welcher D. u. m. A. ihre Entlassung erhielten. Er nahm nur noch wenig Interesse an den damals häufig vorkommenden Verhandlungen über Gesetzentwürfe, besonders da ihn öftere Kränklichkeit verhinderte, persönlichen Antheil daran zu nehmen. Er starb am 21. Juli 1824 auf seinem Gesandtschaftsposten in Neapel, wohin er sich im Mai 1822 begeben hatte.

Desertion, Verlassung, macht sich jeder Soldat schuldig, der seine Fahne oder den Truppentheil, bei welchem er vereidet ist, heimlich verläßt. Die Militärgesetze (Kriegsartikel) unterscheiden viele Arten der Desertion, wonach sich die Strafen richten; in den meisten Armeen geht bei einem wieder erlangten Deserteur die Dienstzeit von vorn an. Die Strafe steigt von 4wöchentlichem Arreste bis zu lebenslänglichem Festungsbaue und Todesstrafe. Unter Ueberläufern versteht man gewöhnlich die, welche im Angesichte des Feindes desertiren. — In der Jurisprudenz versteht man unter Desertion die heimliche Entweichung des einen Ehegatten von dem andern und der von dem Verlassenen anzustellende Proceß heißt der Desertionsproceß. — Im Sinne der Versäumniß wird der Ausdruck Desertion auch vom Versäumen am Beweise im Civilprocesse oder auch an andern an eine gewisse Frist gebundenen processualischen Handlungen gebraucht.

Deserviten heißen die Gebühren eines Advocaten für seine advocatorischen Bemühungen.

Desèze, Raimond, Graf, geb. 1750 zu Bordeaux, bekannt als Vertheidiger Ludwig's XVI. vor dem Nationalconvent, studirte die Rechte, ward Advocat und erwarb sich durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure einen Namen, weshalb ihn der Minister de Vergennes nach Paris berief. Hier erhielt er den Auftrag, mit Malesherbes und Tronchet den König zu vertheidigen, und in den 4 Nächten, die ihm nur zur Ausarbeitung der Vertheidigungsrede blieben, indem er am Tage die Actenstücke durchgesehen hatte, lieferte er ein Meisterwerk, welches jedoch bei aller seiner Vorzüglichkeit nicht im Stande war, den König zu retten. Er hielt diese Vertheidigungsrede den 26. Dec. 1792, gerieth späterhin als verdächtig in Gefangenschaft, erhielt aber seine Freiheit den 9. Thermidor wieder. Die Bourbons ernannten ihn bei ihrer Rückkehr zum ersten Präsidenten des Cassationshofes, zum Grafen und Pair von Frankreich. D. starb den 2. Mai 1828 zu Paris.

Desfontaines, Pierre François Guyot, französischer Literator, geb. zu Rouen den 29. Juni 1685, lehrte zu Rennes die Redekunst (1700), und arbeitete dann von 1724—1727 am Journal des Savants mit. Im Verdachte, die Jugend zu verführen, wurde er in das Bicêtre eingesperrt, woraus ihn nur der Einfluß des großen Voltaire befreite, mit dem er noch nicht in der unversöhnlichen Feindschaft lebte, die mit so groben Schmähschriften und Ausfällen auf Voltaire verbunden war, daß er uns Deutschen mehr dadurch als durch seine andern Geisteserzeugnisse bekannt geworden ist. Unter seinen periodischen Schriften zeichnen sich aus: „Nouvelliste du Parnasse ou Réflexions sur les ouvrages nouveaux" (2 Bde., von der Regierung unterdrückt); „Observations sur les écrits modernes" (Par. 1735). Diese letztere Schrift, sowie das „Dictionnaire néologique" (7. Aufl., Amst. und Leipz. 1756) verwickelte ihn namentlich in jene obenerwähnten Streitigkeiten, bei denen man übrigens gestehen muß, daß, wenn auch Voltaire durch die Ueberlegenheit seines Witzes die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte, D. doch nicht ganz im Unrecht war, da seine Kritiken zwar streng, aber nicht ungerecht waren, wie sehr er sich auch sonst in seinen kritischen Urtheilen durch Parteisucht leiten ließ. Er starb am 16. Decbr. 1745 zu Paris. — Desfontaines Lavallée, eigentlich Franç. Guill. Fouques Deshayes, wurde zu Caen 1733 geboren und starb am 21. Nov. 1825. Er war Verfasser einer großen Anzahl Romane, komischer Opern und Vaudevilles und war Mitarbeiter an der „Nouvelle bibliothèque des romans."

Desfontaines, René Louiche, franz. Botaniker, geb. am 14. Febr. 1752 zu Tremblay im Departement Ille und Vilaine, studirte in Paris Medicin, vom Leibarzt Ludwig's XVI., Lemonnier, besonders protegirt; wandte sich später zum Studium der Botanik und bereiste 1783—85, von den Deis unterstützt, die Regentschaften Algier und Tunis, wo er bis auf den südlichen Abhang des Atlas gelangte. Hier sammelte er eine große Menge Pflanzen, die er nach seiner Rückkehr in „Flora atlantica" (2 Bde., Par. 1798—1800, 4., mit 26 Tafeln) beschrieb, ein Werk, das noch jetzt ein großes Ansehen genießt. Er wurde 1785 Professor der Botanik und 1793 Mitglied der Akademie und starb am 22. Novbr. 1833, nachdem seine letzten Lebensjahre durch häusliches Mißgeschick und Erblindung sehr getrübt worden waren. Mit besonderer Vorliebe lehrte er Anatomie und Physiologie der Pflanzen, und veranlaßte, daß von dieser Zeit an diese Wissenschaften als Grundlage der Botanik galten. Um die Pflanzenphysiologie machte er sich durch seine Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonenstengel und manche kleinere Abhandlungen verdient. Die „Annales du muséum d'histoire naturelle" enthalten eine Menge sehr geschätzter Arbeiten aus dem Gebiete der beschreibenden Botanik und das Herbarium des Pariser Pflanzengartens verdankt ihm seinen außerordentlichen Reichthum.

Deshoulières, Antoinette, geborne Du Ligier de Lagarde, 1634 zu Paris geboren. Mit einem sehr gefälligen Aeußeren verband sie ein bedeutendes Talent zu der leichteren Poesie, das sie unter Anleitung des Dichters Hainault ausbildete. Sie hatte die lateinische, italienische und spanische Sprache erlernt; durch die körperlichen Leiden, die sie in späteren Jahren fast anhaltend zu erdulden hatte, fühlte sie sich vielleicht der Philosophie zugelenkt, welche sie eifrig studirte. Sie wurde von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede erwählt. Ihre Sitten waren höchst einnehmend, sie besaß einen munteren Witz, der nur selten mit einem Anfluge von Melancholie wechselte. Aus unbekannten Ursachen wurde sie in ihrer Jugend im Schlosse zu Vilvorden eingesperrt, von ihrem nachherigen Gatten, Guillaume de Caston de Boisguerin D., geb. 1621, der unter dem großen Condé gedient hatte und Verfasser der unter Vauban's Werken mit aufgenommenen „Discours sur la défense des places" ist, entführt. Sie starb zu Paris am 17. Febr. 1694. Ihre Werke sind mit den Schriften ihrer Tochter Antoinette Therese D., geb. 1662, gest. am 8. Aug. 1718, die sich gleichfalls als Dichterin versuchte, in Paris 1753 in 2 Bdn. erschienen, auch zu Brüssel 1740. Sie bestehen 1) aus Idyllen, die zu den besten der Franzosen gehören; freilich gehört die schönste derselben: „Les moutons", dem 1580 verstorbenen Antoine de Coutel an und ist nur hier und da etwas modernisirt. 2) Oden, von wenig poetischem Werthe; 3) ein Trauerspiel, Genserich; gleichfalls sehr mittelmäßig; 4) Madrigale, Epigramme und kleine Gedichte, die manches Treffliche enthalten. König Friedrich II. ließ eine Auswahl ihrer Gedichte drucken (Berl. 1777).

Designation, d. h. Anweisung oder Bezeichnung, nennt man die vorläufige Berufung zu einem Amte, dessen wirkliche Uebertragung dann noch an anderweite Bedingungen geknüpft ist. Ferner heißt in einigen Ländern Designation das Verzeichniß, in welchem bei einem Concurs die Gläubiger mit ihren Forderungen aufgeführt werden, wornach die Reihenfolge, in welche sie zur Perception gelangen, bestimmt wird. Designation der Kosten ist das Verzeichniß der in einem Prozesse oder durch die Vornahme von einzelnen gerichtlichen Handlungen erwachsenen Kosten. Beim Assecuranzwesen heißt D. das Verzeichniß besonders derjenigen Waaren, welche leichter dem Verderben ausgesetzt sind.

Desinfection heißt zunächst das zur Zerstörung von Ansteckungsstoffen anzuwendende Verfahren. Es findet natürlich nur da statt, wo man Grund hat, ein wirklich materielles Contagium anzunehmen, wie z. B. bei der Pest, den Blattern rc., und wird bei leblosen, wie Kleidungsstücke, Waaren aller Art, Briefschaften rc., wie auch lebenden Körpern angewendet. In dem ersteren Falle ist die Zerstörung der Träger von Giftstoffen das sicherste Mittel zur Beseitigung aller Gefahr und das Feuer ist das solideste aller Desinfectionsmittel. Wo die unmittelbare Zerstörung theils wegen des relativen Werths der

Giftträger, theils wegen der allgemeinen Verbreitung des Krankheitsstoffes in zu großen Mengen von Substanzen nicht anwendbar ist, muß man zu andern Verfahrungsweisen seine Zuflucht nehmen. Gegenwärtig sind zu dem Ende Chlorräucherungen in Gebrauch, wobei man durch Ausbreitung der Gegenstände und Durchstechung der Briefe 2c. dafür sorgt, daß das Chlor überall eindringe. Da die Chlorräucherungen für Menschen sehr lästig sind und es überhaupt unwahrscheinlich ist, daß dadurch der von Menschen aufgenommene Ansteckungsstoff zerstört werden kann, so beschränkt man sich auf eine längere Beobachtung in der Quarantaine, nebst D. ihrer Effecten. Uebrigens scheint aus Versuchen, welche von einer russischen Commission neuerdings in Aegypten angestellt wurden, hervorzugehen, daß ein ungefähr 24stündiges Verweilen in einer Temperatur von 60° bis 70° das Pestcontagium völlig zerstört, wodurch die den Waaren und Briefschaften so nachtheiligen Chlorräucherungen durch ein unschädliches Erhitzen ersetzt werden können. Im weiteren Sinne heißt D. überhaupt Zerstörung fauliger und übelriechender Ausdünstung sogenannter Miasmen, welche nicht allein belästigen, sondern auch wirklich als Krankheitsursachen wirken können. Dazu gehören die Räucherungen mit Essig, mit auf glühende Kohlen geworfenen Wachholderbeeren und andern aromatischen Stoffen, mit rohen Kaffeebohnen, die man besonders in der Cholerazeit empfahl, mit Chlor und Salpetersäure, die man häufig in Krankenzimmern, Hospitälern 2c. anwendet. Lange verschlossene Keller, Bergwerke, Brunnen 2c. sucht man durch Abbrennen von Schießpulver 2c. von der darin angesammelten unathmenbaren Luft zu befreien. Besonders wichtig ist die D. der Abtritte. Nur palliativ wirkt die Anwendung sogenannter Water closets (Sièges inodores), die nur das Eindringen der Gasarten in die bewohnten Räume durch Abschließung der Oeffnungen und häufiger Reinigung mit Wasser verhindert. Eine absolute D. kann nur dadurch herbeigeführt werden, daß man den Inhalt der Cloaken selbst geruchlos macht und vor jeder Fäulniß bewahrt. Am besten geschieht dieß, wenn man die Cloake mit einem Abzugskanal in Verbindung bringt, den Raum selbst aber mit abwechselnden Schichten von Stroh, Sand, Kalkmergel und grober Holzkohle füllt, durch welches alles Flüssige abfilterirt wird und das Feste nur zurückbleibt, welches schnell austrocknet und der Zersetzung weit weniger ausgesetzt ist. Diese Schichten müssen ungefähr alle Jahre erneuert werden. In der neueren Zeit hat Sirey empfohlen, in die Cloaken ein Gemenge von Holzkohlen und Eisenvitriol zu schütten, wodurch der Zweck vollkommen erreicht werde.

Desmologie oder S y n d e s m o l o g i e, ein Theil der Anatomie, der die Beschreibung der Bänder des menschlichen Körpers umfaßt. Der leichtern Faßlichkeit wegen wird die D. zugleich im Zusammenhange mit der Osteologie oder Knochenlehre in Vorträgen und Handbüchern abgehandelt, ob sie gleich an sich ein scharf abgeschlossenes Ganzes bildet.

Desmoulins, Bénoit Camille, einer der feurigsten Vertheidiger und Anhänger der franz. Revolution, geb. 1762 zu Guise in der Picardie, erhielt seine erste Bildung im Collège de Louis le Grand, das er zugleich mit Robespierre und anderen Häuptern der französischen Revolution besuchte und ergriff das Studium der Rechtswissenschaft, das er aber beim Ausbruche der Revolution verließ, um als Volksredner eine bedeutende Rolle zu spielen. Für die politischen Verfassungen der Alten schwärmend, suchte er in der beginnenden Staatsumwälzung mit Leidenschaft seine classischen Ideale geltend zu machen und schrieb in diesem Sinne „La philosophie au peuple français" (Paris 1788) und „La France libre" (1789). Als eigentlicher Apostel des Volksthums trat er aber erst nach Necker's Entlassung am 12. Juli 1789 auf, wo er in einer begeisternden Rede die vor dem Palais royal versammelten Volkshaufen zur Ergreifung der Waffen und zum Tragen der Cocarden aufforderte. Mit gleichem Eifer trieb er zum Sturm der Bastille an. In dieser Zeit gab er auch das Journal „Révolutions de France et de Brabant" heraus, ein Blatt, das durch seine ausschweifenden Grundsätze einen ungeheuern Erfolg hatte und in welchem er sich selbst den Procureur général de la lanterne nannte. Am 2. Aug. 1790 wurde er in der constituirenden Versammlung von Malouet als Volksaufwiegler angeklagt

und entging, von Mirabeau beschützt, nur durch die Flucht der Verhaftung. In dieser Zeit heirathete er Lucile Duplessis, ein junges, schönes, reiches Mädchen, das er leidenschaftlich liebte. Der Club der Cordeliers, den er mit Danton stiftete, gab ihm Gelegenheit, sein Talent als Volksredner immer mehr auszubilden und seit der Flucht des Königs nach Varennes nahm er an allen Ereignissen der Revolution den thätigsten Antheil. Er ward Secretär bei dem Justizminister Danton, wurde von der Gemeinde in Paris in den Convent gewählt und stimmte hier für den Tod Ludwig's XVI., mit Hinzufügung der Worte: „vielleicht zu spät für die Ehre des Convents". Seine Anhänglichkeit an Danton und Robespierre bewog ihn, an dem Sturze der Girondisten Theil zu nehmen, obgleich er sie persönlich hochachtete. In einer Flugschrift, „Histoire des Girondins", überschüttete er sie mit tödtlichem Spotte. Gegen Ende des Jahres 1793 begann er sein Journal „Le vieux cordelier", durch das er zwar der Revolution großen Vorschub leistete, das er aber auch dazu benutzte, die revolutionären Ausschweifungen zu hemmen und den Wohlfahrtsausschuß anzuklagen. Hébert, den er besonders angriff, klagte ihn an, die Herstellung des Königthums zu beabsichtigen und Robespierre, der anfangs seinen Freund vertheidigt hatte, trug auf das Verbrennen aller Nummern der Zeitschrift an. „Verbrennen", rief D., „ist nicht widerlegen", und bald darauf erschien die siebente Nummer des Blattes, in der er die Männer des Terrorismus und die Jacobiner auf das Heftigste angriff und mit den Worten schloß: „Die Götter haben Durst." Er ward darauf auf den Antrag Saint-Just's am 31. März 1794 zugleich mit Danton, Philippeaux, Lacroix und Westermann festgesetzt, nach dem Luxembourg und von da nach dem Revolutionstribunal gebracht, das ihn zur Guillotine verurtheilte. Am 5. April bestieg er den Henkerskarren: „Das also," rief er „ist die Belohnung des ersten Apostels der Freiheit!" Mit ihm starben die übrigen Gefangenen im Luxembourg. D. war, wie Danton, von häßlichem Aeußern, aber ein Mann von großen Fähigkeiten und edlem Herzen, Eigenschaften, die nur zu oft von seinen politischen Ausschweifungen verdunkelt wurden. Seine Gattin, die Alles aufgeboten hatte, ihn zu retten, bestieg 14 Tage darauf mit großer Fassung das Blutgerüst. Seine Schwiegermutter Duplessis starb 1835 zu Paris und übergab dem Advocaten Malton die ganze noch ungedruckte Correspondenz ihres Schwiegersohnes mit Robespierre, Marat, Fouquier-Tinville, St. Just, Fréron, Mirabeau u. A.

Desnoyers, Auguste Boucher, geb. 1779 zu Paris, berühmter franz. Kupferstecher, studirte anfangs die Historienmalerei zu Rom, später aber unter Tardieu die Kupferstecherkunst. Er ward Mitglied des Instituts zu Paris, Ehrenmitglied der Akademien zu Wien und Genf und 1828 zum Baron ernannt. Edle Einfachheit, Zierlichkeit und schöne oft großartige Wirkung zeichnen seine Kupferstiche aus, von denen die berühmtesten sind: la Vierge, dite la belle jardinière nach Rafael; Napoleon's Portrait nach Gerard, wofür der Kaiser 50,000 Fr. zahlte; Phèdre et Hippolyte; Vierge au ligne; Bélisaire, Vierge aux rochers nach Leonardo da Vinci; Madonna da Foligno u. A.

Despotie ist diejenige Beherrschungsweise, nach welcher im Staate alles von dem unumschränkten Willen eines Einzelnen abhängt. Der Wille des Despoten vertritt die Stelle des Gesetzes. Seine Befehle bedürfen weder der Beistimmung der Gesetze noch der Vernunft. Car tel est nôtre plaisir; sic volo, sic jubeo, sind die Gründe, mit welchen die Despoten ihre Aussprüche unterstützen. Eine solche Willkürherrschaft, in welcher Leben und Eigenthum der Beherrschten von dem Winke des Beherrschers abhängen und der Staat und die Unterthanen als nur seinetwegen vorhanden (l'état c'est moi), angesehen werden sollen, kann nur durch Furcht aufrecht erhalten werden. Mit Recht stellt deshalb Montesquieu als das erhaltende Princip der despotischen Regierungsform die Furcht auf, während er die Tugend in den Republiken und die Ehre in den Monarchien als Erhalterin annimmt. In Despotien ist Tugend unnütz, Ehre gefährlich. In der unermeßlichen Macht des Fürsten muß Alles aufgehen. Menschen, welche fähig waren, sich selbst zu achten, würden einen solchen Zustand nicht ertragen, die Furcht muß jeden Gedanken niederschlagen, jeden Muth und jeden Ehrgeiz gänzlich auslöschen. Der Despot muß seinen Arm

beständig aufgehoben halten, um ihn jeden Augenblick auf die Häupter derjenigen niederfallen lassen zu können, welche ihm gefährlich werden könnten. Vor Allem muß aber die Existenz derer, welche nach ihm die wichtigsten Stellen einnehmen, ganz von seinem Winke abhängen. Die Furcht, welche auch sie beseelt, ist die einzige Schutzwehr des Volkes gegen ihre Bedrückungen. Das Volk muß nach Gesetzen, die Großen nach der Laune des Herrschers regiert werden. Der Kopf des letzten Unterthans muß in Sicherheit sein, während der des Großveziers unter dem Beile steht. Grausamkeit ist eine nothwendige Folge dieses Princips und manche Despotie ist untergegangen, weil nicht genug Blut vergossen wurde. Ist der Ausspruch einmal gethan, so muß er sein Ziel erreichen, wie eine von der Höhe geworfene Kugel nicht eher liegen bleibt, als bis sie am Fuße derselben angekommen. Es giebt keine Mäßigung, keine Aenderung, keine Gegenrede, keine Vorstellung, keine Bitte. Nur ein Geschöpf, welches gehorcht und ein Geschöpf, welches befiehlt. Allein die Religion kann man zuweilen dem Willen des Herrschers entgegensetzen. Ihre Gesetze stehen über seinem Willen und der Gottheit unterwirft sich auch der Despot. Es gehört sogar zu einem Mittel, das Ansehen desselben zu erhöhen, daß er sich in dem Lichte eines Stellvertreters derselben auf Erden zeigt und seinen Thron dem Volke so nahe rückt als möglich, damit der Ursprung seiner Macht dem Volke um so heiliger und unbegreiflicher und dadurch dessen Gehorsam um so williger sei. Deshalb bedienen sich auch die Despoten als Helfershelfer hauptsächlich der Priester, welchen sie dafür irdische Vortheile in reichem Maße zufließen lassen. In älteren Zeiten gebrauchte man den Ausdruck D. ohne alle gehässige Nebenbegriffe für unumschränkte Einherrschaft überhaupt. Nach jetzigem Sprachgebrauche bezeichnet derselbe aber in der Regel jedes Ueberschreiten der Grenzen einer vernunftgemäßen Staatsgewalt, und man kann deshalb nicht bloß bei Einherrschaften, sondern auch bei Vielherrschaften von Despotismus reden.

Dessalines, Johann Jacob, unter dem Namen Jacob I., Kaiser von Haiti, war ein Neger von der Goldküste, wo er um 1760 geboren war, kam sehr jung nach St. Domingo und wurde dort der Sclave eines freien schwarzen Pflanzers im französischen Antheil der Insel, dessen Familiennamen er nach üblichem Gebrauch annahm. Als 1790 die blutigen Unabhängigkeitskämpfe auf der Insel begannen, trat D. wegen seiner überwiegenden Persönlichkeit, obgleich er aller Bildung entbehrte, bald hervor und wurde Adjutant des Negergenerals Jean François, der sich mit den Spaniern gegen die Franzosen verbündet hatte. Als Toussaint l'Ouverture (s. d.) die Sache François verlassen und zur französischen Partei übergetreten war, folgte ihm D. und ward zum Divisionsgeneral erhoben. Als solcher kämpfte er mit glücklichem Erfolge gegen den Mulattenchef Rigaud und erwarb sich dadurch das Vertrauen Toussaint's, der ihm alle Aufträge gab, welche blutige Strenge erheischten. D. vollbrachte solche Aufträge mit der blutigsten Grausamkeit. Viele tausend Farbige wurden entweder einzeln hingeschlachtet oder zu Hunderten ersäuft oder erschossen. Als nach dem Frieden von Amiens der General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel erschien, erhob sich D. aus seinem wüsten und wollüstigen Leben, und begann unter Toussaint, der ihm den Oberbefehl über den Westen der Insel gab, gegen die Franzosen einen kleinen Krieg, wie ihn die Geschichte kaum mehr aufzuweisen hat. Besonders merkwürdig war seine Vertheidigung von Saint Marc gegen den General Boudet, indem er den Ort auf das Hartnäckigste vertheidigte, bald einen Ausfall machte, bald floh und auf der Flucht die Zeichen blutiger Verwüstung hinterließ. Als die Stadt nicht länger zu halten war, zündete er dieselbe, namentlich seinen prächtigen Palast mit eigener Hand an, ließ die Weißen ermorden und diejenigen, die ihm auf dem Wege in die Hände fielen, mitnehmen, um sie später hinrichten zu lassen. Nach dem Frieden, welchen Leclerc mit ihm und Christoph am 1. Mai 1802 zu Stande brachte, ward er General in französischen Diensten und erhielt das Gouvernement im Süden der Insel. Er hatte unermeßliche Schätze zusammengerafft und überließ sich jetzt der ungezügeltsten Wollust, soll aber auch aus Eifersucht viel zur Entfernung Toussaint's beigetragen haben. Als dessen Neffe Belair sich gegen die französische Tyrannei erhob, lockte er ihn hinterlistig an sich, nahm ihn ge-

fangen und ließ 300 Schwarze, die Gefährten Belair's, niederhauen. Rochambeau, der unterdessen an Leclerc's Stelle getreten war und mit unerhörtem Frevel auf der Insel wüthete, hatte unter andern auch den geachteten und den Franzosen ergebenen Negergeneral Maurepas mit seiner ganzen Familie auf die martervollste Weise hinrichten lassen. D. nahm dafür furchtbare Rache. Mit Christoph sammelte er seine schwarzen Schaaren, ließ 500 Galgen errichten und hing daran ein ganzes Corps Franzosen, das er durch einen schnellen Marsch gefangen genommen hatte. Hierauf belagerte er die Franzosen der Capstadt und brachte es im Verein mit einer englischen Flotille, die die Stadt von der Seeseite einschloß, dahin, daß Rochambeau mit seinen Truppen die Insel im Novbr. 1803 verlassen mußte. An der Spitze der Armee proclamirte nun D. die Sicherheit der Person und des Eigenthums und der Unabhängigkeit der Insel, die von jetzt an ihren alten Namen Haiti wieder erhielt. Im Januar 1804 ernannte ihn eine von allen Offizieren unterschriebene Erklärung zum Generalgouverneur der neuen Republik mit dem Rechte der Gesetzgebung und der Ernennung seines Nachfolgers. Anfangs zeigten seine Regierungsmaßregeln Mäßigung und guten Willen; er suchte die Bevölkerung zu heben und ließ sogar die Einführung neuer Sclaven zu. Doch nachdem die ersten Einrichtungen getroffen waren, begann er die Weißen zu verfolgen und da die Gerichte und das Volk sich zu ihrer Ermordung nicht zu entschließen vermochten, überfiel er selbst mit Militärabtheilungen die einzelnen Ortschaften, ließ die weißen Einwohner niederhauen und lockte die Entflohenen mit dem Versprechen, ihnen Sicherheitsbriefe auszufertigen, nach Cap Français und ließ sie daselbst erschießen. Im April 1804 brach er sodann nach dem spanischen Antheil der Insel auf, um auch diesen, namentlich die Stadt St. Domingo, zu unterwerfen, was jedoch mißlang. Nach seiner Rückkehr ließ er sich am 8. Dec. 1804 auf dem Marsfelde zu Port-au-Prince als Kaiser von Haiti krönen. Zugleich führte er eine neue Verfassung ein, die anscheinend freisinnig war, ihm aber alle Gewalt in die Hände gab. Zur Organisation des Reichs in allen Zweigen erließ er jetzt eine Reihe von Anordnungen, deren Wirksamkeit aber durch seinen Despotismus und seine zügellosen Leidenschaften schon im Beginn verdorben und verkümmert wurde. Die Pracht, mit der er sich aus Eitelkeit und Verschwendungssucht umgab, zerrüttete die Finanzen, das Heer darbte an dem Nothwendigsten. Neben seiner zweiten Gemahlin, der schönsten und gebildetsten Negerin, der es oft gelang, seine Wuth zu mäßigen, hielt er sich 20 Beischläferinnen, die aus dem Staatsschatze besoldet wurden. Aber am schwersten lastete seine Grausamkeit auf dem Volke. Vor seinem Verdachte, der stets den Tod brachte, war im Reiche Niemand sicher; ohne Untersuchung ließ er selbst hohe Beamte und Offiziere hinrichten. Endlich verschworen sich die Großen seines Heeres, um dem Wüthen des Unmenschen Einhalt zu thun und hieben ihn am 17 Oct. 1806 nieder.

Dessau, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Anhalt-Dessau (s. Anhalt) und der Sitz der höchsten Landesbehörden, am linken Ufer der Mulde, die sich $^3/_4$ Stunde unterhalb der Stadt in die Elbe ergießt, über welche seit 1836 eine hölzerne Brücke mit steinernen Pfeilen führt, besteht aus der Altstadt, der Neustadt und dem Sande, der Vorstadt vor dem Leipziger, der vor dem Aken'schen Thore und der jenseits der Mulde liegenden Wasserstadt, die, 1806 angelegt, durch eine Brücke mit jenen Stadttheilen in Verbindung steht. Eine sehr schöne und die regelmäßigste Straße ist die Cavalierstraße. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören vornehmlich das sehr ansehnliche herzogliche Schloß, der Erbprinzenpalast und das Theater. Die Stadt hat 4 Kirchen, unter denen die reformirte Schloß- und Stadtkirche, mit der herzoglichen Gruft und Gemälden von Lucas Kranach dem Jüngeren auszuzeichnen ist, und viele wissenschaftliche, Kunst- und wohlthätige Anstalten und Vereine, von denen besonders Erwähnung verdienen die 1837 neuorganisirte Hauptschule, das 1779 gestiftete Schullehrerseminar, die mit einer Handelsschule verbundene jüdische Franzschule und die 1822 begründete Erziehungsanstalt für Töchter aus den höhern Ständen, die herzogliche, seit 1820 öffentliche Bibliothek, die 1787 gegründete Pastoralgesellschaft, die seit 1836 bestehende Bibelgesellschaft und der gleichzeitig gestiftete Gartenbauverein, der seit 1838 eine „Gartenbauzeitung herausgiebt; ferner die herzog-

liche Kapelle und das Theater, die Singakademie, die Liedertafel und die durch Friedrich Schneider in großem Rufe stehende musikalische Lehranstalt; unter den wohlthätigen Anstalten nennen wir das gymnastische mit einer orthopädischen Heilanstalt in Verbindung stehende Institut, das Waisenhaus, das 1749 vom Fürsten Leopold erbaute und Leopoldsdank genannte Armenhaus, die Amalienstiftung 2c. Die Stadt zählt 12,000 E., worunter 800 Juden. Sie sind sehr gewerbfleißig, fabriciren Tuch, Strümpfe, Hüte und Tabak, treiben Branntweinbrennerei und Gerberei und nicht unerheblichen Handel, der theils durch den 1834 eingerichteten Wollmarkt und den sehr bedeutenden Getreidemarkt, theils durch gute Kunststraßen und die vorbeigeführte Berlin-Anhalt'sche Eisenbahn sehr gefördert wird. Die Stadt hat ein sehr freundliches Ansehn und namentlich ist der Gottesacker in einen angenehmen Garten umgeschaffen. In der Nähe liegen zwei herzogliche Landhäuser, das Georgium und das Luisium mit schönen Gärten, und die ganze Umgebung von D. und die Gegend, durch welche die Straße nach **Wörlitz** (s. d.) führt, bildet gleichsam einen einzigen großen Park. D. verdankt seine Entstehung am wahrscheinlichsten flamländischen Familien, welche unter Albrecht dem Bären in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. hierher einwanderten und zugleich mehrere andere Städte gründeten; doch erst 1213 wird es in Urkunden als Stadt aufgeführt. Schon vor dem J. 1313 bestand hier eine von der Kirche unabhängigen Schule. Später erlitt D. durch mehrere Feuersbrünste wiederholt beträchtlichen Schaden und erst im 16. Jahrh. fing es an, sich beträchtlich zu erweitern. Im J. 1525 wurde hier zwischen dem Kurfürsten Albrecht von Mainz, Joachim I. von Brandenburg und dem Herzog Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche geschlossen. Im J. 1606 wurde die Stadt die Residenz der Fürsten von Anhalt-Dessau. Im 30jährigen Kriege erfuhr die Stadt mancherlei Drangsale. Vom 1—11. April 1626 suchte Graf Ernst von Mansfeld mehrmals den Uebergang über die Elbe bei D. zu erzwingen, bis er endlich von Wallenstein vollständig zurückgeschlagen wurde. Unter dem Fürsten Leopold I., der den Protestanten und Juden freie Religionsübung gestattete, hob sich die Stadt wieder; besondere Berühmtheit erhielt sie zu Ende des 18. Jahrh. durch das hier von **Basedow** (s. d.) gegründete Philanthropin. Fürst Leopold Friedrich Franz und der gegenwärtige Herzog, Leopold Friedrich, thaten am meisten zur Verschönerung und Vergrößerung der Stadt.

Dessert oder Nachtisch heißen die Früchte, Confituren, Crème, Gelées u. s. w., welche am Ende eines Gastmahls, einer Mahlzeit auf Tellern, Muscheln, Platten u. s. w. aufgetragen werden, und mehr um den Gaumen zu reizen als zur eigentlichen Sättigung zu dienen. Die Franzosen haben diesen Gegenstand des Luxus besonders zum Gegenstande eines besonderen Studiums gemacht und ein ordentliches System aufgestellt. In früheren Zeiten behaupteten die Italiener in Aufstellung des Desserts vor allen Völkern den Vorrang.

Dessolles, Jean Josephe Paul Augustin, Marquis, geb. den 3. Oct. 1767 zu Auch im Gersdepartement, franz. Staatsminister und Pair, trat beim Anfange der Revolution in Kriegsdienste, ward Capitän, Adjutant des Generals Reynier und 1796 Bataillonschef. Als solcher diente er unter Napoleon in Italien, ward Brigadegeneral, schlug die Oesterreicher (April 1799) im Veltlin bei Santa Maria, ward deshalb zum Divisionsgeneral ernannt und kämpfte besonders bei Novi mit Auszeichnung. 1800 zeichnete sich D. als Chef des Generalstabes unter Moreau aus, befehligte 1803 die franz. Armee in Hanover, und lebte dann eine Zeit lang als Privatmann, bis ihn Napoleon 1808 nach Spanien sandte. Allein er kehrte bald nach Frankreich wieder zurück und lebte fern von allen Geschäften, bis ihn Napoleon zum Chef des Generalstabes bei der Armee des Vicekönigs ernannte. Im russischen Feldzuge ging er bis nach Smolensk, nahm dann seine Entlassung und kehrte nach Paris zurück. 1814 erklärte er sich für die Wiederherstellung der Bourbons, weshalb ihn Ludwig XVIII. zum Pair und Staatsminister ernannte. Diese Würden übernahm er nach der 2. Restitution der Bourbons, sprach gegen das Reactionssystem der Ultras, ward den 29. Decbr. 1818 Minister der auswärtigen Angelegenheiten,

sprach gegen die Abänderung des Wahlgesetzes von 1817, und trat deshalb den 17. Nov. 1819 aus dem Ministerium. 1822 verlor er seine übrigen Würden als Anhänger der Opposition, und starb den 2. Nov. 1828, geachtet wegen seiner Freisinnigkeit und geraden Handlungsweise.

Destillation heißt diejenige Operation, wodurch ein Körper durch Wärme in Dämpfe sich verwandelt, die an einem anderen Orte durch Erkältung im tropfbar flüssigen Zustande zurückgeführt und aufgefangen werden. Erfunden scheint diese wichtige chemische Operation von den Arabern zu sein, denn schon der arabische Arzt Alhazen erwähnt sie in seinen Werken und vergleicht z. B. den Schnupfen mit der D., auch sind viele der ältern Benennungen von Destillationsgeräthschaften arabischen Ursprungs, wie Alembic. Bei der in Rede stehenden D. wird die verdichtete Masse stets tropfbarflüssig erhalten, weshalb man sie auch nasse D. nennt, zum Unterschied von der ihr ähnlichen Sublimation, wobei das Destillationsproduct im festen Zustande erhalten wird, so wie von der trocknen D. (s. unten). Die nasse D. oder D. im engern Sinne wird in der Regel angewendet, um flüchtige Körper von nicht flüchtigen oder weniger flüchtigen, mit denen sie vermengt sind, zu trennen. So befreit man den Weingeist durch D. von den Bestandtheilen der Maische und dem Wasser, die ätherischen Oele von Harz und Farbestoffen, die Aetherarten von den bei ihrer Darstellung angewendeten Säuren und Salzen rc., selbst das Wasser wird durch D. von den ihm beigemischten Salzen gereinigt (destillirtes Wasser), ein Mittel, wodurch man auch Meerwasser trinkbar machen kann. Manche Körper, welche für sich erst bei ziemlich hoher Temperatur flüchtig sind, lassen sich in Verbindung mit andern Dämpfen, besonders Wasserdämpfen, leichter verflüchtigen, und wenn dies auch oft die scharfe Trennung gemengter Flüssigkeiten durch bloße Destillation erschwert, so kann man diesen Umstand auch wieder benutzen. Der Weingeist läßt sich z. B. durch bloße D. nicht vollkommen entwässern, aber die flüchtigen Oele der Pflanzen gewinnt man durch D. der Pflanzentheile mit Wasser, indem das Oel mit den Wasserdämpfen übergeht und sich aus dem Wasser nach dem Erkalten von selbst, oder nachdem man das Wasser mit Kochsalz gesättigt hat, abscheidet. Die D. geschieht in besonders dazu bestimmten Apparaten. Der erste Haupttheil dieser Apparate, in welchem die Substanzen erhitzt werden, besteht meist aus verzinntem Kupfer, wie die Destillirblasen beim Branntweinbrennen und der Apotheker rc. oder aus Glas, wie die Retorten zu chemischen Zwecken, zu Darstellung von Säuren und andern das Kupfer und Zinn angreifenden Metallen, seltener aus gebranntem Thon, wie bei Darstellung der Nordhäuser Schwefelsäure; aus Platin, wie die Säureretorten größerer Fabriken, aus Gußeisen, z. B. für Zink, Quecksilber rc. Die Erwärmung geschieht bei Glasretorten über Kohlenfeuer oder im Wasserbade, Sandbade, Oelbade, je nach der erforderlichen Temperatur, auf einem Ofen; kupferne Blasen werden entweder wie Kessel über einer Feuerung eingemauert und von außen erhitzt, oder die Erhitzung durch Wasserdämpfe hervorgebracht (Dampfdestillation). Den zweiten Haupttheil bildet die Vorlage oder der Theil, der das Destillat aufnehmen soll. Er kann entweder aus Glaskolben oder Flaschen, oder nur aus gewöhnlichen Fässern bestehen, entweder unmittelbar oder mittels kurzer Glasröhren oder mittels eines sogenannten Kühlapparats verbunden. Im erstern Falle wird die Vorlage selbst und das Verbindungsrohr durch kaltes Wasser, nasse Tücher, Kalkmischungen rc. abgekühlt, im zweiten geschieht die Verdichtung in dem Kühlapparat oder Refrigerator. Früher wurden nach der Richtung, welche der Dampf zu nehmen hatte, drei Arten von D. unterschieden, die gerade oder aufsteigende, in Kolben oder Helm oder Blase und Hut, die seitliche oder schräge, in Retorten mit Vorlage, und die absteigende oder senkrechte, in bedeckten Tiegeln und durch deren Boden gehenden, offenen Rohr und denselben oft eine mysteriöse Bedeutung beigelegt. In neuerer Zeit hat man namentlich in Bezug auf den Refrigerator mannichfache andere Formen ausgedacht, deren Zweck ist, eine möglichst große Oberfläche in kleinern Raume darzubieten. Sehr zweckmäßig ist der Schradersche und Goddes Kühlapparat. Das Gelingen der D. beruht vorzüglich darauf, daß man möglichst constant die Hitze auf dem Grade erhält, welcher gerade für Verflüchtigung des beab-

sichtigten Products hinreicht, weshalb die D. mit Dampf oder die im Sand- und Wasserbade viele Vortheile bietet. Ein mechanisches Ueberspritzen von Flüssigkeit in die Vorlage ist häufig nur dadurch zu verhindern, daß man die Blase nur zum Theil füllt und sehr vorsichtig erhitzt, was überdem bei Glas- und Thongefäßen sehr nothwendig ist. Zur Vorbeugung von Unfällen, welche durch die Spannung der Dämpfe im Innern des Apparats, und umgekehrt dadurch entstehen können, daß zu Ende der Operation der innere Raum luftleer wird, bringt man sogenannte Sicherheitsröhren, bei metallenen Apparaten Ventile an. Unter trockener Destillation versteht man die Zerstörung, welche organische Producte, Knochen, Holz, Steinkohlen &c., erleiden, indem man sie in verschlossenen Gefäßen, gewöhnlich eisernen Retorten, erhitzt. Allgemeine Producte dieses Prozesses, der bei Erzeugung der Knochenkohle, der Holzkohle für Pulverfabrikation &c., des Leuchtgases Anwendung findet, sind brennbare Gase, ölige und wässerige Flüssigkeiten, z. B. Theer, Essigsäure beim Holz, Ammoniak bei Steinkohlen und animalische Substanzen, so wie Kohle, z. B. Knochenkohle, Coaks. Die Leitung des Processes der trocknen D. ist verschieden, je nachdem man die rückständige Kohle oder die flüssigen Destillationsproducte oder die Gase benutzen will. Der nach der D. zurückbleibende Körper hieß früher, wenn er fest war, Caput mortuum und wenn er flüssig ist, Phlegma, welche Ausdrücke jetzt jedoch nicht mehr gebraucht werden.

Destouches, Philippe Néricault, der bekannte Lustspieldichter, wurde am 22. Aug. 1680 zu Tours geboren und erhielt seine Bildung in Paris. Er ging als Freiwilliger zum Militär, trat aber bald zurück und zog zu dem Marquis von Puisieur, Gesandten in der Schweiz. Dort vervollkommnete er sich als dramatischer Dichter, und brachte mehrere Stücke auf das Theater, die mit vielem Beifalle aufgenommen wurden. Wegen seiner diplomatischen Kenntnisse erhielt er von dem Regenten den Auftrag, den Abbé Dubois nach England zu begleiten. Nach des Dubois Rückkehr von dort blieb er in London, wo er sich verheirathete, und die Geschäfte zur größten Zufriedenheit des Regenten fortführte. Nach des Letztern Tode zog D. von London auf sein Landgut Fort-Oiseau bei Melun. Den Antrag des Cardinals Fleury, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, lehnte er ab. D. war einer der besten französischen Lustspieldichter. Seine Lustspiele „Le glorieux" und „Le philosophe marié" gelten als classische Werke in dieser Gattung. Doch kränkeln sie an dem Hange zu moralisiren, der später das larmoyante Lustspiel erzeugte. Indeß ist er höchst glücklich in Schilderung der Charaktere und in Erfindung interessanter Situationen womit sich Witz, Zierlichkeit des Ausdruckes und Lebendigkeit des Dialogs vereinen. Er starb am 4. Juli 1754. Seine Werke wurden auf Ludwigs XV. Befehl von seinem Sohne (4 Bde., Par. 1757, 4), später von Salgues (6 Bde., Par. 1811, 4 Bde., 1820) herausgegeben, eine gute Auswahl seiner Dramen erschien 1841.

Destutt de Tracy, Antoine Louis Claude, Graf, einer der besten philosophischen Schriftsteller Frankreichs, der beim Ausbruche der Revolution Infanterieoberst und Deputirter bei den Generalstaaten für den Adel von Bourbonnais war. Als Freund freimüthiger Ideen wollte er die Abschaffung aller Adelsprivilegien, und folgte Lafayette als dieser 1792 Frankreich verließ und später gefangen genommen wurde, bis in die Gefangenschaft. Unter Napoleons Herrschaft in den Senat aufgenommen, verfolgte er als ein Mann von festem männlichen Charakter streng das Rechte und Wahre. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. (1814) wurde er zum Pair des Reichs ernannt und behielt diese Würde auch nach der zweiten Entsetzung Napoleons, da er während der 100 Tage kein Amt angenommen hatte. Er schrieb: „Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu" (Par. 1819, deutsch von Morstadt, 2 Bde., Heidelb. 1820—21), der besonders in den nordamerikanischen Freistaaten in Ansehen steht und daselbst an mehreren Universitäten als Compendium dient, ferner „Eléments d'idéologie" (6 Bde., Paris 1801—23), war seit 1826 Mitglied der französischen Akademie, nachdem er schon vorher seit der Gründung des Nationalinstituts Mitglied desselben gewesen war, und starb am 8. März 1836.

Desultorisch, eigentlich auf und abspringend, nicht bei der Sache bleibend, wird

von der ungenauen Behandlung eines Gegenstandes gebraucht, wobei man immer wieder von der Hauptsache abspringt, oder auch von Sachen, die nur flüchtig und obenhin betrieben werden. So spricht man von einer desultorischen Lectüre, wenn Jemand ohne Plan und Ordnung allerhand Schriften durcheinander liest. Der Name kommt her von den röm. Desultores, die beim Wettreiten in der Rennbahn ohne Unterbrechung des Laufs von einem Pferde auf das andere sprangen.

Detachement ist jede von dem Ganzen entsendete Truppenabtheilung; daher detachiren, zu irgend einem Zwecke Truppentheile abschicken. Detachirte oder vereinzelte Werke sind diejenigen Festungswerke, welche von allen übrigen ganz abgesondert, d. h. entfernt, liegen; man begreift dieselben unter dem allgemeinen Namen Forts. Sie sind entweder regelmäßig oder unregelmäßig gebaut; nach dem Hauptwerke zu entweder offen, oder geschlossen, und bestehen aus Redouten, Fleschen, Lunetten, Horn- oder Kronwerken; nach Befinden erhalten sie auch Wall und Graben.

Detail heißt das Einzelne, die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die genauern Umstände einer Sache, daher ins Detail gehen oder detailliren, Etwas bis auf die kleinsten Umstände erörtern. In der Kaufmannssprache ist der Detailhandel dem Handel en gros entgegengesetzt und Detailhändler oder Detaillist heißt ein Klein- oder Ausschnitthändler. In der Kunstsprache versteht man unter D. einzelne Partien oder Theile des Ganzen, im Gegensatz zu Ensemble. So detaillirt z. B. der Künstler, wenn er nicht bloß die Form einer Hand angiebt, sondern auch die Gelenke, Nägel ꝛc. im Einzelnen bestimmter ausführt. Wie weit diese Behandlung des Einzelnen gehen dürfe, ist von jeher ein Gegenstand des Streits gewesen. Diejenigen welche von dem Begriff der Kunstwahrheit ausgehen, glauben nicht sorgfältig genug in der Ausführung desselben sein zu können, wogegen die sogenannten Unduliſten (von undulatus, d. i. wellenförmig) mit dem Hogarth'schen Ausspruch, daß alle Schönheit auf wellenförmigen Linien beruhe, den Mangel an Bestimmtheit der Zeichnung und an genügender Ausführung ihrer Werke zu entschuldigen suchen. Die Wahrheit liegt wohl hier wie überall in der Mitte. Während der Künstler, der das D. allzusehr vernachlässigt, leicht in den Fehler der Trockenheit, Kälte und Skizzenhaftigkeit verfällt, verliert sich derjenige, der allzusehr ins D. geht und dieses überall geflissentlich hervorhebt, nur zu oft ins Breite, oder wird kleinlich und bringt keinen rechten Gesammteindruck hervor. Dies gilt von den bildenden Künsten, wie von der Poesie. Besonders schädlich für den Gesammteindruck wirken die bis ins kleinste D. ausgeführten Beiwerke. — In der Kriegswissenschaft heißt en Detail schlagen, die durch Zufall oder schlechte Anordnung getrennten Corps der feindlichen Armee einzeln angreifen und schlagen, bevor die andern ihnen zu Hülfe kommen können.

Determination, d. i. Bestimmung, heißt in der Logik die der Abstraction (s. Abstract) entgegengesetzte logische Operation, vermöge deren einem Allgemeinbegriffe bestimmende Merkmale beigefügt werden, wodurch man zu einem dem Inhalte nach reichern, dem Umfange nach jenem untergeordneten Begriffe gelangt. Die Logik drückt den Grundsatz, daß ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinirter Begriff ohne Widerspruch nicht durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, durch den Satz des ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi medii inter duo contradictoria) oder den Satz der durchgängigen Bestimmbarkeit (principium omnimodae determinationis) aus, welcher so lautet: Von zwei entgegengesetzten Bestimmungen, wenn sie sich überhaupt auf einen Begriff beziehen, kann in derselben Beziehung nur die eine demselben beigelegt werden, die andere ist ihm abzusprechen.

Determinismus oder Prädeterminismus heißt diejenige Weltansicht, welche behauptet, daß die menschlichen Handlungen immer durch äußere oder innere, im Causalnexus der Dinge ruhende, Bestimmungsgründe nothwendig bedingt seien. Ihm entgegen steht der Indeterminismus oder die Ansicht, welche das Wollen und Handeln für frei und zwar für frei in dem Sinne erklärt, daß es von vorhergehenden Ursachen nicht nothwendig bestimmt wird und also auch möglicher Weise eine den bestimmenden Ur-

sachen entgegengesetzte Richtung nehmen kann. Der D., der seinen eifrigsten Vertheidiger in Heinrich Hume fand („Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit". Aus dem Engl., von Rautenberg, Braunschw. 1768), ist ein mechanischer, wenn er die Bestimmungen unserer Handlungen in die bewegende Kraft des Objects oder der Materie setzt, ein rationeller oder psychologischer, wenn er den Willen als abhängig von den Neigungen, Trieben, Leidenschaften, Affecten denkt und in diesen seine Bestimmungsgründe sucht, ein metaphysischer, wenn er das psychologische Factum einräumt oder für Selbsttäuschung erklärt, weil es nicht mit dem allgemeinen Causalnexus in Uebereinstimmung stehe. Die roheste Form des D. ist der Fatalismus (s. d), der die Willensacte, wie alles andere Geschehene, von einer allgemeinen blindwirkenden Nothwendigkeit beherrscht werden läßt, und der nicht viel bessere materialistische D., der im Zusammenhange mit einer Psychologie steht, welche das geistige Leben nur für den Ausdruck der Bewegungen der Bestandtheile des körperlichen Organismus erklärt und somit die Selbständigkeit des geistigen Lebens geradezu läugnet, wie es der franz. Materialismus des 18. Jahrh., namentlich Lamettrie (s. d.) u. A. that. Der feinere D. sucht freilich sich als Vertreter der Freiheit (s. d.) darzustellen, ist ihm aber nicht weniger entgegengesetzt, wie die obengenannten rohen Arten. Er verwechselt zunächst die Willensfreiheit im Allgemeinen (in abstracto), welche indeterministisch ist, da sie von dem Materiellen der Handlungen völlig abstrahirt und rein formell als das Vermögen einer nicht durch objective Gründe bedingten Entschließung betrachtet werden muß, mit der Willensfreiheit im Besondern (in concreto), bei welcher freilich Bewegungsgründe nicht geläugnet werden können, die aus Zuneigung oder Abneigung hervorgehen, er übersieht aber auch ferner, daß jene Bewegungsgründe nicht mechanisch, sondern intellectuell auf den Menschen wirken, und keineswegs seine freie Beurtheilung und Wahl hemmen, und steht endlich mit der dem Menschen eingepflanzten Idee zum Guten in geradem Widerspruche. In der neuern Zeit hat ihn die Philosophie gänzlich verworfen, nur Herbart (s. d.) hat ihn wieder zu vertheidigen versucht.

Detmold, die Residenzstadt des Fürstenthums Lippe-Detmold (s. d.), am östlichen Fuße des teutoburger Waldes, an der westfälischen Werra und der Berleberle, besteht aus der Alt-, Neu- und Vorstadt, ist Sitz der höchsten Landesbehörden, hat ein Gymnasium (das Leopoldinum) mit einer ansehnlichen öffentlichen Bibliothek, ein 1791 errichtetes Schullehrerseminar, seit 1832 einen Singverein, eine Bibelgesellschaft, eine vortreffliche und sehr umfassende Armenversorgungsanstalt, ein Waisenhaus, eine Industrieschule und 3000 Einw., welche sich mit Leinweberei, Gerberei, Brauerei und Landwirthschaft beschäftigen. Zu den bemerkenswerthesten Gebäuden der Stadt gehört vor Allem das fürstliche Residenzschloß, die Alexandersburg genannt, ein Gebäude von großem Umfange mit schönem Garten. In der Nähe befindet sich das Lustschloß Friedrichsthal mit schönen Anlagen und die Meierei Johannettenthal. Auch wird in der Umgegend D.'s auf der oberhalb des Dorfes Hiddesen gelegenen sogenannten Grotenburg Armins kolossales Standbild errichtet. D. soll nach Einigen das alte Teutoburgium gewesen sein, nach Andern, seinen Namen von den Volksversammlungen erhalten haben, die hier gehalten wurden (dioti und mal). Zwischen D. und Horn war das Schlachtfeld (genannt Winfeld), auf welchem im J. 9. n. Chr. der röm. Feldherr Varus von Hermann geschlagen wurde. Im Jahre 783 fand hier zwischen den Franken unter Karl dem Großen und den Sachsen eine blutige Schlacht statt, die aber zu keiner Entscheidung führte und mehr zum Vortheil der Sachsen ausschlug. D. erhielt 1361 unter der Regierung Bernhards V. Stadtrechte und wurde gleichzeitig mit Wall und Graben umgeben. Demungeachtet wurde sie 1404 vom Herzog Heinrich von Braunschweig und 1417 von den hussitischen Horden erobert und mit der schon seit 1350 stehenden herrschaftlichen Burg eingeäschert. Bernhard VII. erbaute 1454 das Schloß, das Simon V. 1528 mit einem Walle umgab.

Detoniren heißt beim Gesange die falsche Angabe, die Abweichung des Tons von der richtigen Tonhöhe. Die Ursache des D. liegt sehr häufig in der Organisation der Stimmwerkzeuge oder auch in einem Mißverhältnisse zwischen dem Gehör und den Stimmor-

ganen und ist dann nervös, d. h. die von den Stimmorganen hervorgebrachten Töne entsprechen dem auf die Gehörnerven hervorgebrachten Eindrucke nicht, obgleich die ersten völlig normal gebildet sein können. Am gewöhnlichsten ist der Grund der D., in einer mangelhaften Methodik des Gesangunterrichts zu suchen.

Dettelbach, eine kleine Stadt im bayerschen Kreise Unterfranken, 2 Meilen von Würzburg, am rechten Ufer des Main, welcher hier eine bedeutende Krümmung macht, terrassenförmig emporsteigend, ist Sitz eines Landgerichts und Rentamts und zählt 2400 Einw., welche viele Gewerbe, Acker- und Weinbau und bedeutenden Handel treiben. Der Weinbau, der einen trefflichen Frankenwein (Dettelbacher) liefert, wurde hier schon in sehr früher Zeit getrieben. In der Nähe liegt der Ort Weinberg mit einem 1505 erbauten Franciscanerkloster, zu dessen Kirche, wegen eines wunderthätigen Marienbildes, stark gewallfahrtet wird. Schon zu Anfang des 9. Jahrh. kam D. an Würzburg und erhielt 1484 durch Kaiser Friedrich III. städtische Gerechtsame. Wegen der Theilnahme der Bewohner am Bauernaufstande im Jahre 1515 hielt der Bischof von Würzburg nach Unterdrückung desselben daselbst ein furchtbares Blutgericht.

Dettingen, bayrisches Dorf im Untermainkreise mit 1300 Einw., merkwürdig durch die hier 1743 zwischen den vereinigten Kaiserlichen und Engländern unter Georg II., gegen die Franzosen unter Noailles gelieferte Schlacht. Letztere wurden geschlagen, obschon sie im Anfange der Schlacht im Vortheile gegen die Engländer waren, und verloren die Schlacht durch ihre eigene Unvorsichtigkeit, indem sie durch ihre schlechte Stellung ihre eigenen Batterien hinderten zu feuern.

Deukalion, des Prometheus und der Asia Sohn, der Stammvater der Griechen. Jupiter hatte beschlossen, die Menschen des ehernen Zeitalters durch eine allgemeine Ueberschwemmung zu vertilgen. Da warnte Prometheus seinen Sohn und bauete ihm ein Schiff, das D. und seine Gattin Pyrrha, die Tochter des Epimetheus und der Pandora, bestiegen. Jupiter gestattete die Rettung, da beide Eheleute durch ihre Tugend ihm wohlgefielen. Unendlicher Regen fiel und tödtete alle Menschen; neun Tage und neun Nächte trieb D.'s Schiff auf den Wassern, bis es auf dem Berge Parnassos in Phocis (zu Lykorea landete. D. opferte hier dem Jupiter Phyrios (d. i. Flüchtlingsbeschützer) und dieser durch Mercur, oder Themis, befahl ihnen, die Gebeine ihrer Mutter hinter sich zu werfen, um die Erde von Neuem zu bevölkern. Nach langem Sinnen glaubten sie, damit müßten die Steine der Erde, ihrer aller Mutter, gemeint sein, und aus den Steinen, die D. hinter sich warf, wurden Männer, aus denen der Pyrrha, Frauen. Nun gründete D. ein Reich, dem andere Sagen anderes Local zuweisen, Lykorea, oder Lokris, Phthiotis, oder Attika. Thessalien möchte wohl am meisten für sich haben. Pyrrha gebar dem D. den Hellen und Amphiktyon, und die Protogenia, mit der Jupiter den Aethlius erzeugte. Hellen, sein Sohn, zeugte mit der Nymphe Orseis die Söhne Dorus, Xuthus, Aeolus, und Xuthus wiederum mit der Kreusa den Jon und Achäus; und so ward D. Stammvater des ganzen Hellenenvolkes, das sich in, nach seinen Nachkommen benannte, Völkerschaften schied. Viele Orte ehrten durch Tempel und Gottesdienst sein Andenken Homer und Hesiod kennen den D. nicht. In Bezug auf den Ort weicht die Sage mannichfach ab. Hygin nennt den Aetna, auf dem er sich zuerst niedergelassen, Servius den Athos, nach Pindar baute er seine erste Wohnung in Opus. Auch die Gründung des alten Heiligthums des olympischen Zeus in Athen wird ihm zugeschrieben und daselbst sein Grabmal gezeigt. Nach der Parischen Marmorchronik regierte D. zu Lykoreia 1574 v. Chr. und die Ueberschwemmung fand 1519 oder 1529 v. Chr. statt. Einige halten die Deukalionische Fluth für ein und dieselbe mit der Noahschen Sündfluth (s. d.). — Ein anderer Deukalion war ein Sohn des Minos und der Pasiphaë oder Krete, einer der kalydonischen Jäger und Argonauten, Vater des Idomeneus; ein anderer Sohn des Hercules und einer Tochter des Thespius; endlich hieß auch ein Trojaner, der den Achilleus tödtete, D.

Deus ex machina (d. h. ein Gott aus der Maschine) ist der sprichwörtlich gewordene Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zu-

falles bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch-geschürzten Knotens im Drama oder auch im Romane. Der Ausdruck kommt aus der antiken Tragödie, wo es häufig geschah, daß die Katastrophe durch einen mittels der Maschine herabgelassenen Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde, so im „Philoctet" durch die Erscheinung des Hercules in der „Iphigenia in Tauris" durch die der Diana. In den modernen Zauberspielen geschieht dies noch jetzt und im modernen Lust- und Schauspiel, so wie im Roman kann man jeden Incognito-Fürsten, oder reichen Onkel 2c., der wie aus den Wolken fällt, um den Knoten zu lösen, einen Deus ex machina nennen. Auch auf plötzliche Ereignisse im gewöhnlichen Leben hat man den Ausdruck übertragen.

Deut (Duyt), ist der Name einer ehemaligen holländischen Scheidemünze von Kupfer in der Größe eines Pfennigs; 1 Deut = 2 Pfennig, 8 Deut = 1 Stüber. D.'s wurden nicht nur in Holland als Landesmünze, sondern auch von den einzelnen Provinzen (wie Geldern, Utrecht, Seeland, Oberyssel 2c.) ausgeprägt, und von den Holländern für Ostindien und die Capstadt geschlagen. In den indischen Besitzungen der Holländer circuliren sie noch jetzt. Die allgemeine Verbreitung und die große Menge dieser Münzen gab Veranlassung, daß man Deut auch für eine Sache gebraucht, die wenig oder gar keinen Werth hat.

Deuteronomion, d. i. Wiederholung des Gesetzes, heißt bei den griechischen Uebersetzern das fünfte Buch Mosis, weil es eine Uebersicht der gesammten mosaischen Gesetzgebung, mit Ausnahme Dessen, was für die Priester allein gehört, enthält, zum Theil auch die Geschichtserzählung der früheren Bücher wiederholt. Nach den neuesten Untersuchungen Stähelins, der in den Büchern des Pentateuchs eine Grundschrift und eine Ergänzungsschrift nachweist, ist das D. von dem Ergänzer der 4 ersten Bücher Mosis verfaßt. Für seine spätere Abfassung sprechen besonders die mehrfachen Beziehungen auf den Tempel zu Jerusalem, auf Königthum und Prophetenthum.

Deutsch kommt von dem Althochdeutschen diutisk, mittelhochdeutsch tiutsch und bedeutet volksthümlich, dem Volke angehörig, theils im Gegensatz zu dem, was einzelnen Stämmen gehört, theils zu dem Fremden, Ausländischen. Erst zur Zeit der Karolinger, als die deutschen Herzogthümer und Volksstämme zu einem Reiche vereinigt wurden, wurde deutsch (mit lat. Form Theodiscus, Theudiscus) Volksname. Ueber die Orthographie des Worts, ob man deutsch oder teutsch schreiben solle, ist bis auf die neueste Zeit viel gestritten worden. Im Grunde ist eins so richtig als das andere. Man muß nämlich von dem mittelhochdeutschen tiutsch ausgehen. Die Tenuis des Mittelhochdeutschen hat sich nun im Neuhochdeutschen theils in die Media d abgewandelt (z. B. Tach in Dach, trache, Drache, tumbe, dumm 2c.), theils ist sie geblieben (z. B. tac, Tag, triben, treiben 2c.). Beachtet man aber den Gebrauch, so wird man sich für deutsch entscheiden; denn diese Schreibung war schon im 16. Jahrh. überwiegend und blieb es, trotz aller Reclamationen, bis auf die neueste Zeit. Auf die mythologischen Namen Teut und Tuisko darf man sich wenigstens nicht beziehen, da diese mit dem gleichzeitigen diutisk sprachlich in keiner Verbindung stehen. Vgl. Jac. Grimm „Excurs über Germanisch und Deutsch" („Deutsche Grammatik" 3. Aufl., S. 10 flg.).

Deutsch-Brod oder Niemeczky-Brod, d. i. Deutsch-Furth, eine königliche Stadt im czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, am rechten Ufer der Sazawa, welche hier die Schlapanka aufnimmt, ist ziemlich gut gebaut, hat 5 Kirchen, namentlich die Dechantkirche, und mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, ein Gymnasium, ein Mineralbad, und 4000 Einw., welche sich von Decken- und Tuchweberei nähren. D. ist eine der ältesten Städte Böhmens und soll schon 793 von deutschen Bergleuten gegründet worden sein; als in der Nähe reiche Silberbergwerke entdeckt wurden. Es erhielt 1278 Stadtrechte, wurde 1321 zur Bergstadt und 1620 zur königlich freien Stadt erhoben. Am 1. Jan. 1422 wurde Kaiser Sigismund von den Hussiten unter Ziska bei D. geschlagen und 1469 Matthias Corvinus von den Böhmen eingeschlossen.

Inhalt

des dritten Bandes.

C.

D.

In einigen Artikeln meines Conversations-Lexikons sind die Namen der ungarischen Comitate fehlerhaft gedruckt. Ich führe daher nachträglich die Namen sämmtlicher Comitate Ungarns hier auf:

1. Preßburger.
2. Graner.
3. Honther.
4. Pesther.
5. Batscher.
6. Neutraer.
7. Trentschiner.
8. Arvaer.
9. Liptauer.
10. Neusohler.
11. Turoczer.
12. Barscher.
13. Neograder.
14. Wieselburger.
15. Raaber.
16. Komorner.
17. Stuhlweißenburger.
18. Tolnaer.
19. Baranyer.
20. Schümegher.
21. Szalader.
22. Eisenburger.
23. Oedenburger.
24. Weßprimer.
25. Hevescher
26. Borschober.
27. Zempliner.
28. Unghvarer.
29. Bereghер.
30. Zipser.
31. Scharoscher.
32. Gömörer.
33. Abaujvarer.
34. Tornaer.
35. Marmaroscher.
36. Ugotscher.
37. Szathmarer.
38. Szaboltscher.
39. Tschongrader.
40. Torontaler.
41. Temeschvarer.
42. Kraschowaer.
43. Arader.
44. Tschanader.
45. Bekescher.
46. Biharer.
47. Mittelsolnoker.
48. Krasnaer.
49. Zoronder.
50. Köwarer Distrikt.
51. Kumanier Distrikt.
52. Jazygen Distrikt.

Slavonien.

53. Werötzer.
54. Posega.
55. Syrmien.

Kroatien.

56. Agramer.
57. Warasdiner.
58. Kreutzer.
59. Littorale oder Küstenlant.

Zu bemerken habe ich: daß im Ungarischer das s wie **sch** ausgesprochen wird. Ich habe daher Deutsch **sch** geschrieben, damit die Deutschen die Namen richtig aussprechen.

Otto Wigand.

Digitized by Google